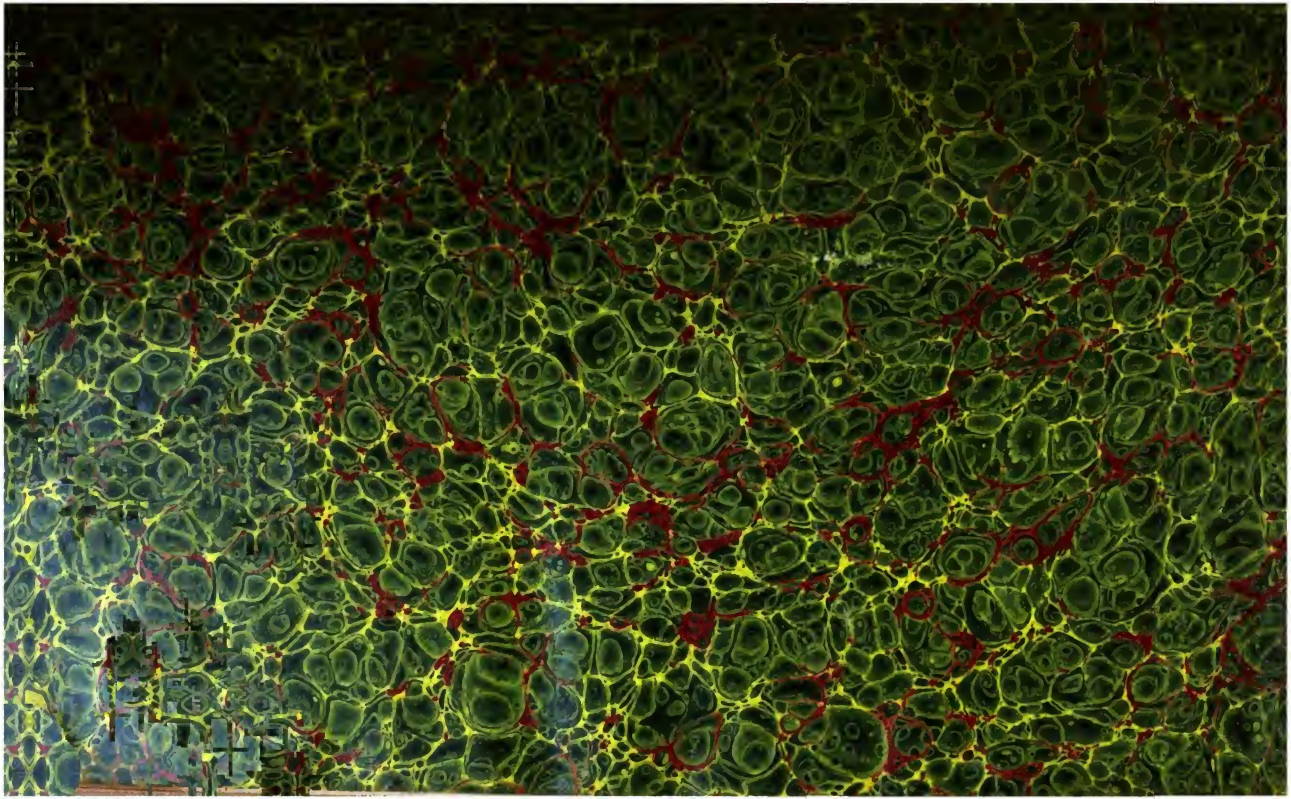
UNSERE ZEIT

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
University of California.

No. 10573.
Division
Range
Shelf
Received March 31, 1876.



Digitized by Google

Digitized by Google

9427

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Digitized by Google

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatsschrift

zum

Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Vierter Jahrgang. Erste Hälfte.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1868.

Digitized by Google

AP30
U58
no.811

11573

Digitized by Google

UNIVERSITY
Library.
Of California.

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling.

Erster Artikel.

Der Cabinetswechsel.

„Nicht, daß Sie das Unmögliche nicht möglich gemacht, rechne ich Ihnen als Vorwurf an; wohl aber ist es mir unbegreiflich, daß Sie vier Jahre gebraucht, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, man müsse Ungarn mit Concessionen entgegenkommen", sagte im Herbst 1867 Reichskanzler Baron Beust zu dem gewesenen Staatsminister Schmerling nach einer Commissionssitzung im Herrenhause. In der That war, als Ritter von Schmerling im Laufe des Jahres 1864 endlich inne ward, daß es absolut undenkbar sei, in der größern Hälfte der Monarchie noch länger sein berühmtes Proverb „wir können warten" in Scene zu setzen, die Lage bereits so weit gediehen, daß seine schwächlichen Anläufe, eine Lösung im Sinne der Februarverfassung herbeizuführen, nur für seine Gegner das Signal wurden, die Explosion der längstgelegten Minen zu seinem Sturze zu beschleunigen. Gewiß, wer im October 1867 Zeuge gewesen, welche Hebel Baron Beust in Bewegung gesetzt, um sich der Bischofsadresse gegenüber zu halten, und wie er unrettbar verloren gewesen wäre, wenn nicht ein befriedigtes Ungarn ihm den Rücken gedeckt hätte; ja, wenn nicht Graf Andrássy ausdrücklich von Pesth mit der Botschaft herbeigeeilt wäre, daß eine Nachgiebigkeit gegen das Episkopat und die Einsetzung eines feudal-ultramontanen Ministeriums in den Erblanden unfehlbar und sofort zu neuen Katastrophen in Ungarn führen müsse: der wird sich nicht wundern, daß Hr. von Schmerling, der in offenem Kriege mit dem magyarischen wie mit dem slawischen Elemente lebte, vollkommen außer Stande war, jenem Satze seines eigenen Antrittsprogrammes nachzuleben, demzufolge es das sicherste Kennzeichen des echten Staatsmannes ist, wenn er die berechtigte öffentliche Meinung in sich aufzunehmen weiß. Sicherlich, der Minister, der in Ungarn, Kroatien, Galizien und Venetien nur mittels des Militärregiments in mehr oder minder straffer Form zu herrschen vermochte, bewegte sich in einem circulus vitiosus, wenn er sich und andern einbilden wollte, in dem Reste des Reichs ein ernsthaft constitutionelles System verwirklichen zu können. Blieb ihm doch schon an Werkzeugen, nachdem er alle nicht durchaus „correcten", d. h. irgendwie von dem Geist selbständiger Regsamkeit angefressenen und nicht in die bureaukratische Schablone passenden Elemente von sich gestoßen, nichts übrig als das alte Bach'sche Beamtenthum, das von seinen höchsten Spitzen an — wir nennen nur die reactionären Minister Lasser und Hein, sowie den starr centralistischen Staatsrathspräsidenten und Führer der Herrenhausmajorität Baron Lichtenfels — viel zu sehr von dem Geist des rückhaltlosesten Absolutismus durchtränkt war, um selbst blos jenem dürftigen Scheinconstitutionalismus, den Schmerling in den rein deutschen Kronlanden zu realisiren meinte, als geschickte oder auch nur willige Stütze zu dienen. Noch weniger als die Bureaukratie traute der Klerus dem Frieden. Wenn jene, theils durch ihre Reminiscenzen, theils durch die Sorgen für die eigene Zukunft bewogen, fortwährend wlugte, um sich in dem Dienste der Februarverfassung nicht allzu sehr zu compromit-

Digitized by Google

tiren, und dies Ziel am einfachsten zu erreichen hoffte, indem sie auch die letzten kümmerlichen Funken austrat, die etwa von dem 1860 angebahnten Umschwunge noch leise fortglimmten, so stellte sich namentlich die hohe Geistlichkeit auf die Dauer dem Régime Schmerling immer feindseliger gegenüber. Der Fürsterzbischof von Wien, Cardinal Rauscher, scheint der einzige in ihren Reihen gewesen zu sein, der klar die Gefahr für das Concordat erkannte, falls dem Sturze des Centralismus ein dualistisches Regiment folge und Ungarn dann, wie mit absoluter Bestimmtheit vorauszusehen, den Vertrag mit Rom vom Jahre 1855 einfach als illegal ignorire. Die Heißsporne des Episkopats, namentlich Cardinal Schwarzenberg in Prag, die Bischöfe von Olmütz und Brünn, Fürst Fürstenberg und Graf Schaffgotsche, zweifelten auch nicht Einen Augenblick, daß es ihnen mit Hülfe der böhmischen Hochtories und der czechischen Nationalität gelingen werde, der Entlassung Schmerling's und der Beseitigung des Reichsrathes den Charakter eines militärisch-klerikalen Staatsstreichs aufzudrücken. Von der Herrschaft des Dualismus könne dann keine Rede sein: im Gegentheil, es müsse eine Zeit anbrechen, wo der Baum des Concordats, der unter Schmerling zwar nicht vertrocknet war, aber auch keine neuen Früchte angesetzt hatte, wieder üppiger blühen werde als selbst in den Tagen Bach's. Wie wenig auch Schmerling in seiner precären Stellung daran denken konnte, dem Concordat ernstlich zu Leibe zu gehen, hatte er einst doch dem Fürsten Schwarzenberg den Beistand des weltlichen Armes verweigert, als derselbe unter Berufung auf das Concordat von allen Gemeinden die Auslieferung der von der Kirche beanspruchten Fonds an die bischöflichen Behörden verlangte. War nicht das Protestantenpatent und die Zerstörung der Glaubenseinheit in Tirol ein sehr bedenkliches Memento für die Ultramontanen? Hatte die Regierung nicht eben erst (7. Jan. 1865) sich über die Encyclica und den Syllabus in einer cavaliermäßigen Weise geäußert, die den Suprematiegelüsten Roms durchaus nicht conveniren konnte: sie sei nach dem Concordat nicht in der Lage, auf die Publicirung jener Documente seitens des Episkopats „Einfluß zu nehmen", erkenne aber in demselben lediglich eine Verlautbarung von Anschauungen des Heiligen Stuhles, welche nicht geeignet sei, eine Aenderung der in Oesterreich bestehenden Gesetze zu erwirken. War das der Geist, in dem das Concordat abgeschlossen war und der kaiserliche Botschafter in Rom, Baron Bach, mit Leo Thun, dem Urheber des unseligen Pactes, dort barfuß Processionen mitmachte? Freilich mußte der Staatsminister sich begnügen, die Faust in der Tasche zu ballen; freilich mußte er auf die Einbringung jener interconfessionellen Gesetze definitiv verzichten, deren Vorlage er dem Reichsrathe gleich bei dessen Eröffnung im Mai 1861 für die erste Session aufs feierlichste zugesagt; freilich wurde die im Protestantenpatent den Evangelischen zugesicherte Glaubensfreiheit zur Posse, indem ihnen in Meran die nachgesuchte Erlaubniß zur Begründung einer Kirchengemeinde, die ihnen im Princip allerdings zustand, in der Praxis von der Regierung zwar nicht verweigert, aber noch viel weniger bewilligt ward! Allein wenn die Farce, daß Bach und Bischof Feßler in Rom nun schon ins fünfte Jahr über die Revision des Concordats verhandelten, des Reichsrathes, dem man sie vorspielte, unwürdig war, war sie des Klerus im Grunde weniger unwürdig? Entsprach sie der Jupitershaltung der Curie, die eben damals durch ihren Nuntius Monsignore Meglia dem Kaiser Maximilian in Mexico erklären ließ, daß er gerade so wie der letzte Bewohner seines Landes „ein Unterthan" des Papstes sei? Und wenn das Benehmen Schmerling's ebenso sehr die Ohnmacht wie den bösen Willen des Ministers constatirte, sollte man vielleicht abwarten, bis durch irgendeine Veränderung der Constellation zum Wollen sich auch wieder das Können fand, nachdem er selber vor fünf Jahren die Gelegenheit, beides miteinander zu vereinen, so unglücklich verpaßt?

Hieraus aber ergab sich für Schmerling eine Lage, die ihm auch noch die letzte seiner

Digitized by Google

bisherigen Stützen, die Sympathien des deutschen Elements, entzog. Es mußte sich in politischer Beziehung von ihm abwenden, weil er es zuletzt geradezu mit dem Kopfe gegen die Wand stellte und ihm keine andere Wahl ließ, als den Uebergang ins oppositionelle Lager, oder den radicalen Bruch mit den einfachsten Grundprincipien des Liberalismus, sodaß es zum Gespötte der Welt geworden wäre. Ja, Schmerling konnte dem Deutschthum auch für seine Nationalität keinen nachhaltigen Schutz mehr gewähren. Das empfindlichste Barometer für die bei Hofe vorherrschende Luftströmung sind in Oesterreich bekanntlich die böhmischen Hochtories; diese aber zeigten bereits so deutlich auf einen radicalen Wetterumschlag, daß derselbe Landtag, der vor einem Lustrum eine so entschiedene deutsche Majorität zur Schau trug, jetzt das berüchtigte Sprachenzwanggesetz votirte, weil die Großgrundbesitzer im prager Ständehause nach und nach ins Lager der Czechen desertirten. Auch hatte Schmerling selber den Grafen Belcredi, der berufen war, ihn persönlich zu verdrängen und über das deutsch-österreichische Element eine furchtbare Zuchtruthe zu schwingen, nur deshalb zum Statthalter von Böhmen gemacht, weil dieser feudal-ultramontane Magnat zur besondern Genugthuung des Staatsministers im Landtage mehrere Anträge der Deutsch-Liberalen unter Herbst zu Falle gebracht. Ohne Halt nach oben wie nach unten hin, war Schmerling schon so weit gediehen, daß er sich gleich einem Verzweifelnden an einen Strohhalm klammerte und gewissermaßen das Mitleid seiner erbittertsten Gegner anzuflehen schien, indem er denjenigen noch in den Sattel half, die schon mit dem Leichenwagen vor der Thür hielten, um das Februarpatent zu Grabe zu führen! Nährte er doch auch in anderer Beziehung Schlangen sozusagen am eigenen Busen, von denen die einen es in erster Linie auf seinen eigenen Sturz, die andern namentlich auf die Zertrümmerung des Verfassungslebens abgesehen. Ruhig, mit der ganzen Zähigkeit, mit dem vollen Raffinement eines Jesuiten von Profession, lauerte Graf Moritz Esterházy die Zeit ab, wo es ihm endlich vergönnt sein werde, das Cabinet zu sprengen, dem er als Minister ohne Portefeuille nun schon fünf Jahre angehörte. Der Graf ist ein viel zu bequemer Mann, um sich selbst für seine Parteizwecke einer anstrengenden Propaganda zu unterziehen; man versichert, daß, als er Oesterreich in Rom repräsentirte, die wiener Regierung oft monatelang auf dringend nothwendige und wiederholt verlangte Berichte warten mußte. Aber trotzdem eifriger Vertreter seiner Kasteninteressen und als Hofmann wie als Nachfolger Loyola's im Intriguenspiel seine größte Befriedigung findend, ist er wie wenige dazu angethan, „am Ufer zu sitzen und auf den Wind zu warten"; er schüttelt den Baum nicht, aber man kann sicher sein, daß er den Moment nicht vergessen wird, wo die reife Frucht sich vom Aste ablöst, um in seinen Schos zu fallen. Bei der Opposition gegen Schmerling hatte er außerdem alle nur ersinnlichen Gründe, seiner angeborenen Indolenz Gewalt anzuthun und sich die Legung von Schlingen allenfalls selbst einige Mühe kosten zu lassen. Dem magyarischen Magnaten, der, eine Ausnahme unter seinen Landsleuten, aus weltlichen wie aus kirchlichen Rücksichten, im Interesse seines Standes wie seines religiösen Ordens dem ehrlichen Constitutionalismus nicht etwa kalt gegenübersteht wie ein Altconservativer, sondern ihn mit dem intensiven Fanatismus der ultramontanen und feudalen Hochtories haßt; der also die Februarverfassung verabscheute, weil sie immerhin für die Erblande die Keime constitutioneller Entwickelung enthielt, und der den Widerstand Ungarns gegen dieselbe nur ausbeuten wollte, um jene Saat zu zertreten und in seinem Vaterlande die „avitische" Verfassung von 1847 mit allen exclusiven Privilegien des Adels wiederherzustellen: ihm mußte die ganze Wirthschaft Schmerling's ein Greuel sein. Will man noch politische Motive allgemeiner Natur hinzuthun, die übrigens bei Männern von Esterházy's Schlage stets gegen die Triebfedern der individuellen und Kasteninteressen sehr in den Hintergrund treten, so kann man sagen, daß der Graf, der als Ungar fortwäh-

Digitized by Google

rend der Ansicht gehuldigt, Oesterreich könne seine von der deutschen Kaiserkrone herstammenden Gerechtsame nicht schnell genug an den Meistbietenden losschlagen, kein Freund einer Regierung war, die den frankfurter Fürstencongreß in Scene gesetzt. Schmerling verrechnete sich schwer, wenn er, getäuscht durch die apathische Ruhe des Grafen, der im Conseil kaum je den Mund aufthat, sich einbildete, derselbe habe ihm die mannichfachen freundlichen Bemühungen, den letzten, nicht unbedingt der Actionssphäre des Staatsministeriums untergeordneten Ungar aus dem Rathe der Krone los zu werden, vergessen oder gar verziehen. Als er endlich klar sah, wie gefährlich ihm gerade dieser steinerne Gast als Mittelglied zwischen den Hochkirchlern, den Hochtories und der gesammten nationalen Opposition werden konnte, da brach er am 31. März 1865 im Abgeordnetenhause in die unbedachten Worte aus: „Nie werde die Regierung mit den Altconservativen Ungarns verhandeln; sie erkenne in ihnen vielmehr ihren erbittertsten Feind, dessen Minen bis in dieses Haus reichen." Alle Welt wußte, auf welches Mitglied diese schlecht versteckte Denunciation, daß ungarisches Geld seinen demokratischen Angriffen auf das Ministerium nicht fremd sei, gemünzt war; allein der Staatswagen rollte schon viel zu schnell die verhängnißvolle schiefe Ebene hinab, als daß mit solchen Zornausbrüchen sich noch das mindeste erreichen ließ. Es waren Hiebe in die Luft, die das Verderben Schmerling's nur beschleunigten; denn längst war er absolut unfähig geworden, bei Hofe irgendetwas durchzusetzen, was nur im geringsten wie ein Abweichen aus den Gleisen des Bach'schen Concordatsstaats aussah, sodaß es Eulen nach Athen tragen hieß, sich noch oppositionelle Redner gegen einen Premier erkaufen, dem sogar sein intimster Freund, der ehemalige Justizminister Pratobevera, in öffentlicher Sitzung die Freundschaft aufgekündigt, weil seine Politik auch nicht mehr die kleinste homöopathische Dosis von Liberalismus enthielt. Schmerling's Boutade war daher für Esterházy und die ihm am nächsten stehenden Altconservativen, denen die Initiative bei der Beseitigung Schmerling's zufallen mußte, nur ein Wink, ihre Arbeit zu beschleunigen, um so mehr, als den Grafen überdies noch ein Familieninteresse stachelte, das denn auch für den Zeitpunkt der Ministerkrisis entscheidend gewesen sein soll. Seit Jahren war der alte Fürst Esterházy, wie man weiß, insoweit bankrott, daß die Gewinste bei der Ausspielung der Esterházy-Lose nicht mehr ausbezahlt werden konnten. Der zur Verwaltung des fürstlichen Vermögens bestellte Graf Zichy hatte sein Amt niedergelegt, nachdem er selber und die Familie sich in Broschüren gegenseitig die unsaubersten Geschichten vorgeworfen. Dadurch, daß wiener und andere Firmen mit Zichy Pachtcontracte über große Gütercomplexe abschlossen, welche die fürstliche Familie als betrügerisch anfechten wollte, war eine Hinüberziehung der fatalen Sache auf das Gebiet des gewöhnlichen Concursverfahrens unvermeidlich, weil in jenen Verträgen beide Parteien ausdrücklich das wiener Oberlandesgericht als einziges forum litis anerkannt. Zu pariren war dieser Schlag nur, wenn man, um der fürstlichen Linie des Hauses Esterházy pecuniäre Verluste und den ungarischen Magnaten allerlei Skandal zu ersparen, mit dem „avitischen" Rechte der Magyaren dazwischenfuhr, die ganze schmuzige Wäsche unter Cassirung obiger Contracte vor die Septemviraltafel nach Pesth rief und durch diese geistreiche Wendung die bürgerlichen Pächter das Bad ausgießen ließ. Gegen diese Manipulation sträubte sich denn aber doch selbst des Justizministers juristisches Gewissen: seine positive Weigerung darauf einzugehen gehört zu den letzten und ehrenwerthesten Acten des Ministeriums Schmerling.

Sehr viel zur Verschlimmerung der Atmosphäre in den Hofkreisen hatte auch der Besuch des Grafen Bismarck im Gefolge des Königs Wilhelm in Wien (Ende August 1864) beigetragen. Die persönliche Bekanntschaft mit dem Minister, der widerspenstige Kammern so trefflich zu behandeln verstand, seine mitleidig-verwunderten Sticheleien über

Digitized by Google

die Rolle, die man dem Reichsrath zu spielen erlaube, hatten ein gemischtes Gefühl von Bewunderung und Beschämung in den hohen Regionen hervorgerufen, welches die Aristokratie, die Generalität, das Episkopat und die Spitzen der Beamtenhierarchie vortrefflich für ihre Zwecke auszunützen wußten. Wenn Bismarck mit Ostentation eine Depesche zeigte, die ihm beträchtliche Ueberschüsse der Steuereingänge über den Voranschlag meldete und dabei die zündenden Worte hinwarf, da sehe man, wie gut sich's ohne Volksvertreter regieren lasse, so fand jenes naive Bäuerlein, das sich alles Ernstes einbildete, durch den bloßen Ankauf einer Brille lesen zu lernen, weil der Schulmeister gesagt, er brauche seine Augengläser dazu, treuherzige Nachfolger in den Reihen jener 50 Adelsfamilien, die zusammen mit ebenso vielen Prälaten, um ein Wort Berger's zu gebrauchen, seit Jahrhunderten das Regiment in Oesterreich „wie eine Privatwirthschaft betrieben haben". Schmerling war machtlos und nachgiebig genug, um auch dieser Wandlung sich anzubequemen, und so hatte den Abgeordneten gleich bei Eröffnung der dritten Session (November 1864) eine wahrhaft eisige Luft entgegengeweht. Am 9. Jan. 1865 erhielten sie schriftlich die trockene Anzeige, daß der Kaiser die Adresse des Hauses „zur Kenntniß genommen"; am 19. Febr. erklärte ihnen Graf Mensdorff, die Regierung erachte sich zur Vorlegung des Friedensschlusses mit Dänemark nicht verpflichtet. Hatte doch die Gräfin, eine geborene Fürstin Dietrichstein und etwas resolute Dame, gleich bei der Ernennung ihres Mannes (Ende October 1864) den sie beglückwünschenden Freundinnen kurzweg erklärt: die Herren vom Reichsrathe würden sich wundern zu sehen, daß ihr Mann da einen Degen trage, wo der gute Graf Rechberg blos eine Feder gehabt habe. Rechberg's Entfernung hätte früher für einen Triumph des Staatsministers gelten mögen, da er, um diesen zu ärgern, bald mit den ungarischen Altconservativen conspirirt, bald mit der deutschen Frage Spiegelfechtereien getrieben. Im gegenwärtigen Augenblicke war sie einfach eine Genugthuung für Preußen wegen des frankfurter Fürstentages, den Rechberg auf Gottes Welt aus keinem andern Grunde in Scene gesetzt, als um durch Auffrischung der Reminiscenzen an das Heilige Römische Reich sich, in Abwesenheit des Staatsministers, zum Unentbehrlichen zu machen und die volle Gnade des Kaisers zu gewinnen. Die Kosten dieser gescheiterten Intrigue mußte Graf Rechberg jetzt zahlen; aber seine Ersetzung durch den Statthalter von Galizien war kein Sieg Schmerling's, sondern lediglich eine Verstärkung des aristokratisch-militärischen Elementes und des persönlichen Regiments. Feldmarschalllieutenant Mensdorff war auf einer Geschäftsreise in Wien gewesen, als er, im Begriffe, sich nach seinem Posten in Lemberg zurückzubegeben, bei seiner Abschiedsaudienz von Sr. Maj. seine Ernennung erfuhr. Da sein Bedenken, er sei ja lediglich Soldat, durch die bestimmte Weisung aus allerhöchstem Munde: um so besser werde er, ans Gehorchen gewöhnt, die ihm zugesandten kaiserlichen Befehle ausführen, zum Schweigen gebracht wurde, hatte Bismarck wol recht, daß bezüglich der auswärtigen Politik Rechberg und Mensdorff gerade so viel heiße wie „Meine Tante, Deine Tante". Mit Schmerling aber war es bereits so weit gekommen, daß er die Ernennung des Ministers, der fortan den ersten Rang bekleidete, gleich dem Publikum aus der „Wiener Zeitung" erfuhr. Seine zuverlässigste und wichtigste Stütze im Cabinet hatte er schon Anfang 1864 mit dem Rücktritt des echt constitutionellen Kriegsministers Grafen Degenfeld verloren, der einsichtig genug war, um zu begreifen, daß es die Wehrkraft des Reichs nicht schwächen, sondern indirect stärken hieß, wenn der Reichsrath unerbittlich auf jene Reductionen im Armeebudget drang, welche allein die Beseitigung des perennirenden Deficits ermöglichten. Sein Nachfolger, Ritter von Franck, erklärte (6. Mai 1865) dem Hause unumwunden, „es würde die Organisation des Heeres angreifen heißen, wenn er auf die beantragten Abstriche eingehen wolle". Und Schmerling, der denn doch ein Verständniß dafür haben mußte, wie hier die Fülle der preußi-

Digitized by Google

schen und die verzweifelte Leere der österreichischen Kassen jeden Vergleich ausschloß, ließ sich trotzdem herbei, den patriotischen Deputirten privatim die Bismarck abgelernte Phrase einzuschärfen: die Herren möchten ja nicht probiren, sich auf den preußischen Landtag hinauszuspielen. Das hatte dieser Minister den traurigen Muth auszusprechen, während er wußte, daß der Finanzminister vier Wochen später (8. Juni) den Reichsrath mit der Forderung einer Anleihe von 117 Mill. niederschmettern würde! Ja, noch mehr! Als das Abgeordnetenhaus zum Danke für die ungeheuern Opfer, die man ihm zumuthete, nur eine halbwegs constitutionelle Umgrenzung des Octroyirungsparagraphen 13 in der Verfassung begehrte, beharrte der Staatsminister felsenfest auf seiner Weigerung, die so weit ging, daß er sogar die gleich nach Schluß der vorigen Session (Ende Februar 1864) erfolgte Verhängung des Belagerungszustandes über Galizien als bloße Executionsmaßregel der Cognition des Hauses entzog. Obwol er selber in der Commission provocirend geäußert: gewiß könne man mit dem §. 13 in seiner gegenwärtigen Fassung auch die Verfassung selber aufheben, bestand er doch unwandelbar auf dessen unveränderter Beibehaltung. Das Haus sollte sich damit begnügen, daß er (Mitte April 1865) den Belagerungszustand in Galizien aufhob, und am 20. Juni, d. h. sechs Tage vor seinem Sturze, die drei Viertel der Versammlung umfassende Opposition mit der nichtssagenden Redensart zu beschwichtigen geruhte: „er sehe den §. 13 nicht für das Kind an, das bestimmt sei, die eigene Mutter zu verschlingen". Da war es wahrlich kein Wunder, wenn das Haus tags darauf, statt der geforderten 117, nur die 13 Mill. bewilligte, deren Plener zur Einlösung des Julicoupons bedurfte; kein Wunder aber auch, daß eine so unerhörte Renitenz nun vollends bei Hofe der anticentralistischen Strömung Oberwasser verschaffte. Ein sehr freisinniger, sehr hochgestellter und in die Verhandlungen jener Tage tief eingeweihter Ungar sagte, in richtiger Würdigung, daß bei dem Sturze Schmerling's die reactionären Elemente den Ausschlag gaben und die Liberalen nur in deren Schlepptau erschienen, zum Verfasser dieser Zeilen: „Wie könnt ihr nur glauben, daß wir Deákisten euere Verfassung zerstört haben? Sie fiel an dem ersten Tage, wo ihr ernsthaften Gebrauch davon machen wolltet und der Regierung ein Neuntel von dem, was sie forderte, votirtet. Euer Fehler war nur zu glauben, daß man der Reaction gegenüber Ernst machen dürfe mit einer Verfassung, von der Ungarn sich abgewendet!" Ein sehr wahres Wort! Denn schon scharten im klaren Bewußtsein ihrer Tantalusarbeit auch die deutsch-liberalen Mitglieder eben jenes Abgeordnetenhauses, welches die Ungarn anfeindeten, die Czechen perhorrescirten und die Polen nicht mehr besuchten, sich immer zahlreicher um die Devise, daß nur von dem Umschwunge, der sich auf der andern Seite der Leitha sichtlich vorbereitete, für die Erblande noch Heil zu erwarten sei, weil nur die, durch den Ausgleich mit den Magyaren unerlaßlich werdende Verfassungsrevision uns zu den ersehnten Modificationen des Februarpatents verhelfen könne. Ohne diese aber werde der Reichsrath im Leben nichts weiter repräsentiren als eine bequeme Maschine zum Schuldenmachen und einen anständigen Deckmantel für die Fortsetzung jenes Bach'schen „centralistischen Germanisirungssystems", unter dem zwar die Dramen der deutschen Classiker polizeiwidrige Waare blieben, aber mit der militärisch-klerikalen Beamtenherrschaft auch ein Feldwebeldeutsch an die Stelle der Landessprachen von Cattaro bis zum Rothenthurmpasse treten sollte! Ließ nicht der Verwaltungsminister Lasser, dem heute wieder seine wahre Natur aus allen Nähten seines abgetragenen constitutionellen Dominos so breitspurig hervorguckt, daß er sich nicht enthalten kann, als Abgeordneter sogar mit den Concordätlern Hand in Hand zu gehen, auf Schritt und Tritt wieder den langjährigen Bach'schen Beamten durchblicken, der selber die heillosen vier Landesstatute in den funfziger Jahren ausgearbeitet, um sie dann am 20. Oct. 1860 dem Staatsminister Goluchowski als Kukukseier ins Nest zu legen und

Digitized by Google

damit diesen zu Falle, sich aber in den Besitz eines Portefeuille zu bringen? Hatte Justizminister Hein, der sich noch im Sommer 1860 im verstärkten Reichsrathe feierlich dagegen verwahrt, daß er irgendwie constitutionelle Ideen hege, die Presse nicht geknebelt, indem sein Staatsanwalt, der vollständig in den Händen des Klerus befindliche Dr. Lienbacher, an die Stelle der aufgehobenen Verwarnungen das ganz gleichbedeutende System der „objectiven Verurtheilungen" ohne Anklage und Vertheidigung gesetzt? Ja, zeigten sich nicht überall im Hintergrunde dieser, unter dem Gewande eines Scheinconstitutionalismus arbeitenden Reaction als eigentliches Agens jene finstern Gewalten des Ultramontanismus, von deren Bekämpfung auch nicht einmal mehr die Rede war? Wenn bei der Budgetdebatte (1. Febr.) die „geradezu unerhörten" Misstände, welche die Verwaltung der Strafanstalten durch fromme Schwestern herbeigeführt, zum hundertsten mal gerügt wurden; wenn man Schmerling an sein Versprechen bezüglich der Jesuitengymnasien in Feldkirch und Ragusa erinnerte, so hörte er kaum mehr mit halbem Ohre hin. Dafür nahm er mit Erbitterung die Partei des Universitätsconsistoriums gegen die Studenten, wenn dasselbe die fünfhundertjährige Jubelfeier der wiener Hochschule, statt auf den Gründungstag (12. März), auf das Datum der päpstlichen Bestätigungsbulle vom 8. Aug. 1365 verlegte, und (Ende Januar 1865) an der Nichtzulassung der protestantischen Professoren zu den akademischen Würden festzuhalten beschloß. Sollten die Deutsch-Oesterreicher hoffen, mit diesem System zur Concordatsrevision zu gelangen? Oder sollten sie sich einbilden, daß Concordat und eine nur halbwegs freisinnige Entwickelung der innern Politik, eine moderne Richtung des Staatslebens nebeneinander existiren könnten?

Man kann daher auch kaum sagen, daß der Festjubel, der aus Ungarn nach Wien zur Zeit der ersten pester Kaiserreise gerade an demselben Tage hinüberschallte, wo Plener den Abgeordneten die Anleiheüberraschung bereitete, hier unangenehm berührt hätte. War man doch mit Schmerling in den Erblanden so gründlich fertig, daß der entschiedene Widerwille, irgendetwas zu unternehmen, was wie von weitem einer Unterstützung des Staatsministers ähnlich sehen könnte, mit ein Motiv der deutschen Parteiführer war, durch das sie sich abhalten ließen, während der fünfwöchentlichen Ministerkrisis irgendwelche Vorsorge zu Gunsten der Februarverfassung zu treffen, irgendeine Barriere wider die hereinbrechende Reaction zu errichten, durch irgendein politisches Testament Verwahrung für die Rechte ihrer Committenten einzulegen. Nichts von alledem geschah! Wenn aber Schmerling es verstanden, eine unerhörte Popularität binnen fünfteihalb Jahren dermaßen abzunutzen, daß er heute sich gerade einen Fuß verstauchen muß, wenn man noch von ihm reden soll, so war daran nicht blos er selber, sondern auch die öffentliche Meinung schuld, die sich über den Mann ein durchaus verkehrtes Urtheil gebildet; oder vielmehr jenes System, welches durch Niedertretung alles öffentlichen Lebens einerseits die Heranbildung staatsmännischer Charaktere gehindert, andererseits dem Publikum jedwede Gelegenheit abgeschnitten, sich über die etwa vorhandenen zu orientiren. So war es natürlich, daß die Masse dem Manne zujauchzte, dem noch von seinem Rücktritt unter Schwarzenberg her eine Art Nimbus anklebte, weil er den österreichischen Staatsdienst verlassen, nachdem infolge des Napoleonischen Staatsstreichs vom 2. Dec. 1851 die octroyirte Verfassung aufgehoben worden, noch ehe sie ins Leben getreten. Es existirt aus jener Zeit seiner Amtsführung eine völlig verbürgte Anekdote, welche uns den Mann ebenso indifferent wie 1861 vorführt. Es war damals ohne sein Vorwissen in der „Wiener Zeitung" eine speciell auf die Justiz bezügliche reactionäre Verordnung erschienen; die Energie Schmerling's jedoch verstieg sich zu keiner weitern Aeußerung, als daß er, der Justizminister, einen Bekannten, den er auf der Straße traf, in gemüthlichster Aufregung, wie wenn ihn persönlich die Sache nicht näher als jeden andern beträfe, mit den charakteristischen Worten anredete: „Was sagen Sie zu diesen Zu-

Digitized by Google

ständen!" Die elf seitdem verflossenen Jahre hatten seine Fehler nicht verbessert: diese hatten sich mit dem zunehmenden Alter nur schärfer herausgebildet. Nicht ehrgeizig im edlern staatsmännischen Sinne des Wortes, verzettelte er ein Lustrum, indem er sich in dem Glanze seiner ministerillen Allmacht sonnte. Ohne schöpferische Ideen, wie sie außerhalb der alten bureaukratischen Schablone lagen, hielt er Hartnäckigkeit für Selbstständigkeit und fand es am bequemsten, mit den herkömmlichen Mitteln des Beamtenschlendrians weiter zu regieren. Mit einem großen Maße von Eitelkeit begabt, war er wenig fähig, sich eine feste Partei, sei es im Abgeordnetenhause, sei es im Cabinet, zu bilden, sodaß er bald den Reichsrath in derselben Manier behandelte wie seine Collegen im Ministerrathe, eine Methode, die natürlich nur so lange vorhalten konnte, als er an dem Monarchen einen unbedingten Rückhalt hatte. Empfindlich bis zum Exceß, war er im Stande, einem Abgeordneten der eigenen Partei den Gruß nicht zurückzugeben, wenn dieser sich gerade einmal erlaubt hatte, gegen ihn zu stimmen, oder das Gesuch eines politischen Flüchtlings um Erlaubniß zur Rückkehr abschlägig zu bescheiden, weil es ihm nicht demüthig genug abgefaßt erschien. Kein großer Freund der Arbeit, erhob er in allen Richtungen das berühmte „wir können warten" zur politischen Maxime, und jeder galt ihm bald für einen Aufsässigen, der da meinte, Oesterreich könne nicht warten, wo Hr. von Schmerling erklärt hatte, keine Eile zu haben. Selber ohne Initiative, duldete er sie auch nicht von dem Reichsrathe, ja er nahm keinen Anstand, der eigenen Partei, wenn sie ihn anspornen wollte, im offenen Hause „Regierungsunfähigkeit" vorzuwerfen. Somit blieb dem Staatsminister nur noch Eins übrig: um sich doch Einen Ersatz zu sichern, mußte er, je mehr er selber die Februarverfassung zu einer bloßen Form ohne andern Inhalt als das von Bach übernommene klerikal-bureaukratische System erniedrigt, desto eifriger darauf bedacht sein, dies Grundgesetz dem ganzen Reiche aufzuerlegen. In diesem Sinne lag daher allerdings namentlich für Ungarn eine nicht zu unterschätzende Gefahr in jener Session des kroatischen und ungarischen Landtags, welche gleichzeitig mit der Eröffnung des engern Reichsrathes durch die Thronrede vom November 1864 für die Zeit sofort nach dem Schlusse des weitern Reichsrathes angekündigt war. Alle Vorbereitungen für die Abhaltung des agramer Landtags waren getroffen, sodaß dessen Einberufung auf Mitte Juli angesetzt werden konnte. Außerdem hatten vom Januar bis April in Carlowitz wieder der serbische Nationalcongreß und die Generalsynode der griechisch-orientalischen Bischöfe getagt. War auch auf dem Congreß die Herstellung der Einigkeit zwischen den Serben und Rumänen der Wojwodina nicht gelungen, so hatte die Regierung doch das rumänische Element fester als je an sich gefesselt, indem die rumänischen Sprengel mitsammt ihrem Kirchvermögen aus der carlowitzer Metropole ausgeschieden wurden und der rumänische Bischof Baron Saguna zum Metropoliten der griechisch-orthodoxen Romanen in Siebenbürgen und Ungarn ernannt ward. Vom magyarischen Standpunkte aus mußten die carlowitzer Vorgänge als ein Versuch erscheinen, die Länder der Stephanskrone in ihre nationalen Atome zu zersetzen. Wenn es unter dieser Pression nun vielleicht doch möglich war, „die armen Brüder" von Kroatien zur Nachahmung des von Siebenbürgen gegebenen Beispiels und zur Beschickung des Abgeordnetenhauses in Wien zu bewegen, dann hatte Schmerling offenbar einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan und der ungarische Landtag, für den die Einberufungsordre ebenfalls schon fertig dalag, einen schweren Stand. Was von den Propositionen Schmerling's und des Hofkanzlers Grafen Zichy zu erwarten war, darüber ließ der Staatsminister die Ungarn nicht im Zweifel, indem er zu wiederholten malen im Reichsrathe erklärte, ehe von einer Revision der Februarverfassung die Rede sein könne, müßten erst einmal die Delegirten des pesther Landtags im Abgeordnetenhause erscheinen; er selbst sei aber nicht der Ansicht, daß der Landtag sich schon in seiner nächsten Session zur Beschickung des Reichs-

Digitized by Google

rathes herbeilassen werde. Also Ungarn gegenüber blieb die Losung, es zu drangsaliren, bis es, mürbe gemacht, sich auf das Prokrustesbett des Februarpatents werde strecken lassen, während der Minister im Abgeordnetenhause auf der Unantastbarkeit des Octroyirungsparagraphen und des Concordats beharrte. Konnte er sich wundern, daß die Magyaren sich unverhohlen zur Abwehr der Landtagssession, mit der er die Länder der Stephanskrone bedrohte, rüsteten? daß die Deutsch-Liberalen ohne die geringste Sympathie der angekündigten Session des engern Reichsrathes entgegensahen, von der unter diesem Régime doch kein halbwegs freisinniges Gesetz für die Erblande in Aussicht stand? daß sie vollends nicht das allermindeste Interesse für die weitern, auf Territorialeroberungen der Februarverfassung gerichteten Bestrebungen Schmerling's verriethen? daß unter diesen Umständen zwischen den nationalen und liberalen Gegnern des Ministeriums, zwischen Altconservativen, Deákisten und Autonomisten eine Allianz sich zusammenfand, die dann allerdings durch den unvermeidlichen Zutritt der böhmischen Hochtories und der mit diesen so innig verschwisterten Klerikalen und czechischen Elemente einen entschieden freiheitsfeindlichen Beigeschmack erhielt?

Die ersten Anzeichen dieser Annäherung heterogener Parteien reichten bis in die letzten Tage des Jahres 1864 zurück. Deák hatte sein Schweigen durch ein ausführliches Pamphlet über ungarisches Staatsrecht gebrochen, und aus altconservativer Feder waren zwei Broschüren: „Drei Jahre Verfassungsstreit" und „Siebenbürgen und die österreichische Regierung in den letzten vier Jahren" (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen, die wie Angriffsfanfaren zum Kampfe riefen. Deák's Osterartikel hatte dann die Frage vom publicistischen auf das politische Gebiet hinübergespielt; denn, indem er im „Napló" ein Programm veröffentlichte, in welchem der berühmte Satz seiner Adresse, daß Ungarn und die Erblande nur „von Fall zu Fall" verhandeln könnten, aufgegeben und ein unerwartet weiter Kreis „gemeinsamer Angelegenheiten" constatirt ward, welche zwar nicht in parlamentarischer Weise, wohl aber durch Entsendung von Ausschüssen ihre regelmäßige Erledigung finden sollten, hatte er jenes Terrain betreten, wo die Altconservativen ihm die Hand reichen konnten. Damit aber war das letzte Bedenken geschwunden, welches der Kaiser noch immer dem Andrängen dieser letztern entgegensetzte: sie würden sich wieder, wie 1860 nach dem Erlaß des unter ihrem ausschließlichen Einflusse entstandenen Octoberdiploms, in der eigenen Heimat als ohnmächtig, als „Generale ohne Armee" erweisen. Jetzt gelang es daher den ungarischen Rathgebern des Kaisers leicht, ihn (6. bis 9. Juni) zu dem Besuch der landwirthschaftlichen Ausstellung in Pesth zu bewegen, wo er, in Erwartung der Krisis, die jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt hereinbrach, von seiten des Adels eine glänzende, von seiten der Massen eine enthusiastische Aufnahme fand. Seine Ansprache an den Fürst-Primas Cardinal Scitovszky, in der er den „entschiedenen Willen, die Völker der ungarischen Krone möglichst zu befriedigen", betonte, stand in zu directem Widerspruch mit der Schmerling'schen Vergewaltigungsdoctrin, als daß sich daraus nicht klar hätte entnehmen lassen, wie das Festgeläute in Pesth das Zügenglöcklein für das Ministerium Schmerling war. Hofkanzler Zichy setzte auch sofort sein Entlassungsgesuch auf und ließ sich nur durch den Staatsminister bestimmen, es einstweilen noch nicht einzureichen; als aber am 26. Juni der Graf Mensdorff bei ihm erschien und ihm die Aufforderung Sr. Maj., um seine Dimission einzukommen, überbrachte, nahm er das Schriftstück mit einem lächelnden „Bitte, ist schon alles in Ordnung!" von seinem Bureau und händigte es dem verblüfften Collegen ein. Der Kaiser hatte nämlich wegen des ihm von Zichy vorgelegten Decrets zur Einberufung des ungarischen Landtags den Grafen Esterházy zu Rathe gezogen und auf dessen Antwort, daß der bloße Name Zichy darunter alles verderbe, sofort beschlossen, Georg von Majláth zum Hofkanzler zu ernennen, was noch am 26. Juni durch die „Wiener Abend-

Digitized by Google

post" dem Publikum und Ministerium zu gleicher Zeit notificirt ward. Im selben Augenblicke wurde dem siebenbürgischen Hofkanzler Grafen Nádasdy seine Entlassung in der Form zugestellt, daß man eine Dimission annahm, die er vor anderthalb Jahren wegen eines Augenleidens eingereicht, die jedoch damals im Wege mündlicher Besprechung dahin erledigt worden war, daß er sich mit einem längern Urlaube begnügte. Die übrigen Minister begaben sich sofort zum Erzherzog Rainer, ihrem Präsidenten, um Sr. kaiserl. Hoh. ihre Entlassungsgesuche einzuhändigen. Derselbe erklärte sich mit ihrem Schritt durchaus einverstanden, jedoch nicht in der Lage, an irgendeiner Gesammtdemonstration theilzunehmen; er werde selber sofort seine eigene Enthebung erbitten und müsse es den Herren dann überlassen, behufs der ihrigen nach eigenem Ermessen zu handeln. Wirklich suchte der Erzherzog sofort seinen kaiserlichen Vetter auf, bei dem er nicht nur um seine Entlassung, sondern auch um Urlaub zu einer Reise ins Ausland bat. Franz Joseph soll einigermaßen erstaunt gewesen sein über den brüsken Eindruck, den die Ernennung Mailáth's hervorgerufen. Er hatte den geistreichen und nicht energielosen Mann, der in der Mitte der Vierziger stand, von 1861 her kennen gelernt und liebgewonnen, wo Mailáth unter der Hofkanzlerschaft Bay's das Tabernikat in Ungarn geführt und inmitten der vielen schmerzlichen Enttäuschungen, welche damals die Altconservativen dem Monarchen bereiteten, indem sie aus Popularitätshascherei ihr eigenstes Werk, das Octoberdiplom, im Stiche ließen, sich als der alleinige taktfeste Politiker seiner Partei bewährt. In der letzten Sitzung der Magnatentafel vor der Auflösung des 1861er Landtags hatte Mailáth — unerhört! — die einzige und ebenso schöne wie kräftige Rede zu Gunsten des Diploms gehalten, für das seine Schöpfer weder im Ober-, noch im Unterhause, noch in den Comitaten Ein Wort zu sprechen gewagt, seitdem sie seiner Unvolksthümlichkeit inne geworden. Der Kaiser hätte seinen Vetter daran erinnert, daß ja er selber und Schmerling oft genug ihr Auge auf Mailáth als auf den Staatsmann geworfen, der naturgemäß zur Vermittelung zwischen dem Ministerium und Ungarn berufen sei; jedoch die Antwort erhalten, es sei ein anderes Ding, ob Mailáth von dem Gesammtconseil die Bedingungen des Ausgleiches vorgeschrieben bekomme, oder so als Herr der Situation ins Cabinet schneie. Man sagt, die Unterredung habe damit geendet, daß Erzherzog Rainer bedeutet wurde, wie vor seiner Abreise nach London, so auch vor seiner Rückkehr nach Wien die kaiserliche Erlaubniß einzuholen. Als die übrigen Minister, mit Ausnahme des Grafen Mensdorff und des Ritters von Franck, die als Militärs auf ihrem Posten ausharren zu müssen glaubten, ihre Entlassung einreichten, erhielten sie, wie es heißt, den ungnädigen Bescheid, Se. Maj. könne nichts dafür, wenn die Herren ihm den Strohsack vor die Thür setzten. Das Ministerium Schmerling war gefallen: wenn es trotzdem noch einen vollen Monat amtirte, so war das nur ein Beweis mehr für den einerseits staatsstreichartigen, andererseits ganz in Form einer Camarilla-Intrigue erfolgenden Verlauf der Ministerkrisis. Wohl wußte man, daß Graf Belcredi zum Staatsminister designirt war. Sein Chef, Minister Lasser, redete ihn in diesen Tagen an: „Ja, was sind denn Sie für ein Statthalter, daß Sie ohne Urlaub von mir Prag verlassen!" Und der Graf war so perplex zu erwidern, daß er auf einen Specialbefehl des Kaisers sich nach Wien begeben und seine Ankunft vor dem Verwaltungsminister habe geheimhalten müssen. Allein weder hatte der neue Gewalthaber Collegen, noch ein Programm, noch selbst eine klare Vorstellung, wie er auch nur mit den Schwierigkeiten fertig werden solle, die ihm das Beisammensein des Reichsraths und das noch nicht votirte Budgetgesetz für 1865 bereitete. Man hatte nur erst einmal das durch die pesther Kaiserreise erzielte moralische Resultat in bestimmte, greifbare, thatsächliche Formen bringen wollen, um mittels der Erhebung Mailáth's jeden Rückfall unmöglich zu machen. Jetzt war man Schmerling definitiv los: ja, die Wirkung der Krisis hatte sich zu großer

Digitized by Google

Freude der Feudalen sogar so weit erstreckt, daß auch der eisgraue, aber noch wunderbar rüstige Freiherr von Lichtenfels sein Amt niederlegte, obwol der Kaiser selbst diesen seinen frühern Lehrer zum Bleiben bereden wollte. Um so besser! Habe man nur erst die Gewalt in Händen, so werde das andere sich schon finden.

Diese Unfertigkeit der Verhältnisse nun führte zu einer vierwöchentlichen Verlängerung der Krisis, die so recht allen Betheiligten Zeit gab, sich in ihrer ganzen Blöße zu zeigen! Die Krone wurde durch ihre neuen Räthe, unter denen jetzt mit Einem mal möglich sein sollte, was der Hof Schmerling rundweg abgeschlagen, mit einer Gewissenlosigkeit ohnegleichen compromittirt, und das Herrenhaus machte sich zum Theilnehmer dieser Schuld, indem es dem feudalen Cabinet zu Liebe ein Budget acceptirte, welches früher in dem Ständesaal der Herrengasse energisch zurückgewiesen worden! Die abtretenden Minister erniedrigten sich zu bloßen Commis der Krone, indem sie sich einen vollen Monat lang dazu hergaben, mit ihren Namen das Spiel ihrer Nachfolger zu decken, deren Manipulationen selbstverständlich auf die Beseitigung der von Schmerling und seinen Collegen inaugurirten Verfassung abzielten! Die größte Schmach aber erntete das Abgeordnetenhaus, dessen Parteiführer sich früher in kindischer Blindheit der Hoffnung hingegeben, Kaiserfeld an die Stelle Schmerling's treten zu sehen; das aber nunmehr, angesichts der Katastrophe, fünf Wochen lang auch nicht Ein Wort der Abwehr fand, sondern sang- und klanglos zum Orcus hinabsank, ohne sich auch nur zu einem Protest, zu einem Appell an seine Mandanten aufzuraffen. Es schmerzt den Historiker ordentlich, diese Situation weiter auszumalen, wie hier die kleinlichsten Leidenschaften der einzelnen, namentlich eine krankhafte Individualisirungssucht, eine schauspielermäßige Eitelkeit und eine Rücksichtslosigkeit gegen die ihnen anvertrauten Interessen jeden gemeinsamen Schritt des Hauses unmöglich machten! Indessen sei auch der Kehrseite gedacht, daß für das traurige Zerrbild, welches diese zwischen Leben und Sterben schwebende „Volksvertretung" bot, nicht die Wähler verantwortlich zu machen sind, sondern daß die Schuld dafür in erster Linie auf jenes selige Delegationssystem fällt, welches jeden Zusammenhang zwischen der Bevölkerung und ihren Repräsentanten abschneidet, da die Reichsrathsabgeordneten aus einer zwei- bis dreifachen Durchsiebung hervorgehen, die überdies noch nach Interessen, Ständen und localen Gruppen zerklüftet ist. Wie soll der Deputirte sich im Contact mit dem Volke fühlen, der die Wahlkörperschaft nur braucht als erste Stufe, um in den Landtag zu gelangen; dann aber, um in den Reichsrath zu kommen, lediglich darauf bedacht sein muß, innerhalb dieser Körperschaft alle persönlichen Anschauungen zu menagiren, damit die Wahl in dem engbeschränkten Kreise gerade auf ihn und nicht auf einen seiner gleichberechtigten Collegen falle? Man vergegenwärtige sich, was es heißt, daß z. B. der niederösterreichische Landtag ein Wahlcollegium von blos 66 Stimmen bildet, die ihrerseits wieder in Großgrundbesitzer, Vertreter der Handelskammern, Abgeordnete der Städte und des flachen Landes nach festgesetzten Ziffern curienweise gespalten sind, und daß diese 66 Leute nun 4 Reichsrathssitze an die 12 Deputirten Wiens, 5 an die 18 Prälaten und Großgrundbesitzer, 1 an die 4 Handelskammer-Repräsentanten zu vergeben und unter den übrigen Abgeordneten gruppenweise aus 8 Landtagsboten 2, aus 4 1, aus 11 3, aus 9 2 „Volksvertreter" in den Reichsrath zu entsenden haben. Man wird zugeben, wenn ein Preis darauf gesetzt wäre, das parlamentarische Princip zu dem kleinlichsten Cliquen- und Coterieweſen zu degradiren, so würde diese Aufgabe durch die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses mit Glück gelöst erscheinen. Freilich aber ist auch wieder kein trostloserer Gegensatz zu ersinnen als der dieses Reichsraths, an dessen Thüren einen Monat lang der Staatsstreich so vernehmlich pochte, daß er die formellsten legalen Motive besaß, um feierlich vor den Augen ganz Europas gegen die offenbar bevorstehenden ungesetzlichen Maßregeln finanzieller Natur eine Verwahrung ein-

Digitized by Google

zulegen, die schwerlich wirkungslos geblieben wäre — und des ungarischen Landtags, der im August 1861 sich zu dem berühmten, von beiden Häusern einstimmig angenommenen Protest Deák's gegen die Auflösung vor Votirung des Budgets einigte, obwol ihm kaum 24 Stunden Zeit dazu blieben! Kaum hatte das Ministerium Schmerling das Zeitliche gesegnet, als der Hof die Entdeckung machte, die Armee in Italien lasse sich ja ganz gut auf den Friedensfuß setzen, und infolge davon am 6. Juli derselbe Kriegsminister, der eben erst erklärt hatte, „unmöglich" mit den Ansätzen des Abgeordnetenhauses für die Armee auskommen zu können, das Herrenhaus wissen ließ, daß das Unmögliche denn doch „nicht unmöglich" sei. Demgemäß nahmen die Pairs die Ziffern des andern Hauses an, und am 22. Juli war das Finanzgesetz für 1865 erledigt. Das Jahresdeficit, nominell 8 Mill. Fl., in Wahrheit das Zehnfache, da allein der Rechnungsabschluß für 1864, den Plener am 22. Juli vorlegte, einen Minderertrag der Einnahmen von 30 Mill. aus Anlaß der Steuerrückstände aufwies, sollte nach dem Schlußartikel des Finanzgesetzes „durch ein Gesetz" bedeckt werden, da ja die 117-Millionen-Anleihe von dem Reichsrath nicht votirt war. Als daher zwei Tage darauf die Regierung den Sessionsschluß auf den 27. Juli fixirte, setzte sie sich mit der Legalität in flagranten Widerspruch, und ein vollständig berechtigter Protest des Abgeordnetenhauses gegen eine ungesetzliche Anleihe hätte wahrscheinlich auf die Finanzwelt einen solchen Eindruck gemacht, daß Belcredi es etwas schwieriger gefunden haben würde, sich über denselben hinwegzusetzen, als Schmerling es vor vier Jahren fand, die durch keinen solchen materiellen Rückhalt, durch keine so unzweifelhafte Verfassungsbestimmung gedeckte Verwahrung Deák's zu ignoriren. Allein das Höchste, wozu diese „Volksvertretung" sich ermannen konnte, war der sentimentale Klageruf Pratobevera's: „Ob und auf welche Weise wir uns in diesen Räumen wiedersehen werden, weiß ich nicht, aber ich hoffe es!" Eine für den Abend in Aussicht gestellte Versammlung von Abgeordneten, „um der unsichern Zukunft gegenüber Position zu nehmen", kam wegen Mangel an Theilnahme nicht zu Stande; ja, um sich selber die Hände zu binden, damit sie nicht etwa doch noch aus Schamgefühl durch die Presse sich zu einem energischen Schritt aufstacheln lasse, hatte diese Caricatur einer constitutionellen Körperschaft gleich am 24. Juli, als man ihr den Sessionsschluß für den 27. Juli anzeigte, beschlossen, bis dahin, d. h. vom Montag bis Donnerstag, keine Sitzung mehr zu halten. Graf Bismarck, wenn er dem Landtage am 22. Febr. 1866 den Sessionsschluß für den 23. Febr. ankündigte, mußte ihn auch augenblicklich bis dahin vertagen, um die Fassung unliebsamer Beschlüsse in Sachen des Verkaufes der Köln-Mindener Bahn zu verhüten; Graf Belcredi ließ, angesichts eines finanziellen und politischen Staatsstreichs, den Sessionsschluß ganz gemüthlich eine halbe Woche vorher proclamiren, und der Reichsrath übernahm es, die Rolle der Sicherheitspolizei gegen sich selber zu spielen! Wahrlich, eine Regierung, die nicht anfangen konnte zu amtiren, ehe sie nicht 100 Mill. im Creditwege aufgetrieben, hatte bei dem Umsturze der Verfassung keinen leichten Stand, da ihr nicht nur der Reichsrath, sondern auch die ganz präcis formulirten Befugnisse der reichsräthlichen Staatsschulden-Controlscommission im Wege standen, wonach alle von dieser nicht gegengezeichneten Anleiheobligationen ungültig waren und sie ihre Contrasignatur bei jeder nicht vom Reichsrath votirten Creditoperation versagen mußte. Wenn so scharfe Waffen den Dienst vollständig versagten, weil die Politiker vor dem Schotteuthore ganz außer Stande waren sie zu schwingen, hatte Graf Belcredi so unrecht nicht mit seinen wegwerfenden Aeußerungen über den Reichsrath. Nur wenn er dieses Abgeordnetenhaus im „Schmerling-Theater" mit der deutsch-österreichischen Bevölkerung verwechselte und sich darauf hin in den ungeziemendsten Lazzi über das deutsche Element, „mit dem nichts anzufangen sei", erging, überfah er, daß die Februarverfassung das Möglichste gethan, um das Abgeordnetenhaus

Digitized by Google

zu allem andern als zu einem Spiegelbilde der Nation zu machen. Ohne die Haltung, welche das deutsch-österreichische Element seine Landtagsboten in den Sessionen von 1865 und 1866 anzunehmen zwang, die es nach dem Tage von Königgrätz den Gemeinderäthen in Wien und den meisten Kronlandshauptstädten aufdrang; ohne den unbezwinglichen passiven Widerstand, den es Anfang 1867 dem „Außerordentlichen" Belcredi's gegenüber entwickelte, säße dieser Staatsmann noch heute weich und warm in seinem Ministerium mit dem dreifachen Portefeuille, nach wie vor eifrigst beschäftigt, den aus tausend Wunden blutenden Staat den Jesuiten und Hochtories auszuliefern. Nicht an dem Abgeordnetenhause, wohl aber an den Deutsch-Oesterreichern ist Belcredi's hochfahrendes Wort aus dem Januar 1867, als sein Sturz schon vor der Thür stand, zu Schanden geworden: „Hat Schmerling Oesterreich fünf Jahre ohne die Slawen regiert, so werde ich diesen Deutschen zeigen, daß man es ebenso lange ohne sie regieren kann."

Endlich war am 27. Juli der Reichsrath durch den Erzherzog Ludwig Victor, jüngsten Bruder des Kaisers, mit einer durchaus farblosen Thronrede geschlossen worden, und drei Tage später publicirte die „Wiener Zeitung" die möglichst kühl, ja für die hervorragendsten Centralisten geradezu ungnädig abgefaßten Entlassungsschreiben an die Adresse Schmerling's, Plener's, Lasser's, Hein's, Mecséry's und Burger's, des siebenbürgischen Vicehofkanzlers Baron Reichenstein, des provisorischen Handelsministers von Kalchberg und der einflußreichsten Sectionschefs im Finanzministerium. Bis zu welchem Grade in Oesterreich immer noch die Anschauung vorherrscht, daß alles Regieren eine Privatdomäne der Blaublütigen und jeder nicht zur hohen Aristokratie gehörige Eindringling in diese Sphären eigentlich schon als solcher straffällig sei, ergibt sich am besten aus einer Parallele zwischen dem Sturze des an nichthoffähigen Elementen reichen Ministeriums Schmerling und dem des „Dreigrafen-Ministeriums" Belcredi. Auch nicht die kleinste Gunstbezeigung ward den Mitgliedern des Cabinets Schmerling zutheil, während doch die frühern gräflichen Mitglieder dieses Ministeriums: Forgách, Rechberg und Wickenburg, mit Pensionen bedacht worden waren, deren Höhe das durch ein Gesetz unter dem Bach'schen Absolutismus festgesetzte Maximum weit überstieg und daher zu fortwährenden Reclamationen des Abgeordnetenhauses Anlaß gab. Belcredi und seine Collegen vollends wurden bei ihrem Rücktritte mit Auszeichnungen bedacht, als hätten sie dem Reiche mehrere Provinzen erobert, statt Venetien und Oesterreichs Stellung in Deutschland zu verlieren! Gleichzeitig wurde Graf Belcredi zum Staats-, Verwaltungs- und Polizeiminister sowie zum Conseilpräsidenten, Graf Larisch zum Finanz-, Ritter von Komers zum Justizminister, Graf Haller zum siebenbürgischen Hofkanzler, und die von jetzt ab allmächtigen Herren von Kappel-Savenau und Baron Becke zu Sectionschefs des Finanzministeriums für den Verwaltungsdienst und das Budget- nebst dem Creditwesen ernannt. Hr. von Becke mußte sofort seine famose Rundreise auf Erjagung einer Anleihe nach Paris und London antreten, die vierthalb Monate ohne Erfolg blieb, obgleich die Officiösen in Wien täglich eine Jubelhymne anstimmten, daß das Geld schon gefunden sei. Der Grundzug des neuen Cabinets war sein entschieden klerikaler Charakter und dann die äußerste Sorgfalt, mit der dies- wie jenseit der Leitha jedes liberale Element fern gehalten ward. Die Reminiscenzen an den Herbst und Winter 1860 auf 1861, wo die Schöpfer des Octoberdiploms sich in Ungarn wie in den Erblanden mit ihren ständischen Principien im Handumdrehen von den Freunden modern-constitutioneller Institutionen überholt gesehen, lebten noch frisch in der Erinnerung der Hochtories, und so beschlossen sie denn, durch die größte Exclusivität jetzt den Beweis ihrer oft wiederholten Behauptung zu liefern, daß sie vor fünf Jahren nur deshalb gescheitert waren, weil man sie genöthigt, jenseit der Leitha die Macht mit Deákisten und Kossuthianern zu theilen, und weil die Krone den Liebling der Feudalen, Grafen Goluchowski, im Staatsministerium durch Schmerling er-

Digitized by Google

setzt hatte. Nur zu bald enthüllte sich die, namentlich durch Belcredi's Antecedentien, vollauf gerechtfertigte Befürchtung als durchaus zutreffend: daß man es nicht etwa mit einem conservativen Reformministerium, das auch vor einer Dictatur im josephinischen Sinne nicht zurückscheue, sondern mit einem starr feudal-ultramontanen Cabinet zu thun habe, das naturgemäß seine Hauptaufgabe eben in der engherzigsten Pflege der alten österreichischen Erbübel und Krebsschäden erkannte. Graf Richard Belcredi, damals ein Mann von 42 Jahren, aus altem, aber nicht reichem Geschlechte, hatte als hochgeborener Cavalier, und auch weil er für einen tüchtigen Administrator galt, die untern Stufen der Beamtencarrière mit Rapidität durchlaufen: in wenig mehr als einem Decennium hatte er es von dem einfachen Kreishauptmann in Znaym bis zu dem zweiten Statthalterposten der Monarchie gebracht. Beiläufig sei hier als charakteristisch für den Politiker, der lediglich aus hochkirchlichen und hocharistokratischen Motiven die Czechen zu seinen Schoskindern erkoren und mit ihrer Nationalität nach Kräften kokettirte, erwähnt, daß Belcredi sich erst als Statthalter Böhmens mit Mühe und nothdürftig das Sprachidiom des von ihm so übermäßig verehrten Stammes aneignete. Daß sein Bruder Egbert zu den Hauptstiftern des „Vaterland", der wiener Kreuzzeitung, gehört, und daß er selber als Mitglied des Abgeordnetenhauses während dreier Sessionen nur das Wort ergriff, um sich gegen die Auflösung des Lehnverbandes und für die Rechte der katholischen Kirche auf die Studienfonds auszusprechen; daß ihm gleich 1861 die Energie, mit der er sich in dem betreffenden Comité gegen Mühlfeld's Religionsedict ausgesprochen, den Spitznamen des „Bischofs" Belcredi zugezogen, bezeichnet seine Richtung zur Genüge. Daß diese Tendenzen bei der ganzen Familie nicht die Frucht felsenfester Ueberzeugung, sondern gar sehr von Opportunitätsgründen abhängig und dem Wechsel unterworfen waren, davon kann man sich leicht Gewißheit verschaffen, wenn man die Reden liest, mit denen Graf Egbert Belcredi 1848 auf dem brünner Landtage debutirte. Er, der heute im „Vaterland" die Zerklüftung Oesterreichs in „historisch-politische Individualitäten" vertheidigt, weil er darin das tauglichste Fundament des feudal-klerikalen Ständewesens erblickt, rief damals stürmischen Beifall hervor mit den Worten: „Aus dem Trödelmarkte vergilbter, durch alte Pergamente kaum zusammengehaltener Kronen soll nur eine einzige, die des constitutionellen Reichs erstehen." Daher wird man aber auch die ganze Periode der Sistirungspolitik und die darin thätigen Persönlichkeiten immer von einem viel zu hochtrabenden, überschwenglichen Standpunkte bezüglich ihrer Tendenzen und Hebel auffassen, wenn man sich nicht endlich entschließt, auch den kleinlichen und rein individuellen Motiven und Zwecken, die gerade in dieser Zeit eine höchst bedeutende Rolle spielten, den ihnen vollauf gebührenden Spielraum zu gönnen. Es ist grundfalsch, sich diese Herren als feste Anhänger bestimmter Principien zu denken, denen sie allenfalls Oesterreich und das Weltall geopfert hätten. Umgekehrt gibt es keine unbedingtern, keine egoistischern Opportunitätspolitiker als gerade die Grafen Esterházy und Belcredi, die immer zunächst ihre persönlichen, ihre Familien-, ihre Kasteninteressen befragten, und dann erst (worin Belcredi Meister und worin er eigenhändig in der „Wiener Abendpost" Bewunderungswerthes leistete) sich ein doctrinäres Phrasengebäude zurechtlegten, in welchem schwarz auf weiß bewiesen ward, daß das ihnen Convenirende auch das einzig Vernünftige, das echt Constitutionelle und das streng Gesetzmäßige sei. Ebendeshalb aber hat auch dieser chronische, perennirende Staatsstreich der Sistirung durch die Verwirrung aller Begriffe von Recht und Wahrheit in vieler Beziehung weit heilloser gewirkt, als so manch ein acuter Verfassungsbruch. Er hat Treu und Glauben in der Politik auf lange hinaus und bis in die Masse der Bevölkerung hinein vergiftet; er hat die politische Depravation zum Glaubensartikel erhoben. Wenn man seiner Unblutigkeit wegen geneigt ist, ihn für harmloser als seine vom Geknatter der Füsilladen begleiteten Vorgänger zu halten, so

Digitized by Google

paßt im Gegentheil auf ihn eine Variante des vernichtenden Wortes, das der ältere Pitt einmal auf die Expedition bei Quiberon anwendete: „Oesterreichisches Blut ist nicht geflossen, aber österreichische Moralität aus allen Poren.“ Wenn man aber gar behauptet, die Camarilla, die Schmerling stürzte, habe der Freiheit mit Wissen und Willen einen Dienst geleistet, so ist das nicht blos falsch, sondern eine absichtliche Unwahrheit. Es war ein Sieg der mittelalterlichen Reaction auf allen Punkten; jener Reaction, deren einziges wahres Ziel darin bestand, auch aus dem Bach'schen Absolutismus noch alle „aufgeklärten“ Tendenzen und Elemente zu beseitigen, die, wenn sie auf die Willkür der Bureaukratie schimpfte, gar nichts anderes im Auge hatte als die Rückkehr zu der Patrimonialgerichtsbarkeit und den Justitiarien der feudalen Lehnsherren. Die rein egoistisch-feudalen Kastenziele einer Regierung, die am Vorabende eines furchtbaren Doppelkriegs weder Ungarn noch den Erblanden auch nur eins der confiscirten Rechte herausgab, dafür jedoch die Czechen im prager Landtage, noch dazu in illegaler Weise, eine neue Wahlordnung mit einigen Dutzend Virilstimmen für die böhmischen Hochtories votiren ließ, und gerade am Tage der Kriegserklärung gegen Preußen ein neues Jagdgesetz nach mecklenburger Zuschnitt für Böhmen sanctionirte, liegen klar vor. Mit wahrhaft eiserner Stirn decretirte das Ministerium als erste Nutzanwendung des wiederhergestellten Absolutismus, inmitten eines bankrotten Staatswesens eine Grundsteuererleichterung und zum Vortheile der Großgrundbesitzer eine Pauschalirung der Branntwein- und Zuckersteuer, welche dem Aerar Millionen kostete. Nach den Interessen des Staats fragte es so wenig, daß es, weil die Begünstigung der Czechen in seine Privatplane paßte, Oesterreich in einen Kampf auf Leben und Tod um seine Stellung in Deutschland verwickelte, während es den Deutsch-Böhmen ein Sprachenzwanggesetz auferlegte, welches die Deutschen auch in rein deutschen Districten czechisch zu lernen zwang und (was bei dem drakonischen Gesetze die Hauptsache) den deutschen Bürger für Wahl- und alle andern Agitationen in die Hand des czechischen Sprachlehrers gab, da dieser nunmehr bei der Ertheilung von „Vorzugsklassen“ an die Schulkinder auf deren ganze Zukunft, Militärbefreiung u. s. w. entscheidend einwirkte. Daß den Feudalen *erst* der energische Widerstand Ungarns einen Strich durch die Rechnung machte, weil es sich nicht dazu hergab, den freiheitlichen Theil seiner Forderungen und die Ansprüche auf parlamentarisches Leben, zum Dank für die Befriedigung seiner Wünsche in Bezug auf die Machtfrage und für die Einverleibung Siebenbürgens, fallen zu lassen; und daß *dann* die Niederlage von Königgrätz der ungarischen Opposition eine Bedeutung verlieh, welche eine längere Ignorirung derselben nicht gestattete, während ohne den Prager Frieden „der Diätaltractat“ sicherlich noch heute eine Perspective mit unabsehbarem Abschlusse bilden würde; das soll doch nicht etwa den Beweis für die liberalen Absichten des Cabinets Belcredi liefern?

Von Principientreue bei den Herren der Sistirungspolitik zu sprechen, ist vollends lächerlich! Graf Belcredi, der im Anfange seiner Amtirung laut erklärte, der Dualismus sei ihm noch verhaßter als der Centralismus, war nach den Nikolsburger Präliminarien ganz bereit, selber zur Einsetzung eines ungarischen Ministeriums auf Grund des starr dualistischen Siebenundsechziger-Elaborats die Hand zu bieten, wenn nur Graf Andrássy, dem er sich monatelang als providentiellen Messias der Wünsche Ungarns aufgedrungen, die mindeste Lust gezeigt, diese lästige Bundesgenossenschaft zu acceptiren; war im Januar bereit, mittels des „außerordentlichen“ Reichsraths auch auf die Februarverfassung zurückzugreifen, wenn nur nicht die Deutsch-Oesterreicher so viel gesunden Sinn gezeigt hätten, mit Ekel und Beharrlichkeit jede Gemeinschaft von sich zu weisen! Weit eher noch als Belcredi ließ der Finanzminister Graf Larisch-Mönnich, ein reicher schlesischer Großgrundbesitzer, der das Portefeuille nur dem Staatsminister zu Liebe übernommen, den echten Cavalier durchscheinen. Graf Larisch, früher Landeshauptmann in Schlesien und als

Digitized by Google

ausgezeichneter Oekonom von seinen Gütern her bekannt, hatte als Mitglied des Herrenhauses nur in Sachen der Agriculturbesteuerung das Wort ergriffen. Sein Amt benutzte er blos, um sich persönlich und seinen Standesgenossen die obenerwähnten finanziellen Erleichterungen auf Regimentsunkosten zu verschaffen, und um in echt junkerlicher Manier in Staatsschriften, namentlich in seinen Motiven zu den Etatsgesetzen für 1866 und 1867, sowie in seinen Randglossen zu den Berichten der Staatsschulden-Controlscommission, seinem Vorgänger im Ministerium, den Reichsrath und überhaupt die finanzielle Seite des parlamentarischen Régime mit einer Ungenirtheit an den Pranger zu stellen, wie das in officiellen Documenten bisher wol unerhört war. Gewiß bot Plener's Thätigkeit der Angriffspunkte gar viele! Wenn jedoch ein hochgeborener Graf, der absolut nur die eine Fähigkeit entwickelt, Papiergeld in Unmassen anfertigen zu lassen, als hätte Oesterreich in Schlöglmühl, wo das Notenpapier fabricirt wird, ein neues Californien entdeckt, mit solcher Verachtung von den kleinlichen „Depotschulden" spricht, mit denen der, durch die gewissenhafte Ueberwachung der Volksvertretung eingeengte Plener sich durchhalf, wie es eben ging, so hat man das widerwärtige Bild einer cavaliermäßigen Staatsverwaltung, die en gros darauf losborgt, ohne jemals ans Wiedergeben zu denken, und mit hochnäsiger Verachtung, wie auf eine vom blaublütigen Standpunkte aus banausische Lebensart, auf eine kleinbürgerliche Anschauungsweise herabsieht, weil letztere selbst in der äußersten Noth nur das absolut Unerläßliche von Tage zu Tage borgt, auch stets wenigstens die Illusion einer möglichen Rückzahlung bei sich und andern unterhält. Calonne und Necker — das ist derselbe Gegensatz wie Larisch und Plener! Mittlerweile kutschirte des Ministers Bruder infolge ausdrücklich eingeholter kaiserlicher Erlaubniß im Prater bei den Corsofahrten sechsspännig, um dem Publikum den richtigen Begriff davon beizubringen, was es heiße, wenn eine Familie aus den höhern Sportkreisen in die Himmelpfortgasse gelange. Der Minister selber aber als echter Grandseigneur überließ die Arbeiten seines Departements, sich mit den Repräsentationen begnügend, an seine beiden Sectionschefs. Der eine von diesen, Baron Becke, der meist auf Reisen nach dem nervus rerum gerendarum war, früher in Galizien und dann bei der Centralseebehörde in Triest bedienstet, zeigte sich schmieg- und biegsam, sodaß er nicht nur den Fall seines Chefs überdauerte, sondern selbst von dem wiedereinberufenen Abgeordnetenhause — eine nur in Oesterreich denkbare Gemüthlichkeit — als Reichsfinanzminister geduldet ward, obschon es männiglich bekannt ist, daß gerade er der Urheber jener Larisch'schen Philippiken war, in denen der Reichsrath und dessen Controlscommission gleich einer Bande nichtsnutziger Schuljungen heruntergekanzelt wurden. Hr. Kappel von Savenau dagegen, ein echter Sohn der Wenzelskrone, spielte schon in Wien auf eine Weise, die hochkomisch gewesen wäre, wenn sie nicht öfter tragische Folgen nach sich gezogen hätte, den stolzen Machthaber; uns sind Fälle bekannt, wo selbst Stabsoffiziere es büßen mußten, daß sie mit diesem Beamten, bei dem sie irgendetwas befürwortet und von dem sie sich nicht geduldig hatten anschnauzen lassen, in Conflict geriethen. Dem war nun einmal nicht zu helfen; denn der Minister brauchte das neuentdeckte Finanzgenie unbedingt, um sich seine Zucker- und Branntweinsteuer, bei der alle Welt außer dem Staate glänzend ihre Rechnung fand, einrichten zu lassen. Als aber nach Königgrätz die Ministerien nach Ofen übersiedelten, und Hr. von Kappel die Transferirung des Finanzministeriums leitete, nahm sein Stolz noch bedeutend zu. Er richtete sich auf dem ofener Schlosse mit fürstlichem Glanze ein und gab allen Behörden auf, direct an ihn zu berichten; das war denn doch auch für Larisch's lässiges Cavalierthum zu arg über die Schnur gehauen, sodaß der Sectionschef Knall und Fall aus Wien seine Entlassung zugeschickt bekam. Larisch, der bei dem Beginn seiner Amtirung gern das Wort im Munde führte, nicht nur das Hemde, auch die Haut müsse man hergeben, ehe man die Bankacte verletze und

Digitized by Google

die Wiederaufnahme der Baarzahlungen gefährde, hinterließ bei seinem Rücktritte das Uebereinkommen mit der Bank in Fetzen zerrissen und die Herstellung der Valuta, der wir schon so nahe gerückt waren, unter einer wahren Sündflut von Papiergeld hoffnungslos begraben. Daß daran der Krieg allein schuld gewesen, ist eine Unwahrheit; lange ehe von Krieg die Rede war, zog das Sistirungsministerium es vor, gleich die erste Anleihe, mit der es sein Regiment inaugurirte, unter den drückendsten Bedingungen, wie ein Großstaat sie sich noch kaum jemals gefallen lassen, z. B. Auszahlung der Zinsen in Paris, und um 10 Proc. theuerer als Plener abzuschließen, blos um seinen Staatsstreichsgelüsten fröhnen zu können. Es kümmerte Larisch sehr wenig, wie der Staat dabei fuhr, daß die Regierung die Anleihe auf Grund des Septemberpatents octroyirte, die sie, auf Grund der Februarverfassung, unter Ueberwachung des Reichsraths und seiner Controlscommission jedenfalls viel wohlfeiler hätte haben können. Auch Larisch's Stolz traf der Gegenschlag, daß er sich vor seinem Abgange noch selber ein Gesetz als Caudinisches Joch auferlegen mußte, das ihn vollständig unter die polizeiliche Obervanz der von ihm so tödlich gehaßten Controlscomunission stellte. Indessen blieb er doch insoweit immer der Cavalier, als er nicht im Verdachte stand, um des Gehalts willen Minister zu sein, wenn er gleich die Gelegenheit im Stile großer Herren wahrnahm, um den Magnaten Oesterreichs durch seine Steuergesetze ein anständiges Cadeau zu machen. Als er aber sah, daß es unwiderruflich zu Ende ging, klammerte er sich nicht krampfhaft wie der Staatsminister an sein Portefeuille: er verlangte, wie er sich ausdrückte, „ein reinliches Sterben" und wollte nicht warten, „bis der ganze Tiegel ausgeschüttet werde" — so ging er denn auch ein paar Wochen vor Belcredi. An des letztern Stellung war das Allerschlimmste, daß niemand seine Zähigkeit blos auf Rechnung des Ehrgeizes schrieb, sondern daß man zu glauben geneigt war, auch das zwei- bis dreifache Ministersalair, das er sich zuerkannt, spiele dabei eine bedeutsame Rolle. Nicht entkräftet wurden solche Anschauungen dadurch, daß der Minister sich noch bei seiner Entlassung die Auszahlung von 10000 Fl. als Uebersiedlungskosten aus dem Ministerium zu erwirken wußte, eine jedenfalls ungewöhnliche Entschädigung! Allerdings von wie altem Adel die Familie Belcredi auch ist, die Revenuen der Güter werden nur auf eine für einen Grafen sehr bescheidene Ziffer geschätzt. Mit einem Handelsminister vervollständigte das Cabinet sich Ende September in der Person des Admirals Baron Wüllerstorf-Urbair, der durch die Weltumsegelung auf der Fregatte Novara sich einen Ruf als Seemann erworben, denselben jedoch 1864 durch seine Lässigkeit bei Heranführung des Panzergeschwaders zur Unterstützung Tegetthoff's in der Nordsee arg gefährdet hatte. Die Ernennung des damals noch nicht funfzigjährigen Mannes hatte hauptsächlich einen symbolischen Zweck. Das Ministerium liebte es nämlich unter anderm, sich durch den Abschluß von Handelsverträgen à tort et à travers, ohne die mindeste Rücksicht darauf, daß es selbst im Septemberpatent nur zur Decretirung „unaufschieblicher" Maßregeln ermächtigt war, das Air zu geben, als werde es materielle Reformen à la Napoleon anbahnen und die Massen von der Ausbeutung durch eine schutzzöllnerische, privilegirte Bourgeoisie emancipiren. Brauchen wir zu bemerken, daß das nur einer von den vielen unschuldigen Scherzen Belcredi's war, berechnet auf den, das „Drei-Grafen-Ministerium" überhaupt charakterisirenden Misbrauch landläufiger „Schlager", die man in Wien von der Posse auf den Vorstadttheatern bis in die Regionen der hohen Politik so leidenschaftlich liebt? Eine Regierung, bei der das Concordat höchster Trumpf ist, soll eine Aera materieller Reformen inauguriren; und ein Ministerium, das nur jedes Stäubchen von den vergilbten Pergamenten feudaler Privilegien wischen will, soll der haute-finance in der dictatorischen Manier eines Napoleon gegenübertreten! Eine Anschauung, die überhaupt nur in

Digitized by Google

Oesterreich denkbar ist, ohne sofort von dem allseitigsten und glänzendsten Fiasco betroffen zu werden! Als Graf Larisch im Januar 1866 der Creditanstalt die Auszahlung des Coupons verbot, glaubte man wol einen Moment, er könne an die Reinigung dieses Augiasstalles denken; aber die anfangs kategorisch gestellte und vollauf berechtigte Forderung der Regierung, die Creditanstalt solle ihre von fictiven Werthen wimmelnde Bilanz richtig stellen, schrumpfte zu der Tracasserie zusammen, daß der Minister 9 statt 10 Fl. auszuzahlen erlaubte und die Rechnungen des Verwaltungsrathes auf sich beruhen ließ. Im Freihandel wollten diese feudalen Seigneurs dilettiren; als aber Engländer die an Kapitallosigkeit und Kleinlichkeit des Betriebs zu Grunde gehenden Eisenwerke Steiermarks aufkaufen wollten unter der Einen Bedingung, daß sie an Sonn- und Feiertagen nicht die Feuer zu löschen brauchten, verwarf Graf Belcredi dies gottlose Ansinnen mit frommer Entrüstung! Und als gestützt auf Larisch's neue Steuergesetze, welche die Fabrikserträgnisse pauschalirten, indem sie das muthmaßliche Tagesergebniß mit der Zahl der Monatstage multiplicirten, die Grundbesitzer und Industriellen Mährens auch an Sonntagen Branntwein brennen und Zucker sieden wollten, entschied, auf die feierliche Einsprache des olmützer Erzbischofs gegen diese Verletzung des Concordats, der Staatsminister ganz im Sinne des Prälaten, daß die Verpflichtung, für die Sonntage Steuern zu zahlen, durchaus keine Berechtigung zum Arbeiten gebe. Haben wir recht, eine solche materielle Reform innerhalb der Concordatsgrenzen in das Gebiet der Späße zu verweisen?

Als Justizminister stand den Feudalen der Chef des lemberger Oberlandesgerichts, Ritter von Komers, zur Seite, der die erste beste Besoda in Wien zum Anlaß nahm, um feierlich zu erklären, er habe sich stets als Slawe gefühlt. Er machte sich noch nach Belcredi's Sturze, den er um einige Wochen überlebte, dadurch bemerklich, daß er fort und fort mit jener potenzirten Schnelligkeit eines schnurrenden Uhrwerkes, dessen Feder gebrochen, Entwürfe für eine neue Organisation der Gerichtssprengel in den Ländern mit gemischter Bevölkerung publiciren ließ, welche bestimmt waren, die Deutschen den Slowenen und Czechen ans Messer zu liefern. Auch bei Belcredi war es bemerkenswerth, daß er im Gespräche unter vier Augen bei jeder Gelegenheit eine Scheidewand zwischen seiner Persönlichkeit und den Deutschen zu errichten suchte. „Wie kann man mich der Feindschaft gegen das Deutschthum anklagen, dem ich ja meine ganze Bildung verdanke?“ — pflegte der Graf mit dem italienischen Namen, dem czechischen Herzen und der deutschen Sprache, für seine Abstammung also indirect die deutsche Rasse deprecirend, am Anfange seiner Laufbahn zu bemerken. Gegen das Ende derselben freilich hatte diese versteckte Antipathie sich zu einem unverschleierten, in seinen Aeußerungen selbst schroffen Hasse gesteigert, wie er ja im November 1866 den Kaiser auf der Rundreise durch die vom Feinde heimgesuchten Länder zu bewegen wußte, in dem deutschen Niederösterreich, wie hart es auch von der preußischen Occupation mitgenommen war, nicht einmal anzuhalten! Desgleichen spielte in Ungarn bei der ans Ruder gelangten Clique die politische Charakterfestigkeit keine größere, die Reaction keine geringere Rolle. Der starr conservative Hofkanzler hatte sich bereits acht Tage vor Belcredi's officiellem Regierungsantritte mit einem Tavernikus oder Statthaltereipräsidenten für Ungarn und die dort einzuleitende Action, einschließlich der Landtagswahlen versehen, der bei den Magyaren als Typus des Feudalismus gilt. Baron Paul von Sennyey, unter Bay Vicepräsident der Statthalterei in Ofen, stand gleichfalls noch im Anfange der Vierziger; bei den bevorstehenden Ereignissen trat er übrigens in den Hintergrund gegenüber seiner Frau, einer blendenden Schönheit, welche das Herz der Kaiserin dermaßen zu gewinnen wußte, daß Ihre Maj. ihr öffentlich den Mund zum Kusse hinhielt, wenn die Baronin die Lippen auf die Hand der Monarchin drücken wollte. Natürlich waren auch Mailáth und

Digitized by Google

Sennyey, die doch in der Thronrede vom 14. Dec. 1866 bei Eröffnung des ungarischen Landtags die gemeinsame Behandlung der im Sinne des Octoberdiploms bemessenen Gesammtstaatsangelegenheiten als unumgängliche Bedingung des Ausgleiches hingestellt, ein Jahr später ganz ebenso bereit wie Belcredi in das rein dualistische Fahrwasser als ungarische Minister einzulenken, wenn nur Graf Andrássy sie als Collegen am Steuerruder acceptirt hätte. So jedoch ereilte auch Mailáth die Nemesis, daß der stolze Cavalier, froh genug, aus dem Ruine der Sistirungspolitik für sich den Posten eines Judex Curiae errettet zu haben, sich nach langem Zögern endlich doch entschließen mußte, dem Sohne eines ödenburger Essigmenmachers als Justizminister seine Aufwartung zu machen! Die Hauptsache aber war, daß alle diese Herren nur die vorgeschobenen Posten der feudal-ultramontanen Partei, der eigentlichen „weißen Jakobiner" von der Farbe Leo Thun's und Apponyi's bildeten, die schon als ungeduldige lachende Erben hinter dem Ministerium standen, bereit es zu culbutiren, wenn es nicht in ausgiebigstem Maße mit ihnen theilen wolle. Als die staatsmännischern erwiesen sich auch hier die ungarischen Altconservativen. Mit demonstrativer Zurückhaltung vermied Graf Georg Apponyi, der große Jesuitenfreund, der es in seiner vormärzlichen Hofkanzlerschaft glücklich so weit gebracht, daß auch nicht Ein Comitat unter seinen constitutionellen Behörden stand, daß ein jedes von einem königlichen Administrator mit dem üblichen militärischen Brachium verwaltet ward, jedes Hervortreten. Er lebte zurückgezogen in Wien und machte kein Hehl aus seinen Motiven: „Befestigt sich die Regierung, so kann sie mich nicht entbehren, andernfalls habe ich um so mehr Aussicht ihr Nachfolger zu werden, je weniger ich mich für sie compromittirt habe." Viel ungeschickter benahmen sich die böhmischen Hochtories, die den Staatsminister förmlich umlagerten, obschon dieser sie flehentlich bat, ihm wenigstens noch für einige Zeit die Arme freizulassen und ihn nicht zu beiderseitigem Schaden zu drängen. Natürlich, der Führer dieser Coterie muß das Eisen schmieden, weil es heiß ist. Bei dem Grafen Leo Thun spielt die Geld- und Gehaltfrage eine sehr bedeutende und pressante Rolle. Hat doch die Verbissenheit über das Ungenügende seiner pecuniären Mittel wesentlich dazu beigetragen, aus ihm jenen finstern Zeloten zu machen, der er indeß erst geworden ist, nachdem er, soweit das eben einem „Cavalier" möglich, den ganzen Kompaß der politischen Ueberzeugungen durchlaufen, sodaß er jetzt keine andere Wahl mehr hat, als auf dem zuletzt erreichten Standpunkte halt zu machen und zur Hebung seines Nimbus den feudal-klerikalen Fanatiker herauszukehren. Im Vormärz predigte er in Wort und Schrift, daß in Böhmen das Deutschthum das Culturelement und eine Gleichberechtigung des Czechenthums mit demselben ein Unding sei (in den Märztagen wurde er dafür von den czechischen Studenten in Prag eingesperrt), heute ist er enragirter Czeche und stellt auf dem Landtage Anträge auf Czechisirung der prager Universität. Als Cultusminister ließ er den freisinnigen Exner gewähren und Anstalten treffen, um das österreichische Unterrichtswesen dem deutschen zu assimiliren; kaum aber siegte die Concordatsrichtung, als es Thun's eifrigstes Streben war, gleich Penelope die eigene Arbeit rückgängig zu machen und uns wieder auf die Bildungshöhe der Jesuitengymnasien zurückzuschrauben. Fast alle Ausländer, die er an die Universitäten und Gymnasien berief, haben er und Belcredi nachher wieder glücklich dem Klerus zu Liebe fortchicanirt: rühmt sich ja Thun „der Vater des Concordats" zu sein! Der Mann, der heute an der Spitze der äußersten Föderalisten steht, war einst zehn Jahre lang als College Bach's dessen bester Gehülfe, um der administrativen Centralisation durch Verbreitung einer, im Feldwebeldeutsch bestehenden „Germanisirung" unter die Arme zu greifen, gerade wie sein jetziger Mitkämpfer im Föderalismus, Graf Clam-Martinitz, seine politische Laufbahn als Bach's und Haynau's gefügigstes Werkzeug eröffnete, erst als Gehülfe Gehringer's, der dem Helden von Brescia als Civil-Adlatus in Ofen bei-

Digitized by Google

gegeben war, dann als Statthalter von Krakau. Wenn diese Herren die Fanatiker für irgendein Princip spielen wollen, hat man alles Recht zu fragen: „Was ist ihnen Hekuba?“ Ihr Organ, das „Vaterland“, aber tobte und wüthete von vornherein in einer Weise, als gelte es, Belcredi's Politik durch die crassesten Uebertreibungen unmöglich zu machen und namentlich seinem Plane, wonach die Slawen ein Gegengewicht gegen Ungarn bilden sollten, sodaß man der Deutschen entbehren könne, die Spitze abzubrechen. Die Czechen in ihrer angeborenen Ueberhebung bestärkend, wiegelten die Tories den prager Landtag vielmehr auf, selber in die Bahnen des pesther zu treten und für Böhmen nebst dessen „Nebenländern“ dieselbe Unabhängigkeit zu begehren, wie Ungarn für sich und seine Annexe sie fordert. Die Coterie des „Vaterland“ war sich ihrer Ziele klar bewußt. Durch die vorläufige Befriedigung der Magyaren wollte sie sich unbedingte Freiheit des Handelns diesseit der Leitha erkaufen; in den Erblanden durch den Bund des Adels, der Klerisei und der „urwüchsigen“ Nationalitäten, der Czechen, Slowenen, Polen sowie der „schwarzen Czechen“ in Tirol, die sich ja alle mehr oder minder in den Händen der privilegirten Kasten befinden, das Deutschthum und mit dem Deutschthume das Bürgerthum, den Tiers-Etat als eigentlichen Träger der parlamentarischen Gelüste in den Staub treten; endlich wenn in den deutsch-slawischen Provinzen, auf den Trümmern des Reichsraths und der Aera Schmerling, der Absolutismus mit feudal-ultramontanem Aufputze in Form der Rothfrackstände hergestellt war, mit den so gewonnenen Mitteln den Feldzug gegen den Parlamentarismus in Ungarn eröffnen. Den innersten Gedanken dieser Coterie sprach der kaiserliche Gesandte in München, der diplomatische Faiseur des Grafen Rechberg, Graf Blome, gleich nach dem Staatsstreiche in den Worten aus: „Warum sollen wir nicht reussiren? Haben wir doch nichts gegen uns, als das bischen deutsche Intelligenz!“ Nur zwei Fehler hatte diese Rechnung, sie unterschätzte das deutsche Element; und sie irrte sich, wenn sie die Magyaren in Einen Topf mit dem Brei der „Nationalen“ slawischen Ursprungs warf! Sowenig daran zu denken war, daß Ungarn, nach Entscheidung der Machtfragen zu seinen Gunsten, auf die Freiheit verzichten werde, ebenso wenig verkannten die Magyaren, daß eine Regierung, die um keinen Preis ein Parlament in Wien dulden wolle, auch das in Pesth nur kurze Zeit als ein pis-aller stehen lassen werde.

Daß Graf Belcredi im Grunde seines Herzens durchaus einverstanden war mit jenen Fanatikern, die, um den Parlamentarismus auszurotten, keinen Anstand genommen hätten, deutsches Bürgerthum und Culturleben in Oesterreich zu vertilgen, welche lärmend statt der „Sistirung“ die Aufhebung der Verfassung und strengstes Einschreiten gegen alle Anhänger derselben verlangten, dafür liegen die unzweideutigsten Beweise vor. Wir erinnern an jene Artikel der „Wiener Abendpost“, in denen der Staatsminister in dem zelotisch-doctrinären Tone eines Professors die Reichsverfassung für eine „Fiction“ erklärte. Der Börsenwitz: „Dem Conseilpräsidenten kann das Parlament gestohlen werden!“ als der neue Polizeiminister sofort den Posten von dem Abgeordnetenhause entfernen ließ, traf den Nagel auf den Kopf. Kein Parlament in Wien! das war die Losung, weil die Hauptstadt der Sitz des deutschen Tiers-Etat ist. Wenn auf der Bahn zu diesem gemeinsamen Ziele Belcredi die böhmischen Hochtories immer nur halbwegs begleitete, so spielt bei dieser Behutsamkeit keineswegs, wie man fälschlich angenommen, eine besondere Milde des Charakters, sondern einfach die Sorge um sein Portefeuille-Kleeblatt mit, das durch Hervorrufung heftiger Conflicte leicht hätte gefährdet werden können. Wo er hinauswollte, das zeigte er deutlich genug, indem er es seine erste Sorge sein ließ, jenes Trifolium von Beamten wieder in einflußreiche Stellen zu befördern, das selbst Schmerling nicht auf dem alten Posten gelassen. Bernhard von Meyer, der in seinem Vaterlande zum Tode verurtheilte Anstifter des schweizer Sonderbundskriegs,

Digitized by Google

diese vielberufene Persönlichkeit, mit der Metternich den österreichischen Staatsdienst beglückt, war Belcredi zu geistesverwandt, als daß er sich durch alle Entrüstung der Presse hätte abhalten lassen, denselben zum Protokollführer des Ministerraths zu ernennen. Dagegen erhob sich denn doch gegen die Wiederanstellung des Barons Helffert, ehemaligen Unterstaatssecretärs Thun's, und des Hrn. Weiß von Starkenfels, der unter Welden Polizeidirector Wiens gewesen, in der öffentlichen Meinung ein solcher Sturm, daß jene vorläufig ganz unterblieb und der ehemalige Polizeidirector sich vorderhand mit einer untergeordneten Function begnügen mußte. Wie kann man aber von Abneigung gegen bureaukratische Gewaltmittel bei dem Manne reden, der seine innersten Sympathien für einen Weiß von Starkenfels so wenig zurückhielt! Dieser Herr war es, der unter dem Belagerungszustande das Agio abschaffen wollte, indem er eine Compagnie Soldaten an die Börse beorderte, „um die Juden zur Raison zu bringen", und der, um mit der Journalistik fertig zu werden, alles Ernstes das Radicalmittel vorschlug: „Ich lasse ein Dutzend Zeitungsschreiber aufgreifen und ohne weiteres im Hofe des Polizeigebäudes füsiliren, am nächsten Morgen aber den ganzen Hinrichtungsact mit Namen und allem Zubehör in der «Wiener Zeitung» veröffentlichen, das wird die Schreier zahm machen!" Wenn ein Minister, der zu Weiß von Starkenfels in geistiger Wahlverwandtschaft steht, sich als Gegner der Beamtenwirthschaft ein Air geben und sich, namentlich der Journalistik gegenüber, als Cavalier drapiren will mit dem vielcitirten Ausspruche: „Ich will keine Märtyrer machen!" so begründet er damit keineswegs einen Gegensatz zwischen sich und der böhmischen Clique, die laut nach Gewaltmaßregeln rief — er zeigt eben nur, daß er klug und einsichtig genug war, um zu begreifen, er könne, wenigstens einstweilen, noch nicht wie er wolle. Aber Gott gnade der Freiheit, der Cultur, dem Deutschthume in Oesterreich, wenn die Sonne von Königgrätz einem Tage geleuchtet, der diese Coterie in Stand gesetzt hätte, ihre Handlungen ihren Gesinnungen anzupassen! An Schlauheit himmelhoch über den Troß der im „Vaterland" polternden „Gaugrafen" erhoben, war Belcredi betreffs der Ziele vollkommen mit ihnen einverstanden; allein er sah ein, daß er im Anfange einen Glacéhandschuh über die Eisenhand ziehen müsse. Sollte er Preßprocesse provociren, in denen der Staatsanwalt die Theorie zu vertheidigen hatte, daß die Reichsverfassung, die Se. Maj. zu wiederholten malen in Thronreden und Staatsgrundgesetzen „für sich und seine Nachkommen unerschütterlich aufrecht zu erhalten, durchzuführen und gegen jeden Angriff zu schirmen" gelobt, nur „eine Fiction" gewesen? Bis man also dem Rechte offen Gewalt anthun durfte, mußte man es vorläufig auf Umwegen zu umgehen, durch Liste und Ränke zu biegen versuchen. Und gerade in der Inscenirung von kleinlichen Polizeikniffen, welche diesen Zweck verfolgten, hat Graf Belcredi sich gefallen, wie denn jeder seiner Beamten bestätigt, daß das Polizeiportefeuille es war, dem er so ziemlich seine gesammte Thätigkeit widmete. Er war Meister in jenen Jesuitenstücklein, schwarz weiß zu machen, solange bis man stark genug geworden, um mit Schwertern drunterzuschlagen! Wie mußte der Chef des Preßbureau sich, während doch officiell der Reichsrath nur „sistirt" war, die Beine ablaufen, um den Redactionen wieder und immer wieder einzuschärfen, das Parlament mitsammt der Februarverfassung seien für alle Zeiten abgeschafft, Se. Exc. werde nicht länger dulden, daß die Blätter davon sprächen! War Belcredi der Gescheitere, so war das „Vaterland" ehrlicher, indem es dasselbe offen ausgesprochen haben wollte, was der Minister hinter den Coulissen betrieb. Daß die Publicisten sich in diesem Streite zehnmal muthiger bewiesen als die Abgeordneten, das ist eben ihr Verdienst und nicht ein Beweis von Belcredi's Langmuth. Vor öffentlichen Processen über die Verfassungsfrage mußte der Staatsminister zurückschrecken; das Bestreben der Staatsanwälte war daher immer, eine Majestätsbeleidigung herauszudifteln und so die geheime Verhandlung zu erzielen. Wo aber nicht gerade der

Digitized by Google

Verfassungsstreit direct ins Spiel kam, da griff Belcredi fest genug zu. Als die „Neue Freie Presse" die Abgeordneten aufforderte, eine Versammlung zum Schutze des Februarpatents abzuhalten, als die „Ost-Deutsche Post" der illegalen Anleihe in den Weg trat, da folgte die Anklage den Artikeln auf dem Fuße. Aber weit mehr noch liebte Belcredi, ein intensiver Feind jeder Oeffentlichkeit, unangenehme Fragen und Debatten ganz in der Stille durch Drohungen aus der Welt zu schaffen; hier war er recht eigentlich in seinem Lieblingsdepartement. Mit welchen Intriguen wußten er und Graf Larisch jedesmal die gesetzlich vorgeschriebene Publicirung der Staatsschulden-Controlscommissions-Berichte über die Finanzwirthschaft der Sistirungsperiode hintanzuhalten, bis der Kaiser selbst diesen Leuten, die sich als Gegner der bureaukratischen Geheimthuerei darzustellen wagten, weitern Widerstand verbot! Als der Unterrichtsrath sich einstimmig gegen die Sanctionirung des böhmischen Sprachenzwanggesetzes aussprach und, nach der entgegengesetzten Entscheidung des Ministers, um die Erlaubniß bat, sein Gutachten zur eigenen Rechtfertigung veröffentlichen zu dürfen, resolvirte Belcredi, dieser vermeintliche Verehrer der freien Discussion, mittels Marginalbemerkung: „kann auf keinen Fall gestattet werden" . . . freilich hatte auch nicht einer der Unterrichtsräthe die Courage, auf diese Kränkung hin seinen Abschied zu nehmen! Als nach dem Prager Frieden im Spätherbste 1866 die Invasion der Jesuiten und der Kampf der Blätter dagegen begann, da wurden die polizeilichen Hebel mit demselben Hochdrucke, wie nur je unter Bach, auf Befehl desselben Staatsministers, der sich als einen den bureaukratisch-polizeilichen Augiasstall ausmistenden Hercules verherrlichen ließ, in Bewegung gesetzt, sodaß eben keine Zeitung, die in die Hände ihrer Leser gelangen wollte, sich auch nur die unschuldigste Notiz über die Jünger Loyola's erlauben durfte. Belcredi ließ wol, um die Aufregung der Preßprocesse zu vermeiden, mit erstaunlicher Unempfindlichkeit auf sich selber Holz hacken; jeder Beleidigung der Jesuiten aber kam er als getreuer polizeilicher Eckart zuvor, weil er durch Nachlässigkeit in diesem Dienste seine drei Portefeuilles und Ministergehalte zu compromittiren fürchtete. Auch sonst scheute er, wo es nur ohne Aufsehen geschehen konnte, einen Gewaltschritt eben nicht, und bei dem, was er sich vorläufig um seines Postens willen gefallen lassen mußte, machte er durchaus den Eindruck, als sei bei ihm „aufgeschoben nicht aufgehoben". Oberstaatsanwalt Waser in Graz wurde Knall und Fall seines Amts enthoben; Landeshauptmann Froschauer in Vorarlberg nicht minder plötzlich, vier Wochen vor Vollendung seines 40. Dienstjahres, dessen Ablauf ihn zum Bezuge des vollen Gehalts berechtigt hätte, pensionirt (December 1865 und Januar 1866), weil sie auf ihren respectiven Landtagen gegen die Verfassungssistirung Partei genommen. Gegen die vorarlberger Gemeinden, welche Froschauer und den Landtag für ihre antiministerielle Haltung in Adressen beglückwünschten, wurden so energische Maßregeln juridischer und administrativer Natur ergriffen, daß die Propaganda sofort im Keime erstickt ward. Nach dem Prager Frieden wurden an die Beamten Circulare bezüglich ihrer Betheiligung an den Landtagswahlen im ministeriellen Sinne erlassen, die hinter den analogen Kundgebungen der Grafen Eulenburg und Lippe in Preußen nicht zurückstanden; selbst Staatsrath von Hock traute sich als Mitglied des niederösterreichischen Landtags nicht mehr mit der Sprache heraus, wenn er in einer reinen Fachfrage sein Urtheil über die unverantwortlichen Steuermaßregeln des Grafen Larisch abgeben sollte; selbst ein als Reactionär und Ultramontaner so anerkannt „correcter" Functionär fühlte das Damoklesschwert des Disciplinarverfahrens über seinem Haupte schweben! So viel strenger als sogar unter Bach wurde die bureaukratische Hierarchie und das Tschinwesen unter dem Régime der Sistirung gehandhabt. Nicht minder charakteristisch für den hohen Grad von Heuchelei, der darin lag, wenn gerade das Ministerium sich als Gegner des polizeilichen und Beamtenregiments, als Gegensatz zur Aera Bach und Schmerling, als Ver-

Digitized by Google

ehrer der Oeffentlichkeit und als Widersacher aller Versuche, die öffentliche Meinung zu fälschen, geberdete, ist der Umstand, daß Belcredi den geheimen Dispositionsfonds nicht nur bis auf den letzten Kreuzer aufbrauchte, sondern bei seinem Rücktritte am 2. Febr. 1867 schon fast den ganzen Betrag der Gelder für das eben begonnene Jahr ausgegeben hatte. Natürlich, die Vorbereitungen zum „Außerordentlichen" kosteten mehr als die Schmerling'schen „Fictionen"! Das Verdienst, Oesterreich mit Amnestien überschüttet zu haben, wollen wir Belcredi nicht schmälern; aber ebenso wenig verkennen, daß der edle Graf dabei zunächst an sich selber dachte und auch das Vorrecht der Krone zu kleinlichen Haupt- und Staatsactionen im eigenen Interesse ausnutzte, sowie daß er sich nicht genirte, in Bezug auf den Nachlaß der Folgen gerichtlicher Verurtheilungen die Deutschen weit weniger günstig zu behandeln als Czechen, Polen und namentlich Magyaren. Die Niederschlagung der gegen föderalistische Blätter schwebenden Processe verstand sich doch beinahe von selbst. Die Begnadigung der politischen Opfer von 1848 aber kam in den Erblanden erst nach dem Kriege an die Reihe, und da erst, um eine Allianz zwischen den Märzdemokraten, welche die Februarverfassung als ungenügend gleichfalls perhorrescirten, und den Feudalen, denen sie schon viel zu liberal war, zusammenzuschweißen. Doch daß Belcredi sich auf alle jene Kunststücke, die geeignet sind, der Menge Sand in die Augen zu streuen, vortrefflich verstand, ist unleugbar. Am 1. Sept. hatte Benedek, der schon als Sohn eines einfachen Arztes aus Oedenburg der Aristokratie ein Dorn im Auge und den Cavalieren seines Vaterlandes doppelt verhaßt war, weil er im Frühjahr 1861 in einem Tagesbefehle von „feigen Magnaten" gesprochen, aus Aerger über die Art, wie das pesther Oberhaus die Flinte ins Korn warf und auf jede Vertheidigung des von seinen eigenen Standesgenossen ins Leben gerufenen Octoberdiploms verzichtete, das Obercommando über die italienische Armee abgeben müssen. Vier Wochen später wurde Bach von dem Botschafterposten in Rom entfernt. Auch hierbei handelte es sich für die Feudalen und Altconservativen lediglich darum, ihr Müthchen an dem Manne zu kühlen, der den politischen Einfluß des ungarischen Adels gebrochen und die Beseitigung der Fronen und Robote aufrecht erhalten hatte. Daß man in Bach weder den politischen Reactionär, noch den Priesterknecht treffen wollte, bewies man deutlich, indem man ihm den Freiherrn von Hübner zum Nachfolger gab, der sich im Herbste 1860 als Polizeiminister unmöglich gemacht hatte, weil er sich an der bekannten Conspiration von Toth-Meyher betheiligt, wo die Altconservativen über die Mittel, einen ständischen Absolutismus mit „nationalem" Beigeschmacke in beiden Reichshälften zu etabliren, beriethen, und der als Gesandter in Paris die österreichische Diplomatie blamirte, indem er Napoleon's friedliche Absichten betheuerte zu einer Zeit, wo der italienische Krieg schon so gut wie ausgebrochen war. Nichtsdestoweniger entblödete man sich nicht, die Befriedigung einer rein persönlichen Rancune als einen Triumph des Liberalismus darzustellen; in wenigen Wochen sei Belcredi gelungen, was Schmerling nicht in ebenso vielen Jahren zu Stande gebracht, den Urheber der nichtswürdigen Polizeiwirthschaft der funfziger Jahre aus dem Staatsdienste zu entfernen! Nach allen Richtungen hin wurde mit „Schlagworten" operirt, deren Misbrauch die geringe Bildung der Bevölkerung um so leichter und gefährlicher machte. Wie man den „guten Christen und schlechten Musikanten" unter dem Deckmantel eines wüsten Geschimpfes auf die „Bureaukratie" eine feudal-klerikale Patrimonialwirthschaft serviren wollte, haben wir bereits gezeigt. Eine noch verlogenere und possirlichere Rolle spielte das Stichwort „Autonomie". Galt es, durch illiberale Vorlagen für Gemeindeordnungen die freisinnigen Grundsätze zu durchbrechen, welche ein Reichsgesetz von 1862 für derartige Landesgesetze festgestellt, so appellirte man an die „Autonomie", weil der Judenhaß des lemberger, das chinesische Absperrungssystem des innsbrucker Landtags in der That mit Leidenschaft Communal-

Digitized by Google

gesetze für Galizien und Tirol schuf, die jenem Reichsgesetze Hohn sprachen. Galt es das Protestantenpatent in Fetzen zu reißen, indem man der evangelischen Gemeinde in Meran die Erlaubniß sich zu constituiren definitiv abschlug (1. Nov.) und in crassem Widerspruche mit dem Patent die Bewilligung zur Gründung akatholischer Gemeinden sowie zur Ausübung des protestantischen Gottesdienstes in Tirol mit derber Ironie von der Zustimmung des innsbrucker Landtags abhängig machte, so schmückte man sich mit der Achtung vor der „Autonomie" der Länder. Wenn man die deutschen Kinder in Böhmen und Krain zwang, czechisch und slowenisch zu lernen, weil die Landtage von Prag und Laibach mit Beihilfe der von Wien aus instruirten Beamten und der klerikalen sowie der adelichen Deputirten es so beschlossen, dann respectirte man eben nur die „Autonomie", die Schmerling mit Füßen getreten. Wo aber blieb die Devotion vor der „Autonomie", wenn der steirische Landtag die Schule unabhängiger von dem Klerus zu stellen beschloß; wenn nach dem Kriege der wiener Gemeinderath ein Lehrerseminar nach preußischem Muster gründen wollte, und alle großen Städte der Reihe nach sich gegen die Ansiedelung der aus Italien vertriebenen Jesuiten wehrten; wenn die evangelische Generalsynode sich eine Kirchenverfassung gab, die der Staatsminister völlig eigenmächtig und ungesetzlich nach dem Wunsche seiner klerikalen Rathgeber unmodelte? Dann hieß es: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!" Dann wurden alle solche „autonomen" Aeußerungen abgetrumpft... denn war auch die Verfassung „sistirt", das Concordat stand fest und sollte neue Blüten treiben. Auch mit der Verunglimpfung der „Centralisation" wurde tapfer gearbeitet; als aber die Gemeinden sich die schönste Gabe der Decentralisation bei Lichte besahen, fanden sie, wie die Ueberlassung der Polizeigewalt an die Communen nichts anderes bedeutete, als daß der Staatssäckel die finanziellen Lasten, welche die Straßen- und Sanitätspolizei mit sich bringt, auf die Schultern der Gemeinden lud, die ganze Fremden- und politische Polizei dagegen sich selber vorbehielt! Natürlich war auch Graf Belcredi ein viel zu gescheiter Mann, um nicht zu wissen, daß man mit den Landtagen ohne Reichsrath gerade so wenig kutschiren könne wie mit einem Wagen, dessen Hinterräder ausgehoben waren. Allein klang es nicht verzweifelt freisinnig, wenn er, im Gegensatze zu den „Octroyirungen" Schmerling's, alles der freien Vereinbarung anheimgab? Jetzt wo diese Zeit hinter uns liegt, ist man ordentlich versucht hell aufzulachen bei dem Gedanken, welch eine köstliche Sorte von „Constitutionalismus" es doch ist, 17 „Königreiche und Länder" auf die Suche nach ihren „legalen Vertretern" zu schicken und sich selber das absolute Regiment so lange vorzubehalten, bis alle 17 Körperschaften sich untereinander sowie mit Ungarn, Siebenbürgen und Kroatien über die möglichst beste und auch der Regierung zusagende Verfassung verständigt haben.

Belcredi huldigte daher nicht blos der Schmerling'schen Devise: „Wir können warten"; er sprach absolut im Tone eines Mannes, der über die Ewigkeit verfügt und Aeonen zu seiner Disposition hat. „Was finden Sie bei dieser meiner Methode Schwieriges?" sagte er zu einem unserer hervorragendsten Publicisten, „daß ein Ausgleich schon mit dem nächsten ungarischen Landtage gelingen wird, glaube ich selbst nicht; vielleicht auch mit dem folgenden noch nicht; aber um so sicherer mit dem dritten. Bitte, mir ehrlich zu sagen, ob dabei irgendetwas Bedenkliches ist?" Für ihn war aber auch gar nicht die Hauptsache, etwas zu Stande zu bringen, sondern die Dinge allseitig in der Schwebe zu erhalten; denn gerade diese Balancirung bildete die Grundlage seiner Allmacht. Die cisleithanischen Landtage mußten sich ja, insoweit das deutsche Element darin dominirte, bald über den Staatsstreich ausgeschimpft haben, und deutsche wie slawische ruinirten sich selber durch ihre bloße Existenz ohne Reichsrath. So sehr scheute dies Ministerium vor jeder Initiative in der Verfassungsfrage zurück, daß es vor lauter „echtem Constitutionalismus" in legislativen und Finanzfragen stets auf die Octroyirung

Digitized by Google

angewiesen blieb, weil die richtige Verfassung ebenso unauffindbar blieb wie der Stein der Weisen. Indem es ferner aus lauter „constitutioneller" Gesinnung von den Landtagen über seine Entwürfe zu Gesetzen, die in dem Bereich des „sistirten" Parlaments fielen, „Gutachten" einholte, ohne sich an ihren Bescheid, wo er überhaupt erfolgte, im mindesten zu kehren, drückte es dieselben auf den Standpunkt rein consultativer Körperschaften herab, den sie nach den ursprünglichen Statuten Goluchowski's von 20. Oct. 1860 einnehmen sollten. War man in den Erblanden auf diesem Punkte angelangt, dann kam Ungarn an die Reihe, dessen Rechte ja auch das Sistirungsministerium nur „im Princip" anerkannt und dessen Verfassung in der Praxis genau so wie die unsere „sistirt" blieb. Nachdem die Freiheit so auf beiden Seiten der Leitha kalt gestellt war, gehörte dann keine besondere Kunstfertigkeit dazu, sich mit Hülfe des Hofes, den Belcredi durch seine Schwiegermutter, die alte Gräfin Welden, Aja der kaiserlichen Kinder, geschickt beeinflußte, und der klerikal-feudalen Partei nach dem Sprichworte: „Eine Hand wäscht die andere", obenauf schwimmend zu erhalten. Daß Belcredi immer viel eifriger auf seine eigene Erhaltung als auf die des Reichs bedacht war, und daß er als seine Krücke in allen Dingen die Ultramontanen betrachtete, wird wol niemand leugnen, seitdem er so weit gegangen war, der Welt ganz ungenirt zu zeigen, daß er selbst nach dem Prager Frieden keine wichtigere Aufgabe kannte, als seine Freunde, die Jesuiten, die Italien ausgestoßen, von Triest bis Tarnopol und von Feldkirch bis Troppau behäbig unterzubringen. Das ist der Ariadnefaden des Regiments Belcredi von seinem ersten bis zu seinem letzten Tage. Wie bei dem Universitätsjubiläum (Anfang August) Waldeck's, Gneist's und Virchow's Namen von der Liste der Ehrenpromotionen gestrichen wurden und Rector Hyrtl „die Umkehr der Wissenschaft zur Kirche, der sie alle befruchtenden Keime verdanke", predigte; wie von jener Feier die evangelisch-theologische Facultät ausgeschlossen blieb und die Studenten sich völlig zurückzogen; wie bei dem Rectoratswechsel (2. Oct.) Professor Jäger in seiner Inaugurationsrede ausdrücklich der Wissenschaft die positiven Satzungen der Religion als unnahbare Schranke entgegenstellte: so war Belcredi's letztes Streben, das aus tausend Wunden blutende Reich den über die Alpen hereinbrechenden Schülern Loyola's völlig zu überantworten. Ja, in eben diesem Zuge wurzelten auch in der auswärtigen Politik die kolossalsten Fehler des Sistirungsministeriums, dessen unbegreifliche Unfähigkeit nach dieser Richtung hin überhaupt verhängnißvoller gewesen ist als irgendein anderer Misgriff. Im Hochsommer 1865 war die Herzogthümerdifferenz bekanntlich bis hart an den Rand eines Krieges mit Preußen gediehen. Das Cabinet aber war davon, daß gleich ihm selber auch Graf Bismarck jener unfruchtbaren Schule der Kreuzzeitungs-Reaction angehörte, die einen Kampf zwischen zwei feudalen Ministerien in Wien und Berlin für eine absolute Unmöglichkeit hielt, fest genug überzeugt, um sich, unter völliger Ignorirung der von der Spree her drohenden Gefahren, über Hals und Kopf in eine ultramontan-legitimistische Action zu stürzen, die Italien und Napoleon aufs tiefste verletzten mußte. Schon am 21. Juli hatte Graf Mensdorff sich veranlaßt gefühlt, ebenso muthwillig wie ungeschickt dem madrider Cabinet wegen der Anerkennung des Königreichs Italien Vorstellungen zu machen, mit dem Zusatze, daß Spanien dadurch gehindert werden würde, dem päpstlichen Stuhle nachdrücklichen Beistand zu leihen. Dieser Excurs zog der österreichischen Regierung nicht nur aus der Feder Bermudez de Castro's eine sehr derbe Antwort über die Pflicht zu, sich nicht um ungelegte Eier zu bekümmern, sondern, was noch viel schlimmer, jene Zurechtweisung gelangte auch auf dem Umwege über Paris in die Oeffentlichkeit. Als es trotzdem lediglich durch die persönliche Intervention der beiden Monarchen gelang, die preußische Kriegsgefahr nochmals mittels der Gasteiner Convention zu beschwören (14. Aug.), hätte ein in solchen Dingen halbwegs zurechnungsfähiges Ministerium wissen müssen, daß

Digitized by Google

es damit nur eine Gelegenheit erkauft, um sich, durch Concentrirung aller Kräfte im Innern wie nach außen hin, auf den äußersten Widerstand gegen Preußen und Italien vorzubereiten, wenn es nicht mindestens Einem der beiden Gegner durch die Cession Schleswig-Holsteins oder Venetiens gerecht werden wollte. Die Männer der Sistirung jedoch erkannten darin nur eine Bestätigung ihrer überlegenen Einsicht, daß von Berlin her nichts zu fürchten sei! Ja, als dann vollends das eben erst beleidigte Frankreich ihnen zu der dringend benöthigten Anleihe (Anfang November) verhalf, begriffen sie nicht einmal, daß dies nur geschah, weil Napoleon nicht durch eine sonst unvermeidliche allzu große Nachgiebigkeit Oesterreichs gegen Preußen die Chance eines deutschen Kriegs verlieren wollte! Nein! sie, deren Voraussicht in politischen Dingen überhaupt so weit ging, und deren Rücksichtslosigkeit in allem, wo die Interessen des Feudalismus oder des Ultramontanismus ins Spiel kamen, so groß war, daß sie Oesterreich noch durch Einschiffung von mexicanischen Freiwilligen in Triest wenige Tage vor dem Ausbruche des Kriegs mit Preußen in die demüthigende Lage setzten, dieselben auf die Drohung des Hrn. Motley, die Vereinigten Staaten würden deren Landung in Veracruz mit Gewalt verhindern, wieder nach Laibach zurückbringen zu müssen ... sie waren jetzt sicher, mit Napoleon auf so intimem Fuße zu stehen, daß sie von außen her nicht das mindeste zu fürchten hätten, weil schon Frankreich einen Angriff Preußens auf Oesterreich um keinen Preis dulden werde! So commandirten sie denn in dulci jubilo: „Fertig zum Staatsstreich!“ als strahlte der Himmel der auswärtigen Politik im reinsten Blau.

Ostfriesland unter hannoverischer Herrschaft.

Wol überall in den deutschen Landen, die durch die gewaltigen Kämpfe des Jahres 1866 der preußischen Monarchie einverleibt worden, hat dieser Eingriff in die altgewohnten bestehenden Verhältnisse einen scharfen Gegensatz der Parteien hervorgerufen. Während die einen mit lautem Jubel den Aufschwung des nationalen Lebens, der in Preußens Machtvergrößerung sein Fundament hat, begrüßen, stehen andere stumm und mislaunig beiseite, während wieder andere in verbissenem Trotz und mit grollendem Zorn den ohnmächtigen Kampf mit Nadelstichen fortzusetzen versuchen wider den mächtigen Sieger. Wol nur in Einem Landstriche, den das Geschick jetzt wiederum mit Preußen vereinigt, gab und gibt es keine Parteiungen in der großen nationalen Frage, gibt es nur eine einzige Anschauung in allen Kreisen, bei hoch und niedrig, bei jung und alt, innige, tiefempfundene Freude, ganz und für immer Preußen angehören zu dürfen: wir meinen in Ostfriesland.

Nirgends ist Preußens deutscher Beruf früher und klarer erkannt als in Ostfriesland, nirgends hat fester und unverbrüchlicher treue Anhänglichkeit an den mächtigen Staat des Großen Friedrich alle Wechselfälle des öffentlichen Lebens überdauert, nirgends ist begeisterter der Sieg der preußischen Waffen gefeiert worden.

Traten doch noch in den Tagen vor dem blutigen Kampfe bei Langensalza, als ihre eigenen Landsleute unter hannoverischer Fahne gegen Preußen im Felde standen, Ostfrieslands angesehenste Männer mit einem Aufruf an die Oeffentlichkeit, in dem sie erklärten, „Preußens Krieger kämpfen den Kampf für uns mit“; wurden doch, als kaum die ersten Siege in Böhmen errungen waren, schon gewichtige Stimmen laut, die an allerhöchster Stelle den Wunsch des Landes bekundeten, einverleibt zu werden in den mächtigen Staat, von dem vor 50 Jahren ein unseliges Geschick sie losgerissen!

Und wer es weiß, wie unsaglich schwer dem preußischen König Wilhelm es geworden, die ihm so nahe stehenden besiegten Fürsten zu entthronen, die Siege auszunutzen, wie die

Digitized by Google

Pflicht gegen sein Land es gebot, dem wird es nicht zweifelhaft sein, welches Gewicht es warf in die schwankende Wagschale, daß aus den besiegten Ländern heraus die Stimme des Volkes selbst die Einverleibung begehrte.

Die ersten und lange Zeit einzigen aber, die solche Wünsche vortrugen am Throne, waren eben die Ostfriesen, und dankbar wird eine spätere Generation das Verdienst zu würdigen wissen, das Ostfriesland dadurch um Deutschland sich erworben hat.

Zur Zeit jedoch gehen die Wogen der Parteileidenschaften noch zu hoch zu völlig unbefangener Prüfung, und statt Dank und Anerkennung haben die Ostfriesen Vorwürfe und Anklagen geerntet über den treulosen Sinn, der sie 1865 den Jahrestag der funfzigjährigen Vereinigung mit Hannover festlich begehen und König Georg von Hannover huldigen und Treue geloben ließ, um kaum ein halbes Jahr später von ihm sich loszusagen und mit fliegenden Fahnen überzugehen in das preußische Lager. Eine seltsame und auf den ersten Blick nicht für die „biedern" Ostfriesen sprechende und doch bei ruhiger Erwägung nur allzu erklärliche Thatsache. Möge es gestattet sein, durch kurzen historischen Rückblick und eine unparteiische Darlegung der Verhältnisse in Ostfriesland während der Jubelfeier 1865 und während des Sommers 1866 diese Erklärung zu geben.

Seit alters her trotzig freien Sinnes und vor allem ihre Unabhängigkeit gegen jedermann vertheidigend, hatten die Ostfriesen sich im Innern eine äußerst freie Verfassung zu behaupten gewußt; der Schwerpunkt der Macht lag bei den Ständen, die Fürsten hatten wenig Bedeutung, der Bauer war frei von gutsherrlicher Beschränkung, die Städte regierten sich selbst, ihre innern Zwistigkeiten kämpften sie selbst aus, und wie ihre Lage eine isolirte war, so hatten sie selbst sich noch mehr isolirt und standen zu dem deutschen Reiche nur in losem Zusammenhange. Ihr Lebensnerv war die See, ihr Element Schiffahrt und Handel. Das in sich zerrissene und zur See nach außen ohnmächtige Reich vermochte sie wenig zu fördern, und naturgemäß suchten sie den Schutz und die Hülfe, deren ihre Handelsbeziehungen bedurften, bei den Generalstaaten. Nur zu gern *benutzten* diese die günstige Gelegenheit, ein Stück deutsches Gebiet ihrem Einfluß zu unterwerfen; immer mehr mischten sie sich ein in Ostfrieslands Geschicke, und immer mehr wurden die Ostfriesen es gewohnt, auch in innern Angelegenheiten nach Holland sich zu wenden, anstatt nach Deutschland; holländische Sitte und holländische Sprache gewannen täglich mehr Boden in Ostfriesland; der deutsche Sinn starb immer mehr dahin; hatte Deutschland ihnen doch das, was sie begehrten, Schutz nach innen und außen, nicht zu bieten; eine wichtige deutsche Grenzprovinz war in Gefahr, allmählich ganz für Deutschland verloren zu gehen.

Da setzte Ludwig's XIV. von Frankreich unersättliche Ländergier, die sonst so unheilvoll für Deutschland wirkte, doch auch dem holländischen Vorschreiten in Ostfriesland einen Damm. Im Bunde mit dem kriegslustigen Bischof von Münster, Bernhard von Galen, überzog er die Niederlande mit Krieg, und während die Niederländer in ihre Festungen zurückgedrängt wurden, erschien ein Heer in Ostfriesland und bedrohte die Hauptstadt des Landes: Emden. Offen lag das Land dem Feinde bloßgegeben, und die Generalstaaten vermochten sich selbst nicht zu schützen, geschweige denn ihre getreuen Anhänger. Da war es der Große Kurfürst, der seine schützende Hand ausstreckte über das bedrohte Emden, und während er die Stadt beschwor, „als ehrliche und dem Römischen Reich mit Pflichten ergebene Biederleute" festzubleiben, betrieb er mit aller Energie den Reichskrieg gegen Frankreich.

Der Ausgang ist bekannt. Ostfriesland aber hatte zum ersten mal erkannt, daß, wo der Generalstaaten Macht nicht ausreichte, Deutschland, und vor allem der große brandenburger Fürst, ihm zu helfen vermocht hatte.

Digitized by Google

Die Blicke der Ostfriesen wandten sich wieder mehr nach dem stammverwandten Deutschland, und wiederum ließ auch der Große Kurfürst Ostfriesland nicht aus dem Auge. Hatte er doch seine Aufgabe darin erkannt, im Norden Deutschlands den festen Grundstein zu legen zu einem mächtigen einheitlichen Staat, dessen weitern Ausbau er seinen Nachfolgern überließ. Und wie sein nächstes Streben war, sein Stammland zu einem Ostseereiche zu erweitern, so war ihm für fernere Zeiten ein fester Fuß an der Nordsee von größter Bedeutung. Er erkannte zuerst von den deutschen Fürsten die Wichtigkeit der See und der großen Ströme. Und da sah es traurig aus in Deutschland: Vorpommern mit der Odermündung, die Herzogthümer Bremen und Verden mit der Weser und Elbe waren in schwedischem Besitz; Schleswig-Holstein und Oldenburg standen unter dänischer und russischer Herrschaft; die ostfriesische Küste und die Ems waren noch die einzigen rein deutschen See- und Stromgebiete, und nur zu gierig ruhten die Blicke der Generalstaaten auf ihnen. Sie versuchten es den Fürsten von Ostfriesland beizustehen in dem Streben, die Rechte der Stände und namentlich der Stadt Emden zu unterdrücken, und das schien dem Großen Kurfürsten der geeignete Augenblick, ein für allemal ihre Macht zu brechen in Ostfriesland und gestützt auf die ostfriesische Bevölkerung sich selbst zum Schutzherrn des Landes aufzuwerfen.

Als „kraysausschreibender" Fürst des westfälischen Kreises (für Ravensberg u. s. w.) gelang es ihm leicht, ein sogenanntes kaiserliches Conservatorium für Ostfriesland zu erhalten, d. h. den Auftrag, die innern Wirren zwischen Fürst und Ständen zum Austrag zu bringen und Gewaltthätigkeiten zu verhindern, und auf dies Conservatorium hin sandte er plötzlich brandenburgische Truppen zu Schiff nach Ostfriesland, wo dieselben am 1. Nov. 1682 in Grutsiel landeten und sofort diesen festen Ort wie die Stadt Emden, die ihnen freudig ihre Thore öffnete, besetzten.

So war der erste Schritt geschehen, der die brandenburgische Macht an der Nordsee gründen sollte, und Ostfriesland fühlte sich dem Großen Kurfürsten zu Dank verpflichtet, daß er seine Bevölkerung schützte gegen den Druck der eigenen Fürsten wie gegen die Bevormundung der Generalstaaten. Mit weiser Mäßigung begehrte er nichts für sich, sondern handelte nur im Interesse des Landes, mit dessen Ständen er ein festes Bündniß schloß. Ohne in die innere Landesverwaltung einzugreifen, förderte er mit regster Energie den ostfriesischen Seehandel und vor allem ließ er sich die Hebung von Emden angelegen sein. Er errichtete daselbst eine Admiralitätsbehörde, stationirte dort seine Kriegsflotte, gründete eine afrikanische Handelscompagnie und gestattete den ostfriesischen Schiffen unter brandenburgischer Flagge zu fahren, zwang auch die Generalstaaten, die in ohnmächtiger Wuth ein solches Schiff zu kapern wagten, es wieder herauszugeben und eine namhafte Entschädigung zu zahlen. Der ostfriesische Handel nahm einen glänzenden Aufschwung und vor allem belebte sich das Nationalgefühl der Ostfriesen wieder mehr; die Bevölkerung dieses äußersten nordwestlichen Winkels Deutschlands war dem drohenden Geschick, von dem mächtigen holländischen Nachbar verschlungen zu werden, durch das entschiedene Vorgehen des Großen Kurfürsten glücklich entzogen und Deutschland erhalten. Mehr und mehr wurde die holländische Sprache verdrängt, der Besuch holländischer Hochschulen nahm ab und aus Deutschland holten sich fortan die Söhne des Landes ihre geistige Nahrung; je mehr aber deutsches Wesen und Sitte wieder die Oberhand errang in dem gesegneten Landstrich, in dem es lange Zeit einen vergeblichen Kampf gegen das holländische Element zu führen schien, um so lebhafter und inniger wurde das Dankgefühl gegen Brandenburg und desto mehr verkörperte sich in den Ostfriesen das deutsche Nationalgefühl in der Anhänglichkeit an Brandenburg.

Der Große Kurfürst und seine Nachfolger wiederum, wenn sie auch mit allen Kräften der nächsten Aufgabe, die intensive Macht des an der Ostsee gegründeten preußischen

Digitized by Google

Staats zu stärken, sich widmeten, hielten doch auch mit festem Blick in die Zukunft die einmal gewonnene Position an der Nordsee fest und auch, nachdem mit Beseitigung des kaiserlichen Conservatoriums jeder Schein eines Rechts zur Besetzung eines ostfriesischen Platzes verschwunden war, verblieb die preußische Besatzung in Emden und fand die ostfriesische Bevölkerung an dem Hofe von Berlin stets Schirm und Schutz.

Auf das Drängen der Ostfriesen, die mit Widerwillen der durch Erbverbrüderung mit dem regierenden Hause Cirksena in Aussicht gestellten Succession der Welfen in Ostfriesland entgegensah, hatten die Hohenzollern vom Kaiser eine eventuelle Belehnung mit Ostfriesland zu erlangen gewußt, und als 1744 der letzte Fürst starb, setzte Friedrich II. von Preußen vermittels seiner noch immer in Emden liegenden Besatzung sich sofort in den Besitz des Landes, das einmüthig ihm huldigte.

So war der vom Großen Kurfürsten gelegte Keim zur reifen Frucht erwachsen, die nach mehr denn 60 Jahren der Große König pflückte; nicht neugeschaffen wurde durch seine Besitzergreifung das Band zwischen Ostfriesland und Preußen, sondern nur das längstbestehende und innerlich bis zur Unzerreißbarkeit erstarkte auch äußerlich neu befestigt. Und nun begann Ostfrieslands glücklichste Periode. Der König ließ die alte freie ständische Verfassung im wesentlichen bestehen; er überließ selbst die gesammte Finanzverwaltung, Bewilligung, Hebung und Vermehrung der Steuern vollständig den ständischen Administratoren. Er ließ Ostfriesland von jeder Militärpflicht frei, gestattete selbst keine Werbungen dort und verlangte keinerlei Kriegsleistungen. Als Pauschsumme für alle diese Freiheiten, als Gesammtbeitrag zu den allgemeinen Staatskosten zahlte Ostfriesland nur die freiwillig übernommene Summe von jährlich 40000 Rthlrn. C.-M., war daneben aber auch noch von allen indirecten Zöllen und Abgaben frei; namentlich wurden die in den preußischen Stammlanden so viel böses Blut erzeugenden Accisemaßregeln, die Tabacks- und Kaffeeregie u. s. w. niemals eingeführt.

So blieb Ostfriesland von allen Schattenseiten im Regiment des Großen Königs völlig frei, während es an allen Segnungen seiner rastlos die Wohlfahrt des Staats fördernden Thätigkeit vollen Antheil erhielt. Der Reichthum wuchs, der Handel blühte, durch Deichbauten wurde der Ackerbau gefördert, durch Anlegung von Colonien die Moor- und Heideflächen im Innern des Landes nutzbar gemacht, Schulen wurden überall errichtet, die heftigen confessionellen Streitigkeiten durch festes und doch maßvolles Eingreifen der Regierung beseitigt, durch Anlegung von Hypothekenbüchern der Credit gesichert und gehoben, kurz auf allen Gebieten genoß Ostfriesland den Segen einer trefflichen Regierung und war, da das Land so unendlich wenig an Steuern zu zahlen hatte, da es von der schweren Militärpflicht befreit war, daneben der freiesten Verfassung und der ausgedehntesten Selbstverwaltung sich erfreute, unzweifelhaft die glücklichste Provinz des preußischen Staats. So hing die Bevölkerung, die durch Preußen Deutschland erhalten und neu gewonnen war, die unter preußischem Scepter ungetrübten Aufblühens sich erfreute, mit innigster Dankbarkeit und Verehrung an dem großen Staate, der, wie unter Friedrich II., so auch unter seinen Nachfolgern stets mit besondern Eifer der entlegenen Provinz sich annahm und mehrfach seine besten Männer, wie noch im Anfange dieses Jahrhunderts den bekannten Freiherrn von Vincke, an die Spitze der ostfriesischen Verwaltung stellte. Das Verhältniß, demzufolge Ostfriesland nur 40000 Thlr. Gesammtbeitrag zu den Staatskosten leistete, blieb unverändert bis 1806, wo das mehr denn 120 Jahre zu gegenseitiger Befriedigung bestandene Band so rauh gelöst wurde.

Der Druck der nun eintretenden holländischen und französischen Herrschaft lastete entsetzlich auf dem Lande, das, je blühender es war, um so entsetzlicher ausgesogen wurde. Die jährlichen Steuern erreichten die unerträgliche Höhe von nahezu 5 Mill. Frs. Je schwerer die Gegenwart lastete, um so glänzender erschien die Vergangenheit, und als

Digitized by Google

endlich 1812 die Stunde der Befreiung schlug, da stand wie Ein Mann das ganze Volk auf und eilte herbei zu den Fahnen seines Königs, um zu streiten für Wiedervereinigung mit dem geliebten Preußen. Fünf Procent der Gesammtbevölkerung standen unter den Waffen in jenen Jahren! Mit Auszeichnung kämpften die Ostfriesen, besonders hohes Lob aus Blücher's eigenem Munde trugen sie davon. Stolz und befriedigt, trotz jahrhundertelanger Entwöhnung vom Kriegsdienste im vollsten Maße ihre Pflicht gegen den Nationalfeind erfüllt zu haben, jubelten die Ostfriesen ihren alten Landsleuten entgegen und mit innigstem Glück begrüßten sie den Sieg, der von neuem unauflöslich sie binden sollte an Preußen. Da traf mit entsetzlicher Wucht die Gemüther die Kunde von der Abtretung an Hannover.

Einstimmig erscholl die Klage im Lande. Deputationen über Deputationen wurden an den König entsandt mit der Bitte, das Unheil abzuwenden; in jedem Orte, von jedem Stande wurde das heiße Verlangen bekundet, vereint zu bleiben mit Preußen. Vergebens! Undeutsche Politik hatte die tiefe Noth Preußens gemisbraucht, um das Opfer zu erpressen, das nimmer hätte gebracht werden sollen. Englands Beistand im Kampfe gegen den Unterdrücker war nicht zu entbehren gewesen und hoch genug hatte es seinen Lohn bedungen, zu fest ihn sich versprechen lassen! Wohl erklärte König Friedrich Wilhelm es für ein schweres Opfer, beklagte „die schmerzliche Nothwendigkeit in Rücksicht auf das Gelingen des schweren Kampfes und im allgemeinen Interesse seiner Staaten, im voraus in die Abtretung des damals noch zu erobernden Ostfrieslands haben willigen zu müssen". Geändert wurde dadurch nichts. Das offene Widerstreben der Bevölkerung war England gleichgültig, denn England war es der Sache, Hannover nur der Form nach, das Ostfriesland begehrte, Preußen sollte ausgeschlossen werden von der Nordsee; wie die Elbe und die Weser wollte England auch die Ems beherrschen. Deutschlands Entwickelung zur See lag so in Englands Händen und die mit weiser und consequenter Politik von Preußen erworbene Position an der Nordsee, die England hätte gefährlich werden können, mußte vernichtet werden! Wahrlich, eine der schmachvollsten Bedingungen, die Preußen zum Lohn für seine gewaltigen Anstrengungen von dem neidischen Auslande aufgedrungen wurden! Ostfriesland aber, das mit richtigem Blick erkannte, wie Preußen nur durch den schmählichen Misbrauch seiner unglücklichen Lage zu der im Interesse der Gesammtheit unvermeidlichen Bewilligung des von England geforderten Lohnes war gezwungen worden, grollte nicht Preußen, das es vielmehr bemitleidete, sondern England. Die Ostfriesen mußten ihrerseits Preußen zu Liebe ein schweres Opfer bringen, und nur desto inniger fühlten sie fortan für Preußen, für dessen Wohl sie nicht allein im Felde geblutet hatten, nein, dem sie auch ihre ganze glückliche Zukunft opfern sollten. Finsterer Groll aber füllte die Gemüther gegen den neuen Herrscher, der unbekümmert um des Landes Wunsch sie in undeutschem Streben Preußen, bei dem allein sie zu bleiben begehrten, entrissen hatte. Wofür denn hatten sie gekämpft die schweren Jahre! Statt in Paris, sollte fortan in London ihr Herrscher thronen; nicht ein deutscher Fürst sollte ihr Herr sein, nur gewechselt hatten sie den fremden ausländischen Regenten! Und das alles für Preußens Wohl. In jenen Tagen schlug die treue Anhänglichkeit an Preußen von neuem mächtige Wurzeln, und eine gewisse Zuversicht, daß das wider ihren Willen geknüpfte Band, das sie an Hannover fesselte, nicht von Bestand sein könne, bemächtigte sich der Gemüther, und eine feste Hoffnung, noch einmal wieder und dann für immer mit Preußen vereint zu werden, belebte stets von neuem das Widerstreben gegen die neue Regierung.

Dieser kurze Rückblick war erforderlich, um das Verhalten Ostfrieslands gegen Hannover in richtigem Lichte darstellen zu können. Die hannoversche Regierung eröffnete ihre Thätigkeit mit einem bösen Misgriff. In dem Besitzergreifungspatent wurde die neue Herrschaft begründet auf die alten Erbverträge mit dem Hause Cirksena, und wie einmal

Digitized by Google

damit nachträglich der preußischen Herrschaft der Stempel der Unrechtmäßigkeit aufzudrücken versucht wurde, so machte es auch einen bösen Eindruck, daß nicht der einstimmige Wille des Landes, nicht das Bedürfniß der Gegenwart, sondern ein altes vergilbtes Pergament, über das die Geschichte längst zur Tagesordnung übergegangen war, entscheiden sollte über Wohl und Wehe des Landes!

Preußen hatte die Abtretung an die Bedingung geknüpft, daß die Rechte und Privilegien der ostfriesischen Stände unverletzt erhalten bleiben sollten. Die Ostfriesen verstanden darunter, daß das Land zu Hannover genau in dasselbe Verhältniß treten sollte wie es bis 1806 und nachher wieder unverändert 1813—15 zu Preußen bestanden hatte. Hannover ging auf diese Auffassung nicht ein und konnte es auch nicht wohl. Die Vereinigung seiner sämmtlichen Provinzen zu einem Gesammtstaat war nothwendig und sie wurde auch durchgeführt; die frühere finanzielle Sonderstellung Ostfrieslands war unmöglich geworden.

Die Einführung des hannoverischen Steuersystems wurde trotzdem mit Widerstreben und als Rechtsverletzung angesehen; der gegenüber dem unter preußischer Regierung bezahlten Pauschquantum vierfach höhere Betrag wurde als Druck empfunden. Die ostfriesische Bevölkerung wollte anfangs an den Wahlen zur hannoverischen Ständeversammlung sich überall nicht betheiligen; als es doch geschah, geschah es nur unter feierlicher Verwahrung der Landesrechte; die Deputirten gaben bei ihrem Eintritt eine gleiche Verwahrung ab, und als diese von Regierung und Ständen gleichmäßig als wirkungslos zurückgewiesen wurde, traten sie aus der Kammer und waren erst später wieder mit Mühe zum Eintritt zu bewegen. So traten von Anfang an principielle Gegensätze zwischen der Regierung und Ostfriesland ein, die, durch einzelne verkehrte Maßnahmen der erstern verschärft, bald eine böse Mißstimmung zu Wege brachten. So setzte die Regierung eine große Anzahl alte theils steuerartige, theils grundherrliche Domanialgefälle, welche von der holländischen Regierung bei Einführung eines neuen Steuersystems aufgehoben waren, einseitig wieder in Kraft, und alle Versuche der dadurch hart Betroffenen, selbst die wiederholte Verwendung der hannoverischen Stände, diese Gefälle wieder beseitigt zu sehen oder nur über deren Rechtsbeständigkeit den Rechtsweg zuzulassen, waren vergebens: die Regierung wollte die in die königliche Kasse — im Gegensatz zur Staatskasse — fließende Einnahme von circa 70000 Thlrn. nicht schwinden lassen. Ferner wurde gegen den entschiedenen Widerspruch der Gemeinden, theilweise auch der Geistlichen ein neues Gesangbuch zwangsweise eingeführt, wodurch viel böses Blut erregt wurde. Für Wege und überhaupt zur Hebung des materiellen Wohlstandes geschah lange Jahre nichts. Die hannoverische Behördenorganisation wurde in Ostfriesland eingeführt, die Selbstverwaltung der Gemeinden stark beschränkt und die Competenz der Provinzialstände auf das Aeußerste beschränkt. Zwar wurde den letztern ihr ziemlich bedeutendes Vermögen belassen, und außerdem Ostfriesland als besondere Provinz unter eigener Centralbehörde in den Staatsverband eingeführt; allein diese beiden Maßregeln, statt bei den Ostfriesen Dank hervorzurufen, wurden naturgemäß nur als ungenügende Abschlagszahlung auf die Forderungen des Landes angesehen, hielten andererseits wieder den Particularismus wach und belebten das Gefühl des Gegensatzes gegen Hannover, welches bei völliger Verschmelzung mit den benachbarten Landestheilen auch in Hinsicht auf den Behördenorganismus und die Communalinteressen eher erloschen sein würde.

Dazu kam, daß Hannover, obwol es bei der Abtretung des Landes durch Preußen vertragsmäßig zur Schiffbarmachung der obern Ems sich hatte verpflichten müssen — das wichtigste Interesse der ganzen Provinz — dieser Verpflichtung längere Zeit auswich, und als Preußen endlich weitere Verhandlungen in dieser Richtung anknüpfte, 1823 zwar die Verbindlichkeit übernahm, die Ems in ihrem obern Theile bis zur Einmündung eines

Digitized by Google

von Preußen zu erbauenden Kanals zur Verbindung mit der Lippe und dem Rhein auf dreifüßige Wassertiefe zu bringen, nicht aber sie in dieser Tiefe zu erhalten. Die Folge war, daß die Ems bald völlig wieder verschlammte, sodaß Preußen nun auch seinerseits den Rhein-Lippe-Emskanal nicht baute. Die für Ostfriesland und ganz Norddeutschland so überaus wichtige Anlegung der Wasserstraße vom Rhein zur Nordsee, für welche Preußen so lebhaft sich interessirt hatte und für welche es zu erheblichen Opfern bereit gewesen war, unterblieb somit durch Hannovers Schuld, und der ostfriesische Handel, dem die Verbindung mit dem Hinterlande abgeschnitten war, sank tiefer und tiefer. Das Gebiet der obern Ems bezog seine Waaren billiger über die holländischen Häfen, die durch Wasserstraßen mit dem Binnenlande verbunden waren. Die Zahl der ostfriesischen Schiffe sank auf den vierten Theil, der Import nahm immer mehr ab, und wenn trotzdem im ganzen der Wohlstand des Landes sich hob, so geschah das, weil überhaupt die Fortschritte des 19. Jahrhunderts natürlich auch in Ostfriesland sich geltend machen mußten, aber es geschah verhältnißmäßig bei weitem nicht in dem Grade, wie es bei energischer Thätigkeit der Regierung für Förderung der Emsschiffahrt hätte der Fall sein müssen.

Neben diesen materiellen Beschwerdepunkten, welche die Ostfriesen gegen die hannoversche Regierung erhoben, war es vor allem der Gegensatz in Sitte und Lebensgewohnheit, welcher ein gutes Einvernehmen mit Hannover verhinderte.

Hannover war durch die lange Verbindung mit England stark beeinflußt; namentlich hatten die von 1803—15 massenhaft in englischem Civil- und Militärdienst stehenden Hannoveraner, die bei ihrer Rückkehr über das ganze Land sich zerstreuten, einen tiefgreifenden Einfluß auf das gesellige Leben geübt. Die infolge des freien nationalen Lebens in England besonders noch entwickelten geselligen Formen hatten in Hannover allgemeinen Eingang gefunden. Vornehme Zurückhaltung im Verkehr mit Fremden, zwangloseres Sichgehenlassen im Umgang mit Freunden, scharf gegen die Außenwelt abgeschlossenes Clubleben, im eigenen Kreise angenehme und wohlthuende, dem Fremden lächerlich erscheinende, mit unerbittlicher Strenge aufrecht erhaltene Sitten beim Essen und Trinken und im ganzen geselligen Verkehr gaben dem Althannoveraner ein ihn von allen übrigen Norddeutschen scharf unterscheidendes Gepräge, und ein gewisser selbstgenügender Stolz auf alles ihm anklebende Englische ließ ihn nach außen hochmüthig erscheinen. Das widerstrebte dem auch seinerseits an schroff althergebrachter Sitte hängenden, gesellig meist formlosen, seine niederdeutsche Sprache auch im Kreise der Gebildeten festhaltenden, übrigens offenen und geraden Ostfriesen. Leider wurden nach dem entlegenen Ostfriesland meist nur untüchtige Beamte aller Branchen, gewissermaßen zur Strafe oder weil sie sonst nicht zu gebrauchen waren, versetzt. Innere Vorzüge, die mit den die Ostfriesen entweder verächtlich zurückstoßenden oder sie hochmüthig patronisirenden äußern Verkehrsformen hätten versöhnen können, fehlten; der Beamte war meist pecuniär zu schlecht gestellt, um mit den reichen Bauern in Lebensgenüssen wetteifern zu können, stellte dem Geldstolze des Marschbauern und des großen Kaufmanns den Hochmuth auf seine Beamtenstellung und seine feinern Formen gegenüber und verdarb sich so regelmäßig seine Stellung in kurzer Zeit vollständig. Gegenseitiges Mistrauen wurde bald der Hauptgrundzug im Verkehr der althannoverischen Beamten und der Ostfriesen. Jeder strebte danach, baldthunlichst wieder aus der Provinz hinauszukommen, und unter dem häufigen Wechsel und dem Mangel an Vertrauen seitens der Amtseingesessenen litt die ganze Verwaltung und natürlich vor allem die Provinz selbst.

Es bemühten sich eben weder die Regierung selbst noch ihre Organe in der Provinz, sich deren Liebe zu erwerben. Der Zweck war erreicht, Preußen auszuschließen von der Nordsee; auf Ostfriesland kam da wenig mehr an. Selbst als König Ernst August die Regierung antrat, wurde das Verhältniß nicht wesentlich anders. Die Bevorzugung der

Digitized by Google

alten welfischen Stammlande trat im Gegentheil noch schärfer hervor, seit der König wieder im Lande residirte. Die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes verletzte den Freiheits- und Rechtssinn der Ostfriesen auf das empfindlichste, und die heftigen Verfassungskämpfe, welche folgten und bei denen meist der Widerstreit zwischen den Interessen der königlichen und der Landeskasse die Hauptrolle spielte, fanden die ostfriesischen Abgeordneten stets auf seiten der Opposition, wodurch das Verhältniß zur Regierung auch nicht besser wurde. Und immer wieder wurde der Vergleich mit Preußen angestellt, das eben, weil es von jeher in eminenterm Sinne die Idee des Staats ausgebildet hatte, derartige trostlose Differenzen über königliche und Landesgelder nicht kannte. Ostfriesland fühlte sich unbefriedigt unter hannoverischem Scepter und doch zu machtlos, um sein Geschick ändern zu können. Neben Bitterkeit gegen Hannover griff allmählich eine gewisse Indolenz und Apathie in Bezug auf das öffentliche Leben platz, in dem die Ostfriesen doch eine Rolle nicht zu spielen vermochten. Die Provinz kam zurück; die Armuth stieg in erschreckender Weise; die Armenlasten erreichten eine in Deutschland sonst unbekannte Höhe; der Handel nahm ab; die Zahl der ostfriesischen Seeschiffe war auf ein Fünftel der in der Blütezeit unter preußischer Regierung vorhandenen gesunken; die Steuern betrugen dagegen den fünffachen Betrag wie unter Preußen. Durch den Zollabschluß gegen Preußen war die Verbindung mit Westfalen, die früher so wichtig war, immer mehr zurückgegangen. Und nirgends Aussicht auf Besserung! Die alten Sympathien für Preußen wurden lebhaft wach und der Gedanke, wie ganz anders Preußen in der so ganz auf innere Entwickelung hindrängenden Zeit für das Wohl der Provinz gesorgt haben würde, machte die Stimmung nur noch feindseliger gegen Hannover.

So fand Georg V. die Lage der Dinge bei seinem Regierungsantritt und betrat entschlossen eine andere Bahn. Er hatte seit lange eine gewisse Vorliebe für Ostfriesland. Die ostfriesische Insel Norderney war sein Lieblingsaufenthalt; er hatte dort vielfach im zwanglosen Verkehr Ostfriesen kennen und schätzen gelernt. Einer der einflußreichsten Männer seiner Umgebung, der Flügeladjutant, später Generalmajor von Frese, war Ostfriese und hatte ein warmes Herz für seine Heimat. Der König träumte den Traum einer welfischen Seemacht; ihm lag die Hebung der Küstenstriche und die Gewinnung der Bevölkerung am Herzen. Die in Ostfriesland noch wurzelnden preußischen Sympathien zu verdrängen, die Ostfriesen zu guten Hannoveranern zu machen, war sein Ehrgeiz. So richtete er denn zunächst sein Streben auf bessere materielle Förderung der Provinz.

Auf den Wegebau wurden größere Summen verwandt, eine bis dahin schmerzlich entbehrte Eisenbahn nach Emden wurde gebaut, für die Verbesserung und sichere Bezeichnung des Fahrwassers in der Ems wurde Sorge getragen, die Navigationsschulen verbessert, eine neue Deich- und Sielordnung erlassen, den Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen wurde die Gunst der Regierung zugewandt, Prämien zur Förderung der Viehzucht und des Ackerbaues ausgeworfen, zum Schutz der Inseln große Wasserbauten ausgeführt u. s. w.; kurz auf allen Gebieten trieb der König selbst zur Nachholung des seit lange Versäumten.

Mit dem bisherigen Personal aber war wenig auszurichten. Der König ertheilte daher den Befehl und sprach dies öffentlich den Ostfriesen gegenüber aus, daß nur die tüchtigsten Beamten aller Branchen nach Ostfriesland gesetzt werden sollten; umfassende Versetzungen wurden vorgenommen, dabei aber der Misgriff gemacht, auch fast sämmtliche geborene Ostfriesen, die in der Provinz angestellt waren, von dort zu versetzen; man wollte eben Ostfriesland thunlichst mit Hannover verschmelzen, vergriff sich aber in der Wahl der Mittel. Der an der Spitze der Provinz stehende persönlich sehr ehrenhafte, aber etwas indolente Landdrost von Marschalck wurde entfernt und an seiner Statt der frühere

Digitized by Google

Staatsminister Bacmeister*) zum Landdrosten ernannt. Klarer Kopf, mit bedeutenden Kenntnissen ausgerüstet, von gewinnenden Formen, war er trotzdem seiner politischen Parteirichtung und seiner Neigung zum Intriguiren halber eine unwillkommene Persönlichkeit und wurde mit gerechtem Mistrauen aufgenommen. Dennoch wußte er bald in mancher Richtung viel zu wirken. Mit seiner eigenen Regsamkeit gelang es ihm, auch den bis dahin unleugbar schläfrigen Gang der ganzen Verwaltung frisch anzuregen, die Indolenten aufzurütteln oder wenn dies nicht möglich war, zu beseitigen, in sein ganzes Beamtenpersonal einen frischern Geist hineinzubringen und manchen alten Schlendrian zu vernichten. Aber das unleugbar Gute, was er leistet, wurde nicht anerkannt und verdunkelt wegen des unseligen Hanges, bei allen Dingen politische Parteizwecke mitzuverfolgen. Seine vielfältigen Versuche, die politischen Wahlen zu beeinflussen, machten böses Blut und erweckten ihm viele Gegner, die nun auch gegen seine guten Seiten sich verschlossen, und bald war er in der Provinz wie längst im ganzen Lande eine misliebige Persönlichkeit.

Mehr und mehr auf Mistrauen und Widerstand stoßend auch bei den für die Provinz heilsamsten Absichten, erlahmte Bacmeister allmählich und ließ manches, was bei mehr Entgegenkommen zum Segen der Provinz ausgeführt sein würde, ruhen. In den am wenigsten mit der Politik in directer Beziehung stehenden Angelegenheiten war seine Wirksamkeit am förderlichsten; so nahm er sich vor allem in seiner gleichzeitigen Stellung als Consistorialpräsident der Volksschullehrer mit regstem Eifer an, und seiner rastlosen Energie gelang es, eine umfassende Verbesserung der Schulstellen durchzuführen, wie sie im übrigen Hannover auch nicht annähernd erreicht wurde. Leider wurde andererseits durch ihn das Consistorium mehr und mehr zu einer scharfen Betonung der confessionellen Gegensätze gedrängt; es wurde das verfassungsmäßig paritätische Consistorium von weltlichen Mitgliedern nur mit Lutheranern besetzt und der einzige reformirte Geistliche darin befand sich stets in ungünstiger Position; vergebens wurden in dieser Richtung von den Reformirten sowie von den Provinzialständen Beschwerden bei der Regierung geführt. Vergebens bemühte sich der Cötus in Emden, die organische Vertretung der reformirten Geistlichkeit, dem immer mehr Rechte an sich reißenden bureaukratischen Consistorium gegenüber seine Position zu behaupten. Der auf Stärkung des königlichen Kirchenregiments hinstrebende Bacmeister trug in allen Kämpfen den Sieg davon. Aber die dadurch unter den Reformirten erregte Misstimmung wuchs immer mehr und beeinflußte so auch die Gesammtstimmung des Landes. Und diese war und blieb Hannover feindlich gesinnt. Die wohlwollenden Absichten des Königs, seine persönliche bei allen Gelegenheiten bekundete Vorliebe für Ostfriesland fanden Anerkennung, und die Person des Königs, der alljährlich längere Zeit in der Provinz sich aufhielt und dort in leutseligster Weise jedermann empfing und jeden Hülfsbedürftigen freigebigst unterstützte, wurde den Ostfriesen zum Theil lieb und werth, aber seine Regierung wurde dies nicht.

Die innern Verfassungswirren fanden in Ostfriesland wenig nachhaltige Theilnahme; das Interesse für Hannover fehlte; die Ostfriesen fühlten sich noch immer fremd in Hannover; zunächst fesselte sie ihre engere Heimat Ostfriesland; darüber hinaus liegende Bedürfnisse des Nationalgefühls vermochte Hannover nicht zu befriedigen; nächstdem, daß sie Ostfriesen waren, fühlten sie sich als Deutsche, nie als Hannoveraner. Die den eigentlichen kleinstaatlichen Particularismus schaffende uralte Tradition, die engen gemüthlichen Bande, Gleichheit aller Interessen, Gemeinsamkeit der Lebensgewohnheiten u. s. w., die das übrige alte Hannoverland so eng verbanden, sie fehlten den Ostfriesen. Ihrem particularen Heimatsgefühle genügte Ostfriesland, ihre Vaterlandsliebe umfaßte Deutschland; weder als engere Heimat noch als Vaterland vermochte Hannover ihnen etwas zu

*) Vgl. „Unsere Zeit", Erste Folge, VIII, 202 fg.

Digitized by Google

sein; es war und blieb für sie eine zufällig vorhandene, sie drückende äußere Einrichtung, mit der sie sich nun eben, weil sie einmal da war, abzufinden hatten, so gut es ging.

Dagegen fand sich ein stark ausgeprägtes deutsches Nationalbewußtsein in allen Schichten der Bevölkerung. Das Jahr 1848 hatte gewaltig und nachhaltig gewirkt. Die wesentlich auf Schiffahrt und Handel angewiesenen, den äußersten Vorposten Deutschlands bildenden Ostfriesen empfanden schon um dieser Gründe willen die Nothwendigkeit eines mächtigen einheitlichen Deutschlands lebhafter als die Binnenländer, und der Jammer der Kleinstaaterei lastete um so schwerer auf ihnen, als sie früher schon einem mächtigen großen Staate angehört und die Wohlthaten des Großstaats kennen gelernt hatten. Der 1848 wiedererweckte Gedanke eines einigen Deutschlands unter Preußens Führung hatte in den Ostfriesen mächtig gezündet; verlangender denn je richteten sich die Blicke auf Preußen, und trotz der mit Reactivirung des Bundestags inaugurirten traurigen Periode für Preußens Machtstellung hielten die Ostfriesen doch fest an ihrer Anhänglichkeit an den Staat, mit dem verbunden sie ihre glücklichsten Tage verlebt hatten. Während überall sonst die Neigung schwankte zwischen Anschluß an Oesterreich oder Preußen, stand es in Ostfriesland fest als unerschütterlicher Glaubenssatz: für Deutschland kommt nur von Preußen Heil. Lebhaft wurden die großen politischen Fragen verfolgt, mit höchstem Interesse die Augen auf die preußischen Verfassungskämpfe gerichtet; die Entwickelung der preußischen Zustände wurde mit Theilnahme beobachtet, preußische Zeitungen wurden viel im Lande gelesen, mit Bildern der preußischen Königsfamilie ein demonstrativer Cultus getrieben, kurz so entschieden überwog die Vorliebe für Preußen und so gehörte es zum guten Ton sie zu bekunden, daß das Interesse für die innern hannoverischen Fragen theils wirklich nicht vorhanden war, theils wenigstens nicht gezeigt wurde. Die Wahlen fanden meist unter geringer Betheiligung statt; eine Wahlagitation vermochte weitere Kreise nicht aufzuregen; die Deputirten aber gehörten trotz aller wiederholten Anstrengungen der Regierung der Oppositionspartei an. An der Spitze derselben stand der Bürgermeister Hantelmann aus Emden, ein gründlich gebildeter, denkender Kopf, vielleicht etwas zu stark Idealist, übrigens wegen der hohen Reinheit seiner Gesinnungen auch bei den schroffsten politischen Gegnern in Ansehen stehend, namentlich mit Bacmeister seit der Studienzeit persönlich befreundet. Sonst verdienen als langjährige Vertreter der ländlichen Grundbesitzer in der hannoverischen Zweiten Kammer noch besonders der Landrath Steinbauer und der Landwirth von Düffel Erwähnung; die Landbevölkernug hielt überhaupt noch consequenter den politischen Gegensatz gegen die Regierung fest als einzelne Städte, in denen doch zuweilen ein Regierungscandidat durchgesetzt wurde. Die zur Beeinflussung der Wahlen angewendeten Mittel schadeten aber schließlich der Regierung weit mehr, als der vereinzelt errungene Erfolg ihr nützte. Die Stimmung im ganzen war und blieb der Regierung, und was wichtiger war, dem Lande Hannover gegenüber, wenn nicht geradezu feindlich, so doch kühl ablehnend.

Die preußische Erwerbung des Jahdebusens gab dieser Richtung neue Nahrung. Noch einmal trat es deutlich vor aller Augen, was Ostfriesland durch die Abtrennung von Preußen verloren hatte, und wie zweifellos Preußen, wenn es noch im Besitz von Ostfriesland gewesen wäre, seinen Kriegshafen an der Nordsee in die Emsmündung gelegt haben, und wie ganz anders es schon aus militärischen Zwecken für bessere Verbindung der Küste mit dem Hinterlande gesorgt haben würde. Für Preußen wäre die Ems und die Nordseeküste von unschätzbarem Werth gewesen; für Hannover traten sie im Gegensatz zu Elbe und Weser in den Hintergrund. Millionen wurden für die Häfen von Harburg und Geestemünde hingegeben, für Emden geschah fast nichts. Die bekannte Ansprache des Königs an die Emdener, welche die Herstellung einer neuen längst als unabweisbar nothwendig erkannten Schleuse von loyalen Wahlen abhängig machte, ließ deutlich er-

Digitized by Google

kennen, von welch andern Gesichtspunkten die Ems in Hannover betrachtet wurde im Gegensatz zu Elbe und Weser.

Bei dieser Stimmung in Ostfriesland fand naturgemäß der Nationalverein lebhaftesten Anklang; hier war das längst von allen Ostfriesen im Herzen getragene Ideal: ein mächtiges Deutschland unter Preußens Führung, als bestimmtes politisches Ziel hingestellt, und der Eifer, mit welchem die Regierung gegen den Nationalverein auftrat, die Maßregelungen gegen Hantelmann und andere ihr erreichbare Personen, ließen die Zahl seiner Anhänger nur noch beständig wachsen.

Aber die Feindseligkeit gegen Hannover schloß eine gewisse Anhänglichkeit an den König nicht aus. Wie er selbst Ostfriesland persönlich liebte, so wurde ihm auch wieder Liebe gezollt, und die zweifellose Thatsache, daß unter seiner Regierung bei weitem mehr für Ostfriesland geschehen war als unter allen frühern hannoverischen Regenten, trug auch dazu bei, die Gemüther dem Könige persönlich geneigt zu machen im Gegensatz zu seinen Ministern, die bitter genug angefeindet wurden.

Im Herbst 1865 wurde Bacmeister wieder in das Ministerium berufen. Die Provinz war zufrieden damit. Sein Scheiden ließ das, was ihn misliebig gemacht, mehr in den Hintergrund, und das, was er Gutes bewirkt hatte, mehr hervortreten. Seine besondere Tüchtigkeit wurde hervorgehoben; er kannte wie kein anderer die Bedürfnisse der Provinz; er hatte Interesse für dieselbe, und es war zu erwarten, daß er den König in seinen Bestrebungen für das Wohl der Provinz mehr als ein anderer althannoverischer Minister unterstützen werde.

Die Stadt Aurich bekundete diese Gesinnung sofort durch seine Wahl zu ihrem Vertreter in der Zweiten Kammer. Eine seiner ersten Amtshandlungen war die Anordnung von Vorarbeiten für zwei der Provinz sehr wichtige und von ihr lange vergeblich erstrebte Eisenbahnen über Aurich nach Norden und die Nordseeküste entlang. So war im ganzen die Stimmung leidlich zufrieden, als von Hannover aus der Wunsch des Königs laut wurde, die funfzigjährige Vereinigung Ostfrieslands mit Hannover festlich gefeiert zu sehen. Die zu einem außerordentlichen Landtage versammelten Provinzialstände waren nicht sehr geneigt zu solcher Feier. Von seiten der meisten wurde betont, wie notorisch im ganzen Lande die Lostrennung von Preußen und die Verbindung mit Hannover stets als ein Unglück angesehen ward und eine Feier dieses Ereignisses als Heuchelei erscheinen müsse. Andererseits wurde jede politische Bedeutung des Festes bestritten und lediglich ein Act der Höflichkeit darin gesehen, den persönlich beliebten König zu einem doch immerhin für Ostfriesland bedeutungsvollen Zeitpunkt in die Provinz einzuladen. Oeffentliche Verhandlungen über den delicaten Punkt wurden mit richtigem Takt vermieden. Da sich indeß bei den privaten Vorberathungen herausstellte, daß die Rittercurie und die Mehrheit der Städtecurie für das Fest sein werde, also der einstimmige Widerstand der das eigentliche Land vertretenden und numerisch zahlreichsten dritten Curie, da eben nach Curien gestimmt wurde, nichts helfen könne, wurde von förmlicher Abstimmung abgesehen und endlich der Antrag auf die Festfeier in schließlicher Sitzung ohne erheblichen Widerspruch angenommen.

So wurde der König zum Feste eingeladen. Nun hielten sich auch die entschiedensten Gegner der Feier durch die Pflicht der Gastfreundschaft gebunden, dem Landesherrn, der die Provinz auf ihre Einladung betrat, einen würdigen Empfang zu bereiten; dazu kam der durch die Vorbereitungen zum Feste erweckte allgemeine Festtaumel; es wurde der ursprüngliche Zweck der Feier mehr oder minder vergessen. Es war nicht der König von Hannover, es war der persönlich gern gesehene Landesherr, der Fürst von Ostfriesland, der ein frohes Fest feiern wollte inmitten seiner lieben Ostfriesen. So sah die Masse die Sache an und in dem Sinne nahm das Fest einen glänzenden Verlauf unter lebhaftester

Digitized by Google

Theilnahme der Bevölkerung. Es wurde keine heuchlerische Freude zur Schau getragen, kein falsches Gelöbniß abgelegt. Es war den denkenden Ostfriesen ein ernster Act, eine feierliche Erneuerung eines widerwillig geknüpften und widerwillig getragenen Bandes, das, weil es für unauflöslich gehalten wurde, fortgeführt werden sollte mit der ernsten Absicht auf beiden Seiten, so gut wie möglich in das Unabänderliche sich zu schicken, Anstöße zu vermeiden und nach besten Kräften auf thunlichste Harmonie hinzuarbeiten. Für die Masse war es ein öffentliches Fest, das der Person des Königs gegeben wurde, ohne weitern politischen Hintergrund, und das leutselige Wesen des Königs sowie sein Entgegenkommen gegen mehrere damals gerade die Ostfriesen lebhaft bewegende Wünsche that ein Uebriges, um wirklich eine so günstige Stimmung für die Regierung hervorzurufen, wie sie selten gewesen war.

Einmal nämlich wurde auf Antrieb einflußreicher Ostfriesen, namentlich des Grafen Reyphausen-Lütsburg, davon abgesehen, den bereits zum Landdrosten fest designirten, den Ostfriesen seiner schroffen hannoverischen Richtung wegen nicht genehmen und seiner Energie wegen mehr gefürchteten als seiner politischen Wirksamkeit wegen geachteten Obergerichtsdirector Danckert, frühere Hauptstütze der Borries'schen Partei, zu diesem Posten zu ernennen. Es wurde statt dessen der Geheimrath Dr. Nieper zum Landdrosten erhoben, der wegen seiner liberalen Gesinnung in den dreißiger Jahren zur Strafe nach Ostfriesland versetzt, durch seine Tüchtigkeit und seinen energischen Fleiß sich große Achtung zu erwerben gewußt hatte.

Dann wurde die wichtige Stelle eines reformirten Generalsuperintendenten und Consistorialraths, welche bis dahin ein durch Bacmeister aus dem Bremenschen berufener Geistlicher, Generalsuperintendent Blenchsmann, bekleidet hatte, der als Nichtostfriese trotz seiner ausgezeichneten Geistes- und Charaktereigenschaften in der Provinz nicht gern aufgenommen war, dem hervorragendsten Mitgliede des emdener Cötus, dem eifrigsten Vorkämpfer gegen die Macht des Kirchenregiments, dem noch jungen Pastor Bartels übertragen und dadurch im ganzen Lager der Reformirten ungetheilte Freude hervorgerufen.

An die Spitze des wichtigen Amtes Emden wurde ein Ostfriese, der Amtmann von Hartwig, gestellt. Die hervorragenden Ostfriesen, ohne Rücksicht auf ihre stets offen bekannte der Regierung feindliche politische Richtung, erhielten Orden, für Kirchen und wohlthätige Anstalten wurden namhafte Summen bewilligt u. s. w., kurz, die ganze Thätigkeit des Königs während der Festfeier, in welche kurze Periode alle jene obigen Ernennungen u. s. w. fallen, erweckte Befriedigung und wirkte so zurück auf den günstigen Verlauf des Festes.

Als aber der Festjubel verklungen und nüchterne Betrachtung an Stelle der erregten Empfindung trat, überkam eine gewisse Reue und Beschämung über die eigentlich nicht im Charakter der Ostfriesen liegende festliche Aufregung die Gemüther; eine gewisse Reaction trat ein; man glaubte Hannover gegenüber zu weit gegangen zu sein, sich etwas vergeben zu haben, und hielt es für geboten, um so mehr jetzt den Charakter des Festes als eines politisch bedeutungslosen, als eines reinen Höflichkeitsactes gegen den Landesherrn zu betonen. Um ja nicht in den Verdacht eines politischen Gesinnungswechsels zu gerathen, ja nicht für einen guten Hannoveraner angesehen zu werden, hob jetzt jeder seine Anhänglichkeit an Preußen doppelt hervor, und als gar im Frühjahr 1866 das drohende Gewölk eines Kampfes zwischen Oesterreich und Preußen am politischen Horizont aufzog, da wurden überall die preußischen Sympathien offen zur Schau getragen.

Umsonst bereiste der Landdrost Nieper die Provinz und suchte auf die Stimmung einzuwirken; es war ein vergebliches Bemühen, aus dem Feste des vorigen Jahres nachträglich politisches Kapital zu schlagen. Nieper, an Schärfe des Verstandes und Vielseitigkeit des Wissens weit hinter Bacmeister zurückstehend, an Begabung zur praktischen

Digitized by Google

Verwaltung ihn überragend, mit offenem Blick für das Leben und seine Bedürfnisse, durch biederes offenes Wesen auch die Gegner für sich einnehmend, fand persönlich überall freundliches Entgegenkommen und wußte in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit manches zu leisten. Auf politischem Gebiet dagegen, wo er sich als schroffer hannoverischer Particularist und Anhänger Oesterreichs zeigte, vermochte er nichts auszurichten. Ueberall stieß er auf feste Anhänglichkeit an Preußen und offen, wie er war, ließ er auch in Hannover die Regierung, so unwillkommen ihr solche wahrheitsgetreue Darstellung auch sein mochte, nicht im Zweifel darüber, daß im Falle eines Kriegs mit Preußen auf Ostfriesland nicht zu rechnen, vielmehr leicht ein offener Aufstand gegen Hannover zu besorgen sei.

An die Möglichkeit solch unnatürlichen Kampfes indeß wollte niemand glauben. Als aber endlich dennoch Hannover in gänzlicher Verkennung seiner Stellung mit Nichtachtung der Wünsche seiner Bevölkerung die Waffen ergriff gegen Preußen, da eilten zwar die ostfriesischen Soldaten, treu der beschworenen Pflicht, zu ihren Fahnen; das ganze Land aber grollte mächtig gegen den Staat, mit dem ein unseliges Geschick die Ostfriesen verbunden, und glühende Theilnahme für ihr geliebtes Preußen, das den Kampf für Deutschlands Neugeburt kämpfte, beseelte jedes Herz.

Am 25. Juni wurde der Landdrost Rieper von preußischen Truppen verhaftet und nach Wesel abgeführt; nun war kein Halten mehr. Die Volksbegeisterung für Preußen brach los; überall tauchten preußische Fahnen auf. Aufrufe für die preußischen Krieger wurden erlassen. Städte und Corporationen wandten sich nach Berlin mit der Bitte, die alte Vereinigung des Landes mit Preußen wiederherzustellen, und wie auch die Geschicke des Kriegs sich wenden mochten, das war für jeden zweifellos: für Hannover war Ostfriesland auf ewig verloren.

Das von undeutscher Politik geknüpfte Band, das lange widerwillig getragen, das eben erst mit den besten Vorsätzen erneuert worden war und sich endlich besser zu gestalten schien, es war auf immer zerrissen durch Hannovers abermalige undeutsche Politik. Die zur Schwächung Preußens vor 50 Jahren künstlich geschaffene Einrichtung hatte sich nicht bewährt. Die äußere Trennung hatte trotz ihres langen Bestandes eine innere Trennung nicht zu bewirken vermocht; die Ostfriesen waren im Herzen Preußen geblieben. Möge so jede in undeutschem Sinne zur Schwächung Deutschlands versuchte Politik zerschellen an dem treu deutschen Geiste des Volks, wie Ostfriesland unter allen Wechselfällen des öffentlichen Lebens ihn bewährt hat!

Die Literatur und die Association.

Von Alexander Jung.

Es ist gewiß, keine Nation der Geschichte hat die Literatur nach der Idee und nach dem Wesen so würdig gefaßt, so gründlich und nach allen Richtungen hin bearbeitet, wie die deutsche. Im Alterthum ist es nur Ein Volk gewesen, welches, soweit die Zeit und die Umstände es schon damals erlaubten, etwas Aehnliches aufweist; es sind die Griechen. Man denke, was die Wissenschaft im allgemeinen und doch auch im einzelnen betrifft, an Aristoteles, und was eine specielle Wissenschaft in ihren Elementen angeht, an Euklid. Für die Poesie, wie überall, wo sich der Gedanke durch die Sprache kundgibt, wäre mit Leichtigkeit dasselbe darzulegen. Aber auch für das sociale und associative Verfahren, um das Gebiet der Literatur zu bearbeiten, zu erweitern, es nicht dem Zufall, nicht der Willkür zu überlassen, sondern Gesetze zu entdecken, Regeln auf-

Digitized by Google

zustellen, dem, was das Individuum nicht vermochte, mit den Kräften, mit der Einsicht, mit den Talenten vieler entgegenzukommen, auch dafür setzte sich die Thätigkeit beider Nationen schon früh in Bewegung. Dies beruht auf tiefinnerer Verwandtschaft. Daher denn auch das beiderseitige Bedürfniß, das Gesammtwissen aus den Ideen herauszugestalten in der Philosophie, es sogar praktisch für alle zu verwerthen durch Popularität; daher das Bemühen, allem, was menschlich, was göttlich, was schön und erhaben ist, sprachlichen Ausdruck zu geben in der Dichtkunst. Allerdings tritt jenes Verwandte beider Völker auch in ihrem äußern Bestehen deutlich hervor, bis auf Vorzüge wie Untugenden, so in der Vielstaatigkeit und Uneinigkeit, die aber wenigstens verschwindet, sobald ein gemeinsamer Feind das Vaterland bedroht oder gar anzugreifen wagt.

Freilich kommt es bei unserer ganzen Darstellung darauf an, ob man eine würdige Vorstellung von dem hat, was das Wort Literatur eigentlich bedeutet, und zwar nicht blos nach der etymologischen Ableitung, vielmehr nach der Idee. Von unserer Seite ist eine besondere Erklärung gar nicht mehr nöthig, nach dem, was wir oben bereits geäußert haben. Leugnen jedoch läßt sich nicht, daß es noch immer nicht an Gelehrten fehlt, welche so sehr mit ihrem Fache zufrieden gestellt sind oder in kaum günstigerm Falle mit Fächern, daß sie mit dem Gedanken an Literatur kaum etwas Besseres verbinden, als was man sonst, anspruchslos genug, unter Bibliographie, Repertorium, Magazin bereits erschienener Schriften, höher hinauf unter Literargeschichte versteht, sodaß die Sache kümmerlich genug ausfällt und fast wie Ironie klingt. Wieder andere machen es allerdings nicht besser, sie leben so sehr für Literatur und von Literatur, daß sie von dieser bereits den Namen Literaten erhielten. Ihr Geschäft, ihr Fach ist eben Literatur, von dem aus sie aber alle Fächer bearbeiten, bestreiten, versorgen, und zwar in gebundener wie ungebundener Rede, je nachdem es vom Publikum, von Verlegern, Redacteuren gewünscht wird. Sie machen in Literatur, wie etwa ein Kaufmann in Wolle, in Weißzeug, in Schnittwaaren macht, wenn nicht in allen dreien, vielleicht noch in mehrern zugleich. Sie sind zwar nicht Kaufleute selbst, es müßte denn sein, daß sie sich auf Selbstverlag ihrer Producte legten, aber sie produciren für das mercantile Büchergeschäft, sie sind Manufacturisten, Fabrikarbeiter, welche mit Schnellfertigkeit Schnellpressen bedienen, ihre Leistungen für Lohn an die Geschäftsherren des großen Waarenlagers, an den Buchhandel, abliefern, und zwar so entschieden en gros verfahren, daß ein und derselbe Producent alles zu bieten vermag von den drei Dichtarten, mit Einschluß der Didaktik, bis zur ganzen Prosa hinunter. Auch weibliche Individuen, ob mit Kenntnissen, mit geistigen Anlagen versehen oder nicht, haben in unsern Tagen Anstelligkeit und Fingerfertigkeit genug, um es anständiger zu finden, für Fabriken der Intelligenz zu arbeiten, statt in solchen, die aus Lumpen Papier bereiten oder gar Taback cultiviren, blos Bogen zu falzen oder Cigarren zu drehen. Dies sind dann die Cigarren des Blaustrumpfthums. Und was nun in solcher Weise, mehr mit der Hand als mit dem Kopfe, hervorgebracht wird und auf den großen Büchermarkt kommt, vielleicht auch unmittelbar in Journale, in die Feuilletons der Zeitungen übergeht, kurz, was so der Tag an den Tag bringt, das nennt die in Rede stehende Klasse Literatur. Dieser Abtheilung der Producenten schließt sich die umfassendste der Consumenten an. Sie liest, aber nicht, um sich zu bilden, in jeder Hinsicht zu veredeln, sie liest zu nothdürftiger Belehrung, zu oberflächlicher Aufklärung, vor allem jedoch um sich für den Augenblick zu amüsiren. Sie fragt nie nach dem gediegenen Gehalt, nie nach dem innern Werth der Schriften, geschweige nach der Vortrefflichkeit der Darstellung. Sie fragt nur: was ist Mode? was ist modern? was muß man gelesen haben unter den Novitäten? welches ist der Löwe des Tages unter den Büchern? Der Leihbibliothekar gibt Antwort, die nächste Soirée, wenn man sich hier bis zu Büchern herabläßt, ergänzt sie. Und so nennt diese ganze Sorte von Lesern

Digitized by Google

auch nur das Literatur, was von Schriften Kurzweil gewährt, was der Tag bringt, aber auch ebenso schnell wieder nimmt, was der sogenannte gute Ton erfordert, was gerade auf dem Repertoire der Conversation steht.

Dem angedeuteten Person- und Sachverhalt entspricht dann vollständig die Klage, welche wir von verschiedenen Seiten her führen hören, daß alle bessere Literatur, nachdem sie sich so lange zu halten gewußt habe, im Begriff sei zu schwinden, indem sie von Mittelmäßigem, wenn nicht gar Fadem verdrängt werde; daß das Wort Literatur an Bedeutung, an Ansehen, an geistigem Gewicht verloren habe; daß der edlere, literarische Verkehr erschwert, mit jedem Tage mehr unterbrochen werde. Und allerdings sind diese Besorgnisse nicht aus der Luft gegriffen. Nur das mag uns einigermaßen beruhigen, dabei aber zugleich auf Abhülfe aller Uebelstände sinnen lassen, daß es unter den Gelehrten in unserer Zeit nicht wenige gibt, welche keineswegs mit ihrem Fach abschließen, welche sich um ihre Nation, um die Menschheit kümmern, und sich in den Besitz einer universellen Bildung gesetzt haben. Ja, wir dürfen mit Entschiedenheit behaupten, daß im allgemeinen mit dem deutschen Gelehrten eine große und vortheilhafte Veränderung vorgegangen ist, die ihn mit dem Leben in unmittelbare Berührung bringt, ihn da sogar handelud, mustergültig für andere auftreten läßt, wo er sich sonst höchstens mit gutem Rath, mit theoretischer Anweisung und dem Abgeben seines Urtheils begnügte, sodaß der frühere Zopfgelehrte nur noch in wenigen Einzelexemplaren wiederzuerkennen ist. Seit Goethe und Schiller, seit Fichte, Schleiermacher und Arndt, seit Alexander und Wilhelm von Humboldt unterliegt dieses schon kaum einem Zweifel, die großen, öffentlichen Ereignisse in Deutschland aber haben es vollends ins Klare gebracht. Das beweist freilich noch nichts gegen das theilweise Versinken aller eigentlichen Literatur, die des Namens werth ist.

Und dennoch, auch weiter haben wir unter den Hervorbringenden der Gegenwart eine Elite als vorhanden zuzugeben und anzuerkennen, welche an Fähigkeit, an Gründlichkeit des Wissens, Begeisterung, Fleiß, Geschmack und Correctheit der Ausführung den frühern ebenbürtig ist. Sie ist der Zahl ihrer Mitglieder nach klein im Verhältniß zu jenen Arbeiterlegionen, für deren Fabrikate es jeder Weltausstellung der Industrie an Raum gebrechen würde. Dafür aber hat sie auch Werke aufzuweisen, die jeder Zeit trotzen werden, und von denen einige sogar schon jetzt im Herzen der Nation den tiefsten Anklang gefunden haben, während andere allerdings erst bei den Kommenden gerechte Würdigung finden dürften. Auch Frauen sind unter ihnen, die es als ein trauriges Vorurtheil erscheinen lassen, daß der geschlechtliche Unterschied dem Geiste irgendwelchen Eintrag thun sollte, obwol dieser Wahn immer noch seine Fürsprecher hat. Daß indessen diese eben in Betracht gezogene Klasse deutscher Schriftsteller nicht durchdringt, daß sie thatsächlich durch die Concurrenz mit den Schnellfertigen, welche Masse machen und bei der Masse Beifall erhalten, heruntergedrückt wird, das ist wieder ein neuer Beweis für die große Gefahr, welche gegenwärtig aller eigentlichen Literatur droht.

Und endlich ist es ebenfalls einzuräumen, daß auch unter den Aufnehmenden im lesenden Publikum unserer Tage eine beträchtliche Gesammtheit existirt, die, im Besitz ausgezeichneter Bildung, mit aufgeschlossenem Sinne, mit feinfühligem Verständniß, mit Nachdenken über das Gegebene, aber auch mit eigenen Gedanken, mit gleicher Beachtung des Inhalts wie der Form, daher im rechten Sinne liest, und also Bedeutendes auch wieder liest. Das erste Zeichen einer liederlichen Lektüre ist sicher dieses, daß man eine vortreffliche Schrift nur einmal liest. Nun ist es aber bei jener Lesermasse und bei jenen Massenlesern, die wir oben gezeichnet haben, ganz hergebracht, daß sie stets nur nach dem Neuesten Verlangen tragen, jedes einzelne Buch jedoch, im Fall sie es auch durchbringen, für immer beiseitelegen, um wieder nach dem Allerneuesten zu greifen. Schon

Digitized by Google

dies ist ein Krebsschaden für alles literarische Gedeihen. Es kommt freilich näher auch darauf an, was und wie man liest. Ein sehr gefeierter deutscher Autor unter den Modernen — wir haben dieses schon an einem andern Orte gerügt, und werden es, wo sich Gelegenheit findet, stets aufs neue rügen — hat sich leider hinreißen lassen, zu behaupten: was der Mensch ißt, das ist er. Wie überraschend und pointirt dieser Ausspruch, und zwar im ganz profanen Sinne der Ernährung gemeint sein mag, so ist er doch nur eine hohle und noch dazu unwahre Phrase, die mit den äußersten Ausschreitungen des heutigen Materialismus im vertrautesten Zusammenhange steht. Man kann aber die ausgesuchtesten, kostbarsten Bissen genießen, und dabei dennoch der gemeinste, wohlfeilste Mensch sein. Man kann die gröbste, wohlfeilste Nahrung zu sich nehmen, und gleichwol das feinste, seltenste Naturell haben. Wenden wir dagegen das angeführte Paradoxon auf die Nahrung der Seele, auf den Geist, somit auf die Lektüre an, dann trifft es völlig zu, nur daß es einer Ergänzung bedarf. Denn allerdings wird man behaupten müssen: Sage mir was, aber auch wie du liesest, und ich werde dir sagen, wer du bist. Dieselbe Klasse ausgezeichneter Leser in der Gegenwart ist es denn auch, welche daran denkt und solchen Gedanken ausführt, sich Bücher von bleibendem Werthe von Zeit zu Zeit anzuschaffen. Das trägt wieder das Seinige dazu bei, alle bessere Literatur am Leben zu erhalten. Es ist ein großer Unterschied, ob ich eine Schrift besitze, oder sie mir nur leihe. Ein Buch, welches mein Eigenthum ist, darf einem Haus- und Herzensfreunde verglichen werden, dessen Umgang mir und den Meinigen stets zu Gebote steht. Ein geliehenes Buch ist ein Aufwärter, der ab- und zugeht, oder ein Dienstbote, der eine Zeit lang im Hause bleibt, den ich jedoch eben nur gemiethet habe, den ich vielleicht morgen schon entlassen muß. Er wird früher oder später ausgelohnt; ein neuer tritt an seine Stelle. Im vorigen Jahrhundert, und auch noch weit in das jetzige herein, gab man noch viel darauf, im Besitze einer Hausbibliothek zu sein, wie auch heute noch in England viel darauf gehalten wird. Wie sehr hat sich das in Deutschland geändert! Die Lesermenge, welche gegenwärtig den Verfall der edlern Literatur mit jedem Tage mehr herbeiführt, hat kein Buch im Besitz. Sie bezieht ihren Bedarf aus der Leihbibliothek oder aus irgendeinem Lesevereine. Die Journalcirkel, wie sie jetzt noch sind, befördern dieselbe wüste Wirthschaft einer unsteten Allerweltsleserei. Die Zeitschriften kommen und gehen mit dem Boten, der sie herumträgt. Die Leihbibliotheken haben auch ihr Gutes gestiftet, sie stiften es noch. Sie sind eine von den frühern Associationen im Interesse der Literatur, welche in ihrer heutigen Beschaffenheit aber nicht mehr ausreichen und daher einer Reform bedürfen. Man könnte zwar behaupten, wenn es auch den Anschein habe, als werde die bessere Literatur dadurch ruinirt, daß der Buchhandel wenig Schriften beim Publikum zu eigenem Besitze anbringt, so werde der Schaden schon dadurch mehr als vergütet, daß Leihbibliothekare jetzt dieselben um so zahlreicher kaufen. Doch reicht solche Behauptung keineswegs aus, denn der Ankauf wird sich vorzugsweise auf leichtere, oft aber auch schlechte Lektüre erstrecken, während Werke von Gehalt, die das Nachdenken in Anspruch nehmen und gediegene Bildung bedingen, gar nicht erst angeschafft werden, und schon aus dem Grunde seltener neue Auflagen erhalten. Noch dazu sind häufig und in der Regel fade, mittelmäßige Bücher im Geldpreise die billigsten. Auch der bekannte Gemeinplatz, der recht eigentlich an die Menge der Leser appellirt, welcher lautet: die Menge muß es bringen, nämlich die Menge des Absatzes, stellt weder den Leihbibliothekar noch den Buchhändler sicher, denn die Menge der Leser ist ein sehr veränderliches, launisches Wesen, und selbst im günstigsten Falle, daß Buchhandel und Leihbibliothek bei der Menge gute Geschäfte machen, fällt das Verderben und der Untergang nun mit ganzer Wucht auf die wahrhafte Literatur. Doch die ärgste Niederlage, welche dadurch veranlaßt wird, ist, daß ein solches Treiben

Digitized by Google

das moralische Verderben eigennütziger Verleger und Leihbibliothekare herbeiführt, eine Folge, welche nicht blos die gewissenhaften ebenfalls zu Grunde richtet, sondern allmählich das Mark und den sittlichen Bestand einer ganzen Nation aufzehrt. Mag immerhin ursprünglich die zweideutige Lesermasse daran schuld sein, Buchhändler, Besitzer von Leihbibliotheken, Herausgeber von Zeitschriften, alle Stände der civilisirten Gesellschaft müssen zuletzt, wie man sagt, auch daran glauben, d. h. alles, was eine Nation nach innen und außen gesund, kräftig, wohlgemuth erhält, wird lahm gelegt, wird vergiftet. Die Buchhändler tragen verhältnißmäßig die geringere Schuld. Sie kennen ihre Zeit, sie kennen ihr Publikum. Der gebildete Verleger, um nicht durch den Statusquo, den jämmerlichen Zustand, durch den Krebsschaden des literarischen Verfalls sich den pecuniären Schaden zurückkehrender Krebse in sein Waarenlager zu bringen, sieht sich mit Achselzucken genöthigt, um fürs Nächste sicher zu gehen, ein außerordentliches Werk, ein Manuscript, dessen Veröffentlichung die Zeit in ein neues Stadium rücken könnte, mit den Worten an den betroffenen Autor zurückzustellen: „Mein Herr, Ihre Schrift müßte Ihr Feind an Geist und Ausführung eine zukunftsvolle nennen, aber ich lebe von der Gegenwart; Sie kommen zu früh; heute würdigen und kaufen Ihr Product nur zwei, drei meiner Kunden, durch die vermag ich nicht zu bestehen!" Und heim geht der arme Autor, ohne zu wissen wovon er selbst nun bestehen werde. Wir haben es aus sicherster Quelle, daß der Redacteur einer trefflichen Zeitschrift, die früher dem gebildetsten Publikum Deutschlands Jahrzehnte hindurch reichlich Unterhaltung und Erhebung bot, einem namhaften Mitarbeiter nach sorgsamer Prüfung dessen Beitrag zurücksandte, ungefähr mit der Wendung: „Ihr Aufsatz ist ganz nach meinem Geschmacke, er ist geistvoll und gut geschrieben, den heutigen Lesern unsers Journals jedoch dürfen wir etwas so Ausgezeichnetes nicht mehr bieten, sie würden den Scherz vom Ernste nicht unterscheiden, und wir riskirten Verluste; Unbedeutendes nehmen wir auf, bisweilen Mittelmäßiges sogar, Treffliches müssen wir ablehnen." Daraus schließe man weiter. Wenn es also in der Weise mit einem großen Theil heutiger Leser, mit der Lesermasse, steht, dann ist der Verfall der edlern Literatur wol leicht zu erklären, und selbst jene Klasse musterhafter Leser wird ihn nicht aufhalten, wenn nicht noch andere Anstalten getroffen werden.

Bevor wir nun auf diese des nähern eingehen, sie nicht blos in Vorschlag bringen, sondern auch, soweit es der Raum erlaubt, einiges Detail gründlicher Reform angeben, müssen wir noch einige andere Uebelstände hervorheben, welche die heutige Literatur immer mehr untergraben. Es darf nicht zugelassen werden, daß eine Nation wie die deutsche, welche im Lichte der Idee groß geworden ist, welche über eine Sprache gebietet, die sich mit jeder messen darf, an Reichthum, Mannichfaltigkeit, Tiefe und Gefügigkeit sie aber alle übertrifft, durch Abart, Nachlässigkeit, geistige Verkommenheit einzelner, ob auch weitreichender Schichten in ihren literarischen Bestrebungen beeinträchtigt, wol gar zu Grunde gerichtet werde. Daß eine so ursprüngliche, kosmopolitische Nation neben den eminentesten Vorzügen die elendesten Gebrechen und Untugenden darbietet, darf nicht befremden, denn je umfassender das Gebiet ist, welches ein Volk mit Intelligenz bearbeitet, desto üppiger wird auch das Unkraut hervorschießen, sodaß wir neben Originalität Nachahmerei, neben Hoheit Gemeinheit nach wie vor wuchern, Selbstentäußerung und Selbstsucht, scharfes, feintreffendes Urtheil und stumpfe, grobe Unempfänglichkeit, Adel der Gesinnung und Niedrigkeit, Freude am Gelingen anderer und kleinlichen, hämischen Neid in verschiedenen Individuen, die noch dazu alle auf Bildung Anspruch machen, dicht zusammengrenzen sehen. Die deutsche Uneinigkeit ist ja längst schon sprichwörtlich geworden. Haben wir in letzter Zeit auf dem Felde der Politik an Eintracht gewonnen, so berechtigt uns das zu den schönsten Hoffnungen, aber wir wollen nicht zu früh triumphiren, denn es fehlt nicht an verschrobenen Individuen und Massen, welche überall etwas darein setzen,

Digitized by Google

zu dem glorioſen Ja ein dummes Nein zu ſagen. Es ſind Grundzüge im deutſchen Philiſter und Michel, daß er mit Behagen darauf aus iſt, jedes Verdienſt, jede Zierde ſeiner Nation auf der Stelle zu kleinmeiſtern, wiefern ſie nicht etwa zu ſeiner Zunft, Coterie, Partei gehören; es iſt ſein ganz aparter Tic, ſeine ausgemachte Bornirtheit, wenn etwas Großes, Einziges, Vollendetes im Staate, in der Wiſſenſchaft, in der Kunſt und Literatur aus Licht geſtellt wird, zu meinen, jetzt, gerade jetzt, ſei es Zeit, dagegen Einſprache zu thun, daran zu mäkeln, dagegen vorzuſpringen und den Giftzahn zu zeigen. Alles und jedes Vortreffliche, ſo wie es in die Erſcheinung tritt, hat er ſich anders ausgebeten. Ja, wenn er es producirt hätte, es würde dann die ſtrengſte Forderung befriedigen; nun kommt es aber nicht von ihm, nicht von ſeinem Anhange; es darf demnach nicht ungeſchmälert bleiben, es muß ſogar verworfen werden.

Hat die deutſche Nation in der Literatur von früh auf Unvergleichliches hervorgebracht, hat ſie ſich hier nicht zweimal, wie gewiſſe ſtrenge Herren, die bisweilen voller Vorurtheile ſind, ſelbſt zugeben, ſondern dreimal zur ſchönſten Blüte und Frucht entwickelt, ſo hat das langſam und ſpät, nun aber auch um ſo zweifelloſer, zur vollſten Reife geführt, und zwar auch im öffentlichen Leben. Der Deutſche hat immer etwas von einem genialen, doch ſchüchternen Jünglinge gehabt. Er hing ſeinen Idealen nach. Er mußte ſich im Weltlauf erſt manche Ecken abſtoßen, und hatte deshalb vom Auslande wie von abfällig gewordenen Landsleuten hämiſchen Spott zu erleiden. Aber die Ausländer haben ſich eines andern überzeugt, die Spötter ſind zu Schanden, die Deutſchen ſind Männer geworden, die treue Pflege des Ideals, die Ausdauer in der Literatur hat ſie dahin gebracht, daß ſie es dreiſt mit jeder andern Nation aufnehmen dürfen, und jedenfalls noch ein ſehr Beträchtliches voraushaben. Wir wollten einmal ſehen, bei den immenſen Aufgaben, die auf dem Gebiete einer allſeitigen Cultur vorlagen und die nun glücklich gelöſt ſind, wie wir es dahin hätten bringen ſollen, daß uns die gebildetſten, edelſten Geiſter Europas, Amerikas jetzt anſtaunen, andere von ihnen freilich auch fürchten, noch andere beneiden, alle jedoch reſpectiren, wenn wir nicht nach der glorreichen Durchführung einer Reformation, nach dem Verwinden eines Kriegs, der allerdings Deutſchland verwüſtete und vielfach mit Schmach bedeckte, uns ſchnell wieder aufgerafft, zum Schwerte gegriffen, wenn auch nur mit einem ſehr kleinen Theile der Nation den Grund zu einem künftigen, großen Deutſchland gelegt, und dabei immer zugleich dem Dichten und Denken obgelegen, uns durch beides begeiſtert, geklärt, gekräftigt hätten. So ging es durch das ganze 18. Jahrhundert fort, in das jetzige hinein bis auf die Gegenwart. Es kann nicht zu hoch in Anſchlag gebracht werden, was erſt und zugleich literariſch erworben, vollendet werden mußte, auf daß wir zu einer wahrhaften Mündigkeit und gründlichen Ausbildung auch im Politiſchen und in vielen andern Beziehungen gelangen konnten. So wurden wir durch Klopſtock's Oden und Gelehrtenrepublik, wie noch nie, unſers deutſchen Vaterlandes, unſerer würdigen Stellung in Wiſſenſchaft und Kunſt eingedenk. Auch ſelbſt Dichter zweiten, dritten Ranges hoben ſich weit über ſich ſelbſt hinaus, und waren nicht wiederzuerkennen. So unter Friedrich's beiſpielloſen Siegen der alte Gleim, deſſen Granaten und Bomben wahrlich nicht ſchlecht platzten und trafen. Nun aber vollends Leſſing, der wie er Kritik übt, wie er dichtet, denkt, bereits auf höchſter Staffel verweilt, von wannen er neue Geſetze wie deren Erfüllung bringt, und gleichzeitig auch ſeinerſeits die Franzoſen aus Deutſchland treibt, Gottſched wie das ganze Zopfthum für eine Geſchmackloſigkeit erklärt, mit dem größten aller Briten uns eine nie geahnte Welt eröffnet. Von hier ab iſt nie eine Nation eine lange Reihe von Jahren hindurch mehr begünſtigt worden, um erſt Bildung dieſer ſelbſt wegen zu pflegen, als wir. Denn es konnte ſich nicht glücklicher treffen, als daß der römiſch urbane, wenn auch den Griechen nicht vollſtändig gewachſene Wieland der erſte Dolmetſch für Shakſpeare wurde, den er in gewagten, doch

Digitized by Google

gewaltigen Contouren uns hinzaubert, während Herder uns nichts Geringeres zumuthet, als einen Zug nach dem Orient, um den Occident, mit beiden aber aller Völker Zungen zu verstehen, zu würdigen, bis auf die Mosaische Urkunde, und dann erst von Menschlichem und Göttlichem mitzusprechen. Wie wir sie lernen, doch nein, wie der Genius alle Sprachen uns mitbringt, in deutscher Mundart sie wiederbringt und verjüngt, wie Ideales und Reales sich hold verschmelzen, die Würde der Anmuth keinen Abbruch thut, der deutsche Parnaß ein Pantheon aller Poesien wird, bis hin zum Westöstlichen Divan, die Lyrik in neuen Weisen tief in das Herz der deutschen Nation greift, von den Liedern Goethe's, von den prächtigen Romanzen und Balladen und den höchsten Anschauungen Schiller's bis hin zu einem nie gesehenen Festglanz der Bühne, daß selbst die Faustsage sich vertieft wie verklärt, Griechenland und das neue Italien auferstehen, Spanien mit Don Carlos, der Dreißigjährige Krieg mit Wallenstein, Großbritannien mit Maria Stuart und Macbeth, Frankreich mit der Jungfrau, die Schweiz mit Tell den erhabenen Reigen vollenden, die edelste Freiheit ohne Menschenopfer den Deutschen verkündigen, so mußte das wol seine herrlichsten Folgen haben und uns eine Wiedergeburt Deutschlands auch im Oeffentlichen für die Zukunft verbürgen. Doch wir haben nun vor allem, um uns darüber zu orientiren, wie die classische Literatur uns Heutigen vorgearbeitet hat, dessen zu gedenken, der, von der Mitwelt aufs höchste gefeiert, von nicht wenigen der Jetzigen aufs undankbarste vernachlässigt, von den Kommenden, wie er es verdient, aufs höchste gepriesen werden wird. Es ist Jean Paul. Viele unserer heutigen Literaturgeschichten, das Heer ihrer Nachbeter, einige versprengte und beschränkte Mislaunige haben sich erdreistet, Friedrich Richter im Kleinleben einer Dorfidylle nothdürftig eine Stelle zu geben, ihn mit dem schüchternen Jüngling schnöde abzufertigen, dessen wir im Frühern in anderer Beziehung bei den Deutschen gedachten. Ja, in Jean Paul lebt, dichtet und denkt, wie stets im Genie, der feurigste Jüngling, nicht aber der schüchterne, sondern der zarteste, lauterste, zugleich aber auch ist er der reifste Mann. Seine großen, erhabenen Menschen, seine eigene Größe haben die Kleinen ihm zum Vorwurfe gemacht, weil sie selbst so niedrig denken, weil sie nicht aus sich herauskönnen und ihn daher nach sich messen. Jean Paul steht unvergleichlich da für alle Zeiten in Naturschilderung, Phantasie, Tiefe des Gemüths, allseitigster Menschenkenntniß, Unerschöpflichkeit der Gedanken, Unendlichkeit des Humors. Er ist der kühnste Umsegler des ganzen Gedankenkosmos, der productivste Kenner desselben, den er von den fernsten Sonnen bis zu unserer Erde und ihrem kleinsten Dörfchen durchmißt. Von Jean Paul vorzugsweise haben wir Deutsche Politik gelernt. Er hat uns politisch mündig gesprochen. Seine uneigennützige Liebe zur Menschheit hatte stets auch den freien Blick für das Ausland, ohne sich von demselben je blenden zu lassen. Die langjährige Knechtung durch dasselbe, auch in unserm politischen Bestehen, hat ihn tief ins Herz geschnitten, und nie hat er gerastet, uns Wege zu weisen, wie wir die schmachvollen Ketten abschütteln sollten. Schande denen, die das heute so schnell vergessen haben! Wir, die wir mit nicht wenigen dessen dankbar eingedenk sind, wollen daher hier auch auf Tieck hinweisen, der die Heere der deutschen Philister in so mancher Schlacht geschlagen, den deutschen Salon gereinigt, die belletristischen Theecirkel, diesen schwächlichern, süßlichern Gottschedianismus, ebenfalls durch Shakspeare wie durch das Salz des eigenen Witzes und scharfer Ironie den Deutschen gründlichst verleidet hat. Und ähnlich wie diese dichterischen Genien haben die großen Denker unter unsern Vorfahren das Ihrige gethan, um uns zu Männern umzuschaffen. Kant durch die großartige Trilogie seiner drei Kritiken, Schelling schon durch seinen ersten Titanismus, Fichte, der sich an den Franzosen für Jena durch seine „Reden an die deutsche Nation" nicht blos mit abstracten Drohungen rächte, sondern sie in Berlin mit deutschen Ideen bearbeitete und entmuthigte, bevor sie noch Leipzig auch in allen Gliedern fühlten, und endlich Hegel, der,

Digitized by Google

stets bieder und brav, in seiner „Rechtsphilosophie" die Constitution als eine Nothwendigkeit für den Staat darlegte, sowie Franz von Baader, der auch für Association Außerordentliches brachte. Und welche Saat haben diese Männer für die nächste Zukunft gesäet, eine Saat von eisernen Helden, denen aber dennoch das deutsche Herz auf dem rechten Flecke saß und für Menschen und Menschenwohl schlug, Helden, die jetzt ebenso tapfer handelten, kämpften, wie sie einst gedichtet und gedacht hatten. Erst hatten sie wie jene Männer des Alten Bundes im feurigen Ofen der Noth gesungen, jetzt schleuderten sie feurige Geschosse auf den Feind und warfen ihn nieder.

Das alles nun hat unsere Reife nach innen und außen vollendet, da wir auch im Staatsleben eine viel umfassendere Aufgabe zu lösen hatten als andere Völker. Daher sind es lästerliche Reden, und die, welche sie führten, hier und da noch führen, bewiesen die Beschränktheit ihres Sehkreises, wenn einige meinten, es hätten die Deutschen ihre Zeit vertändelt und vergeudet mit idealischen Phantomen, mit romantischen Irrfahrten, und es wären die Deutschen eben nur ein Literatur-, kein politisches Volk. Nie ist eine Beschuldigung erhoben worden, welche durch und durch falscher wäre. Sie hat aber auch geschadet in einem weitreichenden Umfange. Sie hat einen Theil der mittlern Schichten, auf welche der Zusatz: „Aus dem Französischen oder Englischen", immer einen besondern Reiz übt, gleichgültig gemacht gegen die literarischen Erzeugnisse des Inlandes, sie hat der schlechten Mode gewisser exclusiver Kreise Vorschub geleistet, die Muttersprache über französischer und englischer Lektüre zu vernachlässigen, und im deutschen Idiom stets noch das rechte Patchouli zu vermissen. Gleichwol steht zu behaupten, daß der eigentliche Kern deutschen Bürgerthums wie der edelsten, gebildetsten deutschen Aristokratie sich nicht durch jene Misreden hat irreführen lassen. Nur ist die ganze Nation noch lange nicht in dem Grade an der deutschen Literatur betheiligt, wie es deren hoher, weltumfassender Bildungsstand erfordert, wie denn auch Nord und Süd unsers Vaterlandes noch immer die traurigsten Vorurtheile gegeneinander hegen, eine kleinliche Scheidewand aufrichten, wozu auch der Unterschied der Confession das Seinige mit beiträgt.

Es ist zu bewundern, wie in dem nach-Goethe'schen Zeitalter, trotz ungünstiger Verhältnisse, die deutschen Schriftsteller dennoch das Menschenmögliche geleistet haben, so sehr, daß sie sogar auf Gebieten, die bis dahin unter uns noch wenig angebaut waren, die reifsten Früchte zu zeitigen wußten. Aber viel mehr als das! Es unterliegt keinem Zweifel, daß unserer vorzugsweise classisch genannten Periode in Vers und Prosa Schöpfungen gefolgt sind, welche die entsprechende Gediegenheit des Inhalts und der Form ebenfalls bekunden. Wer als etwa ein Unwissender oder gar ein Zurückgekommener will es denn leugnen, daß unsere Lyrik zu einer Sinnigkeit, Fülle und Pracht sich entwickelt hat, die im Vergleich mit der anderer Nationen unerhört ist, aber auch für sich selbst einsteht und in der schönsten Blüte prangt? Daß wir in dem kleinern Epos an Erfindung, an Lieblichkeit und Anmuth, an Phantasie hinter den Frühern nicht im mindesten zurückbleiben, daß die anderweitige Ausführung des Epischen durch einzelne Novellen und Romane vertreten wird, denen man das Prädicat der Vollendung ohne Ungerechtigkeit nicht entziehen darf, die aber die Architektonik des Heldengedichts noch um vieles bereichert und erweitert haben? Dieselbe Frage dürfen wir allerdings gar nicht stellen in Bezug auf die dramatischen Dichtungen der Gegenwart. Denn da haben die Mäkelsüchtigen sich principiell darauf gesetzt, nichts in Vergleich mit dem Frühern gelten zu lassen. Sie haben sich auf das Absprechen fixirt, und ihr Princip ist eben die fixe Idee, daß das moderne Drama unter uns Deutschen stets mehr oder weniger verfehlt sei. Derartige Geisteskrankheit arroganter Kritik ist in der Regel gar nicht zu heilen. Man muß sie umgehen. Man muß ihr die einfache Behauptung, die freilich an einem andern Orte unumstößlich bewiesen werden könnte, entgegenstellen, daß wir noch nach Heinrich von Kleist im Trauer-

Digitized by Google

spiel, im Schauspiel, im feineren Lustspiel Ausgezeichnetes, für alle Zeit Werthvolles, ebenso Originelles, Tiefes wie Reizendes geleistet haben. Damit ist das viele Dürftige, Fade, Mittelmäßige nicht abgeleugnet. Damit ist nicht in Abrede gestellt, daß unsere deutsche Bühne einer gänzlichen Reform bedürfe, daß ein großer Theil unsers Publikums erst außer und in dem Theater wie für das Theater erzogen und gebildet werden müsse. Das Geschlecht der „Serlo" ist unter unsern Directoren und sonstigen Bühnenlenkern noch lange nicht ausgestorben. Unsere Lärmmacher im Parterre, unsere Operngucker in den Logen sind noch lange keine Kunstrichter und Repräsentanten des guten Geschmacks. Alle Unternehmungen, alles Vereinswirken trefflicher, wohlunterrichteter Männer, den schreienden Uebeln abzuhelfen, sind bis dahin erfolglos gewesen. Nirgends tritt es mehr zu Tage, wie fadenscheinig, wurmstichig, ausgedient, invalid nicht weniges geworden ist von dem, was sich von Associationen seit frühester Zeit zur Förderung unserer bessern Literatur gebildet hat, als bei dem Schicksale dramatischer Poesie, als bei den Theaterzuständen in der Gegenwart. Es gibt ausgezeichnete Bühnen in Deutschland, deren Repertoire, deren Verwaltung, deren Leistungen nichts zu wünschen übriglassen. Hier sind Dichter, Künstler ersten Ranges heimisch, neue gleichen Werthes werden gewonnen; es gibt ein Zusammenspiel, mustergültig in jedem Betracht; Genie und Talent wissen sich aufs feinste miteinander zu verständigen, aber auch ein Publikum findet sich hier regelmäßig ein, welches für die kühnste wie verborgenste Schönheit und Zumuthung Geschmack und Verständniß hat. Das ist aber noch lange kein Nationaltheater. Wie viele andere Bühnen, Dichterlinge, Coulissenreißer, Bravourfänger, Zierbolde, Beifallstrommler wie Hohnpfeifer verderben wieder alles! Das Theater einer Nation ist immer der öffentliche Ausdruck des feinen oder groben Taktes, der guten oder schlechten Gesellschaft. Nun aber kommt gar noch das nie erröthende, selten unterbrochene, schamlose Borgen der fadesten Albernheiten, der obscönsten Elendigkeiten von Paris. Der Deutsche Michel macht beim Auslande Schulden und ist Tropf genug zu meinen, daß er sich bereichere. Das alles aber heißt auch die unserer classischen Periode geist- und formverwandte dramatische Literatur ruiniren. Prächtige Costüme, üppige Ballets unverschämter Tänzerinnen, feenhafte Attituden und Decorationen, Monstremusik, die einen Lärm verführt, daß die Angeln der Erde erbeben, werden den Ruin nicht aufhalten, sondern ihn nur beschleunigen. Doch wir haben noch die eigentliche Prosa unserer heutigen, edlern Literatur im Rückstande. Und hier dürfen wir wieder fragen: Wer ist denn verblendet oder böswillig genug, nicht zu sehen, oder doch wenigstens nicht einzuräumen, daß wir nach Lessing, Goethe und Schiller Werke in Prosa erhalten haben, die das classische Zeitalter nicht nur fortsetzen, sondern ganz neue Eroberungen aufweisen? Eine Akademie, wenn wir diese nicht gern den Franzosen als alleinigen Besitz überließen, könnte mit vollem Rechte das Urtheil aussprechen: unsere deutsche Prosa steht in der höchsten Blüte; sie culminirt. Freilich protestiren wir gegen solchen Machtspruch, und zwar aus einem noch höhern Rechte, denn wer wagt es, die Zukunft deutscher Sprache zu bestimmen oder gar sie zu leugnen? Sie befindet sich, ungeachtet ihrer mannichfaltigsten Bildung, im entschiedensten Fortschritte. Nur so viel ist gewiß, daß in den letzten Jahrzehnten Prosaschöpfungen in Erscheinung getreten sind, welche die strengste Kritik, wiefern sie nicht unzureichend geworden ist, keineswegs zu scheuen haben. Nur sind manche Uebelstände auch schon wieder da. Denn wie so viele einseitige Richtungen heute grassiren, das wahrhafte, gesunde Ideal durch einen oft toll gewordenen, übermüthigen Realismus zurückgedrängt wird, das Nützlichkeitsprincip sich breit macht, so ist es eine Folge davon, daß gedankenreiche, wol gar neue Bahnen eröffnende Prosawerke nur wenig Beachtung finden, wogegen historische Arbeiten, Naturwissenschaftliches in allen Couleuren und Façons, bis auf den derbsten Materialismus, sehr beliebt und allemal willkommen sind. Das Originelle, das Seelen- und Geistvolle

Digitized by Google

ist verdächtigt, denn der Mensch soll ja, nach der neuesten Parole, weder Seele noch Geist haben. Das allein schon gibt den Geistlosen ein bedeutendes Uebergewicht. Sogar Genie und Talent werden in Zweifel gezogen. Im großen Nivellement vermag auch hier wieder jeder jedes. Und, da die Nützlichkeit obenauf ist, was soll man noch auf Stil achten? Braucht man ihn, da er zur Verständigung gar nicht nöthig ist? Das merken sich nun auch sogleich alle Schnell- und Vielschreiber für die Fabrik. Sie schreiben ohne viel Besinnen, denn sie schreiben in Lieferungen, und die Lieferung muß zu einem bestimmten Termin fertig sein. Sie könnten aber auch gar nicht anders, wenn sie auch wollten. Wo der eigenthümliche, wo der innere Mensch fehlt, da fehlt der Stil. Auch würde, wo schon das Häßliche gefällt, die Schönheit mißfallen. Die Saloperie, die Nachlässigkeit, die Incorrectheit werden weder vom Schreiber noch Leser gemerkt. Amusiren wird Bajazzo vielleicht noch mehr mit eingedrückter Mütze, mit niedergetretenen Schuhen. Sehet da, warum elende, gedankenleere, liederliche Romane, Novellen, voll trivialster Tages- und Familienvorgänge, mit wohlfeilen Anspielungen auf die Zeit, ansprechen, mit Hast verschlungen, solche dagegen, welche die Unterhaltung, Spannung mittels bloßer Ereignisse durch Ideen noch verklären, entweder nur aus Mode gelesen oder nur angelesen werden! Und wiederum langen wir von einer andern Seite her bei der Thatsache an, daß, wenn auch einzelne Productionen hervorragender Schriftsteller der Gegenwart von einem größern Publikum nach Gebühr beachtet werden, die Nation als solche an der Weiterführung der classischen Literatur sich noch keineswegs betheiligt, und sich auch noch lange nicht betheiligen wird, wenn wir nicht Wege ausfindig machen, welche zu einer Umgestaltung und Neugeburt der literarischen Association führen.

Bevor wir nun einige der Mittel in Vorschlag bringen, welche dieses bewerkstelligen könnten, müssen wir noch zwei andere Mängel und Gebrechen hervorheben, die den literarischen Zuständen der Gegenwart zu großem Nachtheile gereichen.

Wir sind seit einer Reihe von Jahren mit Geschichten der deutschen Literatur überhäuft worden, die sich theils mit dem Ganzen, theils mit besondern Theilen beschäftigen. *Respectable* Arbeiten der Art sind in neuen Auflagen erschienen, vollständig neue Bearbeitungen sind dazugekommen. Sie liegen jetzt vor in den mannichfaltigsten Sorten, vom gelehrten Kaliber, mit dem sorgfältigsten Quellenstudium, mit dem sichersten Zeugnisse großer Belesenheit, mit Selbständigkeit des Urtheils, von Geist durchdrungen, mit vortrefflicher Darstellung, sogar mit starker Annäherung an eine gewisse Vollständigkeit, dann aber auch durch entschiedenes Mittelgut, mit Geist mäßig verquickt, mit Arroganz stark gesättigt, tief hinunter bis auf großsprecherische Flüchtigkeit, unendliche Nüchternheit, mit äußerster Anmaßung absoluter Unfehlbarkeit, mit dem Vorwitz, oft das Werthvollste, Eigenthümlichste, wenigstens versuchsweise, durch die keckste Willkür, durch ganz und gar *subjective* Säure aufzulösen, chemisch zu zersetzen, und nur für einige Lieblinge des Ju-, beiläufig auch des Auslandes, für gute Freunde und Milchbrüder der Coterie die süße Milch des Hätschelns und Lobes aufzubewahren und zu credenzen. Fast alle, irren wir nicht, haben reichlichen Abgang gefunden. Das Publikum gab wenig mehr auf Kritik in Zeitschriften, aber es griff mit Verlangen nach einer oder der andern von diesen Literaturgeschichten, ließ sich hier auch Kritik gefallen, einige sogar machten das Urtheil ihres Mannes lebenslänglich, und zwar amtlich wie menschlich, zu ihrem eigenen. Das ist eine Sache für sich und muß jedem überlassen bleiben.

Die Schattenseite hiervon aber ist, daß einige jener literaturgeschichtlichen Bücher und Autoritäten, wie verabredet, eine ungerechte, also schlechte Association bildeten. Nicht allein, daß sie sich auf die gediegene Literatur unserer Tage oft gar nicht einließen. Dieses muß jedem Literaturhistoriker durchaus freistehen, wie es denn auch unter den angedeuteten Werke gibt, durch deren Plan wie Ausführung es hinlänglich motivirt ist,

Digitized by Google

daß sie eine bestimmte Grenze nicht überschreiten, vielleicht aus dem ehrenwerthen Grunde, es sei das nach-Goethe'sche Zeitalter noch zu entschieden im Verderben begriffen, als daß man schon jetzt eine vollständige Charakteristik oder gar ein Urtheil im einzelnen fällen könne. Andere dagegen verdächtigten die Periode der Gegenwart, als sei sie eine Abart, als ruhe ein Fluch auf ihren Dichtern und Denkern, als sei es unter der Würde eines Geschichtschreibers deutscher Literatur, ein solches Geschlecht der Epigonen noch in Betracht zu ziehen. Ja selbst Spätere, die dem Alter nach ebenfalls dem Epigonenthum angehörten, schlugen vielfach denselben Ton der Geringschätzung, des positiven Aburtheilens an, während sie doch sonst im Negiren nicht blöde waren, nur daß ihre Schützlinge natürlich eine Ausnahme erfuhren und in Ehren davonkamen. Das hatte dann auch noch die Folge, daß noch jüngere, angehende Autoren, eitle, angekränkelte oder geradeswegs kranke Talentchen sich bei zeiten in die Cur einer so unfehlbaren Literaturschreiberei begaben. Sie priesen sie öffentlich aus, empfahlen sie andern Patienten, brauchten bei ihr die Molkencur, wurden auch wol Mitarbeiter derjenigen Zeitschrift, welche jener Literaturgeschichte nicht blos nach-, sondern auch vorsprach, indem sie dieselbe mit Stoff versorgte. Es schlürften nun diese siechen Talentchen die Milch des gesunden ästhetischen Urtheils gierig ein, die Milch, wie sie noch warm aus der Kuh ihres Journals herkam, und siehe da, sie genasen halbwegs, mindestens doch so weit, daß sie im kleinen jetzt auch dieselbe kritische Heilmethode ausübten.

Es sind im laufenden Jahrhundert besonders drei Geschichten der deutschen Literatur gewesen, welche auf ein sehr umfangreiches Publikum bedeutenden Einfluß geübt haben, und zwar so, daß es schwer zu unterscheiden ist, ob die gewaltigen Vorurtheile, welche in ihrem Gefolge waren, nicht um ein Beträchtliches das viele Gute überwiegen, was sie allerdings auch herbeiführten, während sich bei noch andern die günstige Wirkung deutlich nachweisen läßt. Jene drei Associés, wenn auch wider Willen, machen darin fast gemeinsame Sache, daß sie die spätere Literatur größtentheils entweder über die Achsel ansehen oder ignoriren oder gar kleinmeistern. Man gibt sich auf seinem literaturgeschichtlichen Richterstuhl das Ansehen einer unnahbaren, doctrinären Vornehmigkeit, man ist wirklich im Besitz reicher Mittel an Geist und Bildung, man verfährt streng rationell, man trant seinem soliden, dabei glänzend eloquenten Verfahren aber doch zu viel zu, und bringt gar nicht in Anschlag, daß sich auch nur eine poetische Nationalliteratur eigentlich nicht ausführen läßt, wenn man nicht auch das wieder und wieder in Erwägung zieht, was unsere großen Denker auf ihre Nation und Sprache gewirkt haben. Ein anderer jener gegen die Neuzeit unserer Literatur Verbündeten verfährt mit nicht geringerer vornehmer Würde eines übergestrengen Herrn. Auch er hat, bis auf einen gewissen Grad hin, zumal in der mittlern Zeit, gründliche Studien gemacht, auch er ist vielfach belesen, in seinem Urtheil entschieden, nur, wie wir dafürhalten, in der eigentlich classischen Periode Deutschlands nicht ohne Einfluß jenes ersten Historikers, der sich selbst auf seine Abweichungen bis ins Gegentheil erstreckt. Auch er ist oft glücklich in der Charakteristik, die Sprachform von großer Schönheit, er beweist Geist, legt Reflexionen ein, die bisweilen bedeutend sind, nur traut er dem Rationellen doch mitunter zu wenig zu, er wird engherzig, parteiisch, manierirt, und spricht über außerordentliche Geister in einer Weise ab, die beinahe an das völlig Unerklärliche grenzt, mindestens kein Organ für den höchsten Humor und die wahrhafte Universalität zeigt. Noch ein anderer endlich hat sich für seine Art Literaturgeschichte eine eigene Kritik erfunden, oder sie ist ihm vielmehr aus verschiedenen Jahrgängen seiner Zeitschrift unter der Hand groß geworden. Auch Briefe berühmter Männer und Frauen sind ihm sehr erwünscht. Sie helfen ihm Masse machen. Diese Massen zu sichten, zu ordnen, mit künstlerischer Einsicht zu gruppiren, macht er sich kein Kopfzerbrechen, auch riskirt er Verwechselungen. Er hat Geist,

Digitized by Google

bisweilen feines Unterscheidungsvermögen, glatte, klare Diction, wiefern Nüchternheit, gesunder Menschenverstand, Dreistigkeit des Absprechens diese alle begünstigen. Er ist die personificirte Rücksichtslosigkeit, aber auch die keckste Antastung entschiedener Größen und Verdienste, ohne jede, auch nur entfernte Anempfindung des Gemüths, geschweige einer reproducirenden Phantasie. Nur wenn er einen der Seinigen in das Läuterungsfeuer der Kritik bringt, entdeckt er, daß derselbe gar keiner Läuterung mehr bedürfe, sondern als ungewöhnlicher Diamant aus dem chemischen Ofen unversehrt hervorgehe, trotz sonstiger Erfahrung.

Der Bevormundung durch solche dreifache, literaturgeschichtliche Association überließ sich nun mit unbedingtem Vertrauen der größte Theil des noch lesenden Publikums, auch derer, die sich nur unterrichten wollten, um etwa eine amtliche Prüfung zu bestehen, oder selbst wieder zu unterrichten. Die Abtheilung der bereits angestellten Lehrer hielt sich besonders an den ersten obiger Gewährsmänner, die Lehrerinnen holten sich Rath und Anweisung bei dem zweiten, der ganze jüngere Aufwuchs von Docenten, Studenten, Literaten, von modernen Titanen erbaute sich an dem dritten. Auch betrachteten bildungssüchtige Männer und Frauen alle drei Richtungen wol als eine und dieselbe Geschichte der deutschen Literatur und lasen sie abends mit vieler Selbstzufriedenheit in vertheilten Rollen. Sie hatten einigen Grund zu solcher Identificirung. Denn alle drei Historiker verachteten, recht besehen, alle heutige Autorschaft, würdigten nichts, wo nach ihrer Meinung nichts zu würdigen war, nur daß der dritte, was das Hochdeutsche betrifft, Einen als preiswürdigsten Dichter krönen konnte, vom Plattdeutschen her in einem zweiten Ersatz fand, im übrigen sich an einigen Ausländern erfreute.

Wer will sich denn noch wundern über den drohenden Verfall aller echten Literatur in dem heutigen Deutschland, wo man solche Geringschätzung, Nichtachtung selbst gegen diejenigen Producenten aussprach, welche entschieden Tüchtiges, sogar Unvergleichliches geleistet hatten? Der oberflächliche Theil des Publikums glaubte daran und verachtete mit. Die Tiefern, die wahrhaft Gebildeten ließen sich nicht irremachen an den Genien und Talenten des deutschen Vaterlandes. Sie waren empört von solcher Unbill und Ungerechtigkeit. Wenn ein Publikum seine Schriftsteller nicht ehrt, so hat es sich selbst das Urtheil gesprochen. Das Publikum selbst war in unserm Falle nicht schuld, es war nur leichtfertig gewesen. Selbst einer der genialsten Geister des Auslandes war von jener Seite her übermüthig genug abgelehnt worden, schon wiefern er das moderne Zeitalter heraufführte. Was gehörte dazu, wenn ein so gewaltiger Dichter wie Lord Byron, ein riesig furchtbar schöner Komet, der seinen Prachtschweif über ganze Sternenfelder bis unter den Horizont bisheriger Weltansicht erstreckt, wenn der ebenfalls beanstandet worden war? Was dazu, daß man von unsern frühern Classikern, aber auch nicht von allen, als von Zierden eines herrlichen Nationalfestes sprach, aber, als die Lichter niedrig brannten, als das Fest zu Ende ging, hätten sie sich meist zurückgezogen, und nun hätte sich das junge Volk an die Tafel gemacht und es wär' im tollen Gelage drunter und drüber gegangen? Was dazu, daß man nicht schüchtern andeutete, der heutige deutsche Parnaß sei ein Blocksberg geworden, wo (vielleicht durch Goethe veranlaßt) in der Walpurgisnacht nur noch Irrlichter mit Hexen ausgelassene Tänze verführten? In einem Tanzmeister hatte man recht, er verband Grazie und Gemeinheit. Was dazu, wenn man das Nibelungenlied, gewiß eins der grandiosesten Epen, nun aber auch so überschwenglich bewunderte, daß man an diesen kannibalischen Schlächtereien, an diesen Strömen von Menschenblut, in welchen die Helden förmlich waten, auch nicht den entferntesten Anstoß nahm, sondern alles und jedes göttlich fand? Was endlich dazu, daß man den neuern Philosophen eine ganz negative Dialektik abgesehen hatte, diese nun literatur-

Digitized by Google

geschichtlich an den Mann brachte und mitten in diesem kritischen Treibjagen des oft willkürlichsten Verneinens mit einer positiven Ethik sich deckte, von der man gar nicht wußte, woher sie genommen oder gekommen sei?

Wir wiederholen, wir sind nicht entfernt gemeint, irgendwelche Verdienste zu schmälern, und räumen bereitwillig ein, daß die angedeuteten Geschichtschreiber deutscher Literatur durch die Strenge ihres Urtheils auch viel Gutes gestiftet, die Atmosphäre gereinigt haben, aber das Schroffe, Einseitige ihrer Methode, die spröde Ungerechtigkeit, Unempfänglichkeit gegen und für so viele Productionen der Vergangenheit und Gegenwart haben große Verwirrung herbeigeführt, manches Talent zurückgeschreckt, das Zurücktreten aller eigentlichen Literatur in Deutschland veranlaßt, sodaß Geister dritten, vierten Ranges mit ihrer ebenso mastigen wie massenhaften Schreiberei freies Feld haben und von den Massenlesern gehätschelt werden.

Das zweite Gebrechen, um die Gefahr zu erhöhen, das Uebel zu vollenden, war unter uns Deutschen die Vernachlässigung aller Philosophie, und zwar auch schon seit einer Reihe von Jahren. Nicht blos der Gelehrte bringt sich um alles wissenschaftliche Bürgerrecht, sondern auch das größere Publikum macht sich unfähig jeder ideellen Vertiefung wie Erhebung, wenn beide den Fortgang philosophischer Bestrebungen nicht mehr begleiten. Kein großer Dichter ist ohne Philosophie und kann ohne philosophische Bildung auch nur verstanden, geschweige denn gewürdigt werden. Goethe, Schiller, Jean Paul, welche Schätze von Philosophie findet man bei ihnen! Die neuern Franzosen, die Engländer, die Amerikaner haben sich jene Vernachlässigung nicht zu Schulden kommen lassen. Man denke nur an Victor Hugo, an Carlyle, an Emerson und Parker. Auch die Italiener haben jetzt das lebhafteste Interesse für deutsche Philosophie. Die Deutschen dagegen, dieses gepriesene Volk der Weltweisheit, sind, wenn man wenige Ausnahmen abrechnet, in jener Beziehung nicht mehr wiederzuerkennen. Die nächste Folge davon war: die Stumpfheit für Gedanken, die unglaubliche Schwerfälligkeit im Verstehen von seiten einer bedeutenden Zahl von Lesern. Aber die Folgen erstreckten sich immer noch weiter. Sie machten und machen sich besonders in einem Theil der periodischen Presse bemerkbar. Während die politischen Zeitungen heute in voller Blüte stehen, sieht man die literarischen meistens in einem abwelkenden Herbstflor. Die wichtigen Entdeckungen und Umwandlungen der Naturwissenschaft waren überaus erfreulich. Sie konnten der Philosophie nur förderlich sein. Nur der Halb-, der Ungebildete läßt sich einreden, daß Ideales und Reales, Denken und Erfahren einander widersprechen. Aber die neueste Naturforschung artete bei einigen in die tollsten Extreme aus, in den stupidesten Materialismus, welchem die Menge auch auf andern Gebieten huldigte.

Diesen Umschlag des Zeitwindes benutzten viele Herausgeber und Redacteure fein sollender literarischer Journale; ältere und neuentstandene stutzten sich demgemäß zu. Alles Höhere, Ideale ging drauf. Man hatte es nur auf derben, compacten Realismus abgesehen, auf fade Novellen, auf pikanten Klatsch, auf Skandal, auf Thierbiographien, auf Curiositäten. Charakteristiken der Menschen, Kritiken fanden nur noch ein kaum geduldetes Unterkommen. Unsere früher so emsig gepflegten kritischen Wälder starben kläglich dahin, lichteten sich stets mehr. Die etwa noch vorkommenden Kritiken waren elende Referate, die das Interessanteste eines Buchs ausplauderten und es so tödteten; der Recensent nährte sich und lebte von der Arbeit, kaum noch von der Begeisterung des Autors. So ist der Stand dieser Angelegenheit auch noch gegenwärtig und hat noch lange nicht seinen Höhepunkt erreicht, der aber, wenn er erreicht wird, aller edlern Literatur das Ende bereitet. Die meisten unserer heutigen Zeitschriften sind nur noch erweiterte und kostspieligere Heller- und Pfennigmagazine geworden. Bilder auf Bilder müssen sie am Leben erhalten. Früher umliefen Vignetten und Arabesken den Text, jetzt umläuft

Digitized by Google

ein dünner, armseliger Text als Rahmen die Bilder. Auch in diesen modernsten Erzeugnissen der periodischen Presse spielt die literarische Production wie Kritik eine klägliche Spaßmacherrolle zum Amusement des lieben Lesers. In dem kritischen Buschwerk und Krüppelholz hausen im Versteck nur noch reißende Werwölfe oder zahme und zwar anonyme Hasen, die in ihrem Urtheil so zahm sind, daß sie sich ungeachtet ihrer Anonymität mit Händen greifen lassen. Der rechte, kritische Jäger und Waldwart aber fehlt, wiefern von Wald noch die Rede sein kann.

Auf diesen öden Gebieten unsers heutigen Zeitschriftthums ist aber auch noch ein anderes Unwesen Sitte geworden, wieder zum Verderben für alle classische und bedeutende Literatur. Man hat ein Mittel erfunden, seine Unselbständigkeit im Urtheil zu verbergen und sich noch sogar den Schein eines schöpferischen Verfahrens zu geben mit der Lügenanmaßung selbstverfaßter Aufsätze. Man bringt nämlich in Wahrheit nichts anderes als eine elende Recension, nicht doch, wieder nur ein läppisches Referat auf den Markt. Aber man versieht das hölzerne Machwerk mit einer pomphaften, bisweilen sogar spannenden Ueberschrift. Es ist ungefähr so, wie wenn im Kriege ein bloßer Train den Feind dadurch vexirt und sich selbst dabei ein martialisches Ansehen gibt, daß er an der Tête seine Offiziere postirt, die Soldaten zu beiden Seiten reiten läßt, um die Proviant- und Munitionswagen zu verdecken. Der dupirte Feind glaubt, es bewege sich dazwischen und dahinter ein Regiment Artillerie, und empfindet Respect. So kann es sich in diesen neuesten Zeitschriften, die sich auf Literatur noch einlassen, wol treffen, daß man die imposante Ueberschrift liest: „Physiologie der Sprache.“ Man sieht näher zu und gewahrt hinter dem hochtrabenden Gerede nur die triviale Recension einer deutschen Grammatik. Oder man erblickt oben die Worte: „Das Pferd und der Mensch“, woraus man sogleich entnimmt, daß heutzutage das Thier dem Menschen vorangeht. Nun will man sich unterrichten. Man ist jedoch nicht wenig enttäuscht, daß das Weitere der trockene Bericht über eine soeben erschienene Reitschule ist. Und zum dritten: „Delicatesse für Feinschmecker.“ Das nenne ich pikant sein. Das Wasser läuft dem Leser im Munde zusammen. Was wird es für superfeine Gerichte hier geben? Es folgt schon wieder einmal eine nichtssagende Recension einer kürzlich ans Licht getretenen Kochkunst; der Leser wie sein Appetit gehen leer aus. Also nichts als Mystification, Marktschreierei, Humbug in oft splendid gedruckter Armseligkeit.

Wie ganz anders sind jetzt Franzosen und Engländer mit Zeitschriften bedacht, die ihr Publikum unterhalten, indem sie es belehren und bilden, und doch, welche derartigen Organe unvergänglichen Werths hat Deutschland früher gehabt bis zu der plötzlich ausgebrochenen Windbeutelei unsers heutigen Materialismus! Man sieht, der Geist ist das, worauf Verlaß ist, nicht die Materie.

Das tüchtige, literarische Deutschland muß, noch dazu bei völlig sicherm Kapital, etwas auszuhalten und Enormes zuzusetzen haben, da es sich bei den Waldbränden, welche die exaltirtesten Fanatiker stiften, bei dem Ueber- und Verschwemmungssystem dem Gedankenwerthe nach bornirter Materialisten immer noch über Feuer, Wasser und Schlamm erhält. Ein wahres Heuschreckenheer elender Schriften und Journale zieht in dichten Wolken über uns herauf, aber auch vortreffliche Bücher erschienen nach wie vor und blitzen als zukunftverheißende Sterne durch das Gezücht und Gewölk. Mit Schrecken aber vernimmt man, daß mit jedem Jahre eins der noch erübrigten, gediegenen Blätter der periodischen Presse aufhört. Und gleichwol haben wir noch einige aufzuweisen, welche das classische Zeitalter würdig fortsetzen mit all den erweiterten Gesichtspunkten, welche das gegenwärtige Stadium, die vorwärts schreitende Bewegung eröffnet hat. Dies geschieht besonders von der leipziger „Illustrirten Zeitung“ wie von einigen literarischen und unterhaltenden sowie den Verlauf der gegenwärtigen Culturgeschichte, mit Einschluß

Digitized by Google

der politischen, zu allseitiger Orientirung bringenden Journalen. Aus den von uns gegebenen Darlegungen wird es jedem aufmerksamen Leser einleuchten, mit wie großen Aufopferungen, mit wie unermüdeter Anstrengung Verleger, Herausgeber und Redacteure gegenüber dem Schwall des Mittelmäßigen und Schlechten solches allein bewerkstelligen können. In ihren Unternehmungen sowie in dem, was gebildete, selbst für Literatur lebhaft interessirte Buchhändler wagen, setzt schon die neue, großartige Association, welche dringend noththut, zur Wirklichkeit an, oder vielmehr sie ist bereits diese Wirklichkeit in der ersten Blüte. Dahin gehören denn auch die mehrfachen Anstalten, welche getroffen werden, unsere classischen Schriftsteller in der Nation zu verbreiten. Es ist höchst rühmenswerth, daß unter andern auch ein so ausgezeichneter und gerechter Literarhistoriker wie Heinrich Kurz sich an die Spitze einer derartigen Thätigkeit stellt, daß andere von gleichem Range und gleicher Bedeutung sich an der Herausgabe deutscher Nationalbibliotheken betheiligen. Dank den beiden Hauptfirmen unsers deutschen Buchhandels, daß sie dem allen hülfreiche Hand bieten, sowie es sehr verdienstlich von einer so betriebsamen Verlagshandlung ist wie die Reimer'sche, daß sie die Werke Jean Paul's neu aufgelegt hat.

Wie ist es nun aber ferner zu halten mit der Association im Interesse der Literatur? Wir müssen erst einige Augenblicke bei dem verweilen, was uns einen Einblick in ihr eigentliches Wesen, in die Aufgabe gewährt, welche sie zu lösen hat. Association ist ein Ehrenname und eine charakteristische Erscheinung vorzugsweise unserer Zeit, wie wir denn in jetzigen Tagen auf allen Gebieten derartige Gesellungen antreffen, die sich aber in einer ganz andern, besonders freiern Weise organisirt haben, als es in den frühern Zeitläufen der Fall war. Auch Gilden, Zünfte, gelehrte Gesellschaften, Dichterschulen, ob sie nun selbst um ihre Mitglieder wußten, sich freiwillig constituirt hatten, oder ob nach gewissen Merkmalen, übereinstimmenden Grundzügen die einzelnen nur willkürlich von andern zusammengebracht waren, sodaß die Bezeichnung Schule zur Gewohnheit wurde, auch sie hatten schon etwas Associatives. Dennoch lagen solche Verbindungen damals noch in der Kindheit. Unsere altangestammten, uneigentlichen Associationen, wie sie sich noch in die Gegenwart müde hereinziehen, vermögen fast nichts mehr auszurichten; sie sind meist altersschwach geworden. Die eigentliche Association erfordert frische, umsichtige, mit der Zeit rüstig mitgegangene, werdelustige Individuen, welche gründliche, vielseitige Bildung und gewandte Praxis in sich vereinigen. Die eigentliche Association ist kein Bündlerwesen, sie erhebt sich hoch über alles, was Clique, Coterie, Partei ist. Sie geht aus keinem Zwange, aus keiner amtlichen Pflicht hervor. Sie übernimmt ihre Verbindlichkeiten und Functionen aus freiem Antriebe. Sie geht auf ihren Gegenstand mit Neigung, mit Liebe zu demselben ein. Dennoch darf die Association, wenn sie gedeihen und vorwärts bringen soll, keineswegs aus bloßen Liebhabern, Dilettanten bestehen. Es dürfen solche, aber mit Vorsicht und strenger Wahl, in ihre Gemeinschaft aufgenommen werden, insofern sie durch Anlagen, Charakter und andere löbliche Eigenschaften sich auszeichnen, nur dürfen sie nicht die Mehrzahl ausmachen. Vor allem aber an der Spitze der Association müssen stets Männer von gewichtiger Bildung, von scharfem Verstande, von Redegabe, womöglich von erfinderischem Geiste sich befinden. Der Dilettantismus ist meist nur im Besitze von Halbbildung, er spielt gern auch selbst da, wo der ganze Ernst erfordert wird. Der Dilettantismus leidet meistens an Oberflächlichkeit, er hat nicht selten den besten Willen, wenn es jedoch an die Ausführung kommt, verpfuscht er das Werk. Dilettanten verzetteln gern ihr Papiergeld, ihr und anderer geistiges Vermögen für Schnurrpfeifereien, sie müssen daher innerhalb jeder associativen Sphäre sorgfältig überwacht und bevormundet werden.

Die eigentliche Association muß dem gesunden Staats- und Gemeindeleben stets willkommen sein. Sie beweist Gesundheit und Leben auch in weiterm Betracht, bis auf den

Digitized by Google

einzelnen Privaten hin, bis in die verborgenste Innerlichkeit und Tiefe einer Nation. Sie ist der von innen her mitarbeitende Organisationsproceß, der dem Oeffentlichen in die Hand arbeitet und es ergänzt. Die wahrhafte Association potenzirt das Individuum durch Individuen zu einer umfassendern Persönlichkeit, was Staat und Gemeinde von außen her durch das Gesetz allein nicht ausreichend vermöchten. Sie kommt der Genugthuung des Gesetzes, mit ihm einverstanden, durch Selbstbestimmung entgegen. Daher ist eine solche Association der Oeffentlichkeit, dem Staate wie der Gemeinde das, was im Kriege dem Militär das Freicorps, die Freiwilligen sind. Das alles wird, wie wir im Folgenden uns davon überzeugen werden, seine volle Anwendung auch auf die Literatur erleiden. Denn der heilsame Einfluß, das Wiederherstellende, Umgestaltende jener Association erstreckt sich so weit, daß durch ihre Thätigkeit sogar ausgebrochene Gefahren beseitigt, um sich fressende Schäden abgethan, gelähmte Glieder wieder brauchbar gemacht, epidemische Krankheiten gehoben, die Abgestorbenheit geistiger Organe neuerweckt und wo alle derartige Hülfe unmöglich ist, das vorhandene Gesunde vor dem Untergange bewahrt, von ihm aus neue, noch nie dagewesene Schöpfungen begonnen werden können. Es verhält sich mit dem Gebaren einer solchen Association etwa so, wie wenn gewiegte, erfahrene, bemittelte Männer als Entrepreneure im Einverständniß mit der Regierung den Bau einer Eisenbahn übernehmen, nur daß die Associationen, mit denen wir es hier und zumal auf dem Felde der Literatur zu thun haben, darin einen mehr idealen Charakter kundgeben, daß von Eigennutz, äußerm Gewinn, von Actien, von Geld als alleinigem Impuls bei ihnen nicht die Rede sein darf.

Die eigentliche Association muß im Princip, in ihrer fest zu begründenden Initiative, in ihren Mitteln, in ihrer Methode, in ihrem Ziel und Ergebniß stets das Wohl der Nation, der Gesellschaft, der Menschheit im Auge haben. Dieses Wohl zu bewerkstelligen, zu beschleunigen in der großartigsten wie solidesten Weise ist die Aufgabe, welche sie zu lösen hat. Die aus dem täglichen Bedarf, aus der Sorge für die Subsistenz, für das äußere Bestehen der Gesellschaft hervorgehenden Associationen werden es nicht vermeiden können, oft einseitig realistisch zu verfahren, nur den Zweck des Nützlichen zu verfolgen, dagegen die Associationen zur Pflege der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur werden vom Ideal nie ungestraft absehen, sie sollen dasselbe annäherungsweise verwirklichen, sie sind daher von vornherein dazu berufen, aus den Ideen ins Reale nicht blos den Uebergang zu machen, sondern der Idee ihrer selbst wegen in der Welt der Erscheinungen Gestalt zu geben. Auf keinem andern Felde bieten sich so reiche und vollkommene Mittel dazu als auf dem der Literatur, denn diese hat es vorzugsweise mit der Sprache zu thun, die für alles ausreichenden Ausdruck hat. Die Association im Interesse der Literatur, wie ihre Mitglieder nach dem Obigen aus Neigung und freiwillig auf ihre Thätigkeit eingehen, haben im eminentesten Sinne des Worts Cultur zu ihrem Augenmerk zu nehmen, um sie nach allen Richtungen hin zu befördern, wie denn literarische Schöpfungen vor allen andern einen sichern Maßstab in die Hand geben, um genau zu bestimmen, welche Höhe ein Volk in der Cultur einnimmt.

Was ist also ins Werk zu richten, um auf dem Wege der Association zunächst unsere deutsche Literatur — denn die Literaturen des Auslandes sind durchaus nicht verschont geblieben von jenen Uebeln, welche wir gerügt haben, im Gegentheil, sie nähren noch manches Gift, welches uns fremd ist — vom Verderben zu retten, den edelsten Theil derselben vor dem Untergang zu bewahren, ihn sogar zu dem herrschenden zu machen?

Zweierlei ist in Ausführung zu bringen. Einmal sind alle die Gesellungen früherer Zeit, deren einst geleistete Dienste wir nicht zu vergessen, sondern in Ehren zu halten haben, soweit es irgend durchgesetzt werden kann, zu restauriren, zu verjüngen, sodann müssen, da jene auch im günstigsten Falle nicht mehr ausreichen würden, ganz neue Asso-

Digitized by Google

ciationen gebildet werden, über welches beides wir im Folgenden wenigstens Andeutungen, Vorschläge zu machen uns erlauben, mit dem Wunsche, daß man sie in weitere Erwägung ziehen, berichtigen, vervollständigen und dasjenige, von dem am wahrscheinlichsten Erfolg zu hoffen ist, sobald wie möglich verwirklichen wolle.

Von vornherein sprechen wir denn unsern aufrichtigen Wunsch aus, daß die alten, noch bestehenden gelehrten Gesellschaften sich naturgemäß ausleben mögen, nur würde es ihr Leben verlängern und dem Allgemeinen zum Besten gereichen, wenn sie sich bemühten, ihre alten Vorurtheile gegen das Neue abzulegen und sorgfältig zu bedenken, daß verhältnißmäßig jede Gegenwart ihr Recht wie auch ihre Vorzüge hat. Wenn es wahr ist, daß man dem Neuen schadet und es entwurzelt, im Falle man das Alte ohne Unterschied aufgibt, so ist es doch ebenso wahr, daß man das Alte untergräbt, es vor der Zeit absterben macht, wenn man das Neue vernachlässigt, seine Blüten nicht pflegt, wodurch dann auch das Unvergängliche, das Classische der Nation entrückt wird. Die entsprechende Anforderung, aber schon weniger rücksichtsvoll, wenn man widerstrebt, müssen wir richten an alle spätern Literaturvereine, literarischen Gesellschaften, Literatenverbindungen, auf daß sie das Ihrige thun, erst eine würdige Ansicht von Literatur zu gewinnen, ihre Sitzungen durch frische Kräfte zu beleben, den Namen Literat wieder zu Ehren zu bringen. Zu Gunsten der zu verjüngenden, umzugestaltenden Association haben wir nochmals in kurzen Betracht zu ziehen: die Literaturgeschichte, die Zeitschriften, die Kritik, die Buchhandlungen, Leihbibliotheken und was sich noch sonst daran knüpfen dürfte, um dann zum Schluß diejenigen Associationen aufzuführen, welche wir als Neuschöpfungen ansprechen.

Der Literarhistoriker, welcher einer Nation wie die deutsche genügen soll, übernimmt eine der schwierigsten Arbeiten, die es geben kann, im Falle er eine vollständige Nationalliteratur beabsichtigt. Fast hat er noch Schwereres zu leisten als der Historiker, denn er ist Historiker selbst und hat auch die Hauptwerke des Geschichtschreibers im engern Sinne zu beachten, mit dem Einflusse, den sie auf Zeit wie auf Literatur geübt haben. Bekanntlich ist von Arthur Schopenhauer der Geschichte der Rang der Wissenschaft abgesprochen worden. Wie viel Falsches von dem frankfurter Philosophen auch sonst behauptet worden ist, in jenem Punkte hat er recht, wenn es sich um eine Geschichte handelt, welche ein Historiker ohne philosophische Bildung zur Darstellung bringt. Erst die Philosophie sichert jeder Doctrin den Charakter der Wissenschaft. Gilt das von der Geschichte, so gilt es ebenso wol von der Literaturgeschichte. Wahrhafte Historiker und Literaturhistoriker dürfen daher nie ohne philosophischen Geist sein, wenn er auch nur zwischen den Zeilen webt, sonst bewegen sie sich ohne den leitenden Faden der Vernunft in lauter Zufälligkeiten. Freilich haben beide sich zu hüten vor jeder Schablone eines Systems. Dadurch wird z. B. die viel Gutes enthaltende Geschichte der deutschen Literatur von Rinne bisweilen ungenießbar, weil der Mann ohne Stelzen des Systems fast nirgends fortkommt. Die Literaturgeschichte als Wissenschaft ist unmöglich ohne Philosophie der Geschichte. Viel gelesen haben bringt auch beim Literaturhistoriker stets nur ein Chaos, aber keine Welt hervor. Nun gibt es aber auch eine Kunst der Geschichtschreibung. Dasselbe ist wieder auch von der Literatur zu sagen. Daher muß der wahrhafte Historiker auf diesem Gebiet auch durch Aesthetik tief gebildet sein, um sie noch dazu in der Form schöner Popularität in Anwendung zu bringen. Erst wenn dies alles sich beisammenfindet, wozu allerdings noch Leser kommen müssen, die es zu schätzen verstehen, erst dann erleben wir das Seltene, daß Literarhistoriker und Publikum selbst bereits eine Association bilden, um das Echte vom Unechten mit sicherm Geschmack zu unterscheiden, um auch in unserer Zeit eine Phalanx zu sein, die die edle Literatur zum Siege bringt, die gemeine zurückschlägt.

Digitized by Google

Was nun die literarischen Zeitschriften und die Kritik betrifft, so ist gewiß, daß beide, wenn sie nur einigermaßen der Idee entsprechen, eine segensreiche Wirkung ausüben. Beide stehen in der Mitte zwischen dem einsamen Studium und der Conversation, zwischen der Lektüre eines Buches und der geselligen Unterhaltung; beide sollen das Publikum mit der Tages- und Bücherwelt populär vermitteln, den Kennerblick schärfen, den Geschmack läutern und bilden. Besonders eine Zeitschrift, die den richtigen Ton trifft, hat, auch in ihrem nichtkritischen Inhalt, immer eine gesellige Seite, und führt recht eigentlich in die Gegenwart ein. Aber auch die Kritik rechter Art hat alles schwerfällig Doctrinäre zu vermeiden, sie hat lebendige Charakteristik, bestimmtes Urtheil mit mäßigem Referat zu verbinden, vor allem das Gute an einer Schrift hervorzuheben, das Schlechte ohne Schadenfreude zu rügen, in jeder Hinsicht gerecht zu sein. Daß das Ansehen der Kritik in der periodischen Presse fast auf Null gesunken ist, daß sehr viele, oft höchst bedeutende Schriftsteller die Beurtheilungen ihrer eigenen Werke, sogar wenn jene beifällig sind, gar nicht lesen, daß der größte Theil der Leser weder günstige noch ungünstige Recensionen eines Blickes mehr würdigt, ist dadurch veranlaßt worden, daß deren Verfasser meist mit Phrasen ihre Zweifelderwirthschaft von Lobhudelei und Herunterreißerei betrieben. Der Redacteur einer Zeitschrift, wie wir sie im Interesse der Association fordern, muß klar sich dessen bewußt sein, was der Hauptzweck seines Unternehmens ist, er hat mit dem ganzen Aplomb seiner Persönlichkeit, seines Charakters dafür einzustehen, dabei aber auch in seinen Mitarbeitern die volle Freiheit der Ueberzeugung, des Gedankens und des Ausdrucks zu respectiren, und die Eigenthümlichkeit des einzelnen gewähren zu lassen, ohne daß der einheitliche Geist seines Journals darunter leidet. Dies ist die Kunst der Redaction zu Gunsten der literarischen Association. Eine Zeitschrift in wahrhaft größerm Stil muß so angelegt sein, daß sie der Menge nicht zu Munde spricht, sondern sie zu sich heranhebt und damit dem edeln Publikum genügt. Dann erst werden Herausgeber und Mitarbeiter schon unter sich eine gedeihliche Association constituiren, wozu freilich noch das wesentlich gehört, daß beide sittliche Motive haben, aus uneigennütziger, freier Liebe zur Literatur wirken, wie wir ja die Association *als eine* freiwillige Gesellung gefaßt haben, welche dazu berufen ist, die edlere literarische Bewegung unter ihre Aegide zu nehmen. Auch in dieser Beziehung sind von höchster Wichtigkeit: das Eigenthumsrecht der Verleger sowie der Schriftsteller und der richtige Gesichtspunkt für Kritik. Wir halten dafür, daß das literarische Eigenthumsrecht noch lange nicht genugsam bestimmt ist. Wir dürfen hier den Gegenstand nur streifen. Wenn ein Manuscript vom Verleger angekauft, vom Redacteur angenommen worden ist, so hören gewisse Rechte des Verfassers an dasselbe keineswegs auf. Es handelt sich ja um keine bloße Waare, es handelt sich um ein Product der Intelligenz. Hier ist das Recht des Autors ein unendliches, wenn auch bedingtes. Das erstreckt sich sogar bis auf das kleinste Moment. Niemand hat die Befugniß, in einem Manuscript etwas wegzulassen, oder gar zu ändern, oder vollends hinzuzusetzen, ohne des Verfassers Einwilligung. Schon weil es ein Eingriff in das Eigenthum wäre, dann aber auch, weil die größten Uebelstände daraus hervorgehen können bis auf entgegengesetzte Ansichten. Wie mancher Schnitt in den Organismus einer Handschrift, aus dem kümmerlichen Grunde, eine Druckspalte zu sparen, hat schon edle Theile zerstört, große Wahrheiten, seltene Schönheiten getilgt. Und ferner ist die Kritik gar nicht ausführbar, wenn der Verfasser nicht schon von vornherein Gewißheit hat über die Heilighaltung seines Eigenthums. Oder was bürgt ihm sonst dafür, daß eine ungünstige Kritik, die er einsendet, vom Herausgeber nicht dermaßen abgemildert wird, daß an die Stelle des Schlecht oft sogar Gut zum Vorschein kommt, blos damit man es mit dem Verleger des Buches nicht verderbe? Merkwürdig bleibt es, daß, während in unsern Tagen Kritik so gering angeschlagen wird,

Digitized by Google

während die meisten in weiten Kreisen sich ein Urtheil zutrauen, doch nicht oft jemand gefunden wird, der Kennerblick besitzt, selbständiges Urtheil, wenn auch nur Privaturtheil hat. Wie wird es nun gar im Oeffentlichen aussehen? Ein großer Kritiker wird selten geboren. Seine Umlaufszeit, wir meinen, bis er wiedererscheint, ist fast von noch längerer Dauer als die des Genies. Das Genie ist oft nicht blos viel bedeutender auch in der Kritik als das Talent, sondern auch in ihr ausgezeichnet. Man denke an Goethe's Beurtheilung der Gedichte von H. Voß, an Schiller's der Poesien Bürger's, an Jean Paul's Kritiken der Gedichte Hebel's und der Briefe der L'Espinasse. Das Talent hat oft zu vorgefaßte Meinungen, ist in sich selbst zu befangen, von sich eingenommen, als daß es stets vortreffliche Kritiken geben könnte. Noch ist hier zu bemerken, daß eine classische Kritik immer auch ein schöpferisches Element enthält, da ihr Ideen zu Grunde liegen. In der Association, welche Herausgeber von Zeitschriften mit ihren producirenden und kritisirenden Mitarbeitern, wenn sie alle wahrhaft Literaturfreunde sind, ausmachen, kündigt sich bereits die Association und Solidarität der Zukunft an, da sie das Eigenthumsrecht zu schützen, gehaltvolle Arbeiten zu liefern, tüchtige Kritiken zu verbreiten haben.

Ist es von höchster Wichtigkeit, daß Redacteure wie Mitarbeiter an einer Zeitschrift im Besitze vielseitiger Bildung sind, so gilt dasselbe natürlich auch von Buchhändlern, besonders wenn sie zugleich Verlag unternehmen, wie von Leihbibliothekaren. Es ist mit einer großen Misere verbunden, daß heute noch so häufig einem Verleger ein vielleicht sehr unreifer Literat assistirt, von dessen flüchtigem Gutachten es abhängt, ob ein Manuscript durchkommt oder abgelehnt wird. Ein solid gebildeter Verleger, der selbst prüft, wird schon gründlicher lesen, sich genauer vorsehen, daß er nichts Bedeutendes aus der Hand gibt. Wir besitzen in Deutschland bereits vortreffliche Anstalten zur Ausbildung angehender Buchhändler; sie müssen aber vervielfältigt werden, und in ihren Leistungen um den höchsten Preis sich bemühen, denn es handelt sich um den Ruf Deutschlands. Je mehr der Buchhändler und Verleger selbst Liebe zur Literatur, Kenntniß derselben hegt, und also bereits lebendiges Glied in der literarischen Association ist, desto eifriger wird er auch über seinen eigenen Ruf wachen und nie auf den Verlag von Werken eingehen, die zweideutig, erbärmlich oder gar unsittlich sind. Das alles ist mit Leichtigkeit auf den Leihbibliothekar anzuwenden. Unsere Leihbibliotheken bedürfen, wie sie jetzt sind, einer vielfachen Umgestaltung. Der Vorsteher eines solchen Instituts, welches nichts Geringeres als Nahrung und Erquickung für die Seele verabfolgen läßt, sollte von Rechts wegen eine so umfassende Kenntniß der Literaturen besitzen, daß er den unkundigen, aber um Geistiges beflissenen Leser unter seine Obhut zu nehmen vermag, dessen Bildung fortführt, und zwar gewissenhaft betreibt, wenigstens auf dem Wege des Rathes und wiederholter Winke. Ein solcher Bibliothekar wird sich nie durch den Katalog oder die Zusendungen, die Mode, die Reclame bestimmen lassen. Solange wir noch nicht so hoch in unserer Gesammtcultur stehen, ist der Einfluß der Leihbibliotheken gewiß mindestens problematisch, sowol unmittelbar auf jeden einzelnen Leser als auch mittelbar auf die ganze Literatur. Schließt man aus dem verdorbenen Geschmack der Lesermassen und Massenleser, so wird, im Fall keine Aenderung eintritt, auch hier die edlere Literatur zu Grunde gerichtet, die gemeine zum Flor und in rapiden Umlauf gebracht. Auch insofern gehören jene Institute der Buchhandlungen und Leihbibliotheken einer literarischen Association an, wenn auch mehr im uneigentlichen Sinne, als sie von größern Städten aus Commanditen in kleinern Orten der Provinz unterhalten.

Wir haben zunächst mit Bezug auf die beiden Hauptmomente unsers Themas den Schriftstellerstand in einigen Betracht zu ziehen. Es ist noch nicht lange her, daß man es wagt, von einem Stande der Schriftsteller zu sprechen. Und dennoch, wer will es

Digitized by Google

leugnen, daß es einen Beruf auch zum Autor gibt? Auch der Beamte kann Schriftsteller sein, und zwar ein sehr schätzenswerther. Gleichwol soll nicht weniger der Angestellte sein Amt aus Berufsgefühl gewählt haben. Einem doppelten Berufe zu genügen, ist nur sehr wenigen beschieden und behält immer etwas Mißliches. Wir glauben, daß es höhern Orts auf ganz richtiger Beobachtung beruht, auf ungünstigen Erfahrungen, die man gemacht hat, wenn man es im allgemeinen nicht gern sieht, daß Beamte zugleich auf dem Gebiete der Literatur arbeiten. Der Culturstaat wird aber das, was eben Beruf ist, sehr zu schätzen wissen. Daß Autoren daher einen besondern Stand ausmachen, wird durchaus in ihrem Interesse liegen. Vielleicht sind es im Durchschnitte nur Docenten an der Universität, in denen sich Beamter und Autor ohne Störung vereinigen lassen. Dem, was sich bewährt, was durch den wahrhaften Fortschritt herbeigeführt wird, muß zuletzt selbst das hartnäckigste Vorurtheil weichen. So hat sich denn unser heutiges Publikum bereits daran gewöhnt, von einem Schriftstellerstande zu hören, ja die wackersten, humansten sind schon so weit, ihn zu acceptiren. Dessenungeachtet ist der Schriftsteller in Deutschland, wo man oft schwerfällig Vorurtheile ablegt, zur Zeit noch bedenklich genug gestellt. Er steht wirklich nicht selten auf einem verlorenen Posten. Das Genie wird nie fragen, ob es kommen darf, auch das Talent nicht. Beider Erscheinen ist den Zeitgenossen aber meist sehr unbequem. Indessen Genie und Talent kommen dennoch. Freilich, welcher Unterschied in ihrem Schicksal! Das Genie bricht sich immer Bahn, es leidet, es darbt — man denke nur an Kepler — doch es setzt seine Mission durch. Die Rede von verdorbenen Genies ist eine Erfindung des Philisters. Das Talent dagegen verkümmert nur zu häufig, es wird unterdrückt oder doch geknickt und endet nicht selten mit Verzweiflung. Wenn irgendwo die Association noththut, so ist es hier. Der Schriftsteller aus Beruf, ob Genie, ob Talent, übernimmt die erhabene, doch unter Umständen verhängnißvolle Aufgabe, Ideen, Gedanken ihrer selbst wegen zu vertreten, zu verbreiten. Die, denen das unter einer günstigen Constellation gelingt, denen man noch Blumen auf den Weg streut, Lieblinge des Publikums, die auch anderweitig vollauf bedacht sind, um sich eine Existenz mit allen Comforts zu gründen, können wenigstens hier nicht in Erwägung gezogen werden, obschon wir uns freuen, daß ihnen ihr heiliges Recht zutheil geworden ist, wohl aber die, deren Märtyrerthum groß ist, die mit blutigen Fersen über Dornen, über Schnee und Eis hinweg müssen, um womöglich auch die höchste Firne zu erklimmen, die, welchen die Sorge des Horaz ihre Kralle in den Nacken schlägt, während sie Lieder singen, die, welche unter zehrender Noth nach dem Golde des Gedankens graben, die Gesellschaft unendlich bereichern. Ob wol Prometheus, als der Adler ihm an der Leber fraß, Menschen hätte bilden können? Der Geist unter den Modernen vermag es, er muß es. Man erlabt sich an den Gestalten, die er schuf. Man ahnt nicht, unter welchem Elende er sie ins Leben rief. Hier hat die Association ihre dringendste Thätigkeit zu entwickeln, hier stößt sie auf die entschiedensten Sympathien, denn wer wirkte mehr aus freier und freiwilliger Liebe zur Literatur als der Schriftsteller aus Beruf? Auch hat die Gegenwart bereits thätig, großartig eingegriffen, um dem Autor die unglaublichen Entsagungen, denen er sich verzichtend unterzog, die Opfer, welche er der Literatur brachte, zu vergüten. Eine der herrlichsten Schöpfungen im Interesse der Literatur, eine der edelsten, wohlthätigsten Associationen der Gegenwart ist die Deutsche Schillerstiftung. Einem der eminentesten Genien aller Jahrhunderte verdanken wir, daß sie ins Leben trat, einem Genie, welches auch durch die herbsten Leiden der Erde hindurch mußte, um das Reich der Ideale zu erobern und sie den Menschen vom Himmel auf die Erde zu bringen. Wie das gewirkt hat, wie das den Schriftstellerstand zu Ehren gebracht, wir sehen es schon jetzt, und die heilsamen, umgestaltenden Folgen für die Zukunft sind gar nicht zu berechnen. So ist denn auch in vollsten Ehren der deutschen

Digitized by Google

Tiedgestiftung zu gedenken. Bekanntlich hat der Sänger der „Urania" die testamentliche Anordnung getroffen, daß Verfasser poetischer Leistungen, denen die gediegene Kritik den höchsten Preis zuerkannte, eine Ehrengabe erhalten sollen. Durch diese Willensbestimmung hat jener Dichter, der längst von uns geschieden ist, ausgedrückt, daß das Band der literarischen Association auch aus dem Jenseits ins Diesseits reicht, und wir haben solcher Kundgebung den wärmsten Dank zu zollen.

Auch anderweitig haben die associativen Bestrebungen zum Emporkommen der edlern Literatur und ihrer Arbeiter erfreulichen Fortgang gehabt, wenn auch mit Unterbrechungen, wenn auch nicht mit der zahlreichen Theilnahme, zumal was das persönliche Erscheinen betrifft, welche man von den deutschen Autoren hätte erwarten sollen. Es gibt bereits einen Verein deutscher Schriftsteller, der seit etwa zwei Jahren besteht und auch in diesem Jahre in Leipzig eine Sitzung gehabt hat. Den Männern, welche es durchgesetzt haben, daß wir so weit gediehen sind, ist das größte Verdienst zuzuerkennen. Es steht zu erwarten, daß derartige Schriftstellerversammlungen jetzt regelmäßig stattfinden werden. Die Gegenstände, die in solchen Sitzungen zu besprechen, die Fragen, welche zu beantworten wären, sind unübersehlich.

Wir haben hier noch eines großartigen Zusammenwirkens der Deutschen mit Deutschen zu gedenken, welches sich wie von selbst machte, indem es aus dem edelsten, gemeinsamen Grundgefühl und Gemüth der deutschen Nation entsprang, obwol es durch traurige Kunde veranlaßt wurde, dennoch bei jedem einzelnen aus freiem Entschluß hervorging, und so wieder ganz mit dem Wesen der echten Association und deren Freiwilligkeit correspondirte. Wir meinen die Hülfe, welche man leistete, die ansehnlichen Mittel, die man in kurzer Zeit zusammenbrachte, wo es galt, einem bedrängten Autor seine Subsistenz zu sichern, oder bei dessen Tode seiner Familie sich anzunehmen.

Unter so günstigen Auspicien für das weitere Aufblühen und die reifsten Früchte der heutigen Association haben die deutschen Schriftsteller, wenn die Gefahren gehoben werden sollen, welche unserer classischen Literatur mehr als je drohen, vor allem nach Eintracht zu streben. Sie haben einen Ehrengeist aus ihrer Mitte heraufzubeschwören, der in jeden einzelnen einkehre und dem Ganzen sich gegenwärtig erhalte. Sie haben in ihren Arbeiten für die Oeffentlichkeit, von der ausgeführtesten Schöpfung bis zu den kleinern Beiträgen für die bessern Zeitschriften, die Pflege des Gedankens mit der Sorgfalt für den Stil zu verbinden. Sie haben daran zu arbeiten, daß die fade Lesermenge immer mehr schwinde, dann werden die faden Bücher ebenfalls sich verringern, wenn sie auch nicht einmal einen Abzugskanal mehr besitzen, wo sie noch Miasma genug verbreiten könnten. Wie der Culturstaat unabläßig darauf hinwirken muß, daß der Pöbel auch auf seinem Gebiete aufhöre, so hat der Literaturstaat, noch umfassender die Weltliteratur, welche Goethe richtig voraussah, jetzt desgleichen auf die Verringerung und allmähliche Ausrottung der Leserhefe, freilich auch der Hefe der Scribenten, sein Augenmerk zu richten. In der Idee, welche der Gelehrtenrepublik Klopstock's zu Grunde lag, wenn die Construction einer derartigen Gemeinschaft auch noch mehrfach mit Irrthümern verbunden war, hat sicher schon der Keim zu einer Culturwelt ohne Pöbel gelegen. Man muß sich auch in der Literatur nur vor allem vor einem öden Nivellement in Acht nehmen. Der Genius, das Talent müssen von allen edeln Schriftstellern neid- und parteilos gefeiert und anerkannt werden.

Höchst erfolgreich für die literarische Association der Zukunft wäre es, wenn bei dem jetzt so vielfachen Aufhören aller gehaltvollen Zeitschriften, um die wenigen vortrefflichen noch zu retten und weiteres Terrain zu gewinnen, eine große Centralrevue für Deutschland unter geschickter Leitung sich bildete, oder eins der guten Journale sich in eine solche verwandelte. Sie müßte mit allen andern hervorragenden literarischen Erscheinun-

Digitized by Google

gen innerhalb der periodischen Presse in einem lebendigen Verkehr, in einem organischen Verhältniß stehen, und mit ihnen ebenfalls bereits jetzt eine Association in unserm Sinne constituiren. Sie hätte eigentliche Productionen, aber auch Kritiken zu bringen. Je eigenthümlichere Arbeiten, desto willkommener, denn nichts ist ein stärkeres Ferment, nichts bewahrt so vor dem Abwelken der Literatur, als wahrhafte Originalität, während das heutige Denken, Dichten und Schreiben nach der Mode die galopirende Schwindsucht untergeordneter Naturen herbeiführt, zuletzt selbst das Talent tödtet, und eine Nation langsam, aber sicher, unfrei, engherzig, scheu im Unternehmen und jedenfalls bar aller Intelligenz macht. Eine solche Centralrevue hätte in weiterer Ausführung dafür zu sorgen, daß kein bedeutendes Buch unbeurtheilt bliebe, während heute nicht selten Raum und Zufall darüber entscheiden.

Die drei Neuschöpfungen der Association, welche wir in Vorschlag bringen, und zu welchen man sich — selbstsüchtige, schläfrige oder gar gemeine Naturen mögen es belächeln oder nicht — früher oder später dennoch wird entschließen müssen, sind, um mit dem Unscheinbaren anzufangen und mit dem Umfassendsten zu enden, folgende: 1) die Association literarischer Correspondenzen; 2) die Association der Bücherverbreitung; 3) die Association der internationalen Literaturen.

Der Briefaustausch, der Wechsel ideell wie sachlich bedeutender, reich ausgestatteter Briefe ist von unendlich bildendem Einfluß auf den Fortschritt der Literatur. Er ist eine ganz besondere, zunächst nur geschriebene, aber um so intensiver, nachhaltiger wirkende Literatur, die vielleicht später auch durch die Presse in die Oeffentlichkeit übergeht. Keine Nation ist bekanntlich so reich an den mannichfaltigsten wie köstlichen Briefsammlungen wie die deutsche. Diese Briefe waren früher unsere Memoiren, welche aber die der Franzosen an Ideengehalt übertrafen. Im Memoire haben wir sie jetzt freilich auch eingeholt, wenn nicht überflügelt. Es ist gar nicht zu berechnen, was die Briefe deutscher Gelehrten, Dichter und Denker, von Lessing ab bis auf die dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, Heilsames und Anregendes bewirkt haben. Obenan stehen Goethe und Schiller. Der moderne Mensch hat sich darin mehrfach geändert. Er ist zu schnellebig, um beim Briefschreiben zu verweilen. Es ist das im ganzen ein Zeichen, welches viele traurige Erscheinungen der Gegenwart, wie wir sie früher in Erwägung gebracht haben, vollständig erklärt. Dennoch ist nicht daran zu zweifeln, daß auch jetzt noch unter den Deutschen die wichtigsten Briefe geschrieben werden, welche im stillen günstige Veränderungen in der Literatur vorbereiten. Auf diesem Wege, und zunächst nur auf diesem, läßt sich viel besprechen, anbahnen, ins Werk richten. Es ist daher im höchsten Grade wünschenswerth, daß die bessern Schriftsteller untereinander, aber auch in Verbindung mit den gebildetsten Verlagsbuchhändlern, Herausgebern von Zeitschriften, Literaturfreunden, zu einem lebhaften Briefaustausch, nicht blos geschäftlicher Art, sondern ideellen Gehalts, sich verbinden, um zu gegenseitiger Kenntniß und Förderung zu gelangen, neue Unternehmungen anzuregen, zu begründen, Vortreffliches in Umtrieb zu bringen. Eine solche literarische Association der Correspondenzen würde Außerordentliches beitragen, Süd und Nord zu einigen, alle Gegenden des deutschen Vaterlandes an der großen Aufgabe deutscher Cultur und an der Lösung derselben theilnehmen zu lassen.

Dieser Thätigkeit schließt sich an und eröffnet ihr das weitere Feld unmittelbaren Wirkens die Association der Bücherverbreitung. Was dafür bisjetzt geschah in Bezug auf den Umfang der ganzen deutschen Literatur, reicht nicht aus und ist auch bisweilen nicht der Rede werth. Es kann Genügendes nur von einer Association in großem Stil bewerkstelligt werden. Die Buchhändler und Antiquare haben das Ihrige gethan. Die Verbreitung neuer und alter Bücher, soweit sie durch Anzeigen, Kataloge, Versendung

Digitized by Google

ganzer Ballen, durch Colporteure in Betreff einzelner Schriften, ausgeführt werden kann, hat einen hohen Grad der Sicherheit und Schnelligkeit erlangt, bleibt aber noch sehr unvollkommen. Die Kaufleute haben ihre Weinreisenden. Auch der Buchhändler läßt wol auf gewisse Unternehmungen zum Behufe von Unterschriften reisen. Wie kann aber ein Commis-voyageur das alles bestreiten, für die Echtheit, Vortrefflichkeit des Weines unter allen Umständen bürgen? Nun vollends, wo es sich um den edelsten Wein des Geistes handelt? Hier müssen Verleger, Schriftsteller, Literaturfreunde sich integriren. Es müssen sich unter dem persönlichen Vorsitz unserer ersten Buchhändlerfirmen in Norddeutschland und Süddeutschland und anderer bewährter Literaturkenner, namentlich auch humaner, geachteter, ausgezeichneter Schriftsteller und Kritiker, zwei Haupt- und Stammassociationen bilden, die wieder in ganz Deutschland ihre Zweigvereine haben, welche darüber in regelmäßigen Zusammenkünften berathen, nach welchem Plane, durch welche Mittel, auf welchen Wegen Bücher, zunächst in Deutschland, später mit besonderer Aufmerksamkeit auch in Amerika verbreitet werden sollen, und welche Bücher aus der jetzigen und frühern deutschen Literatur dazu die ersten Ansprüche haben. Natürlich ist auch dafür Sorge zu tragen, wie stets ausreichende Fonds herbeigeschafft werden können. Hier ist an das ganze gebildete Deutschland zu appelliren, wenn auch zu fürchten steht, daß, wo es sich um den Geldpunkt handelt, viele für unsern Gegenstand erst erzogen werden müssen. Auch diese Association der Bücherverbreitung hat eine Zeitschrift zu gründen, welche der der Centralrevue mehr praktisch zu Hülfe kommt, außerdem es übernimmt, bedeutende Bücher früherer Zeit, die von der Kritik übersehen worden sind, nachträglich, aber mit so größerer Gründlichkeit zu beurtheilen. Vervollständigte Bücherkenntniß ist mit der Bücherverbreitung von obigen Gesellschaften zu verbinden. Naturforscher, Astronomen sind hier als Muster zu empfehlen. Ihnen entgeht nicht leicht etwas. Was in, auf, über der Erde vorkommt, es ist alles von ihnen bereits gebucht, classificirt, durch sorgfältige Beobachtung zur Kenntniß gebracht, vom kleinsten Steine und Moose bis zu jedem Kometen, bis zu dem entferntesten Nebelfleck am Firmament. Auf dem Boden und am Himmel der Literatur sind diese Observationen noch sehr zurück. Nicht blos eine ganze Reihe vortrefflicher Bücher ließe sich namhaft machen, von denen so viele Gebildete keine Ahnung haben, auch von vielem, was in den gepriesensten oder auch sehr vernachlässigten Büchern steht, und vom reichsten Ertrage für unsere Zeit wäre, wissen oft die meisten gar nichts. Endlich noch zum Aufruf für eine, sobald wie möglich zu verwirklichende Association der Bücherverbreitung erinnern wir unsere Leser daran, was schon seit geraumer Zeit die Bibelgesellschaften in Deutschland und England durch Vereinwirken, mit dem größten Erfolge zur Verbreitung beider Testamente erreicht haben. Ueber die ganze Erde haben sie ihre Mission siegreich fortgeführt.

So besteigen jetzt auch wir den Gipfel aller literarischen Associationen, zunächst in der Idee, der aber die Ausgestaltung bald folgen wird, folgen muß, von welchem aus wir den ganzen bisherigen Weg, den wir zurückgelegt haben, überschauen. Dieser Weg, dieser Geistesproceß ist in der Wirklichkeit der Geschichte durch manche Stockung, durch manche rückgängige Bewegung unterbrochen worden, dem Ziele aber, zu dem er hinführt, hat sich die deutsche Nation, wenn auch auf Umwegen, immer mehr genähert. Die Theilung der Arbeit ist auch für die Menschheit nothwendig. Die Arbeiten müssen sich aber untereinander ausgleichen, und sie gleichen sich in der Gegenwart bereits aus. Die Bewegung auf die Cultur hin, und nicht auf die Eroberung von Ländern, hat sich jetzt auch anderer Nationen bemächtigt. Freilich, selbst die Menschheit huldigt bisweilen großen Irrthümern, die dann ihre Zeit ausdauern und wie eine zur Mode gewordene Manie die Länder durchlaufen, aber die Vernunft siegt wieder, und siegt auf die Länge stets, und die Menschheit bewegt sich vorwärts und läßt sich im wesentlichen nie aufhalten.

Digitized by Google

Man denke hier nicht blos an den inhaltreichen Aufsatz Lessing's: „Die Erziehung des Menschengeschlechts", man vertiefe sich auch in die herrliche Anschauung Jean Paul's im ersten Theile des „Hesperus": „Ueber die Wüste und das gelobte Lande des Menschengeschlechts."

Jener Gipfel aller literarischen Associationen, auf welchem wir uns nunmehr befinden, ist die Association der internationalen Literaturen. Wie sehr die Zeiten sich zum Vortheile, bis zum Nichtwiedererkennen geändert haben, beweist das heutige Verhältniß derjenigen Nationen zueinander, welche sich in der Literatur auszeichnen, beweist die Kenntniß und das Verständniß, welche sie von ihren literarischen Producten bereits besitzen, sowie das Urtheil über dieselben, wenn auch noch lange nicht über alle. Sogar in Frankreich ist es anders und besser geworden, wenn man etwa an Frau von Staël zurückdenkt, und wie dagegen die heutigen Franzosen sogar die Tiefe unserer Philosophie zu würdigen und sich zu assimiliren wissen. In England, in Amerika ist es nun vollends bis zum Unglaublichen fortgeschritten, wie Carlyle, Bulwer, Lewes, wie Emerson, Parker, Longfellow, die ganze Schule der Unitarier dafür sprechen. Wir Deutsche haben unser Verständniß bis zur Meisterschaft der Uebersetzung und Auslegung ein für allemal an Shakspeare dargelegt, aber auch keine andere Blüte, keine Frucht des Occidents wie Orients darüber vernachlässigt. Die Association der internationalen Literaturen wird in der gegenseitigen Kenntniß und Schätzung immer größere Dimensionen zurücklegen, in den Correspondenzen, zwischen den Associirten, in der Bücherverbreitung durch Buchhändler, Schriftsteller, Literaturfreunde, sodaß sich die beiden frühern Associationen in dieser letzten und höchsten vervollkommnet wiederfinden, und sie selbst, in Verbindung mit allen civilisirten Völkern, die Weltliteratur verwirklicht. Bereits hat die Bücherverbreitung noch eine andere neue Weise gefunden, indem die Schriftsteller, die Dichter, selbst ihre Schöpfungen verbreiten durch Reisen, durch persönliches Erscheinen, indem sie in Heimat und Fremde ihre Werke unmittelbar vortragen, wie Dickens (Boz) in England, jetzt auch in der andern Hemisphäre. Die Association für internationale Literatur wird darauf bedacht sein, solche Reisen intelligenter Männer und Frauen zu begünstigen, indem sie den Unternehmern schon im voraus günstige Stätten der Aufnahme bereitet. Das, was wir früher den heutigen literarischen Associationen als eine ihrer Hauptaufgaben zuwiesen, in Deutschland die bessere Literatur wieder in den Vordergrund zu bringen, die mittelmäßige oder gar elende zu verdrängen, hat die internationale Gesellung auch bei andern Völkern zu leisten, damit auch bei ihnen das Classische unangetastet bleibe, sich durch neue Werke vermehre und auch das Publikum demgemäß fortbilde. Dann erst wird es sich im höchsten Sinne des Wortes lohnen, dann erst wird es ausführbar sein, daß wir eine Geschichte aller Literaturen erhalten, die alle Nationen in einem literarischen Pantheon versammelt. Bis dahin aber wird die Association im literarischen Interesse aller civilisirten Völker noch viel zu thun, noch manche Gefahr mit eigener Gefahr zu beseitigen haben. Sie gehe rüstig an die Arbeit und fürchte nichts! Sie gleiche einer großartig eingerichteten Feuerwehr, die kaum das telegraphische Signal vernommen hat, als sie auch schon an Ort und Stelle ist. Unsere Association hat allerdings die entgegengesetzte Thätigkeit hier, da, dort zu vollziehen. Sie soll und wird das Feuer des Geistes unter allen Nationen entzünden, eine Verbreitung von Licht und Wärme, die doch eigentlich mit allen Büchern und mit der ganzen Cultur gemeint ist.

Digitized by Google

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage.

Erster Artikel.

Die Nahrungsfrage ist eine brennende Frage der Zeit; sie ist gleichwichtig für alle Länder und Staaten, besonders aber für das dichtbevölkerte Europa. Durch die bestehende Theuerung ist sie über die Kreise der grünen Tische und der Katheder hinaus den großen Massen nahe getreten. An sie knüpft sich andauernd ein lebhaftes Interesse, denn das Fallen und Steigen der Nahrungspreise ist für Millionen das Barometer von Freude und Leid.

Der Grund und Boden ist die erste und bleibt immerdar die hauptsächlichste Nahrungsquelle des menschlichen Geschlechts. Auf der mitterlich nährenden Erde wachsen und leben die Staatsgesellschaften. Deshalb ist alles für sie so wichtig, und in vieler Beziehung so einflußreich, was sich auf den gedeihlichen Fortgang der Landwirthschaft, auf ihre Entwickelung und ihre Bedürfnisse bezieht.

Schon seit einigen Jahren hat die Geschichte der Noth und des Hungers ein neues Blatt beschrieben; der Inhalt dieses Blattes fesselt allenthalben die Aufmerksamkeit in hohem Maße; die Ernten waren im allgemeinen nicht eigentlich schlecht, die Theuerung aber groß. Wir hatten keine Fehlernte, kein eigentliches Mangeljahr wie 1698, 1770 und 1817; die gegenwärtige Theuerung stellt sich nicht als eine solche dar, wie sie im Laufe der Zeiten durch außerordentliche Naturereignisse oder staatliche Erschütterungen vorgekommen sind. Die Thatsache der Theuerung selbst aber steht durch hohe Preise fest, sie ist nicht local und zeitlich beschränkt, sie ist andauernd und weitverbreitet, erstreckt sich über den größten Theil der europäischen Staaten, sie berührt alle Schichten der Bevölkerung und der Geschäftswelt und lastet mit großem Druck auf den unbemittelten und ärmern Klassen.

Die gegenwärtige Theuerung verdient die Aufmerksamkeit eines jeden, denn jeder leidet, mit wenig Ausnahmen, direct oder indirect unter den Uebeln, welche sie im Gefolge hat. Eine Abhülfe derselben müßte sowol für den praktischen Staatsmann, der am Ruder steht, wie für den Nationalökonomen hinter dem Schreibtische und auf dem Katheder, sowol für den denkenden, um das Wohl des Vaterlandes besorgten Bürger und Menschenfreund, als für den selbstsüchtigsten Egoisten von Wichtigkeit sein; ganz besonders aber ist es die Pflicht der Presse, hier zu wirken oder doch anzuregen, wenigstens einen allgemeinen öffentlichen Austausch der verschiedenen Meinungen und Ansichten hervorzurufen, die vielen in Bezug auf diese Verhältnisse noch herrschenden Vorurtheile zu zerstören und eine richtige Erkenntniß des Uebels, seines Umfangs und seiner Ursachen wie der dringend nothwendigen Vorkehrungen gegen diesen innern Feind zu verbreiten.

Zu allen Zeiten gab es Hungerjahre, sie waren jedoch bei den früher so äußerst mangelhaften Communications- und Transportmitteln oft auf nur einzelne Länder, sogar auf Provinzen beschränkt. Die Ungleichheiten und Schwankungen in den Preisen der nothwendigsten Lebensmittel waren bedeutend und bei sehr geringen Entfernungen schon höchst auffallend; es gab bei der schlechten Beschaffenheit der Landstraßen, der Transport- und Communicationsanstalten, bei Zoll- und andern Hindernissen Bezirke, wo alle Lebensbedürfnisse oder einzelne derselben höchst wohlfeil waren, während man in der einige Meilen entfernten großen Stadt alles doppelt theuer fand, weil die gutbebauten Districte ihre Producte entweder nicht ausführen oder nur mit großen unverhältnißmäßigen Kosten hinschaffen konnten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn z. B. Frankreich in frühern Jahrhunderten so oft vom schwersten Mangel heimgesucht wurde. Eine Nahrungskrisis, wie sie jetzt vorkommt, wurde damals als geringfügig kaum beachtet. Man berück-

Digitized by Google

sichtigte nur die eigentliche Hungersnoth, wo Hunderte und Tausende am Hungertode starben, manche Städte und Bezirke in einem Jahre an 30 Proc. ihrer Bevölkerung einbüßten. Und doch waren selbst diese eigentlichen Hungerjahre so zahlreich, daß die Chronik nur die bedeutendsten derselben verzeichnet, wenn sie berichtet, daß Frankreich im 10. Jahrhundert 10, im 11. 26, im 12. 2, im 14. 4, im 15. 7, im 16. 6 Hungerjahre hatte. Unter den uncultivirten Nationen starben oft halbe Völkerschaften, oder nährten sich monatelang von den elendesten Nahrungsmitteln. In Amerika fand Alexander von Humboldt ein Fischervolk, welches im Winter, wenn die Ströme angeschwollen oder ausgetreten und kein Fischfang möglich war, von einer fetten Thonart lebte, die es aus Mangel anderer Nahrung zu sich nahm. Je vollkommener die Staatseinrichtungen sind und je entwickelter der Handel eines Volkes geworden, desto weniger ist der Mensch dem Elende und der Hungersnoth ausgesetzt, desto geringer ist der Unterschied zwischen den höchsten und den niedrigsten Preisen. Die Schwankungen gingen im Mittelalter oft bis ins Ungeheuere; nicht selten kostete der Weizen damals im Juni oder Juli vier- bis fünfmal soviel als im September und October. Der Quarter Weizen galt in England nach heutigem Gelde, wie Stowe berichtet, im Jahre 1238 15 Sh., 1246 158 Sh., 1257 198 Sh., 1302 39 Sh., 1315 198 Sh., 1316 317 Sh. und 1317 436 Sh. In Rußland schwankten z. B. im Gouvernement Tambow die Kornpreise von $4\frac{1}{2}$ bis 64 Sgr. für den preußischen Scheffel; denn ebenso verschieden wie die Fruchtbarkeit der einzelnen Jahre in mehrern Staaten ist, so verschieden ist oft auch in einem großen Staate die Fruchtbarkeit verschiedener voneinander entfernt gelegener Gegenden.

Nach der amtlichen Quelle einer Domänenregistratur des Großherzogthums Baden sind die funfzigjährigen Durchschnittspreise des Roggens sowie die niedrigsten Jahresdurchschnittspreise von 1484—1749 zusammengestellt worden, sodaß die Angaben einen Zeitraum von 265 Jahren umfassen. Danach kostete der jetzige preußische Scheffel Roggen:

Während	Im Durchschnittspreise von 50 Jahren.	Im niedrigsten Preise.	Anno.
1484—1499 . . .	— Thlr. 7 Sgr.	— Thlr. 3 Sgr.	1484
1500—1549 . . .	— „ 9 „	— „ 5 „	1506
1550—1599 . . .	— „ 19 „	— „ 9 „	1572
1600—1649 . . .	1 „ 2 „	— „ 15 „	1632
1650—1699 . . .	— „ 27 „	— „ 8 „	1671
1700—1749 . . .	1 „ 3 „	— „ 20 „	1728

Es kamen überhaupt auf ein Jahrhundert 40 wohlfeile Jahre, 40 Mitteljahre, 17 theuere und 3 Noth- und Hungerjahre.

In Elberfeld kostete der jetzige berliner Scheffel nach amtlichen Quellen im Mittelpreise:

	Weizen.	Roggen.
Von 1714—1734	1 Thlr. 27 Sgr.	1 Thlr. 13 Sgr.
„ 1735—1759	1 „ 6 „	1 „ 21 „
„ 1760—1784	3 „ 4 „	2 „ 10 „

In diesen Preisen sind übrigens noch die hohen Frachtsätze mit eingeschlossen, welche Elberfeld zahlen mußte, als der Fuhrmann noch drei Tage brauchte, um die Fracht vom Rhein zu holen.

Doch diese alte Zeit ist für uns vorbei; die Locomotive hat die Schlagbäume umgestürzt, mit denen sich noch vor 50 Jahren Länder und Ländchen, einzelne Bezirke, große und kleine Städte, Dörfer und Weiler in der mannichfachsten Weise gegeneinander absperrten. Die Umwälzungen, die an der Hand der Naturwissenschaften der Verkehr erlitten, sind unabsehbar und haben die Welt und das Leben verändert. Neben berühmten

Digitized by Google

Wasserstraßen laufen die künstlichen Eisenschienen, und Dampfwagen jagen dort mit einer Flotte von Dampfschiffen um die Wette, während in der Ebene das Netz der Eisenbahnen seine Fäden weiter und immer weiter spinnt. Nicht minder bedeutend in der Gegenwart ist der Ocean, um den die Völker wohnen; das Weltmeer hat alle jene Bahnen aufgeschlossen, mittels deren die Völker die Güter dieser Erde aneinanderführen; das Dampfrad durchkreuzt die 7 Mill. Quadratmeilen Wasser, welches die Oberfläche unsers Planeten bedeckt, im raschen Fluge; die Welt ist kleiner geworden.

Alle Verhältnisse der Gesellschaft sind durch die Entwickelung mechanischer Kräfte umgewandelt. Die frühern abnormen Schwankungen und Unterschiede der Preise in den verschiedenen Ländern und Gegenden sind bis auf eine gewisse Grenze verschwunden, denn sobald es bekannt wird, daß die Lebensmittel irgendwo billig zu haben sind — und der Telegraph befördert solche Nachrichten mit Blitzesschnelle — erscheinen die fremden Einkäufer und holen selbst in der weitesten Entfernung die vorhandenen Vorräthe. Howell, der Verfasser der kleinen englischen Broschüre unter dem Titel „Ein Arbeitstag im londoner Hafen", gibt eine Uebersicht der an Einem Tage im Hafen von London angelangten 121 Schiffe aus 49 verschiedenen Gegenden der Welt. Mit diesen Schiffen kamen außer andern Gegenständen an blos materiellen Lebensbedürfnissen 32280 Packen Zucker, jeder von 10 Ctrn., aus Westindien, Brasilien, Ostindien, Penang und Manilla; 317 Mastochsen nebst 2734 Schafen von Holland und Belgien, 23967 Quarter Weizen und 13313 Quarter Hafer von Archangel, nebst einer Menge Erbsen und Bohnen aus den baltischen Häfen, 1200 Packen Zwiebeln von Oporto, 16000 Kisten Thee von China, 74000 Packen Kaffee von Brasilien und Indien, 532 Säcke Cacao von der Insel Grenada; Speck und Schinken trafen ein aus Hamburg, Butter und Käse aus Holland, und Geflügel, Wildpret und Obst aus der bairischen Rheinpfalz. Frankreich sendet jährlich nach England ungefähr 7,780000 Kilo oder 171,160000 Stück Eier und bedarf zu dieser Ausfuhr 1,711600 Hennen. Rußland liefert jährlich dem westlichen Europa an Getreide für circa 20 Mill. Silberrubel, und Nordamerika fast alljährlich viele Millionen Bushel Weizen und Mehl.

Die Vertheilung der auf der Erde vorhandenen Vorräthe erfolgt demnach in der ausgedehntesten Weise, und trotz dessen ist die Theuerung groß und die Preise sind wieder zu einer bedeutenden Höhe gestiegen. Namentlich lauteten gerade im Herbst 1867 die Berichte über das Ergebniß der Ernte aus manchen Ländern und Gegenden recht traurig.

Aus Deutschlands Kornkammer, aus den östlichen Provinzen, namentlich aus der Provinz Preußen, die sonst alljährlich viel Getreide ausführt, kommen gegenwärtig (1867) große Klagen über den schlechten Ausfall der dortigen Ernte, ja man hegt selbst die Besorgniß, daß die kleinen Landbesitzer nicht einmal das nöthige Korn für die neue Aussaat gewinnen werden. Die Regierung hat daher dem Vernehmen nach diesem Nothstande bereits ihre ernstliche Vorsorge zugewendet und wird demselben nach Möglichkeit zu steuern bemüht sein. Infolge dessen hat auch der „Preußische Staats-Anzeiger" bereits die Mittheilung gebracht, der Handelsminister habe sich zur Linderung der als eine Folge der Misernte in den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen nach den übereinstimmenden Berichten der Behörden zu befürchtenden Noth veranlaßt gesehen, den Frachttarif für Getreide und Hülsenfrüchte um 33⅓ Proc. und für Kartoffeln in Wagenladungen auf 1 Pf. pro Centner und Meile nebst einer Expeditionsgebühr von 1 Thlr. pro 100 Ctr. für die nach den nothleidenden Gegenden bestimmten Sendungen auf die Zeit bis zum 30. Sept. 1868 rücksichtlich des Getreides und der Hülsenfrüchte auf der ganzen Ostbahn, und rücksichtlich der Kartoffeln von Küstrin und den östlich hiervon belegenen Stationen ab zu ermäßigen und die gleichen Tarifherabsetzungen auf den von der königlichen Direction der Oberschlesischen Eisenbahn verwalteten Bahnen anzuregen.

Digitized by Google

Auch aus Westfalen kamen Nachrichten von einer Fehlernte. Man schrieb aus Münster: „Die geringe Ernte und die auf alles, vornehmlich aber auf den Absatz von Gespinsten influirende Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hemmt jeden etwaigen Aufschwung des bisherigen Geschäfts und gibt keiner Hoffnung auf eine baldige günstige Aenderung Raum. Im Getreidegeschäft waren die Zufuhren so schwach, daß sie nicht im entferntesten den Bedarf zu decken im Stande waren. Es mußten sich daher die Müller und Händler mit fremdem Korn, mit Weizen und Roggen aus Ungarn und den Nordseehäfen versehen und anhaltend steigende Preise für ihre Beziehungen bewilligen. Dem Vernehmen nach sind sehr bedeutende Abschlüsse auf Lieferungen gemacht worden, und es gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß wir bei der Ungunst der hiesigen Ernte von den spätern, verhältnißmäßig nur gering zu veranschlagenden Zufuhren höchstens ein momentanes Weichen der Preise werden zu erwarten haben."

Frankreich kaufte schon Ende 1867 zur Deckung seiner Fehlernte bedeutende Quantitäten von Weizen in Ungarn, von Hafer in Preußen und von Mehl in England. Die Brot- und Mehlpreise waren enorm hoch und gaben den Anlaß zu vielen Unruhen. Die Polizei ließ in der Nacht sowie am Morgen des 19. Sept. mehrere Maueranschläge wegnehmen, worin das Brot zu 12 Sous (es kostet jetzt 21 Sous) gefordert oder mit Mord und Todtschlag gedroht wird.

Spanien hatte im Jahre 1865 sowie im Jahre 1866 sowol in der Qualität wie in der Quantität eine ausgezeichnete Ernte und demgemäß auch eine bedeutende Ausfuhr nach England, während die Ernte von 1867 ebenfalls als eine sehr geringe geschildert wird und bedeutende Einkäufe im Auslande gemacht werden.

England hatte 1867 in Gerste und Hafer eine gute, dagegen in Weizen eine mangelhafte Ernte, und die Einkäufe im Auslande werden nach dem „Economist" beträchtlich sein. Der Import war 1867 in England bedeutend größer als in dem vorangegangenen Jahre. Die Zufuhren in den ersten acht Monaten des Jahres haben betragen in Centnern:

Aus	1865.	1866.	1867.
Rußland	4,336307	4,610396	8,045587
Dänemark	345204	354108	343483
Preußen	3,092508	2,898508	4,474338
Schleswig-Holstein	171367	141078	92692
Mecklenburg	361769	545365	574605
Hansestädte	301831	620378	485241
Frankreich	862052	3,305024	531976
Türkei, Walachei	457962	329738	1,694506
Aegypten	—	11769	422203
Nordamerika	664023	345750	1,738945
Britisch-Amerika	222067	8789	3132
Andere Länder	750383	2,358398	2,624669
Total	11,565473	15,529299	21,031647

Der Werth des während der ersten sieben Monate eingeführten Weizens hat betragen in Pfund Sterling:

Aus	1865.	1866.	1867.
Rußland	1,422386	1,948674	4,274144
Dänemark	120320	127036	223950
Preußen	1,340805	1,476052	3,124974
Schleswig-Holstein	64514	60289	61817
Mecklenburg	151868	271415	410380
Hansestädte	113813	256496	319675

Digitized by Google

Aus	1865.	1866.	1867.
Frankreich	249978	1,601319	340610
Türkei, Walachei . . .	160508	136169	921817
Aegypten	—	4132	126223
Nordamerika	181301	167810	1,036451
Britisch-Amerika . . .	33564	4156	59
Andere Länder	296263	1,166684	1,551999
Total	4,190230	7,229232	12,392099

Bedeutende Aufträge zum Einkauf sind ferner von England nach Californien gegangen.

Das seit Aufhebung der Korngesetze von den Landwirthen eingeschlagene Verfahren, nur den besten Boden mit Weizen zu bebauen und den minder reichen in Gras und Wiesenland zur Betreibung selbständiger Viehzucht oder in Weideplätze für vom Continent eingeführtes mageres Vieh umzuwandeln, hat in den letzten Jahren um so mehr um sich gegriffen, als die steigenden Preise von Fleisch, Butter und Käse gegenüber den Getreidepreisen eine günstige Rechnung lieferten.

Ueber das Ergebniß der Ernte in den verschiedenen Ländern Europas wurde unlängst berichtet: In Deutschland ist Weizen im allgemeinen recht befriedigend; Roggen dagegen hat nur in den altpreußischen Provinzen eine gute Ernte ergeben. Vom Rhein, Holstein und den angrenzenden Ländern Dänemark und Holland werden über die Roggenernte allgemeine Klagen laut, und ist dieselbe unter dem Durchschnitt ausgefallen. Futter ist überall reichlich, oft sogar mehr als seit vielen Jahren geerntet worden. Die Ergebnisse der französischen Ernte rechtfertigen leider die gehegten Befürchtungen, namentlich haben die südlichen Departements, welche sonst die reichsten Erträge lieferten, 1867 am meisten gelitten. Der Preis des Mehls, welcher im vorigen Jahre 65½ Frs. für 157 Kilo war, stieg auf 86¾ Frs., und vom 14. Sept. an kostete der vierpfündige Laib Brot schon 21 Sous. Auch Großbritannien hat nur eine Mittelernte zu verzeichnen und es dürfte auf großen Getreideimport angewiesen sein. Portugal und Spanien haben entschieden schlechte Ernten gemacht. Aus Rußland fehlen noch sichere Nachrichten, doch soll in Bessarabien die Frucht durch die Dürre gelitten haben. In den Donaufürstenthümern ist die Ernte ebenfalls durch die Dürre beeinträchtigt worden. Ungarn sowie ein großer Theil des österreichischen Kaiserstaats haben eine fast in allen Getreidearten kolossale Ernte gemacht. Der Ueberschuß der Production über die eigene Consumtion ist in diesem Lande so groß, daß bei den jetzigen Verkehrsmitteln dennoch völlig 12 Monate vergehen würden, um das Getreide aus Ungarn fortzuschaffen. Ungarn wird circa 5 Mill. Quarter Getreide ausführen können. Der bedeutendste Concurrent Ungarns auf dem Getreidemarkte des Westens dürfte Nordamerika werden, von wo die Ernteberichte günstig bleiben. Es sind dort die nach dem Kriege theilweise brach liegenden Aecker wieder stark bestellt worden, und officielle Angaben sagen, daß circa 70 Proc. mehr Land mit Getreide bebaut worden ist als im Vorjahre. Jene Production, die namentlich in Californien ins Kolossale geht und in San-Francisco im Monat Juli 1867 den Export von 1 Mill. Ctrn. Weizen und Mehl ermöglichte, wird noch übertroffen von derjenigen Chilis und Australiens, wo man auf dem jungfräulichen Boden oft das 60. Korn erntet.

Gegenüber diesem Ueberfluß aus der Neuen Welt tönt ein Nothruf aus dem nördlichen Theile von Schweden, wo eine Hungersnoth ausgebrochen ist, insbesondere aus der Provinz Norrland. Nach dem, was die öffentlichen Blätter darüber berichtet und was auf mehrseitige private Erkundigungen hin, insbesondere auch durch einen Bericht der schwedischen Regierung an ihren Generalconsul in Hamburg, zu öffentlicher Kenntniß gekommen, hat schon 1866 nach einer sehr geringfügigen und noch schlechtern Ernte als

Digitized by Google

diejenige mehrerer Vorjahre die Noth begonnen. Im Jahre 1867 hat nun der Winter bis Anfang Juli angehalten, dann konnte erst gesäet werden. Das Getreide ist aber nicht mehr reif geworden, vielmehr ist die vorjährige Ernte bereits vollständig durch Nachtfröste vernichtet. Die schwedische Regierung schreibt ihrem Generalconsul, daß sie auch bei der größten Anstrengung nicht im Stande sein werde, aller Noth zu begegnen, daß sie deshalb auf eine lebendige Theilnahme der Privatwohlthätigkeit rechne, zumal wenn man sich die schreckliche Thatsache vergegenwärtige, daß vielen jener armen Leute ihr tägliches Brot mit einer starken Beimischung gemahlener Baumrinde dargereicht wird. Ist aber die herrschende Noth schon groß, so droht doch noch eine weit größere, wenn erst nach dem so nahen Schlusse der Schiffahrt jede Möglichkeit abgeschnitten sein wird, Lebensmittel herbeizuschaffen.

Fragen wir nun aber nach den Ursachen der gegenwärtigen Theuerung, so drängen sich im Blick auf die bestehenden Zeitverhältnisse die mannichfachsten Einwirkungen zur nähern Erwägung auf.

Nicht in dem Kornhandel liegt die Ursache. Daß immer noch, trotz aller Belehrung durch Verbreitung gesunder volkswirthschaftlicher Grundsätze, ein Angriff der Bevölkerung gegen den Getreidehandel, oder wie das Feldgeschrei der Masse lautet, den Getreidewucher gerichtet ist, darf bei der weitverbreiteten Meinung, den Vorurtheilen der Masse zu schmeicheln, nicht befremden. Aber gerade deshalb erscheint es als eine nothwendig gebotene Pflicht, der Verwirrung der Meinung auf diesem Gebiete bei jedem Anlaß entgegenzutreten.

Der Kornhändler ist der Vermittler zwischen den Gegenden, welche Ueberfluß besitzen, und denen, welche Mangel leiden, und da er auf seine Gefahr und für sein Geld Getreide im Auslande kauft, hat er so gut wie der Kaufmann, der andere Waaren einführt, das Recht, beim Verkauf selbst einen Gewinn zu machen, denn wie könnte er sonst seinen Handel fortsetzen? Wir bedürfen des Kornhandels zur Einführung des im Lande nicht selbst erzeugten jährlichen Bedarfs, und nur der Kornhändler ist es, durch welchen wir in den Stand kommen, den eigenen Mangel zu ersetzen; er belebt den Verkehr, kennt die Einkaufsquellen und Absatzwege und erleichtert dem Landmanne den Verkauf. Der Landmann fährt in der Regel sein Getreide in die Stadt, wenn er Geld nöthig hat, wenn die Witterung günstig ist und wenn seine Feldarbeiten es gestatten; es trifft sich aber nur selten, daß gerade zu der Zeit, wenn viel Getreide in die Stadt kommt, sich auch so viele Käufer finden, welche desselben bedürfen und das Geld zum Einkauf bereit haben; sind nun in der Stadt keine Kornhändler, so können die Landwirthe ihr Getreide nicht los werden und ihren Zweck nicht erreichen; tritt das aber nur zweimal ein, so wird der Landmann von der Stadt, die ihn so in seinen Hoffnungen getäuscht hat, für immer mit seinen Getreidefuhren abgehalten; ja es hat die Erfahrung nur zu oft bewiesen, daß der Getreidemarkt selbst in großen bevölkerten Städten keine andauernde Zufuhr erhält, weil dort keine Kornhändler sich fanden und der Markt infolge dessen wieder eingehen mußte. Noch im Jahre 1863 war dies in dem gewerbreichen Elberfeld der Fall. Die Länder und Gegenden aber, die einen Ueberfluß an Getreide erzeugen, bedürfen schon der Kornhändler, um diesen Ueberfluß auszuführen. Der Producent kann selbst nicht den Händler machen, er würde, ohne Sach- und Geschäftskenntniß und ohne die nöthige Umsicht für den Handel zu besitzen, was alles man ihm billigerweise nicht zumuthen kann, meist nur mit Verlust arbeiten; ein Land also, was keine Kornhändler hat, wäre in der Regel nur auf den innern Absatz beschränkt und dürfte bei der größten Fruchtbarkeit kaum wagen, mehr Getreide zu erzeugen, als im Lande in der Regel verbraucht wird.

Digitized by Google

Die Preise ergeben sich bekanntlich durch Nachfrage und Angebot von wirklicher Waare. Nicht der Handel macht die Preise, sondern die Preise machen den Handel. Die Speculation hingegen kann weder das gegebene Getreide vermehren noch vermindern, sie kann daher den Kornpreis nie dauernd beherrschen. Man vergißt überhaupt sehr oft, daß zur Durchführung hoher Preise das Speculationskapital ausreichen müßte, um sämmtliche Hauptmärkte in einem großen Umkreise zu beherrschen, der um so mehr sich ausdehnt, je leichter die Communications- und Transportmittel geworden sind. Niemand ist übrigens durch das Geschrei über den Getreidewucher härter gestraft worden als die Schweizer im Jahre 1817, bei welchen das Brot das Dreifache von dem gekostet, was es am Niederrhein galt. Viele verhungerten, weil kein Korn vorhanden und kein einziges der großen Häuser bereit war, bei dem so allgemein herrschenden Vorurtheil mit Getreide zu handeln.

Jene unverhältnißmäßig hohen Preise bestanden auch in jener Zeit, als der Kornhandel durch eine fast alle Verhältnisse durchdringende Geldkrisis vor mehrern Jahren vollständig gelähmt war, und bestätigten damit ganz augenfällig, daß die Theuerung nicht eine Folge des Kornhandels ist. Zu allen Zeiten hat es gewisse Wahrheiten gegeben, welche nur mit großen Schwierigkeiten gegen allgemein verbreitete Irrthümer zur Geltung gelangen konnten. Die Zeit ist noch nicht fern, als die Wissenschaft zuerst anfing, das Wesen des Getreidehandels näher zu erforschen, und dabei im Widerspruch gegen die herrschende Ansicht zu der Ueberzeugung gelangte, daß das natürlichste und wirksamste Heilmittel gegen Theuerung gerade ein lebhafter, kapitalreicher und intelligenter Kornhandel ist, der den Ueberfluß guter und den Mangel schlechter Ernten gegeneinander ausgleicht. Dieser Handel erfordert aber ein bedeutendes Kapital, und ein solches findet sich nicht so leicht in einer Zeit, welche den Werth des Geldes auf 10 Proc. getrieben, während der Mangel desselben ganze Staaten erschüttert hat. Es liegt im Getriebe der menschlichen Gesellschaft, daß der, welcher in verständiger Weise seinen eigenen Vortheil verfolgt, meist auch den Vortheil des Ganzen befördert, und es ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur, daß sie den Vortheil des Ganzen an eine so einfache Sache geknüpft hat, wie der Privatvortheil ist, auf den sich jeder Mensch noch leidlich gut versteht.

Auch nicht in dem Mangel eines Ausfuhrverbots des Getreides liegt die Ursache der Theuerung. Fast zu allen Zeiten hegte man von diesem Verbote große Erwartungen; die Erfahrung aber hat auf viele Nachtheile hingewiesen, welche unzertrennlich mit ihm zusammenhängen. Die erste Wirkung eines Ausfuhrverbots ist in der Regel ein weiteres Steigen der Preise; man erkennt darin das öffentliche Zugeständniß eines bedrohlichen Mangels; die Furcht vor diesem macht die Käufer williger und verleitet die Producenten, mit ihren Vorräthen zurückzuhalten. Das Verbot hemmt stets den natürlichen Lauf des Verkehrs, erzeugt Unthätigkeit und Besorgniß und hindert den Kornhandel in der Erfüllung seiner Aufgabe. Wer auswärtiges Getreide einführt, muß zwar darauf gefaßt sein, daß, wenn viele eine gleiche Speculation unternehmen, eine augenblickliche Ueberfüllung des Marktes stattfinden kann; ist aber die Ausfuhr verboten, so ist er gezwungen, seine Waare entweder mit Schaden zu verkaufen oder bedeutende Lagerkosten aufzuwenden, während er bei freier Ausfuhr seinen Vorrath dahin bringen läßt, wo geringere Vorräthe und höhere Preise sind. Der Staat also, der die Ausfuhr des Getreides verbietet, verhindert größtentheils die Einfuhr, vernichtet den Kornhandel und erhöht nur das Uebel, das er heilen will. Die Ausfuhrverbote nehmen ferner dem Landmann die freie Verfügung über sein im Schweiße des Angesichts erworbenes Eigenthum, und zwar in einer Zeit, wo er es reichlich verwerthen kann; er verliert die Zuverlässigkeit seines Fruchtabsatzes, seine Kundschaft im Auslande, und da der Nachtheil, den vieljährige ungenutzte Fruchtvorräthe dem Landwirthe bereiten, alsdann auch in theuern Jahren

Digitized by Google

nicht ersetzt wird, so lohnt es sich nicht mehr für ihn, den Acker zu verbessern und den Ertrag der Ernte zu erhöhen. Dieser Umstand könnte ihn verleiten, sich mit dem Anbau auf den eigenen Bedarf und auf den Verbrauch zu beschränken, der im Inlande stattfindet; er legt sich entweder auf den Anbau anderer Früchte, deren Absatz unbeschränkt ist, oder verwendet einen Theil des Bodens zur größern Ausdehnung der Viehzucht, und zwar jetzt um so mehr, als die Industrie der Ländereien auf weite Strecken hin für ihre Producte bedarf, wo große Flächen ohnehin für Runkelrüben, Raps, Hanf und Flachs in Anspruch genommen werden. Wenn alsdann aber die Ernten karg sind und der allgemeine Miswachs ins Land kommt, ist die Noth um so größer.

Frankreich, das bekanntlich sich die Lebensmittelfrage sehr angelegen sein läßt, hat während der Theuerung durch das Decret vom 8. Sept 1855 die Ausfuhr des Getreides verboten und dem Verkehr große Hindernisse in den Weg gelegt. Auf dieselbe Weise wurde in Belgien durch Ausfuhrverbote der Handel in seinen Operationen gestört, und es ist diesem Umstande zuzuschreiben, daß in Frankreich und in Belgien sich die Getreidepreise fortwährend höher stellten als in den Ländern, wo der Verkehr frei war. So betrug, obgleich der Bedarf des Landes in mehr als ausreichender Weise ersetzt war, der Durchschnittspreis für Weizen im Monat October 1855 in Frankreich 37 Frs. 44 C., ja in Lille sogar 42 Frs. 35 C. und in Belgen 37 Frs. 50 C. Dagegen in London 33 Frs. 87 C. und in Amsterdam 33 Frs. 71 C. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Frankreichs und Belgiens Regierungen von der innigsten Ueberzeugung durchdrungen gewesen seien, ihrem Volke die Noth der Theuerung zu erleichtern, aber sie vergaßen, daß sie den fremden Handel mit ihren wohlgemeinten Ansichten gänzlich ausschlossen, denn wie kann ein Fremder nach einem Staate handeln, von dem er weiß, daß er den importirten Handelsartikel, den er in einem andern Lande infolge eingetretener Conjunctur um einen höhern Preis verkaufen könnte, nicht wieder ausgehen läßt. Je mehr aber die Concurrenz sich vermindert, welche der Handel durch Beschaffung von Zufuhren aus dem Auslande dem einheimischen Grundbesitz zu machen im Stande ist, desto höher bleiben die Preise. Die Geschichte zeigt uns nicht ein einziges Beispiel, wo die Beschränkung der Verkehrsfreiheit eine Abhülfe der Theuerung gewesen, es ist daher stets weise, das lebendige Getriebe der Gesellschaft durch keine Verbote zu stören.

„Mag anderswo auch die Hungersnoth herrschen, zu Amsterdam werdet ihr Weizen, Roggen und andere Getreidearten finden, dort fehlen sie nie", sagte einst William Temple, der Verfasser des Buchs „Ueber den Reichthum Hollands". Durch ihre Schifffahrt waren die Holländer zu jener Zeit die unentbehrlichen Vermittler des Welthandels geworden. Petty schätzte 1690 die Tonnenzahl ihrer Schiffe auf ungefähr die Hälfte der ganzen Tonnenzahl Europas. Ihr Land war das allgemeine Magazin aller Industrien und ihre Schiffe waren nach dem Ausdrucke William Temple's „die Fuhre des Oceans". In diese Stellung ist gegenwärtig England getreten, seitdem die auf dem Getreidehandel lastenden englischen Korngesetze aufgehoben sind. England, welches bis zum Jahre 1765, durch Ausfuhrprämien begünstigt, sehr viel Getreide ausführte, ist jetzt genöthigt, fast ein Drittel seines Bedarfs vom Auslande zu holen, und benutzt für diesen Zweck eine Flotte von 4000 Schiffen. Dort, wo viel Geld und viel Arbeit sich findet, ist das Leben theuer und fremdes Getreide wird gut bezahlt. Seit langer Zeit standen die Kornpreise früher nirgends so hoch als in England. Bei dem so sehr erleichterten und lebhaft gewordenen Verkehre locken die höhern Preise und der rasche Verkauf das Getreide aus allen Gegenden dorthin, und so ist London nicht allein der Stapelplatz der Getreideeinfuhr für England, sondern vielmehr der Hauptplatz des Getreidehandels für Europa geworden. Die Folgen der Wechselwirkung, die England ausübt, indem es uns sowol unsern Ueberfluß abkauft als auch den Gegenden, welche Mangel leiden, die

Digitized by Google

Lebensmittel zuführt, können natürlich nicht ausbleiben, und je lebhafter dieser Verkehr sich entwickelt, desto mehr werden die Preise in England und Deutschland sich einander nähern.

Ob der goldene Regen von Californien und Australien eine Ursache der Theuerung abgibt, wird mit Recht in Frage gestellt. Jene außerordentliche Vermehrung des Goldes kann, sobald die Circulation stattfindet, die Wirkung äußern, daß das Geld wohlfeiler wird, also eine verhältnißmäßig größere Geldmenge angewendet werden muß, um dieselben Güter und Leistungen zu erhalten wie früher, die Waaren mithin theuerer werden. Es kommt dabei nicht eigentlich auf die vorhandene Masse von Metall an, als vielmehr auf das wirklich circulirende Medium; es handelt sich darum, wie oft das Geld als Käufer auftritt. Die bloße Gegenwart des Metalls wirkt nicht auf die Preise ein; es kann, ohne nur eine Spur seines Daseins in den Preisen zurückzulassen, in der mannichfachsten Weise wieder verschwinden und dem Verkehr entzogen bleiben.

Das durchschnittliche Jahreserträgniß der Goldausbeute wird für Californien auf 66 Mill. Thlr. und für Australien auf 44 Mill. Thlr., zusammen also auf 110 Mill. Thlr. berechnet. Diese Summe stellt den fünffachen Betrag desjenigen Erträgnisses dar, welches die gesammten Bergwerke Amerikas und Europas einschließlich Sibiriens zu Anfang dieses Jahrhunderts geliefert haben. Diese neuen Goldreichthümer, die mit jedem Dampfboot von Neuyork oder Sidney nach Europa gekommen, und die sich von England aus nach dem europäischen Continent verbreiteten, sind an unserer wirthschaftlichen Entwickelung nicht spurlos vorübergegangen. Sie wurden durch Ausmünzung in Tauschmittel verwandelt, und der Verkehr zehrte die beispiellos große Masse dieser neuen Tauschmittel auf. Da nach der vorherrschenden Ansicht die Tauschmittel nicht als ein unmittelbar productives Kapital angesehen werden, sondern als Tauschmarken, als Anweisungen auf alle möglichen Arten von Waaren und Leistungen, und die Vermehrung solcher Marken nicht auch die Arbeitsproducte vermehrt, so ist der Schluß leicht, daß diese Vermehrung der Production edler Metalle nichts weiter zur Folge habe als eine Verminderung ihres Werthes und Preises oder eine Erhöhung der im Gelde ausgedrückten Waarenpreise. Die Größe dieser Wirkung ist freilich in Zahlen nicht nachzuweisen. Um jedoch für diese Schätzung des Einflusses einen Anhaltspunkt zu gewinnen, kann man sie mit der Werthveränderung vergleichen, wie solche durch die massenhafte Silberproduction Amerikas im 16. Jahrhundert veranlaßt wurde. Die Preise aller Gegenstände sind nämlich infolge des damaligen Einströmens der edeln Metalle, und zwar vorzugsweise des Silbers, ganz ungewöhnlich gestiegen. In England ward das damalige Steigen der Waarenpreise auf 50 Proc. berechnet, anderwärts sogar auf 66 Proc., während gleichzeitig der Werth des Geldes auf ein Halb bis ein Drittel herabging. Auch der Werth des Goldes im Verhältniß zum Silber veränderte sich in jenem Zeitraum von $1 : 10^1/_3$ auf $1 : 15^1/_2$, mithin um 33 Proc. Wir wollen nun keineswegs behaupten, daß dieser Schluß auch auf die heutigen Verhältnisse zutreffen müsse; immerhin liegt in der Vergleichung doch ein Anhaltspunkt, der geeignet ist, die Wirkung der damaligen Geldvermehrung auf die gegenwärtige Preiserhöhung der Waaren anschaulich zu machen. Es unterliegt demnach wol keinem Zweifel, daß diese Erhöhung noch zunehmen müßte, wenn die Ausgabe der Werthzeichen außerdem noch durch Papiergeld und Banknoten vermehrt würde, wie solches in dem letzten Jahrzehnt fast in allen Ländern der Fall war. Allerdings besteht zwischen dem Metallgeld und den Werthzeichen des Geldes derselbe wesentliche Unterschied wie zwischen dem Besitz einer Sache und dem eröffneten Recht auf den künftigen Besitz derselben. Dieser Unterschied ist jedoch für die Wirkung des Papiergeldes als Umlaufsmittel ohne Einfluß. Dasselbe erfüllt vielmehr die Functionen einer allgemeinen Circulation sogar noch wirksamer als das Metallgeld, indem es schneller

Digitized by Google

circulirt. Jede Vermehrung der Werthzeichen des Geldes muß also wie jede Mehrung des Metallgeldes die Wirkung äußern, daß das Geld wohlfeiler wird, die Waaren aber theuerer werden. Die Gesammtsumme des in Europa und Amerika gegenwärtig umlaufenden Papiergeldes wird auf circa 2000 Mill. Thlr. veranschlagt. Bei weitem der größte Theil dieser bedeutenden Summe wurde erst im Laufe der letzten zehn Jahre beschafft und der Circulation übergeben. Es liegt daher auf der Hand, daß diese Anhäufung der edeln Metalle und der Werthzeichen, wie sie stattgefunden, einen sehr wirksamen Einfluß auf ihren relativen Werth haben muß, ja daß eine stets zunehmende sehr wesentliche Verminderung dieser Werthe unvermeidlich ist. Daß dieser Fall wirklich vorhanden, beweist auch der Umstand, daß die Wirkung auf alle Gegenstände des Verkehrs sich erstreckt, denn fast alles ist theuerer geworden, sowie daß diese Wirkung keine local abgegrenzte geblieben, sondern auf fast alle Länder und Erdtheile sich ausdehnt. Alle Productionsvermehrungen führen zum Schluß zu einer zunehmenden Nachfrage nach Lebensmitteln, und da die Landwirthschaft mit ihrer Erzeugung den vermehrten Bedarf nicht zu decken vermochte, so entstand infolge dieser Entwickelung die Theuerung der Nahrungsmittel.

Daß endlich die stets wachsende Bevölkerung eine wesentliche Ursache der Theuerung ist, kann nicht verkannt werden. Die Volksmehrung und die Bodencultur sind sehr verwandte Gegenstände. Die Geschichte hat der Nationalökonomie auch in dieser Hinsicht interessante Belehrungen überliefert und die Erfahrung hat dieselben in neuerer Zeit wieder bestätigt.

Malthus berechnet, daß, wenn man annehme, durch eine sorgfältige Bodencultur nehme die Erzeugung der Lebensmittel alle 25 Jahre in dem Verhältniß zu wie 1, 2, 3, 4, die Erde bald in einen Garten verwandelt sein würde, allein dieser Garten wäre doch von Hungernden bewohnt, denn die Vermehrung der Menschen gehe ungleich rascher, gleich 1, 2, 4, 8, 16. Wenn nämlich ein Land jetzt 11 Mill. Menschen zähle und über 25 Jahre 22 Mill. habe, so fänden diese noch die erforderlichen Lebensmittel, allein wenn über 50 Jahre schon 44 Mill. Menschen lebten, so hungerten schon 11 Mill., weil die Bodencultur in obigem Verhältniß nur für 33 Mill. Lebensmittel erzeugen könne.

Alle Colonien gehen deswegen so schnell in der Bevölkerung vorwärts, weil fast stets Ueberfluß an Lebensmitteln vorhanden ist. Im Jahre 1643 ließen sich in den vier Provinzen von Neuengland 21200 Personen nieder. Im Jahre 1760 waren diese bereits auf 500000 Menschen angewachsen. In einigen Strecken landeinwärts, wo nur Ackerbau getrieben wurde und gar kein Luxus herrschte, verdoppelte sich die Volksmenge in 15 Jahren. Im Jahre 1786 betrug die Bevölkerung schon 2,300000 Personen, und im Jahre 1796 bereits 3,600000, eine Zahl, zu der nur 190000 Menschen durch Einwanderung hinzugekommen waren.

In denjenigen Gegenden Nordamerikas, wo unter allen bekannten Ländern dieser Vermehrung am wenigsten äußere Hindernisse entgegenstehen, verdoppelt sich die Bevölkerung in der Regel in 20 Jahren, und in dem Gesammtumfange von Europa, wo Auswanderung, Seuchen, Kriege, Hunger und Noth die dichten Massen mehr als gewöhnlich lichteten, betrug diese Zunahme seit dem Hungerjahre 1817 immer noch 60—70 Mill., welche die Brotfrüchte auf derselben Bodenfläche suchen, wo früher nur die kleinere Menge zu ernähren war. Wenn aber im Durchschnitt aller Altersklassen der Bevölkerung 1 Pfd. Getreide per Kopf als Tagesnahrung gerechnet wird, so beträgt der gedachte Mehrbedarf für Europa ein Quantum von 200—250 Mill. Scheffel. Dazu kommt noch, daß mit der zunehmenden Wohlhabenheit erfahrungsgemäß mehr und bessere Nahrungsmittel consumirt werden als bei geringerm Wohlstande.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 19. Nov. 1867 starb einer der beliebtesten Dichter der nordamerikanischen Union, Fitz-Greene Halleck, zu Guilford, einem in der Nähe von Newhaven gelegenen Landstädtchen des Staates Connecticut. Schon in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts erwarb sich Halleck Ruhm und Anerkennung neben Dichtern wie Robert C. Sands, James K. Paulding, Richard H. Dana, James G. Percival, William Cullen Bryant u. a. Die Mehrzahl dieser Dichter ist bereits längst in das Grab gestiegen; allein ihre Werke leben fort und sichern ihnen einen dauernden Platz in den Herzen ihrer Landsleute. Halleck war namentlich ein Lieblingsdichter der Neuyorker. Der Grund hiervon ist wol, wie auch K. Brunnemann in seiner „Geschichte der nordamerikanischen Literatur" angibt, wesentlich darin zu finden, daß er die verschiedenen charakteristischen Eigenschaften des gebildeten Einwohners der Weltstadt Neuyork in hohem Grade in sich vereinigte und in seinen Gedichten zum Ausdruck brachte. Wenn irgendein Dichter der Vereinigten Staaten sich durch scharfen Verstand, lebensvolle Frische, Geringschätzung alles Mystischen und Nebelhaften und durch einen alles Unbestimmte und Verschwommene verspottenden Humor und Witz auszeichnete, so war dies Fitz-Greene Halleck.

Seine Vaterstadt Guilford war, wie bereits erwähnt, auch der Ort, an welchem er aus diesem Leben scheiden sollte, nachdem er gerade sein 72. Lebensjahr vollendet hatte. Mit Abschluß seines 18. Lebensjahres war er als Handlungscommis nach Neuyork gekommen und hatte als solcher mehrere Jahre bei Jakob Barker, einem reichen Handelsherrn und enragirten Quäker, in Dienst gestanden. Wie er sich in einem seiner poetischen Briefe ausdrückt, war er „in the cotton trade and sugar line" beschäftigt gewesen. Später war er längere Zeit in dem weitberühmten Hause des Hrn. John Jakob Astor Disponent gewesen, der nicht blos seine kaufmännischen Fähigkeiten hochschätzte, sondern ihn auch in seinem Testamente zu einem der Curatoren der bekannten und ausgezeichneten Astor-Bibliothek ernannte. John Jakob Astor, der als ein armer Auswanderer aus der Pfalz nach Amerika gekommen und daselbst im Jahre 1848 im Besitze von 25—30 Mill. Doll. gestorben war, hatte, wie dies unter den reichern Männern der Vereinigten Staaten zur Landessitte geworden ist, auf den Rath literarischer Freunde, namentlich Washington Irving's, in seinem Letzten Willen eine bedeutende Summe zur Gründung einer Bibliothek ausgesetzt. „Ich wünsche", heißt es in dem Testamente Astor's, „der Stadt Neuyork eine öffentliche Wohlthat zu erweisen und zur Förderung nützlicher Kenntnisse sowol als zum allgemeinen Besten der Gesellschaft beizutragen, und bestimme zu diesem Zweck eine Summe von 400000 Doll. für die Errichtung einer öffentlichen Bibliothek in der Stadt Neuyork." Er gab außerdem noch den Platz, wo das Gebäude errichtet werden sollte, und auch sein Sohn schenkte später noch 200000 Doll. und die angrenzenden Bauplätze zur innern und äußern Erweiterung der Bibliothek. Dieselbe gedieh wesentlich unter der Fürsorge Halleck's und zählt gegenwärtig 128000 Bände. Der jährliche Etat für neue Anschaffungen beträgt 15000 Doll.

Nahezu 20 Jahre vor seinem Tode zog sich Halleck von allen Kaufmanns- und Geldgeschäften zurück und lebte still und zufrieden, procul negotiis, auf seinem ländlichen Wohnsitze in Guilford. Nur nach der Stadt Neuyork zog es ihn, wie gesagt, häufig hin, namentlich verfehlte er nie, daselbst den 4. Juli, den Tag der Unabhängigkeitserklärung und den Hauptnationalfesttag der nordamerikanischen Union, feierlich zu begehen.

Zu den Erstlingen seiner Poesie gehört das reflectirende Gedicht „Twilight", welches im Jahre 1818 in der neuyorker „Evening Post", einem geschätzten Blatte, dessen Re-

Digitized by Google

dacteur später W. C. Bryant wurde, veröffentlicht ward. Bald darauf erschienen in demselben Journale die humoristisch-satirischen „Croaker Papers", die er im Verein mit seinem Freunde Joseph Rodman Drake herausgab und wodurch beide Dichter in weitern Kreisen rühmlichst bekannt wurden. Zwar erschienen die genannten, mit vielem Geist und Humor geschriebenen Satiren nicht mit dem Namen der Verfasser, sondern nur mit der Unterschrift „Croaker u. Comp.", aber ganz Neuyork brannte von Neugier, die anonymen Dichter kennen zu lernen, und man rieth lange Zeit auf die verschiedensten damals bekannten Poeten, bis die beiden Freunde endlich selbst den Schleier des Incognito lüfteten.

Die Elegie „Green be the turf above thee", worin Halleck das Andenken des geschiedenen Freundes Drake verherrlichte, gehört zu den schönsten Dichtungen dieser Art, die Nordamerika aufzuweisen im Stande ist. Im Jahre 1819 erschien Halleck's längstes Gedicht unter dem Titel „Fanny" im Drucke; es enthält gegen 1500 Verse und hat sich, obschon es eigentlich nur ein Gelegenheitsgedicht ist, indem es Tagesereignisse und die Schwächen und Thorheiten gewisser öffentlicher Charaktere in höchst ergötzlicher Weise verspottet, bisjetzt seine volle Volksthümlichkeit erhalten.

Während der Jahre 1822 und 1823 besuchte er verschiedene Länder Europas, namentlich England. Selbstverständlich war diese Reise nicht ohne Gewinn für seine Muse geblieben. In der Sammlung seiner Gedichte, welche zuerst im Jahre 1827 in Einem Bande erschien, beweisen dies zwei glänzende Perlen echter Poesie: „Alnwick Castle" und „Burns". Beide Gedichte sind die Frucht seiner europäischen Reise gewesen und gehören zu den gelungensten Schöpfungen seines poetischen Genius. Während in „Alnwick Castle" mit unsagbarem Reiz und mustergültiger Kunst Ernst und Scherz miteinander verschmolzen sind, ist „Burns" der erwähnten Elegie auf Drake's Tod fast gleichzustellen. Von seinen übrigen Dichterwerken verdienen hier noch vornehmlich erwähnt zu werden: die äußerst witzige „Peter Castaly's Epistle to Recorder Riker", „Marco Bozzaris", ein seltenes Meisterstück auf dem Gebiete der Kriegslyrik, „Red Jacket" und „Woman", beide in ernsterm Stil gehalten.

Die Gedichte Halleck's haben verschiedene Auflagen erfahren, die letzte erschien im Jahre 1858. Er nimmt durch die Tiefe und den Reichthum seiner Gedanken, durch die Frische und Selbständigkeit seiner Phantasie und durch die Feinheit und Kraft seiner Diction einen hohen Rang unter den amerikanischen Dichtern ein. Würziger Humor und sprudelnder Witz, verbunden mit einer gewissen Eleganz der Darstellung, die frei von allem lästigen Formelkram und jeder unerquicklichen Steifheit war, lassen uns ihn in vieler Hinsicht zu der Zahl der besten Dichter der Neuzeit rechnen. Halleck war ein Dichter, der die Welt kannte und dessen Feder ebenso weich wie scharf zu sein vermochte. Obschon die Producte seiner Dichtkunst nicht oberflächlich waren, so arbeitete er doch leicht und seinen Werken haftet nichts von dem Dunste und der Dumpfheit der Studirstube an.

In socialer Beziehung zeichnete sich Halleck durch einen warmen Sinn für Freundschaft aus; in der Unterhaltung war er munter und voll der launigsten Einfälle. Ihn zierte eine seltene Erzählungsgabe, auch liebte er wissenschaftliche Discussionen, wobei er sich jedoch nicht selten zu paradoxen Behauptungen hinreißen ließ. Seine äußere Erscheinung war in einem hohen Grade eindrucksvoll und gewinnend. Er gefiel in fast allen Klassen der Gesellschaft durch sein angenehmes und freundliches Wesen, und doch durften arrogante und eingebildete Personen vor seinem scharfen Witze und seiner beißenden Satire zittern.

Gegen Ende seines Lebens war Halleck, der bis dahin kaum einer bestimmten religiösen Sekte angehört hatte, zum Katholicismus übergetreten und vertheidigte denselben bei verschiedenen Gelegenheiten mit dem Eifer und der Wärme, die man bei Neophyten

Digitized by Google

zu finden pflegt. Auch müssen wir ihn, obgleich sein Herz für alles Große und Schöne warm schlug und seinem Denken, Fühlen und Handeln ein ritterliches Wesen nicht abzusprechen war, in politischer Hinsicht entschieden als einen Anhänger der mehr conservativen Parteien seines Landes beurtheilen.

Technologische Revue.

Ein Metall, welches weit mehr versprochen, als bisher gehalten hat, ist das Aluminium, das oxydirte Element der Thonerde, welches in größern, schmiedbaren Barren zum ersten mal auf der pariser Weltausstellung 1855 auftrat, und durch hellen Silberglanz, große Leichtigkeit, Dehnbarkeit und Widerstand gegen äußere chemische Einflüsse große Erwartungen rege machte. Diese haben sich nicht erfüllt, die Darstellung und Behandlung sind schwierig und kostspielig, und das „Kothsilber" dient bisjetzt nur zu untergeordneten Zwecken. In der jüngsten pariser Ausstellung sah man es vorzugsweise zu Schmuckſachen verarbeitet. Mit Kupfer legirt bildet es Aluminiumbronze, welche allerdings ein sehr gutes Material zu technischen und plastischen Zwecken abgibt, allein an den Fehlern des reinen Metalls gleichfalls leidet. Neuerdings hat man nun die Erfindung gemacht, das Alumin zuerst mit Eisen zu legiren und diese Legirung mit Kupfer zu einer Bronze zu vereinigen, deren Darstellung weit leichter von statten geht. Die gesammte, zusammengeschmolzene Masse wird in dem Schmelztiegel tüchtig durcheinandergerührt und dann sich ruhig überlassen; die Aluminiumbronze setzt sich alsdann auf den Boden des Gefäßes, während das Eisen sich oben abscheidet, und nach dem Erkalten ohne Schwierigkeit von der erstern entfernt werden kann. Die Aluminiumbronze ist eine der schönsten Legirungen, in der Farbe dem Golde sehr ähnlich; sie wird gegenwärtig vielfach zur Anfertigung jener unechten Schmuckgegenstände verwendet, welche von Paris aus unter verschiedenen Namen als „Or" in alle Welt gehen, und sich vor den frühern Fabrikaten dieser Gattung dadurch auszeichnen, daß sie niemals oxydiren oder schwarz werden, ohne wirklich vergoldet zu sein. Auch in die Uhrenfabrikation findet sie allmählich Eingang.

In neuerer Zeit hat ein Baumaterial wieder vielen Beifall gefunden, welches schon seit Tausenden von Jahren bevorzugt im Gebrauch ist, aber mehrentheils nur als Bindemittel, nicht zur Errichtung des festen Gefüges der Mauern selbst. Es ist dies der aus Kalk und Sand mit Wasser angerührte Mörtel, der bekanntlich, aus guten Stoffen und richtig zubereitet, außerordentlich erhärtet und von ungemeiner Dauer ist. Aber erst seit etwa 25 Jahren hat man angefangen, aus ihm ganz allein, ohne Zuthat von Steinen, Mauern und Gebäude zu errichten. Dies Verfahren nennt man Kalkpisé oder Kalksandbau, fügt auch den Namen seines Erfinders Prochnow hinzu. Es hat sich vortrefflich bewährt, namentlich zu ländlichen Bauwerken aller Art; dagegen theilt es mit dem gewöhnlichen Pisébau aus Lehm alle Mängel und Uebelstände. Diesen zuvorkommen, werden jetzt aus der Mörtelmasse wirkliche Bausteine, sogenannte Kalkziegel, angefertigt, welche bequeme Handlichkeit mit Dauer und billiger Herstellung verbinden. Es werden diese Ziegel auf besondern Maschinen angefertigt, wie sie der Architekt Klette in Holzminden zweckmäßig construirt hat. Die Preise der Kalkziegel stellen sich um die Hälfte billiger als diejenigen der gebrannten Bausteine. Sie bedürfen von der Presse ab eines Zeitraums bis vier Wochen an einem vor Feuchtigkeit geschützten Lagerort bis zur Verwendbarkeit, und ein dünner Mörtel bindet sie beim Vermauern vorzüglich gut. Mit den Kalkziegeln ist, nach des Genannten Angabe, ein Baumaterial gewonnen, das allen Anforderungen entspricht, und dessen Bauwerth sowol wissenschaftlich als praktisch festgestellt ist. Mit

Digitized by Google

hinreichender und stetig wachsender Festigkeit, mit seiner Wärme, Trockenheit und seinem dauernd freundlichen Aussehen, vor allem aber mit seiner Billigkeit vereint der Kalkziegel alle Eigenschaften eines guten Bausteins, und die einhelligen Zeugnisse der Besitzer und Erbauer von Hunderten von Kalkziegelgebäuden sprechen hinlänglich für die Güte und Brauchbarkeit eines Materials, das namentlich für kleine und billige Wohnhäuser die wesentlichsten Vortheile bietet.

Der Bessemerstahl erringt immer weitere Verwendungsbezirke, feiert stets größere Triumphe und scheint allmählich eine ganze Umwälzung nicht blos in dem Gebiete der Stahlindustrie, sondern überhaupt im Gewerbwesen hervorbringen zu wollen. Fertigt man doch schon Möbel, Löffel, Küchengeräthe aller Art, Werkzeuge u. s. w. ebenso gut daraus, als Kanonen, Schiffsschrauben, Eisenbahnschienen und Kesselbleche. Eine neue Benutzung ist die Herstellung von Heizröhren aus Bessemerstahl, welche zuerst Haag in Augsburg eingeführt hat. Dergleichen Röhren übertreffen die schmiedeeisernen (gezogenen) um das Doppelte an Festigkeit, halten bei der halben Wanddicke schon denselben Druck aus und können bei gleicher äußerer Dicke eine mehr als zweimal größere Oeffnung haben, wodurch die Größe der mit den Feuergasen in Berührung kommenden Wand, oder die Heizfläche, sehr vergrößert und die Feuerwärme um so mehr dem Kesselwasser zugeführt, folglich auch Brennmaterial erspart wird. Aus demselben Grunde der größern Röhrenweite bei gleicher Festigkeit wird die Dampferzeugung vermehrt, der Durchzug der Feuergase begünstigt und auch die Reinigung der innern Röhrenwand leichter bewerkstelligt. Wegen ihres bedeutend geringern Gewichts eignen sich Heizröhren aus Bessemerstahl vorzüglich für Locomotiven und Locomobilen und dürften dafür inskünftig ausschließliche Anwendung verdienen. Der Proceß des Bessemerns, der auf der Verbindung des Sauerstoffs der Luft mit dem Kohlenstoff des Roheisens unter Weißglühhitze oder in dem Zusatz von flüssigem Spiegeleisen zu schon nahezu entkohltem Eisen, was den gleichen Zweck erreicht, beruht, gewinnt von Jahr zu Jahr an Vollkommenheit und ist neuerdings von Sheffield nach Steiermark ausgewandert.

Eine neue Verbesserung an Taschenuhren hat der Uhrenfabrikant Roßkopf zu Lachaux-de-Fonds in der Schweiz eingeführt. Er nennt die von ihm construirte Uhr „La Prolétaire" oder die „Arbeiteruhr", und es scheint dieselbe, da sie sehr zweckmäßig und wegen ihrer Billigkeit für jeden zugänglich ist, bald in den allgemeinen Besitz der ärmern Volksklassen übergehen zu wollen. Ihre charakteristischen Eigenschaften bestehen im wesentlichen darin, daß sie 1) zum Zwecke möglichst billiger und dauerhafter Darstellung ein sehr dickes, neusilbernes Gehäuse im Gewicht von $2\frac{1}{2}$ Unzen hat und zu vollkommenster Erreichung des Zweckes jede äußere Verzierung vermieden wurde; 2) daß sie infolge dieses starken Baues einen Stoß oder Fall aushalten kann, ohne dadurch in ihrem regelmäßigen Laufe unterbrochen zu werden; 3) daß sie, um das Eindringen von Staub unmöglich zu machen, durch Aufdrücken auf einen am Gehäuse sitzenden Knopf ohne Schlüssel aufgezogen wird; 4) daß sie kein Glas trägt und daß es genügt, zu ihrer Regulirung den Zeigern mit dem Finger die gehörige Stellung zu geben; 5) schützt eine zweite Feder gegen die durch eine unvorsichtige Behandlung der Uhr möglich werdende Verletzung und das dadurch veranlaßte Stillstehen der Uhr; 6) stellt sich deren Preis auf nur 15—20 Frs.; 7) läßt sich die Uhr von einem und demselben Arbeiter ganz fertig zusammensetzen, während alle übrigen Uhren durch viele Hände gehen, ehe sie dem Gebrauche übergeben werden können; 8) werden die Uhren alle in derselben Größe fabricirt, was eine schätzbare Einheit in der Fabrikation der Bestandtheile der Uhr mit sich bringt. Ausbesserungen können daher auch von einem Laien, sobald er nur die Uhrenbestandtheile im Vorrath hat, vorgenommen werden. Dieses sind die von dem Erfinder angegebenen Vortheile. Ein anderes Modell dieser Uhr, welches des zum Schutze des Zeigers auf der Vorder-

Digitized by Google

seite befindlichen metallenen Verschlußtheils, der Savonette, entbehrt, trägt statt dessen ein Glas, sodaß die veränderte Uhr, mit einem geeigneten Gestelle versehen, beliebig zum Aufstellen und Aufhängen Anwendung finden kann. Daß diese Erfindung Beachtung verdient, scheint ein Bericht der Société industrielle et commerciale in Neufchâtel zu bestätigen, dessen wesentlicher Inhalt dahin zusammengefaßt werden kann, daß diese Uhr nach den strengsten Regeln der Kunst construirt sei und sehr zuverlässig gehe. Gleichzeitig empfiehlt derselbe sie dem Publikum, indem er die glückliche Idee hervorhebt, die dem Erfinder vorgeschwebt habe, als er nur die Vereinfachung und Herstellung der wesentlichsten innern Organe der Uhr mit Vermeidung alles äußern Schmuckes derselben zum Hauptaugenmerk genommen habe. In gegenwärtigen Weltverhältnissen, wo der Wahrspruch „Zeit ist Geld" zu immer allgemeinerer Geltung gelangt, demgemäß die Zeit von fast allen Schichten der Gesellschaft möglichst ausgenutzt wird, ist die Erfindung einer sichern, der arbeitenden Klasse zugänglichen Uhr jedenfalls von großem Werthe und Interesse.

Ein sehr zuverlässiger Distanzmesser ist von dem durch seine Studien über die Gotthardsbahn bekannten Ingenieur Gentilli erfunden und im Polytechnischen Institut von Starke u. Kammerer in Wien ausgeführt worden. Seinem Wesen nach ist das Instrument ein Theodolit, verbunden mit einem Apparat zum Distanzmessen; letzterer unterscheidet sich von den besten bisher bekannten dadurch, daß bei völlig genauen Resultaten die Handhabung viel genauer und bequemer ist. Der distanzmessende Winkel ist dabei nicht mehr variabel, sondern constant, was dadurch erreicht wurde, daß der mit dem Fernrohr verbundene Arm des Instruments zwischen zwei Stahlflächen von Glashärte in unveränderlicher Entfernung hin- und herspielt. Diese neue Erfindung ist von besonderer Wichtigkeit für Eisenbahnbauten, wird aber auch bei Aufnahmen, namentlich im Gebirge, gute Dienste leisten.

Eine durch die pariser Ausstellung bekannt gewordene Neuheit ist der Steindruck auf Porzellan und Glas, welcher der Malerei in vielen Fällen den Rang ablaufen dürfte. Man wendet dazu nur feuerbeständige Mineralfarben an, im übrigen ist das Verfahren ziemlich dasselbe wie bei der bekannten Metachromatypie, wobei die Farben mittels Feuchtigkeit von präparirtem Papier losgelöst werden. Als Ersatz der Glasmalerei werden ebenfalls in Federmanier ausgeführte Buntdrucke mittels Firnis auf Glas abgezogen und bleiben vollkommen wetterbeständig. Ebenso wendet man das Verfahren auf lakirtes Blech, insbesondere zu Plakaten u. dgl. an und befolgt dabei genau die Methode des Buntdrucks mit successivem Auftrag der Farben; die Hauptfarben werden gepudert und mit Copalfirnis überzogen. Photographien auf Porzellan, Glas, Email u. s. w. kommen ebenfalls immer mehr in Aufnahme; ein neues Verfahren zu ihrer sichern und scharfen Herstellung haben Mothay u. Maréchal in Metz angegeben.

Ueber die Verarbeitung der Holzfasern auf Alkohol und Papierzeug hat neuerdings Payen verschiedene Versuche angestellt, deren Resultate schon von der Technik ergriffen worden sind. Statt der Behandlung mit starken heißen alkalischen Laugen und darauf mit Chlor, empfiehlt sich eine neue, billigere Methode, nach welcher die mit den organischen Stoffen beladenen starken Laugen zur Trockniß verdampft, und sodann zur Zerstörung dieser Stoffe in Flammöfen calcinirt werden, worauf das kohlensaure Alkali durch Behandlung mit Kalk wieder in kaustisches Alkali verwandelt wird. Durch Behandlung mit einer Lösung von unterchlorigsaurem Kalk, welcher zur Beschleunigung des Bleichens eine mäßige Menge Schwefelsäure zugesetzt wird, bleicht man endlich den auf diese Art gewonnenen Faserstoff, wobei die letzte Manipulation ein ergiebiges Auswaschen in völlig reinem Wasser ist. Es ist kaum glaublich, wie sich in den letzten Jahren der Verbrauch des Holzzeugs als Surrogat der Lumpen in der Papierfabrikation gesteigert

Digitized by Google

hat, und er nimmt immer noch zu, in dem Grade, als die technische Darstellung größere Vollkommenheit erlangt. Die Erfindung ist eine deutsche, von Heinrich Völter in Heidenheim, dessen Apparate in der würtembergischen Abtheilung der pariser Ausstellung täglich in Gang waren und Bewundernswürdiges leisteten. Nebenbei lassen sich Abfälle und Incrustationen der Holzfaser, namentlich alle schwammigen nicht zur Papierfabrikation verwendbaren Theile, durch eine chemische Behandlung mit Säuren und Neutralisation mit Kalk in Fruchtzucker (Glucose) umwandeln, und daraus wird mittels Destillation Alkohol gewonnen, ein zwar altbekanntes, aber früher niemals im Großen fabrikmäßig durchgeführtes, jetzt zur Industrie gewordenes Experiment.

In der Färberei macht sich als ein neues Verfahren die sogenannte Streifenfärberei geltend, welche, obschon früher mit wechselndem Erfolg mehrfach versucht, erst durch die Anwendung des Kautschuks mit Sicherheit möglich geworden ist. Es werden dabei diejenigen Stellen der Zeuge, welche weiß bleiben sollen, mit Kautschukbändern unterbunden und das Ganze dann in die Flotte getaucht. Die Compression der Fäden hindert die Färbeflüssigkeit, weiter als bis zu dem Bande vorzudringen; hier steht sie still und die Grenze zwischen dem Gefärbten und Ungefärbten wird so scharf und klar, wie sie durch Druck nicht schöner hergestellt werden kann. Früher benutzte man Papierhülsen und Bindfaden zu dem gleichen Zweck, allein das Ergebniß war häufig unzureichend.

Schon lange hat man danach getrachtet, die Milch, das Normalnahrungsmittel, in einen Zustand zu bringen, welcher sie, unbeschadet ihrer Eigenschaft, auf längere Zeit hinaus zu conserviren erlaubt. Bekannt sind in dieser Richtung die Bemühungen des Professors Trommer in Eldena zur Darstellung von Milchextract, ferner die Fabrikation der Milchpulver, welche jedoch blos aus Milchzucker bestehen u. a. m. Neuerdings scheint das Problem gelöst, wie die zu Paris ausgestellten Proben von Milchextract beweisen, den eine englisch-amerikanische Gesellschaft zu Cham im Canton Zug der Schweiz fabrikmäßig anfertigt. Mit Wasser verdünnt liefert dieser Extract eine Milch, welche von der frischen nicht zu unterscheiden ist. Die Darstellung geschieht, indem große Quanta frischer Milch in einem luftleeren Raum (im Vacuumapparat) abgedampft werden, nachdem zuvor eine hinreichende Menge feinsten Rohrzuckers in grobkörnigen Krystallen zugesetzt worden war. Ist die Milch zur Sirupdicke condensirt, so wird sie in Blechflaschen gefüllt, welche hermetisch zugelöthet werden. Setzt man dann $4\frac{1}{2}$—5 Theile Wasser hinzu, so hat man eine vollkommen reine Milch vom besten Geschmack, nur etwas süßer als die frische. Die Fabrikation des Milchextracts, welcher sich ebenbürtig neben den Fleischextract stellen wird, ist in Gegenden überflüssiger Milcherzeugung von hoher volkswirthschaftlicher Bedeutung, da sämmtliche Stoffe, welche bekanntlich bei der Käsebereitung für die menschliche Ernährung verloren gehen, in ihm völlig erhalten sind, sodaß es nicht blos für Seereisen und Verproviantirungen, sondern auch für den Haushalt wichtig zu werden verspricht.

Keine andere Maschine hat sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit so rasch verbreitet wie die Nähmaschine. Sie ist eine entschieden amerikanische Erfindung, wenn auch von anderer Seite die Priorität beansprucht worden ist, und ihr Erfinder, Elias Howe, geboren 1819 zu Spencer in Massachusetts, gestorben 1867 als mehrfacher Millionär zu Bridgeport in Connecticut, hat noch ihren ganzen Triumph erlebt. Welche enorme Ausdehnung die Fabrikation der Nähmaschinen allein in Amerika erlangt hat, das beweist die officielle Zusammenstellung der Productionsresultate eines Jahres (Juni 1866 bis dahin 1867.) Nach derselben wurden von Zweifadenmaschinen, zu Steppstich, von elf Fabriken angefertigt 151135 Nähmaschinen; von Einfadenmaschinen, zu Kettenstich, von drei Fabriken 18970 Stück. Den größten Betrieb in den erstern hat die Singer Manufacturing Company mit 43053 Stück im Jahre, in den letztern Wilcox and Gibbs mit 14152 Stück. Rechnet man dazu die Tausende von kleinern Mechanikern, welche

Digitized by Google

ebenfalls Nähmaschinen bauen, und gar noch die Fabrikation des Continents, deren Gesammtzahl mindestens ebenso groß ist als diejenige der Vereinigten Staaten, so wird man nicht fehlgehen in der Behauptung, daß jährlich eine Viertelmillion Nähmaschinen gebaut und abgesetzt wird.

Im Eisenbahnwesen tauchen immer wieder neue Versuche auf, die hölzernen Schwellen durch ein dauerhafteres, daher billigeres Material zu ersetzen. So hat jetzt Holland in Neuyork ein Patent genommen auf eiserne Eisenbahnschwellen, welche derartig construirt sind, daß die Schienen ohne Nägel und Schrauben unverrückbar in ihrer Lage gehalten werden, aber zugleich mit der größten Leichtigkeit herausgenommen und gewechselt werden können. Für den Schienenweg selbst wie für die Wagen wird dadurch eine bei weitem längere Dauer erreicht, sodaß die größern Kosten der Anlage sehr bald mehr als ersetzt sind. Ein ganz neues Schienensystem bringt dagegen die Rheinische Eisenbahn in Anwendung. Die Schienen werden, auf Unterlagsplatten ruhend, fünf Zoll tief in den Kies gesenkt. Die Kieslage wird hierauf mit neun Zoll Erde bedeckt, sodaß nur der Kopf der Schienen hervorragt. Beide Schienenreihen werden von drei zu drei Fuß durch Rundeisen-Querstäbe zu einem System verbunden und die Stöße durch Laschen aufeinander befestigt. Wo das Holz kostspielig ist, würde diese neue Construction, im Falle sie sich bewährt, von großer Wichtigkeit sein.

Die Länge sämmtlicher Eisenbahnen der Erde beziffert sich nach Professor Neumann's soeben veröffentlichter Arbeit über die Verkehrsmittel auf 21178 geographische Meilen. Selbst sämmtliche Bahnen nur als einspurig angenommen, würde dies genügen, um die Erde am Aequator nahezu mit vier Parallelbahnen zu umgürten, und die Befahrung all dieser Linien mittels Eilzügen würde fünf Monate in Anspruch nehmen. Das Anlagekapital sämmtlicher Eisenbahnen berechnet sich auf 46625 Mill. Frs. und damit sich dasselbe nur zu 4 Proc. verzinse, müssen sich die Reinerträge derselben täglich auf mehr als 5 Mill. Frs. belaufen, was einen täglichen Umsatz von wenigstens 15 Mill. Frs. voraussetzt. Um die Schienen für sämmtliche, nur als einspurig angenommene Bahnen der Erde, = 226,280000 Zollcentner, zu liefern, würden alle Schienenfabriken Frankreichs durch 55 Jahre vollauf zu thun haben. Gegen 40000 Locomotiven und 1,200000 Waggons sind im Eisenbahndienste thätig; es werden dadurch täglich 3 Mill. Personen und 27 Mill. Zollcentner Frachtgüter befördert, zu welchem Dienste 1 Mill. bis 1,200000 Menschen als Beamte u. s. w. fortwährend unmittelbar beschäftigt sind.

Die Telegraphendrähte der ganzen Erde haben eine Länge von 116786 geographischen Meilen und würden hinreichen, um eine doppelte Leitung zwischen dem Monde und der Erde herzustellen, wobei noch ein Stücklein Draht übrigbliebe, lang genug, um damit die Erde nahezu dreimal zu umspannen. An den 12000 Telegraphenstationen der Erde mit ihren 30000 Apparaten sind fortwährend 36—38000 Menschen beschäftigt, und die Herstellungskosten dieses Netzes belaufen sich in runder Summe auf 416 Mill. Frs. Allein in Europa werden aber auch gegenwärtig täglich 58000 Telegramme versendet.

Von neuen Maschinen, Werkzeugen, Apparaten und Verfahren liefert insbesondere das Ergebniß der pariser Weltausstellung einen ganzen Strom, in dessen Getriebe es einigermaßen schwer ist, das Gute von dem nicht Stichhaltigen zu unterscheiden. Wir signaliren als der Beachtung werth folgende Novitäten: Eine Dampfmaschine mit stehendem Kolben von Starke in Görlitz, deren wesentliches Moment ein eigenthümlich construirter Dampfvertheilungshahn bildet („Civilingenieur", Nr. 6). Turbinen von J. Larger in Felleringen (Elsaß), mit Rückschaufel von eigenthümlicher Bauart, einfach, aber gleichmäßigen Ganges und sehr wirksam („Deutsche Industriezeitung", Nr. 394). Manometer mit graphischer Darstellung des Drucks, vorzugsweise geeignet zur Controle hydraulischer Pressen, von Fasbender, gebaut durch Schäffer u. Budenberg in Magde-

Digitized by Google

burg. Antiincrustator zur Verhütung des Kesselsteins, eine Art elektrischen Apparats von Baker in Philadelphia, welcher die Kalksalze des Wassers in feiner Zertheilung als leichtes Pulver so niederschlagen soll, daß sie durch Oeffnen des Abflußhahns täglich bequem entfernt werden können und die Kesselreinigung völlig überflüssig wird („Würtembergisches Gewerbblatt", S. 302, 1867). Sicherheits-Alarmapparat für Dampfkessel von Peck in Newhaven, Connecticut, bei welchem eine leichtflüssige Metallegierung bei Gefahr schmilzt und alsdann die Pfeife ertönen läßt („Deutsche Industriezeitung", S. 435). Horizontaler Dampfhammer von Ramsbottom, aus zwei entgegengesetzten Richtungen auf das zwischen ihnen befindliche Arbeitsstück wirkend, wodurch nur ein Amboß von dem halben Gewicht nothwendig wird. Dampfhammer von Thwaites u. Carbutt in Bradford, bei welchem entweder die Hammerträger und Kolben oder statt der letztern die Cylinder zu der Schlagwirkung mit beitragen, und eine compendiöse Raumersparung sowie bedeutende Verminderung des Gesammtgewichts erzielt wird. Universalwalzwerk von Chatillon u. Commentry in Paris mit nur Einem Walzenpaar, bei dem das Flachkaliber in Höhe und Weite beliebig rasch von einem Durchgang zum andern geändert werden kann („Oesterreichische Zeitschrift für Bergwesen"). Kreissäge von Spaulding in San-Francisco, mit einzeln einsetzbaren Zähnen, welche ein Viertel bis ein Drittel weniger Kraft erfordern sollen als eine gleich große gewöhnliche Kreissäge („Deutsche Industriezeitung", Nr. 403). Schraubenmaschine von Brownand Sharpe, Providence, Vereinigte Staaten, zur Anfertigung von Schrauben in ganz genau zu bestimmenden Dimensionen innerhalb ziemlich weiter Grenzen in stets ganz gleicher Form und Größe aus Rundeisen („Deutsche Ausstellungszeitung"). Zinkenfräsmaschine von Davenport, nach Armstrong's Patent, welche mit einer Kreissäge die kleinen trapezförmigen Klötzchen förmlich herausschneidet („Deutsche Ausstellungszeitung"). Cupolofen zum Umschmelzen von Metallen, von P. Mackenzie, Neujersey, bei welchem der Wind nicht an einzelnen Plätzen durch Löcher einströmt, sondern aus einer schmalen Rinne um den ganzen Ofenmantel (Burchardt's Bericht, Neuyork). Schraubstock von Ralston, Indiana, Pennsylvanien, mit verstellbaren Armen, sodaß derselbe sich sehr leicht öffnen und schließen läßt. Sicherheitsschlüssel von Bandet, Paris, welcher mittels eines hervortretenden Stifts gewahren läßt, ob das Schloß wirklich abgeschlossen ist oder nicht. Drahtzange von Hall u. Gifford in Neuyork, deren Schneiden nicht mit der vollen Druckwirkung aufeinandergreifen, daher nicht so leicht stumpf werden („Deutsche Industriezeitung", Nr. 355). Ventilator von Mackenzie, mit nur drei Flügeln, mit rotirender Trommel (Burchardt's Bericht, „Neuyorker Handelszeitung"). Zapfenlager zum Selbstschmieren mittels zutröpfelnden Oels aus einer Kammer an jeder Lagerseite, von Martinot („Deutsche Industriezeitung", Nr. 435). Federwage von G. Salter u. Comp. in Westbromwich, Silvester's Patent, sehr compact, mit Spiralfedern und Zahnstange in einem der Schale unterständigen geschlossenen Gehäuse („Deutsche Industriezeitung", Nr. 435). Faßmaschinen von Thompson, zur Herstellung der Fässer bis zum Binden, wobei Breter von bestimmter Dicke benutzt, die vorher mittels Kreissägen zu Dauben von ziemlich gleicher Länge geschnitten werden, ohne daß sie gleiche Breite zu haben brauchen („Deutsche Ausstellungszeitung"). Andere zu Petroleumfässern nach Merril in Boston, fertigen die Dauben mit Rippen und Nuthen zum dichtesten Ineinanderpassen („Scientific Americain", XVII, 3). Der Franzose David liefert gleichfalls einfache Faßmaschinen (beschrieben von Kesseler in der „Deutschen Ausstellungszeitung"). Neuer Eisapparat von E. Carré in Paris, dem Bruder des Verfertigers der bekannten großen Eisapparate, mit dem Princip der Wasserverdunstung im luftverdünnten Raum unter Anwendung von concentrirter Schwefelsäure („Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 28). Brückenwage von Leverson, Neuyork, mit sehr einfachem und empfindlichem Tafelgestell, Erfindung von Sampson (amerika-

Digitized by Google

nisches Patent, „Deutsche Industriezeitung", Nr. 384). Vorhängeschloß von Marlette, Paris, mit großer Sicherheit gegen unbefugtes Oeffnen bei einfacher Construction („Deutsche Industriezeitung", Nr. 363). Universalpfropfen, um Flaschen mit verschieden weiten Oeffnungen rasch und leicht ganz luftdicht zu verschließen und ebenso schnell und bequem wieder zu öffnen, der Pfropfenkörper aus vulkanisirtem Kautschuk mit messingener Schraube nebst Mutter („Industrielle Blätter", Nr. 146). Formmaschiene für Schmelztiegel von Morgan u. Hyles, Battersea, mit Drehscheibe und Form, welche sammt dem Material gegen die Lehre der Tiegelgestalt mittels mechanischer Kraft gepreßt, sodann ausgehoben wird („Mechanical Magazine", Nr. 2230). Ofenregulator von Bender u. Teller, besteht vorzugsweise aus einem selbstthätigen Compensationsstreifen, der entweder an der Ofenthür oder darüber angebracht wird, und, auf eine Rosette wirkend, jene öffnet oder schließt, je nachdem die Temperatur steigt oder fällt („Arbeitgeber"). Hausaufzug für Personen oder Sachen von L. Edoux in Paris, nach dem Princip der Wassersäulenmaschine. Steinschneidemaschine von Nestler u. Breitfeld in Erla, Sachsen, für Syenit, Porphyr, Marmor, Lithographiesteine u. s. w. bis zu 30 Blatt und für jede Schnittlänge. Continuirlich arbeitende Centrifugalmaschine von A. Fesca in Berlin, für Rübenzuckerfabriken („Zeitschrift des Vereins für Rübenzuckerindustrie", Nr. 534). Wollkämmaschine von Prouvost in Roubaix mit kreisförmigen rotirenden Platten statt Einschlagebürsten. Apparat zum Abfasern der Wolle von Lutton in Philadelphia, um die feinen vorstehenden Faserchen von Wollgarn zu entfernen, namentlich um Zephyrgarnen aus geringerm Stoff ein besseres Ansehen zu geben („Deutsche Industriezeitung", Nr. 372). Neuer Hartwinder für Spinnmaschinen, um ohne Selfactors harte und festgewundene Cops oder Kötzer aus ungeweiftem Garn zu bekommen, von F. Hahn in Einsiedel bei Chemnitz. Webstuhl mit Doppellade, von Gerber-Ulrich in Markirch, Elsaß, welcher zwei Stücke zugleich, also so viel arbeitet wie zwei einfache Stühle („Bulletin de la Société d'Encouragement", Nr. 435). Garnmesser von J. Goldschmid in Zürich, zum Messen der Stärke und Elasticität von Baumwollgarn, Rohseide, Nähseide und Nähfäden; Maschinen zur Anfertigung von Dachpappe oder cementirter Dachleinwand, von Pulte in Cincinnati, welche bei Handbetrieb täglich 10—15000 Fuß Leinwand cementiren oder bei Dachpappenanfertigung so viel leisten sollen als 20—30 Arbeiter („Scientific Americain", Nr. 21). Wasserdichtes Tuch mittels schwefelsauren Bleioxyds herzustellen lehrte Itzigsohn in Berlin („Musterzeitung", Nr. 183). Eine Lohetrockenmaschine als Cylinderpresse baut L. Bréval in Paris, um die Gerberlohe in kürzester Frist so weit zu trocknen, daß sie als Brennmaterial verwandt werden kann. Neue Laternen, welche zum Putzen des Dochts sowie zu dessen Höherschrauben nicht geöffnet zu werden brauchen, haben Silvius u. Tain in Neuyork patentirt erhalten (Burchardt's Bericht). Unverbrennliche Dochte für Petroleum- und Ligroinelampen construirt Preisner in Wien durch Ansatz von Asbestbrennern an gewöhnliche Dochte. Die Gewinnung der Fettsäuren aus den Seifenwassern der Tuchfabriken u. s. w. lehrte Bohl in Köln mittels Fällung der Seifenflüssigkeit mit einem Kalksalz, Chlorcalcium („Polytechnisches Journal", Nr. 185). Derselbe hat vorgeschlagen, zur Gewinnung der fetten Oele durch Extraction anstatt des bisher verwendeten, gefährlicheren Schwefelkohlenstoffs das Canadol zu verwenden, einen sehr leichten und flüchtigen, aus Petroleum zu gewinnenden Kohlenwasserstoff. Feste Anilinfarben hat Dr. Jacobsen in Berlin, vorzugsweise für das Colorit der neuerdings beliebten Photographien von Blumen und Schmetterlingen sowie für Costümbilder, dargestellt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage.

Erster Artikel.

Die Politik Napoleon's III. bis zur Constituirung des Königreichs Italien.

1) Die Zeiten und ihre Männer. Napoleon und unsere Zeit. Rückblick auf seinen Weg zur höchsten Gewalt. Die römische Expedition von 1849. Der Staatsstreich. Die Haltung des französischen Klerus. L'empire c'est la paix. Die Herstellung des Kaiserreichs. Der Krimkrieg und seine Wirkung auf die Stellung Frankreichs zu dem übrigen Europa. Der Pariser Frieden. Napoleon auf der Höhe seines Ansehens in Europa. Die Situation im Innern. Neue Ablenkung der Interessen nach außen.

Während die Heroen der Cultur- und insbesondere der Kunstgeschichte fast durchweg als höchste Glieder einer ganzen Entwickelungsepoche dastehen, ist das Erscheinen und Wirken außerordentlicher schöpferischer Kräfte auf politischem Gebiete der Regel nach ein spontanes. Phidias, Rafael und Michel Angelo, Schiller und Goethe bezeichnen nur die Höhepunkte dessen, was unmittelbar vor ihnen von verwandten Geistern eine Reihe von Generationen hindurch erstrebt wurde; Männer dagegen wie Cäsar, Gregor VII., Washington und Napoleon I. haben in ihrer Art keine unmittelbaren Vorläufer. Ihnen lag es ob, sich ihr Ziel selbst zu stecken und den Weg zu demselben von seinen Anfängen an zu bahnen. Wenn auch dem Auge der Nachwelt das Auftreten von Männern letzterer Art nur als geschichtliche Nothwendigkeit erscheint, so bleibt doch immer zu bedenken, daß solche historische Nothwendigkeiten oft eine Reihe von Generationen hindurch der Realisirung harren und erst erfüllt werden, wenn der Mann kommt, der sie mit hoch über den Verhältnissen stehendem Auge erkennt, dem Talent, Geist, Charakter und Thatkraft beiwohnen, mit starker Hand in das Rad der Völkergeschicke einzugreifen und der Geschichte neue Bahnen zu weisen. Nicht mit Unrecht benennt darum der Volksmund die charakteristisch hervortretenden geschichtlichen Epochen nach jenen leitenden und lenkenden Persönlichkeiten.

Auch unsere Zeit, so tief sich auch die weltgestaltende Kraft in die Allgemeinheit versenkt hat, so maßgebend der nationale Wille den großen Gang der geschichtlichen Ereignisse beeinflußt, vermag sich der bestimmenden Einwirkung mächtiger Individualitäten nicht zu entziehen. Nach wessen Namen, dürfen wir darum fragen, wird die Geschichte die große, an politischen Neugestaltungen so reiche Zeit, in der wir leben, benennen?

Eine spätere Generation mag diese Frage beantworten. Der Glaube, der noch zu Anfang dieses Jahrzehnts volle Berechtigung hatte, daß der Name Napoleon's III. unserer Zeit den historischen Stempel aufdrücken werde, ist wenigstens erschüttert.

Digitized by Google

An den großartigen Umgestaltungen, die sich während der letzten Decennien in Europa vollzogen haben und sich noch zu vollziehen im Begriff sind, hat der Kaiser Napoleon einen unverkennbar großen Antheil. Es läßt sich behaupten, daß ohne sein Erscheinen auf der Weltbühne die Dinge nicht in gleicher Weise in Fluß gerathen wären. Es muß nicht minder zugestanden werden, daß die Handlungen des Kaisers im Gebiet der auswärtigen Politik von vornherein gewisse große Principien erkennen lassen, die zwar nicht neu sind, die aber durch ihn zuerst mit zündender Kraft vom Throne herab verkündet wurden. Hätte Napoleon es vermocht, seinen eigenen und den nationalen Egoismus Frankreichs so weit zu bändigen, um den Consequenzen, die sich aus dem Appell an diese Principien ergeben mußten, gewachsen zu bleiben, dann würde ihm der Ruhm nicht bestritten werden können, der Mann zu sein, der vor allem seine Zeit gemacht hat. Aber selbst der flüchtigste Ueberblick des Ganges seiner großen Politik zeigt, daß er zwar dem Rade der Weltgeschicke einen mächtigen Anstoß gegeben, daß dies Rad aber, sich selbst beschleunigend, Bahnen eingeschlagen hat, die der Kaiser nicht voraussah, und auf denen er ihm zu folgen weder vermochte noch willens war. Die letztverflossenen Jahre Napoleonischer Politik, mit denen wir uns näher zu beschäftigen gedenken, stehen mit dem Beginn seiner monarchischen Laufbahn in schneidendem Contrast; sie zeigen nur das Bestreben, dem einmal in Bewegung gesetzten Rade, wenn nicht in die Speichen zu fallen, so doch den Hemmschuh anzulegen und es aus seiner geraden Bahn herauszudrängen. Mehr und mehr lenkt der Kaiser dabei in die Tendenzen und Wege der alten Cabinetspolitik; an die Stelle der großen von ihm selbst verkündeten Principien treten Maximen, bei denen er seine Meister in Heinrich IV., Richelieu und vielen andern, die ihm vorausgingen, erkennen muß. Außerhalb Frankreichs aber gehen die Ereignisse mit logischer Consequenz ihren Weg, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Geschichte denn auch einst außerhalb Frankreichs den Mann erkennen wird, dessen Genie und schöpferische Thatkraft an der Neugestaltung Europas den bedeutsamsten Antheil hat. Eine gewaltige, große Erscheinung wird darum Napoleon III. immer bleiben und zur Stunde sehen wir in ihm noch den Mann, der in dem großen historischen Schauspiel, das um uns in Scene geht, eine der Hauptcharakterrollen spielt. Uns das Verständniß dieser Rolle und ihrer Bedeutung für die weitere Entwickelung der Dinge zu erschließen, erscheint es geboten, den Faden der französischen Politik vom Beginn der monarchischen Laufbahn Napoleon's ab aufzunehmen und ihn als ein Ganzes flüchtig durch die Hand laufen zu lassen.

Napoleon, mögen ihm auch günstige Conjecturen den Weg zum Throne geebnet haben, gehört vielleicht am wenigsten zu den Männern, denen die allgemeine Richtung der Zeit ihren großen Lauf vorgezeichnet hat. Als er noch der Abenteurer von Strasburg und Boulogne war, standen dieselben kühnen Ziele vor seiner Seele, die er großentheils später erreicht hat, und die Welt verlachte ihn. Schon damals war die Errichtung einer absoluten Gewalt auf den Schultern der nationalen Demokratie sein Streben, schon damals war das auf Niederreißung der alten Verträge gerichtete Programm in großen Lineamenten entworfen.

Leichter und durch andere Mittel, als es zur Begründung eines großen Namens und zur Erweckung von Sympathie und Bewunderung angethan war, gelangte Louis Napoleon zur höchsten Gewalt. Erst als der nur durch zweifelhafte und wenig respectirte Rechte der Geburt vom niedern Sterblichen unterschiedene Flüchtling den Weg bis zum Imperator zurückgelegt hatte, trat die Aufgabe an ihn heran, sich als großer Mann zu entwickeln, zu bewähren.

Zahlreiche Illusionen aus der Zeit des Abenteurers, die aber nicht minder eine Zeit des Denkers, des Forschers, des geistig Schaffenden war, ließ Louis Napoleon hinter sich zurück, als er den Präsidentenstuhl der Republik erstieg. Er ergriff seine Aufgabe

Digitized by Google

mit einem nüchternen Realismus, der bei dem damals erst vierzigjährigen, noch vollständig unerprobten Manne in Erstaunen setzte. Zwei Mächte waren es, auf die er seine Plane stützte, der Klerus und die Armee. Daß er auf die letztere zählte, war bei dem Namen, den er trug, und bei dem Ziel, das er sich gesteckt, wol selbstverständlich. Daß er aber zunächst vorwiegend an das klerikale Element appellirte, daß dies ihm als Stufe zur absoluten und erblichen Gewalt dienen sollte, war Product eines berechnenden kalten Verstandes, wie er bei einem Schwärmer, der an nichts anderes glaubte als den Zauber seines Namens, nicht vorauszusetzen war. Sein Calcul erwies sich als richtig. Schon vor seiner Wahl zum Präsidenten hatten die pariser Junitage gezeigt, daß der socialen und staatlichen Ordnung ernste Gefahren drohten, Gefahren, welche die Kirche besonders zu fürchten allen Grund hatte. Wer für die Herstellung eines starken Regiments die größten Garantien zu bieten schien, konnte der Unterstützung des Klerus gewiß sein, sofern er diesem seinen Antheil am Regimente in Aussicht stellte. Das that denn auch Louis Napoleon. Der erste große Act der Republik unter seiner Präsidentschaft war ein Kreuzzug gen Rom. Mochte bei diesem Unternehmen der politische Gedanke, Oesterreich und Neapel zuvorzukommen und festen Fuß in Italien zu fassen, auch wesentlich mitbestimmend gewesen sein, so entsprach das Unternehmen, da es die Politik auf kirchlichem Gebiete engagirte, doch nicht minder den Wünschen des gallikanischen Klerus. Als Marschall Oudinot nach monatelanger Belagerung die von Garibaldi glänzend vertheidigte heilige Stadt genommen und in der Capitulation vom 1. Juli 1849 namens der Republik die weltliche Herrschaft des Papstes wiederhergestellt hatte, war aus den Antecedentien des Prinz-Präsidenten die Erinnerung an seine Carbonarizeit, an seine persönliche Betheiligung bei den revolutionären Kämpfen, die 1830 gegen Rom geführt wurden, getilgt. Die Geistlichkeit durfte Vertrauen fassen und dies Vertrauen wurde durch die kluge Haltung und geschickte Agitation Louis Napoleon's während der beiden folgenden Jahre seiner Präsidentschaft noch wesentlich gestärkt.

Als der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 in Scene ging, erfüllten sich die Hoffnungen des Prinzen auf die Armee wie auf den Klerus in gleichem Maße. Die Armee übte auf sein Geheiß Gewalt gegen die Generale, die sie zum Ruhme geführt hatten, gegen Cavaignac, den Sieger in den Junitagen, Oudinot, den alten Napoleonischen General, der ihr als Eroberer Roms den jüngsten Lorber gepflückt hatte, gegen Changarnier, Lamoricière und wie sie alle heißen mochten. Der Klerus vergaß, daß der Staatsstreich einen Eidbruch involvirte, er agitirte für den neuen Usurpator, und ihm dankt Napoleon zumeist die 7½ Mill. Stimmen, die drei Wochen später den Staatsstreich sanctionirten und auf 10 Jahre volle absolute Gewalt in seine Hand legten. Als der neue Dictator wenige Wochen später aus der Zahl seiner Gegner diejenigen herausgriff, die ohne Urtheil und Recht deportirt oder exilirt wurden, traf seine Wahl nur Republikaner und Orleanisten; die Legitimisten, die Freunde des Klerus, wurden geschont.

Rascher noch als die römische Expedition der Besteigung des Präsidentenstuhls, folgte dem Antritt der Dictatur die Ebnung des Weges nach Jerusalem für die römisch-katholischen Christen. Die Fürsprache Napoleon's erwirkte beim Sultan zum großen Misbehagen Rußlands deren Gleichberechtigung mit den Griechen, die sich des Heiligen Grabes bemächtigt hatten. Der Bund mit dem Klerus war durch diesen glücklich durchgeführten Act der Diplomatie nur noch fester geschlossen.

Eine im September 1852 angetretene Rundreise durch Frankreich sollte der Bevölkerung Gelegenheit geben, sich für die Wiederaufrichtung des Kaiserthums auszusprechen. In allen Städten waren die ersten Schritte des Präsidenten dem vornehmsten Gotteshause zugewandt. Schon in Bourges, der ersten Stadt, wo er Aufenthalt nahm, empfing ihn die Geistlichkeit in der Hauptkirche mit demselben Ceremoniell, das sie

Digitized by Google

sonst nur regierenden Häuptern gewährt. Auf einem Triumphbogen prangten die Worte: „Vox populi, vox Dei. Ave Caesar Imperator!“ Ihre Hauptarbeit hatte die Geistlichkeit, wie einst zu Gunsten der Bourbons, so diesmal für den neuen Cäsar im südlichen Frankreich gethan, wo ihre Macht am größten. In Avignon waren nicht weniger als 500 Priester zum Empfange des Erwählten der Nation vereinigt. Da im Süden Frankreichs die chauvinistischen Elemente, die sich selbstverständlich zumeist für das Empire begeisterten, am schwächsten vertreten sind, fand es Napoleon für gut, gerade hier auch dem gewerbtreibenden Mittelstande, der allerwärts die größte Anhänglichkeit an das Ludwig Philipp'sche Regiment hegte, eine Concession zu machen, indem er den Handelsnotabeln von Bordeaux gegenüber die Devise des neuen Kaiserreichs ausgab: „L'empire c'est la paix!“

Der geschickte Gebrauch, den die bonapartistische Partei in ganz Frankreich von dieser Devise machte, kam den Bemühungen der Geistlichkeit wesentlich zu Hülfe. Am Jahrestage des ersten Staatsstreichs wurde auf Grund des kurz vorher stattgehabten Plebiscits das Kaiserreich proclamirt. Sieben und dreiviertel Millionen Stimmen hatten sich einer Minorität von nur einer Viertelmillion gegenüber für dasselbe ausgesprochen. So wenigstens ward in Paris amtlich constatirt. Unter denen, die gegen das Empire waren, war freilich vorher gebührend aufgeräumt worden. Die leitenden Häupter der feindlichen Parteien lebten in der Verbannung, diejenigen, auf deren Arme sie sich hätten stützen können, waren nach Cayenne und Lambessa deportirt. Allein der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 hatte an 28000 dahin gebracht, wo der Pfeffer wächst, der Deportirten aus den Junitagen nicht zu gedenken.

England erkannte den erwählten Kaiser sofort an, mit ihm eine Reihe kleinerer Staaten. Aber auch die drei nordischen Mächte, deren conservative Allianz seit der Unterwerfung Preußens in Olmütz als wiederhergestellt gelten konnte, überwanden ihre Bedenken und schon in den ersten Tagen des Januar erfolgte die Anerkennung. Worin hätten diese Bedenken auch noch bestehen sollen? Die Legitimität auf dem französischen Throne war zunächst nicht wiederherzustellen und die Politik des Imperialismus, soweit sie sich im voraus documentirt hatte, entsprach durchaus dem Programm, dessen Repräsentant Zar Nikolaus war. Hatte sich doch die französische Republik, schon unmittelbar nachdem Louis Napoleon an ihre Spitze getreten war, durch ihren Römerzug an dem allgemeinen Feldzuge der bestehenden Gewalten gegen die nationalen und revolutionären Erhebungen, die ein neues Europa schaffen wollten, betheiligt, und war die Haltung dieser Republik angesichts der damaligen Vorgänge in Schleswig-Holstein doch im Sinne jenes Programms eine durchaus correcte. Napoleon hatte bewiesen, daß er seine Zeit verstanden, daß er im europäischen Concert keine Dissonanzen hervorrufen wollte. Die Reaction und Contrerevolution war auf dem ganzen Erdtheil siegreich gewesen und das Hauptverdienst um dieses große Resultat mußte sogar Louis Napoleon beigemessen werden. Er hatte in jenem blutigen Jahre 1849 Frankreichs Ruhe gewahrt und an der Brutstätte der socialen und politischen Revolution ein absolutes Regiment errichtet. Das noch immer vor dem rothen Gespenst zitternde Europa erkannte dem Manne, dessen Geschlecht es ein Menschenalter zuvor auf immer vom Boden Frankreichs verbannt hatte, heute den Titel des „Retters der Gesellschaft“ zu. Daß Zar Nikolaus sich nicht sofort entschließen konnte, seinem neuen Collegen an der Seine die Anrede „Monsieur mon cher frère“ zuzubilligen, war von nebensächlicher Bedeutung.

Als eine außerordentliche, über das Niveau der gewöhnlichen Sterblichen entschieden hervorragende Natur hatte sich Napoleon durch das bis dahin Erreichte unbedingt schon erwiesen, die Probe des großen Mannes hatte er aber noch zu bestehen. Egoismus,

Digitized by Google

mystischer Glaube an das Verhängniß, Klugheit und Verwegenheit waren es, die ihn an der Hand des Glückes auf den Thron geführt hatten. Noch war nichts geschehen, was das Urtheil der Geschichte hätte bestimmen können, einen andern Maßstab an seine Thaten zu legen als den der bürgerlichen Moral. Selbst die Glorie des Heldenthums, der kriegerische Ruhm, der dem ersten Napoleon den Weg zur höchsten Gewalt gebahnt hatte, fehlte gänzlich.

Nur weniger Jahre bedurfte es, um die Welt zu überzeugen, daß Louis Napoleon nicht nur nach einer Krone gestrebt, sondern auch das Ziel fest ins Auge gefaßt hatte, Frankreich groß vor der Welt zu machen. Dies auf dem Wege innerer Entwickelung zu erreichen, erschien zur Zeit absolut unmöglich. Die alten Parteien waren noch mächtig und drohten, so heterogen ihre Elemente waren, mit einer Coalition; nur die Gewalt vermochte den Thron zu stützen. Die eisernen Ringe und Klammern, mit denen das Kaiserreich nothdürftig gefestigt war, durften nicht entfernt werden, sollte nicht dem ganzen Bau der Einsturz drohen. Es war also zunächst nichts zu thun, als der unmittelbarsten Veranlassung zu Misbehagen und Unzufriedenheit, der materiellen Noth zu steuern. Der Kaiser suchte darum den Glauben an die Erhaltung des Friedens zu fördern. Den gefährlichsten Elementen, den Arbeiterklassen der großen Städte, vor allem den Bewohnern des Foubourg Saint-Antoine von Paris eröffnete er durch großartige Bauunternehmungen auf öffentliche Kosten eine Quelle reichen Verdienstes. So sehr dies den Principien einer gesunden Volkswirthschaft widersprach, als deren Träger sich Napoleon später auf handelspolitischem Gebiet erwies, so erfüllte es doch zunächst vollständig den unmittelbar vorliegenden Zweck. Den besitzenden Mittelklassen bot er zur Anregung des Speculationsgeistes durch die Gründung zweier großen Finanzinstitute, des Crédit-mobilier und des Crédit-foncier, neue Pole zur Ablenkung der Interessen. Mochten immerhin schwindelhaftes Börsenspiel und völlige Entartung des mercantilen Unternehmungsgeistes Folge dieser Einrichtungen sein, so wurden doch die Interessen vieler Tausende dadurch an die Erhaltung der neuen Zustände gefesselt. Die Geistlichkeit wußte sich der Kaiser durch ein neues Gesetz, das den ganzen Primärunterricht, einen Theil des höhern Unterrichts und das ganze öffentliche Erziehungswesen des weiblichen Geschlechts in die Hand des Klerus und der geistlichen Orden legte, in hohem Grade zu Dank zu verpflichten. Die Fessel, die der Kaiser sich selbst dadurch anlegte, hat er indeß bis zum heutigen Tage nicht abzustreifen vermocht. Sie hemmt nicht allein seine und seines aufgeklärten Ministers Duruy Bestrebungen zur Hebung des auf der niedrigsten Stufe stehenden Volksunterrichts, sondern schädigt auch die Autorität der Regierung in hohem Maße. Zu jener Zeit aber achtete Napoleon solche Concessionen für geboten.

Seine großen Aufgaben mußte der Kaiser zur Zeit unbedingt auf dem Gebiete der auswärtigen Politik erkennen. Schon in der Natur des Imperialismus lag dies begründet. In demselben Maße, in dem es gelang, dem Nationalgefühl auf diesem Gebiet Befriedigung zu gewähren, mußte sich die Aufmerksamkeit von den innern Zuständen abwenden und der Thron des Kaisers befestigen. Das Regiment Ludwig Philipp's, das trotz aller Pilze, die daran wucherten, doch an constitutioneller Freiheit so viel geboten hatte, um ein großes, die Interessen der Nation an sich fesselndes, politisches Leben zu ermöglichen, ward jetzt laut als das ruhmlose bezeichnet, ein ruhmreiches, ein Regiment der Gloire sollte im Gegensatz dazu das Kaiserthum werden.

Der Schwerpunkt Europas lag zu jener Zeit nicht da, wohin er nach französischen Begriffen gehörte. Er lag nicht in Paris, sondern weit im Osten. Infolge der gewaltigen Triumphe, welche der Zar Nikolaus in Deutschland und Ungarn geerntet hatte, erschien dieser als der Gebieter über den weitaus größten Theil von Europa. Einzig von allen größern Mächten des Continents unerschüttert durch die Revolutionsjahre, war

Digitized by Google

Rußland zu einem Einfluß gelangt, der freilich auf einer Ueberschätzung seiner Macht fußte, thatsächlich aber den Westen Europas in den Schatten stellte. Napoleon's Pläne zielten dahin, diesen Einfluß zu brechen. Bei seinem Vorgehen wegen der Heiligen Stätten zu Gunsten der römischen Christen hat er zweifelsohne diesen Gedanken schon ins Auge gefaßt. Es galt, sich für den geeigneten Moment den casus belli offen zu halten, und dazu boten die orientalischen Angelegenheiten den geeignetsten Anknüpfungspunkt. In Petersburg war dies indeß richtig und rechtzeitig erkannt worden.

Der Zar ersparte es dem Kaiser Napoleon, einen Krieg zu provociren. Schon wenige Wochen, nachdem dieser den Thron erstiegen, begann Rußland mit England Unterhandlungen, die auf nichts Geringeres als auf die Vollstreckung des Testaments Peter's des Großen abzielten. Nikolaus schlug dem britischen Gesandten in Petersburg eine Allianz vor, die er für so stark erachtete, daß ihr gegenüber die Macht des übrigen Europas nichts bedeute. Nach Abschluß dieser Allianz sollte die russische Macht sofort über die Donau bis zur Balkanlinie vorrücken, also nicht nur alle mittelbaren Länder, sondern auch Bulgarien in Besitz nehmen, während Aegypten und die Inseln England preisgegeben werden sollten. Ueber die schließliche Theilung der Türkei nach ihrem alsdann bald vorauszusehenden Ende sollten weitere Verständigungen zwischen beiden Contrahenten vorbehalten bleiben.

Das britische Cabinet widerstand der gewaltigen Versuchung. Wie weit den Anstrengungen der französischen Diplomatie, wie weit den freien Ueberzeugungen Englands dies Ergebniß zuzuschreiben ist, mag dahingestellt bleiben. Es handelte sich dabei offenbar um Frankreichs Weltstellung. Nur das erschöpfte Oesterreich würde ein sicherer Bundesgenosse Napoleon's gewesen sein, wäre die Entscheidung des Cabinets von Saint-James anders gefallen. Wie sie fiel, führte sie in weiterer Folge zur britisch-französischen Allianz, auf Grund deren Napoleon Frankreich wieder zur Höhe der ersten Macht Europas erhob.

Das eigenmächtige gewaltsame Vorgehen Rußlands gegen die Türkei hatte lang andauernde diplomatische Unterhandlungen zur Folge, während deren das Ansehen und das politische Gewicht des kaiserlichen Frankreichs schon von Tag zu Tag wuchs. Bei der Wahl, die das betreffende Cabinet einmal getroffen hatte, mußte die Entscheidung mehr und mehr in Napoleon's Hand gelangen, ohne dessen Mitwirkung das einer Landmacht gänzlich entbehrende England keine Entscheidung geben konnte. Dieser Umstand erleichterte es dem Kaiser, noch lange an seinem Friedensprogramm festzuhalten. Das ganze Jahr 1853 und noch ein Theil des folgenden verging über Verhandlungen. Schon lange tobte der Krieg zwischen Russen und Türken, ehe ein actives Einschreiten der Westmächte erfolgte. Gegen Ende des Januar 1854 richtete Napoleon noch persönlich ein Schreiben an den Zaren, in welchem er ihm das Unrechtmäßige seines Verfahrens vorstellte. Erst als dieses Schreiben, wie vorauszusehen, ohne Erfolg blieb, kam es zum definitiven Abschluß des Allianzvertrags mit England und wenige Tage darauf (28. März) zur Kriegserklärung.

Die wesentlichste Stipulation des Allianzvertrags lief darauf hinaus, daß weder Frankreich noch England einen Territorialgewinn aus dem Kriege heimtragen sollte. Europa konnte also nicht von einem Eroberungskriege des neuen Cäsar reden. Auch die dem Kaiserthum feindlichen Parteien in Frankreich selbst hatten keinen Anhalt für eine fruchtbare Opposition. Denen, die auf den lakonischen Satz, das Kaiserreich sei der Friede, hinwiesen, ließ sich entgegnen, daß einmal der Krieg nicht von französischer Seite provocirt sei, dann aber, daß die dermalige Lage Europas keine Garantien für einen dauerhaften Weltfrieden biete. Erst wenn Rußland in seine Schranken zurückgewiesen und das „Gleichgewicht Europas", d. h. die Uebermacht Frankreichs wiederhergestellt sei, werde eine friedliche Culturentwickelung gesichert sein. Es ist Thatsache, daß der Krieg sofort

Digitized by Google

höchst populär war. Obgleich kein einsichtiger Mensch zu begreifen vermochte, wie ein gemeinsames Eintreten Frankreichs und Englands behufs Conservirung des Türkenreichs in Europa zu einer wirklichen Lösung der orientalischen Frage führen könne, so war doch der Umstand, daß der Krieg gegen das den Franzosen antipathische und zur Zeit übermächtige Rußland gerichtet war, der großen Masse ein ausreichender Rechtfertigungsgrund. Selbst das den Frieden um jeden Preis liebende Kleinbürgerthum hatte nichts dagegen einzuwenden, daß fern in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen sollten; man hörte sogar in Paris oft genug sagen, es sei recht gut, daß eine Masse unruhiger Elemente aus den Städten entfernt und auswärts beschäftigt würde. Napoleon selbst hat dies nicht außer Acht gelassen, vielmehr in aller Weise Sorge getragen, diese Elemente unter der Maske von Zuaven und Turcos der Armee zuzuführen.

Rücksichtlich der Stellung zu den übrigen Mächten bot ein Krieg gegen die Großmacht des Ostens die allergünstigsten Chancen. Preußen und das engere Deutschland fühlten tief, welche Niederlage ihnen Rußland in Warschau und Olmütz bereitet hatte. Mochten die Cabinete auch noch so eng an das Zarenthum gekettet sein, auf ihre Haltung mußte, nachdem ein Jahr 1848 vorausgegangen war, jedenfalls der Wunsch der Nation maßgebend sein, aus der Abhängigkeit von Rußland erlöst zu werden. Eine neutrale Haltung Preußens und der kleinern deutschen Staaten war also zu erwarten, wenn auch besondere Sympathien für das Napoleonische Frankreich nicht obwalteten. Von Oesterreich war sogar mehr zu erwarten. Oesterreich theilte unbedingt die negativen Interessen Frankreichs im Orient; es hatte allen Grund, Rußland nicht zum Herrn der Donaumündungen werden zu sehen. Durch die Occupation der Donaufürstenthümer drängte Rußland das österreichische Cabinet schon vor der Kriegserklärung der Westmächte in die Reihe seiner Gegner. Später engagirte sich Oesterreich auch materiell auf der Seite der Westmächte, indem es sich durch einen (Mitte Juni 1854 abgeschlossenen) Vertrag mit der Pforte zur Besetzung der Donaufürstenthümer verpflichtete, was die Russen zur Räumung derselben veranlaßte. Die Opfer, mit denen der Kaiserstaat die unblutige Rolle, die er im Krimkriege spielte, bezahlte, waren kolossal. Ganz abgesehen von der Verpachtung seiner Staatseisenbahnen, stieg seine Schuldensumme um 500 Mill. Fl. Von dieser Erschöpfung Oesterreichs wußte Napoleon's weitere Politik später ausreichenden Vortheil zu ziehen.

Da Preußen unmittelbar nach der Kriegserklärung der Westmächte an Rußland mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen hatte, gravitirte thatsächlich schon vor Eintritt der Waffenentscheidungen die große Hauptmasse Europas nach Westen; Paris durfte wieder als der politische Schwerpunkt des Erdtheils gelten. Wenn Preußen im Laufe der Dinge seine Neutralität auch schärfer markirte, so trat dafür Oesterreich durch einen speciellen Allianzvertrag in um so engere Beziehungen zu den Westmächten. Unter gewissen Voraussetzungen verpflichtete es sich sogar zur Kriegserklärung gegen Rußland.

Im Laufe des Kriegs pflückte Napoleon noch eine weitere Frucht. Er legte die Protectorhand auf Sardinien, dem er die Ehre gewährte, sich am Kampfe activ betheiligen zu dürfen. Es eröffnete dies seiner Politik weitere Perspectiven für die Zukunft.

Der Krieg selbst war keineswegs dazu angethan, große Bewunderung zu erregen. In seiner ersten Anlage verfehlt, gipfelte er in der Belagerung eines festen Platzes, der zuletzt, in blutige Trümmer verwandelt, in die Hand der Alliirten fiel. Jede Festung muß schließlich fallen, wenn der Angreifer Menschenblut und Geldopfer nicht scheut. In dem kolossalen Aufwande, den Frankreich nach diesen Richtungen hin machte, lag neben der Bewährung der Tapferkeit der Armee und ihrer Ueberlegenheit über Russen, Briten und Italiener vorwiegend das Imponirende der Action. Kein Feldherr hatte sich hervorgethan, auch der Kaiser in der Planung des Ganzen kein großes militärisches Genie

Digitized by Google

bewiesen. Aber es war doch ein Erfolg, der, vielleicht nur wegen der Zweifel, die im Laufe des Kriegs in seine Erreichung gesetzt wurden, Frankreichs Gloire wiederhergestellt hatte und in ganz Europa einen ungeheuern Eindruck machte. Rußland war, was infolge einer Belagerung selten der Fall ist, besiegt. An Sewastopol hatte sich gezeigt, daß die Kräfte des Riesen nicht unerschöpflich waren, daß die ganze Welt dieselben sogar bedeutend überschätzt hatte.

Fast ebenso bedeutsam wie die Zurückdrängung Rußlands war für Frankreichs und seines Kaisers Stellung in Europa das neugeschaffene Verhältniß zu England. Es bedarf nur der flüchtigsten Erinnerung an die Geschichte des ersten Kaiserreichs, um die hohe Bedeutung einer britischen Allianz für den neuen Imperator zu ermessen. Hatte auch England längst dem aus der Zeit des ersten Kaiserreichs stammenden Haß gegen Frankreich entsagt, war es zu diesem wiederholt in die engsten Beziehungen getreten, so war doch das Verhältniß stets ein solches, das England in den Vordergrund stellte, schon weil dieses die Fäden der europäischen Politik zumeist in der Hand hatte. Durch den Krimkrieg änderte sich dieses Verhältniß vollständig ins Gegentheil. Im Landkriege hatte England eine so höchst untergeordnete unglückselige Rolle an der Seite der Franzosen gespielt, daß das Prestige Frankreichs schon hierdurch ins glänzendste Licht trat. Noch weit belangreicher aber war das maßlose Fiasco, das die britische Flotte allerwärts gemacht hatte. Die 1854 ausgerüstete Ostseeexpedition, der Kronstadt erliegen sollte, hatte es im Laufe vieler Monate nicht einmal zu einer wirksamen Blokade der russischen Küsten zu bringen vermocht, und außer der Zerstörung des kleinen finnischen Forts Bomarsund und einiger armen Fischerdörfer absolut gar nichts erreicht. Eine gleichzeitig gegen die Küste von Kamtschatka entsandte Flotille, die Petropaulowsk erobern sollte, erreichte ebenso wenig. Ihr Admiral erschoß sich im Gefühl der Schmach. Eine Riesenflotte von 100 Schiffen, worunter 85 britische, die mit mehr als 2500 Kanonen 1855 abermals Kronstadt zum Zielpunkt nahm, war nicht minder erfolglos. Ihre Lorbern gipfelten in einem Bombardement des kleinen finnischen Platzes Sweaborg, wobei einige Häuser und Magazine zerstört wurden. Alle positiven Resultate des Kriegs kamen also ausschließlich auf Rechnung Frankreichs. England ging trotz seiner Betheiligung am schließlichen Siege ärmer an Ansehen aus dem Kriege hervor, als es in denselben eingetreten war. Das Bewußtsein, daß England sich fortan nicht mehr als eine ausschlaggebende Macht bei kriegerischen Conflicten auf dem Continent zu betrachten habe, daß es also seiner Politik eine dem entsprechende Richtung geben müsse, faßte im Lande selbst tiefe Wurzel. In Napoleon aber reifte die Ueberzeugung, daß es Frankreich schließlich gelingen müsse, Englands Flotte eine durchaus ebenbürtige, wenn nicht überlegene entgegenzustellen. Bis dahin aber wollte er sich des werthvollen Bündnisses erfreuen. Waterloo und Sanct-Helena konnten aus der Reihe der Punkte, wegen deren das zweite Empire mit Europa abzurechnen hatte, schon jetzt gestrichen werden. Die gemeinsame Action hatte sich als ein größerer Triumph über England erwiesen, als der stolzeste Sieg es gewesen wäre.

Mehr noch als der Krieg trug der Friedensschluß zur Hebung des Ansehens Frankreichs und — heute dürfen wir ohne Erröthen offen sagen — zur Wiederherstellung seiner Hegemonie in Europa bei.

Daß an Stelle Wiens, wo vor und während des Kriegs die internationalen Conferenzen getagt hatten, jetzt Paris Sitz der Friedensconferenzen wurde, war selbstverständlich. Ein natürlicher Sohn des ersten Napoleon, der Minister Walewski, führte das Präsidium. Rußland sandte den Grafen Orlow als außerordentlichen Vollmachtträger, einen Mann, der die Künste der alten Cabinetspolitik keineswegs verschmähte. Er empfahl das vor kurzem noch so stolze hochgebietende Zarenreich der Großmuth des frän-

Digitized by Google

tischen Cäsaren; er scheute die Schmeichelei ebenso wenig, wie man sie in den Tagen von Erfurt und Dresden gescheut. Nur England, Oesterreich, Sardinien und die Türkei, also die am Kriege betheiligten Mächte, waren bei Eröffnung der Verhandlungen vertreten. Preußen wurde erst infolge eines Protestes zugelassen, als man daran ging, einen der europäischen Verträge (den Dardanellenvertrag) zu ändern; an den Präliminarverhandlungen hatte es keinen Antheil.

Es war keine stolze Rolle, die Preußen und mit ihm Deutschland zu jener Zeit spielten. Seine Neutralität ward ihm von beiden Seiten, ganz besonders aber von westmächtlicher, zum schweren Vorwurf gemacht, sein im Laufe des Kriegs unternommener Versuch, die Rolle des Vermittlers und Friedensstifters zu spielen, war in London wie in Paris kurz abgewiesen worden. Aber Preußens ganze Haltung während des Krimkriegs war dennoch eine richtige und ehrenhafte. Ehrenhaft, weil es in seiner Neutralitätspolitik nicht geschwankt hatte, richtig, weil Preußen und Deutschland an der Orientfrage nicht betheiligt waren, die Kraft der Westmächte aber unbedingt ausreichte, Rußland so weit in die Schranken zurückzuweisen, als es wünschenswerth und nothwendig schien. Activ dafür einzutreten, daß das drückende Uebergewicht, welches seither Rußland geübt hatte, in Frankreichs Hand gelange, lag gewiß außerhalb der deutschen Interessen. Tausende von Politikern haben es freilich zu jener Zeit getadelt, daß Preußen den Krimkrieg nicht als eine Gelegenheit auffaßte, seine verscherzte Großmachtsstellung wiederzugewinnen; heute werden die meisten erkennen, daß es anders besser war. Preußen wäre, wie später Italien, nur ins Schlepptau Frankreichs gerathen; diesem mehr als sich selbst würde es für jeden Erfolg verpflichtet gewesen sein. Preußens Ziele lagen in Deutschland, und waren schon darum nur aus eigener Initiative, ohne jedes Zusammengehen mit Frankreich oder Rußland zu erreichen. Dazu aber waren die Verhältnisse zur Zeit des Krimkriegs nicht angethan. Für Deutschland ist dieser Krieg darum keineswegs ohne segensreiche Folgen geblieben. Noch im Verlaufe desselben, als die Schlachten an der Alma und bei Inkerman bereits geschlagen waren, redete Rußland zu Deutschland und seinen Großmächten im alten Protectorton. „Um Deutschland vor den Uebeln zu bewahren, von welchen es durch eine Spaltung zwischen beiden Großmächten bedroht sein würde, ist der Kaiser geneigt, auf Friedensverhandlungen einzugehen“ ... so begann eine Note vom 6. Nov. 1854, in deren weiterm Verlauf es dann hieß, daß der Kaiser erwarte, Deutschland werde sich durch eine beharrliche Neutralität dankbar erweisen. Nachdem Sewastopol in Trümmer gelegt war, ist wenigstens eine solche Sprache nicht wieder laut geworden.

Oesterreichs Haltung war eine weit schwankendere als diejenige Preußens. Anfangs mit letzterm ziemlich auf derselben Linie stehend, hatte es sich im Laufe des Kriegs enger und enger an die Westmächte angeschlossen. Als sich im Sommer 1855 die Erschöpfung Rußlands klarer offenbarte, verminderte es seine an der russischen Grenze aufgestellte Armee um 200000 Mann und ermöglichte es dadurch dem Zaren, die im Westen seines Reichs stehenden Truppen nach Sewastopol zu ziehen. Hierdurch und durch das schon vorher kundgegebene Interesse an der Erhaltung der russischen Seemacht im Schwarzen Meere zog es sich das Misfallen Frankreichs in solchem Maße zu, daß es für den bedeutenden, nur durch die größte Schädigung seiner Finanzen ermöglichten Dienst, den es der Sache des Westens durch die Occupation der Donaufürstenthümer geleistet hatte, nichts als schwarzen Undank erntete. Die Allianz der Westmächte mit Sardinien war der Quell weiterer Schädigung Oesterreichs.

Der Frieden von Paris war, sofern es sich um eine Brechung der Macht des Ostens handelte, der glänzendste Triumph des französischen Kaisers. Rußland verlor mit dem Protectorat über die griechischen Christen im Orient den gewaltigen Einfluß, den es

Digitized by Google

schon seit dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi im Orient geübt hatte. Die europäischen Großmächte übernahmen fortan den Schutz der dortigen Christen gemeinsam, eine Stipulation, durch welche diese selbst nur vom Regen in die Traufe kamen, Frankreich und England aber das Thor geöffnet wurde, sich jeden Augenblick in die orientalischen Angelegenheiten einzumischen. Demüthigender noch für Rußland war die Vernichtung seiner Freiheit, an den eigenen Küsten im Schwarzen Meere eine Kriegsflotte zu halten, eine Bestimmung, die unmöglich für die Dauer aufrecht erhalten werden kann. Einer andern Forderung ähnlicher Art gelang es indeß Rußland erfolgreichen Widerstand zu leisten. Es ließ sich nicht herbei, gemeinsam mit Frankreich, England und Oesterreich die Integrität der Türkei zu garantiren. Die genannten drei Mächte schlossen zu diesem Zwecke einen besondern Vertrag ab, der freilich den Keim des Todes von vornherein in sich trug. Die Geschichte wird trotz dieses kläglichen Products der Cabinetspolitik und des ganzen Krimkriegs, der die Lösung der orientalischen Frage um keinen Schritt gefördert hat, unaufhaltsam ihren Gang gehen. Rußland wird dann stolz auf seine Weigerung hinweisen dürfen.

Aber auch Dinge von unbestreitbar hohem Werthe, von gewaltiger Tragweite für das allgemeine Wohl förderte der Friede zu Tage. Die Freiheit der Donaumündungen ward durch den Verzicht Rußlands auf das Protectorat über die rumänischen Fürstenthümer und eine Rectificirung der Grenze Bessarabiens gesichert. Zum Zweck der Entsandung dieser Mündungen trat eine internationale Commission in Thätigkeit. Wichtiger noch war ein außerhalb des Friedensinstruments vereinbarter Vertrag, der das Seerecht im Geist moderner Gesittung regelte und die Kaperei abschaffte. Fast alle seefahrenden Staaten Europas traten diesem Vertrage bei. Auch Nordamerika nahm seine Stipulationen wegen des Seerechts an, ohne sich indeß der Abschaffung der Kaperei anzuschließen.

Der letztgenannte Vertrag kann als ein Beispiel dessen dienen, was sich Napoleon als das Ideal seines Strebens in der monarchischen Laufbahn vorgezeichnet hat. Auf seine Anregung, unter seiner Aegide sollten sogenannte „große Principien" zur Geltung in der ganzen civilisirten Welt gelangen und in dieser Weise sollte ein neues Völkerrecht geschaffen werden, für welches dann in streitigen Fällen das höchste Tribunal im Cabinet der Tuilerien zu suchen wäre. Im vorliegenden Falle, später auch auf handelspolitischem Gebiete, hat Napoleon in diesem Sinne große Erfolge gehabt. Auf rein politischem Gebiete hat er nur das mehr negative, aber darum keineswegs zu unterschätzende Resultat erreicht, daß er der alten Cabinetspolitik, die nichts für maßgebend erkannte als das Recht der Verträge, einen gewaltigen Stoß versetzte und fernerhin auch dem Willen und dem Bedürfnisse der Völker in den Augen der Diplomatie Geltung verschaffte.*) Seine Theorien vom Nationalitätsprincip und vom Selbstbestimmungsrecht der Völker waren an sich zu abstract, um unbedingte Geltung erlangen zu können. Napoleon selbst hat, wie wir in weiterer Ausführung dieser Skizze sehen werden, durch seine egoistische Politik den Stab über sein eigenes „neues Recht" gebrochen. Schon die Garantie der Integrität der Türkei stand mit dieser Theorie in Widerspruch, da die Nationalität der Griechen, Rumänen u. s. w. damit offenbar in den Bann gethan war. In diesem Punkte stehen die pariser Verträge sogar mit den kläglichsten Producten der alten Cabinetspolitik auf derselben Linie.

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 2., 726 fg.

Digitized by Google

Trotz der ungeheuern Opfer an Menschen und Geld*), die der Krimkrieg verschlungen, hatte Napoleon durch denselben seine Popularität in Frankreich fest begründet. Schon als im September 1855 die unsern des Ausstellungspalastes vor dem Invalidenhotel aufgestellten Kanonen dem von Fremden überfüllten Paris den Fall Sewastopols meldeten, war es unverkennbar, daß sich in der Stimmung Frankreichs eine große Wandlung vollzogen hatte. Waren dem Kaiser vor vier Jahren hauptsächlich darum Millionen von Stimmen zugefallen, weil der friedliebende Theil der Bevölkerung von ihm die Consolidirung des Friedens oder doch der Ruhe im Innern erwartete, so jauchzten ihm jetzt mindestens ebenso viel Millionen Beifall zu, weil er das ruhmlose Regiment tief in den Schatten gestellt und die Gloire des Empire wiederhergestellt hatte. Diejenigen aber, innerhalb wie außerhalb Frankreichs, in denen die Befürchtung aufstieg, daß der errungene Sieg nur eine neue Aera der Eroberungskriege einleiten werde, wurden ihrer Sorgen ledig, als der Friede geschlossen ward, Frankreich nichts für sich begehrte, nicht einmal Deckung der Kriegskosten forderte. War es Weisheit, war es nur Klugheit, was den Kaiser leitete, in den Augen der Welt erstieg er durch sein damaliges Verhalten mehr als eine Stufe zu der Höhe des großen Mannes.

Europa begann sich in Huldigungen gegen den sieg- und ruhmgekrönten Kaiser zu überbieten. Rußland sandte durch den Grafen Orlow seine sämmtlichen Orden. Bei der Krönungsfeier in Moskau im September 1856 war Frankreichs Krönungsbotschafter die ausgezeichnetste Persönlichkeit. Gleich darauf erschien der Großfürst Konstantin mit dem um Sewastopols ruhmvolle Vertheidigung zumeist verdienten General Todtleben in Paris. Im September 1857 begegneten die beiden Kaiser einander am stuttgarter Hofe und die Welt fabelte von einem zweiten Tilsit. Oesterreich brachte unmittelbar nach dem Friedensschluß durch einen seiner Erzherzoge seine Huldigungen dar und wandelte gleichzeitig, „um die Innigkeit der gegenseitigen Beziehungen zu erhöhen", seine pariser Gesandtschaft in eine Botschaft. Im nächstfolgenden Sommer (1857) erschienen die süddeutschen Könige zu gleichem Zwecke in Paris. Napoleon selbst und seine Gemahlin waren in diesem Sommer auf der Insel Wight die gefeierten Gäste der Königin Victoria, welche ihrerseits schon vor Ende des Krimkriegs mit ihrem Gemahl und dem Prinzen von Wales einen längern Besuch in Paris gemacht und sogar am Grabe des ersten Napoleon dem neuen Empire gehuldigt hatte. In schwebenden internationalen Händeln ward dem Kaiser das Vermittleramt zugestanden, so von Preußen in seinem Streite mit der Schweiz wegen Neufchâtel, von England beim Friedensschlusse mit Persien.

Eine liberale Regung schien die weitere Frucht des Pariser Friedens für ganz Europa zu sein, wenn auch vorwiegend nur im Sinne der großen Politik. Rußland begann sein großartiges Reformwerk im Innern und erwies sich gnädig gegen die politisch compromittirten Polen. Amnestie für die wegen der Revolutionen von 1848 und 1849 Verbannten erfolgte seitens Oesterreichs, Badens und anderer Staaten. Gegen den ultrareactionären Hof von Neapel schritten die Westmächte, unterstützt von Oesterreich, diplomatisch ein und riefen, als ihre Vorstellungen fruchtlos blieben, im October 1856 sogar ihre Gesandten ab.

Für die innere Entwickelung Frankreichs konnten indeß die großen Acte der äußern Politik, mit allen Triumphen, die sie eintrugen, das fehlende feste Fundament eines angestammten legitimen Thrones nicht ersetzen. Noch immer die dem Empire feindlichen Parteien, insbesondere die republikanischen und socialistischen Elemente fürchtend, vielleicht

*) Jeder der kriegführenden Theile trug seine Kriegskosten selbst. Diejenigen Frankreichs betrugen nahe an 1800 Mill. Frs., sein Menschenverlust berechnet sich auf mindestens 70000 Köpfe. Der Gesammtverlust an Menschenleben infolge des Krimkriegs geht über eine Viertelmillion hinaus.

Digitized by Google

ihre Macht überschätzend, blieb der Kaiser dauernd bestrebt, das ganze Interesse Frankreichs nach außen abzulenken. Dort konnte er große freisinnige, sogar revolutionäre Ideen ungefährdet zur Geltung bringen, für die innern Angelegenheiten hatte er nur Worte. Alles was von der Versöhnung der Freiheit mit der Ordnung, der Volksrechte mit der Autorität, vom Ursprung des Kaiserreichs aus der Demokratie, von den großen Principien von 1789 in der officiösen Presse und auf anderm Wege laut wurde, erhob sich nicht über die Bedeutung der Phrase. Unverkennbar wurzelte in der Seele des Kaisers der Trieb, sich von der Sklavenkette des Cäsarismus, die ihn selbst noch unfreier machte als seine Unterthanen, loszumachen. Eine Dynastie, die dauernder äußerer Erfolge bedürftig war, konnte auch er nicht für gesichert erachten. Die Sorge aber, diese Dynastie sicherzustellen, erfüllte ihn jetzt mehr als je, denn im Moment der Eröffnung der Friedensconferenzen hatte ihn seine Gemahlin mit einem Sohne beschenkt. Aber der Weg einer die Nation befriedigenden innern Entwickelung war für Frankreich nicht leicht zu finden. Das parlamentarische Regiment des modernen Constitutionalismus haßte der Kaiser aus tiefster Seele, in richtigem politischen Instinct erkannte er darin die Negation des Imperialismus. Sollte eine mit ausreichenden constitutionellen Rechten ausgestattete Landesvertretung geschaffen werden, so bedurfte es unbedingt eines Wahlgesetzes, das die Gewalt nicht völlig in die Hand der Demagogie gelangen ließ. Jedes derartige Wahlgesetz hätte aber die besitzenden Mittelklassen, das Bourgeoisthum Ludwig Philipp'scher Zeit, wieder ans Regiment kommen lassen. Das aber wollte der Kaiser um keinen Preis und das konnte er nicht wollen. Das Geldbewilligungsrecht in der Hand dieser Klasse würde das persönliche Regiment — „die freie Initiative", um in der Sprache Napoleon's zu reden — zerstört, es würde außerdem das Kaiserthum der Stütze beraubt haben, die es in den Massen fand. In diesen Massen, der sogenannten Demokratie, aber ruhte der Ursprung und die Macht des Imperialismus. Die niedere ländliche Bevölkerung ward theils durch die Geistlichkeit, theils durch chauvinistische Traditionen an ihn gefesselt, das gefährliche Element der untern städtischen Bevölkerung erkannte in dem Kaiser, der für Beschäftigung auf Staatskosten sorgte, dem es panem et circenses dankte, der stets Schmeichelworte für die Demokratie zu finden wußte, das sie stützende Gegengewicht gegen Kapital und Bourgeoisie. Die vorausgegangene sociale Bewegung übte auf das kaiserliche Regiment immer noch seine Rückwirkung. Napoleon hätte eine durchaus neue Staatsform finden müssen, um ohne sich selbst den Boden unter den Füßen hinwegzuziehen, ein fruchtbringendes, die Interessen fesselndes, Frieden und Ordnung sicherndes inneres Staatsleben in Frankreich wach zu rufen. Er hat daran gedacht, er hat sogar Andeutungen fallen lassen, daß er die Elemente für das, was ihm vorschwebte, in der auf der Demokratie ruhenden und die von ihm verabscheute Institution verantwortlicher Minister nicht aufweisenden nordamerikanischen Verfassung suche; das Problem zu lösen, ist ihm aber bisjetzt nicht gelungen.

So sehr auch infolge der Triumphe des Krimkriegs die Popularität des Kaisers gewachsen war, so manche Glieder der alten Parteien sich infolge desselben zum Empire bekehrt hatten, so hatte sich doch schon wenige Monate nach dem Friedensschluß gezeigt, daß die Gefahren, welche der staatlichen Ordnung drohten, noch keineswegs vollständig überwunden waren. In Paris wurde eine geheime socialistische Gesellschaft, die „Marianne", entdeckt, die sich über ganz Frankreich ausgebreitet hatte. Zahlreiche Glieder derselben wurden verhaftet, überführt und verurtheilt. Der Eindruck auf den Kaiser war ein gewaltiger und bestimmte ihn monatelang von Paris fern zu bleiben. Später sollte Napoleon noch eine andere Erfahrung machen. Am 14. Jan. 1858 wurde sein und der Kaiserin Leben durch das Attentat des italienischen Grafen Orsini in der allerernstesten Weise bedroht; mehr als 150 Personen, die den kaiserlichen Wagen umstan-

Digitized by Google

den, wurden verwundet; einem Theil derselben kostete das Attentat das Leben. Am darauffolgenden 24. Febr., dem zehnten Jahrestage der Revolution von 1848, kamen in Paris, Lyon, Marseille demokratische Volkserhebungen zu Stande, die freilich rasch erdrückt wurden, aber doch Zeugniß gaben, daß noch immer der Funken unter der Asche glomm.

Diese Vorgänge haben einen bestimmenden Einfluß auf die fernere Haltung Napoleon's geübt. Ein tiefes Mistrauen erwachte in ihm und ließ ihn die Zügel des Regiments nur noch straffer anziehen; die Dictatur ward auch in der äußern Form wiederhergestellt. Frankreich ward in fünf große Militärbezirke getheilt, an deren Spitze Marschälle gestellt wurden, welche für den Fall ausbrechender Unruhen mit discretionärer, von den Civilbehörden vollständig unabhängiger Gewalt ausgestattet wurden. Ein neues Sicherheitsgesetz bestimmte, daß schon der Verdacht einer gefährlichen Gesinnung genüge, die Strafe der Verbannung und der Deportation zu begründen. Die aus imperialistischen Regierungscandidaten hervorgegangene sogenannte Legislative war servil genug, dies alle Garantien der persönlichen Freiheit vernichtende Gesetz mit einer Majorität von 10 : 1 zu genehmigen.

Auf die äußere Politik übte das Attentat eine Wirkung von noch größerer Tragweite. Zunächst gab es der westmächtlichen Allianz den ersten Stoß. In einer Note an das britische Cabinet ließ der Kaiser aussprechen, daß in England, wo das Orsini'sche Attentat vorbereitet worden war, der Meuchelmord zur Doctrin erhoben und öffentlich gepredigt werde. Lord Palmerston, statt diese Note zuvörderst zu beantworten, trat, um dem Kaiser Napoleon ungesäumt einen thatsächlichen Beweis seiner Ergebenheit zu geben, mit einer Bill gegen Verschwörer vors Parlament. Die englische Nation fühlte sich durch diese Fügsamkeit derart verletzt, daß jener Schritt Palmerston's wenigstens der Vorwand zu seinem Sturze ward. Das Verhältniß beider Staaten zueinander wurde dadurch wesentlich kühler, wenn auch Napoleon klug genug war, die Entente nicht vollständig zu lösen. An Belgien, die Schweiz und Sardinien richtete Napoleon ganz bestimmte Forderungen theils zu einer Aenderung der Gesetzgebung, theils zur Ergreifung polizeilicher Maßnahmen; seitens dieser Staaten ward ihm sofort willfahrt.

Sollte unter den obwaltenden Umständen das Ansehen des Empire gewahrt werden, so war der Weg einer abermaligen Ablenkung der Interessen nach außen der nächstliegende. Napoleon entschloß sich denn auch zu einem neuen Appell an die nationale Gloire. Diesmal aber gerieth er damit in die schiefe Bahn der Cäsaren. Mag er immer den Gedanken gepflegt haben, daß es in seiner Hand liege, jederzeit wieder in eine friedliche Politik einzulenken, mag er geglaubt haben, daß ihm eine innere Reform um so eher ermöglicht sein würde, je enger er Frankreich durch neue Triumphe an sich knüpfe, so hat er dabei doch die Gefahr verkannt, die in der Ueberreizung des französischen Nationalehrgeizes liegt, und nicht bedacht, daß an ihm einst das Dichterwort wahr werden könne:

Die ich rief, die Geister
Werd' ich nun nicht los!

2) Der italienische Krieg und seine Motive. Napoleon's Verhältniß zum „neuen Recht" und zur traditionellen Politik Frankreichs. Orsini's Brief. Napoleon und Cavour. Der pacte de famille. Die Haltung der fremden Mächte, insbesondere Preußens, zur italienischen Frage. Der deutsche Bundesjammer. Der Vertrag von Villafranca. Napoleon auf der Höhe seiner monarchischen Laufbahn; sein Stern beginnt sich zu neigen. Der Friede von Zürich. Die Lockerung der Entente mit England. Der Papst und der Congreßplan.

Die Aussicht auf einen neuen Krieg hatte sich Napoleon schon im Laufe des Krimkriegs eröffnet. Sein Bündniß mit Sardinien war zu keinem andern Zwecke geschlossen;

Digitized by Google

ob mit dem festen Entschlusse davon Gebrauch zu machen, kann dahingestellt bleiben. Der materielle Vortheil, der in dem Gewinn von 15000 Mann sardinischer Hülfstruppen lag, wog jedenfalls den sehr fühlbaren Nachtheil nicht auf, daß er sich durch diese Allianz Oesterreich bedeutend entfremdete.

Man hat zur Zeit die Absicht, welche Napoleon bei der Eröffnung der Aussicht auf einen neuen Krieg leitete, darin zu erkennen geglaubt, daß er damals schon Verlangen getragen habe, sich selbst den kriegerischen Lorber zu erringen. Wir theilen diese Ansicht nicht. Eine kriegerische Natur ist Napoleon keineswegs und politische Gründe, die ihn bestimmen konnten, das höchste Feldherrnamt in die eigene Hand zu nehmen, walteten nicht ob. Der Krimkrieg war durchaus nicht dazu angethan, die Eifersucht des Kaisers auf einen seiner Generale wach zu rufen. Als das Bündniß mit Sardinien geschlossen wurde, war der Sieger von der Alma bereits todt, vor Sewastopol hatte aber noch kein General beneidenswerthen Ruhm geerntet. Wahrscheinlich ist, daß die Idee, selbst eine Armee gegen den Feind zu führen, erst in dem Kaiser erwachte, als er sich in der Lage sah, abermals an die Gloire zu appelliren, um innern Schwierigkeiten zu entgehen.

Dem italienischen Kriege gegenüber ist es nicht so leicht, den Satz „L'empire c'est la paix" als im Princip unverletzt gelten zu lassen, wie gegenüber dem Krimkriege. Es läßt sich selbst im französischen Sinne nicht behaupten, daß das Gleichgewicht Europas durch das Uebergewicht einer fremden Macht, die der allgemeinen Culturentwickelung oder berechtigten Interessen Frankreichs entgegengewirkt hätte, bedroht gewesen sei. Im wesentlichen war der Krieg für den Kaiser Selbstzweck. Um ihn im Lande populär zu machen, legte er demselben vor den Augen der Nation liberale Tendenzen zu Grunde. Jene sogenannten Principien von 1789, die er im Innern nicht aufrecht zu erhalten vermochte, wendete er auf die äußere Politik an. Die Theorie vom Nationalitätsprincip, vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, also vom Recht der Revolution sollten durch Frankreich nach außen zur Geltung kommen. Schon bei Abschluß des Pariser Friedens war vom Schmerzensschrei Italiens die Rede gewesen, was Pressionen auf Neapel und Rom, wo man auf liberale Reformen drang, zur Folge hatte. Während der internationalen Verhandlungen, die nach Abschluß des Pariser Friedens in der Seinestadt über das Geschick der Donaufürstenthümer gepflogen wurden, tauchte die Theorie vom Nationalitätsprincip auf; die Lehre vom Selbstbestimmungsrecht hatte schon unmittelbar nach dem Staatsstreich und bei der Wiederherstellung des Empire ihre Rolle gespielt. Diese Momente waren vollständig ausreichend, das Gewissen Frankreichs mit dem Kriege zu versöhnen, dem Chauvinismus einen moralischen Deckmantel und gleichzeitig dem nackten Cäsarismus das Lustre großer Principien zu verleihen.

Es hieße Napoleon unrecht thun, wollte man die Berufung auf diese Principien als eine reine Heuchelei bezeichnen. In der durchaus realistischen Natur dieses Mannes ruht unstreitig auch ein gewisser Idealismus. Während langer Jahre der Verbannung hat Napoleon sich nur im Reiche der Ideen bewegt, und wer seine Schriften liest, muß sich sagen, daß er mehr gewollt hat, als „aus Worten ein System bereiten". In diesen Ideenvorrath hat der Kaiser während seiner monarchischen Laufbahn von Zeit zu Zeit hineingegriffen und durch plötzliche Verkündigung der einen oder der andern nicht nur Frankreich, sondern auch Europa in momentane Verwunderung gesetzt. Aber als ein Realpolitiker hat er an diesen Ideen nur so lange gehalten, als sie überhaupt zu praktischen Zwecken brauchbar erschienen.

Mag Napoleon, als er den casus belli vorbereitete, immerhin sein eigenes Gewissen mit dem Gedanken, daß er große Principien verwirkliche, beschwichtigt haben, die Idee des italienischen Kriegs fußte doch vorwiegend auf der solidern Basis traditioneller

Digitized by Google

Machtpolitik. Er nahm, ohne dies zu jener Zeit der Welt zu gestehen, nur eine alte historische Streitfrage auf. Die Brechung der Macht Oesterreichs in Italien, um derentwillen schon Franz I. wie Napoleon I. blutige Kriege geführt, war das reale Ziel und insofern hat der Krieg einen berechtigten Platz in der Geschichte Frankreichs. Im Laufe der letzten Jahre hat der Nestor der alten Cabinetspolitik, Thiers, dies wiederholt von der Tribüne verkündet, die Minister haben ihm beigestimmt und die legislative Versammlung hat dazu laut Beifall gejauchzt. Vom Nationalitätsprincip reden nur noch die Idealisten auf den Bänken der Opposition.

Begründete Aufforderung, diese alte Streitfrage zu jener Zeit wieder aufzunehmen, lag freilich nicht vor. Die Machtstellung Oesterreichs auf der Halbinsel war trotz des Besitzes von Oberitalien, trotz der Verwandtschaftsverhältnisse mit den regierenden Häusern und trotz der österreichischen Besatzungen in Mittelitalien keine solche mehr, die Frankreich bedenklich machen und das Gleichgewicht Europas erschüttern konnte. In dem Besitz der Lombardei und Venedigs lag sogar eine Schwächung Oesterreichs. Die strategischen Vortheile, die ihm aus jenen Positionen erwuchsen, wurden aufgewogen durch die Zersplitterung seiner eigenen Kräfte und durch die militärische Stellung, welche Frankreich in Rom und in dem befestigten Civita-Vecchia hatte. Dazu kam der weitere Vortheil der Freundschaft Frankreichs mit Sardinien und der Hoffnungen, welche die Lombarden und Venetianer auf seine Unterstützung bauten. Nothwendig in Ansehung einer Regelung der Machtverhältnisse war daher der Krieg nicht; vortheilhaft konnte er sein, wenn es gelang, Frankreich an Oesterreichs Stelle in Italien die Suprematie zu verschaffen, ohne dadurch die Nachtheile mit in den Kauf zu nehmen, an denen Oesterreichs Stellung krankte.

Diesen Vortheil hat der Kaiser erstrebt, Italien aber hat vom ersten Moment, in dem diese Tendenz zu Tage trat, einen Kampf dagegen aufgenommen, der heute noch nicht vollständig ausgetragen ist, der aber mit dem Siege Italiens aller Voraussicht nach enden muß. Dieser politische Kampf füllt die interessantesten Blätter in der Geschichte der Gegenwart.

Was die specielle Veranlassung zum Kriege betrifft, so spielt dabei der Fatalismus des Kaisers, um kein anderes Wort zu wählen, eine auffällige Rolle.

Napoleon's Theorien vom neuen Recht hatten in der Revolutionspartei Italiens Hoffnungen erregt, die, fast ein Jahr unerfüllt bleibend, allmählich in das Gegentheil umschlugen. Das Attentat des Grafen Orsini war das Ergebniß dieses Umschlags. Was der Kaiser unerfüllt gelassen, hofften die Verschwörer von der Revolution, die nach ihrer (und vieler anderer) Ansicht unausbleibliche Folge gewesen wäre, wenn Napoleon zu jener Zeit mit Tode abgegangen wäre. Im Kerker scheinen sich die Hoffnungen Orsini's auf ein Einschreiten Napoleon's zu Gunsten Italiens wieder gehoben zu haben. Am 11. Febr. richtete er an den Kaiser den folgenden Brief:

Dem Ende meiner Laufbahn nahe, will ich einen letzten Versuch machen, Italien zu Hülfe zu kommen. Die Unabhängigkeit Italiens ist mein letzter Gedanke, der Inhalt der letzten Worte, die ich an Ew. Maj. richte. Italien wird gegen Oesterreich kämpfen. Dulden Sie nicht, daß Deutschland Oesterreich helfe. Das können Sie, wenn Sie wollen, und von diesem Willen hängt das Wohl und Wehe Italiens ab. Erinnern Sie sich, daß die Italiener ihr Blut für Napoleon den Großen vergossen haben. Befreien Sie mein Vaterland, und der Segen von 25 Mill. Bürgern wird Sie bis auf die Nachwelt begleiten.

Als dieser Brief in des Kaisers Hand gelangte, war der Entschluß, Oesterreich aus Italien zu verdrängen, entweder schon gereift oder er reifte in demselben Augenblicke. Das Schriftstück des blutbefleckten Verschwörers, dessen Todesurtheil er wenige Wochen später vollziehen ließ, scheute der Kaiser sich nicht als ein Mittel zu benutzen, um

Digitized by Google

dem Kriege, den er zur Behauptung seiner Macht für nothwendig erachtete, von vornherein den Stempel eines Kampfes für nationale Freiheit oder wenn man will für das revolutionäre Princip aufzudrücken. Der „Moniteur", das große officielle Organ des Kaiserreichs, in dessen Spalten jedes Wort auf der Goldwage der Staatsraison gewogen wird, druckte denselben ab. Dem Vertheidiger Orsini's, dem pariser Deputirten Jules Favre, noch heute das Haupt der äußersten Opposition, ward die kaiserliche Genehmigung ertheilt, Orsini's Brief bei der öffentlichen Proceßverhandlung zu verlesen. Kurz vor der Hinrichtung brachte die amtliche „Gazzetta Piemontese" einen zweiten von Orsini an den Kaiser gerichteten Brief, der jenem Blatte unbedingt nur mit Wissen und Willen Napoleon's und Victor Emanuel's zur Veröffentlichung zugegangen sein konnte. In diesem, selbstverständlich von der ganzen französischen Presse reproducirten Schriftstück spricht der Verschwörer dem Kaiser seinen Dank für die Veröffentlichung des oben citirten Briefes aus. Er erklärt darin, daß er jetzt getröstet dem Tode entgegengehe, da ihm der Gebrauch, den der Kaiser von seinem Briefe gemacht, die Ueberzeugung gegeben, „daß Se. Maj. von echt italienischen Gesinnungen beseelt seien".

Von jetzt ab durfte der Krieg zur Verdrängung Oesterreichs aus Italien als beschlossene Sache gelten. Die revolutionären Elemente in Frankreich wie im übrigen Europa mußten sich, sobald dieser Entschluß offenkundig ward, wenigstens zeitweilig mit dem kaiserlichen Regimente aussöhnen und alle Gefahren für Person und Thron waren vorläufig beseitigt. Die liberale und nationale Tendenz des Kriegs schürte den Chauvinismus zu hellen Flammen und ließ alle innern Angelegenheiten vergessen. Die feindselige Richtung gegen Oesterreich harmonirte so vollständig mit der alten traditionellen Politik Frankreichs, daß der Krieg sogar einzelne Anhänger im Lager der Legitimisten und Orleanisten fand. Vollständig feindlich zur Sache stellte sich nur dasjenige Element, dem der Kaiser seine Krone wesentlich zu danken hatte, das klerikale. Napoleon's späteres Verhalten hat den entstandenen Riß wieder geschlossen und noch heute ist es das klerikale Element, dem der Kaiser die Siege seiner Regierungscandidaten und durch diese die absolute Fügsamkeit des Gesetzgebenden Körpers zu danken hat.

Der auf politischem Gebiete schon langer Hand vorbereitete italienische Krieg ward mit dem sardinischen Minister Cavour, der dem Kaiser im Sommer 1858 während seiner Villeggiatur in Plombières einen längern Besuch abstattete, vollständig vereinbart. In Napoleon und Cavour standen zwei Staatsmänner einander gegenüber, die im Moment, da sie einander die Hand reichten, in Wege einlenkten, die schließlich auseinandergehen mußten. Napoleon hoffte in dem vergrößerten Staate, den er unter Victor Emanuel's Scepter schaffen wollte, einen Bundesgenossen zu gewinnen, auf den Frankreich unter allen Umständen zählen konnte. Vor Cavour's Seele stand ein großes einheitliches Italien, das als ebenbürtiges Glied in die Reihe der Großmächte eintreten sollte. Er nahm Frankreichs Hülfe an in der Ueberzeugung, daß es ihm gelingen werde, dem Vasallenthum dennoch zu entgehen.

Bei der damaligen Machtstellung Frankreichs glaubte Napoleon Europa gegenüber sich nicht erst, wie er es vor dem Krimkriege gethan, in das Gewand des Friedfertigen kleiden zu müssen. Mit kecker Hand brach er, ohne die obschwebenden Differenzen erst zu einem speciellen Conflict zuzuspitzen, den Kriegsfall vom Zaune. Die Haltung der sardinischen Presse und einzelne Vorgänge in der Kammer hatten schon im Frühjahre 1857 zu Differenzen zwischen den Höfen von Wien und Turin geführt, welche die gegenseitige Abberufung der Gesandten zur Folge hatten. Die Reibungen gingen fort, Napoleon spielte den Vermittler und der Anschein eines Vorwandes zur Einmischung war damit allenfalls gewonnen. Dennoch überraschte es ganz Europa, als der Kaiser beim Empfange des diplomatischen Corps am Neujahrstage 1859 erklärte, daß Frankreichs

Digitized by Google

Beziehungen zu „Oesterreich nicht so gut seien, als er es wünsche". Diese Aeußerung stand mit dem Paletot des Fürsten Mentschikow auf derselben Linie. Vierzehn Tage später verlobte sich der Prinz Napoleon mit der Tochter Victor Emanuel's. In einem bei dieser Gelegenheit aufgenommenen „Familienpact" versprach der „König-Ehrenmann" sein Stammland Savoyen und die Provinz Nizza an Frankreich abzutreten, wenn er mit Napoleon's Hülfe Herr von Oberitalien werden sollte. Die beiden Repräsentanten des neuen Rechts und des Nationalitätsprincips auf den europäischen Thronen verschmähten also die kleinen Usancen der alten Cabinetspolitik keineswegs. Ob Graf Cavour an dieser Abmachung einen Antheil hatte, ist nicht offenbar geworden. Noch in demselben Monat fand die Vermählung statt, und das zweite Empire hatte seine erste (bisher einzige) Familienallianz mit einem legitimen Herrscherhause geschlossen.

Die offen betriebenen Rüstungen Sardiniens provocirten Gegenrüstungen Oesterreichs, Frankreich sandte das zu einem großen Kriegszuge erforderliche Material nach Toulon; der casus belli erwuchs einzig und allein aus den gegenseitigen Bedrohungen. Die öffentliche Meinung in Europa war getheilt. In Italien stand zwar die weitüberwiegende Mehrheit auf der Seite Sardiniens, aber es fehlte doch nicht an Stimmen, welche vor den Gefahren warnten, die Italien aus der französischen Hülfe erwachsen mußten. Der republikanische Agitator Mazzini erhob warnend seine Stimme; er verwies laut auf die Selbstsucht Napoleonischer Politik und predigte das nachmals so oft wiederholte Italia farà da se. Deutschland grollte dem Friedensbruch des fränkischen Imperators; sein Selbstbewußtsein war verletzt durch die Anmaßung, mit welcher sich derselbe zum souveränen Herrn der Geschicke Europas aufwarf. Und doch hegte man vielfach Sympathien für Sardinien, dessen großer Staatsmann die Fahne der Freiheit auf allen Gebieten des Staatslebens aufgepflanzt hatte, der namentlich durch die kühne Emancipation vom Joch der Hierarchie Sardiniens tolerante Regierung in hellen und grellen Contrast gegen diejenige des Kirchenstaats, Neapels und namentlich Oesterreichs gesetzt hatte, über dem das während des Krimkriegs mit der päpstlichen Curie geschlossene Concordat gleich einer schweren Sargdecke ausgebreitet lag.

In einer äußerst schwierigen Lage befand sich Preußen. Das Regiment der unter dem Prinz-Regenten eben angebrochenen „neuen Aera" konnte unmöglich an dem Worte Friedrich Wilhelm's IV. festhalten: „Den Rhein am Po"; nur das deutsch-nationale Interesse durfte für seine Politik maßgebend sein. Auf die Erhaltung des Friedens unter Fernhaltung der französischen Intervention in Italien waren darum zunächst seine Anstrengungen gerichtet. Es schloß sich mit England, das ein gleiches Ziel verfolgte, einem Vorschlage Rußlands an, der auf einen Congreß hinauslief, für welchen als Basis der Friedensunterhandlungen die Einführung eines liberalen Regiments in den transalpinischen Besitzungen Oesterreichs, die Gründung einer italienischen Conföderation und die Räumung des Kirchenstaats von den französischen und den österreichischen Truppen aufgestellt waren. An Oesterreichs Forderung, daß Sardinien vorher entwaffne und von den Verhandlungen ausgeschlossen bleibe, scheiterte das Zustandekommen des Congresses. Nach dem Mislingen dieses Vermittelungsversuchs hätte das preußische Ministerium erkennen müssen, daß es zu entscheidenden Entschließungen an der Zeit war. Preußen stand den Dingen zu nahe, um sich mit der Politik der freien Hand begnügen zu dürfen. Daß aus einer für beide einander gegenüberstehenden Theile unzuverlässigen Neutralität sich schließlich als Resultat ergeben müsse, zwei Feinde und keinen Freund zu haben, wurde in der Presse bereits damals unumwunden ausgesprochen. Es hätte freilich ein Staatsmann ersten Ranges an Preußens Spitze stehen müssen, um in jener Lage das Richtige zu finden und zu thun.

Digitized by Google

Am 17. April, dem Tage des österreichischen Ultimatums an Sardinien, machte Preußen im Verein mit England noch einen letzten Vermittelungsvorschlag, der dahin ging, daß beide Theile entwaffnen und alle italienischen Staaten an dem dann zu eröffnenden Congreß theilnehmen sollten. Rußland schloß sich dem Vorschlage an, auch Frankreich trat in der Erkenntniß, daß er zwecklos sein werde, bei, um mit einer gewissen Friedensliebe zu kokettiren. Oesterreich sah voraus, daß es auf dem Congreß allein stehen werde; für das, was es aufrecht zu erhalten gewillt war, durfte es nicht einmal auf die Unterstützung Preußens zählen, geschweige denn auf diejenige Rußlands und Englands. Das petersburger Cabinet hatte seit Alexander's II. Regierungsantritt der alten conservativen Politik nach innen wie nach außen hin gänzlich entsagt. Die Freundschaft mit Frankreich, die es seit dem Pariser Frieden in demüthigender Weise pflegte, und der Haß gegen Oesterreich, dessen Haltung im Krimkriege es mit einer gewissen Berechtigung als maßlosen Undank gegenüber der 1849 durch russische Truppen vollzogenen Rettung der österreichischen Monarchie ansah, führten es auf die Seite Italiens. Auf England wirkten zwei nach entgegengesetzten Richtungen treibende Rücksichten. Es widerstrebte der Intervention Frankreichs, dem es sich in der italienischen Angelegenheit sehr entfremdete, es wollte von anderer Seite der nationalen Bewegung in Italien nicht direct entgegentreten. An der Sache nicht unmittelbar betheiligt, durfte es sich ohne Beeinträchtigung seiner Großmachtstellung für Neutralität entscheiden. Die noch nachwirkenden Calamitäten in Indien und die trüben Erfahrungen, welche es an der Seite Frankreichs wenige Jahre zuvor in einem europäischen Landkriege gemacht, brachten seinen Entschluß zur Reife. Indem es unmittelbar nach Erlaß des österreichischen Ultimatums seine Neutralität offen erklärte, nahm es eine klare und achtungswerthe Position. Gleichzeitig erbot es sich nochmals zu directer Vermittelung zwischen Paris und Wien. Kaiser Napoleon aber wollte jetzt die Action nicht weiter verschieben und stellte die für das britische Cabinet fast beleidigende und selbstredend unannehmbare Bedingung, daß England am Kriege gegen Oesterreich theilnehme, falls die britische Intervention erfolglos bleiben sollte.

Die Operationen begannen. Die französische Armee überschritt am 26., Oesterreich am 29. April die Grenze Sardiniens. Schon in den ersten Bewegungen des österreichischen Heeres wurde die Gunst der Lage, mit einem gesammelten Heere einer Armee gegenüberzustehen, die in drei weit voneinander getrennt stehende Haufen getheilt war, von dem über alles Maß unfähigen österreichischen Feldherrn in einer Weise verscherzt, daß der Ausgang des Kriegs unschwer zu errathen war. Als der Kaiser Napoleon am 12. Mai bei der Armee eintraf, um das seinem Haupte noch fehlende Lorbeerreis zu pflücken, waren die strategischen Schwierigkeiten, die den Operationen der Alliirten von vornherein in Aussicht standen, bereits in Wegfall gekommen.

Dem Siegeszuge der Alliirten bis zum entscheidenden Tage von Solferino (24. Juni) zu folgen, liegt uns nicht ob. Wir haben es nur mit den einschlagenden politischen Momenten zu thun.

Zunächst muß constatirt werden, daß es Napoleon gelang, vor sich selbst, vor Frankreich und der Welt den Beweis zu liefern, daß die ganze französische Nation seinen Kriegszug billigte. Die numerisch allerdings schwache, aber doch einzelne Glieder der antiimperialistischen Parteien in sich fassende Opposition des Gesetzgebenden Körpers ging mit der Majorität, und die für den Krieg geforderte Anleihe von 500 Mill. ward unmittelbar, nachdem die Armee die Grenze Italiens überschritten hatte, einstimmig genehmigt. Um indeß auch ein Votum der Nation zu erzielen, ward die Anleihe zur Nationalsubscription aufgelegt und sofort gezeichnet. Alle Friedenstendenzen, die sich bis dahin noch kundgegeben hatten, traten zurück, selbst der Klerus stellte momentan seine Opposition ein.

Digitized by Google

Zur Zeit des Kriegs wurde auch am Bundestage zu Frankfurt große Politik getrieben, wobei die deutsche Nation Demüthigungen erlitt, wie sie nach dem Kriege von 1866 gottlob zur Unmöglichkeit geworden sind. Die meisten Dynasten hatten selbstverständlich die größten Sympathien für Oesterreich, diejenigen Süddeutschlands durften sich dabei auf das Einverständniß mit dem überwiegenden Theil ihrer Landesbevölkerung stützen. Im Interesse Oesterreichs kam daher schon am 24. April der Beschluß zu Stande, das deutsche Bundesheer auf den Kriegsfuß zu setzen. Aber das Ausland war keineswegs gewillt, dem Deutschen Michel einen so anmaßlichen Versuch, sich geltend zu machen, zu gestatten. England, obgleich von niemand um die Protection der deutschen Handelsflotte angegangen, erklärte sofort, es werde die deutschen Schiffe gegen die französische Kriegsmarine nicht in Schutz nehmen, wenn der Deutsche Bund sich zu Gunsten Oesterreichs kriegerisch engagiren sollte. Noch ganz anders trat Rußland auf. In einem Rundschreiben an die auswärtigen Gesandtschaften erklärte sein Minister des Aeußern, Fürst Gortschakow, unterm 27. Mai, dem Deutschen Bunde stehe es gar nicht zu, offensiv zu Werke gehen, er sei rein defensiver Natur. Sollte er diese seine Natur verleugnen und etwa Oesterreich gegen Frankreich mit Truppen unterstützen, so werde Rußland seine Haltung danach bemessen.

Es gereicht Wilhelm I., damals Prinz-Regent von Preußen, zur Ehre, daß gerade diese Haltung Rußlands ihm ein Sporn war, der Welt zu zeigen, daß er wenigstens Preußen die Rechte eines selbständigen Staats wahren wollte. Nach erfolgter Mittheilung jenes Rundschreibens setzte er ein Drittel seiner Armee auf Kriegsfuß. Zwei Wochen später, kurz nachdem Napoleon und Victor Emanuel als Sieger in Mailand eingezogen waren, wurde die Mobilisirung auf den größten Theil der Armee ausgedehnt. In der Mitte des Mai beim Schlusse des Landtags hatte der König sehr bestimmt ausgesprochen, er werde für den Schutz Deutschlands einstehen und das europäische Gleichgewicht wahren.

Zu einer Einigung mit den deutschen Bundesfürsten vermochte Preußen nicht zu gelangen. Da Oesterreich sein Contingent zu den Bundestruppen nicht zu stellen vermochte, beanspruchte Preußen mit vollem Rechte die Leitung der gesammten deutschen Armeen, zumal es sehr bedeutend mehr dazu zu stellen bereit war, als seine bundesmäßigen Pflichten erheischten. Aber davon sollte nicht die Rede sein. Oesterreich remonstrirte noch aufs lebhafteste, als es bereits Niederlage auf Niederlage erlebt hatte. Nach der Schlacht von Solferino trug man endlich dem Prinz-Regenten das Amt eines deutschen Bundesfeldherrn an, eine Würde, die dieser Souverän dankbar ablehnen mußte, da sie ihn dem frankfurter Bundestage und der österreichischen Präsidialmacht als verantwortlichen General untergeordnet hätte.*)

Nach dem Tage von Solferino begann Preußen eine Armee von 160000 Mann am Rhein aufzustellen; in losem Zusammenhange damit stand ein schwaches Bundescorps, das sich am Oberrhein concentriren sollte.

Napoleon erkannte die ihm von Preußen drohende Gefahr. Ueber ein zweites Heer, das dem preußischen an Stärke nur einigermaßen gleichgekommen wäre, verfügte er nicht. Der Angriff auf das vielgenannte Festungsviereck am Mincio und an der Etsch, vor dem er jetzt angelangt war, konnte leicht schon als eine Gefährdung deutscher Interessen gelten; jedenfalls aber war Frankreich von jetzt ab in seinen Operationen gegen das Festungsviereck schon sehr gehemmt, da ihm die Fessel angelegt war, deutsches Gebiet zu respectiren. Diese Erwägungen waren um so maßgebender für den Kaiser, als die Er-

*) Aus den Tagen jener kläglichen Verhandlungen am Bunde über das Oberfeldherrnamt datirt der berühmte petersburger Brief Bismarck's, der das eigentliche Programm der spätern Politik dieses Staatsmannes enthält. Siehe denselben in „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 2., 745 fg.

Digitized by Google

fahrungen vor Sewastopol ihn mit dem Bedenklichen eines Belagerungskrieges vertraut gemacht hatten. Das Prestige der französischen Waffen ruhte in dem bis dahin siegreich geführten Kriege weniger in der Ueberlegenheit der französischen Truppen als in der beispiellos schlechten Führung der Oesterreicher. In einem Belagerungskriege kam dies Moment fast gänzlich in Wegfall, und an dem seitherigen Siegeszuge konnte sich leicht eine opfervolle schleppende Action reihen, während deren Preußen sich hätte veranlaßt sehen können, aus seiner gleichzeitig defensiven wie drohenden Haltung zum Angriff überzugehen.

Dies bewog Napoleon auf seiner Siegesbahn halt zu machen und Oesterreich den Frieden zu bieten.

Dieses Halt bezeichnet in unsern Augen gleichzeitig den Höhepunkt in der monarchischen Laufbahn des modernen Cäsar. Das unfreiwillige plötzliche Stillstehen auf der Siegesbahn gab dem Glanze des Empire einen Stoß. Napoleon und seine officiellen Organe in Presse und Parlament haben kein Geheimniß daraus gemacht, daß die Demonstration des in der großen Politik zur Zeit eine so bescheidene Rolle spielenden preußischen Staats der zwingende Grund seines Handelns gewesen sei. Es war damit der Beweis geliefert, daß der Kaiser sich auf ein Unternehmen eingelassen hatte, dessen Consequenzen er nicht oder nicht richtig übersehen, daß er einen Factor in der europäischen Politik wesentlich unterschätzt hatte. Der Frieden mit Oesterreich, wie er in der Zusammenkunft der Monarchen zu Villafranca (11. Juli) präliminirt wurde, ist aber auch noch in anderer Beziehung kein Glanzpunkt der kaiserlichen Politik. Es ist ein offenes Geheimniß, welche Mittel Napoleon anwandte, Franz Joseph zu bewegen, auf die Lombardei zu verzichten und in die anderweiten Friedensbedingungen zu willigen. Zuvörderst drohte er, von dem Mittel der Revolution Gebrauch zu machen, namentlich auf die Insurrection Ungarns hinzuwirken. Das mag noch hingehen, denn es zählt zu den ehrlichen Kriegsmitteln, wenn es auch mit den Forderungen, die er nach dem Orsini'schen Attentat an England, Belgien u. s. w. gerichtet hatte, wenig harmonirte. Napoleon machte ferner Enthüllungen über gegen Oesterreich gerichtete Plane Preußens, welche offenbar auf Irrthum oder Erfindung beruhten. Dem Ministerium der „neuen Aera" lag nichts ferner als eine kühne Benutzung großer politischer Conjuncturen, um Preußen den Zielen entgegenzuführen, die ihm seine Geschichte vorgezeichnet hat. Sein Programm war das der moralischen Eroberungen in des Wortes sanftester Bedeutung. Wenn, wie man behauptet hat, Napoleon dem österreichischen Kaiser wirklich Documente vorgelegt hat, aus denen hervorging, daß Preußen bei seinen Rüstungen nur die Verlegenheiten Oesterreichs habe benutzen wollen, um sich die Suprematie in Deutschland zu verschaffen, so waren diese Documente gefälscht. Daß Napoleon Preußen mindestens in maßloser Weise verdächtigt hat, unterliegt nach der Sprache des nach Abschluß des Waffenstillstandes erlassenen Manifestes von Laxenburg keinem Zweifel. Thatsache ist, daß bei weiterm Fortgange der Operationen Oesterreich die Hülfe Preußens gewiß war. Sein Kaiser aber hat sie, dem Sirenenliede Napoleon's willig Gehör gebend, verschmäht; heute dürfen wir sagen — zum Heile Preußens, zum Heile Deutschlands und der gesammten nationalen und freiheitlichen Entwickelung in Europa.

Mit dem Halt, das Napoleon sich selbst gebot, blieben stolze Worte unerfüllt. Sein Kriegsmanifest vom 4. Mai sagte: er wolle Italien sich selbst wiedergeben, es solle frei sein bis zur Adria, Oesterreichs Herrschaft dürfe nur bis an die Alpen reichen. Als er nach dem Siege von Magenta in Mailand einzog, hatte er sich in einer „an die Italiener", gerichteten Proclamation in noch bestimmtern Ausdrücken zur Befreiung Italiens, „ohne dabei selbstsüchtige Absichten zu verfolgen", verpflichtet, er hatte den Augenblick als gekommen bezeichnet, wo die Italiener sich als eine Nation constituiren könnten.

Digitized by Google

Und wie hat Napoleon dies Wort gehalten? Wie sich gegen seinen Bundesgenossen Sardinien benommen?

Der Friedenspräliminarvertrag von Villafranca wurde ohne Zuziehung Sardiniens geschlossen. Victor Emanuel begnügte sich mit dem, was sein mächtiger Protector ihm zuzutheilen für gut fand, und war zufrieden, daß wenigstens vorläufig vom pacte de famille bezüglich Savoyens und Nizzas nicht die Rede war. Graf Cavour aber, der Träger jener freisinnigen und nationalen Politik, an der Sardinien sich vor ganz Italien so hoch aufgerichtet hatte, fand für gut, sein Portefeuille niederzulegen und erst wieder aufzunehmen, als sich der Realisirung seiner großen Ideen neue Chancen boten. An der dauernden Gestaltung Italiens zu einem französischen Vasallengebiet wollte er keinen Antheil haben. Rattazzi, damals der Vertraute Napoleon's und Victor Emanuel's, trat an seine Stelle.

Die Uebereinkunft von Villafranca, die wenige Monate später in Zürich in förmlichen Friedensschlüssen formulirt wurde, bildet einen grellen Contrast zum Pariser Frieden. Von jenen großen Gesichtspunkten, die in letzterm zur Geltung kamen, ist nichts zu erkennen. Nur ein Machwerk, das an die Blütezeit der Cabinetspolitik erinnert, auf das die Diplomaten des Wiener Congresses hätten stolz sein können, kam in jenem Vertrage zu Stande. Italien sollte nach dem Muster des Deutschen Bundes unter dem Ehrenvorsitze des Papstes eine Conföderation bilden, in welche Oesterreich mit Venetien einzutreten hatte. Thiers hat in der Legislativen diesen Plan allerdings ausdrücklich gebilligt, da er jener schon von Heinrich IV. inaugurirten und seit Richelieu in der französischen Politik vorwaltenden Maxime entsprach, nur schwache Nachbarn an Frankreichs Seite zu dulden, überhaupt das Gleichgewicht Europas nur im Uebergewicht Frankreichs zu erkennen. Wäre jener Vertrag von Zürich realisirt worden, so wäre Sardinien unbedingt so lange an Frankreich gefesselt und für die Heeresfolge unter allen Umständen gewonnen gewesen, als es in Italien noch einen nicht annectirten Landfetzen gab, der ihm als Lohn in Aussicht gestellt werden konnte. Nicht diese Rücksicht allein war es, die Napoleon bei dessen Entwurf leitete; es kamen vielmehr noch kleinlichere Nebengedanken zur Geltung. Durch das Präsidium des Papstes, der übrigens nach der Niederwerfung der Macht Oesterreichs in Italien jetzt vollständig unter französisches Protectorat trat, sollte die ultramontane Partei in Frankreich wieder versöhnt werden. Noch heute schwärmt diese Partei für den Züricher Frieden und ihre Heißsporne hoffen noch immer auf dessen Durchführung.*) Außerdem aber lebte in dem französischen Kaiser zur Zeit der Entrevue von Villafranca die Hoffnung, nach dem Vorbilde seines großen Oheims in dem insurgirten Toscana einen Thron für seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, aufzurichten.

Der Friede von Zürich blieb unausgeführt; die Dinge kamen anders, als es die zweite Vorsehung in den Tuilerien der Weltgeschichte vorzeichnen wollte. Dieser erste eclatante Miserfolg leitet eine lange Reihe weiterer Rückschläge ein, und mit Recht läßt sich behaupten, daß er den Moment bezeichnet, in dem sich das rasch und glänzend aufgestiegene kaiserliche Gestirn nach dem Tage von Villafranca langsam, aber stetig zu senken begann. Mit der Napoleonischen Initiative war es zu Ende; jetzt aber erst begannen sich die gewaltigen Processe zu vollziehen, die eine neue Aera für Europa, nicht nur auf politischem, sondern auch auf socialem und culturhistorischem Gebiet, eröffnen: das nationale Einigungswerk Italiens und dasjenige Deutschlands. Was sich von dem Augenblicke ab, da Napoleon am Mincio halt machte, Großes begeben, geschah nicht durch ihn, sondern großen-

*) Man sehe die Auslassungen des „Monde", des „Univers" und anderer ultramontaner Blätter zur Zeit der römischen Krisis im November 1867.

Digitized by Google

theils trotz seiner. Fortan erscheint er nicht mehr als der Träger des positiven, sondern als derjenige des negativen Moments. Die Initiative, die bis dahin in seiner Hand lag, gleicht nur noch dem Werke eines verwegenen Knaben, der unbedacht einen gefüllten Kahn vom Strande löst, um ihn Wind und Wellen preiszugeben. Andere waren es, die das treibende Schiff in den Hafen führten.

Um das französische Volk mit den nächsten Ergebnissen des italienischen Krieges zu versöhnen, mußte die Gloire in den Vordergrund gestellt, an den Chauvinismus appellirt werden. Paris und ganz Frankreich waren denn auch in seligem Entzücken, als die Sieger von Magenta und Solferino am Napoleonstage (15. Aug. 1859) mit zwei österreichischen Feldzeichen den Siegeseinzug in der französischen Hauptstadt hielten. Die Hoffnung, daß diese spärlichen Trophäen sich in nicht ferner Zeit mehren würden, ward dadurch belebt, daß man wieder viel von der endlichen völligen Beseitigung der fatalen Verträge von 1815 sprach, die eben in Italien einen so schweren Stoß erlitten hatten. Der Gedanke der Wiedervergeltung wurde dabei vielfach laut. Mit Rußland war bereits in der Krim abgerechnet, Oesterreich war eben besiegt, es blieben also noch Preußen und England. Letzteres hatte freilich durch die untergeordnete Rolle, die es in der Krim an Frankreichs Seite gespielt, schon Buße gethan, dennoch erregten sich jetzt die Gemüther gegen dasselbe. England hatte den französischen Planen in Italien nie wohlgewollt. Von jetzt ab trat es denselben in der empfindlichsten Weise entgegen, indem es alles, was zur Vernichtung des Züricher Vertrags und zur Schöpfung eines einheitlichen Italiens beitrug, aufs lebhafteste beschützte. Nachdem einmal die alte Ordnung gelöst war, wollte England gerade das, was zu Napoleon's Planen in diametralem Gegensatze stand: ein starkes, von Frankreich möglichst unabhängiges einheitliches Italien. Trotz dieses Antagonismus wußte Napoleon den Werth guter Beziehungen zu England hoch genug zu schätzen, um einen unheilbaren Bruch zu vermeiden. Seine Politik nahm damit jene wenig charaktervolle Färbung an, die man in neuerer Zeit mit dem Ausdruck weiser Mäßigung zu bezeichnen pflegt. Die chauvinistische Erregung Frankreichs war aber während des Winters von 1859—60 so heftig, daß die sonst so besonnenen Briten sogar einen Einfall in ihr Gebiet fürchteten und Maßregeln im größten Stil zur Landesvertheidigung trafen. Der Haß der Franzosen gegen Preußen ward durch diese Ablenkung gegen England vollständig paralysirt; ihn zu schüren hielt der Kaiser aus sehr triftigen Gründen nicht für angethan; er erkannte mit richtigem Blick, daß er durch die Lockerung der westmächtlichen Allianz Frankreich der Gefahr einer Isolirung in Europa ausgesetzt hatte und daß bei allzu kühnem Auftreten eine Coalition keineswegs im Reich der Unmöglichkeiten lag.

In Italien gingen unterdeß die Dinge in wunderbarer Eile und mit noch wunderbarerm Erfolge auf dem Wege der Revolution ihrer Lösung entgegen. In Mittelitalien hatte sich, nachdem die Fürsten von Toscana, Parma, Modena angesichts der Revolution ihre Länder verlassen hatten und die Romagna vom Kirchenstaate abgefallen war, rasch ein leidlich geordnetes Regiment aufgerichtet. Diese Gebiete schlossen sich im Drange nach einem einigen Italien unter dem Hause Savoyen eng aneinander und handelten im großen und ganzen mit einer Einmüthigkeit, die alle Anerkennung verdient. Schon am 1. Jan. 1860 constituirten sich Parma, Modena und die Romagna unter dem Dictator Farini als „Emilia", wobei in militärischer Beziehung schon der volle Anschluß an Sardinien erfolgte. Dies noch geschah mit Zustimmung Napoleon's. Im Züricher Frieden waren zwar die Rechte der mittelitalienischen Souveräne auf Andrängen Oesterreichs mit der Bestimmung ausdrücklich vorbehalten worden, daß über deren Gebiete nur mit Zustimmung der auf dem Wiener Congreß vertreten gewesenen Mächte

Digitized by Google

verfügt werden könne; aber Oesterreich, der natürliche Schirmherr dieser Fürsten, war besiegt und ohnmächtig und außer ihm interessirte sich keine Macht ernstlich für deren Geschick. Napoleon durfte daher an dem Plane festhalten, die Emilia durch Volksabstimmung an Sardinien zu bringen, in Toscana aber einen Napoleonischen Filialthron zu errichten. Er hoffte hierfür die Zustimmung des Congresses zu erhalten und, wenn dies geschehen, sich von Victor Emanuel als Gegenleistung Nizza und Savoyen abtreten zu lassen. Die Haltung der Bevölkerung Toscanas, das Widerstreben Victor Emanuel's und das Miswollen der europäischen Cabinete zwangen ihn, auf den Thron für seinen Vetter zu verzichten; das andere Ziel aber hielt er um so fester im Auge, als nun auch Toscana an Victor Emanuel fallen mußte. Indeß der Weg, auf dem er in möglichst legaler Form sein Ziel zu erreichen gedachte, erwies sich als ungangbar. Die europäischen Mächte hatten den Congreßplan zwar im allgemeinen gebilligt, aber eine wesentliche Bedingung, mittels desselben das von Napoleon gewünschte Resultat zu erreichen, blieb unerfüllt: der Papst war nicht zu bewegen, auf die Romagna zu verzichten.

Eine zu Weihnachten erschienene Broschüre, die der Senator Laguéronnière auf ausdrückliche Weisung des Kaisers verfaßt hatte, sollte Europa und der Welt den Nachweis liefern, daß der Papst allerdings souveräner Herr sein müsse, daß aber dessen Gebiet nicht klein genug sein könne, damit der Heilige Vater von den politischen Händeln der Welt möglichst wenig berührt werde. Um unter Umständen recht aus dem Vollen schneiden zu können, bewies derselbe Laguéronnière, der heute mit wahrem Fanatismus für die Integrität des römischen Gebiets eintritt, damals in seines Kaisers Auftrag, daß sich das päpstliche Souveränetätsgebiet füglich auf Rom und sein Weichbild beschränken könne. So schlagend die dargelegten Gründe waren und so sehr die Deduction von der pariser officiellen und officiösen Presse, von der französischen Diplomatie und sogar durch ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's an Pius IX. bekräftigt wurde, so ließ sich der Papst doch nicht überzeugen. Zu Anfang des Jahres 1860 antwortete er dem Kaiser, „er könne nicht abtreten, was nicht sein Eigenthum sei". An dem Widerstande des Papstes scheiterte denn auch der Congreß. Der Papst forderte vorherige Garantie der vollen Integrität des Kirchenstaats, und Oesterreich, dem die Ehre zuerkannt worden war, die Congreßeinladung gleichzeitig mit Frankreich zu erlassen, trat ihm darin bei.

Zwischen dem Erscheinen der Broschüre, die offenbar nur den Zweck eines Fühlers hatte, und der definitiven Entscheidung des Papstes lagen nicht zwei Wochen. Napoleon wußte, woran er war, und traf danach seine Entscheidung. Auf die Ehre, einem europäischen Congreß zu präsidiren, eine Ehre, die bei der damaligen Machtstellung Frankreichs geradezu selbstverständlich war, verzichtete er vorläufig. Zur Erreichung dessen, was sich im Wege eines wenigstens formell durchaus legitimen Verfahrens nicht erlangen ließ, sollte jetzt die Revolution die Hand bieten. Große Concessionen an Sardinien waren dazu nöthig.

3) Wandlung der Situation nach dem Scheitern des Congreßplans. Die Annexion von Savoyen und Nizza. Weitere Entwickelung der Dinge gegen Napoleon's Willen. Der Siegeszug Garibaldi's. Die sardinische Regierung stellt sich an die Spitze der Bewegung. Napoleon's Protest gegen die Invasion des Kirchenstaats. Die Annexion des Königreichs Neapel, Umbriens und der Marken. Victor Emanuel, König von Italien. Haltung der europäischen Mächte. Napoleon und das Nichtinterventionsprincip. Gaeta. Die Anerkennung Italiens. Der Parlamentsbeschluß: Rom, die Hauptstadt Italiens. Cavour's Tod und das neue nationale Programm.

Die Wandlung der Dinge trat in den ersten Tagen des Jahres 1866 ein. Sie veranlaßte den Grafen Cavour, wieder die Leitung der sardinischen Politik zu übernehmen. Er erkannte, daß es jetzt gelte, eine Aufgabe zu lösen, wie sie sich selten einem Staats-

Digitized by Google

mann geboten hat. Auch Napoleon wechselte seinen Minister des Auswärtigen. Walewski, der sich mit der ohne sein Zuthun verfaßten Broschüre „Le pape et le congrès" nicht aussöhnen konnte, trat ab und Thouvenel an seine Stelle.

Ganz Europa wußte, daß es jetzt mit dem Einigungswerke Italiens raschen Schrittes vorwärts gehen werde; wie aber die Dinge in Wirklichkeit kamen, grenzten sie an das kaum Glaubwürdige. Die italienische Geschichte des Jahres 1860 ist uns heute erst in ihren großartigen äußern Erscheinungen bekannt; erst wenn sich die innern Fäden bloßlegen, wenn sich die Beziehungen Napoleon's und Cavour's zur Revolution klar erkennen lassen, wenn ferner das gegenseitige Verhältniß zwischen dem französischen Kaiser und Cavour, die — keineswegs als Freunde und mit gleichen Zielpunkten — jetzt gemeinsam ans Werk gingen, sich enthüllen wird, kann ihr volles Interesse offenbar werden.

Napoleon mußte es auf dem Wege, den er zunächst zu gehen entschlossen war, auf einen Bruch mit dem klerikalen Element ankommen lassen. Er konnte dies um so eher, als er gewiß war, daß der Liberalismus und der Chauvinismus an Stelle desselben für seine Verherrlichung im eigenen Lande Sorge tragen würden. Der Bruch mit dem Klerus ließ denn auch nicht auf sich warten. Pius IX. wandte sich schon im Januar 1860 mit einer Encyclica an die sämmtlichen Bischöfe der katholischen Welt, in der er gegen jede Einschränkung des Kirchenstaats lauten Protest erhob. Alle Prüfungen, selbst den Tod hinzunehmen, hieß es darin, sei er bereit, nie und nimmer aber werde er auf einen ihm überkommenen Gebietstheil verzichten. Die Identificirung der weltlichen Macht mit den höchsten Interessen der Kirche hatte eine ungeheuere Wirkung. Aus dem gesammten nichtfranzösischen Europa erging eine Collectivadresse der Bischöfe, die jeden Angriff auf die weltliche Macht des Papstes als einen Angriff auf 200 Mill. Katholiken bezeichnete. In Frankreich ward die Agitation in noch energischerer Weise betrieben. Die Bischöfe, an ihrer Spitze der fanatische Dupanloup, Bischof von Orleans, eiferten in Hirtenbriefen gegen die Broschüre; Hunderttausende populär gehaltener Streitschriften wurden von der klerikalen Propaganda unentgeltlich vertheilt, die ultramontane Tagespresse that alles, das Land in Aufregung zu versetzen. Das neue, höchst wirksame Agitationsmittel des Peterspfennigs, mittels dessen im Beichtstuhl Propaganda gemacht und selbst in der niedrigsten Hütte Parteigänger geworben wurden, kam nicht nur in Frankreich, sondern im ganzen katholischen Europa in Aufnahme. Aber Napoleon war infolge der Gloire von Magenta und Solferino stark genug, die Bewegung durch strenge Repressivmaßregeln zu dämpfen und niederzuhalten. Solange die französische Regierung mit der Gloire arbeitet, ist ihr der Klerus nie gefährlich. Es sind dieselben großen Schichten der Bevölkerung, welche dem Einfluß der Geistlichkeit zumeist zugänglich sind, und auf welche jedes Wort von kriegerischem Ruhm und von der Machterweiterung Frankreichs seine zauberhafte Wirkung übt. Eine Friedenspolitik dagegen, die dem Wunsche des ultramonten Elements nicht zusagt, hat, was auch Napoleon später erfahren sollte, für den Staatslenker immer ihre bedenklichen Seiten.

Napoleon ließ schon zu Anfang Januar den europäischen Höfen erklären, der Congreß müsse auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Einige Wochen später wogte eine große Menschenmenge auf der Piazza di Colonna in Rom und aus ihrer Mitte erschollen Evvivas auf Napoleon, Victor Emanuel und die italienische Unabhängigkeit. Wenige Tage darauf (24. Jan.) erschien sogar in Paris eine römische Deputation vor dem Kaiser Napoleon, die um Befreiung von der geistlichen Herrschaft bat. Cavour erließ um dieselbe Zeit ein Circular an die sardinischen Gesandten bei den europäischen Cabineten, in welchem es hieß, daß die bewunderungswürdige Geduld Mittelitaliens endlich erschöpft sei. Da dessen Bevölkerungen vergeblich auf den Congreß gewartet, könne es ihnen nunmehr nicht

Digitized by Google

mehr verwehrt werden, von dem Rechte der Selbstbestimmung Gebrauch zu machen. Die Annexion an Piemont sei der einzige Weg, geordnete Zustände herzustellen.

Zu Anfang März ward die Annexion von Toscana, Parma, Modena und der Romagna durch Volksabstimmungen zur Thatsache erhoben. Sardinien hatte diesen bedeutsamen Erwerb mit dem endlichen Verzicht auf Savoyen und Nizza erkauft, und Napoleon konnte jetzt daran gehen, die Sache formell zu erledigen.

Möchte die Gebietserweiterung Frankreichs immerhin trefflich in das System des Imperialismus passen, so muß sie aus höherm politischen Gesichtspunkte doch als ein bedeutender Misgriff der kaiserlichen Politik betrachtet werden. Sie involvirte die vollständigste Verleugnung nicht nur des Nationalitätsprincips, sondern auch desjenigen Programms, das den Kaiser im Beginn seiner Laufbahn als Träger der höchsten Gewalt so wesentlich gefördert und welches einen erfreulichen Gegensatz zu den Maximen des ersten Napoleon gebildet hatte. Daß er bis dahin an diesem jede Eroberungspolitik verleugnenden Programm festgehalten, hatte Frankreich das Vertrauen Europas erworben und zu seinem materiellen Aufschwunge nicht wenig beigetragen. In dieser Beziehung also war die Annexion schon ein Fehler. Sie war es nicht minder dadurch, daß sie in Italien das Gefühl wach rief, mit dieser Abfindung nun auch jeder Dankespflicht gegen Frankreich enthoben zu sein. „Emancipation von Frankreich" ward schon zur Devise, als der Staat noch nicht vollendet war und Cavour seine Plane noch im Zusammengehen mit Napoleon zu verfolgen für geboten erachtete. Das Schlimmste an der Sache aber war, daß die Annexion die Napoleonische Politik des sittlichen Anstrichs, den sie sich bis dahin zu geben versucht hatte, beraubte. Dadurch, daß der Kaiser die Annexion von Mittelitalien an Sardinien nur von der Abtretung zweier italienischen Provinzen abhängig machte, ward er zum „Mitschuldigen an der Beraubung des Kirchenstaats". Ging Italien auf dem Wege, den es mit Napoleon's Willen einmal betreten, weiter, so stand Napoleon unbedingt keine sittliche Berechtigung mehr zur Seite, dagegen Einsprache zu erheben. Das war es, was Cavour erkannt hatte und worauf er seine Politik gründete.

Ueberaus unwürdig war die Komödie, mittels deren die Annexion ins Werk gesetzt wurde. Daß der Vorwand ein nichtiger war, Frankreich müsse seiner eigenen Sicherheit wegen im Besitze der an seiner Südostgrenze belegenen Alpenpässe sein, wenn Sardinien in Mittelitalien erstarke, begriff jedermann. Hier handelte es sich keineswegs um eine jener Lebensfragen, in denen der nationale Selbsterhaltungstrieb mit Recht geltend gemacht werden darf. Indeß die europäischen Mächte hatten sich seit 1856 so sehr an die Suprematie Frankreichs gewöhnt, daß sie gegen diese sophistische Deduction, mit welcher Napoleon in einer Circularnote vom 13. März die Annexion einzig und allein begründete, keinen Protest erhoben, trotz dessen, daß der Kaiser wenige Tage vorher bei Eröffnung der Kammern die Einverleibung jener italienischen Landestheile als revendication (Zurückforderung) bezeichnet hatte. Mit diesem einen Worte rief Napoleon nicht nur in der öffentlichen Meinung Frankreichs die Frage von den natürlichen Grenzen wieder wach, sondern er ließ Europa gegenüber auch durchblicken, daß er nicht abgeneigt sei, dem Empire ein Recht zuzuerkennen, sich bei günstiger Gelegenheit alle diejenigen Länder wieder anzueignen, die einst von Napoleon I. Frankreich einverleibt worden waren. Das linke Rheinufer und Belgien standen dabei in erster Linie. Die Bewegung, welche dadurch in Frankreich hervorgerufen wurde, war zwar weniger aufbrausend als die ähnliche im Jahre 1840 unter Ludwig Philipp, aber sie war nachhaltiger und bedenklicher. Wie weit ihr Wellenschlag reichte, mag der Umstand darthun, daß noch im Jahre 1864 eine Abhandlung über die natürlichen Grenzen Frankreichs, welche diesem die linke Rheinseite zusprach, von der Akademie gekrönt wurde.

Digitized by Google

Das Selbstbestimmungsrecht sollte bei der Annexion nicht leer ausgehen. Gegen Ende März erschien eine Deputation von 19 Personen aus Savoyen in Paris, die, freilich ohne ein Mandat aufweisen zu können, den Kaiser um die Verbindung ihres Heimatlandes mit Frankreich bat. Der Kaiser erklärte, die Einverleibung sei beschlossene Sache, solle aber nur mit Zustimmung der Bevölkerung ins Werk gesetzt werden. Als die Angelegenheit durch Staatsvertrag bereinigt war, Victor Emanuel die Bevölkerung bereits des Eides der Treue entbunden hatte und die hohen und niedern Agenten, welche der Kaiser in jene Lande geschickt, um die Bevölkerung mit dem thatsächlich Unvermeidlichen vertraut zu machen und ihr auch für den Fall guter Abstimmung goldene Berge vorzuspiegeln, ihre Schuldigkeit gethan hatten, ging das Plebiscit im Laufe des April nach Wunsch ins Werk. Daß mehrere noch auf Kriegsfuß stehende französische Regimenter kurz vorher auf dem Rückmarsche nach Frankreich in Savoyen und Nizza halt gemacht hatten, ward als ein rein zufälliges Zusammentreffen bezeichnet, soll aber auf den Ausfall der Abstimmung wesentlich eingewirkt haben. Ein weiteres höchst wirksames Förderungsmittel war die Geistlichkeit, die in Napoleon trotz seines Bruches mit dem Papste noch immer einen bessern Vertreter klerikaler Interessen zu sehen glaubte als in Victor Emanuel.

Der Papst hatte gegen die sardinische Regierung (gubernium subalpinum) kurz vorher die förmliche Excommunication ausgesprochen. Daß dieselbe Victor Emanuel traf, lag, obgleich niemand im Text der Urkunde persönlich genannt war, auf der Hand; strenggenommen aber traf der Bann auch den Kaiser Napoleon, da er gegen alle diejenigen gerichtet war, welche den Eingriff in die päpstlichen Rechte veranlaßt oder gebilligt hatten. In Frankreich wie in Italien wurde die Verlesung der Bulle von den Kanzeln seitens der weltlichen Behörde verboten. Der französischen Regierung stand hierbei das concordatlich feststehende Recht zur Seite.

Frankreich, d. h. das chauvinistische Frankreich, schwamm in Entzücken, als Napoleon sich als Mehrer des Reichs erwiesen hatte. Die Agitation der Geistlichkeit zu Gunsten des weltlichen Regiments des Papstes, so lebhaft sie betrieben wurde, vermochte diesen Jubel nicht zu dämpfen. Der Senat, dessen von Kaiser ernannte und mit einer stattlichen Pfründe dotirte Glieder in jüngster Zeit wieder so eifrig für die Römische Curie eintreten, wies trotz aller Anstrengungen der in ihm vertretenen Bischöfe und Cardinäle mit Majoritäten von 10 : 1 alle klerikalen Petitionen zurück.

Niemand konnte verkennen, daß Napoleon binnen weniger als einem Jahre große Erfolge errungen hatte. Für die Nichtausführung des Züricher Vertrags bot wenigstens die Annexion äußerlich einen Ersatz, in der Hauptsache aber war das Ziel erreicht, das die französische Politik seit Franz I. unter allen Regierungsformen angestrebt hatte. Die Macht Oesterreichs in Italien war gebrochen. Venetien und das ihm zugelegte Festungsviereck bot keine bedrohliche Offensivposition mehr, seitdem Sardinien so erheblich gewachsen war. Mit dem Verlust der Lombardei war auch die Position Oesterreichs im Kirchenstaate verloren gegangen und Frankreich führte jetzt ausschließlich die Schirmherrlichkeit über den Papst, dessen weltliches Regiment bereits zur Ohnmacht herabgesunken war. Durch die fortdauernde Occupation von Rom behielt Frankreich selbst festen Fuß in Italien, was namentlich im Hinblick auf den befestigten Hafen von Civita-Vecchia strategisch von ungemeiner Bedeutung sein konnte. War somit jedes positive Resultat, das der Kaiser in Italien angestrebt hatte, erreicht, so blieb ihm doch noch eine ernste Sorge negativer Natur. Die den italienischen Actionsparteien als Endziel vorschwebende einheitliche Gestaltung Italiens im Wege weiterer Annexionen Sardiniens mußte vermieden werden. Eine selbständige Macht, die ihre Allianzen frei wählen, die vielleicht ein An-

Digitized by Google

recht auf Aufnahme in die Zahl der Großmächte Europas erheben konnte, sollte mit dem Willen des Kaisers nie und nimmer aus Italien erwachsen.

Aber die Verhältnisse erwiesen sich stärker als der Wille Napoleon's. Jede moralische Berechtigung, sich dem zu widersetzen, was sich jetzt in Italien zu vollziehen begann, hatte der Kaiser aus der Hand gegeben. Alles was bisher geschehen war, fußte ja nach seinen eigenen Worten auf dem Recht der Revolution, der Nationalität und der Selbstbestimmung. Ueberdies war es moralisch unmöglich, Sardinien, dem man eben noch als Bundesgenosse beigesprungen war, mit Krieg zu bedrohen; das hätte die künstlich geweckten Sympathien des französischen Volks verletzt und den Glanz von Magenta und Solferino verdunkelt. Ein Krieg gegen Italien würde überdies Frankreich zu England in eine höchst bedenkliche Stellung gebracht haben. Obgleich der Kaiser durch den Abschluß eines Handelsvertrags im weitesten Sinne der Handelsfreiheit, mit dem er eine neue Aera auf volkswirthschaftlichem Gebiet für Frankreich einleitete, der britischen Regierung große Concessionen gemacht hatte, gab Lord Russell im Parlament dem Mistrauen, das die Annexion hervorgerufen, doch offenen Ausdruck. Für den Fall eines weitern Vorgehens Frankreichs auf dem betretenen Wege drohte er mit einem Anrufen Europas zum Schutz der Verträge. Auch nach anderer Seite hin war die kaiserliche Politik behindert. Speciell Oesterreich gegenüber hatte sich Frankreich schon im Januar, nachdem sich der Congreßplan im Sande verlaufen hatte, durch eine Depesche zu weiterer Nichteinmischung in die italienischen Angelegenheiten verpflichtet. In dieser Depesche, die in der Hauptsache die Empfehlung eines von England ausgegangenen Pacificirungsvorschlags war und für die Volksabstimmungen in Mittelitalien plaidirte, hieß es, Italien solle fernerhin ein undurchdringliches Gebiet bilden, unzugänglich jeder französischen wie österreichischen Einmischung.

So nach innen und nach außen hin gebunden, konnte Napoleon nicht wehren, was nun in Italien geschah. Seine Haltung wurde, da sie stets von dem Miswollen gegen das nationale Einigungswerk geleitet war, sich andererseits aber zu einem ernsten Einschreiten nicht aufzuschwingen mochte, eine principlos schwankende. Cavour, jetzt Napoleon's kühner Rival, wurde dadurch zum Herrn der Situation. Er war um so stärker, als in Turin Senat und Deputirtenkammer die Gebietsabtretung mit großer Majorität billigten. Das Parlament wußte, um was es sich handelte, als es diese Zustimmung ertheilte; es wußte, daß man, nachdem Napoleon um jenes Landerwerbs willen Sardinien einmal das Recht zugestanden, sich auf revolutionärem Wege zu vergrößern, nun auch die Consequenzen hinnehmen müsse. „Ohne Nizza, ohne Savoyen", sagte einer der Redner bei der betreffenden Parlamentsverhandlung, „gibt es kein Piemont mehr — finis Piedimonti! Aber nachdem ihm der Tribut unsers Schmerzes gezollt ist, erheben wir uns und begrüßen Italien zu seiner Geburt!"

Als dieses Wort gesprochen wurde, war auf sicilischem Boden bereits ein gewichtiger Anfang zu seiner Erfüllung gemacht. Garibaldi, eine der eigenartigsten und großartigsten Erscheinungen unserer Zeit, war, nachdem zu Anfang April in Palermo und Messina Empörungen gegen das absolutistisch-klerikale Regiment Franz' II. ausgebrochen waren, am 11. Mai mit einer Schar von vielleicht 1500 auserlesenen Parteigängern bei Marsala gelandet und stand nach einem glänzenden Siegeszuge am Tage, wo im turiner Parlament die Gebietsabtretung zum Beschluß erhoben wurde (29. Mai), bereits vor Palermo.

Es ist heute noch nicht offenbar, wie weit Cavour an Garibaldi's Unternehmen von vornherein betheiligt gewesen. Ernste Behinderungen hat er demselben jedenfalls nicht benitet. Garibaldi hatte in der „Mailänder Zeitung" gleich beim Ausbruch der Empörung

Digitized by Google

auf Sicilien laut zum Beitritt zu seinem Unternehmen aufgefordert; er hatte zu diesem Zweck mit Erfolg eine Nationalsubscription eröffnet und in Genua die großartigsten Vorbereitungen treffen lassen. Alledem war in keiner Weise entgegengetreten worden, vielmehr blieben monatelang auch die Zuzüge von Verstärkungen ungehindert. Das Auslaufen der von Garibaldi organisirten Expedition aus dem Hafen von Genua war zwar formell inhibirt worden, auch waren, als Garibaldi trotzdessen die offene See gewonnen, ihm zwei Kriegsschiffe nachgesandt worden, die ihn einholen sollten, aber nicht erreichten. Das alles war indeß offenbar nur eine Komödie, um der europäischen Diplomatie gegenüber eine Ausrede zu haben. Man hat vielfach behauptet, Cavour habe Garibaldi schon im Beginn des Unternehmens mit Geld unterstützt. Es würde dies wenigstens in Widerspruch mit seiner anderweit kundgegebenen Tendenz stehen, vor jeder weitern Gebietsvergrößerung die Consolidirung des in Norditalien so bedeutend gewachsenen Königreichs Sardinien in die Hand zu nehmen. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß es zunächst nur ein laisser-faire war, worauf sich Cavour beschränkte. Er wollte die Revolution benutzen, nicht sie machen.

Ein ähnliches laisser-faire spricht aus Napoleon's Haltung. Der Kaiser war zur Zeit von den vorbereitenden Schritten Garibaldi's durch seine Agenten in Italien jedenfalls ebenso gut unterrichtet, wie er es nach Ausweis des neuesten französischen Gelbbuchs von der Bewegung im Jahre 1867 war. Wenn er dennoch, als es noch Zeit war, in Turin keine energische Pression geübt hat, um die Verhinderung des Auslaufens der Garibaldi'schen Expedition zu erzwingen, so ist der Grund wol zumeist in einer Unterschätzung der Tragweite des Unternehmens zu erkennen. Daß dem bourbonischen Regiment in Sicilien Schwierigkeiten bereitet wurden, daß höchstenfalls die Insel an Sardinien kam, mochte seinen Tendenzen nicht widerstreben. Außerdem gebot ihm der Umstand große Zurückhaltung, daß das turiner Parlamentsvotum wegen der Abtretung von Savoyen und Nizza noch immer in der Schwebe war.

Von englischer Seite wurde sofort für Garibaldi Partei ergriffen. Der Agitator war mit auf Malta lautenden Schiffspapieren versehen von Genua ausgelaufen; zwei britische Fregatten deckten sogar seine Landung an der sicilischen Küste gegen die neapolitanische Flotte. Um in Bezug auf die diplomatische Form gedeckt zu sein, hatte die britische Regierung dem Cabinet von Neapel gegenüber, als Garibaldi sein Unternehmen einleitete, abermals ernstlich zu Reformen gerathen, gleichzeitig auch in Turin den Rath ertheilt, die Expedition zu hindern. Ernst aber war es damit keineswegs gemeint. Ganz abgesehen von den Sympathien, die England allerwärts solchen Revolutionen zuwendet, die sein Interesse nicht schädigen, hatte es angesichts der italienischen Bewegung sogar den positiven Wunsch, Sardinien baldmöglichst zu einem starken und unabhängigen Nachbarn Frankreichs werden zu sehen. Von seiten der nordischen Mächte geschah nichts, was die Bewegung fördern oder hindern konnte. Nur das geschwächte Oesterreich nahm insofern Partei, als es wenigstens Zuzüge für den Papst, welcher, mit dem König von Neapel gleichzeitig bedroht, eben unter dem verbannten französischen General Lamoricière eine Armee bildete, in aller Weise erleichterte und förderte.

Garibaldi's Unternehmen war nämlich ebenso gegen das päpstliche wie gegen das neapolitanische Regiment gerichtet. Die Aufrichtung eines einheitlichen Italien unter Victor Emanuel's Scepter war ja sein Ziel. Zunächst hielt es indessen Cavour für angethan, jedem Angriff auf den Kirchenstaat ernstlich entgegenzutreten, während die sicilianische Expedition mindestens unbeläßtigt blieb, wenn nicht gar gefördert wurde. Dieses Eintreten Cavour's für Rom war Folge der gebotenen Rücksicht auf Napoleon, der es mit dem klerikalen Element Frankreichs, zu dem sein Verhältniß zur Zeit ein sehr schlechtes war, nicht gänzlich verderben wollte, gleichzeitig aber seinen Nachbar nicht so erstarken

Digitized by Google

lassen wollte, wie es in Aussicht stand, wenn Rom die Hauptstadt Italiens wurde. Der Gedanke, Frankreich die Schutzherrlichkeit über den Papst zu vindiciren, der in der spätern Politik Napoleon's zuweilen hervortritt, scheint zu jener Zeit noch nicht vorgewaltet zu haben.

Die Bewegung im ganzen nördlichen Italien war, als die ersten Nachrichten von Garibaldi's Landung in Sicilien einliefen und seine Proclamationen bekannt wurden, viel weiter und tiefer greifend als zur Zeit der Napoleonischen Proclamation von Mailand. Obgleich Garibaldi selbst die regulären Truppen Sardiniens aufgefordert hatte, bei ihren Fahnen zu bleiben und ihm nicht zu folgen, mußte die Garnison von Genua in ihren Kasernen consignirt werden, um dem Zuzuge zu steuern. Die städtischen Behörden nahmen keinen Anstand, Summen bis zu 100000 Frs. zum Ankauf der Million Gewehre beizusteuern, die Garibaldi mehr im Hinblick auf Napoleon als auf den Papst und Franz II. zu beschaffen aufgefordert hatte. Das alles ließ die Regierung geschehen, dennoch war Garibaldi mit der Haltung des Ministeriums unzufrieden, so ehrerbietig er sich auch stets in seinen Briefen u. s. w. dem Könige erwies. Garibaldi konnte Cavour das Opfer von Nizza und Savoyen nicht verzeihen, ebenso wenig hatte er ein Verständniß dafür, daß dieser noch zögerte, sich aus Rücksicht auf Napoleon und die übrigen Monarchen zu seinem Unternehmen zu bekennen.

Am 19. Juni räumten die neapolitanischen Truppen Castellamare, die Citadelle von Palermo, die königliche Flotte verließ den Hafen und Garibaldi war bis auf wenige Punkte Herr der Insel. Schon am 30. Juni erließ er ein Wahlgesetz für die sofort zu berufenden sicilischen Kammern. Victor Emanuel sprach jetzt mittels Handschreibens dem Agitator den Wunsch aus, es bei dem Erreichten bewenden zu lassen. Sicilien war der König bereit aus seiner Hand anzunehmen, bei einer Betretung des Festlandes fürchtete er Schwierigkeiten seitens der fremden Mächte. Garibaldi war anderer Meinung und beantwortete den königlichen Brief mit dem Ausdruck des Bedauerns, nicht gehorchen zu können. Am 9. Aug. landete eine Garibaldi'sche Freischar an der calabrischen Küste, zehn Tage später bestieg der kühne Agitator selbst unsern Reggio mit 5—6000 Mann den Boden des Festlandes. Ueber Feigheit und Verrath hinwegschreitend, verfolgte er seinen Weg bis in die Hauptstadt des Königreichs, wo er am 7. Sept. unter dem Jubel des Volks seinen Einzug hielt. Tags vorher hatte Franz II., gefolgt von seinem etwa auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Heere, sich hinter den Volturno zurückgezogen. Der päpstliche Nuntius und die Gesandten von Rußland, Oesterreich und Preußen, also derjenigen Mächte, die zur Zeit noch das Legitimitätsprincip vertraten, folgten dem Könige nach Gaeta, während die Vertreter Frankreichs, Englands und Nordamerikas in Neapel zurückblieben. Die Haltung des französischen Gesandten trug den Rücksichten Rechnung, die es dem Kaiser verwehrten, sich der von ihm keineswegs freudig begrüßten gewaltigen nationalen Bewegung entgegenzustellen. Wo zwischen einem flüchtigen Bourbon und einer vom Volke gewählten Regierung die Wage schwankte, konnte übrigens kaum zweifelhaft sein, wohin der Vertreter des Empire sich zu wenden hatte.

Zu derselben Zeit, als die Insurrection siegreich bis Neapel vorgeschritten, wurde ein neues Unternehmen gegen den Kirchenstaat, wo die Wogen der revolutionären Bewegung bereits gewaltig hoch gingen, mit großartigen Mitteln ins Werk gesetzt. Bertani, gewissermaßen Garibaldi's Kriegsminister, war zu diesem Zweck in Genua mit Erfolg thätig und verfügte dabei über die bedeutendsten Mittel. Durch den, wenn auch in sehr beschränkten Grenzen gehaltenen Widerstand, den die sardinische Regierung, französischer Pression nachgebend, diesem Unternehmen in den Weg legte, ward die öffentliche Meinung nur noch mehr in Feuer und Flammen gesetzt, ebenso durch die weitere Maßnahme, daß das Ministerium die Offiziere der sardinischen Armee, welche sich Garibaldi

Digitized by Google

angeschlossen hatten, unter Androhung des Stellenverlustes abberief. Diese Erregung der öffentlichen Meinung sollte der Regierung schließlich nur den Vorwand geben, das von Garibaldi so glänzend begonnene und weit geförderte Unternehmen mit regulären Kräften zum erwünschten Ende zu führen. Die Popularität Garibaldi's begann bedenklich zu werden. So treu derselbe sich auch für seine Person gegen Victor Emanuel erwiesen, so war es doch schon sprichwörtlich geworden, Garibaldi sei König und Bertani sein erster Minister. Gesteigert ward die Gefahr dadurch, daß sich zahlreiche Republikaner aus der Mazzini'schen Schule Garibaldi angeschlossen hatten. Die italienische Regierung entschloß sich, diese Gefahr zu beschwören und dabei gleichzeitig die reife Frucht der Revolution einzuheimsen. Die Dinge waren weit genug gediehen, um einen ernsten Einspruch Napoleon's nicht mehr fürchten zu lassen. Napoleon selbst wäre nichts schrecklicher gewesen als ein Sieg des republikanischen Princips auf der Halbinsel.

Cavour ging jetzt mit der ganzen Verschlagenheit eines italienischen Diplomaten ans Werk. Die Repressivmaßregeln wurden, um die Erregung noch zu steigern und gleichzeitig der fremden Diplomatie Vertrauen einzuflößen, plötzlich bedeutend geschärft und streng durchgeführt. Als dies seine Wirkung gethan, erklärte Cavour am 28. Aug. im Ministerrath, es sei unabweisbare Nothwendigkeit, daß die sardinische Regierung sich an die Spitze der Bewegung stelle. Seine Collegen stimmten bei. Sofort wurden der Minister Farini und General Cialdini nach Chambéry gesandt, wo der Kaiser Napoleon zur Zeit weilte, um diesem die Nothwendigkeit darzuthun, das monarchische Princip zu retten. Bald darauf erzählte man sich in ganz Italien, Napoleon habe geantwortet: „Handelt, aber handelt schnell!"

Italien rüstete. Die Freiwilligencorps wuchsen förmlich aus der Erde. Cavour's bis dahin so gefährdete Popularität verdunkelte plötzlich diejenige Garibaldi's, als der Entschluß kund ward, dem Kirchenstaate Umbrien und die Marken zu entreißen. Der Vorwand dazu war sofort bei der Hand. Mittels Ultimatums vom 7. Sept. wurde der Papst aufgefordert, seine fremden Soldtruppen, die in Umbrien und den Marken in einer aller Disciplin spottenden Weise hausten, ungesäumt zu entlassen. Am 11. Sept., gleichzeitig mit der ablehnenden Antwort des päpstlichen Premierministers Antonelli, erschien eine Deputation aus jenen römischen Provinzen vor Victor Emanuel, die ihn bat, das Protectorat über die Staaten Pius' IX. zu übernehmen und sie vom Druck des päpstlichen Söldnerthums zu befreien. An demselben Tage erließ der König eine ganz im Sinne dieses Gesuchs gehaltene Proclamation an das Heer, und noch ehe die Sonne sich geneigt hatte, betraten die schon an der Grenze bereit stehenden italienischen Truppen das päpstliche Gebiet.

So indeß hatte Napoleon sein „Faites, mais faites vite", wenn er es überhaupt ausgesprochen, nicht gemeint. Den Kirchenstaat wollte er respectirt haben. Er rief seinen Gesandten von Turin ab, die alte Freundschaft vom italienischen Kriege her hatte also ebenso rasch ein Ende wie später die preußisch-österreichische nach der Campagne in Schleswig. Die französische Garnison in Rom wurde verstärkt, feindselig aber wurde gegen Italien nicht aufgetreten. Rom selbst nicht angreifen zu wollen, hatte übrigens Victor Emanuel schon in seiner Proclamation erklärt.

Die Dinge gingen jetzt rasch ihren Weg. Das Königreich Neapel war nach Garibaldi's Einzug in die Hauptstadt schon zerschmettert. Seine im Golf von Neapel liegende Flotte zog freiwillig die sardinische Flagge auf; die Fonds erfuhren an der Börse nach Garibaldi's Einzug sogar eine erhebliche Steigerung. Franz II. war thatsächlich schon ein Depossedirter. Am 7. Nov. hielt Victor Emanuel an Garibaldi's Seite seinen Einzug in Neapel. Capua hatte kurz vorher capitulirt, und das Gebiet des Königs Franz II. beschränkte sich auf die Festung Gaeta, wo er mit seiner Familie in ritter-

Digitized by Google

licher Weise, aber zwecklos den Kugeln der Sardinier und Garibaldiner Trotz bot. Schon am 6. Oct. war im ganzen neapolitanischen Königreiche die Volksabstimmung in Scene gegangen; sie hatte fast einstimmig für den Anschluß an Sardinien entschieden. Garibaldi überreichte am Tage nach dem Einzuge dem Könige in feierlichster Weise die Urkunde über das Plebiscit, das ihm die Krone von Neapel und Sicilien übertrug.

Von diesem Tage ab dürfen Garibaldi und der König als geschiedene Leute gelten. Ersterer erbat sich, um das Einigungswerk thatsächlich durchzuführen, auf ein Jahr das Generalgouvernement von Neapel und Sicilien, was der König zu gewähren nicht für gut fand. Dagegen bot dieser Garibaldi die Würde und das Amt eines Oberfeldherrn der ganzen Armee und das Großkreuz des hochgehaltenen Annunziataordens an, auch sprach er ihm die Bitte aus, sich eins der königlichen Schlösser als freies Eigenthum auszuwählen. Alles das lehnte Garibaldi ab. Nichts wollte er für sich; arm, wie er gekommen, ging er nach seinem kleinen Landsitz, der Insel Caprera, zurück, noch ehe der letzte Schuß im Kampfe, den er begonnen, gefallen war. So viel aus den Händen eines Unterthanen zu empfangen, der sich dem Danke entzieht und sich mit dem Bewußtsein begnügt, sein Vaterland groß gemacht und seine persönliche Unabhängigkeit gewahrt zu haben, scheint für einen Charakter wie Victor Emanuel zu viel gewesen zu sein. Man behauptet, daß der König dem großen Agitator die Tage von Neapel nie vergeben habe, daß er vielmehr ganz den Haß theile, der den Kaiser Napoleon gegen Garibaldi erfüllt. Dieser freilich hat allen Grund zu hassen. War Garibaldi es doch, der sich als des Kaisers Meister im Kampfe gegen die „alten Verträge" erwiesen und der selbst den jungen Züricher Vertrag, Napoleon's eigenstes Werk, unter den Trümmern begrub.

Im Kirchenstaate erreichte Italien das Ziel seiner nächsten Bestrebungen, Umbrien und die Marken, noch vor dem Einzuge des Königs in Neapel. Als am 29. Sept. Ancona in die Hand der belagernden Sardinier fiel und Lamoricière, der sich dorthin zurückgezogen hatte, mit der Besatzung kriegsgefangen wurde, war der Widerstand des Papstes gebrochen, sein Gebiet auf Rom und das Patrimonium Petri beschränkt. Am 4. und 5. Nov. entschieden sich die Bewohner Umbriens und der Marken mit 230000 gegen 1600 Stimmen für den Anschluß an Sardinien.

Im Neapolitanischen blieb der Krieg auf die Belagerung von Gaeta beschränkt; er endete am 13. Febr. 1861 mit der Capitulation Franz' II. an die Sardinier.

Politisch gelangte das Ergebniß der gewaltigen Umwälzung zum Abschluß, als am 14. März die italienische Deputirtenkammer und bald darauf der Senat das Decret genehmigte, mittels dessen sich Victor Emanuel den Titel eines „Königs von Italien" beilegte.

England war die erste und lange die einzige Macht, die das Geschehene billigte. Als das Ganze seinen Werdeproceß noch nicht vollendet hatte, schon am 27. Oct., also unmittelbar nach der Volksabstimmung in Neapel und Sicilien, vor derjenigen im Kirchenstaate, richtete Lord Russell eine Note an das sardinische Cabinet, in welcher England im Gegensatz zu der Misbilligung der andern großen Mächte erklärte, daß es die Berechtigung der Italiener, ihre politischen Zustände zu ändern, anerkenne. Als besondere Gründe für die Anschauung des britischen Cabinets nannte die Note zunächst die Misregierung des Papstes und des Königs beider Sicilien, dann aber die seit 1849 gewonnene Ueberzeugung, daß die Bildung einer einzigen starken Regierung der alleinige Weg sei, Italiens Unabhängigkeit zu sichern. Englands Stellung zur italienischen und speciell zur römischen Frage war damit ein für allemal fest bezeichnet, sein Widerstreben gegen jede französische Einmischung nicht minder deutlich. Das Verhältniß Englands zu Frankreich war zu jener Zeit noch immer ein unheimliches. Napoleon hatte den Krieg von 1859 in so maßloser Weise zur Entflammung des chauvinistischen Ehrgeizes ausgebeutet, daß die

Digitized by Google

britische Regierung noch immer beunruhigt war. England und die seit der Annexion von Nizza und Savoyen gegen Frankreich erbitterte Schweiz waren auch die ersten Staaten, welche das neue Königreich formell anerkannten. Es geschah dies schon am 30. März 1861.

Die drei Großmächte des europäischen Nordostens setzten den Vorgängen in Italien ihre äußerste Misbilligung entgegen. Namentlich war Oesterreich erbittert, und zwar nicht allein, weil die auf dem Nationalitäts- und Selbstbestimmungsrecht fußende Revolution seinen eigensten Interessen und seiner ganzen Politik schnurstracks widerstrebte, sondern insbesondere auch, weil Oesterreichs damaliges Regiment sich mit dem Papstthum vollständig identificirte. Schon gegen die Annexion der Romagna hatte Oesterreich protestirt. Ein weiterer, Oesterreichs Haltung wol zumeist bestimmender Grund lag darin, daß die Constituirung eines einheitlichen Italiens den Besitz von Venetien vollständig illusorisch machte. Mit Oesterreich gingen die deutschen Mittelstaaten. Ersteres hat mit seiner Anerkennung des neuen Königreichs bis nach dem Kriege von 1866 zurückgehalten, letztere zögerten bis zum Abschluß des Handelsvertrags von 1865. Preußens Widerstreben gegen die Ereignisse in Italien fußte auf dem conservativen Sinne des Königs. Trotz seines Protestes gegen das revolutionäre Vorgehen Sardiniens erkannte es indeß dem Princip der Nationalität seine Berechtigung zu und entschied sich für Nichtintervention. Mit der Hinnahme der vollendeten Thatsachen säumte Preußen übermäßig lange. Erst am 18. Juli 1862 erfolgte nach vorausgegangener Anregung von seiten des Abgeordnetenhauses die formelle Anerkennung des neuen Königreichs. Rußland hatte schon am 10. Oct. seinen Gesandten abberufen. So wohl es im allgemeinen Italien wollte, so haftete es doch zu fest am Legitimitätsprincip, um die Stellung, welche Victor Emanuel eingenommen hatte, billigen zu können. Polens wegen widerstrebt schon jeder Appell an das Recht der Nationalität den russischen Interessen. Mit der Anerkennung des neuen Königreichs ging indeß Rußland selbst Preußen noch um einige Wochen voraus.

Die Haltung Napoleon's ist bis zu der Zeit, als er seinen Gesandten von Turin abberief, bereits im allgemeinen gezeichnet. Sie war keine wohlwollende gegen Sardinien, weil dessen Verfahren allem, was mit den Verträgen von Villafranca und Zürich beabsichtigt war, durchaus widersprach, sie konnte nicht in entschiedene Feindseligkeiten ausarten, weil Napoleon seine pompösen Principien nicht direct verleugnen durfte und es ihm offenbar unmöglich war, ein Jahr nach den maßlos verherrlichten Siegen von Magenta und Solferino in eine kriegerische Politik einzulenken, bei der Oesterreich natürlicher Alliirter, Italien und möglicherweise auch England Gegner gewesen wären. Das Niederwerfen des bourbonischen Throns in Neapel entsprach überdies den Interessen der Napoleonischen Dynastie so sehr, daß schon dieser Umstand das bis dahin eingehaltene laisser-aller erklärte. Der durch Abberufung des Gesandten sehr scharf markirte Protest gegen das Einrücken der Sardinier in den Kirchenstaat war übrigens auch nicht so ernst gemeint, als es den Anschein hatte. Napoleon griff vielmehr bald in der Rolle eines Vermittlers wieder in die italienischen Angelegenheiten ein, und zwar mit ausgesprochener Parteinahme für Italien. Schon vor Ablauf des October 1860 wurde der Römischen Curie, mit welcher der Kaiser noch immer auf schlechtem Fuße stand, die Hoffnung als eitel bezeichnet, daß Frankreich mit den Waffen die Sardinier wieder aus Umbrien und den Marken vertreiben werde. Der Kaiser, hieß es, beschränke sich auf seine Misbilligung.

Wie Napoleon immer eine Phrase zur Hand hat, mittels deren er sein politisches Handeln als ein consequent aus festen Grundsätzen erwachsenes zu rechtfertigen weiß, so war es damals das Nichtinterventionsprincip, durch welches er die Unklarheiten und

Digitized by Google

Schwankungen seiner Politik zu decken suchte. Dieses Princip paßte ebenso trefflich zur Wiederaufnahme einer Protectorrolle gegenüber Italien, wie es geeignet schien, das wachsende Mistrauen der übrigen Mächte zu beschwichtigen. Trotzdessen, daß sich Frankreich in der Misbilligung der Haltung Italiens Rußland, Oesterreich und Preußen angeschlossen hatte, war namentlich in den beiden letztern Staaten die Befürchtung ebenso allgemein wie in England, Napoleon werde auf dem Wege der Vergrößerungspolitik, den er mit Savoyen und Nizza betreten, angesichts der chauvinistischen Stimmung, die er selbst in Frankreich wach gerufen, beharren müssen. Zahlreiche Monarchenzusammenkünfte im Laufe des Jahres 1860 und anderweite Vorgänge hatten aber gezeigt, daß in einem solchen Falle die großen Mächte Europas alle oder doch zum größten Theil zusammenstehen würden. Das Wort Coalition hat in Napoleon's Ohren einen furchtbaren Klang. Einer Coalition zuvorzukommen, hat er in jener Zeit die Erklärung abgegeben, er würde Italien nicht unterstützen, wenn es zwischen diesem und Oesterreich um Venetiens willen zum Kampfe käme, sofern Preußen und Deutschland sich gleichfalls der Unterstützung Oesterreichs enthalten würden. An einen solchen Kampf um Venetien glaubte man damals allgemein; Garibaldi hatte ihn, als er im Herbst von seinen Waffengefährten Abschied nahm, schon zum Frühjahr 1861 vorausgesagt.

Auch an der Nichtinterventionstheorie hat Napoleon nicht festzuhalten vermocht. Während der Belagerung von Gaeta lag eine französische Flotte vor diesem Platze, die, unter dem Vorwande, die Person Franz' II. zu schützen, die Proviantirung Gaetas deckte und die sardinische Flotte am Bombardement hinderte. Auch diese Protection des unglücklichen Königs war nicht von Bestand. In den ersten Tagen des Januar 1861 wurde Franz II. erklärt, die französische Flotte könne nicht ewig vor Gaeta bleiben; einige Wochen darauf ward sie unter Preisgebung des Königs abberufen. Niemand in Europa begriff das damalige Auftreten Frankreichs. Wollte es ein unnützes Blutvergießen hindern, so hätte eine kurze peremtorische Frist genügt, während deren sich der König entscheiden konnte, ob er das sichere Geleit Frankreichs annehmen oder sich aufs äußerste halten wolle. Aber drei Monate lang die Belagerung auf der Landseite ihren Weg gehen lassen und die von der Seeseite her hindern, die Dauer der Vertheidigung sogar durch Deckung der Proviantzufuhr fördern, und dann plötzlich abziehen — das war nach keiner Richtung hin zu rechtfertigen. Jene Episode gehört zu den schwächsten Momenten der kaiserlichen Politik.

Trotzdessen, daß sich unmittelbar nach dem Abzuge der französischen Flotte von Gaeta wieder ein freundliches Verhältniß zwischen Frankreich und Italien entwickelte, zögerte Napoleon bis zum 15. Juni 1861 mit der Anerkennung des Königreichs. Erst infolge eines Handschreibens Victor Emanuel's, das die Bitte um Anerkennung aussprach, ließ er seinen Geschäftsträger in Turin beauftragen, dieselbe auszusprechen. Die betreffende von Thouvenel gezeichnete, aber zweifellos vom Kaiser selbst verfaßte Depesche enthielt die entschiedenste Verwahrung dagegen, daß die Anerkennung der Thatsachen eine Billigung des Geschehenen in sich schließe, ganz besonders aber betonte sie den Umstand, daß der Kaiser seine Truppen so lange in Rom belassen werde, bis Italien volle Garantie für die Sicherung der Interessen gegeben habe, die Frankreich dort vertrete.

Die römische Frage stand von jetzt ab dauernd zwischen Italien und Frankreich. Das italienische Parlament hatte in den letzten Tagen des März die Erklärung abgegeben, daß es Rom als die Hauptstadt Italiens anerkenne, und Cavour war dieser Erklärung beigetreten, wenn er auch besonders betont hatte, daß das damit ausgesprochene Ziel nur im Einverständnisse mit Frankreich zu erreichen sei. Frankreich hat dem bis

Digitized by Google

auf den heutigen Tag widerstrebt. Welche Gründe Napoleon dabei leiteten, wurde bereits angedeutet. Der fernere Lauf der Dinge wird weiteres Licht darüber verbreiten.

Italiens großer Minister Cavour hat die Anerkennung des Königreichs durch Frankreich nicht mehr erlebt. Wenige Tage vorher, am 6. Juni 1861, entriß ihn der Tod seinem großen Wirkungskreise. Wie Moses das Gelobte Land, hat er das ersehnte große Italien nur von weitem geschaut. Italien aber ist dem Ziele, dem es Cavour so nahe gebracht, nicht untreu geworden. Es hat rastlos nach seiner Vollendung weiter gestrebt; es hat dabei das Wort nicht vergessen, mit dem Cavour aus dem Leben schied: „Die freie Kirche im freien Staate.“ Aber den Weg, der in den Augen des vielgewandten Staatsmannes zuvörderst noch als der geeignetste erscheinen mochte, dies Ziel zu erreichen, hat die Nation nicht zu gehen vermocht. Nicht im Zusammengehen mit Frankreich, wie es Cavour gewollt, sondern durch die Emancipation von der Vormundschaft Frankreichs hat sie das zu erreichen gestrebt, was ihr fehlte. Je entschiedener sich dieser Wille bekundet hat, um so mehr haben sich die Sympathien Europas Italien zugewandt.

Geschichte der Taipings vom Pekinger Frieden bis zum Falle Nankings.

Von Adolf Bastian.

In unserer Gegenwart scheint die Geschichte in Jahren oder Jahrzehnten zu erfüllen, wozu es früher Jahrhunderte und Jahrtausende bedurfte. Der Wissenschaft nachkommender Zeiten wird eine Menge von Hülfsquellen zu Gebote stehen, um spielend viele derjenigen Fragen zu entscheiden, mit deren Lösung sich jetzt die Gelehrtesten vergeblich abmühen und die bis zu einem gewissen Grade der augenblicklichen Generation werden unlösbar bleiben müssen. Jener Streit über Einheit oder Mehrzahl der Rassen, über Schöpfung oder graduelle Vervollkommnung wird mit Worten gekämpft, denen schneidende Waffen fehlen, denn die Thatsachen, die dabei allein den Ausschlag geben können, liegen im undurchdringlichen Dunkel der Vergangenheit verhüllt. Die Entwickelung der Völker war eine langsame und allmähliche, sie zog sich durch lange Epochen hin, und wenn der anwachsende Stamm schließlich ansehnlich genug geworden war, um die Augen der Zeitgenossen und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, dann fehlte es an einer Antwort über seine Entstehung, denn diejenigen, die über seine erste Anpflanzung hätten Auskunft geben können, waren schon seit Generationen in das Grab gestiegen, ohne Documente über das unscheinbare Pflänzchen zu hinterlassen, das damals nicht der Beachtung werth sein mochte. So blieb es hypothetischer Willkür überlassen, die fernern Wurzelverzweigungen auszumalen, um daraus die Charaktereigenthümlichkeit, die Sprache, Sitte und Denkweise zu erklären, die einer Nationalität specifisch zukommend, sie von benachbarten unterschied. Wie anders werden über diese Dinge unsere Nachkommen urtheilen können! Wir sehen deutlich vor unsern Augen im klaren Tageslicht Völker entstehen, die, noch ehe die Gründer ihrer Städte ausgestorben, schon eine Ausdehnung und einen Reichthum gewannen, durch die sie nicht wenige der längstbestandenen Nationen übertreffen. Wir besitzen ausführliche Tabellen, statistische Aufzeichnungen in ununterbrochener Fortführung, um genau über alle Bruchtheile der Elemente Rechenschaft zu geben, die in die Bildung derjenigen Nationalitäten eingegangen sind, welche in spätern Jahrhunderten unter dem Namen der californischen oder australischen eine Rolle in der Welt-

Digitized by Google

geschichte zu spielen berufen sind. Für uns selbst wird die praktische Bedeutung dieser Data freilich nur eine beschränkte bleiben. Wir stehen inmitten des Entwickelungsprocesses, wo jede vorüberflutende Welle des Tagesinteresses die weitere Aussicht benutzt; wir sammeln aber für die Epigonen, die von einem freiern Standpunkte aus das Fortbildungsgesetz in seinem Zusammenhange überblicken und daraus den Gang der Entwickelung verstehen werden.

Eine mächtige Unterstützung in diesem raschen Treibhausproceß, und in mehrfacher Hinsicht seine hauptsächlichste Triebfeder, bildet die durch Besiegung der Entfernungen ermöglichte Mischung der fremdartigsten Elemente, wie sie früher auf unserm Erdball nie in Beziehung kamen, aber gerade jetzt auf das mannichfaltigste unter- und durcheinander gemischt werden. Es ist ein nicht allein in der Chemie geltendes Naturgesetz, daß der Reiz zu neuen Schöpfungen um so kräftiger wirkt, je entgegengesetzter die Stoffe sind, die in Berührung kommen. Während früher die Communicationen auf Nachbarvölker beschränkt blieben, die nur mehr oder weniger schon gleichartige Ideenproducte austauschen konnten, oder, außer den auf dem allgemeinen Heerwege des Oceans fernere Gestade verbindenden Handelsschiffen, nur die vorübergehenden Umwälzungen der Weltoberer es waren, welche unbekannte Fernen aufschlossen und eben in diesem Zusammenschütteln des früher Getrennten den Keim zu vollendetern Erzeugnissen legten, während früher die Geschichte sich in engen Kreisen drehte, die nur vereinzelt eine mehr excentrische Richtung nahmen, hat sie jetzt mit einem male die fünf Continente in ihrer Gesammtheit umspannt, führt sie tagtäglich in windes-, fast gedankenschnellen Mittheilungen ihre Eindrücke von einem zum andern, und leben wir in ununterbrochen beständiger Wechselwirkung mit unsern fernsten Antipoden. Diese Umgestaltung unserer Weltstellung ist noch so neu, noch so unmeßbar klein in der bisjetzt darüber vergangenen Zeit, daß wir verhältnißmäßig die Resultate kaum erst fühlen, und nur ein schwaches Ahnen der bei unsern Lebzeiten vollzogenen Revolutionen aufzudämmern beginnt. Aber solche Wirkungen, obwol oft lange verschwindend und unbeachtet, häufen sich an und schreiten, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, dann plötzlich in der unendlichen Vergrößerung geometrischer Proportionen fort. Eines Tags werden wir, oder unsere Nachkommen, beim Erwachen des Bewußtseins eine völlig neue Welt um uns sehen, und vielleicht wieder zweifelnde Fragen aufwerfen, wie sie in dieser veränderten Gestalt, anscheinend so unmotivirt, hat hervorspringen können. Doch wird dann die Antwort leichter sein, als die auf alle Fragen in Betreff unserer eigenen Vergangenheit; es ist deshalb wichtig, sämmtliche Strömungen der Tagesereignisse, die mitgewirkt haben könnten, im Auge zu behalten, da sie, wenn auch scheinbar im Sande verlaufend, doch weitere Verzweigungen ausgeschickt und so einen Factor geliefert haben mögen, der uns bei ihrem Uebersehen später in der Rechnung fehlen würde. In dem Aufbau der neuen Weltanschauung, die jetzt im Werden ist, sind vor allen Europas Beziehungen zu Ostasien zu beachten, da dadurch die beiden höchsten Culturkreise, die der Menschheitsorganismus jemals hervorgetrieben hat und die bis dahin einen voneinander völlig unabhängigen Gang genommen haben, jetzt in engste Wechselwirkung gebracht werden und durch typische Originalität ausgezeichnete Ergebnisse versprechen. Zu den die Aufmerksamkeit fesselnden Erscheinungen gehört die Bildung neuer Religionen, wie sie sich seit den Lehren christlicher Missionare unter einheimischen Sekten Kaffrarias, Neuseelands, Hawaiis, Tunkins u. s. w. gebildet haben, vor allen aber in den Taipings Chinas, die ohne die Einmischung der Alliirten wahrscheinlich eine selbständige Dynastie aufgerichtet haben und dann bei den indifferenten Bewohnern des Mittelreichs ebenso leicht ihre Lehren der Himmelsbrüderschaft eingeführt haben würden, wie es den spätern Han mit dem Buddhismus gelungen war. Auch in dieser Bewegung der Taipings, die wir entstehen und vergehen sahen, können wir tiefer in die ersten kleinen Bewegkräfte,

Digitized by Google

die eine Anregung dazu gaben, hineinblicken, als bei den meisten der fertig überkommenen Religionen, obwol es nach dem Studium jener leichter sein wird, auch bei diesen die entsprechenden Analogien aufzufinden. Eine systematische Darstellung des Taipingismus muß indeß in diesem Artikel, dessen Grenzen sie weit überschreiten würde, ausgeschlossen bleiben; es wird nur ihre Geschichte vom Pekinger Frieden bis zum Falle Nankings berücksichtigt werden, da über die frühere schon in dieser Zeitschrift Nachricht gegeben ist.

Wie Mohammed, vor der spätern Feindseligkeit der Koreischiten, in seiner Verknüpfung mit dieser einflußreichen Familie seine erste Stütze fand, so wurde es dem Gründer des Taipingismus durch das Ansehen seines Stammes möglich, das anfangs nur religiöse Sektenthum auf das politische Feld hinüberzuspielen, zumal in Verbindung mit den Geheimorden, die gerade in den Bergen seiner Heimat das Andenken an die dorthin geflüchteten Reste der Ming*) bewahrten; und die aus nervöser Reizbarkeit, infolge der Zurücksetzung bei den von Mandschubeamten geleiteten Prüfungen, entspringenden Offenbarungen vertauschten ihr chinesisches Gewand mit einem halbchristlichen, als ihm die Bücher der westlichen Apostel in die Hände gefallen waren und zugleich eine Allianz mit den gefürchteten Fremden, die schon mehrfach siegreich gegen den von ihm als Usurpator betrachteten Kaiser aufgetreten waren, die festeste Stütze geboten haben würde. Auch waren im Anfang des Aufstandes englische Politiker vielfach zu einer Förderung desselben geneigt, und erst später führten Verwickelungen der commerziell-politischen Verhältnisse zu einer andern Auffassung, nachdem sich gleichzeitig die anfangs günstige Ansicht der protestantischen Geistlichkeit geändert hatte.

Das, wodurch die Erhebung der Taipings aus der Menge der Aufstände, die beständig Kuangsi und die den halb unabhängigen Miautse benachbarten Berggegenden zu zerrütten pflegen, vor allem heraustrat und der Grund zu ihrer spätern Bedeutung gelegt wurde, war der kühne Zug nach der Seeküste und (1853) die Besetzung Nankings oder Mojang, der noch immer in den Traditionen der Patrioten gefeierten Residenz der Mingdynastie. Hung-sui-tschuen hatte sich schon nach der Eroberung Yung-ngans krönen lassen, und seitdem nannte sich der arme Candidat, der bei allen Examinationen zurückgestellt war, Tien-teh-Ti-ping-Wang (der Friedensfürst bei himmlisch höchsten Tugend) und begründete das Tiping-Tschao oder friedensreiche Herrscherhaus. Dies war im Jahre 1851, 14 Jahre nach dem letzten Versuch, den gewünschten Gelehrteurang zu erwerben, sodaß er sich gezwungen sah als Schullehrer seines Dorfes ein kümmerliches Dasein zu fristen. Sein wiederholtes Misgeschick zog ihm ein nervöses Fieber zu, in dessen Delirien er sich in die Gesellschaft der abgeschiedenen Weisen und Tugendhaften eingeführt fand und dort einen ehrwürdigen Greis sah, der ihm ein Schwert überreichte, um damit die rebellischen Dämonen zu bekämpfen. Wer konnten diese rebellischen Dämonen anders sein als die Trabanten der fremden Barbaren, die China knechteten, und die auch in den spätern Zeiten der Taipingbewegung immer nur mit dem Namen Mandschu-Teufel bezeichnet wurden. Wer aber der himmlische Greis war, den er in seiner Verzückung gesehen, das wurde dem Propheten klar, als ihm sein Vetter Le aus einem im Jahre 1836 von einem Fremden erhaltenen Pamphlet vorlas, das von Liang Afah, einem durch den Missionar Milne bekehrten Chinesen, verfaßt war und den Titel trug: „Gute Worte der Ermahnung für unsere Zeit." In den dort vielfach aus Morrison's Bibelübersetzung citirten Stellen

*) Nachdem Wu-san-kwei, der zu spät das Herbeirufen der Mandschu bereute, gefallen war, flüchtete der letzte Kaiser nach Birma, aber die Abkömmlinge seiner Anhänger brachten noch 1756 den großen Aufstand der Miautse zu Wege, den zu unterdrücken es Kaiser Kien-loong große Mühe kostete. Das Emporkommen Hongwu's (gest. 1399) ähnelt vielfach dem des Stifters der Taipings.

Digitized by Google

des Neuen und besonders des Alten Testaments wurden alle zur Verehrung des himmlischen Vaters in der Höhe gerufen, und die besonders durch Jehovah's Gebot, alle Widersacher mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, angeregten Taipings glaubten auf ihren nachherigen Kriegsfahrten, daß, wie auf den Wüstenzügen der Israeliten, Gott der Vater nebst seinem Sohne Jesus vor ihren Heeren einherzögen, während der jüngere Bruder Jesus und der Paraklet, in ihren Heerführern personificirt, unter ihnen weilten. Schon nach seiner ersten Bekanntschaft mit den christlichen Tractätchen hatte Hung die Lehren derselben, soweit er sie selbst verstand, unter seiner Bekanntschaft auszubreiten gesucht, noch eifriger aber wurde er in seinem Predigen, nachdem er 1847 einige Zeit in Kanton zugebracht hatte, in den Schulen Robert's und anderer Missionare, die durch einen chinesischen Reisenden von der Existenz einer christlichen Sekte im Binnenlande gehört und den Stifter derselben zu sich eingeladen hatten. Bei seiner Rückkehr rief er seine Anhänger zum Umsturz der Götzenbilder auf und zerstörte die im Departement Siang berühmte Statue Kanwangye. Wegen dieser und anderer Tempelbeschädigungen wurden einige der Sektirer gefangen gesetzt, dennoch nahm die Zahl derselben, gerade unter den beginnenden Verfolgungen, beständig zu, und als im Jahre 1850 die alte Clanfehde zwischen den Punti und Hakkas sich erneuerte, suchten die letztern gegen ihre überlegenen Gegner bei den Gottverehrern Schutz und zogen diese dadurch gänzlich in den Strudel politischer Agitationen. Als die Mandschu zur Herstellung der Ordnung Truppenverstärkungen herbeizogen, berief Hung außer seinen Stammesgenossen alle die im Lande zerstreuten Anhänger der neuen Religion und erhob dann offen die Fahne der Empörung, zu der nicht nur die in den umliegenden Waldgebirgen lauernden Räuberbanden (besonders Kew-urh's und Szu-fan's) herbeieilten, sondern auch acht Häuptlinge der San-ho-hwui oder des Geheimbundes der Dreifaltigkeit, der in fünf Hauptlogen über ganz China verbreitet ist und seine Verzweigungen im genauesten Zusammenwirken organisirt hat. Es gelang Hung durch schlau angelegte Kriegslisten die gegen ihn zusammengezogenen Heeresabtheilungen zu täuschen und sich durch einen Handstreich der Stadt Yung-ngan zu bemächtigen, wo ihn seine enthusiastischen Anhänger zum Kaiser ausriefen, der bestimmt sei, die verhaßte Dynastie der Mandschu wieder über die Grenze zu jagen. Das Gemeindewesen der Gläubigen wurde in communistischer Weise geordnet, indem die brüderliche Liebe kein Privateigenthum erlaubte und jeder das Seinige in den öffentlichen Schatz niederlegte. Taback und spirituöse Getränke wurden streng, der Gebrauch des Opiums*) selbst bei Todesstrafe verboten. Der Gottesdienst bestand im Vorlesen religiöser Schriften und dem Hinstellen von drei Täßchen Thee**), zum Andenken an die Dreieinigkeit.

Der Jubel der Taipings über ihre ersten Erfolge war nahe daran sich in ihren Untergang zu verkehren. Von allen Seiten hatte die Regierung Truppenmassen zusammengezogen, um Yung-ngan zu belagern, und der berühmte Tatarengeneral Woo-lan-tae hielt die Stadt so eng umschlossen, daß die schrecklichste Hungersnoth innerhalb der Mauern ausbrach und den Eingepferchten nirgends eine Hoffnung zu bleiben schien. Den sichern Tod vor Augen, entschlossen sich die Taipings zu einem Ausfall und durchbrachen im

*) Das damals erste Handelshaus Dent u. Comp. (das kürzlich seinen ungeheuern Bankrott machte) hatte längere Zeit das Opiumschiff Nimrod bei Wuhu (in der Nähe Nankings) stationirt, um zum Schmuggeln zu verführen, mußte es aber nach einigen Monaten erfolglos zurückziehen. Der Opiumkrieg fiel mit dem Aufhören des Monopols zusammen, das die Ostindische Gesellschaft für den chinesischen Handel besaß.

**) Die im Jahre 1816 erfolgte Tsing-cha-mun-keaou oder die reine Theereligion gebot, dem unter die Gottheiten versetzten Ahnherrn des Geschlechts Wang die feinsten Sorten Thee zu opfern.

Digitized by Google

Verzweiflungskampfe die feindlichen Reihen, freilich mit Zurücklassung aller Verwundeten und Kranken, die unter den raffinirten Martern chinesischer Henkerkunst verendeten. Einmal im freien Felde, gelang es Tien-wang durch seine unerwarteten und raschen Querzüge die kaiserlichen Generale zu täuschen und ihnen überall zu entgehen. Nachdem ihr Angriff von der Stadt Kweilin abgeschlagen war, überfielen die Taipings im südlichen Honan die Stadt Taouchow und entschädigten sich für ihren Misserfolg vor Chang-scha durch die Eroberung von Yoh-chow, Han-yang, Wuchangfu. Nachdem sie in Hankau am Yang-tse-kiang eingezogen waren, schifften sie mit den dort und in Kew-kiang gekaperten Schiffen den breiten Strom hinab und verbreiteten durch ihre unerwartete Erscheinung vor den Wällen Nankings solchen Schrecken in die Garnison, daß ihnen schon nach elftägiger Belagerung diese zweite Stadt des Reichs übergeben wurde (19. März 1853). Noch in demselben Jahre zeigten sich die Taipings in Petscheli, sie standen vor Tientsin und bedrohten selbst Peking, bis sie durch das mongolische Aufgebot, das der Hof in seiner höchsten Bedrängniß herbeirief, aus dem Felde geschlagen, und obwol sie 1854 Lingtsing an der Vereinigung des Peiho mit dem Kaiserkanal besetzten, doch bald darauf auf Nanking zurückgeworfen wurden. Dort brachen nun die Parteikämpfe aus, in denen Hung-siu-tschuen den östlichen König, Jang Siutchin, durch seinen Bruder Wei-Tchang-hoei (den König des Nordens) stürzen ließ und dann diesen selbst vernichtete. Unter diesen Unruhen soll der einst zu den sieben Wundern der Welt gerechnete Porzellanthurm Nankings zu Grunde gegangen sein.

Gleichzeitig mit dem Vorrücken der Taipings gegen Nanking waren überall in den benachbarten Provinzen Aufstände des Dreifaltigkeitsbundes ausgebrochen, der Shangay besetzte*) und sich im Juli 1853 der Stadt Amoy bemächtigte. Sie hielten sich dort, mit der Unterstützung der Landbevölkerung, bis zum 11. Nov., wo sie durch eine große Piratenflotte, welche die kaiserlichen Admirale in Sold genommen hatten, zum Abzuge gezwungen wurden. In Shangay wurde der Orden im December 1853 durch ein vom Admiral La Guerre organisirtes Corps französischer Matrosen angegriffen und in der Nacht vom 17. zum 18. Febr. 1855 zur Räumung der Stadt gezwungen.

In Beziehung mit den Europäern wurden die Taipings zuerst durch Sir George Bonham gebracht, den englischen Bevollmächtigten, der Nanking 1853 in dem Kriegsschiff Hermes besuchte, um sie zum Besten des Handels von der völligen Neutralität in Kenntniß zu setzen, die England ihnen und ihren Streitigkeiten mit den Mandschu gegenüber zu beobachten entschlossen sei. In der Antwort beruft sich der Rebellenkaiser auf die den Engländern schon lange bekannte Verehrung seines himmlischen Vaters und seines ältern Bruders Jesus, um dadurch seinen Versicherungen aufrichtiger Freundschaft um so mehr Nachdruck zu geben. Außer dem französischen Dampfschiffe Cassini wurde Nanking damals durch die nordamerikanische Fregatte Susquehanna besucht, mit dem Missionar Bridgeman an Bord, der die Verfassung der Taipings als eine Theokratie beschreibt.

Während des englischen Kriegs hatte der chinesische Hof seine Operationen gegen die Rebellen einstellen müssen, und diese blieben dadurch sich selbst überlassen, aber nicht zu ihrem Vortheile. Nanking war für sie ein Capua geworden, und sobald das Band des religiösen Enthusiasmus, das sie gegen den gemeinsamen Feind zusammengehalten hatte, gelockert war, brachen innere Streitigkeiten aus, die sie die Waffen gegeneinander wenden

*) Am 4. Sept. 1853 durch den „die Kurzmesser" genannten Zweig der Triaden, deren dortiger Logenmeister ein bekannter Zuckermäkler war. Sie trugen, wie Lockhart erzählt, die Götzen in Körben aus den Tempeln heraus, um sie wegzuwerfen oder zu verbrennen. Die Triadenoffiziere meinten, es fehle nicht viel, daß sie Christen wären. Auch wurden Botschaften mit dem Taipingwang in Nanking gewechselt, aber ohne Erfolg.

Digitized by Google

ließen. Erst als der durch die westliche Invasion gänzlich zerrüttete Zustand des schon vorher wankenden Staats überall im Lande den Unzufriedenen Gelegenheit zur Erhebung gab, als die Provinzialbeamten in Kiangsou sich in demselben Augenblick, wo ihr Herr und Kaiser das Ultimatum der fremden Barbaren zurückgewiesen hatte (März 1860), an diese selbst um Unterstützung gegen die Aufständischen in Soutcheou wenden mußte (Mai 1860), traten auch allmählich die Taipings wieder activ hervor und unternahmen ihren Zug gegen Shangay, um dort für den Thee und die Seide der von ihnen besetzten Districte einen Ausfuhrhafen zu gewinnen. Die reichsten Provinzen Chinas waren schon seit lange in ihren Händen, und in den letzten Jahren war die Seide der Ausfuhr, mittels kleiner Dampfschiffe europäischer oder amerikanischer Kaufmannshäuser, durch die kaiserlichen Vorposten an den Kanälen hindurch nach Shangay geschmuggelt worden, um dort den Seeschiffen ihre Ladung zu liefern. Die Taipings gewährten diesem Handel volle Freiheit und Sicherheit, soweit ihre Macht reichte, und wie sie immer das Bestreben gezeigt hatten, sich den Fremden freundlich zu zeigen, begünstigten sie in jeder Weise den Besuch der Kaufleute, die einen von dieser wohlgesinnten Zuneigung sehr verschiedenen Empfang in den kaiserlichen Stationshäusern fanden und dort durch die Plackereien oder Räubereien der Soldaten und den arroganten Uebermuth der Mandarine genug zu leiden hatten. Als daher der Chungwang oder Feldmarschall der Taipings, nachdem er die kaiserlichen Magazine von Hukau erobert und das belagerte Nanking (am 3. Mai 1860) entsetzt hatte, in Soutcheou seine Expedition gegen Shangay organisirte, erließ er eine sein gemeinsames Interesse mit dem Fremden betonende Proclamation, die aber auf Anordnung des englischen Gesandten Bruce seitens der Consularbeamten ohne Beantwortung blieb.*) Auf seinem Marsche gegen Shangay sandte er am 18. Aug. neue Mittheilungen an die in Shangay ansässigen Ausländer, des Inhalts, daß sie von ihm geschützt werden würden, und auf ihre Kaufmannshäuser und Kirchen gelbe Fahnen aufziehen sollten, damit sie von allen Belästigungen durch seine Soldaten freiblieben. Doch hatte schon damals Bruce eine Notification abgehen lassen (im Namen der Befehlshaber der englischen Land- und Seemacht in Shangay), daß die Stadt Shangay nebst den fremden Niederlassungen durch die englischen Truppen und ihre Alliirte besetzt**) sei, und daß jeder Angriff bewaffneter Streitkräfte als ein feindseliger Act betrachtet und demgemäß behandelt werden würde. Dieses durch ein Kanonenboot abgesandte Papier kam nicht in die Hände der Taipings, und als dieselben vor Shangay erschienen, fanden sie die Wälle von denselben Fremden besetzt, die sie für ihre Freunde gehalten hatten. Es gelang ihnen leicht, die von den chinesischen Soldaten besetzten Außenwerke zu nehmen, sie wurden aber dann durch Kapitän Cavenagh von den Wällen zurückgeschlagen und erlitten weitere Verluste durch Lieutenant O'Grady, der mit einem Detachement der Sikhs auf sie einritt, sowie durch die von Kapitän Maxwell commandirten Loodianah. Am 19. Aug. fanden es die Franzosen für rathsam, die Vorstädte Shangays mit den dort lagernden Waaren der chinesischen Kaufleute in Brand zu setzen und ein freies Feld für ihre Operationen zu schaffen, und der folgende Angriff wurde durch die die Vorstädte umfahrenden Dampfboote Kestrel und Hongkong unterstützt. Der Montag (20. Aug.) und die folgende Nacht ging mit verschiedenen Plänkeleien hin, in denen allen die Taipings

*) Als Lord Elgin zum Besuche Hankaus den Yang-tse-kiang hinauffuhr (8. Nov. 1858) kam die Flotte in Collision mit den Flußbefestigungen Nankings und man wechselte Schüsse, die aber später auf stattgehabte Misverständnisse geschoben wurden.

**) In einer vom 10. Juni 1860 datirten Depesche Lord Russell's an Bruce findet sich dagegen der Passus: „Ich bezweifle, ob der Versuch politisch sei, durch Waffengewalt die Macht der kaiserlichen Regierung in den durch die Insurgenten besiegten oder vielmehr verheerten Städten und Provinzen wiederherzustellen."

Digitized by Google

der europäischen Kriegskunst erlagen und der Chungwang selbst verwundet wurde, worauf derselbe den Rückzug antrat. Sykes bemerkt über diese Vorgänge in Shangay: „Es muß in der That unglaublich scheinen, wie wir diejenigen, die sich um unsere Freundschaft bemühten, niederschossen, wie wir eine Stadt vertheidigten, die einer uns feindlichen Regierung angehörte, wie wir durch Hrn. Lay*) und andere Unterthanen Englands die Zölle eintrieben zum Besten des Kaisers von China, während eben dieser selbe Kaiser von China seine Sanction gab, daß englische und französische Offiziere und Soldaten in Peking gemartert und hingerichtet wurden, und obwol der Bruder dieses Kaisers, der von uns jetzt mit dem höchsten Vertrauen behandelte Prinz Kung, sich damals in Peking in solcher Stellung fand, daß er leicht diese gegen unsere Beamten und Truppen verübten Grausamkeiten hätte verhindern können." Der Schlüssel zu diesen sonderbaren Widersprüchen, zu dieser feindseligen Stimmung gegen die Taipings trotz des günstigen Urtheils, das der Bischof von Victoria über ihre von Kapitän Fishbourne mitgebrachte Bücher und die darin niedergelegten Doctrinen abgegeben hatte, wird von den Freunden der Taipings in ihrem directen und unerbittlichen Verbote des Opiumhandels gesucht, während gerade damals sich Aussicht eröffnete, ihn in den Friedensverhandlungen mit dem chinesischen Hofe zu legalisiren.

Der Chungwang hatte vor seinem Abzuge (21. Aug.) noch eine Proclamation an die Consuln erlassen, in der er sich über den Bruch der früher zugesagten Neutralität beklagte und sein Erstaunen ausdrückte, daß sie lieber die verhaßten Mandschu in China stützen wollten, statt denjenigen ihre Hülfe gewähren, die den gleichen Gott mit ihnen verehrten und die ihnen die vortheilhaftesten Erleichterungen für die werthvollen Ausfuhrartikel Chinas, für Seide und Thee, um derentwillen allein sie doch über das Meer herbeigekommen seien, gewähren könnten und gern gewähren würden.

Von den Missionaren, die damals die Taipings besuchten, nennt Holmes ihre Religion einen abscheulichen Götzendienst, wogegen die Missionare Edkins, Magowan und Hall in ihrem Bericht (16. Juli 1860) erklären, daß das Hauptziel der Taipings die Abschaffung des Götzendienstes und die Herstellung der wahren Gottverehrung sei und daß sie die klarste Anschauung der Einheit Gottes und seine Persönlichkeit besäßen, indem sie sich von allen pantheistischen und fatalistischen Beimischungen freihielten. Die Taipings wünschten selbst, daß sich einer der englischen Missionare unter ihnen niederlassen möchte, und machten verschiedenen derselben Anträge, doch scheint sich kein hervorragender Geist gefunden zu haben, der diese Bewegung zu meistern und richtig zu leiten verstanden hätte. Die Franzosen standen von vornherein dem protestantischen Elemente im Taipingismus oppositionell gegenüber, und die katholischen Missionare, die sich ihrer größten Erfolge in China unter den ersten Kaisern der Mandschudynastie zu erfreuen gehabt hatten, hofften dieselben bei den damaligen Verwickelungen auch unter ihren Nachfolgern wiederzuerwerben, was ihnen nach dem Friedensschluß durch das kaiserliche Toleranzedict vom 3. Dec. 1861 und später auch gelungen ist, indem ihnen ihre alten Etablissements zurückgegeben wurden.

Der Gang der gleichzeitigen Ereignisse ist bekannt. Am 30. Juli 1860 kehrten Lord Elgin und Baron Gros, die am 26. und 27. Juni 1858 ihre respectiven Verträge abgeschlossen, nach China zurück. Am 21. Aug. wurden die Takoufort erobert und bald darauf Tientsin besetzt. Mit den vorrückenden Alliirten knüpften Koueilang und Hongfou, und später in Tongtschou der Fürst von Y und Mu Verhandlungen an (17. Sept.), die, durch den geübten Verrath unterbrochen, die Siege bei Tangkiaouan und bei Palikiao (21. Sept.) herbeiführte, worauf die Verbündeten am 9. Oct. den

*) Das Inspectorat der chinesischen Douanen war durch Lay seit Januar 1860 organisirt.

Digitized by Google

Sommerpalast Youen-ming-youen, dann (13. Oct.) Peking besetzten, und der nach Jehol (dem Sitze lieblicher Kühle in dem Garten unzähliger Bäume) in der Mandschurei geflüchtete Kaiser am 1. Nov. den am 25. Oct. geschlossenen Frieden ratificirte. Beim Tode des Kaisers am 17. Aug. 1861 folgte sein minderjähriger Sohn Tsaitchou als Ki-siang unter der Regentschaft des Prinzen Tsaï-youen, der durch die Palastrevolution im November gestürzt, sich selbst entleibte. Die dann für den Kaiser (dessen Namen Ki-siang in Tong-tschih verändert wurde) eingesetzte Regentschaft bestand aus den zwei Kaiserinnen, seiner Mutter (einer Concubine) und der legitimen Witwe sowie dem Prinzen Kung, der im April 1865 in Ungnade fiel, aber am 11. Nov. wieder eingesetzt wurde. Auf den durch Ignatiew am 15. Dec. 1860 abgeschlossenen russischen Vertrag folgte, nachdem Bruce und Bourboulou (März 1861) ihren Aufenthalt in Peking genommen, der preußische am 2. Sept., der belgische am 8. Aug. 1862, der portugiesische am 13. Aug., der dänische am 13. Juli 1863. Bei der Schwäche der durch den Krieg völlig gelähmten Regierung wuchs mit den Räubern im Lande das Piratenwesen auf der See. So wurde im April 1861 das amerikanische Dampfboot Meelee gekapert. Tsiaotscheu, wo der Pöbel Kaufmannsmagazine geplündert hatte, wurde im Mai 1861 von den Engländern bombardirt.

Im Jahre 1857 begriff das den Taipings unterworfene Gebiet (nach Lin-le) ungefähr 10000 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 25 Millionen. Im Jahre 1858 kam der nach dem Tode Hamberger's von der londoner Missionsgesellschaft erzogene Hung-jin, ein alter Freund des Kaisers, in Nanking an und wurde dort zum Kan-wang (Schildfürsten) oder ersten Minister erhoben. Wie es heißt, berief er einen regelmäßig ordinirten Zögling der londoner Missionsgesellschaft, der als sein Hauskaplan fungiren sollte. Der amerikanisch-baptistische Missionar Roberts, der frühere Lehrer des Kang-wang, begab sich im October 1860 nach Nanking und wurde von seinem Zögling ehrenvoll aufgenommen. Er scheint indeß durch seine Mäkeleien über dogmatische Sektenunterscheidungen viel Unzufriedenheit hervorgerufen zu haben, und wird als ein nervös reizbarer ängstlicher Mann beschrieben, dessen Gesichtskreis viel zu eng gewesen, um diese wichtige Bewegung zu begreifen. Im Beginn des Jahres 1862 flüchtete er heimlich aus Nanking und berichtete am Bord des Kriegsschiffes, daß der durch den Teufel angereizte Kan-wang vor seinen Augen einen bedienenden Knaben mit einem Schwerte niedergehauen habe, obwol er später, da derselbe lebend gesehen worden war, in Kanton zugab, daß er vielleicht nur mit einem Stocke gezüchtigt wurde. Zu gleicher Zeit (1863) besuchte der Missionar Lobscheid Nanking und wurde von den Taipings mehrfach, aber ohne Erfolg, zum Bleiben eingeladen.

Obwol die Taipings vor Shangay der überlegenen Kriegskunst der Europäer hatten weichen müssen, waren sie doch sonst im Laufe desselben Jahres überall gegen die Mantschu siegreich gewesen und im Beginn des Jahres 1861 hatte das von ihnen begründete Reich den höchsten Stand seiner Macht erreicht. „Es breitete sich längs des Yang-tse-kiang von Nordosten nach Südwesten von unterhalb Chinkiang bis in die Mitte der Provinz Kangsi, südlich vom Poyangsee aus, in einer Entfernung von mehr als 360 Meilen, während von den Grenzen ihrer Besitzungen nordwestlich von dem Flusse bis zu den gegenüberliegenden Marken im Südosten eine unregelmäßige Breite von 200—250 Meilen das Ganze der besiedelten Gebiete einschloß, ein Territorium von über 30000 Quadratmeilen bildend mit einer sich etwa auf 45 Millionen belaufenden Bevölkerung. Außerdem wurden bedeutende Strecken der Provinzen Hopeh, Honan, Fukien, Chekiang, sowie das entferntere Szechuan von den Heeren der Taipings besetzt gehalten. Die Zahl der Truppen belief sich auf wenigstens 350000 Mann." Ueber den Zustand der in den Händen der Taipings befindlichen Länder finden sich in den Blättern der damaligen Zeit

Digitized by Google

die verschiedensten Angaben. Während die meisten Correspondenten sie in heftigen Ausdrücken als rohe Verheerer schildern, die nur zu zerstören, aber nirgends zu organisiren verständen, sprechen die wenigen Besucher, die wirklich ins Innere vordrangen, mit Ueberraschung von dem blühenden Zustande, in dem sie Dörfer und Saaten fanden, und rühmen die Sicherheit der dortigen Straßen gegenüber den Banditenanfällen, denen man überall auf kaiserlichem Gebiet ausgesetzt sei. Die Mehrzahl der Europäer, die überhaupt mit den Taipings in Berührung kam, gelangte indeß nur bis Nanking, das durchgehends keinen guten Eindruck gemacht zu haben scheint und als eine reine Soldatenstadt beschrieben wird. Indeß übersah man dabei die überall in diesem Theile des Orients festgehaltene Sitte, das von dem Herrscher bewohnte Quartier für die Soldaten zu reserviren und keinen Kaufleuten dort Eintritt zu gestatten, da als solche verkleidet (wie es in den Sagen und Traditionen häufig wiederkehrt) sich leicht Spione und Feinde einschleichen könnten. Alle diese Residenzen, Peking, die Hauptstadt Chinas, sowol wie Ava oder Mandalay in Birma, werden deshalb mit ineinander geschobenen Vierecken gebaut, indem das Innerste nur die Wohnungen der Beamtenwelt aufnimmt, und das Volkstreiben im Handel und Wandel auf die äußern Vorstädte angewiesen wird, die sich dann allmählich mit dem Wachsthum der Stadt vergrößern. Da durch den englischen Friedensschluß mit China der Handel auf dem Yang-tse-kiang geöffnet und die Städte Hankau, Kiukiang und Chinkiang den Vertragshäfen hinzugefügt waren, so mußte mit den durch Nanking die Mündung beherrschenden Taipings ein vorheriges Abkommen getroffen werden, und Viceadmiral Hope versicherte (im Februar 1861) die Taipings der englischen Neutralität gegen ihr Versprechen, während des Jahres keinen Angriff auf Shangay zu unternehmen und sich dem Platz nicht auf 100 Li (30 englische Meilen) zu nähern, auch, wenn sie Städte der Kaiserlichen, wo Europäer angesiedelt seien, erobern sollten, die letztern nicht zu beunruhigen. Das von den Taipings ihrerseits gestellte Verlangen, daß Shangay keinen Stützpunkt für die kaiserlichen Rüstungen bilden dürfte, soll vielfach dadurch umgangen worden sein, daß Soldaten unter dem Namen von Kulis auf englischen Schiffen befördert wurden, und durch die neutrale Flagge geschützt, selbst unter den Mauern Nankings vorüberfuhren.

Während sich so die Taipings den Fremden gegenüber zur Unthätigkeit verpflichteten, waren sie in den gegen ihre einheimischen Feinde gerichteten Operationen nicht unthätig. Der Ying-wang, ein (wie Hung) durchgefallener Student, der in die Reihen der Rebellen eingetreten und dort zu den höchsten Ehren emporgestiegen war, wurde zum Entsatze des belagerten Nankings geschickt, der Shi-wang, der Wu-chang-hien eroberte, war in Kang-si, der I-wang in Szechuan, der Kan-wang in Honan und der Chungwang in Chekiang erfolgreich thätig. Mit der Besetzung des ausgehungerten Hang-chow durch die Truppen des Chungwang fiel die ganze Provinz Chekiang in die Hände der Taipings, die am 9. Dec. 1861 auch die Stadt Ningpo gestürmt hatten. Die Vertreter Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten in Ningpo (Frederick Harvey, Leon Obry und William Breck) hatten den Taipings völlige Neutralität ihrerseits zugesichert und dagegen den Schutz ihrer Landsleute verlangt, der von dem Rebellenführer, soweit es in seiner Macht stehen würde, versprochen wurde. Das ernstliche Bemühen der Taipings, mit den Fremden in gutem Einvernehmen zu bleiben, wird durch ein Memorandum des damaligen Secretärs Parkes (jetzt Sir Harry Parkes) bestätigt, in welchem es heißt: „Die Ningpo-Rebellen haben aufs deutlichste ihren Wunsch an den Tag gelegt, mit den Ausländern in freundlichen Beziehungen zu bleiben. Außerhalb des Südthores, das den Stützpunkt des Angriffs bildete, steht das Etablissement der Barmherzigkeitsschwestern, das durch seine Besetzung eine ausgezeichnete Deckung für ein Angriffscorps gebildet haben würde, da die obern Fenster desselben die Stadtwälle beherrschen, dennoch aber, obwol sie mitunter inner-

Digitized by Google

halb der Gehöfte sich vorschlichen, als sie den Sturm auf das Thor vorbereiteten, überschritt keiner auch nur für einen Augenblick die Schwelle der Baulichkeiten. Ein anderes großes Etablissement der Römisch-Katholischen war eins der ersten Gebäude, an dem sie vorüber mußten, als sie aufgeregt und siegesfroh in die Stadt einstürmten, aber sie machten nur einen kurzen Halt, um ein Häufchen Fremder, die unter der Chorhalle standen, zu bewillkommnen und ihre Leute zu ermahnen, niemand ein Leids zuzufügen. Katholiken und Protestanten wurden von ihnen in gleicher Weise begrüßt, als einer und derselben Religion und Brüderschaft wie sie selbst angehörend. Das Haus des vornehmsten Chinesen in Ningpo, eine in Shangay wegen seines Reichthums und seiner stets der Regierung gewährten Unterstützung wohlbekannte Persönlichkeit, blieb unberührt, einzig aus dem Grunde, weil sich dort ein Franzose eingemiethet hatte, der die Wohnungen für den Augenblick als die seinigen in Anspruch nahm."

Bald nach dem Falle Ningpos begab sich Admiral Hope nach Nanking, um den frühern Neutralitätsvertrag, der mit Ende des Jahres ablief, zu erneuern, aber die Taipings zeigten sich dazu nicht geneigt, weil von der andern Seite die Verpflichtungen, den kaiserlichen Rüstungen in Shangay keine Begünstigungen zu gewähren, nicht erfüllt worden seien, und weil eine stete Umgehung dieses Platzes bei der Entwerfung ihres weitern Kriegsplans hinderlich sein könnte.

Noch mit Ende des Jahres brach der Chungwang gegen Shangay auf und sandte vor sich her Proclamationen an seine „fremden Brüder", seine Religionsgenossen, die ihn unterstützen oder doch wenigstens nicht hindern möchten, das tyrannische Joch der Mandschu, das auf seinem Vaterlande laste, zu brechen. Zur Antwort erhielt er nur die Notification, daß die Stadt Shangay mit ihrer Umgebung, Wusung eingeschlossen, von den englischen und französischen Truppen besetzt seien, und daß, wer einen Angriff darauf versuche, es auf seine Gefahr thun würde. Als allmählich die Taipings in langsamen Märschen enger auf Shangay eindrangen, erklärte Admiral Hope in einer am 21. Febr. 1862 an die Admiralität gerichteten Depesche, daß die dem Handel und der Zufuhr der Provisionen schädigende Nähe der Taipings mit der der französischen und englischen Besetzung der Stadt schuldigen Achtung nicht länger vereinbar sei, und rüstete eine Expedition aus, indem er zu den durch Ward (ein amerikanischer Freibeuter, der Walker nach Nicaragua begleitet hatte) disciplinirten Chinesen eine Truppe englischer Matrosen stoßen ließ, sowie ein französisches Corps unter dem Commando des Admirals Protet. Ein franco-chinesisches Corps wurde im April durch Lebreton organisirt. Die in dem Dorfe Kao-kiau stationirten Taipings wurden ausgetrieben und große Vorräthe von Korn, die man dort fand, den Flammen überliefert. Am 1. März 1862 fiel nach längerm Widerstande der Taipings vor der europäischen Artillerie das Dorf Hsiau-tang, wo die Kaiserlichen ein entsetzliches Blutbad unter den Einwohnern angerichtet haben sollen. Straßen und Häuser boten einen greulichen Anblick dar, indem an manchen Plätzen die Leichen in Haufen aufgeschichtet lagen, und die Ebene jenseit des Dorfes war mit den Körpern derjenigen bestreut, die im Kampfe niedergeschossen worden waren.

Da Admiral Hope sein Vorgehen durch Bruce gebilligt fand, übergab er das Commando der Landarmee an General Staveley, die dann durch Abtheilungen der englischen und französischen Flotte unter den Admiralen Hope und Protet gestützt werden sollte. Das gegen das befestigte Lager der auf 4000 Mann geschätzten Taipings bei Wong-kadza ausrückende Truppencorps*) war 2207 Mann stark und führte 13 Geschütze. Nach

*) Franzosen unter Admiral Protet . . . . . 410 mit 4 Kanonen
Engländer unter General Staveley, als:
Königliche Artillerie . . . . . 78 Mann mit 6 Kanonen
5. Bombay N. Seapoys . . . . . 440 „

Digitized by Google

längerm Widerstande flüchteten die unvollkommen bewaffneten Taipings vor dem gegen sie gesandten Kugelhagel mit einem Verlust von 600 Todten und Verwundeten, während im Lager der Alliirten nur Ein Mann gefallen und ein anderer verwundet worden war. „Alle diese Befestigungen", sagt Admiral Hope in seinem spätern Bericht, „in denen große Mengen an Reis aus der Umgegend aufgehäuft waren, wurden zerstört und die Vorräthe vernichtet." Das Kanonenboot Flamer hatte kurz vorher eine mit Reis und Provisionen beladene Flotille von 300 Booten, den Taipings gehörig, in den Grund gebohrt.

Im Angriff auf das Lager der Taipings beim Dorfe Lu-ka-kong wurde Admiral Hope verwundet und die Taipings behaupteten ihren Posten, aus dem sie erst an folgenden Tage vertrieben werden konnten.

Der nächste Zug gegen die Taipings wurde in Shangay am 17. April ausgerüstet unter den Befehlen des Generals Staveley und Admirals Protet mit Beihülfe des Kapitäns Borlase und des Flibustier Ward. Die Truppen*) wurden in einer Flotille englischer und französischer Kanonenboote eingeschifft, um den Shangayfluß hinaufgeführt zu werden. Nach einem halbstündigen Bombardement wurden die Taipings aus ihren Verschanzungen bei Che-pu verjagt und verloren 600 Todte außer 300 Gefangenen, die von den Mandarinen hingerichtet wurden. Bei der Plünderung fiel eine reiche Beute**) in die Hände der Sieger, und da solche auch bei den weitern Eroberungen in Aussicht stand, setzten die Befehlshaber ein Reglement über gleichmäßige Vertheilung fest. Die am 27. April gegen Kahding ausziehenden Alliirten (4000 Mann stark mit 30 Geschützen) wurden durch eine chinesische Armee (5000 Mann) unter General Le unterstützt und vertrieben die auf 5—6000 Mann geschätzte Garnison der Taipings trotz eines hartnäckigen Widerstandes. Gegen das von ungefähr 4000 Taipings besetzte Tsingpu

---

	H. M. 99. Regiment	56	Mann
	22. Punjaub N. Seapoys	819	„
	Engländer unter Kapitän Borlase, R. N.		
	Feldgeschütz-Abtheilung	45	„ mit 3 Kanonen
	H. M. S. Pearl	60	„
	Sappeure (Zimmerleute der Marine)	16	„
	Engländer unter Kapitän Willes, R. N.		
	H. M. S. Impérieuse	189	„
	Matrosen	94	„
	Disciplinirte Chinesen unter Ward	300	„
*)	Abtheilung englischer Seeleute mit 3 Kanonen	350	Mann
	Königliche Artillerie mit 4 Kanonen	90	„
	H. M. 99. Regiment	80	„
	22. Punjaub N. Seapoys	400	„
	5. Bombay N. Seapoys	400	„
	Franzosen mit 7 Kanonen	700	„
	Einexercirte Chinesen unter Ward	400	„
	Zusammen	2420	Mann.

Diese sowie viele andere Daten sind dem pseudonymen Verfasser der „Geschichte der Taipings" entnommen (Ti-Ping Tien-kwoh).

**) Bei der Plünderung der Häuser fand man große Mengen werthvoller Juwelen, Gold, Silber, Thaler und kostbare Kleidungsstücke, eine herrliche Beute für Offiziere und Gemeine. Eine Blaujacke fand 1600 Thlr., und von einigen Soldaten jeder mehr als 500, während manche goldene Spangen, Ohrringe und andere Zierathen und Perlen mit kostbaren Steinen besetzt fanden. Es war ein herrlicher Beutetag für jedermann, und wir hören, daß eine Abtheilung, welche den Schatz der Taipings mit einigen tausend Thalern entdeckt und sich damit nach Herzenslust beladen hatte, genöthigt war, viel davon fortzugeben, nur um ihre Taschen zu erleichtern. Der Marstall der Rebellen war auch mit Ponies wohl versehen, und viele Soldaten eilten mit dieser Beute zurück. („Shangae Daily Shipping List.")

Digitized by Google

rückte am 7. Mai eine aus 2613 Alliirten mit etwa 40 Geschützen, 1800 Soldaten der von Ward organisirten Legion und 6000 Kaiserlichen unter Le zusammengesetzte Armee, welche die Taipings mit einem Verlust von 1000 Todten und 2000 Gefangenen zum Rückzuge zwang. In den beim Dorfe Na-jaor aufgeworfenen Verschanzungen gelang es der etwa 1000 Mann starken Besatzung, den ersten Sturm abzuschlagen, doch mußte sie bald mit einem Verlust von 500 Todten der Uebermacht weichen. Seitens der Alliirten blieb der französische Admiral, den eine Kugel ins Herz getroffen, auf dem Platze. Nach der Eroberung des Dorfes wurde die eine Hälfte den Franzosen, die andere den Engländern zur Plünderung zugewiesen.

In der am 18. Mai nach heftigem Bombardement genommenen Stadt Cholin wurde ein großes Blutbad angerichtet. „Fast jedes Haus, wo wir eintraten, enthielt Todte oder Sterbende", berichtet ein Correspondent des „North China Herald". Bald darauf lief die Nachricht ein, daß der Chungwang mit einer starken Armee heranmarschire, und da die Kaiserlichen überall vor ihm zurückwichen, so suchte General Staveley mit seinen englischen Truppen Kahding zu entsetzen, stieß aber auf seinem Marsch bei den Plänklern des Vortrabes auf so viel Widerstand, daß er es für rathsamer fand, die Besatzung aus Kahding zurückzuziehen und die gemachten Eroberungen preiszugeben.

Auch in Ningpo war in der Zwischenzeit ein casus belli gefunden. Bei einigen Salutschüssen der Taipings, um die Ankunft eines hohen Beamten zu feiern (am 28. April 1862), soll ein Chinese in der fremden Niederlassung getödtet worden sein, und obwol auf die desfallsige Beschwerde des Kapitäns Cragie (H. M. S. Ringdove) die Befehlshaber der Taipings die strengste Bestrafung den Schuldigen zusicherten, sobald sie entdeckt sein sollten, verlangte der vom Admiral Hope mit Verstärkungen gesandte Kapitän Dew noch eine besondere Rechtfertigung sowie die Zerstörung einer den europäischen Wohnungen gegenüber aufgeführte Batterie, da jene durch dieselbe bedroht seien. Die Taipings erklärten, die Batterie nicht wegnehmen zu können, da sie bei einem nächstens von der Seeseite zu erwartenden Angriff der Kaiserlichen durchaus nothwendig sei, sie erklärten sich aber bereit, die Munition bis dahin zu entfernen und jedem, wie es auch schon früher geschehen, das Betreten der Bastionen zu verbieten. Zugleich drückten sie ihren aufrichtigen Wunsch aus, daß das gute Einvernehmen*) mit den Fremden nicht gestört werden möge.

Als am 5. Mai die Flotte des Piraten Apak, die von den kaiserlichen Admiralen in Sold genommen war, in Sicht kam, conferirte Dew mit derselben und schickte dann im Einverständniß mit den französischen Seeoffizieren ein Ultimatum an die Taipings, erklärend, daß es freilich noch immer ihre Absicht sei, neutral zu bleiben, aber nur so lange, als von der der Ansiedelung gegenüberliegenden Batterie nicht gefeuert werden würde.

*) „Mit gutem Glauben und rechtschaffener Gesinnung, als das erste und letzte aller Handlungsweise, kann jede Partei in kleinen Punkten nachgeben. Ihr deutet auf den möglichen Ausbruch von Feindseligkeiten hin, aber wir würden uns nicht hineindenken können; wie sollten wir es ertragen, die geschworenen Eide der Freundschaft zu brechen? Die Bastion und die Geschütze zu entfernen, ist uns nicht möglich. Besteht ihr durchaus darauf, so zeigt sich darin die Absicht zum Streiten. Wenn es euch so gefällt, mögt ihr euere Soldaten gegen diese Stadt führen, wenn es euch gefällt, mögt ihr sie angreifen, wir werden uns einfach auf der Defensive halten. Ihr wünscht, mit uns fernerhin in freundschaftlichem Vernehmen zu bleiben, nun, so laßt uns Misstimmung und Argwohn in die Tiefe versenken. In jeder größern Truppenmenge gibt es Gute und Schlechte. Laßt deshalb nicht einen so unbedeutenden Gegenstand, wie diesen, Gelegenheit werden, daß ein solch erhabenes Gebot, wie das der Freundschaft, gebrochen werde." (Nach der Depesche vom 29. April.) An einer andern Stelle heißt es: „Wir wünschen in dauerndem Frieden mit euch zu bleiben, und wir haben alles, was in unserer Macht stand, gethan, damit es uns gelinge."

Digitized by Google

Es scheint, daß die zwischen den alliirten Kriegsschiffen, und theilweise von diesen gedeckt, heraufsegelnden Djonken der chinesischen Flotte eine Zeit lang die Befestigungen der Taipings beschossen, ohne daß diese, aus Furcht die Fremden zu beschädigen oder auf Räumung derselben wartend, das Feuer erwiderten, daß sie aber zuletzt aus der Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung sich dazu gezwungen sahen und mit einigen Schüssen die dazwischenliegenden Schiffe der Alliirten trafen, daß dann diese sogleich das Bombardement begannen und den chinesischen Taoutae wieder in den Besitz der eroberten Stadt einsetzten. Daß wenigstens ein Theil der einheimischen Presse die Sache so oder ähnlich ansah, geht aus der Bemerkung der „Hongkong Daily Press" hervor, in der sie sagt: „Es hat nie eine falschere, weniger berechtigte oder zu rechtfertigende That gegeben als die Erstürmung des von den Taipings besetzten Ningpo durch die Alliirten."

Die Stärke des Heeres, mit dem sich der Chungwang gegen Shangay bewegte, wird auf 50000 Mann angeschlagen, und vor demselben räumten die Alliirten ihre Eroberungen, mit Ausnahme der Stadt Sungkong, welche die Taipings belagerten und dabei mehrere Kanonenboote erbeuteten. Die von der chinesischen Legion Ward's, in welche viele Manillaleute und desertirte Matrosen eingetreten waren, nebst einigen Engländern vertheidigte Stadt Tsingpu wurde von den Taipings besetzt, indem die Garnison zur Räumung gezwungen wurde. Oberst Forrester, der unter Ward commandirte, fiel dabei in die Hände der Rebellen, die den Gefangenen aber, ebenso wie 11 englische Seeleute, ohne weitere Bedingungen in Freiheit setzten (10. Juni). Das belagerte Sungkong wurde durch Kapitän Borlase entsetzt, der auf Anordnung Hope's Verstärkungen dorthin führte.

Damals fanden die merkwürdigen Verhandlungen statt über Bildung einer anglo-chinesischen Flotte, der sogenannten Vampyreflotte, indem die chinesische Regierung durch Vermittelung des Hrn. Lay, des Inspectors ihrer Douanen, dem englischen Seeoffizier, Kapitän Sherrard Osborne, Anträge machen ließ, als Mandschu-Admiral in England die nöthigen Schiffe zu kaufen und zu bemannen, um eine zu ihren Diensten bereit stehende Flotte zu bilden. Die Foreign Enlistment Act wurde suspendirt, indem eine Cabinetsordre vom 30. Aug. 1862 die Anwerbung von Offizieren und Gemeinen für die Ausrüstung von Kriegsschiffen im Dienste des chinesischen Kaisers erlaubte. Eine spätere Cabinetsordre vom 9. Jan. 1863 gestand allen Offizieren in der englischen Armee die Erlaubniß zu, in den Militärdienst des Kaisers von China einzutreten. Das Flottenproject misglückte indeß. Osborne und Lay hatten unter sich das Abkommen getroffen, daß jener nur denjenigen Befehlen der chinesischen Regierung zu folgen haben würde, die ihm durch die Vermittelung des letztern zukommen würden, und dieser sich dagegen verpflichtete, nur diejenigen der ihm zugehenden Befehle weiter zu senden, von deren Vernünftigkeit er selbst überzeugt sein würde. Prinz Kung, oder in seinem Namen: Tsen-koue-fan, der Vicekönig von Kiang-nan, dagegen verlangte unbedingtes Recht der Verfügung über eine Flotte, die mit chinesischem Gelde bezahlt sei und mit chinesischem Gelde besoldet werden sollte, und Kapitän Osborne, der sich einem solchen Ansinnen nicht fügen wollte, trat zurück. Hr. Lay sah sich dann gleichfalls genöthigt, seine Generalinspection aufzugeben (December 1863) und wurde durch seinen bisherigen Assistenten Hrn. Hart ersetzt.

Nachdem der Chungwang nach Nanking zurückgekehrt war, begann General Staveley wieder Operationen gegen die im Umkreise Shangays besetzten Städte, und mit Hülfe von englischen und französischen Truppen gelang es Ward im August 1862 mehrere befestigte Plätze wieder in Besitz zu nehmen, besonders Tsingpu. In Ningpo waren damals gleichfalls zwei Fremdenlegionen, eine englische und eine französische, organisirt, in die auch viele Amerikaner und andere Ausländer eintraten und die gemeinsam mit den englischen Kriegsschiffen unter Dew in Verbindung mit der Piratenflotte Apak's und den chinesischen Kanonenbooten operirten. Die bis zum Sommer 1863 fortdauernden Schar-

Digitized by Google

mützel mit den Taipings wurden besonders um die Städte Tsekie, Yugaou, Fung-wha, Shoushing und andere der Nachbarschaft geführt. Bei dem Angriff auf Tsekie fiel der von der chinesischen Regierung zum General erhobene Flibustier Ward. Zur Anerkennung seiner Verdienste wurde die Errichtung eines Tempels beschlossen; er selbst ward durch Oberst Burgevine, dem bisher Zweiten im Commando, ersetzt. Vor der Stadt Shoushing fiel Lebreton, der General der französischen Legion, in deren Befehl ihm der französische Kapitän der Artillerie, Tardife, folgte. Da die Taipings siegreich das Feld behauptet und die Angreifer zum Rückzug gezwungen hatten, wurde eine neue Expedition gegen Shoushing ausgerüstet, und Kapitän Dew sandte eine Abtheilung Matrosen unter der Führung des Lieutenants Tinling, um einen von General Staveley für die Belagerung gelieferten Achtundsechzigpfünder unter Obhut zu nehmen. Das schwere Geschütz schoß eine Bresche in die Wälle Shoushings, aber der Sturm wurde von den Taipings mit großem Verlust der Europäer zurückgeschlagen, und außer Tardife de Moidrey blieb auch der tödlich verwundete Lieutenant Tinling auf dem Felde. Der Tod dieses der englischen Marine angehörigen Offiziers zog die Aufmerksamkeit des Admirals Kuper auf die vom Kapitän Dew befolgte Verfahrungsweise, die den Tadel der Admiralität erhielt und die Entfernung desselben von seinem Posten zur Folge hatte. Damals gewann auch in Kouangtong der Aufstand wieder solche Ausdehnung, daß Lao, der Vicekönig von Kanton, um eine englisch-französische Expedition gegen die Hauptstadt der beiden Kuan ersuchte. Nach einem mehrstündigen Bombardement mit 40 Geschützen eroberte General Staveley an der Spitze von 5500 disciplinirten Truppen, unter denen sich 3000 Engländer und Franzosen befanden, die Stadt Kahding, die durch 5000 Taipings besetzt war. Diese verloren 1500, die Alliirten hatten 4 Todte und 20 Verwundete (am 24. Oct. 1862). Die zur Wiedereroberung herbeieilenden Taipings wurden von Burgevine, der außer 10000 Kaiserlichen 500 Engländer commandirte, in die Flucht geschlagen und verloren 2300 Todte mit 700 Gefangenen. Die letztern wurden hingerichtet. Im „Friend of China" heißt es: „General Burgevine befleckte seinen Sieg durch Grausamkeit. Die armen Rebellen, welche gefangen genommen, wurden von den Mündungen der Kanonen fortgeblasen, zur Freude einiger wenigen, die wir nicht nennen wollen, während die Mehrzahl der Offiziere ihren Unwillen darüber nicht verhehlte."

Im November vertrieb Burgevine die Taipings aus den Befestigungen von Paokong in Kiangsu und im December mußten sie Changyu in Tschekiang räumen.

Burgevine, wie erwähnt, war der Nächste im Commando nach Ward gewesen, nach dessen Tode verschiedene Plane zur Umgestaltung der Legion entworfen wurden und mehrere englische Offiziere sich auf ihrem Hauptquartier in Sungkong zum Beitritt meldeten. Ein gleichzeitig in englischen Uniformen einexercirtes Bataillon der Chinesen wurde nach ihrem Kapitän Kingsley „Kingsley's force" genannt. Da der Sold der Legion rückständig blieb, entnahm Burgevine denselben gewaltsam aus der Kasse des von der chinesischen Regierung mit der Zahlung beauftragten Bankiers und wurde infolge dessen abberufen. Weil er sich nicht zur Untersuchung stellte und flüchtig blieb, setzte die chinesische Regierung einen Preis auf seinen Kopf. Zum General der Legion wurde der englische Marinekapitän Holland ernannt, der verschiedene neue Einrichtungen traf, aber vor Taitsan (13. Febr. 1863) eine schwere Niederlage erlitt und bei der Rückkehr nach Shangay sein Commando niederlegte. An seine Stelle trat Major Gordon, der große Mühe darauf verwandte, die Legion in einen kriegstüchtigen Stand zu setzen und die Leute an ein regelmäßiges Exercitium zu gewöhnen. Ihre Stärke wurde auf 5000 Mann gebracht. Auch die andern Corps wurden frisch organisirt, das 1000 Mann starke Corps Kingsley's, sowie das Cooke's (1500 Mann); die französisch-chinesischen Contingente von den sogenannten Generalen d'Aguibelle, Giguel und Bonnefoi geführt, zählten zwischen

Digitized by Google

3—4000 Mann. Die Kaiserlichen beliefen sich auf etwa 14000 Mann disciplinirter Truppen und ihre unregelmäßigen Regimenter wurden später noch einer von den Obersten Bailey, Howard, Rhode befehligten Fremdenlegion (etwa 2500 Mann) zugewiesen. Burgevine hatte durch directes Gesuch in Peking wieder Anstellung erwirkt, aber als er nach Shangay kam, war der Posten schon durch Gordon besetzt. Nach seinen ersten Erfolgen, die Gordon in der Eroberung Fushangs und dem Entsatze Changzus gegen die Taipings erlangte, rüstete er sich, um auf Taitsan zu marschiren, und erhielt von General Brown, dem Oberbefehlshaber der königlichen Truppen in China, eine Unterstützung von 550 Soldaten nebst Belagerungsgeschütz am 2. Mai 1863, trotz der von Frederick Bruce dagegen gerichteten Bemerkungen. Mit der Hülfe des Dampfbootes Hyson wurde die Stadt nach tapferer Gegenwehr genommen, und wenn die Behauptungen Dr. Murtagh's ihre Richtigkeit haben, verübten die Kaiserlichen die schändlichsten Grausamkeiten an den Taipings.

Nachdem er die chinesischen Beamten in Taitsan wieder eingesetzt hatte, benutzte Gordon die errungenen Vortheile, Kouin-san zu erobern, und jagte den Taipings solchen Schrecken ein, daß der Hof in Nanking Eilboten absandte, um den Chungwang, der damals schon weit auf der Straße nach Peking vorgedrungen war, schleunigst zum Schutze der bedrohten Hauptstadt zurückzurufen, welche die den Yang-tse-kiang in zahlreichen Bootflotillen herabkommenden Kaiserlichen sich zu belagern anschickten. Der Chungwang, der gefürchtete Kriegsfürst der Taipings, war mit dem Kern der Armee, 50000 Mann, nach Norden aufgebrochen, die flüchtigen Kaiserlichen vor sich hertreibend, die auf dem Rückzuge das ganze Land in eine Wüste verwandelten, um ihren Gegnern jede Provisionen abzuschneiden. In offenem Felde vermochten sie nirgends standzuhalten trotz der strengen Befehle des Maudschuhofes in Peking, der die zur Ausführung unfähigen Beamten entsetzte und Ho-koui-tsing, den Vicekönig von Kiang-nan, selbst enthaupten ließ im Februar, als die Rebellen Soutcheou besetzten. Der Chungwang befand sich auf dem Wege nach Peking, als ihn die peremtorischen Befehle zum Rückzuge trafen, ein Rückzug, der desto schwieriger sein mußte, weil die von Nanking mitgebrachten Vorräthe, die ihm vorher den Durchzug durch die Wüsteneien ermöglicht hatten, jetzt aufgezehrt und die Noth zu dringend war, um die folgende Ernte in seinen damaligen Standquartieren zu erwarten. Es blieb nichts übrig, als den noch unreifen Reis einzusammeln und mit diesem schwachen Proviant den Rückmarsch anzutreten, der sein Heer durch Hunger und Krankheit decimirte, sodaß nur klägliche Reste in der Flußcitadelle von Kew-fu-chew anlangten, wo sie weitere Verluste durch die belagernden Kaiserlichen erlitten, als sie den Yang-tse-kiang in Booten passiren mußten, um Nanking zu erreichen. Ein Theil der Außenwerke fiel bei dem nächtlichen Ueberfall (23. Juni 1863) in die Hände der Kaiserlichen.

Gordon war unterdeß auf seiner Siegesbahn vorwärts gegangen, und die durch ihn aus Koukiang in Kiangsou, dem Platz ihrer frühern Triumphe, vertriebenen Taipings flüchteten nach Suchow, dem Venedig Chinas, wie man es genannt hat, infolge der von Juni bis August 1863 stattgehabten Gefechte. Im November hatte Gordon in Vereinigung mit den etwa 60000 Mann starken Kaiserlichen seine Gegner so sehr in die Enge getrieben, daß ihnen kein anderer Ausweg offen blieb und sie sich im December 1863 ergeben mußten. Da der kaiserliche Feldherr die Häuptlinge der Rebellen hinrichten ließ trotz des ihnen von Gordon gegebenen Versprechens, verlangte dieser entrüstet seine Entlassung.

Gordon hat über die zwischen dem 29. Nov. und 7. Dec. 1863 fallenden Ereignisse ein ausführliches Memorandum veröffentlicht, das im „Friend of China" einer bittern

Digitized by Google

Kritik unterworfen wurde und wol bei jedem unbefangenen Leser ein Kopfschütteln hervorrufen wird. Es heißt darin:

An dem auf den Nachtangriff folgenden Morgen berichtete mir General Ching, daß vier Fürsten (Narwang, Lingwang, Kongwang und Pewang) mit 35 Befehlshabern (Tienschwang) und deren Anhängern in Unterhandlungen eingetreten seien, um mit ihren Truppen überzugehen. ... Sie würden keine Schwierigkeiten haben, den Mowang, der der Uebergabe abgeneigt sei, beiseitezuschieben. ... Ich gab mit großem Vergnügen meine Einwilligung zu diesem Abfall, weil bei Erneuerung der Feindseligkeiten uns großer Verlust drohte. In der Nacht des 28. Nov. kam der Chungwang von Wusih herüber, und da er bei dem Kampfe am 29. Nov. gegenwärtig war, konnte die Absicht, die Thore zu überliefern, nicht ausgeführt werden. ... Der Chungwang hatte vorgeschlagen, Nanking und Suchow zu räumen und sich mit der ganzen Macht der Taipings nach Kwangsi hinunterzuziehen, doch war der Mowang dagegen, welcher ausharren und den Kampf ausfechten wollte. ... Ich traf Narwang in dem Boote des Generals Ching. Seine ersten Worte waren, daß er von mir Hülfe zu erlangen wünschte. Ich erwiderte ihm, daß es mir eine große Freude sein würde, ihm zu helfen. ... Ich sprach dann über die Aussichten der Taipings und die geringe Hoffnung, die ihnen bliebe. Ich sagte, daß ich gute Freundschaft zwischen den Kaiserlichen und den Rebellen herstellen wollte, daß seit der Entstehung der Revolution das kaiserliche Regiment sehr geändert sei, und daß es fortan, in Rücksicht auf die fremden Regierungen, nicht länger wagen dürfe, die frühern Grausamkeiten zu verüben. ... Am nächsten Tage (3. Dec.) theilte mir General Ching mit, daß der Mowang gegen den Narwang Argwohn geschöpft habe und ihn zu enthaupten beabsichtige, daß Narwang aber vorbereitet sei. Narwang sandte eine Botschaft an General Ching, daß er für seinen Uebergang nichts wünsche, als sich ungehindert mit seinem Vermögen nach seiner Heimat zurückziehen zu können, daß aber die andern Wang Staatsanstellungen begehrten. ... General Ching schickte mir zwei Franzosen, die gerade ins Lager gekommen waren. Sie erzählten mir, daß um 2 Uhr nachmittags alle Häuptlinge im Palast des Mowang versammelt gewesen und nach dem Mittagsmahle und Gebet sich nach dem großen Hofe begeben hätten, wo sie ihre Staatsgewänder anlegten und sich mit ihren Kronen bekleideten. Mowang hielt dann von seinem Thron eine Ansprache, in welcher er die Schwierigkeiten der Lage auseinandersetzte und die Treue der Leute aus Kwangsi und von Kanton hervorhob. Die übrigen Fürsten antworteten, es erhob sich ein Discurs, der bald hitzig wurde, als Kongwang aufstand und seinen Ornat ablegte. Auf Mowang's Frage, was er thäte, stieß ihm Kongwang seinen Dolch in den Nacken. Der Mowang fiel über den vor seinem Throne stehenden Tisch. Die andern Fürsten drangen auf ihn ein und enthaupteten ihn. Dann bestiegen sie ihre Pferde und ritten nach den Quartieren ihrer Truppen. Mowang's Kopf wurde an General Ching gesandt und sein Palast geplündert. Die Stadt war ruhig bis am Morgen des 5. Dec., wo Narwang mit den Kantonesen in Zwist gerieth und sie, nachdem mehrere getödtet waren, aus der Stadt trieb. Die Soldaten besetzten dann das Thor Low-mun. ... In der Nacht rasirten alle Rebellen ihre langen Haare ab. Ich verlangte vom Futai den für zwei Monate rückständigen Sold meiner Leute. ... Als er Einwände machte, kündigte ich ihm den Dienst auf und begab mich in die Stadt. Einige der Kaiserlichen trieben sich dort umher, aber nicht viele. Ich begab mich nach der Wohnung des Narwang und sah ihn, wie alle die andern Wang. Ich fragte, ob alles in Ordnung sei. Er sagte, die Lage sei zufrieden stellend und scheine ganz sicher. Er hatte Ching damals nicht gesehen. Ich ging nach dem Palast des Mowang, und der Körper lag, wo er gefallen war. Ich verließ dann die Stadt und langte zeitig genug an, um General Ching zu sehen, der seitens des Futai kam, um mit mir die Angelegenheiten zum Abschluß zu bringen. Es war jetzt 4 Uhr nachmittags. Ich bemerkte dem General Ching, daß ich nichts thun konnte. Die Obersten der Regimenter und die Offiziere haben nur wenig Einfluß auf ihre Leute. ... General Ching bot einmonatlichen Sold und die Offiziere wiesen dieses Anerbieten zurück. ... Die Dinge nahmen jetzt ein schlimmes Aussehen an. ... Ich gab dann auf Ansuchen des Futai Befehl zum Marsch nach Quinsan. Ching bemerkte mir, daß der Futai nach Peking geschrieben, und daß den Fürsten und den Rebellen Gnade gewährt sei. Am nächsten Morgen, nachdem die Truppen abmarschirt waren, begab ich mich nach der Stadt und befahl den Dampfbooten, mich bei Wu-lung-chiao zu treffen. ... Ich hörte, daß Narwang mit den übrigen Wang und Häuptlingen sich um Mittag zu dem Futai begeben würden und daß die Stadt dann übergeben werden sollte. Ich dachte, es würde besser sein, den Narwang noch vorher zu sehen, und deshalb sprach ich bei seinem Palaste vor und nahm ihn

Digitized by Google

beiseite, um ihn zu fragen, ob alles in Ordnung sei, oder ob er meiner noch bedürfe. Er antwortete ablehnend, alles sei, wie es sein sollte. Ich sagte ihm von meinem Fortgange nach Taihu, und er erwiderte: „Warum nicht warten? Ich werde zum Besuch kommen.“ Ich antwortete, daß die Angelegenheit dringend sei, und wenn er nicht besondere Gründe dagegen hätte oder es sonst für nothwendig halten sollte, so würde ich nicht bleiben. Er sagte, es wäre gut, und ich verließ ihn. Er kam sehr bald auf der Straße an mir vorüber, beritten, mit allen Fürsten, auf dem Wege zu dem Futai, wie ich vermuthete. Ich ging dann zum Palast des Mowang und sonst umher, um die Zeit bis zur Ankunft der Dampfboote zu verbringen. Von der Spitze des Low-mun sah ich eine große Menschenmenge bei Ching's Verschanzungen und dachte, daß dort die Ceremonie der Ergebung vor sich gehen würde. Wenige Minuten später, ungefähr um halb 1 Uhr, kam ein Haufe kaiserlicher Soldaten mit lautem Hurrah durch das Thor in die Stadt gestürzt. ... Ching begeguete mir, etwas blaß. Ich fragte ihn, ob die Zusammenkunft vorüber sei und ob sie zufrieden stellend gewesen wäre. Er sagte, der Narwang sei gar nicht beim Futai gewesen. Ich erwiderte, ihn mit den andern auf dem Wege getroffen zu haben. Er sagte mir, er wüßte nicht gewiß, aber er glaube, daß er geflüchtet sei. ... Ich fühlte Besorgniß wegen Narwang und ritt nach seinem Palast. Ich erreichte denselben bei Anbruch der Dunkelheit und fand ihn leer. Ich traf Narwang's Onkel, der mich bat, nach seinem Hause zu kommen. Da ich nur meinen Dolmetscher bei mir hatte, konnte ich niemand nach Ching oder meinen Soldaten senden. ... Die Straßen waren verbarrikadirt. ... Ich blieb bis 2 Uhr nachts, die plündernden Kaiserlichen abhaltend. ... Um 4 Uhr ging ich, um nach den Dampfbooten zu sehen. Ich wurde von den Kaiserlichen angerufen und eine Stunde lang zurückgehalten. Zuletzt erreichte ich den Low-mun und schickte die Leibwache nach Narwang's Hause, aber es war zu spät, da die Kaiserlichen es ausgeplündert hatten. ... Ich sagte Ching meine Meinung. Er quälte sich mit Entschuldigungen, ich hörte aber nicht darauf. Ich wußte damals noch nicht, daß die Fürsten enthauptet seien. ... Major Baily sagte, daß der Futai die Hinrichtung der Fürsten befohlen habe. ... Narwang's Sohn kam in mein Boot und deutete nach dem andern Ufer, als der Stelle, wo die Fürsten enthauptet seien. Ich begab mich dorthin und erkannte die Köpfe Kongwang's, Narwang's, Siehwang's und Songwang's, aber Narwang's Körper war nicht zu sehen, weil man ihn begraben hatte. Auf des Sohnes Bitte nahm ich den Kopf Narwang's. Die Körper waren bis zur Brust gespalten, und die Wunden am Kopf waren schrecklich anzusehen, die Brutalität der Henker bezeichnend. Ich wartete dann auf die Dampfboote, da einige angesehene Personen noch in der Haft des Futai sich befinden sollten, und ich dachte, daß ich ihn vielleicht in Furcht setzen könnte. Er war indeß, von meiner Ankunft hörend, nach der Stadt gegangen. Ich hinterließ ein Billet für ihn, in dem ich ihm meine Meinung sagte, und begab mich dann mit den Dampfbooten nach Quinsan.

Hierzu bemerkt der „Friend of China“: „Die Idee, den Futai zu schrecken, ist allerliebst ausgeführt. Der letztere geht in die Stadt, wo er natürlich nicht geschreckt werden konnte, der Major nimmt einen Dampfer und begibt sich nach Quinsan, indem er für den Futai ein Billet zurückläßt.“

Gordon konnte erst nach längern Verhandlungen durch Le zur Fortführung des Commandos bewogen werden (Februar 1864). Sein Nebenbuhler Burgevine, der seine Carrière in chinesischen Diensten abgeschnitten sah, hatte sich unterdeß als Parteiführer zu den Taipings begeben, um in Suchow eine europäische Legion zu organisiren, und brachte ihnen ein kleines Dampfboot, den Kajur, zu, dessen er sich auf seinem Wege durch den Kanal von Sou-tscheou bemächtigt hatte. Bei einem spätern Handstreich, nachdem seine europäischen Legionäre großentheils von den Taipings desertirt oder nach Shangay zurückgekehrt waren, auf das zur kaiserlichen Flotte gehörige Dampfboot Fi-loung war er indeß weniger glücklich und wurde ergriffen, doch gelang es, ihn in das Gefängniß des amerikanischen Consulats zu bringen, wo ihm später eine Flucht ermöglicht wurde. Bei der Eroberung von Tchan-tcheou (Juli 1865) fiel er indeß schließlich in die Hände der Mandarine, die ihn eine Zeit lang mit sich schleppten und dann vorgaben, daß er auf dem Wege durch Sutscheu ertrunken sei.

Der Chungwang hatte sich vergebens bemüht, Suchow zu entsetzen, und da durch den Fall dieser Stadt seine Position in Wusih unhaltbar wurde, zog er sich auf Tschang-

Digitized by Google

chow-fuh zurück. Alle diese Städte und die sonst bisher von den Taipings gehaltenen erlagen bei dem Anrücken der Kaiserlichen, die besonders in Hwa-fuh große Menschenschlächtereien verübt haben sollen. Auch als General Chin und Major Baily die Stadt Karsingfuh besetzten, wurden nach dem „Shangae Recorder" viele der Bewohner niedergemetzelt, obwol kein Widerstand geleistet worden war.

Als Gordon im Februar 1864 wieder den Oberbefehl übernommen hatte, begann er den Feldzug mit der Eroberung der Stadt Yihsing am Ta-hu-See und dann des nahe gelegenen Liyang. Den Schlüssel zur Straße nach Nanking bildeten jetzt die Städte Kintang und Tschang-chow-fuh, und um sie entbrannte fortan der heißeste Kampf, da ihrem Falle der der Hauptstadt bald nachfolgen mußte. Die beiden Wang, denen die Besatzung anvertraut war, hatten ihre besten Truppen bei Tschang-chow-fuh concentrirt, sodaß sie kaum Zeit hatten, eine Verstärkung nach Kintang zu werfen, als sie von dem plötzlichen Angriff Gordon's auf die letztere Stadt (20. März) Nachricht erhielten. Die Taipings schlugen sich mit großem Heldenmuth und leisteten die mannhafteste Gegenwehr. Gordon wurde durch eine Kugel verwundet und Major Brown mußte den Rückzug nach Liyang antreten. Der Verlust des Heeres soll ein volles Siebentel der Mannschaft betragen haben und außerdem war der Tod von 14 europäischen Offizieren zu beklagen. Der Ausfall der Besatzung von Tschang-chow-fuh drohte die Verbindung mit Shangay zu unterbrechen, sodaß Gordon alle in Liyang disponibeln Truppen (27. März) zusammenraffte und auf Tschang-chow-fuh marschirte, ohne indeß dem ungestümen Andrange der Taipings halt gebieten zu können. Die Verlustlisten waren auch hier bedeutend und schlossen sieben europäische Offiziere ein. Die Hangchow, die Hauptstadt Chekiangs, belagernden Kaiserlichen hatten gleichfalls Niederlagen erlitten (Ende Februar), und einen neuen Sieg erfochten die Taipings bei Foyang. Auch d'Aiguebelle, der Befehlshaber der franco-chinesischen Legion, mußte am 2. März vor Hangchow zurückweichen und keinen bessern Erfolg hatte der am 29. März unternommene Angriff. Erst nach der feindlichen Besetzung Karsingfuhs fiel das dadurch isolirte und preisgegebene Hangchow. Die Besatzung marschirte nach Tschang-chow-fuh, wo sich auch die Reste der übrigen Garnisonen concentrirten. Durch eine kaiserliche Armee in seinem Hauptquartier zu Kuinsan verstärkt, erschien jetzt Gordon nach der Eroberung von Hwa-fuh gleichfalls vor Tschang-chow-fuh, wo der letzte Entscheidungskampf gefochten werden mußte. Die von den Kaiserlichen zusammengezogenen Truppen werden auf 100000 Mann geschätzt. Nachdem die Taipings von ihren Außenwerken vertrieben waren, wurde am 24. April der erste Sturm unternommen, den die Besatzung zurückschlug. Das am nächsten Morgen von neuem frisch beginnende Bombardement hatte bis Mittag eine neue Bresche gebrochen und ein zweiter Sturmangriff wurde befohlen, der aber gleichfalls erfolglos blieb, und auch als am Nachmittag die europäischen Regimenter von ihren Offizieren mit großer Kühnheit gegen die Wälle geführt wurden, war es unmöglich, innerhalb derselben festen Fuß zu gewinnen. Der Verlust belief sich unter den Europäern auf 27 Offiziere und 400 Gemeine, unter den Kaiserlichen auf 1500 Mann. Erst nach einem ununterbrochen fortgesetzten Bombardement gelang es am 11. Mai durch zwei breite Breschen in die Stadt einzudringen, wo sich die Taipings in dem Palast des Fuwang zusammendrängten und dort bis auf den letzten Mann Widerstand leisteten.

Bald darauf nahm Gordon seine Entlassung, da den königlichen Offizieren weiterer Dienst in China verboten wurde, und begnügte sich mit der Ausbildung chinesischer Soldaten auf einem in Shangay dafür eingerichteten Paradeplatz. Die anglo-chinesische und die franco-chinesische Legion wurden aufgelöst und diejenigen Abenteurer, die nicht in das Privatleben zurücktreten wollten, traten in das Heer des Tsang-kuo-fan, des Vicekönigs von Kiang-nan, der vor Nanking lag und die Belagerung dieser letzten Rebellenfeste be-

Digitized by Google

trieb. Am 19. Juli 1864 fiel sie und damit endete das Reich der Taipings. Die von Le-shih-sin, dem Shiwang (Vetter des Chungwang) befehligte Armee, welche die Besatzungen von Hangchow, Karsingfuh, Yih-ching, Liyang u. s. w. an sich gezogen hatte, war indessen durch die feindliche Besetzung dieser Städte von Nanking abgeschnitten worden und hatte sich schon im Juni nach Süden gewandt, wohin nach dem Untergange Nankings die Garnison von Hu-chow-fuh, der sich die im flachen Lande zerstreuten Banden angeschlossen hatten, folgte. Im October 1864 tauchten dann die Taipings aufs neue in der Provinz Fokien auf, wo sie sich der Stadt Chang-chow, in der Nähe Amoys, bemächtigten, aber im Mai 1865 angeblich unter den Befehlen des Kan-wang nach dem Binnenlande abzogen. Ihre weitern Bewegungen müssen im Zusammenhange betrachtet werden mit der mohammedanischen Erhebung in Honan sowie mit dem Vorgehen der Nienfei im Norden, die schon im März 1863 die Umgegend Tientsins, im Mai 1865 Chantong und die südlichen Districte Tschilis verwüsteten, aber im August 1865 durch Tsangkouäfan von Chantong nach Honan getrieben wurden, dann im Zusammenhange mit den Rebellionen in Yunnan*) wie längs der westlichen Grenze. Die im Mai 1865 bedrohten Factoreien Hankaus wurden durch die englischen Kanonenboote geschützt, und die Hoei-hoei besetzten dann Toung-tchang am Großen Kanal.

Ueber das Schicksal des Rebellenkaisers, des Tien-wang, schwebt noch immer ein Dunkel. Nach einigen hatte er sich durch Vergiften mit Schaumgold getödtet, nach andern fanden ihn die durch eine gesprengte Mine eindringenden Chinesen in seinem Palast verbrannt, eine dritte Lesart läßt ihn schon vorher an Krankheit sterben. Den Chungwang wollen die Mandarinen entweder in der Stadt oder später auf der Flucht gefangen und dann enthauptet haben. Auch wurde ein Kopf in den Dörfern umhergeschickt, den man für den seinigen ausgab. Doch sprechen wieder Augenzeugen davon, ihn lebendig gesehen zu haben, ebenso von dem Kanwang, der in den officiellen Berichten gleichfalls todt gesagt wurde. Wie dem immer sein mag, zunächst ist es mit dem Taipingthum vorbei, und wo oder unter welcher Form es sich aufs neue wieder erheben wird, ist bisjetzt noch schwer zu bestimmen. Ueber die von England ihm gegenüber befolgte Politik ist viel geschrieben und meist mit dem heftigsten Parteigeist das Für oder Wider verfochten worden. Daß die Taipings die aufrichtigste Neigung hegten, mit den Fremden, die sie als ihre verbrüderten Religionsgenossen betrachteten, in Frieden und Freundschaft zu leben, darüber kann kein Zweifel herrschen; daß sie zugleich einen verhältnißmäßig begünstigten Theil der chinesischen Bevölkerung umfaßten, indem sie sich hauptsächlich aus den kräftigen und naturfrischen Söhnen der westlichen Berge rekrutirten, geht aus den meisten Beschreibungen hervor, da ihre Erscheinung immer vortheilhaft mit dem ungünstigen Eindruck contrastirte, den im allgemeinen die Bevölkerung der chinesischen Seeküste auf den europäischen Ankömmling zu machen pflegt. Gewiß enthielt die Bewegung der Taipings viele entwickelungsfähige und fruchtversprechende Elemente, aber sie litt an dem Fehler, aus einem religiösen Motiv und zwar aus dem Misverstehen eines solchen hervorgewachsen zu sein. Die zukünftige Regeneration Chinas wird aber hoffentlich nicht auf einem engherzigen Pfade, der an den Abgründen des Fanatismus hinläuft und der Gefahr des Hinabgleitens aussetzt, herbeigeführt werden, sondern auf der breiten Heerstraße der Civilisation, die durch Künste und Wissenschaft zur rechten Humanität emporsteigt.

*) Der Aufstand der Rebellen Kaou-laou-woo wurde durch den Sieg der Chinesen am Linganflusse beendet, und nach der „Pekinger Zeitung" vom 30. April 1865 sollte die Revolution der Panfi unterdrückt sein.

Digitized by Google

Studien über den menschlichen Charakter.

Von Rudolf Gottschall.

Charakterologie mit besonderer Berücksichtigung pädagogischer Fragen. Von Dr. Julius Bahnsen (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867).

Der Charakter des Menschen und zwar des einzelnen Menschen ist von unserer Philosophie bisher nicht nach Gebühr untersucht und gewürdigt worden. Gegenüber einer oft steuerlosen Luftschiffahrt der Speculation, die sich im Aether des Allgemeinen verlor, bietet gerade der Charakter, die einzelne Persönlichkeit einen festen Halt, an welchem sich erst die Probe für manche in der Luft schwebende Exempel machen läßt. Wenn Aristoteles von der Dichtung sagt, daß sie philosophischer sei als die Geschichte, so kann man in Bezug auf die Charakterologie noch von ihr sagen, daß sie philosophischer sei als die Philosophie; denn die Lücke, welche diese offen gelassen hatte, ist bisher nur von der Dichtung ausgefüllt worden; sie hat den Charakter im Drama zum Ausgangspunkt der Handlung, im Epos und Roman zum Mittelpunkt der Begebenheiten gemacht; sie hat jene geheimnißvolle Combination der Elemente, welche oft den Charakter des Individuums bildet, in einer durch den Genius offenbarten, nachschöpferischen Gestaltung festgehalten und gleichsam von innen heraus erhellt. Bis in welche räthselhafte und widerspruchsvolle Verbindungen sie ihr folgte, das beweist vor allem der Charakter Hamlet's, und wiederum hat das dichterische Genie die erläuternde Kritik zu „Charakterstudien" genöthigt, welche den kühnen Wurf jener schöpferischen Synthese durch eine zersetzende Analyse dem Verständniß näher brachten, indem sie durch allgemeingültige Resultate einen bestimmten Gewinn für die Kenntniß der Charaktere überhaupt zu erhalten suchten. In der That liefert die so beliebte Erläuterung Shakspeare'scher und Goethe'scher Dramen, trotz aller Ueberschwenglichkeit, manchen nicht unwichtigen Beitrag zur Lösung von Charakterproblemen, die sich oft in ähnlicher, wenn auch minder scharf ausgeprägter Form wiederholen. Eine ausnehmende Feinheit in der Darstellung der Charaktere bewähren namentlich die neufranzösischen Romandichter und Dramatiker. In diesen Werken stoßen wir oft auf eine Schärfe der psychologischen Darlegung, welche uns in das innerste Getriebe der von den verschiedenartigsten Motiven des modernen Lebens bewegten Charaktere blicken läßt. Wir brauchen nur an George Sand und Balzac zu erinnern, um auf die tiefsinnig-seelenhaften wie auf die geistreich-farbenbunten Charaktergemälde dieser Schule hinzuweisen. Die englischen Humoristen schaffen ihre Charaktere aus gröberm Stoffe; doch auch bei ihnen finden wir manche interessante und seltsame Erscheinungen, wie sie namentlich durch die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Gesellschaftskreise im Verein mit der britischen, oft knorrigen Naturwüchsigkeit gebildet werden.

An den großen Shakspeare'schen Mustern und andern Vorbildern classischer Dichtung hat man auch die Macht der Leidenschaften und Affecte analysirt, die, wenn auch den Naturen eingeboren, doch gleichsam wie von außen kommende Sturmwinde volle Blätter jenes sibyllinischen Buches auseinanderblättern, als welches noch immer der menschliche Charakter erscheinen muß. Die Liebe eines Romeo, die Eifersucht eines Othello, der Ehrgeiz eines Macbeth sind typisch geworden, und was die Dichter geschaffen, haben die Erläuterer, die Kritiker, die Aesthetiker gedeutet; doch wo bleiben die Philosophen?

Die Pflicht, den menschlichen Charakter zu ergründen, liegt vor allem der Psychologie ob, die aber bisher aus verschiedenen Gründen es versäumt hat, dieser Pflicht nachzukommen. Auf dem besten Wege war der Vater unserer neuern Philosophie, Immanuel Kant, in seiner „Anthropologie"; er war nicht zu vornehm, auf einzelne Züge einzugehen

Digitized by Google

und dem individuellen Leben so nahe wie möglich zu rücken; doch waren seine Skizzen im ganzen zu flüchtig und auch das Material, mit dem er arbeitete, noch zu lückenhaft. Doch hat ein Philosoph, der wenigstens zum Theil in seinen Bahnen wandelte, wenn er auch noch mehr den Einflüssen Eberhard's folgte, Johann Gebhard Ehrenreich Maaß, in seinem „Versuch über die Leidenschaften" und seinem „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecte" von allen deutschen Philosophen sich am eingehendsten über dies Thema ausgesprochen.

Die Wissenschaftslehre und die Identitätsphilosophie haben dasselbe nur flüchtig berührt; das weltschöpferische Ich der erstern hatte mit dem empirischen Ich wenig gemein, und so sehr die Einheit des idealen und realen Factors, die Einheit von Natur und Geist, sich in dem Charakter des einzelnen verwirklicht, so wenig hatte die schwunghafte Dithyrambik Schelling's, die sich, nach dem Urtheil des Nachfolgers, in der Nacht des Absoluten verlor, in der alle Kühe grau sind, Herablassung genug, um sich mit den Farbennuancen der Individuen zu beschäftigen. Doch auch bei diesem Nachfolger, bei Hegel, nimmt die Lehre vom subjectiven Geist eine untergeordnete Stelle ein, er kennt den Charakter nur in seiner ethischen Bedeutung; mit den „Charakteren" beginnt ihm jenes zufällige Spiel der Individualitäten, welches unter der die philosophische Bedeutung markirenden Linie dahingleitet. Die Schüler Hegel's, wie der geistvolle und vielseitige Karl Rosenkranz in seiner „Psychologie", stehen noch unter der Herrschaft dieser Anschauung, wenn sie auch den Baum derselben vielfach durch ihre Beweglichkeit und den reichern Inhalt brechen, den sie in diese Lehre hereinziehen.

Der zweite Ausläufer der Kant'schen Philosophie, als welcher mit Recht auf den genealogischen Tabellen unserer neuen Systematik die Herbart'sche Philosophie verzeichnet ist, hat gerade auf dem Gebiete der „Psychologie" seine hauptsächlichsten Lorbern erobert; doch indem Herbart nach den allgemeinen Gesetzen forschte, nach denen die Bewegung der Vorstellungen in der Seele sich vollzieht, indem er diese Gesetze durch mathematische Formeln festzustellen suchte, verlor er sich zwar nicht in dem Nebel der Speculation, doch in jenem algebraischen Zwischenreiche zwischen Geist und Sinnlichkeit, dessen Beleuchtung bei aller anscheinenden Bestimmtheit für das Seelenleben immer eine zweifelhafte bleibt. Nicht in der Psychologie, sondern in einem andern Lieblingsfache Herbart's, in der Pädagogik, finden wir daher Beiträge zur menschlichen Charakterkunde. Auch die Erfahrungsseelenlehre Beneke's, die doch aus einer breiten Empirie herausgewachsen ist, arbeitet zum großen Theil mit Kategorien, aus denen sich für die Charakterologie kein bedeutender Gewinn ergab.

Wenn die allgemeine Psychologie überhaupt für dieselbe resultatlos blieb, so war doch jener Zweig, durch den sie mit der Physiologie und Pathologie zusammenhing, die Psychiatrie, die Lehre von den Seelenkrankheiten und ihrer Heilung, von einer nicht zu verachtenden Bedeutung für die Lehre vom menschlichen Charakter. Hier wo es sich um den einzelnen Fall handelte, hier wo die Casuistik und mit ihr die Vielseitigkeit des Individuellen ins Spiel kam, mußte man dem Problem näher rücken. Zwar erschien hier die Seele in ihrer Störung, der Charakter in seiner Zerrüttung; aber damit war auch seine innere Organisation bloßgelegt. Viele seiner Geheimnisse, seiner Widersprüche traten zu Tage, wo es galt, die schwankenden Grenzlinien zu bestimmen, welche die volle Gesundheit des Geistes von theilweiser oder gänzlicher Erkrankung scheiden. Je mehr in diese Erkrankungen ein angeborenes Moment mit hereinspielt, eine oft unfaßbare, auf physiologischer Basis ruhende Eigenheit, desto mehr gewann man hier ein Vorbild für alle Untersuchungen, welche auf ein individuelles Lebenscentrum gehen. Diese waren namentlich von größter Wichtigkeit für die „Criminalisten", welche in Bezug auf das Seelenleben der Verbrecher noch immer „grobe Arbeit" zu machen und jeden für zu-

Digitized by Google

rechnungsfähig zu halten pflegen, der sich noch nicht mit dem Einmaleins überworfen hat. Wir sind überzeugt, daß ein humaneres Zeitalter auf das unserige, wie wir auf die Zeit der Folter und der Hexenprocesse zurückblicken und dem Begriff „Justizmord" eine verhängnißvolle Ausdehnung geben wird. Für tiefere Erkenntniß der Seelenstörungen, namentlich gegenüber der Criminaljustiz in echt humanem Sinne, wirkte der Verfasser der „Psychiatrischen Briefe", Gustav August Schilling, besonders in seiner Schrift: „Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenstörung vor Gericht." Unmittelbar mit dem einzelnen beschäftigten sich jene Wissenschaften, die eine Diagnose des Innern aus der äußern Erscheinung anstrebten, bisher aber meist von gelehrter Fachweisheit als Halbwissenschaften bezeichnet wurden, die Physiognomik und die Phrenologie, oder die sie zusammenfassende und mannichfach ergänzende Lehre von der „Symbolik der Gestalt", welche in Gustav Carus einen beredsamen und geistvollen Vertreter gefunden hat. Man strebte die Eigenheit der Seele aus den Zügen des Gesichts, aus den Erhöhungen des Schädels, aus der ganzen Gestaltung und Haltung des Körpers zu erkennen, und so viele Täuschungen hier mit unterlaufen mochten, je mehr man mit den Bestimmungen ins einzelne ging, so unzweifelhaft war doch das Princip ein richtiges und vernunftgemäßes, indem die Aeußerlichkeit nirgends als bedeutungslos, sondern stets als Trägerin eines geistigen Elements angesehen werden muß. Ein Princip, das die Physiologie der Völker bereits anerkannt, das sich in den Rassenunterschieden unverkennbar ausgeprägt hatte, mußte sich auch bei der Anwendung auf die Individuen bewähren; die Schlüsse, die man aus der Schädelbildung, aus der Gesichtsformation der großen Menschheitstypen gemacht, waren auch von maßgebender Bedeutung für die Individuen. Gibt es doch so viele weiße Kalmücken- und Negerköpfe — sollten die Inhaber derselben nicht etwas von dem Charakter jener Rassen besitzen, der ans Licht tritt, wenn man die kaukasische Tünche der Civilisation abgefärbt hat? Wie vielfach spielt in die menschliche Physiognomik die Symbolik der Thiergesichter herein! Wer wird hinter einem Doggenkopf und dem Habitus eines Nilpferdes feinsinniges Gefühl, hinter dem süßlichen Grinsen eines Pinschergesichts männliche Energie suchen? Längst hat der Instinct, haben die Gewohnheiten des geselligen Verkehrs darüber entschieden, daß die Symbolik der Gestalt im Princip eine unwiderlegbare Wahrheit ist. Diese Lehre aber hat es mit dem ganz bestimmten Individuum zu thun, dessen sinnliche Gewißheit sich nicht mit den Begriffen jetzt und hier dialektisch verflüchtigt, das gar nicht aufgeht in die sprachliche Allgemeinheit, die ihren eigenen Hokuspokus für den Hokospokus der Dinge hält, das nur als ein unsagbares, undefinirbares Object der Anschauung und Empfindung existirt und dem die Sprache nur einen Namen, als eine äußerliche Etikette anheften kann, kurz, mit der nur einmal existirenden Persönlichkeit, dem ἅπαξ λεγομενον des Weltgeistes, deren Wesen eben der Charakter ist, jener Charakter, der einen Plural hat, nicht wie der ethische nur im Singularis declinirt wird.

Wir sehen, aus wie verschiedenen Kanälen die Lehre des Charakters, die Charakterologie, eine für den Arzt, Juristen und Erzieher, den Dichter und Künstler wie für den ganzen geselligen Verkehr gleich wichtige Wissenschaft gespeist wird. Gleichwol fehlte es bisher an einem zusammenfassenden Werke über dieselbe; Julius Bahnsen hat in dem obenangeführten Werk diese Lücke auszufüllen unternommen und in der That ein sehr reichhaltiges und interessantes Buch verfaßt, das in seinen Principien auf der Schopenhauer'schen Philosophie ruht und sich schon in der Einleitung als eine „Phänomenologie des Willens" kennzeichnet.

Schopenhauer, der dritte Ausläufer der Kant'schen Philosophie, wenn man die Kette unserer Idealsysteme als den ersten, Herbart als den zweiten betrachtet, der sich außerdem

Digitized by Google

als den alleinberechtigten Majoratserben des königsberger Denkers betrachtet, hat für die Charakterologie in der That die meisten Anhaltspunkte gegeben, weniger sogar in seinen systematischen Grundlagen als in einer anthropologischen Ausführung, die mit Vorliebe gerade bei den unendlichen Differenzen und Schattirungen des Einzellebens verweilt, die seinem praktischen Verstande, seinem scharfen Sarkasmus, seiner anschaulichen Darstellung einen willkommenen Spielraum gewähren. An und für sich ist der „Wille" Schopenhauer's ebenso absolut wie die Hegel'sche „Idee"; aber in Schopenhauer steckt nicht blos ein Philosoph von großer systematischer Intuition, auch ein Larochefoucauld, ein Prediger der „Maxime" und der praktischen Lebensweisheit, und diese zweite Seite macht seine Werke nicht minder ergiebig für die „Charakterlehre" als die eigentlichen Fundamente seines Systems. Bahnsen selbst vergleicht sich bescheiden gegenüber diesem System nur mit einem Architekten, „der an einem festen, ebenso wohlgegründeten wie wohlgegliederten, stattlichen und vielumfassenden Bau mit reichgefüllten Schatzkammern hier und da die Außenmauern, Binnenwände und Fußböden durchbricht, um mehr Fenster, Thüren und Treppen anzubringen, damit nicht nur das Intérieur noch heller, sondern auch der directe Zugang von einem Raum und von einem Stockwerk ins andere noch leichter und bequemer werde".

Die Grundlehren der Charakterologie behandeln die „Temperamente", für welche Bahnsen ein neues Schema aufstellt, indem er zunächst statt des melancholischen das anämatische einschiebt, die Lehre von den Graden der Empfänglichkeit für Lust und Schmerz aber, die er „Posodynie" nennt, gänzlich aus der Temperamentslehre ausscheidet und die „Dyskolie" oder „Eukolie" als begriffliche Versatzstücke bald dem einen, bald dem andern Temperament zuschiebt. Es handelt sich bei diesem Gegensatz, in welchem eine Schopenhauer'sche Wendung zu dauernder Terminologie gestempelt ist, um das Maß der Leidensfähigkeit, um das Leicht- und Schwernehmen, das Bahnsen als etwas Angeborenes, aber außerhalb der eigentlichen Temperamentsscala Liegendes betrachtet. Ob er durch diese besondern Bestimmungen die Lehre indeß nicht mehr verwirrt und mit einem noch schwerern Begriffsballast belastet, mag dahingestellt bleiben. Besser als jede Definition erläutert indeß den Begriff eines „Dyskolos" die folgende Stelle aus dem Aufsatze eines Schülers: „Der Mensch wird überall zu wenig gefragt, ob er mit dem zufrieden, was mit ihm vorgenommen werden soll; er wird nicht einmal gefragt, ob er zur Welt kommen wolle oder nicht, und das ist ein großes Uebel, denn man geräth in große Verlegenheiten oft blos, weil man auf der Welt ist, und andere Leute nehmen es einem noch dazu übel."

Die wichtigsten Fragen, durch welche die Charakterlehre mit der Ethik zusammenhängt, sind die der Zurechnung und der Wandelbarkeit. In Bezug auf die erstere gilt es eine Grenzlinie zu ziehen gegen die absolute ethische Skepsis, für welche die Individualität nur ein vom Zufall zusammengewürfelter Complex einiger Kraftfäden ist, ebenso aber gegen die ethische Zurechnungswuth, welche dem Charakter gar kein Recht einräumt und auch die vorübergehenden Veränderungen in der Functionirungsweise des Intellects (Paroxysmen, Geistesstörungen, die Wirkungen der Narkotika und Stimulantia, Traumzustände, Affecte) misachtet. Wo es sich um die Wandelbarkeit des Charakters handelt, da kommen zuerst körperliche und physikalische Einflüsse in Betracht, dann die psychischen Factoren, die theils mehr unbewußt bestimmen, wie Gewöhnung, Erleben, Erfahrung, theils absichtlich zugeführt werden, wozu alles gehört, was der Competenz des Pädagogen zufällt. Bahnsen erklärt sich in Bezug auf den letztern Punkt ganz entschieden gegen die Ueberschätzung pädagogischer Einflüsse und gegen das Schulmeisterthum, von dessen Auswüchsen er eine ergötzliche Schilderung gibt. Die Möglichkeit der sogenannten Selbstbeherrschung, Selbsterziehung, Selbstveredlung und der „Besserung" überhaupt wird von unserm Autor eingehend erwogen und zugegeben. Er hält eine moralische Erziehung für

Digitized by Google

möglich, nicht nur im Sinne Schopenhauer's, wonach sie nur neue Motive zuführt und deren Wirksamkeit möglich macht, sondern auch so, daß vermöge der untrennbaren Verbindung zwischen Materie und Intellect, Gehirn und Denken mit dem Gehirn auch der übrige Leib, d. h. der Wille als phänomenaler selbst verändert würde. Gleichwol stellt er diese letzte Behauptung nur als eine Muthmaßung hin, da wir nicht wissen, inwieweit sich der Stoff des Gehirns selbst alteriren lasse.

Den Einfluß der Erziehung leugnen auch solche Cyniker und Skeptiker nicht wie Rameau's Neffe. Reizbar für die Schönheiten musikalischer Kunst, aber blind gegen sittliche Schönheit und fühllos für den Reiz der Tugend, bekennt er, daß ihm hierfür eine Fiber nicht gegeben ist, daß er eine erschlaffte Fiber besitzt, die man immer kneipen mag und die nicht schwirrt. Das erklärt er für ein väterliches Erbstück. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles übrige angeglichen. Von seinem eigenen Sohn aber meint er, daß die Erziehung den Hang der Erbfaser wol durchkreuzen könnte, aber in einer schädlichen Weise. „Er würde, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, sowie man deren so viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Espèces; von allen Spitznamen ist dies der fürchterlichste; denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts; aber er ist keine Espèce. Käm' ich nun meinem Sohne durch Erziehung in die Quere, so verlör' er die schönsten Jahre, ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt und ihn zu der vollkommenen Verworfenheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin." Der verkommene Philosoph leugnet hiermit nicht den Einfluß der Erziehung, wenngleich er ihre Wirkungen in seinem Sinne für schädlich erklärt.

Einen interessanten Stoff, den er nur allzu beiläufig behandelt, findet Bahnsen auf seinem Wege, wo er die „Communionsprovinz", das Gebiet, auf welchem Wille und Intellect sich durchdringen, berührt, nämlich die in Anspruch genommene Sonderstellung des Genies. Sein Herr und Meister Schopenhauer neigte sehr zu einer Theorie, welche eine über die gewöhnliche Moral hinausliegende Aufgabe des Genies predigt. Freilich hat er diese Anschauung nicht in seinen Hauptwerken niedergelegt, sondern nur in seinen erst nach seinem Tode veröffentlichten Gedankensammlungen und Tagebüchern; sie war also für ihn nur eine anfechtbare Privatmeinung. Heutigentags sind die Hauptstimmführer der Literatur darin einig, keine Licenzen des Genies zu gestatten und jede Ausnahmemoral zu verdammen, man weiß zwar nicht, ob aus wahrem Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl oder nur deshalb, weil sie überhaupt jeden Maßstab für das Genie, auch den ästhetischen, verloren haben und in ihrer sich breit machenden Flachheit mit der Tugend und Sittlichkeit renommiren. Freilich haben unsere Romantiker durch den Uebermuth, mit dem sie derartige Licenzen herauskehrten, sich mit Recht die volle Rüge der Literaturgeschichte zugezogen, und die Forderung eines eximirten Gerichtsstandes für das Genie wird zunächst auf die Schwierigkeit stoßen, daß der Genius von seiner Zeit selten erkannt wird, daß also ein solcher Gerichtsstand ihm bei Lebzeiten schwer zugute kommen würde, daß überdies die Meinungen der Menge denselben verwerfen und sich höchstens jener thatsächlichen Anerkennung anschließen würden, die in dem bekannten holländischen Sprichwort liegt: „Je größer Genie, je ärgeres Vieh." Gleichwol läßt sich dies Problem keineswegs in der gewöhnlichen platten Weise erledigen. Zwei lateinische Sprichwörter erklären sich für die Ausnahmestellung des Genies auf das deutlichste: „Quod licet Jovi, non licet bovi", und leicht anwendbar das zweite: „Si duo faciunt idem, non est idem." Nicht blos nackte Thatsachen, auch philosophische Beleuchtungen und künstlerische Stimmungen beherrschen das Leben. Die Gesellschaft hat nur das Recht, zu verlangen,

Digitized by Google

daß das gleichmessende Gesetz sich nicht in derartige feine Unterscheidungen einläßt; das Philisterthum mag sich auch auf denselben Standpunkt bei der moralischen Beurtheilung stellen; aber der tiefern Einsicht kann sich nimmer entziehen, daß die Gleichheit und Aehnlichkeit mancher Thaten, selbst mancher Sünden nur eine scheinbare ist, und daß der gänzlich verschiedene Quellpunkt des Charakters, aus dem sie hervorgegangen, auch ihre Substanz verändert. Ja, wer wollte leugnen, daß große reformatorische Thaten nur durch den Bruch mit der Vergangenheit, nur durch die Auflehnung gegen das bestehende Gesetz möglich geworden sind? Und was so auf dem lauten Gebiet der Geschichte durch die Energie des Genius vollbracht ist, sollte dasselbe nicht auch in den stillern Kreisen des socialen Lebens, oft im Widerspruch mit der bestehenden Sitte, sich zur Geltung bringen und zwar gerade durch das selbständig denkende und fühlende Genie, welches allein berufen ist, der Menschheit neue Bahnen zu brechen?

Eine Fülle interessanter Betrachtungen enthält der zweite Band des Bahnsen'schen Werks, namentlich über die Formen des Selbstgefühls und die Antinomien des Gemüths. Hier herrscht ein frischer, oft humoristischer Ton vor; schalkhafte, bizarre Charakterköpfe sind in die den Text umrahmenden Arabesken verwebt; eine Galerie von Mädchen- und Frauenköpfen, von den Profilen der Völkerrassen schließen hier die oft vom Scherz beflügelten Untersuchungen ab, welche das Individuelle bis in seine oft seltsam ausgeschweiften Grenzlinien verfolgen.

Das russische Ständerecht.

Von Dr. W. Beckhaus.

Wol keines großen Reiches staatliche Verhältnisse sind so wenig bekannt, keines großen Staates Recht und Sitte so von Mythen durchzogen wie die des großen nordischen Reiches, und doch verdient vor allem Rußland schon seiner Größe und seiner Bedeutung im europäischen Staatensystem wegen eine eingehende Betrachtung. Fragen wir, worin diese Unkenntniß ihren Grund habe, so bieten sich nur drei Hauptursachen dar. Zunächst ist es das Fremdartige der Institutionen, die uns entgegentreten; es ist alles so eigenartig, daß wir, um es zu begreifen, unsere europäischen Begriffe sämmtlich ablegen und uns in eine neue russische Terminologie hineinleben müssen. Sodann war früher ein hemmender Grund für die genauere Kenntniß Rußlands das Festhalten der russischen Regierung an dem Grundsatze, die Archive den Fremden möglichst zu verschließen, ein Grundsatz, der unter Nikolaus I. hergebracht war und bei dem die Erforschung der innern Rechtsverhältnisse keine Fortschritte machen konnte. Dieses Hemmniß ist seit des jetzigen Kaisers Regierung völlig beseitigt, ja es herrscht sogar eine solche Liberalität in dieser Beziehung, daß auch nicht dem geringsten Forscher die Erfüllung seines Verlangens verweigert wird. Der dritte sehr bedeutsame Grund ist die Unkunde der russischen Sprache, und die Kenntniß dieser ist durchaus nothwendig, schon wegen der Swod Sakorow, der Gesetzbücher Nikolai's, in der alle Gesetze des Reichs von den jüngsten bis zu den ältesten Zeiten gesammelt und ohne welche die verschiedenen Institutionen des Landes unverständlich sind. Alle diese Gründe wirken mit, das russische Recht, namentlich das öffentliche, für das Ausland zu verwirren, indem in der Regel unsere eigenen Verhältnisse als Maßstab der Beurtheilung genommen und so die russischen nicht mit der erforderlichen Objectivität betrachtet werden. Wenn wir im Folgenden nun versuchen, das russische

Digitized by Google

Ständerecht nach den positiven Gesetzen sine ira et studio darzustellen, so geschieht es, weil dieses der Angelpunkt des ganzen öffentlichen Rechtslebens Rußlands ist, an dem nicht gerüttelt werden darf, wenn der nordische Staat bestehen soll. Zwar glauben manche hüben und drüben, der russische Staat würde bald das ganze Ständewesen überwinden und in nicht allzu ferner Zeit der constitutionellen Verfassung angehören, aber diese Männer vergessen, daß das Ständerecht eigentlich echt national-russisch ist, weil patriarchalisch, und daß eine eingelebte Idee, die zu des Volkes eigenthümlichem Wesen gehört, sich nicht selbst vernichtet, sondern sich nur modificiren läßt. Ueberdies sind die Staaten Individualitäten, die ebenso ihr Besonderes verlangen wie jedes menschliche Individium. Reformen im Ständerecht sind nothwendig und wünschenswerth, und diese werden im Laufe der Zeit unter des Kaisers Alexander II. Regierung gewiß nicht ausbleiben; aber daß das Ständerecht, und damit der Grundpfeiler der Verfassung, beiseitegeschoben werde, das wird weder einer von uns noch auch einer unserer Enkel erleben.

1) Der Adel.

Den ersten Stand nach Staatsrecht bildet der Adel. Die Krone hat sich früh gewöhnt, in ihm die Hauptstütze und den Hauptträger des Reiches zu sehen, und ihn deshalb mit Rechten ausgestattet, die weit über die eines jeden andern Standes gehen. Wenigstens ist der Adel durch seine corporative Verfassung, durch die Adelsversammlungen, eine Macht, die so gut ihr eigenes Interesse als das des allgemeinen Wohls wahren kann. Diesen hervorstehenden Werth legt die Krone aber nur auf den Erbadel, denn gleich im Swod, wo von der Bedeutung des Adels die Rede ist, heißt es wörtlich, mit offenbarer Hindeutung auf den Erbadel: „Der Adel ist eine Folge der Eigenschaften und Tugenden der im Alterthume mit Staatswürden bekleideten Männer, die sich durch Verdienste ausgezeichnet, wodurch sie, den Dienst in Verdienst umwandelnd, ihrer Nachkommenschaft den Titel Wohlgeboren erworben haben.“ Noch mehr tritt diese Werthschätzung des Erbadels hervor in dem Manifest vom 11. Juni 1845, durch welches Nikolaus I. die Adelsstufen änderte. Von alters her nämlich war in Rußland der Adel durch den Militär- und Civildienst erworben worden, jedoch mußten sich im Laufe der Zeit die Bedingungen, unter welchen er auf diese Weise erworben werden konnte, nothwendig mit den Abänderungen, welche die Ordnung des Militär- und Civildienstes erlitten, selbst ändern. Peter I. hatte bei der Einführung neuer Rangklassen im Reiche noch verordnet, daß alle Rangklassen vom ersten Offiziersrange an und die ersten acht Rangklassen des Civildienstes die Rechte des erblichen Adels genießen sollten, und diese Verordnung war auch von der Kaiserin Katharina II. bestätigt worden. Aber noch unter der Regierung Katharina's war das russische Heer weniger zahlreich und erforderte die Civilverwaltung bei weitem weniger Beamte als später, und namentlich trat für die Civilbeamten das Misverhältniß ein, daß die zur 8. Klasse gehörigen Personen Posten bekleideten, die einen bedeutenden Wirkungskreis hatten. Deshalb verordnete Nikolaus I. durch das Manifest vom 11. Juni 1845 Folgendes: „Gegenwärtig, wo durch die Erweiterung der Grenzen des Reichs die Zunahme der Bevölkerung und die Einführung einer bessern Organisation in alle Zweige der Verwaltung eine Vermehrung sowol der Militär- wie der Civilbeamten unumgänglich nothwendig geworden ist, hat das daraus entspringende außerordentliche Zunehmen des Adelsstandes unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich ziehen müssen. Stets den Zweck im Auge habend, den Adel, der sich so viele Verdienste um den Thron erworben, auf dem Standpunkte zu erhalten, zu dem ihn die Verfassung des Reichs berufen hat, und zugleich von dem Wunsche geleitet, niemand die Möglichkeit zu nehmen, durch Thätigkeit und Geistesgaben die Vorrechte des Adels zu erwerben, haben wir für angemessen erachtet, ohne jedoch jemand der ihm durch die bisher zu Recht bestandenen gesetzlichen Bestimmungen

Digitized by Google

gebührenden Standesrechte zu berauben, die Erwerbung des erblichen Adels auf höhere Rangklassen zu beschränken, welche wirklich die Möglichkeit gewähren, sich Verdienste zu erwerben, die einer so hohen Belohnung würdig sind. Demgemäß verordnen wir für die Zukunft: 1) Personen nichtadelichen Standes, welche in den Militärdienst getreten sind, erlangen mit der Beförderung im activen Dienste zum Oberoffiziersrange die Rechte des persönlichen Adels, durch Erwerbung des Stabsoffiziersranges die Rechte des erblichen Adels. Personen nichtadelichen Standes, welche den Oberoffiziers- oder Stabsoffiziersrang bei ihrer Verabschiedung aus dem Militärdienste, oder bei dem Uebertritt aus demselben in den Civildienst erlangen, genießen erstere die Rechte des persönlichen Ehrenbürgerthums, letztere die des persönlichen Adels. 2) Personen nichtadelichen Standes, welche in den Civildienst treten, erhalten mit der Beförderung in demselben zur 14. Rangklasse die Rechte des persönlichen Ehrenbürgerthums, mit der Erlangung der 9. Klasse die Rechte des persönlichen Adels, und durch die Erwerbung der 5. Klasse den erblichen Adel. Personen, welche die 9. oder 5. Klasse bei ihrer Verabschiedung erwerben, behalten die Rechte bei, die sie vermöge ihres Ranges im wirklichen Staatsdienste genossen, jedoch gelten die mit dem Range der 14. Klasse Entlassenen als persönliche Ehrenbürger. 3) Die persönlichen Edelleute, die entweder in den Militär- oder Civildienst treten, erlangen den erblichen Adel durch Erwerbung der obenangeführten Rangklassen, genießen jedoch auch im niedern Range die ihnen zukommenden Standesrechte. 4) Außerdem hängt die Erhebung in den persönlichen oder erblichen Adel von Staatsdienern, welche, ohne die dazu nöthigen Rangklassen erworben zu haben, durch Fähigkeiten, Uneigennützigkeit und moralische Eigenschaften die allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich lenken, vom unmittelbaren Ermessen und Wohlgefallen kaiserlicher Majestät ab." Bei diesen Bestimmungen ist es für die Erlangung des Adels durch den Dienst bisjetzt geblieben. Der durch den Dienst erworbene Adel geht von selbst auf die Frau über ohne Rücksicht auf ihre Geburt und frühere Ehe, ebenso auf die legitimen Nachkommen ohne Rücksicht des Geschlechts; beim Militär jedoch regelmäßig nur auf die nach Erlangung des Stabsoffiziersranges geborenen Kinder. Neben dem Dienste aber wird der russische Adel, wie im letzten Punkte des Manifestes angeführt wird, auch durch directe kaiserliche Verleihung oder indirect durch die Verleihung des Stanislaus- oder eines andern höhern Ordens erworben, jedoch hängt es bei dem so verliehenen Erbadel lediglich von der kaiserlichen Verfügung ab, ob derselbe nur auf die künftigen Nachkommen oder auch auf die schon vor der Verleihung geborenen Kinder übergehen soll. Die überwiegende Bedeutung des Erbadels tritt auch darin äußerlich hervor, daß für den grundbesitzenden Erbadel Geschlechtsbücher geführt und in der Heraldie aufbewahrt werden, und jeder Erbadeliche zum Beweise seines Standes von der Deputirtenversammlung ein Diplom mit der Unterschrift und dem Siegel derselben erhält. Am hervorragendsten aber unter den Vorrechten des Erbadels ist das Recht der corporativen Versammlungen und Berathungen, welches dem persönlichen Adel fehlt, der keine compacte Masse bildet, sondern vereinzelt dasteht. Die erblichen Edelleute jedes Gouvernements bilden nämlich eine eigene, vom Kaiser in einer besondern Gradenurkunde bestätigte Corporation, welche das Recht hat, ihre eigenen Angelegenheiten in geschlossenen Versammlungen, den Adelsversammlungen, zu berathen. Jede Adelsversammlung hat ihr eigenes Versammlungshaus, ihren selbstgewählten Secretär, eigenes Archiv, eigenes Siegel, und in der Regel auch eine aus freiwilligen Beiträgen gebildete gemeinsame Adelskasse. Alle Adelsversammlungen aber selbst zerfallen in Gouvernements- und Kreisversammlungen und sind entweder ordentliche oder außerordentliche. Die ordentlichen Gouvernementsversammlungen werden aus allen volljährigen, d. h. über 21 Jahre alten immatrikulirten Edelleuten des Gouvernements gebildet und treten auf Anordnung des Gouvernementschefs regelmäßig alle drei Jahre im December

Digitized by Google

oder Januar zusammen; die außerordentlichen werden, so oft es das Bedürfniß erfordert, auf Veranlassung des Gouvernements-Adelsmarschalls berufen. Die Kreisversammlungen dagegen bestehen blos aus den zum Kreise gehörigen inmatrikulirten Edelleuten und werden spätestens drei Monate vor Eröffnung der ordentlichen Gouvernementsversammlungen in den Kreisstädten abgehalten. Diese Kreisversammlungen dienen nämlich zur Vorbereitung der Gouvernementsversammlungen, indem sie die Vorkehrungen zu den Adelswahlen treffen, ein Mitglied aus ihrer Mitte wählen, welches den Bestand der Adelskasse und die betreffenden Rechnungen zu revidiren hat und später der zusammentretenden Gouvernementsversammlung über alles Bericht erstattet. Den Hauptgegenstand der gewöhnlichen Gouvernementsversammlung bilden zwar die Wahlen der Beamten zu den Adelsämtern, und wenn hierauf die Adelsversammlungen beschränkt wären, so würde von irgendeinem beachtungswerthen Einfluß derselben auf die öffentlichen Rechtsverhältnisse wol schwerlich die Rede sein können, aber es ist ihnen verfassungsmäßig auch ausdrücklich gestattet, über ihre Bedürfnisse zu berathen und darüber durch den Gouvernements-Adelsmarschall dem Gouvernementschef und dem Minister des Innern Vorstellungen zu machen, ja in besonders wichtigen Fällen sich sogar direct durch eine Deputation von drei Bevollmächtigten an den Kaiser zu wenden. Gerade in dieser Befugniß liegt die Macht der Adelscorporation, denn richtig und vom liberalen Standpunkte aus angeschaut fallen die Bedürfnisse und Interessen des Adels in keinem Lande mehr wie in Rußland mit dem Wohl des Bauern- und Bürgerstandes, mit der Entfesselung des Ackerbaues und einer freien Industrie, mit einer freien Gemeindeverfassung, kurz mit allem zusammen, was dem Fortschritt angehört, und wenn der Adel seine Stellung richtig erfaßt, so wird er in seinen Corporationen nicht nur die specifischen Standesinteressen, sondern vielmehr die allgemeinen Landesinteressen vertreten und, soviel an ihm ist, fördern. Aber freilich, wie überall, ist auch in Rußland die Aristokratie lange Zeit kurzsichtig gewesen und hat sich gegen die Wahrung anderer Interessen gesperrt; ja noch das jüngste Bauernemancipationswerk hat während seiner ganzen Entwickelungsgeschichte gezeigt, wie wenig die Aristokratie ihrer Mehrheit nach zum Vortheile anderer Stände etwas zu opfern bereit ist; aber das letzte Decennium hat doch eine feststehende Adelspartei in den Hauptgouvernements herausgebildet, die mit liberalem Sinne ihre corporative Verfassung zum Wohle aller übrigen Stände auszubeuten bestrebt ist, und in einer nicht allzu fernen Zukunft werden die Adelsversammlungen den Kern einer Gesammtrepräsentation der russischen Stände bilden. Die einzige Schranke, die gesetzlich den Berathungen der Adelsversammlungen gezogen ist, besteht in dem Verbote, gesetzwidrige Beschlüsse zu fassen, und in der Androhung einer Strafe von 150 Rubel Silber für jeden, der solch einen Beschluß unterschrieben hat. Es wird also, wenn die liberale Adelspartei Institutionen allgemeiner Bedeutung vor ihr Forum zieht, immer nur darauf ankommen, inwieweit die Regierung darin eine Gesetzwidrigkeit erkennt oder nicht. Eins bleibt freilich für diese Versammlungen vor allen Dingen zu wünschen übrig, nämlich die Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen, die bisher aufs strengste ausgeschlossen ist, denn solange diese nicht ausgesprochen ist, solange der Adel über seine Sitzungen nichts anderes als ein sehr dürftiges, später in das Archiv wanderndes Protokoll abfassen läßt, wird weder die Theilnahme des Volks an seinen Versammlungen rege werden, noch das tiefeingewurzelte Vorurtheil, als ob dieselben nur das Organ des Adelsegoismus wären, schwinden. Zur Wahrnehmung der speciellen Adelsinteressen hat jedes Gouvernement seine selbstgewählten Adelsmarschälle und jeder Kreis seine selbstgewählten Kreismarschälle mit eigenen auf Kosten des Adels unterhaltenen Kanzleien. Die gemeinsame Aufgabe aller dieser Marschälle ist die Fürsorge für die Interessen ihres Standes und die Aufrechterhaltung des Wohlstandes und der Ordnung in demselben. Daher haben sie gemeinsam die Corporationsbedürfnisse zu vertreten, die

Digitized by Google

darauf bezüglichen Anträge und Befehle dem Adel vorzulegen, die Adelssummen aufzubewahren und verfassungsmäßig zu verwalten, den Vorsitz bei den Adelsversammlungen zu führen, die Theilnahme an der Führung des adelichen Geschlechtsbuches u. s. w. Außerdem aber haben beide Klassen von Marschällen ihre besondern Aufgaben, und zwar die Gouvernementsmarschälle unter andern die der Durchsicht der Gesuche der adelichen Beamten in Betreff ihrer Entlassung aus dem Dienste, die Mittheilungen der von der Deputirtenversammlung hinsichtlich der Landesvorstände gemachten Bemerkungen an den Minister des Innern, den Mitsitz in dem Curatelconcil über die örtliche Schule für die Kinder von Kanzleibeamten, wo eine solche existirt, die Theilnahme an der Herbeischaffung von Pferden zu den Reisen des Kaisers, wo die Postpferde nicht ausreichend sind u. s. w. Unter den Aufgaben der Kreismarschälle finden sich folgende: die Führung der gesetzlichen Listen über alle adelichen Geschlechter eines jeden Kreises, der Vorsitz in dem adelichen Vormundschaftsamte in der Revisionscommission während der Volkszählung, die Annahme der Gesuche wegen Aufnahme in die für Kinder der Kanzleibeamten errichtete Schule, die Ausschreibung der Pferde für die kaiserlichen Reisen und die Sorgen dafür, daß die gutsherrlichen Bauern, deren Pferde bestellt sind, die ihnen zustehenden Fuhrgelder erhalten u. s. w. Uebrigens sind die Kreismarschälle keineswegs den Gouvernementsmarschällen untergeordnet, sondern stehen ihnen in ihren Relationen völlig gleich und sind auch von der Gouvernementsregierung völlig unabhängig. Abgesehen von diesen Vorrechten des Erbadels hat er hinsichtlich der rein persönlichen Standesrechte folgende Rechte mit dem persönlichen Adel gemein: 1) der Edelmann wird nur von seinesgleichen gerichtet und verliert dieses Recht auch nicht durch den Eintritt in eine Kaufmannsgilde, obwol er in Handelssachen gerichtlich als Kaufmann behandelt wird; 2) der Proceß eines Edelmannes, der wegen Verbrechens mit Lebensstrafe oder Verlust der Ehre bestraft wird, kann ohne Vorstellung an den Senat und ohne kaiserliche Bestätigung des Urtheils nicht beendet werden; 3) der Edelmann ist auch während der Strafhaft von jeder Körperstrafe frei und darf, wenn ihn ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, nicht vor der kaiserlichen Bestätigung des Urtheils in Ketten gelegt und nach Sibirien nicht in Fesseln abgeführt werden; 4) der Edelmann genießt Freiheit von persönlichen Abgaben und von der Rekrutenpflichtigkeit, das herrschaftliche Haus auf dem Lande außerdem Freiheit von Militäreinquartierung. Hinsichtlich der Vermögensrechte tritt aber wieder der Erbadel in den Vordergrund, denn er repräsentirt neben der Krone allein den großen Grundbesitz des Reiches. Daher kann der erbliche Edelmann jede Art von Vermögen, namentlich geschlossene Landgüter erwerben, darf auf seinen Erbgütern Flecken und Dörfer errichten und darin Märkte abhalten, während der persönliche Edelmann weder Dörfer noch auch geschlossene Landgüter besitzen darf. Er muß vielmehr die ihm durch Erbgang etwa zufallenden Landgüter gegen eine von der Kronskasse zu zahlende Ueberlassungskasse an die Krone abgeben.

Verloren werden die Adelsrechte nur infolge einer durch den Kaiser bestätigten Verurtheilung wegen Eidbruchs, Verraths, Diebstahls, Straßenraubs, Betrugs, Verleitung zu Verbrechen und wegen solcher strafbaren Handlungen, welche den Verlust der Ehre und für die andern Stände Körperstrafe nach sich ziehen.

2) Die Geistlichkeit.

Verfassungsmäßig bildet zwar die Geistlichkeit den zweiten Stand, steht also in der Ständeabstufung dem Adel nach; ob sie aber dennoch nicht den mächtigsten Stand ausmacht, das ist, wenn man die Organisation der Heiligen Dirigirenden Synode, das strenge Unterordnen der gesammten Geistlichkeit unter sie und das Eingreifen auch der niedern

Digitized by Google

Geistlichkeit in das öffentliche und sogar Privatleben in Betracht zieht, eine sehr bedenkliche Frage. Die Gesetzgebung Nikolaus' I. wenigstens, der den Einfluß der Geistlichkeit so geschickt zu seinen Zwecken zu benutzen gewußt, hat dafür Sorge getragen, daß dieselbe mit genügenden Rechten ausgestattet ist. Es versteht sich, daß dabei nur an die der russischen Staatskirche angehörige Geistlichkeit gedacht werden kann, da die übrigen gesetzlich anerkannten Confessionen, d. h. die römisch- und armenisch-katholische sowie die evangelisch-lutherische und reformirte Kirche, gegen die 62 Mill. orthodoxer Russen nur eine verschwindend kleine Anzahl von Anhängern zählen, aber wie sehr auch der Swod bemüht gewesen ist, die der orthodoxen Geistlichkeit zugemessenen Rechte zum Maßstabe der andern Geistlichen zu nehmen und so im Princip eine möglichst gleiche Norm gelten zu lassen, so hat doch die Regierung Nikolaus' I. bewiesen, daß die Krone jenes Gleichheitsprincip weder der römisch-katholischen noch der lutherischen Kirche in der Durchführung respectirt hat. Die Organisation der orthodoxen Geistlichkeit ist Eins mit der der Synode und den Eparchien oder Diöcesen, und wollte man daher die Stellung der orthodoxen Geistlichen untersuchen, so müßte man einen Ueberblick über die Verfassung der Synode geben, was außerhalb unsers Themas liegt.

3) Der Bürgerstand.

Es ist charakteristisch für die russische Verfassung, daß sie nicht, wie das in andern Staaten der Fall ist, den Begriff „Bürger" in seiner Vagheit und Verschiedenheit gelassen, sondern ihn genau als einen bestimmten Stand fixirt und deshalb zwischen Bürger im weitern Sinne und im engern eigentlichen Sinne des Worts unterschieden hat. Im weitern Sinne gehören alle städtischen Einwohner, alle zu einer städtischen Gilde oder Zunft Gehörigen, alle mit einem Stadtdienste Bekleideten oder zur Kopfsteuer in einer Stadt Angeschriebenen zu den Bürgern, im engern Sinne dagegen machen nur die Gildekaufmannschaft, die Ehrenbürger, die sogenannten Stadtbürger einiger Gouvernements, die einen besondern Stand bilden, z. B. Wilna, Grodno, Minsk, die zünftigen Handwerker und die sogenannten freien Leute, d. h. die zu den Städten einiger Gouvernements und den Ostseeprovinzen angeschriebenen Ausländer die Klasse der Bürger (graschdane), die eigentlichen Vollbürger aus, auf die sich die corporative Verfassung der Stadtgemeinde bezieht. Der Eintritt in diesen eigentlichen Bürgerstand geschieht durch freiwillige Anschreibung zu demselben oder durch Uebertritt aus einem andern Stande, und zwar kann sich, abgesehen von den Gilden und Zünften, in der Regel jeder anschreiben lassen, der Recht und Pflicht zur Wahl eines Lebensberufs hat, auch freie Landbewohner, nur nicht ganze Dörfer oder eine solche Anzahl von Dorfcolonisten, daß dadurch die Fortexistenz des Dorfes gefährdet würde. Der Regel nach bedarf es zur Aufnahme der Zustimmung der Gemeinde, ausnahmsweise aber können sich einzelne Personen in allen Städten Rußlands, einschließlich der beiden Residenzen und privilegirten Städte, andere Personen wieder überall mit Ausnahme der Residenzen und privilegirten Städte auch ohne Einwilligung der Gemeinde zum Bürgerstande einschreiben lassen. So muß z. B. jede Stadt des Reichs die Zöglinge des Findelhauses, die unehelichen Kinder, deren Mütter nicht zu den Soldatenfrauen gehören und zu keinem abgabepflichtigen Stande eingetragen sind, ferner die Hofleute, deren Herrschaften ohne Hinterlassung von Erben gestorben sind, und Andersgläubige, welche die christliche Religion angenommen haben, als Bürger aufnehmen, während die Residenzen und privilegirten Städte sich der Aufnahme von Freigelassenen, entlassenen Kirchendienern, angekauften eingetauschten Kirgisen- oder Kalmückenkindern u. s. w. widersetzen können. Der Austritt aus einer Stadtgemeinde zum Zwecke des Uebertritts in eine andere steht jedem 21 Jahre alten Bürger frei, sobald er nur den

Digitized by Google

Entlassungsschein und die Aufnahmebewilligung der neuen erwählten Gemeinde mit seinem Uebersiedelungsgesuche beim Kameralhofe des betreffenden Gouvernements beibringt. Nur zur Uebersiedelung nach Finland bedarf es der kaiserlichen Bestätigung.

Wie man dem Adel einen corporativen Verband und seine Adelsversammlungen, so hat man auch der Gesammtheit der Bürger, der Stadtgemeinde, in den Gemeindeversammlungen ein Organ gestatten müssen, welches die Interessen dieses Standes geltend macht, und wie der Adel seine selbstgewählten Adelsbehörden hat, so führt auch jede Bürgergemeinde durch selbstgewählte Behörden ihre Verwaltung; Behörden, die entweder ständige sind und wie die Dumen, Rathhäuser und Handelsdeputationen die Angelegenheiten aller Stadtbewohner, resp. wie die Aeltesten der Kaufmannschaft und die Zunftgerichte nur die einer besondern Klasse besorgen, oder wie die Deputirtenversammlung nur zeitweilige. Die Gemeindeversammlungen, in denen jeder über 25 Jahre alte Bürger sitz- und stimmberechtigt ist, finden mit Genehmigung des Gouvernementschefs entweder für die gesammte Bürgerschaft als allgemeine und zwar gewöhnlich alle drei Jahre im Winter, zwei Tage nach den Adelsversammlungen, oder nach Klassen und Stadttheilen statt, und haben die Wahlen zu den Stadtämtern vorzunehmen, die Anträge des Gouvernementschefs und die Gemeindebedürfnisse zu berathen, und das Stadteinwohnerbuch zu revidiren. Es wäre also auch in diesen Versammlungen noch mehr als bei denen des Adels an sich Stoff genug zu einer Geltendmachung allgemeiner Interessen, zumal auch für die Berathungen in diesen Versammlungen das Gesetz keine andere Schranke kennt als das Verbot „gesetzwidriger Beschlüsse" bei Strafe von 60 Rubel Silber, aber es mag mit seinen Hauptgrund in dem so lange daniedergelegenen öffentlichen Leben haben, daß die Gemeindeversammlungen ohne wirklich rege Theilnahme, ja in manchen Städten fast spurlos vorübergehen und sich nur selten mit allgemein wichtigen Sachen befassen. Flößt eine längere liberale Regierung den russischen Bürgern erst wieder Vertrauen und wahres Interesse für heilsame und nothwendige Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens ein, so wird der gute Keim, der in den Gemeindeversammlungen liegt, schon aufgehen und die Bürgergemeinde in gleicher Selbständigkeit und Kraft wie die Adelscorporation für das Allgemeine thätig sein können. Aber freilich ist die erste Voraussetzung dazu die, daß die Krone durch eine freiere Berathung nicht sofort alles, was über die engsten Standesinteressen hinausgeht, für gesetzwidrig erklärt. Außer dieser Gemeindeversammlung hat jede Stadt ihre Deputirtenversammlung, welche aus dem Stadthaupte, dem Aeltesten und einem Deputirten jedes Stadttheils besteht und das Stadteinwohnerbuch zu führen, die Beweise des Bürgerstandes zu prüfen und gemeinsam mit den Adelsdeputirten in Sachen der Landessteuer zu berathen hat. Ihre Beschlüsse faßt diese Versammlung mit Zweidrittelmajorität.

Abgesehen von diesen allgemeinen Versammlungen gibt es noch besondere Gildeversammlungen, die da, wo sie bestehen, ihren besondern Vorstand haben und zweimal jährlich in ihren Gildestuben getrennte Sitzungen halten. Hier werden die städtischen Angelegenheiten, wie sie vom Rathe oder Magistrat vorgelegt werden, berathen und beschlossen durch Vereinigung der Beschlüsse beider Gilden und die Gildewahlen vorgenommen. Aber theilnehmen an diesen Gildeversammlungen können und müssen nur alle Gildegenossen, nicht die Bürger im weitern Sinne des Worts, deshalb sind diese Versammlungen immer separater Natur, obwol sie viel bewegter sind als die dreijährigen Bürgerversammlungen.

Die persönlichen Standesrechte jedes Bürgers bestehen, abgesehen von den besondern Vorzügen der Kaufmannschaft, darin, daß er in erster Instanz nur von Personen seines Standes gerichtet und nur mit den gesetzlich bestimmten Abgaben und Diensten beschwert werden darf, und für die Gildebürger noch außerdem darin, daß sie Freiheit von der

Digitized by Google

Rekrutenpflichtigkeit und Kopfsteuer genießen, wogegen sie ihre Gildesteuer zahlen. Hinsichtlich der Vermögensrechte ist der Bürger zwar in Beziehung auf Besitz und Erwerb von Gebäuden in Städten und Dörfern und in Bezug auf unangesindelte Ländereien unbeschränkt, aber angesiedeltes Land können die Bürger mit Ausnahme der Ostseeprovinzen nur unter der Voraussetzung kaufen, daß der Verkäufer die auf solchen Ländereien lebenden Bauern spätestens ein Jahr nach dem Verkaufe auf andere Ländereien überführe oder sie einem Edelmanne übergebe, und gerade diese Beschränkung hat zu allen Zeiten viele Anfechtung gefunden und wird sie aus sehr leicht begreiflichen Gründen immer finden, bis die ausschließliche Besitzfähigkeit des Adels am Grund und Boden völlig verschwunden ist. Eine andere vermögensrechtliche Beschränkung des Bürgerstandes, nämlich seine Unfähigkeit, Pfandcontracte über adeliches Vermögen zu schließen, mag man immerhin, wie es manche thun, als zum Schutze und für den Wohlstand des Adels geboten betrachten; aber auch diese Beschränkung muß fallen, sobald Hypotheken in die Hände der Bürger kommen können und das Geld leichter von dem Bürger zu haben ist als auf so wucherische Weise wie jetzt. Mit Ausnahme der angegebenen Beschränkungen ist sonst die vermögensrechtliche Stellung der Bürger, wie vieles auch ihre Ausbeutung wegen mancher Hemmnisse der Handels-, Industrie-, Zoll-, und Steuerordnungen zu wünschen übrigläßt, gesetzlich gar nicht beschränkt.

Verloren wird dieser Stand durch den Uebertritt zu einem andern Stande, durch den Eintritt der Kaufleute erster Gilde in den Civildienst, durch den Eintritt in den Militärdienst nur durch ein mit dem Verluste aller bürgerlichen Rechte bestraftes Verbrechen. Zudem kann jede Stadtgemeinde den durch Urtheil betroffenen oder durch anstößige Lebensweise befleckten Bürger aus der Gemeinde ausschließen und ihre liederlichen, faulen und in der Abgabezahlung säumigen Mitglieder durch ein in Gegenwart des Polizeimeisters zu fällendes, vom Generalgouverneur zu bestätigendes Urtheil zur Einstellung als Rekrut oder in die Civilarrestantencompagnie, ja unter Umständen sogar zur Verschickung nach Sibirien verurtheilen oder sie zu Gemeindearbeiten gebrauchen.

Eine besonders bevorzugte Stellung unter den Bürgern genießen die Ehrenbürger, welche gewissermaßen die Nobility ihres Standes bilden. Bekanntlich ist das Ehrenbürgerthum wie der Adel entweder ein erbliches oder persönliches, wird aber nur infolge vorausgegangener Nachsuchung erworben. Um das persönliche Ehrenbürgerrecht können nachsuchen die von den russischen Universitäten, von der Akademie der Künste und von gewissen höhern Bildungsanstalten nach besonderm Examen mit guten Zeugnissen abgegangenen jungen Männer, die russischen Artisten erster Klasse bei den kaiserlichen Theatern nach zehnjährigem tadellosen Dienste und ausgezeichnete Gelehrte, Künstler, handeltreibende Kapitalisten und Inhaber bedeutender Manufactur- und Fabrikanstalten, während das erbliche Ehrenbürgerthum verliehen wird den Commerzien- und Manufacturräthen sowie ihren Witwen und Kindern, den mit einem russischen Orden bedachten Kaufleuten, denjenigen Kaufmannsfamilien, welche, ohne fallirt zu haben, ununterbrochen 10 Jahre in der ersten oder 20 Jahre in der zweiten Gilde gestanden haben, und andere Personen wegen Auszeichnung in Kunst und Wissenschaft, einschließlich derjenigen Gelehrten und Künstler, welche 10 Jahre lang persönliche Ehrenbürger und in den russischen Unterthanenverband getreten sind. Ueber die Ernennung der Ehrenbürger entscheidet der Dirigirende Senat und stellt den persönlichen Ehrenbürgern ein Zeugniß über ihren Stand und den erblichen ein Diplom aus, für welches diese letztern 330 Rubel Silber, die ersten die Hälfte dieser Summe für das ausgefertigte Zeugniß zahlen. Gelehrte und Künstler erlegen jedoch für die Diplome nur 30 Rubel Silber und für die Zeugnisse 15 Rubel Silber.

Digitized by Google

Das Ehrenbürgerthum berechtigt 1) zur Befreiung von der Kopfsteuer, Rekrutenpflichtigkeit und Körperstrafe sowol vor bürgerlichen wie auch Kriegsgerichten; 2) zu den Wahlen beim Besitze unbeweglichen Eigenthums in der Stadt und zur passiven Wählbarkeit bei städtischen Gemeindeämtern; 3) sich in allen Acten Ehrenbürger zu nennen und 4) sich in eigene Listen eintragen zu lassen und nicht in gewöhnliche Revisionslisten. Sämmtliche Ehrenbürgerrechte aber gehen infolge eines böslichen Bankrotts und eines richterlichen, vom Senat bestätigten Urtheils verloren.

4) Der Bauernstand.

Die ungeheuere Bedeutung dieses vierten Standes, des Bauernstandes, für ein auf den Ackerbau angewiesenes Land wie Rußland ist auch dem blödesten Auge klar, aber auffallenderweise glauben noch viele, das große Emancipationswerk Alexander's II. habe die rechtliche Stellung dieses Standes total verändert, während es sich doch nur auf die Abschaffung der leibeigenen Bauern und Hofleute bezieht und die alten Verfassungsbestimmungen über die Organisation und Rechte der verschiedenen Arten der Landbewohner ganz unberührt gelassen hat. Man muß eben nicht vergessen, daß der Begriff der Leibeigenschaft und der des Bauernstandes zu keiner Zeit in Rußland miteinander zusammengefallen ist, sondern daß das große nordische Reich immer verschiedene Klassen von Bauern mit Ausscheidung der Leibeigenen gehabt hat. Von jeher bildeten und bilden noch die Landbewohner nach den verschiedenen Ländereien, die sie bewohnen, fünf Hauptklassen: 1) die auf Krongütern angesiedelten Bauern, welche mit ihren allgemeinen Namen Reichs- oder Kronbauern heißen; 2) die auf Apanageländereien lebenden Apanagebauern; 3) die auf Palastgütern der kaiserlichen Familie wohnenden Palastbauern; 4) die auf gutsherrlichen und 5) die auf eigenen Ländereien lebenden Bauern. Unter diesen Bauern treten vor allen andern hervor die Kronbauern mit ihrer eigenthümlich demokratisch-communistischen ländlichen Verfassung. Die Kronbauern nämlich leben in festen Dorfgemeinden zusammen, und zwar bildet jedes größere Dorf eine eigene Gemeinde und mehrere solcher angrenzenden Dorfgemeinden eine Bezirksgemeinde. Diese Gemeinden haben in den ihnen von der Krone überlassenen nebst den von ihnen erworbenen Ländereien und Nutzungen ihr Eigenthum, das aber nicht Privateigenthum eines jeden Bauern, sondern Gesammteigenthum der Dorfgemeinde ist, welche die Vertheilung des Gesammtlandes nach Parcellen vornimmt und über die Bewirthschaftung verfügt. Jeder Verkauf, jede Uebertragung, jede Verpfändung dieser Parcelle ist nothwendig; eine Beerbung der durch Todesfall ledigen Landloses hat nicht statt, sondern dasselbe fällt wieder an die Dorfgemeinde zurück, welche aufs neue darüber verfügt. Für die ihnen überlassenen Ländereien und Nutzungen zahlen die Kronbauern einen festgesetzten Zins, den Obrok, der selbstverständlich für diejenigen Ländereien, welche sie mit Genehmigung des Domänenhofs durch Kauf von Privaten oder von der Krone selber erwerben, und welche freies Eigenthum werden, wegfällt. So steht die Kronbauerschaft in ihren Landgemeinden als ein unbewegliches, an die Scholle gefesteltes großes Ganzes da, indem der Begriff des Privateigenthums so lange nicht aufkommen kann, als bis der einzelne lediglich von der Gemeinde abhängig ist. Ganz anders stehen da die auf eigenen Ländereien lebenden Einhöfner, frei an Leuten und freien Ackerbauern. Die Einhöfner, d. h. diejenigen, welche Ländereien durch Erbgang oder Kauf erworben haben, sind völlig freie Privateigenthümer ihres Landes und waren früher vor Aufhebung der Leibeigenen auch freie Eigenthümer dieser letztern. Ebenso bewirthschaften die auf eigenen Ländereien lebenden freien Leute, d. h. diejenigen Ausländer, welche vor dem Jahre 1799 aus Oesterreich, Preußen u. s. w.

Digitized by Google

eingewandert sind und sich in den westlichen Gouvernements niedergelassen haben, unabhängig von irgendeiner Gemeinde ihr Land als freies Privateigenthum und stehen unter der Fürsorge des Ministers des Innern. Die freien Ackerbauern aber, deren Zahl sich seit Aufhebung der Leibeigenschaft so gewaltig vermehrt hat, waren bis dahin entweder gutsherrliche auf Grund eines Vertrags mit dem Gutsherrn entlassene Bauern, denen eine kleine Parcelle überwiesen war, oder von ihrem Herrn Freigelassene, oder durch Richterspruch für frei erklärte frühere Leibeigene und bildeten eigene von denen der Kronbauern getrennte Gemeinden, konnten auch nach Erfüllung der mit ihnen abgeschlossenen Verträge das ihnen überlassene Land verkaufen, verpfänden und vererben, andere Ländereien erwerben, Verbindlichkeiten eingehen u. s. w. Sie waren aber und sind nach beseitigter Leibeigenschaft noch kopfsteuer- und rekrutenpflichtig und haben die Landesprästanden zu zahlen wie die Kronbauern; nur einen Zins an die Krone zahlen sie nicht. Die auf gutsherrlichen Ländereien lebenden Hälftner endlich sind verpflichtet — daher ihr Name — gegen die Benutzung der gutsherrlichen Ländereien dem Grundeigenthümer die Hälfte der Jahresernte vom Getreide, Heu und Stroh der von ihnen bearbeiteten Grundstücke nach dem Dreschen in natura abzuliefern, wenn nicht vertragsgemäß eine Geldleistung an die Stelle dieser Naturalleistung gesetzt worden ist. Sie sind ferner zu jeder auf Bebauung des Bodens bezüglichen Arbeit verpflichtet, müssen aber das dazu nöthige Vieh selbst halten und die Leistungen selbst tragen. Dagegen müssen ihnen die Gutsherren aus eigenem Holze Häuser bauen, das zu Reparaturen oder andern Wirthschaftszwecken nöthige Holz und den jährlichen Saatsamen liefern, alle Geldzahlungen zu den Landesprästanden machen und für den verstorbenen Hälftner, der eine Witwe und minderjährige Kinder hinterläßt, die Abgaben zahlen. Auch darf der Gutsherr der Witwe das Land nicht nehmen, sondern muß es ihr bis zum Ablauf des vertragsmäßigen Termins lassen. Einen Zins zahlt der Hälftner selbst sowenig wie der Gutsherr für ihn.

Der Eintritt in den Bauernstand erfolgt auf Grund freiwilliger Anschreibung oder auf Grund des Uebertritts aus einem andern Stande, namentlich derjenigen Bürger, welche weder Handel noch Gewerbe, wohl aber auf eigenen oder gepachteten Ländereien Ackerbau treiben wollen, und zwar geschieht die Anschreibung regelmäßig unter Beibringung des Aufenthalts- und Entlassungsscheins mit Genehmigung der Dorfgemeinde, welche in ihrem Beschlusse ausdrücklich erklären muß, daß sie für die Entrichtung der Abgaben und Leistungen des Aufzunehmenden einstehen wolle und ihm eine hinreichende Quantität Landes zutheilen könne. Nur bei einzelnen Personen, wie z. B. bei Hofleuten, deren Herrschaften ohne Erben gestorben sind, bei unehelichen, deren Mütter nicht zum Militärressort gehören u. s. w., bedarf es zur Aufnahme in die Bauerngemeinde sowenig wie zur Aufnahme in die Bürgergemeinde der Einwilligung der Communen; sie werden zum Bauernstande geschrieben, sobald sich nur die Obrigkeiten der Kronländereien überzeugen, daß noch eine hinreichende Menge Landes zur Vertheilung unter die spätern Dorfbewohner übrigbleibt. In Bezug auf die rechtliche Stellung der Bauern sind sehr wohl die allen Klassen der Bauern gemeinsamen Rechte und Pflichten von denen zu unterscheiden, die nur für die Kronbauern oder nur für die auf eigenen oder gutsherrlichen Ländereien lebenden Bauern gelten. Was die allen Bauern gemeinsamen Rechte und Pflichten betrifft, so können alle Bauern unangesiedelte Ländereien erwerben und Häuser in den Städten und Dörfern, ausgenommen Petersburg und Moskau, bauen und kaufen, nur müssen sie für ihre städtischen Häuser die Communalabgaben tragen und wenn sie dieselben bewohnen wollen, Erlaubnißscheine von derjenigen Obrigkeit lösen, unter welcher sie ihrem Stande nach stehen. Alle Bauern haben ferner das Recht zum Handelsbetriebe nach den Vorschriften der Handels- und Gewerbeordnung und unbeschränkte Vertrags-

Digitized by Google

fähigkeit, nur für die Amts- und Bezirksvorsteher ist die letztere dadurch beschränkt, daß es diesen während ihrer Amtsdauer verboten ist, mit den Bauern ihres Bezirks Verträge auf Leistungen irgendwelcher Art abzuschließen.

Der Austritt aus dem Bauernstande ist die unmittelbare Folge des Uebertritts zu einem andern Stande und des Eintritts in den Militärdienst, außerdem aber hat die Verurtheilung wegen eines infamirenden Verbrechens den Verlust aller bäuerlichen Standesrechte zur Folge. Zudem können auch die Landgemeinden, entsprechend den Stadtgemeinden, einen Bauer wegen schlechter Führung in die Civilarrestantencompagnie abgeben oder ihn als Rekruten einstellen und die liederliche Bäuerin zur Uebersiedelung nach andern Gouvernements verurtheilen.

Ob nun alle diese Stände so bald, wie das einige glauben, in einer großen allgemeinen Reichsversammlung ihre gemeinsame Vertretung finden werden, das ist eine Frage der Zeit; jedenfalls steht Eins fest: ehe nicht eine größere Annäherung der einzelnen Stände aneinander stattgefunden, als es bisher der Fall gewesen, wird schwerlich an einen allgemeinen russischen Repräsentantenkörper gedacht werden können.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 25. Nov. 1867 starb in Köln, wohin er sich in künstlerischen Angelegenheiten begeben hatte, am Gehirnschlag der ausgezeichnete Maler Karl Ferdinand Sohn, Professor an der königlichen Kunstakademie zu Düsseldorf. Derselbe wurde geboren in Berlin den 10. Dec. 1805, bezog die dortige Akademie 1823 und kam, als er deren Klassen durchgemacht, als Schüler in das Privatatelier Wilhelm Schadow's. Dieser treffliche Lehrer erkannte mit sicherm Blick die hervorragende Begabung Sohn's und bestimmte ihn, sich der kleinen Schar junger Künstler anzuschließen, mit denen er gegen Ende des Jahres 1826 an den Rhein zog, um in Düsseldorf mit frischer Kraft und rüstigem Streben der deutschen Malerkunst neue Bahnen zu eröffnen, auf denen sie unverwelkliche Lorbern erringen sollte. Schadow hatte bekanntlich nach Cornelius' Abgang die Leitung der düsseldorfer Akademie übernommen, deren Verhältnisse er ziemlich im argen liegend vorfand. Er bedurfte daher der thätigen Mitwirkung seiner talentvollen Schüler, möglichst bald bessere Zustände herbeizuführen, und vor allen war es Karl Sohn, auf den er hierbei die gegründetsten Hoffnungen baute. Das erste Gemälde, welches derselbe in Düsseldorf 1827 vollendete, Rinaldo und Armida, nach Tasso's „Befreitem Jerusalem", erregte gleich das größte Aufsehen und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Meister, dessen Ruf sich rasch verbreitete und mit zunehmender Leistungsfähigkeit von Jahr zu Jahr steigerte. Schon im Jahre 1832 übertrug Schadow demselben die Stellvertretung des Professors Kolbe als Lehrer der Akademie und gewann dadurch nicht nur sich selbst einen Helfer, der sein System, welches sich vor allem auf das eingehendste Studium der Natur gründete, mit innigstem Verständniß vertrat und ausbildete, sondern verschaffte auch Sohn eine Stellung, in der er mit scharfem Blick und entschiedener und feiner Beurtheilungsgabe so Hervorragendes geleistet, daß seine Bedeutung als Lehrer derjenigen, die er sich als ausübender Künstler errungen, vollkommen ebenbürtig zur Seite steht. Viele der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Künstler, die nun selbst schon treffliche Schüler gebildet, verdanken ihm ihre Ausbildung und sein Rath und Einfluß hat die düsseldorfer Schule wesentlich zu der Höhe erhoben, die sie gegen-

Digitized by Google

wärtig einnimmt. Den 27. Jan. 1838 wurde er zum Professor ernannt und wirkte bis 1855 als Lehrer des Antikensaals und der Malerklasse in segensreicher Weise. In genanntem Jahre legte er diese Stellen nieder und blieb nur noch Ehrenmitglied des akademischen Collegiums mit Sitz und Stimme in den Conferenzen. 1859 übernahm er jedoch die Stellvertretung des erkrankten Directors und ließ sich auch bereit finden, die Leitung seiner frühern Malerklasse wieder in die Hand zu nehmen, die er, mit der bisherigen Anciennetät von neuem angestellt, bis zu seinem Tode mit Kraft und Hingebung führte. Seinem Bilde Rinaldo und Armida, das in den Besitz des Prinzen Friedrich von Preußen übergegangen war, folgten 1829 Der Raub des Hylas (Eigenthum des Königs von Preußen) und Die Himmelskönigin (für den Kunstverein in Düsseldorf), das einzige religiöse Bild, welches Sohn geschaffen und das nur einem äußern Umstande seine Entstehung verdankt. Der Künstler hatte nämlich für eine Festlichkeit die Himmelfahrt der Madonna als großes Transparent gemalt und wurde durch die überaus beifällige Aufnahme desselben bewogen, diesen Gegenstand in kleinerm Umfange in Oel auszuführen. Doch so viel Schönes dies Gemälde auch bietet, das eigentliche Feld für Sohn's Begabung war das der Mythologie und der Dichtkunst. Hier hat sein Genius Werke geschaffen, die ihm dauernden Nachruhm sichern. Allerdings zeigen dieselben weder die objective Plastik des Alterthums noch den erhabenen Stil und die großartige Linienführung eines Cornelius, Kaulbach und anderer Meister; Sohn's Hauptvorzüge sind vielmehr in einer frischen Naturanschauung, einer graziösen, auch bei den sinnlich üppigsten Gegenständen nie das richtige Maß überschreitenden, feinen und formschönen Auffassung und besonders in dem leuchtenden Colorit zu suchen, welches bei allem Glanz und reizendem Schmelz nicht der Kraft und Sättigung ermangelt. Von wesentlichstem Einfluß auf seine Entwickelung in dieser Beziehung war eine Kunstreise nach Italien, die er 1830 in Begleitung Schadow's und einiger Freunde unternommen, und welche ihn mit den Meisterwerken früherer Jahrhunderte bekannt machte. Vor allem war es Tizian, der am nachhaltigsten auf ihn wirkte, und dessen Studium am erfolgreichsten für ihn ward. Aber nicht nur der Anblick der Kunstschätze, auch der ganze Zauber der südlichen Natur, und die Erinnerungen an eine große Vergangenheit machten auf Sohn's empfängliche Phantasie einen so tiefen Eindruck, daß die meisten seiner spätern Bilder uns unter italienischen Himmel versetzen. So die beiden Leonoren, nach Goethe's „Tasso", die er 1834 zweimal malte, für den Kunstverein in Berlin und für den Grafen Raczynski, Die italienische Lautenspielerin (1835), für ebendenselben, Romeo und Julia, nach der Abschiedscene in der Shakspeare'schen Tragödie (1836 für Hrn. Fränkel in Berlin gemalt und 1837 zweimal wiederholt), und Tasso und die beiden Leonoren, nach Goethe (1838), im Besitz der städtischen Gemäldegalerie in Düsseldorf, und 1843 für Hrn. Buddeus daselbst. Doch schuf Sohn auch noch einige mythologische Gemälde: Diana im Bade (1833), für den König von Preußen; Das Urtheil des Paris (1836), und Diana im Bade mit ihren Nymphen (1852), welche sich sämmtlich durch die vollendetste Behandlung des Nackten, durch Adel der Formen und graziöse Auffassung auszeichnen. Von seinen andern Bildern gehören Die Schwestern (1840), Vanitas (1844), Der Lautenspieler (1848, letzteres für das Museum in Christiania), der freien Erfindung des Künstlers an, während Donna Diana im Garten (1839), und die Loreley (1855) wieder der Dichtkunst ihre Stoffe entlehnen. Letztgenanntes Werk fesselt besonders durch den magisch-dämonischen Blick der vielbesungenen Zauberin. Auch Die vier Jahreszeiten stellte Sohn in ovalen Medaillons (1851) für den Ballsaal des Hrn. Joest in Köln dar. Die meisten seiner Gemälde sind durch Stich und Lithographie bekannt und ein Gemeingut der Nation geworden und sie verdienen dies vollkommen, wenn sie auch in der Nachbildung nicht den Eindruck hervorzubringen im

Digitized by Google

Stande sind, den sie durch ihr treffliches, wir möchten sagen poetisches Colorit machen. Gärende Leidenschaften, wilde Erregtheit, heftige Gemüthsbewegungen hat Sohn nie darzustellen vermocht, sein Element war das schöne Ebenmaß, die edle Ruhe und Abrundung, weshalb seine Compositionen auf jeden anmuthend und wohlthuend wirken, und schon deshalb eine so große Verbreitung gefunden haben. Diese Vorzüge seiner Begabung, die bei minder richtiger Erkenntniß leicht zur Schwäche hätten führen können, befähigten ihn aber vor allem zum Porträtmaler, und als solcher hat er denn auch so Bedeutendes geschaffen, daß er auf diesem Felde unbestritten zu den ersten Meistern zählt. Sohn's Bildnisse zeigen nicht die Aehnlichkeit, wie sie der Spiegel und die Photographie geben, sie vergegenwärtigen bei frappantester Wiedergabe der Züge das ganze Wesen einer Physiognomie, im glücklichsten Moment erfaßt, und idealisiren unbeschadet der schärfsten Charakteristik in einer Weise, wie es das wahre Kunstwerk erheischt. Die richtige Würdigung dieser ausgezeichneten Eigenschaften seiner Porträts führten ihm denn auch eine solche Menge von Aufträgen zu, daß ihm in den letzten Jahren die Ausführung eigener Compositionen dadurch unmöglich gemacht wurde, die Zahl seiner Bildnisse aber zu einer erstaunlichen Höhe anwuchs, ohne daß deren künstlerische Vollendung auch nur im geringsten abgenommen hätte. Jeder betrachtete es als eine Ehre, von Sohn gemalt zu werden, und aus England, Rußland und Amerika eilten Fremde herbei, um derselben theilhaft zu werden. Wenn er vorzüglich als der Maler der Frauen gerühmt wird, so liegt dies hauptsächlich daran, daß bei weiblichen Bildnissen schon durch das Costüm und die zartere Carnation sein Talent reichere Gelegenheit fand sich auszusprechen, dann aber auch, weil er deren in bei weitem größerer Anzahl geschaffen. Doch beweisen die Porträts der Maler Henry Ritter und Christian Köhler sowie viele andere, daß er auch Männer zu malen im Stande war, wie es nur wenig andern gelungen. Deshalb sagt Wolfgang Müller von Königswinter in seinem Werk: „Düsseldorfer Künstler aus den letzten 25 Jahren" (Leipzig 1854), mit Recht über ihn: „Seine Gemälde werden aus unserer Zeit in die Nachwelt leuchten, wie die Meister aus alten Tagen in unsere Gegenwart strahlen." Geschmackvolle Wahl der Stoffe und Gewänder, stilvolle Anordnung des Hintergrundes und Beiwerks trugen nicht wenig zu der harmonischen Abrundung seiner Bildnisse bei, von denen leider noch viele unvollendet zurückgeblieben sind. Auch befindet sich in seinem Nachlasse eine Galerie weiblicher Schönheiten, die der Meister für sich gemalt, und die zu dem Besten gehören, was er geschaffen.

Sohn's persönlicher Charakter war liebenswürdig, schlicht und bescheiden. Sein ganzes Auftreten hatte bei edler Einfachheit etwas ungemein Achtunggebietendes und sein Ansehen unter seinen Collegen war so groß, daß er einstimmig zum Vorstandsmitglied der Deutschen Kunstgenossenschaft und des Künstlervereins Malkasten erwählt wurde, obgleich er es stets verschmähte, durch schöne Worte oder beeiferte Zuvorkommenheit die Gunst der Mehrzahl zu erringen. Neben der Malerei liebte und pflegte er besonders die Blumen und die Musik. An seinem Hause hatte er sich ein hübsches Treibhaus erbauen lassen, in welchem er die seltensten ausländischen Pflanzen und Gewächse mit zärtlicher Sorgfalt zeitigte, und von seiner musikalischen Begabung legte er im trauten Freundeskreise oft überraschende Proben ab. Namentlich soll er in frühern Jahren eine schöne Baßstimme besessen haben. Aus seiner Ehe mit Emilie von Müllmann entsprangen zwei Söhne, von denen der älteste Richard ein sehr talentvoller Genremaler ist, und drei Töchter, die mit dem Hofkapellmeister und Componisten Dietrich in Oldenburg und den ausgezeichneten Malern Wilhelm Sohn (einem Neffen des Entschlafenen) und Karl Hoff vermählt sind.

Digitized by Google

Am 12. Dec. 1867 starb in Wiesbaden der Intendant des dortigen Hoftheaters, Hermann von Bequignolles, im 42. Lebensjahre. Es gibt unter den deutschen Intendanten tüchtige und wohlgesinnte Verwaltungsmänner, aber wenige, denen die Presse, die Literatur, die Dichtung selbst einen ehrenden Nachruf zu widmen hätten! Viele stehen vor ihren Theatern nur Wache wie die Posten eines Schilderhauses, sorgsam achtend, daß drinnen und draußen alles seinen ordentlichen Gang gehe; wenige mit priesterlichem Eifer wie vor einem Altar, auf dem ein heiliges Feuer brennt! Zu diesen wenigen gehörte Bequignolles! Gerade deshalb gemuthet sein ganzes Leben wie eine Elegie, gedichtet auf die Misère unserer Theaterverhältnisse. Denn während manche erste Theater unberufenen Händen anvertraut waren, mußte ein wahrhaft begabter Dramaturg, der dieser seiner im innersten Gemüth erfaßten Mission alle andern Aussichten opferte, sich lange Zeit in kleinen oder unselbständigen Stellungen bewegen und als ihm endlich das Glück lächelte, als ihm ein größerer, wenn auch noch immer nicht der verdiente Wirkungskreis sich erschloß, da war infolge der langen vergeblichen Anstrengungen, der Aergernisse und Kümmernisse eines dem Anschein nach verfehlten Lebens seine beste Kraft gebrochen und ein früher Tod raffte ihn in der Blüte seiner Mannesjahre hinweg.

An seiner Wiege war es Bequignolles nicht gesungen worden, daß er einmal den Thespiskarren in Provinzstädten leiten würde. Geboren in Liegnitz am 24. Sept. 1825 als der Sohn eines preußischen Generallieutenants, aus einer ursprünglich spanischen, später in Frankreich, in Lothringen angesiedelten Familie stammend, deren der neuen Lehre huldigende Theil nach dem Edict von Nantes aus Frankreich auswanderte und unter dem Großen Kurfürsten in Preußen Militärdienste nahm, war er wol von Hause aus, nach der Tradition der Familie, für den preußischen Staatsdienst in Civil oder Militär bestimmt, und seine Erziehung wurde auch nach dieser Richtung hin geleitet. Im Jahre 1840 kam er auf die Ritterakademie in Liegnitz, studirte 1847—50 die Rechte auf der Universität Breslau, ein Studium, das er nur durch eine Reise nach Italien unterbrach. Die Anregungen, die er dieser Reise verdankte, sprach er in einer noch im Manuscript vorhandenen Beschreibung aus. Nach Vollendung seiner Studien fungirte er ein Jahr lang als Auscultator am Gericht zu Liegnitz.

Doch die Neigung zur Poesie und zum Theater sprach sich so lebendig in ihm aus, daß er die juristische Carrière aufgeben mußte, um sich selbst und seinem innern Beruf treu zu bleiben. Schon hatte er sich als Dichter versucht, eine dramatische Studie zu Goethe's „Faust" (Leipzig 1849) und „Blondel, ein Lied vom Kreuz" (Leipzig 1851) veröffentlicht, dem später das Drama „Die Katzensteiner" (Leipzig 1854) folgte. Doch es drängte ihn zur vollen Hingabe an die Bühne als Dichter, Darsteller und Bühnenleiter. Die vereinigte Direction von Görlitz und Liegnitz war im Jahre 1855 erledigt. Bequignolles frug Karl von Holtei, den Theaterveteranen, um Rath, ob er dieselbe übernehmen solle. Trotz der Abmahnungen des Dichters entschied sich der junge Dramaturg dafür und machte als Director der liegnitz-görlitzer Bühne bis 1855 und der görlitzer allein bis 1857 eine harte Prüfungszeit durch, die aber zugleich seiner Tüchtigkeit und Fähigkeit ein glänzendes Zeugniß ausstellte. Er opferte sein Vermögen seinen künstlerischen Intentionen, stellte dafür aber, trotz der kleinen Dimensionen, eine Musterbühne her, die auch Eduard Devrient als solche anerkannt hat. Den größten Hofbühnen voraus ging Bequignolles in kühner Auswahl neuer Productionen, die ihm bedeutsam erschienen, und in einer durchweg poetischen Inscenirung. Die Bühnenleitung Bequignolles' in Görlitz verdient der Immermann's an die Seite gestellt zu werden; so künstlerisch inspirirt war das Ensemble, so glücklich der Erfolg selbst bei großen Wagnissen! Welche ironische Parallelen — hier an der kleinen Bühne ein begeisterter Cultus des Schönen und an manchem ersten Theater eine Dreifelderwirthschaft der Kunst in Oper, Ballet und

Digitized by Google

Schauspiel, welche mit gewaltigem Betriebskapital nur auf die größten Erträgnisse ausging.

Nach dem Rücktritt von der görlitzer Direction wurde Bequignolles 1860 Dramaturg, später Mitdirector des breslauer Theaters, wo er zwar einem großen und intelligenten Publikum gegenüberstand, doch durch mancherlei Verhältnisse vielfach gehemmt war. Gleichwol wirkte er hier durch treffliche Inscenirung classischer, auch spanischer Dramen und besserer Novitäten in rühmenswerther Weise. Die Aera Schwemer-Bequignolles in Breslau endete plötzlich, als das Comité von Kunstfreunden, das die Theaterleitung in Händen hatte, sich zurückzog. Bequignolles nahm am 17. Nov. 1864 Abschied mit Calderon's neueinstudirtem „Arzt seiner Ehre". Seine genaue Kenntniß der spanischen Poesie bewährte er in Vorlesungen, die er in Breslau über dieses Thema hielt. Im Juni 1865 erhielt er einen Ruf an das herzoglich nassauische Hoftheater zu Wiesbaden als Dramaturg und Oberregisseur, wo er sich die volle Zufriedenheit seines Vorgesetzten, des Intendanten von Bose, zu erwerben wußte.

In allen diesen secundären Stellungen waren seine Hände doch mehr oder weniger gebunden. Er, der Sohn eines hochgestellten Militärs, ein vielseitiger Literaturkenner, ein begabter Dichter, war fast zeitlebens auf einem Gebiete, das er wie wenige beherrschte, zur Abhängigkeit von fremdem Willen verdammt. Erst das Jahr 1866 verschaffte ihm eine selbständige Stellung; er wurde am 6. Sept. 1866 commissarischer Intendant des Hoftheaters zu Hannover, am 7. Oct. 1866 Intendant zu Wiesbaden, eine Stelle, die ihm später definitiv anvertraut wurde. Doch schon seit Jahren kränklich, wurde er durch die Zuckerruhr, die sich bei ihm einstellte, so entkräftet, daß er am 13. Dec. 1867 auf der großen Freitreppe des Theaters zusammenbrach. Noch schleppte er sich zwar in einige Vorstellungen, doch am 21. Dec. raffte ihn der Tod nach zweitägigem Kampfe hinweg, nachdem er noch am 20. Dec. mit zitternder Hand ein letztes Actenstück unterzeichnet hatte, in welchem er den spärlich bezahlten Theaterarbeitern, Dienern und ältern Beamten durch Gratificationen ein frohes Weihnachtsfest vorsorgend bereitete. Denn er gehorchte zeitlebens dem schönen Goethe'schen Spruch: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut."

Ueberall strebte er den höchsten Kunstzielen nach und verschmähte die Zugeständnisse an die Masse, indem er die Bettelsuppen breiter Alltäglichkeit seinem Publikum nur spärlich vorsetzte. Die zeitgenössischen Dichter förderte er mit seltenem Eifer, er brachte ihre Werke nicht blos zur Aufführung, sondern auch zur erfolgreichen Aufführung, indem sein poetisches Verständniß in der Inscenirung die Dichter auch ergänzte. Wenn er Calderon und Lope de Vega neben Shakspeare, Schiller und Goethe in den Repertoires seiner Bühne einzubürgern suchte, so geschah dies aus warmer Begeisterung für die spanische Dichtung. Sein preußischer Patriotismus offenbarte sich in den „Preußischen Königsfestspielen und Prologen" (Wiesbaden 1867), mit denen er in Hannover und Wiesbaden die großen Begebenheiten der Zeit feierte. Auch als Journalist und Kritiker hat sich Bequignolles bewährt, namentlich durch seine das Gute warm anerkennenden Recensionen in den „Blättern für literarische Unterhaltung".

Durch den Tod des Barons Charles de Marochetti, welcher am 28. Dec. 1867 ganz plötzlich in Paris gestorben ist, hat Frankreich seinen größten Bildhauer verloren, der sich eines europäischen Rufes erfreute.

Marochetti wurde 1805 in Turin von Aeltern geboren, die naturalisirte Franzosen waren. Nachdem er in Paris im Lycée Napoléon seine wissenschaftlichen Studien vollendet hatte, trat er in das Atelier des Bildhauers Bosio ein. Bei den Preisbewerbungen der Ecole des beaux-arts wurde ihm nur eine Erwähnung zutheil, deshalb mußte er seine Reise nach Italien, wohin er sich 1824 begab, um seine künstlerischen Studien zu voll-

Digitized by Google

enden, auf eigene Kosten machen. Er kehrte 1827 nach Paris zurück und in demselben Jahre stellte er sein erstes Werk, eine Gruppe, ein mit einem Hunde spielendes junges Mädchen, aus, für die ihm eine Medaille zuerkannt wurde und die er dem Könige von Sardinien anbot. Im Jahre 1831 stellte er seinen Gefallenen Engel aus und einige Zeit nachher führte er, nach einer glänzenden Preisbewerbung, für die Akademie der schönen Künste in Turin die Statue von Monsignore Mossi und ganz unentgeltlich für die Hauptstadt Sardiniens eine Reiterstatue des Königs Emanuel Philibert, sein Meisterwerk, aus, das einzige Werk von ihm, das für die allgemeine Ausstellung in Paris im Jahre 1855 eingesandt worden ist.

Von dieser Zeit an beschäftigte sich Marochetti abwechselnd mit der Verfertigung von Bildsäulen und Ornamenten. So fertigte er ein Basrelief am Arc de triomphe de l'Etoile, das Grabmal Bellini's auf dem Gottesacker des Père-Lachaise, die Statue von Latour d'Auvergne für die Stadt Carhaix, den prachtvollen Hauptaltar in der Madeleinekirche in Paris, einen Sanct-Michael, eine Statue Napoleon's I., drei Reiterstatuen des Herzogs von Orleans, unter denen sich diejenige befand, welche 1844 in dem Hofe des Louvre aufgestellt wurde und die zu seinen vorzüglichsten Werken gehören.

Politische Ursachen bestimmten ihn, sich 1848 kurz nach dem Ausbruche der Februarrevolution nach London zu begeben, wo ihm von seiten der Kunstwelt eine enthusiastische Aufnahme zutheil wurde. Er nahm dort seinen dauernden Aufenthalt und es gingen ihm von allen Seiten Aufträge zu. Für die erste große Ausstellung im Jahre 1851 fertigte er das Modell der kolossalen Bildsäule seines Richard Löwenherz in Gips, welche den Eingang in den Krystallpalast verzierte, die dann vermittels einer Nationalsubscription in Bronze gegossen wurde und im Palace-yard aufgestellt ist. Diese Bildsäule machte ihn als einen Künstler ersten Ranges in ganz Europa bekannt und erwarb ihm die Bewunderung desselben. Von den Werken, die er außerdem in London geschaffen hat, sind die wichtigsten: Sappho (1850), der mit einem Windhunde spielende Amor (1854); die für die Stadt Glasgow gefertigte Reiterstatue der Königin Victoria, welche 1854 aufgestellt wurde; der zum Andenken an die in der Krim gefallenen englischen Soldaten in Granit gefertigte Obelisk, welcher 1856 aufgerichtet wurde; das Mausoleum der Prinzessin Elisabeth, Tochter Karl's I. (1857); eine Reiterstatue des Königs Karl Albert für Turin; die Statue des Herzogs von Wellington zu Strathfieldsaye; das Monument des Lords Clyde auf dem Waterloo Place in London. Für die Ausstellungen der königlichen Kunstakademie in London fertigte Marochetti eine Büste des Prinz-Gemahls, eine solche der Lady Constance Gower und einiger anderer Ladies. Sein letztes Werk, bei dessen Ausführung er vom Tode überrascht wurde, ist ein Monument für den Herzog von Wellington, das in der Paulskirche in London aufgestellt werden sollte.

Am 4. Oct. 1867 starb zu Dresden der königlich sächsische Oberlandforstmeister a. D. August Freiherr von Berlepsch im fast vollendeten 77. Jahre. Geboren am 27. Nov. 1790 auf dem väterlichen Gute Seebach bei Mühlhausen in Thüringen, besuchte er, vorbereitet durch Privatunterricht, 1808 das Forstinstitut des berühmten Heinrich Cotta zu Zillbach und begleitete denselben bei seinem Uebertritt in königlich sächsische Dienste 1811 nach Tharand. Cotta, berufen, durch Vermessung, Schätzung und Regelung des Betriebs Ordnung in das verwahrloste sächsische Forstwesen zu bringen, verwendete dabei den jungen Berlepsch in den beiden nächstfolgenden Jahren. Bei der Erhebung Deutschlands im Jahre 1813 trat er als freiwilliger Jäger in den sächsischen Banner, wurde bald Offizier und erhielt bei Auflösung des Corps nach dem ersten Pariser Frieden 1814 seinen Abschied. Im December desselben Jahres übernahm er sein erstes Amt im Staatsdienste als Forstadjunct in Düben. Nachdem von ihm in

Digitized by Google

den Jahren 1815—18 die an Preußen gefallene Forstinspection Hoyerswerda commissarisch verwaltet worden, wurden ihm wegen Rücktritts in königlich sächsische Dienste Anerbietungen gemacht und erhielt er 1818 die Stelle eines Vicedirectors bei der Forstvermessungsanstalt zu Tharand. Bereits im August 1821 wurde er in das damalige Geh. Finanzcollegium berufen, um als Geh. Finanzrath das Referat in Forst- und Floßsachen zu übernehmen, welche Stelle er bis zu seiner am 1. Aug. 1860 erfolgten Pensionirung bekleidete.

Um die großen Verdienste des Mannes, welcher 39 Jahre eine so hohe und einflußreiche Stellung einnahm, gehörig zu würdigen, müssen wir einen Blick auf die damalige Zeit werfen. Zum Eintritt in die obern Stellen des Forstdienstes war weniger wissenschaftliche Bildung als der Nachweis adelicher Geburt mit einer entsprechenden Anzahl Ahnen erforderlich. Die Oberforstmeister waren daher unwissende Empiriker, sie beherrschten aber das Ohr des jagdliebenden Königs Friedrich August I. und suchten auf alle Weise jede Neuerung zu hintertreiben. Obwol Cotta eigens dazu berufen worden, Ordnung in die Bewirthschaftung der Staatswälder zu bringen, so war er doch nahe daran zu scheitern, um so mehr, da die alte Jägerpartei das Licht der Wissenschaft scheute, welches derselbe von Tharand aus verbreitete. Berlepsch's Bedeutung machte sich dadurch geltend, daß er mit seltener Gewandtheit jenen verderblichen Einflüssen zu begegnen wußte, Cotta stützte und mit unerschütterlicher Consequenz das begonnene Werk zur Ausführung brachte, dem wesentlich die Blüte des sächsischen Forstwesens zu danken ist. Er sorgte dafür, daß die Wälder nicht übernutzt wurden, er besserte bei den periodisch wiederkehrenden Revisionen; die fortwährend steigenden Ueberschüsse des Forstetats bewiesen glänzend die Richtigkeit seiner Grundsätze.

Bei seiner seltenen Liebe zum Walde war es nur natürlich, daß er dem in Sachsen sehr daniederliegenden Forstculturgeschäfte eine besondere Aufmerksamkeit widmete, es machte unter seiner Direction große Fortschritte, sodaß auch in dieser Hinsicht die sächsische Forstwirthschaft in Deutschland mit Achtung genannt wird. Berlepsch ging von dem richtigen Grundsatze aus, die Bodenkraft zu heben, was bei den vielen durch Waldstreugewinnung gänzlich entkräfteten Wäldern von großer Wichtigkeit war. Er sorgte für die Herstellung und Erhaltung geschlossener Bestände, beförderte die Entwässerungen und vor allen die so einflußreiche Entlastung der Wälder von den lästigen oder verderblichen Servituten. Nach Erlaß des Gesetzes vom 17. März 1832 wurden sofort die Ablösungen derselben in Angriff genommen und in der Hauptsache in etwa 20 Jahren durchgeführt. Es ist das ein Erfolg, um den man Sachsen in vielen deutschen Ländern beneidet.

Obwol Berlepsch in seiner Jugend eine höhere Bildung nicht erhalten, achtete und liebte er doch die Wissenschaft und folgte selbst im höhern Alter der Entwickelung derselben durch aufmerksame Beachtung der Literatur. Die tharander Forstakademie betrachtete er stets mit besonderm Wohlwollen und war immer bereit das zu fördern, was die fortschreitende Wissenschaft verlangte. Als Schriftsteller war er nicht thätig.

Im Umgange überaus liebenswürdig, war er im Dienste milde, vielleicht oft zu sehr, er ließ sich zwar wohlbegründeten Widerspruch gefallen, hatte aber doch etwas von einem Autokraten an sich, was ihm manchen Gegner schaffte. Dabei aber sorgte er nach Möglichkeit für das Forstpersonal, wie dieses auch bei seinem Abgange dankbar durch ein sinniges Ehrengeschenk anerkannte. Sein König ehrte seine Verdienste durch den Titel eines Oberlandforstmeisters und schmückte seine Brust mit mehrern Orden. Lauter aber als das spricht für ihn der Wald, hier stiftete er sich ein unvergeßliches Denkmal.

Digitized by Google

Am 8./20. Dec. 1867 starb in Petersburg C. Kämtz, Director des physikalischen Centralobservatoriums und Mitglied der Akademie der Wissenschaften daselbst, eine der größten Autoritäten für Meteorologie. Er hatte das Alter von 66 Jahren erreicht, als er einer kurzanhaltenden schmerzhaften Krankheit erlag. Die Russen de pur sang streben danach, diese Lücke durch einen Russen auszufüllen, obwol sie zugeben müssen, daß für dieses Gebiet des Wissens immer nur an das Ausland gedacht werden kann, wenn die Stelle angemessen besetzt werden soll.

Musikalische Revue.

Von der stets hochgehenden winterlichen Concertflut ist die erste Hälfte bereits von neuem vorübergeströmt, und zwar auch diesmal wiederum bisjetzt am stärksten in Wien, Berlin und Leipzig, während sich in Paris und besonders in London die Wogen derselben gewöhnlich erst gegen das Frühjahr am höchsten zu erheben pflegen. So reichhaltig jedoch auch das letzte Viertel des verflossenen Jahres wiederum zu nennen war, so wenig Erwähnenswerthes, so wenig verdienstvolle oder bedeutendere Thaten seitens unserer zahlreichen Concertunternehmer oder Institute wurden in demselben geboten. Beethoven's „Missa solemnis", eins derjenigen Werke, an welche wegen ungewöhnlicher technischer wie geistiger Anforderungen die Dirigenten noch immer entweder gar nicht oder nur verzagt herangehen und mit dessen Vorführung seit längerer Zeit Riedel in Leipzig und Stern in Berlin bisher allein dastanden, gelangte in ebenso verdienstvoller als gelungener Weise zur Aufführung in Paris am Cäcilientage, in Magdeburg durch Rebling und in Frankfurt a. M. durch den Cäcilienverein, und so steht denn nunmehr zu hoffen, daß sich auch dieses trotz seiner Kürze wahrhaft gigantische Werk allmählich ebenso einbürgern wird wie z. B. die früher als unausführbar angestaunte „Neunte Symphonie", von der noch ein Habeneck ausrief: „J'ai couché deux années avec la neuvième!" — so lange Zeit hatte er auf das Erfassen und auf einmaliges Einstudiren jenes Werks verwenden müssen. Als Thaten von Bedeutung verdienen ferner Erwähnung die Vorführung einer großen neuen Messe von Kiel durch Stern in Berlin und durch Riedel in Leipzig, eines zwar ganz an Beethoven sich anschließenden und nicht durch Neuheit der Erfindung hervorragenden, wohl aber in großen, kraftvollen Zügen angelegten und an Schönheiten reichen, höchst kunstvoll ausgebauten Werks. In Halle ermöglichte Haßler mit einem erst seit kurzem von ihm begründeten neuen Gesangvereine zwei trotz der ungünstigen Localverhältnisse recht befriedigende, würdige Concertaufführungen von Gluck's „Orpheus", während in Chemnitz Friedrich Schneider's energisch vorwärts strebender Sohn bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der dortigen Singakademie Gelegenheit nahm, Liszt's „Heilige Elisabeth" zur Aufführung zu bringen. In Berlin, welches in der Bekanntschaft mit neuern Erscheinungen, selbst der Schumann'schen Werke, noch immer auffallend zurück ist, hat der frühere hannoverische Hofkapellmeister Bernhard Scholz die Gründung eines neuen philharmonischen Vereins durchgesetzt, mit welchem er seit Beginn dieses Winters bemüht ist, das dort lange Versäumte nach Kräften nachzuholen. Auch die Euterpe in Leipzig scheint unter ihrem neuen Dirigenten Jadassohn sich in Bezug der Programme wieder zu früherer Höhe aufschwingen zu wollen und hat bereits eine respectable Anzahl neuer werthvollerer Erscheinungen in kurzer Zeit zu Gehör gebracht. Gluck's „Iphigenie in Aulis" und „Iphigenie auf Tauris" wurde von der berliner, wiener und hannoverischen Hofoper mit besonderer Sorgfalt neu in Scene gesetzt, während der karlsruher Bühne, die soeben Schumann's „Genoveva" in Scene gesetzt hat, das Verdienst gebührt, Gluck's sämmtliche fünf Hauptwerke seit Jahren stehend auf dem Repertoire zu erhalten. Während leider in Berlin „Iphigenie in Aulis" mit allen Verball-

Digitized by Google

hornungen neu einstudirt wurde, welche allmählich durch verschiedene Kapellmeister in das Werk gebracht und landläufig geworden sind, nahm Dingelstedt in Wien die Wagner'sche pietätvolle Bearbeitung des Werks nach der pariser Originalpartitur zur Grundlage, und infolge hiervon wurde die wiener Aufführung seitens der berliner eigentlich nur in Bezug auf brillante Besetzung (Niemann, Betz, Johanna Wagner und Frau Harriers-Wippern) überflügelt. Die koburger, grazer und königsberger Bühne aber nahmen jetzt zum ersten mal Wagner's „Lohengrin" sorgfältig vorbereitet in ihr Repertoire auf.

In Neuyork finden wir nicht nur Thomas, welcher bei Beginn seines ersten Winterconcerts mit ungewöhnlichen Ovationen, Ueberreichung eines Lorberkranzes, eines Riesenbouquets seitens seiner Zuhörerinnen u. s. w. empfangen wurde, wiederum energisch bestrebt, neue Erscheinungen (von Bargiel, Bruch, Kiel, Berlioz, Liszt u. s. w.) zur Geltung zu bringen, sondern neuerdings hat auch der rastlose Unternehmer Harrison, welcher das in der letzten Revue erwähnte fünftägige Musikfest veranstaltete, unter anderm ein neues Concertinstitut geschaffen, in welchem man für 5 Doll. sechs große Oratorien in meisterhafter Besetzung zu hören bekommt. Neuerdings von Europa dort angekommen und mit Glück aufgetreten sind die geniale junge Pianistin Alide Topp, die Sängerin Kapp-Young, Pianist Willmers mit seinen bereits vor 20 Jahren componirten Flitterstückchen und die Sängerin La Grua. Letztere gab mit der Ristori zusammen auf dem Atlantischen Ocean wol die originellste Soirée, welche je stattgefunden; beide Künstlerinnen veranstalteten nämlich eine solche auf dem sie von Europa nach Amerika bringenden Schiffe zum Besten der Familie eines über Bord gefallenen Passagiers und erzielten eine Einnahme von 1300 Frs., während der Kapitän das gesammte Concertpublikum freigebig bewirthete. Wiederum nach Europa zurückblickend, sehen wir in letzter Zeit einige Ullmans von neuerm Datum ihr Glück versuchen, so Ullman's bisherigen Secretär Lichtenberger', der Bilse mit seiner Kapelle durch West- und Süddeutschland mit viel Ruhm und wenig Einnahme herumführte und schließlich in Berlin strandete, während der Impresario Küpper in Elberfeld Wieprecht's combinirte Kapelle und später die der französischen Guiden von Paris aus in Empfang nahm und mit mehr Glück im nordwestlichen Deutschland producirte. Ullman selbst suchte von neuem sämmtliche französische Provinzialstädte ab und hielt wiederum glänzende Ernten.

Von den Koryphäen des Virtuosenthums machten in letzter Zeit Sensation Joachim, Brahms, Rubinstein, Tausig, Jaell, Sivori, Klara Schumann und Stockhausen. Rubinstein's Concerttour durch Nordwest- und Süddeutschland glich stellenweise einem wahren Triumphzuge; hauptsächlich in Wien, Pesth, Graz u. s. w. sah er sich in ungewöhnlichem Grade gefeiert und in letzterer Stadt nannte man ihn unter anderm den russischen Beethoven. Steinway soll ihn für eine hohe Summe gewonnen haben, um in allen größern Städten von Nordamerika Concerte zu geben. Ebenso ausnahmsweise Erfolge hatten in Wien Joachim und Brahms, welche dort einen größern Cyklus von Soiréen gaben. Klara Schumann und Stockhausen gaben in Hamburg, Rostock, Leipzig, Dresden, Berlin, Köln u. a. O. gemeinschaftliche Concerte, Jaell mit seiner Frau in allen ansehnlichern Orten der Schweiz. Tausig, welcher seit einem Jahre in Berlin eine Schule des höhern Klavierspiels gegründet hat, schwang sich in letzter Zeit durch Concerte in Berlin, Prag, Wien, Linz, Graz u. s. w. zu einem der gefeiertsten Pianisten der Gegenwart empor, während sich Bülow, sehr stark durch die Leitung des neuen Conservatoriums in München beansprucht, darauf beschränkte, daselbst specielle Beethoven-Abende zu veranstalten. Das Florentiner Quartett von Jean Becker machte Concerttouren durch die größern Städte von Baden, Würtemberg und Baiern, ließ sich auch hierauf von neuem in Leipzig und Berlin hören; der berühmte Contrabaßvirtuose Bottesini aber strandete in Cadiz als Opernkapellmeister. Johanna Wagner und Frau Herrenburg-

Digitized by Google

Tuczek haben, die erstere in der Oper, die letztere in Concerten, gezeigt, daß ihre Stimmmittel noch immer glanzvoller Entfaltung fähig sind; dagegen bereiten sich die drei Gebrüder Formes darauf vor, als Schauspieler aufzutreten. Niemann ist bei zeiten darauf bedacht, zu Baritonpartien überzugehen, und wird dem Vernehmen nach nächstens als Don Juan auftreten.

Ohne verschiedener durch den Tod abgerufener tüchtiger Künstler oder Künstlerinnen zu gedenken, geschehe hier blos Erwähnung der einem auch um die Tonkunst vielfach hochverdienten Schriftsteller dargebrachten glänzenden und deshalb merkwürdigen Gedächtnißfeier, weil sich bei Gelegenheit derselben zum ersten mal die höchsten Spitzen der Regierungsbehörden und andere Notabilitäten herbeiließen, einen schlichten Vertreter der Presse, nämlich den in Berlin im Herbst verstorbenen Chefredacteur der „Vossischen Zeitung", Otto Lindner, erheblicher Auszeichnungen zu würdigen.

Eine kleine Revolution fand statt in der Besetzung mehrerer Dirigentenstellen. Das meiste Aufsehen erregte Rubinstein's Rücktritt von den durch ihn in Petersburg und Moskau gegründeten Conservatorien und Musikgesellschaften. Ursache waren dem Vernehmen nach Differenzen mit andern Mitgliedern des Directoriums; die Wünsche derselben waren, wie sich ja das sehr häufig in ähnlichen Fällen ereignet, seinen Ansichten zuweilen stark zuwiderlaufend und seine rein auf das Künstlerische gerichtete, ziemlich eigenartige spröde Natur vermochte sich mit denselben allmählich immer weniger in das nöthige Einverständniß zu setzen, sodaß auch die eclatantesten Ovationen schließlich nicht im Stande waren, ihn dort länger zu fesseln. Die Leitung des Conservatoriums wurde dem in der Schablone ergrauten Professor Zaremba übertragen, die der russischen Musikgesellschaft in Petersburg zuerst Balakirew, hierauf aber Berlioz, welcher, einer sehr schmeichelhaften Einladung der Großfürstin Helene folgend, seit Anfang December, enthusiastisch empfangen, die Concerte jener Gesellschaft leitet. Ferner ist zu bedauern des genialen Pianisten Blaßmann Zurücktreten von der Leitung der Hofkapelle in Sondershausen. Auch ihm bewiesen Kapelle wie Publikum durch besondere Zeichen der Verehrung die schnell errungenen Sympathien; unter anderm gaben ihm viele Mitglieder der erstern bei der Abreise ziemlich weit das Geleit, während das Publikum bei dem letzten Concert sein Pult festlich bekränzte; dennoch waren es eben, wie in so manchen ähnlichen Fällen, besondere Verhältnisse, welche nun einmal Blaßmann's längeres Bleiben nicht gestatten mochten. An seine Stelle wurde Max Bruch berufen, während Bruch's Stelle in Koblenz dem Dr. Hasenclever aus Köln übertragen wurde. An die evangelische Kirche in Petersburg wurde, als Organist Stiehl nach Gotha übersiedelte, der begabte Organist Thomas aus Leipzig berufen. Die Absicht Stockhausen's, die Leitung der Singakademie in Hamburg niederzulegen, bewog den bisherigen Leiter der leipziger Euterpe und Singakademie, von Bernuth, sowol diese als auch die ihm ebenfalls angebotene Direction der dortigen philharmonischen Concerte zu übernehmen; jedoch erhielt er schließlich dem Vernehmen nach nur die letztere, weil sich Stockhausen im letzten Augenblicke entschloß, die Singakademie von neuem zu dirigiren. Die Leitung der leipziger Euterpe wurde einem bewährten Künstler, dem Componisten Jadassohn, übertragen, die der dortigen Singakademie aber sehr jugendlichen Händen. Der Chef des Quartetts der Gebrüder Müller, Karl Müller, wurde nach Rostock als städtischer Kapellmeister berufen, und siedelte infolge hiervon das gesammte Quartett von Braunschweig nach Rostock über, um im Vereine mit Frau Müller-Berghaus ungewöhnlichen Aufschwung in die dortigen Kunstverhältnisse zu bringen.

Als Nachtrag zu den frühern Mittheilungen über die pariser Ausstellung dürfen wir nicht unterlassen zu erwähnen, daß in der erst kürzlich erfolgten ergänzenden zweiten

Digitized by Google

Preisvertheilung die Flügelfabrikanten Steinway in Neuyork und Streicher in Wien ebenfalls goldene Medaillen erhalten haben.

Was neue Erscheinungen der Musikliteratur betrifft, so verdienen Erwähnung einige interessante Novitäten von Brahms, Goldmark, Svendsen, Kiel, Raff und Rheinberger. Die Kammermusikliteratur hat Brahms durch ein ziemlich großartig angelegtes Klavierquintett in F-moll (Leipzig und Winterthur, Rieter-Biedermann) bereichert. Sogleich der prächtig sich aufschwingende, wahrhaft originale Anfang des ersten Satzes reißt uns voll Macht hinein in das großartig entworfene tiefernste Stimmungsbild. Auch die andern Gedanken entsprechen diesem Charakter, besonders der nicht minder schwunghafte Schlußsatz. Sehr wohlthuend folgt ein seelenvolles Andante, wenige launische oder matte Stellen abgerechnet, eins der klarsten, wärmsten Stimmungsbilder der gegenwärtig arg verkümmernden Adagioliteratur. Auch die beiden letzten Sätze erhalten das Interesse fast durchgängig durch prägnante Gedanken, scharfe und logische Gliederung, pikante Würfe und consequente wie rege thematische Arbeit in Spannung. Im letzten Satze ist die Stimmung bald neckisch und munter, bald leidenschaftlich, wild, grell, ja bizarr, bis sie gegen den Schluß durch verschiedene wirksame Orgelpunkte zusammengerafft wird. Dieses Launische, Unstete zieht sich überhaupt durch die gesammte Anlage, nur lange nicht so störend als in andern Werken dieses Autors. Meist löst er seine Gedanken zu rasch in thematische Arbeit auf, verzerrt auch dabei öfters das kaum gebotene prächtige Bild durch häßliche Grimassen, oder er stellt seine Gedanken zwei-, dreimal unvermittelt hin, läßt sie dann fallen und vergräbt sich in so leidenschaftlichem Wühlen, daß auch seine wahrhaft glanzvolle contrapunktische Meisterschaft sich selten zu voller Geltung durcharbeitet. Trotzdem ist dieses Quintett wegen der Großartigkeit und Consequenz seiner Conception eine erhebliche Bereicherung der betreffenden Literatur zu nennen. Eins der reifsten und geistvollsten Producte der Gegenwart ist das von Goldmark in Wien bei Spina veröffentlichte Streichquartett in B-dur, Op. 8. Es basirt in der Hauptsache auf Beethoven'schem Stil dritter Periode, ist jedoch, getragen von einem reichentfalteten, schwärmerisch feinsinnigen Empfindungsleben, in der Erfindung der Gedanken ziemlich selbständig und steht in Bezug auf formell plastische Gestaltung wie auf Befreiung von frühern Fesseln und kühnen Schwung den besten Erzeugnissen der Gegenwart ebenbürtig zur Seite. Um so mehr bleibt zu bedauern, daß der letzte Satz dieses Werks keineswegs mit den vorhergehenden auf gleicher Höhe steht, sich fast durchgängig in leere, unmotivirt aneinandergereihte Phrasen verliert und dafür nur vielerlei allerdings recht gewandte contrapunktische Einzelheiten als geringe Entschädigung bietet. Ein bei Breitkopf u. Härtel infolge sehr beifälliger Aufnahme im leipziger Gewandhause erschienenes Octett für Streichinstrumente von Svendsen berechtigt zu erheblichern Hoffnungen auf die Weiterentwickelung dieses noch sehr jugendlichen norwegischen Autors. Noch streiten sich allerdings die verschiedensten Vorbilder um die Herrschaft, Mendelssohn und Wagner, Schumann und Berlioz; eigenthümlichen Reiz aber verleiht dem Werke das skandinavische Colorit, und wahrhaft Ueberraschendes bietet der bereits ungewöhnliches Formengeschick verratheude Componist durch den kühnen Gebrauch äußerer Effectmittel und sinnlich reizvoller Klangwirkungen, allerdings noch vielfach auf Kosten reeller Erfindung und Innerlichkeit. Kiel und Rheinberger haben die zugleich für instructive Zwecke bestimmte Klavierliteratur durch verschiedene Stücke in leichterm, ansprechendem Genre bereichert, Kiel durch bei Simrock in Berlin erschienene „Reiseerinnerungen", Op. 38, eine Reihe kleiner Tonbilder, obgleich weniger neu in den Gedanken, doch werthvoll durch vollendete Schönheit der Form, elegant abgerundete Factur und poetische Stimmung, ferner durch drei Giguen, Op. 36, vierhändige Humoresken, Op. 42, und vierhändige Walzer, Op. 47,

Digitized by Google

sämmtlich origineller als die beiden ersten Werke und ebenfalls von recht anziehender und edler Haltung. Von Rheinberger liegen vor drei Studien, Op. 6, drei Charakterstücke, Op. 7, „Waldmärchen", Op. 8, und fünf Vortragsstudien, Op. 9, sämmtlich bei Fritzsch in Leipzig erschienen. Zwar ist in seinem Op. 7 noch manches Herbe und Spröde; unleugbar werthvoll sind diese Charakterstücke aber durch ihren poetischen Eindruck und das ernste Streben des Autors nach Wahrheit der Darstellung. Die Ballade und Barcarole sind nebst dem dritten (ernster Tanz) drei ganz bestimmt ausgeprägte Stimmungsbilder. Die übrigen Stücke sind durchweg lyrische Skizzen in anmuthiger Gestalt; das „Waldmärchen" erfordert einen gewiegten Spieler. „Blätter und Blüten" von Raff (Op. 135, Leipzig, Kahnt) sind Erzeugnisse einer wenn auch zuweilen strengen und herben, doch in sich fertigen und gereiften, allseitig harmonisch durchgebildeten und zu energischer, stilvoller Ausprägung gelangten Individualität. Jedes Stück bietet ebenso durch seinen geistigen Gehalt wie durch die Fülle fesselnder Musik ein neu und frisch anregendes, in sich abgeschlossenes Bild. Während bei Raff der gedrungene Stil früherer Werke bisweilen die volle sinnliche Wirkung beeinträchtigte, erscheint hier alles in gesättigterer Ausgestaltung, gehoben durch musterhaften Klaviersatz und oft auch durch geistvolles contrapunktisches Experimentiren. Von Gesangcompositionen sind uns wiederum nur einige zum Theil befriedigende Erscheinungen zu Gesicht gekommen. Fünf Lieder von H. Witte (Op. 6, Bremen, Präger u. Meier) verrathen hübsches Talent; die Erfindung enthält trotz ziemlich zahlreicher Anklänge doch auch manchen originalen Zug. Andererseits stören eine gewisse blasirte Gespreiztheit sowie Neigung für blasse Salonphrasen oder Tändeleien, desgleichen einzelne Härten. Anziehendes enthalten ferner Erstlingswerke von C. von Horn (Op. 1, Hamburg, Cranz) und R. Löw (Op. 1, Basel, Gebr. Hug). Declamation und Charakter sind in denselben noch ausgeprägter und einige Lieder bereits ganz vortrefflich gelungen, so „Meeresstille" bei Horn und Nr. 4 und 8 der „Lieder der Liebe" bei Löw, welcher durch vereinzelt ab und zu auftauchende originelle Wendungen interessirt, dieselben aber noch stilvoller und steiger ausbilden muß. Von Brahms liegen zwei Hefte Gesänge vor (Op. 32 und 33, Leipzig, Rieter-Biedermann), aus denen jedoch leider nur einzelne Stücke ungetrübtern Genuß gewähren, und zwar aus Op. 32 die Nrn. 1, 4 und 5, auch die in der Anlage wahrhaft großartige Nr. 2, und aus Op. 33 (Romanzen aus Tieck's „Magelone") nur Nr. 3 als wahrhaft wohlthuende Oase, während in dem bunten Potpourri Nr. 6 ein wahrer Juwel herrlicher Empfindung verschüttet ist, nämlich der Mittelsatz in Fis-dur von S. 15 an. Sechs Lieder im Volkston für Haus und Herz (Berlin, Simrock) von Albert Becker treffen recht hübsch den richtigen Ton, ohne in Triviales zu verfallen; zuweilen wäre noch natürlicherer Fluß zu wünschen, auch weniger Trugschlüsse. In Benedict Widmann's für Knaben und Mädchen bestimmtem Op. 8: „Goldene Jugendzeit" (Leipzig, Merseburger), ist etwas so traulich Natürliches und dabei so unmittelbar Anziehendes, daß diese duftigen Aquarellen auch von Erwachsenen mit Lust werden gesungen werden. Der noch in seltener Rüstigkeit wirkende Veteran und Nestor des Orgelspiels, Dr. Töpfer, dessen funfzigjähriges Amtsjubiläum kürzlich in Weimar höchst solenn von seinen zahlreichen Schülern begangen wurde, hat soeben bei Kühn in Weimar unter dem Namen „Orgelweihe" ein neues Werk für Solostimmen, gemischten Chor und obligate Orgel veröffentlicht, welches insofern eine längstgefühlte Lücke ausfüllt, als wir mit demselben endlich einmal ein für die Einweihung von Orgeln, Kirchen u. s. w. geeignetes Werk erhalten haben, welches zugleich der Orgel zu glanzvoller Entwickelung ihrer verschiedenen Register u. s. w. Gelegenheit bietet. Der Verfasser läßt zwar einigemal bemerken, daß er weniger gewohnt ist, für Singstimmen zu schreiben, hat aber gleichwol ein Werk geliefert, das mit

Digitized by Google

Freude begrüßt werden muß und gewiß bald ein Gemeingut aller fähigern, gediegenem Fortschritte huldigenden Organisten werden wird.

Von den im letzten Vierteljahre erschienenen Büchern ist als besonders lehrreich und anregend zu empfehlen der kürzlich bei Breitkopf u. Härtel erschienene, ausschließlich der Oper gewidmete vierte Band von Lobe's „Lehrbuch der musikalischen Composition". Den neuen Bestrebungen eines Richard Wagner ist allerdings nicht Rechnung getragen und kann deshalb das Werk auch nicht als ein unsern Ansprüchen vollkommen genügendes betrachtet werden. Lobe's Anschauungsweise ist vielmehr bei Weber's Opern stehen geblieben, insoweit aber zeigt er sich vollkommen als Beherrscher seiner Aufgabe und weiß die Früchte seiner höchst gründlichen Forschungen in anmuthendem Stil und interessanter Form, zuweilen nur etwas zu subjectiv, zu veranschaulichen. Mit vollem Recht wird Mozart die höchste Aufmerksamkeit gewidmet, als dessen Kenner Lobe besonders auch deshalb hervorragt, weil er sich von andern Mozart-Autoren durch Ernst und Tiefe, durch Wahrheit und Schärfe seiner oft überraschend abweichenden Auffassung unterscheidet. Die meisten Beispiele sind Mozart's Opern entlehnt, und nächstdem Méhul, Gluck, Cherubini, Weigl, Weber und Marschner vorzugsweise vertreten, Meyerbeer dagegen auffallend genug mit keinem einzigen Beispiel. Das Werk ist in 22 Kapitel getheilt, in denen die verschiedenen in der Oper vorkommenden Formen begründet und durch vortrefflich analysirte Beispiele (Lobe's Hauptstärke) erläutert werden. W. Tappert hat in einer recht werthvollen Broschüre: „Musik und musikalische Erziehung" (Berlin, Guttentag), sich die Aufgabe gestellt, die Uebelstände sowol der classischen als der modernen Epoche vom historischen Standpunkt aus logisch zu entwickeln und zur Abhülfe derselben anregend vorzugehen. Während er uns in der ersten Hälfte seiner Betrachtungen hauptsächlich auf die Missstände der Jugendbildung hinlenkt, empfiehlt er in der zweiten frühzeitige Pflege und Entwickelung des äußern Tonsinns und gibt sehr anziehende Beispiele und Rathschläge, wie die Phantasie des Kindes nach dieser Seite hin am entsprechendsten anzuregen sei. Von Brendel's „Geschichte der Musik" (Leipzig, Payne) ist soeben eine neue (vierte) Auflage erschienen. Das werthvolle Werk hat wieder einige Erweiterungen erfahren; neu ist darin der Abschnitt über F. Schubert, vervollständigt der über Berlioz; auch das biographische Material hat vielfache Ergänzungen erfahren. Dr. Heije in Amsterdam, verdient durch gewandte Uebertragung des Textes zahlreicher großer Gesangwerke ins Holländische, hat für Beethoven's Musik zu „Die Ruinen von Athen" an Stelle des betreffenden charakterlosen Kotzebue'schen Festspiels ein der Beethoven'schen Musik viel würdigeres verbindendes Gedicht: „Griechenlands Kampf und Erlösung", geschaffen, welches wir in der gelungenen Uebersetzung von Frau Heinze-Berg nebst dem soeben bei Roothaan in Amsterdam erschienenen, den neuen Text enthaltenden Klavierauszuge allen Concertinstituten auf das angelegentlichste empfehlen. Außerdem sind noch erwähnenswerth „Neue Briefe Beethoven's nebst einigen ungedruckten Gelegenheitscompositionen und Auszügen aus seinem Tagebuch und seiner Lektüre", bei Cotta in Stuttgart veröffentlicht von Nohl, und Ferdinand Hiller's allmählich der „Kölner Zeitung" gelieferte geistreiche Feuilletonaufsätze, welche in Leipzig bei H. Mendelssohn unter dem Titel „Aus dem Tonleben unserer Zeit" erschienen sind und ein zwar [illegible]tes, aber reichhaltiges, vielfach in hohem Grade anregendes und belehrendes Material für solche Kunstfreunde bieten, welche Erweiterung ihrer Kunstanschauungen in möglichst genussreicher und leicht eingänglicher Form wünschen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling.

Zweiter Artikel.

Der Staatsstreich.

Den ersten Schlag gegen die Schöpfung Schmerling's zu führen, war Hofkanzler Mailáth berufen. Indem er Siebenbürgen aus dem Verbande des weitern Reichsrathes herausriß, zertrümmerte er diesen Grundstein der Februarverfassung, und indem er dessen Union mit Ungarn vollzog, die zwar von den Magyaren stets beansprucht war, factisch aber nur wenige Monate im Jahre 1848 existirt hatte, bot er dem pesther Landtage jene Morgengabe, ohne welche es selbst Deák nicht gelungen wäre, diesen zum Abweichen von dem 1861er Standpunkt, daß nämlich der Reichstag vor Wiederherstellung der 1848er Gesetze zu allen Verhandlungen incompetent sei, zu bewegen. Zugleich aber machten auch die Deutsch-Liberalen bei dieser Gelegenheit an den Rumänen und Sachsen die erste, später bei den Ruthenen sich wiederholende Erfahrung, welch unzuverlässige Stützen sie ihrerseits sich an jenen „interessanten" Nationalitäten erworben, deren Dank sie dadurch verdient zu haben glaubten, daß sie denselben in ihrer eigenen Heimat die Oberhand über die bisher souveränen Stämme verschafft. Da das Reich hierzu die Mittel geboten, meinten sie, jene Völkerschaften dem Centralismus gewonnen zu haben. Statt dessen mußten sie jetzt sehen, wie dieselben, sobald der Centralismus abgewirthschaftet hatte und bei demselben nichts mehr zu holen war, durch die eigene Angst und Engherzigkeit, sowie durch den Egoismus der geistlichen Führer, in deren Händen die Leitung lag, in das föderalistische oder in das dualistische Lager hinübergedrängt wurden. Die Chefs wie die Massen waren eben keines andern Gedankens fähig, als gouvernemental zu sein: wie sie nur centralistisch gewesen, weil und solange die Regierung es war, so verstand es sich für sie auch von selbst, daß sie mit dem Ministerium ihr Glaubensbekenntniß wechselten. Mailáth hatte sein erstes, nicht unwichtiges Treffen schon am 29. Aug. gewonnen, als sein Erlaß, welcher die Wiederherstellung der Comitate vor Eröffnung des Landtags für unzulässig erklärte, eine zustimmende Aufnahme fand. Es handelte sich dabei um eine Lebensfrage: denn Bay's Régime war hauptsächlich dadurch gestürzt, daß bei dem Zusammentritt des 1861er Landtags das Land schon nahezu ein halbes Jahr in den Händen der Comitatscongregationen gewesen war, welche überall die Verwaltung lahm gelegt, die Steuern und Rekruten verweigert, kurz sich als ein halbes Hundert souveräner, zur Controle des Landtags berufener Winkelparlamente installirt hatten. Am 1. Sept. erschien dann das Rescript, welches den nach der Schmerling'schen provisorischen Wahlordnung zusammengesetzten hermannstädter Landtag auflöste und einen andern, auf Grund des Gesetzartikels von 1791 zu ernennenden für den 19. Nov. nach Klausenburg zu dem alleinigen Zwecke einberief, das Unionsgesetz von 1848, welches Siebenbürgen unter Aufhebung seines Sonderlandtags einfach Ungarn einverleibte und für die Beschickung des pesther Reichstags mit den ungarischen Comitaten völlig auf Einen Fuß stellte, „zu revidiren". Daß diese angebliche „Revision" in Wahrheit nur auf eine Be-

Digitized by Google

stätigung jenes Artikels hinauslaufen würde, war selbstverständlich, da nach jener alten Wahlordnung allein von Beamten des Guberniums und Regalisten, oder von der Regierung ernannten Vertretern viel mehr Magyaren und Szekler in der Versammlung saßen als Rumänen und Sachsen. So wie die Dinge einmal lagen, mußte auch der centralistischste Liberale es nunmehr als eine Wohlthat empfinden, daß jene reactivirte Ungeheuerlichkeit von einer Repräsentanz, in der das Gubernium sich beliebig viele Deputirte ernannte und für welche jeder magyarische oder szekler Bettler als Wähler fungirte, während der Rumäne 8 Fl. directer Steuern (die Kopfsteuer, d. h. die Hauptabgabe der Rumänen nicht mit eingerechnet) zahlen mußte, um dieser Ehre theilhaftig zu werden, nur als kurzes Uebergangsstadium für die Hereinziehung Siebenbürgens in den Bereich des, auf echt constitutioneller Basis fußenden pesther Parlaments betrachtet werden konnte. Wollten aber Rumänen und Sachsen sich wehren, so gab es für sie nur Einen Weg: den klausenburger Landtag nicht zu beschicken, wie die Magyaren und Szekler zwei Jahre lang den hermannstädter nicht beschickt hatten und die Deutschen Anfang 1867 fest entschlossen waren, den „außerordentlichen" Reichsrath Belcredi's zu ignoriren. Dazu fehlte es der Menge an Muth und Eintracht, den Führern auch an Opferfähigkeit. Längst schon hatte der Gouverneur General von Crenneville die Statthalterei aus dem sächsischen Hermannstadt nach dem magyarischen Klausenburg zurückverlegt; alle magyarischen Beamten, die unter Schmerling suspendirt waren, wurden reactivirt; der Redacteur der „Hermannstädter Zeitung", Dr. Schmidt, trat von seinem Posten zurück, weil ihm der Verlust seiner Professur in Aussicht gestellt sei, wenn er sich unterfinge, das Rescript vom 1. Sept. zu kritisiren.' Wohl reisten der Chef des sächsischen Stammes Nationsgraf Schmidt und der griechisch-orthodoxe Metropolit Baron Saguna nach Wien hinauf; allein sie wurden von dem Hofkanzler General Haller von Hallerkeö, einem Magyaren, der früher in Ofen als Adlatus des Generalgouverneurs Erzherzogs Albrecht amtirt, so hart angelassen, daß sie vollends den Muth verloren und namentlich der schlaue Prälat gar keinen Grund mehr sah, die unter der Centralisation mühsam erworbene Metropolitie jetzt durch unzeitgemäßen Widerstand gegen eine dualistisch-föderalistische Regierung zu compromittiren. Als der griechisch-katholische Erzbischof Freiherr von Sterka-Siulutiu eine Versammlung der Rumänen nach Blasendorf einberief, auf der es übrigens auch zu keinem Entschlusse kam, entschuldigte der diplomatische Saguna sich in einem salbungsvollen Briefe, der mit den classischen Worten schloß: „Weinen kann ich, helfen nicht." Für die Sachsen berief zwar Comes Schmidt eine Nationsuniversität ein, die vom 2. Oct. bis 6. Nov. in Hermannstadt tagte, aber selbst in ihrem Innern an Parteispaltungen krankte, da die Fraction der Jungsachsen aus Kronstadt schon unter Schmerling stets zur magyarischen Fahne gehalten. So brachte diese Versammlung nichts zu Stande als eine Repräsentation an den Kaiser, in welcher sie für ihre Beschickung einige, unter den obwaltenden Umständen absolut nichtssagende Vorbehalte machte, und am 20. Nov. wurde in Klausenburg der von allen vier Nationen beschickte Landtag unter dem Vorsitze des Barons Kemenyi, der unter Bay Hofkanzler des Großfürstenthums gewesen, eröffnet. Die Regierung selber behandelte Siebenbürgen im Grunde bereits als einen integrirenden Theil Ungarns, indem das Eröffnungsrescript den klausenburger Landtag gar nicht wie den pesther und agramer zur Abgabe eines Votums über das Octoberdiplom und Februarpatent aufforderte, damit also zu verstehen gab, daß die Stellung des Großfürstenthums zum Gesammtstaate in Pesth durch den auch von Siebenbürgen zu beschickenden ungarischen Reichstag geregelt werden solle. Selbstverständlich beschloß der Landtag am 6. Dec., daß der Unionsartikel, demzufolge Siebenbürgen gar keine eigene Repräsentationskörperschaft mehr besitze, sondern 73 Deputirte nach dem ungarischen Wahlgesetze in den pesther Reichstag zu entsenden habe, mit legaler Vollkraft fortexistire. Die kronstädter Depu-

Digitized by Google

tation unter Bömches, ebenso einige Rumänen unter Hoßu begnügten sich damit, eine Reihe von Wünschen in Betreff der Union zu Protokoll zu geben, während das Gros der sächsischen Deputirten unter Rannicher und das der rumänischen Abgeordneten unter den beiden Prälaten Saguna und Sterka-Siulutiu Sondermeinungen abfaßte, welche auf Einberufung eines siebenbürgischen Landtags nach der Schmerling'schen Wahlordnung drangen. Natürlich waren jetzt alle diese Vorbehalte nur Stoff für den Papierkorb, und ist in Pesth von einer Rücksichtnahme auf dieselben nie auch nur die Rede gewesen. Allein nicht besser erging es der wiener Regierung mit ihren Reserven, denen sie in ihrem Antwortsrescript vom 25. Dec. Ausdruck gab. Sie genehmigte darin die Beschickung des „gegenwärtigen Krönungslandtags" in Pesth, löste jedoch den klausenburger Landtag nicht auf, sondern vertagte ihn nur, bescheinigte auch den Empfang aller Separatacten und Sondergutachten, die „definitive Union" davon abhängig machend, daß alle diese Differenzen in einer Art ausgeglichen würden, der die Krone ihre Sanction ertheilen könne. Das war der erste praktische Versuch, das System der Balancirung auch auf Ungarn zu übertragen und den Absolutismus zu etabliren, indem man die widersprechendsten Rechte anerkannte, um eins durch das andere in der Schwebe zu erhalten. Die Ungarn machten indeß mit diesem Kunststück ebenso wenig Federlesens wie mit den Clauseln der Rumänen und Sachsen, sodaß die Altconservativen, die sich laut ihrer Klugheit rühmten, dem pesther Reichstage die Siebenbürgen nur „ausgeliehen" und dadurch eine Bürgschaft für sein gutes Betragen gewonnen zu haben, eigentlich doch blos einen Pyrrhussieg erfochten hatten! Auch ließ die Regierung das Antwortsrescript vom 7. Jan. 1866 in Klausenburg nur vorlesen und, ohne eine Debatte darüber zu gestatten, sofort die Session schließen. Senf nach der Mahlzeit war es dann, daß die sächsische Nationsuniversität, von Comes Schmidt einberufen, sich am 3. März nochmals zu einen großartigen Protest gegen die klausenburger Beschlüsse aufraffte, in welchem den Ministern frühere Aeußerungen Sr. Maj. (wie „die verfassungsmäßige Thätigkeit des hermannstädter Landtags, die in Siebenbürgen erfreulich waltet", oder „der Ausdruck eines segensvollen Einverständnisses und die Bürgschaft einer glücklichen Zukunft" mit Bezug auf den Eintritt der Siebenbürger in den Reichsrath u. s. w.) sehr geschickt unter die Nase gerieben wurden. Die sehr umfangreiche „allerunterthänigste Repräsentation" verschnupfte die regierenden Herren stark, aber das war auch ihr ganzer Erfolg. Am 26. April erledigte Graf Crenneville sie mittels eines sehr derben Gubernialdecrets, welches die Beschlüsse der Nationsuniversität als „ungesetzlich" und „ungültig" unter ausdrücklicher Kundgebung des allerhöchsten „Misfallens" zurückwies. Die Wahlen nach Pesth erfolgten überall anstandslos.

Bei weitem nicht so einfach gestaltete sich die Sache in Kroatien. Zum Theil lag das an der Weigerung Belcredi's, diese Südslawen den Magyaren ebenso unbedingt preiszugeben, weil er im agramer Landtage den letzten Hebel besaß, um auch auf dem Gebiet der Stephanskrone das parlamentarische Régime nicht zu Kräften kommen zu lassen; zum Theil aber in der größern Energie, mit der die einheitliche Bevölkerung des Landes die unter Schmerling errungenen Privilegien zu vertheidigen wußte, während die Sachsen in Siebenbürgen immer auf die Dauer den Beistand des ungarischen Stammes nicht entbehren konnten, wenn sie nicht selber den halbwilden Walachen zum Opfer fallen wollten. Auch mit den Kroaten hatten die Centralisten kein glückliches Experiment gemacht, da sie für die Erstarkung und Selbständigkeit, die ihnen das südslawische Element dankte, keinen andern Lohn geerntet, als daß der agramer Landtag 1861 ihnen ebenso sehr die Zähne wies wie den Magyaren, mit Wien wie mit Pesth nur noch auf dem Fuße der allerreinsten Personalunion verkehren wollte, und, wie von Ungarn Fiume, die Murinsel, die Wojwodina, so von den Erblanden die slowenischen Theile Kärntens, Krains, der Steier-

Digitized by Google

mark und des Küstenlandes, vornehmlich aber Dalmatien beanspruchte. Immerhin aber war die kroatische Nationalität nun einmal durch die Gewährung einer eigenen Hofkanzlei und eines besondern Cassationsgerichtshofs in Agram sehr befestigt, und das Band, welches „das dreieinige Königreich" an Ungarn knüpfte, durch die in aller Form erfolgte Sanctionirung des Gesetzartikels 42 von 1861 gar sehr gelockert worden. Denn dieser Artikel erkannte an, daß die Ereignisse von 1848 die alte Verbindung zerrissen hätten und daß es lediglich Sache gegenseitiger freier Vereinbarung sei, aufs neue einen Kreis gemeinsamer Angelegenheiten zwischen Pesth und Agram abzustecken, während vorläufig Kroatien unbedingte Autonomie in politischer, legislativer, gerichtlicher, administrativer, sprachlicher Beziehung u. s. w. beanspruchen dürfe. Bei der Vertheidigung dieser Position kam es den Kroaten sehr zu statten, daß der ungarische Landtag, der schon 1861 dem agramer das berühmte „weiße Blatt" Deák's hingehalten, auf die Ausführung der 1848er Artikel, die in Kroatien niemals wie in Siebenbürgen durch den 1848er klausenburger Landtag Gesetzeskraft erlangt hatten, noch weniger zur Verwirklichung gekommen waren, in dem dreieinigen Königreiche nicht drang. Die Ungarn waren, vorläufig wenigstens, zufrieden, wenn die Macht des zukünftigen pesther Ministeriums in Agram sich so weit erstreckte, daß dort nicht die Hebel zur Demolirung des Constitutionalismus, wie zu Jellachich's Zeit, eingesetzt werden konnten; nur der Besitz Fiumes, als ihres einzigen Hafens, war eine Lebensfrage für sie, in der sie keine Discussion gestatteten. Die Kroaten hatten somit keine schlechten Karten in der Hand, da auch der Banus und Präsident der Septemviraltafel Baron Sokcevic, soweit das für einen activen General möglich war, auf ihrer Seite stand; mußte er doch im Laufe des November in Gemeinschaft mit dem agramer Erzbischof Haulik, seinem Stellvertreter auf dem Banusposten, ad audiendum verbum nach Wien berufen werden. Haulik war Kroncardinal, d. h. einer der auf Vorschlag des Kaisers bei dem Abschlusse des Concordats ernannten Cardinäle; das mäßigte seinen nationalen Eifer einigermaßen, wenngleich die Krone hier wie in vielen andern Fällen mit ihrer Auswahl der höhern Prälaten eben kein besonderes Glück gehabt. Der eigentliche Führer der Nationalpartei aber war der Bischof von Diakovar, Stroßmayer. Dieser Herr soll, im Besitze eines großen Einkommens, das ihm gestattet, mitunter bedeutende Summen für südslawische Zwecke zu opfern, ein sehr behagliches und weltliches Leben führen. Er hatte das Land schon im Sommer 1860 in dem „verstärkten Reichsrathe" repräsentirt und gilt für den Hauptvertreter der auf den Zerfall der Türkei speculirenden Fraction, welche die Ansprüche auf Dalmatien nur deshalb so urgirt, um dann die beiden Schenkel des Winkels durch die Erwerbung Bosniens auszufüllen und so den Glanz des alten Serbenreichs vor der Amselfeldschlacht zu erneuern. Trotz der freundschaftlichen Beziehungen Oesterreichs zur Türkei hatte er unter Schmerling frischweg eine Subscription zur Unterstützung der aufständischen Bosnier, Herzegowiner und Montenegriner eröffnet; erst als ihm dieser Streich die mit dem Bischofssitze verbundene Obergespansstelle in seinem Comitat gekostet, ward er vorsichtiger. Das Sistirungsministerium entledigte sich, vor Eröffnung seiner Action nach dieser Seite, am 1. Nov. des Schmerling'schen Hofkanzlers Mazuranic, dem es, wie in Siebenbürgen, provisorisch einen hohen Militär zum Nachfolger gab. Feldmarschallieutenant Baron von Kussevic galt für einen guten Kroaten mit magyarischen Sympathien, der bei keiner der beiden Parteien Anstoß erregen konnte, die Weisungen der Regierung aber mit soldatischem Gehorsam ausführen werde, da er bei verschiedenen Generalcommandos, zuletzt in Udine, in mehr administrativer Verwendung gestanden. Nach diesen Vorbereitungen wurde am 12. Nov. der agramer Landtag mit einem Rescript eröffnet, welches denselben zur Annahme des Octoberdiploms und — pro forma — auch des Februarpatents (!), namentlich aber (und zwar, sehr bezeichnend, ohne den Fortbestand des Art. 42 von 1861

Digitized by Google

nur zu erwähnen) zur Regelung der Beziehungen zu Ungarn aufforderte, damit Kroatien rechtzeitig den nach Pesth bereits einberufenen Krönungslandtag beschicken und daselbst an der Ausfertigung des Inauguraldiploms den ihm gebührenden Antheil nehmen könne. Dem Gange der Berathungen zu folgen wäre ohne Zweck, da dieselben im wesentlichen nur aus einem verzweifelten Kampfe der Nationalen und der ungarisch-fusionistischen Partei um die Majorität bestand, und in jedem einzelnen Falle die momentan unterliegende Fraction immer gleich durch ihren Austritt und durch Entsendung einer Deputation an das kaiserliche Hoflager mit der Bitte um Cassirung des ihr ungünstigen Beschlusses die Discussion zu unterbrechen pflegte. Die nationale, etwa 117 Stimmen zählende Rechte unter Führung des präsidirenden Banus verlangte die Beschränkung der von den meist magyarisch gesinnten Großgrundbesitzern beanspruchten Virilstimmen; die unionistische Linke wollte umgekehrt die Virilstimmen der unter dem gestürzten Régime ernannten Banaltafelbeisitzer nicht gelten lassen. An sich kein ungerechtfertigtes Begehren, aber seltsam inconsequent im Munde der Partei, die in Klausenburg Rumänen und Sachsen durch Regalisten und Gubernialräthe eigener Fabrikation niederstimmte! Außerdem traute die Linke den Grenzdeputirten nicht, welche wie 1861 dem Landtage bis zur Regelung der staatsrechtlichen Frage, unter Beibehaltung des ganzen, in der Militärgrenze bestehenden Soldatenrégime zugefellt waren, und wollte daher den wichtigen Act der Bureauerwählung vor Verificirung der Grenzwahlen vorgenommen wissen. Der Banus trat entschieden auf Seite der Rechten, die nun in Abwesenheit der Linken den Landtag in nationalem Sinne constituirte; das zog wieder dem Feldmarschallieutenant Sokcevic eine Reprimande aus Wien zu und hatte die Cassirung aller Beschlüsse zur Folge, die in Abwesenheit der magyarischen Linken gefaßt waren, nachdem die letztere sich in Wien beklagt. Wäre es dem Ministerium mit der Begründung eines parlamentarischen Régime Ernst gewesen, so hätte es das Programm der nationalen Rechten, die denn doch durch die 1861er Ereignisse in etwas gewitzigt war, acceptiren müssen: „Anerkennung der gemeinsamen Angelegenheiten zur gemeinschaftlichen constitutionellen Behandlung, eine beschließende Vertretung der Gesammtmonarchie, begründet auf gleichberechtigter Vertretung aller Factoren, und eine dieser Vertretung verantwortliche Gesammtregierung.“ Allein die Regierung suchte auch in Agram nicht die Mittel, ein constitutionelles Gesammtösterreich herzustellen, sondern ein Werkzeug, um das constitutionelle Gesammtungarn aus den Angeln zu heben; das rein unverständliche Verhältniß bei den Abstimmungen zeigt, daß hier auch lichtscheue Intriguen mitspielten, denen „unsere armen Brüder aus Kroatien“ nur zu leicht erliegen. Wie soll man sonst den Wirrwarr erklären, daß am 28. Jan. eine, das Nationalprogramm ausführende Adresse mit imposanter Majorität acceptirt, daß dieselbe am 9. Febr. in dualistischem Sinne mit 5 Stimmen Mehrheit amendirt wird, und daß vollends tags darauf 78 Stimmen der Magyaren gegen 22 Stimmen unter Stroßmayer die so abgeänderte Adresse genehmigen, während 92 Nationale, also weit mehr als zur Verhinderung dieses Votums erforderlich waren, sich erst der Abstimmung enthalten und dann mit einem Mordspectakel gegen den Vorgang Protest erheben? Die Regierung blieb ihrer alten Taktik, alles in der Schwebe zu erhalten, getreu. Wie früher durch die Aufrechthaltung der Magnaten- und durch die Cassirung der Banaltafelbeisitzer-Virilstimmen, so schaffte sie jetzt der Linken auf dem Landtage (20. Febr.) durch die Abberufung der Grenzerdeputirten Luft; allein Sokcevic wurde mit beiden Adressen, der ursprünglichen und der amendirten, an das ofener Hoflager des Kaisers beordert. Das Antwortsrescript vom 27. Febr. erkannte mit Vergnügen an, daß der Landtag seinen rein negativen Standpunkt aufgegeben und das Octoberdiplom im Princip angenommen. Da indessen der ungarische Landtag um diese Zeit bereits Diplom und Februarpatent mit Einem Federstriche cassirt hatte, klang die späte Zustimmung wie eine

Digitized by Google

Ironie in den Ohren der Octobermänner, die längst ihr eigenes Werk preisgegeben und nun noch mit sauer-süßer Miene Freude über die Umkehr der Kroaten erheucheln mußten! Das einzig Praktische an dem Rescript war die sehr bestimmte Aufforderung, sofort eine Deputation nach Pesth zu entsenden, die wegen der staatsrechtlichen und der auf die Krönung bezüglichen Fragen mit einer Deputation des ungarischen Reichstags in Unterhandlung treten solle. Diese Deputation von 12 Mitgliedern wählte der Landtag am 9. März, jedoch ohne Theilnahme der Linken, da den Sendboten das unbedingte Festhalten an dem Art. 42 von 1861 als bindende Instruction mit auf den Weg gegeben ward. Der Landtag, der sich nach diesem Beschlusse vertagte, wurde am 21. April 1866 auf unbestimmte Zeit prorogirt; die Resultatlosigkeit der Verhandlungen aber, welche tags darauf die gemischte Regnicolardeputation in Pesth begann, war unter diesen Umständen von vornherein unzweifelhaft. Das einzig Merkwürdige daran war, daß sie in deutscher Sprache geführt werden mußten, weil die Magyaren nicht kroatisch und die Kroaten nicht ungarisch reden konnten oder wollten! Das Schlußprotokoll vom 25. Juni constatirt eben nur die Unmöglichkeit der Verständigung auf Grund des Art. 42 und solange Kroatien Fiume beansprucht.

Der Staatsstreich vom 1. Sept., welcher Siebenbürgen aus dem Verbande des weitern Reichsraths riß, hatte inzwischen in der Aufhebung des engern Reichsraths und der reichsräthlichen Staatsschulden-Controlscommission seine Ergänzung gefunden. Nachdem Belcredi die 17 cisleithanischen Landtage zu ihrer gewöhnlichen Session einberufen, erschien zwei Tage später am 20. Sept. das Manifest, welches auch den engern Reichsrath „sistirte", bis die Regierung durch die mit Ungarn und Kroatien einzuleitenden Verhandlungen „Resultate" gewonnen haben würde, die sie für geeignet halte, „den legalen Vertretern der andern Königreiche und Länder" zur Vernehmung ihres „gleichgewichtigen Ausspruchs" vorgelegt zu werden. Bis dahin wurde die Regierung durch das beiliegende Patent ermächtigt, „alle unaufschiebbaren Maßregeln, insbesondere jene, welche das finanzielle und volkswirthschaftliche Interesse des Reichs betreffen", aus eigener Machtvollkommenheit zu ergreifen. Welche „Verhandlungsresultate" die Regierung erwartete, wen sie unter den „legalen Vertretern" der Erblande, nach Suspendirung des Reichsrathsstatuts, verstand; auf welche Art sie den „gleichgewichtigen Ausspruch" Cisleithaniens zu eruiren und wie sie demselben Nachdruck zu verschaffen dachte, das alles blieb mit dem Schleier tiefsten Geheimnisses bedeckt. Gewiß war nur, daß mit dem Zusammentritte der Landtage und des ungarischen Parlaments ein constitutioneller Hexensabbat, wie die Welt ihn noch nicht gesehen, seinen Anfang nahm. Von Bregenz bis Klausenburg und von Zara bis Troppau erstreckte sich die durch das Septemberpatent eröffnete „freie Bahn". Auf ihr tagten Mitte December in 20 Repräsentativkörpern gegen 3000 Volksvertreter! und diese sollten, ohne ein festes Recht unter ihren Füßen — denn wie die erbländische Verfassung „sistirt" war, so wurde ja die ungarische nur „im Princip", nicht de facto anerkannt — ohne irgendeine Initiative seitens der Regierung, ohne irgendeine Umgrenzung ihrer Aufgabe, ohne irgendeinen Zusammenhang miteinander, auf einen Plan zur Reorganisirung der Monarchie verfallen, der auch zugleich dem, über ihnen in der Herrlichkeit absoluter Vollgewalt thronenden Ministerium so sehr einleuchtete, daß es aus Entzücken darüber beschlossen hätte, der unbeschränkten Macht, die es sich octroyirt, zu entsagen. Sollte diese Olla-potrida vielleicht dadurch schmackhafter werden, daß die Regierung in solchem Augenblicke zu dem Staatsstreiche noch in unverantwortlicher Weise das höhnische Versprechen fügte, das Octoberdiplom und Februarpatent in Pesth und Agram zur Annahme vorlegen zu wollen, als ob es sich nur um „Modificationen" dieser Grundgesetze handle, ehe man sie aufs neue in Kraft setze? Man hat sich über die ehrsamen Krähwinkler lustig gemacht, die nach den Märztagen „die Republik mit dem ver-

Digitized by Google

storbenen Großherzog an der Spitze" begehrten. Dies Sistirungscabinet aber mit seinen 20 Constituanten und der Devise „Heute wird absolutistisch regiert, morgen constitutionell!" ist keine Caricatur aus den „Fliegenden Blättern"! Noch hatte der Liberalismus Eine Chance, und sie hätte, da das Ministerium eine Anleihe wie das liebe Brot sofort brauchte, genügt, um alles zu retten, wenn die Mitglieder der reichsräthlichen Staatsschulden-Controlscommission halbwegs auf der Höhe ihrer Mission gestanden hätten. Das Staatsschulden-Controlscommissionsgesetz, welches für jede Anleiheobligation die Unterschrift dieser Körperschaft vorschrieb und dieselbe ausdrücklich mit der Untersuchung darüber betraute, ob die betreffende Operation verfassungsmäßig zu Stande gekommen, war die beste Schöpfung der Aera Schmerling. Allein was ist eine Herculeskeule in der Hand eines Weibes? Hier zeigte sich so recht deutlich, daß es keineswegs blos Schmerling's Fehler, sondern weit mehr noch die Unmännlichkeit des Reichsraths gewesen, „die Elend ließ zu hohen Jahren kommen". Statt eines feierlichen, die illegalen Creditunterhandlungen Becke's derontirenden Protestes, hatte die Controlscommission nichts Eiligeres zu thun, als Anfang October ihre Hände in Unschuld zu waschen und sich durch das Septemberpatent ebenfalls für „sistirt" zu erklären. Aber nicht genug! Da selbst dieser geräuschlose Abgang der Commission der Regierung unbequem war, welche dem Auslande durch das Scheinbild einer constitutionellen Ueberwachung zu imponiren wünschte, gaben sich — unglaublich und ohne Beispiel — dieselben Männer, welche ein Mandat des Reichsraths übernommen, zu gehorsamen Dienern des Cabinets her, das diese Versammlung durch einen Staatsstreich beseitigt! Dieselben Männer, welche die heilige Pflicht auf sich genommen, ungesetzliche Creditoperationen zu verhindern, erleichterten die Contrahirung der ersten Anleihe, deren Gelingen ohne ihre Mitwirkung höchst zweifelhaft gewesen und mit deren Miserfolge die ganze Sistirungspolitik gefallen wäre, indem sie ihre Namen herliehen, um die Brücken zwischen der reichsräthlichen und der Sistirungsära zu bilden. Am 17. Oct. erschien ein neues octroyirtes Statut für die Controlscommission, welches derselben jede politische und parlamentarische Befugniß entzog, und ihr lediglich die rein buchhälterische Ueberwachung ließ, daß nicht mehr Obligationen ausgegeben wurden, als in der „Wiener Zeitung" verzeichnet waren. Und mit Ausnahme der beiden Abgeordneten Graf Kinsky und Baron Doblhoff traten die vier Mitglieder des Herrenhauses (eins war gestorben) und drei des Unterhauses unbedenklich aus der reichsräthlichen in die k. k. Controlscommission des Sistirungsministeriums über! Eugen Kinsky protestirte laut in einem Briefe gegen den Umsturz der Februarverfassung; Baron Doblhoff nahm Kränklichkeit zum Vorwande seines Rücktritts. Am 25. Nov. konnte das Gesetz wegen der in Frankreich contrahirten Anleihe von 90 Mill. Fl. Silber publicirt werden. Wenn aber Graf Larisch die Commission, die ihm diesen Dienst mit Aufopferung ihrer eigenen Würde geleistet, fortan mit cavaliermäßigem Uebermuthe behandelte; wenn er ihr sogar die Mittel entzog, ihrer bescheidenen Aufgabe gerecht zu werden, die nunmehr blos darin bestand zu verhindern, daß nicht wie unter Bruck bei einer Anleihe 111 Mill. zu viel ausgegeben wurden, so war das dem Minister nicht zu verargen. In jedem andern Lande der Welt hätte Herbst sich durch seine Haltung in dieser brennenden Frage als politischer Parteiführer unmöglich gemacht; denn wenn man schon über die Pairs zur Tagesordnung überging, von den „Volksvertretern", die in der Controlscommission saßen, hatte man das Recht, etwas anderes zu erwarten als diese Fahnenflucht!

Am 23. Nov. begann dann mit dem Zusammentritte der 17 cisleithanischen Landtage, deren Turbulenz während der Sistirung des Reichsraths natürlich nur der Umdrehung von Schrauben im leeren Raume gleichen konnte, jenes trostlose Schauspiel, das wie eine Illustration zu dem pariser Gassenhauer sich ausnimmt: „J'ai un pied

Digitized by Google

qui remue et l'autre qui ne va guère." In Gemäßheit eines kaiserlichen Handschreibens vom 7. Nov. wurde den Landtagen von dem Septemberpatent „Mittheilung" gemacht; dasselbe ging aber in der Ignorirung des Februarpatents bereits einen Schritt weiter, indem es diesen Weg für den geeigneten erklärte, um eine dauernde Grundlage für „eine" Reichsverfassung zu gewinnen, die Existenz der rechtlich bestehenden, wenn auch factisch suspendirten, also einfach negirte. Zehn Tage vorher hatten Abgeordnete von Ober- und Niederösterreich, Salzburg, Kärnten, Vorarlberg und Steiermark sich in einer Conferenz zu Wien über die Grundzüge einer Adresse gegen das Septemberpatent geeinigt. Daß sie dabei im ganzen auch auf den gesunden Sinn des Volks rechnen konnten, dem zwar weder Schmerling's Scheinconstitutionalismus behagt und noch weniger die Contumacirung Ungarns gefallen, das aber am allerwenigsten daran dachte, sich aus bloßer Verbissenheit durch den Köder einer ultramontan-feudalen „Autonomie" in das Lager der „Gaugrafen" hinüberziehen zu lassen, hatte hart vor dem Zusammentritte der Landtage eine Nachwahl in Wien bewiesen. Schuselka, damals noch der Abgott der 1848er wiener Demokraten aus der Alservorstadt und der Wieden, hatte unter Schmerling durch Preßvergehen sein Mandat verwirkt, jetzt durch Belcredi mit Wiederverleihung seiner politischen Rechte begnadigt, trat er noch dazu im vollen Glanze eines Märtyrers vor seine Wähler. Dennoch fiel er durch, weil sein Zorn gegen Schmerling ihn zur Ablegung eines föderalistischen Glaubensbekenntnisses im Belcredi'schen Sinne verleitet. Allen voran ging der grazer Landtag am 2. Dec. mit einer Adresse, die damals wunderbarerweise noch durchaus nicht besonders dualistisch gehalten war, da sie schlechtweg in dem Petitum „Aufhebung der Sistirung" gipfelte und Wiederherstellung des „Grundgesetzes über die Reichsvertretung" verlangte, ohne sich darüber auszusprechen, ob hierunter nur der engere, die Erblande allein umfassende Reichsrath zu verstehen sei. Kaiserfeld, der Führer des steirischen Landtags, war eben durch den Staatsstreich so erbittert, daß er in seiner Rede die berühmten Worte sprach: „Rechtlos, verfassungslos, als Bettler schickt man uns nach Pesth!" Gleich darauf (6. und 7. Dec.) folgten die Landtage von Wien, Linz, Klagenfurt, Troppau und (13. Dec.) von Salzburg; die betreffenden Adressen wurden zum Theil einstimmig, im schlimmsten Falle gegen ein paar klerikale und feudale Stimmen votirt, denen sich höchstens noch ein oder der andere hohe Beamte zugesellte, nicht jedoch, ohne daß die Regierungscommissarien den Versuch gemacht hätten, den Vertretungen jedes Recht der Cognition über das Septemberpatent abzusprechen. Ebenso kamen auch hier bereits die Statthalter Graf Taaffe in Salzburg, Graf Chorinsky in Wien bestimmter, und später Graf Lazansky in Prag noch herausfordernder mit der gouvernementalen Doctrin zum Vorschein, daß unter den „legalen Vertretern" der Erblande allerdings die 17 Landtage zu verstehen seien. Damit war der engere Reichsrath officiell eingesargt, und nur noch officiöse Söldner mochten vorgeben, an die constitutionellen Absichten eines Ministeriums zu glauben, das die Völker mit dem Versprechen hänselte, sich des Absolutismus zu entschlagen, wenn die 17 Landtage sich mit Ungarn und Kroatien über eine ihm selber genehme Verfassung verständigt haben würden! Die vorarlberger Adresse endlich fiel am 16. Dec. so derb aus, daß die Krone deren Annahme verweigerte, weil dieselbe in nackten Ausdrücken den begangenen Verfassungsbruch brandmarkte, indem sie zu wiederholten malen hervorhob, wie die „durch das kaiserliche Wort gewährleistete, durch die That besiegelte Verfassung, den in ihr selbst enthaltenen Grundsätzen entgegen, aus Nützlichkeitsrücksichten beiseitegeschoben worden sei"; indem sie accentuirte, wie „die Sistirung einer den Ungarn und Kroaten zur Annahme empfohlenen Verfassung diese vorsichtigen Völker" in der Festhaltung ihres Rechts nur um so starrer machen werde. Bemerken müssen wir noch, daß die niederösterreichische Adresse sich schon mit der begrenzten Bitte um Wiederherstellung des engern Reichsraths

Digitized by Google

begnügte, den weitern also gewissermaßen bereits preisgab; und daß, aus Haß gegen die präsumirte concordatsfeindliche Haltung Ungarns, sogar der Fürst-Erzbischof von Wien, Cardinal Rauscher, die Wahl zum Vorsitzenden der Adreßcommission annahm. Allerdings präsentirte er dann eine Minoritätsadresse, die, ohne bestimmte Erwägungen und Conclusionen, lediglich eine Kundgebung des Bedauerns und Vertrauens enthielt, dem Lichtenberg'schen Messer ohne Heft und Klinge gleich. Immerhin war das Benehmen des Prälaten rühmlicher als das Schmerling's, der sich von seiner Rancune gegen die deutsch-liberale Reichstagslinke dermaßen beherrschen ließ, daß er consequent in dieser wie in der nächstfolgenden Landtagssession jeder Kundgebung zu Gunsten der von ihm geschaffenen Verfassung fern blieb! Die Aufforderung, Gutachten über Regierungsvorlagen in Betreff neuer Kronlandseintheilungen u. s. w. abzugeben, lehnten im Verlaufe des Januar die Landtage von Ober- und Niederösterreich, von Steiermark und Kärnten ab, weil jene Gesetzentwürfe zur Competenz des Reichsraths gehörten. Dagegen nahmen sie, um den rechtlichen Fortbestand des Reichsraths zu documentiren, die Wahlen für die erledigten Abgeordnetensitze aus ihrer Mitte vor — „wie wenn Kinder sich Salz zu dem Fleische, das sie zu bekommen wünschen, auf den Teller legen", höhnten die Officiösen Belcredi's, die natürlich trotzdem auch die Stabstrompeter Beust's geblieben sind, wie sie zum größten Theile auch die Schmerling's und Bach's gewesen! Umgekehrt petitionirte der klagenfurter Landtag in Reichsangelegenheiten um den Abschluß eines Handelsvertrags mit Italien, ein Wunsch, dem sich (31. Jan.) auch der triester Landtag anschloß. Letzterer sowie alle Landtage, auf denen das slawische Element stark mit dem italienischen versetzt ist (Dalmatien, Istrien, Görz), nahmen übrigens gar nicht oder nur in sehr lauer Weise für das Septemberpatent Partei. Von diesen vier Körperschaften erließ blos der Landtag zu Parenzo eine Dankadresse, accentuirte darin aber nur leichthin die Aufhebung der Februarverfassung, sehr entschieden dagegen die Hoffnung, daß bald eine liberalere an deren Stelle treten werde. Der tiroler Landtag seinerseits hatte den alten erfolglosen Kampf mit den nichterscheinenden liberalen Deputirten des Trento, deren Abwesenheit leider zugleich immer den klerikalen Elementen in Innsbruck das Uebergewicht verleiht, mit gleich geringem Erfolge weiter zu bestehen. Diese weigerten sich wie bisher zu kommen und bestanden auf der Errichtung einer besondern Statthaltereiabtheilung in Trient, die natürlich nur das Vorspiel für den Anschluß an Italien bilden soll; der Landtag schrieb Neuwahlen aus und die Deputirten Welschtirols protestirten von ihrer Heimat aus gegen die Beschlüsse des Landtags. Letzterer hatte übrigens nichts Wichtigeres zu thun, als dem Spukgebilde der „Glaubenseinheit" nachzujagen. Selbst die Regierungsvorlage, welche die Bildung evangelischer Gemeinden und die öffentliche Ausübung des protestantischen Gottesdienstes von der Zustimmung des innsbrucker Landtags abhängig erklärte, wurde von dieser Versammlung nur als eine unzureichende Abschlagszahlung aufgenommen. Statt der erwarteten Dankadresse für das Septemberpatent votirte die Körperschaft (3. Febr.) mit 33 gegen 17 Stimmen eine Repräsentation an den Kaiser, worin sie zwar ihre hohe Zufriedenheit mit der Zerreißung des Protestantenpatents aussprach, zugleich aber die frühern Petitionen um ein Verbot wiederholte, daß kein Akatholik sich in Tirol ansiedeln oder Güter erwerben dürfe, weil nur so „das hohe Glück der Glaubenseinheit" vollständig gewahrt werden könne. In den Jesuiten und in den Slawen, namentlich in den Czechen, hatte der Staatsminister das Gegengewicht zu finden gehofft, mittels dessen er die separatistischen Ansprüche Ungarns, auch nach Zerstörung des Reichsraths und nach Eliminirung des deutschen Elements vom Kampfplatze, zu paralysiren hoffte. In Innsbruck machte er jetzt zuerst die Erfahrung, daß die Römlinge — nur mit ihren eigenen Desiderien beschäftigt und viel weniger noch als die Magyaren um die Lage der Monarchie bekümmert — nach der Hand griffen, wenn man ihnen den

Digitized by Google

kleinen Finger bot. Natürlich unterließ er auch nicht, mit den herkömmlichen Sophismen zu beweisen, daß er mit dem Protestantenpatent vom 8. April 1861 „in keinen Widerspruch trete", als er es zerriß, gerade so wie Graf Larisch späterhin dem Publikum weismachen wollte, daß er die Bankacte durchaus nicht verletze, indem er sie cassirte! Galt es doch überhaupt, mit Siebenmeilenstiefeln den freilich nur allzu kurzen Weg rückwärts zu machen, auf dem Schmerling und der Reichsrath eine winzige Strecke vorwärts geschritten. So wurde dann auch dem tiroler Landtage eine höchst reactionäre Gemeindeordnung vorgelegt und von dieser Körperschaft angenommen, obwol oder besser weil sie mit dem Reichsgesetze von 1862, welches für alle Gemeindestatuten eine Reihe liberaler Principien aufgestellt, in crassem Widerspruche stand. Hier war wahrlich von der Verehrung des Sistirungsministeriums für „Autonomie" nicht das Geringste zu merken! Genau dieselben Erfahrungen wie mit den Kutten mußte Se. Exc. jetzt auch mit den Slawen machen. Wie die Tiroler das Reich einen guten Mann sein ließen und lediglich an ihre „glaubenseinheitlichen" Ziele dachten, so hatten Slowenen, Czechen und Polen ausschließlich ihre „nationalen" Zwecke im Auge. In Laibach führte dies Streben nur zu einem Zerrbilde, obwol immerhin die Folgezeit bewiesen, daß es auch seine sehr ernste Seite hatte, wenn Graf Belcredi ein altes deutsches Reichsland, in dem bis dahin stets germanische Bildung die erste Rolle gespielt, dem slowenischen Klerus als gute Prise hinwarf. So konnte es sich ereignen, daß die dortigen nationalen Schreier, die Toman, die Cerne, die Bleiweis ihre Satelliten auf den Galerien postirten, von wo sie dann mit wüthendem Geschrei die deutschen Redner einzuschüchtern suchten; daß in einem deutschen Bundeslande eine Zierde der deutschen Literatur und ein alter Vorkämpfer des deutschen Liberalismus, Graf Anton Auersperg, bekannter unter seinem Dichternamen Anastasius Grün, niedergejohlt wurde, weil er zur Rechtfertigung einer Adresse gegen das Septemberpatent das Wort ergriff! Der Poet mochte sich trösten, wie Ovid in Tomi: „Hier bin ich der Barbar, weil jene mich nicht verstehen!" Aber als aus Anlaß dieser unerhörten Zucht die deutsche Auswanderung aus Krain begann, als man im Januar 1867 nach Auflösung der Landtage bei den Neuwahlen mit starrem Entsetzen wahrnahm, welche Dimensionen die klerikal-nationale Wühlerei angenommen, sodaß, mit Ausschluß der Großgrundbesitzercurie, kaum Ein Deutscher in den Landtag gelangte und selbst das urdeutsche Herzogthum Gottschee aus Nachgiebigkeit gegen den herrschenden Terrorismus sich durch einen Slowenen repräsentiren ließ, da ward man erst inne, was hier, um ein berühmt gewordenes Wort von Belcredi's Gesinnungsgenossen, dem Regierungsrath Arndts, zu gebrauchen, eine „Bubokratie" geleistet, der jedes Mittel recht war, um das deutsche Bürgerthum niederzutreten und dem feudal-ultramontanen Kasteninteresse die „Bahn frei" zu machen! Von der laufenden Session hatte indessen nicht einmal das Ministerium einen Vortheil. Alle Weisungen an die Beamtendeputirten, die schließlich sogar, durch ihre Secession im Vereine mit den Slowenen, den Landtag beschlußunfähig machten, konnten in der unter Schmerling gewählten Körperschaft denn doch nicht mehr durchsetzen, als daß weder für noch gegen das Septemberpatent eine Adresse angenommen wurde. Was aber ihre Stellung zum Reiche anbelangt, so hatten selbstverständlich auch die Slowenen keine andern Schmerzen, als nach Analogie des den Czechen für Böhmen bewilligten Sprachenzwanggesetzes ein ähnliches Decret für Krain zu erlangen. Davor aber, die Deutschen des Herzogthums zur Erlernung jenes sogenannten „Schrift-Slowenisch" zu zwingen, welches selbst urslowenische Gemeinden, indem sie die darin abgefaßten Nummern des Reichsgesetzblattes als völlig unverständlich nach Wien zurückschickten, für eine bloße Erfindung und Geschäftsspeculation der Herren Toman, Bleiweis u. Comp. bezeichneten, schreckte zur Zeit selbst das Staatsstreichsministerium zurück; später überwand Belcredi auch diese Scheu. Seine Nachfolger wissen heute,

Digitized by Google

welche Mühe es gekostet, die obrigkeitliche Regierungsgewalt nur ganz nothdürftig in dem Kronlande herzustellen, wo der gemeine Mann sich gewöhnt hatte, mit Zagen und Zittern die Römlinge und Slowenen als absolute Herren der Situation zu betrachten, von denen sein Wohl und Wehe unbedingt abhing. Und die Elemente, welche in Krain alle Bande der Ordnung gelöst bis zur vollständigen Verkennung jeder von Wien herstammenden Autorität, sie waren es, mittels deren Belcredi die Uebergriffe der Magyaren in den gebührenden Schranken halten wollte, nachdem er das einzig brauchbare Gegengewicht, den Reichsrath, wegen seiner deutschen und liberalen Tendenzen beseitigt hatte!

Was in „Slowenien" nur eine Posse war, das nahm in den czechischen und polnischen Ländern ein sehr ernstes Gesicht an. Hier begnügte man sich nicht mit rein „nationalen" Forderungen, sondern gerade jene beiden Landtage in Prag und Lemberg, durch welche Belcredi den pesther Reichstag zu balanciren gehofft, traten auch politisch genau in die Fußstapfen der Magyaren. Statt deren separatistischen Forderungen zu widersprechen, waren die Landtage von Prag und Lemberg vielmehr bereit, dieselben zu unterstützen, nur mit dem Zusatze, daß Galizien und Böhmen nebst ihren Nebenländern (Bukowina einerseits, Mähren und Schlesien andererseits) „nicht um Ein Haar breit" weniger Unabhängigkeit von Wien erhalten müßten als Ungarn! Der Staatsminister war indessen sehr ärgerlich, als Mähren diesen Veitstanz, der freilich Oesterreich an den Rand des Abgrundes führte, dem Ministerium aber endlich die ersehnten Dankadressen für seinen Staatsstreich einbrachte, nicht mitmachen wollte. Der Umstand, daß die beiden Landeshauptstädte, Brünn und Olmütz, entschieden deutsch sind, gab der deutschen Bevölkerung in der Markgrafschaft eine Widerstandskraft, die nicht so leicht zu brechen war. Statt durch das Septemberpatent sich entmuthigen zu lassen, strengten die Deutschen sich doppelt an, sodaß bei den zahlreichen Ergänzungswahlen fast überall ihre Candidaten siegten. Das blieb auf die deutschen Großgrundbesitzer nicht ohne Einfluß, die in Brünn wenigstens nicht massenweise ins czechische Lager desertirten, blos weil es zugleich das feudale war. So hielten trotz der Ungunst der Zeiten die Parteien sich mindestens die Wage. Das ausschlaggebende Zünglein bildete das unmerisch schwache Centrum der verfassungstreuen Magnaten, die jedoch auch nach oben hin jeden Anstoß möglichst vermeiden wollten, unter Führung des Grafen Mittrowski, den Beust dann auch zum Lohne seiner Haltung bei der Wiederherstellung der Verfassung (1. April 1867) in das Herrenhaus als lebenslängliches Mitglied berief. Wenn dieser Tiers-Parti es durchsetzte, daß (6. Dec.) der Antrag Giskra's auf eine Resolution zu Gunsten der Februarverfassung mit 51 gegen 43 Stimmen verworfen ward, so ließ er dafür auch keine Dankadresse für den Staatsstreich aufkommen; und verhinderte (14. Febr. 1866) die Annahme jenes Antrags, der zur Zeit in allen gemischten Landtagen eine große Rolle spielte: daß nämlich auch noch während der zweiten, 1867 beginnenden Legislaturperiode, also in einer Epoche, wo bereits unter dem Systeme Belcredi's allgemeine Neuwahlen erfolgt sein würden, die einfache, statt der in den Landtagsordnungen vorgeschriebenen Zweidrittelmajorität zur Abänderung der Wahlstatute (natürlich in slawischem Sinne) genügen solle. Anders in Böhmen, dessen Landtag während dieser Session das eigentliche Schoskind Belcredi's war und sich daher auch recht wie ein enfant gâté in Ungeberdigkeiten aller Art erging, wie sie dort eben „ländlich sittlich" sind. Die Fahnenflucht der Hochtories von der Verfassungssache schon während der letzten Tage Schmerling's hatte die deutsche Bevölkerung des Königreichs, die stets den Fehler begangen, sich mehr auf den Adel ihrer Nation als auf die eigene Kraft zu verlassen, arg deprimirt. Massenweise Mandatsniederlegungen erfolgten von seiten der Deutschen im Laufe des October; die Nachwahlen im November fielen fast alle zu Gunsten der Czechen aus, und, um den Gegensatz zu Mähren zu vollenden, ging auch das Gros der deutschen Aristokratie ins

Digitized by Google

„nationale" Lager über. Zum Danke dafür purificirten Rieger und sein Schwiegervater Palacky, der berühmte Historiker, sich von den letzten Schlacken des Liberalismus, die ihnen anklebten, und schlossen sich unbedingt der klerikalen Junkerpartei der Thun und Schwarzenberg an. Allerdings veranlaßten jene beiden Czechenführer, indem sie ihr besonderes Organ, den „Narod", stifteten und sich von den „Narodni Listy" lossagten, eine Scission: unter den Redacteuren des letztern Blattes und der „Politik", Sladkowski und Skrejkowski, blieb eine Fraction zurück, welche sich die „jungczechische" nannte und diesen Sprung dann doch nicht mitmachen wollte. Allein dieser Riß hatte praktisch nichts zu bedeuten. Die nationalen Gegensätze waren, zumal am Tage nach dem Staatsstreiche, viel zu schroff, als daß Deutsch-Böhmen und Jungczechen sich auf dem gemeinsamen Boden eines liberalen Programms hätten begegnen können. Daher fühlten die Jungczechen sich zu einer verschwindend kleinen Minorität verurtheilt, sobald sie eine andere als rein nationale Politik nach dem Commando Rieger's und Palacky's treiben wollten. Die Erfahrung belehrte sie bald, daß sie ihren Selbständigkeitsgelüsten entsagen und als gehorsame Schleppträger der feudal-czechischen Partei auftreten müßten, wenn sie nicht etwa gar in eine unfreiwillige Allianz mit den verhaßten Deutschen gerathen wollten.

So war denn die Ligne zwischen den Nationalen, Klerikalen und Großgrundbesitzern fertig, der gegenüber für die Deutsch-Böhmen kein Sieg mehr, sondern nur noch ein ehrenvolles Unterliegen denkbar war. Aber wie wird die Geschichte urtheilen über eine Aristokratie, die um ihrer Kasteninteressen willen ihr eigen Fleisch und Blut den Slawen ans Messer liefert, wie über die Magnaten, noch dazu „frommen" Magnaten und Concordätler, die, aus dem Reiche eingewandert und oft keines czechischen Wortes mächtig, die deutschen Böhmen zwingen wollten, der Sprache zu entsagen, in der ihre Mutter sie das Vaterunser beten gelehrt! Und es befinden sich unter diesen Aristokraten die Fürstenberg aus Schwaben, die Thurn und Taxis aus Franken (freilich war Fürst Hugo zugleich ein Schwager des Staatsministers), die Thun von Hohenstein (auch hier ist Graf Leo ein Schwager des Grafen Clam-Martinitz), die Nostitz u. s. w., die in aller Seelenruhe mit den Czechen einen Tauschhandel eingingen, indem sie diesen so viele Deutsche überwiesen, aus deren Haut die Herren Palacky und Sladkowski sich Riemen schneiden mochten, als die Führer der „Nationalen" ihnen in mittelalterlichen Jagdgesetzen und Virilstimmen bezahlten! Eine ekelhaftere Grimasse hat die Weltgeschichte noch nicht zu Tage gefördert, als das Treiben jener Hochtories, die sich auf die Urczechen hinausspielten und sich den Anstrich gaben, auf die Zustände vor der Schlacht am Weißen Berge zurückgreifen zu wollen, wie Ungarn an die Zeit vor Világos anknüpfte, während ihre Familien ihre Güter in Böhmen eben den Confiscationen Ferdinand's II. verdanken, der ihre Vorfahren als seine treuen Anhänger mit den reichen Besitzungen der auf dem Altstädter Ring enthaupteten „Rebellen" ausgestattet! Mit diesem Landtage kam daher auch der Staatsminister trefflich zurecht: nur auf seinen schlauen Plan, die Landtage zu Postulatenlandtagen zu degradiren, indem er von ihnen „Gutachten" verlangte über Angelegenheiten, die zur allgemeinen Gesetzgebung gehörten, ging auch der prager Landtag nicht ein und ließ so schon in dieser Session merken, daß das Reich ihn herzlich wenig kümmere. Wenn die deutschen Landtage solche Vorlagen als zur Competenz des Reichsraths gehörig zurückwiesen, so wollte man in Prag sich zu keinem „Gutachten" herbeilassen, sondern die Sache einfach im Beschlußwege erledigen, soweit sie Böhmen allein anging, ohne nach dem andern weiter zu fragen. Graf Nostitz beantragte eine Dankadresse für das Septemberpatent; Herbst's Antrag, der betreffenden Commission auch seinen, im Sinne der deutschen Partei abgefaßten Resolutionsentwurf zu überweisen, wurde mit 111 gegen 105 Stimmen abgelehnt (30. Nov.); der Antrag Plener's auf Uebergang zur

Digitized by Google

Tagesordnung über die Dankadresse, weil sich im Laufe der Debatte herausgestellt, daß sie durchaus nicht die einstimmige Ueberzeugung des Landes zum Ausdruck bringe, fiel mit 97 gegen 118 Stimmen, und die Dankadresse wurde am 11. Dec. angenommen, nachdem der Regierungscommissär Graf Lazansky sich in so unschicklicher Weise über den Reichsrath und dessen Thätigkeit ausgelassen, daß vier Tage später der Herrenhauspräsident, Fürst Carlos Auersperg, nebst vier andern verfassungstreuen Großgrundbesitzern unter einem Protest gegen dieses Benehmen ihr Landtagsmandat niederlegten. Es war das derselbe Graf Lazansky, der ein halbes Jahr später als Vicestatthalter Böhmens sich, allen seinen Beamten voran, bei dem Anrücken der Preußen aus dem Staube machte. Aber wie Graf Belcredi ihm für diese Heldenthat einen hohen Orden verlieh, so ließ er ihn auch dem Fürsten Auersperg gegenüber nicht im Stiche. Hatte doch Lazansky's Verfahren durch seine Consequenzen die Deutschen definitiv in die Minorität gebracht, da die Neuwahlen auf czechische Candidaten fielen. Zwei Tage vor Jahresschluß nahm der Kaiser die Adresse entgegen und stellte der Deputation, die sie nach Wien überbracht, seine Krönung mit der böhmischen Krone in Aussicht, was nach czechischen Begriffen die Analogie zwischen Böhmen und Ungarn vollendete, sowie gleichbedeutend war mit der Incorporirung Mährens und Schlesiens in das Königreich. Dies und am 18. Jan. die Bestätigung des Sprachenzwanggesetzes machte das Maß des nationalen Jubels voll, sodaß es jetzt hieß: „Die Bestialität wird sich gar herrlich offenbaren!" Im Laufe des Februar nämlich kam es zu lärmenden Demonstrationen gegen die verfassungstreuen Abgeordneten, die sich der Czechisirung der ältesten deutschen Universität widersetzten; und den Gedenktag der Februarverfassung suchten die Czechen sich aus, um nach Landesbrauch in der Josephstadt Prags ihre gehobene Stimmung durch Judenhetzen zu bekunden, die bei ihnen gleichzeitig der naturwüchsige Ausdruck guter wie böser Launen sind und die dann auch sofort in den verschiedensten Districten ein lautes Echo fanden. Die Regierung hatte es in beiden Richtungen nicht allzu eilig mit dem Einschreiten. Die deutschen Abgeordneten sollten erst ein wenig „gezwiebelt" werden, bis man endlich polizeiliche und militärische Maßregeln gegen fernere Terrorisirungsversuche auf dem Platze vor dem Landhause traf. Der Antrag Rieger's auf Czechisirung der Universität war mittlerweile am 2. März im Sinne der Majorität erledigt worden. Obschon die Universität protestirt und eine Denkschrift an die Regierung eingereicht, in der sie gehört zu werden verlangte, wurde von dem für „Autonomie" schwärmenden Ministerium und Landtage mit 121 gegen 101 Stimmen der Antrag auf Befragung des Senats verworfen. Infolge einer matten und vieldeutigen Erklärung des Grafen Lazansky, daß die Frage eine Reichsangelegenheit sei, wurde endlich Thun's Vorschlag angenommen, wonach es jedem Docenten freistehen sollte, czechisch vorzutragen, und jedem Studenten die Prüfungen in dieser Sprache abzulegen. Gegen die Judenhetzen aber schritt die Regierung erst ein, als deutsche Fabrikanten nach Wien eilten, um energisch an geeigneter Stelle gegen die längere Duldung eines Unfugs zu reclamiren, der leicht in eine Jacquerie ausarten konnte, wenn er auch dem Grafen Belcredi nur als eine harmlose Aeußerung des „historisch-politischen Individualitäten"-Spiels erscheinen mochte. Am 19. März wurde in den hart betroffenen Districten die Sicherheit des Lebens und Eigenthums durch Publicirung des Standrechts rehabilitirt; und wer weiß, ob man darauf nicht noch länger hätte warten müssen, wenn nicht die Militärpartei diese Maßregel als unscheinbaren Deckmantel für den ersten Beginn der Truppenconcentrationen in Böhmen gegen Preußen verlangt hätte. Inzwischen hatten die Czechen den Feudalen auch das famose neue Jagdgesetz nach mecklenburger Zuschnitt als Morgengabe dargebracht; und zum Schlusse der Session fand dann noch diese verhängnißvolle Allianz, in der „Nationale", Klerikale, Feudale und Regierung den Deutsch-Böhmen ihre Rechte, wie Orla Lehmann bezüglich der

Digitized by Google

Herzogthümer sagte, „mit blutiger Schrift auf den Rücken schrieben", ihren ganz präcisen Ausdruck in der Adresse an den Kaiser wegen radicaler Umgestaltung der Landesvertretung. Der böhmische Landtag besteht aus 5 Virilstimmen (4 Bischöfe und der Universitätsrector), 70 Vertretern des Großgrundbesitzes, 87 der Städte und Handelskammern, 79 der Landgemeinden. Begreiflicherweise ist das flache Land die Stütze des Czechismus, während die Deutschen in erster Linie auf die Städte und Handelskammern angewiesen sind. Demgemäß wurde eine abnorme Erhöhung der Landgemeinden-Repräsentanten vorgeschlagen, wogegen die Vertretung der Handelskammern ganz gestrichen und die der Städte auf ein Minimum reducirt werden sollte. Zum Danke dafür, daß Adel und Klerus diese himmelschreiende Ungerechtigkeit durchsetzen halfen, wurden dem weltlichen und klerikalen Großgrundbesitz eine Menge Virilstimmen zugesprochen. Die Hochkirchler und Hochtories waren ohnehin gut czechisch, und wenn man dadurch dem vom Deutschthum inficirten Mittelstande des Großgrundbesitzes sein Wahlrecht arg verkümmerte, so war das abermals reiner Gewinn; die Inhaber der Latifundien waren aus Kastengeist „national", auch wenn sie keine Silbe czechisch verstanden. Da diese herrlichen Vorschläge jedoch eine Revision nicht blos der Wahl-, sondern der Landesordnung involvirten, war zu ihrer Annahme eine Zweidrittelmajorität erforderlich. Dieselben Leutchen also, die fortwährend über die „Octroyirungsgelüste" der Deutschen schrien, beschlossen, diese Klippe dadurch zu umgehen, daß sie mit einfacher Mehrheit eine Adresse an den Kaiser richteten, welche ihn bat, dem Lande die beiliegende Wahlordnung aus eigener Machtvollkommenheit zu verleihen. Mit 119 gegen 110 Stimmen wurde der Antrag der Deutschen auf Nothwendigkeit der Zweidrittelmajorität verworfen, und am 20. März erklärte der von der Regierung ernannte Oberstlandesmarschall, Graf Rothkirch-Panthen, die Adresse mit 119 gegen 98 Stimmen für angenommen, weil hier die absolute Majorität genüge! Die gesammte Minorität der Deutschen unterzeichnete einen Protest gegen diese Vergewaltigung.

Wie den böhmischen, so ließ Graf Belcredi auch den galizischen Landtag ein paar Monate länger als die deutschen Landtage beisammen; doch wurde derselbe sein eigentliches Steckenpferd erst in der nächsten Session, als die Czechen anfingen bockbeinig zu werden, weil ihnen eine Ahnung davon aufdämmerte, daß sie doch nur die Rolle des Frosches in der Fabel gespielt, wenn sie sich zu Ungarn aufgebläht, und nachdem Graf Goluchowski seine eigenthümliche Mission als eine Art polnischen Vicekönigs angetreten. Im Herbst 1865 handelte es sich für den Grafen erst einmal darum, wieder festen Fuß unter seinen Landsleuten zu fassen, denen er aus früherer Zeit her gerade keine allzu sympathische Persönlichkeit war. Gleich allen Octobermännern der Erblande war auch Goluchowski ein treuer Diener des Bach'schen Systems gewesen. Während Clam-Martinitz als Statthalter in Krakau die Polen niederhielt, operirte Goluchowski im Lemberg mit den Ruthenen gegen sie, bis er sich überzeugt, daß die letztern im Herzensgrunde Russen seien, was aus dem staatsmännischen Jargon ins Deutsche übersetzt heißt: bis er sah, daß die Zeit des bureaukratischen Nivellirens mittels der gegeneinandergehetzten Nationalitäten vorüber war und nunmehr nur noch mit den „historisch-politischen Individualitäten" Geschäfte zu machen seien. Daß seine fünfvierteljährige Amtirung als Minister des Innern und dann als Staatsminister nach Bach's Sturze nicht geeignet war, seine Popularität zu heben, bedarf keiner Erörterung. Genug, daß er sich bemüßigt fand, in jeder Richtung den echten Staroften herauszukehren, dem verstärkten Reichsrathe gegenüber, dem er gerade herausjagte, die Herren möchten sich nicht einbilden, daß er ihnen mit solcher Bonhomie Rede stehen werde, wie der Justizminister es gethan; angesichts der Bevölkerung, die er durch seine vier unvergleichlichen Landtagsstatute vom 20. Oct. 1860 in eine zwischen Hohnlachen und Ingrimm schwebende Stimmung versetzte. In

Digitized by Google

gewissenhafter Fürsorge für sich selber hatte er noch als Staatsminister die Statthaltereien von Ost- und Westgalizien wieder in Eine verschmolzen; allein diesmal hieß es „sic vos non vobis mellificatis apes", denn der Mann war bei seinem Sturze nach allen Richtungen zu stark abgenutzt, als daß Schmerling ihn hätte als Statthalter nach Lemberg schicken können. Ein homerisches Göttergelächter war die einzige Antwort, als einer seiner Freunde ihn bei den Wahlen von 1861 als Candidaten in Lemberg vorschlug. Jetzt trat er eben dort bei den Nachwahlen auf. Man wußte, daß er mit Belcredi, der den Polen von vornherein eine sanftere Hand als Schmerling zeigte und durch eine umfassende Amnestie im November vielen derselben ihre politischen Rechte wiedergab, auf vertrautem Fuße stand. Man wußte, daß im großen und ganzen die Auslieferung der Ruthenen an die Polen, schon weil jene zu Schmerling gehalten und dann auch, weil das System, wonach die Krone der Jagellonen eine „historisch-politische Individualität" war, es so mit sich brachte, in Belcredi's Politik paßte. Der Staatsminister begegnete allen Klagen der Ruthenen über Vergewaltigung mit eisiger Kälte: „Ich kann euch nicht helfen, ihr müßt euch mit den Polen vertragen", war sein ewiger Refrain. Diesen Wahlspruch auszuführen, schien Goluchowski, nach allen Erfahrungen und Wandlungen, die er durchgemacht, der geeignete Mann. So wurde er denn in Lemberg zum Deputirten gewählt, obschon die israelitischen Wähler ihm das Mandat bis aufs Blut streitig machten. Sie hatten nicht vergessen, daß er vor fünf Jahren als Minister die Fähigkeit, Grundbesitz zu erwerben, für die galizischen Juden an die Absolvirung gewisser Schulklassen geknüpft. Als Landtagsdeputirter schien der Graf dann glühende Kohlen auf die Häupter der Kinder Israels sammeln zu wollen, indem er deren bedingungslose Emancipirung beantragte. Freilich blieb er später, ganz gemüthlich in den Zähnen stochernd, wie ein echter Cavalier sitzen, als Polen und Ruthenen um die Wette einen Antrag niedervotirten, für den sein Urheber kein Wort der Empfehlung hatte! Auch der Conflict zwischen Polen und Ruthenen sollte in dieser Session noch nicht zum vollen Durchbruch gelangen: erst gegen Ende derselben spitzte er sich schärfer zu. Wohl hatte der lemberger griechisch-unirte Erzbischof Litwinowicz am 1. Nov. ein Programm der ruthenischen Partei veröffentlicht, das auf eine Halbirung Galiziens nach den beiden Nationalitäten abzielte. Allein einestheils hatte ja auch die Regierung eine Vorlage, natürlich in der sichern Voraussicht, daß die Polen dieselbe ablehnen würden, eingebracht, derzufolge Galizien in zwei Statthaltereigebiete unter einem Generalgouverneur zerfallen sollte; anderntheils sollten die Deutschen mit den Ruthenen Galiziens sowie mit den Ruthenen und Rumänen der Bukowina genau dieselbe Erfahrung machen, die sich ihnen schon in Siebenbürgen aufgedrängt. Sie glaubten diese Stämme dem Centralismus gewonnen zu haben, während dieselben blos einfach ministeriell waren und blieben, daher auch mit der uns bereits bekannten Naivetät ins föderalistische Lager übergingen, selbstverständlich immer unter Führung ihrer geistlichen Oberhirten. Wie Saguna und Sterka-Siulutiu hatte auch Litwinowicz von der alten Regierung alles erhalten, was sie ihm verleihen konnte: warum also es mit der neuen verderben und das Gewonnene vielleicht doch gefährden, wie ja dem katholischen Bischof Haynald in Siebenbürgen wegen seiner Opposition gegen Schmerling die Geheimrathswürde entzogen worden war? So kam es, was man in Wien für absolut unglaublich hielt, daß nicht nur der czernowitzer Landtag seine Dankadresse für das Septemberpatent ohne weiteres votirte, sondern auch der lemberger gleich am Eröffnungstage eine solche ohne Debatte und einstimmig annahm. „Wo waren denn da die Ruthenen?" fragten die wiener Blätter, „wo war Litwinowicz, der Schmerling seine erzbischöfliche und Geheimrathswürde sowie den Sitz im Herrenhause dankte, nachdem er die erste Reichsrathssession hindurch als Führer der elf Stimmen zählenden Ruthenenbrigade im Abgeordnetenhause stets mit der Regierung gestimmt?"

Digitized by Google

Er und die Seinen thaten eben, was sie immer gethan: sie gingen mit der Regierung! Daß sie sich damit einer politischen Charakterlosigkeit schuldig machten, war ihnen sehr gleichgültig; daß sie aber auch einen dummen Streich begangen, davon dämmerte denn doch schon am Schlusse dieser Session eine dunkle Ahnung in ihnen auf, die sich in der nächsten Session bis zur blendenden Klarheit steigerte: denn am 27. März petitionirte der Landtag bei dem Kaiser um die Einsetzung eines eigenen galizischen Hofkanzlers, obschon die Ruthenen mit Litwinowicz an der Spitze den Saal verlassen hatten und nur 84 Polen zurückgeblieben waren; und am 18. April verwarf, unter heftigem Protest der Ruthenen, die polnische Majorität die Regierungsvorlage wegen der Zweitheilung Galiziens. Von den Ruthenen gilt hier natürlich das „tu l'as voulu" in ausgedehntestem Maße. Nichtsdestoweniger bleibt es bei der Nähe Rußlands einerseits, bei der sehr geringen Sympathie andererseits, welche die Polen für die Reorganisirung Oesterreichs an den Tag legen, ein äußerst gewagtes Experiment, die traditionelle Politik der wiener Regierung in Galizien so vollständig auf den Kopf zu stellen. Der moralische Rechtstitel des Hauses Habsburg-Lothringen auf dies Königreich bestand ja eben darin, daß dort Maria Theresia und Joseph II. die ruthenische Majorität von dem unerträglichen Joche der polnischen Minorität und namentlich ihrer Aristokratie in nationaler, religiöser, sprachlicher Beziehung emancipirt; ja die thierisch Unterdrückten zuerst wieder zu menschlicher Würde erhoben. Welch ein Jubel brach in ganz Ostgalizien los, als gerade vor 50 Jahren Franz I. in Lemberg dem Gottesdienste in der griechisch-katholischen Kirche von Anfang bis zu Ende beiwohnte, während die katholischen Polen den Glauben der Unirten mit einer souveränen Verachtung behandelt, die kaum durch die Tyrannei Rußlands gegen die Anhänger dieses Bekenntnisses überboten ward. Dafür statteten die Ruthenen der Dynastie ihren Dank durch eine Treue ab, welche das Ministerium fast der Sorge überhob, in Epochen der polnischen Agitation Truppen nach Galizien zu dirigiren: 1830 so gut wie in dem Schreckensjahre 1846, dann wieder 1848 und zuletzt 1863. Als dem Grafen Rechberg die übertriebene Ausbeutung der Nachsicht, die er anfangs gegen die Unterstützung des polnischen Aufstandes bewiesen, unbequem ward, genügte Ein Wink an die Ruthenen, um „die Ruhe" wiederherzustellen. Daß die rohe Entmenschtheit, mit der das 1846 geschah, nur in dem Entsetzen, welches vor vier Jahren das Vorgehen der Berg, der Murawiew, der Annenkow u. s. w. in Russisch-Polen provocirte, ein würdiges Gegenstück findet; daß Oesterreichs Haltung 1863 ein Musterstück von Schwäche und Zweideutigkeit war, bedarf keines Beweises. Darum aber bleibt es nichtsdestoweniger eine Kinderei oder Perfidie, jene Gegensätze einfach auf eine reactionäre Intrigue zurückzuführen und die Ruthenen als eine „Erfindung" Stadion's zu Camarillazwecken darzustellen. Wer nur eine Ahnung hat von dem flammenden Hasse gegen die polnischen Unterdrücker, der sich auf dem 1848er Reichstage in den Reden Kowbasiuk's und anderer Ruthenen aussprach; wer nicht muthwillig übersieht, wie sowol in jener Constituante als auch noch heute im lemberger Landtage und leider selbst bei den blutigen Greueln von 1846 die mazurischen oft genug den ruthenischen Bauern gegen die polnische Aristokratie die Hand boten: wird sich so thörichter Behauptungen nicht schuldig machen, da für jeden, der nicht absichtlich den Blinden spielt, die Situation durchsichtig klar ist. Seitdem die Polen im Abgeordnetenhause, um ihrer nationalen Zwecke willen, bei der Verfassungsrevision und der Bekämpfung des Ultramontanismus durchweg nur das Interesse der Feudalen und Prälaten im Auge hatten, weil sie die Fühlung mit ihrem Klerus und Adel nicht verlieren wollen; seitdem ihre Deputation in allen politischen und religiösen Fragen an Freisinn weit hinter der Regierung zurückblieb und durchweg mit der Grafenbank, den Slowenen und den schwarzen Czechen aus dem Lande der Glaubenseinheit stimmte; seitdem ihre Magnaten im Herrenhause,

Digitized by Google

die Fürsten Sanguszko und Jablonowski, sich als die fanatischsten Vertheidiger des Concordats geberden, wird es wol endlich gestattet sein, offen herauszusagen, daß auch die Interessen der Civilisation und des Liberalismus in diesem Kampfe keineswegs ausschließlich auf Seite der Polen stehen, wie diese der Welt weismachen möchten. Sie sind in Oesterreich, wo sie den Urtypus aller feudal-klerikalen Reaction, den Ansiedler der Jesuiten in Tarnopol, den Grafen Goluchowski, zu ihrem Abgott und zu Macht und Würden erhoben, dieselben wie in Preußen, wo sie der Märzerhebung die Befreiung ihrer zum Tode verurtheilten Landsleute aus dem moabiter Zellengefängnisse dadurch lohnten, daß sie bei der Verfassungsrevision durch ihre ausschlaggebenden Stimmen Manteuffel den Staatsgerichtshof und die Pairskammer bewilligten, blos weil Graf Arnim-Boitzenburg ihnen Hoffnung auf eine Universität in Posen erweckt! So weit an Liberalismus bringen es die Ruthenen mit ihrem Litwinowicz auch noch, ja unter einem freisinnigen Regimente viel weiter: denn sie haben oft unter Schmerling bewiesen, daß sie, außer in Steuerfragen, unbedingt ministeriell sind, selbst wenn ihr Bischof einmal seinen antigouvernementalen Tag hatte! Ob es unter diesen Umständen nach irgendeiner Seite hin ein Gewinn für Oesterreich ist, daß es Belcredi gelungen, einen ruthenischen „Schmerzensschrei" in Scene zu setzen; ob Baron Beust nicht besser gethan hätte, demselben ein Ende zu machen, wie er den deutsch-böhmischen beschwichtigte: ist jedenfalls eine offene Frage. Steht doch die stammverwandte Nation, die von dem erstern profitiren will und seit dem Krimkriege aufs äußerste gegen Oesterreich erbittert, seit 1863 aber sicherlich fest entschlossen ist, keinen Herd polnischer Agitationen in Galizien zu dulden, noch viel feindseliger auf der Wacht als jene andere, der am Ende die „Schmerzenskinder" in Böhmen zufallen müßten. Daß aber die Ruthenen Oesterreich gründlich entfremdet sind, nachdem sie den lemberger Landtag 1866 in stillem Ingrimm, 1867 in offener Wuth verließen, das hat ihre Beschickung des moskauer Slawencongresses bewiesen, die um so charakteristischer ist, als sie doch wissen, wie Nikolaus I. mit der unirten Kirche bei sich zu Hause umgesprungen ist; das beweist der Umweg, den die russische Kaiserin alljährlich über Czernowitz und Lemberg durch Ostgalizien bei ihrer Reise von und nach dem Lustschlosse Livadia in der Krim macht, sowie die ungeheuere Höflichkeit, mit der Goluchowski jedesmal die Zarin an der Grenze empfängt und während der ganzen Tour durch österreichisches Gebiet nicht Einen Moment von der Seite derselben weicht.

Als endlich auch der lemberger Landtag auseinanderging, warf einerseits der herannahende deutsche Krieg bereits seine düstern Schatten vor sich her; andererseits war der ungarische Reichstag schon vier Monate in voller Thätigkeit. So müssen wir denn zunächst sehen, wie das Sistirungsrégime seine erste Probe einem ernsthaften Parlament gegenüber bestand. Nur ein Wort sei vorher noch gestattet, wenn unsere Schilderung der böhmischen Hochtories und Hochkirchler vielleicht manchem mehr nach einem Pamphlet als nach Geschichtschreibung zu schmecken scheint. Eben als wir diese Zeilen schrieben, brachte uns das Czechenblatt in deutscher Sprache, die prager „Politik" (vom 26. Nov. 1867), den ersten Artikel einer Serie von Aufsätzen über „den Panslawismus, seine Vergangenheit und Zukunft", in welchem mit großem Behagen registrirt wird, daß die Czechen sowie die Ungarn die Deutschen „Schwaben" nennen, abgeleitet von dem schmuzigen „ekelhaften Ungeziefer". Verfasser dieser Abhandlung ist Graf Friedrich von Thun und Hohenstein, Bruder des Concordatvaters Grafen Leo, des frühern Gesandten beim Bundestage und dann in Petersburg, der dabei aber 1867 im prager Landtage alles Ernstes erklärte, er sei ein Ignorant in Staatsgeschäften, ein Laie im Staatsrechte! Wie bei diesen Leuten ohne Nationalität auch die Schwärmerei für das Concordat nicht Gewissens-

Digitized by Google

sache, sondern lediglich ein Ausfluß der Kasteninteressen ist, zeigen sie deutlich, indem die Art, wie Alexander II. die katholische Kirche in Polen behandelt und das russische Concordat mit Gregor XVI. einfach cassirt hat, ihren Enthusiasmus für das Zarenreich nicht im mindesten abschwächt, weil ja dort die Früchte des Concordatbruchs dem Despotismus in den Schos fallen, nicht wie in Oesterreich dem verabscheuten Liberalismus. Das ist die Liebe der Octobermänner zur „Autonomie" der katholischen Kirche, hinter welchem Gefühle Graf Leo Thun seine Absichten bei dem Abschlusse des Vertrags mit Rom verstecken möchte! Wir behaupten nicht gerade, jene „Herren" sine ira et studio geschildert zu haben; aber Parteileidenschaft hat unsern Blick ebenso wenig getrübt, als wir sie in ihrem wahren Lichte zeigten.

Madame Roland.

Ein Essay nach den neuesten Memoiren.

Von Feodor Wehl.

Mémoires de Madame Roland, publiés par M. Prosper Faugère (Paris, Hachette, 1864).
Étude sur Madame Roland et son temps, par M. C. A. Dauban (Paris, H. Plon, 1864).
Nouvelle galerie de femmes célèbres, par M. Sainte-Beuve (Paris, Garnier Frères, 1865).
Portraits et biographies, par M. Alphonse de Lamartine (Paris, Librairie internationale, 1864).

Erster Artikel.

Von den Memoiren der Madame Roland liegen verschiedene Ausgaben vor. Die erste erschien 1795 zu Paris unter dem Titel „Appel à l'impartiale postérité". Eine zweite erfolgte wenige Jahre danach, die dritte 1820 und 1821, die vierte 1835. Die letzte, neu durchgesehene und vermehrte, ist die vorstehend namhaft gemachte von Faugère, unbezweifelt die beste und wichtigste von allen, weil sie außer der gesammten Correspondenz zugleich die jüngst aufgefundenen Briefe von Madame Roland an Buzot enthält und damit ganz neue Gesichtspunkte für das Wesen und den Charakter der erstern zur Geltung bringt. Die neue Studie von Dauban stützt sich hauptsächlich auch auf jene und andere neuerdings veröffentlichte Briefe der merkwürdigen Frau, deren Bild der deutschen Leserwelt von neuem vorzuführen deshalb zeitgemäß schien. Dies um so mehr, als wir jüngst in „Unsere Zeit" aus gleicher Ursache ein Bild von Marie Antoinette gegeben haben und nach dieser unglücklichen Königin keine Frau so bedeutsam aus den Schrecken der Französischen Revolution hervorragt wie Madame Roland. Madame Roland ist gleichsam das Seitenstück von Marie Antoinette. Auch gehören diese beiden Frauengestalten im Grunde noch weit inniger zueinander, als man gemeinhin sich träumen läßt. Abgesehen davon, daß sie dasselbe Schicksal hatten, daß sie beide der Guillotine zum Opfer fielen, beide dem Tode mit außergewöhnlichem Muthe ins Auge sahen, der Wuth ihrer Gegner und ihren Henkern stoischen Gleichmuth entgegensetzten, beide schön und geistvoll, von Verehrern umdrängt, jetzt gefeiert, dann verleumdet waren, jede von ihnen die Seele, die Fahne einer Partei abgab, haben sie zugleich auch gewissermaßen einen Frauenkampf der Geschichte gekämpft, den näher zu betrachten und zu verfolgen ein Unternehmen von schmerzlichem Reize ist.

Die Königin Marie Antoinette und Madame Roland haben sich nie persönlich berührt, möglicherweise sich nie gesehen und dennoch auf Tod und Leben einander befehdet. Während die eine, umringt von den Royalisten, Hof hielt in den Tuilerien und das Königthum mit ihrem Körper deckte, sammelte jene in ihrem Hause in der Straße de la

Digitized by Google

Harpe, Saint-Côme gegenüber, die Partei der Girondisten um sich, um die Republik zu erwecken. Monarchie und Republik, für diese beiden Staatsformen sind diese beiden Frauen das Symbol, die Repräsentantinnen. Die eine stützt sich auf den Thron der Bourbonen und läßt sich unter seinen Trümmern begraben; die andere schließt sich mit allen ihren Träumen, Hoffnungen und Wünschen der Revolution an, um schließlich wie jene in deren Greueln zu Grunde zu gehen. Beide streiten und fechten nicht selbst für das, was sie vertreten, aber beide stehen hinter dem Vorhange und senden unablässig ihre Anhänger aus, um sie für ihre Idee kämpfen zu lassen. Sie befeuern, sie spornen an, sie geben die Impulse. In ihren Mienen, ihren Gesten, ihrem Lächeln liegt ihr Feldruf und Commandowort. Sie entflammen mit ihrer Anmuth, sie begeistern mit ihrer Schönheit. Mit ihren Illusionen und Phantasien treiben sie Tausende in den Tod, in den Tod für die Sache, die sie zu der ihrigen gemacht und von der sie meinen, daß sie herrlich und unbesiegbar sei. Beide, über dem Herzen und der Brust eines Weibes den Kopf eines Mannes tragend, beide immer eifrig darauf bedacht sich im Kreise ihres Geschlechts zu zeigen, und doch mit ihrer Leidenschaft, ihrer Kühnheit, ihren Planen und Intriguen weit darüber hinausgreifend, beide rastlos thätig, der Schrift und des Wortes in seltenem Grade mächtig, beide unruhig, treibend, drängend, heroisch in ihrem Wesen, ihre Gatten überragend, geliebt und liebend, dabei im allgemeinen die Männer ihrer Umgebung verachtend und doch bei allem, was sie verlangen und wünschen, an dieselben verwiesen, so stehen diese beiden Frauen sich geschichtlich gegenüber, um sich durch ihren Anhang in ihren heiligsten Empfindungen, in ihrer Ehre, ihrem Glück auf das grausamste zu zerfleischen.

Einen gewissen Zeitraum hindurch ist die Französische Revolution ein Duell zwischen Marie Antoinette und der Roland. Die Waffen, die sie führen, sind ihre Gatten, ihre Gesinnungsgenossen, ihre Briefe, die Zeitungsblätter ihrer Partei. Sie nennen, sie erwähnen einander nicht, und doch sind sie Feindinnen bis aufs Blut, doch ruft jede von ihnen der andern zu: Du oder ich!

Es ist ein entsetzensvolles Schauspiel, das uns von diesen beiden Frauen geliefert wird. Beide voll Genie, voll Liebreiz und hohem Sinn, kommen sie lächelnd und tändelnd von verschiedenen Seiten, die eine aus dem Volke, die andere aus dem Kaiserpalaste zu Wien, um an einem Kreuzwege der Geschichte sich gegenüberzutreten und dort ihr Geschlecht, ihre Jugend, ihre Heiterkeit vergessend, sich in bleiche Gorgonenbilder des furchtbarsten Hasses zu verwandeln. Ihr Haß hat nichts Persönliches, Menschliches; es ist ein Haß der Grundsätze, der Anschauungen und Ueberzeugungen, ein Haß, der kein Blut und keine Thränen sieht, weil er hier aus dem Vorurtheile und dort aus dem Ideale stammend, ein Haß des Gedankens, der Ueberlieferung und Begeisterung ist. Marie Antoinette hat diesen Haß ererbt wie ihren Namen, ihre Stellung in der Welt; die Roland hat ihn sich angelesen, anerträumt aus ihren Büchern und Schriften des Alterthums. Diese machte ihr Haß fernsichtig, das Nahe übersehend, nur das Weite erkennend; die Königin machte er blind. Blind lief diese in ihr Verderben; die Roland lief sehenden Auges hinein. Den Untergang fanden beide und fast zu gleicher Zeit.

Die Gironde, deren Genius die Roland war, hat das Königthum vernichtet, in welchem Marie Antoinette lebte, und an der Leiche des Königthums fiel die Republik, die jene geschaffen haben wollten. Es war eine Republik der Schöngeister und Philosophen, eine Republik von Denkern und Dichtern, von Menschen, die sich an der Geschichte des Alterthums begeistert und daran ihre Studien gemacht. Das Katheder, die Tribüne, der schönwissenschaftliche Essay waren die hauptsächlichsten Schauplätze ihrer Wirksamkeit. Ihre Reden waren gedankenreich, voll Schwung und Emphase, Ausströmungen und Manifestationen schwärmerischer Seelen und hochgehender Gemüther, bezau-

Digitized by Google

bernd, hinreißend, glänzend von Bildung, Kenntniß und Geist. Einen Rhetor wie Vergniaud hatte die moderne Zeit auf dem politischen Felde noch nicht gesehen. Er hatte, wie Thiers ihn schildert, ein edles Herz, einen erleuchteten Kopf, und das Feuer, das ihn beseelte, wie lässig dasselbe zu zeiten auch glimmen mochte, war in wichtigen Augenblicken doch gar wohl im Stande, seine Rede wahrhaft erhaben zu machen. Sie war anregend, überschäumend und, dank einer außerordentlichen Geschmeidigkeit seines Organs, auch so ausdrucksvoll und einschmeichelnd, daß man wol behaupten kann, unvergleichlich in ihrer Art. Der Vortrag Mirabeau's erschien wie sein Charakter, ungleich und stürmisch, der Vergniaud's, immer anmuthig und edel, ward, wo es die Umstände verlangten, zugleich auch mächtig und imposant. Die Beredsamkeit war bei ihm nicht eine Kunst, meint Lamartine, sie war seine Seele selbst und zwar eine Seele, von einer Macht der Phantasie und einem Dufte des Geistes, wie sie nicht so leicht noch einmal gefunden werden dürfte. Seine Reden waren Gedichte der Tribüne, Poeme der Politik. Wenn man von Lord Byron sagte, daß seine Verse Parlamentsreden gewesen, so kann man umgekehrt behaupten, daß Vergniaud's Parlamentsreden Verse gewesen. Sie haben lange, stolze Perioden, Perioden, die gleichsam in ihrem erhabenen Wurf und Aufbau des Stils als rhythmisches Geheimniß die Hogarth'sche Wellenlinie der Schönheit in sich tragen.

Und so hervorragend und unvergleichlich Vergniaud als Redner immer war, dennoch stand er nicht isolirt in seinem Kreise. Barbaroux, Ducos, Fonfrède und Valazé wußten fortzureißen und zu zünden durch Lebendigkeit des Ausdrucks, durch eigenthümliche und frappirende Vergleiche, durch überwältigenden Impuls. Condorcet sprach tief und bedeutend, Antiboul mit Nachdruck und Würde, Duchâtel sicher und elegant. Guadet, ein Mann von außerordentlichem Talente, konnte zu zeiten mit Vergniaud um den Sieg auf der Tribüne kämpfen. Er wußte mit einer seltenen Leidenschaftlichkeit und Wärme zu reden. Er hat mit seinen Reden außerordentliche Wirkungen erzielt. Nicht minder Brissot, dem eine kecke Schärfe der Invective, Lanjuinais, dem eine wunderbare Schlagfertigkeit, und Buzot, dem ein gediegenes Pathos und Wendungen von überraschender Kühnheit zu Gebote standen. Genfonné, ein durchaus logischer Geist, verstand einschneidend und mit vernichtendem Sarkasmus zu sprechen.

Jeder einzelne der Girondisten war so bedeutend, daß er das Haupt einer Partei hätte sein können. Sie waren eine Partei von Chefs. Darum entstand unter ihnen auch die Idee einer Föderativrepublik. Jeder von ihnen war im Stande ein Departement zu regieren und zu vertreten. Keiner war gemacht, sich zu unterwerfen und sich vom andern imponiren zu lassen. Sie waren sich gleich an Bildung, Geist, Befähigung und Intelligenz, ein Parterre von herrlichen Erscheinungen, von Genie und Talent. Alle ausgezeichnet mit Verstand und glänzenden Gaben, mit Enthusiasmus zum Vaterlande und Liebe zur Freiheit, gaben sie sich schwärmerisch dem Zuge des Jahrhunderts hin, für dessen Janitscharenmusik man sie erklären kann. Sie zogen klingend der Revolution voran; sie berauschten die Welt, aber am meisten sich selbst, weil sie alles in jenem Rosenlichte der Dichtung sahen, das sich in Hölderlin'schen Gedichten so entzückend ausnimmt, aber im Sturm und Drange eines entfesselten Volks in den Blutlachen des Schreckens verlöschen mußte.

Verbunden durch ein gemeinsames Gefühl für alles Erhabene und Große in der Geschichte, ließen sie Politik und Entschlossenheit nicht vermissen. Sie besaßen alles, was der Mann für das öffentliche Leben und den Staat bedarf, würden aber trotzdessen schwerlich Frankreich gerettet haben, und zwar aus demselben Grunde, aus dem sie endlich sich selber nicht retteten, nämlich weil sie der Republik allerdings ihre Köpfe,

Digitized by Google

aber kein Haupt zu bieten im Stande waren. Das Haupt der Gironde war ein Weib, war Madame Roland.

Dieser Ausspruch ist kein Paradoxon, sondern eine historisch bewiesene Wahrheit, was sich uns leicht ergeben wird, wenn wir die Entstehung und das Wesen dieser Partei näher ins Auge fassen.

Die Partei der Gironde entstand im Schoße der Gesetzgebenden Versammlung, welche den Reichsständen folgte, und zwar dadurch, daß die Abgeordneten des Girondedepartements, des größten Frankreichs, gleich im Anfange durch entschiedenes Rednertalent und republikanische Grundsätze Aufsehen machten und Einfluß gewannen. Es waren das Bergniaud, Guadet, Gensonné, Granvenenve, sämmtlich Advocaten, und Ducos, ein junger Kaufmann. Zu ihnen trat Brissot mit seinem Anhange, sodann Condorcet, Fauchet, Lasource, Isnard, Kersaint und Henri Larivière. Der Kern der Partei und der, welcher ihr den Namen gab, waren der Mehrzahl nach junge Männer mit feurigem Herzen und glühendem Kopfe. Ducos war, als er zur Guillotine geführt wurde, noch nicht 28 Jahre, sein Schwager Fonfrède erst 27 Jahre, ebenso alt war Duchâtel, Gardien zählte 39, Gensonné 35, Valazé 42, Buzot hatte kaum die 30 erreicht, Brissot stand im 39., Bergniaud im 35., ebenso Duprat und Lehardi, Lasource im 39., Mainville im 27., Bigée im 36. Jahre.

Man sieht, das Lebensalter der meisten bei ihrer Hinrichtung fällt zwischen das Ende der zwanziger Jahre und das der dreißiger. Fast alle hatten studirt; einige waren geradezu gelehrt. Belesen, genährt vom classischen Alterthum, politisch erregt und schäumenden Geistes liebten sie alle die Wissenschaft, die Literatur und Kunst. Sie waren Schöngeister im wahren Sinne des Worts und zogen an und sammelten um sich, was ähnlich war. Es lag etwas Artistisches in und über ihnen, ein Hauch echter Humanität, ein Zug zur wahren Schönheit des Daseins, dabei ein unverwüstlicher Fonds von Edelmuth, Versöhnungslust und Sorglosigkeit. Sie waren die Athener des neuen Griechenlands: die Denker, Träumer, Lebemänner der Revolution. Die Revolution wurde ihnen zum Symposion des Jahrhunderts, zum heitern Gastmahl mit geistvollen Gesprächen und Scherzen, mit Gesang und Flötenspiel. Sie legten überall ein großes Gewicht auf geistige Fähigkeiten, auf Adel der Gesinnung. Sie wurden die geistige Aristokratie im Convent.

Daß Männer dieser Art eine edle und für die Freiheit begeisterte Frau anziehen mußten, liegt auf der Hand. Madame Roland, deren Erziehung und Geistesrichtung wir später noch eingehender betrachten werden, neigte sich gleich von Anfang ihnen zu. Sie ließ sich hinreißen von ihren Aussprüchen und Reden, und da Roland ein zwar etwas trockener und pedantischer, aber zugleich doch auch überaus ehrenhafter und wohlmeinender Mann war, so konnte es nicht schwer fallen, ihn dieser Partei zuzuführen. Er hatte sich in Lyon, wo er zuletzt seinen Aufenthalt hatte, für die Bewegung entschieden. Im Jahre 1791 kam er nach Paris und lernte hier einzelne der Mitglieder der Gironde persönlich kennen, die sich bald genug um ihn, hauptsächlich aber um seine Gattin scharten. Begabt mit einem wahrhaft erleuchteten Geiste und einem durchdringenden Verstande, hatte sie vom Himmel noch eine weit seltenere Gunst erhalten: eine großmüthige und erhabene Seele, eine Seele, die mit der Schwärmerei der Jugend zugleich eine außerordentliche Thatkraft verband. Dazu kam, daß sie um volle 20 Jahre jünger als ihr Mann, von gewinnender Schönheit war. Jemand, der Madame Roland 1789 Gelegenheit hatte zu sehen, schilderte sie wie folgt: „Ihre Augen, ihr Wuchs und ihr Haar waren von hervorstechender Schönheit und ihr zarter Teint besaß eine Frische und Farbe, die vereint mit ihrer Miene der Reinheit und Bescheidenheit sie wunderbar verjüngten. Ich fand an ihr keineswegs jene Eleganz gefälliger Manieren der Pariserin,

Digitized by Google

die sie in ihren Memoiren an sich selber rühmt, aber auch noch weniger etwas von einem linkischen Wesen, denn was wirklich einfach und natürlich ist, kann auch nie ganz ohne Anmuth sein. Ich erinnere mich, daß, als ich sie zum ersten mal erblickte, sie völlig dem Bilde entsprach, das ich mir von der Julie Jean Jacques Rousseau's gemacht; und als ich sie gar sprechen hörte, ward diese Vorstellung noch vollends vervollständigt."

Während ihrer Gefangenschaft hat sie einer ihrer Haftgenossen, Riouffe mit Namen, der später „Denkwürdigkeiten einer Eingekerkerten" hinterließ, folgendermaßen geschildert: „Ihr ganzer Gesichtsausdruck war vergeistigter Art; das Unglück und ihre lange Einsperrung hatten freilich in ihrem Gesicht Spuren des Trübsinns zurückgelassen, allein sie wurden durch ihre natürliche Lebhaftigkeit gemäßigt: sie besaß eine wahrhaft republikanische Seele in einem Körper, der, von Anmuth bewegt, eine Haltung zeigte, wie man sie sich nur immer an einem Königshofe wünschen mag; etwas mehr, als was sich gewöhnlich in den Augen der Frauen spiegelt, malte sich in ihren großen dunkeln Augen, voll Feuer und Milde zugleich; sie sprach oft mit mir durch das Gitter des Gefängnisses mit der Freiheit und dem Muth einer erhabenen Seele. Diese republikanische Sprache, dem Munde einer lieblichen französischen Frau entströmend, deren Schaffot schon errichtet war, erschien als ein Wunder der Revolution, an das man noch nicht gewöhnt war. Wir alle um sie her lauschten mit einer Art Bewunderung und Erstaunen ihrer Unterhaltung, die ernst war, ohne kalt zu sein. Sie wußte sich mit einer seltenen Kunst und mit einer Schönheit der Sprache auszudrücken, daß, wenn man sie vernahm, man eine Musik zu hören vermeinte, welche das Ohr bis dahin nicht kennen gelernt hatte."

Sie selbst macht in ihren Denkwürdigkeiten folgende Beschreibung von sich: „Mit 14 Jahren maß ich ungefähr 5 Fuß; ich war zu dieser Zeit schon vollständig ausgewachsen; mein Bein erschien wohlgeformt, mein Fuß zierlich; die Hüften hoch und wohlausgewölbt; die Brust breit und voll; die Schultern anmuthig gestaltet; dabei war meine Haltung fest und graziös, der Schritt schnell und leicht. Dies war, was der erste Blick auf mich zeigte. Mein Gesicht hatte nichts Anziehendes als eine große Frische und bei viel Milde doch auch Bestimmtheit des Ausdrucks. Beim Betrachten der einzelnen Züge ließ sich fragen: wo ist hier denn Schönheit? Kein einziger war regelmäßig, aber alle zusammen gefielen doch. Der Mund war ein wenig groß; man sieht jedenfalls tausend schönere, aber keiner von ihnen besitzt ein gleich zärtliches und verführerisches Lächeln. Das Auge war im Gegensatze dazu nur klein, von graubrauner Farbe, gekrönt von einer wohlgezeichneten braunen Augenbraue; es wies einen offenen, freien, lebhaften und zugleich sanften Blick auf, der in seinem Ausdruck wechselnd war wie die Seele, welche er durch seine Bewegungen malte; ernst und streng, frappirte er manchmal, aber noch öfter schmeichelte er und jedenfalls zog er immer an.

„Mit der Nase habe ich einige Noth, denn ich fand sie von jeher ein wenig dick an der Spitze, indeß im ganzen und hauptsächlich vom Profil aus betrachtet, thut sie dem übrigen keinen Schaden. Die Stirn war breit, klar, noch jetzt wenig durch Falten verunstaltet, und wird gehoben durch sehr hoch gewölbte Augenhöhlen. Was das leidlich runde und aufgeworfene Kinn betrifft, so war es durch alle jene Merkmale gekennzeichnet, welche die Physiognomiker der Sinnlichkeit zuschreiben. Je mehr ich ihrer Ueberzeugung beistimme, desto mehr muß ich bekennen, daß sie niemand weniger gekostet hat als ich. Der Teint war mehr lebhaft als weiß, von strahlenden Farben, meist hervorgerufen durch die aufsteigende Röthe eines leichterregbaren Blutes; die Haut erschien zart, der Arm rund, die Hand, ohne klein zu sein, doch angenehm, weil die langen und spitzen Finger Geschicklichkeit andeuten und immer Anmuth bewahren. Die Zähne waren weiß und wohlgeordnet. Eine gewisse Fülle konnte als Zeichen vollständiger Gesundheit gelten.

„Dies waren", so schließt sie ihr Porträt, „die Schätze, welche die Natur mir ver-

Digitized by Google

liehen. Ich habe deren viele eingebüßt, hauptsächlich diejenigen, welche mit der Fülle und der Frische zusammenhängen; andere, die mir geblieben sind, sind indeß immer noch angethan, ohne daß ich irgend künstliche Mittel anwende, mich um fünf bis sechs Jahre jünger erscheinen zu lassen, als ich bin. Sogar Personen, die mich alle Tage sehen, haben, wenn sie mein Alter erfahren, Noth mir mehr als 2 oder 33 Jahre zu geben."

Man muß sich erinnern, daß sie dieses Bild von sich wie ihre Denkwürdigkeiten überhaupt nur verstohlen in der Düsterheit eines Gefängnisses, hinter eisernen Gittern und Riegeln, im Angesicht des Todes und unter der vollen Gewalt der Schreckensherrschaft niederschrieb, indem sie oft dabei sich lauschend umkehrte, um zu horchen, ob der Henker nicht bereits an die Thür klopfe, sie zum Blutgerüst abzuführen. Wie echt weiblich und zugleich wie menschlich rührend ist es, daß sie dabei es Camille Desmoulins nicht vergessen kann, daß er einmal Erstaunen darüber geäußert, wie sie in ihrem Alter und mit so wenig Schönheit so viele Verehrer gefunden. „Das kommt", meint sie, „weil ich ihn nie gesprochen"; indem sie freilich hinzusetzt: „aber allerdings ist zu wetten, daß ich mit einem Menschen seiner Art kalt und schweigend, wenn nicht gar zurückstoßend gewesen sein würde."

Schon dieser kleine Zug charakterisirt die Frau. Wie sie ihre Schönheit vertheidigt und es dem Schaffot gegenüber nicht vergißt, die Bemäkelung derselben für den Druck mit gesperrten Lettern sorgsam zu unterstreichen, so vertheidigt sie auch ihre Freunde, ihre Ansichten, ihre Träume bis an die Stufen der Guillotine. Es geht eine Sage: sie habe auf dem Blutgerüst noch nach einem Schreibzeug verlangt, um die ganz besondern Gedanken aufzuschreiben, die ihr auf dem letzten Wege vorgeschwebt. Sie wollte also auch ihre Seele noch vertheidigen gegen die Roheit der Henker, gegen den Graus und die Schrecken der Vernichtung, vertheidigen mit der Feder und dem Wort, deren beider sie in seltenem Grade fähig war.

Mit dieser Befähigung mußte sie zur Freundin der Girondisten werden. Sie liebte die Bildung, den Geist, den Adel der Seele. Sie schwärmte für nichts mehr als für historische Größe. Schon als Kind war ihr Lieblingsbuch der Plutarch, und sie rühmte sich selbst, daß sie diesen statt des Gebetbuchs mit in die Kirche genommen und daß sie durch dessen Eindrücke und Gedanken Republikanerin geworden, ohne es noch selbst zu wissen. Die gleiche Gesinnung und dieselbe Begabung zog sie zu den Girondisten, schließlich auch ihr Herz. Madame Roland liebte die Republik und Buzot.

Man hat ihr wie Marie Antoinette viele Liebhaber gegeben. Bald sollte sie Barbaroux, bald Vergniaud, bald Baucal des Issarts, bald irgendeinen andern Girondisten geliebt haben. Marat nannte sie die Circe dieser Partei. Man konnte sich denken, daß sie Roland nicht mit ganzem Herzen angehörte. Sie hat auch, wie es scheint, kein großes Geheimniß daraus gemacht. In ihren Memoiren schreibt sie: „Ich ehre, ich liebe meinen Gatten wie eine gefühlvolle Tochter ihren Vater, welchem sie selbst ihren Geliebten opfert. Ich habe den Mann gefunden, welcher dieser Geliebte sein konnte, und treu bleibend meiner Pflicht, konnte meine Offenherzigkeit doch die Gefühle nicht verbergen, denen ich unterworfen war." Was wunder also, daß man den Gegenstand dieser Gefühle zu erforschen trachtete und daß dieses Trachten nicht ohne Erfolg geblieben; Roland wenigstens muß gewußt haben, wie es um das Herz seiner Gattin stand. Sie selbst erwähnt seiner Eifersucht, indem sie meldet, „und das Glück war weit von uns". Auch die nächste Umgebung, die intimen Freunde erriethen wol das Geheimniß ihres Herzens, aber im Graus und Wust der Revolution, unter dem Blut des Schreckens ward es so erschüttert und begraben, daß es der Neuzeit verloren ging, bis es erst ein Zufall wieder ans Licht gezogen hat. Vier Briefe von Madame Roland an Buzot bei einem Gemüsehändler gefunden, zwei Porträts von ihm, mit einer Charakteristik des Originals von

Digitized by Google

Madame Roland beschrieben, in dem Staube eines Antiquarladens entdeckt, bieten den Commentar der Geschichte eines unglücklichen Herzens. Buzot war verheirathet und stand in demselben Verhältniß zu seiner Frau wie Madame Roland zu ihrem Gatten. Das Schicksal hatte zwei starke Seelen gewählt für die Prüfungen, die es ihnen auferlegte. Sie fanden sich, weil sie gleich an Geist und gleich im Gefühle waren. Sie liebten sich, und diese Liebe begeisterte und kräftigte sie in dem großen Kampfe der Revolution, den beide mit Muth und Ausdauer durchkämpften. Besonders an Manon Roland sind diese Eigenschaften bewundernswerth. Stoischen Geistes, wie sie war, machte ihre unbefriedigte Leidenschaft sie nicht sentimental, wie es bei tausend andern Frauen geschehen wäre, sondern fest, gestählt bis ins Innerste. Sie ward ihrer einzigen Tochter eine liebende, sorgsame Mutter, ihrem Gatten eine treue, vorwurfsfreie Frau, der Republik eine ergebene Bürgerin. Im Interesse für die Staatswohlfahrt gipfelte ihr Leben, welches das Leben einer Römerin aus dem Alterthum war. Würdig einer solchen hat sie gewirkt, würdig einer solchen ist sie gestorben.

Sehen wir hier zunächst auf ihre Stellung und ihre Thätigkeit inmitten der Partei. Sie hatte früh gelernt, sich mit ernsten Dingen zu beschäftigen. Mit einem lebhaften Gefühle für geschichtliche Größe versehen, unbefriedigt im Herzen und resignirt in Bezug auf dessen Leidenschaft, neigte sie gleich von Anfang an der revolutionären Bewegung zu. Schon in Lyon hatte sie mit Roland zusammen für eine Zeitung geschrieben, wie sie denn überhaupt seine Studien, seine Thätigkeit zu theilen pflegte. Sie hat sich darüber in ihren Aufzeichnungen selbst eingehend ausgesprochen. „Die Gewohnheit und der Geschmack an ernsthaften Beschäftigungen", sagt sie, „haben mich die Arbeiten meines Gatten theilen machen, solange er einfacher Geschäftsmann war; ich schrieb mit ihm wie ich mit ihm aß, weil das eine mir beinahe so natürlich war wie das andere, und weil, nur für sein Glück existirend, ich mich dem widmete, was ihm am meisten Vergnügen machte."

So schrieb sie mit ihm über Gegenstände der Gelehrsamkeit, über Künste und Industrie, so sehr sie das zuweilen auch langweilte. Die Politik machte sie aufathmen; die lag ihrem Herzen näher. Es wird erzählt, daß ihr anonym abgefaßter Bericht über das Fest der lyoner Föderation im „Courrier de Lyon" in 60000 Abzügen verkauft ward. Nun kam sie nach Paris und hörte den stürmischen Mirabeau, den geistreichen Cazalès, den herausfordernden Maury, den scharfen Barnave. Da ward ihr politisches Interesse nun vollends entflammt; sie lebte und webte darin und mußte, jung, schön, geistvoll, wie sie war, besonders die Aufmerksamkeit der Girondisten gewinnen. Pétion, Brissot, Buzot waren die ersten, die ihr näher traten. Sie sah sie oft bei sich, hörte ihre Ansichten, ihre Hoffnungen und Wünsche; sie theilte sie. Sie ward in den Kampf und die Intriguen gegen das Königthum verwickelt. Das Königthum war ihrer Seele wie eine Schmach. Sie sah mit innerer Freude, wie es sank, und half ihren Freunden es zu stürzen. Was kümmerte sie die Angst, der Schmerz der Königin? Republik, Republik rief es in ihr, und dieser Ruf wurde lauter mit jedem Tage. Heißblütiger Natur, wie sie war, dauerte ihr der Kampf schon zu lange. Anfang 1792 verzweifelte sie bereits an der Revolution und wollte fort von Paris; da ward am 23. März Roland ins Ministerium berufen.

Die Girondisten waren damals die Mächtigen in Frankreich. Die Regierung, die sie unausgesetzt verfolgten und angriffen, wollte sie auf ihre Seite bringen und verlangte also Minister aus ihrer Hand. Der Hof war klug genug einzusehen, daß man diese Leute nicht durch Geld gewinnen konnte, was er so gern und meist unnütz verschwendete; er gab sich daher die Miene, als wolle er auf ihre Plane und Wünsche eingehen, indem er sich von ihnen Minister geben ließ. Unter diesen Ministern war denn also auch Roland.

Damit begann für dessen Gattin eine neue Zeit. Hatte sie früher seine literarischen

Digitized by Google

Arbeiten getheilt, so theilte sie jetzt auch seine ministeriellen. Sie schreibt selbst: „Als er Minister wurde, mischte ich mich allerdings nicht in seine Geschäfte, aber wo es sich um Rundschreiben, um Instructionen, um eine wichtige Veröffentlichung handelte, verfuhren wir gemeinsam, wie es Gebrauch unter uns war; durchdrungen von seinen Ideen, genährt von den meinen, ergriff ich die Feder, welche ich mehr Zeit zu führen hatte als er. Da wir beide dieselben Grundsätze und denselben Geist besaßen, so endigten wir stets damit, uns zu verständigen, und die Gedanken meines Mannes verloren nichts, indem sie durch meine Hände gingen. Roland würde ohne mich ein nicht weniger guter Administrator gewesen sein; seine Ausdauer in der Arbeit, sein ausgebreitetes Wissen gehören ihm so gut wie seine unveräußerliche Rechtschaffenheit; aber mit meiner Beihülfe hat alles, was er schrieb, mehr Nachdruck und Wirkung gewonnen, denn es gelang mir in sein Manifest eine Mischung von Kraft und Milde, die Macht der Vernunft und den Reiz der Empfindung zu bringen, die vielleicht nur einer Frau eigen sind, die Gefühl und zugleich einen klaren Kopf besitzt."

Diesen klaren Kopf zu zeigen hatte sie gar bald Gelegenheit. Die Girondisten, schwankend, uneins, wohlmeinend, wie die Mehrzahl von ihnen war, täuschten sich im Rausche ihres Erfolgs über den König, den Hof und seine Anhänger. Sie erwarteten, daß alles gut ausgehen werde, und standen auf dem Punkte ihren Frieden mit der Monarchie zu machen. Madame Roland, der einzig wirkliche politische Kopf in der Gironde, war nicht so leichtgläubig. Sie erkannte, daß falsch gespielt wurde, daß Dumouriez, der mit im Cabinet saß, intriguirte und mit der Königin ging. Nicht minder erkannte sie die Mislichkeit ihrer eigenen Partei, was aus vielen ihrer Aeußerungen in ihren Briefen und Memoiren, unter anderm auch aus einer Stelle hervorgeht, in der es heißt: „Die Berathungen fanden in meinem Zimmer statt, aber ich wußte, welche Rolle meinem Geschlechte gebühre, und bin ihr niemals untreu geworden. Ich saß außerhalb des Kreises an meinem Tische und war entweder mit weiblicher Arbeit beschäftigt oder schrieb Briefe, während man berathschlagte. Hatte ich auch zehn Sendschreiben fertig zu machen, was sich zuweilen ereignete, so verlor ich doch kein Wort von dem, was vorkam, und ich mußte mich oft auf die Lippen beißen, um nicht auch meine Meinung hören zu lassen. Was mich aber am meisten befremdete und mir eine außerordentliche Unruhe verursachte, war das Her- und Hinreden und der Leichtsinn, mit welchem Männer von gutem Verstande drei bis vier Stunden hinbrachten, ohne zu festem Entschlusse zu kommen. Ich hätte den Ehrenmännern, die ich wegen des Adels ihrer Gesinnung und der Reinheit ihrer Absichten täglich mehr achten lernte, vor Ungeduld Ohrfeigen geben können. Sie zeigten sich alle als Philosophen, als gründliche Kenner der Staatswissenschaft, wenn eine Sache besprochen wurde, aber sie verstanden sich nicht darauf, Menschen zu lenken, und also auch nicht auf Versammlungen zu wirken."

Lamartine hat sehr richtig gesagt: „Die Girondisten gaben der Revolution stets den Impuls, aber nie die Richtung." Madame Roland aber, die das früh genug erkannte und es ändern wollte, hat allerdings bis zu einem gewissen Grade damit den Untergang ihrer Freunde und ihren eigenen nur beschleunigt, indem sie den Zwiespalt und die Verwirrung im Schoße der Partei um ein Ansehnliches vermehrte. Die Girondisten, welche der französische Geschichtschreiber Eugène Labaume nicht mit Unrecht „wahre politische Hermaphroditen" genannt und von denen ein anderer gemeint, daß sie bei aller Schönheit und Größe ihrer Reden doch nur einen läppischen Republikanismus aus ihren Collegienheften zur Erscheinung gebracht, indem sie sich träumen ließen, ein römisches Volk aus der Hefe und dem Schmutz von Paris gestalten zu können — die Girondisten waren in der That eine von Haus aus nie ganz einige und geschlossene politische Coterie. Sie besaßen allerdings eine gemeinsame Idee, aber jeder mit andern Gedanken. Sie

Digitized by Google

waren eben zu gebildet, zu selbstdenkend, um leicht unter Einen Hut gebracht werden zu können. Die Dummheit und geistige Unfruchtbarkeit nehmen die Dinge, wie sie ihnen gegeben werden. Sie deuteln nicht, sie sind nur von Einem erfüllt. Hierin liegt die Macht der Robespierre und Marat und das Fatum der Girondisten. Der Berg besaß keine Intelligenz, die Gironde hatte alle an sich gezogen. Brissot, Barbaroux, Sillery, Pétion u. a., selbst einige nicht ganz fleckenreine, aber doch edlere Elemente hatten sich der Gironde zugesellt. Danton und Robespierre selbst sind eine Zeit lang zu ihnen getreten, wie denn beide auch im Salon der Madame Roland erschienen, der eine früher, der andere später.

Robespierre war ganz im Beginn seiner politischen Laufbahn dort und es geht die Sage, daß er daselbst, seine Nägel kauend, wie es seine Gewohnheit war, zuerst mit Erstaunen von einer Republik habe sprechen hören. Madame Roland hat in ihren Memoiren, also zur Zeit, da sie sich und ihre Partei von ihm besiegt sah, ein Porträt von ihm gegeben, das aus folgenden Zügen besteht. „Niemals", sagt sie, „hat das Lächeln des Vertrauens auf Robespierre's Lippen geschwebt, denn sie waren fast immer von dem bittern Grinsen des Neides verunstaltet, der sich wegwerfend zu erscheinen Mühe gibt. Sein Talent als Redner war unter der Mittelmäßigkeit; seine gemein klingende Stimme, seine schlecht gewählten Ausdrücke, seine fehlerhafte Aussprache machten sein erstes Auftreten sehr langweilig und wirkungslos. Aber er vertheidigte seine Grundsätze mit Wärme und Hartnäckigkeit und blieb dabei, das zu thun, als die Zahl der Volksvertheidiger sich sehr verringert hatte."

Man sieht, sie läßt ihm Gerechtigkeit angedeihen, sie rühmt das in ihm, was sie in ihrem Anhange vermißte, in dem sie große Talente und glänzende Begabungen, aber nicht jenes Uebergewicht des Genies fand, das eine Partei bedarf, wenn sie durchdringen und siegen soll. Robespierre war beschränkt und ohne jeden Zauber der Größe, aber ein Mensch, der unausgesetzt sein Ziel verfolgte und von seinen Gegnern lernte. Als er sich den Girondisten anschloß, war er ein linkischer Kämpfer, den man übersah und mit einer Art von Geringschätzung behandelte. Madame Roland ahnte und ehrte seine Energie. Obschon er ihr nicht sympathisch war, hätte sie ihn dennoch gehalten, aber ihre glänzenden Freunde stießen ihn zurück, während einige derselben dagegen Danton an sich zu ziehen suchten. Danton aber widerstand der Roland geradezu. Robespierre war beschränkt, doch tugendhaft; Danton genial, doch lasterhaft; Robespierre decent, Danton roh und ausschweifend. Mit ersterm konnte sich die Roland verständigen, mit letzterm nicht. Aber gerade letzterm schloß sich die Gironde eine Zeit lang an, indeß sie jenen verwarf. Daß nun die Roland es sich angelegen sein ließ, gegen Danton im Schoße der Partei zu operiren, während sie für Robespierre auftrat, steigerte die Verwirrung in derselben noch mehr, als sie ohnedies schon vorhanden war, und welche darin gipfelte, daß man die Republik zwar ersehnte und wollte, aber am Ende immerhin auch mit dem Königthum noch Frieden gemacht hätte.

Wir haben bereits gesagt, daß ein großer Theil der Gironde schon berauscht von dem Erfolge war, den sie mit einem Ministerium ihrer Wahl erlangt hatte. Dieser Triumph genügte, sie bis zu einem gewissen Grade zu befriedigen und einzuschläfern. Weil sie überdies ehrlich waren, nahmen sie die Sache auch ehrlich. Sie hatten die Republik beabsichtigt, sie berathen, besprochen, sogar ein Journal begründet, in dem sie deren Grundsätze predigen ließen oder auch selber predigten. Als der Hof aber aus der Gironde heraus ein Ministerium angenommen, hielten sie sich anständigerweise verpflichtet, es gut mit ihm zu meinen. Man weiß heutzutage, daß die Girondisten ihrer Mehrzahl nach einen Augenblick ernsthaft für die constitutionelle Monarchie eintraten und daß, als Brissot den Krieg mit der Emigration und dem Auslande verlangte, man

Digitized by Google

dadurch der Monarchie das Mittel in die Hand geben wollte, sich zu retten. Hätte Ludwig XVI. sich die Gelegenheit zu Nutze gemacht, sich an die Spitze des Heeres gestellt und gesiegt — und er hätte gesiegt — so war das Königthum neu befestigt und vielleicht auf ein weiteres Jahrhundert sichergestellt.

Aber der Hof, an die Intrigue gewöhnt und mistrauisch, wie gegen alle Welt, auch gegen die Girondisten, ging auf diesen Vorschlag nicht ein und richtete damit sich, seine Sache und die Gironde zu Grunde.

In der Gironde war nur Madame Roland nicht getäuscht worden. Sie blieb dabei, dem Hofe und den Royalisten nicht zu trauen. Sehr schneidend verglich sie die Monarchisten ihrer Zeit mit jener Wirthsfrau, die, als ihr Betthimmel auf Madame Roland's Vater beim Zusammenziehen der Vorhänge herabgefallen war, ganz erstaunt ausrief: „Aber mein Gott, wie ist das möglich! Seit 17 Jahren ist er im Gebrauch und hat sich nicht gerührt!"

Die Monarchie hatte so lange bestanden, warum sollte sie nicht noch länger bestehen? Diese Leute wollten keine Neuderung, keinen Umschwung. Roland's Quäkerhut und grobe Schuhe, mit denen er zu Hofe kam, entsetzten sie. Sie hatten keine andere Idee, als ihn und seine Partei sich sobald als möglich wieder vom Halse zu schaffen. Sie wollten nichts als das ancien régime, nichts als dieses.

Madame Roland durchschaute das und bemühte sich, ihre Anhänger für diese Einsicht zu gewinnen, was indeß ziemlich vergeblich war. Gleichsam um von der Richtigkeit ihrer Voraussetzung eine Probe zu machen, schrieb sie im Namen ihres Gatten den berühmt gewordenen Brief vom 10. Juni, welchen Schlosser mit der Bezeichnung einer „politischen Gardinenpredigt" gebraudmarkt hat, der aber doch ein wichtiges geschichtliches Actenstück ist, weil er den König und seinen Hof gezwungen hat Farbe zu bekennen.

Madame Roland, der ihr Gatte alles beichtete, was dem Cabinet von seiten des Königs und der Royalisten begegnete, konnte in der Art, wie der Monarch seine Räthe behandelte, wie er geflissentlich mit ihnen plauderte, statt mit ihnen zu regieren, wie das Conseil nach den eigenen Worten der Roland zu einer amusanten Kaffeestunde wurde, wie man die Minister tracassirte und nutzlos hinhielt, die Annahme der Girondisten nicht bestätigt finden, daß Ludwig XVI. und die Königin aufrichtig verfassungsmäßig herrschen wollten. Ueberdies sah sie, wie einige der Minister, vom Hofe verführt, den Ideen der Gironde untreu wurden. Sie wollte ihre Freunde ins Klare bringen und deswegen verfaßte sie im Einverständniß mit ihrem Manne jenen Brief, in dem sie allerdings dem Könige sozusagen den Text liest, und nachdem sie ihm zu verstehen gegeben hat, daß in seiner Umgebung manches nicht so sei, wie es die neue Staatseinrichtung erfordert, sagt sie endlich zum Schluß kurz und unumwunden: „Die Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge ist unmöglich; seitdem nun einmal die Ideen des Rechts, der Freiheit, der Gleichheit in der Masse des Volks Eingang gefunden, wachsen und gedeihen sie mit jedem Tage mehr. Vergebens wird die Gewohnheit der Privilegien, die Eigenliebe der vornehmen Stände alles Mögliche versuchen, sie wieder zu ersticken; diese vergeblichen Versuche werden und können nur dazu dienen, ihre Wohlthaten immer mehr ins Licht zu stellen; das Gefühl der Thatsache vereinigt sich mit der Meinung vom Recht, und indem es auf dasselbe fußt, erzeugt es dadurch die glühendste, stolzeste und mächtigste Leidenschaft, die es geben kann, die der Unabhängigkeit, der nichts widersteht und welche einzig durch das Gesetz zu regeln ist. Die Wiedereinführung des Adels, unter welcher Gestalt sie auch immer versucht werden mag, ist ebenso wenig möglich, als es die der Reichsstände ist.

„Der Volkswille hat sich gegen sie erklärt; die Verfassung ist da und die Nation würde sich eher unter ihren Trümmern begraben lassen, als daß sie irgendeiner Macht gestattete, sie umzustürzen."

Digitized by Google

Diese fulminante Sprache konnte nicht ohne Wirkung bleiben. Genau genommen war sie nichts als eine Apostrophe an die Girondisten, die da heißt: „Ihr glaubt, daß der König und seine Umgebung es mit der Verfassung aufrichtig meinen. Ich meine es nicht. Wir wollen sehen, wer recht behält. Nimmt man auf und an dem Throne meinen Brief an und handelt man danach, so habt ihr gewonnen; lehnt man ihn ab und entläßt man das Ministerium, so bin ich es, die gewinnt."

Man weiß, daß die Antwort auf diese kühnen Zeilen die Entlassung Roland's und seiner Freunde war. Roland und seine Freunde aber standen damals noch in der vollen Gunst von Paris und der französischen Nation, und so kam es, daß man sie feierte und ihnen mit dem 10. Aug. und dem Sturm auf die Tuilerien Revanche gab.

Die königliche Familie, in den Schos der Nationalversammlung geflüchtet, mußte hören, wie auf Vergniaud's Antrag der König seiner Macht entkleidet und die girondistischen Minister wieder eingesetzt wurden.

Hier ist der Gipfelpunkt von der Macht der Gironde. Die Gironde war in diesem Moment allmächtig. Hätte sie gleich nach dem 10. Aug. das Ruder des Staats in die Hand genommen und die Republik erklärt, so würde sie im ersten Rausch der Begeisterung alles was sie wollte durchgesetzt und auch das Leben des Königs gerettet haben. Als der Convent eröffnet wurde, wählte man Pétion zum Präsidenten und fast lauter Girondisten zu Secretären. Sie hatten das Heft in Händen, ließen es sich jedoch entgleiten, weil sie immer noch eine besondere Gelegenheit abwarteten und sich zu den Ereignissen drängen lassen wollten. Dazu kam, daß, je mehr die Revolution dem Schrecken sich näherte, desto mehr auch ihr Einfluß sich schwächte. Ihr Einfluß erstreckte sich besonders auf die höhern Stände, die Gebildeten, und als diese eingeschüchtert wurden und verzagten, entging ihnen die Macht, um in die Hände des Berges zu kommen, von dem aus Robespierre, Danton, Marat und ihre Getreuen sich die Commune, das Rathhaus, die Mairie, kurz das eigentliche Volk, und zwar das Volk der Revolution, in aller Stille erobert hatten. Diese Männer ließen die Gironde ruhig sich in ihren geistreichen Reden, ihren Träumen und Illusionen berauschen, um währenddessen ohne Rücksicht und mit dreister Unverschämtheit zu handeln. Edle Naturen, wie die Girondisten vorwiegend waren, scheuten sie sich einer vor dem andern niedrig oder gemein zu handeln. Im Gegentheil, sie spornten sich untereinander immer zum Edelmuth an, sie wetteiferten sich honnet zu zeigen. Selbst einigermaßen befleckte Namen wie Brissot und Sillery reinigten sich in ihrer Gesellschaft und wollten an Geistesadel den andern nicht nachstehen. Aber in Zeiten, wie die waren, die nach dem 10. Aug. entstanden, mußte der Geistesadel ebenso verhaßt werden als der der Geburt. Das Gewicht, das die Girondisten anfingen auf Ehrenhaftigkeit und Reinheit des Bewußtseins zu legen, ward für sie mit jedem Tage gefährlicher, mit dem das Verbrechen sein Haupt kühner zu erheben begann, um so mehr, als sie sich verpflichtet hielten, dasselbe anzugreifen und zu bekämpfen. Man kann nicht sagen, daß Robespierre lasterhaft war, aber zur Zeit, da das Verbrechen sich Geltung verschaffte, stand er noch so sehr im Dunkel und Schatten, daß ihm die offene Gegnerschaft dagegen erspart blieb. Es war auch ein entschiedener Misgriff der Gironde, daß sie eben in diesem Kampfe Robespierre angriff. Diese Angriffe waren ungerecht und thöricht. Ungerecht, weil Robespierre mit diesen Verbrechen nichts gemein hatte, und thöricht, weil sie ihm eine Bedeutung gaben, die er nicht besaß. Mit ihren Anklagen zeichneten sie ihn aus, bezeichneten sie ihn als Chef, der er noch keineswegs war. Robespierre ist, man darf es dreist sagen, eine Phantasie, eine Schöpfung der Gironde. Die Gironde hat ihn zu dem gemacht, was er geworden ist; er selbst hatte nicht das Zeug dazu, die Gironde mußte es ihm leihen; er entstand gleichsam aus den Brosamen der Gironde, der er nicht nur die Kunst der Rede, die kühne Wendung und Schlagkraft

Digitized by Google

der Schlüsse ablernte, sondern von der er auch mit einer Art Heiligenschein umkleidet wurde, weil sie, von ihrer Ehrenhaftigkeit getrieben, am Schluß aller ihrer Anklagen nicht unterließ, ihm ihre ganz besondere Achtung und Liebe zu beweisen. Als Barbaroux Robespierre wegen seines Strebens nach der Dictatur denuncirte, endete er mit den Worten: „Bei alledem aber kann ich nicht umhin zu erklären, daß ich Robespierre verehre und er meinem Herzen nahe steht."

Aehnlich redete öfter Vergniaud und wer sonst zur Gironde gehörte, besonders derjenige Theil von ihr, der sich um Madame Roland versammelte. Die Roland respectirte, wie wir schon gesehen haben, bis zu einem gewissen Grade Robespierre, ohne daß er freilich sie anzog. Dazu war er zu wenig schwungvoll und genial im Wesen, zu linkisch und hölzern in seiner äußern Erscheinung; aber sie respectirte seine demokratische Gesinnung und impfte von diesem Respect etwas ihrer Umgebung ein. Da jedoch nicht die ganze Gironde sich um sie versammelte, sondern nur ein Theil derselben, so war das in Bezug auf das Verhalten zu Robespierre und andern Personen und Dingen selbstverständlich nicht von gleichmäßiger Wirkung. Die Versammlungen bei Madame Roland hatten eine gewisse Berühmtheit erlangt, man nannte sie spottweise die Königin Coco und witzelte über den Einfluß, den sie ausübte.

Als man darüber debattirte, ob Roland gebeten werden sollte oder nicht, im Ministerium zu bleiben, äußerte Danton: „Wenn ihr Roland im Ministerium zu bleiben ersucht, so ersucht auch zugleich seine Frau zu bleiben."

Dieser spätere Ausspruch beweist uns, für was man Madame Roland ansah und welche Stellung man ihr im Kreise der Girondisten zuertheilte.

Das war genug, um einen Theil der Girondisten von ihr entfernt zu halten. Sie wollten nicht als Trabanten einer Frau und vor der Oeffentlichkeit als solche erscheinen, die sich von einem Weibe rathen und helfen ließen. So entstand eine Spaltung in der Partei. Es gab Girondisten, die sich mehr um den Minister Roland außerhalb der Assemblée législative und des Convents, nämlich um Madame Roland versammelten, und andere wieder, die sich mehr in den Sitzungen um ihre eigentlichen Häupter scharten. Dies gab einen äußerst verderblichen Zwiespalt und verhängnißvolle Folgen, denn man begann sich zu zersplittern, einander entgegenzuarbeiten und zu verwirren. Schließlich war man allein nur noch einig in der Vertheidigung, aber beständig getheilt im Angriff. Diese Theilung war besonders verhängnißvoll. Jeder von einzelnen der Gironde Angegriffene wurde der Feind der ganzen Gironde, während die ganze Gironde nie zusammenstand, um den von einzelnen Angegriffenen zu treffen und zu vernichten, im Gegentheil, während ein Theil ihn angriff, deckte ihn ein anderer. Die Gironde hat keinen ihrer Gegner aufs Haupt geschlagen und dem Untergange geweiht. Während sie mit der Waffe in der einen Hand ihre Feinde niederschmetterte, schützte ihre andere sie mit ihrem Schilde. Marat, Robespierre, Danton sind die Beweise dafür. Es gab Momente, wo es nur eines Wortes, einer Handbewegung von seiten der Gironde bedurft hätte, um diese Männer in Tod und Verbannung zu treiben, wenn man fest geschlossen und energisch gewesen. Aber das war und wurde man eben nie und niemand hat das mehr und schmerzlicher empfunden als Madame Roland, die schon im Sommer 1791 an Bancal schrieb: „Ich bin der Jakobiner überdrüßig; man muß diese Menschen verachten lernen, wenn man sie genauer beobachtet. Ich erwarte nichts mehr von dieser verderbten Hauptstadt, wo die Glut gemeiner Leidenschaften den herrlichsten Samen verzehrt und vernichtet." Der Plan, eine revolutionäre Armee um Paris zu bilden, welcher Plan die Marseiller nach Paris brachte, entstand im Kopfe der Madame Roland. Madame Roland war es, die durch den Mund Buzot's dem Convent vorschlagen ließ, sich eine Sauvegarde von 3000 Mann aus den Provinzen zu geben. Sie sah, was kommen würde.

Digitized by Google

Nicht eine Circe der Gironde war sie, sie war die Kassandra derselben. Sie sah den Untergang und warnte. Aber ihre Warnung ward unbeachtet gelassen. Die Girondisten verschmähten den Schutz und fielen ein Opfer ihres Dünkels und ihrer Verblendung.

War es schon ein Fehler, daß sie, nachdem sie den König abgesetzt, sich denselben entwinden, d. h. vom Berge zum Gefangenen machen ließen, daß sie nicht selbst die Republik ausriefen, sondern dies Collot d'Herbois anheimgaben, so waren noch größere Misgriffe das Strafloslassen der Septembermorde und das Todesurtheil über Ludwig XVI. Nach allem, was von und über Madame Roland vorhanden, ist erwiesen, daß sie diese Vorgänge nicht billigte und mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfte. Sie erwartete die Republik mit Ungeduld, aber aus der Beurtheilung, die sie in ihrem Memoiren dem Gemahle der Marie Antoinette angedeihen ließ, ist zu entnehmen, daß sie dessen Tod nicht wünschte noch irgendwelche andere blutigen Thaten. Sie war es im Gegentheil, die mit Roland und den Rolandisten zunächst gegen die Gefängnißgemetzel und später gegen die Hinrichtung des Königs sich erklärte.

Wir haben schon gesagt, daß sie Danton haßte. Danton war schon nach dem 10. Aug. mit ins Ministerium geschlüpft oder nach seinem eigenen Ausspruche durch eine Kanonenkugel hineingetragen worden. Er wollte, daß mit ihm die Revolution selbst darin Sitz und Stimme habe. Doch verhielt er sich noch mit den Girondisten. Er hatte Geist genug, ihnen Rede und Antwort zu stehen, sich von ihnen nicht verdutzen zu lassen. Auch war er nicht unempfänglich für die Anmuth und Schönheit einer Frau. Er machte eine Zeit lang Madame Roland den Hof. Aber diese konnte ihren Abscheu nicht vor ihm verwinden und unterließ nicht ihm zu zeigen, wie sehr ihr mit Blut und dem Misbrauch öffentlicher Gelder befudelte Hände widerwärtig erschienen. Sie ruhte nicht eher, als bis Roland auf Bestrafung der Septembermorde und Rechenschaftsablegung der Verwaltung drang. Beides empörte Danton, der einmal das Blut und den Schrecken für nöthig hielt und dabei das Staatsvermögen verschleuderte, um sich und seine Creaturen bezahlt zu machen, indeß Roland mit jedem Pfennige geizte und nur einmal verschwenderisch war, nämlich da, als er auf prächtiges Papier die Fragen drucken, versenden und an die Ecken kleben ließ: „Ist es nicht unbestritten, daß das Volk als Souverän das Recht hat Ludwig Capet zu begnadigen? Und wie kann es dieses Recht ausüben, wenn es nicht gefragt wird?“

Dieser Act der Verschwendung war sein letzter als Minister. Die Gironde, die ihn im Stich gelassen hatte bei der Bestrafung der Septembermorde und der ministeriellen Rechenschaftsablegung, ließ ihn auch bei der Rettung des Königs im Stich. Die Gironde hatte den rechten Moment verpaßt, und als sie die Gewalt hatte, dieselbe so wenig gebraucht, daß sie, statt durch Concessionen zu gewinnen, schließlich die gute Sache und sich selbst damit ruinirte. Madame Roland hatte nach den blutigen Septembertagen sehr richtig gesagt: „Es ist sicherlich wahr, daß die Entschlüsse des Muths der Sicherheit ebenso zugute kommen wie der Gerechtigkeit; man unterdrückt die Verwegenheit mit nichts als mit Festigkeit; wenn die Anklage dieser Verbrechen nicht schon eine Pflicht wäre, so würde sie auch die Klugheit gebieten; die Menschen, die sie begehen, müssen euch hassen, denn ihr habt gethan, was in euern Kräften stand, sie zu hindern; es bleibt euch nun nichts übrig, als sie in Furcht vor euch zu setzen und mit dieser Furcht zu erdrücken.“

Sie that alles, was sie konnte, die Girondisten zu diesen Entschlüssen des Muths aufzustacheln, und daß sie recht damit hatte, beweist der Beifall, den Vergniaud fand, als er zuerst im Convent gegen die Unternehmer der Septembermorde, d. h. gegen Danton und Marat sprach. Er riß die ganze Versammlung und die Galerien zu Jubel und enthusiastischer Zustimmung hin. Wäre die That der Rede, der vernichtende Blitz dem

Digitized by Google

Donner des Wortes gefolgt, so hätten die Girondisten noch hier die Faction ihrer Gegner vernichtet. Aber dazu konnten sie sich nicht aufschwingen. Sie hatten Scheu vor Blut und der Brutalität des Erfolgs. Sie drohten und drohten, und glaubten, ihre Drohung werde hinreichen, die Gegner zu entmuthigen und abzuschrecken.

Anfangs war das auch wirklich der Fall. Solange Danton, Marat, Robespierre im Wahne standen, das Wetter würde auf sie niederschlagen, zeigten sie sich eingeschüchtert und verzagt; als sie aber gewahrten, daß es immer über ihren Köpfen nur Wolken, nur majestätische Tribünengewitter ohne Einschlag gab, da verloren sie die Furcht und wurden unter diesen Stürmen nur immer dreister. Der Schrecken wurde erst kühn, als er die Schwäche seiner Gegner erkannte. Er hatte Verbrechen zu verantworten, die Gironde nur Fehler und Schwächen, darum war der erstere mehr auf seiner Hut und leidenschaftlicher auf seine Sicherheit bedacht als jene, die das Schlimmste von ihm wußten, aber statt ihn zu zermalmen, immer nur zeigten, daß sie es könnten, bis es zu spät war.

Die Nachgiebigkeit, die sie bewiesen, als es sich um das Leben des Königs handelte, war der letzte Schritt zu ihrem Untergange. Sie ließen merken, daß sie das Leben Ludwig's XVI. geschont wissen wollten, und daß sie nicht den Muth hatten, alle wie Ein Mann offen dafür aufzutreten, hat sie dem Tode geweiht. Das Volk ist, und namentlich in Tagen der Bewegung, mit der Macht; sie gaben bei der Abstimmung deutlich kund, daß sie dieselbe nicht mehr besaßen, indem sie sich dem Willen des Berges fügten. Der Berg war Souverän geworden und statt diese Souveränetät bis aufs Blut hier in der letzten Position zu bekämpfen, fügten sich die Girondisten, indem sie sich unklug bei der Abstimmung zersplitterten. „Der Grund des Verhaltens der Gironde bei dieser Gelegenheit", sagt Napoleon in seinem Mémorial von Saint-Helena, „ist schwer zu begreifen. Wenn sie den König retten wollte, so hatte sie es in der Hand, indem sie für Deportation, Verbannung oder Vertagung stimmte; aber Ludwig zum Tode verurtheilen und zugleich sein Los vom Willen des Volks abhängig machen wollen, war der Gipfel der Inconsequenz und der politischen Ohnmacht, das hieß, nachdem man die Monarchie getödtet, Frankreich durch den Bürgerkrieg in Fetzen reißen."

In der Abstimmung über Tod und Leben des Königs gipfelt die Rathlosigkeit und der Verfall der Gironde. Die Gironde feierte ihren höchsten Triumph mit der Absetzung Ludwig's XVI.; dieser Tag war ihr Capitol; der Tag seiner Verurtheilung war ihr Tarpejischer Felsen.

Es ist hier nicht der Ort, diesen Auftritt bis in seine Einzelheiten auszuführen; es genüge ihn kurz in Erinnerung zu bringen. Der Convent saß bis spät in die Nacht. Der Saal war matt erleuchtet, angefüllt von Hitze und Dunst, sodaß sich alles, was in ihm vorging, nur undeutlich erkennen ließ. Von den Männern, die auf die Tribüne steigen, um ihr Urtheil über Tod und Leben auszusprechen, sieht man im Schatten des Bureau fast nur den Kopf, der vom Licht der darüber hängenden Lampe gestreift wird. Darunter herrscht Dunkel und Schwüle. Unheimliche Stille liegt über der ganzen Versammlung; sie befindet sich wie unter einem Druck; man athmet kaum. Man hört nur die Namen rufen und den Gerufenen von der Erhöhung herab sein Urtheil sprechen. Ueberall Erregung, Achtsamkeit, Spannung. Dazwischen hier und da auch einer, der in Schlaf gesunken. Man muß ihn wecken, damit er stimme. Schlaftrunken geht er zur Tribüne, um „Der Tod!" zu sagen und dann gähnend wieder herabzusteigen. Als Duchâtel, der krank ist, sich in Decken gehüllt auf die Stufen tragen läßt und gegen den Tod stimmt, schallt ein Lachen und der ihm von da an bleibende Spottname „Das Gespenst des Convents" durch den Saal.

In diesem Saale vollzieht sich nicht allein das Schicksal des Königs, sondern auch

Digitized by Google

das der Gironde. Ihr Vorschlag, das Urtheil des Königs zu fällen, dasselbe dem Volke aber zur Sanction vorzulegen, wird mit 424 Stimmen gegen 283 verworfen. Mit dieser Minorität sind die Girondisten gerichtet, die sich mit der Verschiedenheit ihrer Voten nun selbst noch vollends vernichten. Guadet und Vergniaud erkennen auf Tod, desgleichen Gensonné und Ducos. Letzterer mit dem Zusatz: „Einen Menschen zum Tode verdammen, ist von allen Opfern, die ich dem Vaterlande gebracht habe, das einzige, das mir angerechnet werden muß." Lanjuinais verlangt gefängliche Haft, Barbaroux wieder den Tod; Condorcet die härteste Strafe, für die er den Tod nicht erkennt; Buzot spricht die Todesstrafe aus, aber mit der Bedingung, daß sie nicht sogleich vollzogen, sondern verschoben werde; Lacroix und Pétion sind für den Tod; Brissot dagegen, indem er sagt: „Meine Meinung wird verleumdet werden, es ist mein gewöhnliches Schicksal. Ich werde diesen Verleumdungen nichts als ein untadelhaftes Leben entgegensetzen, denn ich fordere alle meine Gegner auf, nur eine einzige gegründete Thatsache vorzubringen, die mich verurtheilt. Rühmliche Armuth, welche ich meinen Kindern hinterlasse, spricht für mich; und vielleicht ist der Augenblick nicht mehr fern, wo sie diese Erbschaft antreten. Aber bis zu diesem Augenblicke, den ich mit Ruhe erwarte, werde ich allen Verdächtigungen mit jenem rastlosen Eifer für gesetzliche Ordnung antworten, ohne welche eine Republik nichts als eine Räuberhöhle ist."

Solche und andere Declamationen waren es bekanntlich, welche Sieyès zu dem Votum „La mort sans phrase" bestimmten, ein Votum, das in seiner demonstrativen Kürze neben dem Todesurtheil Ludwig's XVI. auch das der Girondisten enthielt, denn es documentirte, daß selbst ihre Freunde — und Sieyès gehörte dazu — verstimmt und ärgerlich von ihren Tiraden, ihrer Uneinigkeit und ihrem Schwanken sich von ihnen lossagten und sie unrettbar ihrem Verhängniß anheimgaben. Mit dem lakonischen Ausspruch: „Der Tod ohne Redensarten", ward ihnen Valet gesagt. Es war ein letztes, schreckliches Adieu für die Gironde, der Fußstoß, mit dem ihr Lebensschiff in den entfesselten Sturm der Revolutionselemente hineingetrieben wurde.

Madame Roland sah es und erkannte die Zeit für gekommen, sich das Haupt zu verhüllen.

„Sie kennen", schrieb sie mit brechendem Herzen an Bancol, „meine Begeisterung für die Revolution; nun, ich schäme mich derselben! Sie ist durch Verbrechen beschmutzt und hat eine abscheuliche Gestalt angenommen." Sie hielt Roland nicht mehr im Ministerium, nicht mehr in der Gironde. Sie wollte fort von Paris, in die Einsamkeit, in die Stille des Landes, in die Idylle des Dorfs, zum plätschernden Bach, zur grünen Waldstelle, zum Zwitschern der Vögel. Aber ihrer Abreise traten allerlei Schwierigkeiten in den Weg; es ward gezögert; man blieb, ohne indeß Antheil am Gange der öffentlichen Begebenheiten zu nehmen. Nur ein paar der vertrautesten Freunde kamen, zuletzt vielleicht nur noch Buzot, der Mann ihres Herzens, mehr um mit ihr zu trauern als zu politisiren. Sie sah, daß alles dahin und nichts mehr zu retten war. Wozu sollten nun noch Berathungen und Debatten führen? Bei ihr fanden keine mehr statt, und so verlor die Gironde das letzte Centrum, den einzigen Sammelpunkt.

Man versuchte denselben in Zusammenkünfte bei Valazé zu legen, wo man die Mittel berieth, die Tyrannei zu brechen, welche den Convent zu beherrschen begann. Roland war auch einigemal da und er beklagte, als das Echo seiner Frau, mit blutendem Herzen, daß die Partei der ehrenwerthen Männer verloren sei, weil sich diese untereinander nicht zu verständigen wußten.

Es herrschte aber in der That auch unter ihnen eine solche Verwirrung der Ideen und Absichten, daß sich von ihrem Eifer und ihren Anstrengungen kein nützliches Resultat

Digitized by Google

erwarten ließ; er zog sich von ihnen zurück, weil er gewiß war, sich zu compromittiren ohne Vortheil für die öffentliche Sache.

Wirklich haben ihre Vereinigungen nur ihren Untergang beschleunigt, weil daraus nichts Zweckmäßiges hervorging und die Böswilligkeit nur Vorwände erhielt, gegen sie aufzutreten. Auch Brissot, Guadet, Gensonné, Bergniaud und andere derselben Partei blieben fort, weil sie nicht die gleichen Meinungen hatten.

Die Partei gab sich selbst auf, um, was sie an Größe, an Muth und Seelenadel besaß, für ihren Tod aufzusparen.

Es war ein Tod mit der Geste des classischen Alterthums; Madame Roland hat ihn getheilt. Ihr Sterben war der Schwanengesang, der letzte Seufzer der Gironde.

Nachdem wir die politische Bedeutung der Madame Roland und den Einfluß kennen gelernt haben, welchen diese eigenthümliche Frau auf die Girondepartei der Revolution ausgeübt, dürfte es nun doch angemessen sein, uns nach ihrem Leben und dem geistigen Entwickelungsgange umzusehen, den sie durchgemacht und durch den sie geworden ist, was sie war, nämlich die erste und hervorragendste weibliche Erscheinung jener geschichtlich so interessanten und ewig denkwürdigen Epoche der modernen Zeit.

Die erste und hauptsächlichste Quelle für die Charakteristik der Madame Roland sind und bleiben selbstverständlich ihre eigenen Denkwürdigkeiten, jene Denkwürdigkeiten, die sie während ihrer fünfmonatlichen Gefangenschaft hinter dem Rücken ihrer Henker niederschrieb, niederschrieb vielleicht mit einer Feder, wie sie ihrem Freunde Champagneux bemerkt, die bestimmt sein kann, im nächsten Augenblicke ihr Todesurtheil abzufassen. Heimlich, versteckt muß sie dieselbe zu Papier bringen, lauschend auf jedes Geräusch, das sich vernehmen läßt, immer in Angst darüber ertappt zu werden und sie unter Hohn sich entrissen und als Waffe gegen sich gebraucht zu sehen. Sie muß blattweise sie verbergen und den Freunden zustecken, die Erlaubniß erhalten, sie zu besuchen. Hundertmal wird sie gestört, unterbrochen; häufig, wenn sie die süßesten Erinnerungen ihrer Jugend aufzeichnet und ausmalt, muß sie neben sich die tobenden Ausbrüche gemeiner Menschen, mit denen sie zusammengewürfelt worden ist, oder die Schrecken des Todes vernehmen, die näher und näher an sie herantraten. In dieser Verfassung und unter solchen Umständen Memoiren zu entwerfen, das ist gewiß eine Unternehmung von stoischem Geist, eine That der großen Seelen aus dem Alterthum würdig, an denen sie sich herangebildet. Tausend andere Frauen in ihrer Lage würden geklagt, gejammert und geweint, oder, erdrückt von ihrem Geschick, sich resignirtem Stumpfsinn hingegeben haben. Madame Roland erhob sich zum Plutarch ihrer selbst und der Revolution. Sie gab nicht nur eine Geschichte von sich und ihren Freunden, sie gab Aufzeichnungen und Actenstücke, aus denen das innerste Verständniß der ganzen Revolutionsperiode lichthell und strahlend wie der leuchtende Genius ihres Jahrhunderts hervortritt.

Schon aus diesem Grunde auch werden diese Memoiren, soviel sie neben enthusiastischer Anerkennung beachselzuckt und bemäkelt worden sind, dennoch beständige und große Aufmerksamkeit erregen müssen. Eine Geschichte der Girondisten zum mindesten ist ohne Kenntniß der Roland'schen Schriften nicht möglich. In diesen Schriften athmet der Geist dieser Männer, ihre tragische Schuld, die Größe ihrer Anschauungen, die Schönheit und Erhabenheit ihrer Seelen, sowie das finstere Fatum, dem sie anheimfallen, mit Einem Wort: die ganze Glorie, die sie als Menschen umstrahlt, sowie alles, was sie als Politiker für ewig verurtheilen muß.

Madame Roland wußte, als sie ihre Memoiren schrieb, was sie that. „Es werden Tage kommen", sagte sie zu sich selbst, „wo man nach dir, nach diesen Männern, die

Digitized by Google

deine Freunde waren und von denen dir einer besonders nahe stand, fragen und forschen wird. Das warme Blut und verröchelnde Leben von Tausenden wird darüber hingegangen, beschmuzt, verschüttet, vergraben werden ihre Namen, ihre Absichten, die heiligsten Träume und Hoffnungen ihrer Herzen sein; man wird nicht wissen, wer sie waren, noch was sie wollten. Da soll man deine Stimme, deine Stimme aus den Leichengruben von Clamart vernehmen und durch sie alles erfahren, was zu erfahren so nöthig ist. Sie, du, wir alle haben gefehlt, aber wir fehlten mit reinen Händen, wir fielen für die Ehre der Revolution, für die Schönheit ihrer Ideen, wir starben, weil wir der Freiheit nicht gestatten wollten, sich zu beflecken."

„Lieber sterben als übel thun!" schrieb Vergniaud's edle Hand noch an die Wand seines Gefängnisses in lateinischer Sprache, und wenn Madame Roland dies Sterben auch beklagte, so war sie doch hochdenkend genug, diesen Ausspruch zu theilen und ihn zu dem ihrigen zu machen. Wie sehr er überdies im Sinne der ganzen Gironde war, hat auch nichts mehr als die eclatante Thatsache bewiesen, daß Robespierre, im Convent angeklagt und am Reden gehindert, stieren Auges, bleichen Gesichts und schäumenden Mundes, zitternd wie ein gehetztes Wild und den Untergang vor Augen sehend, in wehmüthiger Erinnerung an den Edelmuth der Girondisten, seine Zuflucht zu deren Ueberresten in der Versammlung nahm. Flehentlich erhob er die Hände zu ihnen, um sich von ihnen das Wort geben zu lassen. Als es ihm dennoch nicht wurde, begab er sich unter sie und auf den Platz von Vergniaud, den man leer gelassen. Es war der Platz, auf dem der Geist Banquo's blutigen Ansehens saß, Banquo's, der unter den Mörderhänden der Macbeth der Französischen Revolution gefallen war. Banquo, so war es in den Sternen beschlossen, sollte nicht herrschen, aber seine Enkel sollten's, die Meinungen und Anschauungen sollten's, die er gezeugt. Die Gedanken und Grundsätze der Gironde sind die Gedanken und Grundsätze unsers Jahrhunderts, die echten und wahren Erben der Revolution von 1789.

Das ahnte und fühlte Madame Roland vor und deswegen griff sie zur Feder, nein, zum Griffel der Klio selbst, um damit den Geist ihrer Zeit, die Bildnisse ihrer Freunde und ihr eigenes Leben aufzuzeichnen. Diese Aufzeichnungen sind eine „Appellation an die unparteiische Nachwelt", wie sie Bosc auch zuerst genannt hat, als er sie 1795 der Oeffentlichkeit anheimgab, ohne daß sie freilich damals schon gehört und beachtet worden wären. Die Jakobinerkämpfe unter dem Directorium, die lärmenden Thaten und Ereignisse der Herrschaft Napoleon's machten es unmöglich, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sich mit besonderm Interesse dieser Schrift zukehrte, die der ruhigen Würdigung und der klaren Einsicht bedarf, wie sie erst die Neuzeit uns gegeben hat. Freilich meint auch Karl Frenzel noch, als er in einem wiener Feuilleton die neue Ausgabe jener Memoiren von Fangère besprach: „Jedem Leser, noch mehr jeder Leserin dieser Blätter wird sich dies aufdrängen: Manon Roland war von erhabenem Geiste, von stählernen Nerven, trotz ihrer vielen «nervösen Koliken», im Besitz einer Fülle von Kenntnissen, die selbst einen Gelehrten der Gegenwart erstaunen würde, begabt mit einem unerbittlichen Verstande, pflichtgetreu wie eine Puritanerin, glühend für Tugend und Vaterland; aber ein Weib im vollen Sinne des Wortes war sie nicht; ihr fehlte das Zartgefühl, die seelische Scham der Frau; mit breiter Ausführlichkeit erzählt sie Dinge, die eben nur in eine «Physiologie des Weibes» gehören. Von der Laïs oder der Phryne wird berichtet, sie sei nackt vor den Augen der Athener in das Meer zum Bade gestiegen, etwas Aehnliches thut Manon Roland in ihren Memoiren."

Und allerdings läßt sich solch ein Ausspruch thun. Madame Roland zeigt sich in ihren Denkwürdigkeiten schleierlos, mit einer Seele, die alle Hüllen von sich wirft. Wie sie war, wollte sie sich zeigen, und wenn Rivarol recht gehabt, von Marie Antoinette

Digitized by Google

zu sagen: sie war ihrem Geschlecht näher als ihrem Range, so läßt sich im Gegensatz von Manon Roland behaupten: sie hatte mehr von ihrer Zeit als ihrem Geschlecht. Sie beschreibt mit eigenthümlicher Offenheit die Vorkommnisse ihrer jungfräulichen Entwickelung, die Ereignisse ihrer Brautnacht. Die Sprache, die sie führt, ist die Sprache Rousseau's, die Sprache, in der jener Philosoph seine „Bekenntnisse" schrieb. Ueber dem Menschlichen vergißt sie das Weibliche. Das Weibliche ist ihr ein ganz zufälliges Moment. Vertraut mit den Helden und Denkern des Alterthums, eingebürgert in ihre Welt, kennt sie jene Verschämtheit nicht, die uns Modernen das Weib so reizend machte. Nur die Reinheit des Lebens, die Sittenstrenge sind die wahrhaft glorioſen Ideale ihres Wesens. Sie dachte, wenn nicht groß, so doch stark vom Weibe. Sie war das echte Weib der Republik, bereit und gefaßt die schwersten Opfer zu bringen, die von einem Weibe nur je gebracht werden können. Sie setzte das Vaterland, die Freiheit, das Gemeinwohl über alles; darin lebte, darin webte sie; dafür entsagte sie der flammenden Leidenschaft des Herzens, dem Glück der Liebe, dem ganzen Zauber des Daseins. Sie war ein durchaus stoisches Naturell. Nichts belegt das mehr als die Schilderung, die sie von Buzot, dem Geliebten, gibt. „Buzot", sagt sie, „ist von erhabenem Charakter, von stolzem Geist und feurigem Muth, gefühlvoll, aufflammend, trübsinnig und träge, manchmal zu Extremen geneigt. Leidenschaftlicher Bewunderer der Natur, seine Einbildungskraft nährend mit allen Reizen, die sie zu bieten im Stande, seine Seele mit den Grundsätzen sanftester Denkungsart füllend, scheint er ganz dazu gemacht: ein häusliches Glück sich zu schaffen und auszukosten; er würde ohne Zweifel das gesammte Weltall vergessen in der Vereinigung mit einem Herzen, das seiner würdig ist; statt dessen aber in das öffentliche Leben geschleudert, kennt er nichts als die Vorschriften einer strengen Billigkeit, die er mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte vertheidigt. Leicht über die Ungerechtigkeit entrüstet, verfolgt er sie mit Hitze; niemals wird er sich mit dem Verbrechen verständigen. Freund der Menschheit, empfänglich für die zärtlichsten Regungen der Seele, fähig des höchsten Aufschwunges und der großmüthigsten Entschlüsse, liebt er seinesgleichen und weiß sich als Republikaner zu zeigen. Streng im Urtheil über Individuen ist er besonders schwierig, wo es sich um die Ertheilung seiner Achtung handelt. Diese Zurückhaltung, verbunden mit der kühnen Offenheit seiner Sprache, hat ihm Feinde gemacht und den Ruf des Hochmuths zugezogen. Die Mittelmäßigkeit hat von jeher gar gern das Verdienst verleumdet; das Laster aber vollends haßt die Tugend, die ihm muthig den Krieg erklärt. Buzot ist der sanfteste Mensch der Erde für seine Freunde, der rücksichtsloseste Gegner der Schelme. So jung er ist, so hat ihm die Reife seines Geistes und die Reinheit seiner Sitten die Verehrung und das Vertrauen seiner Mitbürger erworben. Er rechtfertigt die eine wie das andere durch seine Hingebung an die Wahrheit, durch die Entschlossenheit und Ausdauer, mit denen er sie unausgesetzt vertritt. Der große Haufen der Menschen, welcher herabwürdigt, was ihm unerreichbar ist, erklärt seine hohen Anschauungen für Wahngebilde, seine Begeisterung für blinde Leidenschaft, seine mächtigen Gedanken für bloßes Wortgepränge, seinen Widerstand gegen alles Uebermaß für thörichte Oppositionsluſt. Man beschuldigte ihn des Royalismus, blos weil er für die Republik gute Sitten verlangte und daß man nichts vernachlässige, um dieselben aufrecht zu erhalten oder zu verbessern, wo sie gelitten; der Verleumdung von Paris, weil er die Septembermorde verabscheute und sie einer Horde von Henkern zuschob, welche Räuber geworben; des Aristokratismus, weil er das französische Volk zum Richter von Ludwig XVI. machen wollte; des Föderalismus, weil er die Aufrechterhaltung der Gleichheit unter allen Kreisen des Landes gewahrt wissen wollte und sich gegen die municipale Tyrannei einer usurpatorischen Commune erklärte. Wenn man von Buzot's Verbrechen spricht, so sind diese gemeint. Daß er auch sonst noch Verkehrtheiten besaß,

Digitized by Google

versteht sich von selbst. Mit einem edeln Gesicht und gefälligem Aeußern versehen, ließ er in seinem Anzuge Sorgfalt erblicken; er liebte es, sich mit jenem Geschmack zu kleiden, der einen geregelten Geist und ebenso viel Rücksicht auf das Publikum wie auf sich selbst zu erkennen gibt.

„Als die Hefe des Volks die Gewalt an sich riß, um im Umsturz aller Verhältnisse sich Einfluß und Reichthum zu verschaffen, als man die Gesetze misachtete, plünderte, mordete und ungescheut die schändlichsten Missethaten beging, da übte Buzot die Moral von Sokrates und die Rechtschaffenheit von Scipio.... O, der Schändliche! Da haben ihn denn auch der «unbescholtene» Lacroix, der «weise» Chabot, der «sanftmüthige» Lindet, der «stets bedachte» Thuriot, der «gelehrte» Durri, der «menschenfreundliche» Danton und ihre getreuen Nachahmer zum Verräther am Vaterlande erklärt, sein Haus vom Erdboden vertilgt und seine Güter eingezogen, ganz, wie man ehedem gegen Aristides verfuhr und Phocion verurtheilte. Ich erstaune nur darüber, daß man nicht decretirt hat: seinen Namen zu vergessen, denn dies wäre mit ihrem Verfahren viel übereinstimmender gewesen, als ihn mit Beiworten zu belegen, die jeder Rechtfertigung entbehren.

„Nie wird es gelingen, aus der Geschichte das Benehmen Buzot's in der Gesetzgebenden Versammlung herauszuescamotiren, nie seine weisen Vorschläge, seine staatsmännischen Anträge im Convent. Wie sehr man auch die öffentliche Meinung in den Blättern beeinträchtigen und unterdrücken mag, die Grundsätze, die sie ausmachen, werden wieder zur Geltung kommen. Buzot gab sich seinen Eingebungen hin, selten war sein Reden und Thun vorbereitet, immer jedoch ging alles bei ihm darauf hinaus, sich aufzulehnen gegen jede Handlung, welche der Freiheit schaden konnte. Sein Bericht über die Schutzmacht für den Convent aus den Departements, so sehr dieser Plan auch verschrien worden ist, stützt sich auf Gründe, die man nicht zu entkräften gewußt hat; der über das vorgeschlagene Gesetz bezüglich der Anstifter der Septembermorde schließt eine gesunde Politik und eine Weltanschauung in sich, wahr wie die Natur und stark wie die Fundamentalsätze, auf die sie sich stützt; sein Antrag, die Bourbonen zu verbannen, gründlich motivirt, ist mit wahrhafter Kunst und Wärme der Ueberzeugung geschrieben; sein Ausspruch im Processe des Königs, aufgeklärt und erleuchtet, hat nichts von dem Pathos und der ermüdenden Weitschweifigkeit an sich, wie sie andere Redner sich zu Schulden kommen ließen; was endlich seine Briefe vom 6. und 22. Jan. an seine Wähler betrifft, so malen sie seine Seele mit einer Wahrheit, die sie ewig geschätzt machen wird. Hätte der Convent nur noch einige Kämpfer seiner Art gehabt, so wäre ihm die Richtung gegeben worden, die er nöthig hatte; aber die übrigen Männer von Talent, immer nur darauf bedacht, sich als Redner für große Gelegenheiten aufzusparen, versäumten leider allzu sehr, sich in den kleinen Kampf des Tages zu mischen, indem sie zugleich den Winkelzügen ihrer mittelmäßigen Gegner allzu wenig Gewicht beilegten."

So schildert Madame Roland den Mann ihres Herzens. Es ist eine Schilderung, in der die Liebe zum politischen Pathos wird. Buzot als Politiker von den Anschuldigungen zu reinigen, die man gegen ihn geschleudert, ihm sein Ansehen, seine Stellung in der Geschichte unangetastet zu erhalten, das ist die That ihrer Hinneigung und Verehrung für ihn. Nicht sich, nur der Zukunft wollte sie ihn retten, und daß sie diese Rettung zugleich benutzt, die andern Girondisten unter Buzot zu stellen, sie gleichsam als diejenigen der Nachwelt anzuzeigen, welche die Partei ins Verderben geführt, ist vielleicht das einzige Moment, in dem sich ihr Gefühl für Buzot verräth. Von Bergniaud erklärt sie geradezu, daß sie ihn nicht leiden kann. Sie klagt seine Lässigkeit, seine geringe Arbeitslust an; sie rügt, daß sein Geist sich in Reden verpufft, ja sie läßt sogar durchschimmern, daß seine oratorische Begabung die Thatkraft seiner Freunde eingelullt habe. Sie hat auch Buzot träge genannt, aber es scheint fast, als ob sie die Schuld davon

Digitized by Google

Bergniaud zuschöbe und merken lassen wolle, daß dieser ihren Einfluß auf Buzot und ihre andern Anhänger gekreuzt und vernichtet. Darin ist sie vielleicht parteiisch und ungerecht gewesen, allein diese Ungerechtigkeit und Parteilichkeit ist dann wol weniger die Schuld ihres Herzens als vielmehr die des Schmerzes, den sie darüber empfand: sich und ihre Partei mit allen Träumen von Größe und Erhabenheit scheitern zu sehen. Die öffentliche Sache überwog die Sache der Liebe in ihr. Sie war mehr Bürgerin als sie Weib war.

Das muß man in Betracht ziehen, wenn man ihre Aufzeichnungen beurtheilt. Und überdies will erwogen sein, daß sie diese Aufzeichnungen in Eile, unter tausend wechselnden Eindrücken, in der Erwartung und im Angesicht des Todes schrieb. Sie hatte nicht Zeit zu erwägen, zu bedenken und zu prüfen, was etwa für die Veröffentlichung zu beanstanden und zu beseitigen wäre. Sie gab, was sie schrieb, wie Geständnisse, wie eine Beichte. Die Blätter derselben flogen ihr unter den Händen weg, ehe sie dieselben nur noch einmal angesehen oder überlesen. Aufgeregt, von den schrecklichsten Befürchtungen umlagert, des eigenen wie des Unterganges aller Freunde gewiß, führte sie die Feder in fliegender Hast über Seiten hin, über welche die blutigsten Ereignisse der Welt ihre Schatten warfen. Darf, kann man solche Seiten dann später beurtheilen, wie man die Seiten jeder andern Schrift beurtheilt? Gewiß nicht! War Manon Roland schon an sich ein Ausnahmswesen, so sind vollends ihre Memoiren noch unter ganz besondern Umständen entstanden, unter Umständen, die sie jeder Kritik entziehen.

Mit dieser Ueberzeugung als Richtschnur wollen wir jetzt dieselben näher betrachten, um aus ihnen die Entwickelung und das Wesen dieser ganz wunderbaren Frau näher kennen zu lernen.

Sie ward geboren am 17. März 1754. Ihr Vater, Gratien Phlipon, war Graveur, welcher nebenbei mit Edelsteinen handelte. Mit einem Hange zum Wohlleben und gewissen künstlerischen Prätensionen ausgestattet, liebte er es, sich gleichzeitig das Ansehen eines Malers zu geben. Ein richtiges und feines Urtheil unterstützte seinen natürlichen Geschmack und sein glückliches Geschick; doch ward beides auch wieder beeinträchtigt durch leichten Sinn und die vorwiegende Sucht, reich zu werden. Durch seine Neigung an Künstler verwiesen, stand er hinter diesen durch Mangel an Bildung und Talent zurück; durch sein Geschäft mit Kaufleuten in Berührung gebracht, überragte er sie durch Geist und Verstand. So gerieth er in eine Zwitterstellung, die ihm nach dem Tode seiner Frau gefährlich wurde.

Seine Frau, Marguerite Bimont, die er herzlich liebte, muß eine schöne Frau und reine Seele gewesen sein. Manon, das einzige Kind, das von sieben am Leben blieb, vergötterte ihre Mutter, die sie mit seltener Hingebung erzog. Früh entwickelten sich in dem Mädchen außerordentliche Anlagen und ein eiserner Wille, über den Liebe und ruhige Vorstellung viel, Härte und Strenge aber nichts vermochten.

Kaum sechs Jahre alt geworden, war sie einmal krank und sollte eine Medicin nehmen, die ihr widerstand. Sie wies sie, allen Zureden der Mutter zum Trotz, zweimal ab, sodaß diese endlich die Geduld verlor und den Vater rief, der, über die vermeinte Hartnäckigkeit des Kindes erzürnt, es züchtigte. Nach der Züchtigung ward ihm die Arznei zum dritten mal gereicht, die es zum dritten mal verschmähte, worauf wiederum Schläge folgten. Im höchsten Zorn gefragt, ob die Kleine den Trank nehmen oder noch einmal geprügelt sein wolle, richtete sie sich in ihrem Bettchen empor, lehnte den Kopf gegen die Mauer und bot, ihr Hemdchen emporhebend, den Rücken selbst den angedrohten Streichen dar. „Man hätte mich in diesem Augenblicke tödten können", schreibt Madame Roland selbst, „ohne daß es möglich gewesen wäre, mir auch nur einen einzigen Seufzer zu entpressen."

Digitized by Google

Aufgeweckten Geistes, lernte sie schon im vierten Jahre lesen, um von da an für das Lesen eine wahre Leidenschaft zu empfinden. Lernen war ihr ein Bedürfniß. Sie lernte Arithmetik und Geometrie, Musik, Malen, Kupferstechen, Tanzen. „Ich lernte alles, was man wollte", schreibt sie von sich selbst; „ich hätte mir den Alkoran zu eigen gemacht, wenn es gefordert worden wäre." Sie lernte, weil Lernen mit Lesen verbunden war. Sie las, was ihr in die Hände fiel. Reisen, Predigten, Grammatiken, Romane, die Bibel, den Katechismus, „Das befreite Jerusalem" von Tasso, den schmuzigen „Candide" von Voltaire. Ihr Hauptbuch aber blieb der Plutarch nach einer Uebersetzung der Frau Dacier. „Er ist es gewesen", rühmt sie selbst, „der die Kraft und den Stolz in mir erweckte, welche den Charakter machen; er hat mir den wahrhaften Enthusiasmus für die öffentlichen Tugenden und die Freiheit eingehaucht.

Neben dem Plutarch ist Rousseau der zweite Apostel, der die Republikanerin erzieht. Er lehrt sie den Haß gegen die socialen Ungleichheiten und die brennende Begierde, diese aufzuheben. Von ihm auch hat sie den Zug zur Natur, die Freude am idyllischen Landleben, den Genuß an schöner Landschaft.

Die freche Ungebühr, die ein Lehrling ihres Vaters sich gegen sie zu Schulden kommen ließ, versetzte sie in tiefe Schwermuth und Verzweiflung, aus der sie sich nur meinte durch äußerste Eingezogenheit wieder emporrichten zu können. So schwer es ihr wurde, sich von ihrer Mutter zu trennen, so ruhte sie doch nicht eher, bis sie Erlaubniß erhielt, sich auf ein Jahr in ein Kloster zu begeben. Sie zählte, als dies am 7. Mai 1765 geschah, elf Jahre und zwei Monate.

Im Kloster lebte sie nun noch mehr als sonst ihrem Hange zum Lesen, Nachdenken und Schwärmen. Sie berichtet über diese Zeit Folgendes in ihren Memoiren: „Auf den Spaziergängen und in den Erholungsstunden lief und scherzte ich nicht mit den andern; einsam zog ich mich zurück in den Schatten der Bäume, um zu lesen und zu träumen. Wie ergriffen war ich oft von der Schönheit der Natur, dem Wehen des Windes, dem Duft der Blumen; ich sah in allem die Hand der Vorsehung, ich fühlte ihre Wohlthaten, ich bewunderte ihre Werke!"

Im Kloster schloß sie auch einige Mädchenfreundschaften, durch deren eine ihr später Roland, der zukünftige Gatte, zugeführt werden sollte. In dem Briefwechsel mit diesen bildete sich ihr schriftstellerisches Talent aus. Die Freundschaft lehrte sie schreiben, lehrte sie die Kunst ihren Empfindungen Ausdruck zu geben, eine Kunst, die sie in hohem Grade erlangte und besonders übte, als sie aus dem Kloster wieder ausgetreten, zuerst eine Zeit lang bei ihrer Großmutter verweilt und dann vierzehnjährig wieder ins väterliche Haus auf dem Pont-neuf zurückkehrt, um sich aufs neue dem frühern Leben der Zurückgezogenheit und Betrachtung anheimzugeben. „Wie oft", schreibt sie, „habe ich von meinem Fenster aus, das nach Norden lag, in tiefster Bewegung den gewaltigen Raum des Himmels betrachtet, sein prächtiges azurnes Gewölbe, von dem bläulichen Ostrande, weit hinter dem Pont-au-Champs bis gegen Westen, wo er von Gold und Purpur umsäumt, sich hinter den Bäumen der Tuilerien und den Häusern von Chaillot verlor."

Bald erhoben sich in diesem grübelnden Geiste Zweifel an der Wahrheit des Glaubens; die Controversschriften, die ihr Beichtvater ihr gab, um sie zu beruhigen, bestärkten sie nur noch mehr in ihren Ansichten; um ihrer Mutter willen und später „zur Erbauung ihrer Nächsten" ging sie in die Messe und zur Communion.

„Das erste, was mich in der Religion, zu der ich mich bekannte, anwiderte", meldet sie, „war die Verdammung derjenigen, die sie nicht achteten oder sie gar nicht kannten. Nachdem ich, genährt von der Geschichte, die Ausdehnung der Welt ins Auge gefaßt, den Gang der Jahrhunderte, der Staaten, die Tugenden der Menschen und ihre Irrthümer erwogen, fand ich die Idee kleinlich, lächerlich und abscheulich, daß es einen

Digitized by Google

Schöpfer geben sollte, der zu ewigen Qualen eine unzählbare Menge von Wesen, schwache Werkzeuge seiner Hand, verdammt, blos weil sie sich zwischen allerlei Gefahren der Erde auch in die Nacht einer Unwissenheit gebannt sehen, von der sie ohnedies genug zu leiden gehabt."

Sie studirte, um sich ins Klare zu setzen, die Schriften von Diderot, d'Alembert, Raynal u. a., und durch alle wurde sie nur immer mehr zur Lehre der classischen Stoiker getrieben. Ihrem großherzigen Sinne gefiel es am meisten, seine Pflichten zu erfüllen auch unter Schmerzen, der Tugend treu zu bleiben trotz allem, unbeirrt von Vorurtheil und Leidenschaft dem Guten zu leben und sich dafür zu opfern. Lange vor der Revolution war sie, wie wir erfahren haben, eine Republikanerin und haßte die Könige. Bei einem Besuche in Versailles sah sie die ganze Pracht und die ganze Kleinlichkeit des alten Hofes; sie betrachtete lieber die Statuen in den Gärten als die Hofdamen und Edelleute, und als die Mutter sie fragte: „Was thun dir denn diese Menschen?" antwortete sie: „In jedem Augenblicke lassen sie mich die Ungerechtigkeit und die Verkehrtheit der Welt empfinden."

Sie träumte die Welt ihres Plutarch, die Welt des Perikles. Nur auf dem Lande, unter den Laubgewölben von Meudon vergaß sie diese Träume, um im Entzücken über die göttliche Natur dahinzuschmelzen. Hier verlebte sie ihre seligsten Stunden, Stunden, die sie im Gefängniß, an den Stufen des Schaffots, unter dem Gekreisch gemeinen Gesindels, das sie umgab und ihre Stille vergiftete, noch mit einem Zauber, einem Hauch der Poesie zu schildern weiß, der unwiderstehlich ist.

Mitten aus solchen idyllischen Freuden schreckte sie der Tod ihrer Mutter empor, von dem ihr eine auffallende Vorahnung wurde.

Man wollte das Pfingstfest von 1773 wieder in ihrem geliebten Meudon feiern. Am Morgen des Ausflugs erwachte sie nicht schon frühzeitig wie sonst, sondern sie fühlte sich von einem schweren Traume gefesselt; es scheint ihr, als ob sie in einem Fahrzeuge zu Wasser nach Paris zurückkomme, mitten unter einem heftigem Sturme und im Dunkel der Nacht. Im Moment, wo sie aussteigen will, ist es ein Leichnam, den man eben aus den Wellen gezogen, der ihr den Weg versperrt. Starr, bleich, mit nassen Kleidern und triefendem Haar sieht sie ihn vor sich liegen. Zitternd beugt sie sich zu ihm nieder, um seine Gesichtszüge zu mustern, um zu sehen, wer der Todte sei. Da auf einmal wird sie geweckt. Die Mutter ist es, die sie aus dem Schlafe ruft. Jauchzend springt sie aus dem Bette, um, erlöst von ihrer Angst, die Weckerin mit tausend Küssen und Liebkosungen zu überschütten. Heiter wird die Landpartie gemacht, befriedigt kehrt man heim, um gleich den Tag nach dem Feste an der Leiche der Mutter zu weinen.

Dieser Verlust traf Manon sehr hart. Man weiß, daß kein Unglück allein, sondern stets mit Gefolge kommt. Die bis dahin von der verständigen Mutter niedergehaltenen leichtsinnigen und verschwenderischen Neigungen ihres Vaters brachen nun offen aus; der Wohlstand des Hauses sank von Tage zu Tage; zuletzt knüpfte der Vater noch Verbindungen mit andern Frauen an; Manon fühlte sich elend und verlassen. In diesen Stimmungen empfing sie den zufälligen Besuch eines Hrn. Roland de Platière, der von Amiens mit einem Empfehlungsbriefe ihrer Jugendfreundin kam. „Diesen Brief", schrieb diese Freundin darin, „wird Dir der Philosoph übergeben, dessen ich öfter gegen Dich erwähnt, Hr. Roland, ein aufgeklärter Mann von reinen Sitten, dem man nur seine große Bewunderung für die Alten auf Kosten der Neuern und die Schwachheit vorwerfen kann, allzu viel von sich selbst zu sprechen."

Am 18. Jan. 1734 zu Lyon geboren, zählte Roland damals 42 Jahre; er war Aufseher der Fabriken und Manufacturen zu Amiens; hochgewachsen, ein wenig vernachlässigt in der Haltung, mit dem Aeußern eines Gelehrten und der Seele eines Puritaners.

Digitized by Google

Schon mit 19 Jahren hatte er das älterliche Haus verlassen und Frankreich durchzogen, um sich nach Indien einzuschiffen. Am Tage der Einschiffung hinderte ein Blutsturz seine Abfahrt; nach seiner Wiedergenesung wendete er sich an einen Verwandten in Rouen, der ihm eine Stelle verschaffte. Seitdem hatte er sich tüchtig ausgebildet, gewirkt und gearbeitet. Er ist ein ernster Berufsmann, zugleich ein Kenner des Alterthums, ein Anhänger und Mitarbeiter der Encyklopädisten geworden.

Manon Roland schildert ihn in ihren Denkwürdigkeiten nicht gerade als einnehmend; er war ohne Zweifel ein wenig Pedant, ein Mann, der sich gern reden hörte, aber freilich auch zu reden verstand. Er besaß viele Kenntnisse und Erfahrungen, einen ernsten, wohlwollenden Geist und tapfern Willen zu allem, was nützlich und gut erschien.

Ein Mann dieser Art mußte Manon Phlipon gefallen. Sie hatte mancherlei Männer kennen gelernt; einige waren ihr näher getreten und als Bewerber in besondern Betracht gezogen worden; keiner aber hatte eine strengere Probe bestanden, allen hatte sich Manon wieder entzogen, weil sie ihr zu unbedeutend, leer und nichtig dem Wesen nach erschienen. Roland imponirte ihr zwar nicht, aber sie empfand Achtung vor ihm. In den traurigen Verhältnissen, in die sie nach dem Tode ihrer Mutter gerieth, war das viel. Sie wünschte sich diesen zu entziehen und eine ebenso gesicherte als anständige Stellung einzunehmen. Aus diesem Grunde wies sie die ihr dargebotene Hand Roland's nicht zurück. Am 4. Febr. 1780 ward sie sein Weib.

Sie lebte mit ihm zuerst vier Jahre in Amiens, wo sie ihm 1781 eine Tochter gebar, reiste dann mit ihm nach England und siedelte, zurückgekehrt, mit ihm nach Lyon über, wo er eine vortheilhafte Stellung erhielt. Es ist charakteristisch für Roland, daß er als Mitglied der dortigen Akademie als Vorwurf einer Preisschrift folgende Idee aufstellte: „Wäre es dem öffentlichen Wohle nicht angemessen, Tribunale zu errichten, welche die Todten in ihrem Leben, Wirken und Streben abzuurtheilen hätten?" Im Jahre 1787 unternahmen beide Gatten eine Reise nach der Schweiz, wo man Lavater kennen lernte und mit ihm Beziehungen anknüpfte.

Wie sie und Roland gleich von Anfang an sich der revolutionären Bewegung anschlossen und welche Rolle sie darin gespielt, haben wir gesehen. Es ist nur noch zu erwähnen, daß Madame Roland, während Roland Minister war, einmal vor die Schranken des Convents gefordert wurde, um sich gegen die Verdächtigung zu vertheidigen, daß sie einen verrätherischen Briefwechsel mit der englischen Regierung unterhalte. Sie that das so sieghaft, daß sie allgemeinen Beifall und die Ehren der Sitzung erhielt. Daß indeß ihr Ansehen erschüttert, die Gegenpartei mächtig geworden war und gegen sie und ihre Freunde conspirirte, darüber befand sich Madame Roland schon lange nicht mehr im Unklaren. Sie war schon längst vor Ueberfällen und Attentaten gewarnt und schlief, wie sie selbst erzählt, mit einer Pistole unter dem Kopfkissen im Ministerhotel, „nicht sowol, um diejenigen zu tödten, die etwa uns zu ermorden kämen, sondern um mich allen Unwürdigkeiten zu entziehen, wenn sie Hand an mich legen sollten".

Sie war auf alles gefaßt und mußte es sein. Die Schreckenszeit hatte begonnen, begonnen mit den donnernden Worten Danton's von der Tribüne herab: „Um unsere Feinde zu besiegen, um sie niederzuschmettern, was bedarf es? Der Kühnheit, noch einmal der Kühnheit und immer nur der Kühnheit!"

Was unter dieser Kühnheit zu verstehen, darüber konnte man nach den Septembermorden nicht mehr im Zweifel sein. Die Septembermorde waren der thatsächliche und blutige Beweis, daß die Gironde überholt, daß sie nicht mehr maßgebend und herrschend war. Daß die Unternehmer derselben unbestraft blieben, machte die Ohnmacht dieser Partei zum öffentlichen Geheimniß, das mit der Verurtheilung und Hinrichtung des Königs dann vollends schleierlos erschien. Aufrichtige Republikaner, wie die Mehrzahl

Digitized by Google

davon es geworden waren, wurden sie durch ihr selbstverschuldetes Geschick nach und nach der Schutzwall und die Vormauer des Königthums, das sich hinter ihnen vor Wind und Wetter zu schützen und mit ihrer Fahne zu bedecken vermochte.

Es ist nicht zu leugnen, daß uns alle diese Männer voll Jugend, voll Enthusiasmus und Geist im hohen Grade interessiren und mit Sympathie erfüllen, aber wenn wir ihre öffentliche Laufbahn verfolgen, so müssen wir nichtsdestoweniger bekennen, daß sie ihrer großen Aufgabe sich nicht gewachsen zeigten. Selbst ihre enthusiastischsten Bewunderer haben sie vor dem Tribunal der Geschichte verurtheilt. Michelet, der mit hinreißender Liebe und poetischer Hingabe manche schöne Seite über sie geschrieben, muß sich endlich doch zu dem Geständniß verstehen: „Ja, trotz des Staunens, das uns für ihre Talente, des Mitgefühls, das uns für den Geist der großartigen Milde erfaßt, die sie der Republik zu bewahren trachteten, würden auch wir im Convent gegen sie gestimmt haben. Ihre Politik in den ersten Monaten von 1793 war ohnmächtig und blind und konnte Frankreich nur ins Verderben stürzen."

„Ihnen fehlte", sagt Lamartine, „ein gemeinsamer Grundgedanke, die Einigkeit, der kühne Entschluß. Sie hatten die Revolution gemacht, ohne es zu wollen; sie regierten sie, ohne sie zu verstehen. Die Revolution mußte nothgedrungen sich gegen sie erklären und ihnen entschlüpfen, denn anstatt sie zu befestigen, thaten sie alles, sie zu schwächen. Die Verfassung, die sie vorschlugen, glich mehr einem Bedauern des Eingebüßten als einer Hoffnung auf das Werdende. Die Aristokratie erschien in allen bürgerlichen Einrichtungen, die sie bezweckten, nur in veränderter Gestalt. Das demokratische und populäre Element sah sich davon im Keime erstickt. Sie trotzten dem Volke, das sie nicht verstand und ihnen nicht folgen konnte, und das darum auch ihnen auf die Länge wiederum nur Trotz entgegensetzte. Der Kopf fürchtete den Arm, der Arm den Kopf; so konnte der sociale Leib sich nur in ewiger Unruhe erhalten und zu Grunde gehen.... Noch einige Monate unter solchem Gouvernement, und Frankreich, halb vom Auslande erobert, halb von der Gegenrevolution, zerrüttet von der Anarchie, zerrissen von seinen eigenen Händen, hätte zu existiren aufgehört als Republik wie als Nation, alles verdarb unter den Händen dieser Schönredner", deren Widerstand, wie Thiers behauptet, gefährlich, deren Unwillen unpolitisch ist und welche am Ende nichts zu thun vermochten, als die Revolution, die Freiheit und Frankreich zu Grunde zu richten.

Ihre Redegewandtheit, ihr oratorisches Talent war fast, möchte man sagen, ebenso sehr ihr Unglück als es ihr Ruhm gewesen. Sie ließen sich zu oft davon hinreißen, sie schwatzten zu sehr aus der Schule; sie verriethen im voraus, was sie wollten; die Gegner konnten ihnen immer in die Karten sehen.

Die unselige Taktik, die Tribüne zum Schauplatz der Anklägerei zu machen, ging hauptsächlich von ihnen aus. Sie meinten es damit nicht so schlimm. Diese Anklagen sollten nur warnen, sollten nur zeigen, daß sie wüßten, was vorging. Sie wollten ihre Gegner erschrecken, um sie nach diesem Schreck um so mehr zur Versöhnung geneigt zu machen. Mit dem Wunsch nach Versöhnung schlossen, wie wir schon gesehen, alle ihre Angriffe. Ihre Angriffe waren Rednerkünste feierlichster Art, aber eben darum um so abnutzbarer in der Wirkung. Der Convent beachtete sie zuletzt nicht mehr, die Angegriffenen jedoch vergaßen sie nicht, lernten den Girondisten die Künste ab und da sie die That ihnen folgen ließen, siegten sie zuletzt.

Wie war das auch anders möglich bei der ganzen Art und Weise der Gironde, die immer den Krieg erklärte, ohne ihn zu führen, und doch auch nie zum Frieden geneigt war? Als Roland in seinem ministeriellen Bericht über die Lage von Frankreich und Paris die Anklage gegen die Anstifter der Septembermetzeleien erhob, rief Robespierre: „Niemand wird wagen mir eine Beschuldigung deshalb ins Gesicht zu schleudern!" —

Digitized by Google

„Doch, ich thue es!“ entgegnete Louvet, beklatscht von einem Theil der Gironde, indeß ein anderer, um den Eclat zu vermeiden, auf Tagesordnung drang, die auch durchgesetzt wurde.

Es war die Hand der Madame Roland, die unsichtbar hier Robespierre schützte, der aber einmal beleidigt und gereizt, vernichtet werden mußte, um der Partei nicht verderblich zu werden. Robespierre vergaß nichts, und hier um so weniger, weil er wußte, daß er sich im Kreise der Girondisten klein benommen und von ihnen zum großen Theil über die Achsel angesehen wurde. Er brannte darauf ihnen ihren Hochmuth einzutränken, und außerdem waren sie ihm in der That nicht demokratisch genug. Er wollte im Ernst, wie es Madame Roland anerkennt, die Größe und Macht des Volks. Er wußte seine Sache nur ebenfalls nicht recht anzufangen. Er verfing sich in unfruchtbaren Abstractionen, die ihm später ebenso gefährlich wurden wie den Girondisten ihre blühenden Träumereien. Danton stand zwischen ihnen; er verachtete im Grunde seines Herzens Marat, wie es die Gironde that, und überragte mit ihr Robespierre an Pomp der Rede, an Impuls und Geist; nur war er bürgerlich nicht so unbescholten und ehrenhaft. Seine Vergangenheit und Madame Roland stellten sich zwischen ihn und die Gironde, so oft er sich ihr auch näherte, um ihr den Ausweg aus ihrem Dilemma zu zeigen und um sie zu retten. „Ihr Haß gegen mich“, hörte man ihn sagen, „wird sie vernichten und nach ihnen vielleicht auch mich. Die Wahnsinnigen wissen nicht, was sie in mir zurückstoßen!“

Und in Wahrheit, sie wußten es nicht. Danton kannte Robespierre weit besser, als sie ihn kannten. Er wußte, was von ihm zu erwarten war, und wenn sie sich mit ihm verbunden, wäre ohne Zweifel Thatkraft und Entschlossenheit unter sie gekommen. Auch war er zu haben; er konnte wol Verbrechen im großen verüben, gegen den einzelnen aber war er human. Robespierre, der Unbestechliche, ließ die großen Verbrechen nur geschehen, aber er dünkte sich ein Heros des Alterthums, wenn er sich jeder menschlichen Rührung dem einzelnen gegenüber entschlug. Einen Busenfreund, ein Wesen, das ihn liebte, oder einen Bruder hinrichten zu lassen, das, meinte er, zeichne ihn aus, stelle ihn hoch, adle ihn in den Augen der Menschheit und in den Annalen der Weltgeschichte. Danton hatte persönlichen Muth, Robespierre nicht. Robespierre starb wie ein Feigling, Danton wie ein Held. Jener konnte nicht verzeihen, dieser vermochte es; nur die Lächerlichkeit ertrug er nicht, und gerade mit dieser bekämpften ihn die Girondisten. Als er Louvet bei dessen Anklage Robespierre's zurief: „Ich bitte den Ankläger, das Uebel zu berühren und den Finger in die Wunde zu legen“, entgegnete dieser mit schneidendem Hohne: „Es soll geschehen, Danton, aber schreie nicht im voraus.“

Diese Wendung sowie der Beifall und das Lachen, das sie erzeugte, entschied Danton's Uebergang zu Robespierre. Er deckte diesem den Rücken, er sprach ihm Muth ein, eroberte ihm das Wort. Dieser Worteroberer hat Robespierre später sehr gefehlt. Bei seinem Untergange war Danton's Löwenstimme nicht mehr da, seinem heisern Organe Luft zu machen. Robespierre hatte sie erstickt. Nun erstickte er selbst in Gift und Galle, in Aufruhr und Tumult. Aber das geschah erst nach dem Fall der Gironde, mit dem wir es hier zu thun haben. Er nahte sich Schritt für Schritt, am meisten beschleunigt durch ihre eigenen Unbesonnenheiten. Eine der größten war, daß, nachdem sie sich eine Reihe von Feinden gemacht, sie endlich noch gar die Stadt Paris dazu machten. Unzufrieden mit der pariser Municipalität und Obrigkeit, die in der Gewalt des Berges war, und im stillen daran denkend, den Sitz des Convents in die Provinz zu verlegen, haben sie sich in der zweiten Hälfte des Mai 1793 zu unbedachten Schritten gegen jene Autoritäten hinreißen lassen. Als man diese zum Gegenstande einer Debatte macht, bricht Isnard, der letzte Präsident der Versammlung, der aus der Gironde

Digitized by Google

gewählt wurde, ohne alle berechtigte Ursache, wild und außer sich gebracht, in die Worte aus: „Sollte man sich einfallen lassen, gegen diese aus dem Volke hervorgegangene Versammlung die Hand zu erheben, so erkläre ich im Namen des gesammten Frankreichs, daß Paris vernichtet und an den Ufern der Seine sehr bald die Stelle vergeblich gesucht werden wird, an der es gestanden!"

Diese stolze, aber höchst unselige Phrase, die im Convent einen allgemeinen Sturm erregte, durchflog im Nu alle Viertel von Paris und ließ dessen durch die Kriegsnachrichten aufgeregte Bewohner darin eine Drohung erkennen, die sie empörte. Die Föderation, die Verschwörung gegen Paris schien verrathen. Der Sturm gegen die Gironde brach los. Wir stehen am 31. Mai.

Die ganze Stadt ist in Bewegung; überall gibt es Lärm und Geschrei; die Menge belagert den Sitzungssaal. Die allgemeine Stimmung ist gegen die Gironde. Robespierre sieht seine Zeit gekommen. Er redet zum ersten mal mit Emphase, mit Nachdruck und sehr lange. „Bürger", ruft er aus, „laßt uns diesen Tag nicht mit halben Maßregeln verlieren. Dieser Tag ist vielleicht der letzte, an dem der Patriotismus die Tyrannei bekämpft. O, daß jetzt alle der Sache des Volks treu ergebenen Abgeordneten sich vereinigen möchten, um das Glück der Nation zu sichern!"

„Du bist sehr redselig geworden!" ruft ihm Bergniaud entgegen, indem er hinzufügt: „Komme doch endlich zum Schluß."

„Ich komme dazu", erwidert Robespierre eisern, „sorge nicht, Bergniaud, denn der Schluß meiner Rede gilt dir und den Deinen!" Und nun läßt er sich in weitschweifige Anklagen gegen die Gironde aus, die, wenn man ihm glauben will, nach dem 10. Aug. die Urheber desselben gern zum Schaffot geführt, welche die Zerstörung von Paris gewollt, am liebsten den Tyrannen Ludwig Capet gerettet hätten.

Das Schwert ist über den Häuptern der Gironde aufgehängt; es fällt noch nicht, aber es hängt an einem Haare.

Am nächsten Tage beginnt das traurige Schauspiel aufs neue. Bewegung, Aufstand, Tumult. Henriot hat Kanonen gegen den Convent aufgefahren. Man fordert noch einmal ihre Verhaftung. Einige von ihnen, wie Isnard, Fauchet, Lanthenas und Rabaut wollen sich opfern und freiwillig ihrem Mandat entsagen. Aber Barbaroux und Lanjuinais verwerfen das. Ersterer ruft: „Ich habe geschworen auf meinem Posten zu sterben, und ich halte meinen Schwur!" Letzterer spricht: „Ich glaube bisher einigen Muth bewiesen zu haben; erwarte man von mir weder Einwilligung in eine zeitweise Enthebung von meinem Amt noch freiwillige Niederlegung desselben."

Bei diesen Worten wirft man ihm Schmähungen zu, sucht man ihn von der Tribüne zu reißen. Er klammert sich mit den Händen fest und spricht unerschrocken in den Sturm hinein. Um ihn zum Schweigen zu bringen, setzt man ihm eine Pistole auf die Brust, denn es war seit einiger Zeit Sitte geworden, bewaffnet im Convent zu erscheinen. Er schließt die Augen und sagt mit stoischer Ruhe: „Ihr brüstet euch so gern mit dem Alterthume. Die Alten, wenn sie opferten, schmückten ihr Opfer mit Blumen und Bändern, aber sie beschimpften es nicht!"

Solcher Heldenmuth imponirte am Ende doch. Man kam einigermaßen zur Besinnung, besonders als nun auch der Jakobiner Lacroix auf die Tribüne stürzt und erzählt, wie ihn draußen das Volk thätlich beleidigt. Das packt sogar den Berg und Danton schreit: „Es gilt die beleidigte Ehre der Nation zu rächen!" Barrère schlägt vor, die Sitzung aufzuheben und einen Umzug zu halten. Es geschieht mit dem Präsidenten Hérault de Séchelles an der Spitze. Aber man bringt nicht durch. Henriot zu Pferde, halb betrunken, den blanken Säbel in der Hand, versperrt den Weg mit seinen Pikenmirmidonen. „Was will das Volk?" fragt der Präsident. „Der Convent ist mit

Digitized by Google

nichts als seinem Glücke beschäftigt." „Ach was", lallt Henriot, „das Volk ist nicht aufgestanden, um Phrasen zu hören. Es verlangt die Auslieferung der Schuldigen!"

Wäre ein Girondist Präsident gewesen, solche Brutalität würde ihn nicht verblüfft haben, er würde nicht vor Piken und Kanonen zurückgewichen sein, er hätte in seinem Edelmuth die Angeklagten mit seinem ganzen Ansehen und seinem Leben geschützt. Im Schutz und in der Gefahr für andere haben sich die Girondisten immer groß gezeigt. Hérault de Séchelles that es nicht. Er wich betroffen zurück und überlieferte die Gironde ihrem Schicksal. Ihre Verhaftung wurde decretirt. Das Haar, welches das Schwert gehalten, riß; das Schwert fiel auf sie nieder.

Madame Roland hatte es schon früher getroffen.

Bereits am Abend des 31. Mai waren sechs bewaffnete Männer in Roland's Wohnung gedrungen, um ihn gefänglich einzuziehen. Da Roland aber nur der Gewalt weichen wollte und sie dazu sich nicht für autorisirt erachteten, gingen sie unverrichteter Sache wieder fort. Inzwischen faßte Madame Roland, energisch und gewandt, wie sie war, den Vorsatz, die Thatsache dem Convent anzuzeigen. „Diesen Plan meinem Gatten mittheilen, einen Brief an den Präsidenten schreiben und davoneilen", berichtet sie selbst, „war das Werk einiger Minuten." Sie fuhr in Eile in den Convent, drang zwischen allem Volk, den Schildwachen und Beamten im Sitzungssaale hindurch, um sich Bergniaud in einen Nebensaal rufen zu lassen; der Sturm war noch nicht ausgebrochen, aber er stand vor der Thür. Bergniaud konnte ihr nichts versprechen. Sie wollte selbst vor die Barre des Convents; sie hoffte heute wie damals durch ihre Erscheinung, ihre Beredsamkeit zu siegen. „Ich war in der That", schreibt sie, „in jener Seelenverfassung, welche unwiderstehlich beredt macht, von Unwillen erfüllt, über alle Furcht erhaben, begeistert für mein Vaterland, dessen Ruin ich vor Augen sah; dazu kam, daß ich alles, was ich in der Welt liebe, in Gefahr erblickte. Was sollte mich ängstlich machen? Es galt die ersten Güter des Lebens zu vertheidigen. Mein Blut war in Wallung, mein Geist erregt, ich fühlte, daß es an den rechten Worten mir nicht fehlen würde." Bergniaud aber räth ab. Er sieht keine Möglichkeit eines Erfolgs; vertröstet sie auf später. So verspricht sie in einer Stunde wiederzukommen. Sie eilt zu Louvet, dem sie in Hast, da sie ihn nicht zu Hause trifft, in ein paar Zeilen von ihrer und der Lage ihrer Freunde Nachricht gibt; dann stürzt sie nach Hause, wo sie in Schweiß gebadet ankommt und erfährt, daß Roland gegangen, sich bei Freunden zu verbergen. Sie trinkt ein Glas Wein und macht sich dann auf, ihn zu suchen. Wo sie ihn zumeist erwartet, trifft sie ihn nicht; ein zweiter Versuch fällt glücklicher aus. Sie findet ihn, bespricht das Nöthigste und begibt sich um 10 Uhr nachts allein durch die Straßen zum Convent. Aber die Sitzung ist geschlossen. Sie fährt zu einem Freunde, der bereits zu Bett gegangen, läßt ihn wecken und beschwört ihn, Roland bei der Flucht behülflich zu sein. Hierauf kehrt sie, unbesorgt um ihr eigenes Schicksal, in ihre Wohnung zurück, beruhigt ihre Leute, küßt ihr schlummerndes Kind und setzt sich hin, um an Roland zu schreiben, ihm Vorsicht und Eile anzuempfehlen. Mitten im Schreiben, etwa gegen Mitternacht, dringt abermals eine bewaffnete Bande bei ihr ein, die zu wissen verlangt, wo Roland verweilt. Sie leugnet, daß ihr sein Aufenthalt bekannt sei, und entläßt sie, dabei bemerkend, daß eine Wache vor ihrer Thür und dem Hause bleibt. Sie vollendet ruhig den Brief, vertraut ihn einer zuverlässigen Dienerin an, ißt zu Nacht und legt sich dann zu Bett. Eine Stunde mochte sie geschlafen haben, da erweckt man sie, weil Leute gekommen, die sie sprechen wollen. Sie steht auf und kleidet sich zum Ausgehen an. „Warum?" fragt erstaunt die Dienerin, indem sie meint, ein Nachtkleid würde genügen. „Es ist für alle Fälle" entgegnet Madame Roland, indem sie von dem weinenden Mädchen mit einem Händedruck Abschied nimmt.

Digitized by Google

Eingetreten zu denen, die sie zu sprechen verlangt haben, erfährt sie, daß sie verhaftet und ihre Wohnung versiegelt werden soll. Sie verlangt die Vollmacht zu sehen, prüft sie und findet sie ungesetzlich. Sie redet mit den Herren der Section hin und her, fügt sich aber endlich. Sie nimmt einige Wäsche und Kleidung für sich und die Tochter heraus, dann beginnt das Versiegeln. Es dauert bis gegen 7 Uhr morgens; da nimmt sie Abschied von ihrer Tochter, ihren Leuten und geht die Treppe hinab, die mit bewaffneten Männern besetzt ist, wie das ganze Haus und die Straße, auf der sich eine unabsehbare Menge um den Wagen drängt, der sie aufnehmen soll. „Auf die Guillotine!" schreien ihr beim Einsteigen einige wüthende Weiber entgegen. Madame Roland setzt sich neben ihre Begleiter nieder, ohne davon Notiz zu nehmen. „Wollen Sie, Madame, daß wir die Portièren schließen?" fragt zuvorkommend einer derselben, und sie antwortet ruhig: „O, nein, mein Herr; die Unschuld, so unterdrückt sie ist, wird niemals das Benehmen der Strafbaren annehmen. Ich fürchte niemand und will mich den Blicken von keinem entziehen, er sei auch wer er sei." „Sie zeigen mehr Charakterstärke als viele Männer", wird ihr zur Antwort. „Sie erwarten gefaßt, daß Ihnen Gerechtigkeit werde." „Gerechtigkeit!" ruft sie aus. „Wenn es Gerechtigkeit gäbe, wäre ich jetzt nicht in Ihrer Gewalt. Ich weiß, daß ich auf dem Wege zum Blutgerüste bin, und werde es, seien Sie dessen überzeugt, so ruhig beschreiten, wie ich mich jetzt ins Gefängniß begebe. Ich bedauere allein mein Vaterland und den Irrthum, der mich veranlaßte, es reif für die Freiheit und das Glück zu halten. Und so lieb mir das Leben auch ist, so sterbe ich doch gern, wenn ich damit zeigen kann, wie sehr ich die Ungerechtigkeit und das Verbrechen verabscheue."

Mit diesen Worten betrat sie das Gefängniß der sogenannten Abtei, das der Schrecken zu einem seiner blutigsten Hauptschauplätze gemacht.

Die sprachlichen Marken Preußens.

Von Edwart Kattner.

Seitdem Schaffarik durch seine slawische Sprachkarte den Anstoß gegeben, haben die Deutschen, als hauptsächliche Träger der geographischen und Sprachwissenschaften, diese Methode, die Verbreitung der Sprachen durch Zeichnung und Farbenauftragung auf Landkarten darzustellen, ganz vorzüglich und mit einer Gründlichkeit angewendet, welche man in dem Maße nur bei ihnen findet.

Die erste Karte des deutschen Sprachgebiets wurde von Bernhardi im Jahre 1843 herausgegeben und, weil sie rasch vergriffen wurde, 1849 mit wenig Veränderungen, doch mit Benutzung der inzwischen erschienenen Nationalitätskarte Deutschlands von Kiepert, durch Stricker neu herausgegeben. Obwol sie unsers Wissens darin einen anderweitig noch nicht erstrebten Vorzug besitzt, daß sie auch die Grenzen der hauptsächlichsten deutschen Mundarten zur Anschauung bringt, war sie doch zu klein (nämlich $18^1/_2$" und 21") und wegen mangelnder Vorarbeit noch an vielen Stellen zu ungenau, um bei dem gesteigerten Interesse des deutschen Publikums allen Anforderungen zu genügen. Sie hat hauptsächlich das Verdienst, daß sie zu weitern und genauern Ermittelungen, zu Special- oder doch genauern Karten von größern oder kleinern Theilen des deutschen Sprachgebiets den Anlaß gegeben hat. Auch war es ein Verdienst von Bernhardi, daß er in den Grenzstrichen gegen die französische Sprache die deutschen Ortsnamen, welche in der undeutschen Richtung der Zeit überall den verstümmelten, französischen weichen mußten,

Digitized by Google

wieder aufnahm. Gegenwärtig zeichnen neben den andern bekannten Vorzügen besonders die Karten von Kiepert sich durch sorgfältige Herstellung der erstern aus, z. B. im Elsaß und Lothringen sowie in Belgien.

Die nächste Veranlassung zu kartographischer Darstellung einzelner deutscher Sprachgebiete gaben die seit 1848 mit verstärkter Heftigkeit entbrannten Sprachstreitigkeiten in Posen und Schleswig. In Posen sollten die polnischen Landstriche von dem deutschen Reichsgebiet ausgeschlossen werden; darum ließ die preußische Regierung in aller Eile durch die Verwaltungsbeamten über die Sprachverhältnisse in den einzelnen Ortschaften Ermittelungen anstellen und das so gewonnene Material durch den Polizeirath Niederstetter in Posen auf einer Karte eintragen. Diese wurde zwar niemals veröffentlicht, aber danach die sogenannte „Demarcationslinie", welche den polnisch zu „reorganisirenden" Theil der Provinz von dem zu Deutschland zu schlagenden trennte, gezogen. Diese Linie ist bekannt geworden und auch unter anderm auf der Karte von Bernhardi in der zweiten Ausgabe eingetragen. Sie wurde jedoch auch nach andern Rücksichten als nach den Sprachverhältnissen festgestellt. So wollte man den Polen nicht die wichtige Stadt und Festung Posen ausliefern, obwol in ihr damals noch die deutsch sprechenden Bewohner die Minderzahl bildeten und sie jedenfalls von allen Seiten vom polnischen Sprachgebiet eingeschlossen war und noch ist. Es zeigte sich die große Schwierigkeit, eine Sprachkarte dort herzustellen, wo die Gebiete weder scharf voneinander getrennt sind, noch auch in einen Grenzstreifen allmählich, aber doch einigermaßen gleichmäßig ineinander übergehen, sondern wo die größte Mannichfaltigkeit und Verwickelung der Begrenzung bestand. An dieser Schwierigkeit ist bis auf die jüngste Zeit jeder Versuch einer Specialkarte des dortigen und des benachbarten Sprachgebiets gescheitert. Anders war es in Schleswig. Die Sprachverhältnisse waren zwar denen im Osten des preußischen Staats sehr ähnlich. Die deutsche Sprache war hier wie dort im Vordringen begriffen; in den Städten wurde hier wie dort, selbst in den sonst rein dänischen und rein polnischen Gegenden überwiegend deutsch gesprochen, auch der größere Grundbesitz war in den vorherrschend nichtdeutschen Gegenden sehr häufig in deutschen Händen. Der Unterschied ist aber dennoch erheblich. Das Vordringen der deutschen Sprache geschieht in Schleswig mehr dadurch, daß die Dänen das ihnen nicht ganz unverständliche Deutsch, besonders Plattdeutsch sich aneignen. Sie stehen bei ihrer gemeinsamen Religion, Verfassung, Geschichte u. s. w. einander nicht so fern wie der meistens protestantische Deutsche dem stockkatholischen Polen in Posen und Westpreußen. Das Vordringen der deutschen Sprache geschieht jetzt hauptsächlich dadurch, daß die Polen ihre Grundstücke an Deutsche verkaufen und entweder weiter ziehen oder zu Proletariern hinabsinken; früher geschah es auch durch Anlage von geschlossenen deutschen Ansiedelungen mitten in polnischer Gegend. Diese ländlichen Ansiedelungen, aus welchen wiederum einzelne Bauern weiter ziehen und polnische auskaufen, machen hauptsächlich die Sprachverhältnisse der betreffenden Grenzstriche so verwickelt für die Darstellung. Endlich liegt auch ein bedeutender Unterschied in der Ausdehnung der beiden Sprachgrenzgebiete. Die Länge desjenigen in Schleswig beträgt von der Nord- bis zur Ostsee etwa 10, dagegen die Länge des Grenzgebiets zwischen Polen und Litauern einerseits und Deutschen andererseits in Schlesien, Posen und Preußen 80 Meilen.

So ist es denn gekommen, daß in den funfziger und sechziger Jahren von Deutschen eine ganze Reihe von Sprachkarten Schleswigs erschien, von denen die beste wol diejenige von Biernatzki ist. Die Dänen stellten ihnen gegenüber andere auf, welche natürlich gar nicht mit denselben stimmten. Wahrscheinlich hat man von beiden Seiten tendenziös übergegriffen; die Wahrheit wird wol in der Mitte liegen.

Ein anderes Grenzgebiet der deutschen Sprache liegt in Belgien. Dort werden über die Volkssprache seit längerer Zeit von der Regierung sehr sorgfältige statistische Er-

Digitized by Google

hebungen veranstaltet. Auf diese gestützt, wurde im Jahre 1859 von Kiepert eine Karte herausgegeben, welche außer Belgien auch noch die Nachbarländer mit theilweiser deutscher Bevölkerung: Französisch-Flandern, Luxemburg und Lothringen, umfaßt und auf welcher die Sprachgrenze als eine einfache Linie eingetragen ist. Sie streicht durch Belgien in ziemlich gerader Richtung, etwa eine Meile südlich von Brüssel, von Westen nach Osten, bildet ungefähr $1\frac{1}{2}$ Meile von Aachen einen rechten Winkel und zieht sich dann an der preußischen und luxemburgischen politischen Grenze entlang, indem sie von Rheinpreußen jedoch den wallonischen Bezirk von Malmedy umzieht und von Belgien dagegen den Landstrich von Arlon auf der deutschen Seite liegen läßt. In Französisch-Flandern geht sie bei Saint-Omer aus der ostwestlichen in eine nordwestliche Richtung über und erreicht etwa eine Meile westlich von Grevelingen den Meeresstrand. Es ist an dieser Darstellung nur das Eine auszusetzen, daß sie die Mischung der Sprachen, die Uebergänge der Gebiete ineinander, welche doch auch dort vorkommen, unberücksichtigt läßt.

Das größte Sprachkartenwerk im Bereiche der deutschen Zunge ist die „Ethnographische Sprachkarte der österreichischen Monarchie", entworfen von Karl Freiherrn von Czörnig und herausgegeben von der k. k. Direction der Administrativen Statistik (Wien 1855). Zu Grunde gelegt ist ihr die Volkszählung von 1851. Ein schönes, deutsch gründliches Werk. Aber seine Betrachtung erregt in dem Herzen des deutschen Vaterlandsfreundes nur Schmerz und Trauer. Die österreichische Monarchie ist ein sehr ausgedehntes Gebiet der deutschen Sprache, aber dort in allen seinen Theilen ziemlich das einzige, dessen innere und äußere Grenzen von Jahr zu Jahr mehr zurückgedrängt werden, in Böhmen, in Tirol, in Triest, in Kroatien, in den Städten von ganz Ungarn, in der Zipser Gespannschaft, in Banat, in Siebenbürgen, in Galizien. All die Millionen von Deutschen in diesen Provinzen sollten lange Zeit der Politik des Hauses Habsburg geopfert und zu Czechen, Italienern, Kroaten, Slowaken, Magyaren, Walachen und Polen umgeschmolzen werden. Lieber wollte man über ein buntes Gemenge von halb oder ganz barbarischen Völkerschaften herrschen und eins immer durch das andere, alle aber durch Jesuiten und Soldaten niederhalten, als gestützt auf das deutsche Culturvolk die verworrenen Selbständigkeits- und Herrschaftsgelüste durch Gewährung politischer Freiheit, Verbreitung von Aufklärung und Bildung und Entfesselung der vielen Wohlstandsquellen, durch Zufriedenheit im Innern und Macht nach außen überwinden. Allerdings ist in jüngster Zeit hierin eine Wendung eingetreten; man hat mit der absolutistischen Vergangenheit vollständig gebrochen; man hat für die Freiheit beneidenswerthe Bürgschaften gegeben. Das deutsche Volksthum hat davon aber nur in der einen Hälfte des Reichs Gewinn; in der andern sollen $1\frac{1}{2}$ Mill. Deutsche der Anmaßung eines kleinen Adelsvolks und seinem unmöglichen Nationalstaate geopfert werden — noch mehr — sie opfern sich selbst freiwillig.

Mit verhältnißmäßigem Wohlgefühl wenden wir den Blick von da auf ein benachbartes, ähnliches Grenzgebiet, wo die Entwickelung eine ganz andere Richtung nimmt, es ist der preußische Osten. Es liegt uns ein gerade zehn Jahre jüngeres Werk in der „Sprachkarte vom preußischen Staat, im Auftrage des königlichen Statistischen Bureau bearbeitet von Richard Böckh" (Berlin, D. Reimer) vor, welches an Gründlichkeit und Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrigläßt. Regierungsrath Böckh, welcher sich als Statistiker schon anderwärtig einen guten Namen erworben hat, überwand die obenerwähnten Schwierigkeiten der kartographischen Aufnahme dieses Gebiets durch eine mühselige Arbeit, welche ihm beinahe seine Augen gekostet hätte. Der Fortschritt der Darstellung gegen die Czörnig'sche Karte besteht darin, daß die Mischung der Sprachen nicht wie dort durch Ringe von verschiedener Farbe um die Ortschaften und Gebiete, sondern durch eine von Fünftel zu Fünftel des Vorwaltens der einen oder andern gesteigerte Auftragung der Farben bezeichnet ist, ein Verfahren, welches in Oesterreich allerdings nur theilweise und zwar

Digitized by Google

dort anwendbar ist, wo auch nur zwei, nicht aber da, wo drei und mehr Sprachen in einem Orte oder einer Gegend nebeneinander herrschen. Durch dasselbe springt nun die große Mannichfaltigkeit des Verhältnisses der deutschen Sprache zu den beiden andern besonders deutlich ins Auge. Je verschiedenartiger die Schattirungen in einer Gegend sind, je zerrissener und breiter der Grenzstreifen ist, desto energischer findet das Vordringen der erstern statt. Wo dagegen die Grenzlinie scharf, ohne Schattirung und unter geringen Biegungen dahinläuft, da ist ein Stillstand anzunehmen.

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Fall meistentheils gerade da vorliegt, wo die Deutschen katholisch sind, namentlich in Oberschlesien, ein Beweis, wie belebend und kräftigend der Protestantismus auf das Volk wirkt. Große Landflächen, in welchen im Mittelalter und auch noch in der Neuzeit, selbst zu preußischer Zeit deutsch gesprochen wurde, sind jetzt stockpolnisch, vorzüglich in Oberschlesien. Eine Ortschaft hat dort die deutsche Sprache mitten unter Wasserpolen bewahrt, das ist Schönwald im Kreise Gleiwitz; es herrscht dort nämlich von alters her die Sitte, nur innerhalb der Gemeinde zu heirathen. Wo Mischehen zwischen Polen und Deutschen eingegangen werden, verfallen die Kinder merkwürdigerweise gewöhnlich dem Slawenthum, am meisten wo der deutsche Theil zugleich katholisch ist. Ein anderes Beispiel der Polonisirung von katholischen Deutschen bilden die Bamberger, welche vor etwa $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten bei der Stadt Posen angesiedelt wurden und allmählich, sogar noch in diesem Jahrhunderte, unter den Augen der preußischen Regierung, hauptsächlich durch Einfluß der Priester zu Polen geworden sind. Wenn ihre Dörfer Rataj, Wilda, Gurczin und Jersitz auf der Böckh'schen Karte als halbdeutsche bezeichnet sind, so ist das vorzugsweise neuen Zuzügen aus der nahen Stadt zuzuschreiben.

Dieselbe Erscheinung, daß katholische Deutsche ihr Volksthum nicht auszudehnen vermögen, bietet sich auch auf der sprachlichen Westgrenze in Preußen dar, deren Gebiet ebenfalls auf der Böckh'schen Karte eingetragen ist. Diese Grenze bildet dort gegen die Wallonen gleichfalls eine ganz einfache scharfe Linie; nur das kleine Gebiet von Fauvillers in Belgisch-Luxemburg zeigt eine gemischte Bevölkerung, wahrscheinlich bei Vorschreiten der romanischen Sprache.

Beachtenswerth ist ferner, daß alle Städte in den östlichen Provinzen Preußens, auch solche in ganz slawischen oder litauischen Gegenden, entweder rein oder gemischt deutsch sind, ein Beweis, daß der Bürgerstand dort überall ein deutscher ist. Wo in denselben kein solcher vorhanden ist, wie in den vielen kleinen Ortschaften in Posen, welche blos dem Namen nach Städte sind, ist es dann, namentlich in den überwiegend polnischen östlichen Theilen der Provinz, allerdings anders. Dagegen erleidet diese Regel in Ost- und Westpreußen, wo es nur sehr wenig solche Oertchen gibt, keine Ausnahme. Im Wendenlande der Ober- und Niederlausitz sind alle Städte sogar rein deutsch. Daß diesem Schicksal auch die Hauptstadt Bautzen nicht entgeht, hat den panslawistischen Wühlern, welche dort auf Vorposten stehen, schon viel Verdruß und Kopfzerbrechen verursacht.

Zur Uebersicht schalte ich hier ein, daß die Volkszählung von 1861, welche bei der Karte zu Grunde gelegt ist, im preußischen Staate folgende nichtdeutsche Volksbestandtheile ergeben hat: in Ostpreußen 139780 Litauer und 294503 Masuren neben 1,163433 Deutschen, zusammen 1,597716; in Westpreußen 346075 Masuren und Kassuben neben 774285 Deutschen, zusammen 1,120360; in Posen 785692 Polen neben 619936 Deutschen, zusammen 1,403628; in Schlesien 32581 Wenden, 54771 Czechen und Mähren, 666666 Polen neben 2,485598 Deutschen, zusammen 3,239616; in Pommern 4880 Kassuben neben 1,310060 Deutschen, zusammen 1,314940; in Brandenburg 76428 Wenden neben 2,211659 Deutschen, zusammen 2,288087 Civilbevölkerung.

Digitized by Google

Dazu kamen noch 699 Wallonen im Regierungsbezirk Aachen, sodaß die gesammte nichtdeutsche Bevölkerung des Staats 2,400075 Seelen betrug, darunter 2,259596 Slawen neben 15,137165 Deutschen. Die 202673 Seelen Militärbevölkerung sind nach der Sprache nicht bestimmt.

Wenn wir die Figuren, welche die Sprachgebietsgrenzen im preußischen Osten bilden, genauer ansehen, so haben wir zunächst die größte slawische Sprachinsel, welche es gibt, zu betrachten, das Wendenland der beiden Lausitzen. Dasselbe zerfällt in das niederlausitzische Land der Lausitzer im engern Sinne des Wortes und in das oberlausitzer Land der Sorben oder Serben. Beide hängen nur durch einen Hals von etwa einer Meile Breite östlich von Spremberg zusammen. Die Niederlausitz ist zu der Provinz Brandenburg gelegt; die dortigen 76500 Wenden sprechen eine dem polnischen näher verwandte Mundart. Um das Jahr 1841 bezeichnete der Rentamtmann Karl Preusker in Großenhayn in seinen „Blicken in die vaterländische Vorzeit", Bd. 2, die Landgrenze beider Mundarten und gab zugleich an, daß die deutsche Sprache in einem halben Jahrhundert immer ungefähr eine Meile vordringe. Diese Angabe hat sich seitdem schon bewährt, indem fast ringsum die Grenze enger läuft, im Osten und Westen des niederlausitzer Gebiets aber schon jetzt theilweise eine Meile und mehr rückwärts gedrängt ist, sodaß die Städte Senftenberg, Spremberg, Drebkow, Kottbus, Vetschau, welche damals noch ganz von dem Wendischen umschlossen lagen, jetzt dasselbe begrenzen, während es im Osten die Neisse, damals meist die Grenze, kaum mehr berührt, meistens vielmehr weit davon abliegt, sodaß namentlich Forste, welches damals grenzte, jetzt eine Meile davon entfernt ist. Peitz ist die einzige Stadt, welche mitten darinliegt.

Weniger verrückt ist die Sprachgrenze in der Oberlausitz, von der wir auch den sächsischen Theil auf der Karte haben. Hier fallen nur einzelne Dörfer, welche 1841 im Wendischen lagen, jetzt außerhalb dieses Gebiets; und das ist mehr in Preußen als in Sachsen der Fall, was auch mit Preusker's Angaben übereinstimmt, welchen zufolge dort „mehr für die Erhaltung der Sprache gethan wird". Ob das ein Verdienst und eine Wohlthat für die Wenden ist, muß ich freilich bezweifeln. Allerdings veranlaßt ihre wenig verbreitete Sprache, daß ihnen die bewegenden Zeitideen gar nicht oder doch nur sehr spät zugänglich sind, und sie eignen sich deswegen ganz vorzüglich zu Werkzeugen der Reaction.

Als deutsche Grenzstädte und Flecken seien hier erwähnt: Senftenberg, Kamenz, Schirgswalde, Löbau, Weißenberg und Muskau. Ganz umschlossen vom Wendischen liegen Bautzen, Wittichenau und Hoyerswerda. Die Zahl der oberlausitzer Sorben betrug 1861 im Preußischen, wie wir gesehen haben, 32581 Seelen, in Sachsen nach einer Berechnung des Regierungsraths Böckh zwischen 50- und 51000. Wir können sie demnach zusammen in runder Zahl auf 83000 Seelen ansetzen. Das „Slawische Centralblatt" berechnet in Nr. 13 des Jahrgangs 1866 die Zahl der sämmtlichen lausitzer Wenden auf 160000 Seelen, von denen etwa 100000 die oberlausitzer und 60000 die niederlausitzer Mundart sprechen. Die Gesammtzahl stimmt mit der unserigen überein; die verschiedene Schätzung der beiden Abtheilungen beruht wol darauf, daß die Mundarten an ihrer Grenze ineinander übergehen und dieselbe sich also nach Gutdünken verschieben läßt.

Wenden wir uns nunmehr nach Schlesien, so haben wir zunächst die Wohnsitze der im Regierungsbezirke Breslau im Jahre 1861 ermittelten 5734 Czechen aufzusuchen. Wir finden sie an zwei Stellen, einmal bei dem Badeorte Kudowa in der Grafschaft Glatz, in der Nähe der Schlachtfelder Skalitz und Nachod. Das ist der einzige Punkt, wo diese Sprache aus ihrer Heimat auf das preußische Gebiet übergreift. Die andere Stelle befindet sich dicht bei Strehlen, eine kleine Sprachinsel von wenigen Ortschaften.

Digitized by Google

Diese Czechen sind Ansiedler, deren Vorfahren des Glaubens wegen aus ihrem Vaterlande getrieben worden sind. Die 2019 Czechen, welche im Regierungsbezirk Oppeln vorhanden waren, lassen sich auf der Karte nicht unter den übrigen Slawen herausfinden.

Genau können wir auch die Sitze der ihnen nahe verwandten 47018 Mähren daselbst nicht bestimmen; doch haben wir sie jedenfalls auf der linken Oderseite in dem südlichsten Theile der Provinz, besonders im Kreise Leobschütz zu suchen. Die Stadt Leobschütz liegt jedoch schon ganz im deutschen Gebiet, welches sich in einer Zunge über Deutsch-Neukirch bis Zaudnitz und an die österreichische Grenze bei Piltsch einschiebt, während Pohl-Schönwiese südlich von Deutsch-Neukirch die stumpfe Spitze eines mährischen Keils bildet, der sich an der österreichischen Grenze breit ausdehnt. Kranowitz, Katscher und Bauerwitz sind mährische Flecken. Auf österreichischer Seite liegt Jägerndorf ganz im deutschen Gebiet, welches in einem breiten Streifen gegen Südost läuft, während hinter Schömberg eine ansehnliche mährische Sprachinsel ihren Anfang nimmt. Troppau bildet eine deutsche Sprachinsel im Mährischen.

Hiermit haben wir die kleinern slawischen Völkerreste Preußens aufgeführt und nur noch die Sitze der 2,095816 Polen nachzuweisen, welche vier Mundarten sprechen, die einander aber so nahe verwandt, daß sie unter sich sehr wohl verständlich sind.

In Schlesien und zwar hauptsächlich in Oberschlesien, d. h. im Regierungsbezirk Oppeln, wohnen die 666666 Oberschlesier oder Wasserpolen, wie sie von den Breslauern genannt worden sind, weil sie in dieser alten Handelsstadt besonders durch die „Martetschen", d. h. Holzflößer auf der Oder, vertreten sind, also dorthin auf dem „Wasser" kommen, vielleicht auch, weil sie früher von da an mit Ausschluß der Städte an beiden Seiten der ganzen obern Oder wohnten. Vor 40 Jahren wurde noch auf dem rechten Oderufer, Brieg gegenüber, polnisch gesprochen; jetzt hat sich der polnische Laut schon etwa eine Meile von dieser Stadt gegen Nordosten zurückgezogen und berührt erst eine Viertelmeile oberhalb der Neissemündung das rechte, dreiviertel Meilen oberhalb in dem halbpolnischen Golschwitz das linke Oderufer; indem es sich von da an auf beiden Seiten des Stromes ununterbrochen mit Ausnahme der städtischen Sprachinseln gegen die deutsche Zunge behauptet. Auf der rechten Seite bis zur russisch-polnischen Grenze sitzen die Polen dann so dichtgedrängt und festgeschlossen, wie sonst im ganzen Staate nicht, es sind die hügeligen Bergwerksbezirke, welche von der Natur mit so reichen Steinkohlen-, Eisenerz- und Galmeilagern ausgestattet sind, während der Ackerboden aus dem fettesten Lehm besteht. Dennoch herrscht bei der Masse des Volks die größte Armuth und Roheit. „Den gemeinen Mann", sagt ein Feuilletonist der Spener'schen Zeitung, „charakterisirt hier die Neigung, alles einmal Bestehende auf sich beruhen zu lassen, ruhig und schläfrig seinen schon von den Großvätern her ausgetretenen Weg zu gehen und sich über nichts Sorge zu machen, als höchstens über das Gedeihen der Kartoffeln. Ja, die Kartoffeln! Der Oberschlesier verehrt sie als sein Theuerstes in beiderlei Gestalt, in fester und in flüssiger, obwol er der letztern aufs entschiedenste den Vorzug gibt. Der Schnaps gehört bei dem Oberschlesier zum Leben, und welche Quantitäten ein echter Wasserpolake davon consumiren kann, das werden selbst die klügsten Leute nicht wissen. Und zu allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften nun, zu seiner Faulheit, welche nur dann Hand und Fuß regt, wenn es die höchste Nothwendigkeit gebietet, zu seiner ausgesprochenen Neigung zum Trinken kommt nun noch eine dritte nicht weniger angenehme, «die Unreinlichkeit». Ungefährdet an das Haus, die chalupe, heranzutreten, ist schon ein Kunststück, und gerade kein kleines, denn mit besonderer Vorliebe wird die Düngergrube gerade vor der Thür angelegt. Gewöhnlich hat das Haus nur Eine Thür, aus der es nach der einen Seite zum Viehstall, nach der andern zur Stube geht. Natürlich muß das Vieh nun auch zu dieser einzigen Thür ein- und ausgehen. In der Stube

Digitized by Google

selbst ist meistens zugleich für ein Hauptstück des Viehstandes, welches überhaupt mit ungeheuchelter Achtung und wahrer Zärtlichkeit behandelt wird, nämlich für das Schwein nebst Familie, Raum gelassen. Im Winter wird nun zur Entwickelung des nöthigen Wärmegrades für beide Parteien auch noch die Kuh in die Stube genommen, und so leben denn Menschen und Vieh in traulicher Eintracht und unsaglichem Schmuze beieinander. Die kleinen Kinder laufen im Sommer und womöglich auch im Winter in sehr ursprünglicher Gestalt umher, höchstens mit einem langen, gräßlich schmuzigen Hemd bekleidet." Für die Männer ist eine „dicke Pelzmütze" ein im Sommer wie im Winter unvermeidliches Kleidungsstück. Von guten Eigenschaften des Oberschlesiers werden Gutmüthigkeit und Genügsamkeit namhaft gemacht. Von den Juden sagt der Verfasser, daß sie auf dem Lande meistens Schenkwirthe sind und „als solche dafür sorgen, daß Sonntags im Dorfe so wenig Leute als möglich nüchtern bleiben". „Alle Juden sprechen hier polnisch und deutsch, was ihnen im Verkehre einen großen Vortheil gewährt, denn der Bauer hier steht mit dem Deutschen auf sehr feindseligem Fuße, und es sind unter 100 Landbewohnern sicher nicht 3, die geläufig deutsch sprechen."

Dieser Auszug aus der trefflichen ethnographischen Schilderung überhebt mich der Mühe, die übrigen polnischen Stämme Preußens zu schildern, denn sie trifft bei allen bis auf die Vertraulichkeit mit den Hausthieren und die unvermeidliche Pelzmütze zu.

Auf der linken Oderseite wohnen die polnischen Oberschlesier ebenso geschlossen wie auf der rechten, nur besteht ihr Gebiet dort blos aus einem 2—3 Meilen breiten Streifen. Die Grenze gegen das Deutsche bietet da nur wenig Uebergänge von Sprachmischungen; slawische Sprachinseln gibt es da gar nicht und deutsche wenig und kleine. Unter diesen verdient nur die Herrnhuter-Ansiedelung Gnadenfeld bei Kosel und die landwirthschaftliche Akademie Proskau Erwähnung. Warum nicht durch eine größere Zerrissenheit und Buntscheckigkeit der Grenze ein stärkeres Vordringen der Deutschen angedeutet wird, liegt daran, daß dieselben in der Nähe katholisch sind.

Einen andern Anblick gewährt das Grenzgebiet auf der rechten Oderseite. Dort findet sich gleich die größte deutsche Sprachinsel Schlesiens um Karlsruhe auf der Herrschaft des Herzogs von Würtemberg. Im Regierungsbezirk Breslau liegen dann die Städte Namslau, Wartenberg, Mittelwalde, Festenberg und Goschütz an der Grenze des deutschen Gebiets.

Im Norden von Goschütz fällt dieselbe mit der politischen der Provinzen Posen und Schlesien zusammen, welche sie ferner nicht mehr überschreitet. Dagegen dringt die deutsche Sprachgrenze eine halbe Meile westlich von Sulmerschütz bis Krotoschin vor und kehrt erst westlich von Sduny wieder an die politische zurück. Fernere Uebergriffe macht sie nach Jutroschin, nach Sarne und Rawitsch und bleibt dann mit einer kleinen Ausnahme ganz auf posener Boden; nur wieder nordöstlich von Schlawe wird sie durch das polnische Dorf Wiow oder Weine an die Provinzgrenze zurückgedrängt. Dort wird das rein deutsche fraustadter Ländchen, welches die Städte Schlichtingsheim, Fraustadt, Schwetzkau, Lissa und Saborowo enthält, abgeschlossen. Dasselbe gehörte bis 1343, wo es Kasimir der Große von Polen eroberte, zu Schlesien, zuletzt zum Herzogthum Glogau und erhielt durch dessen Herzoge seine deutsche Bevölkerung. Reisen, welches, mitten im Deutschen gelegen, auf der Karte als halb polnisch bezeichnet ist, hat diese Eigenschaft ohne Zweifel durch seine bisherigen Besitzer, die Fürsten Sulkowski, erhalten. Da diese Besitzung jetzt in den Händen eines Deutschen ist, so wird dieses röthliche Fleckchen rasch von der Karte verschwinden.

Wir befinden uns von der Einbuchtung von Krotoschin ab bereits auf großpolnischem Boden, also in der Wiege des polnischen Königreichs und seines ältesten geschichtlichen Königsgeschlechts, der Piasten, wo auch die ältesten Königssitze Kruschwitz und Gnesen liegen. Die hier gesprochene Mundart steht zum Schriftpolnischen ungefähr in demselben

Digitized by Google

Verhältnisse wie das Meißnische oder Mansfeldische zum Hochdeutschen. Die viereckigen Pelzmützen (czapka), welche sich hier auf den braunhaarigen Häuptern der Bauern zeigen, erinnern uns daran, daß wir uns in der ursprünglichen Heimat der Ulanen und in dem Sitze des leidenschaftlichsten polnischen Nationalgefühls befinden. Die Böckh'sche Karte gibt einen bildlichen Fingerzeig, wie sehr gerade hier in seinem Ursitze die Besorgniß des Volks vor seinem herannahenden Tode und darum sein Haß gegen seinen deutschen Erben begründet ist. Was ist aus diesem Stück Großpolen geworden! Wie der Rest einer vom Bohrwurm zerfressenen Planke sieht es aus. Kaum eine Quadratmeile abgerundete Fläche dürfte man finden, auf welcher nicht wenigstens eine Ortschaft mit mindestens zwei Dritteln deutsch sprechender Einwohner läge; und rein deutsche Ortschaften und größere Gebiete ziehen sich kreuz und quer bis an die russische Grenze und selbst darüber hinaus. Wir haben auf der Karte nur einen sehr kleinen Theil von Russisch-Polen; darauf befindet sich auch eine beträchtliche Anzahl von deutschen Sprachinseln, besonders Holländereien (hier fälschlich „Holland" genannt). Dieselben werden bis und über Warschau hinaus nicht seltener, es gehören dazu die bekannten Fabrikstädte. Das ganze Gubernium Warschau, nach der Eintheilung des Königreichs bis 1866, enthält allein 200000 Deutsche ohne die Juden, welche auch meistens deutsch sprechen.

Wenn wir wieder nach der Provinz Posen zurückkehren, so können wir das mehr zusammenhängende, überwiegend polnische Gebiet von der schlesischen Grenze bei Schlawe an durch folgende Linie ungefähr abzeichnen: Rackwitz, Grätz, Neustadt, Kähme, Birnbaum, dann die Warthe aufwärts bis Obornik, Rogasen, Margonin, ein Punkt an der Netze nordöstlich davon, Exin, Schubin, Labischin, Gniewkowo und der Punkt, wo die Landesgrenze die Weichsel überschreitet. Die angeführten Städte sind selbstverständlich deutsch und liegen fast sämmtlich auf der deutschen Seite der Grenzlinie. Zahlreiche polnische Sprachinseln liegen noch im Westen der Linie und im Norden der Warthe, namentlich an der Netze entlang; die größte zieht sich mannichfaltig schattirt und zerrissen ungefähr von Wollstein und Kiebel bis Bomst und Bentschen. Die westlichste Ecke der Provinz, in der die Städte Tirschtiegel, Brätz, Meseritz, Bleseu und Schwerin liegen, bildet eine geschlossene, rein deutsche Fläche von einer Ausdehnung, wie sie mit rein polnischer Sprache in der Provinz nirgends und kaum in Oberschlesien vorkommt. Die größten deutschen Sprachinseln liegen um Pudewitz und Moschin.

Eine angehend genaue Vorstellung von dem Bilde kann man durch Beschreibung nicht geben, es ist zu bunt und verworren. Ebenso unmöglich ist es aber auch — das sagt uns ein einziger Blick auf die Karte — dieses Land nach Stammverschiedenheit und Sprache der Bevölkerung zu theilen. Hätte man im Jahre 1848 dieses Bild vor sich gehabt, man hätte schon damals den verunglückten Versuch der sogenannten Demarcationslinie, durch welche keiner von beiden Theilen befriedigt wurde, unterlassen. Nein, wenn wir auch die Geschichte nicht um Rath fragen und die Polen an sich für ein lebensfähiges Volk ansehen wollen, in der Provinz Posen ist für sie kein Boden zu einem neuen Staatsgebilde. Es ist auch kein Zweifel, wenn die Provinz sich selbst überlassen würde, die 630000 Deutschen in ihr würden bei ihrem jetzt kräftig belebten Nationalgefühl und bei der Ueberlegenheit ihrer Cultur die 800000 Polen in ihr vollständig im Zaume halten, trotz des nationalen und religiösen Fanatismus derselben, und die Germanisirung fortführen.

Noch weiter vorgeschritten ist dieser Umwandlungsproceß in Westpreußen, aber er ist, wenn auch kaum früher begonnen, doch unter viel günstigern Verhältnissen vor sich gegangen. Kaum früher begonnen hat er hier, weil wir das erste gewaltige Hinüberfluten der deutschen Auswanderzüge noch zur Zeit der slawischen Landesherren im 12. und 13. Jahrhundert in Betracht ziehen müssen, ein Ueberhandnehmen des Deutschthums

Digitized by Google

von der Lübecker Bucht bis zu den Transsylvanischen Alpen, vom Finnischen Meerbusen bis zu den Julischen Alpen. Und diesem Vordringen des Deutschthums kam der slawische Adel sogar mit Selbstgermanisirung entgegen. In Polen haben dem Vorgange erst um den Anfang des 14. Jahrhunderts die Priester Einhalt gethan. Seit der Zeit, sowie seit der Flut nach der Reformation sind nicht blos in Westpreußen, sondern auch in Großpolen immerhin erhebliche Niederschläge sitzen geblieben. Durch die polnisch-katholische Gegenflut bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts vielfach bedrängt und eingeengt, haben sie doch den Hauptstock der deutschen wieder überhandnehmenden Bevölkerung unter dem preußischen Scepter abgegeben. In Westpreußen aber hat das Deutschthum deswegen jederzeit einen bessern Halt gehabt, weil es von drei Seiten her, von Pommern und der Neumark, von Ostpreußen und von der Seeküste gestützt und durch neue Zuzüge gestärkt wurde, während die alte Hansestadt Danzig allein mächtig genug war, ihr Deutschthum zu bewahren. Seit Friedrich dem Großen trat nun die vierte und letzte Seite, die Netzlinie, welche von ihm in großem Maßstabe besiedelt wurde, als weitere Grundlage für das Vordringen der deutschen Sprache hinzu, während die Bewohner der Weichselniederungen, welche unter polnischer Herrschaft großentheils ihre deutsche Volksthümlichkeit erhalten hatten, eine immer breiter werdende Scheidewand zwischen beiden Ufern mitten durch das Land bildeten. Es ist ferner in Betracht zu ziehen, daß die beiden Kreise Marienwerder (im Osten der Weichsel) und Rosenberg, welche die polnische Sprachinsel des Kreises Stuhm von den Polensitzen im Kreise Graudenz und Löbau abschneiden, eigentlich zum alten Ostpreußen gehören und erst durch Friedrich den Großen 1772 zu dem neuerworbenen Westpreußen geschlagen wurden. Es ist ferner nicht zu übersehen, daß zwei Kreise, welche bei ihrer ganz oder fast ganz zu Ende geführten Germanisirung erheblich zum überwiegend deutschen Charakter der Provinz beitragen, die südwestlichsten, nämlich Deutsch-Krone und Flatau, erst 1814 zu derselben geschlagen worden sind und einst nicht zu Polnisch-Preußen, sondern zu Großpolen gehört haben.

Wir haben in Westpreußen zwei wesentlich verschiedene slawische Sprachgebiete zu unterscheiden, dasjenige westlich von der Weichsel und das Kulmerland im Osten derselben nebst der schon erwähnten Sprachinsel im Kreise Stuhm. Das erstere nebst den beiden schon von dem Großen Kurfürsten erworbenen, seitdem zu Hinterpommern geschlagenen Kreisen Lauenburg und Bütow bildete in polnischer Zeit das Palatinat Pommerellen oder Kleinpommern, dessen Hauptstadt Danzig war. Die Urbewohner (wenigstens seit der Völkerwanderung) dieser Landschaft gehören demselben Stamme an wie die alten Pommern. Sie selbst nennen sich Kaschuben, verdeutscht Kassuben. Ihre Sprache ist der polnischen so nahe verwandt, daß sie dieselbe verstehen und von den Polen verstanden werden. Die Pommern treten zuerst in den blutigen Kriegen, welche ihre Stammesvettern, die Polen, gegen sie führten, in die Geschichte ein. Sie sollten von ihnen, wie ihre westlichen Nachbarn von den Sachsen, das Christenthum und die Unterwerfung zugleich annehmen. Lange wehrten sie sich, bis sie um 1124 der Beredsamkeit und der Geschicklichkeit ihres Apostels, Otto von Bamberg, nachgaben und Christen wurden. Bald aber machten sich die Statthalter der polnischen Könige wieder unabhängig und theilten dann das Land in Großpommern, welches wir jetzt vorzugsweise Pommern nennen, und Pommerellen, welches 1310 der Deutsche Ritterorden erwarb und seitdem für immer mit Preußen verband. Die Grenze zwischen den Polen und den alten Pommern bildete die Netze und untere Warthe. Darum beginnt noch heute unweit dieses ersteren Flusses die mundartliche Verschiedenheit des Kassubischen in geringen Spuren und wächst gegen Norden, je weiter es sich von dem Einfluß des Großpolnischen entfernt, immer mehr an. Am eigenthümlichsten und von dem Polnischen ganz unbeeinflußt wird es nach Florian Ceynowa, dem Sprachforscher der Kassuben, im hinterpommerschen Kreise Stolpe

Digitized by Google

gesprochen. Betrachten wir nun aber die Böckh'sche Karte, so müssen wir uns wundern, daß diese Stelle am Lebasee, welche auch Bernhardi als kassubisches Sprachgebiet bezeichnet, hier als rein deutsch angegeben ist. Slawisch wird danach in ganz Pommern nur noch in einer Anzahl Ortschaften am äußersten östlichen Saum der Kreise Lauenburg und Bütow gesprochen, und die Statistik gibt übereinstimmend damit nur 4880 Kassuben in der Provinz an. Wenn da bei der statistischen Aufnahme nicht die Thatsachen unter der Tendenz haben leiden müssen, so ist die deutsche Sprache dort in 30 Jahren mindestens 6 Meilen vorgerückt. Nach eingezogenen Erkundigungen wird im Kreise Stolpe noch jetzt kassubisch gepredigt; möglich aber, daß dort jedermann deutsch spricht, wenn man auch nebenbei noch die Kenntniß der angestammten Sprache bewahrt. Dort sind die Kassuben evangelisch, wodurch ihre Abneigung gegen die deutsche Sprache und Sitte ihre Schärfe verloren hat und sie der Germanisirung leichter zugänglich geworden sind. In ganz Pommerellen, also auch in Lauenburg und Bütow, dagegen sind sie unter polnischer Herrschaft katholisch geblieben und deswegen gegen das Deutschthum noch mehr eingenommen, welches ihnen gleichbedeutend mit dem Lutherthum ist. Dennoch ist auch hier die deutsche Sprache tief eingedrungen. Pommerellen stellt sich auf der Karte wie ein großer Trümmerhaufe dar; große und kleine Bruchstücke, mehr oder weniger verwittert, liegen theils einzeln, theils in größern oder kleinern Gruppen umher und haben in ihrer Hauptmasse nur einen losen Zusammenhang. In einem solchen und fast nirgends ohne deutsche Beimengung streichen einige Lappen durch die Tuchler Heide südlich in den Kreis Schwetz, berühren dort zum Theil die Weichsel und finden da in der äußersten Südostecke am bromberger Regierungsbezirk eine lockere Verbindung mit dem masurisch-polnischen Sprachgebiet auf der rechten Weichselseite. Dadurch allein verliert das Kassubenland die Eigenschaft einer Sprachinsel. Zwischen Neuenburg und Montau tritt es nochmals und zwar breit und ziemlich geschlossen an die Weichsel, aber es hat da keine Fühlung mit den Masuren im Kreise Stuhm, deren Gebiet erst ½—1½ Meilen von dem Strome beginnt. Die tiefste und breiteste, fast rein deutsche Bucht in das Kassubische von Westen her bildet der nur im Norden zum Viertel kassubische Kreis Schlochau und der halbe Kreis Konitz. Dort sind durch die zu polnischer Zeit in letzterer Stadt nistenden Jesuiten viele deutsche Gemeinden zum Katholicismus zurückgeführt worden, welche nunmehr die raschere Germanisirung der Kassuben vermitteln. Zu erstern gehört auch das interessante, bis in die letzten Jahre in sich ganz abgeschlossene Völkchen der Koschnewier mit den Pfarrdörfern Osterwick, Lichnau und Schlagentin südöstlich von Konitz, welches wahrscheinlich von friesischer Abkunft ist.

Eine andere, noch größere, aber mehr schattirte und mit mehr kassubischen Sprachinseln durchwirkte deutsche Ausbuchtung geht von Danzig und Dirschau bis Stargard, Schöneck, Berent und Karthaus, ein rauhes Bergland, welches aber da, wo die Reste der herrlichen Buchenwälder sich in blauen Alpenseen spiegeln, unübertrefflich schöne Landschaftsbilder bietet. Die „Alpen" bestehen freilich aus Sand und Lehm und ragen höchstens 1000 Fuß (der Thurmberg bei Schönberg) über die Ostsee, und die Schweizer tragen hier zum Theil Pelzmützen, welche sie sogar im Bade nicht ablegen.

Eine Verbindung des deutschen Sprachgebiets von Lauenburg und von Danzig wird durch einen Streifen, ½—2 Meilen breit, über Neustadt und Zoppot hergestellt. Es wird dadurch eine Reihe verschieden schattirter, kassubischer Lappen am Putziger Wieck abgeschnitten. Krockow, im äußersten Nordosten, das Stammgut der Grafen von Krockow, wo unser Fichte eine Zeit lang die bescheidene Stellung eines Hauslehrers einnahm, früher die einzige protestantische Pfarrgemeinde unter den Kassuben Westpreußens, finden wir hier schon als ganz deutsch gefärbt. Sogar Leinowo auf der Halbinsel Hela, als

Digitized by Google

Schauplatz des jüngsten Hexenprocesses um das Jahr 1840 berühmt, überrascht uns durch seine deutsche Färbung.

Bernhardi sagte in den vierziger Jahren: „Hätte der Deutsche Orden das Land (Pommerellen) behaupten können, so wäre die slawische Bevölkerung wol ganz von der Ostsee zurückgewichen.“ Er hat wol nicht geahnt, daß jetzt, nach 20 Jahren, die slawischen Strandbewohner fast allein auf das Putziger Wieck beschränkt, von ihrem Hauptgebiete abgeschnitten und bis auf wenige Ortschaften noch dazu überall mit Deutschen vermengt sein würden. Noch weitere 20 Jahre — und das Baltische Meer vernimmt nirgends mehr slawische Laute. Die Kassuben Pommerellens sind jetzt die letzten Slawen, deren Sitze in einem abgelegenen Winkel noch an dieses Gewässer reichen, wenn wir nicht den künstlich hergestellten und unterhaltenen Wohnsitz der Russen in Petersburg dazu rechnen. Das sind Erfolge, auf welche der Preuße, der Norddeutsche, stolz sein kann. Wahrlich, die buntscheckigen, wunderlichen, trümmerartigen Figuren auf der Böckh'schen Sprachkarte legen lauter Zeugniß ab für den Beruf Preußens, dem deutschen Volke Führer zu sein, als die Schlachtfelder von Königgrätz und Aschaffenburg!

Wie viele von den 346075 Slawen Westpreußens die kassubische Mundart sprechen, also im Westen der Weichsel wohnen, kann ich nicht ermitteln, doch mag es wol die gute Hälfte sein.

Die andere, wahrscheinlich kleinere Hälfte sind katholische Masuren im Kreise Stuhm und im Kulmerland, welches mit Einschluß der Landschaft Löbau (d. h. die östlich von der Drewenz gelegenen Theile der Kreise Strasburg und Löbau), die Kreise Graudenz, Kulm, Thorn, Strasburg und Löbau umfaßt. Andere katholische Masuren wohnen im südlichen Ermeland, welche Landschaft die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rössel umfaßt und bis 1772 ein geistliches Fürstenthum unter polnischer Oberhoheit war. Polnisch wird hier im ganzen Kreise Allenstein, mit Ausschluß weniger, besonders städtischer Sprachinseln, und in geringen südlichen Theilen der Kreise Heilsberg und Rössel gesprochen. Das ganze übrige slawische Ostpreußen, das vorzugsweise sogenannte Masuren ist protestantisch. Es ist eine recht ansehnliche Landfläche; fast möchte man sie auf die Hälfte, sicher auf ein Drittel der ganzen Provinz anschlagen, wo der Färbung nach wenigstens neben dem Deutschen, wenn nicht ausschließlich polnisch gesprochen wird. Und es wird wol manchen überraschen, der sich Ostpreußen als ziemlich rein deutsch und nur Westpreußen als überwiegend polnisch vorgestellt hat, daß auf der Karte beide Provinzen verhältnißmäßig ziemlich gleich große Theile polnisch aufweisen, wenn das Verhältniß nicht in Ostpreußen noch ungünstiger ist; wenigstens wohnen die Slawen hier viel geschlossener als dort. An der Südgrenze nach Russisch-Polen zu von Bialla und Johannisburg bis Soldau und Gilgenburg gibt es nur wenige rein oder gemischt deutsche Sprachinseln vorzugsweise um die sparsam zerstreuten Städte. Auch Tannenberg, an dessen Namen sich so unheilvolle Erinnerungen knüpfen, ist ein rein polnisches Dorf zwischen Gilgenburg und Hohenstein. Nach Norden nimmt dann die Schattirung und Färbung des Deutschen mehr überhand. Die Linie, über welche gegen Norden hinaus gar kein Polnisch mehr gesprochen wird, geht ungefähr an der Nordgrenze des Kreises Oletzko entlang, dann nach dem Mauersee zu, bleibt aber etwa $\frac{1}{2}$ Meile von dessen Süduser entfernt und läuft dann ungefähr eine Meile im Norden der Städte Rhein, Sensburg, Bischofsburg, Wartenburg, Allenstein, Osterode und Deutsch-Eylau nach Westpreußen.

Hier im Kulmerlande ist die Zerbröckelung und Zersetzung des slawischen Gebiets noch weiter in das Kleine vorgerückt als in irgendeiner andern Landschaft des Staats. Namentlich im Kreise Graudenz und im Westen der Kreise Löbau und Strasburg gibt es nur Stücke von einer, zwei, drei bis höchstens zehn Ortschaften, in denen rein oder

Digitized by Google

überwiegend polnisch gesprochen wird, sie sind durch rein oder überwiegend deutsche Landstriche getrennt. Im Osten der Drewenz sieht das Land sprachlich so aus wie das anstoßende Ostpreußen. Der kulmer und thorner Kreis sind auch sehr buntscheckig und zerstückelt, aber doch weniger als der graudenzer. Diesem Zustande des Landes und der drängenden Gefahr der vollständigen Germanisirung entspricht hier auch die Stimmung der beiden Volksstämme. Nirgends ist dieselbe von beiden Seiten feindseliger, nirgends kämpfen die Polen erbitterter und hartnäckiger, nirgends sind die Deutschen einmüthiger, ihnen keinerlei Zugeständnisse zu machen. Jene stützen sich mit ihren Ansprüchen an das Land auf slawisch gefälschte Ueberlieferungen, wonach der Deutsche Orden es im 13. Jahrhundert nur für ihr Reich erobern und ihr Vasall bleiben sollte, diese auf das Recht der Eroberung ihrer ältesten Vorfahren, auf die Verträge der spätern mit der Krone Polens im Jahre 1454, wonach sie unter polnischer Oberhoheit ihre deutsche Nationalität bewahren sollten, auf das völkerrechtliche neue Besitzrecht Preußens von 1814; jene beschweren sich noch immer über die gewaltthätigen Theilungen Polens im vorigen Jahrhundert, diese halten ihnen den Bruch des Vertrags von 1454, die religiösen Verfolgungen zu polnischer Zeit und das unvergeßliche thorner Blutbad vom Jahre 1724 entgegen; jene dulden es nicht, daß einer aus ihrer Mitte einen Rock bei einem deutschen Schneider machen läßt oder in der Droschke eines Deutschen fährt, diese sind rüstig bei dem Geschäft, die alten deutschen Ortsnamen wiederherzustellen oder, wenn solche nicht zu ermitteln sind, neue einzuführen.

Es ist zu bedauern, daß die Grundlage der Böckh'schen Sprachkarte eine alte und hier besonders veraltete ist, denn diese schon weit vorgerückte Namensveränderung im Kulmerlande hat deswegen keine Berücksichtigung finden können. Nicht einmal Schönsee, welcher Stadtnamen seit etwa sechs Jahren durch die Regierung wiederhergestellt worden ist, steht da, sondern noch Kowalewo. Ich habe mich über die Verdeutschung der Ortsnamen im Jahre 1861 in einer besondern Broschüre: „Neun Kapitel über die Ortsnamen in Westpreußen und Posen" (Bromberg, Carow), ausgesprochen und habe daher um so mehr Grund, mich hier darüber kurz zu fassen. Die Bewegung, wol zum Theil durch jene Schrift, aber auch durch eine anonyme: „Ueber die Ortsnamen im Kulmerlande" (Wien 1853), angeregt, erstreckt sich zwar am meisten auf diese Landschaft, aber auch auf andere Theile der beiden früher polnischen Provinzen. Im Laufe der Jahre wird die Karte derselben einen viel mehr deutschen Charakter erhalten. Wie schreiend der Misstand bisher war, will ich nur durch eine kleine Anführung erläutern. Als die Deutschritter zuerst an den Weichselstrand kamen, gründeten sie bekanntlich zwei Burgen, denen sie die Namen Nessau und Vogelsang gaben. Heute figuriren die Ortschaften an jenen Stellen unter den Namen Folsong (oder noch mehr polnisch Folsąg) und Nieczewka; erstere ist zu zwei Fünfteln, letztere ganz deutsch. Daß die Rittergüter je nach dem Volksthum ihrer Besitzer ihren polnischen Namen behalten oder einen deutschen erhalten, läßt sich voraussehen.

Der Besitz derselben hat auch, wie natürlich, auf die Sprache der Bewohner im allgemeinen Einfluß. So ist Althausen, ein Staatsgut, dessen Pachtung aber von polnischer Zeit her einer polnischen Familie überlassen ist, die einzige rein polnische Ortschaft des Kulmerlandes, welche an die Weichsel grenzt. Der gleiche Fall findet mit dem Staatsgute Slawianowo im Kreise Flatau statt. Topolno mit Zbrachlin ist fast der einzige rein polnische Fleck des Kreises Schwetz an der Weichsel; Schönfeld und Zoldan bilden eine ganz abgelegene überwiegend polnische Sprachinsel im Kreise Konitz; Radawnitz im Kreise Flatow. Diese Güter gehören den zu verschiedenen Zeiten polonisirten Familien von Lehwald-Jesierski, von Wolszlegier (von diesem polnischen Namen und Wort ist wahrscheinlich das deutsche „Wollschläger" abgeleitet) und von Götzendorf-

Digitized by Google

Grabowski. Die Besitzungen der Grafen von Hutten-Czapski im Kreise Schwetz sind in einer fast überwiegend deutschen Gegend meistens rein polnisch. Andere Beispiele lassen sich in Menge aufführen. Die polnischen Sprachinseln im Netzdistrict bestehen meistens aus Gütern des polnischen Adels. Dagegen werden die ländlichen deutschen Sprachinseln überall fast immer durch Bauerdörfer gebildet, besonders durch Ansiedelungen Friedrich's des Großen.

Wir kehren zu den masurischen Gebieten zurück. Woher das Kulmerland und das alte Pomesanien zwischen Marienwerder, Christburg und Marienburg seine slawische Bevölkerung haben, ist erklärlich, obwol zur Ordenszeit dort nur Deutsche und Altpreußen wohnten. Jene wurde von dem rasch polonisirten Adel in die durch den Lostrennungskrieg und später verödeten Gegenden berufen und ihre Sprache durch alle Mittel erhalten und befördert. Aber wie in dem selbständig gebliebenen Ordenslande das ganze alte Galindien und Sudauen nebst dem südlichen Ermeland von polnischer Bevölkerung eingenommen werden konnte, ist noch nicht hinreichend aufgeklärt. Wahrscheinlich ist sie doch ebenfalls von den Gutsherren, wenn sie auch selbst deutsch blieben, wegen Mangel an Arbeitern herbeigezogen worden, vielleicht etwas später, als das in Westpreußen geschah, besonders nach den schwedisch-polnischen Kriegen, in welchen die Polen mit ihren Verbündeten, den Tataren, um die Wette Ostpreußen und die Neumark verheerten.

Daß die protestantischen Masuren gute Preußen sind, ist bekannt. Sie stehen ihren nahen Stammesbrüdern jenseit der russischen Grenze schroff gegenüber, obwol sie die gleiche polnische Mundart sprechen wie sie; die Religionsverschiedenheit trennt sie. Die alten Masowier oder Masuren bewohnten das ganze Gebiet von den Sümpfen der Nette bis zu der Weichsel und südlich über diesen Strom hinaus bis zur Mündung der Pilitza. Warschau war der Sitz ihres Herzogs und wurde erst nach dem Aussterben der masowischen Piasten und dem Heimfalle des Herzogthums an die Krone Polens (1526) Hauptstadt des Königreichs.

Der Raum, den dieser Stamm in Ostpreußen einnimmt, steht übrigens in viel größerm Verhältniß zu den Sitzen der Deutschen der Provinz als ihre Kopfzahl, welche sich, wie wir gesehen haben, zu derjenigen der Deutschen wie 294503 zu 1,163433 verhält. Masuren ist eben schwach bevölkert; sein Boden ist meistentheils unfruchtbar und zeichnet sich besonders durch Reichthum an Feldsteinen, durch seine sandige und bergige Beschaffenheit, sowie durch die vielen Seen, darunter der Spirdingsee, der größte in Deutschland, aus. Seine Tannen- oder vielmehr Fichtenwälder sind größtentheils längst der Axt erlegen; nur im Südwesten des Spirdingsees bilden sie noch die Johannisburger Heide. Der Weinbau, welcher im Mittelalter hier, namentlich bei dem Städtchen Rhein, getrieben wurde, hat sich längst verloren. Er kämpfte schon damals mit dem rauhen Klima. Die Reben wurden am Boden gezogen, wodurch der Wein einen erdigen Beigeschmack erhielt; auch mag er sich noch besser zum Zusammenziehen zerrissener Strümpfe geeignet haben als jetzt der thüringische. Deutsche Sprachinseln um Culturanstalten sind nicht selten; so in der Johannisburger Heide an der Glashütte Adamsverdruß und an dem Staatshüttenwerke Wondollek, in welchem aus Sumpferz Gußwaaren, aber auch Stabeisen gewonnen wird.

Daß die slawische Sprachgrenze in Ostpreußen zurückweiche, dafür liegen mir keine genügenden Beweise vor. Wenn man sich auf die allerdings hier sehr ungenaue Bernhardi'sche Karte verlassen kann, so ist das seit 20 Jahren allerdings der Fall gewesen, denn dort liegt der Mauersee und Angerburg noch ganz im Masurischen; auch aus der Zerklüftung und mannichfachen Schattirung des Gebiets kann man das entnehmen.

Wir stehen am Ende des unermeßlichen Blachfeldes, auf dem die slawische Zunge mit der Sprache des deutschen Culturvolks um ihr Dasein ringt, und zugleich an seinem

Digitized by Google

östlichsten Vorsprunge, wenigstens in Preußen. Jenseit der politischen Grenze wohnen die Polen geschlossen bis Wysztyten, nördlich davon ebenso die Litauer, nur befinden sich in deren Bereich einzelne kleine polnische und deutsche Sprachinseln. Auf preußischem Boden schieben sich dagegen die Deutschen in einem mächtigen Riegel von der Ostsee bis zur Grenze zwischen diese beiden Stämme. Seine Breite geht über die Städte Rössel und Angerburg und die Nordgrenze des Kreises Oletzko einerseits, über Labiau, Pillkallen und Schirwindt andererseits hinaus. In dem Zwischenraume liegen nur wenige kleine verlorene polnische und mehr noch litauische Sprachinseln, fast immer mit deutscher Schattirung. Die entlegenste der letztern liegt um Abehlischken, südwestlich von Insterburg. Den Grundstock der Bevölkerung bilden hier die Salzburger, welche Friedrich Wilhelm I. in das durch die Pest entvölkerte preußische Litauen setzte. Ihre Mundart hat sich aber nicht erhalten, sondern ist in die niederdeutsche, welche unter ihren Nachbarn weit und breit herrscht, übergegangen.

Die litauische Sprache gehört zu den indogermanischen und stimmt nach von Bohlen unter allen europäischen am meisten mit der sanskritischen überein. In neuerer Zeit hat man das bestritten, und besonders behaupten Slawen, daß sie der ihrigen oder den ihrigen im Bau und im Wörtervorrathe am nächsten stehe. Wie dem auch sei, der Versuch, die Litauer unmittelbar für eine Art von Slawen auszugeben, kann immer nur misglücken. Sie stehen denselben sprachlich unter allen Umständen noch recht fern; ob sie ihnen noch ein klein wenig näher stehen als den Deutschen, ist gleichgültig. So viel steht fest, daß von allen Volksstämmen, welche in den Bereich der Cultur- und Spracheinwirkung des deutschen Volks gekommen sind, die ostpreußischen Litauer diejenigen sind, welche mit diesem in dem besten Einvernehmen stehen und sich der Germanisirung am willigsten unterziehen. Derselbe Fall fand auch wol mit ihren nächsten Stammesvettern, den alten Preußen, welche nur eine Mundart des Litauischen sprachen, statt, nachdem sie dem deutschen Schwerte erlegen waren und im friedlichen Zusammenleben mit ihren Besiegern sich die gereizte Stimmung abgestumpft hatte. Den Beweis liefert das gänzliche Verschwinden ihrer Sprache in kaum vier Jahrhunderten, nämlich in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Wie es gekommen ist, daß jetzt in dem nordöstlichen Theile des Landes in den Sitzen der alten Preußen Litauer wohnen und daß in deren Sprache nirgends auch nur eine Spur des Altpreußischen zu finden ist, das hat man doch nicht aufzuklären vermocht.

Von den elf Landschaften der alten Preußen finden sich die 139780 Litauer Ostpreußens in zweien, in Schalauen, das ist ungefähr zwischen Memel und Pillkallen, noch in einigermaßen zusammenhängenden Sitzen, und in Nadrauen, d. h. von der Arge und der Deime bis gegen Goldapp und an die russische Grenze, in einem halben Hundert zusammenhangloser kleiner Landflecken, deren Schattirung überdies fast immer eine deutsche Beimengung andeutet. So zerbröckelt und in Trümmer geschlagen stellt sich denn doch in ganz Preußen kein slawisches Sprachgebiet dar. Von Süden gegen Norden rücken sie näher und näher zusammen, und nördlich von Tilsit wird das Verhältniß allmählich umgekehrt, die Wohnsitze der Deutschen bilden dort die Inseln unter denen der Litauer.

August Schleicher, damals Professor in Prag, jetzt in Jena, schrieb über die sprachlichen Verhältnisse dieser Gegenden im Jahre 1853 in einem czechischen Blatte Folgendes:

„In Preußen ist die litauische Nationalität bereits tief gefallen und beschränkt sich fast ohne Ausnahme auf die niedrigste Klasse der Einwohner. Nicht nur die Städte — und deren gibt es nicht viel — sondern auch die größern Dörfer, so z. B. die Pfarrdörfer durchgängig, sind deutsch; die wohlhabendern Grundbesitzer sind auch auf den Dörfern entweder Deutsche oder germanisirte Litauer; überhaupt trifft man selten einen städtisch gekleideten Menschen, der litauisch spricht. Auch bei dem Bauern, wenigstens

Digitized by Google

bei dem wohlhabendern, findet man öfters eine nothdürftige Kenntniß der deutschen Sprache; die Reichen nehmen größtentheils das Deutschthum an, indem sie dafür halten, es stehe einem Herrn übel an, Litauer zu sein. Auch die Dorfschullehrer sind größtentheils Deutsche; in jenen Gegenden wenigstens, wo ich die litauische Sprache lernte, gelang es mir erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, einen litauischen Lehrer zu finden. Und einen litauischen Pfarrer habe ich im ganzen Lande nicht gefunden, habe auch nicht gehört, daß es einen dergleichen gibt. Um mitten unter dem rein litauischen Volk leben zu können, mußte ich mich in das allererbärmlichste, in großen, ungesunden Sümpfen und sandigen Wäldern liegende und von allen Straßen weit entfernte Dörfchen begeben, und auch dort war wenigstens der Schenkwirth ein Deutscher."

Hr. Schleicher fand verhältnißmäßig die stärkste litauische Bevölkerung in der gerade nicht kleinen Parochie Deutsch-Krottlingen im Kreise Memel, an der russischen Grenze, wo nur 50 Deutsche gezählt wurden, sodaß sich z. B. im Jahre 1852 unter 150 Confirmanden nur sechs deutsche Kinder befanden und die Deutschen also in der Parochie etwa nur den 19. Theil ausmachen. Es wird dort auch nur eine Woche um die andere deutsch gepredigt, während sonst meistentheils die Frühpredigt deutsch und nur die Nachmittagspredigt litauisch gehalten wird.

Daß die Landstücke, in welche das litauische Sprachgebiet zerfällt, so ausnehmend klein sind, das liegt an dem fetten Boden des Landes und der dadurch bedingten ziemlich starken Bevölkerung; unter solchen Umständen sind die Gemeindebezirke immer klein. Aus gleichen Gründen entspringt auch die größte sprachliche Landzerstückelung im slawischen Gebiete im Kulmerlande. Dagegen sind die Landstücke wegen geringer Bodenfruchtbarkeit und Volksdichtigkeit in Masuren, Pommerellen und dem westlichen und nördlichen Posen im Durchschnitt zwei-, drei-, selbst viermal so groß als in Litauen. Auch dort werden stellenweise die Flächen größer, wo jene beiden Gründe nicht obwalten. Am Kurischen Haff machen sich die dortigen Moorländereien, die letzte Zuflucht des Elenn, dadurch bemerkbar, und im Westen von Tilsit die ausgedehnten Trapöhnischen Forsten, in denen mehr das Reh und der Wolf als der Litauer und der Deutsche hausen.

Nach Professor Schleicher hatte im Jahre 1853 die litauische Sprache seit etwa 50, jetzt also seit 65 Jahren „außerordentlich abgenommen"; die Kreise Labiau, Insterburg, Gumbinnen und Goldapp, in denen man jetzt nur hin und wieder einem Litauer begegne und in denen auch die Böckh'sche Karte deren so wenige anzeigt, daß man sie schwerlich anders als zu Hunderten wird zählen können, seien noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz litauisch gewesen. Er sucht den Hauptgrund für dieses Zurückweichen darin, daß in den Schulen der Unterricht ganz deutsch ertheilt wird, bis auf denjenigen in der Religion, daneben auch in dem dreijährigen Militärdienst in deutschen Städten und unter deutschen Kameraden und Offizieren. Diese Umstände tragen auch ohne Zweifel viel dazu bei; aber sie erklären doch nicht die Schnelligkeit des Auflösungsprocesses. Der Oberschlesier steht genau unter denselben Einwirkungen und seine Germanisirung schreitet meistentheils ganz unmerklich vorwärts; das liegt hier daran, daß sein deutscher Nachbar meistens gleich ihm katholisch ist und aus dem Grunde keine solche Ausdehnungskraft besitzt als der Protestant, und daß der Wasserpole selbst diesem Bekenntniß anhängt und deswegen der Regsamkeit und Strebsamkeit entbehrt, welche ihm wie dem Litauer das Bedürfniß, die Sprache des herrschenden Culturvolks sich anzueignen, erregen könnte. Wenn aber auch der lausitzer Wende sich viel langsamer germanisirt als der Litauer, obwol diese beiden Gründe hier auch nicht vorhanden sind, so ist noch ein dritter zu suchen; und ich glaube ihn darin gefunden zu haben, daß der ostpreußische Litauer durch den Gegensatz zu seinem katholischen Stammesbruder jenseit der russischen Grenze zu der eifrigen Aneignung der deutschen Sprache und Sitte angetrieben wird.

Digitized by Google

Er fühlt sich an Cultur und Bildung bedeutend über jenem stehen und schämt sich gewissermaßen seiner Verwandtschaft. Um sich noch mehr von ihm zu unterscheiden und nicht mit ihm verwechselt zu werden, schließt er sich eng dem Deutschen an und sucht selbst ein Deutscher zu werden. Hätten die lausitzer Wenden die Wasserpolaken zu ihren Nachbarn, sie würden ihren in der That noch immer vorhandenen Stammeshaß (oder sagen wir lieber: Abneigung mit Neid verbunden) rasch ablegen und in kurzem Deutsche sein wollen.

Sei dem wie ihm wolle, das 20. Jahrhundert wird nur äußerst wenige protestantische Litauer mehr vorfinden; nur die Orts- und die Familiennamen werden noch über die Abstammung der Mehrzahl der Bewohner des nordöstlichsten Preußen Auskunft geben.

Somit haben wir denn in Preußens Osten und Süden den ganzen ungeheuern Schauplatz durchschritten, wo der deutsche Geist von seiner Sprache getragen über schwächere Volksgeister und Zungen Triumphe feiert. Siegreich ist er immer, ob man ihm freudig entgegenkommt und ihm willig huldigt, ob man ihm zwar ohne Haß, aber auch ohne Liebe entgegensieht und seinen Einzug mit stumpfer Ergebung duldet, ob man ihm grimmigen Trotz bietet und ihn mit allen Waffen bekämpft. Nur richten sich seine ersten Herrscherhandlungen je nach dem Empfange: den einen erhebt er sogleich zu sich empor und läßt ihn als Gleichen neben sich thronen; den andern berührt er mit seinem Zauberstabe und erfüllt ihn dadurch mit neuer Kraft, mit frischem Leben; dem wilden Gebaren des dritten sieht er lächelnd und nicht ohne Mitleid zu, er erlaubt ihm sogar die eigenen scharfen Waffen gegen ihn zu brauchen und ihm dadurch zu dienen, während er ihn zu bekämpfen wähnt.

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage.

Zweiter Artikel.

Fragen wir nun aber, wie sich der durch die stets wachsende Bevölkerung entstandene Mehrbedarf zum Ertrage des Bodens und der Landwirthschaft verhält, so wird es durch die Ein- und Ausfuhrtabellen von Getreide vollkommen klar, daß Europa ungleich mehr Getreide verbraucht als erzeugt. England hatte nach den dem britischen Parlament vorgelegten statistischen Berichten in den 14 Jahren von 1840—53 eine Einfuhr von 89,559934 Quarter an Getreide und Mehl, also im Durchschnitt jährlich 6,389995 Quarter, wovon der ungleich größere Theil auf die letztern Jahre kam, im Jahre 1847 erreichte das Bedürfniß die Höhe von 11,974864 Quarter oder 53 Mill. preußische Scheffel. Im Jahre 1859—60 betrug die Einfuhr 5,197000 Quarter und 1860—61 sogar 10,556000 Quarter.

Nach einer Tabelle in Hübner's „Jahrbuch" betrug die Einfuhr von Getreide und Mehl im Jahre 1853 nach Abzug der Ausfuhr in

Großbritannien	29,788503	Zollcentner.
Frankreich	5,761811	„
Belgien	5,064890	„
Holland	1,474687	„
Hamburg	785853	„
Bremen	120478	„
Norwegen	2,719505	„
der Schweiz	2,893875	„
dem Kirchenstaate	1,328264	„
Sardinien	1,789415	„
Mithin zusammen . . .	49,727231	Zollcentner.

Digitized by Google

Die Ausfuhr der kornerzeugenden europäischen Länder betrug dagegen nach Abzug der Einfuhr in

Dänemark	6,446670	Zollcentner.
Schweden	45053	„
dem Zollverein	4,584162	„
Zusammen . . .	11,075885	Zollcentner.

Diese Zahlen sprechen nun wol deutlich genug, sie zeigen klar und unumstößlich, daß der größere Theil Europas in den meisten Jahren Getreide einführen muß und daß diese Einfuhr ungleich größer ist als die Ausfuhr der kornerzeugenden europäischen Länder, mithin das gesammte Europa nicht so viel Getreide alljährlich erzeugt, als es verzehrt. Diese aus andern Ländern stattfindende Mehreinfuhr lieferte der Bevölkerung à 1 Pfd. per Kopf täglich an Nahrung in Großbritannien für 108, in Frankreich für 17, in Belgien für 68, in Holland für 49, in der Schweiz für 121 und im Kirchenstaat für 44 Tage. Hat aber Europa alljährlich Mangel an Getreide, so ist diese Erscheinung um so bedenklicher, als die europäische Bevölkerung mit jedem Jahre um wenigstens 2 Mill. Menschen sich steigert und mithin der Bedarf um 8 Mill. Scheffel zunimmt. Es thut daher noth, auf Abhülfe bedacht zu sein, damit wir nicht auf dem dornenvollen Wege der andauernden Theuerung verbleiben.

„Europa hat jährlich nur seines Bodens halbe Ernte!“ sagte der Abgeordnete Mayr im wiener Reichstage.

Dieser Ausspruch zeigt uns das wahre und ausreichende Mittel der Abhülfe gegen Theuerungen bei einem mittelmäßig guten Ertrage der Felder. Zur großen Angelegenheit der vollen und zweckmäßigen Bodenverwerthung treiben uns stürmisch die Drangsale der Zeit; wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß das durch die Theuerung erzeugte Elend den großen Leiden eines Kriegs kaum nachsteht, denn Hunger und Krankheiten sind nur zu oft die Folgen der andauernden Theuerung; es tritt dieses Elend zwar nicht so nackt zu Tage, besteht aber nicht minder und verbirgt sich in unzähligen Falten des Familienlebens. Soll daher nicht der Mangel und die Theuerung zunehmen, so bedarf es einer Regelung der Verhältnisse, die aus einer Gesammtauffassung des Gegenstandes nämlich der *vollen* Bodencultur in allen europäischen Staaten, hervorgeht.

Mit Recht verweisen die englischen Blätter, und namentlich der „Economist“, das Organ des englischen Handelsministeriums, darauf: „Daß die Production in keinem richtigen Verhältnisse zur wachsenden Bevölkerung stehe und daß die großartige Verkehrsentwickelung in der Welt zu der Ueberzeugung führe, daß bei dem alljährig in Europa vorhandenen Mangel die frühern billigen Preise nicht eher wieder bevorstehen, bis die Ernte der Welt in mehrern Jahren ungewöhnlich reich ausgefallen ist, ja daß allenthalben ganz besondere Anstrengungen von seiten der Landwirthschaft erforderlich sind, um unter Gottes Segen dem stets zunehmenden Bedarf an Früchten zu genügen.“ Es gilt für eine unbestrittene Thatsache, daß die Nothstände, als deren Begleiter wir überall ein sittliches und materielles Proletariat hervortreten sehen, ihre Ursache zumeist in dem Misverhältniß haben, das zwischen der Production und der Consumtion der eigentlichen Lebensmittel stattfindet; daß Anbau und Verwerthung des Bodens mit dem Zuwachs unsers Geschlechts und seiner Bedürfnisse nicht Schritt gehalten haben, und daß für diese Vermehrung der Production, überhaupt für die Bodenmelioration noch große Anstrengungen zu machen sind. Von der Beschaffenheit des Bodens hängt zum großen Theil das Gedeihen der Brotfrüchte ab, die Unfruchtbarkeit oder Fruchtbarkeit einer Gegend beruht oft nur auf einer zweckentsprechenden Bearbeitung des Ackerlandes. Auch die Pflanzen bedürfen der Nahrungsmittel, und sind diese einem Boden durch langjährige Bebauung

Digitized by Google

entzogen, so ist der Boden erschöpft. Wie nachtheilig aber Bodenentkräftungen zu wirken vermögen, zeigt die Geschichte.

Nach der Entdeckung von Amerika strömte aus Spanien, Frankreich und England eine Menge von Menschen nach der Neuen Welt; sie fanden dort einen Boden, der ohne besondere Fürsorge die reichsten Früchte erzeugte; man durfte jener jungfräulichen Erde bei geringer Bearbeitung nur einige Samenkörner anvertrauen, so erwies sie sich zehnmal dankbarer als die im verlassenen Vaterlande; namentlich war es der Weizen, den man cultivirte. Nach Verlauf der Jahre war indeß der Boden durch die vielen Ernten so entkräftet, daß er wenig mehr trug und die Bewohner genöthigt waren, in andere Gegenden zu wandern. Wir wollen zum Beweise hierfür einige Ernten der südlichen Staaten von Nordamerika miteinander vergleichen.

	Weizen.	Roggen.
Kentucky:		
Ernte von 1840 . . .	4,803152 Scheffel.	1,321373 Scheffel.
„ „ 1850 . . .	2,142822 „	415073 „
Abnahme	2,660330 „	906300 „
Tennessee:	Weizen.	Taback.
Ernte von 1840 . . .	4,569692 Scheffel.	29,550432 Pfd.
„ „ 1850 . . .	1,619386 „	20,148932 „
Abnahme	2,950306 „	9,401500 „
Virginien:	Weizen.	Taback.
Ernte von 1840 . . .	1,482799 Scheffel.	75,347106 Pfd.
„ „ 1850 . . .	458930 „	56,803227 „
Abnahme	1,023869 „	18,543879 „
Alabama:	Weizen.	Roggen.
Ernte von 1840 . . .	838052 Scheffel.	51000 Scheffel.
„ „ 1850 . . .	294044 „	17216 „
Abnahme	544008 „	33739 „

Diese Zahlen sprechen zu deutlich für sich selbst, um noch einer weitern Erklärung zu bedürfen. Wie gar verschieden der Ertrag des Bodens in den verschiedenen Staaten von Nordamerika ist, erweist die nachstehende Tabelle über die wirkliche Ernte im Jahre 1850, durchschnittlich per Acker oder $1\frac{1}{2}$ magdeburger Morgen:

Staaten.	Weizen. Scheffel.	Roggen. Scheffel.	Hafer. Scheffel.	Mais. Scheffel.
Connecticut	—	—	21	40
Illinois	11	14	29	33
Indiana	12	18	20	33
Iowa	14	—	36	32
Maine	10	—	—	27
Massachusetts	16	13	26	31
Michigan	10	—	26	32
Neuhampshire	11	—	30	30
Neujersey	11	—	26	33
Neuyork	12	17	25	27
Ohio	12	25	21	36
Pennsylvanien	15	—	—	20
Vermont	13	20	—	32
Wisconsin	14	—	35	30
Alabama	5	—	12	15

Digitized by Google

Staaten.	Weizen. Scheffel.	Roggen. Scheffel.	Hafer. Scheffel.	Mais. Scheffel.
Arkansas	—	—	18	22
Delaware	11	—	20	20
Florida	15	—	—	—
Georgia	5	7	18	16
Kentucky	8	11	18	24
Maryland	13	18	21	23
Mississippi	9	—	12	18
Missouri	18	—	26	34
Nordcarolina	7	15	10	17
Südcarolina	8	—	12	11
Tennessee	7	7	19	21
Texas	15	—	—	20
Virginien	7	5	13	18
Durchschnittlich	$11\frac{3}{26}$	$14\frac{1}{6}$	$21\frac{4}{23}$	$25\frac{20}{27}$
per magdeburger Morgen	$7\frac{1}{3}$	$9\frac{1}{3}$	14	17

Auch der Boden in Europa war vom Anbeginn nicht so, wie er sich in der Gegenwart darstellt, seine Bestandtheile verminderten sich je nach der Menge der Ernten. So z. B. gibt der russische Schwarzboden, der ein Gebilde der Jüngstzeit und beim Zurücktreten des Schwarzen und des Kaspischen Meeres, im südlichen und südwestlichen Theile Rußlands, frei geworden ist, jetzt noch, fast ohne alle Pflege, die reichlichsten Ernten. Daß der Boden Europas fähig sei, selbst eine noch größere Menschenmenge als jetzt zu ernähren, zeigt von Thünen's Vergleich der belgischen intensiven Cultur mit der mecklenburgischen. Hunderttausend Quadratruthen verursachen in Belgien 8302 Thlr. Bestellungskosten, gewähren einen Rohertrag von 11081 Thlrn. und eine Rente von 2779 Thlrn. Dagegen berechnet er in Mecklenburg die Bestellungskosten derselben Fläche auf 3537 Thlr., den Rohertrag auf 5147 Thlr. und die Rente auf 1609 Thlr. In Belgien ernährt also ein doppelter Rohertrag auch eine doppelte Anzahl von Menschen, und verfügt außerdem über einen größern Reinertrag von 1179 Thlrn.

Doch auch im westlichen Europa erweist sich gegenwärtig der Boden nur in demselben Maße dankbar, indem man ihm Pflege und Aufmerksamkeit schenkt. Der überall sorgsam abwägende, rasch ausführende Sinn unserer überseeischen Stammesgenossen in England trachtet daher durch jedes Mittel, welches die Natur bietet, den steten Verbrauch des Bodens an Pflanzennahrung, wo er ihn einmal erkannt hat, zu ersetzen, dort hat die Landwirthschaft glänzende Resultate geliefert und das Wohl des Volks sicher gegründet.

„Was dieser bestimmten Frucht", so sagt sich der englische Landwirth, „was diesem bestimmten Boden noththut, muß herbeigeschafft werden, woher es nur immer am vortheilhaftesten zu erlangen ist." Auf diese Weise hat die Bearbeitung und Behandlung des Bodens die erstaunlichsten Fortschritte gemacht. Bewässerung und Entwässerung sieht man jetzt beinahe auf jedem Felde mit großen, aber lohnenden Kosten in Anwendung gebracht, und in dem zweckmäßigen Gebrauch des künstlichen Düngers liegt nicht minder der Vorrang, den die Engländer allen Nationen der Welt in der Landwirthschaft abgewonnen haben, begründet. Sie wissen aus langer Erfahrung, daß, je genauer man die Bestandtheile des Ackers kennt, desto zweckmäßiger die Wahl des Düngers ausfallen wird. Man begnügt sich jedem Boden nur das Fehlende zu ertheilen und richtet oft mit einigen Säcken voll düngender Substanz dasselbe aus, wozu sonst ebenso viele Wagen voll unpassenden Düngers nöthig waren. Wir wollen nur einige Belege hierbei anführen und gedenken daher zunächst der raschen Ausbreitung, welche das Knochenmehl in Großbritannien gefunden. Es wird nicht allein auf der ganzen Insel jede überflüssige Knochen-

Digitized by Google

substanz aufgesucht, sondern auch große Schiffsladungen werden davon aus andern Ländern geholt. Dr. Hartstein berichtet, daß die Niederlande, Deutschland und selbst Südamerika ihre Antheile liefern, Waterloo, Leipzig und manches andere Schlachtfeld durch die Emsigkeit englischer Agenten ausgebeutet worden sind; daß 1815 schon, allein im Hafen von Hull, 160000 Ctr. Knochen eingeführt wurden, 1835 nicht weniger als 514000 Ctr., und seitdem blieb die Einfuhr andauernd im Steigen. In der nächsten Umgebung der Stadt Lincoln sind über 60 Dampfmühlen mit der Bereitung des Knochenmehls beschäftigt. Nach den Erfahrungen der englischen Landwirthe stellt sich durchschnittlich der Werth eines Centners Knochenmehl gleich 25—30 Ctr. Stalldünger und enthält ungefähr zwölfmal soviel Stickstoff und achtzigmal mehr Körner erzeugende Bestandtheile als Stroh und die festen Abfälle der Thiere. Namentlich bei Futtergewächsen hatte die Knochendüngung große Erfolge. Während ein magdeburger Morgen ungedüngt nur 94 Ctr. Turnips lieferte, gab eine gleiche Fläche mit 480 Pfd. feinem, abgesiebtem Knochenmehl 261 Ctr. Turnips. In Cornwall lagen 300000 Morgen öde Ländereien fast ganz unbenutzt, von denen in kurzer Zeit ein großer Theil durch die Anwendung des Knochenmehls zum einträglichen Anbau von Turnips, Hafer und Klee gebracht wurde; es ist daher begreiflich, daß der englische Landwirth mit Kopfschütteln über die Gleichgültigkeit redet, mit welcher insbesondere Deutschland seine Schätze an Knochen der Landwirthschaft entziehen und jahraus jahrein übers Meer gehen läßt.

Noch ungleich größere Vortheile erlangt Englands Landwirthschaft aus den unverdauten Resten von der Fischnahrung jener Seevögel, welche in zahlloser Menge die Chinchainseln umlagern, die vor der Stadt Rico in Peru liegen. Nach einem Berichte vom 2. April 1852, welcher den Berathungen des englischen Unterhauses unterbreitet wurde, betrug die Guanoeinfuhr aus Peru im Jahre 1857 schon 4 Mill. Ctr., außer diesem Quantum wurden auch andere Guanosorten aus Patagonien sowie der afrikanische Guano von Ichaboe und von der Saldanhabai in 855680 Ctrn. eingeführt. Im Jahre 1857 wurden nicht weniger als 5,767240 Ctr. Guano importirt, und davon nur 474820 Ctr. wieder exportirt. Jenes Quantum war um die Hälfte größer als das im Jahre 1856, aber nicht völlig so groß wie das im Jahre 1855, wo es über 6 Mill. Ctr. betrug, mit einer Ausfuhr, die nicht größer war als die im Jahre 1857. Zahlreich angestellte Versuche haben bei nur mäßigem Gebrauche ein Plus von 20—30 Proc. auf Weizen, von 25 Proc. auf Gerste, 35 Proc. auf Hafer, von 50 Proc. auf Kartoffeln und von 75 Proc. auf Runkelrüben ergeben; bei starkem Düngeraufwand hat der englische Acre ($1^1/_2$ magdeburger Morgen) selbst einen Mehrertrag von 150 Proc. an Heu geliefert. Wenn man die Resultate der Analysen der verschiedenen Guanosorten überblickt, so findet man einen erheblichen Wechsel in der Zusammensetzung. Diese Verschiedenheit ist theils die Folge des bald stärkern, bald schwächern Auswaschens durch Regen oder Meerwasser, wodurch die leichtlöslichen Substanzen fortgeführt wurden, theils eine Folge der mannichfachen Verfälschungen, welche mit dem Guano leider vorgenommen werden und ebenso wenig in England wie in Deutschland verhindert werden können. Der echte, unverfälschte peruanische Guano hat in der Regel einen Stickstoffgehalt von 12 Proc., der Guano von Ichaboe von $6^3/_4$ Proc., von Saldanha $1^3/_4$ Proc., der Guano von Patagonien $1^1/_4$ und der afrikanische Guano nur $^9/_{10}$ Proc. Es ist daher nicht gleichgültig, welcher Guano eingekauft wird, der schlechte ist unter allen Umständen der theuerste, und doch ist der Geldverlust beim Einkauf noch das Geringste, vielmehr der schlechte Erfolg in der Verwendung erst der größte Schaden. Diese volle und zweckmäßige Verwerthung des Bodens bei fortschreitender Cultur hat es in England dahin gebracht, daß der durchschnittliche Ertrag des Getreides nach dem „Economist" auf 28—30 Bushel per eng-

Digitized by Google

lischen Acre oder 13 Scheffel per magdeburger Morgen kommt, während die besten Ländereien einen Ertrag von 20—24 Scheffel liefern.

Frankreich hat nicht minder hoffnungsvolle Aussichten, auch dort hat sich der Ertrag wesentlich gehoben. Es hatte auf einem Flächenraume von 53,027894 Hektaren im Jahre 1820 etwas mehr als ein Zwölftel, nämlich 4,683788 Hektaren, mit Weizen bepflanzt, welche 44,347720 Hektoliter lieferten. Zehn Jahre später, 1829, waren erstere um 7,27 Proc., 1839 um weitere 7,16 Proc., 1849 neuerdings um 10,81 Proc. und endlich in den letzten acht Jahren abermals um 10,51 Proc. bis auf 6,593530 Hektaren im Jahre 1857 gestiegen. Für die ganze Periode von 38 Jahren, von 1820—57, beträgt also die Zunahme des mit Weizen beackerten Landes 40,77 Proc. Noch ungleich erheblicher ist das erzeugte Resultat. Wenn man nämlich den Durchschnittsertrag der ersten fünf Jahre, von 1820—24, mit dem der letzten fünf Jahre, von 1853—57, vergleicht, so findet sich eine jährliche Zahl von 54,737906 Hektolitern gegen 85,915210 und somit ein Mehrertrag von 56,96 Proc. Das Ergebniß per Hektare war in der fünfjährigen Epoche von 1820—24 11,14, von 1830—34 12,27, von 1840—44 13,52 und von 1850—57 17,75 Hektoliter. Die niedrigste und die höchste Zahl finden wir zu Anfang und Ende der achtunddreißigjährigen Periode; im Jahre 1820 ist der Gesammtertrag 44 Mill. Hektoliter, was per Hektare 9,46 Hektoliter ergibt; 1857 beträgt derselbe dagegen 110 Mill. Hektoliter oder 16,75 per Hektare, der Mehrertrag beläuft sich auf mehr als 75 Proc. Die Hektare hält $3^3/_4$ Morgen und 16,75 Hektoliter sind circa 30 berliner Scheffel, es kommen mithin im Durchschnitt auf einen preußischen Morgen 8 Scheffel. Wenngleich der Unterschied gegen den durchschnittlichen Ertrag der englischen Landwirthschaft von 13 Scheffeln noch immer 60 Proc. beträgt, so ist doch der Fortschritt der französischen Agricultur seit 1820 sehr erheblich.

Es ist hier nicht zu übersehen, daß allenthalben nur vom durchschnittlichen Ertrage die Rede ist; einzelne Grundstücke haben eine ungleich höhere Cultur. Wir verweisen z. B. auf die Domäne in dem Departement der untern Loire, genant Treguel-en-Gneucenie, groß 303 Hektaren, welche Hrn. Liazard gehört. Dieser Boden gab im Jahre 1848 kaum eine jährliche Rente von 3000 Frs. Gegenwärtig aber verdankt Hr. Liazard seiner Energie, seiner Geschicklichkeit und seinen Verbesserungen eine Revenue von 9 Proc. Das Gut Treguel, welches früher nur 191000 Frs. kostete, hat jetzt einen Werth von 480000 Frs. Hr. Guibal bezog vor 20 Jahren von seiner Domäne de la Bavarie eine Revenue von 47 Frs. per Hektare, während sie ihm gegenwärtig 93 Frs. per Hektare einbringt. Vergleicht man die Erzeugung an Weizen der ersten und letzten fünfjährigen Periode mit der jedesmaligen Bevölkerung, so ergibt sich daß in den Jahren 1820—24 bei 30 Mill. Einwohnern 1,47 Hektoliter auf einen Einwohner kamen, dagegen in den Jahren 1852—57 bei 36 Mill. 2,79 Hektolier; die Zunahme beträgt also 35,03 Proc. per Kopf.

In Preußen hat zwar die Landwirthschaft ebenfalls im Laufe der Zeit, durch Meliorationen, Ausrodungen u. s. w., eine wesentliche Ausdehnung erhalten; trotzdessen sind die durchschnittlichen Resultate nicht sehr erheblich.

Nach den statistischen Ermittelungen aus amtlichen Quellen von Dr. Dieterici in seinem Werke: „Der Volkswohlstand im preußischen Staate" (S. 200), betrug Preußens Getreideproduction excl. Aussaat im ganzen im Jahre 1805 etwa 44 Mill., 1831 etwa 58 Mill. und 1843 etwa 68 Mill. Scheffel, und zwar im letztern Jahre bei einer Bevölkerung von 15,471765 Menschen, nämlich 62 Mill. Scheffel für den inländischen Consum und 6 Mill. für den Export.

Nach den fernern Nachweisungen des Statistischen Bureau in Berlin betrug das Ackerland der ganzen Monarchie im Jahre 1852 47,769270 magdeburger Morgen und

Digitized by Google

die Bevölkerung 16,858087 Personen; diese vertheilten sich nach den einzelnen Provinzen auf:

	Morgen.	Personen.
Preußen	10,950071	2,604748
Posen	5,784686	1,381745
Pommern	5,506420	1,253904
Brandenburg	6,446896	2,205040
Schlesien	6,627783	3,173171
Sachsen	5,055603	1,828732
Westfalen	3,070351	1,504251
Rheinprovinz	4,332480	2,906496

Das Jahr 1852 brachte eine geringere Mittelernte, bei welcher die bevorstehenden Flächen an Getreide produciren:

Preußen	5,087771	Scheffel	über den eigenen Bedarf.
Posen	2,638813	„	
Pommern	2,757370	„	
Brandenburg	280410	„	
Schlesien	3,336783	„	weniger als den eigenen Bedarf.
Sachsen	234796	„	
Westfalen	1,682639	„	
Rheinprovinz	5,510146	„	

Der Mehrertrag der vier ersten Provinzen gleicht den Minderertrag der vier andern zwar vollständig aus; immerhin aber ist demnach Preußen in seiner Gesammtheit aus dem frühern Verhältniß eines Getreide exportirenden Landes herausgetreten. Von diesem Ackerlande kommen auf einen Kopf der Bevölkerung in der Provinz Preußen circa $4^1/_6$, Posen $4^1/_7$, Pommern $4^1/_3$, Brandenburg $2^{10}/_{11}$, Schlesien $2^1/_{10}$, Sachsen $2^7/_9$, Westfalen 2 und die Rheinprovinz $1^1/_2$ Morgen.

Wir lesen in dem „Jahrbuch der Landwirthschaft und Statistik" von Otto Hübner, Jahrg. 1852, S. 17: daß nach der Schätzung des Landes-Oekonomiecollegiums die Productenmenge bei vollen Ernten betrage

	10,695000	Scheffel	Weizen,
	64,108000	„	Roggen,
	19,300000	„	Gerste,
	75,830000	„	Hafer,
zusammen	169,833000	„	Getreide
und	280,500000	„	Kartoffeln,

wobei der productive Werth einer vollen Ernte auf 332,550000 Thlr. und einer Mittelernte auf 261,970000 Thlr. berechnet ist.

So wichtig die Landwirthschaft ist, so hervorragend ihre Production, so unentbehrlich ihre Producte, so wenig hat es doch bisjetzt gelingen wollen, diese Production genau anzugeben, d. h. zu ermitteln, wieviel Getreide und andere Feldfrüchte und Gewächse alljährlich erbaut werden; überhaupt den wirklichen Ernteausfall durch Zahlen festzustellen und zwar in Zahlen, welche sich auf die Größe der bebauten Fläche, auf die Bonität derselben, auf die Jahresproduction und auf die Selbstconsumtion der Landwirthschaft beziehen.

In Ermangelung genauer Kenntnisse über den wirklichen Umfang der Production hat man aus der Consumtion auf denselben zu schließen versucht. Bekanntlich ist es auch eins der hervorragenden Verdienste des Statistikers Dieterici, durch viele mühsame Forschungen zur Kenntniß dieser Verhältnisse beigetragen zu haben. Noch in dem letzten seiner Werke, in seinem „Handbuch der Statistik des preußischen Staats", findet er sich

Digitized by Google

auf Grund sorgfältiger Erwägungen zu folgenden Angaben über die Production landwirthschaftlicher Erzeugnisse in Preußen veranlaßt:

Weizen	27,000000	Scheffel,
Roggen	68,000000	„
Gerste	10,000000	„
Hafer	50,000000	„
Kartoffeln	165,000000	„

Im Durchschnitt für den ganzen Staat nimmt Dieterici einen jährlichen Consum von 1 Scheffel Weizen und 3 Scheffel Roggen an. Hiernach hätten, der menschlichen Nahrung wegen, im Jahre 1855 im preußischen Staate producirt werden müssen 17,202831 Scheffel Weizen. Zu dieser Zahl kommt noch das Resultat der Branntweinsteuer mit 3,487896 Scheffeln Getreide, ferner im Durchschnitt von 1851—55 eine Mehrausfuhr an Weizen von 6,057259 Scheffeln aus dem Zollverein, wovon Dieterici 5,000000 Scheffel auf Preußen zählt. Insofern er nun auch noch ein Fünftel der Production als Saatbedarf hinzurechnet, kommt er bei der Weizenproduction auf vorstehende Zahl von circa 27 Mill. Scheffeln.

Die Roggenproduction würde nach obiger Annahme und der Bevölkerungszahl von 1855 zunächst 51,608493 Scheffel betragen. Hierzu kommt der Verbrauch für die Branntweinfabrikation mit 2—3 Mill. Scheffeln. Die Mehrausfuhr aus Preußen schätzte Dieterici auf 5—8 Mill. Scheffel, den Saatbedarf auf ein Viertel der Production, mithin auf 13—14 Mill. Scheffel, wonach sich allerdings die Zahl von 68—69 Mill. Scheffeln herausstellt.

Nach der Gewerbetabelle vom Jahre 1858 gibt es im preußischen Staate 50,472546 Morgen Ackerland; nach der Veröffentlichung für das Jahr 1855 waren jedoch blos 47,897198 Morgen vorhanden.

Von diesen 50 Mill. Morgen pfluggängigen Landes berechnet Dr. Engel in seiner interessanten Abhandlung über das Getreidewesen in der Zeitschrift des Statistischen Bureau:

5,000000	Morgen	oder	10	Proc.	der	Ackerfläche	mit	Weizen,
11,000000	„	„	22	„	„	„	„	Roggen,
4,000000	„	„	8	„	„	„	„	Gerste,
8,500000	„	„	17	„	„	„	„	Hafer,
5,000000	„	„	10	„	„	„	„	Kartoffeln.

Die Differenz bis zu 50 Mill. Morgen würde demnach auf den Anbau der nichtgenannten Feldfrüchte, d. h. der Rüben, der Oelgewächse, des Tabacks, der Futtergewächse kommen.

Vergleicht man die vorstehende Morgenzahl mit der angegebenen von Dieterici ermittelten Fruchtmenge, so ergibt sich per Morgen ein Ertrag von:

5⅗	Scheffel	an Weizen,
6⁷/₁₂	„	„ Roggen,
2½	„	„ Gerste,
5⁹/₁₇	„	„ Hafer,
33	„	„ Kartoffeln,

worunter die Anhaltspunkte bei der Gerste am allerersten anzufechten sein möchten.

Seit einigen Jahren werden indeß die Ernteerträge in Preußen auf zweifache Weise publicirt. Einmal geschieht es, indem die Resultate jeder Ernte an sehr verschiedenen Orten und Gegenden des preußischen Staats mit den Ergebnissen einer Mittelernte verglichen werden; der je nach verschiedenem subjectivem Ermessen verschiedene Begriff einer Mittelernte wird durch die Zahl = 1,00 quantificirt und die Vergleiche damit werden durch echte oder unechte Decimalbrüche ausgedrückt.

Digitized by Google

Das andere mal geschieht die Publication durch sogenannte Erdruschnachrichten, deren Zahlen aber absolute sind und den angeblichen wirklichen Erdrusch vom Morgen in solchen aufstellen. Die Nachrichten letzterer Art sind erst für 1859 und 1860 zur Oeffentlichkeit gelangt. Der Durchschnitt aus den Jahren von 1859 und 1860 ergibt nun:

8,99 Scheffel Weizen pro Morgen Ackerland,
8,47 „ Roggen „ „ „
10,50 „ Gerste „ „ „
12,52 „ Hafer „ „ „

Diese Erträge sind Mittel- oder Durchschnittserträge aus allen Bodenklassen aller Provinzen; natürlich gibt es Provinzen, deren Durchschnitt höher, andere, deren Durchschnitt tiefer steht als der bezeichnete. Der Unterschied, der in der Cultur des Bodens in den verschiedenen Ländern besteht, ist mithin sehr erheblich. Während man in England den durchschnittlichen Ertrag von Weizen auf 14 Scheffel per magdeburger Morgen schätzt, hat Frankreich einen Durchschnitt von $8^1/_2$ Scheffeln. Während Nordamerika im Staate Neuyork von Roggen den durchschnittlichen Ertrag von $11^1/_3$ Scheffeln per magdeburger Morgen und im Staate Ohio sogar $16^2/_3$ Scheffel ergibt, hat Preußen nach Dieterici einen Durchschnitt von $6^2/_{12}$ Scheffeln und nach den sogenannten Erdruschnachrichten $8^{47}/_{50}$ Scheffel.

Schübler berechnet in seinem Werke über Geld und Getreide den Ertrag der gesammten Landwirthschaft und den Werth des Ackerbodens wie folgt:

	Grundfläche. Hektaren.	Ertrag. Frs.	Werth pro Hektare.
England	30 Mill.	5000 Mill.	2600 Frs.
Frankreich . . .	53 „	5000 „	811 „
Preußen	27 „	1566 „	580 „
Oesterreich . . .	66 „	3770 „	286 „

Dieser Ertrag stellt sich demnach per magdeburger Morgen in England auf $11^1/_2$ Thlr., in Frankreich auf $6^2/_3$ Thlr., in Preußen auf $4^1/_7$ Thlr. und in Oestereich auf $4^1/_{12}$ Thlr.

Hieraus ergibt sich, welch ein großer Unterschied in der Production liegt. Nichts hat im ausgefahrenen Gleise der Gewohnheit so träge sich fortgeschleppt wie die Vorurtheile der Bodencultur. Die Erde ist ungenöthigt geblieben, so viele Früchte hervorzubringen, als sie vermag und im Gleichschritt mit den Bedürfnissen nothwendig ist, wenngleich die Uebel der Zeit dringend dazu auffordern.

Zu all diesen lohnenden Ergebnissen ist England gelangt, indem es zur Hebung der Landwirthschaft zwei Wege benutzte. Der erste liegt, wie bereits ausgeführt, in dem Thatumstand, daß der englische Landwirth vor allem dafür Sorge trägt, den Acker durch Zufuhr von Bodenbestandtheilen reicher und die darin vorhandenen mineralischen Nahrungsmittel wirksam zu machen, die in den Ernten hinweggenommenen zu ersetzen und die mangelnden zu ergänzen. Wer ferner die zweite Weltausstellung in Paris besuchte, dort in der offenen großen Tenne zwischen Annex und Hauptgebäude all die vortrefflichen landwirthschaftlichen Geräthe, die zahllosen Pflugscharen, die Dresch- und Erntemaschinen gesehen und Gelegenheit hatte, den praktischen Versuchen beizuwohnen, zu denen ein großer Theil der ausgestellten landwirthschaftlichen Maschinen auf den Feldern von Trappes gedient, dem ward durch eigene Anschauung das Räthsel des zweiten Weges vollständig gelöst, er wird bei dem Gedanken an den armen Bauern, der auf einem deutschen Acker hinter seinem Pfluge einherging, den die magere Kuh und des Bauern keuchendes Weib zogen, die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Einfachheit der „guten alten Zeit" vorbei und es eine absolute Nothwendigkeit geworden ist für alle diejenigen,

Digitized by Google

denen die Ernährung der Völker obliegt, den alten Standpunkt zu verlassen und einen neuen, unserer Zeit angemessenen anzunehmen. Die Landwirthschaft ist in dieselbe Sphäre der Umwälzung und Verbesserung getreten, welche Wissenschaft und Technik der Industrie bereiteten, und daß die Vorurtheile, mit denen die Anwendung der Maschinen auf dem Lande im allgemeinen noch zu kämpfen haben, gesundern Begriffen weichen müssen, hat auch in unserm deutschen Vaterlande der verständige Landwirth längst eingesehen.

Die officielle Ausgabe des englischen Katalogs, ein Werk von etwa 500 Seiten, mit einer Masse von Abbildungen, Beschreibungen, Preisverzeichnissen und Zeugnissen, war für den Landwirth eine wahre Fundgrube der wichtigsten Anhaltspunkte. Eine englische Drainröhren- und Ziegelhandmaschine von John Whitehead aus Preston arbeitete im Annex, machte Röhren von 6½ Fuß bis 15 Zoll Oeffnung und lieferte, von einem Arbeiter und einem Knaben bedient, täglich 8000 zweizöllige Ziegel. Das System des Ab- und Zuthuns von Wasser im freien Felde ist beinahe so alt als der Ackerbau selbst. Statt der Steine, deren man sich lange Zeit bediente, um unterirdische Abzugskanäle zu machen, wandten die Engländer 1810 Hohlziegel an, diese wurden erst mit der Hand und 1842 mittels einer Maschine hergestellt; 1843 ersetzte man den Hohlziegel durch Röhren, deren Fabrikation gegenwärtig für die Landwirthschaft eine so hohe Bedeutung gewonnen. Jetzt sind in den Vereinigten Königreichen mehr als 4 Mill. Morgen drainirt. De Bryas, der mit seinem System in der pariser Ausstellung auftrat, schilderte die großen Vorzüge, welche aus der Drainirung erwachsen; sein Feld von 24 Morgen, auf welchem durchschnittlich im Jahre 60 Hektoliter Weizen gewonnen wurden, gab nach eingeführter Drainage 208 Hektoliter! Die neuen Dreschmaschinen aus der Anstalt von Clayton, Schuttleworth u. Comp. sind in England sehr verbreitet, sie trennen das Korn vom Stroh, vom Staub und vom Abfall, jedes wird nach vier verschiedenen Richtungen ausgeworfen, die Maschine ist 4 Fuß 6 Zoll breit, etwa doppelt so lang und spart 50 Proc. Arbeitslohn. Aus derselben englischen Fabrik in Lincoln wurden im Jahre 1855 nahe an 400 bewegliche Dampfmaschinen zu landwirthschaftlichen Zwecken verkauft. Die Anwendung der Maschinen wie der Dampfkraft im Felde und in der Scheune hat zu großen Ersparnissen geführt, sodaß die Nachfrage nach guten, namentlich nach tragbaren Dampfmaschinen für die Landwirthschaft von Jahr zu Jahr zunimmt.

Von einer Beschreibung der zahllosen interessanten Einzelheiten der neuen landwirthschaftlichen Maschinen kann hier die Rede nicht sein, wir müssen uns auf einzelne Andeutungen beschränken. Seit den letzten fünf Jahren sind in England aber mehr Maschinen in Anwendung gekommen als beinahe in doppelt so langer Zeit vorher. Ebendeshalb ist es möglich geworden, die Bodenproduction mit dem geringsten Aufwande von Arbeitskraft zu erzielen. Die Statistik hat gefunden, daß der Ackerbau von der Volkszahl beschäftige: in Rußland vier Fünftel, in Frankreich drei Fünftel, in Oesterreich sieben Zehntel, in Preußen drei Fünftel, in Sachsen ein Halb und in England nur zweiundzwanzig Hundertstel; man stellt als Regel auf, daß es im Interesse der Nationalwohlfahrt liege, wenn wenigstens die Hälfte der Bevölkerung für die Bewirthschaftung des Bodens ausreicht. Die englische Landwirthschaft hat auch in dieser Beziehung einen bedeutenden Vorsprung errungen, sie gewinnt den Bedarf an Brotfrüchten wie gesagt mit 22 Proc. der Bevölkerung, während 78 Proc. ihre Arbeitskraft in andern Gewerben verdienen, sie entlockt mithin dem Boden einen ungleich größern Ertrag mit 22 Personen als Deutschland mit einer Arbeitskraft von 60 Personen.

Im letzten Decennium hat die deutsche Landwirthschaft größere Fortschritte gemacht als in den fünf vorhergehenden, und dennoch ist sie von dem eigentlichen Ziele noch so fern. Warum holen wir das Getreide in Asien und Amerika, während in Preußen auf

Digitized by Google

24 Mill. Morgen und in ganz Deutschland auf 60 Mill. uncultivirter Flächen mehr Getreide zu gewinnen ist, als beide Welttheile bisher uns zugeführt; welch einer großen Zahl von Menschen können diese enormen Flächen Arbeit und Unterhalt geben? Ja welch ein großes Erntefeld liegt nicht überhaupt für den Nationalreichthum in der Hebung der Landwirthschaft! Die Association hat auf dem industriellen wie dem bergmännischen Gebiete in den letztern Jahren großartige Erscheinungen dargeboten. Kann nicht ein Gleiches geschehen, um die Goldkörner zu heben, welche so sichtbar auf den Feldern Deutschlands liegen? Zur Erreichung des Zieles genügt das Wissen allein nicht, es muß zu diesem noch das Können sich gesellen.

Wenn der Landwirth alle Kenntnisse des rationellen Betriebs seines Bodens besitzt, so fehlen ihm doch nur zu oft die Mittel, deren er zur Verbesserung bedarf. Zur Beschleunigung der materiellen Wohlfahrt hat man eine große Anzahl von Actienemissionen aller Art veranlaßt. Damit sind große Gewinne gemacht worden und die gesammte Volkswirthschaft wird aus dieser Aufrüttelung der früher oft so trägen und stabilen Elemente sicher in der Folge ihre guten Früchte ziehen, aber wie nun einmal jedes Licht auch seinen Schatten wirft, so ist nicht zu leugnen, daß die ganze Strömung nicht ohne eine gewisse Vernachlässigung der Landwirthschaft und eine auf dem Grundbesitze lastende Ungunst sich Bahn gebrochen hat. Unser Jahrzehnt hat eine so vollständige Umwandlung aller Geldverhältnisse hervorgerufen und dieselbe so augenfällig in ganz neue Bahnen geleitet, daß die Mühen und Beschwerden zur Erlangung hypothekarischer Sicherheiten begreiflich sind. Seitdem die Association nicht allein dem Kapitalisten, sondern auch dem Nichtkaufmann die Gelegenheit geboten hat, seine Gelder in industriellen Unternehmen zu verwerthen; seitdem die Anleihen und Papiere der europäischen Staaten und Städte dem Gelde eine Verwendung eröffnen, die nebst einer großen Sicherheit für die Anlage eine schleunige Verwechselung an den Börsen gestattet; seitdem die Prioritätsobligationen unserer Eisenbahnen nicht allein unermeßliche Summen verschlingen, sondern auch bei vorsichtiger Auswahl große Sicherheiten bieten und in der Regel fast täglich mit geringer Mühe wieder zu versilbern sind, wird das Grundeigenthum nicht mehr wie früher vom Kapital gesucht, denn auch das Hypothekenwesen hat seine Gefahren, und der Schneckengang der Subhastation paßt ebenso wenig wie die alten Hohlwege in eine Zeit, für welche der Dampf kaum noch an Schnelligkeit ausreicht. Die Klagen, daß die Kapitalien aus den Häusern und Grundstücken herausgezogen, anstatt in sie hinein verwendet werden, hallen wol immer noch in unsern Ohren. Es ist einer großen Anzahl von Kapitalisten jetzt Bedürfniß geworden, ihr Vermögen immer zur Disposition zu haben und es womöglich in der Westentasche mit sich fortzutragen; die Intelligenz und das Kapital hat den Boden nicht so befruchtet, wie es bei dem wirthschaftlichen Umschwung der jüngsten Vergangenheit wol zu erwarten gewesen wäre, die Landwirthschaft befindet sich noch im Anfange der Resultate, welche von einem fortgesetzten gemeinsamen Streben der Wissenschaft und Erfahrungen zu erwarten sind.

Ist es nun aber im allgemeinen nicht zu leugnen, daß durch die ganz veränderte Strömung des Geldes für die Grundeigenthümer und Landwirthe ein geradezu drückender Zustand in vielen Gegenden entstanden, so ist es begreiflich, daß die deutsche Landwirthschaft ihre Aufgaben bei aller Intelligenz bisher nicht erfüllen konnte, begreiflich warum der deutsche Boden im allgemeinen seine Bevölkerung gegenwärtig nur unvollkommen nährt, während er nicht allein seine jetzige, sondern eine weit größere Bevölkerung zu ernähren vermag, wenn man alle wirksamen Kräfte dazu in Thätigkeit setzt.

Für solche Fortschritte fehlt es indeß immer noch an einer zeitgemäßen Organisation des landwirthschaftlichen Credits und an einer ausreichenden Verbreitung des Unterrichts für den rationellen Betrieb.

Digitized by Google

Wo ein Mangel an landwirthschaftlichen Kenntnissen besteht, da ist jeder tiefere allgemeine Fortschritt unmöglich. Wenn die Erfahrung zu Anfang des 19. Jahrhunderts gelehrt hat, daß die städtischen Gymnasien zu einer gründlichen industriellen und gewerblichen Ausbildung nicht ausreichten, und ebendeshalb die Real-, Gewerbe- und Webeschulen hinzugetreten sind, so hat die Erfahrung gegenwärtig nicht minder gezeigt, daß in Betreff des jetzt so dringend nothwendigen landwirthschaftlichen Wissens in unsern Bildungsanstalten eine große Lücke besteht; denn wo soll der Landmann, dessen Söhne berufen sind, den gegenwärtigen Anforderungen zu genügen, denselben die erforderliche Bildung verschaffen? Dazu sind unsere Elementarschulen wenig geeignet, und zwar schon deshalb nicht, weil diese für jeden sich öffnen müssen und nicht jeder zu diesen höhern landwirthschaftlichen Kenntnissen berufen ist. Diese offenbar bestehende Lücke in den Bildungsschulen können nur besondere Ackerbauschulen ausfüllen und dasjenige für die Landwirthschaft werden, was die Realschulen für die Industrie und die Webeschulen für die Fabrikation geworden. Einzelne Ackerbauschulen bestehen nun zwar und erfüllen ihren Zweck in ausgezeichneter Weise. Es bedarf in dieser Beziehung aber in der That der weitern Anregung, damit jede Provinz mehrere oder jeder Regierungsbezirk wenigstens Eine dieser Schulen besitzt. Bis dahin würden die landwirthschaftlichen und andere wohlorganisirte Vereine durch Lehre und Beispiel die Lücke möglichst auszufüllen haben, es sei denn, daß man es vorzöge, nach dem Plane Friedrich's des Großen Kreisgärtner anzustellen, um auf diese Weise von Dorf zu Dorf die nothwendigen technischen Einzelheiten, Erfindungen, neuen Methoden und Vereinfachungen zur Kenntniß der Landwirthe zu bringen.

Als ein dringendes Bedürfniß erscheint zweitens, zur Hebung des Ackerbaues und der Bodenmelioration in unserm deutschen Vaterlande, eine zeitgemäße Organisation des landwirthschaftlichen Credits. Wenn der Landmann nicht weiß, wo er die zu den vielen Meliorationen dringend nothwendigen Mittel hernehmen soll, um mit Ruhe seine Anlagen machen und die Zeit des Erfolgs abwarten zu können, ohne vorzeitig zur Zurückgabe des geliehenen Geldes gedrängt und dadurch in Verlegenheit gebracht zu werden, wird man im allgemeinen schwerlich Hand ans Werk legen. Nur wenn dem Mittellosen das erforderliche Geld zur Disposition gestellt und ihm die Aussicht geboten wird, das Kapital aus dem Ertrage des Bodens zurückzuerstatten, wird es gelingen, die enormen Flächen des deutschen Bodens der besten Cultur zugänglich zu machen. Selbst in England vermochte die Landwirthschaft zu dem gegenwärtigen hohen Ertrage nicht ohne Hülfe zu gelangen. Dort wo überhaupt die Privatthätigkeit so frisch und selbständig und besonders im Ackerbau so lebendig und ausharrend ist, hat die Regierung dennoch es für nöthig befunden, die Bodencultur durch Vorschüsse und Darlehne zu befördern.

Schon im Jahre 1836 wurde für die Verbreitung der Drainage das erste Darlehn bewilligt und im Jahre 1846 ward ein zweites vorgeschossen und in solcher Weise die großen Vortheile des neuern Verfahrens zum Wohle des Landes ausgebeutet. Auch Frankreich erkannte die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Organisation des landwirthschaftlichen Credits in der Beschaffung eines Bankinstituts; durch die Vermittelung des Crédit foncier sind der französischen Landwirthschaft bereits mehrere hundert Millionen in Anleihen zugeflossen, und für die Drainirung streckte der Staat den nachsuchenden Grundbesitzern über 100 Mill. Frs. vor.

Diese Ausdehnung der Bodenmelioration in den genannten Staaten kann auch für Deutschland nur ein Sporn sein, die Fruchtbarkeit seines Bodens durch die erprobten Mittel rascher zu heben, als es bisjetzt geschehen. Wer kennt nicht die gewichtigen Worte Liebig's: „Es circulirt eine Masse von Silber und Gold in der Welt, und die Kunst des Reichwerdens besteht darin, daß ein Mann die Mittel kennt, von dem großen Strome ein Bächlein mehr seiner Kasse zuzulenken. In gleicher Weise circulirt in der

Digitized by Google

Atmosphäre und dem Boden eine im Verhältniß unerschöpfliche Menge von Nahrungsstoff und die Kunst des Landwirths besteht darin, daß er die Mittel kennt und anwendet, diesen Nahrungsstoff wirksam und anwendbar für seine Pflanzen zu machen, den unbeweglichen Vermittlern seiner Production (dem Boden) zuzulenken versteht, desto mehr wird die Summe seines Reichthums in seinen Erzeugnissen zunehmen."

Warum sollten wir nach so glänzenden, auf genaue Ermittelung beruhenden Erfahrungen nicht allgemein dankbar benutzen, was Wissenschaft und Fleiß zum Gemeingut der Menschen gemacht haben, nicht zur Abwehr der Theuerung bei mittelmäßigen Ernten allseitig bemüht sein, der Scholle, auf der wir leben müssen, größere Erträge abzugewinnen?

Wer in der Theuerungszeit die ärmern Schichten der Bevölkerung durchwanderte und dort das Elend sah, welches der Hunger schafft; wer bekannt ist mit den Folgen im Gebrauche schlechter unzureichender Nahrungsmittel, mit all den Krankheiten, die andauernde Noth und schwächliches Darben erzeugen; wer je in Zuchthäuser und Gefängnisse kam und dort thatsächlich vernahm, wie eine solche Zeit der Sorge um das Leben und das tägliche Brot die Zahl der Verbrechen und Vergehen mehrt, der wird in der Theuerung zweifellos eine große Calamität, eine Tiefe des Elends erkennen, welcher vorzubeugen, wenn nur irgendwie möglich, selbst die unabweisliche Pflicht, schon in Beziehung auf Massenverarmung und Massenverbrüß, so ernst als dringend gebietet. Die höhere Cultur eines Morgens Landes erscheint unbedeutend, allein sie wird ungemein wichtig, wenn sie mit Millionen multiplicirt wird. Sobald die landwirthschaftliche Industrie den Reinertrag eines Morgens Ackerlandes, deren Preußen nach Dieterici schon 1852 47,769270 zählte, andauernd und nur um einen Silbergroschen erhöht, so würden der Gesammtproduction schon 1,592309 Thlr. gewonnen; wie leicht erreichbar erscheint nicht eine Erhöhung von fünf Silbergroschen per Morgen, die, wenn sie wirklich erreicht ist, mehr beträgt als die gesammte Grundsteuer des preußischen Staats! Wenn Rheinland-Westfalen auf seinen 7,402831 Morgen Ackerland nur $1^1/_{10}$ Scheffel per Morgen mehr erzielt, so gewinnt es schon die 8,192785 Scheffel, die jetzt bei einer Mittelernte anderswo eingekauft werden müssen, um die eigene Bevölkerung zu ernähren. Und wenn in Preußen der productive Werth einer vollen Ernte auf den 47,769270 Morgen Ackerland nach der Schätzung des Landes-Oekonomiecollegiums etwa 332,550800 Thlr. oder circa 5 Scheffel per Morgen zu $1^2/_5$ Thlr. per Scheffel beträgt, so würde, sobald die Landwirthschaft zu irgendeiner Zeit zu dem durchschnittlichen Ertrage von 13 Scheffeln gelangt, den England bereits erreicht hat, der Nationalreichthum in der Landwirthschaft auf 864,600000 Thlr. sich steigern.

Es gebricht der Natur wahrlich nicht an Mitteln, die heutige Generation in ihren sämmtlichen Gliedern zureichend zu ernähren, wenngleich die Bevölkerung in Europa mit edem Jahre um 2 Mill. Menschen zunimmt und den Bedarf um 8 Mill. Scheffel erhöht. Der europäische Boden ist fruchtbar genug, um die nöthigen Früchte in einem für alle ausreichenden Maße zu erzeugen, er muß nur richtig und zweckmäßig angebaut, muß in allen seinen urbaren Flächen vollständig benutzt, in seiner ganzen Fülle und Tragbarkeit verwerthet und verwandt werden. Denken wir uns, wenn Deutschland jährlich nur seines Bodens halbe Ernte hat, noch die zweite Hälfte dazu; welch ein Gewinn für die Landwirthschaft! welch ein Segen für das Land! Die Kraft und der Wohlstand der Nationen liegen in der Cultur des Bodens, in der Entwickelung der Landwirthschaft!

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod" ist nun auch der dritte Band erschienen und hat die Bedenken gerechtfertigt, welche wir gegen die Anwendung der chronologischen Methode auf unsere jüngste Literaturepoche schon bei Besprechung der ersten Bände erhoben. Dieser dritte Band ist bei weitem der schwächste des Werkes. Journale und Briefe lassen den Literarhistoriker hier im Stiche, oder vielmehr, er läßt sie im Stiche, da mindestens die Journale der jungdeutschen Epoche ihm zugänglich waren und zur Charakteristik derselben von ihm ebenso gut hätten benutzt werden können wie die bei weitem minder verbreiteten Journale der Romantik. Vermuthlich von der Ansicht ausgehend, daß die Poesie nach Schiller und Goethe, deren Werke er trotzdem wie Studien kritisirt, ihre Bedeutung verloren habe, läßt Julian Schmidt die Darstellung unserer poetischen Nationalliteratur ganz in den Hintergrund treten, um den Philosophen, Historikern, Philologen als den ausschließlichen Vertretern der deutschen Geistesarbeit seinen vollen Antheil zuzuwenden. Die Art und Weise indeß, wie der Autor hinter einer Jahreszahl einen bunten Zug von Denkern und Dichtern und Gelehrten der verschiedensten Fächer einhertrotten läßt, spricht für die gänzliche Unanwendbarkeit einer nur für synchronistische Tabellen geeigneten Methode auf die literahistorische Darstellung, welche durch dieselbe nur zersplittert und zerrüttet werden kann. Die Denker wie Schelling und Hegel leiden nicht minder darunter wie die Dichter, wenn ihr geistiger Grundbesitz in solcher Weise dismembrirt wird. Nirgends treten sie uns in voller Gestalt und Bedeutung entgegen. Auf der andern Seite finden sich fortwährende Anläufe zu einer Gesammtcharakteristik, zu der die Besprechung der Hauptwerke immer von neuem herausfordert, und hiermit stellen sich von selbst ermüdende Wiederholungen ein. Wenn der Autor aber bei einer Jahreszahl seiner literarischen Annalen irgendeinen Dichter nach seiner Ansicht möglichst vollständig charakterisirt hat, so vergißt er oder hält es für überflüssig, auf die spätern Werke desselben zurückzukommen. So behandelt er z. B. den „neuen Orient" bei der Jahreszahl 1821; er bespricht Goethe's „Westöstlichen Divan", Rückert's „Oestliche Rosen". Für die große Ausbreitung der orientalischen Lyrik in neuester Zeit blieb ihm kein Platz mehr übrig, da das Gericht ein für allemal abgespeist ist; ja Rückert's ganze spätere Production, namentlich auch „Die Weisheit des Brahmanen", welche doch den Gipfelpunkt seiner orientalischen Dichtung bezeichnet, bleibt aus demselben äußerlichen Grunde ausgeschlossen. So ist eine große Lückenhaftigkeit und Willkürlichkeit schon die Folge der chronologischen Methode, obgleich diese Schattenseiten des Werks auch noch sonst durch die vorurtheilsvolle Auffassung Julian Schmidt's, durch seinen schulmeisterlich absprechenden Ton und den auffallenden Mangel an allem Verständniß für dichterische Bedeutung hervorgerufen werden.

Die geistigen Richtungen auf wissenschaftlichem Gebiet sind zwar pragmatisch, wenngleich mit einem durch die Zerstückelung der Methode gelockerten Pragmatismus dargestellt; aber das Urtheil wird im ganzen nur den Historikern und Philologen gerecht; den Philosophen gegenüber nimmt Julian Schmidt eine überlegene Miene an, wie sie allenfalls durch die Ueberhebungen unsers realistischen Zeitalters gegenüber den Idealsystemen unserer großen Denker erklärt werden kann. Aus Greisenhafte streift diese Miene, wo Julian Schmidt selbst die Hegel'sche Philosophie für das Resultat einer „unfertigen Bildung" erklärt. Die Kategorien der „Reife", „Fertigkeit" u. s. f. sichern demjenigen, der sie gebraucht, einen Anschein der Ueberlegenheit, welcher auf schwache Gemüther imponirend wirken kann. Julian Schmidt ist ein versteckter Anhänger der charlottenburger Kritik, welche einen überwundenen Standpunkt nach dem andern abzuthun pflegte. Diese

Digitized by Google

Kritik erinnert an die Guillotine der Schreckenszeit, welche alle Parteien niedermähte, die sich überlebt hatten, sie selbst bleibt zuletzt die einzig Ueberlebende. Nur das Großartige fehlt ihr: es ist ein kleinlich krittelnder Zug in diesen kritischen Executionen, die der nüchterne Verstand an unsern geistigen Größen vollzieht, nicht ohne vorher sein kritisches Henkerbeil mit ihrer Hülfe scharf geschliffen zu haben.

Selbstverständlich geht es den Dichtern bei dieser terroristischen Procedur am schlechtesten; ein Literarhistoriker ohne die geringste poetische Ader und was noch schlimmer, ohne die geringste poetische Resonanz, wägt sie in einer Wage, in deren anderer Schale moralische, ethische, politische Gewichte liegen — ist es ein Wunder, daß sie zu leicht befunden werden? Was sich diesen Schwergewichten gegenüber noch einigermaßen behauptet: das kann es nur durch die stoffartige Wucht des Inhalts; der ästhetische Maßstab fehlt unserm Literarhistoriker so gänzlich, daß er nicht einmal das Bewußtsein dieses Mangels hat. Von jener Unmittelbarkeit und Inspiration, die dem echten und geborenen Dichter Bleibendes in die Feder dictirt, hat er keine Ahnung, und die anerkannten Unsterblichen dürfen sich glücklich preisen, daß sie nicht erst von Julian Schmidt das Patent ihrer Unsterblichkeit zu empfangen brauchen. Er hofmeistert den Dramatiker Schiller jetzt mit einer Schonungslosigkeit, die nur von der Urtheilslosigkeit des Autors in Bezug auf dramatische Poesie übertroffen wird! Wäre jener nicht ein vom Volke anerkannter großer Dichter, wer weiß, ob Julian Schmidt seine unfertigen Productionen nicht lieber ganz ignorirt hätte!

Ein Verdienst hat Schmidt's Literaturgeschichte gegenüber den akademischen Formspielereien: sie dringt überall auf geistigen und auf zeitgemäßen Inhalt; doch indem sie dies in einseitiger Weise thut, ohne der Bedeutung der Talente gerecht zu werden, verscherzt sie den günstigen Einfluß, den sie auf die Fortbildung der Dichtkunst ausüben könnte, während die Charaktergemälde der Poeten an den offenbarsten Verzeichnungen leiden und bei aller matten Färbung doch kein richtiges Colorit haben. So wird z. B. Platen ein Virtuos genannt, dessen Stil ein „löbliches Streben nach Reinheit und Würde" zeige. Aus diesem Signalement, das allenfalls auf einen nicht unbegabten Anfänger paßte, wird niemand den Sänger der „Venetianischen Sonette" und der „Polenlieder" herauserkennen.

Noch auffallender als die Unrichtigkeit der kritischen Schulcensuren sind die Auslassungen, deren sich Schmidt in Bezug auf die Poesie der Gegenwart schuldig macht. Es heißt die Nichtachtung derselben bis zum souveränen Hohn treiben, wenn eines Dichters wie Emanuel Geibel nicht einmal Erwähnung geschieht! Daß von Dingelstedt, Bodenstedt, Hartmann, Roquette und vielen andern ebenfalls nicht die Rede ist, läßt sich nur daraus erklären, daß der Autor sich selbst mit den Schriften dieser Dichter nicht hinlänglich vertraut gemacht hat, um ein Urtheil über sie zu fällen. Von der ganzen dichterischen Bewegung der letzten zwanzig Jahre schweigt die Chronik. Zwar erfahren wir in der Vorrede, daß Schmidt von den wissenschaftlichen und poetischen Leistungen noch 1853 nur dasjenige hervorgehoben hat, was ihm als neu und charakteristisch für die moderne Bildung erschienen ist. Ihm sind aber dabei sehr wesentliche Kräfte und Leistungen entgangen, selbst wenn wir seinen Standpunkt festhalten, ganz abgesehen davon, daß die Bedeutung der Talente eine ästhetische, ihre Erfolge eine culturhistorische Würdigung verlangen auch da, wo sie nicht gerade irgendein neues Ferment in die Bewegung der Zeit geworfen haben. Worin aber die Bedeutung liegen soll, welche Burkhardt's „Cultur der Renaissance", Hermann Grimm's „Michel Angelo" und ähnliche Werke für die „moderne Bildung" haben, woher diese seitenlangen Excerpte aus kunsthistorischen Schriften kommen, und was der Excurs über die Entwickelung Polens und ähnliches, was sich an jene Excerpte anschließt, mit der Literaturgeschichte der Gegenwart zu thun

Digitized by Google

hat, das würde zu ergründen schwer sein, wenn wir uns nicht die ganze Genesis des Schmidt'schen Werks vergegenwärtigten, das in Bezug auf die neueste Epoche aus den „Grenzboten"-Artikeln herausgewachsen ist und diesen seinen journalistischen Ursprung von Haus aus nicht verleugnete, indem einzelne neuere Dichterwerke mit bandwurmartiger Länge besprochen, andere, oft bedeutendere todtgeschwiegen wurden, je nachdem der Recensent bereits von der Zeitschrift her die eingehende Bekanntschaft derselben gemacht hatte und längere fertige Artikel in sein Werk aufnehmen konnte, oder sich der beschwerlichen Verpflichtung unterziehen mußte, für dasselbe gleichsam neue Recensionen zu schreiben. Diesem Ursprung gemäß bestanden auch die Zuthaten der neuen Auflagen in den Anschwemmungen neuer Journalartikel, die in den „Preußischen Jahrbüchern" oder anderwärts bereits erschienen waren. So erklärt es sich leicht, was uns sonst in das höchste Erstaunen versetzen müßte, daß gänzlich indifferente Werke, die mehr der Fachwissenschaft als der Nationalliteratur angehören, zu einer befremdlichen Bedeutung aufgedonnert und mit einer unglaublichen Ausführlichkeit behandelt sind. Der Verfasser ist eben ein auf den Ertrag seiner Feder angewiesener Literat, der ökonomisch mit seinen Erzeugnissen zu Werke geht.

Der Uebergang von Schmidt's Literaturgeschichte zu den neuen Romanen ist ein durchaus ungezwungener, da unser Autor selbst in seinen letzten Kapiteln, welche die eigenthümliche Ueberschrift „Die Ritter vom Geiste" und „Soll und Haben" tragen, geistreich opalisirend in jungdeutscher Weise wesentlich von den neuen Romanen handelt, die, wie er behauptet, die besten Köpfe der Nation zu ihren Lesern haben.

Die Romanflut ist übrigens alljährlich im Steigen begriffen; die literarische Jahresrevue der „Blätter für literarische Unterhaltung" gibt einen annähernd vollständigen Ueberblick über diese Treibhausflora der Leihbibliotheken, deren sinnverwirrende Buntheit nicht nur die besten Köpfe deutscher Nation anzieht, sondern auch alle Blüten echter Poesie mehr und mehr zu ersticken droht.

Wenn die Literarhistoriker von Fach den Roman jetzt in den Vordergrund der neuen Literatur stellen und stets neue Formeln für denselben auffinden, indem er bald „das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen", bald, wie es in der neuesten Auflage der Schmidt'schen Literaturgeschichte heißt, „das Verhältniß der Stände zum Staat, das die Wissenschaft analytisch untersucht, durch die Anschauung feststellen" soll, so tritt die Frage über die ästhetische Bedeutung des Romans immer mehr als eine Lebensfrage unserer literarischen Entwickelung hervor. Eugène Pelletan sprach sich in einer französischen Kammerdebatte dahin aus, daß die Bühne längst ihren erziehenden Einfluß auf das Volk verloren habe, daß der Roman in den Vordergrund der poetischen Literatur getreten sei. Dieser Ansicht secundirt ein geistvoller deutscher Kritiker, Karl Frenzel, welcher den Hochmuth der deutschen Lyriker, mit dem sie von der Höhe des Parnasses auf die Romanschriftsteller herabsähen, wunderlich nennt und behauptet, daß bei den großen deutschen Culturvölkern, Franzosen, Engländern und Deutschen, die Bühne im Verfall sei und die sogenannte höhere Poesie sich auf akademische Preise und einen kleinen Kreis von Lesern beschränkt. Er findet den Grund davon, daß die höhere Poesie so gar keinen Einfluß auf die Massen ausübe, nicht etwa in ihrer Erhabenheit, sondern in der Unzulänglichkeit ihrer Formen, den Inhalt des modernen Lebens voll auszudrücken und wiederzuspiegeln. Die Aufgabe des tragischen und lyrischen Dichters sei es zunächst, den Zusammenhang zwischen Altem und Neuem aufrecht zu erhalten, er werde immer mehr oder weniger den Charakter des Epigonen an sich tragen, während der Romandichter aus dem Reichthum der Gegenwart und des modernen Geistes voll schöpfen könne. Der Fortschritt der modernen Romandichtung über die englischen Humoristen, Rousseau, Goethe, Jean Paul, selbst Walter Scott sei allen ersichtlich.

Digitized by Google

Sowenig wir die Thatsache leugnen wollen, daß der moderne Roman die Massen beherrscht, daß er seine volle Berechtigung hat und daß manches treffliche Werk in dieser Gattung erschienen ist, sowenig können wir den übrigen Ausführungen dieser begeisterten Advocaten der Romandichtung beistimmen. Selbst den Fortschritt über Jean Paul und Walter Scott hinaus müssen wir leugnen. Kein neuer Romandichter hat den ersten an Fülle des Geistes, den zweiten an musterhafter Beherrschung der Form und künstlerischer Architektonik übertroffen. Allerdings ist der Roman geeignet, die ganze Breite unsers modernen Culturlebens in sich aufzunehmen, aber er kann dies nur auf Kosten künstlerischer Geschlossenheit thun, indem auch meistens eine die Kunstschranken niederflutende Prosa mit in seine allseitig offene Form hereinbricht. Es liegt im Wesen des Romans, daß das Stoffartige in Bezug auf Inhalt und Wirkung bei ihm überwiegt. Hören wir, wie sich unser erster Aesthetiker, Vischer, über den Roman ausspricht; „Man hat den Roman ein verwildertes Epos, eine Zwittergattung genannt. Wir halten zunächst unsern an die Spitze gestellten Satz fest, daß er eine wahrere Erscheinung ist als alle Heldengedichte nach Homer, die der Kunstpoesie entsprossen sind; denn er will gar kein Epos sein, sondern stellt sich diesem als Product einer ganz andern Stilrichtung auf klar getrenntem Gipfel gegenüber. Aber dieser Gipfel ist viel niedriger als der, worauf das Epos seine Stelle hat. Warum? Weil der Stil, der das Recht des tiefern Griffes in die härtern Bedingungen und Züge der Wirklichkeit aus der vertiefsten Innerlichkeit der Weltanschauung schöpft, seine wahre Heimat in einer andern Dichtart haben muß, in derjenigen nämlich, welche die Welt als eine von innen aus, aus dem Willen bestimmte darstellt, also der dramatischen. Er ist kein Epos mehr und doch kein Drama, er mag in diesem Sinne eine Zwittergattung heißen; ein verwildertes Epos aber kann man ihn nicht nennen, denn er hat die Trümmer des Epos, aus denen er allerdings entstanden ist, in etwas specifisch anderes verwandelt. Dagegen drängen sich schwere Bedenken auf, wenn man seine Stellung ganz allgemein vom Standpunkte der reinen, selbständigen Kunstschönheit betrachtet; hier bricht über eine kaum merkliche Schwelle der Charakter des Zwitterhaften in anderer weiterer Bedeutung herein; der Roman hat zu viel Prosa des Lebens zugestanden, um einen sichern Halt für ihre Idealisirung zu haben, daher schwankt er so leicht nach zwei Extremen hin aus dem Gebiete des rein Aesthetischen weg; er wirkt sinnlich stoffartig, sei es in der gemeinen Bedeutung des Worts oder überhaupt im Sinne pathologischer Aufregung und sinkt zur breiten, leichten oder wilden Unterhaltungsliteratur herunter, oder er wirkt didaktisch, tendenziös, nimmt jeden Streit der moralischen, socialen, politischen, religiösen Theorien und Ideen unter dem unruhigen Standpunkt des Sollens auf und vergißt nun abermals, daß das wahrhaft Schöne zwecklos ist.“ Ueber den Schluß des Romans sagt Vischer weiterhin, daß es kein Schluß durch die That und ebendaher kein rechter Schluß sei. „Er hat die Stetigkeit des Prosaischen von vornherein anerkannt, muß wieder in sie münden und verläuft sich daher ohne festen Endpunkt. Ein Hauptmoment des Romanschlusses ist die Beruhigung der Liebe in der Ehe. Hier verhält es sich nicht anders. Die Ehe ist eigentlich mehr die Liebe, aber in ihrer Stetigkeit nicht darzustellen, in ihrer Erscheinung prosaisch und so läuft auch diese Seite der gewonnenen Idealität in zugestandene Prosa aus. Diesen Charakter, die Prosa nicht gründlich brechen zu können, gesteht nun der Roman auch dadurch zu, daß er in gebundener Sprache ganz undenkbar ist und mit bloßem entfernten Anklang des Rhythmischen sich begnügen muß. Allein die Sprachform wird auch zum rückwirkenden Motive, diesmal in schädlichem Sinne und steigert die Versuchung, die an sich schon in der Dichtart liegt, stoffartige Massen von Historischem, Gelehrtem aller Art, unverarbeiteter Weisheit, Tendenziösem, Erbaulichem u. s. w. in das geduldige Gefäß zu schütten.“

Digitized by Google

Die Analyse der bessern neuen Romane und die Prüfung der schlechtern wird ergeben, daß alle diese Behauptungen des feinsinnigen Aesthetikers wohlbegründet sind. Kein Roman wird den vollen Eindruck eines harmonischen Kunstwerks machen, seine Grenzen gegenüber der Prosa sind so unbestimmt und verwaschen, daß auch die begabtern und künstlerisch strebenden Autoren stets über dieselben hinausschweifen. Auch muß man nicht nur gegen die metrische Form, auch schon gegen den gehobenen Stil der Poesie sehr gleichgültig sein, wenn man ohne weiteres die Prosa des Romans hiermit in dieselbe Linie setzen will. Die specifischen Formen der Dichtkunst, Metrik und Reim, sind aber nichts Unwesentliches, wie schon die innere Nöthigung zeigt, die zu ihrer geschichtlichen Entwickelung führte; sie sind Träger und Schwingen dichterischer Inspiration; sie geben dem sprachlichen Ausdruck Höhe, Prägnanz, unsterbliche Dauer. Nach allen diesen Seiten hin kann der Roman nicht als das Epos der Gegenwart betrachtet werden. Wir sind der Ansicht, daß sich ein solches Epos, bereichert durch die Fülle modernen Lebens, wie der Roman sie enthält, unter der Hand sprach- und versbändigender Dichter, wie Rückert und Freiligrath, welche auch manche Ausdrücke unserer Culturprosa dichtfähig stempeln, allmählich aus dem Roman herausbilden wird, von dem es den modernen Geist unter allen Umständen in sich aufnehmen muß; denn jedes Epos ist todtgeboren, das versunkene Culturstandpunkte mit einer Breite behandelt, die seinem Wesen eigenthümlich, aber bei abgelegenen, interesselosen Stoffen geradezu unerträglich wird.

Am bedenklichsten sieht es noch immer mit dem historischen Roman aus, dessen Berechtigung jedenfalls am zweifelhaftesten ist. Es hat sich für denselben, trotz des maßgebenden Musters von Walter Scott, noch kein fester Kunststil gebildet, im Gegentheil geht eine Hauptrichtung dieses Romans auf die Auflösung aller Kunstform in einer breiten Memoirenprosa. Der historische Roman, der zu weit in das Alterthum zurückgeht, greift in vieler Hinsicht doch dem Epos in das Handwerk. Die Detailmalerei, die der Roman als ein Culturgemälde verlangt, bekommt einen allzu antiquarischen und archäologischen Beigeschmack, wenn sie mit großer Sorgfalt ausgeführt wird. Ueberhaupt kann es wol als Regel gelten, daß untergegangene Culturen für den Roman nur dann geeignet sind, wenn sich ein nationales und patriotisches Interesse an sie knüpft. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Kriegs im ersten Jahrhundert nach Christus, wie sie Friedrich von Uechtritz in seinem dreibändigen Roman „Eleazar" (Jena, Costenoble) dichtet, liegt doch zu weit ab von den Interessen der Gegenwart. Man wird uns wiederum entgegnen, das allgemein Menschliche sei zu allen Zeiten dasselbe gewesen; doch der Roman, der die ganze Prosa der äußern Existenz mit aufnimmt, beschäftigt sich nicht blos mit dieser innern Welt der Empfindung. Was Eleazar für die sanfte Salome fühlt, sein heroischer Aufschwung, mit dem er, gegen die römische Uebermacht kämpfend, in die Fußstapfen der Makkabäer tritt, Liebe und Heldenmuth, diese zu allen Zeiten gleich verständlichen Motive treten doch zurück gegen die breite Schilderung der Belagerung von Jerusalem und von Masada, und niemand wird wol den römischen Belagerungsmaschinen, den hölzernen Schutzthürmen, die Eleazar statt der Steinthürme erbaut hat, und diesem ganzen Detail damaliger Kriegführung, welches der Roman nicht nur die Pflicht, sondern das Recht hat, in sich aufzunehmen, ein anderes als archäologisches Interesse zusprechen. Daß Uechtritz auch das Pathos jener Zeit beherrscht, hat er in seinem Drama „Die Babylonier in Jerusalem" bewiesen; auch ist die dramatische Form geeigneter für den Ausdruck desselben als die epische, welche mehr die Breite der äußern Welt darstellt. In dem Stil des Romans herrscht eine gewisse plastische Energie, die oft bis zur Härte und Herbheit geht; er zeigt einen grandiosen Faltenwurf, zu groß-

Digitized by Google

artig für die Ansprüche des Romans, der uns etwas zutraulicher machen soll und dem wir es sogar nicht übel nehmen, wenn er uns bisweilen als der Kammerdiener seines Helden in die Toilettengeheimnisse desselben einweiht.

Der neue Roman von Karl Gutzkow: „Hohenschwangau" (Leipzig, F. A. Brockhaus), von dem bisher vier Bände vorliegen, spielt in einem Zeitalter, welches dem unserigen geistesverwandt ist, in dem der Reformation, einem Zeitalter innerer Kämpfe und Parteiungen, die damals auf religiösem Boden wie jetzt auf politischem Gebiete die Gemüther entzweiten; er spielt auf deutschem Boden, an den unsere heimatlichen Gefühle uns fesseln, sodaß die Wahl des Stoffs nach zwei Seiten hin volle Berechtigung hat. Der Roman ist bisjetzt noch unvollendet, sodaß wir ein kritisch eingehendes Urtheil über denselben vertagen müssen. Jedenfalls ist er aus den umfassendsten Detailstudien herausgewachsen und die Handlung, deren Fäden nach Italien und Ungarn hinüberreichen und deren Mittelpunkt die Grumbach'schen Händel bilden, bewegt sich in dem breitesten Rahmen des Reformationszeitalters. Einzelne Genrebilder sind, ohne in altfränkische Manierirtheit zu verfallen, von einem treuherzig-naiven Hauch durchweht und in den Details von einer blank gescheuerten Sauberkeit der Ausführung. Inwieweit es dem Dichter gelingen wird, die nach weiten Perspectiven hin verlaufende Handlung doch zu einem allseitig zusammenfassenden Ende zu führen, muß der Schluß des Romans zeigen. Hin und wieder vermissen wir bei dem dichten Gedränge der Personen und Ereignisse in seinen Räumen eine praktisch angebrachte Ventilation.

In einer noch näher liegenden Zeitepoche spielt der Roman von Karl Frenzel: „Freier Boden" (Hannover, Rümpler), in der Zeit, in welcher deutsche Reichsfürsten ihre Unterthanen nach Amerika verhandelten, während dort der glorreiche Unabhängigkeitskrieg jenseit des Oceans die Grundlagen zu dem größten Freistaat der Erde legte. Der Gegensatz zwischen der Sklaverei fürstlichen Dienstes, wie sie sich unter kleinen tyrannischen Souveränetäten ausgebildet hatte, und dem großartigen Aufschwung einer sich zur Freiheit vom Mutterlande emancipirenden Colonie bildet die Achse der Handlung. Der Held des Romans ist ein hessischer Hauptmann von Loßberg, dessen Liebe zur schönen Gräfin Charlotte, der interessantesten Frauengestalt des Romans, seinem Landes- und Soldherrn ein Dorn im Auge ist. Er soll in Dienstsachen nach Amerika verschickt werden, um dort hessische Landeskinder gegen die Aufständischen zu führen; doch der Zufall will es anders; in ein Duell mit dem Anschein nach tödlichem Ausgange verwickelt, flüchtet er zwar über das Meer, schließt sich aber dort den Truppen Washington's an, dessen Gestalt von nun an, alle andern überragend, in den Vordergrund tritt. Sein Verzicht auf die Alleinherrschaft, zu der das Heer ihn zu drängen sucht, gibt dem Ganzen einen großartigen Abschluß. Die Liebe des Hauptmanns Loßberg zu der begeisterten Republikanerin Marie nimmt, gegenüber dem großartigen Gange der Weltereignisse, nur ein verblaßtes Interesse in Anspruch; auch Virginie, die den Helden der Freiheit mit einer für ihn ehrgeizigen Leidenschaft liebt, in so glücklichen Contrast das hochstrebende Weib auch zu der blauäugigen Marie gestellt ist, kann nicht die Theilnahme erwecken, welche wir der interessanten Gräfin Charlotte widmen, weil diese im ersten Bande im Mittelpunkte der Handlung steht, während jene Frauen durch die Wucht der historischen Persönlichkeiten und Begebenheiten in die Peripherie gedrängt werden. Ueberhaupt ist der erste Band der am meisten anziehende; es pulsirt in demselben das volle und frische Lebensblut einer Romandichtung; eine Begegnung, ein Abenteuer drängt das andere; Soldatenleben, Hofleben, Künstlerleben lösen sich ab in theilweise glänzenden Bildern; geheimnißvolle Vorgänge der Vergangenheit halten die Spannung wach, die gleichzeitig dem Verlauf und der Lösung der sich vor unsern Augen bildenden Verwickelungen zugewendet ist. Es ist dem Autor nicht gelungen, in den beiden letzten Bänden dieselbe

Digitized by Google

Spannung zu erregen und festzuhalten. Die Handlung gewinnt hier größere Weite und Breite; einzelne bedeutsame Haupt- und Staatsactionen sind würdig und stilvoll dargestellt; doch der Kette der Begebenheiten fehlt der hindurchschlagende zündende Funken. Dagegen ist die Darstellung in dem ganzen Roman von gleichmäßiger künstlerischer Haltung, von einer Vornehmheit, die nirgends in Manier verfällt, sich aber von dem burschikosen Ton und der haltlosen Geschwätzigkeit unserer historischen Volksromane durchaus zu ihren Gunsten unterscheidet.

Man vergleiche nur diesen Roman Frenzel's mit Emil Brachvogel's „Hamlet" (Breslau, Trewendt), um die Vorzüge künstlerischer Darstellung nach Gebühr schätzen zu lernen, denn in diesem „Hamlet" herrscht ein echter Naturalismus, der mit seinen Schlingpflanzen fortwährend die Blüten phantasievoller Begabung und einer in den Anläufen dramatischer Situationsmalerei nicht unglücklichen Energie erstickt. Der Roman gewährt ein Bild vollkommener Stillosigkeit. Bald gerathen wir in eine Rhetorik, welche in „unausgegorenen Jamben" nach einer Art von metrischer Stütze für ihre hin- und herrankenden Phrasen sucht; bald wird uns ein Gedankenbrei aufgetischt, der wie in Prosa aufgelöste Sonette und Verse Shakspeare's gemahnt. Der Grundgedanke des Romans, daß „Essex" das Vorbild von „Hamlet" sei, mag als flüchtiger Einfall eines Shakspearekenners sein gutes Recht haben; mit so mühseliger Breite ausgeführt und bis in alle seine Consequenzen verfolgt, erscheint er gesucht und schief. Einzelne Scenen, wie diejenige, wo Hamlet-Essex im Schlosse zu Greenwich traumwachend seines Vaters Geist verfolgt, sind phantasievoll beleuchtet und lassen eine Parallele wirksam hervortreten, die wie mit phosphoreszirenden Linien im Dunkeln gezogen ist. Die spätere Wahnsinnsscene des Helden, die uns an Hamlet erinnern soll, bietet aber wieder nur eine forcirte Aehnlichkeit. Shakspeare selbst ist in dem Roman vielfach sichtbar, doch immer nur als eine Art von Medium mit dem Bleistift in der Hand, dem die Geister seiner Helden erscheinen und psychographische Mittheilungen machen. Nicht blos Hamlet, auch Lady Macbeth, Falstaff, Romeo und Julie treten als urbildliche Modelle auf, der Roman erscheint als ein Atelier mit lauter Studienköpfen für den strebsamen Dramatiker, der nur zuzugreifen braucht. Wir glauben indeß, daß ein Dichter wie Shakspeare nicht wie viele unserer Realisten das Leben abgeschrieben hat; er mag hier und dort einen Zug benutzt haben, den ihm eigenes Erlebniß oder gleichzeitiges Geschehen an die Hand gab, doch die schöpferischen Urbilder der Gestalten trägt der Genius in sich selbst und er verwirklicht sie in seinen Werken mit derselben innern Nöthigung, mit der sie der Weltgeist ins Leben ruft. Im ganzen verläuft der Brachvogel'sche Roman vielfach in eine Geschichtschronik der Regierung der Elisabeth, in welcher sogar pflichtgetreu die Vorgänge mit Maria Stuart nachgeholt werden und die nur gegen den Schluß hin wieder an dramatischem Interesse gewinnt.

Die romantische Geschichtschronik ist überhaupt die beliebteste Form des neuen historischen Romans, welchen nach dem Vorgange Walter Scott's nur wenige Schriftsteller mit künstlerischen Intentionen pflegen. Die Ereignisse werden aus der Weltgeschichte, aus Memoiren, aus den Zeitungen in ihrer Folge herausgegriffen und nur mit einigen Arabesken der Phantasie ausgestattet. Die Selbstthätigkeit der Schriftsteller besteht in einer Auswattirung nach innen und einer Verbrämung nach außen. In dieser Methode, welche für die mehr ausschmückende als schaffende Phantasie der Romanautoren ebenso bequem ist wie für die empfangende ihrer Leser, hat Luise Mühlbach ihre großen Romanepopöen geschrieben, welche als echte cyklische Dichtungen der Neuzeit die berühmten Könige und Kaiser biographisch vom Ei der Leda bis an ihre offene Gruft führen. Neuerdings hat die productive Autorin, deren ursprüngliche Gestaltungskraft und Phantasiefrische wir nicht unterschätzen, zwei neue Romancyklen: „Marie Antoinette und ihre

Digitized by Google

Söhne" und „Deutschlands Sturm und Drang" (Berlin, Otto Janke), veröffentlicht, welche die bekannte Physiognomie der frühern Werke nirgends verleugnen. Am liebsten wählt sich diese Geschichtschronik mit romantischem Aufputz Stoffe aus der allerjüngsten Zeit, sodaß sich oft die Druckerschwärze der frischen Zeitungen in ihr abklatscht. Hierin ist John Retcliffe mit tonangebendem Beispiel vorangegangen, seine in allen Kreisen, namentlich den sogenannten gebildeten und vornehmen, weit verbreiteten Lieferungsromane bewegen sich in einer pikanten Atmosphäre, in welcher das prickelnde Interesse der Zeitungslektüre mit dem pikanten Reiz der Salonanekdote und wollüstiger Bildermalerei zu den gröbsten stoffartigen Wirkungen verschmilzt. Die literarische Kritik ist im ganzen zu vornehm, sich um diese, von allen künstlerischen Regeln absehenden Productionen zu bekümmern, doch darf sie deren culturgeschichtliche Bedeutung nicht unterschätzen. Dasselbe Publikum des ersten Ranges, welches widerwillig und gelangweilt eine Shakspeare'sche oder Schiller'sche Tragödie mit anhört, wenn es durch irgendwelche Rücksichten verurtheilt wird, das Theater zu besuchen, entschädigt sich für die classische Marter durch die Kapitel John Retcliffe's, welche die Phantasiethätigkeit in einer weit kräftigern Weise zu erregen wissen. So kommt es, daß die Firma Retcliffe sich in der Lage befindet wie große und glückliche Fabrikanten, etwa wie die Erfinder des Hoff'schen Malzextracts, welche vor der Nachahmung ihrer Etikette warnen müssen. Neben dem echten John Retcliffe finden sich unechte ein, welche ebenfalls ein höchst kostbares Eau de mille fleurs aus dem Inhalt der Kloaken zu bereiten oder mindestens sehr geschickt Zeitungsberichte mit romantischen Arabesken, unter denen die Zier indischer Pagoden, der Lingam, nicht fehlt, zu verbrämen wissen. Die Form des Lieferungsromans sichert derartigen Productionen eine große Verbreitung.

In dem ersten Artikel: „Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling" (S. 17 dieses Bandes), ist von dem Verfasser gesagt worden, man sei zu glauben geneigt gewesen, daß auch „das zwei- bis dreifache Ministersalär, das Graf Belcredi sich zuerkannt, bei der Zähigkeit, mit der er sein Portefeuille festhielt, eine bedeutsame Rolle gespielt habe". Nicht entkräftet seien solche Anschauungen dadurch worden, „daß der Minister sich noch bei seiner Entlassung die Auszahlung von 10000 Fl. als Uebersiedelungskosten aus dem Ministerium erwirkt habe".

In Bezug auf diese Punkte geht uns ein Schreiben des Hrn. Grafen Belcredi zu, mit einer thatsächlichen Berichtigung, die wir mit den eigenen Worten desselben mittheilen:

Ich habe keinen andern Gehalt als den des Staatsministers bezogen und habe mir jene 10000 Fl. nicht zu erwirken gewußt. Auf Befehl des Kaisers hatte ich bei meinem Eintritt ins Ministerium nebst dem Amte des Staatsministers auch die Functionen des Ministerpräsidiums, des Verwaltungs- und des Polizeiministers zu übernehmen, und es wurde mir gleichzeitig ein Theil der mit den letztern Functionen — neben dem Gehalte — verbundenen Functionsgebühren zugewiesen, so zwar, daß allein durch diese Verfügung dem Staatsschatz eine Ersparniß an Gehalten und Functionsgebühren von jährlich 32000 Fl. erwuchs, woran sich unmittelbar, durch Auflösung des Hülfsapparats des frühern Ministerpräsidiums, Reducirung des Status höherer Beamten in den genannten Ministerien u. s. w., weitere namhafte Ersparnisse anschlossen.

Statthalter und Minister erhalten unter dem Titel eines Uebersiedelungs- und Einrichtungsbeitrags eine Summe von 4—6000 Fl.

Ich habe bei meinem Eintritt ins Ministerium keinen solchen Beitrag erhoben, und auch bei meinem Austritt die Auszahlung desselben in keiner Weise angeregt. Mehrere Wochen nach meinem Austritt erhielt ich vom Finanzministerium die Verständigung, daß unter jenem Titel für mich ein Betrag von 6000 Fl. zur Erfolgung bereit liege, der mir denn auch erfolgt wurde.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY
Library.
Of California.

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage.

Zweiter Artikel.

Gestaltung der Verhältnisse bis zum Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland.

1) Rückwirkung der Ereignisse in Italien auf das übrige Europa, insbesondere auf Deutschland. Die Initiative der „Gothaischen Partei". Der Nationalverein und die deutschen Regierungen. Die kurhessischen Angelegenheiten. Graf Borries. Napoleon's Verhalten gegenüber der deutschen Bewegung. Seine Bewerbungen um das linke Rheinufer. Die Fürstenversammlung in Baden. Das Zurücktreten der chauvinistischen Regungen in Frankreich. Erweiterung der Rechte der Legislativen. Gegenseitige Annäherung Preußens, Oesterreichs und Rußlands. Monarchenzusammenkunft in Warschau. Wandlung der Dinge in Preußen. Graf Bismarck und die äußere Politik.

Außerhalb Italiens war dem von Napoleon proclamirten Nationalitätsprincip von vornherein mit großem Mistrauen begegnet worden. Die öffentliche Meinung erkannte darin kaum etwas anderes als eine Maske französischer Machterweiterungspolitik. Erst nachdem sich die einmal in den Vordergrund gestellte Theorie plötzlich stärker erwiesen hatte als selbst ihr kaiserlicher Apostel, begann sich eine Rückwirkung auf das übrige Europa kundzugeben. In Ungarn, Polen, Griechenland wurden die Geister mächtig von derselben ergriffen; gewaltsame Ausbrüche traten indeß erst nach langer Gärung zu Tage. Auch auf Deutschland verfehlte das, was auf der italienischen Halbinsel in Scene ging, nicht, einen bedeutenden Eindruck zu machen; dem besonnenen Geist der Nation blieb aber der Gedanke an eine Nachahmung des dort gegebenen Beispiels fern. An Gründen dazu fehlte es nicht. Ganz abgesehen davon, daß der revolutionäre Gang der Dinge das Gewissen zahlreicher Katholiken und das trotz allen Einigungsdranges tief im Volke wurzelnde Legitimitätsgefühl vielfach verletzt hatte, waren auch die nach der Improvisirung des nationalen Staats in Italien hervortretenden Erscheinungen keineswegs dazu angethan, zu Bewunderung und Nacheiferung fortzureißen. Die administrative Ordnung des Landes war gelöst, der Finanzstand kläglich, der Credit auf das österreichische Niveau gesunken. Die Armee war durch die Einfügung der heterogensten, namentlich der revolutionären Elemente für einen großen Krieg auf lange Zeit unbrauchbar gemacht. Im Süden der Halbinsel trieb das mit den klerikalen und legitimistischen Elementen alliirte Brigantenthum sein contrarevolutionäres Wesen, allerwärts aber und in allen Sphären des Staatslebens raubte die Eifersucht der Annectirten gegen die Piemontesen dem Einigungswerke seinen Zauber. Italiens großer Minister war allzu früh vom irdischen Schauplatz abberufen worden, um angesichts der überaus schwierigen Verhältnisse eine wirklich staatenbildende Kraft offenbaren zu können; in keinem seiner Nachfolger war eine solche in ausreichendem Maße zu entdecken. Unter solchen

Digitized by Google

Verhältnissen war vorauszusehen, daß Italien noch auf lange Zeit ein Vasallenstaat Napoleon's bleiben werde. Gleichzeitig seine innere Festigung zu vollziehen und seine Selbständigkeit nach außen zu wahren, war es außer Stande.

Die Rückwirkung der Ereignisse in Italien auf Deutschland war mehr eine mittelbare als eine unmittelbare. Die Augen der Nation waren mehr auf Napoleon als auf Italien selbst gerichtet. Während die Mehrzahl der Italiener die Initiative des französischen Kaisers freudig begrüßt hatte, wurde in Deutschland der nationale Einigungsdrang von dem Gedanken überwogen, jede Einmischung eines dritten in die eigenen Angelegenheiten, erscheine er als Freund oder Feind, mit aller Kraft und Entschiedenheit abzuwehren.

Als die Nachricht von den Abmachungen von Villafranca den nationalen Geist plötzlich wieder mächtig aufrüttelte, war die politische Situation durchaus dazu angethan, der alten „Gothaischen Partei", welche den deutschen Bundesstaat unter Ausschließung Oesterreichs anstrebte, große Chancen zu bieten. Preußen, das für diesen Bundesstaat nothwendig den Krystallisationskern bilden mußte, hatte eben durch seine drohende Stellung am Rhein den fränkischen Imperator gezwungen, sein Wort „Frei bis zur Adria" uneingelöst preiszugeben. Es hatte sich dadurch, wenn auch bei weitem nicht zur vollständigen Zufriedenheit der öffentlichen Meinung Deutschlands, wieder in die Reihe der Großmächte eingeführt. Der Bundestag war bei den Verhandlungen über das Oberfeldherrnamt und die kriegerische Mitwirkung der kleinern deutschen Staaten wieder so schlagend hervorgetreten, daß die Unhaltbarkeit der seitherigen Zustände allerwärts fühlbar wurde. Oesterreichs ganzes Verhalten, sowol am Bunde wie Frankreich gegenüber, hatte erwiesen, daß ein einiges Zusammengehen beider Großmächte nie zu ermöglichen sein werde. Daß es Frieden schloß, im Moment, da ihm Preußen beispringen wollte, hatte das Nationalgefühl tief verletzt. Zu alledem trat die praktische Erwägung, daß Oesterreich im italienischen Kriege abermals den Beweis geliefert hatte, wie wenig Deutschland auf dessen Kriegsmacht zählen dürfe. Unter den zur Zeit obwaltenden Verhältnissen ließ sich kaum eine politische Verwickelung denken, bei der die Behauptung der außerdeutschen Besitzungen Oesterreichs nicht dessen ganzes Heer in Anspruch genommen hätte. Endlich fiel es bei dem Rheingelüste der Franzosen schwer in die Wagschale, daß Deutschland gerade in Preußen zumeist bedroht war.

Am 17. Juli 1859 berief der hannoverische Landtagsabgeordnete von Bennigsen die alten „Gothaer" zu einer Versammlung nach Eisenach, was zur Bildung der sogenannten „kleindeutschen Partei" und wenige Wochen darauf zur Stiftung des „Nationalvereins" führte. Diesem Verein trat das zur Zeit liberale preußische Ministerium in freundlicher Weise gegenüber. Außer Preußen aber waren es nur wenige kleine Staaten, die dem Verein wohlwollten, unter diesen besonders Koburg-Gotha, dessen Herzog sich sogar persönlich für denselben engagirte. Die Regierungen der übrigen deutschen Staaten traten an Oesterreichs Seite in entschiedenster Weise gegen den Verein in die Schranken. Als noch vor erfolgter Constituirung desselben auf einer der vorbereitenden Versammlungen die Erklärung abgegeben wurde, Deutschland sei durch den Friedensschluß zwischen Oesterreich und Frankreich gefährdet, diese Gefahr aber sei nur abzuwenden durch Herstellung festerer Einigung mittels Schöpfung einer an Preußen zu übertragenden Centralgewalt und Berufung eines deutschen Parlaments, hielt es der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Rechberg, sogar für angethan, auf diplomatischem Wege Protest zu erheben. Er richtete, was jedenfalls sehr charakteristisch ist, zu diesem Zwecke eine Note an das sächsische Cabinet, in der insbesondere das Misfallen der kaiserlichen Regierung über die Stellung ausgesprochen wurde, welche der Herzog von Koburg-Gotha zu den deutschen Reformbestrebungen einnahm. Auch den Cabineten von Berlin und Koburg ward die

Digitized by Google

Note mitgetheilt, beide aber wahrten ihren Standpunkt, wenn auch unter Beobachtung aller Courtoisie gegen Oesterreich.

Die Angelegenheiten des Nationalvereins hielten namentlich die Dynasten der deutschen Mittelstaaten in Spannung, deren persönliches Interesse jedem Programm widerstrebte, welches ihre Vollsouveränetät mit einer Unterordnung unter Preußen bedrohte. Die daraus entstandene leidenschaftliche Parteinahme der Cabinete für Oesterreich wirkte wesentlich zurück auf eine andere Angelegenheit, welche jetzt neben der vom Nationalverein angeregten und eifrig gepflegten deutschen Reformbewegung auf mehrere Jahre in den Vordergrund der innern Geschichte Deutschlands trat. Es war dies der Verfassungsstreit in Kurhessen. Im Jahre 1852 war die diesem Lande 1831 gegebene Verfassung durch Bundesbeschluß und ohne Zustimmung der Stände aufgehoben und dagegen eine neue Constitution vom Kurfürsten octroyirt worden. Die ganze Bevölkerung trat mit Entschiedenheit für die alte Verfassung ein. Preußen verlieh ihr dabei seinen moralischen Schutz. Oesterreich dagegen stand auf der Seite des Bundes und des Kurfürsten, was die Mehrzahl der deutschen Mittelstaaten veranlaßte, dieselbe Partei zu ergreifen. Im Spätherbst 1859 traten die Vertreter jener Mittelstaaten zu einer jener übel berufenen Conferenzen in Würzburg zusammen, in der sie sich nicht nur für die österreichische Anschauung in jener Frage erklärten, sondern sich auch über eine Reihe von Anträgen verständigten, welche in Frankfurt zu dem Zwecke gestellt werden sollten, die von Preußen begünstigten Reformbestrebungen des Nationalvereins zu Fall zu bringen.

Infolge dieser Vorgänge bot Deutschland während des dem italienischen Kriege folgenden Jahres ein Bild trauriger Zerfahrenheit. Die Fackel eines einheitlichen Nationalgefühls, welche der Nationalverein angezündet hatte, wurde durch entgegengesetzte Windströmungen vielfach verdunkelt. Der namentlich die Bevölkerungen Süddeutschlands tief durchdringende Stammesparticularismus, die radicale Demokratie und der fest an Oesterreich haltende Ultramontanismus traten den Bestrebungen der kleindeutschen Partei ebenso entgegen wie die Mehrzahl der Cabinete. Für den Kampf, welchen die Cabinete gegen den Verein aufnahmen, hatte dieser indeß allen Grund dankbar zu sein, denn ohne denselben wäre seine Bedeutung eine bei weitem geringere gewesen. Ganz besonders gebührte dieser Dank des Vereins der Regierung von Hannover, die sich nicht nur in den maßlosesten Chicanen gegen seine Mitglieder erging, sondern auch in öffentlichen Acten dem dynastischen Particularismus in einer dem deutschen Nationalgefühl so maßlos hohnsprechenden Weise Ausdruck gab, daß eine Reaction nicht ausbleiben konnte. Am 1. Mai 1860 erklärte der hannoverische Minister von Borries in der Zweiten Kammer, der Nationalverein beabsichtige die Herstellung einer preußischen Centralgewalt, eine solche aber bedinge die Mediatisirung der deutschen Fürsten. Solange noch ein Recht heilig sei, solle es dazu nicht kommen. Alle deutschen Staaten hätten die Pflicht, solchen Tendenzen entgegenzutreten und sich zu diesem Zwecke nicht nur untereinander, sondern auch nöthigenfalls mit den auswärtigen Mächten zu verbinden. Letztere, meinte der Minister, würden die Gelegenheit gern ergreifen, sich in die deutschen Angelegenheiten einzumischen.

Wenige Tage darauf beantwortete der Ausschuß des Nationalvereins diese Kundgebung von Heidelberg aus durch folgende, mit großer Sympathie aufgenommene Erklärung:

> „Diejenige deutsche Regierung, welche ihre Pflicht so schmachvoll vergessen würde, daß sie bei auswärtigen Mächten einen Rückhalt suchte in Fragen der nationalen Entwickelung, bei feindlichen Mächten Hülfe suchte oder annähme zur Abwehr der Opfer, welche zu kraftvoller Bekämpfung dieser Feinde von ihr gefordert werden — eine solche Regierung würde dem öffentlichen Urtheil und dem Schicksal verfallen, das Verräthern gebührt."

Digitized by Google

Am gleichen Tage erhob der König von Hannover den Hrn. von Borries in den Grafenstand.

Momente gleich tiefgreifender Wirkung hat der Nationalverein nicht viele aufzuweisen; es läßt sich sogar behaupten, daß er um jene Zeit auf der Höhe seiner Bedeutung stand. Die preußische Regierung erkaltete in ihrer Theilnahme für die Bestrebungen des Vereins viel rascher als seine Gegner in dessen Bekämpfung. Die Sonne des Ministeriums der „neuen Aera", das durch sein Programm „der moralischen Eroberungen in Deutschland" den eigentlichen Boden für die Arbeit des Vereins geschaffen hatte, begann sich kurze Zeit darauf zu neigen. Die schon 1861 beginnenden Differenzen mit der Volksvertretung wegen der Heeresreorganisationsfrage entfremdeten es der bis dahin eingehaltenen Richtung. Der Nationalverein selbst aber beging gleichzeitig den Fehler, das Hauptziel seiner Bestrebungen, das deutsche Einigungswerk, mehr und mehr aus den Augen zu verlieren oder doch in zweite Linie zu stellen und sich von secundären Dingen, wie es die preußische Militär- und Budgetfrage und der Erbfolgestreit in Schleswig-Holstein für ihn doch immer nur waren, fortreißen zu lassen. Agitationen solcher Art müssen sich auf bestimmte Ziele concentriren und an denselben mit doppelter Energie festhalten, wenn sich die äußern Conjecturen ungünstig erweisen. Das hat der Nationalverein verkannt; er gab der allgemeinen Tagesströmung nach und grub damit sein Grab.

Es wurde bereits erwähnt, daß während des Jahres 1860 der Chauvinismus in Frankreich in vollster Blüte stand. Napoleon hatte denselben selbst geschürt, theils um sein Stehenbleiben an Mincio zu maskiren, theils um die Opposition niederzuhalten, welche das ultramontane Element nach dem Erscheinen der Broschüre „Le pape et le congrès" gegen ihn erhob, theils um die Annexion von Savoyen und Nizza zu verherrlichen. Der Kaiser selbst blieb von dem Verlangen nach weitern Gebietserwerbungen nicht frei. Es mag dahingestellt bleiben, ob ihn persönlicher Ehrgeiz dazu getrieben hat, oder ob er nur jenem Drange der öffentlichen Meinung nachgab, dessen Wirkungen sich Imperatoren seines Schlags am wenigsten zu entziehen vermögen. Jene Periode ist übrigens unbedingt diejenige in der monarchischen Laufbahn des Kaisers, in welcher der Glaube an seinen persönlichen Ehrgeiz die meiste Berechtigung hat. Dennoch traten Deutschland gegenüber keine kriegerischen Plane ans Licht, was wesentlich mit dazu beitrug, daß sich England durch den hohen Rüstungsstand Frankreichs für bedroht erachtete. „Schwere Stürme stehen am Horizont", sagte Lord Palmerston am 23. Juli im britischen Parlament; „die nächste Gefahr droht uns durch unsern nächsten Nachbar, den Kaiser der Franzosen. ... Niemand kann behaupten, daß seine ungeheure Kriegsmacht für die Vertheidigung Frankreichs nothwendig ist, und England handelt nicht unrecht, wenn es sich gegen eine plötzliche Invasion waffnet."

Daß Napoleon trotz des französischen Geschreis nach dem linken Rheinufer Deutschland gegenüber nicht den mindesten Hader suchte und absolut nichts that, einen casus belli vorzubereiten, um mit Preußen die Rechnung von Waterloo auszugleichen, hat zum Theil seinen Grund in der von ganz Frankreich getheilten Ueberschätzung der durch den Nationalverein wach gerufenen Bewegung. Selbst bis zum Ausbruch des deutschen Kriegs von 1866 spricht sich diese Ueberschätzung in der französischen Presse vielfach aus. Vielleicht irrthümlich den Maßstab fremder, namentlich italienischer Verhältnisse an die deutschen anlegend, glaubte der Kaiser, daß bei einem kriegerischen Contact mit Frankreich die Völker ihre Regierungen zwingen würden, sich dem nationalen Einheitsdrange zu fügen. Im Falle des Widerstrebens der letztern fürchtete er revolutionäre Erhebungen. Nichts aber wäre Napoleon unwillkommener gewesen als eine nationale Revolution in Deutschland. Die Befürchtung einer solchen hat nicht nur 1860, sondern auch 1866 einen bedeutsamen Einfluß auf seine politische Haltung geübt. Ohne vollständige Ver-

Digitized by Google

leugnung der von ihm selbst proclamirten Principien, vor allem des nationalen Selbstbestimmungsrechts, auf dem seine Krone ruhte, wäre es ihm nicht wohl möglich gewesen, einer deutschen Revolution und der Gestaltung eines mächtigen Einheitsstaats Gewalt entgegenzusetzen. Vom Standpunkt der traditionellen großen Politik Frankreichs, die keinen mächtigen Nachbar an den Grenzen dulden will, mußte Napoleon eine starke Einigung Deutschlands schon an und für sich zu vermeiden suchen, vornehmlich eine solche im Wege der Revolution. In welcher Form das einheitliche Deutschland auch entstanden wäre, sei es als ein vergrößertes und dann selbstredend auf einer hochliberalen Verfassung beruhendes Preußen, sei es als Föderativrepublik, immer würde es ein contrastirendes Seitenstück zum absoluten Imperialismus Frankreichs gebildet haben. Sowol während seines revolutionären Entstehungsprocesses als in seiner spätern definitiven Gestalt wäre es diesem gefährlich gewesen.

Noch ein zweiter, nicht minder großer und weit schärfer ans Licht tretender Irrthum über deutsche Verhältnisse hat sich in dem Verhalten des Kaisers während des Jahres 1860 kundgegeben. Wirkte der erste Irrthum, die Ueberschätzung des nationalen Einheitsdranges, negativ, ließ er ihn die Bahnen einer kriegerischen Politik vermeiden, deren Chancen nach dem, was sich später vom Bundeskriegswesen enthüllt hat, keineswegs gering gewesen wären*), so führte ihn der zweite thatsächlich in gänzlich falsche Bahnen. Dieser zweite Irrthum bestand in einer gänzlichen Verkennung oder doch einer großen Unterschätzung der nationalen Tendenzen der preußischen Regierung. Napoleon glaubte, Wilhelm I. werde sich herbeilassen, in eine Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich zu willigen, wenn ihm dieses dagegen zu einer belangreichen Vergrößerung Preußens im Herzen Deutschlands verhelfen würde. Ohne Schwertstreich, ausschließlich durch Geltendmachung seines politischen Machtübergewichts in Europa, hoffte Napoleon Frankreich in dieser Weise eine Gebietserweiterung verschaffen zu können, gegen welche die von

*) Man zweifle angesichts dieses Ausspruchs nicht an unserm Patriotismus. In dem Augenblicke, in dem Napoleon am Rhein losgeschlagen hätte, wäre Oesterreich wegen Venetiens wieder in Italien engagirt gewesen. Erschöpft, wie es war, hätte es für Deutschland keinen Mann zu stellen vermocht. An seinem energischen Willen, für das Verbleiben des linken Rheinufers bei Preußen einzutreten, ist nach der Stimmung, die seit dem Tage von Villafranca in Wien herrschte, überdies sehr zu zweifeln. In einem Theile der österreichischen Presse wurde zur Zeit sogar ausgesprochen, der Verlust der Rheinprovinz würde die gerechte Strafe dafür sein, daß Preußen es Frankreich gestattet habe, Oesterreich die Lombardei zu entreißen. Frankreich würde es also zweifellos nur mit Preußen und den deutschen Particularstaaten zu thun gehabt haben. Was die letztern geleistet haben würden, darüber gestattet der Krieg von 1866 durchaus motivirte Rückschlüsse. In letztgedachtem Jahre waren die kleinen deutschen Armeen zahlreicher und besser als 1860, der Oberbefehl war, da der Dualismus beseitigt war, einheitlich, tausend andere Streitfragen kamen, da man sich Oesterreich willig unterordnete, in Wegfall. Es stand eine Frist zu den Rüstungen zur Verfügung, wie sie Frankreich 1860 voraussichtlich nicht gestattet haben würde. Der Haß gegen den Feind war ein so fanatischer, daß die nationale Begeisterung von 1860 in dieser Beziehung nichts Größeres zu schaffen vermocht hätte. Was aber haben diese Staaten 1866 geleistet und was würden sie erst 1860 gegen Frankreich geleistet haben? Frankreich hätte in der That nur an Preußen und einigen norddeutschen Staaten einen respectabeln Feind gehabt. Preußens Armeeorganisation aber wurde damals erst in Angriff genommen; es hatte 150000 Mann Linientruppen weniger als 1866 und kaum ein Landwehrregiment mehr. Seine damals schon vorhandene Ueberlegenheit in der Bewaffnung der Infanterie wurde dadurch wenigstens theilweise paralysirt, daß es dem gezogenen Geschütz der Franzosen, das in Italien so große Wirkung gethan, kein gleiches entgegenzusetzen hatte. Gott verläßt keinen Deutschen — das hat er bewiesen, indem er Napoleon damals mit Blindheit schlug und eine Katastrophe an uns vorübergehen ließ, die wir zwar schließlich zweifellos siegreich bestanden hätten, deren anfängliche Entwickelung unser Vaterland aber vielleicht auf Jahre hinaus maßlosem Unglück preisgegeben hätte. Erst Preußens Siege von 1866 haben Deutschland von diesen Gefahren erlöst.

Digitized by Google

Nizza und Savoyen tief in den Schatten getreten wäre. Zweifellos hätte er damit den kühnsten Wünschen der Nation in einer Weise Genugthuung gegeben, daß von fernern Gefahren für seinen Thron nie wieder hätte die Rede sein können. Im Glauben an die Möglichkeit eines solchen Erfolgs hatte er jene chauvinistische Erregung, deren bereits mehrfach gedacht wurde, geschürt und genährt. Dieselbe sollte den Dienst eines Pressionsmittels bei den Verhandlungen thun, die er zu diesem Zweck wirklich eingeleitet hat.

Erst wenn die heutige Generation dahingegangen sein wird, wenn die nachfolgende über die Memoirenliteratur der Fürsten und Diplomaten unserer Zeit gebietet, wenn sich die geheimsten Actenschränke der Staatsarchive dem Forscher öffnen, wird sich über die damaligen Pläne Napoleon's und seine Versuche, dieselben zu realisiren, volles Licht verbreiten. Heute sind wir nur auf Indicien angewiesen, deren Zusammentreffen im großen und ganzen aber jeden Zweifel ausschließt. Die Frage, welche der Richter meist dem Indicienbeweis vorangehen läßt, ob man sich zu demjenigen, dem irgendeine Handlung zugeschrieben wird, überhaupt derselben versehen könne, darf schon die Geschichtschreibung der Gegenwart im vorliegenden Falle von vornherein mit Ja beantworten. Die maßlose Entflammung des nationalen Ehrgeizes durch Krieg und Annexionen, das gelegentlich der letztern ausgesprochene Wort Revendication und die künstliche Nährung der Rheingelüste lassen in diesem Punkte jedes Bedenken schwinden. Nicht minder überzeugend aber ist das, was über das thatsächliche Vorgehen Napoleon's kund geworden ist, mag das eine oder das andere Detail auch immer noch der Berichtigung bedürfen.

Der erste Versuch Napoleon's, seinen Plan zu realisiren, von dem die Tagespresse, ohne auf ernste Widerlegung gestoßen zu sein, berichtet hat, führt auf den Mai 1860 zurück. Diesen Veröffentlichungen zufolge war durch Vermittelung Rußlands, das damals zu Frankreich in ganz besonders freundschaftlichen Beziehungen stand, dem Prinz-Regenten von Preußen der Vorschlag gemacht worden, das linke Rheinufer abzutreten und sich dafür nach Belieben in Deutschland zu entschädigen.

Bald darauf, am 12. Juli, machte der Deputirte Kinglake im britischen Parlament eine Enthüllung, die zur Zeit in der politischen Welt großes Aufsehen erregte. Kinglake berichtete, Napoleon habe, als er nach den ersten Vereinbarungen von Villafranca in derselben Stadt zum zweiten mal mit dem Kaiser Franz Joseph zusammengekommen sei, diesem das Ansinnen gestellt, sich zu verpflichten, Preußen bei einem französischen Angriff auf den Rhein nicht zu unterstützen, wogegen dann die Lombardei wieder an Oesterreich fallen solle. Franz Joseph aber habe geantwortet: „Nein, ich bin ein deutscher Fürst." Kinglake berichtete weiter, daß Napoleon bei der am 15. Juni 1860 stattgehabten Fürstenzusammenkunft in Baden-Baden, deren wir gleich näher gedenken werden, dem Prinz-Regenten von Preußen mündlich Anträge behufs Abtretung der Rheinlande an Frankreich gestellt habe. Der Prinz-Regent aber, von jenem Vorgange unterrichtet, habe wie Franz Joseph geantwortet: „Nein, ich bin ein deutscher Fürst!" Einen bedeutenden Werth auf den ersten Theil der Enthüllung zu legen, würde nicht gerechtfertigt sein. Ein anderes Dément von Belang hat die betreffende Mittheilung indeß nicht gefunden als die in der folgenden Sitzung des Parlaments von Lord Russell gemachte Bemerkung, daß jene Unterredung zwischen den beiden Kaisern, soviel bekannt, ohne jeden Zeugen stattgefunden habe, und „daß die mehr oder weniger amtlichen Berichte über den allgemeinen Inhalt jener Unterredung keine Andeutung enthalten, daß ein derartiges Anerbieten gemacht worden sei". Lord Russell schloß seine Auslassung mit den Worten, daß er wol selbst etwas von der Geschichte gehört, aber nicht wüßte, daß dieselbe irgendwie bestätigt worden wäre. Den zweiten Theil der Enthüllung ließ Lord Russell unwiderlegt, auch hat derselbe später kein Dément erfahren.

Digitized by Google

Was die Zusammenkunft in Baden-Baden betrifft, so muß gerade diese selbst als die wesentlichste Bestätigung dafür gelten, daß die allerwärts kreisenden Gerüchte von an Preußen gestellten Zumuthungen im allgemeinen der Begründung nicht entbehren.

Der preußische Prinz-Regent hatte für den Sommer 1860 gelegentlich seiner Villeggiatur in Baden-Baden eine Zusammenkunft mit einigen deutschen Fürsten ins Auge gefaßt. Noch weilte der Regent in Berlin und waren die Verhandlungen über die Zusammenkunft nicht beendet, als Napoleon, der von diesem Project Kenntniß erlangt hatte, durch seinen Gesandten in Berlin dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten mittheilen ließ, er beabsichtige dem Prinzen in Baden-Baden seinen Besuch abzustatten. Der Prinz-Regent war durch dieses höfliche Anerbieten keineswegs freudig überrascht. Einmal waren bei der allgemeinen Mißstimmung der mittelstaatlichen Cabinete, die infolge der Agitation des Nationalvereins und der Entfremdung zwischen dem wiener und dem berliner Cabinet gegen Preußen obwaltete, maßlose Verdächtigungen zu fürchten, ganz besonders aber scheint man in Berlin auch persönliche Anträge Napoleon's im Sinne des bereits durch russische Vermittelung ergangenen gefürchtet zu haben. Grund zu dieser Befürchtung war um so mehr vorhanden, als die russische Diplomatie dem Project der badener Entrevue nicht fern gestanden haben soll. Unbedingt ablehnen ließ sich die Zusammenkunft nicht füglich, der Prinz-Regent aber wählte einen Ausweg, der alle Bedenken zu beseitigen schien. Er erklärte, den Kaiser nur in Gegenwart der Fürsten aller deutschen Staaten empfangen zu können. Napoleon mußte sich in diese Bedingung mit anscheinender Freudigkeit fügen, und schon in der Mitte des Juni fand die Fürstenversammlung in Baden statt. Die vier deutschen Könige, die drei Großherzoge und die Herzoge von Nassau und Koburg-Gotha waren der preußischen Einladung gefolgt. Daß es Napoleon angesichts einer solchen Demonstration im entschieden deutschen Sinne wirklich gewagt, bei einer kurzen Zusammenkunft unter vier Augen Anerbietungen zu machen, wie sie in den Kinglake'schen Enthüllungen angedeutet werden, erscheint schwer glaublich. Daß der Regent Preußens aber derartiger Zumuthungen gewärtig war, zeigt nicht nur das ganze Arrangement, sondern auch das Abschiedswort des Prinzen an die Fürsten. Er sprach darin unter anderm seinen Dank aus, „daß sie ihm bei der Begegnung mit dem Kaiser der Franzosen zur Seite gestanden". Eine Unterredung mit Napoleon unter vier Augen gänzlich zu vermeiden, war dem Prinz-Regenten indeß nicht gelungen; was Kinglake im britischen Parlament berichtet hat, blieb also immerhin möglich.

Da Napoleon keinen Krieg wollte und nach den gemachten Erfahrungen endlich von der unerschütterlichen deutsch-nationalen Gesinnung des Regenten Preußens überzeugt war, verliefen sich die Bemühungen um den Rhein allmählich im Sande. Die Preßagitation wurde von dem speciell zu diesem Zwecke gegründeten „Strasburger Correspondenten" zwar noch fortgesetzt, die nach den deutschen Rheinlanden entsandten Agenten suchten noch eine Zeit lang bei der Bevölkerung Propaganda zu machen, Ende Juli erschien in Paris sogar noch eine inspirirte Broschüre, die Rußland Konstantinopel und Preußen ganz Norddeutschland versprach, wenn Frankreich die Rheinlande erhalte: seit dem Fürstentage in Baden aber wußte Europa, daß Napoleon mit seinen Bewerbungen um die Rheinlande Fiasco gemacht hatte. Jeden Gedanken an kriegerische Eroberungen hatte er vor den versammelten Monarchen unaufgefordert in so feierlicher Weise abgeleugnet, daß wenigstens für die nächste Zeit eine Störung des Weltfriedens nicht zu fürchten war.

Mit Savoyen und Nizza mußten die Triumphe der äußern Politik Napoleon's also als vorläufig abgeschlossen gelten; die Consequenzen, deren die französische Nation gewärtig war und nach den sehr evident zu Tage getretenen Absichten des Kaisers auch gewärtig sein durfte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Wie immer in solchen Fällen

Digitized by Google

suchte der Kaiser die Interessen des Landes nach einer gänzlich andern Richtung abzulenken. Am 24. Nov. erließ er ein Decret, durch welches die Rechte des Gesetzgebenden Körpers in wenigstens nach der Außenseite hin belangreicher Weise erweitert wurden. Durch diese Octroyirung — Erweiterungen der constitutionellen Rechte können nur aus „persönlicher Initiative" hervorgehen — erhielt Frankreich eine Art von parlamentarischem Leben. Der Gesetzgebende Körper durfte eine Adresse auf die Thronrede erlassen, Minister ohne Portefeuille oder andere Commissarien (nicht aber Ressortminister) sollten während der Discussion derselben die nöthigen Aufschlüsse geben und auch bei Gesetzesberathungen die Regierung vertreten. Das sehr beschränkte Recht des Amendirens der Regierungsvorlagen wurde etwas erweitert und schließlich ward die Veröffentlichung der Sitzungsberichte in extenso nach amtlicher Fassung gestattet. So durchaus geeignet diese Concessionen waren, das allgemeine Interesse zu fesseln, so weit entfernt blieben sie von jedem echt constitutionellen Wesen. Ganz abgesehen davon, daß das Recht der Initiative für die Gesetzgebung, das Recht der Interpellation und vieles andere fehlte, lag der wesentlichste Mangel der constitutionellen Institutionen nach wie vor darin, daß die Legislative nur die Caricatur einer Volksvertretung war. Bei dem gänzlichen Mangel des Vereins- und Versammlungsrechts und bei einer der administrativen Willkür preisgegebenen Presse war und blieb das allgemeine Wahlrecht nur ein Mittel, Regierungscandidaten in den Gesetzgebenden Körper zu bringen. Mit fast einziger Ausnahme von Paris reichen die Macht der Präfecten und der Einfluß der Geistlichkeit in ganz Frankreich weit genug, um eine Kammer zu schaffen, in der die blind mit der Regierung gehende Majorität die Opposition fast um das Zehnfache überwiegt. Selbstverständlich muß die Regierung zur Zeit der Wahlen mit der Geistlichkeit gut stehen, eine Sorge, die Napoleon nie aus den Augen gelassen hat.

In Deutschland folgte der badener Zusammenkunft, in welcher Oesterreich zwar nicht durch seinen Monarchen, aber doch ausreichend durch die Könige von Baiern und Würtemberg vertreten war, eine Annäherung der Cabinete von Wien und Berlin, welche schon infolge des italienischen Kriegs und seitdem noch durch die deutsche Reformbewegung, durch Differenzen über die aufs neue in Berathung gezogene Bundeskriegsverfassung und andere Dinge einander sehr entfremdet waren. Am 25. Juli kamen infolge der Vermittelung des Königs von Baiern die beiderseitigen Souveräne in Teplitz zusammen. Nach dem, was über den Inhalt der dort gepflogenen politischen Verhandlungen laut geworden ist, hat der Regent Preußens dem Kaiser Franz Joseph damals erklärt, Preußen werde für Venetien eintreten, falls Oesterreich dort von einer nichtitalienischen Macht angegriffen würde. Der damit eingenommene Standpunkt wandte sich also im europäischen Interesse gegen jede weitere Einmischung Frankreichs in die Angelegenheiten fremder Nationen, während der italienischen Nation das Recht der Selbsthülfe gewahrt blieb und deutsches Blut nicht für außerdeutsche Hausinteressen Oesterreichs engagirt wurde.

Bald nach der teplitzer Entrevue zeigte sich auch eine Annäherung zwischen Oesterreich und Rußland und zwar in einer Weise, die deutlich erwies, daß die Herzlichkeit, die kurz vorher zwischen Paris und Petersburg obwaltete, bereits im Erkalten war. Am darauffolgenden 22. Oct. fand eine Zusammenkunft der Monarchen von Rußland, Oesterreich und Preußen in Warschau statt, die dem Kaiser Napoleon die bereits an anderer Stelle erwähnte Befürchtung einflößte, daß eine Coalition gegen Frankreich keineswegs im Reiche der Unmöglichkeit liege. Einer solchen zuvorzukommen, soll Napoleon den Zaren in den Stand gesetzt haben, den beiden andern Monarchen eine Erklärung zu geben, die derjenigen, welche der preußische Prinz-Regent dem Kaiser von Oesterreich in Teplitz gemacht, durchaus analog war: Nichtintervention in Italien, sofern Oesterreich

Digitized by Google

und Piemont allein engagirt blieben, dagegen Krieg gegen Preußen, sofern dies auf Oesterreichs Seite trete.

Mit der Zusammenkunft in Warschau schließt die erste Periode ab, in der die italienischen Angelegenheiten auf die Stellung Deutschlands zu den übrigen Mächten eine belangreiche Rückwirkung äußerten. Die nationale Bewegung aber blieb in Fluß. Den Bestrebungen des Nationalvereins wurde von seiten Oesterreichs und der Würzburger auf diplomatischem und anderm Wege noch immer mit aller Macht entgegengewirkt. Die Cabinete erkannten indeß, daß ein rein negatives Verhalten nicht genügen werde, den einmal gänzlich in Miscredit gekommenen Deutschen Bund, diese Assecuranzgesellschaft des Particularismus, wieder zu Ansehen zu bringen. Man entschied sich daher, von oben her auf eine Reform hinzuwirken, welche einzelne allgemein gefühlte Schäden beseitigen, hauptsächlich aber dazu dienen sollte, Preußen niederzuhalten. Unter der intellectuellen Führung des sächsischen Ministers von Beust wurden zwischen den gedachten Regierungen jahrelange Verhandlungen über eine Aenderung der Bundesverfassung gepflogen, bei denen der unselige Gedanke der Trias und einer berathenden Delegirtenversammlung an der Seite des Bundes durchweg vorwaltete. Alle diese Bemühungen scheiterten an der ablehnenden Haltung Preußens. Auf die Stimmung der Nation selbst übte diese resultatlose Thätigkeit der Diplomatie nicht die geringste Einwirkung.

Aber auch die Bewegung in der Nation gelangte nicht zu positiven Ergebnissen. Der Nationalverein stand nicht blos dem instinctiv an Oesterreich haftenden süddeutschen Particularismus gegenüber, sondern er fand auch durch die klerikale Agitation, welche seit den ersten Angriffen auf das Gebiet des Papstes energisch betrieben wurde, eine große Zahl von Gegnern. Der immer noch rege allgemeine Einigungsdrang verlor dadurch mehr und mehr jedes concrete Ziel aus dem Auge und erging sich in unklarem Idealismus. Es kam die Zeit der Schützen-, Turner- und Sängerfeste, deren begeisterungsvolle Theilnehmer kein anderes gemeinsames Programm hatten als Arndt's herrliches Lied. Im Reich der Poesie war das große deutsche Vaterland aber längst aufgerichtet, dasselbe in die Wirklichkeit einzuführen, bedurfte es realer Arbeit, die auf jenen Festen nicht gethan werden konnte. Den Particularismus der einzelnen deutschen Stämme zu bändigen, haben jene Feste auch nicht das Geringste beigetragen; im Gegentheil traten während der Zeit ihres Ueberwucherns die Gegensätze zwischen der großdeutschen und kleindeutschen Partei nur noch schroffer hervor. Als im October 1862 der Nationalverein die Nothwendigkeit erkannte, sich von der Phrase vollständig loszumachen, und zu diesem Zweck einfach die Reichsverfassung von 1849 als das Ziel seines Strebens proclamirte, erwuchs ihm sofort auf süddeutschem Boden in dem „Deutschen Reformverein" ein Rival, der von preußischer Spitze nichts wissen und sich nur zu einer solchen Bundesreform verstehen wollte, die Oesterreichs Stellung in Deutschland wahrte, womöglich noch hob.

Um diese Zeit war in Preußen bereits eine Wandlung der Dinge eingetreten, welche die Agitation in Vereinen und Festversammlungen, mochte dieselbe auch noch ein paar Jahre ihren Weg gehen, jeder praktischen Bedeutung vollständig entkleidete. Schon mit der am 6. Oct. 1861 in Königsberg vollzogenen Krönung Wilhelm's I. von Preußen hatte sich eine größere Hinneigung dieses Monarchen zu der Richtung der conservativen Partei bemerkbar gemacht. Der Widerstand, den die liberale Majorität der Kammer gegen die von ihm nachhaltig festgehaltene Heeresreform erhob, mag wesentlich dazu beigetragen haben, vorwiegend aber wol die Erkenntniß, daß das deutsche Programm der neuen Aera, das Programm „der moralischen Eroberungen" nie und nimmer zu Resultaten führen könne, die dem traditionellen Beruf Preußens entsprechen würden. Im Frühjahre des folgenden Jahres erfolgte aus geringfügigem Anlaß ein Bruch des libera-

Digitized by Google

ten Ministeriums mit dem Abgeordnetenhause, was einen völligen Umschwung der Dinge zur Folge hatte. Nachdem die Kammer aufgelöst war, wurden auch die liberalen Minister entlassen und ein conservatives Cabinet gebildet, an dessen Spitze am 24. Sept. der Mann trat, durch dessen kühne Politik die deutsche Frage zur Krisis gesteigert und ihrer endlichen praktischen Lösung entgegengeführt werden sollte — Bismarck. Schon die ersten Wochen seiner Amtsführung wurden durch einen sehr energischen Act bezeichnet.

Im weitern Verlaufe des bereits erwähnten Conflicts zwischen dem Kurfürsten von Hessen und seinem Volke hatten sich auch Oesterreich und der Bund in sehr wesentlichen Punkten gegen den erstern gewendet, geschah dies auch nur, um Preußen den Anlaß zum Einschreiten auf eigene Hand zu benehmen. Im Juni 1862 hatte sich der Kurfürst endlich zur Wiedereinführung der Verfassung vom Jahre 1831 und einem entsprechenden Ministerwechsel entschlossen. Der Umschlag war aber nicht von Bestand. Im November entließ der Kurfürst das neue Cabinet wieder und vertagte die Stände. Jetzt erklärte Preußen auf das bestimmteste, daß es dem durch Schuld des Souveräns endlos verlängerten Streit nicht länger ruhig zusehen wolle. Das Kurfürstenthum bilde einen Herd dauernder Aufregung inmitten der preußischen Provinzen. Preußen werde, sofern der Kurfürst diesem Zustande nicht sofort ein Ziel setze, militärisch einschreiten und das Land so lange besetzt halten, „bis unter Zuziehung der Agnaten des Kurfürsten dauernde Bürgschaften gegen die Wiederkehr ähnlicher Zustände gewonnen seien". Der Kurfürst gab nach; er restituirte das entlassene Ministerium und rief die vertagten Stände wieder ein. Dieser erste Act des neuen preußischen Ministers, der einen sehr guten Eindruck machte, deutete schon bezeichnend die neuen Wege an, welche Preußen zur Lösung der deutschen Frage einzuschlagen im Begriff stand. Es war das Recht der staatlichen Selbsterhaltung, der Geltendmachung eigenster Interessen, an die es fortan appellirte. Indem es so dem deutschen Particularismus gegenüber Gleiches mit Gleichem vergalt, paralysirte es die ihm feindlichen Kräfte und öffnete sich einen neuen Weg zur Lösung seiner deutschen Aufgabe.

Um auf diesem Wege unbehindert fortschreiten zu können, mußte die Wahrung guter Beziehungen zum Auslande streng ins Auge gefaßt werden. Ganz besonders kam dabei Frankreich in Betracht, zu dem sich indeß Preußen bereits seit der badener Fürstenversammlung in ein möglichst freundliches Verhältniß gesetzt hatte. König Wilhelm hatte unmittelbar vor seiner Krönung dem Kaiser Napoleon in Compiègne einen kurzen Besuch erstattet und war mit Sympathie aufgenommen worden. Sofern jener Besuch überhaupt einen speciellen politischen Zweck hatte, muß derselbe darin erkannt werden, daß sich durch Herstellung möglichst günstiger Beziehungen zu Frankreich das Miswollen Englands am ehesten paralysiren ließ. Trotz der engsten, zwischen den beiderseitigen Königshäusern geknüpften Familienbande war England zu jener Zeit und noch auf Jahre hinaus von einer auffälligen tiefen Antipathie gegen Preußen und somit auch gegen Deutschland beherrscht. Die große europäische Politik bot dazu nicht den mindesten Anlaß; der Grund jener Erscheinung, deren Wirkungen sich in der bald in den Vordergrund tretenden schleswig-holsteinischen Frage sehr entschieden kundgaben, mußte einzig und allein in dem maßlosen Neide der Briten gegen die unter dem schirmenden Dache des Friedens wunderbar wachsende materielle Entwickelung Deutschlands erkannt werden. Deutsche Kohle, deutsches Eisen, deutscher Gewerbfleiß und deutsche Intelligenz hatten nicht nur die alte Abhängigkeit von England gesprengt, sondern diesem auch auf fremden Märkten drohende Concurrenz zu machen begonnen.

Das Verhältniß Frankreichs zu England hatte sich infolge des italienischen Kriegs und der vollständig divergirenden Standpunkte, welche die Cabinete beider Staaten zu dem weitern Entwickelungsproceß der Dinge in Italien eingenommen hatten, wesentlich

Digitized by Google

abgekühlt. Napoleon aber hatte Grund, die noch immer dem Namen nach fortbestehende westmächtliche Allianz nicht in ihr Gegentheil umschlagen zu lassen, und auch das britische Cabinet wollte es mit Frankreich nicht völlig verderben, denn an dem Einverständniß mit diesem haftete zur Zeit sein infolge des Krimkriegs schon tief gesunkener Einfluß auf die politischen Angelegenheiten des europäischen Continents. Solange die deutschen Mächte mit Frankreich nicht auf schlechtem Fuße standen, war die englische Antipathie nicht zu fürchten. Der Staatsmann, der fortan die Geschicke Preußens lenkte, hat den Werth guter Beziehungen zu Frankreich nach dieser wie nach andern Richtungen hin nie verkannt, dabei aber sorgsam den Weg zu gehen vermieden, den Cavour gegangen war. In Cavour's Programm war auf die Unterstützung durch Frankreich in erster Linie gerechnet, die Emancipation von Frankreich war das letzte Ziel. Bismarck's Politik dagegen stellte die Fernhaltung jeder französischen Einmischung an die Spitze seiner Bestrebungen. Dem Grundgedanken, aus dem die deutsche Bewegung der letzten Jahre erwachsen war, gibt seine ganze Politik den bestimmtesten Ausdruck.

Daß Rußland, diejenige Macht, deren despotisches Veto die Bestrebungen Preußens und Deutschlands in den Jahren 1848—50 vorwiegend zu Falle gebracht hatte, diesmal weniger in Betracht kam, dafür hatte der Krimkrieg gesorgt. Der einsichtige Kaiser Alexander II. wandte überdies zur Zeit sein Augenmerk fast ausschließlich auf die innern Angelegenheiten seines Reichs. Der neue preußische Minister hat es aber darum keineswegs außer Acht gelassen, auch zu Rußland ein freundschaftliches Verhältniß aufrecht zu erhalten, was für die Gestaltung der deutschen Angelegenheiten seine guten Früchte bereits getragen hat und möglicherweise in nicht ferner Zeit noch tragen wird.

2) Napoleon's neues handelspolitisches System. Der Handelsvertrag Frankreichs mit dem Zollverein. Neue Bewegung in Italien. Aspromonte und seine Folgen. Umschlag in der Haltung Frankreichs zur römischen Frage. Drouyn de Lhuys und die Partei der Kaiserin Eugenie. Die mexicanische und die polnische Frage als erste „dunkle Punkte". Der Congreßvorschlag und sein Schicksal. Eintreten der deutschen Angelegenheiten in den Vordergrund der europäischen Geschichte. Abermalige Wendung der Stellung Frankreichs zu Rom und Italien. Die Septemberconvention. Die Encyclica und der Syllabus.

Der Handelsvertrag, welchen Napoleon am 23. Jan. 1860 mit England abschloß, eröffnete eine Aera tiefgreifender wirthschaftlicher Reformen, welche auf die äußere Politik Frankreichs einen bedeutsamen Einfluß übten. Man hat zur Zeit innerhalb wie außerhalb Frankreichs jenen Vertrag nur als eine Concession an England betrachtet, um die Annexion von Savoyen und Nizza ohne Herbeiführung ernster europäischer Complicationen erwirken zu können. Mag ein solcher Beweggrund immerhin mitgewirkt haben, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der Kaiser mit jenem Vertrage in eine Bahn einlenkte, auf der ihm größere Ziele vorschwebten. Frankreich lag damals noch in den Fesseln des Schutzzolles wie kaum ein anderer Culturstaat Europas. Der Vertrag mit England riß die wesentlichsten Zollschranken nieder und zwang die französische Industrie, auf jene künstliche Protection zu verzichten, deren sie sich zum Nachtheil der Gesammtheit der Bevölkerung so lange erfreut hatte. Der Schritt des Kaisers war um so kühner, als er einer einflußreichen Klasse der Bevölkerung Anlaß gab, sich unter das behagliche Regiment Ludwig Philipp's zurückzusehnen. Aber der Kaiser war stark infolge seiner Siege in Italien und der Gebietserweiterung, die er Frankreich verschafft. Der Unzufriedenheit der Schutzzöllner setzte er denselben ernsten Widerstand entgegen wie den gleichzeitig hochgehenden Wogen der klerikalen Opposition, deren wir bereits an anderer Stelle gedachten. Seine ganze monarchische Laufbahn weist keine Zeit auf, in welcher der Kaiser durch Einsicht, Charakter und Willenskraft so hoch über das allgemeine Niveau der Nation

Digitized by Google

emporragte, als jene der Eröffnung einer vollständig neuen Politik auf wirthschaftlichem Gebiet.

Nachdem sich in der Mitte des Jahres 1860 die chauvinistische Erregung allmählich gelegt und der Kaiser seinen Absichten auf das linke Rheinufer entsagt, oder dieselben doch wenigstens in eine weite Zukunft vertagt hatte, wurde der Gedanke, im Wege internationaler Verträge Europa zu einem einheitlichen Freihandelsgebiet zu gestalten, auf eine Reihe von Jahren der vorherrschende. Von allen sogenannten „großen Principien", die der Kaiser proclamirt und durch deren Verwirklichung er seinen Namen groß zu machen getrachtet hat, war dies unbedingt das fruchtbarste und in seinen Erfolgen nachhaltigste.

Außer der bereits erwähnten Opposition der Industriellen trat ihm von vornherein noch anderweite Ungunst der Verhältnisse entgegen. Für die Baumwollkrisis, welche infolge der amerikanischen Revolution eingetreten war, für eine ungünstige Ernte, für die Nachwirkungen des italienischen Kriegs auf Handel und Wandel — für alles das mußte der Handelsvertrag als Sündenbock dienen. Dennoch ging der Kaiser auf dem betretenen Wege rüstig weiter. Eine Reihe ähnlicher Verträge ward nach und nach mit andern Staaten abgeschlossen. Zollbegünstigungen, welche französische Schiffe vor fremden beim Import voraushatten, wurden beseitigt, an Stelle des complicirten Mechanismus der beweglichen Getreidescala trat die Freiheit der Einfuhr und Ausfuhr, die innern Gefälle auf Kanälen u. s. w. wurden reducirt, die Verkehrsmittel erweitert u. dgl. m. Napoleon hat bis heute das Vorurtheil gegen sein neues volkswirthschaftliches System noch nicht überwunden. Gerade aus der ackerbautreibenden Bevölkerung, der die Wohlthaten desselben doch zumeist zugute kommen, wird infolge des Standpunktes, den die Geistlichkeit von vornherein diesen Reformen gegenüber einnahm, und der maßlos geringen Intelligenz des Landvolks der lebhafteste Widerstand erhoben. Thiers hat diesen Umstand politisch zu verwerthen nie unterlassen.

Im Gebiet der großen Politik bedeutete das kühne Einlenken Napoleon's in die Bahnen des Freihandels zunächst Frieden. Speciell für Deutschland hatte dasselbe noch eine andere nicht wenig belangreiche Folge. Preußen hatte am 2. Aug. 1862, vorbehaltlich der Genehmigung durch die Zollvereinsstaaten, mit Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen, der auf so liberaler Grundlage ruhte, daß die Scheidewand zwischen Oesterreich und dem Zollverein dadurch auf lange Zeit unübersteiglich gemacht wurde. Die Mehrzahl der Mittelstaaten erhob dieserhalb die heftigste Opposition. Dieselbe erwuchs keineswegs aus wirthschaftlichem Interesse, sondern ausschließlich aus dem Widerstreben gegen die fernere Dauer des Führeramtes Preußens auf handelspolitischem Gebiet. Selbstverständlich fand diese Opposition an Oesterreich eine Stütze. Aus den lebhaften Kämpfen, die in dieser Angelegenheit geführt wurden, ging Preußen erst im Herbst 1864 siegreich hervor.*) Sein energisches Festhalten an dem einmal mit Frankreich geschlossenen Vertrage war natürlich durchaus geeignet, das gute Verhältniß zwischen den Höfen von Paris und Berlin zu fördern; Preußen hat es indeß vermieden, die Unterstützung der französischen Diplomatie auch nur zur Erreichung seiner handelspolitischen Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Während die französische Politik, von der Mitte des Jahres 1860 ab, Deutschland gegenüber die äußerste Zurückhaltung beobachtete, war ihr Streben in Italien vorwiegend darauf gerichtet, die von der gesammten italienischen Nation erstrebte Einverleibung Roms zu hindern. Daß Italien Venetien erlange, lag offenbar in den Wünschen des Kaisers; sei es, um sein einmal gegebenes Wort nicht ferner ungelöst zu sehen; sei es,

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, II, 1., 678 und 679.

Digitized by Google

um weitern revolutionären Erhebungen das Feld zu verschränken; sei es, damit das Festungsviereck in die Hand einer schwächern und ihm genehmern Macht gelange; sei es endlich aus wirklichem Interesse an einer weitern Verwirklichung des Nationalitätsprincips. Rom gegenüber ließ er das letztere indeß nicht gelten. Er glaubte genug zu thun, wenn er unablässig auf liberale Reformen seitens der päpstlichen Regierung drang, die aber stets wenn nicht mit einem starren non possumus, so doch mit dem Bemerken zurückgewiesen wurden, daß Aenderungen im Staatsleben erst dann ins Auge gefaßt werden könnten, wenn die volle Integrität des Kirchenstaats wiederhergestellt sei. Die französische Diplomatie hatte dem gegenüber nur die Phrase, daß Frankreich zu einer Restitution der an Italien verlorenen Provinzen nur dann die Hand bieten könne, wenn deren Bevölkerungen sich selbst für den Wiederanschluß entschieden. Mit dem Wunsche, daß der Papst sein absolutistisches Regiment ändere, war es übrigens Napoleon vollkommen Ernst. Er hat überhaupt nie Anstand genommen, außerhalb Frankreichs für liberale Interessen einzutreten, Rom gegenüber aber walteten ganz positive Beweggründe ob. Vor allen Dingen wollte er die Gefahr einer Revolution hinwegräumen. Sofern sich die römische Bevölkerung selbst gegen den Papst erhob, hätte Napoleon seine eigene Theorie vom Selbstbestimmungsrecht der Völker u. s. w. verleugnen müssen, wollte er gewaltsam gegen den Anschluß an Italien einschreiten. Der dem Gebiet der hohen Politik angehörenden Gründe, welche Napoleon veranlaßten, sich diesem Streben zu widersetzen, wurde bereits gedacht. Zu erwähnen bleibt indeß noch, daß die Opposition des klerikalen Elements im Innern Frankreichs seit 1860 keineswegs nachgelassen hatte, vielmehr in einer Weise gewachsen war, daß Napoleon ihr in der römischen Frage unbedingt Rechnung tragen mußte.

Der Drang nach Rom ließ indeß einen großen Theil der Italiener, vor allem Garibaldi und seine Getreuen, nicht schlafen. So kam es denn schon im Laufe des Jahres 1862, während dessen dem jungen Königreich noch ganz andere Sorgen oblagen als die um eine Gebietserweiterung, zu einem neuen revolutionären Unternehmen. Garibaldi, pochend auf die der Nation geleisteten Dienste und die moralische Abhängigkeit, in der sich Victor Emanuel ihm gegenüber befand, rüstete gegen Ende des Monats Juli in Sicilien zu einem Freischarenzuge. Aber sowol Rattazzi, damals leitender Minister, wie Victor Emanuel selbst erklärten sich gegen ihn. Beide wollten es mit Frankreich nicht verderben. Der König aber, sowenig er bei seinem streng katholischen Sinne dahin trachten mochte, den letzten Rest der weltlichen Macht der Kirche niederzuwerfen, wagte es dennoch nicht, der Nation den Verzicht auf die Hoffnung zuzumuthen, Rom dereinst als Hauptstadt Italiens zu sehen. In einer vom 3. Aug. datirten Proclamation sagte er: „Wenn einst die Stunde für die Vollendung unsers großen Werks geschlagen hat, dann wird die Stimme euers Königs in euerer Mitte ertönen. Jeder Aufruf, der nicht der seinige ist, ist ein Aufruf zur Rebellion, zum Bürgerkriege!"

In der Nacht vom 24. zum 25. Aug. landete Garibaldi abermals unfern Reggios auf dem Festlande. Italienische Truppen, die ihm den Weg nach Rom verlegen sollten, zwangen ihn seitwärts ins Gebirge auszuweichen. Ehe er weiter operirte, erließ er eine Proclamation an die Nation. „Ich beuge mich", hieß es darin, „vor der Majestät Victor Emanuel's, des erwählten Königs der Nation; aber ich bin der Feind eines Ministeriums, das nur dem Namen nach italienisch ist, das, der Diplomatie zu Gefallen, den Bürgerkrieg hervorruft, blos um sich die Geneigtheit des Kaisers Napoleon zu sichern." ... „Mögen alle Herzen und denkenden Köpfe Italiens sich einigen, um zu dem großen Ziele unserer Wiedergeburt zu gelangen! Mögen Gedanken und That aller Patrioten ausschließlich auf das römische Befreiungswerk gerichtet sein! Nach Rom, also nach Rom! Erhebt euch, ihr Tapfern von 1848 und 1849! Auf, du feurige Jugend von 1859 und 1860! Herbei zum heiligen Kreuzzuge!"

Digitized by Google

Die Regierung indeß hielt fest an dem einmal eingenommenen Standpunkte. Am 29. Aug. ward die kaum 1000 Mann zählende Garibaldi'sche Schar bei Aspromonte von einer überlegenen Abtheilung königlicher Truppen angegriffen. Da die Freischaren, hoffend, die Truppen würden zu ihnen übergehen, zu Anfang keinen Gebrauch von der Feuerwaffe machen wollten, war das Gefecht kurz und unbedeutend. Garibaldi aber fiel, am Fuße schwer verwundet, in die Hand der Gegner. Obgleich ihm Rattazzi vorher die volle Strenge des bürgerlichen Gesetzes angedroht hatte, wurde er schon am 5. Oct. mit allen seinen Genossen amnestirt.

Rattazzi und seine Collegen verloren durch das energische Einschreiten gegen Garibaldi ihre ganze Popularität, obgleich das Ministerium alle Anstrengungen machte, durch sein Auftreten nach außen die Ansprüche Italiens auf Rom nach Kräften zu wahren. In einem Rundschreiben Durando's, der im Ministerium Rattazzi das Aeußere vertrat, hieß es unter anderm: „Das Gesetz hat gesiegt; allein das Losungswort der Freischärler war diesmal der Ausdruck eines Bedürfnisses, welches sich heute dringlicher als je erweist. Die ganze Nation verlangt nach ihrer Hauptstadt. Sie hat dem unbedachten Drängen Garibaldi's nur widerstanden, weil sie überzeugt ist, daß die Regierung des Königs das Mandat, welches sie bezüglich Roms vom Parlament erhalten hat, zu erfüllen wissen werde. Angesichts der immer schwereren Erschütterungen, welche sich auf der Halbinsel wiederholen, werden die Mächte begreifen, wie unwiderstehlich der Drang ist, der die Nation nach Rom treibt."

Im December machte das Ministerium Rattazzi einem Uebergangsministerium (Farini) Platz, im März aber folgte das Ministerium Minghetti, das die bis dahin fast ununterbrochen fortgegangenen Unterhandlungen mit Frankreich wegen der römischen Frage ruhen ließ und sich mit Erfolg den innern Angelegenheiten zuwandte.

Inzwischen war in Frankreich ein bedeutender Umschlag eingetreten, der die Hoffnungen Italiens, mit Hülfe Napoleon's nach Rom zu gelangen, noch tief unter das Niveau hinabdrückte, auf dem sie sich bis dahin zu behaupten ein Recht hatten.

Am kaiserlichen Hofe hatte sich schon im Frühjahre 1860, als Frankreich die Sache des Papstes so weit preisgab, wie es nothwendig war, um in den Besitz von Savoyen und Nizza zu gelangen, eine Partei gebildet, welche gegen die antiklerikalen Tendenzen der Regierung agitirte. Das sichtbare Haupt dieser Partei war die Kaiserin Eugenie, die in ihren kirchlichen Gesinnungen die vornehme Spanierin nie verleugnet hat. Zu Anfang hat Napoleon seiner Gemahlin einen Einfluß auf die Politik nicht gestattet und es ruhig geschehen lassen, daß die hohe Frau sich im Spätherbst 1860 auf einen Monat in ein freiwilliges Exil nach Schottland begab. Die Macht der von der Kaiserin beschützten klerikalen Hofpartei ist indeß im Laufe der Jahre gewachsen, und unbestritten bleibt, daß dieselbe auf die spätern Regierungsacte des Kaisers einen belangreichen Einfluß ausgeübt hat. Als eins der bedeutsamsten Glieder dieser Partei ist Drouyn de Lhuys zu nennen, dessen am 16. Oct. 1862 erfolgte Ernennung zum Minister einen vollständigen Umschlag in der Napoleonischen Politik bezeichnet.

Thouvenel, bis dahin Minister des Aeußern, hatte, wenn er auch dem Willen seines Kaisers gemäß die Italiener nicht nach Rom gelangen lassen durfte, sich doch stets als Freund Italiens erwiesen und dauernde Pressionen auf den Papst geübt, um diesen zur Aenderung seiner innern Politik und zur endlichen Anerkennung des neugeschaffenen Statusquo zu veranlassen. Das ewig wiederkehrende Non possumus des Heiligen Vaters und das Wachsen der Opposition des französischen Klerus waren das einzige Ergebniß dieser Bemühungen. Diese klerikale Opposition begann mehr und mehr bedenklich zu werden, da für den Mai 1863 Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper bevorstanden, bei denen ein durchgreifender Sieg der officiellen Candidaten nur dann zu erwarten war,

Digitized by Google

wenn der Regierung die Unterstützung der Geistlichkeit gesichert blieb. Dieser Umstand scheint es vorzugsweise gewesen zu sein, was den Kaiser bestimmte, an die letzten Vorgänge in Italien anzuknüpfen und seiner Politik dem turiner Cabinet gegenüber eine andere Färbung zu geben. In dem Circularschreiben, mittels dessen Drouyn de Lhuys den französischen Gesandten an den europäischen Höfen seine Ernennung anzeigte, hieß es, daß die römische Frage nicht nur die Interessen der Politik, sondern auch „die höchsten Interessen der Religion" berühre, daß sie „auf dem ganzen Erdball die allerernstesten Gewissenszweifel anrege" und „daß die französische Regierung es als ihre erste Pflicht ansehe, sich gegen alles zu verwahren, was im entferntesten einer Ueberstürzung ähnlich sehe". Dies Programm klang also wesentlich anders als das in der Broschüre „Le pape et le congrès" enthaltene, auf Grund dessen Thouvenel 1860 sein Portefeuille übernommen hatte.

Wenige Tage darauf (26. Oct.) erließ Drouyn de Lhuys eine Depesche an das turiner Cabinet bezüglich des ebenerwähnten Rundschreibens Durando's, welches Thouvenel vier Wochen lang unerwidert gelassen hatte. Es hieß darin:

„Der General Durando eignet sich, nachdem er Garibaldi's Unternehmen erwähnt hat, das Programm desselben an und verlangt, indem er sich für Italiens Recht auf Rom ausspricht, die Auslieferung dieser Hauptstadt und die Versetzung des Heiligen Vaters. Unserer Ansicht nach scheint gegenüber dieser feierlichen Erklärung und dieser peremtorischen Beanspruchung jede Discussion unnütz und jeder Versuch einer Vermittelung gewagt, wie ich mit aufrichtigem Bedauern eingestehen muß. Die italienische Regierung hat sich durch die unbedingten Erklärungen, deren soeben gedacht worden, auf ein Feld gestellt, wohin ihr zu folgen die conservativen Interessen und die Ueberlieferungen Frankreichs nicht minder als die dermaligen Anforderungen seiner Politik verbieten."

Kaiserliche Minister sind, wie dies Napoleon selbst wiederholt kundgegeben hat, nur Ausführungsorgane, da nach der Verfassung die ganze Initiative und die einzige Verantwortlichkeit dem Kaiser anheimfällt. Grelle Contraste zwischen den Handlungen der Minister und ihren persönlichen Wünschen und Ueberzeugungen sind daher nichts Seltenes. Dennoch muß Drouyn de Lhuys eine gewisse persönliche Bedeutung zuerkannt werden. Die mächtige Stütze, die er in der Kaiserin fand, trug wesentlich dazu bei, seine Individualität zur Geltung kommen zu lassen. Selbst da, wo er nur Befehle des Kaisers zu vollziehen hatte, documentirt sich in der Art, wie er dies that, sein persönlicher Standpunkt; wo er den Arm freihatte, tritt dieselbe sehr entschieden hervor. Da Drouyn de Lhuys bis über den Krieg von 1866 hinaus an der Spitze des Ministeriums des Aeußern blieb, sei von vornherein bemerkt, daß er Italien gegenüber nur mit Selbstüberwindung die einmal vollzogenen Thatsachen anerkannte, diese Selbstüberwindung aber bei aller Antipathie consequent bethätigte. Sogar was den Anfall Venetiens an Italien betrifft, hat er sich den Wünschen seines Kaisers vollständig gefügt. Gegenüber der deutschen Frage aber hat Drouyn de Lhuys diese Selbstüberwindung nicht gehabt. Er war ein eifriger Parteigänger für Oesterreich in dessen Kampf gegen Preußen und hat dem Aufwärtsstreben des letztern stets in gehässiger und kleinlicher Weise entgegenzuwirken versucht.

Wie die deutsche trat jetzt auch die italienische Frage für die französische Politik zeitweise in den Hintergrund. Das Interesse wurde durch andere Dinge in Anspruch genommen. Die zu Ende des Jahres 1861 gemeinsam mit England und Spanien unternommene Expedition gegen die mexicanische Republik war zu einer rein französischen Angelegenheit geworden, nachdem sich die auf Herstellung einer Monarchie gerichteten Plane Napoleon's enthüllt hatten und infolge dessen die beiden andern Mächte von der

Digitized by Google

Sache zurückgetreten waren. In Mexico sollte wieder einmal ein „großes Princip" realisirt werden. Es galt, wie ein aus der Mitte des Jahres 1862 datirender kaiserlicher Brief an den Marschall Forey ausweist, dem weitern Fortschreiten des anglogermanischen Elements auf der westlichen Hemisphäre ein Ziel zu setzen, der lateinischen Rasse wieder aufzuhelfen und den „wohlthätigen Einfluß Frankreichs" fest zu begründen. Die Aufrichtung eines von Frankreich abhängigen Cäsarenthrones mit Hülfe des klerikalen Elements erschien als das geeignete Mittel zu diesem Zwecke. Es war nicht leicht, den Krieg gegen Mexico populär zu machen, und noch heute ist es kein geringer Stolz für die Opposition, daß sie gegen denselben von vornherein protestirt hat. Das Zurücktreten Englands und Spaniens aber wurde geschickt zu einem Appell an das Nationalgefühl ausgebeutet, und so gelang es, die Legislative zur Bewilligung der nöthigen Geldmittel fortzureißen. Trotz blendender Waffenerfolge im Jahre 1863 und der glücklich in Vollzug gesetzten Wahl des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich zum mexicanischen Kaiser, erwies sich bald, daß Napoleon mit jenem Unternehmen einen gewaltigen Fehlgriff gethan hatte. Sein Calcul war auf einen Sieg der Südstaaten in dem gleichzeitig tobenden Secessionskampfe in der nordamerikanischen Union basirt. Wurde die Macht der Union durch Theilung gebrochen, entstand im Süden, wie Napoleon zu Anfang wähnte, wie es aber auch bei einem andern Ausgang des Kampfes nie geschehen wäre, eine Monarchie, dann war allerdings an die Möglichkeit der Aufrechterhaltung des mexicanischen Kaisereichs ohne dauernden französischen Schutz zu glauben. Als indeß Maximilian 1864 den neugegründeten Thron in Besitz nahm, war diese Hoffnung bereits vereitelt. Mitten im Kampfe hat Seward, Nordamerikas großer Staatsmann, so Frankreich wie England gegenüber eine Haltung beobachtet*), die von dem Augenblicke an, als sich die Wagschale zu Gunsten des Nordens wandte, keinen Zweifel darüber ließ, daß sich die Napoleonische Schöpfung nur um den Preis eines Krieges gegen die Union werde behaupten lassen. Ein solcher Krieg aber war absolut unmöglich; nie und nimmer wäre die öffentliche Meinung Frankreichs dafür zu gewinnen gewesen.

Der wachsende Emancipationsdrang Italiens und die zweifelhafte Position in Amerika und Rom waren nicht die einzigen schwarzen Punkte, die den Napoleonischen Himmel zu verdunkeln begannen. Auch die polnische Frage ließ einen solchen aufsteigen. Der Reflex der italienischen Bewegung hatte sich schon im Jahre 1860 in Polen kundgegeben, bis zum Jahre 1863 aber war es der russischen Regierung gelungen, alle revolutionären Erscheinungen in ihren Anfängen zu überwinden. Am 22. Jan. 1863 kam es infolge einer in despotischer Weise verfügten gewaltsamen Rekrutirung in den polnischen Städten zu einem nachhaltigen Aufstande. Die Sache nahm einen internationalen Charakter an, als bald darauf Preußen mit Rußland eine Convention schloß, die für gewisse Fälle ein Zusammenwirken beider Mächte stipulirte. Bei der alten Sympathie der Franzosen für Polen schritt Napoleon zu einer diplomatischen Intervention, der sich bald darauf England und Oesterreich anschlossen. Die drei Mächte gingen bis zur Aufstellung eines vollständigen von Oesterreich vorgeschlagenen Programms für die russischerseits an Polen zu machenden Concessionen einmüthig zusammen.

Nachdem dem petersburger Cabinet dies Programm notificirt war, ließ es volle sechs Wochen vergehen, ehe es antwortete; dann aber erklärte es, daß erst nach Beendigung des Aufstandes von weitern Maßnahmen, über die es sich mit Preußen und Oesterreich, nicht aber mit andern Mächten zu verständigen bereit sei, die Rede sein könne. Auf diese entschieden zurückweisende Antwort mußte Napoleon, dem sie vorwiegend galt,

*) S. Näheres hierüber in dem Artikel „Der Secessionskampf in der nordamerikanischen Union" („Unsere Zeit", Neue Folge, I, 721 fg.).

Digitized by Google

bereits gefaßt sein. Nachdem die das Programm für Polen vorschreibende Note an das petersburger Cabinet eben ergangen war, aber noch der Beantwortung harrte, hatte Napoleon den Versuch gemacht, England und Oesterreich für den Fall eines negativen Ergebnisses ihrer diplomatischen Intervention oder der gleichzeitig proponirten Conferenz zum Abschluß eines Pactes zu bewegen, mittels dessen sie sich verpflichten sollten, ihre Streitkräfte zu vereinen, um nöthigenfalls mit Gewalt für Polen einzutreten.*) In einer besondern Note wurden speciell Oesterreich alle nur wünschenswerthen Garantien geboten. Ein Krieg im Bunde mit England und Oesterreich gegen Rußland und das voraussichtlich mit diesem verbündete Preußen lag also in Napoleon's Planen. Daß die Hoffnung, das linke Rheinufer zu gewinnen, dabei mitwirkte, ist wol selbstverständlich. England und Oesterreich waren aber für diesen Kriegsplan nicht zu gewinnen gewesen, namentlich hatte die britische Regierung im Parlament bereits offen erklärt, daß sie nur diplomatisch, keineswegs aber mit den Waffen für Polen eintreten wolle. Rußland war demnach in der günstigsten Lage. Ein abermaliger gemeinsamer diplomatischer Schritt der drei Mächte hatte die Folge, daß das petersburger Cabinet mittels Noten vom 7. Sept. sehr kategorisch die Discussion für geschlossen erklärte. Napoleon, der die Führerschaft in dieser Angelegenheit übernommen hatte, stand vor einem entschiedenen Miserfolge. Das Verhältniß Frankreichs zu England hatte einen neuen Stoß erlitten.

Der Kaiser konnte sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß Frankreich viel von der hervorragenden, sogar gebietenden Stellung eingebüßt hatte, die es in der Zeit zwischen der Eroberung von Sewastopol und dem Tage von Villafranca in Europa eingenommen hatte. Die jüngsten Erfahrungen hatten ihn gleichzeitig zu der Ueberzeugung gebracht, daß es ihm an Allianzen fehlen werde, wollte er abermals an die kriegerische Gloire appelliren. Darum aber drängte es ihn nicht minder, die Scharte, welche seiner Politik eben geschlagen war, auszuwetzen. Das Mittel, auf das Napoleon zu diesem Zweck verfiel, gibt Zeugniß von einem Selbstvertrauen, das angesichts der Wendung der Dinge kaum mehr gerechtfertigt war. Seiner Vorliebe für Effectscenen getreu, erschien der Kaiser am 5. Nov. 1863 vor dem Gesetzgebenden Körper mit einer Thronrede, die an effectvoller Ueberraschung alles überbot, was er bis dahin der Welt geboten hatte, die aber den ruhigen, klar sehenden Politiker, als welcher er sich bis dahin erwiesen hatte, sehr vermissen ließ. Ohne sich vorher mit den europäischen Mächten benommen zu haben, proclamirte der Kaiser einen Congreß aller Souveräne Europas, der als „europäischer Gerichtshof" alle schwebenden Fragen lösen sollte. Dem Wortlaut der sehr umfangreichen Rede entnehmen wir diejenigen Stellen, in welchen sich die neue Idee Napoleon's zumeist kennzeichnet:

... Ist nicht der Augenblick gekommen, das von der Zeit untergrabene und Stück für Stück von den Revolutionen zerstörte Gebäude Europas auf neuen Grundlagen wieder aufzuführen? Ist es nicht dringlich, durch neue Uebereinkünfte das anzuerkennen, was sich unwiderruflich vollzogen hat, und in gemeinsamer Uebereinstimmung das zu vollziehen, was der Weltfriede erheischt? Die Verträge von 1815 haben aufgehört zu bestehen. Die Macht der Ereignisse hat sie gestürzt oder strebt dahin, sie zu stürzen. Fast überall sind sie gebrochen worden, in Griechenland, in Belgien, in Frankreich, in Italien, sowie an der Donau. Deutschland regt sich, um sie zu verändern, England hat sie durch die Abtretung der Jonischen Inseln in hochherziger Weise modificirt, und Rußland tritt sie in Warschau mit Füßen. Inmitten dieser allmählichen Zersetzung des europäischen Grundvertrags entflammen sich heiße Leidenschaften im Uebermaß, und im Süden sowol wie im Norden erheischen mächtige Interessen eine Lösung. Was ist also gerechtfertigter und vernünftiger, als die europäischen Mächte zu einem Congreß einzuladen, auf

*) Note vom 20. Juni 1863.

Digitized by Google

welchem Eigenliebe und Widerstand vor einem obersten Schiedsgericht verschwinden würden? Was steht mehr in Einklang mit unserm Zeitalter und mit den Wünschen der Mehrzahl, als sich an das Gewissen und die Vernunft der Staatsmänner aller Länder zu wenden und ihnen zu sagen: Haben nicht die Vorurtheile und der Groll, welche uns trennen, schon zu lange gedauert? Soll die eifersüchtige Nebenbuhlerschaft der Großmächte ohne Unterlaß den Fortschritt der Civilisation verhindern? Sollen wir durch übermäßige Rüstungen immerfort gegenseitiges Mistrauen hegen? Sollen die werthvollsten Hülfsmittel auf unbestimmte Zeit in eitler Schaustellung unserer Staatskräfte erschöpft werden? Wollen wir ewig einen Zustand der Dinge fortbestehen lassen, welcher weder der Friede mit seiner Sicherheit noch der Krieg mit seinen Glücksaussichten ist? Lassen Sie uns nicht länger dem Umsturzgeiste der extremen Parteien dadurch eine künstliche Wichtigkeit verleihen, daß wir uns durch engherzige Berechnungen den gerechten Bestrebungen der Völker widersetzen. Lassen Sie uns den Muth haben, an die Stelle eines krankhaften und unsichern Zustandes dauerhafte und regelmäßige Verhältnisse zu setzen, auch wenn dieselben Opfer kosten sollten. Vereinigen wir uns, ohne vorgefaßtes System, ohne exclusiven Ehrgeiz, blos von dem Gedanken beseelt, einen Zustand der Dinge herzustellen, der sich hinfort auf das wohlverstandene Interesse der Herrscher und Völker stützt. Dieser Aufruf, gern will ich es glauben, wird von allen gehört werden. Eine Weigerung würde geheime Pläne vermuthen lassen, die das Tageslicht scheuen. Aber selbst wenn der Vorschlag nicht einstimmig genehmigt würde, hätte er doch den ungeheuern Vortheil, Europa bemerklich gemacht zu haben, wo die Gefahr und wo die Rettung liegt. Zwei Wege stehen offen. Der eine führt zum Fortschritt durch die Versöhnung und den Frieden, der andere, früher oder später, ja sogar auf verhängnißvolle Weise zum Kriege durch hartnäckiges Festhalten an einer überwundenen Vergangenheit. Sie kennen jetzt, meine Herren, die Sprache, die ich vor Europa zu führen beabsichtige. Von Ihnen gebilligt, durch die öffentliche Zustimmung sanctionirt, kann sie nicht verfehlen gehört zu werden, weil ich im Namen Frankreichs spreche.

Ganz Europa stand überrascht vor dieser wunderbaren Kundgebung; kurzes Besinnen aber genügte, um das Chimärische derselben auch dem blödesten Auge zu offenbaren. Einig konnten die Mächte doch nie und nimmer werden, da keine einzige gewillt sein konnte, freiwillig Opfer an Gebiet zu bringen. Jedermann errieth den geheimen Gedanken Napoleon's, sich entweder durch Uebung einer moralischen Pression das Schiedsrichteramt in Europa zu vindiciren oder Frankreich mit einer Allianzgruppe zu umgeben, die schließlich das französische Schwert zum Schiedsrichter gemacht hätte. Das an demselben Tage in die Welt gesandte Einladungsschreiben an die Souveräne Europas ließ die Rolle, die der Kaiser in dem vorgeschlagenen Congreß seiner Person vorbehalten hatte, schon sehr klar erkennen. Es wurde darin Paris als der Sitz des Congresses bezeichnet und den Monarchen die Gastfreundschaft des Kaisers angetragen. Von sich selbst aber sagte Napoleon, daß gerade er, der durch die Schule des Unglücks gegangen und durch die Vorsehung und den Willen des französischen Volks auf den Thron berufen sei, zumeist geeignet sei, „die Rechte der Souveräne und die berechtigten Ansprüche der Völker richtig zu erkennen".

Unbedingt angenommen wurde der Vorschlag nur vom Papste und vom Könige von Italien. Der Papst lobte die Idee ganz besonders und erklärte zugleich, daß er bei dieser Gelegenheit auf Restitution in seine verletzten Rechte dringen werde. Italien glaubte nichts verlieren, aber sehr viel, mindestens Venetien gewinnen zu können; für alle Fälle aber erwies es sich Napoleon gefällig. Die Mehrzahl der übrigen Staaten nahm die Einladung unter Vorbehalten an, die einer Ablehnung gleichkamen. So wurde unter anderm ein vorauszusendendes Programm, Ausschließung der Discussion über Angelegenheiten, welche nicht vertretene Mächte berührten, Abhängigmachung der Gültigkeit aller Beschlüsse von Stimmeneinhelligkeit und, um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, seitens des Deutschen Bundes sogar verlangt, daß die Wiener Verträge als Grundlage der Verhandlungen anerkannt würden. Entschieden verneinend antwortete nur England, das sich auf einen sehr praktischen Standpunkt stellte. Es entwickelte unter specieller Bezugnahme auf die

Digitized by Google

polnische, venetianische und römische Frage, daß, wie erst neuerdings Rußlands Haltung erwiesen, der Congreß für die Westmächte nur mit einem Kriege oder einer Demüthigung enden könne. Jedenfalls, meinte Lord Russell in seiner definitiv ablehnenden Note vom 25. Nov., „würden sich die Mächte in schlimmerer Stimmung trennen, als sie zusammengetreten sein würden".

Nach weniger als drei Wochen war die gleich einer bengalischen Flamme überraschend und blendend aufgeloderte neue Idee in Nichts zerfallen. Napoleon wollte noch einen Versuch machen, seinen Rückzug durch den Vorschlag beschränkter Ministerialconferenzen zu decken, aber auch dieser Plan verlief sich im Sande. Der sehr eclatante Mißerfolg hat auf die Stellung Frankreichs in Europa einen weitreichenden Einfluß geübt. Napoleon hat seit jener Zeit darauf Verzicht geleistet, durch Originalität und Ueberraschungen zu wirken, er hat die Initiative in der großen europäischen Politik nicht mehr ausschließlich für seine Person in Anspruch genommen, sich vielmehr im großen und ganzen darauf beschränkt, Frankreich, soweit es im Wege des Friedens möglich war, diejenige Stellung zu wahren, auf der es zur Zeit noch stand. Wenn auch das in seinem Congreßplane entschieden im Vordergrunde stehende Streben nach dem Schiedsrichteramte sich noch wiederholt in seiner Politik kundgab, so ist doch nicht zu verkennen, daß dabei mehr die gebotene Rücksicht auf die Eitelkeit der französischen Nation als eigener Willensdrang zur Geltung kam.

Der Krimkrieg hatte mit einem gewaltigen Schlage den Schwerpunkt Europas aus der slawischen in die romanische Welt, von Petersburg nach Paris verlegt. Dort hat er sich behauptet, bis die Folgen des italienischen Kriegs die westmächtliche Allianz in eine zeitweise sehr lockere Entente verwandelten. Jetzt, nachdem diese Entente einen neuen schweren Stoß dadurch erlitten hatte, daß England die so stolz verkündete Congreßidee erbarmungslos zu Fall gebracht, war die Lage dieses Schwerpunkts in entschiedenes Schwanken gekommen. Gleichzeitig aber begann im Centrum Europas, auf germanischem Boden, eine Reihe von Ereignissen, die unscheinbar in ihren Anfängen, mächtig vorwärts drängend binnen wenigen Jahren zu Resultaten geführt haben, welche zu der Hoffnung berechtigen, daß der Erdtheil in nicht ferner Zeit da seinen Schwerpunkt finden wird, wohin er nach den Gesetzen der Natur gehört. Liegt er erst dort, so wird Europa unter dem Uebergewicht einer einzelnen Macht nicht mehr zu leiden haben, das natürliche Gleichgewicht wird an die Stelle steter unnatürlicher Schwankungen treten.

Ehe wir diesen Ereignissen näher treten, wollen wir noch eines der Zeit nach mit ihren ersten Stadien zusammenfallenden politischen Vorganges gedenken, der für die spätere Gestaltung der italienischen Frage eine belangreiche Bedeutung gewonnen hat, mit den die Zeit erfüllenden Hauptbegebenheiten aber, wenn auch in Wechselwirkung, so doch nicht in thatsächlichem Zusammenhange steht.

Seit dem Ende des Jahres 1862 waren die italienischen Angelegenheiten sehr in den Hintergrund getreten. Die französische Politik verleugnete zwar die Tendenz nicht, den Papst zur Anerkennung der Umwälzungen in Italien zu bewegen und dadurch einen haltbaren modus vivendi zwischen den beiden Souveränetäten herbeizuführen, deren Nebeneinanderbestehen Napoleon 1860 auf sein Programm geschrieben hatte, von den Pressionen aber, die zu diesem Zwecke früher auf den Papst geübt worden waren, war seit der Ersetzung Thouvenel's durch Drouyn de Lhuys kaum mehr die Rede. Italien andererseits trug dem in Frankreich erfolgten Umschlage mit politischer Klugheit Rechnung und enthielt sich jeglicher Herausforderung. Seine Hoffnungen auf eine radicale Lösung der nationalen Frage opferte es indeß keineswegs. Selbst in den officiellen Kundgebungen des Königs wurden Rom und Venetien als nie zu opfernde Ziele hingestellt. Die euro-

Digitized by Google

päischen Verwickelungen, die sich zu Anfang 1864 am europäischen Horizont zeigten, begrüßte Victor Emanuel beim Neujahrsempfange laut als voraussichtliche Gelegenheit „zur Erlösung Italiens".

Die Voraussicht Victor Emanuel's sollte wenigstens nicht ganz unerfüllt bleiben. Preußen emancipirte sich durch den gegen Wunsch und Willen der Westmächte geführten Krieg mit Dänemark von der Fessel, in die es seit 1850 gebannt war, und Italien winkte damit mehr und mehr die Hoffnung, im Norden Deutschlands einst seinen natürlichen Bundesgenossen zu finden. Von unmittelbarerer Wirkung aber als diese überaus wichtige Wendung waren zufällige Erscheinungen, die in der Mitte des Jahres 1864 auf ein sehr enges Aneinanderschließen der drei großen Mächte des europäischen Nordostens hindeuteten. Napoleon sah sich dadurch veranlaßt, wieder ein besseres Verhältniß zu Italien herzustellen, und dabei gleichzeitig die römische Frage in ein Stadium hinüberzuleiten, das einer schließlichen Lösung im Sinne Frankreichs wenigstens günstiger erschien als das zur Zeit obwaltende. Sein neuer Plan ging dahin, dem steten Non possumus des Papstes, für den noch immer kein Königreich Italien existirte, vollendete Thatsachen zwingender Natur gegenüberzustellen. Seinerseits hatte Napoleon Italien nur Ein Anerbieten zu machen, aber ein solches, das namentlich von der italienischen Nation als ein Pfand für die Zukunft heiß ersehnt wurde: die Zurückziehung des seit 1849 in Rom verweilenden französischen Besatzungscorps. Bei allem Emancipationsdrange schreckte die italienische Nation vor dem Gedanken an einen Krieg mit Frankreich zurück. Solange also französische Truppen in Rom standen, sah sie den Weg dorthin verlegt; nach deren Abzug erst konnte die Zeit kommen für ein neues Italia farà da se.

Drouyn de Lhuys knüpfte um die angedeutete Zeit an eine fast ein Jahr vorher eingelaufene italienische Depesche an und eröffnete dem Cabinet Victor Emanuel's, daß der Kaiser geneigt sei, die Unterhandlungen wegen der Räumung Roms wieder aufzunehmen, wenn Italien entsprechende Garantien, speciell für die Sicherheit des Papstes zu bieten vermöge. Italien ging bereitwillig auf diese Verhandlungen ein, deren schließliches Ergebniß nur den Beweis lieferte, daß ihm keine vertragsmäßige Verpflichtung zu hoch schien, um damit eine Aenderung des thatsächlichen Zustandes zu erkaufen. Am 15. Sept. 1864 unterzeichneten die Vollmachtsträger beider Mächte zu Paris nachstehende sogenannte

Septemberconvention.

Art. 1. Italien verpflichtet sich, das gegenwärtige Gebiet des Papstes nicht anzugreifen, und selbst mit Gewalt jeden von außen darauf versuchten Angriff zu verhindern.

Art. 2. Frankreich wird seine Truppen allmählich nach Maßgabe der Reorganisation der päpstlichen Armee zurückziehen. Die Räumung soll in zwei Jahren vollzogen sein.

Art. 3. Die italienische Regierung verzichtet auf jede Reclamation gegen die Bildung einer päpstlichen Armee aus einer zur Aufrechthaltung der Autorität des Heiligen Vaters und der Ruhe im Innern und an der Grenze genügenden Zahl von katholischen Freiwilligen unter der Voraussetzung, daß diese Macht nicht in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausarte.

Art. 4. Italien erklärt sich bereit, in ein Uebereinkommen zu treten, nach welchem es einen Theil der Schuld der frühern Kirchenstaaten übernimmt.

Art. 5. Die gegenwärtige Uebereinkunft wird nach Ablauf von 14 Tagen ratificirt sein.

Eine der wesentlichsten Stipulationen war, da sie eine innere Angelegenheit Italiens betraf, aus Schicklichkeitsrücksichten in diese Convention nicht aufgenommen worden. Sie fand ihren Ausdruck in dem nachstehenden dem Vertrage angehängten Protokoll:

Die Convention vom 15. Sept. wird nur alsdann executorische Kraft haben, wenn der König die Verlegung der Hauptstadt des Königreichs in eine später vom König zu bestimmende Stadt

Digitized by Google

decretirt haben wird. Die Verlegung soll binnen einer Frist von sechs Monaten vom Abschluß der Convention an stattfinden. Das gegenwärtige Protokoll hat die gleiche Wirkung wie die Convention.

Was in dieser Convention, die noch viel von sich reden machen sollte, vor allem in die Augen fallen muß, ist die gebieterische Stellung, welche sich Frankreich darin den politischen Verhältnissen Italiens gegenüber beimißt. Es betrachtet sich als den einzig berufenen Protector des Papstes und behandelt das Recht, in Rom eine Armee zu halten, wie eine unantastbare ausschließliche Prärogative der kaiserlichen Regierung. Der Umstand, daß der Papst mit dem französischen Schutz einverstanden war, konnte diesen Standpunkt von dem Augenblicke an keineswegs mehr rechtfertigen, in welchem Frankreich ohne Mitwirkung und gegen den Willen des Papstes mit Italien wegen des Abzuges seiner Truppen in Unterhandlungen trat. Noch anmaßlicher erscheint es, daß Frankreich wegen der Uebernahme des auf den annectirten italienischen Provinzen lastenden Antheils der päpstlichen Schulden mit Italien contrahirte, ohne von der Curie dazu autorisirt zu sein. Was diesen Punkt anbelangt, so sei vorgreifend bemerkt, daß der Papst auch nach Abschluß der Convention von diesem Arrangement nichts acceptirte, weil er es unter seiner Würde hielt, mit der Regierung Victor Emanuel's in ein Vertragsverhältniß zu treten. Im Geldpunkte war man indeß auch in Rom nicht allzu consequent und ließ es sich gefallen, daß Frankreich zwischen beide Theile trat und das schwierige Auseinandersetzungsgeschäft in die Hand nahm. Italien verpflichtete sich nach langathmigen Verhandlungen, die betreffenden laufenden Zahlungen durch französische Vermittelung in die Hand der Gläubiger gelangen zu lassen, wogegen die Curie keine Einwendungen erhob. Selbstverständlich fiel dabei Frankreich eine gewisse Verantwortlichkeit zu, die das italienische Cabinet bei den jüngsten Differenzen (1866) als politisches Pressionsmittel zu verwerthen nicht unterlassen hat.

Der Art. 1 der Convention ist zweifellos der wichtigste. Die Verpflichtung, das päpstliche Gebiet nicht anzugreifen, ist klar formulirt und unbedingt verpflichtend, wenn auch diese Verpflichtung immer nur moralischer Natur war, da Frankreich ein Rechtstitel, dieselbe zu fordern, absolut nicht beiwohnte. Anders verhält es sich mit dem fernern Inhalt dieses Artikels, der Italien die Verpflichtung auferlegt, jeden von außen auf den Kirchenstaat versuchten Angriff zu verhindern. Diese Verpflichtung würde sofort unhaltbar werden, wenn etwa Rußland oder ein anderer Staat von der Seeseite her den Kirchenstaat mit Krieg überzöge. Sollte alsdann Italien berufen sein, nur weil es Frankreich so gefällt, sein Blut zum Schutze dessen zu opfern, der es verflucht? Selbst gegen revolutionäre Zuzüge zu Lande, die Napoleon zweifellos vorwiegend ins Auge gefaßt hatte, kann eine absolute Garantie gar nicht gewährt werden, da auch die ganze Armee Italiens nicht ausreichen würde, eine Landgrenze wie die des Kirchenstaats hermetisch abzusperren. Und welche moralische Bedeutung hat endlich eine solche einer dritten Macht gegenüber eingegangene Verpflichtung, einen Staat zu schützen, der von dem Verpflichteten gar nicht geschützt sein will? Italien hat überdies nach französischer wie päpstlicher Auffassung unter keinen Umständen das Recht, das päpstliche Gebiet zu betreten; schon hieran würde die Möglichkeit scheitern, jener Verpflichtung ausreichend nachzukommen.

Die im Art. 2 der Convention stipulirte Räumung Roms ist noch vor Ablauf der bezeichneten Frist in Vollzug gesetzt worden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Concession Frankreichs, seine Truppen aus dem römischen Gebiet zurückzuziehen, praktisch einen viel geringern Werth hat, als Italien im voraus hoffte. Solange der feste Landungspunkt Civita-Vecchia den Franzosen jederzeit offen steht, sind seine Truppen in Toulon Rom kaum ferner als diejenigen Italiens. Nicht mit Unrecht sagte vor kurzem

Digitized by Google

eine französische Zeitung unter Hindeutung auf die Panzerflotte des Mittelmeeres, Civita-Vecchia sei, solange es nicht in Italiens Hand, nur ein detachirtes Fort Toulons, vor dem das Herz Italiens, Rom wie Florenz, vollständig bloßliege.

Der Bedingung, seine Hauptstadt zu verlegen, ist Italien ungesäumt nachgekommen. Florenz trat an die Stelle Turins. Die Erfüllung dieser, den Piemontesen überaus harten und von ganz Italien wegen des Eingriffs in die innern Angelegenheiten als eine tiefe Demüthigung aufgefaßten Bedingung hat mit der blutigen Niederwerfung eines Aufstandes in der Victor Emanuel so treuen Stadt Turin und dem Rücktritt des Ministeriums Minghetti erkauft werden müssen. Minghetti wurde durch Lamarmora ersetzt.

Die italienische Nation tröstete sich mit dem Gedanken, daß Florenz nur eine Etappe auf dem Wege nach Rom sei, eine Ansicht, die auch der Diplomatie nicht fern lag. Die Verhandlungen über die Convention waren durch italienische Bevollmächtigte in Paris geführt worden; eine diplomatische Correspondenz also, welche die beiderseitigen leitenden Gesichtspunkte dargelegt hätte, existirte bis zur Publication des Vertrages nicht. Sie begann dann aber sofort und erwies, daß der Vertrag von den contrahirenden Theilen keineswegs gleich aufgefaßt wurde. Jeder derselben interpretirte ihn in seinem Sinne, wodurch indeß dem andern Contrahenten keine Verpflichtung auferlegt werden konnte. Nigra, der italienische Gesandte in Paris, der nebst dem Marquis Pepoli die Verhandlungen namens Italiens geführt hatte, erklärte in einem Bericht an seine Regierung vom 15. Sept. (dem Tage des Vertragsabschlusses), daß Italien bezüglich Roms keine andere Verpflichtung übernommen habe als die, sich zum Princip der Nichtintervention zu bekennen, also nur den von Cavour und dem italienischen Parlament bereits ausgeschlossenen gewaltsamen Mitteln entsagt habe, um Rom zu seiner Hauptstadt zu machen. Drouyn de Lhuys interpretirte dagegen angesichts einiger weitern italienischen Actenstücke die Convention unter anderm wie folgt:

1) Zu den gewaltsamen Mitteln, deren Anwendung sich Italien verboten hat, muß man die Manöver revolutionärer Agenten auf dem päpstlichen Gebiete rechnen, sowie jede Hetzerei, die aufständische Bewegungen daselbst hervorrufen wollte. ... 4) Die Verlegung der Hauptstadt ist ein ernstliches Pfand für Frankreich; sie ist weder ein vorläufiges Auskunftsmittel noch eine Marschstation auf dem Wege nach Rom. Dieses Pfand zurücknehmen, hieße den Vertrag vernichten. ... 6) Der Fall einer Revolution, die von selbst in Rom ausbrechen sollte, ist in der Convention nicht vorgesehen. Für diese Eventualität behält sich Frankreich volle Freiheit des Handelns vor. 7) Das turiner Cabinet behält die Politik des Grafen Cavour bei. Nun, dieser berühmte Mann hat erklärt, daß Rom mit Italien vereinigt und Hauptstadt desselben nur werden könne mit Zustimmung Frankreichs.

In einer die Correspondenz zum Abschluß bringenden Depesche Lamarmora's heißt es in Bezug auf den Punkt 6 der vorstehenden Interpretation:

Schließlich habe ich, Herr Minister, weil Hr. Drouyn de Lhuys die Initiative hierin ergriffen, der Eventualität noch zu gedenken, daß aus freiem Antriebe in Rom eine Revolution ausbräche und die weltliche Macht des Heiligen Vaters umstürzte. Der kaiserliche Minister der auswärtigen Angelegenheiten behält sich in diesem Falle vollkommene Freiheit der Action vor; Italien seinerseits macht begreiflich denselben Vorbehalt.

Auf dem Ausbruch einer Revolution im Gebiet des Papstes beruhen also einzig und allein die Hoffnungen, welche die Septemberconvention den Italienern in Bezug auf die Realisirung ihres bis heute noch unwiderrufen dastehenden Parlamentsbeschlusses gelassen hat. Die jüngsten Ereignisse haben auch diese Hoffnung schwer erschüttert.

Der Papst hat die Welt über seine Stellung zur Septemberconvention nicht lange in Zweifel gelassen. Kaum waren die Acten über dieselbe vorläufig geschlossen, als er mit der Encyclica vom 8. Dec. 1864 und dem Syllabus auf dieselben antwortete. „Daß

Digitized by Google

der römische Stuhl sich je mit dem Fortschritt und dem Liberalismus der modernen Civilisation vergleichen könne", zählte zu den Irrlehren, die der Syllabus verwarf und verdammte.

3) Der Bundesreformplan des Kaisers von Oesterreich und das Gegenproject Preußens. Der neugewählte Gesetzgebende Körper Frankreichs und seine Stellung zur auswärtigen Politik. Frankreichs Isolirung beim Auftreten der schleswig-holsteinischen Frage gegen Ende des Jahres 1863. Haltung Napoleon's zur Zeit des deutsch-dänischen Krieges. Seine fernere Stellung zu den deutschen Angelegenheiten bis zum Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland.

Die Bildung des Deutschen Reformvereins im Gegensatze zu den Bestrebungen des Nationalvereins und dem von letzterm proclamirten concreten Programm der deutschen Reichsverfassung hatte wenig dazu beigetragen, die nationale Bewegung in Deutschland der Verflachung zu entreißen, der sie in dem politischen Festrausch der Turner, Schützen und Sänger verfallen war. Dennoch fühlten sich das österreichische Cabinet und viele seiner mittelstaatlichen Freunde durch dieselbe dauernd beunruhigt. Und nicht ganz mit Unrecht; es lastete in Wirklichkeit eine dumpfe Schwüle auf der deutschen Erde, und jener Festtaumel erwuchs theilweise wenigstens aus dem Drange, sich ihrem Druck zu entziehen. Der geringste Zwischenfall konnte bei der unklaren Begeisterung leicht zum zündenden Funken für eine revolutionäre Bewegung werden, deren Ziel nicht zu ermessen war, aus der aber keinesfalls der nackte Föderalismus einiger dreißig Vollsouveränetäten ungeschädigt hervorgegangen wäre.

Der Kaiser von Oesterreich, dessen Machtstellung in Deutschland auf der Wahrung dieses Föderalismus einzig und allein beruhte, erkannte diese Gefahr vollständig und machte deshalb im August des Jahres 1863 den Versuch, auf einer mit allem Pomp der alten Kaiserzeit in Scene gesetzten Fürstenversammlung zu Frankfurt die deutschen Souveräne zur sofortigen Annahme eines von ihm fertig vorgelegtem Bundesreformplans fortzureißen. In der die Berufung begleitenden Denkschrift bezeichnete der Kaiser Deutschland als von innern und äußern Gefahren bedroht und den Statusquo der Bundesverhältnisse als „schlechtweg chaotisch". Die deutschen Regierungen, hieß es wörtlich, lebten nur noch bis auf weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen weiter fort. „Die deutsche Revolution aber, im stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde."

Dem allseits tiefgefühlten Bedürfniß des deutschen Volks, sich an der Leitung der nationalen Angelegenheiten zu betheiligen, wurde freilich weiter nichts geboten als eine alle drei Jahre zu berufende Versammlung von Delegirten der Einzelparlamente, die neben der Bundesversammlung berathend wirken sollte. Im übrigen war das Project vorwiegend auf Stärkung und Sicherung der Suprematie Oesterreichs, Zurückschiebung Preußens und Protegirung Baierns berechnet. Den Hausinteressen Oesterreichs war auch noch in anderer Weise besonders Rechnung getragen. Während beispielsweise zu einer Kriegserklärung des Bundes zwei Drittel der Stimmen als erforderlich bezeichnet wurden, sollte einfache Majorität genügen, um den Bund zu verpflichten, sich an Sonderkriegen solcher Staaten, die auswärtige Besitzungen hatten — d. h. Oesterreichs — zu betheiligen.

Der Zeitpunkt, in welchem der Kaiser von Oesterreich mit seinem Plane hervortrat, bot insofern Chancen, als das preußische Regiment infolge des aus dem Widerstande gegen die Armeereorganisation erwachsenen Conflicts und einiger durchaus absolutistischer Maßnahmen (insbesondere einer dem Napoleonischen System nachgebildeten provisorischen Preßordonnanz) damals in ganz Deutschland höchst unpopulär war. Preußens Stellung in Deutschland war aber bereits eine so gewichtige geworden, daß vorübergehende Erscheinungen seines innern Staatslebens an der Geltendmachung seiner Bedeutung nicht wesentlich behindern konnten. Die entschiedene Weigerung Wilhelm's I., in Frankfurt zu

Digitized by Google

erscheinen, wo mit verschwindenden Ausnahmen alle übrigen deutschen Fürsten um Franz Joseph zu wochenlangen Berathungen versammelt waren, genügte, dem ganzen Project die Spitze abzubrechen. Die Gründe, mit denen Preußens König sein absolut ablehnendes Verfahren rechtfertigte, waren von hohem Gewicht. Zunächst stellte sich der König streng auf den Boden eines verfassungsmäßigen Regenten und erklärte als solcher politische Vereinbarungen ohne vorherige Berathung und weitere Betheiligung der Minister für unzulässig. Dann aber brachte er das Bedenken zur Geltung, daß der ganze Plan des Kaisers den Ansprüchen der Nation in keiner Weise genügen könne. Schon vor dem Zusammentritt des Congresses hatte der preußische Ministerpräsident in einer nach Wien gerichteten Note die bestimmte Erklärung gegeben, daß er „nur in einer nach dem Verhältniß der Volkszahl der Einzelstaaten aus directen Wahlen hervorgehenden Vertretung des deutschen Volks mit der Befugniß zu beschließender Mitwirkung" die Grundlage einer für Preußen annehmbaren Bundesreform erkennen könne.

Die Augen Deutschlands waren damals zu befangen, um dieses auch bei späterer Aufstellung eines preußischen Gegenentwurfs streng festgehaltene Programm voll zu würdigen. Daß Preußen bei der nächsten deutschen Krisis sein Wort einlösen werde, glaubte fast niemand. Dennoch war der Protest Preußens überzeugend genug, um das auf dem reinen Föderalismus ruhende österreichische Project binnen wenigen Wochen vollständig zu discreditiren. Die gegenseitige Eifersucht der Mittelstaaten brachte es gänzlich zu Fall. Als Napoleon bald darauf mit seinem Congreßplan vor die Welt trat, war die ganze frankfurter Effectscene bereits vergessen. Erst später, in einem ganz andern Stadium der deutschen Geschichte, erinnerte Bismarck wieder an die scharfen Worte, mit denen Oesterreichs Kaiser die seitherigen Bundeszustände einem Gebäude verglichen, dessen Boden schwanke, das überall Risse und Spalten zeige, dessen morsche Wände beim nächsten Sturm zusammenbrechen müßten.

Die Vorboten dieses Sturms pochten in Gestalt der schleswig-holsteinischen Frage schon in demselben Augenblick, in dem der Reformplan Franz Joseph's und der Congreßplan Napoleon's ins Nichts zerfielen, an die Thore Deutschlands. Die seit Jahren schwebende und neuerdings sich wieder ernst gestaltende schleswig-holsteinische Frage trat im November 1863 durch den plötzlichen Tod Friedrich's VII. von Dänemark in den Vordergrund nicht nur der deutschen, sondern der europäischen Geschichte. Den gewaltigen kriegerischen und politischen Ereignissen, welchen diese Frage zum Ausgangspunkt diente, hat die Neue Folge von „Unsere Zeit" bereits in zahlreichen historischen Artikeln*) eingehende Darstellungen gewidmet, welche uns gestatten, auf die Thatsachen als auf Bekanntes und der Erinnerung Naheliegendes Bezug zu nehmen. Wir haben daher den Zeitraum bis zum Prager Friedensschlusse nur flüchtig zu durcheilen, um die Stellung, welche das Ausland und speciell Frankreich den Wandlungen in Deutschland gegenüber einnahm, zu skizziren.

Die im Mai 1863 stattgehabte Neuwahl des französischen Gesetzgebenden Körpers für die Legislaturperiode 1863—69 hatte abermals eine bedeutende Majorität für die Regierung geschaffen. Napoleon war mit Drouyn de Lhuys' Ernennung wieder rechtzeitig in ein Fahrwasser eingelenkt, in dem er der Unterstützung des Klerus gewiß sein durfte. Die parlamentarische Majorität war indeß immer eine solche, die der Regierung gewisse Rücksichten auferlegte. In dem vorwiegend imperialistischen Theile der Versammlung lebte der traditionelle Haß

*) Vgl. „Der Krieg gegen Dänemark im Jahre 1864", I, 161 fg.; „Die schleswig-holsteinische Frage seit dem Kriege von 1864", II, 1., 481 fg.; „Politische Vorgeschichte des deutschen Kriegs von 1866", II, 2., 721 fg.; „Der deutsche Krieg von 1866", III, 1., 321 fg. und III, 2., 81 fg.

Digitized by Google

gegen Deutschland, insbesondere gegen Preußen fort, während anderntheils Erinnerungen aus der ersten Kaiserzeit die größten Sympathien für das jetzt sehr in Frage kommende Dänemark wach riefen. Die vorwiegend klerikalen Elemente haßten gleichmäßig den protestantischen Norden Deutschlands wie das nach Rom strebende Italien. Das auf blinder Nationaleitelkeit beruhende Kriegsgelüst (der Chauvinismus) hatte daher in der Majorität einen fruchtbaren Boden. Abweichend von der Candidatenliste der Regierung waren nur einige dreißig Wahlen ausgefallen, von denen indeß kaum die Hälfte der stricten Opposition zugute kam. Diese Opposition, deren Hauptcontingent Paris gestellt hatte, beobachtete in der auswärtigen Politik im allgemeinen eine Haltung, aus der nur die eine Tendenz consequent hervorleuchtete, jeden Schritt der Regierung zu tadeln. In der deutschen Politik lagen ihre Sympathien während des ersten Stadiums der uns gegenwärtig beschäftigenden Epoche auf dänischer Seite, später auf antiösterreichischer, sofern Italien dabei ins Spiel kam. Der Norden Deutschlands hat sich nur ausnahmsweise der Gunst der Opposition erfreut, und erst als es sich im letzten Jahre um Verfechtung des Princips der Nichtintervention in die innern Angelegenheiten fremder Länder handelte, zwang eine unabweisbare Consequenz dazu, für Deutschland gelten zu lassen, was man für Italien und Mexico forderte.

Innerhalb der Reihen der Opposition standen indeß zwei Männer, die in der auswärtigen Politik eine Sonderstellung einnahmen: der alte Legitimist Berryer, dessen Stellung vorwiegend durch seine Anhänglichkeit an das Papstthum bedingt wurde, und der von der Stadt Paris gewählte ehemalige Orleanist Thiers. Nicht allein die Theorie des auf der Bourgeoisie ruhenden modernen Constitutionalismus hatte Thiers in die imperialistische Kammer mit hinübergenommen, sondern auch die alte diplomatische Lehre, die das Gleichgewicht Europas nur in der Suprematie Frankreichs erkennt, die neben diesem keinen starken Staat auf dem Continent dulden will, die sich auf die Verträge stützt, solange sie ihr conveniren, die aber auch äußerstenfalls zur Erreichung ihrer politischen Zwecke — nicht aber um der nackten Gloire willen — vor dem Kriege nicht zurückschreckt. Wie sich die Situation in den letzten Jahren gestaltete, mußte Thiers daher in der äußern Politik mehr und mehr auf die Seite der Majorität treten. Bei seiner hohen oratorischen Begabung und seiner geistigen Ueberlegenheit hat er sich zuletzt sogar in Sachen der großen Politik zum Führer derselben aufgeschwungen, so streng er auch in allen innern Fragen bei der Opposition verharrte. Dem Einigungswerke Italiens und dem später beginnenden deutschen Einigungswerke stand er ebenso feindlich gegenüber wie die klerikalen Chauvinisten des Gros. Thiers aber war der einzige, der dabei ein logisch aufrecht zu erhaltendes Princip verfocht, dem gegenüber sich auch der Kaiser keineswegs durchaus ablehnend verhalten hat.

Sowenig das Empire in seiner constitutionellen Entwickelung einen belangreichen Fortschritt gemacht hat, so ist doch nicht zu verkennen, daß der französische Parlamentarismus während des jüngsten Lustrums auf die Gestaltung der Dinge einen nicht geringen Einfluß geübt hat. Seitdem die Gloire nicht mehr vorhielt, mußte der Kaiser wenigstens nach Einer Richtung hin ein Ventil öffnen, sollte der Mangel eines öffentlichen politischen Lebens nicht in gefährlicher Weise fühlbar werden. Seit das Novemberdecret von 1860 die Adreßdebatte eingeführt hatte, war auf dem Gebiet der äußern Politik der Discussion in Parlament und Presse fast vollständig freies Spiel gegeben. Die allgemeine Stimmung des Landes wurde dadurch angeregt und oft genug in Flammen gesetzt. Daß der Kaiser gerade das äußere Gebiet wählte, hat nicht allein darin seinen Grund, daß das innere weniger discutable erschien, sondern auch darin, daß sich Napoleon hier als der überlegene Geist fühlte, der die Kundgebungen der Kammer und der Presse weniger als einen Regulator denn als ein dienstbares Hülfsmittel für seine auswärtige Action ansehen zu dürfen glaubte. Die Geschichte weniger Jahre hat indeß ge-

Digitized by Google

lehrt, daß Napoleon in diesem Punkte seinen persönlichen Einfluß überschätzt hat. Die schnell aufeinanderfolgenden principlosen Schwankungen, die den jüngsten Acten seiner Politik den Stempel aufdrücken und den Niedergang seines Ruhmes so unverkennbar ans Licht treten lassen, haben in diesem Irrthum wesentlich ihren Grund.

Der prunkvolle Congreßplan, mit dessen Verkündigung der Kaiser die neue Kammer eröffnete, führte nach seinem raschen Scheitern zu einer völligen Isolirung Frankreichs. England gegenüber, das jenes Scheitern zumeist verschuldet hatte, trat das Tuilerien-cabinet in ein noch gespannteres Verhältniß, als infolge der Trennung in der mexicanischen Affaire und der Weigerung der britischen Regierung, in eine kriegerische Allianz um Polens willen einzutreten, bereits obwaltete. Rußland gegenüber, das die polnische Insurrection jetzt mit rücksichtsloser Energie und realen wie moralischen Erfolgen zu bekämpfen fortfuhr, waltete dieselbe feindselige Spannung wie seither immer noch ob, Oesterreich endlich schloß um die Jahreswende von 1863 zu 1864 mit Preußen eine Allianz zur Bekriegung Dänemarks und lenkte damit vorläufig wenigstens in eine Politik ein, die den Sympathien Frankreichs wenig Rechnung trug. Sobald, wie es jetzt der Fall war, Oesterreich und Preußen zusammenstanden, war Deutschland trotz aller innern Zerklüftung eine Macht, der Frankreich ohne starke Bundesgenossen nicht gewachsen war. Die einzige Allianz, auf die Frankreich zur Zeit hätte zählen können, war diejenige Italiens, das um Venetiens willen mit Freuden zu den Waffen gegriffen hätte. Italien aber wäre kein ausreichend starker Bundesgenosse gewesen; außerdem aber stand zu fürchten, daß es nicht allein Venetien, sondern auch Rom als Preis für seine Dienste beansprucht hätte.

Als im Moment dieser Isolirung die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten eine neue Phase in der Geschichte Europas eröffneten, blieb dem Kaiser Napoleon nichts übrig als eine abwartende Haltung. Preußens großer Staatsmann hat dies richtig erkannt und bei seinem kühnen Vorgehen nicht außer Rechnung gelassen. Zum ersten mal seit der Aufrichtung des zweiten Empire gingen weitreichende Ereignisse in Scene, bei denen der Kaiser nicht die Initiative hatte, auf die er sogar einen positiven Einfluß zu üben nicht in der Lage war. Das eigentliche Wesen des Napoleonischen Imperialismus, wie er sich durch den Krimkrieg neu gestaltet hatte, erhielt dadurch einen empfindlichen Stoß. Der politische Instinct der Franzosen erkannte dies sofort, wenn auch anderwärts der Glaube vorwaltete, der Jupiter an der Seine schaue nur in stolzer Ruhe dem niedern Getriebe eine kurze Weile zu, um im rechten Augenblicke seine Donnerkeile auf denjenigen zu schleudern, dessen Vermessenheit seinen Zorn herausfordere.

Napoleon's Einwirkung auf die deutsch-dänischen Angelegenheiten beschränkte sich gleich der Englands zunächst auf Versuche, Dänemark zu einem gewissen Grade von Nachgiebigkeit zu bewegen und die deutschen Mächte von einem militärischen Einschreiten abzuhalten. Das erstere gelang nur insoweit, als Dänemark davon Abstand nahm, in Holstein Widerstand zu leisten, und die Bundesexecution unblutig geschehen ließ. Auf die Haltung der deutschen Großmächte übte die französische Diplomatie gar keinen Einfluß; auch fehlte ihr dazu so lange jeder feste Anhalt, als Oesterreich und Preußen das von Frankreich mitvollzogene Londoner Protokoll respectirten. Dem Erbrechte des Prinzen von Augustenburg, für das sich zur Zeit die Politiker der großdeutschen wie der kleindeutschen Partei gleichmäßig begeisterten, stellte Napoleon einen völligen Indifferentismus entgegen, der sich schon in seiner Antwort auf ein das ominöse Datum des 2. Dec. (1863) tragendes Schreiben des Prätendenten kundgab, worin dieser „die mächtige Unterstützung der Stimme Frankreichs" erflehte.

Bei den so bedeutenden Sympathien, die ganz Frankreich für die Sache Dänemarks hegte, bleibt es besonders bemerkenswerth, daß Napoleon auch nicht die geringsten An-

Digitized by Google

strengungen machte, um das Londoner Protokoll aufrecht zu erhalten, auf dem doch die Integrität der dänischen Monarchie beruhte und das die Unterschrift Frankreichs trug. Daß der Kaiser zu klare Begriffe von der Machtpolitik hatte, sich auf einen Krieg unter den obwaltenden Umständen aber nicht einlassen wollte, erklärt diese Haltung, die ihm ganz Frankreich noch heute zum Vorwurf macht, nicht vollständig. Der Ernst, den Preußen und Oesterreich im Beginn des Kriegs auf diplomatischem Gebiet zeigten, war keineswegs imponirend. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Napoleon England, das sich für das Londoner Protokoll gewaltig in Harnisch setzte, seine Isolirung fühlen lassen und ihm eine diplomatische Niederlage bereiten wollte. Für die eben erst in der polnischen Frage und beim Congreßvorschlage von britischer Seite befolgte Politik bot sich hier treffliche Gelegenheit, Revanche zu nehmen, ohne es gerade zu einem völligen Bruch kommen zu lassen.

Während das britische Cabinet mit wahrem Fanatismus eine Conferenz der europäischen Mächte auf der Basis des Londoner Protokolls herbeizuführen suchte und sogar auf Abmachungen drängte, durch welche England, Frankreich, Rußland und Schweden sich verpflichten sollten, Dänemark behufs Wahrung dieses Vertrags und der Integrität seiner Monarchie nöthigenfalls materielle Unterstützung zu gewähren, also Deutschland mit Krieg zu überziehen, erklärte Frankreich schon am 8. Jan. in einer Depesche an die kleinern deutschen Staaten, das Londoner Protokoll sei „ein ohnmächtiges Werk". Diese Erklärung erfolgte also zu einer Zeit, in der selbst Preußen und Oesterreich noch an jenem Vertrage festhielten und nur die Mehrzahl der deutschen Mittelstaaten, mit denen Napoleon übrigens stets kokettirt hat, demselben entgegentraten.

Auf die Zumuthung einer kriegerischen Cooperation gegen Deutschland gab Drouyn de Lhuys, für seine Person ein eifriger Parteigänger Dänemarks, am 19. Jan. dem englischen Botschafter die vorläufige Erklärung: „Wir sagen nicht Ja, wir sagen nicht Nein." Der Kaiser aber entschied sich wenige Tage darauf für ein Nein. In einer am 28. Febr. an das britische Cabinet datirten Depesche heißt es:

Der Kaiser würde Widerwillen gegen alles fühlen, was ihn nöthigen könnte, den Wünschen der Deutschen mit den Waffen entgegenzutreten. Es würde vergleichsweise leicht für England sein, einen solchen Krieg zu unternehmen, welcher für England sich immer nur auf maritime Operationen, auf Blokirung von Häfen und Wegnahme von Schiffen beschränken würde. Aber der Boden Deutschlands stößt an den Boden Frankreichs, und ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland würde der unseligste und gewagteste aller Kriege sein, auf welche das Kaiserthum sich einlassen könnte. Außer diesen Erwägungen kann der Kaiser nicht umhin, sich zu erinnern, daß er in Europa zum Gegenstande des Mistrauens und Verdachts wegen seiner vermeintlichen Plane auf Vergrößerungen am Rheine gemacht worden ist. Ein an den Rheingrenzen unternommener Krieg würde nicht verfehlen, diesen ungerechtfertigten und unbegründeten Verdächtigungen eine viel größere Gewalt zu geben. Aus diesen Gründen könne sich die kaiserliche Regierung zu keinerlei Verpflichtungen gegen Dänemark einlassen. Wenn später das Gleichgewicht der Mächte ernsthaft bedroht sein sollte, dann erst könnte der Kaiser sich bewogen fühlen, neue Maßregeln im Interesse Frankreichs und Europas zu ergreifen. Aber für den Augenblick will der Kaiser seiner Regierung jede Freiheit der Action reserviren.

„Freiheit der Action" blieb jetzt auf Jahre hinaus das Stichwort der französischen Politik. Frankreich wurde um so mehr unberechenbar, je mehr sein Minister des Aeußern den hier und dort hervortretenden friedlichen Gesinnungen des Kaisers gegen Deutschland eine zweideutige Färbung zu geben verstand.

Als die österreichisch-preußischen Streitkräfte in siegreichem Vorschreiten am 17. Febr. bis zur jütischen Grenze gelangt waren, diese sogar mit einer schwachen Abtheilung überschritten hatten, begann sich das, was bis dahin und auch noch später nur Occupation genannt werden durfte, thatsächlich in eigentlichen Krieg zu verwandeln. England erhob

Digitized by Google

gegen diese Wandlung entschiedensten Protest. Aber verlassen von der Diplomatie Frankreichs, mußte es endlich geschehen lassen, was es allein nicht zu hindern vermochte. Infolge der diplomatischen Niederlage, die es dadurch erlitt, mußte es denn auch endlich von der Forderung ablassen, daß nur das Londoner Protokoll die Basis für eine Conferenz bilden solle. Um nur überhaupt eine Conferenz zu Stande zu bringen, proponirte es jetzt eine solche ohne Basis und ohne Einstellung der Feindseligkeiten und bedeutete gleichzeitig die dänische Regierung, daß England ihr nie eine materielle Hülfe zugesagt habe. Preußen und Oesterreich konnten einen solchen Conferenzvorschlag unbedingt annehmen, Dänemark mußte ihn annehmen.

Während noch über die Conferenz verhandelt wurde, stellte Napoleon ein Vermittelungsproject auf, mit welchem er den Boden des Londoner Protokolls gänzlich verließ. Am 20. März ließ er dem britischen Cabinet den Vorschlag machen, den Wunsch der Bevölkerungen zur Grundlage des Ausgleichs zu wählen. Das Nationalitätsprincip, „dieses Grundprincip unsers öffentlichen Rechts", wie es in der betreffenden Depesche hieß, sollte sowol für Deutschland wie für Dänemark zur Anwendung kommen. Abgesehen von geringfügigen Schwankungen concentrirt sich in dem Hindrängen auf Volksabstimmung behufs Wahl des Landesherrn und Manifestirung der Nationalität fast einzig und allein das Interesse, das der Kaiser den schleswig-holsteinischen Dingen fernerweit zuwandte. Im übrigen ließ er den Ereignissen ihren Lauf.

Diese Zurückhaltung rief zum ersten mal in der öffentlichen Meinung von Frankreich eine Bewegung hervor, die Napoleon, der bis dahin der Nation als der Träger einer activen Politik vorangegangen war, zu einem energischern Einschreiten zu Gunsten Dänemarks zu drängen suchte. Ganz abgesehen von der nationalen Freundschaft mit Dänemark konnten sich die Franzosen in den Gedanken nicht finden, daß auch fremde Mächte und nun gar deutsche Mächte, ohne in Paris vorher anzufragen, an ihr Schwert appelliren, siegen und Siegesfrüchte heimtragen sollten. Die Presse erinnerte täglich an das Wort Friedrich's des Großen: „Wenn ich König von Frankreich wäre, sollte in Europa ohne meine Permission kein Kanonenschuß abgefeuert werden."

Der Kaiser aber widerstand diesem Drängen; die laute Misstimmung, die der preußische Sieg von Düppel in Frankreich wach rief, ignorirte er gänzlich. Auf der Londoner Conferenz war die Haltung Frankreichs eine auffallend indifferente. Nur lau unterstützte es den Vorschlag einer Theilung Schleswigs auf Grund vorausgehender Befragung der Bevölkerung. Speciell wünschte es, daß diese Befragung nur auf die Zone, innerhalb welcher die Nationalitäten gemischt sind, ausgedehnt werde. Als dieser wie alle andern Vorschläge theils an den Prätensionen Dänemarks, theils auch an der sieggewissen Haltung der deutschen Mächte scheiterte und vorauszusehen war, daß die Conferenz resultatlos enden werde, machte die britische Diplomatie plötzlich eine Proposition, die augenscheinlich darauf abgesehen war, sich Frankreich wieder zu nähern. Ohne den Kaiser Napoleon gerade ausdrücklich zu nennen, schlug sie vor, diesem das Schiedsrichteramt behufs Bestimmung einer Theilungslinie zu übertragen. (Der diplomatische Ausdruck lautete: „einer befreundeten Macht", die ganze englische Presse aber bezeichnete den Kaiser der Franzosen ausdrücklich.) Es ist ein Zeichen der geringen Hoffnungen, welche Dänemark noch auf die besondere Gunst Napoleon's setzte, daß es gerade das kopenhagener Cabinet war, an dessen Ablehnung der britische Vorschlag scheiterte.

Unverkennbar hat Napoleon zu jener Zeit eine maßvolle Zurückhaltung und eine große Unparteilichkeit bekundet. Jetzt aber trat eine gewaltige Versuchung an ihn heran. England, das sich zu Gunsten Dänemarks maßlos ereifert hatte und dessen Haß gegen Deutschland damals in höchster Blüte stand, wollte sein politisches Fiasco nicht ungerächt tragen. Seine Flotte nahm auf der Rhede von Spithead eine drohende Stellung nach

Digitized by Google

der Nordsee hin, seine Diplomatie beantragte in Paris eine gemeinsame kriegerische Demonstration gegen Deutschland. Unbedingt ablehnend verhielt sich Napoleon nicht, aber er stellte Bedingungen, die England weder erfüllen konnte noch wollte. Von Demonstrationen wollte er nichts wissen, die Entscheidung über einen großen ernsten Krieg aber machte er davon abhängig, daß England sich verpflichte, Frankreichs Alliirter bis zu den äußersten Consequenzen zu bleiben. Damit waren die Verhandlungen über diesen Punkt geschlossen. England war nicht gesonnen, Napoleon den Rhein erobern zu helfen.

Drei Tage nach dem Schluß der Londoner Conferenzen, auf denen die deutschen Mächte das ihnen vom Auslande ein halbes Jahrhundert hindurch streitig gemachte Recht zurückgewannen, in nationalen Angelegenheiten an ihr gutes Schwert zu appelliren, trug Preußen seinen schönen Waffenerfolg von Alsen davon; wenige Wochen später war das ganze dänische Festland im unbestrittenen Besitz der Alliirten. Dänemark erkannte, daß es vom Auslande nichts mehr zu hoffen habe, und bat direct in Wien und Berlin um Frieden. Napoleon selbst hatte dem kopenhagener Cabinet zu diesem Schritte gerathen und sich seinerseits auf eine Fürsprache um milde Bedingungen für den Ueberwundenen beschränkt. Der Verzicht auf Erstattung der Kriegskosten war das Ergebniß dieser ohne jede Anmaßung geübten Unterstützung.

Nicht die Befreiung der Herzogthümer von der Fremdherrschaft war das Hauptergebniß dieses Kriegs und Siegs. Von unendlich viel weiter reichender Bedeutung war der Bruch des Bannes, der bis dahin auf Deutschland gelastet hatte. Namentlich war es Preußen, das jetzt von dem Bleigewicht der alten Verträge befreit dastand, deren Druck es jahrzehntelang mehr als alle andern Mächte Europas empfunden hatte. Nur an der Seite Oesterreichs war dieser Erfolg möglich; hätte Oesterreich auf der Seite der politischen Gegner gestanden, wie dies 1848—50 der Fall war, so hätte das Ergebniß nur ein zweites Warschau und Olmütz, diesmal vielleicht ein London und Olmütz, sein können. Jedem politisch Einsichtigen mußte jetzt klar werden, warum Bismarck nicht das engere Deutschland, sondern Oesterreich zu seinem Alliirten gewählt hatte. Europas ledig durfte Preußen nunmehr das Ziel ins Auge fassen, auch die Suprematie Oesterreichs abzuschütteln. Deutschland hat die bedeutsame Aenderung der Situation zur Zeit keineswegs voll gewürdigt. Die französische Presse aber gibt unwiderleglichen Aufschluß darüber, daß man in Paris von vornherein ein Verständniß für die Wandlung der Dinge hatte. Das Gefühl nationaler Eifersucht, das die eiteln Franzosen bis dahin Deutschland gegenüber kaum kannten, begann plötzlich sich zu entwickeln und allmählich zu einem Factor anzuwachsen, von dem bereits mehr als einmal die Entscheidung über Krieg und Frieden abhängig zu werden drohte.

Nach dem schleswigschen Kriege traten die deutschen Angelegenheiten auf längere Zeit vom internationalen Gebiet zurück. Weder Frankreich noch das übrige Ausland kümmerte sich um den ganz Deutschland beschäftigenden Streit wegen der Erbfolge in den Herzogthümern und fast ebenso wenig um die aus dem dort herrschenden Condominat erwachsenden Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich. Napoleon gab indeß die Hoffnung nicht gänzlich auf, daß es ihm bei schließlicher Herstellung des Definitivums dennoch gelingen werde, eine Exemplification seiner „neuen Principien", sei es auch im allerbeschränktesten Umfange, auf germanischem Boden zu ermöglichen. In dem sogenannten Gelbbuche, welches den am 15. Febr. 1865 eröffneten französischen Kammern vorgelegt wurde, hieß es bei Besprechung der auswärtigen Angelegenheiten, daß der zwischen den beiden deutschen Großmächten und Dänemark geschlossene Frieden von Wien den Wünschen Frankreichs nicht gemäß sei; speciell gedacht war dabei der Verletzung des Nationalitätsprincips durch „die Annexion des dänischen Theiles von Schleswig an

Digitized by Google

Deutschland". Die nächste diplomatische Kundgebung Frankreichs erfolgte erst am 29. Aug. 1865, als die Convention von Gastein eben zum Abschluß gelangt war. Die in jener Convention stipulirte administrative Theilung der Herzogthümer nannte eine Circulardepesche Drouyn de Lhuys' eine auf Gewaltthat und Eroberung fußende Praxis, deren das heutige Europa entwöhnt sei und die nur in den traurigsten Zeiten der Geschichte Präcedenzfälle finde. Indeß auch diese Erscheinung steht vereinzelt da. Drouyn de Lhuys war, persönlichen Antipathien folgend, über die Intentionen seines Kaisers weit hinausgegangen und sah sich infolge dessen zu abschwächenden Erklärungen veranlaßt. Das Rundschreiben, hieß es, sei kein diplomatisches Actenstück, das zur Mittheilung bestimmt sei, sondern nur eine vertrauliche Information der Gesandten über den Standpunkt der Regierung. Dasselbe erschien auch nicht unter den diplomatischen Urkunden, die das nächste Gelbbuch brachte.

Noch im October desselben Jahres machte Bismarck seinen Besuch in Biarritz und wurde vom Kaiser mit Auszeichnung aufgenommen. Bismarck hatte, als die durch den Gasteiner Vertrag nur auf kurze Zeit abgewendeten Gefahren eines Kriegs in Deutschland heraufzogen, durch Abschluß des Handelsvertrags mit Italien die deutschen Mittelstaaten zu der bis dahin noch rückständigen Anerkennung Italiens veranlaßt und dadurch gleichzeitig Napoleon einen Dienst erwiesen, dem gegenüber der kleine Groll wegen der Gasteiner Convention in Nichts verschwand. Es ist unbestreitbar, daß die Beziehungen Preußens zu Frankreich im Herbst 1865 wieder die allergünstigsten waren und daß Graf Bismarck diesen Umstand bei seinem Besuche zu verwerthen verstanden hat. Welche Abmachungen zwischen den beiden Staatsmännern zur Zeit getroffen worden sind, ist bis heute noch ein Geheimniß. Niemand aber zweifelt daran, daß Bismarck Frankreich mit der Ueberzeugung verlassen hat, Napoleon werde bei einer kriegerischen Katastrophe in Deutschland aus der Zurückhaltung nicht heraustreten, die er jetzt schon seit Jahren den deutschen Angelegenheiten gegenüber an den Tag gelegt hatte. Ob Bismarck eine Gegenconcession gemacht hat, wird erst die Zukunft offenbar machen. Wenn überhaupt eine, so war es, wie der Verlauf der Dinge schmachvollen Verleumdungen gegenüber klar erwiesen hat, keine solche, die Deutschlands Ehre und seine Ansprüche an die Zukunft compromittirte.

Es kam das Jahr 1866, mit ihm die politische Krisis in Deutschland, und in ihrem Gefolge der Krieg. In der politischen Entwickelungsgeschichte dieser Katastrophe wie in der Geschichte des Krieges selbst hat diese Zeitschrift der französischen Politik gegenüber Deutschland und Italien in so eingehender Weise gedacht, daß wir kaum etwas nachzutragen haben.

Napoleon's Haltung entsprach durchaus der Voraussicht Bismarck's. Sie war eine vollständig zurückhaltende bis zu dem Tage, an welchem in Böhmen jene welthistorische Entscheidung fiel, die keine Macht der Erde sich stark genug fühlen konnte wieder ungeschehen zu machen. Diese Zurückhaltung war nicht ohne ernsten Widerstand gegen die öffentliche Meinung des Landes durchzuführen. Die stolzen Prätensionen, zu welchen Napoleon durch seinen wiederholten Appell an die Gloire der Nation selbst eine Berechtigung zuerkannt hatte, wurden lauter und lauter. Nichts Großes sollte sich in Europa ohne Frankreich vollziehen. Vielleicht würde der Kaiser dem Drange der öffentlichen Meinung zu widerstehen nicht vermocht haben, wenn nicht die eigenthümliche politische Constellation eine Parteinahme äußerst erschwert hätte. Gegen Italien Zwang zu üben, um ihm Venetien vorzuenthalten, war fast unmöglich; Italien aber war mit Preußen, gegen das man mit Freuden ins Feld gezogen wäre, verbündet. Dies und der Umstand, daß es Oesterreich war, das die Friedensconferenz zu Fall brachte, ermöglichten es dem Kaiser, sein Programm aufrecht zu erhalten: „ernste Bemühung um Erhaltung des Friedens,

Digitized by Google

ſtrenge Neutralität und volle Actionsfreiheit". Das letzte Glied dieſer Trias war das einzige, das von der öffentlichen Meinung mit einer gewiſſen Befriedigung aufgefaßt wurde. Sie hoffte, Frankreich werde im rechten Moment ſein „Sic volo, sic jubeo" rufen und dann aus dem gewaltigen Streit den Löwenantheil davontragen. Daß die ſchließliche Entſcheidung über die aus dem Kriege vorausſichtlich erwachſende Umgeſtaltung Mitteleuropas nur in Frankreichs Hand liegen könne, war ein Traum, aus dem erſt die Kanonen von Königgrätz die franzöſiſche Nation unſanft aufgerüttelt haben.

Ob auch der Kaiſer von dieſen Illuſionen befangen war? Faſt ſcheint es ſo. Sein dem Geſetzgebenden Körper mitgetheilter Brief vom 11. Juni an Drouyn de Lhuys gibt, ehe noch ein Kanonenſchuß gefallen war, in ſo beſtimmten Zügen ein Programm für die künftige Geſtaltung Deutſchlands, daß kaum eine andere Anſicht platzgreifen kann. Zweifellos iſt es, daß Napoleon die koloſſale kriegeriſche Ueberlegenheit Preußens nicht geahnt, daß er vielmehr geglaubt hat, der Krieg in Deutſchland werde lange hin- und herſchwanken und Momente genug für ſein diplomatiſches Dazwiſchentreten bieten. Der Gedanke dagegen, im geeigneten Moment ſein Schwert in die Wagſchale zu werfen, hat dem Kaiſer jedenfalls nur für fern liegende Eventualitäten vorgeſchwebt. Seine Armee war, was freilich erſt ein Jahr ſpäter weltkundig wurde, keineswegs in ſchlagfertigem Zuſtande. Die mexicaniſche Expedition hatte größern Aufwand erfordert, als man der Nation geſtehen wollte. Die Zeughäuſer und Magazine wieſen infolge deſſen große Lücken in ihren Beſtänden auf, es fehlte an Pferden, ſogar die Cadres der Regimenter waren unvollſtändig. Dazu kam, daß Frankreich durch die mexicaniſche Affaire mit der nordamerikaniſchen Union in Differenzen gerathen war, die jeden Augenblick eine Kataſtrophe oder eine ſchwere diplomatiſche Niederlage herbeiführen konnten.

Wenn Frankreich trotzdeſſen, daß die Ereigniſſe, die ſich ohne ſein Zuthun vollzogen hatten, die Vorausſicht des Kaiſers als trügeriſch erwieſen, beim ſchließlichen Austrage noch einmal einen bedeutſamen Einfluß auf die innere Geſtaltung der deutſchen Angelegenheiten übte, ſo wurde dies nur dadurch ermöglicht, daß gerade diejenige Macht Napoleon als Schiedsrichter herbeirief, die ſich bis dahin die erſte in Deutſchland genannt hatte. Geſtützt auf das in dem gedachten Briefe an Drouyn de Lhuys enthaltene franzöſiſche Programm, gedachte Oeſterreich auch nach ſeiner Niederlage dieſe Stellung noch fernerhin zu wahren.

Die ewige Weltordnung hat es anders gewollt. Napoleon mußte die gewaltige Größe des preußiſchen Siegs anerkennen und gerade auf den Theil ſeines Codex verzichten, der den Kernpunkt des Ganzen ausmachte: Oeſterreich ſchied aus Deutſchland aus. Mochte damit auch der Kampf um die volle Emancipation Deutſchlands von der Einwirkung des Auslandes noch nicht vollſtändig beendet ſein, die Gewißheit für den ſiegreichen Austrag des weitern politiſchen Kampfes war damit gegeben. Die ſeitdem verronnene kurze Friſt von weniger als anderthalb Jahren, deren hiſtoriſche Skizzirung uns noch obliegt, hat dafür unwiderlegliche Gewähr gegeben.

Der politiſche Schwerpunkt Europas hat ſeine Bewegung vom Weſten nach der Mitte Europas in ſichtbarer Weiſe begonnen.

Digitized by Google

Die politisch-sociale Lage Englands.

Von Friedrich Althaus.

Erster Artikel.

Die Parlamentsreform von 1867.

In der politisch-socialen Entwickelungsgeschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1815 waren bisher drei Jahre von epochemachender Bedeutung: das Jahr der Katholikenemancipation (1829), das Jahr der ersten Reformbill (1832) und das Jahr, welches mit der Abschaffung der Kornsetze den Triumph der Politik des Freihandels sicherte (1846). Abgesehen von den auswärtigen Ereignissen, lassen alle Vorgänge des englischen Volkslebens während des angegebenen Zeitraums sich direct oder indirect auf die Begebenheiten jener drei epochemachenden Jahre zurückführen. Gegenwärtig tritt ein viertes Jahr in ihre Reihe: das Jahr 1867; ja, wenn nicht alle Zeichen täuschen, ist mit demselben ein historischer Entwickelungspunkt erreicht worden, in welchem sämmtliche Resultate der verflossenen 38 Jahre sich vereinigen, und von dem aus eine ganz neue Epoche der englischen Geschichte beginnt. Das große Ereigniß dieses Jahres ist die Durchführung einer zweiten Reform der Volksvertretung, einer Reform, welche im Vergleich mit der von 1832 als radical bezeichnet werden muß und die Aussicht auf eine ebenso umfassende als tiefgreifende Umgestaltung des englischen Staatswesens eröffnet. Die langwierigen Kämpfe, welche dieser Maßregel vorhergingen, die wechselnden Phasen, welche die Reformagitation, unter dem Einfluß der öffentlichen Meinung und der parlamentarischen Parteien, seit beinahe drei Decennien durchlaufen hat, und besonders die Umstände, unter welchen, während der vorletzten Parlamentssitzung, die mäßige Reformbill des Russell-Gladstone'schen Ministeriums scheiterte, habe ich, bis zum Herbst 1866, in einem frühern Artikel dargestellt.*) Die Lage der Dinge war damals ernst genug. Es ließ sich mit ziemlicher Gewißheit voraussehen, daß der Widerstand der ans Ruder gelangten Tories zu Gunsten des Statusquo höchstens von beschränkter Dauer sein könne. Dennoch erwartete niemand eine so rasche, radicale Lösung des Problems wie diejenige, welche seitdem stattgefunden hat. Wenn die Vorgänge von 1866 die erstaunlichsten Ueberraschungen bereitet und auf die Zustände der Volksmeinung und der politischen Parteien Englands ein seltsames Licht geworfen hatten, so brachte die Session von 1867 einen Umschwung hervor, der in der Geschichte der Parteien vollkommen unerhört war. Der alte Parteigegensatz der Whigs und der Tories, um welchen die politische Geschichte Englands seit der Revolution von 1688 sich verhängnißvoll gedreht hatte, erreichte ein plötzliches Ende. Die Whigs sahen sich an die Stelle der Tories versetzt, die Tories verwandelten sich in Radicale; alle Elemente der hergebrachten Ordnung des Parlamentarismus geriethen in zersetzende Gärung und das Gesetz, auf dessen Grundlage die nächste Zukunft Englands ruhen wird, gab mit der Nothwendigkeit einer den Verhältnissen entsprechenden Umgestaltung der Parteien, dem Nationalleben zugleich neue Zwecke und Ziele. Die Parlamentssession von 1867 ist daher im vollen Sinne des Worts ein Ereigniß von historischer Bedeutung und verdient als solches in der Geschichte der Gegenwart eine eingehende Betrachtung. Aber die bedeutungsvollen Ereignisse kommen, wie die Götter, selten allein, und bei der Umschau über die Lage Englands während dieser merkwürdigen Uebergangsepoche der Weltgeschichte nehmen, im Zusammenhang mit der Parlamentsreform, noch andere verhängnißschwere Begebenheiten die Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir müssen, um ihre Tragweite zu würdigen, einerseits

*) „Die Reformbewegung in England", II, 2., 641 fg.

Digitized by Google

einen Blick werfen auf die gegenwärtigen Zustände der arbeitenden Klassen Englands, deren Ausschließung vom politischen Leben einen Hauptanlaß zu der Reformbewegung lieferte, und andererseits hinweisen auf das Verhältniß Englands zu Irland, dessen unbefriedigende Natur durch den Fortgang der fenischen Unruhen während des Jahres 1867 in so drohender Weise bekundet wurde. Nach jener Seite sollen uns besonders die im Laufe dieses Jahres erlangten Enthüllungen über die Arbeiterassociationen (trades unions) beschäftigen, nach dieser die in einem frühern Artikel gegebene Geschichte des Fenianismus vervollständigt werden. Die Betrachtung dieser Phänomene wird uns zugleich einige der Hauptaufgaben kennen lehren, welche der Gesetzgebung des reformirten Parlaments harren.

Unmittelbar nach der Abdankung des Russell-Gladstone'schen Ministeriums (25. Juni 1866) war die Ansicht ziemlich allgemein, daß die Durchführung der Parlamentsreform noch einmal auf unbestimmte Zeit vertagt worden sei. Die liberale Partei war, durch den Abfall der Adullamiten, geschwächt und zersplittert aus dem Kampfe hervorgegangen; die Führer der Tories hatten unter dem lauten Beifall der torystisch-adullamitischen Majorität die Meinung geltend gemacht, daß man keine Reform nöthig habe, und Lord Derby hatte in seiner Antrittsrede vom 9. Juli in Bezug auf die Reformfrage keinerlei Versprechungen gegeben, sondern sich völlig freie Hand vorbehalten. Allein schon wenige Wochen später, noch vor dem Schluß der Session (9. Aug.), war die Lage der Dinge von Grund aus verändert. Es hatte sich gezeigt, daß die Gemüther des Volks zu tief erregt waren, um die jüngste Entscheidung des Parlaments auch nur vorläufig als endgültig anzuerkennen, und das Hauptorgan der populären Agitation, die Reformleague, hatte alle Kräfte in Bewegung gesetzt, um der Enttäuschung über den kläglichen Ausgang der Reformdebatten einen nicht mißzuverstehenden Ausdruck zu geben und den Kampf ohne Verzug zu erneuern. Das unter der Leitung der Reformleague am 23. Juli im Hydepark in London veranstaltete Massenmeeting war das erste Symptom dieser Stimmung und der Ausgangspunkt einer nationalen Bewegung, welche jenen entscheidenden Umschwung der Dinge herbeiführte. Die Regierung beging den unverzeihlichen Fehler, dieses Meeting mit Gewalt zu verhindern, und machte dann, erschreckt durch die Folgen des Zusammenstoßes zwischen Volk und Polizei, der Reformleague Zugeständnisse, welche die augenblickliche Niederlage derselben in einen Sieg verwandelten. Die League machte sich diesen Sieg zu Nutze. Neue Massenmeetings wurden unmittelbar darauf in andern Theilen Londons veranstaltet, und die Vorgänge in der Hauptstadt riefen eine ungeheure Sensation in ganz England hervor. Birmingham, Manchester, Glasgow, Bristol folgten während der Herbstmonate, mit Massenmeetings im größten Maßstabe, dem von London gegebenen Beispiel. Von Tage zu Tage breitete der Einfluß der League sich weiter aus, und während sie noch vor kurzem bereit gewesen war, die mäßige, aber ehrlich gemeinte Reformbill der liberalen Regierung zu unterstützen, machte sie jetzt Forderungen geltend, die keinen Zweifel darüber ließen, daß sie fester als je entschlossen sei, bei ihrer Aufgabe zu beharren, und daß in Zukunft nichts als eine wirklich umfassende Parlamentsreform auf Zustimmung des Volks hoffen dürfe.

Von seiten der Tories und der Adullamiten zuckte man freilich über diese großen Reformdemonstrationen die Achseln. Die angeblich bis in die Hunderttausende hinaufsteigende Zahl der Theilnehmer wurde für lächerlich übertrieben erklärt; ihre politische Bedeutung fertigte man mit der Behauptung ab, daß die angeblichen Reformmeetings im Grunde weiter nichts seien als Versammlungen lärmender Pöbelhaufen, und daß es nimmer gelingen werde, die herrschenden Klassen durch die Drohung physischer Gewalt einzuschüchtern. Aber sehr bald erwies dieses Urtheil sich als unbegründet und voreilig.

Digitized by Google

Die Zahlen mochten durch enthusiastische Berichterstatter der Reformleague übertrieben sein, und unzweifelhaft fehlte es den Versammlungen so großer Menschenmassen nicht an der Beimischung pöbelhafter Elemente. Doch schon der Umstand, daß alle diese Meetings mit der musterhaftesten Ordnung, ohne jede Gewaltthat oder Störung der öffentlichen Ruhe abliefen, stimmte wenig zu der Beschreibung ihrer Gegner, und unparteiische Berichte stellten die Thatsache fest, daß in Wahrheit nicht der Pöbel, sondern der beste Theil der arbeitenden Klassen, der Handwerker und der Fabrikarbeiter dabei betheiligt war. Was den Zweck der Meetings anging, so wurde für den Augenblick auch keine Drohung physischer Gewalt beabsichtigt. Ihre nächste und unverhohlen ausgesprochene Absicht war die Widerlegung des oft wiederholten Vorwurfs der Gegner der Reform, demzufolge die Reformagitation nichts als das Werk einiger Demagogen sei, dem Volke als solchem dagegen jedes wirkliche Interesse daran abgehe. Daß nach den jüngsten Vorgängen dieser Vorwurf auch den letzten Schein von Berechtigung verloren habe, lag auf der Hand. Wenn aber die Vertreter des Statusquo nun das Resultat der Bewegung auf dieses Zugeständniß beschränken zu können meinten, und dem Volke den Rath gaben, sich damit zu begnügen und den Rest der Zeit zu überlassen, so hatten sie sich von neuem verrechnet. Die Enthüllungen des verflossenen Jahres beweisen vielmehr, daß die Wirkung jener vielgeschmähten Massenmeetings weit tiefer reichte. Schon im Herbst 1866 hatten sie (so erfuhr man aus Lord Derby's und D'Israeli's eigenem Munde) die Führer der Tories, dieselben Männer, welche die mäßige Reformbill ihrer Vorgänger auf äußerste bekämpft hatten, zu der Ueberzeugung gebracht, daß es unmöglich sei, die Lösung des Problems länger hinauszuschieben, daß unter den Maßregeln der nächsten Session eine Reformbill voranstehen und die so oft erneuerte, immer drohendere Agitation, es koste was es wolle, in einem nationalen Resultat zur Ruhe gebracht werden müsse.

Die Session, welche als die Werkstätte der zweiten Reformbill in der Geschichte Englands denkwürdig bleiben wird, begann am 5. Febr. 1867. Die Thronrede war ungewöhnlich lang. Es wurde eine ganze Reihe socialer Reformen darin angekündet; aber mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, mit einer zur Intensität gesteigerten lautlosen Stille empfing man den Paragraphen, welcher über die Parlamentsreform handelte. Die Führer der Opposition bezeichneten denselben in der Adreßdebatte als unbestimmt und zweideutig, erklärten jedoch übrigens ihre Bereitwilligkeit, der von der Regierung einzubringenden Bill alle diejenige Beachtung zutheil werden zu lassen, welche sie im Interesse der Sache verdiene. In der That war die Sprache des Paragraphen nicht unbestimmter oder zweideutiger, als derartige allgemeine Ankündigungen gewöhnlich sind. Sie forderte auf zu gegenseitiger Verträglichkeit und Mäßigung und verhieß eine Maßregel, die, „ohne das Gleichgewicht der politischen Macht über Gebühr zu stören, das Wahlrecht in umfassender Weise ausdehnen solle". Alles hing eben ab von den genauen Bestimmungen des verheißenen Gesetzentwurfs. Aber schon das bloße Einbringen desselben unter den obenbezeichneten Zeitumständen bewies seitens der Tories die ernste Absicht, einer Aufregung ein Ende zu machen, die, wie Lord Derby erklärte, den Fortschritt jeder andern Gesetzgebung hemme, während der bloße Wunsch, nur endlich mit dem lästigen Gegenstande fertig zu werden, auch die Masse der Gleichgültigen und der Widersacher mit einer wohlwollenden oder nachgiebigen Stimmung erfüllte.

Dennoch war die Aufgabe der Regierung eine unendlich schwierige. Die Antecedentien ihrer Partei, die Haltung der parlamentarischen Opposition, der Zustand der öffentlichen Meinung, ihre eigene persönliche Zusammensetzung endlich boten höchst verwickelte, gefährliche Probleme dar. Kein Außenstehender ahnte damals, wie sie dieselben lösen werde. Nach den gegenwärtig erlangten Aufschlüssen steht als Thatsache fest, daß nichts

Digitized by Google

als ein geheimes Einverständniß der beiden leitenden Männer des Ministeriums, eine lange fortgesetzte Täuschung des größten Theils ihrer Collegen über ihre eigentlichen Absichten, eine macchiavellistisch schlaue Manipulation ihrer Anhänger, ein theilweises Aufgeben der Grundsätze, welche bis dahin das Verhältniß der Regierung zum Parlament geregelt hatten, ja ein völliger, revolutionärer Umsturz der alten Parteien genügte, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Ob andere Mittel und Wege außerhalb des Bereichs der Möglichkeit lagen, müssen wir ununtersucht lassen. Sicher ist, daß die Führer der Tories, zur Durchführung einer Reformbill entschlossen wie sie waren, durch die Umstände gedrängt, jene gewundenen gefährlichen Bahnen wandelten, und wie die Dinge liegen, kann es nur Eine Meinung darüber geben, daß, abgesehen von den allgemeinen historischen Einflüssen, die Reformbill von 1867 wesentlich das Werk zweier Männer war, Lord Derby's und Benjamin D'Israeli's, während der Löwenantheil der Arbeit dem Führer der Versammlung anheimfiel, welche in Sachen der Parlamentsreform die erste Stimme hatte: Benjamin D'Israeli, dem Führer des Unterhauses.

Dieser merkwürdige Charakter hat die Welt jetzt seit mehr als einem Menschenalter beschäftigt; aber nie vorher ist seine seltsame Doppelnatur, die ihn gewissermaßen zur Nemesis seiner Partei stempelt, auf frappantere Weise zur Erscheinung gekommen als in der Session von 1867. Es würde die Grenzen unserer Aufgabe überschreiten, wollten wir eine ausführliche Charakteristik D'Israeli's in diese Darstellung der Geschichte der Reformbill verflechten; doch ein Hinblick auf seine Laufbahn und sein Verhältniß zu seiner Partei ist zum Verständniß der nachfolgenden Ereignisse unerläßlich. Wenn es als bemerkenswerth gelten muß, daß eine Toryregierung zur Durchführung einer radicalen Reformbill bestimmt war, so gibt es keinen bessern Schlüssel zur Lösung des scheinbaren Räthsels als die Persönlichkeit Benjamin D'Israeli's. D'Israeli war nie ein Tory im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Was zuerst an ihm auffällt, ist die fremdartige Mischung seiner Natur, die gleichsam naturwüchsige Janusgestalt seines Genies und Charakters. Abkömmling einer aus Spanien nach Italien und aus Italien nach England eingewanderten jüdischen Familie, hat er freilich die Grenzen seines Stammes und die Religion seiner Väter mit dem englischen Bürgerthum und dem Bekenntniß der englischen Hochkirche vertauscht, aber trotzdem zugleich mit den typischen Eigenthümlichkeiten seiner Rasse eine beinahe leidenschaftliche Anhänglichkeit an ihre Traditionen festgehalten; dem Namen nach ein englischer Bürger und anglikanischer Hochtory, war er von früh auf dem Wesen nach ein jüdischer Kosmopolit und Freigeist. Ein glänzendes Talent und ein rastloser Ehrgeiz gesellten sich zu diesem Naturgefühl seiner fremden Abstammung, um die Empfindung der Heimatlosigkeit in den Verhältnissen, in welche das Schicksal ihn hineingeworfen, zu verstärken. Sein erstes öffentliches Auftreten als Schriftsteller zeigte ihn in dem Charakter eines fashionablen Roué, eines intellectuellen Don Juan, im Stile Lord Byron's. Die große Tour unternahm er halb als weltschmerzlicher Childe Harold, halb als wandernder Jude und Prophet der weltbeherrschenden Zukunft des Judenthums. Nach der Durchführung der ersten Reformbill (1832) kehrte er aus dem Orient als politischer Radicaler nach England zurück und begann seine Laufbahn als Parlamentscandidat unter den Auspicien Daniel O'Connell's. Erfolglos in wiederholten Bemühungen nach dieser Seite, schleuderte er (1834) sein „Revolutionäres Epos" in die Welt, in welchem er sich als den Homer und Milton seiner Epoche ankündete, und nachdem auch dieser kühne Wurf an dem Stumpfsinn des Publikums gescheitert war, schlug sein revolutionärer Radicalismus mit charakteristischer Plötzlichkeit in das entgegengesetzte Extrem des anglikanischen Toryismus um.*) Allerdings

*) In der Schrift „Vindication of the English Constitution" (1835).

Digitized by Google

liefen die von ihm entwickelten Ideen über das Wesen des Toryismus den seither gültigen Vorstellungen schnurstracks zuwider. Denn was er aus der englischen Geschichte zu beweisen suchte, war nichts mehr und nichts weniger als die staunenswerthe Thatsache, daß die Tories die wahren Demokraten seien und daß das Heil der Zukunft abhänge von ihrer Allianz mit den arbeitenden Klassen. Doch er theilte mit den Tories alten Stils den Haß gegen die Whigs und unter dieser Fahne gelang es ihm endlich, im Jahre 1837 das vielbegehrte Ziel eines Sitzes im Hause der Gemeinen zu erreichen. In seiner von den crassesten Widersprüchen strotzenden Jungfernrede machte er sofort den Versuch sich eine repräsentative Stellung zu vindiciren, als Repräsentant des „Jungen Englands", scheiterte jedoch in diesem Bemühen an dem Gelächter aller Parteien und begnügte sich dann zunächst mit der bescheidenern Rolle eines Anhängers Sir Robert Peel's. Als solcher nahm er während der folgenden Jahre lebhaften Antheil an den Debatten. Seine rednerische Begabung, die fremdartige Originalität seiner Ansichten, die Kühnheit persönlicher Invective, die stete Schlagfertigkeit glänzenden Witzes und schneidender Satire, verschafften ihm immer entschiedener das Gehör, welches ihm anfangs verweigert wurde. Aber je länger man ihn sah und hörte, um so mehr befestigte sich das allgemeine Gefühl von der Fremdartigkeit seines Wesens. Er wirkte wie ein zersetzendes Element zwischen den Parteien, gehörte im Grunde keiner an, übte nach allen Seiten eine größere Abstoßungs- als Anziehungskraft aus. Die parlamentarischen Formen hatte er sich schnell wie wenige andere zu eigen gemacht; seine Ideen über Constitution und Politik, seine Denkweise und seine Ziele liefen denjenigen sämmtlicher bestehenden Parteien zuwider. Es konnte nicht überraschen, wenn die Tories vom Schlage Sir Robert Peel's einem von so grundverschiedenen Traditionen beherrschten Bundesgenossen mit Zurückhaltung begegneten. Sie erblickten in ihm einen Rhetor, einen Gladiator, einen Guerrilla, vielleicht einen politischen Don Quixote, keinen Staatsmann, und als zu Anfang der vierziger Jahre die Whigs einem Toryministerium unter Sir Robert Peel Platz machten, fiel es niemand ein, D'Israeli mit einem Amte zu betrauen. Für ihn jedoch war diese Vernachlässigung die Enttäuschung einer leidenschaftlich gehegten Hoffnung. Mit der zähen Ausdauer seiner Rasse hielt er noch eine Weile an Sir Robert Peel fest. Dann, als alle Annäherungen vergeblich blieben, zeigte er, daß ihm auch die feurige Energie eines selbständigen Willens nicht fehle, und trat, von einer kleinen Schar von Bewunderern umgeben, als Gründer der neutorystischen Partei des Jungen Englands dem allmächtigen Minister feindselig gegenüber. Das Evangelium dieser Partei, die Lehre von dem radicalen Toryismus der jungen Generation, welche bestimmt sein sollte, den verrotteten Parteien der Whigs und Tories alten Stils ein Ende zu machen und durch die Allianz der Krone mit den Chartisten, unter der Vermittelung der weltstürmenden, welterneuernden jungenglischen Genies, das herrschende Chaos zu einem glänzenden Kosmos zu gestalten, verkündete er in den Romanen „Sibyl" und „Coningsby" (1844—45), die eine große Sensation hervorriefen und seinen fernern parlamentarischen Erfolgen die Wege bahnten. Festen Fuß aber faßte er im Parlament erst während der denkwürdigen Session von 1846. Im Laufe derselben wurde, durch den Abfall Sir Robert Peel's von der bis dahin durch ihn vertretenen Protectionspolitik, die feste Phalanx der Tories zersplittert. Ihres alten Führers beraubt, in ihren theuersten Interessen bedroht, sahen sie sich nach neuen Führern um, und D'Israeli, der Held des fashionablen Jungen Englands und der darbenden arbeitenden Klassen, warf sich kühn in die Lücke und verwandelte sich, wie mit Einem Schlage politischer Magie, in den Helden der Protectionisten. Eine neue Phase in seinem widerspruchsvollen Leben begann. Die Alttories, deren geistlose Stupidität er noch vor kurzem so bitter verspottet, waren ihm nun zu der neuen Generation geworden, welche mit der Rettung des Palladiums der englischen Freiheit

Digitized by Google

beauftragt war. Was sie selbst betraf, so blickten sie mit Furcht und Scheu auf den gefährlichen Führer, der ihre gebrochenen Scharen von neuem ordnete; aber sie folgten seiner Fahne, weil er sich ihnen unentbehrlich machte durch die geniale Vertretung ihrer Sache. Seinem frühern Radicalismus den Rücken kehrend, concentrirte D'Israeli seitdem seine ganze Energie in gehässigen Angriffen gegen Sir Robert Peel und dessen treu gebliebene Anhänger, und wenn die Protectionspolitik, trotz alles Widerstandes, eine große Niederlage erlitt, so errang er doch persönlich den Erfolg, nach dem er so lange gedürstet hatte: er ging als der anerkannte Führer einer noch immer mächtigen Partei aus dem Kampfe hervor. Die traditionelle Politik dieser Partei bestimmte seitdem seine Haltung bis zum Jahre 1867. Seine Beredsamkeit, sein Witz, seine Satire, eine unbezwingliche freigeisterische Originalität, Keckheit und Rücksichtslosigkeit machten ihn auch in seiner Rolle als Führer der Tories noch immer zu einer abnormen Erscheinung. Allein der Radicalismus seiner frühern Jahre schien durch die Rücksichten, welche er als Parteiführer zu nehmen hatte, ausgelöscht. Auch minderte es sein Ansehen nicht, daß er bei zwei Veranlassungen (1852 und 1859) den Sturz zweier Toryministerien, in welchen ihm, neben Lord Derby, die erste Rolle zufiel, herbeiführte. Man konnte ihn nicht entbehren. Er würde als Feind noch gefährlicher gewesen sein wie als Freund. Und so fand er sich denn, nach dem Scheitern der Reformbill von 1866, zum dritten mal im Amte und ihm, einem Parteiführer mit solchen Antecedentien, fiel die Aufgabe anheim, noch einmal die Lösung des anscheinend unlösbaren Problems der Parlamentsreform zu versuchen.

Die Aufgabe, wie gesagt, war in jeder Beziehung eine unendlich schwierige. Von einer „lateralen" Reform, einer Reform der fancy-franchises, wie der 1859 verworfenen, konnte keine Rede mehr sein. Ebenso wenig Aussicht auf Erfolg hatte eine „verticale" Reform von der mäßigen Tiefe des Russell-Gladstone'schen Gesetzentwurfs von 1866. Dennoch hatten angesehene torystische Stimmführer, unter dem Beifall der Masse der Partei, schon diese mäßige „verticale" Reform (die Herabsetzung des Wahlcensus von 10 auf 7 Pfd. St. in den städtischen und von 50 auf 14 Pfd. St. in den ländlichen Wahlbezirken) für eine Degradation des parlamentarischen Wahlrechts erklärt und der torystische Kriegsminister, der Minister des Innern, der Minister für Indien, anderer geringerer Würdenträger nicht zu gedenken, hatten in emphatischer Weise alle und jede Zugeständnisse als zugleich nutzlos und gefährlich verworfen. Wie war es möglich, die Rücksichten, welche man ihnen schuldete, mit den Forderungen der Opposition und der öffentlichen Meinung zu versöhnen? Wie ließ ein nochmaliger Bruch, eine nochmalige Zersetzung der Parteien sich verhindern, wenn man, auf ähnliche Art wie einst Sir Robert Peel, in Bezug auf das Protectivsystem, so jetzt in Hinsicht auf die Parlamentsreform, den hartnäckig behaupteten Traditionen der Partei den Rücken kehrte und eine reactionäre Politik mit einer radicalen vertauschte? Es bedurfte dazu, so scheint es, recht eigentlich einer parlamentarischen Janusgestalt, eines Mannes von der seltsamen Doppelnatur D'Israeli's, der die Tendenzen des Toryismus und des Radicalismus in seiner Person vereinigte und, nach keiner Seite durch starre Vorurtheile gebunden, nur von dem festen Entschluß zur Ueberwindung aller Hindernisse beseelt, als Diplomat zwischen den Parteien zu vermitteln, ihre Widersprüche zu einem befriedigenden Resultat zu versöhnen wußte.

Der erste Act des Dramas begann eine Woche nach Eröffnung des Parlaments am 11. Febr. mit einer dreistündigen Rede D'Israeli's, welche als die Basis aller nachfolgenden Debatten zu betrachten ist. Er eröffnete diese Rede mit einer bedeutungsvollen Erklärung. Die Erfahrungen der verflossenen 15 Jahre, so behauptete er, müßten jeden unbefangenen Beobachter zu der Ueberzeugung geführt haben, daß die Parlamentsreform

Digitized by Google

eine Frage sei, deren Lösung mehr als alle andern von dem Zusammenwirken der Parteien abhänge, eine Frage, welche das Schicksal der Ministerien nicht ferner bestimmen dürfe. Beide Parteien hätten wiederholt ihre Lösung versucht, beide seien ebenso oft gescheitert. Dies beweise, daß ihre Entscheidung als Parteifrage unmöglich sei. Die Reform des Parlaments liege vielmehr wesentlich bei dem Parlament in seiner Gesammtheit und nur durch gegenseitige Zugeständnisse, nur indem man den gerechten Forderungen aller Rechnung trage, könne ein wirklicher Erfolg erzielt werden. Die Regierung unternehme ihre Aufgabe daher nicht als Vertreterin einer Partei, sondern mit dem Wunsche einer Verständigung mit dem Parlament, und aus diesem Grunde sei es ihr am geeignetsten erschienen, die Verhandlungen nicht durch die Vorlage einer fertigen Bill zu eröffnen, sondern durch eine Reihe von Resolutionen, deren Besprechung dem Hause Gelegenheit geben werde, alle mit der Parlamentsreform zusammenhängenden Fragen zu discutiren und auf dem Grunde dieser Meinungsäußerung über die wichtigsten Bestimmungen des zu beschließenden Gesetzes zu einem Einverständniß zu gelangen. Der Rest der Rede erging sich in allgemeinen Betrachtungen über die Geschichte der Reformbewegung und mehr oder weniger unbestimmten Andeutungen über den Inhalt der verheißenen Resolutionen. Jedermann war durch diese neue Behandlung der Sache überrascht. Denn so plausibel der Plan des Ministeriums auf den ersten Blick scheinen mochte, so war doch sofort klar, daß dadurch einerseits das der Krone zustehende Recht der Initiative, die jeder Regierung obliegende Pflicht der Verantwortlichkeit aufgegeben werde, während andererseits die Berathung allgemeiner Resolutionen die praktische Entscheidung ins Unbestimmte hinauszuschieben drohte. Gladstone gab als Führer der Opposition in seiner Erwiderung diesen Bedenken Ausdruck, erklärte sich jedoch nichtsdestoweniger zum Eingehen auf den Plan der Regierung bereit, falls es sich herausstelle, daß man die Resolutionen als Basis eines genau formulirten Gesetzentwurfs benutzen könne. Allein kaum waren tags darauf die Resolutionen im Druck erschienen, als die öffentliche Meinung schon über ihre Unzulänglichkeit entschieden hatte. Sie waren im höchsten Grade dehnbar, und wo sie genauere Bestimmungen enthielten, nichts weniger als ausreichend. D'Israeli's Zweck war offenbar, Zeit zu gewinnen. Denn die allmähliche Enthüllung der Reformplane, welche zwischen ihm und Lord Derby bereits im Herbst 1866 verabredet, aber der Majorität des Ministeriums unbekannt geblieben waren, hatte die aufrichtigen Tories unter seinen Collegen, den Kriegsminister General Peel, den Minister für Indien Lord Cranborne und den Colonialminister Graf Carnarvon, alarmirt, und das sofortige Hervortreten mit der beabsichtigten, auf household suffrage (ein Ausdruck, den wir weiter unten erklären werden) gegründeten Bill würde unvermeidlich einen Bruch innerhalb des Ministeriums, ja möglicherweise einen unheilbaren Riß in der Masse der Partei herbeigeführt haben. Es war dies der erste kritische Moment in der Geschichte der Reformbill von 1867. Die Resolutionen sollten am 25. Febr. zur Berathung kommen; doch schon am 23. reichten die genannten Minister, allen beschwichtigenden Erklärungen zum Trotz, ihre Entlassung ein. Unter dem Einfluß dieses bedrohlichen Ereignisses erlitten die ministeriellen Reformplane eine augenblickliche Aenderung. Den vereinten Bemühungen Lord Derby's und D'Israeli's gelang es, ihre secedirenden Collegen zu überreden, daß die beabsichtigte Bill in der That weit mäßiger sei, als sie glaubten, und die Entlassungsgesuche wurden zurückgenommen. Aber mit den Debatten über diese Dinge war viel kostbare Zeit verloren, und am Ende der Cabinetssitzung blieben (wie Sir John Pakington, ein selbstgefälliges und indiscretes Mitglied des Ministeriums, seinen Wählern später verrieth) nur zehn Minuten zur Feststellung der Grundzüge der dem Parlament vorzulegenden Bill übrig. Diese Grundzüge, wie D'Israeli sie in der Sitzung vom 25. Febr. darlegte, waren: ein Wahlcensus von

Digitized by Google

6 Pfd. St. in den städtischen, von 20 Pfd. St. in den ländlichen Wahlbezirken und eine Anzahl von fancy-franchises zu Gunsten derjenigen Klassen, welche Einkommentaxe bezahlten oder eine gewisse Summe in den öffentlichen Sparkassen oder den englischen Staatspapieren besäßen, mit der Bestimmung, daß der Besitz zweier dieser Qualificationen zu einem doppelten Votum (dual vote) berechtigen solle. Diese Bill, welche infolge der eben angedeuteten Enthüllung den Beinamen der Zehn-Minuten-Bill erhielt, wurde von dem Parlament mit Kälte und Abneigung empfangen. Man fühlte allgemein, daß sie keine Aussicht auf Erfolg habe, und dieser Eindruck war so unverkennbar, daß D'Israeli schon einen Tag nachher sowol die Resolutionen als die Bill aus freien Stücken zurückzog. Inzwischen hatte auch Lord Cranborne die Entdeckung gemacht, daß selbst die Zehn-Minuten-Bill seiner Ueberzeugung nach eine zu freisinnige sei, und taub gegen alle Vorstellungen seiner Collegen reichten er und die beiden genannten Minister am 1. März definitiv ihre Entlassung ein. Der zweite kritische Moment in der Geschichte der Reformbill war gekommen. Das Ministerium hatte bereits nicht allein von der Ankündigung D'Israeli's, „daß die Parlamentsreform das Schicksal der Regierung nicht ferner bestimmen dürfe", einen liberalen Gebrauch gemacht, sondern es frug sich, welchen Eindruck die Secession der drei Minister auf die Masse der Partei hervorbringen, ja ob nicht der nächste Schritt auf der eingeschlagenen Bahn eine völlige Zersplitterung des Ministeriums und der Partei zur Folge haben werde. Denn außer den abgetretenen Ministern hatten noch zwei ihrer Collegen, der Handelsminister Sir Stafford Northcote und der Minister des Armenwesens, Gathorne Hardy, sich wiederholt feierlich gegen jede Erweiterung des Wahlrechts ausgesprochen, und wenn der Rest des Ministeriums keine so schroffe Feindseligkeit bewiesen hatte, so war nach seinen Antecedentien doch nichts weniger zu erwarten als seine Zustimmung zu einer radicalen Maßregel. Was die Partei anging, so stand sie ohne Frage unter guter Disciplin; aber durfte man hoffen, daß diese Disciplin den völligen Abfall von den Traditionen der Partei überleben werde? Die Gefahren eines solchen Abfalls hatte man zu Sir Robert Peel's Zeiten im Jahre 1846 kennen gelernt, und die Hauptactoren des Dramas konnten sich kaum verhehlen, daß in diesem Augenblicke noch einmal der Bestand der Partei in seiner bisherigen Form auf dem Spiele stehe.

Allein zum Staunen aller Welt ging der kritische Moment ohne Katastrophe vorüber. Die entscheidende Debatte fand am 4. März statt. Vor einem gefüllten, gespannt horchenden Hause gaben D'Israeli und die secedirten Minister ihre Erklärungen über die Vorgänge der letzten Tage ab. Man gewann einen überraschenden Einblick in die innere Geschichte des Toryministeriums und seiner Reformbestrebungen; doch mit Ausnahme weniger vereinzelter Stimmen ließ kein Symptom des Widerspruchs innerhalb der Partei sich vernehmen und auch die zurückbleibenden Antireformminister saßen in beredtem Schweigen da, offenbar entschlossen, ihre Aemter ihren noch während der letzten Session feierlich erklärten Ueberzeugungen nicht zu opfern. Es war eine moralische Demüthigung, ein moralischer Bankrott, wie man ihn selten erlebt hatte. Aber wenn man die Motive der secedirten Minister anerkannte und ehrte, so konnte andererseits kein Zweifel darüber bestehen, daß der Wunsch, nicht noch einmal an dem Reformproblem zu scheitern, sondern, es koste was es wolle, in dieser Session eine Reformbill zu schaffen, auf allen Seiten des Hauses überwog. D'Israeli erklärte, nur das Verlangen, sich nicht von sehr geschätzten Collegen zu trennen, habe das Ministerium zu dem Compromiß der Zehn-Minuten-Bill veranlaßt; ursprünglich sei es seine und Lord Derby's Absicht gewesen, einen viel umfassendern Gesetzentwurf einzubringen, und jetzt, da die Zehn-Minuten-Bill gescheitert sei, habe man die Rückkehr zu jenem ursprünglichen umfassendern Plane beschlossen. Wenn diese Ankündigung auf seiten der Tories keinen Enthusiasmus, aber

Digitized by Google

auch keine Spaltung hervorrief, so konnte sie der Opposition nur willkommen sein. Gladstone sprach die Hoffnung aus, daß dies die letzte der vielen einleitenden Phasen der Bill sein, daß die Arbeit endlich im Ernst beginnen möge; Bright drang in die Regierung, ihre gewundenen Wege zu verlassen und ohne Rückhalt ihre Absichten zu bekennen. In der That schien der Anfang vom Ende herbeigekommen, und die Tories sahen mit Resignation, die Liberalen mit gespannter Erwartung der nächsten Entwickelung der Dinge entgegen.

Es war am 18. März, als D'Israeli die verheißene neue Reformbill einbrachte. Dieselbe ging weiter als irgendeiner der zahlreichen Entwürfe, welche die lange Geschichte der Reformbewegung ans Licht gefördert hatte, mit Ausnahme der von John Bright im Jahre 1858 entworfenen Bill, die jedoch nie vor das Parlament gekommen war und wegen ihres Radicalismus gleich bei ihrem Bekanntwerden von beiden Hauptparteien stillschweigend verworfen wurde. Nach allen Kämpfen der verflossenen 15 Jahre erlebte man nun die staunenswerthe Thatsache, daß ein toryistischer Minister dem Parlament diese radicale Bill zur Annahme empfahl. Der Grundzug aller vorhergehenden Entwürfe, d. h. die Aufstellung eines größern oder geringern Wahlcensus, wurde als ungenügend verworfen. Statt des Wahlcensus sollte hinfort die einfache Thatsache der Miethe eines Hauses und der Bezahlung der damit verknüpften Taxen zur Ertheilung des parlamentarischen Wahlrechts genügen, d. h. das Wahlrecht sollte, unabhängig von dem größern oder geringern Miethzins, allen Haushaltern (householders) als solchen ertheilt werden, welche durch Bezahlung von Taxen zu den Kosten des Staatshaushalts beitrügen. Man bezeichnet in England diesen Modus des Wahlrechts mit dem Namen household suffrage, und der tiefgehende Unterschied dieses Princips von dem eines in mehr oder weniger Pfund Sterling ausgedrückten Wahlcensus, sein Werth als Basis der Wahlreform gegenüber den fluctuirenden Zahlen von 10, 8 und 6, von 50, 20 und 14, bedarf keiner Erklärung. Man erreichte damit einen wirklich festen, principiell gegründeten Boden der Reform, auf dem ein politisches Gebäude sich errichten ließ, welches eine mehr als vorübergehende Dauer versprach. Aber eben dieser ihrer Gründlichkeit wegen war die household suffrage auch von jeher ein Schreckgespenst der conservativen Parteien gewesen, ein Ding, kaum weniger schrecklich als das allgemeine Stimmrecht, dessen bloße Nennung jedes altenglische Gemüth mit frommem Schauder erfüllte. Und nicht einmal die liberale Opposition war für einen so tief gehenden Wechsel vorbereitet, die Einführung des Princips des Haushalterstimmrechts war daher nach allen Seiten ein gefährliches Wagniß, und es erforderte die ganze bewegliche Doppelnatur D'Israeli's, um überall eine entschlossene Stirn zu zeigen, hier die Furchtsamen zu beruhigen, dort die Lauen anzustacheln, hier die Furcht der Freunde zu beschwichtigen, dort dem Widerspruch der Feinde entgegenzutreten. Die Gewandtheit, die Wachsamkeit, die Kühnheit, die überlegene Umsicht und Ruhe, womit er eine so verwickelte Aufgabe erfüllte, wird immer als ein Meisterstück parlamentarischer Taktik gelten müssen, so verschieden man auch vom Standpunkt der Moral und der Parteiehre urtheilen, oder die Nothwendigkeit, ein an sich wünschenswerthes Ziel auf so gewundenen Wegen zu erreichen, in Frage stellen mag. Die Hauptmomente, welche die Reformdebatte, nach ihrer Begründung auf dem Princip des Haushalterstimmrechts, durchlief, waren folgende.

Um seiner Partei den schweren Uebertritt in eine so neue Stellung zu erleichtern, umgab D'Israeli gleich in seiner einleitenden Rede vom 18. März das Princip des Haushalterstimmrechts mit einer Anzahl schützender Modificationen (securities), deren Bedeutung auf der Hand lag. 1) Sollten nur diejenigen Haushalter als Parlamentswähler berechtigt sein, welche einen Aufenthalt von nicht weniger als zwei Jahren in dem von ihnen gemietheten Hause nachweisen konnten. Durch diese Bestimmung hoffte man die

Digitized by Google

große Menge der fluctuirenden Bevölkerung auszuschließen, die in England zwischen einem Wanderleben von Ort zu Ort, einem Leben von der Hand in den Mund und einer fester begründeten Niederlassung an einem und demselben Orte ungewiß auf- und abwogt. 2) Und dies war ein Punkt von entscheidendem Gewicht, der, wie wir sehen werden, die leidenschaftlichsten Debatten veranlaßte, sollten die so ansässigen Haushalter zu bestimmter Zeit und in eigener Person ihre Taxen bezahlen. 3) Um das numerische Uebergewicht der niedern Klassen zu neutralisiren, sollten die den mittlern und obern Klassen angehörigen Wähler als Besitzer gewisser Summen in den öffentlichen Sparkassen oder den englischen Staatspapieren, sowie alle diejenigen, welche eine Universitätsbildung und einen akademischen Grad erlangt hatten, doppelte Voten haben.

Der Hinweis auf diese sogenannten Sicherheitsmaßregeln brachte in der That die gewünschte Wirkung hervor. Er versüßte den Tories die bittere Pille des Haushalterstimmrechts und beseitigte, durch die eifrig gewährte Meinung, daß auf die angedeutete Art am Ende den privilegirten Klassen dennoch das Uebergewicht bewahrt bleibe, vollends die Furcht vor einer ernsten Spaltung in ihrem Lager. Und nachdem diese größte aller Gefahren abgewendet war, ließen sich ohne Mühe noch andere Motive ins Spiel bringen, die D'Israeli ganz der Mann war mit vollendetem Geschick auszubeuten. Es hatte unter den Liberalen immer als eine Art politisches Axiom gegolten, daß die Parlamentsreform gewissermaßen ihr specielles Eigenthum sei, eine Aufgabe, für welche ihnen allein der Beruf und die Befähigung zustehe. Jetzt geschah es, daß die Tories, die vorgeblichen Feinde des Fortschritts, die in Sachen der Parlamentsreform zur Initiative für unfähig erklärte Partei, gerade in diesem Punkte alle frühern Anstrengungen ihrer Gegner überboten, mithin dieselben auf dem entscheidendsten aller Gebiete aus dem Felde schlugen. In dem Charakter radicaler Reformers vor der Nation zu erscheinen, war für sie eine ganz neue Situation, und das unbehagliche Gefühl, welches nach dem ersten Rausche der Aufregung das Herz manches altconservativen Landedelmannes beschleichen mochte, wurde durch die Befriedigung aufgewogen, den Stolz der Whigs gedemüthigt, ihre hochmüthigen Prophezeiungen getäuscht zu sehen. Lord Derby selbst gab am Schlusse der Session dem Einfluß dieses Motivs auf die Haltung seiner Partei einen nicht sehr eleganten, aber sehr bezeichnenden Ausdruck in der Phrase: daß man die Whigs „aufgetischt", d. h. eine Mahlzeit aus ihnen bereitet, ihren Prätensionen ein Ende gemacht habe (the Whigs had been dished). Der triumphirende Ton dieser Behauptung drückte auch unabhängig von den Interessen der streitenden Parteien eine unzweifelhafte Thatsache aus, und es wird zum bessern Verständniß der nachfolgenden Vorgänge beitragen, wenn man sich der Stimmung erinnert, als deren endgültiger Ausdruck sie eine Art von historischer Bedeutung erlangt hat.

Wenn jedoch jene Umschanzung des Haushalterstimmrechts durch die angeführten „Sicherheitsmaßregeln" die Furcht der Tories beschwichtigte, so erregte sie den Zorn ihrer Gegner, und die heftigsten Kämpfe der Session wurden um diese Außenwerke der neuen Reformbill gefochten. Gladstone erklärte sofort, daß die anscheinend so großen Zugeständnisse der toryistischen Bill dadurch so gut als unwirksam gemacht seien, daß die Bill mit einer Hand nehme, was sie mit der andern gebe, kurz, daß von ihrer Annahme in ihrer gegenwärtigen Gestalt seitens der liberalen Partei keine Rede sein könne. Die erste Lesung, immer eine Sache der Form als Vorspiel zu der eigentlichen Debatte, fand unter diesem Protest noch am 18. März statt. Aber in der Zeit zwischen ihr und der zweiten Lesung verkündete Gladstone einem von ihm berufenen Meeting seiner Partei, daß er keinen Ausweg sehe aus dem verworrenen Labyrinth der toryistischen Maßregel und deshalb beabsichtige, für die Verwerfung der zweiten Lesung zu stimmen. Man empfing seine Gründe für einen so folgenschweren Schritt mit der gebührenden Beachtung. Doch

Digitized by Google

auch die liberale Partei vereinigte heterogene Elemente in sich; das Verlangen, nicht wieder eine Session ohne Resultat verfließen zu sehen, war bei der Mehrzahl stärker als die Abneigung gegen die Mängel der torystischen Reformbill, und um eine frische Spaltung in den ohnehin schon bedenklich gelockerten Reihen der Liberalen zu verhüten, wurde das Aufhebeh des Gladstone'schen Planes unvermeidlich. Diese Entscheidung befestigte vollends D'Israeli in seiner Stellung als Herr der Situation. Denn der Regel nach entscheidet die zweite Lesung über das Sein oder Nichtsein eines Gesetzentwurfs und nur in seltenen Fällen erliegen Maßregeln, welche die Feuerprobe der zweiten Lesung überstanden haben, bei der dritten und letzten Lesung. Der allgemeine Wunsch, nur endlich eine Reformbill zu schaffen, war ein mächtiger Factor des Gelingens, und was die gegen einzelne Punkte zu erwartende Opposition betraf, so war, wie sich sehr bald zeigte, der geschmeidige Geist des genialen Führers des Unterhauses auch in dieser Beziehung vollkommen gefaßt und vorbereitet.

Bei der am 25. März beginnenden Debatte über die zweite Lesung wurde daher von der Opposition kein Gegenantrag eingebracht. Allein die an diesem Tage gehaltene große Rede Gladstone's übte nichtsdestoweniger einen entscheidenden Einfluß auf die Umgestaltung der Bill aus und gab in ihren Folgen ihm und seinen Anhängern das unzweifelhafte Recht, für alle Bestimmungen, welche das Princip des Haushalterstimmrechts aus einer glänzenden Täuschung in eine praktische Mehrheit verwandelten, die Ehre der Autorschaft in Anspruch zu nehmen. Seine Auseinandersetzungen warfen auf den Sinn der torystischen Bill ein ganz neues Licht; sie brachten besonders in Bezug auf eine große Gesellschaftsklasse Englands eine höchst schwierige, verwickelte Frage aufs Tapet, die bis dahin ganz übersehen war, und zwangen eventuell den Führer der Tories zu Zugeständnissen, gegen welche er persönlich von vornherein keinen Einwand gehabt haben mochte, deren Gewährung aber, zum Staunen aller Betheiligten, den Umsturz der bisher bestandenen Verhältnisse der alten Parteien und der alten Vertheilung der politischen Macht vollendete.

Das schwierigste der von Gladstone vorgebrachten Probleme betraf die große Klasse der sogenannten „zusammengesetzten Haushalter" (compound householders). Dieser seltsame Name beruht auf der Thatsache, daß, im Einklang mit mehrern Acten früherer Gesetzgebung, die Mehrzahl der kleinern englischen Haushalter ihre Taxen nicht in Person, sondern durch Vermittelung des Hausbesitzers (landlord) bezahlt, der zu diesem Zweck den Betrag der Haustaxen zu dem Betrage der Miethsumme addirt und die Quoten dieser zusammengesetzten Summe von den Miethern erhebt. Der Grund zu diesem Verfahren lag in dem Umstande, daß die Masse der kleinen Haushalter eine fluctuirende Bevölkerung nicht von jährlichen, sondern meist von wöchentlichen Miethern bilden, mithin bei häufigem Wohnungswechsel die Eintreibung der Taxen durch die Beamten der Städte und Kirchspiele, welche vierteljährlich stattfindet, erschweren und in manchen Fällen geradezu vereiteln. Im Hinblick auf die hieraus erwachsenden Verluste und um die Hausbesitzer für ihre Mühe zu entschädigen, waren die Behörden ermächtigt worden, ein Uebereinkommen zu treffen, mittels dessen dem Hausbesitzer ein Theil der vollen Taxsumme erlassen wurde, während andererseits die ausschließliche Bürgschaft für die Zahlung der Taxen ihm anheimfiel. Statistische Daten ergeben, daß in England nicht weniger als 600000 Häuser von solchen „zusammengesetzten Haushaltern" bewohnt werden. Die Bestimmung der neuen Reformbill, derzufolge das Wahlrecht abhängen solle von der persönlichen Bezahlung der Taxen, schloß mithin diese 600000, d. h. ein Neuntel aller Miether von Häusern über 10 Pfd. St. und zwei Drittel aller Miether von Häusern unter 10 Pfd. St. Miethwerth, als solche von dem Wahlrecht aus. Diese Thatsachen sprechen für sich selbst, und Gladstone forderte auf Grund derselben das Ausstreichen der

Digitized by Google

Clausel, welche das Wahlrecht von der persönlichen Bezahlung der Taxen abhängig machte. Von torystischer Seite erhob man dagegen einen doppelten Einwand. Einmal wurde die Richtigkeit der angeführten Thatsachen bestritten und zweitens mit einer Art von moralischem Triumph geltend gemacht, daß man hier einen Probirstein habe für den so oft gepriesenen politischen Eifer der arbeitenden Klassen. Denn wenn ihr Wunsch, das Wahlrecht zu erlangen, wirklich so groß sei, so lasse sich kaum annehmen, daß die Erfüllung einer so einfachen Bedingung wie die persönliche Bezahlung der Taxen ein Hinderniß in den Weg legen werde. Gladstone bestritt das Gewicht dieses Einwandes. Er charakterisirte jene Bedingung als eine den arbeitenden Klassen auferlegte Geldbuße (fine), durch welche man sie zwinge, das ihnen zustehende Wahlrecht zu erkaufen, da sie auf Grund derselben nicht die bisher von dem Hausbesitzer gezahlte verminderte, sondern die volle Taxsumme würden zu bezahlen haben; und erklärte seinen Entschluß, eine so crasse Ungerechtigkeit, die noch obendrein mittelbar die Umgehung bestehender Gesetze involvire und der Corruption ein weites Thor öffne, bis aufs äußerste zu bekämpfen.

Doch die mit Bezug auf den „zusammengesetzten Haushalter" gestellte Forderung war nur die wichtigste aus einer langen Reihe von Stipulationen in Gladstone's Rede. Sein Angriff richtete sich gegen sämmtliche „Sicherheitsmaßregeln" der torystischen Bill, und er machte obendrein sein Votum von einem bedeutungsvollen Zusatz abhängig, welcher der Bill, wie sie war, fehlte. Zugleich mit der Clausel über die persönliche Bezahlung der Taxen, so erklärte er, müsse auch die über das doppelte Votum (dual vote) fallen, welches eine gehässige Grenze ziehe zwischen den höhern und den niedern Klassen; die Bedingung einer zweijährigen Miethzeit müsse ferner auf ein Jahr ermäßigt und endlich einer von der Bill ganz vernachlässigten Gesellschaftsklasse das Wahlrecht ertheilt werden: der Klasse der Miethwohner (lodgers). Man muß in England gelebt haben, um zu wissen, wie zahlreich diese letztgenannte Klasse unter allen Ständen vertreten ist. Sie umfaßt sämmtliche Junggesellen: Gelehrte, Aerzte, Advocaten, Künstler, Handwerker, die kein Haus, sondern Zimmer zur Miethe bewohnen und als solche von den Privilegien der Haushalter ausgeschlossen sein würden. Die Unvollständigkeit einer die Ansprüche der Miethwohner übergehenden Wahlreform liegt daher auf der Hand, und neben dem „zusammengesetzten Haushalter" spielte in den nachfolgenden Debatten der „Miethwohner" eine Hauptrolle.

Gladstone's Rede brachte einen tiefen Eindruck hervor. Die Frage war, inwieweit D'Israeli die Nachgiebigkeit gegen ihre Forderungen mit den seiner Partei schuldigen Rücksichten vereinbaren könne, und es fehlte nicht an Unheilspropheten, welche noch jetzt nach dem dictatorischen Auftreten Gladstone's das Scheitern der Bill für unvermeidlich erklärten. Man war wiederum an einem kritischen Wendepunkt der Debatte angelangt. Aber der geschmeidige Führer der Tories bewies noch einmal zur Ueberraschung von Freunden und Feinden, daß er auch dieser Krise gewachsen sei. Den beabsichtigten Rückzug aus den Außenwerken seiner Sicherheitsmaßregeln durch heftige persönliche Angriffe gegen Gladstone und Bright deckend, verkündete er in einer langen glänzenden Rede am 26. März, daß er nach wie vor entschlossen sei, der Meinung des Hauses die gebührende Beachtung zutheil werden zu lassen, mithin die gegenwärtige Form der Bill keineswegs als endgültig ansehe. Nur in Einem Punkte könne er nicht nachgeben: in Bezug auf die persönliche Bezahlung der Taxen; diese sei das unterscheidende Princip der Bill und mit ihm müsse sie stehen und fallen. Seine Rede erreichte vollkommen den beabsichtigten Zweck. Die Tories beklatschten die persönlichen Ausfälle gegen die Führer der Opposition, während die angedeutete Wahrscheinlichkeit neuer Zugeständnisse im Lager der Liberalen die Ueberzeugung erweckte, daß man trotz aller Hemmnisse auf eine wirklich umfassende Maßregel hoffen dürfe, und den Wunsch, die gebotene Gelegenheit nicht eigen-

Digitized by Google

willig zu verscherzen, sondern durch standhaftes Zusammenwirken nach Kräften auszubeuten. Unter solchen Auspicien wurde am 26. März die zweite Lesung einstimmig beschlossen.

Der Beginn der der dritten Lesung vorhergehenden Detailberathungen war auf den 8. April angesetzt. Mehrere Tage vorher berief Gladstone ein Meeting seiner Partei, dem er seinen Plan für die Eröffnung des Feldzugs vorlegte. Da nach D'Israeli's Erklärung das Ministerium auf der persönlichen Bezahlung der Taxen als einer unumgänglichen Bedingung bestand, nach Gladstone's Ansicht aber diese Bedingung die Masse der zusammengesetzten Haushalter von dem Wahlrecht so gut wie ausschloß, so war seine Absicht, zunächst das Aufgeben der betreffenden Clausel zu beantragen und sodann dem auf persönliche Bezahlung der Taxen gegründeten Haushalterstimmrecht ein auf einen jährlichen Miethzins von 5 Pfd. St. gegründetes Stimmrecht zu substituiren. Dieser Plan hatte den unleugbaren Vortheil, daß er die Zweideutigkeit der torystischen Wahlreform mit Einem Schlage beseitigte. Doch er stand zwei Einwänden offen. Seine Annahme bedingte einen Ministerwechsel, mußte mithin die so nahe gerückte Aussicht auf eine Reformbill wieder ins Unbestimmte verschieben, während die Substitution der 5-Pfund-Sterling-Clausel an Stelle des Haushalterstimmrechts die liberale Partei dem Vorwurfe aussetzte, daß sie principiell hinter den Zugeständnissen der Tories zurückbleibe. Beide Einwände wurden geltend gemacht, und um die Zersplitterung der Partei zu verhüten, fand Gladstone sich noch einmal zum Aufgeben seiner Plane gezwungen. Diese schwankende Disciplin im Lager der Liberalen, die während der Session von 1866 in dem Abfall der Adullamiten einen drohenden Ausdruck gefunden und seitdem infolge der radicalen Metamorphose der Tories um sich gegriffen hatte, war ein Element der Schwäche, mit dessen Vorhandensein D'Israeli besser als irgendein anderer bekannt war und das er für seine Zwecke vortrefflich auszubeuten wußte. Nominell stand die liberale Partei ihren Gegnern noch jetzt mit einer beträchtlichen Majorität gegenüber; in Wahrheit jedoch konnte sie auf nicht mehr als zwei Drittel ihrer Mitglieder bestimmt rechnen und wurde daher in entscheidenden Fällen zu einer Minorität reducirt. Die Bedeutung dieses Umstandes trat bald nach der Wiedereröffnung der Debatten zu Tage. Gladstone hatte statt seines ursprünglichen Planes einen Verbesserungsantrag eingebracht, demgemäß kein Unterschied gesetzt werden solle zwischen Taxen, die in Person von dem Haushalter, und Taxen, die von dem Hausbesitzer bezahlt würden. In veränderter Form war dies der alte Protest zu Gunsten des zusammengesetzten Haushalters, ein directer Stoß gegen den vorgeblichen Grundpfeiler der Bill, und D'Israeli, der seiner Partei gegenüber noch immer Rücksicht zu nehmen hatte, zugleich aber seinen Einfluß auf die schwankend gesinnten Liberalen klug berechnete, erklärte die Verwerfung des Gladstone'schen Antrags für eine Lebensfrage, von der das Schicksal der Bill selbst abhänge. Diese Drohung übte ihre Wirkung aus. Der Antrag wurde nach einer heftigen Debatte am 11. April mit 310 gegen 289 Stimmen verworfen. Von allen Krisen, welche die so krisenvolle Session des Jahres 1867 durchlief, war dies vielleicht die entscheidendste. Durch diesen Sieg wurde D'Israeli's Herrschaft über seine Partei endgültig gesichert und als Sieger konnte er nun daran denken, seinen Gegnern jene Reihe von Zugeständnissen zu machen, welche nicht blos den augenblicklichen Erfolg der Bill verbürgten, sondern ihr eine wahrhaft durchgreifende Wirkung verhießen.

Ehe wir zu dieser schließlichen Phase der Reformdebatten übergehen, verdienen indeß noch zwei Zwischenfälle Erwähnung. Bald nach der Abstimmung vom 11. April vertagte das Parlament sich für die Osterferien und man fand auf allen Seiten Muße zum Nachdenken über die jüngsten Ereignisse. Der erste jener Zwischenfälle war ein Brief Gladstone's, in welchem er auf die Anfrage eines Freundes erklärte, daß er nach der Wendung vom 11. April zu dem Entschlusse gekommen sei, seine übrigen Verbesserungs-

Digitized by Google

anträge zurückzuziehen und die Führerschaft über eine Partei, welche durch ihre Haltung beweise, daß sie ihn nicht mehr als Führer anerkenne, aufzugeben. Diese Erklärung war, abgesehen von allen persönlichen Motiven, denkwürdig als ein Zeichen der Zeit. Sie lieferte einen frischen Beweis für den Proceß der Umwandlung, in welchem die alten Parteien begriffen waren, für den Austausch der Rollen, welcher zwischen Whigs und Tories stattfand. Uebrigens war Gladstone's persönlicher Einfluß zu groß, als daß jene formelle Erklärung eine wesentliche Abnahme desselben hätte bewirken können. Die liberale Majorität fuhr trotzdem fort, ihm als Führer zu folgen, und wenn die Bill schließlich zu einer wahrhaft durchgreifenden Maßregel wurde, so war dies, wie schon bemerkt, vor allem dem Gewicht seiner Forderungen zu danken. Der zweite der angedeuteten Zwischenfälle warf ein scharfes Licht auf die Theilnahme des englischen Volks an dem Gange der parlamentarischen Debatten. Die großen Demonstrationen, welche schon im Herbst 1866 die Reformpolitik der toryistischen Regierung entschieden, hatten, unter der Leitung der Reformleague, seit dem Beginn der Session fortgedauert und ohne Ausnahme dem tiefgewurzelten Mistrauen gegen die Absichten der Tories eine Stimme geliehen. Ihre entscheidendste Thätigkeit entwickelte die Reformleague aber nach der Abstimmung vom 11. April, und die Ankündigung eines Massenmeetings im Hydepark in London für den 6. Mai, den der Wiederaufnahme der Reformdebatten vorhergehenden Tag, führte eine der merkwürdigsten Katastrophen der Session herbei. Die Regierung, wahrscheinlich mit dem Wunsche, ihre im vorigen Sommer bewiesene Schwäche gut zu machen und fußend auf ihrem angeblichen Recht, die Parks gegen politische Versammlungen zu schließen, erließ ein Verbot gegen das angekündete Meeting und traf Vorbereitungen im größten Maßstabe, um nöthigenfalls die Würde des angeblichen Gesetzes mit Gewalt zu behaupten. Aus dem Lager von Aldershot wurden mehrere Regimenter Infanterie und Cavalerie, aus der Garnison von Woolwich mehrere Batterien Armstrongkanonen zur Verstärkung herbeigezogen, sämmtliche in London versammelte Truppen erhielten Befehl, sich in den Kasernen bereit zu halten; die Generale in den Horse Guards entwarfen einen Operationsplan und Tausende von Civilpersonen erschienen an den Polizeigerichtshöfen, um, wie es bei drohendem Aufruhr zu geschehen pflegt, den Eid als Specialconstabler zu leisten und als solche nöthigenfalls zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe mitzuwirken. Die Regierung brachte am 3. Mai eine Bill zur Verschärfung der auf der Ueberschreitung des Verbots stehenden Strafen ins Parlament. Die Aufregung war allgemein, ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich. Ueber alle maßen groß war daher die Ueberraschung, als die Regierung im letzten Moment ihr Verbot zurücknahm und zwar aus dem Grunde, weil es sich herausgestellt hatte, daß die legale Berechtigung dazu fehle. Die Maßregeln zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung gehören unmittelbar in das Departement des Ministers des Innern, und Minister des Innern war noch derselbe wohlwollende, aber schwache Walpole, der nach dem Zusammenstoß des Volks und der Polizei, welchen das Meeting vom Juli 1866 im Hydepark veranlaßte, vor einer Deputation der Reformleague geweint und sich dann zu Concessionen willig gefunden hatte. Wie es möglich war, nach jenen Vorgängen noch einmal in eine so tragikomische falsche Stellung zu gerathen, ist noch immer ein unerklärtes Geheimniß. Die Regierung hatte eine schwer zu vermeidende Schlappe erlitten. Die Reformleague triumphirte. Das große Meeting wurde an dem bestimmten Tage unter directer Betheiligung von 50—70000 Personen mit der musterhaftesten Ordnung abgehalten. Mehrere Tage später legte Walpole, den die Geschichte zum Unterschied von seinen lachenden Vorfahren den weinenden Walpole nennen wird, sein Amt nieder.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß diese Vorgänge einen bestimmenden Einfluß auf die Reformpolitik der Regierung ausübten. Der Triumph der Reformleague machte

Digitized by Google

eine steigende Zunahme der populären Agitation gegen die Unzulänglichkeiten der Bill, wie sie war, unvermeidlich, und die liberale Partei im Parlament war trotz ihrer Zersplitterung noch immer mächtig genug, wenn nicht ihre Forderungen durch Stimmenmehrheit zu erzwingen, so doch dem Fortgang der Bill Hemmnisse zu bereiten, an denen sie noch in ihrem letzten Stadium scheitern konnte. Alles rieth daher zur Nachgiebigkeit, und die zwei dem 6. Mai folgenden Wochen entschieden in der That das Schicksal der Bill. Am 7. Mai standen noch alle jene Sicherheitsmaßregeln, alle jene zur Beruhigung der erschreckten Tories um das Centrum des Haushalterstimmrechts errichteten Außenwerke, der zweijährigen Wohnzeit, des Doppelvotums, der persönlichen Bezahlung der Taxen in scheinbar unverminderter Stärke da; doch der kluge Autor der Bill hatte erkannt, daß sie auf die Dauer unhaltbar seien, und übergab, nach nicht viel mehr als einem Scheine von Vertheidigung, eine Schanze nach der andern. Das Doppelvotum und die damit verbundenen fancy-franchises fielen beinahe ohne Kampf; die zweijährige Wohnzeit wurde auf den Antrag Ayrton's in eine einjährige verwandelt, sodaß innerhalb einer Woche nach der Wiedereröffnung der Debatten nur noch die gegen den zusammengesetzten Haushalter gerichtete Clausel stehen blieb. Um diese, als den angeblichen Grundpfeiler der Bill, erhob sich der heftigste Kampf. Ein Antrag Hibbert's auf Gleichstellung des gewöhnlichen und des zusammengesetzten Haushalters wurde mit einer Majorität von 66 Stimmen verworfen und dadurch noch einmal die Annahme, daß das Ministerium an dieser Position unerschütterlich festhalten werde, bestärkt. Allein schon zwei Tage später theilte auch dieses letzte und stärkste Außenwerk das Schicksal der übrigen. Ein bis dahin unbekanntes Mitglied der liberalen Partei, Hodgkinson, stellte am 17. Mai einen Antrag auf Abschaffung sämmtlicher den zusammengesetzten Haushalter betreffenden Gesetze, und zur höchsten Ueberraschung aller Parteien willigte D'Israeli ein. Hiermit war das Haushalterstimmrecht von der letzten ungerechten Beschränkung befreit, als Princip der neuen Reformbill gesichert. Sämmtliche noch ungelöste Probleme sanken diesem Resultat gegenüber zur Unbedeutendheit hinab, und der große Reformkampf des Jahres 1867 war factisch entschieden.

Nachdem wir so die Reformdebatte in allen ihren wechselnden Phasen bis zu ihrem entscheidenden Wendepunkt begleitet haben, können wir uns über den Rest der Session kürzer fassen. So tief auch die Parteien in ihren Grundfesten erschüttert waren und so befremdend die seltsame Wandlung der Dinge einer jeden erschien, von nun an arbeiteten sie Hand in Hand an der Vollendung des gemeinsamen Werks. Nur von den secedirten Ministern und von dem talentvollsten Führer der Adullamiten, Lowe, vernahm man gelegentlich noch Worte einer unnachgiebigen Opposition. Aber wenn man die Ueberzeugung dieser wenigen ehrte, wenn man die glänzende Beredsamkeit Lowe's bewunderte, wenn es nicht an Männern fehlte, welche die kernige Bemerkung des alten Mustertorys General Peel: „daß nichts unsicherer sei als Sicherheitsmaßregeln und nichts elastischer als das Gewissen eines Cabinetsministers", applaudirten, so überwog doch das Verlangen nach der Vollendung der Reformbill alle andern Rücksichten. Nach einigen unbedeutenden Plänkeleien wurde auch das von Gladstone geforderte Wahlrecht der Miethwohner (lodgers) zugestanden und Mitte Juni die Berathungen über den ersten Haupttheil der Bill, die Wahlreform, abgeschlossen. Die einzige bemerkenswerthe Episode vor diesem Zeitpunkt bildete der Antrag John Stuart Mill's auf die Ertheilung des Wahlrechts an unverheirathete und verwitwete Frauen. Die Rede, in welcher dieser große Denker seine Forderung motivirte, war seines Ruhmes würdig und erfreute sich, wenn man die Neuheit des Gegenstandes in Betracht zog, mehr als der erwarteten Beachtung. Darüber hinaus war ein Erfolg außer der Frage. Mill's Antrag wurde gegen 40 ihm günstige Stimmen verworfen.

Digitized by Google

Die den zweiten Haupttheil der Reformbill, die Neuvertheilung der Parlamentssitze (redistribution of seats) betreffenden Bestimmungen waren weniger radical als die Reform des Wahlrechts. Wenn es die Aufgabe der letztern gewesen war, das Misverhältniß in der directen Vertretung der verschiedenen Volksklassen auszugleichen, so hatte die Neuvertheilung der Sitze den Zweck, die Zahl der Parlamentsmitglieder in rationellern Einklang zu bringen mit der Zahl der Wähler. In beiden Beziehungen hat die englische Verfassung jahrhundertelang den entschiedensten Gegensatz gebildet gegen die vielen modernen Verfassungen, welche während der letzten 80 Jahre nach dem Muster der nordamerikanischen und der französischen Verfassung von 1789 entstanden sind. Diese modernen Verfassungen waren vorwiegend die Producte politisch-philosophischer Theorien, während die englische Verfassung im vollsten Sinne des Wortes das Agglomerat einer langsamen historischen Entwickelung war, in der die Jahrhunderte wie in den Schichten der Erdrinde ihre Spuren zurückgelassen haben. Altes und Neues, Jugendfrische und Verfall, granitne Grundpfeiler und verrottetes Beiwerk, Vernunft, die zum Unsinn, Wohlthat, die zur Plage geworden, fanden sich so aufs seltsamste vereinigt, bis endlich die lebende Generation das alte ehrwürdige Gebäude als unwohnlich und eines Ausbaues bedürftig erkannte und ein Versuch, die Verfassung nach den veränderten Zeitumständen umzumodeln, unvermeidlich wurde. Dieser Versuch wurde zuerst im Jahre 1832 gemacht und hatte sowol in Bezug auf die Wahlreform als auf die Neuvertheilung der Parlamentssitze eine große Verbesserung zur Folge. Nicht weniger als 141 der berüchtigten verrotteten Flecken, darunter die grotesken Erdwälle von Galton und Old Sarum, wurden damals ihrer Privilegien beraubt und die dadurch erledigten Parlamentssitze zu Gunsten der inzwischen aufgeblühten modernen Centren des Handels und der Industrie neu vertheilt. Ein großes Gewicht der politischen Macht ging auf diese Weise von der Aristokratie, welche in den verrotteten Flecken ihre Feudalburgen hatte, an die Mittelklassen über. Allein das Misverhältniß zwischen Bevölkerung und Vertretung blieb trotzdem noch schreiend genug. Noch immer hatte die Aristokratie zahlreiche verrottete Flecken „in ihrer Tasche" (daher das Synonym Pocket Boroughs), Flecken von 7—800 Einwohnern, welche Vertreter ihrer Interessen ins Parlament schickten, während Ortschaften von 7—8000 Einwohnern leer ausgingen; noch immer standen zahlreiche Orte von 10—12000 Einwohnern in Hinsicht auf parlamentarische Vertretung mit den von Hunderttausenden bevölkerten Hauptstädten des Landes, mit Manchester, Liverpool, Bristol, Glasgow auf Einer Stufe. Aber gerade diese den gesunden Menschenverstand und das politische Gerechtigkeitsgefühl beleidigenden Anomalien bildeten die Hoffnungsanker des Conservatismus in der raschen Strömung der Zeit, und die wundersamsten Theorien wurden aufgestellt, ihre Vernunftgemäßheit und Zweckdienlichkeit zu beweisen. Der Gedanke an eine Neuvertheilung der Parlamentssitze im Einklang mit der Bevölkerung der Wahlbezirke war daher stets als eine womöglich noch größere Ketzerei behandelt worden als der Gedanke an die Einführung des allgemeinen Stimmrechts. D'Israeli selbst hatte zu wiederholten malen die altväterische Weisheit der kleinen Flecken vertheidigt; sie boten seiner Meinung nach eine Garantie für die Vertretung jener reichen Mannichfaltigkeit der Interessen, welche das politische Leben Englands auszeichne, und es könne dieser Mannichfaltigkeit der Interessen nur schaden, wolle man die historischen Rechte der kleinen Flecken der Rücksicht auf das numerische Gleichgewicht zwischen Vertretung und Bevölkerung opfern. An dieser Meinung hielt er auch jetzt mit Zähigkeit fest und seine Vorschläge hinsichtlich der Neuvertheilung der Sitze waren so mäßiger Natur, daß die Absicht, auf diesem Gebiet zu retten, was man auf dem der Wahlreform verloren, unverkennbar war und im Grunde niemand dadurch zufrieden gestellt wurde. Alle Ortschaften unter 10000 Einwohnern, die bisher zwei Parlamentsmitglieder gewählt, sollten in Zu-

Digitized by Google

kunft zur Wahl nur Eines Mitgliedes berechtigt sein, die dadurch erledigten Sitze an Ortschaften mit größerer Bevölkerung vertheilt werden und die vier Haupthandels- und Fabrikstädte London, Mancheſter, Liverpool, Birmingham statt zweier drei Repräsentanten erhalten, mit der Bedingung jedoch, daß jeder Wähler zu nicht mehr als zwei Boten berechtigt sei. Die Gesammtzahl der neuzuvertheilenden Sitze belief sich nach dieser Bestimmung auf 23, eine Zahl, welche zu der Erweiterung der Wahlreform außer allem Verhältniß stand. In zu radicaler Weise wurde dagegen mit einem halben Dutzend Ortschaften verfahren, die sich vor allen andern durch Corruption notorisch gemacht hatten. Ihre Strafe sollte der völlige bedingungslose Verlust des parlamentarischen Wahlrechts sein, wogegen mit Recht zu bemerken war, daß die Strafe zu weit gehe, weil sie mit den Schuldigen die Unschuldigen, mit der gegenwärtigen Generation die künftige züchtige. Es war jedoch unumgänglich nothwendig, das zu wahrhaft entsetzlicher Höhe gestiegene Laster der Corruption mit strenger Hand zu treffen, und um des größern moralischen Eindrucks der Strafe willen ließ man vorläufig jenen Einwand fallen. Im übrigen wurde der Gang der Debatten durch die Ueberzeugung bestimmt, daß der Rest der Session zu einer befriedigenden Erledigung des Problems der Neuvertheilung der Parlamentssitze nicht ausreiche, daß es mithin besser sei, für den Augenblick ein Compromiß zu treffen und die gründliche Discussion des Gegenstandes auf eine spätere Zeit zu vertagen. Das Resultat war, daß durch verschiedene Zugeständnisse der Regierung die Zahl der neuzuvertheilenden Sitze von 23 auf 58 vermehrt, und nachdem auch über diesen Punkt ein Einverständniß erzielt war, die Reformbill am 15. Juli nach einer achtstündigen Schlußsitzung zum dritten mal gelesen wurde.

D'Israeli und das Haus der Gemeinen hatten hiermit die ihnen zugefallene wichtigste Aufgabe gelöst; die Aufgabe Lord Derby's und des Hauses der Lords begann. Man erinnerte sich noch sehr wohl der Zeit der Reformbill von 1832 und des feindselig schroffen Widerstandes, den dieselbe seitens der weltlichen und geistlichen Aristokratie Englands erfahren hatte. Alle spätern Versuche einer Reformgesetzgebung waren nicht über die Grenzen des Unterhauses hinausgedrungen. Es lag daher nahe, Vergleiche anzustellen zwischen dem Hause der Lords von 1832 und dem von 1867, und sich zu fragen, inwiefern eine Analogie zwischen beiden bestehe. Allein der Unterschied beider Epochen drängte sich sofort auch der oberflächlichsten Betrachtung auf. Ein mächtiger Fortschritt des Nationallebens in Wohlstand, Bildung und Freiheit lag zwischen beiden; eine Epoche, deren Einflüsse die Macht des Unterhauses von Jahr zu Jahr gesteigert und in demselben Verhältniß die schroffe Herbheit des Oberhauses gemildert hatten; und was noch bezeichnender, es war diesmal keine liberale, sondern eine conservative Regierung, welche die Sache der Parlamentsreform vertrat. Unter diesen Umständen wurde in Wahrheit kaum eine Stimme des Zweifels über die Annahme der Bill durch das Haus der Lords vernommen. Es handelte sich im Grunde um weiter nichts als um die constitutionelle Mitwirkung der hochansehnlichen Versammlung und um gewisse Verbesserungsanträge gegen gewisse Clauseln, welche im Unterhause die lebhafteste Meinungsverschiedenheit hervorgerufen hatten. Auch war der rasche Gang der Verhandlungen lehrreich genug, um so mehr, als er in allen Hauptpunkten die öffentliche Erwartung erfüllte. Die Regierung verlor keinen Tag, den Lords die Annahme der Bill zu empfehlen. Am 15. Juli hatte das Unterhaus seinen Consens ertheilt, am 16. wurde sie dem Oberhause vorgelegt und zum ersten mal gelesen. Lord Derby that was an ihm lag, durch eine von Heiterkeit und genialer Behandlung historischer Thatsachen übersprudelnde Rede seiner Partei den offenbaren Abfall von ihren alten Principien, ihrer alten Politik zu erleichtern. Er erklärte offen, daß er nicht zum dritten mal die Rolle eines Lückenbüßers (stopgap) habe spielen, nicht zum dritten mal sein Ministerium den Traditionen seiner

Digitized by Google

Partei habe opfern können. Die Reformagitation habe dem Fortschritt aller andern Gesetzgebung im Wege gestanden; eine die Wünsche des Volks befriedigende Reformbill sei unvermeidlich gewesen und seine Pflicht gegen die Krone, gegen die Nation und seine Partei habe ihm geboten, ein Werk zum Ziele zu führen, von dessen Vollendung der innere Friede des Landes, die Stabilität der Nation abhänge. In ähnlichem Tone äußerten sich seine altconservativen Collegen im Oberhause, mit Ausnahme Lord Carnarvon's, des secedirten Ministers, der die genialen Erklärungen seines ehemaligen Chefs durch eine bittere Kritik erwiederte. Aber weder diese Kritik noch die Angriffe Lord Russell's und seiner liberalen Collegen brachten den zum Radicalen verwandelten Alttory aus der Fassung. Er hörte mit scheinbarem Gleichmuth den Vorwurf, daß er aus einem Lückenbüßer ein Wetterhahn geworden, und setzte seine in verwirrtem Schweigen dastehenden Anhänger in gute Stimmung, indem er von der Rechtfertigung seiner Politik zum Angriff gegen die Schwächen seiner liberalen Widersacher überging. Zwischen der ersten und zweiten Lesung kündigte Lord Grey eine Motion an, welche einen Augenblick den Erfolg der Bill bedrohte. Die Motion erklärte die ministerielle Reformbill, besonders den die Neuvertheilung der Sitze betreffenden Theil, für ungenügend, eine gründlich eingehende Debatte über alle ihre Hauptbestimmungen für unerläßlich und stellte eine ganze Reihe dem Ministerium feindlicher Verbesserungsanträge in Aussicht. Aber der Wunsch, nicht wieder eine Session zu verlieren, und mehr noch die Furcht vor einer ernstlichen Collision mit dem Unterhause that auch im Hause der Lords seine Wirkung. Lord Grey's Antrag wurde nach langen Debatten verworfen und die Bill am 23. Juli zum zweiten mal gelesen. Auf das letzte Stadium der Discussion übte ein plötzlicher heftiger Gichtanfall Lord Derby's einen beinahe komisch verhängnißvollen Einfluß aus. Lord Derby mußte infolge dieses Anfalls das Bett hüten und seinem Collegen Lord Malmesbury die Führung der Verhandlungen überlassen. Die Debatte über die dritte Lesung begann am 29. Juli und schon während der ersten Sitzungen wurde die Abwesenheit des leitenden Geistes in bedenklicher Weise fühlbar. Das Oberhaus geberdete sich wie ein feuriges Pferd unter einem Reiter, der es nicht zu lenken versteht. Die Tories selbst wurden unruhig. Verschiedene gefährliche Verbesserungsanträge, darunter besonders einer, der das Wahlrecht der Miethwohner (lodgers) beschränkte, fanden mit Lord Malmesbury's Zustimmung Annahme, und am 1. Aug. war die Lage der Dinge so drohend geworden, daß Lord Derby sich von seinem Schmerzenslager aufraffen und die Zügel des feurigen Pferdes mit eiserner Hand wieder ergreifen mußte. Am 1. Aug. sollte ein Antrag Lord Grey's auf Erweiterung der Clauseln über die Neuvertheilung der Parlamentssitze zur Discussion kommen. Es war die höchste Zeit, daß Lord Derby von neuem im Oberhause erschien und bewies, daß trotz seiner gichtischen Leiden die alte Energie seines Wollens nicht gebrochen sei. Abgesehen von diesem Umstande, erregte der Hauptgrund, auf welchem Lord Derby seinen Widerspruch gegen den Antrag Lord Grey's stützte, die entschiedenste Sensation. Dieser Grund war nichts mehr und nichts weniger als: daß es der 1. Aug sei — der 1. Aug., d. h. das traditionelle Ende der parlamentarischen Saison, der Beginn der Jagd- und Reisezeit; — wie konnte man sich am 1. Aug. noch auf so weit aussehende Pläne einlassen? Ein frivoler, um nicht zu sagen absurder Grund, über den es nicht an sarkastischen Bemerkungen fehlte, allein trotz alledem ein Grund, der seine Wirkung that. Die Krise der Reformbill von 1867, sofern sie das Haus der Lords anging, wurde dadurch entschieden, die Motion Lord Grey's mit einer Mehrheit von 12 Stimmen verworfen und am 6. Aug. die dritte Lesung der Reformbill ohne Widerspruch von den Lords angenommen. Von nun an eilte alles mit noch größerer Geschwindigkeit als vorher dem Ende zu. Am 8. Aug. kamen die Verbesserungsanträge des Oberhauses vor das Unterhaus. Der wichtigste derselben über das Wahl-

Digitized by Google

recht der Miethwohner wurde verworfen; zu mehrern andern unwichtigern gab das Haus an demselben Tage seine Einwilligung. Am 12. Aug. erklärten die Lords sich mit diesem Compromiß einverstanden. Am 15. Aug. erhielt die Reformbill durch die königliche Sanction ihre endliche Gültigkeit. Der 1. Aug. und mehr noch der 6. und 8. Aug. hatten inzwischen ihre Wirkung ausgeübt. Die große Masse der Mitglieder beider Parlamentshäuser hatte sich nach allen Weltgegenden zerstreut. Nur eine geringe Anzahl war zugegen, um die noch immer in altnormannischer Weise mit den Worten „La reine le veult" gegebene königliche Zustimmung zu dem wichtigsten Gesetz der verhängnißvollen Session von 1867 zu vernehmen.

So endete für das Jahr 1867 die langwierige Geschichte der neuesten Reformbewegung Englands. Welche Folgen die gewonnenen Resultate nach sich ziehen werden, muß die Zukunft lehren; daß es Folgen sein werden von tiefgreifender Bedeutung, darüber sind alle Parteien einig. Lord Derby bezeichnete in seiner Rede vom 6. Aug. das Wagniß der neuen Reformbill als einen „Sprung ins Dunkle"; doch die seitdem vernommenen torystischen Aeußerungen malen, im Einklange mit der großen Metamorphose, welche die Parteien durchlaufen haben, fast ohne Ausnahme die Zukunft in den Farben der Hoffnung. Wenn man von dieser Seite die arbeitenden Klassen bisher als revolutionäre Gewalten fürchtete, so scheinen sie jetzt in den Augen der torystischen Radicalen plötzlich in die wahren Grundfesten Altenglands verwandelt und Worte des Vertrauens und der Ermuthigung werden zwischen ihnen und ihren neuen Freunden ausgetauscht. Seitens der Whigs agitirt man zur Wiedereroberung der verlorenen Macht. Die Reformbill, wie sie ist, wird als ein großer Fortschritt anerkannt, aber keineswegs als eine befriedigende Lösung des Problems. Ein neuer Feldzugsplan, gegründet auf die Forderung des Ballots, der Abschaffung der das Wahlrecht beschränkenden Taxenclausel (rate-paying clause) und einer gründlichern Neuvertheilung der Parlamentssitze ist bereits von den beiden Associationen der Reformleague und der National-Reformunion begonnen. Alle diese Anzeichen deuten auf einen mächtigen Umschwung des Nationallebens, auf eine neue Epoche der Gesetzgebung und der Verwaltung in sämmtlichen Branchen des Staatshaushalts hin. Die Reformbill von 1867 wird erst am Schlusse der nächsten Session in Kraft treten; aber schon erkennt man überall Vorbereitungen für die dann abzuhaltenden Wahlen, und die hergebrachte Ansicht von der Vortrefflichkeit des frühern Zustandes der Dinge weicht mehr und mehr der Ueberzeugung, daß unendlich viel an den bestehenden Verhältnissen zu bessern, daß die volle Energie eines durch frische Kräfte verjüngten Parlaments nothwendig sei, die Gebrechen der Gegenwart zu heilen, den Gefahren der Zukunft vorzubeugen. Drohend vor allen andern steht die irische Frage da, eine Frage, deren Erledigung durch die alten Parteien nie ernstlich versucht wurde. Daneben stehen in erster Linie die Frage der Volkserziehung, mit der man nicht weit über die Anfänge hinausgekommen ist, die Frage von Kapital und Arbeit, die einer lebhaft mitwirkenden Theilnahme des Parlaments nicht entbehren kann. Wie lange die Tories ihre neue Stellung behaupten, auf welche Weise die ehemaligen Whigs sich reorganisiren werden, sind Fragen von untergeordneter Bedeutung. Gewiß scheint, daß beide Parteien die alten Formen ihrer Existenz überlebt und ihre künftigen Differenzen in dem Wettstreit auf der Bahn des Fortschritts werden zu entscheiden haben. Die Grundzüge der englischen Verfassung, welche beruht auf dem Zusammenwirken der Krone mit den beiden Parlamentshäusern, sind durch die Reformbill von 1867 unberührt geblieben; daß aber dem Klassenregiment der alten Zeit ein erschütternder Stoß versetzt ist, daß das Volkshaus ein mächtiges Uebergewicht erlangt hat und seine Macht entscheidender als je zuvor zur Förderung nationaler Zwecke benutzen wird, kann nicht bezweifelt werden.

Digitized by Google

Ueber den Schimmel und seine große Bedeutung für das Menschenleben.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Der Mensch fürchtet sich eigentlich immer vor der Natur, und auch die fortschreitende Civilisation befreit ihn nicht davon, die Furcht nimmt nur andere Formen an und die Gegenstände wechseln. Denn der Mensch muß fürchten, was er nicht begreift, und die Natur als Ganzes bleibt dem Menschen immer unbegreiflich, weil wegen der Unendlichkeit von Zeit und Raum kein Ende der Forschung möglich ist. Nun könnte aber erst das Ende der Forschung zum Anfang des Begreifens für das Ganze führen. Im Kindesalter der Menschheit und des Menschen wird die Natur durch unvermeidlichen Anthropomorphismus als etwas Lebendiges aufgefaßt, mit dem man geistig verkehren zu können glaubt, und sobald man auf dieser Stufe anfängt das Feindselige in der Natur zu fürchten, so machen kluge Priester aus dem Ueberlegenen in der Natur böse Geister und für sich selbst ein Gewerbe daraus, ihren Schutz gegen diese zu verkaufen, freilich ohne ihn jemals gewähren zu können, wozu bis zu einem gewissen Grade, nämlich im einzelnen, nur die Wissenschaft berufen ist. Aber immer fürchtet der noch unaufgeklärte Mensch die Natur am unrechten Orte und zu unrechter Zeit, und gleicht darin der Maus in der Fabel, die vor dem Brüllen des großen Stiers zurückschreckt und sich nachher von der viel kleineru, aber leise schleichenden Katze fangen und fressen läßt. Wenn der Sturm die Eiche zerbricht und niederschmettert, wenn von den Firnen der Bergriesen die Lavine niederdonnert, die Sennhütte wegkehrt und die Heerden unter ihrer eisigen Decke begräbt, wenn der Donner brüllt und der Blitz zündend in ein friedliches Dorf herunterfährt, wenn ein Erdbeben ganze Städte in seinen gierigen Schlund hinabzieht, dann betet der Mensch zu der ewigen und unbegreiflichen Macht, die höher steht als alle Natur, von der allein er Schutz und Rettung erwartet und erwarten darf, und des Gebetes Worte: „Gott, bewahre mich und die Meinigen diese Nacht vor Feuersnoth!“ erscheinen dem sinnigen, gefühlvollen Menschen so natürlich als gerechtfertigt. Und wer würde nicht dagegen, wenigstens noch in dieser gegenwärtigen Zeit, lachen, wenn er jemand ernsthaft beten hörte: „Herr, bewahre uns vor Schimmel.“ Und doch wäre dieses Gebet noch tausendmal berechtigter als jenes erste.

Der Mensch, der, wie gesagt, auf niederer Bildungsstufe — jetzt und wol noch für lange Zeit die durchschnittlich allgemeine — der Maus in der Fabel ähnlich ist, fürchtet nur das Große, gewaltig in die Sinne Fallende, schrecklich Aussehende, Ohrbetäubende oder seine Nerven schmerzlich Ergreifende. Das Kleine dagegen, dem unbewaffneten Auge Unsichtbare oder gar nur dem Gedanken, dem Geiste Zugängliche, das ganz still, geräuschlos und langsam Wirkende entzieht sich seiner Aufmerksamkeit und somit seiner Kunde wie seiner Furcht. Hat er es aber einmal kennen, und dann auch, was im einzelnen der Natur wol möglich ist und bei den soeben erwähnten Erscheinungen fast immer mit dem Kennenlernen zusammenfällt, verstehen lernen, so fürchtet der Mensch überhaupt nicht mehr; denn man fürchtet nur, was man als vorhanden wahrnimmt, ohne es zu begreifen. Furcht ist nichts anderes als das alberne Kind der Unwissenheit oder der noch viel schlimmern Halbwisserei. Wovon man gar nichts weiß, auch nicht die Existenz kennt, das kann man nicht fürchten, aber auch ebenso wenig das, was man ganz erforscht und in seinem Zusammenhange von Ursache und Wirkung begriffen hat, denn in diesem Falle beherrscht man es durch den Geist und dessen unerschöpfliche Hülfsmittel, indem man gegen die anerkannte und begriffene Macht eine andere, stärkere in den

Digitized by Google

Kampf führt, wie man dem Geschoß den Panzer, der übermächtigen Bewegung die Reibung u. s. w. entgegenstellt — oder man unterwirft sich in ruhiger furchtloser Fassung dem, was man als dem Menschen absolut überlegen erkannt hat, wie der Abhängigkeit von Zeit und Raum, der unbezwingbaren Naturgewalt, oder endlich auf anderm Standpunkte fügt man sich in Demuth dem Willen der Vorsehung.

Als solche kleine, unsichtbare und doch in ihren Wirkungen so weitgreifende Thätigkeiten will ich hier nur beispielsweise an die Kraft der Auffaugung (Absorption) erinnern, durch welche die Oberfläche unserer Erde der Atmosphäre wahrscheinlich unmeßbar mehr Wasser in Form unsichtbaren Wasserdunstes entzieht, als in sichtbarer Form als Regentropfen oder Schneeflocken auf sie herabfällt. Ich erinnere an die Wechselwirkung zwischen Boden, Pflanze, Thier, Mensch und Atmosphäre, die durch einen beständigen Austausch unsichtbarer Gasarten die Existenz organischer Wesen auf der Erde allein möglich macht und erhält; ich erinnere endlich daran, wie kein gesunder Mensch, etwa sehr große zum Schweiße führende Erhitzungen ausgenommen, irgendein Bewußtsein seiner Hautthätigkeit besitzt, die doch für sein Leben so wichtig ist, daß der gutlackirte Mensch in wenig Stunden stirbt, aus demselben Grunde, wie eine äußere Verbrennung oder das Scharlach tödten, wenn und weil sie an drei Viertheilen der Körperoberfläche die Thätigkeit der Haut unmöglich gemacht haben.

Zu diesen ganz kleinen Dingen mit unbegreiflich großer Wirkung gehört auch die Schimmelvegetation.

Der weintrinkende Rheinländer wie der biertrinkende Baier müßten ohne Schimmel auf ihre Genüsse verzichten; der Schimmel bereitet dem Gourmand den Essig zu seinen Salaten, Compoten und sauern Braten; der Schimmel verdaut im Kindesmagen die Muttermilch und im Magen des Erwachsenen gar manche der genossenen Stoffe; der Schimmel macht den Käse und gibt demselben seine Verdauung befördernde Kraft; Schimmel verpestet durch die Fäulniß, die er herbeiführt, die Luft und ruft die geruchlose Verwesung hervor, durch welche der Atmosphäre, dieser allgemeinen Vorrathskammer des organischen Baumaterials, die Elemente wiedergegeben werden, welche eine Zeit lang zu einer organischen Form verbunden waren; Schimmel erzeugt unzählige, theils lästige, theils gefährliche Krankheiten; Schimmel endlich erhebt sich aus den heißen feuchten Niederungen Ostindiens und ihren Reisfeldern und zieht als grauenhafter Würgengel als asiatische Cholera von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil, überall Tausende von Opfern dem Tode weihend.

Aber was ist denn eigentlich Schimmel? Die Frage wird manchem überflüssig erscheinen, weil er die Antwort gleich an der Hand zu haben glaubt, und doch möchte er sich vielleicht, wenn er unsere Antwort gehört hat, gestehen müssen, daß er wol das Wort Schimmel gekannt, aber von der Sache selbst eben noch gar nichts gewußt hat. Ja wir glauben sogar, daß es in der civilisirten Gesellschaft Regionen gibt, in denen auch das Wort so gut wie unbekannt ist, weil der Gegenstand, den es bezeichnet, niemals in sichtbarer Gestalt an dieselben herangetreten ist. Es gibt eine Klasse von Menschen, die so gestellt sind, daß der Schmutz des Lebens, wozu viele den Schimmel zu rechnen geneigt sein werden, gar nicht an sie heranreicht, denen Worte wie Unkraut, Ungeziefer*) Fäulniß u. s. w. leere Worte sind, weil ihnen die Sache nicht vorgekommen ist und weil

*) Es sei mir hier die sprachliche Bemerkung erlaubt, daß Unkraut und Ungeziefer der Pflanzen- und Thierwelt entsprechen und das nicht unmittelbar dem Nutzen der Menschen Dienende bezeichnen. Beide Worte stehen dem Kraut und Geziefer gegenüber, welches letztere in vielen Gegenden Süddeutschlands noch heute die Bewohner des Hühnerhofs bezeichnet; wenn ein neuerer Schriftsteller einen naturforschenden Baron aus dem Walde „Käfer und anderes Geziefer" holen läßt, so ist das Unkenntniß der deutschen Sprache.

Digitized by Google

sie den Fehlschluß machen, daß, was ihnen nicht zur Erscheinung kommt, eigentlich auch nicht vorhanden sei und nur durch die Verkehrtheit gewisser Menschengruppen ein unberechtigtes Dasein habe. Ja eine gewisse lächerliche Prüderie verbietet wol in der sogenannten guten Gesellschaft, diese Worte in den Mund zu nehmen, oder gar von der Sache selbst zu sprechen. Es ist das der Strauß in der Fabel, der den Kopf in den Busch steckt und sich sicher glaubt, weil er nun nichts sieht. Aber die Dinge sind da, sind nicht wegzuschaffen aus der Natur, in der sie ihre bestimmte nothwendige Stelle einnehmen, und verlangen, daß gerade der Gebildete sie aufmerksam ins Auge fasse, weil es seine Aufgabe ist, sie zu erkennen, zu begreifen und für das Menschenleben unschädlich zu machen. Selbst aus egoistischem Grunde muß er das thun, weil er, mag er sie ignoriren wie er will und kann, doch für sich allein sich ihrem schädlichen Einfluß nicht zu entziehen vermag. Denn „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist, muß er in seinem innern Selbst genießen". Er kann sich selbst nicht vor der Rinderpest, den Pocken, der Cholera schützen, wenn er nicht die ganze Menschheit, oder doch wenigstens seinen ganzen Welttheil vor jenen Dämonen bewahrt. Und schließlich, wenn man diese verborgenen Seiten der Natur ins Auge faßt und genauer kennen lernt, so findet man häufig, daß sie sehr vieles, wo nicht alles Unangenehme, womit die ungeleitete Phantasie sie umkleidet hatte, verlieren. Was ist Schmuz denn am Ende anderes als eine Verbindung bestimmter chemischer Elemente, vorzugsweise von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, Schwefel und Phosphor? Und das sind lauter höchst reinliche und appetitliche Substanzen. So wird sich auch bei unserer Aufgabe herausstellen, daß das edle Naserümpfen, mit dem etwa eine junge Comtesse die Erwähnung verschimmelten Brotes oder vor Fäulniß grün gewordenen Fleisches anhört, durchaus keine Berechtigung hat, wenn man an diese Dinge näher herantritt und sie kennen lernt. Mag man sich nur einmal in irgendeiner Bibliothek Corda's „Prachtflora deutscher Schimmelgattungen" vorlegen lassen, um sich zu überzeugen, welche zierliche Gestalten und welchen reichen Farbenschmuck auch diese kleinsten, meist mit Unrecht so verachteten Parias aus dem Reiche der Flora aufweisen können.

Um sich aber eine klare Vorstellung vom Schimmel machen zu können, muß man zunächst seine Stellung in der ganzen Pflanzenwelt ins Auge fassen. Es kommt uns dabei hier natürlich nur auf die großen Hauptzüge, nicht auf eine detaillirtere Einzelkenntniß an. Die ganze Pflanzenwelt zerfällt vorzugsweise nach ihrem innern Bau in zwei ungleiche Hälften, von denen die kleinere aus den Pilzen, Algen*) und Flechten**) bestehend, eine auffallend einfache Zusammensetzung aus den Elementarorganen zu erkennen gibt, während die zweite, größere Hälfte eine viel verwickeltere und künstlichere Structur zeigt. Man bezeichnet die kleinere Hälfte wol als „Zellenpflanzen", weil die ihr angehörigen Pflanzen nur aus den einfachsten Formen der Zellen zusammengesetzt sind. Von den drei soeben genannten Abtheilungen (Familien) dieser Zellenpflanzen wachsen die Flechten und Algen stets am Lichte und entwickeln deshalb in einem größern Theil der sie zusammensetzenden Zellen den grünen Farbenstoff (Chlorophyll, Blattgrün), der im allgemeinen ein leicht in die Augen fallender Charakterzug der Pflanzenwelt ist. Die Algen leben im Wasser, die Flechten in der Luft.

Im Gegensatz dazu fehlt den Pilzen das genannte Blattgrün durchaus. Der Boden,

*) Seetangartige Pflanzen und die grünen fadenartigen Pflanzen auf stehenden Wässern und in Gräben.

**) Im gemeinen Leben auch wol fälschlich Moos genannt, z. B. Isländisches Moos, Korallenmoos, Moos auf der Baumrinde. Die Flechten unterscheiden sich vom Moos leicht durch das geringe Hervorstechen des grünen Farbestoffs, ihre meist dürre, lederartige Beschaffenheit und durch das Fehlen der bestimmt gestalteten zierlichen grünen Blätter.

Digitized by Google

auf dem die Pilze wachsen sollen, muß sehr reich an organischen Stoffen sein, und am häufigsten vegetiren sie da, wo organische Substanzen im Proceß der Zersetzung, der Fäulniß oder Verwesung begriffen sind. Ein Theil der Pilze, und auf gewissen Entwickelungsstufen vielleicht alle Pilze, können des Lichtes fast ganz entbehren. Dabei ist ihre Vegetationskraft aber so außerordentlich groß, daß zahlreiche Familien sehr großer Pilze in wenig Stunden einer feuchtwarmen Sommernacht sich ausbilden können, ja daß man einmal berechnet hat, daß während der Entwickelung eines Riesenbovists sich in jeder Secunde mehr als 20000 Zellen bilden. Diese ungeheuer schnelle Vermehrung der Pilzzellen ist eine Erscheinung, die, wie wir später sehen werden, manchen auffallenden Naturvorgang in sehr einfacher Weise erklärt. Die Vegetation der Pilze wird ferner dadurch außerordentlich begünstigt, daß die wenigsten von ihnen an einen bestimmten Boden und ganz genau abgemessene äußere Lebensbedingungen geknüpft sind. Die kleinen Pilzsamen (Sporen), oder was dieselben vertritt, keimen fast auf jedem Boden, der Wasser und eine gewisse Menge organischer Substanz enthält.

Aber auf den verschiedenen Bodenarten, die überhaupt geeignet sind, dem Pilze seine Vegetation möglich zu machen, entwickelt sich das Pflänzchen auch in etwas verschiedener Form, und so entsteht aus einem Pilze eine große Mannichfaltigkeit von Gestalten, die man lange Zeit für verschiedene Pilzarten, ja selbst für verschiedene Gattungen oder gar verschiedene Familien gehalten hat, bis erst in neuerer Zeit die allerdings äußerst schwierigen künstlichen Culturen der Pilze die Zusammengehörigkeit so vieler Formen zu einer Pilzart nachgewiesen haben. Wie überall, so haben auch hier eine größere Anzahl von Forschern an solchen Arbeiten theilgenommen, und wir wollen keinem seine Verdienste schmälern, wenn wir hier nur den einen nennen, den in Sorgfalt, Umsicht und Ausdauer bisjetzt keiner erreicht hat und von dessen viel umfassenden Resultaten wir den Anfang einer neuen Epoche in der Kenntniß der Pilze datiren können; wir meinen Professor Ernst Hallier*) in Jena. Ehe wir aber auf seine Arbeiten und deren Ergebnisse näher eingehen, müssen wir noch eine kurze Darstellung der Natur der Pflanzenzelle und ihrer wichtigsten, hier in Betracht kommenden Eigenthümlichkeiten voranschicken. Die meisten Zellen fordern dabei wegen ihrer Kleinheit die Anwendung des Mikroskops, doch gibt es auch sehr große Zellen; manche der in stehendem süßen Wasser wachsenden Armleuchterpflanzen (Charen) besitzen Zellen von 8 Zoll Länge und 1 Linie Dicke. Ja Tange, die auch im Mittelmeere sich finden, wie die Caulerpa-Arten, gleichen oft fußlangen Pflanzen mit Stengeln, Wurzeln und Blättern und bestehen doch nur aus einer einzigen Zelle. Wenn man ganz ausgebildete Zellen**) unter dem Mikroskop betrachtet, so erkennt man kleine, von einer farblosen durchsichtigen Haut, der Zellhaut, umschlossene Hohlräume und unter günstigen Umständen sogleich, sonst durch Anwendung verschiedener chemischer Einwirkungen, deren ausführliche Betrachtung hier nicht hergehört, einen verschiedenartigen Inhalt dieser, von der durchsichtigen Haut umschlossenen Hohlräume: grüne

*) Nicht Hallé, wie die sonst so correcte augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 1. Jan. 1868 schreibt, sondern Hallier, sprich Hallihr. Als Hauptwerke, in denen Hallier die Resultate seiner ebenso mühsamen als fruchtbaren Untersuchungen niedergelegt hat, nennen wir hier nur: I. „Die pflanzlichen Parasiten der menschlichen Körper für Aerzte, Botaniker und Studirende u. s. w., mit vier Kupfertafeln" (Leipzig 1866); II. „Gärungserscheinungen: Untersuchungen über Gärung, Fäulniß und Verwesung mit Berücksichtigung der Miasmen und Contagien u. s. w. mit einer Kupfertafel" (Leipzig 1867), und III. „Das Choleracontagium: Botanische Untersuchungen, Aerzten und Naturforschern mitgetheilt, mit einer Kupfertafel" (Leipzig 1867). Wir werden diese Arbeiten im Folgenden nur mit den beigesetzten römischen Zahlen anführen.

**) Etwa an einem sehr zarten Schnitte aus einem Weißkohlblatt oder an dem Blatt eines der zarten breitblätterigen Moose, wobei man sich das Herstellen eines dünnen Schnittes erspart, da dieselben mit Ausnahme des Mittelnerven nur aus einer einzigen Zellenlage bestehen.

Digitized by Google

oder farblose Körnchen, wasserhelle Flüssigkeit u. s. w. Das Wichtigste aber von allem ist eine blasse, oft etwas gelbliche, schleimige, bald dickere, bald dünnere Schicht, welche die innere Fläche der Zellwand bedeckt. Diese Schicht besteht aus einer eiweißähnlichen, also stickstoffhaltigen Substanz, die man Bildungsstoff (Plasma) genannt hat. Die Zellwand selbst besteht nur aus Wasserstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff und ist frei von Stickstoff. Jener Bildungsstoff ist nun der eigentlich wesentlich lebendige Theil der Zelle, von ihm gehen alle chemischen Umwandlungen und alle Bildungen im Innern der Zelle, sowie die Bildung der Zelle selbst aus.

Wir können nicht umhin, hier eine kleine Abschweifung über die Bedeutung des Stickstoffs und Sauerstoffs für das Leben zu machen. Schon vor mehr als 14 Jahren*) haben wir die Bemerkung ausgesprochen, daß wol nie etwas unverdienter zu einem lobenden Beinamen gekommen ist als der Sauerstoff, wenn man ihn als „Lebensluft" bezeichnete, nie etwas ungerechter gebrandmarkt ist als der Salpetersäure bildende Stoff (Nitrogen), als man ihn „Stickstoff", gleichsam die dem Leben feindliche Substanz nannte. Jeder Oxydationsproceß, d. h. jeder chemische Proceß, durch welchen Sauerstoff mit einem andern chemischen Elemente verbunden wird, heißt auch Verbrennungsproceß, mag das nun mit oder ohne Feuererscheinung vor sich gehen. Wenn die Substanz, zu welcher der Sauerstoff hinzutritt, eine organische ist, so führt die Verbindung schließlich allemal zur Zerstörung derselben als solcher und zur Auflösung derselben in unorganische Verbindungen. Dagegen knüpfen sich alle Grunderscheinungen des Lebens, die Ernährung, insofern sie Bildung organischer Substanz aus unorganischen Stoffen ist, die Bewegung und endlich die Fortpflanzung, an die Gegenwart und Einwirkung stickstoffhaltiger Verbindungen auf ihre Umgebung. Da nun im ganzen und großen die Bildung organischer Substanz aus unorganischen Elementen nur in der Pflanzenwelt statthat, so könnte man sagen: nur die Pflanzenwelt lebt wirklich. Sobald dagegen das Thier und der Mensch mit der Atmosphäre in Wechselwirkung tritt, so greift auch der Sauerstoff die organische Substanz des Körpers an und zerstört sie wieder, und wir essen nicht, um zu athmen, sondern wir müssen essen, weil wir athmen, d. h. um die durch den eingeathmeten Sauerstoff in unserm Körper zerstörte organische Substanz wieder zu ersetzen, welchen Kampf gegen die Vernichtung der menschliche Körper selten über „70 und wenn's hoch kommt 80 Jahre" aushält. Daher dürften wir im Gegensatz zum Vorigen wol das Paradoxon aussprechen, daß Thiere und Menschen vom Augenblick der Geburt an eigentlich gar nicht leben, sondern nur langsam sterben. Der Sauerstoff ist der unsichtbare Todesengel, welcher die Lippe des Neugeborenen küßt. Der erste, durch den Reiz des Sauerstoffs abgenöthigte Schrei ist eigentlich der erste Schrei der Todesangst.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung wieder zu unserm stickstoffhaltigen Inhalt der Zelle, zum Plasma, zurück. Das erste, was man von einer frei (im Innern einer andern Zelle) sich bildenden Zelle erkennt, ist immer ein Plasmakügelchen; um dasselbe bildet sich erst später eine Zellhaut, und dann entstehen allmählich im Innern des Plasmakügelchens einer oder mehrere Hohlräume (Vacuolen), die schließlich (wenn mehrere vorhanden sind, durch Zusammenfließen) eine große, mit wässeriger Flüssigkeit gefüllte Zellenhöhle bilden, indem sie das Plasma auf die früher erwähnte, die Zellenwand innen bekleidende Schicht beschränken. Diese, die Zellenwand auskleidende Plasmaschicht nimmt oft, besonders nach außen hin, durch größere Dichtigkeit eine hautartige Beschaffenheit an und wird dann mit Rücksicht auf die Bedeutung des Plasmas für die Bildung der Zelle auch wol der Entstehungsschlauch (Primordialschlauch) genannt. In den meisten

*) Botanische Briefe von Dr. M. J. Schleiden in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", 1853, S. 3274 fg.

Digitized by Google

Pflanzenzellen verdichtet sich ein Theil des Plasmas zu einem, häufig linsenförmigen Körperchen, den man Zellenkern genannt hat. Wenn später dieser Zellenkern sich theilt, so pflegt sich der Primordialschlauch gerade zwischen den zwei auf diese Weise entstandenen und voneinander gerückten Kernen zusammenzuschnüren, sodaß aus einem Primordialschlauch zwei werden, deren jeder sich dann auch wieder mit einer Zellenhaut umgibt. Man nennt das Vermehrung der Zellen durch Theilung. In andern Fällen theilt sich das ganze Plasma einer Zelle, und die einzelnen so entstehenden Plasmakörper oder Plasmakernchen (wenn sie durch wiederholte Theilung sehr klein geworden sind) strecken auf ihrer ganzen Oberfläche, oder an zwei entgegengesetzten Enden, oder endlich nur an einem Ende zarte Fäden hervor, die man Wimpern genannt hat. Da diese Wimpern immerfort in eigenthümlicher schwingender Bewegung sind, so wird dadurch der Plasmakörper oder Kern, wenn Raum und Flüssigkeit genug vorhanden sind, in einer beständigen kreisenden, wirbelnden oder bohrenden Bewegung fortgetrieben. Man nennt solche sich bewegende Plasmakörper Schwärmzellen, Schwärmsporen*) u. s. w., oder kurz Schwärmer. Dieselben pflegen nach einiger Zeit die Wimpern wieder einzuziehen, kommen dadurch zur Ruhe, bedecken sich mit einer Zellenhaut und stellen dann eine fertige, zu neuen Entwickelungen fähige Zelle vor. So sind Plasma, Primordialschlauch, Zellenkern, Schwärmer u. s. w. ganz dasselbe und nur verschiedene Formen des Bildungsstoffes, an den sich überhaupt alle wesentlichen Lebenserscheinungen der Zelle knüpfen.

Aus solchen Zellen, wie wir sie eben in ihren allgemeinsten und wichtigsten Eigenthümlichkeiten beschrieben haben, bestehen wie alle Pflanzen, so auch die Pilze, deren Zellen sich nur dadurch unterscheiden, daß man selten an ihnen eine reine Zellhaut nachweisen kann, und daß sie außerordentlich reich an stickstoffhaltigen Substanzen sind. Die Pilze sind oft von einer einzigen fadenförmig ausgedehnten Zelle gebildet, die sich nur vermehrt, indem sie an ihrem einen Ende junge (Tochter-) Zellen abschnürt, die dann als Sporen keimen und neue Pilzpflänzchen bilden. Häufiger bestehen die Pilze aus einer Reihe länglicher Zellen, deren äußerste gewöhnlich die Rolle des Fortpflanzungsorganes übernimmt und Tochterzellen an ihrem Ende abschnürt. Auch die Tochterzellen bleiben zuweilen eine Zeit lang zu einer Reihe (Sporenkette) verbunden, bis sie sich trennen und so gleichsam aussäen. Alle die so an der Spitze des Pilzfadens entstehenden Sporen nennt man Spitzensporen (Acrosporen). In andern Fällen bildet sich meist am Ende des Pilzfadens eine große rundliche Zelle aus, in der gleichzeitig in größerer Anzahl Tochterzellen als Sporen entstehen, die dann durch Bersten oder durch Auflösung der Mutterzelle in Freiheit gesetzt werden. Man nennt diese Sporen zum Unterschiede von den vorigem Kapselsporen (Thecasporen). Uebrigens kann, wie es scheint, jede Zelle des Pilzfadens unter Umständen zur Kapsel werden und jede Zelle durch Bildung von Plasmakernen und Ausstreuung derselben zur Vermehrung der Pflanzen dienen. Auch die größten Pilze, wie der Champignon oder der Fliegenschwamm, scheinen nur aus solchen Pilzfäden zu bestehen, die sich in großer Anzahl aneinanderlegen und miteinander verflechten und auf diese Weise den kugeligen (z. B. den Trüffel) oder schirmförmigen Körper bilden, an dem in ganz bestimmter Weise die Sporen bildenden Endzellen der Pilzfäden geordnet sind.

Bisjetzt unterschied man wol die Fadenpilze, die nur aus einem einfachen oder verästelten Zellenfaden bestehen, als Schimmelpilze von den Bauchpilzen, die auf die ebenerwähnte Weise eine Kugel bilden, und von den Hutpilzen, die den schirmförmigen Körper wie beim Champignon hervorbringen. Nach den neuern Untersuchungen sind diese Ein-

*) Spore heißt bei den niedern Pflanzenfamilien eine den Samen der höher entwickelten Pflanzen vertretende Zelle.

Digitized by Google

theilungen aber in mannichfacher Weise unbestimmt geworden. Jeder höhere Pilz scheint auch auf gewissem Boden eine Schimmelart hervorzubringen und viele Schimmel bilden durch Aneinanderlegen der Fäden kleine dicke Stämmchen, die auf ihrer Spitze eine große Anzahl von Sporen bildenden Organen tragen. Gänzlich verwischt ist aber, wie es scheint, der Unterschied von Fadenpilzen und den wegen Flüchtigkeit der Fäden und der großen Anzahl ihrer Sporen früher sogenannten Staubpilzen, wie z. B. der Brand und der Rost am Getreide. Diese Staubpilze scheinen alle besondere, nur durch den Boden hervorgerufene Formen von Schimmelarten zu sein.

Es sind vorzüglich die Staubpilze*), welche als parasitische Eindringlinge sich auf andern Pflanzen ansiedeln und Entstellungen der natürlichen Form und Farbe und oft auch weit um sich greifende Zerstörungen hervorrufen. Der Landmann fürchtet besonders den Staubbrand an Gerste und Hafer, den Schmierbrand beim Weizen, wodurch die Körner in ein schwarzes lockeres oder kleberiges Pulver umgewandelt werden, sodaß, wenn diese Krankheit auf einem Acker sehr ausgebreitet auftritt, das geerntete Korn zur Brotbereitung und überhaupt als Nahrungsmittel für Thiere und Menschen unbrauchbar wird. Nicht minder lästig für den Landmann ist der Rost (Puccinia graminis), der, wenn er überhandnimmt, das Stroh für gewisse Zwecke unbrauchbar macht. Die Schimmelpflanze, welche den Rost hervorruft, hat zwei verschiedene Formen, die, je nach der Unterlage, auf der sich die Pflanze entwickelt, als ganz verschiedene Pflanzen erscheinen. Es ist schon eine alte Regel der Landleute, aus den Hecken in der Nähe der Getreidefelder sorgfältig den Sauerdorn (Sauerach, Berberitze, Berberis vulgaris) zu entfernen, weil sie durch freilich von ihnen noch nicht verstandene Erfahrung belehrt sind, daß der Rost in der Nähe dieser Sträucher am häufigsten entsteht. Man hat das oft als Aberglauben bezeichnet. Jetzt kennt man den theoretischen Grund dieser Praxis durch die Arbeiten von Tulasne und de Bary.**) Auf der untern Seite der Blätter des Sauerdorns bemerkt man sehr häufig eine große Anzahl kleiner gelber Wärzchen, die man als Berberitzenpilz (Aecidium Berberidis) bezeichnet hat. Die kleinen gelben Sporen dieses Pilzes keimen auf der Oberhaut des Getreides, indem sie durch die Athmenlöcher (Spaltöffnungen) eindringen und hier sich zum Rost entwickeln. Der Rost bildet im Herbst besondere Sporen, die den Winter überdauern und im Frühjahre nur auf den Blättern des Sauerdorns keimen, wo sie wiederum die gelben Aecidiumwärzchen hervorrufen. Wahrscheinlich findet ein ähnlicher Formenwechsel bei allen Rost- und Aecidiumarten statt. Ganz Aehnliches beobachtete man schon bei dem Rost der Erbsen und Bohnen (Uromyces appendiculata). Auch Laien finden bei einiger Aufmerksamkeit leicht die so häufig vorkommenden Pflanzen des Hirtentäschchens (Capsella bursa pastoris), deren Blätter durch den weißen dichtfilzigen Ueberzug eines parasitischen Pilzes (Cystopus candidus) ganz entstellt sind. Ja bei der gemeinen schmalblätterigen Wolfsmilch (Euphorbia Cyparissias) kann ein Nichtkenner leicht verführt werden, die durch den Parasiten auf der untern Seite der Blätter in ihrem ganzen äußern Ansehen veränderte Pflanze für eine besondere Art zu halten. Es ist allgemein bekannt, welche Landplage für die weinbauenden Gegenden z. B. im südlichen Frankreich die Traubenkrankheit geworden ist. Die Krankheit besteht nur in der Ansiedelung eines parasitischen Schimmels auf Blättern und Beeren, dessen auf dem Wein-

*) Ueber die hierher gehörigen Pflanzen haben wir eine Reihe vorzüglicher, mehr und mehr die Kenntniß dieser für den Landmann so unangenehm interessanten Gebilde fördernder Arbeiten erhalten. Ich nenne hier nur die wichtigsten: Unger, „Die Exantheme der Pflanzen" (Wien 1833); A. de Bary, „Untersuchungen über die Brandpilze" (Berlin 1853); J. Kühn, „Die Krankheiten der Culturgewächse" (Berlin 1859); A. Braun, „Ueber Krankheiten der Pflanzen". Daß auch zahlreiche andere Forscher werthvolle Beiträge lieferten, versteht sich von selbst.

**) E. Hallier I, S. 32.

Digitized by Google

stock erscheinende Entwickelungsform von Hugo von Mohl, der sie zuerst gründlich untersuchte, der Tucker'sche Büschelpilz (Oïdium Tuckeri) genannt worden ist. Dieser kleine vegetabilische Dämon hat uns für immer um den Genuß des Madeira gebracht, da alle Weinpflanzungen auf der Insel Madeira infolge der von ihm angerichteten Verwüstungen aufgegeben worden sind. Und wer hätte nicht von der Kartoffelkrankheit und den selbst bis zu einer Landescalamität sich steigernden Ausfällen, welche dieselbe in einer unserer wichtigsten Ernten hervorgerufen hat, gehört, wer nicht einmal in der Kartoffel, die er durchschnitt, um sie zu genießen, die durch die Krankheit bewirkten unregelmäßigen braunen Flecken gesehen. Auch diese Krankheit beruht auf der Ansiedelung eines im Innern des Zellgewebes der Kartoffel schmarotzenden Schimmelpilzes, der in drei verschiedenen, aber zu einer Pflanze gehörigen Entwickelungsformen (Fusisporium Solani, Oïdium violaceum, Peronospora devastatrix) auftritt. Schließlich wollen wir kurz noch einer hierher gehörigen Pflanze erwähnen, welche eine traurige Wichtigkeit für den brotessenden Menschen erlangt hat. Auf Roggenfeldern sieht man besonders in feuchter Lage und feuchten Jahren aus den Aehren lange, schwärzliche, etwas gekrümmte Körner hervorragen, oft in sehr großer Anzahl. Man nennt sie Mutterkorn, französisch ergot, in der Arzneikunde, die Gebrauch davon gemacht hat, Hornroggen (Secale cornutum). Die Entwickelungsgeschichte, die leider noch nicht die wünschenswerthe Vollständigkeit hat, ergibt Folgendes. Schon zur Blütezeit entwickeln sich weißliche Flocken von Pilzfäden unter der jungen Frucht, wodurch dieselbe verkümmert, die kleinen, an diesen Fäden entstehenden Sporen hat man nicht weiter verfolgt. Dies ist der von Leveillé Sphacelia segetum genannte Schimmel. Unter diesem entwickelt sich etwas später ein sehr derber, aber unfruchtbarer Pilzkörper, das sogenannte Mutterkorn, von Decandolle Sclerotium clavus genannt, das oben den Schimmel wie ein weißes Mützchen trägt. Dieser Körper bildet endlich, wenn er auf feuchte Erde fällt, Sporenfrüchte in Gestalt kleiner rother gestielter Knöpfe aus und in dieser Form ist der Pilz von Fries Cordiceps purpurea genannt worden. Tulasne war es, der die Entwickelungsgeschichte so weit verfolgte, um die Zusammengehörigkeit aller drei Formen zu einer Art behaupten zu können. Wichtig für den Menschen wird dieser Pilz dadurch, daß der schwarze Pilzkörper einen sehr scharfen giftigen Stoff, das „Ergotin", enthält, und daß daher Brot, in welches viel Mutterkornmehl mit verbacken ist, nicht ungefährliche Krankheiten, die sogenannte „Kriebelkrankheit", erzeugt. Schon diese Beispiele könnten genügen, um zu zeigen, welchen verderblichen Einfluß die auf Pflanzen sich ansiedelnden Pilze auf die Vegetationsweise derselben und dadurch auch auf den Nutzen, den der Mensch aus der Pflanzenwelt zieht, ausüben; aber ebendeshalb auch den Menschen dringend auffordern, sich ernst und eingehend mit ihrer Natur zu beschäftigen, um ihnen so ihre schwachen Seiten abzulauschen und dadurch Mittel zu finden, um sich gegen ihre stillen, aber so verderblichen Wirkungen wehren zu lernen.

Aber nun eröffnet sich uns eine ganz neue Aussicht auf ein großes Gebiet eigenthümlicher chemischer Processe, die im Haushalt des Menschen wie der ihn umgebenden und zunächst afficirenden Natur eine wesentliche Rolle spielen. Wir sprechen von den mannichfachen Zersetzungsprocessen organischer Substanzen, die alle untereinander so nahe verwandt sind, daß es unendlich schwer hält, zwischen den verschiedenen Formen eine Grenze zu ziehen, wenn wir sie auch im gemeinen Leben mit sehr verschiedenen Namen bezeichnen, z. B. Gärung, Sauerwerden der Milch, Käsebereitung, Ranzigwerden des Oels, Fäulniß, Verwesung. Diese alle und viele andere sich daran anschließende erschienen früher der Wissenschaft als geheimnißvolle Vorgänge, für die man vergebens sich nach einer Erklärung umsah, für die man nach und nach die verschiedensten Bezeichnungen durchprobirte, ohne der Erkenntniß der Sache irgendwie näher zu kommen. Die ersten

Digitized by Google

Schritte zum Verständniß waren die Entdeckungen verschiedener Forscher, daß sich bei diesen chemischen Vorgängen allemal auch pflanzliche Gebilde einfinden, die man dann nach ihren äußern Merkmalen in verschiedene Arten, Gattungen und Familien ordnete, sie theils zu den Pilzen, theils freilich mit sehr unzulänglichen Gründen zu den Algen, theils mit ebenso wenig Berechtigung wegen gewisser Bewegungserscheinungen, die sie zeigen, zu den Thieren stellte. Die weitern Schritte, die endlich zu einem vorläufigen Abschluß führten, waren sehr künstliche Culturversuche mit diesen pflanzlichen Gebilden, um theils ihre Bedeutung für die genannten Processe, theils ihre eigene Weiterentwickelung unter verschiedenen Umständen zu erforschen. Wir wollen hier nur an einem Beispiel entwickeln, wie man verfuhr, um den wesentlichen Einfluß dieser Gebilde auf die chemischen Vorgänge festzustellen. Nimmt man eine Flüssigkeit, die, wie man es ausdrückt, gärungsfähig ist, d. h. im Wasser gelöst Traubenzucker und etwas stickstoffhaltige Substanz (z. B. Eiweiß) enthält, z. B. frisch ausgepreßten Traubensaft, so fängt die Flüssigkeit, bei mäßiger Wärme in einem Glase hingestellt, schon nach wenigen Stunden an zu opalisiren, es entwickeln sich einzelne und bald zahlreiche Gasbläschen, die man leicht als Kohlensäure erkennt; dabei trübt sich die Flüssigkeit und die trübende Substanz sondert sich nach und nach auf der Oberfläche als Hefe ab. Zuletzt ist aller Zucker und alle stickstoffhaltige Substanz aus der Flüssigkeit verschwunden und man findet statt dessen Alkohol, der durch das Wasser verdünnt ist. Wir übergehen dabei einige unwesentliche Substanzen (wie kleine Mengen Farbestoff, einige Salze, z. B. Weinstein u. s. w., und Aetherarten), welche die Eigenthümlichkeiten von Geruch und Geschmack der ausgegorenen Flüssigkeit bedingen. Untersuchen wir die bei der Gärung abgesonderte Hefe, so finden wir sie bestehend aus zahlreichen etwas länglichen Pflanzenzellen, die zum Theil in kurzen Fäden zusammenhängen, zum Theil sichtlich in der Vermehrung begriffen sind, indem sie an einem oder beiden Enden kleine Tochterzellen abschnüren. Diese Hefenzellen zählte man zu den Pilzen und gab ihnen nach kleinen Verschiedenheiten ihrer Form und nach den Verschiedenheiten der gärenden Flüssigkeit verschiedene Namen, so z. B. Bierhefe (Cryptococcus Cerevisiae), Weinhefe (Hormiscium vini) u. s. w. Hier warf sich nun die Frage auf: sind diese Pilze nur unwesentliche und zufällige Begleiter der Gärung, sind sie Producte derselben oder sind sie ihre Ursache, die eigentlichen Gärungserreger? Diese Frage ließ sich, sobald sie gestellt war, leicht durch Experimente beantworten. Die Hefe besteht aus lebenden Zellen; Siedehitze tödtet aber alles pflanzliche Leben und man brauchte nur die Flüssigkeit zu kochen, dadurch alle etwa vorhandenen Pilzzellen und ihre Keime zu tödten und dann sogleich hermetisch zu verschließen. Der Erfolg war, daß dann in der Flüssigkeit gar keine Gärung eintrat. Um dem Einwand zu begegnen, daß der Ausschluß der Luft die Gärung verhindere, ließ man Luft hinzutreten, die man aber vorher gleichsam filtrirte, indem man sie durch eine mit ganz gereinigter Baumwolle gefüllte Röhre streichen ließ. Man hatte nämlich wahrgenommen, daß die fast unsichtbar kleinen und unendlich leichten Sporen überall in der Luft schweben, daher sie sich in jedem auf einer ruhig liegenden Glastafel sich sammelnden Staube finden oder im Wasser, durch das man längere Zeit Luft hat durchstreichen lassen, anhäufen und dann untersucht werden können. Aber man hatte auch gefunden, daß, wenn Luft durch gereinigte Baumwolle streicht, dieselbe ganz von Pilzsporen, die an der Baumwolle hängen bleiben, gereinigt wird. Die weitern Versuche zeigten nun, daß auch bei Zutritt der in dieser Weise gereinigten Luft die Gärung nicht eintrat, daß aber sogleich lebhafte Gärungserscheinungen sich einstellten, wenn man die gekochte Flüssigkeit der gemeinen ungereinigten Luft aussetzte, oder wenn man in die eingeschlossene Flüssigkeit nur einige wenige Sporen von gewissen Schimmelarten hineinbrachte. Damit war dann der Beweis geliefert, daß nur die Pilzzellen die Erreger der Gärung sind, daß die Gärung aber nichts anderes ist als

Digitized by Google

die chemische Veränderung einer organischen Substanz, welcher gewisse Pilze die zu ihrer Ernährung nöthigen Elemente entziehen. Es mag genügen, hier zu erwähnen, daß diese Versuche in der mannichfachsten Weise abgeändert worden sind, um die gewonnenen Resultate vollkommen sicherzustellen, und daß sie mit gleicher Sorgfalt und Umsicht wie bei der geistigen (Alkohol-) Gärung auch bei allen übrigen noch zu erwähnenden Processen durchgeführt wurden.*)

Um nun über diese sämmtlichen Erscheinungen und die dabei thätigen Pilzformen einen Ueberblick zu gewinnen, verfolgen wir am zweckmäßigsten die ganze Entwickelung eines gewöhnlichen Schimmelpilzes unter den verschiedenartigsten Verhältnissen.**) Wir wählen dazu eine der allgemeinsten Schimmelarten, die, wie es scheint, auf der ganzen Erde verbreitet ist und sich überall einfindet, wo überhaupt Schimmelvegetation möglich ist, nämlich den krustenbildenden Pinselschimmel (Penicillium crustaceum, Penicillium glaucum, Botrytis glauca, Mucor crustaceus) (Fig. 1). Dieser Pilz befindet sich auf allen in Zersetzung begriffenen organischen Stoffen, auf Obst, Gemüse, feuchtem alten Brot, Käse, gekochtem Fleisch, feuchtem Holz, selbst auf alten gewichsten Stiefeln u. s. w.

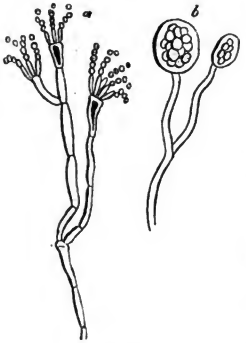


Fig. 1.

Wenn man die dichten Massen bläulichen Staubes, als welcher sich der Schimmel dem ersten Anblick darstellt, vergrößert betrachtet, so findet man einen gar zierlichen kleinen Wald. Den Boden bedecken zunächst ganz dicht die vielfach verflochtenen, hin und wieder verästeten, farblosen oder schwach gelblichen Pilzfäden, meistentheils aus ziemlich langen Zellen zusammengesetzt. Aus diesem Geflecht am Boden erheben sich alsdann die einzelnen Pilzfäden als kleine Stämmchen, ebenfalls nach oben hin häufig verzweigt. Die letzte Zelle jedes Fadens ist etwas nach dem Ende zu verbreitert, also keilförmig; auf dem verbreiterten Ende stehen drei bis vier längliche Zellen, die Sporenträger, von denen jede an ihrer Spitze nach und nach eine Anzahl von Sporen abschnürt, die aber zu einem perlschnurartigen Faden zusammenhängend bleiben. So stellen denn die Zweigenden kleine Pinsel dar, von denen der Pilz seinen Namen hat (Fig. 1, a). Die Sporen sind gewöhnlich bläulich, erscheinen aber unter besondern Verhältnissen zuweilen auch weißlich, gelblich oder bräunlich. Säet man diese Sporen auf einem dem Schimmel zusagenden Boden und bei freiem Luftzutritt aus, so keimen sie, indem sich die rundliche Zelle zunächst zu einem Fädchen verlängert und sich schließlich wieder zum ganz normalen Pinselschimmel entwickelt. Anders verhält sich die Sache, wenn die Sporen auf einen, ihnen nicht ganz gemäßen Boden gerathen und besonders da, wo der freie Luftzutritt beschränkt oder ganz abgeschlossen ist. Dann entstehen die mannichfachen, so höchst abweichenden Formen, die sich bei der so allgemeinen Verbreitung dieser Schimmelsporen fast in alle organische Processe eindrängen und selbst im lebenden thierischen Körper so häufig vorkommen, daß man sie beinahe als normalen Bestandtheil desselben ansehen kann. Wir wollen nun diese verschiedenen Formen und ihr Vorkommen genauer verfolgen. Zuerst wollen wir nur constatiren, daß, wenn man die Sporen des Pinselschimmels auf eine nur feuchte stickstoffreiche und sauere Substanz bringt, sich daraus ein Pflänzchen ent-

*) E. Hallier II, S. 10—17.
**) E. Hallier II, S. 48 fg.

Digitized by Google

wickelt, das keine Pinsel bildet, sondern an den Enden der Fäden Kapselfrüchte hervorbringt, sodaß man, ohne den Ursprung zu kennen, aus diesen Pflänzchen eine ganz andere Schimmelgattung, einen Kopfschimmel (Mucor racemosus) gemacht hat (Fig. 1, b). Werden dagegen die Sporen dieses Kopfschimmels auf flüssige, stickstoffarme Substanz gesäet, so entwickelt sich aus ihnen wieder ein Pinselschimmel. Faßt man diese Erfahrung ins Auge, daß so ganz und gar verschiedene Fruchtformen durch die Cultur auf verschiedenem Boden hervorgerufen werden können, so wird man sich über die übrigen zahlreichen Formenveränderungen (Polymorphismus) dieses Schimmels nicht mehr wundern.

Schon früher ist erwähnt, daß sehr häufig das Plasma in einer Zelle sich in kleine Körnchen zertheilt, daß diese sich mit Wimpern versehen und dann als sogenannte Schwärmer die Zelle verlassen. Gerade diesen Vorgang beobachten wir, wenn wir die Sporen des Pinselschimmels in reines Wasser säen. Die aus den platzenden Zellen austretenden Schwärmer (Fig. 2, a) kommen bald zur Ruhe, vermehren sich durch Theilung und bilden so Ketten oder Fäden (Fig. 2, b) von außerordentlicher Feinheit. Man sah dieselben früher als eine selbständige Art an und nannte sie „Zartfaden" (von Remack, der sie zuerst im Munde fand, Leptothrix buccalis genannt) (Fig. 2, a und b). Sie kommen beständig als Fäden und einzelne Glieder untermischt mit Schwärmern und in Schleim eingebettet in großer Menge im Mundschleim, Speichel und im Beleg der Zähne, im Magen und Darmkanal bei Thieren und Menschen vor und sind ohne Zweifel bei der Verdauung, d. h. bei der chemischen Umwandlung der aufgenommenen Nahrungsstoffe von großem Einfluß. So war es schon lange bekannt, daß der Speichel die Kraft hat, gekochtes Stärkemehl in Traubenzucker umzuwandeln; jetzt weiß man, daß es die Vegetation der Leptothrixzellen ist, welche diese Umsetzung hervorruft. Wenn sich diese aus Schwärmern entstandenen Kernzellen zu stark vermehren, so können sie Krankheitsursache werden. So erfuhr Hallier an sich selbst bei seinen Arbeiten, daß das beständige übermäßige Einathmen von Schimmelsporen Zufälle von Cholerine hervorruft. Bei der Cholera sind die Kernzellen bis ins Ungeheuere vermehrt und bei manchen Krankheiten, z. B. beim Milzbrand, gehen die Kernzellen und selbst Leptothrixketten sogar durch Zerstörung der Wände ganz feiner Blut- oder Lymphgefäße ins Blut über. Wir werden später noch hierauf zurückkommen müssen, jetzt wollen wir aber erst noch die aus den Schwärmern der Pinselsporen entstandenen Kernzellen bei andern Erscheinungen begleiten. Die Schwärmer und die unmittelbar aus ihnen hervorgehenden Zellen sind einzeln und zu Ketten verbunden so klein, daß sie nur bei achthundertmaliger Vergrößerung deutlich als Zellen zu erkennen sind. Bei geistiger Gärung treten diese Kernzellen als reine Ketten auf, bei saurer (Essig-) Gärung verfilzen sie sich zu hautartigen Ausbreitungen und sind so früher als Mycoderma aceti bezeichnet worden, endlich bei ammoniakalischer Gärung oder sogenannter Fäulniß vermehren sich die Schwärmer in so auffallender Menge, daß man fast nur diese wahrnimmt. Wenn sie aber in eine der Alkoholgärung fähige Flüssigkeit kommen, z. B. Most, Bierwürze, Branntweinmaische, so dehnen sie sich bis zum Sechs- und Mehrfachen ihrer Länge aus und werden zu länglichrunden Zellen, die sich dadurch, daß sie fortwährend an beiden Enden Tochterzellen abschnüren, außerordentlich schnell vermehren. So entsteht die Hefe, die man wegen ihres Ursprungs aus Kernzellen, Kernhefe, oder nach dem alten Namen der Hefe Cryptococcushefe nennen kann (Fig. 3, a).

Fig. 2.

Fig. 3.

Zur Bildung der Schwärmer und Kernzellen und folglich auch der daraus hervorgehenden

Digitized by Google

Hefe ist aber nicht nur das Plasma der normalen Pinselsporen, sondern auch das aller andern Sporenformen, ja selbst jeder Zelle vom Pinselschimmel geeignet. Die Hefezellen bedürfen zu ihrer Ernährung des Stickstoffes und diesen entziehen sie der gärenden Flüssigkeit, die Gärung hält daher gerade so lange an, als noch Stickstoff vorhanden ist. Bei sehr starken Weinen tritt dies ein, noch ehe aller Zucker zersetzt ist; sie bleiben daher süß und halten sich, ohne daß eine Nachgärung stattfindet; bei schwachen armen Weinen ist das umgekehrt. Es setzt das aber voraus, daß die Hefe, ganz in die Flüssigkeit eingesenkt, sogenannte Unterhefe ist, und daher kann auch nur untergäriges (sogenanntes bairisches Bier) vollkommen ausgären. Bleibt die Hefe der Oberfläche, also der Einwirkung der Atmosphäre nahe, so entzieht sie dieser den Stickstoff. Die Gärung nimmt dann kein Ende, geht erst in Essigbildung und schließlich in Fäulniß oder Verwesung über. Hierbei bleiben die neuentstehenden Hefezellen mit den Mutterzellen in Verbindung und bilden kleine buschartige, verzweigte, scharf gegliederte Pflänzchen, die man als besondere Gattungen Oidium, Torula oder Hormiscium genannt hat. Nur wenn die Hefe auf der Oberfläche sehr reichlicher Oberhefe ganz an der Luft sich entwickeln kann, so bildet sie sich wieder zum Pinselschimmel aus.

Bekanntlich wird Kuhmilch an der Luft über kurz oder lang sauer, um so schneller, je näher die Temperatur 40° R. kommt. Der Milchzucker verschwindet und statt dessen tritt Milchsäure auf; wie bei der geistigen Gärung wird Sauerstoff aus der Luft aufgenommen und Kohlensäure abgeschieden. Das geschieht aber nur durch die Einwirkung der Milchhefe. Die Elemente derselben, nämlich die Schwärmer und Kernzellen finden sich, wie schon bemerkt, auf allen Schleimhäuten des Körpers, selbst in der Muttermilch, besonders im Beginn des Säugens (im sogenannten Colostrum) in großer Menge. Die Kernzellen bilden sich beim Sauerwerden der Milch zu länglich vierkantigen Zellen, sogenannte stabförmige Hefe, Milchhefe (Oidium lactis) um (Fig. 3, b). Wenn man aber die entstandene Milchsäure durch Kreide neutralisirt, so bildet sich keine stabförmige Hefe. Dagegen vermehrt sich bei höchster Entwickelung die Stabhefe durch Theilung der Zellen, und die Tochterzellen schwellen zu großen kugeligen Zellen an und bilden dann die sogenannte Gliederhefe (Arthrococcus).

Der beim Sauerwerden der Milch als sogenannter Quark ausgeschiedene Käsestoff geht aber sehr bald durch eine langsame Fäulniß, die Käsebildung, in Käse über. Auch dies ist eine Wirkung der außerordentlich überhandnehmenden Kernzellen. Gerathen die Schimmelsporen in Oel, so bildet sich auch hier eine Kernzellenhefe aus, wodurch die Oele ranzig (sauer) werden. Kommen sie in Butter, so findet hier ein ähnlicher Proceß statt, dessen Product Buttersäure ist. Endlich erwähnen wir hier noch die Umwandlung der Gerbsäure in Gallussäure, z. B. beim Schimmeln gewöhnlicher Tinte, die ebenfalls von solchen Hefenbildungen abhängt.

Zwei wichtige sehr allgemein auftretende Vorgänge in der Natur sind hier noch zu erörtern, welche ebenfalls neue Folgen der Schimmelvegetation sind, nämlich Fäulniß und Verwesung. Wo sehr stickstoffreiche Substanzen bei mehr oder weniger vollständigem Ausschluß der Luft von Pilzsporen inficirt werden, entwickeln sich zahllose kleine Kernzellen aus den Schwärmern, die aber nie Leptothrixketten bilden; dabei zersetzt sich die Substanz unter Verlust von Sauerstoff und Bildung von einfachem oder kohlensaurem Ammoniak und in der Regel auch von übelriechenden Gasarten. Wenn dagegen die Luft freien Zutritt hat, was auch an der Oberfläche der im Innern faulenden Substanzen häufig der Fall ist, so entwickeln sich die Kernzellen weiter zum vollständigen Schimmel; der Substanz wird Sauerstoff zugeführt (es ist ein Oxydationsproceß) und statt Ammoniak bildet sich Salpetersäure, auch hört beim reinen Verwesungsproceß jeder üble Geruch auf. Man nennt zwar gewöhnlich nur die mit Sauerstoffaufnahme ver-

Digitized by Google

bundene Zersetzung stickstoffhaltiger Substanzen Verwesung. Nach dem ebengenannten wesentlichen Merkmale muß aber auch die Essiggärung und Oelsäuerung hierher gerechnet werden. Alle vollkommenern Pilze, wie die Hutpilze, sind Verwesungspilze.

Wenn man über diese Verhältnisse experimentirt und dann die Bedingungen ganz genau und rein herstellt, so unterscheiden sich die verschiedenen angeführten Formen auch ganz scharf voneinander. In der Natur und überhaupt bei allen Vorgängen dieser Art im großen mischen sich die verschiedenen Bedingungen in der mannichfachsten Weise miteinander, die verschiedenen Processe gehen ineinander über und so findet man auch bei der Untersuchung immer sehr gemischte Formen. Dazu kommt noch, daß noch eine Anzahl anderer Schimmelarten in der Natur und bei den großen technischen Processen an diesen Vorgängen theilnehmen, die stets, wenn sie auch im allgemeinen mit den Entwickelungsreihen des Pinselschimmels übereinstimmen, doch immerhin kleine Modificationen, insbesondere auch in den Formen der Hefe bedingen. Wir nennen hier insbesondere noch den Sprengwedelschimmel (Aspergillus), dessen Endzellen ziemlich stark, oft fast kugelig anschwellen und darauf ohne Sporenträger, die zahlreichen Sporenketten tragen. Eine sehr häufig vorkommende Art, der kleinsporige Sprengwedelschimmel (Aspergillus microsporus) verhält sich fast ganz so wie der Pinselschimmel. Indem wir einige minder wichtige oder doch minder vollständig untersuchte Schimmel übergehen, erwähnen wir hier nur noch, daß es auch Schimmel gibt, deren Sporen nicht aus einer, sondern aus zwei oder mehrern engverbundenen Zellen bestehen, dahin gehören unter andern die Stemphylium-, Sporidesmium- und Polydesmosarten. Mehrere derselben kommen in einer Entwickelungsform auf Getreide als Rost vor. Die von diesen Schimmelarten gebildete Hefe hat das Eigenthümliche, daß sie ebenfalls zusammengesetzte Zellen zeigt. So fand man z. B. beim Aussäen der Sporen einer Polydesmosart (Polydesmos exitiosus) in Glycerin, daß sich dabei eine Art Hefe bildet, deren Zellen sich nach allen Richtungen hin theilen und so kleine Zellenballen oder Colonien entwickeln.

Um die Uebersicht und den Einblick in den Zusammenhang aller Heseformen zu erleichtern, wollen wir hier noch einmal kurz die bisjetzt gewonnenen Resultate zusammenstellen.*) Da man jeden Plasmakern eines Pilzes seinem Wesen nach als organischen Zellenkeim betrachten kann, gehen wir von diesen aus. Dieselben treten als Schwärmer aus ihrer Mutterzelle hervor, bilden, zur Ruhe gekommen, Kernzellen, Kernhefe oder Micrococcushefe. Dies ist im allgemeinen die Hefe der Fäulniß, dann der Gerbsäuregärung, der Umwandlung des Stärkemehls in Zucker sowol bei der Keimung stärkemehlhaltiger Samen als auch bei der Verdauung. Diese Zellen vermehren sich durch Theilung. Bleiben die so entstandenen Zellen im Zusammenhang, so entstehen die Leptothrixketten; diese bilden bei größerm Einfluß der Luft ein filzartiges Geflecht (Leptothrixfilz) und gehen bei freiem Luftzutritt in Schimmel über. Bei Alkoholgärung und Oelgärung schwellen die Kernzellen zu länglichen Zellen an, umgeben sich mit einer echten Zellhaut und bilden so die Cryptococcushefe. Diese vermehrt sich durch Abschnürung von Tochterzellen am Ende. Man unterscheidet dann nach Bierhefe, Weinhefe u. s. w. Bleiben die Zellen zusammenhängend, so bilden sie (den Leptothrixketten entsprechend) das Hormiscium. In sauern Flüssigkeiten streckt sich die Micrococcushefe sehr in die Länge, die Zelle wird stabförmig (Milchsäuregärung) oder lanzettlich (Essigsäurebildung), die Zellhaut wird gallertartig, der Inhalt körnig, die Zellen vermehren sich durch Einschnürung in der Mitte (Theilung) und bilden so die Arthrococcushefe (Gliederhefe), wobei man dann Gliederhefe der Milch, des Essigs u. s. w. unterscheiden kann. Die Kettenform der Gliederhefe ist Torula. Unvollkommen ausgebildet stellen Hormiscium

*) E. Hallier II, S. 105 fg.

Digitized by Google

und Torula das vor, was man Oidium genannt hat. Jeder Staubbrand ist eine auf Pflanzen parasitisch vorkommende Oidiumform eines Schimmels.

Schon oben haben wir auf ein fast normales und nothwendiges Vorkommen der Leptothrixzellen und Ketten im gesunden menschlichen Körper aufmerksam gemacht und gezeigt, wie dieselben an der Verdauung einen wesentlichen Antheil haben und wie sich dieselben im Uebermaße bis zur krankhaften Störung der Lebensprocesse vermehren können. Bei der außerordentlichen Häufigkeit vieler Schimmel, wie namentlich des Pinselschimmels und des Sprengwedelschimmels, die es dem Menschen unmöglich macht, sich vollständig gegen die Sporen zu schützen und sie abzuwehren — bei der großen Leichtigkeit, mit welcher sich die Fortpflanzungszellen den verschiedenartigsten Lebensbedingungen anschmiegen, ist es wol ganz natürlich, daß der Mensch leicht Träger dieser kleinen, aber mächtigen Vegetation werden kann und daß ihm daher gar manche Unbequemlichkeiten und nicht selten ernste Krankheitszustände erwachsen. Man ist in neuerer Zeit auf die bei verschiedenen Krankheitszuständen vorkommenden pflanzlichen Parasiten aufmerksam geworden, hat dieselben genau beschrieben und mit Namen belegt. Nach Hallier's Untersuchungen werden diese Namen alle überflüssig, da wir es dabei meistentheils nur mit Entwickelungsreihen des gemeinsten Pilzes, des Pinselschimmels, zu thun haben. Es versteht sich wol von selbst, daß es nur in den wenigsten Fällen erlaubt ist, die Zusammengehörigkeit der Formen durch Aussaat von Sporen auf dem menschlichen Körper selbst nachzuweisen. Es ist das aber auch unnöthig, wenn man einerseits aus Schimmelsporen dem Krankheitspilze gleiche Formen und andererseits aus den dem kranken menschlichen Körper entnommenen Parasiten auf passendem Substrat den gewöhnlichen Schimmel erzieht. Schwieriger ist es allerdings hierbei nachzuweisen, daß die Pilzbildung selbst die Ursache der Krankheit, die Uebertragung der Pilzsporen die Ansteckung sei. Wenn man indessen die große Analogie zwischen vielen organischen Vorgängen im menschlichen Körper, namentlich der Verdauung und den Gärungserscheinungen ins Auge faßt, wenn man nachweisen kann, daß die zerstörende Wirkung, die der Pilz im Körper ausübt, genau derjenigen entspricht, die er außerhalb des Körpers auf organische Stoffe äußert, daß in einigen Fällen mit der Entfernung oder Tödtung des Pilzes auch die Krankheit aufhört, daß in andern Fällen in der That durch Einimpfung des Pilzes die betreffende Krankheit hervorgerufen wird, daß endlich die Uebertragung der Krankheitspilze auf Thiere wenigstens analoge Krankheitserscheinungen bei diesen hervorruft, so wird es jedenfalls zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhoben, daß die Pilzsporen, ihre übermäßige Vermehrung und Vegetation wirklich die alleinige Ursache und das Wesen einer großen Anzahl von Krankheiten sind.

Es liegt in der Natur der Sache, daß es zunächst Hautkrankheiten sein müssen, bei denen wir die Vegetation von Pilzformen als Ursache zu suchen haben, denn natürlich ist die äußere Oberfläche des menschlichen Körpers der Ansiedelung parasitischer Pilze am meisten ausgesetzt, und ebenso liegt es auf der Hand, daß die behaarten Theile des Körpers, weil an ihnen der Haut eine geringere Sorgfalt in Bezug auf Reinigung zutheil zu werden pflegt, am leichtesten und am schlimmsten ergriffen werden können. Und so verhält es sich in der That. Insbesondere haben wir hier eine Reihe von sogenannten Flechtenkrankheiten zu erwähnen, bei denen die Pilze eine Rolle spielen.*) Hierher gehört z. B. die Kinnflechte (Mentagra), in der man die Gliederhefe des Pinselschimmels fand. Auch in der Kreisflechte (Herpes circinatus), die ebenfalls auf unbehaarten Theilen vorkommt, entdeckte man einen Pilz, den man auch schon anderswo im Körper aufgefunden

*) E. Hallier I, S. 54—86 fg.: II, S. 78 fg.

Digitized by Google

und Oïdium albicans genannt hat. Es ist eine Oïdiumform des bläulichen Sprengwedelschimmels (Aspergillus glaucus). Die kahlmachende Flechte (Herpes tonsurans) entsteht durch einen Pilz, den man als kahlmachenden Haarpilz (Trichophyton tonsurans) bezeichnete. Er ist ein Oïdium, das sich aus den Sporen eines schwarzen Kronbrandes (Ustilago carbo) erzeugt und ebenfalls zu den Entwickelungsformen von Aspergillus glaucus gehört. Ferner ist hier der sogenannte Kleiengrind (Pityriasis), die krankhafte Schuppenbildung auf der Kopfhaut, zu erwähnen. Ein Pilz, der bisher als Mirosporon furfur bezeichnet wurde, tödtet hier die Oberhautzellen und greift auch die Haarbildung an. Auch diesen Pilz müssen wir zu Aspergillus stellen und zwar ist es die aus den Sporen der Oïdiumform, die als Ustilago auf Getreide vorkommt, entstandene Hefe, während das ebenerwähnte Trichophyton tonsurans die unvollkommene Oïdiumform selbst ist. Alle diese Krankheiten sind durch Uebertragung der Schimmelsporen ansteckend. So rufen die Sporen von Trichophyton tonsurans an unbehaarten Körpertheilen den Herpes circinatus hervor. Der Kleiengrind wird leicht durch die Pilzsporen von einem Individuum auf das andere übertragen. Von viel schlimmerm Charakter ist aber der eigentliche Kopfgrind (Favus, Tinea capitis), der bekanntlich außerordentlich leicht ansteckt. Er wird durch die Wucherung eines Pilzes erzeugt, den Remak als Achorion Schönleinii bezeichnet hat. Zuerst zeigen die Oberhautzellen sich an den erkrankten Theilen wie punktirt, und zwar sind diese Punkte, wie man durch Versuche nachweisen kann, die Schwärmer aus den Sporen des Pinselschimmels. Später entwickeln sich die Keimpflanzen (aus Kernhefe?) in einer eigenthümlichen Form, die Hallier die Achorionform genannt hat, die sich dadurch charakterisirt, daß die Pilzfäden äußerst unregelmäßig, knorrig und hin- und hergebogen sich zeigen und an den Enden zahlreiche Sporen abschnüren. Diese Form muß offenbar von dem Boden, auf dem sie wachsen, abhängen, denn aus den Sporen des Achorion gehen auf Apfel- und Citronenscheiben sehr bald ganz normale Pinselschimmel hervor, während die Sporen des Pinselschimmels in Glycerin, weißem Sirup, Blut und Eiweiß nur die Achorionform bilden. Dieses Achorion nun drängt sich zwischen die Zellen der Oberhaut, in die Haarbälge und an die Haarwurzeln hinan und erzeugt durch seinen Reiz die Entwickelung der dicken Borken, wodurch der Kopfgrind sich auszeichnet. Auch eine Krankheit der Nägel (Onychomycosis), die auf Entwickelung von Pilzsporen zwischen den Blättern des Nagels beruht, scheint denselben Ursprung zu haben wie der Favuspilz, und nur die Ansteckung der Nägel durch Uebertragung der Sporen des Achorion zu sein.

Nächst der äußern Haut ist natürlich die Mund- und Rachenhöhle der Einwirkung der Pilzsporen am meisten ausgesetzt. Schon früher wiesen wir darauf hin, daß die Sporen der gemeinsten Schimmelarten, der Penicillium, Aspergillus, Mucor u. s. w. so leicht sind, daß sie von der leisesten, sonst kaum erkennbaren Bewegung der Luft mit fortgeführt werden und daher beständig in der Luft umherschweben. Fast jeder Athemzug muß solche Sporen in unsern Mund hineinbringen, wo sich dieselben leicht auf den feuchten Schleimhäuten entwickeln können, da sie gar nicht des Lichteinflusses und nur sehr wenig der Luft zu ihrer Vegetation bedürfen. Es ist schon bemerkt worden, daß die kleinen aus Schimmelsporen hervorgegangenen Kernzellen und die Leptothrixketten sich beständig im Munde jedes Menschen vorfinden, natürlich am meisten früh morgens nach dem Aufstehen, weil sie in der Nacht ungestörte Ruhe zu ihrer Vermehrung gehabt haben. Von der Mundhöhle aus werden diese Gebilde fortwährend in Speiseröhre, Magen- und Darmkanal geführt, wo sie ebenfalls fortvegetiren, ohne unter gewöhnlichen Verhältnissen einen andern Einfluß auszuüben, als daß sie an der Zersetzung der aufgenommenen Nahrungsmittel, d. h. an der Verdauung, einen nützlichen Antheil nehmen

Digitized by Google

und dann auf gewöhnlichem Wege wieder aus dem Körper ausgeschieden werden. Zu Krankheiten geben sie nur Veranlassung oder begleiten dieselben in charakteristischer Weise, wenn sie sich im Uebermaß vermehren.

Wir führen hier zunächst eine Reihe von Hals- und Rachenkrankheiten auf, die mit Pilzbildungen in so enger Beziehung stehen, daß man kaum zweifeln kann, daß die Krankheit wenigstens in ihrem charakteristischen sichtbaren Kennzeichen von der Pilzvegetation hervorgerufen wird.*) Dadurch ist natürlich hier wie in andern Fällen nicht ausgeschlossen, daß eine Prädisposition, eine Empfänglichkeit des Körpers für die Aufnahme des Pilzes schon vorhanden sein kann oder sein muß, die jedenfalls demselben seine Ansiedelung erleichtert. Ein absolut vollkommener und gesunder Körper ist wol unfähig, einen Parasiten in sich aufzunehmen und sich entwickeln zu lassen, aber absolut gesunde Körper gibt es, wenn überhaupt, doch nur sehr wenige, und so wird im allgemeinen der Boden leicht sich darbieten, auf welchem der Pilz sich entwickeln, dann aber auch seinerseits schon durch den entzündlichen Reiz, den sein Vorhandensein hervorruft, sowie durch Veränderung oder Zerstörung des organischen Gewebes, auf welchem er wächst, die Ursache von mehr oder weniger erheblichen Krankheitserscheinungen werden kann, Erscheinungen, die mit der Entfernung des Pilzes aufhören müssen.

Eine hierher gehörige, bei kleinen Kindern so häufig vorkommende Krankheit, daß man sie in Holland geradezu als nothwendig und als Zeichen der Gesundheit ansieht, sind die sogenannten Schwämmchen oder Aphten auf den innern Mundtheilen. In Findelhäusern, wo eine mangelhafte Ernährung dem Pilze einen günstigern Boden bereitet, wird die Krankheit gefährlicher und ansteckend (die Findelhauskrankheit). Eine noch gefährlichere Form ist der sogenannte Soor und vielleicht ist die so unheilvolle Diphtheritis nur der höchste Grad der Entwickelung desselben Uebels. In allen diesen Krankheiten sind die entzündeten Stellen mit mehr oder weniger dichten Pilzvegetationen bedeckt, die vielleicht oft mehrern Arten angehören mögen, aber wie es scheint hauptsächlich von einer Oidiumform, dem oft genannten Oïdium albicans ähnlich und vielleicht zu Stemphylium polymorphum gehörig gebildet werden; auch finden sich besonders bei Diphtheritis noch Sporencolonien oder Ballen einer Urocystis, von Hallier Urocystis intestinalis**) genannt, die, durch die Art der allseitigen Theilung der Zellen charakterisirt, sehr an ähnliche Gebilde bei einer gewissen Krankheit des Magens erinnern, die man Sarcina ventriculi (Fig. 4, a) genannt hat und die man nun nach dieser Analogie wol auch für Sporenballen eines Pilzes erklären darf, besonders da auch die Sporenballen der Diphtheritis sich bis in den Magen herab vorfinden. Die Diphtheritis ist übrigens durch die Uebertragung der ausgeathmeten Kernhefe des Pilzes außerordentlich ansteckend. Der Diabetes mellitus oder die Zuckerruhr zeichnet sich auch durch das Vorkommen von Pilzen auf den Schleimhäuten aus. Wir übergehen hier noch eine große Anzahl verschiedener Krankheitsformen, bei welchen man Pilzbildungen im menschlichen Körper aufgefunden hat, da diese Pflanzen noch sowenig wie die ebenerwähnten bei Schwämmchen, Soor und Diphtheritis bisjetzt vollständig in allen ihren Entwickelungsverhältnissen verfolgt werden konnten.

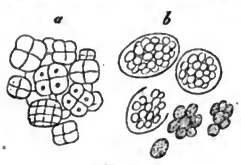


Fig. 4.

Nur kurz anführen wollen wir hier, daß beim Milzbrand und der Rinderpest die große Menge der Kernzellen, Leptothrixketten und Kernhefe eine große Rolle spielt und

*) E. Hallier I, S. 86; II, S. 75.

**) Wol identisch mit Urocystis occulta Rabenhorst.

Digitized by Google

daß neuerdings Hallier in der Lymphe der Schafpocken ungemein zahlreiche Schwärmer und zarte Gliederfäden sowie in der echten Kuhpockenlymphe Kernzellen gefunden hat. Auch in den noch nicht völlig ausgebildeten Pocken eines Schafes fand Hallier das ganze Gewebe von kleinen Schwärmern erfüllt.*)

Am wichtigsten und interessantesten sind aber die neuern Untersuchungen über die Cholera.**) Schon Klob und Thomé fanden in dem Darminhalt Cholerakranker Zellencolonien von Kernhefe. Die Engländer Swayne, Brittan und Budd entdeckten 1849 ebenda große Kapselfrüchte eines Pilzes. Diese letztere Beobachtung blieb aber ziemlich unbemerkt. Im Jahre 1867 erkannte Hallier in den Ausscheidungen Cholerakranker eine große Anzahl von Kapselfrüchten eines Pilzes (Cysten), welche den Früchten der Ustilagoarten auffallend gleichen (Fig. 4, b). Sie gehörten einer noch unbekannten Art von Urocystis an. Wir heben hier ausdrücklich hervor, daß uns im Laufe unserer Betrachtungen schon öfter Pilze vorgekommen sind, die eine besondere Vegetationsform entwickeln, welche in der äußern Natur auf Gräsern, insbesondere auf Culturgräsern oder Getreidearten als Brand- oder Rostpilze erscheint. Es ist wichtig hier ins Auge zu fassen, daß auch der charakteristische Cholerapilz gerade einer Form eines solchen Brandpilzes angehört. Die Culturversuche, welche Hallier mit diesen Gebilden anstellte, ergaben eine Reihe von Formenentwickelungen, welche es außer Zweifel setzen, daß wir es dabei mit einer Schimmelart zu thun haben, welche zu den Pinselschimmeln gehört und auch eine Brandpilzform in ihrer Vegetation umfaßt. Es ist ferner nothwendig hervorzuheben, daß, wie diese Culturen gezeigt haben, die Entwickelung der verschiedenen Formen eine Temperatur von 20—30° R. verlangt, daß bei 9° R. die Bildung der Kapselfrüchte oder Cysten nicht mehr erfolgt.

Der Schluß ist daher vollkommen gerechtfertigt, daß dieser Pilz, dessen übrige Entwickelungsformen in unserm Klima sich nirgends finden, von dem nur eine Form im Innern des menschlichen Körpers, wo sie einer Temperatur von 30° R. begegnet, sich vorfindet und vermehrt, keiner einheimischen, sondern einer tropischen Schimmelart angehört. Auch unser gemeiner Pinselschimmel ist in Asien heimisch, und eine ihm angehörige Brandpilzform (Tilletia caries Tulasne) kommt nur auf dem aus Asien zu uns gebrachten Weizen vor. Die Culturen ergaben ferner das merkwürdige Resultat, daß die aus den Schwärmern der Cystensporen hervorgehende Kernhefe (Micrococcushefe) mit außerordentlicher Schnelligkeit die organischen Elemente des Fleisches, auf welche der Pilz ausgesäet war, auflöst und zerstört. Diese rasche Zerstörung der zelligen Wände des Darmkanals ist ja aber gerade ein ganz charakteristisches Symptom der asiatischen Cholera. Endlich zeigten die Culturversuche noch, daß der Pilz der Choleraausscheidungen leicht auf keimenden Reispflanzen sich entwickelt und in dieselben eindringt, sodaß man voraussetzen darf, daß er bei weiterer Fortbildung auf den Reispflanzen die Erscheinung des Brandes oder Rostes hervorrufen würde.

Nehmen wir das alles zusammen und vergleichen wir damit die Nachrichten über das erste Auftreten der Cholera in Indien, so kommen wir zu der im höchsten Grade wahrscheinlichen Annahme, daß das Wesen der Cholera in der Wucherung des Pilzes und der dadurch im Darmkanal hervorgerufenen organischen Zerstörung besteht, daß die Verbreitung der leichten Sporen durch die Luft das Miasma, die unmittelbare Uebertragung der Sporen von Mensch zu Mensch das Contagium der Krankheit darstellen. In den ältesten Berichten über die Cholera wird gesagt, daß die Krankheit 1817 am untern Ganges gleich nach einer durch eine Krankheit verdorbenen Reisernte auftrat, und

*) Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 24. Oct. 1867, Beilage S. 4750.
**) E. Hallier III.

Digitized by Google

Tytler in seiner Schrift „Ueber die Cholera" nennt sie geradezu die Reiskrankheit (Morbus oryzeus).

So wäre denn das Gebiet, dessen nähere Betrachtung wir uns zur Aufgabe gemacht hatten, durchschritten. Es bedarf wol kaum einer nochmaligen Erwähnung, daß überall nur Beispiele angeführt werden konnten, um ein Verständniß für den mächtigen Einfluß der Schimmelvegetationen auf das Menschenleben hervorzurufen. Eine vollständige Darlegung aller Einzelheiten würde weit den hier zugemessenen Raum überschritten haben und könnte kaum jemand, der nicht Fachmann ist, interessiren. Es sind drei Gesichtspunkte, die wir festhalten müssen, um das Ganze zu überblicken. Zuerst sind die Schimmelpflanzen gefährliche Feinde unserer Nahrungsquellen, des Getreides, der Kartoffel, und wie wir noch hinzufügen wollen, der Runkelrübe, des Weines und so vieler anderer Gewächse. Zweitens liefern sie uns in den Hefebildungen eine unentbehrliche Substanz für einen wichtigen Theil der technischen Processe, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, Stoffe herzustellen, die zu nothwendigen Lebensbedürfnissen geworden sind: ohne Schimmel kein Wein, kein Bier, kein Alkohol. Aber drittens schleichen sich diese kleinen verachteten Pflänzchen auch in den thierischen und menschlichen Organismus ein und führen hier Störungen und Zerstörungen herbei, die zur furchtbarsten Geisel der Menschheit werden können. So wichtig und erfreulich nun auch der zweite Punkt ist, so betrübend und gefahrdrohend sind der erste und dritte.

Aber es ist der Stolz der Naturwissenschaft, daß sie gegen jedes Uebel, welches sie vollständig erkannt hat, auch gleich die Mittel zur Abhülfe anbieten kann. Im gegebenen Falle würde sich die Abhülfe auf die Erreichung zweier Zwecke zu erstrecken haben, einmal auf die Verhinderung der Vegetation der Schimmel, oder auch auf eine wesentliche Verminderung und Ueberführung in die ungefährlichsten Vegetationsweisen. Das letzte wird offenbar am besten erreicht durch Herbeiführung der vollkommensten Lufteinwirkung auf alle in Zersetzung befindliche Stoffe, um dadurch die Fäulniß möglichst schnell in die minder schädliche Verwesung überzuführen. Als Beispiel erwähnen wird das baldige Auffahren und Ausbreiten des Düngers auf die Aecker. Das erste kann zwar nie ganz, aber doch immerhin annäherungsweise erreicht werden durch allgemeine Reinlichkeit, Sorge für reine gesunde Luft, reines und reichliches Wasser u. s. w. Der zweite zu erreichende Zweck wäre die Zerstörung der schon bestehenden Schimmelvegetationen. Hier ist zu bemerken, daß Säuren, selbst Milch- und Essigsäure und besonders Alkohol jede Vegetation hemmen. Wenn selbst in mäßig concentrirten Mineralsäuren bei freiem Luftzutritt noch schwache Vegetationen vorkommen, so ist doch in Alkohol oder auch nur starkem Spiritus nie eine Spur einer pflanzlichen Bildung wahrgenommen worden. Aber leider verbietet sich die Anwendung von Alkohol und concentrirten Säuren auf den menschlichen Körper wegen ihrer eigenen schädlichen Einwirkungen, ihrer Anwendung im großen aber steht die Kostbarkeit des Mittels entgegen. Im großen hat sich die Anwendung des Eisenvitriols am besten bewährt; derselbe muß aber überall und ununterbrochen angewendet werden, wenn er helfen soll.

Aber nun ist noch ein Hauptmoment hervorzuheben, daß nämlich bei der unendlich leichten Weiterverbreitung der auf Flügeln des leisesten Lufthauches reisenden Pilzsporen eine Desinfection, eine Vernichtung der verderblichen Vegetation an irgendeinem beschränkten Orte von gar keinem Nutzen ist. In dem Talmud, einem Buche, das manche Wunderlichkeiten enthalten mag, aber auch viele Aussprüche tiefster Weisheit bringt, steht das Wort: „Jeder Mensch ist des andern Bürge." Es liegt darin die tiefe Auffassung des Gesetzes, daß sich kein Mensch von der ganzen Menschheit isoliren kann, daß er immer gezwungen ist, ihre Leiden und Freuden mehr oder weniger zu theilen. Die Natur-

Digitized by Google

wissenschaft kann zwar, wie im angegebenen Falle, die Mittel nennen, um einem Uebel abzuhelfen, aber sie kann sie nicht auch selbst anwenden. Dazu gehört das Zusammenwirken aller zu demselben Zwecke. Das ist aber nicht Sache der Naturwissenschaft, sondern des Staats und aller Staaten, es ist Sache der Volksaufklärung und Volkserziehung. Nur dadurch, daß man diese in jeder Weise fördert, können wir uns von Uebeln befreien, die, wenn sie einmal entstanden sind, weit über ihren Ursprung hinaus allen Menschen in gleicher Weise drohend sich nahen. Die Reichen und Mächtigen der Erde, die sich der Aufklärung und Erziehung des Volks sowie seiner Entwickelung zum Wohlstande widersetzen, um das Volk für egoistische Zwecke ausbeuten zu können, oder die in egoistischer Apathie und Leichtfertigkeit versäumen, für jene Zwecke einzutreten, bedenken nicht, daß sie damit den Samen ausstreuen, der sich zu einem furchtbaren Giftbaum entwickelt, einem Baume, der, wenn er einmal entstanden, schwer wieder auszurotten ist und seine todbringenden Schatten dann auch über die Paläste der Großen ausstreckt. Es ist eine weise Einrichtung der Vorsehung, daß die Triebe des Herzens, welche uns bewegen, unsern ärmern und unglücklichern Mitmenschen rathend und helfend entgegenzukommen, auf diese Weise dazu beitragen, die Folgen eines hart scheinenden Naturgesetzes wenn auch nicht aufzuheben, so doch zu mildern und zu beschränken.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Am 23. Jan. 1868 starb nach längerm Kränkeln am Gehirnschlag der treffliche Landschaftsmaler Alexander Michelis, Professor an der großherzoglich sächsischen Kunstschule in Weimar. Derselbe wurde geboren am 25. Dec. 1823 in Münster und bezog 1843 die Kunstakademie zu Düsseldorf, wo er unter J. W. Schirmer's Leitung sein hervorragendes Talent so herrlich entfaltete, daß bei Berufung dieses ausgezeichneten Gründers der berühmten düsseldorfer Landschafterschule zum Director der großherzoglichen Kunstschule nach Karlsruhe schon vielfach der Wunsch geäußert wurde, Michelis als Nachfolger desselben angestellt zu sehen. Wenn indeß auch Gude an seiner Stelle ernannt wurde, so spricht sich in jener Absicht doch schon genügend die hohe Achtung aus, die man seiner Befähigung zutheil werden ließ. Im Jahre 1850 richtete sich Michelis sein eigenes Atelier außerhalb der Räume der Akademie ein und bildete in demselben mehrere talentvolle Schüler zu tüchtigen Malern aus. Sein Ruf gewann auch in weitern Kreisen immer größere Ausdehnung, es konnte daher nicht befremden, daß der kunstsinnige Großherzog von Sachsen 1863 Michelis zum Professor und Lehrer der Landschafterklasse an der Kunstschule in Weimar ernannte, welcher Stellung der wackere Künstler bis zu seinem allzu früh erfolgten Tode mit günstigem Erfolge vorgestanden hat. Die richtige Mitte haltend zwischen abstractem Idealismus, der nur auf Schönheit der Formen und Linien sieht und dabei oft die malerische Wirkung durch Colorit und Vortrag allzu sehr vernachlässigt, und jenem platten Naturalismus, dem der Gegenstand nichts, die Behandlung alles gilt, zeichnen sich die Landschaften von Michelis ebenso sehr durch frappante Wahrheit wie poetische Composition aus und zeigen eine gesättigte, tiefe Farbe bei breiter und energischer Pinselführung. Das Detail hätte mitunter sorgfältiger durchgeführt sein können, der Eindruck des Ganzen ist aber stets von mächtiger Wirkung. Besonders glücklich war er in der Wiedergabe seiner westfälischen Heimat, deren Charakter den meisten seiner Gemälde etwas von jenem fesselnden Reiz verlieh, der die Dichtungen einer

Digitized by Google

Annette von Droste-Hülshof so anziehend macht. Die braune Heide, der schattige Wald voll knorriger Eichen, das einsame Dorf mit den bemoosten Strohdächern, die romantische Mühle mit klapperndem Rade, und was wir in dem Lande der rothen Erde noch sonst Charakteristisches finden, das alles fand in seinen Bildern einen überraschend getreuen Ausdruck, der immer durch die richtig gewählte Stimmung, bald sonnigen Sommertag, bald regnerischen Herbstabend, und eine geschickt angebrachte Staffage wesentlich erhöht wurde. In der letzten Zeit lieferte ihm auch Thüringen günstige Motive zu neuen Werken, wogegen er nur äußerst selten oder nie die südliche Natur darzustellen sich entschließen konnte. Einige Landschaften von Michelis haben auch etwas märchenhaft Phantastisches, wie der Elfenreigen im Mondschein (1861), oder einen Hauch des romantisch Schaurigen, wie die Zerstörte Schanze nach der Schlacht, und überragen schon durch diese interessant gewählten Gegenstände um vieles die landläufigen Bebuten und Alltagsbilder, denen wir auf allen Ausstellungen zu Dutzenden begegnen. Dabei gehörte er auch zu den besten Baummalern, die den deutschen Wald mit all seinen Eigenthümlichkeiten gründlich kennen und studirt haben und welche leider immer mehr aussterben, da sich der Geschmack der Menge solchen Bildern gegenüber am theilnahmlosesten verhält. Nicht minder tüchtig wie als Oelmaler war Michelis auch im Aquarell, und eine seiner letzten Arbeiten ist eine in Wasserfarben gemalte Ansicht der Wartburg, von allegorischen Darstellungen aus der Sage und Geschichte dieses berühmten Schlosses sinnig umgeben, welche mit dem Bedeutendsten, was auf diesem Felde geschaffen worden, kühn in die Schranken treten darf. Dies herrliche Blatt ist verdientermaßen in Farbendruck vervielfältigt und somit in weitern Kreisen bekannt geworden, während zahllose kleine Aquarellbildchen nur in Privatsammlungen, Album u. dgl. die Bewunderung einiger Auserwählten zu erregen vermochten.

Bleibende Verdienste und die dankbare Erinnerung seiner Genossen hat sich Michelis auch um die gesellschaftlichen Angelegenheiten und Bestrebungen der deutschen Künstler erworben, die in ihm einen der thätigsten Beförderer fanden. Er gehörte zu den eifrigsten Mitbegründern des Vereins düsseldorfer Künstler zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe, des so berühmt gewordenen Künstlervereins Malkasten und der auf Anregung dieser Verbindung gestifteten Deutschen Kunstgenossenschaft und hat als langjähriges Vorstandsmitglied sowie als Schriftführer dieser Vereine mit so unermüdlicher Emsigkeit und Ausdauer zur Entwickelung und Hebung der gemeinsamen Interessen der deutschen Künstler gewirkt, daß ihm allein schon dafür ein dauernder Ehrenplatz in den Annalen der Kunst gebührt. Er scheute weder Zeit noch Arbeit, um in Wort und Schrift die begeistert begonnene Sache weiter auszubilden, und hat sich hierdurch in Düsseldorf wie in Weimar ebenso hohe Achtung wie warme Freundschaft errungen. Auf den Allgemeinen deutschen Künstlerversammlungen gehörte er stets zu den durch das Vertrauen seiner Collegen erwählten Delegirten. Zahlreiche Statuten, Protokolle, Entwürfe und Vorschläge sind in dieser Beziehung von ihm ausgearbeitet worden und haben viel des Guten bezweckt und erreicht. Nicht minder anregend und thätig war Michelis aber auch bei Festen und geselligen Zusammenkünften, wie er denn bei theatralischen Aufführungen, lebenden Bildern u. s. w. stets einer der Hauptmitwirkenden war. Seit 1862 vermählt, hinterläßt er eine junge Witwe (Schwester der bekannten Dichterin Amara George).

In Charles Kean, der am 23. Jan. 1868 in Liverpool gestorben ist, hat England den letzten großen Tragöden aus seiner Kunstperiode, die zur Zeit der Restauration mit Betterton begann, verloren. Kean verdient um so mehr, daß wir Näheres über sein Leben mittheilen, da sein erstes Auftreten auf den Bretern, welche die Welt bedeuten, keineswegs ermuthigend war, und er erst nach großen Anstrengungen das ins Auge ge-

Digitized by Google

faßte Ziel erreichte. Sein Beispiel zeigt deutlich, was der kräftige Wille eines Mannes vermag, und kann jeden Strebenden, der auf seinem Berufswege auf Schwierigkeiten stößt, im hohen Grade ermuthigen.

Charles Kean, der zweite, aber einzige überlebende Sohn des verstorbenen berühmten Schauspielers Edmund Kean, der sich in den Annalen des englischen Schauspiels ein dauerndes ehrenvolles Andenken gestiftet hat, war am 18. Jan. 1811 in Waterford geboren, wo sein Vater eben Gastspiele gab. Zu dieser Zeit waren die Verhältnisse seiner Aeltern ziemlich beschränkt, aber im Jahre 1814 erhielt der große Tragöde ein Engagement in London, und von diesem Tage an war der Erfolg seiner Thätigkeit auf der Bühne entschieden. Sein Sohn Charles wurde zuerst einer Vorbereitungsschule übergeben und setzte dann seine Studien in dem berühmten Collegium zu Eton fort, von wo er aber infolge einer Veränderung, die in der finanziellen Lage seines Vaters eintrat, vor der Beendigung derselben entfernt wurde. Das Parlamentsmitglied Calcraft bot dem jungen Kean eine Anstellnng in Ostindien an, aber er lehnte dieselbe ab, wofern nicht seiner Mutter, die bei ihrer gestörten Gesundheit getrennt von ihrem Gatten lebte, ein erforderliches Einkommen gesichert werde, und nahm sofort ein Engagement auf drei Jahre unter dem Director Price in Drurylane an. Zum ersten mal erschien er am 1. Oct. 1827 als Young Norval in Home's Trauerspiel „Douglas" auf der Bühne. Sein erster Erfolg war nicht ermuthigend, denn sein Spiel wurde von der Presse verurtheilt. Doch er ließ sich nicht entmuthigen. Während der Saison trat er von Zeit zu Zeit als Norval, als Selim in „Barbarossa", als Frederick in „Lovers' Vows" und als Lothaire in „Adelgitha" auf, ohne daß es ihm gelang, einen günstigen Eindruck zu erzeugen. In seinen Erwartungen getäuscht, beschloß er sein Glück in den Provinzen zu versuchen. Während seines Spiels im October 1828 in Glasgow wurde ihm die Freude zutheil, sich mit seinem Vater zu versöhnen, welcher einwilligte, in dem Benefiz seines Sohnes als Brutus aufzutreten. Das Haus war gedrängt voll und die Tageseinnahme belief sich auf beinahe 300 Pfd. St. Nachdem er sein Glück ohne bessern Erfolg von neuem in Drurylane versucht hatte, besuchte er wieder die Provinzen und trat in Verbindung mit seinem Vater in Dublin und Cork als Titus, Bassanio, Wellborn, Jago u. s. w. auf. Im folgenden October spielte er in Haymarket in Miß Kelly's „Juliet" die Rolle des Romeo und dann auch den Sir E. Mortimer im „Iron Chest". Zum ersten mal wurde ihm die Genugthuung zutheil, daß seine Leistung von der Presse in London gelobt wurde. Nun beschloß Charles Kean sein Glück in Amerika zu versuchen, wo er im September 1830 in Neuyork als Richard III. auftrat. Er wurde dort in einer ausnehmend herzlichen Art aufgenommen und in seinen folgenden Rollen als Hamlet, Sir E. Mortimer und Sir Giles Overreach nahm der ihm gespendete Beifall noch zu. Im Alter von 22 Jahren kehrte er mit einem festbegründeten Ruf nach England zurück. Er wurde sofort von dem Director Laporte von Coventgarden unter sehr liberalen Bedingungen engagirt, aber sein Erfolg war keineswegs ermuthigend. Einmal und nur ein einziges mal in London erschienen der Vater und der Sohn am 28. März 1833 in Coventgarden im „Othello" in den Rollen des Mohrs und Jago's auf der Bühne. Miß Ellen Tree, die spätere Gattin Charles Kean's, spielte die Desdemona. Die Vorstellung wurde durch einen plötzlichen Krankheitsanfall des Vaters unterbrochen, der am folgenden 15. Mai in Richmond starb. Nach einem kurzen Besuche in Hamburg, wo Miß Ellen Tree sich ebenfalls der Gesellschaft angeschlossen hatte, machte Charles Kean wieder eine Tour durch die Provinzen und zwar mit den befriedigendsten Erfolgen. In Dublin wurde er besonders stets mit sehr großer Wärme aufgenommen und das Beispiel dieser Stadt fand dann in Edinburgh, in Manchester und andern großen englischen Städten Nachahmung. Er galt in der Provinz als ein

Digitized by Google

Stern erster Größe auf der Bühne, ohne daß er das Prestige der Popularität in London besaß. Im Jahre 1837 lehnte er in sehr höflicher Art ein Anerbieten Macready's ab, ein Engagement am Coventgarden-Theater anzunehmen. Um dieselbe Zeit schloß er dagegen mit Hrn. Bunn einen Vertrag ab, in Drurylane an 20 Abenden — die Zahl wurde dann auf 40 Abende ausgedehnt — für das Honorar von 50 Pfd. St. per Vorstellung aufzutreten. Seine Rolle als Hamlet am 8. Jan. 1838 war für ihn ein wahrer Triumph. Jetzt war sein Ruf vollkommen begründet und in seine Vorstellungen drängte sich die ganze Aristokratie und die ausgezeichnetsten Personen aller Stände. Am 30. März wurde ihm zu Ehren in Drurylane ein großes Diner gegeben. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm eine silberne Vase im Werthe von 200 Pfd. St. überreicht. Während dieses ersten wichtigen Engagements in London trat er nur in drei Rollen: Hamlet, Richard III. und Sir Giles Overreach, auf. Die Königin, welche seiner ersten Darstellung Richard's III. beiwohnte, ließ ihm durch den Theaterdirector ihr Vergnügen über seine Leistung ausdrücken. Nachdem er in Haymarket mit gleichem Erfolge aufgetreten war, unternahm er im Juni 1839 eine zweite Kunstreise nach Amerika. Im Jahre 1840 kehrte er nach England zurück, wo er von neuem in Haymarket auftrat und in den Provinzen Gastrollen gab. Im Januar 1842 vermählte er sich während seines Aufenthalts in Dublin mit der bereits erwähnten ausgezeichneten Schauspielerin Miß Ellen Tree, in der er eine unschätzbare Gehülfin in seinem Fache fand. Im Jahre 1843 erneuerte Kean sein Engagement mit Hrn. Bunn an Drurylane und 1845 schiffte er sich mit seiner Gattin wieder für die Vereinigten Staaten ein, um dort auf einer glänzenden Bühne die historischen Trauerspiele „King John" und „Richard III" darzustellen, denen aber die Yankees keinen besondern Geschmack abgewinnen konnten. Nach seiner Rückkehr nach England machte er eine neue erfolgreiche Tour durch die Provinzen und erschien in mehr als einer Saison auf Haymarket. Im Jahre 1849 übertrug die Königin ihm die Aufgabe, die Weihnachtstheatervorstellung in Windsor Castle zu arrangiren. Im Jahre 1850 übernahm er die Leitung des Princeß's Theatre, wo er durch die glänzenden Darstellungen der geschichtlichen Trauerspiele Shakspeare's in dem Costüm und den historischen Details ihrer Epoche seine Popularität sehr vermehrte. Im Jahre 1860 gab er die Leitung dieses Theaters auf und seit der Zeit nahm er mit seiner Gattin nur kurze Engagements in London und in den Provinzen an. In Anerkennung seiner großen Verdienste wurde ihm 1860 in Saint-James Hall ein glänzendes Banket gegeben, dem der Herzog von Newcastle und 400 Mitglieder des britischen Adels beiwohnten, bei welcher Gelegenheit dem gefeierten Künstler ein Silberservice im Werthe von 2000 Pfd. St. verehrt wurde. Im Juli 1863 unternahm er mit seiner Gattin eine Kunstreise nach Australien, die ihm reichen Gewinn brachte und von der er 1866 über Californien nach England zurückkehrte, doch leider mit einer zerrütteten Gesundheit und der Anlage zu der Krankheit, die jetzt seinem Leben ein Ende gemacht hat.

Kean war ein ausgezeichneter Darsteller der Charaktere Shakspeare's. Sein Richard III., sein Iago und vor allen sein Hamlet waren meisterhafte Kunstleistungen, die sein Andenken in den Annalen der britischen Bühne unsterblich gemacht haben. Er war der Träger eines großen Namens, bewies sich aber desselben in jeder Art würdig. Sein Tod ist für die englische Bühne ein unersetzlicher Verlust.

Wir wollen hier gleich noch einige Augaben über die noch lebende Mrs. Kean hinzufügen, die als ausgezeichnete Tragödin mit vollem Rechte die Triumphe ihres nun verstorbenen Gatten getheilt hat, die aber unter ihrem Mädchennamen Miß Ellen Tree am meisten bekannt ist. Sie wurde im December 1805 geboren und ist die Tochter eines Gentleman, der im East-India House eine Anstellung bekleidete. Zum ersten mal trat sie in Coventgarden in dem Charakter der Olivia in „Twelfth Night" auf, das als

Digitized by Google

Benefiz für ihre ältere Schwester gegeben wurde, die sich im Jahre 1825 mit Hrn. Bradshaw, dem Vertreter Canterburys im Unterhause, vermählte und von dieser Zeit an auf das Theater verzichtete. Miß Ellen Tree erschien dann in Edinburgh und Bath auf der Bühne und erhielt später ein Engagement in Drurylane, wo ihre erste Rolle Violante im „Wonder" war. Im Jahre 1829 schloß sie sich der Gesellschaft in Coventgarden an, wo sie sich dem Trauerspiel widmete und große Erfolge erntete. Ihre größten Triumphe feierte sie als der Held in Sergeant Talfourd's „Jon" und als Myrrha in Lord Byron's „Sardanapalus". Zwischen 1836 und 1839 besuchte sie Amerika, wo sie überall mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Von 1842, wo sie sich, wie bereits erwähnt, mit Charles Kean vermählte, ist ihre Geschichte eng mit der ihres Gatten verwebt, dessen Triumphe sie theilte und an denen sie einen großen Antheil hatte. Welch einer hohen Achtung Mrs. Kean sich in England erfreut, ergibt sich daraus, daß die Königin ihr ein eigenhändiges Beileidsschreiben nach dem Tode ihres Gatten hat zugehen lassen.

In Paris starb am 10. Jan. 1868 ein Geistlicher, welcher in der Geschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde daselbst eine wichtige Rolle gespielt hat.

Athanase-Laurent-Charles Coquerel wurde am 27. Aug. 1795 in Paris geboren. Anfangs wurde er von seiner Tante, Mrs. Helene Williams, erzogen, die sich einen Namen in der englischen Literatur erworben hat, und vollendete dann seine Studien auf der protestantischen Facultät in Montauban, worauf er 1816 als reformirter Geistlicher ordinirt wurde. Man bot ihm die Stelle als Pastor an der bischöflichen Kirche in Jersey an, aber er schlug dieselbe aus, da er die Glaubensgrundsätze der Anglikanischen Kirche nicht unterzeichnen mochte. Zwölf Jahre lebte er in Holland, wo er in den calvinistischen Versammlungen in Amsterdam, Leyden und Utrecht predigte. Auf den Rath des berühmten Cuvier, der sich ebenfalls zur reformirten Kirche bekannte, kehrte er nach Paris zurück, wo er von 1830 als evangelisch-reformirter Geistlicher wirkte und 1833 ins Consistorium als Mitglied eintrat. Er erlangte schnell einen glänzenden Ruf als Kanzelredner und eine Autorität, die er seinem Charakter nicht weniger als seinem Talente verdankte. Seine freisinnigen Doctrinen, die sich mehr und mehr der reinen spiritualistischen Philosophie näherten, setzten ihn frühzeitig in Opposition mit den orthodoxen Calvinisten, die ihm den Vorwurf machten, das Verdienst der freiwilligen Werke zu übertreiben und das Princip der Prädestination aufzugeben. Aber die lebhaftesten Angriffe der orthodoxen Schule verhinderten nicht, daß seine Popularität immer mehr wuchs und daß ein Theil seiner Glaubensgenossen unter seiner Leitung einen Weg einschlug, der zu einer Art von Rationalismus zu führen schien.

Coquerel gründete nach und nach drei periodische Blätter, welche bestimmt waren, für seine fortgeschrittenen Ideen Propaganda zu machen: „Le Protestant", der vom August 1831 bis zum December 1833 erschien; „Le Libre examen", vom Januar 1834 bis zum Juli 1836, und „Le Lien", im Januar 1841. Außer einer großen Zahl verschiedener Predigten, deren Sammlung von 1819—52 acht Bände bildet, sind seine vorzüglichsten Werke: „Biographie sacrée" (1837); „Histoire sainte et analyse de la Bible" (1838 und 1842); „Réponse à la vie de Jésus de M. Strauss" (1841); „Orthodoxie moderne" (1842); „Le Christianisme expérimental" (1847); „Christologie ou Essai sur la personne et l'oeuvre de Jésus Christ" (2 Bde., 1858), welche Werke meistens ins Englische, Holländische und Deutsche übersetzt worden sind; „Méditations sur des textes choisis de l'Ancien et du Nouveau Testament" (1859) u. s. w.

Nach der Februarrevolution mischte sich Coquerel in die politische Bewegung, erschien in den Clubs in Paris und stellte sich als gemäßigter Republikaner den Wählern des

Digitized by Google

Seinedepartements vor. Er wurde mit 109934 Stimmen von ihnen zum Deputirten erwählt und nahm im Arbeitscomité einen Platz ein. Als Mitglied der Constitutionscommission unterstützte er mit seinen Reden und seinen Boten die Regierung Cavaignac's, bekämpfte die Socialisten und die Montagnards und nahm die republikanische Constitution im ganzen an. Nach der Wahl vom 10. Dec. verweigerte er dem ersten Ministerium Louis Napoleon's seine Stütze nicht und sprach sich für die Expedition nach Rom im Jahre 1849 und die Wiederherstellung der weltlichen Souveränetät des Papstes auf der Rednerbühne aus. Für die Legislative Versammlung wiedererwählt, behielt er fortwährend seinen Sitz im Centrum und bestrebte sich, zwischen den extremen Parteien eine gemäßigte Linie einzuhalten, bis der Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 seiner politischen Laufbahn ein Ende machte. Der wichtigste Act seines parlamentarischen Lebens war, daß er mit einem seiner Collegen, J. Buvignier, die vollständige Abschaffung der Todesstrafe vorschlug.

Um einem möglichen Misverständnisse vorzubeugen, wollen wir hier noch nachträglich erwähnen, daß der Athanase Coquerel, welcher 1864 wegen seines gemäßigten Urtheils über Renan's „Vie de Jésus" von dem Consistorium in Paris seiner Functionen als Pastor der reformirten Gemeinde daselbst entsetzt wurde, der Sohn des jetzt Verstorbenen ist, dessen freisinnige Ansichten in der Religion und Philosophie er theilt und der sich ebenfalls durch viele religiöse Schriften ehrenvoll bekannt gemacht hat.

Theatralische Revue.

Wenn wir zunächst die Veränderungen der äußern Bühnenverhältnisse ins Auge fassen, so ist durch den Tod des trefflichen Hermann von Bequignolles das wiesbadener Hoftheater verwaist und entbehrt einer selbständigen Leitung. Dem Vernehmen nach wird diese Leitung jetzt von Berlin aus durch ein Directionscomité stattfinden und auf die Wahl eines selbständigen Intendanten verzichtet werden. Gleichzeitig wurde der Etat der wiesbadener Hofbühne von der berliner Generalintendanz um 22000 Fl. herabgesetzt, sodaß die dortige Bühne sich keines besondern Glücksterns rühmen darf und der glänzende Anlauf, den sie unter einem kunstbegeisterten Intendanten wie Bequignolles im Vollbesitz ihrer frühern Mittel nahm, jetzt wol im Sande verlaufen wird. Jedenfalls sind diese Thatsachen lehrreich in verschiedener Hinsicht und kennzeichnen die Unhaltbarkeit des Provisoriums, welches durch Begründung von secundären Hofbühnen in den annectirten Ländern geschaffen wurde. Es gibt nur Einen Ausweg aus diesem Irrsal, auf den wir schon mehrfach hingewiesen hatten — die Verwandlung dieser secundären Hofbühnen in Staatsbühnen, welche nicht durch hoffähige und mit Hofchargen bekleidete Adeliche, sondern durch kundige Fachmänner, mit den Rechten und Pflichten der Staatsbeamten, verwaltet werden. Damit ist aber gleichzeitig geboten, die preußischen Provinzhauptstädte nicht hinter den Residenzen der annectirten Staaten zurückstehen zu lassen, sondern auch diese von der Herrschaft der Privatspeculation zu befreien und ihnen Staatstheater mit kunstverständiger Leitung und künstlerischen Zielen zuzuwenden. Die Munificenz des preußischen Monarchen, der so bedeutende Theater wie das hannoversche aus eigener Kasse unterhält, ohne daß der Dank des dortigen Publikums sich in lebendiger Theilnahme äußerte, würde dann nicht mehr in Anspruch genommen werden; die Kammern hätten über das Theaterwesen bei den Verhandlungen über das Budget mitzuberathen und würden dasselbe als eine nationale Angelegenheit in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses rücken. Eine Centralstelle für das Theater in Berlin, am besten im Ministerium des Cultus, dem

Digitized by Google

schon einmal, zur Zeit der preußischen Reformen in der französischen Epoche, das Theater unterstellt war, würde an die Stelle der jetzigen Centralisation treten, die in den Händen der hinlänglich durch die berliner Hofbühnen in Anspruch genommenen Generalintendanz liegt.

In München ist die Generalintendanz jetzt definitiv in die Hände des bisherigen Hofmusikintendanten, Barons von Perfall, gelegt.

In Wien ist Oberregisseur Wolff aus Manheim zum Director des Hofburgtheaters an Laube's Stelle ernannt worden. August Wolff hat längere Zeit zuerst als Oberregisseur der königsberger Bühne unter Woltersdorff's Direction gewirkt, und wir können von dorther seine Intelligenz und ästhetische Bildung, seinen Eifer und seine Energie rühmen. Später längere Zeit an österreichischen und zweiten wiener Bühnen thätig, fand er erst in Manheim wieder als artistischer Leiter der Hofbühne eine Stellung, die ihm ein gedeihliches künstlerisches Wirken ermöglichte. Wir zweifeln nicht, daß seine praktische Thätigkeit im Verein mit seines Intendanten Friedrich Halm's edelm Streben und dichterischer Begeisterung dem Burgtheater zum Heil gereichen wird. Franz Dingelstedt räumt indeß mit gewohnter Energie bei der etwas verwahrlosten wiener Hofoper auf, bewährt in allen Branchen sein Administrationstalent und durch glänzende Inscenirungen neuer Ballets und alter Opern seine phantasievolle Begabung.

Die Generalintendanz der wiener Hoftheater hat am 30. Oct. 1867 zwei Preise ausgeschrieben für deutsche Originallustspiele, die einen Theaterabend füllen, und zwar als ersten Preis die Summe von 200, als zweiten Preis die Summe von 100 Dukaten. Solche Zusendungen werden angenommen vom 1. Febr. bis letzten April 1868; die Entscheidung der Preisrichter wird Ende Juni 1868 bekannt gemacht werden. Es ist wol keine Frage, daß durch Preisausschreibungen an und für sich eine Literatur nicht gehoben werden kann, so wenig wie durch andere derartige Mittel, denn das Genie läßt sich nicht aus der Erde stampfen und unsterbliche Werke wachsen nicht in der flachen Hand. Gleichwol bieten derartige Preisausschreibungen für die vorhandenen Talente eine wünschenswerthe Anregung, und so hat die ebenfalls von der wiener Theaterleitung ausgehende Preisausschreibung von 1850 manches Repertoirestück hervorgerufen. Aus den höchst interessanten Mittheilungen, welche Heinrich Laube im Feuilleton der „Neuen Freien Presse" über seine Directionsführung des Burgtheaters gibt, und welche pikante Charakterköpfe namhafter Darsteller und kritische Studien über unsere hervorragenden dramatischen Dichter enthalten, entnehmen wir die Notiz, daß auch Hackländer's „Geheimer Agent" infolge jener Preisausschreibung gedichtet worden und nur durch einen Zufall zu spät gekommen war. Sehr vortheilhaft unterscheidet sich die wiener Preisausschreibung von andern, welche dramatische Weltwunder verlangen, daß sie zur Bedingung der Zuerkennung eines Preises vor allem bühnengerechte Technik, nicht aber gerade absolute Trefflichkeit macht, sondern relative Güte des Stückes und solche Eigenschaften, die einen mehr als ephemeren Erfolg vorhersehen lassen. Auch die Zusammensetzung der Prüfungscommission ist derart, daß sie wol die Dichter zur Preisbewerbung ermuthigen kann; es befinden sich in derselben weniger Gelehrte von Weltruf, die sich aber bisher um die neue deutsche Bühne durchaus nicht gekümmert haben, wie in der berliner Prüfungscommission, als vielmehr Dichter, Bühnenleiter, Schauspieler, Theaterkritiker und Aesthetiker, lauter Männer, die mit der modernen Bühne vertraut und dabei ästhetischer Principien kundig sind. Die Prüfung der eingegangenen Werke haben Dr. Franz Dingelstedt, Hofschauspieler und Regisseur Laroche, Dr. Mosenthal, Ludwig Speidel und Professor Robert Zimmermann übernommen.

Digitized by Google

Das neue Theater in Leipzig ist am 28. Jan. 1868 in Gegenwart des Königs von Sachsen und des königlichen Hauses, der sächsischen Hofchargen und Staatsminister und vor einem zum Theil geladenen leipziger Publikum in feierlicher Weise eröffnet worden. Das Prachtgebäude, eine architektonische Zierde der Stadt, ist für mehr als 500000 Thlr. von der Stadt Leipzig gebaut worden, und zwar hauptsächlich auf Anregung und durch die energische Ausdauer des Bürgermeisters Dr. Koch. Die Corridore des Gebäudes, namentlich die des ersten Stockwerks, sind von seltener Eleganz und Pracht, ebenso bieten der Balkon und die Parkettplätze vielen Comfort; doch rügt man das etwas zurückgedrängte Parterre, dessen hinterste Stehplätze überhaupt nicht mehr die Bühne vollständig übersehen können, und die ebenfalls nicht bevorzugten Plätze des zweiten Ranges. Das Haus faßt ungefähr 1800 Zuschauer. Die Bühne ist von großer Breite und Tiefe und reich mit allen Maschinerien ausgestattet, mit mehrfachen über die ganze Bühne gehenden Versenkungen, einem thurmhohen Schnürboden und Flugwerken, über welche man bei der Eröffnungsvorstellung indeß noch nicht disponiren konnte. Diese Mangelhaftigkeit der scenischen Einrichtungen machte sich auch bei dem von dem Herausgeber von „Unsere Zeit" zur Eröffnung des Theaters gedichteten Festspiel: „Die Heimat der Künste", geltend, indem verschiedene scenische und Beleuchtungseffecte namentlich die lebenden Bilder und das Schlußtableau nicht heben konnten. Die Trägerinnen des Festspiels waren Lipsia, welche den heimatlosen Künsten eine Heimat anbietet und die Kriegs- und Friedenschronik von Leipzig mit poetischen und scenischen Illustrationen vorführt, und die Muse des Trauerspiels, welche den Epilog an das Publikum spricht. Beide waren in den Händen zweier talentvoller Künstlerinnen, denen beiden auf dem Gebiete der Tragödie eine glänzende Zukunft bevorsteht, des Frl. Ziegler und des Frl. Link. Dem Festspiel folgte Goethe's „Iphigenie", in welcher Frl. Ziegler, eine namentlich für Rollen von antiker Haltung und Würde hochbegabte Darstellerin, die Titelrolle spielte. Die noch zweimal vor vollem Hause wiederholte Festvorstellung zeigte, daß sich auch durch dichterische Schönheiten große Wirkungen erzielen lassen, und erfüllte mit der Hoffnung, daß die Direction des neuen Theaters, von der Theilnahme eines kunstsinnigen Publikums unterstützt, der idealen Richtung die gebührende Berücksichtigung auch fernerhin schenken wird.

Das neue, ebenfalls von Langhans erbaute Theater in Breslau ist schon am Anfang der Saison eröffnet worden und erfüllt, ohne an Pracht und Großartigkeit mit dem leipziger wetteifern zu können, doch alle Bedingungen, die man an ein edelstilisirtes und comfortables Theatergebäude stellen kann.

Während die bewährten Kräfte deutscher darstellender Kunst mehr oder weniger von der Bühne zurücktreten oder ihr entfremdet werden, ist der Nachwuchs an vielversprechenden Talenten ein sehr geringer. Emil Devrient sagt nach einem letzten Gastspiel in Dresden dem Theater für immer Lebewohl nach einem langen und an Triumphen reichen Wirken. Einer der edelsten Repräsentanten der Schiller'schen und Goethe'schen Tragödie, in welchem sich der ideale Genius unserer deutschen Dramatiker zu verkörpern schien, scheidet mit ihm von der verwaisten Bühne. Auch Bogumil Dawison, ein Repräsentant moderner Gedankenschärfe, französischer Schlaghaftigkeit und genialer Charakteristik, scheint zunächst und hoffentlich nicht für immer durch ein Nervenleiden gehindert zu sein, seine bedeutende Kraft der Bühne zu widmen. Sein letzter Zug durch die nordamerikanischen Freistaaten mit allen Beschwerden und Triumphen scheint seine Gesundheit erschüttert zu haben. Gleichwol übt das Sternenbanner eine magische Anziehungskraft auf unsere schauspielerischen Größen aus. Auch Fanny Janauschek strebt jenseit des Oceans nach

Digitized by Google

tragischen Lorbern; Friedrich Haase hat, dem Vernehmen nach, einen Contract für ein Frühlingsgastspiel mit nordamerikanischen Bühnen abgeschlossen; auch Hedwig Raabe will ihre Galerie von Backfischen, naiven und bezaubernden Mädchenköpfen den Bewohnern von Neuyork und Boston, Cincinnati und Chicago vorführen. Nordamerika erscheint plötzlich als das Eldorado deutscher Schauspielkunst. Ohne einige Lorberkränze von den Ufern des Susquehannah und des Mississippi wird bald kein deutscher Künstler mehr für berühmt gelten. Wenn die darstellenden Künstler ihre Mission recht erfassen, so werden sie auch der modernen deutschen Richtung im fernen Westen als Träger des nationalen Genius zu ihrem Rechte verhelfen und so mit der Arbeit des einheimischen deutschen Geistes den Boden befruchten, auf dem unsere wackern Stammesgenossen wohnen. Doch wäre zu wünschen, daß, während die Schauspieler ihre Kasse füllen, die Dichter nicht leer ausgingen und internationale Verträge das geistige Eigenthumsrecht der deutschen Dramatiker auch jenseit des Oceans sicherstellten. Erst seit der Propaganda, welche die deutschen Schauspieler dort für neue deutsche Dichterwerke machen, ist die Sache wichtig genug geworden, um die Aufmerksamkeit der Regierung des Norddeutschen Bundes auf sich zu ziehen. Eine starke Nation muß die Rechte aller ihrer Mitbürger vertreten, die productiven Köpfe haben ein besonderes Recht auf vorsorglichen Schutz, indem sie das unvergängliche Nationaleigenthum vermehren.

Die zur Hälfte verflossene Wintersaison zeigt nur wenige neue Dramen, welche das Repertoire beherrschen, andere, die nur sporadisch hier und dort auftauchen und rasch wieder verlöschen, während einzelne nicht von diesem Jahre datirende Trauerspiele ihren langsamen, aber stetigen Rundgang über die Bühnen fortsetzen.

Das Lustspiel erscheint den Directionen noch immer am willkommensten; sie greifen rasch zu und beuten einen günstigen Erfolg nachhaltig aus, während sie jedes Trauerspiel schon von Haus aus als ein Festtagswerk betrachten, das für einen exclusiven Kreis bestimmt, nur selten zur Aufführung kommen darf. Die discretionäre Gewalt, mittels welcher die Directionen über die Lebensdauer der von ihnen zur Aufführung gebrachten Stücke zu entscheiden haben, wird von ihnen sehr selten zu Gunsten Melpomene's in Anwendung gebracht. Es läßt sich durch Wiederholungen, die zuletzt auch die dem Theater fern stehenden Kreise des Publikums gewinnen, ein jedes Stück, das anfangs Erfolg hatte, mehr oder weniger populär machen. Das mehr bei den Directionen als bei dem Publikum herrschende Vorurtheil gegen die Tragödie hat in der Regel die Folge, daß nach einer Aufführung vor mäßig besetztem Hause die Trauerspiele beiseitegelegt werden, während man die Lustspiele selbst über ein lückenhaftes Publikum hinwegbugsirt und durch unerschütterliche Wiederholungen zuletzt volle Häuser erzielt. Den günstigsten Erfolg hat in dieser Saison „Aschenbrödel" von Roderich Benedix davongetragen. Die Aufführungen in Leipzig und Berlin folgten rasch und glücklich aufeinander, Mannheim, Breslau und zahlreiche andere Theater brachten wetteifernd das Stück zur Aufführung, das in Breslau z. B. in kurzer Zeit gegen zwanzig Wiederholungen erlebte. Weniger dem romantischen Anlauf, den Benedix in diesem Stück nahm, als der realistischen Komik, mit welcher die Mädchenpensionen in demselben dargestellt sind, verdankt es seine Erfolge. Es wird uns ein etwas verrottetes Mädcheninstitut vorgeführt; aber der Flor naiver Backfische, welche der Autor hier in den verschiedensten Varietäten zieht, macht einen sehr amusanten Eindruck, ähnlich wie in den Romanen von Dickens, von Gustav Freytag und andern Autoren, welche sich in die Kleinmalerei derartiger weiblicher Wesen in ihrem geistigen und sittlichen Mauserungszustande zu vertiefen wußten. Die mehr romantische Poesie des Stücks hat ihre Achillesferse in den Liebesscenen, welche trotz aller Abend-

Digitized by Google

beleuchtung mit ihren Erklärungen und Auseinandersetzungen des poetischen Hauchs entbehren, und die allerdings durch die Nachdichtung des Märchens hervorgerufene Schlußwendung, welche dem Aschenbrödel der Pension eine vornehme Geburt und eine vor jedem Verdacht der Mesalliance gesicherte Grafenehe sichert, berührt das moderne Empfinden unangenehm. Die Naturpoesie und Waldlyrik im ersten Act gehört indeß zu dem Schönsten, was Benedix geschaffen hat.

Nächst „Aschenbrödel" macht Heinrich Laube's „Statthalter von Bengalen" am meisten die Runde über die deutschen Bühnen, und ist neuerdings auch am leipziger Stadttheater zur Aufführung gekommen. Die geistige Atmosphäre und das Pathos des Stücks ist jenen englisch-indischen Conflicten entlehnt, in denen sich der Kampf zwischen alter Cultur und neuer Civilisation ausprägt. Mitherein spielen die parlamentarischen Kämpfe Englands und die Frage schriftstellerischer Anonymität. Der Held des Dramas ist Francis, der Verfasser der „Juniusbriefe", der bedeutendste Charakter der alte Pitt, Lord Chatham. Francis selbst ist indeß zu sehr ein nach der Schablone gezeichneter Liebhaber, und selbst in der Rede, in welcher er für Ostindien in die Schranken tritt, fehlt jene Würze des bittern Sarkasmus, welche den „Juniusbriefen" so eigenthümlich ist. Unter dem Verfasser der „Juniusbriefe" denkt man sich eine Persönlichkeit mit weit schärferm dramatischen Profil. Auch ist es Laube nicht gelungen, ein einheitlich spannendes Interesse hervorzurufen. Dagegen zeugt die theatralische Behandlung in der Vertheilung des Stoffs und der Gipfelung gegen die Actschlüsse hin von sicherster Technik; der Dialog ist geist- und beziehungsreich und einzelne episodische Figuren von humoristischer Frische. Das Bestreben Laube's, moderne in die Zeit eingreifende Stoffe zu wählen, spricht dafür, daß die Principien des Jungen Deutschlands, welches zuerst den modernen Geist der Dichtung betonte, nicht verschollen, sondern auch in den spätern Productionen dieser Schriftsteller noch lebendig sind.

Am berliner Hoftheater, dessen Repertoire sich in sehr engen Gleisen bewegt und weder auf die Fortentwickelung unserer Literatur noch auf das Repertoire der andern deutschen Bühnen irgendeinen tonangebenden Einfluß ausübt, ist die Muse der Tragödie fast gänzlich verstummt, abgesehen von den Zugeständnissen an die Classiker; Schlemm's „Roxelane" und Paul Heyse's „Maria Moroni" scheinen den Berlinern auf lange Zeit den Geschmack am Trauerspiel verdorben zu haben, und selbst die Lindner'sche Tausendthalertragödie, für welche jüngst einer der Hauptkärrner, die sich von den Bauten unserer Literaturkönige ernähren und den classischen Schutt zusammenfahren, Michael Bernays in Bonn, in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine Lanze brach, mit Protesten gegen die mistönenden Orakel der modernsten Kritik, aber im wesentlichen vollkommen mit derselben übereinstimmend in Bezug auf die Schattenseiten des „Brutus und Collatinus", vermochte nicht eine Wendung zu Gunsten der Tragödie in dem Geschmack der Berliner hervorzurufen. Das dramaturgische Kleeblatt des berliner Schauspielhauses besteht jetzt aus Frau Birch-Pfeiffer, die ihr Bühnenscepter unter Küstner wenigstens mit Gutzkow und Laube theilte, aus Benedix und Otto Girndt. Frau Birch hat einen Roman von Dickens: „Our mutual friend", in ihrem neuesten Stück: „Das Testament des Sonderlings", mit jener vielgerühmten Gewandtheit, die gegen alle dramatischen Gesetze verstößt, mit einem dickwattirten novellistischen Unterfutter, das überall in langen Erzählungen herausschlottert, für die Bühne verarbeitet. Bei Frau Birch gilt für das berliner Publikum der Satz: „Die Flagge deckt das Gut." Eine so monströse Ausgeburt wie „Die Dame in Weiß" hat dort volle Häuser gemacht, und auch „Das Testament des Sonderlings" läßt man sich in der norddeutschen Hauptstadt gefallen, deren Theaterpublikum in Bezug auf dramaturgische Einsicht keineswegs dem übrigen Deutschland mit der Fackel der In-

Digitized by Google

telligenz voranleuchtet. Das wiener Publikum war weniger nachsichtig und bereitete dieser jüngsten Production der fleißigen Matrone, deren frühere Verdienste um das unentbehrliche dramaturgische Mittelgut nicht verkannt werden sollen, ein glänzendes Fiasco. Otto Girndt, der jüngste Liebling des Gensdarmenmarkts, ist ein Dichter von einer gewissen Frische des Dialogs und der Mache, die aber hin und wieder ins Possenhafte umschlägt; er hat gewiß das Zeug dazu, jene Schranke des deutschen Lustspiels zu überwinden, welche in seiner spießbürgerlichen, nirgends von der Luft des Jahrhunderts durchwehten Abgeschlossenheit besteht; wenigstens zeigte er in einer frühern Thierposse ein Streben nach aristophanischer Gestaltung. Doch die Zugeständnisse an die Hofbühnenfähigkeit und den Geschmack der großen Menge lassen ihn einlenken in die Gleise des Familienstücks und seiner engherzigen Beschränktheit. So ist auch das neue am berliner Hoftheater zur Aufführung gekommene Stück: „Politische Grundsätze", trotz seines vielverheißenden Titels nur ein munteres Lustspiel ohne alle öffentlichen Charaktere und bedeutsame, die Physiognomie der Epoche charakterisirende Züge.

Ein neues Lustspiel von Heinrich Laube: „Böse Zungen", ist dem Autor von der wiener Generalintendanz zum Zweck von Abänderungen zurückgegeben worden, da dasselbe in seiner jetzigen Gestalt nicht die Censur passirte.

Eine neue Posse von Kalisch und Weirauch: „Die Mottenburger", hatte an dem Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einen günstigen Erfolg und wird von einem großen Theil der berliner Kritik als eine rettende That bezeichnet, welche die dem Abgrund nahe berliner Posse von neuem zur Geltung brachte, während andere Stimmen in derselben durchaus keinen Fortschritt sehen, sondern nur den bekannten Possenjargon wiederfinden wollen, der sich mit seinen Ein- und Zweideutigkeiten überlebt hat. Das Thema ist eine Persiflage kleinstädtischen Wesens, gewürzt mit zeitgemäßen Anspielungen.

Die am berliner Hoftheater verwaiste Tragödie findet noch immer die meiste Pflege an der wiener Burg, deren Repertoire auf andere Bühnen, namentlich auf Dresden, München und die Theater der österreichischen Kronländer einen bestimmenden Einfluß ausübt.

Das Trauerspiel: „Begum Somru", von Friedrich Halm, welches von Laube zur Aufführung angenommen und bald nach dem Amtsantritt des neuen Intendanten zur Aufführung gebracht wurde, ist bereits von älterm Datum und bei einem Gastspiel der Frau Rettich schon an der Victoriabühne zur Darstellung gekommen. Doch ist für die wiener Aufführung der Schluß umgeändert worden. Das Stück spielt in Hindostan und behandelt in dem Kampf zwischen der etwas corrupten englischen Civilisation und den südlich glühenden Abkömmlingen einer alten Cultur einen durchaus zeitgemäßen Stoff; denn nicht nur die Gegenwart, auch die Zukunft aller Welttheile wird den Conflict europäischer Bildung mit Herkommen und Sitte der andern Cultur- und Naturvölker spiegeln. In Lord Hastings hat Halm einen bewußten Vertreter jener, keine Mittel für ihre Zwecke scheuenden „Civilisation" mit charakteristischer Schärfe geschildert. Das orientalische Colorit ist bis in den Opiumrausch hinein glänzend und durch reiche sprachliche Schönheiten wiedergegeben. Minder günstig läßt sich über die Motivirung urtheilen, indem namentlich die Liebe der Begum zu einem gänzlich Unwürdigen die dramatische Theilnahme beeinträchtigt.

Die angloindischen Stoffe sind neuerdings in Mode gekommen. Der Herausgeber von „Unsere Zeit" darf sich vielleicht hierin die Initiative zuschreiben, indem er in „Pitt und Fox" (1854) zuerst die indische Frage auf parlamentarischem Hintergrunde behandelte, wie neuerdings der „Statthalter von Bengalen", während der Held seines spätern „Nabob" Lord Clive ist, eine Lord Hastings sehr verwandte Gestalt.

Digitized by Google

Ein anderes an der Burg zur Aufführung gekommenes Trauerspiel: „Drahomira", von Joseph Weilen, greift in die Zeit der Kämpfe zwischen Heidenthum und Christenthum auf böhmischem Boden zurück, eine Zeit, welcher offenbar die Sympathien der Gegenwart fehlen. Joseph Weilen hat bereits im „Tristan" ein Talent für lyrischen Schwung und farbenreiches Colorit gezeigt, ebenso für ein wohlzusammenhängendes dramatisches Gepräge. In Drahomira fehlt es nicht an glücklichen Griffen und wirksamen Gruppirungen; doch wäre sehr zu wünschen, daß der Dichter sich Stoffe wählte, in denen ein modernes Leben pulsirt, nicht solche, in denen das Interesse an allgemein menschlichen Conflicten gefährdet wird durch das antiquarisch Fremdartige der die Helden bestimmenden und umgebenden Verhältnisse, das sogenannte „Reinmenschliche" soll zwar zu allen Zeiten dasselbe gewesen sein, wie die Prediger des „reinen Schönheitsprincips" behaupten, und es ist nicht abzusehen, warum uns nicht ein Dramatiker einmal einen „Romeo und Julia" aus der mittlern Steinzeit oder aus dem Pfahlbaualter auf die Bühne bringt; wir aber behaupten, daß Bleibendes in der Dichtung den Stempel des Jahrhunderts tragen muß und daß die Nation das Recht hat, von der Bühne ein Spiegelbild ihrer gleichzeitigen oder mindestens verwandten Cultur zu sehen; wir behaupten dies, trotz des mistönenden Unkenrufs der alexandrinischen Kritiker und Correctoren, die, mit einem Strohkranz classischer Varianten um den Kopf, sich geistige Könige dünken!!

Mehr den Interessen der Gegenwart gerecht wird S. Mosenthal's „Schulz von Altenbüren", in Wien, Dresden, Leipzig und an vielen andern Theatern mit günstigem Erfolg aufgeführt. Hier handelt es sich um den Gegensatz zwischen Altherkömmlichem und den frischen Strömungen des Jahrhunderts, der hier auf rother Erde, in rusticalen Verhältnissen zur Geltung kommt. Reminiscenzen an Immermann's westfälischen Dorfschulzen im „Münchhausen" mögen vielleicht in dem Dichter den Gedanken wach gerufen haben, einem solchen Vertreter uralter Bräuche und eines in halbmystischen Traditionen wurzelnden Gewohnheitsrechts ein Kind der Neuzeit gegenüberzustellen, das in den Urwäldern Nordamerikas, losgelöst von allen Beschränkungen heimatlicher Sitte, durch freie Kraft sich eigenen Besitz gegründet hat und mit frischem Erfindungsgeist Elemente des Fortschritts in veraltete Formen bringt. Der Conflict ist im ganzen glücklich gesteigert, wenngleich durch die Erlegung des herrschaftlichen Wildschweins und das Mithereinspielen des feudalen Elements ein fremdartiger Zug in die Handlung kommt, um so mehr, als hier die Lösung in äußerlicher Weise durch die Aufhebung der Jagdrechte von seiten des westfälischen Provinziallandtags, also durch einen äußerlichen Deus ex machina herbeigeführt wird. Auch die Lösung des Grundconflicts zwischen dem Hofschulzen und dem Neffen aus der Fremde kann nicht befriedigen; wir sind schon aus Auerbach's „Dorfgeschichten" und den Nachdichtungen derselben gewöhnt, daß solche harte, knorrige Bauerncharaktere, deren Kernholz das beliebte Material für dorfgeschichtliche Effecte bildet, plötzlich von der Hand des Schicksals oder durch das Belieben des Autors windelweich gedroschen werden, um einen versöhnenden Abschluß der Handlung herbeizuführen. Auch von der innern Wandlung des Schulzen von Altenbüren sind wir nicht überzeugt; es fehlt das prägnante Motiv, denn die gleichsam aus dem Untergrund der Seele hervorsickernde Gemüthlichkeit, die das harte Erdreich erweicht, erscheint uns nicht genügend. Dafür enthält das Stück treffliche scenische Tableaux, während der Dialog Kraft, Mark und originale Bildlichkeit zeigt.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Heinrich Heine's Entwickelungsgang
nach neuen Quellen.

Heinrich Heine's Leben und Werke, von Adolf Strodtmann (Bd. 1, Berlin, Franz Duncker, 1867).
Heinrich Heine's Sämmtliche Werke. Volksausgabe (18 Bde., Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1867—68).
Briefe von Heinrich Heine (Bd. 19, 20 und 21 der rechtmäßigen Originalausgabe von Heinrich Heine's Sämmtlichen Werken, Hamburg, Hoffmann u. Campe, 1863—66).

Ueber keinen neuen Dichter ist so viel gesungen und gesagt worden wie über Heinrich Heine; der jüngste Literat, der zum ersten male seine Feder versucht, unterläßt nicht, mit unsichern Umrissen das Porträt dieses Poeten zu entwerfen, und der älteste sauertöpfische Literaturprofessor, der sich von den Bestrebungen der Gegenwart mit vornehmster Nichtachtung abwendet, läßt auf das Bild einige Streiflichter fallen, um die Entartung der modernen Literatur an den mephistopheliſchen Zügen dieses ihres Chorführers nachzuweisen. Heine's Lieder sind überall heimisch; man findet sie auf dem Notenpult der Pianofortes, in den Schulbüchern, in den schmächtigen Bibliotheken der Fähnriche und jungen Kaufleute. So schwer es ist, eine editio castigata aus seinen Dichtungen zusammenzustellen, so hat sich doch jedes Alter, jedes Geschlecht aus denselben herausgesucht, was ihm behagt. Citate aus Heine, geflügelte Worte in Vers und Prosa durchschwirren die Luft des Jahrhunderts wie ein Insektenschwarm; prächtige Schmetterlinge mit buntschimmernden Flügeldecken, schöne Tagfalter und gespenstige Nachtfalter, stechende Mücken und mit schlimmerm Stachel gewaffnete Bienen! Heine's Werke sind kanonische Bücher für die Geistreichen, die ihre Aussprüche mit Citaten aus diesem Dichter würzen, ihre Conversationen an seinem Stil bilden, ihn glossiren, die Keimzelle seines Witzes zu einem ganzen Zellengewebe espritvoller Entwickelungen erweitern. Wenn er auch kein Begleiter für das Leben ist, wie große deutsche Dichter und kleinere Brahmanen, die uns für jeden Tag unsers Haus- und Lebenskalenders ein Sprüchlein mit auf den Weg geben, so gibt es doch im Leben der meisten modernen Menschen Stimmungen, in welche die Heine'schen Verse wunderbar sympathisch hereinklingen; Augenblicke, in denen die Intimität mit diesem Dichter eine größere wird, als die wenn auch länger dauernde Freundschaft mit unsern classischen Poeten.

So scheint es müßig, über einen so vielbesprochenen Sänger der Neuzeit noch Neues sagen zu wollen, indem von Freund und Feind Günstiges und Ungünstiges erschöpft worden ist. Wer kennt nicht Heine oder vielmehr, wer glaubt ihn nicht zu kennen? Denn, wie wir gleich hinzufügen wollen, die Bekanntschaft mit diesem Dichter erstreckt sich im wesentlichen nur auf einige seiner Lieder und auf das Gesammtbild, welches als ein fertiges von einer Literaturgeschichte der andern überliefert wird. Nichts ist aber bedenklicher und verhängnißvoller als die literarische Tradition! Nicht blos Gesetze und Rechte erben sich wie eine ewige Krankheit fort, auch die literarischen Urtheile; sie bilden zuletzt einen Lehrstoff, wie jeder andere, ein todtes Mobiliar im geistigen Haushalt, das wie alles Erlernte als fertig beiseitegestellt wird. Wir kennen genug derartige fixirte

Digitized by Google

Bilder, die zuletzt als die fixen Ideen einer ganzen Epoche sich weiter erben, bis eine spätere unbefangene Forschung diese starr gewordene Weisheit auflöst, in Fluß bringt und aus einer neuen Mischung der Elemente ein neues wahrheitsgemäßeres Bild gestaltet.

Es läßt sich indeß nicht behaupten, daß Heine's Bild, wie es fix und fertig in der Literatur und in der Meinung der Jetztzeit dasteht, ein verfehltes und verzeichnetes sei. Es ist todt, wie jedes Bild, es fehlt ihm das lebendige wechselnde Mienenspiel! Wir haben von Heine nur Ein Bild vor uns, von unsern großen Dichtern mehrere! Goethe, der Stürmer und Dränger in Frankfurt, Strasburg und Wetzlar, der feurige Liebhaber einer Friederike von Sesenheim, der schöne lebenslustige Jüngling, steht uns anders vor der Seele als der steife und förmliche weimarische Minister, der jugendliche Apollo anders als der olympische Jupiter, es liegt eine lange Entwickelung dazwischen, das fühlen wir heraus und sind begierig, sie kennen zu lernen. Aehnlich verhält es sich mit Schiller. Der Dichter der „Räuber" mit dem Motto: „In Tyrannos", der Flüchtling aus der Karlsschule und der jenenser Professor, der weimarische Hofrath, der „die Huldigung der Künste" gedichtet hat, es sind zwei verschiedene Dichterköpfe!

Aber Heine ist für unsere Anschauung immer derselbe, immer Vertreter des Humors mit der lachenden Thräne im Wappen, immer der mit seinen Schmerzen kokettirende und sie hinwegspottende poetische Sonderling! Jung oder alt, gesund oder krank — wir kennen ihn nicht anders!

Und doch hat auch dieser Dichter eine Entwickelung gehabt, auf welche zu verschiedenen Zeiten verschiedene Einflüsse wirkten! Erst jetzt nachdem eine doppelte Gesammtausgabe seiner Werke vorliegt, nachdem namentlich die drei Bände Briefe, welche in die größere Ausgabe mit aufgenommen sind, einen nähern Einblick in seinen Lebensgang verstatten, nachdem die Biographie Heine's von Adolf Strodtmann die Entwickelung des Dichters im Zusammenhang mit den allgemeinen Cultur- und Literaturzuständen darzulegen versucht, wird die Auffassung Heine's von ihrer bisherigen Einseitigkeit erlöst; man erkennt, daß der Dichter des „Buchs der Lieder", der „Reisebilder" und des „Romanzero" nicht der ganze Heine ist, sein Bild wird beweglich und löst sich in Bilder auf, die eine Reihe von Lebensstufen darstellen; auch in der Folge seiner dichterischen Schöpfungen zeigen sich feinere Schattirungen und Nuancen auf, sein geistiges Wirken gliedert sich in Epochen; kurz, der Entwickelungsgang des Dichters tritt in einer Weise hervor, welche die eingehende Prüfung herausfordert.

Wenn wir es unternehmen, nach den neuerschlossenen Quellen diesen Entwickelungsgang darzustellen, so kann solche Darstellung keineswegs eine erschöpfende, nur eine ergänzende Bedeutung in Anspruch nehmen. Wir wollen nicht oft Gesagtes wiederholen, nur manches in eine neue Beleuchtung rücken.

Die erste Epoche dieses Entwickelungsganges kann man die jugendliche nennen; die „Reisebilder" und die in denselben enthaltene Lyrik bilden ihren glänzenden Abschluß. Es ist dies keine Sturm- und Drangperiode in der Art, wie Schiller und Goethe sie durchgemacht haben, aus deren Klärung erst vollendete Werke hervorgingen, im Gegentheil, es ist charakteristisch für Heine, daß wir seine besten und volksthümlichsten Gedichte dieser jugendlichen Epoche verdanken. Der Uebermuth und die Leiden dieser Jugend, in ihrer pikanten Mischung, haben jene, vom Hauch ursprünglichen Talents durchathmeten Lieder geschaffen, deren Physiognomie die eigenthümliche Heine'sche Art und Weise mehr als alles Spätere zur Schau trägt und welche durch eine unzählige Schar von Nachahmern in unserer Literatur lange Zeit hindurch eine fast epidemische Wirkung ausübten. Doch auch jene Perlen der Lyrik, die in ihrer Reinheit und ihrem krystallenen Schliff ein dauernder Schmuck seiner Dichterkrone sind und zum lyrischen Schatz unserer

Digitized by Google

Nationalliteratur gehören, sind in seiner ersten jugendlichen Epoche gesammelt worden, wo er noch in der Taucherglocke der Romantik in die Tiefen des Lebens hinabtauchte.

Obgleich Heinrich Heine selbst von sich behauptete, daß er zu den „ersten Männern des Jahrhunderts" gehöre, da er mitten in der Neujahrsnacht 1800 geboren sei, so haben genauere Nachforschungen doch ergeben, daß hier dem Witz die Wahrheit zum Opfer gebracht worden ist. Heine ist noch ein Kind des 18. Jahrhunderts, von dessen hervorragendsten Gedanken auch sein Wirken bewegt ist und mit dessen europäischem Chorführer, Voltaire, er eine unleugbare Verwandtschaft hat. Er ist, wie Strodtmann nachweist, am 13. Dec. 1799 in Düsseldorf geboren; sein Vater war ein schlichter Tuchhändler, seine Mutter eine geborene von Geldern, die Tochter eines angesehenen Arztes. Die Ansicht jedoch, daß Heine aus einer christlich-jüdischen Mischehe hervorgegangen, ist eine irrige. Die Familie von Geldern bekannte sich zur orthodoxen jüdischen Confession; einer ihrer Ahnherren hatte, den Familientraditionen zufolge, obschon er Jude war, von einem der Kurfürsten von Jülich-Kleve-Berg wegen eines ihm geleisteten Dienstes den Adelsbrief erhalten. Wie übrigens Schiller's und Goethe's Mütter auf die Söhne einen nachweisbaren bildenden Einfluß ausübten, so war dies auch bei Heine's Mutter der Fall, die als eine Schülerin Rousseau's und Verehrerin von Goethe's Elegien geschildert wird und so weit über das Maß kleinbürgerlicher Verhältnisse hinausragte, in denen sie lebte. Wenn der Rousseau'sche Enthusiasmus nur hin und wieder in Heine's Schriften vorschlägt, so ist dagegen das schöne sinnliche Heidenthum der Goethe'schen Elegien als eine durch alle Schöpfungen Heine's hindurchgehende geheime Rhythmik herauszufühlen.

Was auf seinen jugendlichen Geist, auf seine ganze Dichtweise indeß bestimmend einwirkte, das war die französische Herrschaft in den Rheinlanden zur Zeit seines Kinder- und Knabenalters. Das Großherzogthum Berg, zu welchem Düsseldorf gehörte, wurde in französischem Stil regiert, ein Stil, der, abgesehen von dem gewaltsamen Conscriptionen, doch gegenüber dem römischen Reichszopfstil große Vorzüge hatte und namentlich den Juden die volle Gleichberechtigung mit den Christen einräumte, indem das revolutionäre Princip der Gleichheit den Untergang der Freiheit überlebt hatte. So waren die Juden in Düsseldorf in ihrer Mehrheit französisch gesinnt und auch Heine's Vater ein eifriger Anhänger des neuen Régime. Auf den Sohn konnte dies selbstverständlich nicht ohne Einfluß bleiben, um so weniger als er auf dem Lyceum auch französischen Unterricht genoß. Eine Ader des leichten französischen Blutes ist in seinen Werken unverkennbar. Es zog ihn später nach Paris, wo er die Märtyrerstationen seiner letzten Jahre durchmachte. Und von allen neuen deutschen Dichtern ist Heinrich Heine der bekannteste in Frankreich, bekannter selbst als unsere Classiker; denn die Franzosen fühlen diese Ader des verwandten Blutes heraus. Die erste französische Zeitschrift der Gegenwart, die „Revue des deux Mondes", hat nicht nur eingehende Analysen der Heine'schen Gedichte und Schöpfungen gegeben, sie hat dieselben auch vielfach in Uebersetzungen mitgetheilt, ja manche Artikel sind von Haus aus französisch von Heine für sie geschrieben worden, wie er auch einen Theil seiner Prosaschriften zugleich deutsch und französisch abfaßte. So hat Louis Veuillot jenseit des Rheins dasselbe Recht, wie Hengstenberg und seine Genossen diesseit desselben, gegen den Einfluß Heine's fulminante Predigten zu halten; denn er hat die Literatur beider Nationen mit der Eigenthümlichkeit seines Wesens gleichmäßig durchdrungen.

Aus seiner Jugend stammt auch Heine's Begeisterung für den großen Napoleon, die er indeß auf den Erben der idées Napoléoniennes niemals übertragen hat. Der dreizehnjährige Gymnasiast hatte im Jahre 1811 und dann wieder im Mai 1812 den Kaiser gesehen und stimmt in dem Buche „Le Grand" der „Reisebilder" später den folgenden Dithyrambus an, der, wie immer bei Heine, wo es dem großen Cäsar gilt, rein und voll im

Digitized by Google

echten dichterischen Schwunge austönt, ohne jene Dissonanzen, in welche sonst oft seine innigsten Gefühle auslaufen. „Wie ward mir", ruft er aus, „als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosianna, den Kaiser. Es war in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an seine Thaten und Schlachten, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei 5 Thlr. Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersetzte sich ihm; hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen und das Volk rief tausendstimmig: Es lebe der Kaiser!" Diesem Enthusiasmus für Napoleon hat Heine in der Ballade „Die beiden Grenadiere" nicht lange darauf eine poetische Fassung gegeben; sie gehört zu seinen ersten Jugendgedichten, zu seinen gleichsam minorennen Productionen und hat doch schon die ganze unnachahmliche Prägnanz seines Stils. Einer seiner Jugendfreunde erinnert sich noch, wie Heine mit begeisterungstrahlenden Wangen zu ihm hinübergeeilt war und ihm das Gedicht „Die Grenadiere" vorgelesen hatte, das er soeben geschrieben, und nie vergaß er die tiefschmerzliche Betonung der Worte: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Uebrigens wurde die Romanze nachher von dem düsseldorfer Tonkünstler Max Kreuzer in Musik gesetzt und von ihm dem französischen Marschall Soult gewidmet, dessen Gemahlin aus dortiger Gegend stammte.

Die napoleonischen Erinnerungen der Jugend, welche jene unverwelkliche Frische und Verklärung bewahrten, wie sie allen Jugenderinnerungen eigen zu sein pflegt, waren auf Heine's spätere Stellung in der Literatur von wesentlichem Einfluß; sie bildeten ein Gegengewicht gegen die romantische Richtung und hinderten ihn, in dieser aufzugehen. Gerade in jener Epoche, in welcher der schöne Patriotismus der Freiheitskriege überging in den schwächlichen der Restaurationszeit, und die überfromm gewordene Romantik theils sich an Aeußerlichkeiten dahingab, theils ein Herd reactionärer Bestrebungen wurde, ließ Heine dies napoleonische Wetterleuchten am schwülen Himmel der Literatur spielen, in keckstem Trotz gegen die herrschende Zeitstimmung und eine dichterische Schule, aus der er selbst hervorgegangen war, während er ihren Nachzüglern den Krieg erklärte. So sehr er seinen Ruf als deutscher Patriot durch diese dem Erbfeinde dargebrachten Hosiannas gefährdete, so wenig ließ sich verkennen, daß die Erinnerung an historische Großthaten und an jene Principien der Revolution, welche selbst der Napoleonische Despotismus noch vertreten mußte, eine heilsame Ventilation waren in der Stickluft des sich immer mehr verengenden Kreises, den damals die deutsche Literatur beschrieb. In der Prosa Heine's, die wie Béranger den Cäsar feierte, schlummerten die ersten Keime der politischen Lyrik, welche aus dem mondhellen Zauberreich der Romantik wieder hinausführte in den sonnigen Tag der Geschichte.

Heinrich Heine war anfangs für den Kaufmannsstand bestimmt. Schon als sechzehnjähriger Knabe war er 14 Tage lang in Frankfurt bei einem Bankier. Man hat später aus diesen 14 Tagen zwei Jahre gemacht. Heine selbst sagte hierüber, als er diese falsche Angabe berichtigte: „Gott weiß es, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nicht dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Bankiers einmal die Weltherrschaft anheimfalle." Zwei Jahre später, im Jahre 1818, sehen wir Heine in Hamburg als Inhaber eines Commissionsgeschäfts mit der Firma „Harry Heine u. Comp.", welches indeß schon im nächsten Jahre wieder einschlief. Die Firma Heinrich Heine sollte auf einem ganz andern Gebiet einen glänzenden Credit genießen. Damals war es, wo der reiche Onkel Salomon an dem kaufmännischen Talent seines Neffen verzweifelte und zuerst zu jener düstern An-

Digitized by Google

schauung von dem Lebenslauf desselben in absteigender Linie kam, die später in den geflügelten Worten gipfelte: „Hätte der dumme Junge was gelernt, so brauchte er keine Bücher zu schreiben."

Der Aufenthalt in Hamburg hatte auf das Colorit der Heine'schen Dichtungen einen bedeutenden Einfluß — wie viele satte Farben entlehnte er der reichen Hansestadt, deren Schutzgöttin Hammonia als allegorische Figur des „Wintermärchen" eine so große Rolle spielte, verherrlicht in ihrer ganzen behaglichen Schönheit. Hamburg ist in vieler Hinsicht Heine's zweite Vaterstadt zu nennen. Nicht nur seine reichen Verwandten lebten dort, auch seine Mutter und seine Schwester siedelten später dorthin über; vor allen aber lebte sein Verleger Julius Campe dort, den er in Prosa und Versen öfter verherrlicht, wie Horaz seinen Sosius, ebenso oft aber auch mit ärgerlichen Briefen beehrte, namentlich wenn Campe sich als buchhändlerischer Censor Eingriffe in die Gedankenfreiheit seines lyrischen Posa erlaubte. Julius Campe erschien ihm indeß stets als die Krone aller Verleger, und die Verse, welche ihn im Bunde mit dem Dichter in Wilken's Keller beschäftigt mit Austern und Champagner besingen, gemahnen wie ein saftiges Genrebild der niederländischen Schule. Hamburg war Heine's Goldgrube; sein Onkel und Vetter, von denen er eine jährliche Unterstützung bezog, sein Verleger Campe, der ihm in spätern Jahren außer den Honoraren für die einzelnen Werke auch noch eine Lebensrente für das Verlagsrecht der Gesammtausgabe bezahlte, lebten in Hamburg. Trotz dieser starken Bande, die ihn an die Alsterstadt knüpften, hegte er für dieselbe nur eine sehr gemischte Empfindung. Dennoch stand sie stets lebhaft vor seiner Phantasie; er kommt immer wieder auf sie zurück; seine Muse sucht sie heim in den verschiedensten Stimmungen; er weiß das eigenthümliche Etwas, das die Physiognomie dieser Stadt charakterisirt, mit einer Meisterschaft wiederzugeben, daß man Hamburgs Luft zu athmen glaubt, wenn man diese Verse liest.

Ja, ein unverkennbarer und keineswegs der anmuthigste Zug seiner Muse, der Cynismus, weist geradezu auf die große Handelsstadt hin. Immer wenn er derartige Klänge anschlägt, glaubt man den hamburger Kuhreigen zu hören und ein stilles Heimweh nach ihren Fleeten und Wällen bildet gleichsam das Transparent, durch welches sich die gröbsten Umrisse grotesker Gestalten hindurchzeichnen. In der That, es geschehen mehr Dinge zwischen den drei Jungfernstiegen und dem Stintfang, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Diese letztere war des jungen Heine schwächste Seite, die ersten Studien seiner Lebensweisheit machte er unter dem Patronat der Hammonia. Der derbe Lebensgenuß ist das herrschende Princip der Gesellschaft und schlägt bei dem Mangel eines idealen Gegengewichts leicht in Cynismus um. So oft Heine auf Hamburg zu sprechen kommt, regt sich der Cyniker in ihm, und von allen seinen Versen erinnert nichts mehr an Blumauer als die Verherrlichung dieser Stadt in dem „Wintermärchen". Jedenfalls hat sie seiner Dichtung oft wiederkehrende Localfarben gegeben. „Die Hamburger sind gute Leute und essen gut", das ist ein Lieblingsthema, das in zahlreichen Variationen austönt. „Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls", meint der Dichter, „über die Bedeutung des Mittagsmahls sind sie alle einig." Die Pünktlichkeit des sinnlichen Genußlebens, das wie eine aufgezogene Uhr abläuft, und der alte patricische Zopf in den Formen überlieferter Sitte inspiriren den Dichter zu folgender origineller Vision, die auf dem frostigen Grunde einer Winterlandschaft aufgetragen ist:

„Der Schnee lag auf den Dächern und es schien, als hätten sogar die Häuser gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernstiegs waren nur todte Bäume mit dürren Aesten, die sich gespenstisch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war schneidend blau und dunkelte hastig. Es war Sonntag, 5 Uhr, die allgemeine

Digitized by Google

Fütterungsstunde und die Wagen rollten, Herren und Damen stiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungerigen Lippen — Entsetzlich! In diesem Augenblick durchschauerte mich die schreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödsinn auf allen diesen Gesichtern lag und daß alle Menschen, die eben vorbeigingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen schienen. Ich hatte sie schon vor 12 Jahren um dieselbe Stunde, mit denselben Mienen wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derselben Bewegung gesehen und sie hatten seitdem ununterbrochen in derselben Weise gerechnet, die Börse besucht, sich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet: zweimal zwei ist vier — Entsetzlich, rief ich, wenn einem von diesen Leuten, während er auf dem Comptoirbock säße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich selbst ein närrischer Wahnsinn, und als ich die vorüberwandelnden Menschen genauer betrachtete, kam es mir vor, als seien sie selber nichts anderes als Zahlen, als arabische Ziffern, und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer schwangern und vollbusigen Gemahlin, dahinter ging Herr Vier auf Krücken, einherwatschelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen, dann kam eine wohlbekannte kleine Sechse und eine noch wohlbekanntere böse Sieben. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die andern Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungerig, während unfern längs den Häusern des Jungfernstiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz! Hinter dem Trauerwagen, einherstelzend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegirte Leidtragende in parodirt altburgundischem Costüm: kurze schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perrüken und weiße Halsberge, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar possenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm."

Von den Hamburgerinnen meint Heine, daß sie in der romantischen Liebe sich nicht allzu schwärmerisch zeigen und von der großen Leidenschaft des Herzens wenig ahnen, doch das sei nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amor's, des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeschick viel zu tief schießt und statt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Gleichwol war es, wie wir jetzt von Strodtmann erfahren, eine Hamburgerin, die es ihm angethan, die seine Muse begeistert hat und der wir jene in unserer ganzen Literatur einzigen Klänge verdanken, in denen tiefes Gefühl mit bitterm Spott um die Herrschaft ringt; eine Hamburgerin, jenes Engelköpfchen „auf Rheinweingoldgrund", das er in der Dithyrambe des bremer Rathskellers besingt. Man kann wol sagen, daß die ganze lyrische Stimmung der ersten und bedeutendsten Dichterperiode Heine's von der Liebe zu dieser anmuthigen Tochter Hammonia's, einer Cousine des Dichters, bestimmt wird und daß sich Nachklänge derselben noch in seiner spätesten, in seinem „Romanzero" wiederfinden. Unter wechselnden Namen feiert er sie; es ist jene Agnes, die er im höchsten Hymnenschwung der Liebe in den „Nordseebildern" verherrlicht:

Zerbrechliches Rohr, zerstiebender Sand,
Zerfließende Wellen, euch trau' ich nicht mehr!
Der Himmel wird dunkler, mein Herz wird wilder,
Und mit starker Hand, aus Norwegs Wäldern,
Reiß' ich die höchste Tanne,
Und tauche sie ein
In des Aetna glühenden Schlund, und mit solcher
Feuergetränkten Riesenfeder

Digitized by Google

Schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke:
„Agnes, ich liebe dich!"
Jedwede Nacht lodert alsdann
Dort oben die ewige Flammenschrift,
Und alle nachwachsenden Enkelgeschlechter
Lesen jauchzend die Himmelsworte:
„Agnes, ich liebe dich!"

Es ist dasselbe Mädchen, das er in der Vision „Seegespenst" schildert, als er das Glockengeläute der Tiefe vernimmt:

Mich selbst ergreift des fernen Klanges
Geheimnißvoller Schauer!
Unendliches Sehnen, tiefe Wehmuth
Beschleicht mein Herz,
Mein kaum geheiltes Herz. —
Mir ist, als würden seine Wunden
Von lieben Lippen aufgeküßt,
Und thäten wieder bluten —
Heiße, rothe Tropfen,
Die lang und langsam niederfall'n
Auf ein altes Haus dort unten
In der tiefen Meerstadt,
Auf ein altes, hochgegiebeltes Haus,
Das melancholisch menschenleer ist,
Nur daß am untern Fenster
Ein Mädchen sitzt,
Den Kopf auf den Arm gestützt,
Wie ein armes, vergessenes Kind —
Und ich kenne dich, armes, vergessenes Kind!

Es ist die Maria, die einst so schöne, blühend holde Maria, die er in einer andern Vision, in dem Gedicht „Ratcliffe" erblickt, im fahlen Lilakleide, die Augen gläsern starr, mit dem süßlichen Lächeln auf gelblich blassem Munde, die ihren Gemahl einen Stock von Holz nennt, der mit Leder überzogen ist, die mit dem Dichter hinauswandelt in die liebestrunkene Natur, aber mit blecherner klangloser Stimme wunderliche Reden führt:

Da saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an und wurden immer traur'ger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab,
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Mariens weißes Antlitz
Und lockten Glut aus ihren starren Augen,
Und mit der alten süßen Stimme sprach sie:
„Wie wußtest du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."
Eiskalt durchzog's mir da die Brust, mir grauste,
Ob meinem eignen Wahnsinn, der die Zukunft
Geschaut, es zuckte dunkel durch mein Hirn,
Und vor Entsetzen bin ich aufgewacht.

Es ist die Donna Clara, die sich dem Sohne des großen, schriftgelehrten Rabbi von Saragossa ergibt; es ist jene Ottilie, die noch durch die Träume des Krankenzimmers dahinschleicht, mit den süßen, immergrünen nixenhaften Augen:

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.

Digitized by Google

Vor allem aber ist es die Schöne, die seine Lieder vergiftet hat, der böse Engel, durch den er elend ist, die er, ein Narr, ohne Gegenliebe liebt, die ihn mit ihren schönen Augen zu Grunde gerichtet hat, welcher er seine Gedichte widmet wie einen Sarkophag mit bedeutsamer Inschrift:

Sag', wo ist dein schönes Liebchen,
Das du einst so schön besungen,
Als die zaubermächt'gen Flammen
Wunderbar dein Herz durchdrungen?

Jene Flammen sind erloschen,
Und mein Herz ist kalt und trübe,
Und dies Büchlein ist die Urne
Mit der Asche meiner Liebe.

Eine hoffnungslose Jugendliebe zu einer anmuthigen Hamburgerin war also die Muse der Heine'schen Lyrik, deren Wappen zum Symbol „die lachende Thräne" hat. Mit Herodot'scher Einfachheit erzählt der Dichter selbst den Sachverhalt, das Erlebniß in dem bekannten Gedicht mit der Schlußstrophe:

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu,
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Wir begreifen aus diesen biographischen Thatsachen die innere Genesis der Heine'schen Lyrik. Heine befand sich in der Lage Werther's, doch ein Werther war für das 19. Jahrhundert eine Anomalie; eine derartige Lyrik in gelben Nankinghosen hätte sich selbst travestirt. Der Inhalt des Gedankenlebens, der Kreis weltgestaltender Bestrebungen hatte sich seit der Französischen Revolution so vertieft, daß ein vollständiges Aufgehen in Gefühlsschwärmerei eine Unmöglichkeit geworden war. Die Berechtigung des Gefühls war nicht wegzuleugnen, aber es durfte nicht als das höchste, das Leben bestimmende gelten. Es bedurfte einer Correctur, welche die Freiheit des Geistes wieder errettete; der Humor allein konnte die That Münchhausen's vollführen und sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen. Heine sprach seine Empfindungen mit inniger Wärme aus, er gestaltete sie zu Traumbildern und Visionen, dann aber setzte er sich gegen dieselben zur Wehr; er ist der moderne Werther, der statt der Kugel den Humor in die Pistole ladet. Die künstlerische Harmonie litt unter diesem Triumph der geistigen Freiheit: aber was bei den Nachfolgern als willkürliche Pointenhascherei erschien, ging bei Heine selbst aus innerer Nöthigung hervor. Die Pointen seiner ersten Lieder sind der nothwendige Ausdruck eines Kampfes zwischen Gemüth und Geist, zwischen dem oft visionären Traumleben der Empfindung und dem frei über der Welt schwebenden Selbstbewußtsein, welches die Vertiefung in ein einziges Gefühl als einseitig und unberechtigt verurtheilt. Später allerdings wurde diese Pointe der Jugendinspiration bei Heine selbst eine satirisch-humoristische Manier, welche, als Muster betrachtet, in der Literatur viel Unheil anrichtete. Außer der persönlichen Nöthigung durch das eigene Erlebniß gab es für eine Begabung, wie diejenige Heine's war, auch eine literarische, welche in der Entwickelung unserer Literatur in der damaligen Epoche lag. Es war der Altweibersommer der Romantik, deren Fäden damals über die Stoppeln unserer Dichtung flogen; der kräftige Anlauf der Befreiungslyriker war schon wieder erlahmt; man schwelgte in den Stammbuchgefühlen von Tiedge und Mahlmann, die Gespenster von Amadeus Hoffmann und die minniglichen Fräulein von Ritter Fouqué galten damals für die großartigsten Schöpfungen deutscher Phantasie. Minder ausgewählte Geister, d. h. das ganze große Lesepublikum deutscher Nation, das stets gegen seine Unsterblichen eine gewisse Abneigung empfand, erquickte sich an dem

Digitized by Google

lauen Wasser der Clauren'schen Poesie, aus welchem statt der Venus Anadyomene eine Mimili und andere süßliche, aber mit einer auswattirten Plastik gezeichnete Mädchengestalten hervorleuchteten; auf der Bühne herrschten die Schicksalstragödien, auf deren Lyra gleich in der ersten Scene die Saiten zu springen pflegten und deren Gespenster über alle deutschen Breter huschten; mit Einem Worte, es herrschten die Geister in der damaligen Dichtung mehr als der Geist.

Heine aber war ein echter Ritter vom Geist, und wenn er seine lyrischen Gespenster heraufbeschwor, so verlangte er keinen ernstlichen Glauben an dieselben; es waren zerfließende Nebelbilder, und wenn er seinen überströmenden Empfindungen folgte, so fielen ihm die süßlichen Epigonen der Romantik ein und verleideten ihm den schwärmerischen Ausdruck seines Liebeswehes, und er verspottete sich selbst, die Zeit und die Literatur, löste die süßen Accorde in grelle Dissonanzen auf, damit sie nicht stimmten zu den sentimentalen Gassenhauern der damaligen Dichter. In diesen äußern und innern Gründen liegt die Berechtigung und der Erfolg der Heine'schen Liederpoesie; sie bezeichnet einen Act der Selbstbesinnung des deutschen Geistes, der sich ermannend emporrafft aus eitelm Liebesjammer und phantastischem Traumleben, indem er beides verspottet. Es gehörte ein so ursprüngliches Talent wie das Heine's dazu, um der verspotteten Empfindung einen so hinreißenden Zauber, dem Spott selbst eine so attische Grazie zu geben, daß die Sphinx seiner Dichtung mit dem schönen Antlitz und mit den zerfleischenden Tatzen noch immer den Eindruck eines Kunstgebildes machte. Die literargeschichtliche Bedeutung dieser Heine'schen Lieder ist nicht zu unterschätzen; sie bezeichnen die Auflösung der Romantik und mit ihnen beginnt die Aera der modernen deutschen Dichtung.

Wir haben vorgreifend den Charakter der Heine'schen Lyrik in dieser ersten Epoche geschildert, kehren wir zu dem Lebensgange des Dichters zurück. Wir verließen ihn in Hamburg, wo seine kaufmännische Carrière mit einem raschen Fiasco geendet hatte; er begab sich von hier nach Düsseldorf, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten. Auch dies Moment in Heine's Entwickelungsgang ist nicht zu übersehen; ihm fehlte die regelmäßige Gymnasialbildung, die über den kaufmännischen Experimenten versäumt worden war. Der antike Geist war ihm zeitlebens ein Fremdling und mit demselben das geschlossene Kunstwerk und die regelrechte Form. Doch für Heine's besondere Mission durfte dies kaum als ein Mangel empfunden werden. Wohl gab es auch im Alterthum Dichter, wie den geistsunkelnden Ovid, deren Geistesverwandtschaft mit Heine nicht bezweifelt werden dürfte, und wie oft hat er sich selbst mit Aristophanes verglichen! Doch daß die antike Studie, welche schon die Wirksamkeit unserer classischen Dichter gestört und seitdem immer in Deutschland einen mehr verhängnißvollen als förderlichen Einfluß ausgeübt, ganz außerhalb seines Weges lag, das gerade ließ ihn denselben mit solcher Frische und Ursprünglichkeit betreten. In einer Uebergangsepoche, in der eine entschiedene Schwenkung noththat, mußte der Dichter, ohne Anlehnung an irgendwelche Muster, aus der eigenen Brust schöpfen, so wenig sich verkennen läßt, daß gerade der Mangel an classischer Bildung in Heine's Production und Kritik niemals den Sinn für das ganze geschlossene Kunstwerk aufkommen ließ, und daß infolge dessen seine Schöpfungen sowie die der ganzen unter seinem Einfluß stehenden jungdeutschen Epoche einen aphoristischen und fragmentarischen Charakter an sich trugen. Es war der erste Hereinbruch des modernen Geistes in unsere Literatur, und solcher Act der Initiative pflegt immer etwas Gewaltsames zu haben, ehe sich Form und Inhalt zu schöner Harmonie vermählen.

Nachdem Heine sich durch Privatstudien für die Universität vorgebildet und bei dem schriftlichen Examen durch einen humoristischen Aufsatz über den Zweck der akademischen Studien der Prüfungscommission ein günstiges Urtheil über seine beachtenswerthe Anlage

Digitized by Google

zur Satire abgenöthigt hatte, bezog er am 11. Dec. 1819 die Universität Bonn, um Jura, oder wie er selbst sagte, „die eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme" zu studiren; doch fesselte ihn bei weitem mehr das Studium der altdeutschen Literatur und der indischen Poesie. Wesentliche Anregungen empfing er hier von August Wilhelm von Schlegel, der zugleich als eins der Häupter der romantischen Schule ihn in die Geheimnisse derselben einweihte. Dergleichen Einflüsse auf die Jünglingszeit üben oft auf das ganze Leben eine nachweisbare Wirkung aus. August Wilhelm von Schlegel ist gleichsam in Heine's Lebenskomödie eine typische Figur geworden; anfangs befang er ihn in Sonetten; in spätern Jahren geiselte er ihn als die deutsche Giraffe und stellte ihm als Dichter eine Censur in der folgenden Parabel aus: „Der Violinspieler Salomons, welcher dem König von England, Georg III., Unterricht gab, sagte einst zu seinem erhabenen Schüler: «Die Violinspieler werden eingetheilt in drei Klassen; zur ersten Klasse gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten Klasse gehören die, welche sehr schlecht spielen und zur dritten Klasse gehören endlich die, welche gut spielen, Ew. Maj. hat sich schon bis zur zweiten Klasse emporgeschwungen.» Gehörte nun Hr. August Wilhelm Schlegel zur ersten oder zur zweiten Klasse? Die einen sagen, er sei gar kein Dichter; die andern sagen, er sei ein sehr schlechter Dichter. So viel weiß ich, er ist kein Paganini." In spätern Jahren begegnete er ihm in Paris, wo er gleichsam eine spaßhafte zweite Auflage seiner Jugend erlebt hatte, er schien ganz wieder in die Blüte gekommen zu sein und die Röthe seiner Wangen erregte bei dem Dichter sogar den Verdacht, daß sie keine Schminke war, sondern eine gesunde Ironie der Natur. Doch wie er mit jener Impietät, die zu den übeln Gewohnheiten seines Genies gehörte, den Lehrer seiner Jugend verspotten mochte, damals hatte dieser ihm doch imponirt und seinem Talent den Weg gezeigt, auf dem es weiter wandelte. Ohne August Wilhelm Schlegel hätte Heine sich kaum mit solchem Antheil den andern Romantikern zugewendet, von denen namentlich die von Clemens Brentano angeschlagenen Klänge ein Echo in seiner eigenen Lyrik fanden; ohne ihn hätte Heine gewiß nicht jene pikante Schrift über die romantische Schule geschrieben, die zu den besten Erzeugnissen seiner literarischen Kritik gehört; ohne ihn hätte Hindostan im „Buch der Lieder" nicht jene bedeutsame Rolle gespielt. Wir hätten nichts gehört von den Fluren des Ganges und ihren Lotosblumen; wir wären nicht auf Flügeln des Gesanges dort hingetragen worden; ungedichtet wären einige der duftigsten Lieder geblieben, wie z. B. folgendes:

„Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Buhle,
Er weckt sie mit seinem Licht,
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh';
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh.

Auch der König Wiswamitra, der um Wasishta's Kuh freit, hätte nie zu einer humoristischen Pointe im „Buch der Lieder" Veranlassung gegeben. Der orientalische Farbenreichthum, der in Heine's Tragödie „Almansor" oft in den Schwulst der spanischen Dramatiker ausartet, in seiner Lyrik aber stets gedämpft und duftig auftritt, wäre ohne diese Collegien bei Schlegel gewiß nie ein Ingredienz der Heine'schen Dichtung geworden.

Digitized by Google

Träumte ſich der Dichter doch bisweilen ſelbſt in den Orient, als wäre er dort heimiſch. „Es gibt", ſchreibt er an ſeinen Freund Moſen, „nur drei gebildete civiliſirte Völker, die Franzoſen, die Chineſen und die Perſer. Ich bin ſtolz darauf, ein Perſer zu ſein. Daß ich deutſche Verſe mache, hat ſeine eigene Bewandtniß. Die ſchöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daß das Deutſche Aehnlichkeit habe mit ihrer Mutterſprache, dem Perſiſchen, und jetzt ſitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und ſtudirt deutſche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem einzuſchmuggeln gewußt, pflegt ſie zur grammatiſchen Uebung einiges zu überſetzen in ihre ſüße, roſige, leuchtende Bulbulſprache. Ach, wie ſehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von ſeinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Es iſt ein ſchreckliches Schickſal für einen perſiſchen Dichter, daß er ſich abmühen muß in euerer niederträchtig holperigen deutſchen Sprache, daß er zu Tode gemartert wird von euern ebenſo holperigen Poſtwagen, von euerm ſchlechten Wetter, euern dummen Tabacksgeſichtern, euern römiſchen Pandekten, euerm philoſophiſchen Kauderwelſch und euerm übrigen Lumpenweſen. O Firduſi! O Iſchami! O Saadi! Wie elend iſt euer Bruder! Ach, wie ſehne ich mich nach den Roſen von Schiras!"

Sehr fleißig hörte Heine in Bonn Collegien über deutſche Urgeſchichte, Geſchichte der deutſchen Sprache und Dichtung, über die „Germania" des Tacitus u. ſ. f. Er ſchwärmte für die „Nibelungen", die er noch ſpäter ein „Lied von großer, gewaltiger Kraft" nannte. „Die Sprache, worin es gedichtet", ſagte er, „iſt eine Sprache von Stein und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hier und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter wie grüne Thränen." Minneſang und deutſches Volkslied beſtimmten die metriſche Form der Heine'ſchen Lieder. Nur ausnahmsweiſe ſind ſie nach dem ſtrengen Schema antiker Metrik componirt, welche dem Dichter fern lag; nirgends finden ſich Diſtichen und Nachahmungen antiker Strophenbildung; es iſt der altdeutſche Vers mit ſeinen Hebungen und Senkungen, der die Grundlage der Heine'ſchen Rhythmik bildet. Was ſeine Abneigung gegen antike Dichtkunſt anbetrifft, ſo ſpricht er dieſelbe ganz beſtimmt in einem Briefe an Immermann aus, der ihm einige Diſtichen geſchickt hatte: „Ich geſtehe, daß ich in meinem ganzen Leben nicht ſechs Zeilen in dieſer antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem innern Weſen widerſtrebt, theils weil ich zu ſtrenge Forderungen an den deutſchen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derſelben zu unbeholfen bin." Die wiederholten Aufforderungen ſeines Bruders Maximilian, der in der Anfertigung von derartigen Versmaßen eine gewiſſe Uebung erlangt hatte, beſtimmten unſern Dichter endlich, wie Strodtmann erzählt, zu dem Verſuch, nach Goethe's Vorgang einige Hexameter zu ſchreiben, die er mit freudiger Miene zu recitiren begann. Schon beim dritten Verſe jedoch fiel ihm ſein Bruder mit ſcandirender Schulweisheit in die Rede: „Um Gottes willen, dieſer Hexameter hat ja nur fünf Füße." Mit den ärgerlichen Worten: „Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!" zerriß Harry das Papier. Ein paar Tage nach dieſer Begebenheit weckte er eines Morgens ſeinen Bruder mit den Worten aus dem Schlafe: „Ach, lieber Max, was für eine ſchauerliche Nacht hab' ich gehabt! Denke dir, gleich nach Mitternacht, als ich eben eingeſchlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt und forderte von mir unter fürchterlichen Jammertönen und entſetzlichen Drohungen ſeinen fehlenden Fuß. Er berief ſich auf ſein urclaſſiſches Recht und verließ mich mit ſchrecklichen Geberden und unter der Bedingung, daß ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreife." Goethe nahm es bekanntlich nicht ſo genau mit dem urclaſſiſchen Recht des Hexameters. Als er umgekehrt wie Heine einem ſeiner Hexameter einen Fuß zu viel mit auf den Weg gegeben hatte und man ihn darauf

Digitized by Google

aufmerksam machte, sagte er mit olympischer Ruhe: „Laß die Bestie stehen!" Heine's Opposition gegen Platen und seine Dichtungen war nicht blos eine polemische Abwehr hämischer Angriffe, es war ein ernst gemeinter Feldzug gegen die antikisirenden Dichtformen; denn Heine gehörte zu den Dichtern, die, wie er selbst sagt, einen eigensinnigen Kopf haben und nicht einsehen, daß die Füße in der Dichtung die Hauptsache sind. Hirsch-Hyacinthos meint in den „Reisebildern": „Jeder Dichter sollte wie Graf Platen bei seinen schwierigsten Poesiegedichten die Füße oben drucken und zu den Leuten sagen: «Seht, ich bin ein ehrlicher Mann, ich will euch nicht betrügen, diese krummen und geraden Striche, die ich vor jedes Gedicht setze, sind sozusagen ein Conto vor jedem Gedicht, und ihr könnt wahrnehmen, wie viel Mühe es mich gekostet, sie sind sozusagen ein Ellenmaß von jedem Gedicht und ihr könnt nachmessen, und fehlt daran eine einzige Silbe, so sollt ihr mich einen Spitzbuben nennen, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.»"

Heine besuchte nach der Universität zu Bonn die Universität zu Göttingen, die ehrwürdige Georgia Augusta, welcher er in seinen „Reisebildern" ein groteskes Denkmal gesetzt, deren „engen trockenen Notizenkram", deren „Universitätspyramiden" er mit herber Satire und in humoristischen Visionen verewigt hat. Das Studium des Rechts gab ihm indeß nur einige Versatzstücke für seine Dichtung; die berühmten Juristen mit ihren hochklingenden Namen wurden nur für die opera buffa seines Humors engagirt und wandelten umher in „verschollenen Trachten mit weißen Alongenperrüken und längstvergessenen Gesichtern" in seinen Reiseskizzen. Juristische Collegia besuchte er damals wenig; eine Duellaffaire zog ihm das consilium abeundi zu und trieb ihn in das angenehme Exil nach Berlin, wo er im Frühling 1821 eintraf. Die politische Restauration stand damals in Blüte, Censurscherereien, wie sie die literarischen Unternehmungen von Brockhaus trafen und selbst den Dichter des „Kater Murr" nicht verschonten, waren an der Tagesordnung. In der Musik rangen Spontini und Weber um die Palme; der künstlerische Klatsch erfüllte alle Geister. In den „Briefen aus Berlin", die in die „Sämmtlichen Schriften" aufgenommen sind, hat Heine mit seinen gewohnten grell aufgesetzten Schlaglichtern die damalige Epoche des berliner Lebens treffend charakterisirt. Eine für sein ganzes Leben einflußreiche Beziehung knüpfte Heine indeß mit Varnhagen und der ihm unvergeßlichen Rahel an. Varnhagen*) imponirte ihm als ein Meister vom Stuhl in den deutschen Goethe-Logen und als ein Großmeister der classischen deutschen Prosa; mit Rahel aber verband ihn die Gleichartigkeit eines geistsprühenden aphoristischen Naturells und eine gewisse Nervösität des Denkens und Empfindens. Rahel wurde durch die sibyllinische Tiefe ihrer Offenbarungen nicht nur an einem künstlerischen Aufbau ihrer Gedanken, sondern selbst an einer stilistisch regelrechten Gestaltung derselben gehindert; bei Heine war es der moussirende Esprit, dessen prickelnde Unruhe keine künstlerische Architektonik aufkommen ließ. Rahel war auch körperlich eine Sensitive; auch Heine fehlte indeß, wie aus den Briefen an Rahel und Varnhagen hervorgeht, die körperliche Gesundheit; er litt fast regelmäßig an nervösen Kopfschmerzen, die oft seine Stimmung verbitterten und deren Conto man auch mit mehrern bittern lyrischen und epigrammatischen Pointen belasten muß. So trug er den verhängnißvollen Keim seines spätern Leidens von Haus aus in sich. Außer Rahel gehörte noch Friederike Robert, „die schönste aller Frauen", die er in einem Sonettenkranz feierte, zu den Göttinnen seiner berliner Kreise.

Eine sehr einflußreiche Persönlichkeit, welche dem jungen Dichter wie dem jungen Rechtsbeflissenen gleichmäßig imponiren mußte, war Eduard Gans, ein vielseitig gebildeter Kopf, begeisterter Schüler Hegel's und bestrebt, die Rechtswissenschaft durch die dialektischen

*) Wir haben Heine's Beziehungen zu Varnhagen bereits früher in dem Artikel „Varnhagen und Heine" („Unsere Zeit", Neue Folge, I, 509 fg.) besprochen.

Digitized by Google

Strömungen der Hegel'schen Schule wie durch ein neues geistiges Fluidum zu galvanisiren. Gans war von der Bewegung der Zeit, von den Ideen des Jahrhunderts ergriffen; er besaß dabei Witz und Esprit und einen gewissen französischen Tick, der auf dem deutschen Katheder zu den Seltenheiten gehörte. Vorzugsweise durch Gans wurde Heine mit der Hegel'schen Philosophie bekannt, und wenn er auch nicht gerade in ihre Tiefen eingedrungen ist, so hat ihre dialektische Schärfe doch wesentlich auf die Formung seines Stils mit eingewirkt; ihre Ueberzeugungen vom Fortschritt der Menschheit zur Freiheit wurden mehr oder weniger bewußt ein Dogma in dem sonst lückenhaften Credo des Dichters; überhaupt drang er wenigstens so weit in die Lehre des Philosophen ein, daß er sie in ihren allgemeinen Umrissen den Franzosen auseinandersetzen konnte.

Noch in einem andern Kreise begegneten sich Gans und Heine, innerhalb der Reformbewegung des Judenthums. Gans war einer der Stifter und tonangebenden Lenker des Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden, über dessen Tendenzen und Einrichtungen Adolf Strodtmann in seiner Schrift über „Heine's Leben und Werke" die genaueste Auskunft gibt. Für die Reformbestrebungen innerhalb der Synagoge hatte Heine geringes Interesse; doch den Sitzungen des Vereins wohnte er regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle und verlas sogar einmal einen ausführlichen Bericht über einen zu stiftenden Frauenverein, der es sich zur Aufgabe machen sollte, die Culturzwecke des Vereins in der Familie und in der Gesellschaft zu fördern. Im ganzen sank der Verein durch die Theilnahmlosigkeit der Mitglieder; Gans selbst verließ das sinkende Schiff und ging im Herbst 1825 zum Christenthum über; der junge Schüler war seinem Lehrer im Juni desselben Jahres mit diesem Act schon vorangegangen. Heine hatte sich kurz vor seiner Doctorpromotion in Göttingen taufen lassen. Der Grund war offenbar derselbe, welcher auch Gans dazu bestimmt hatte, die Aussicht auf eine Staatscarrière, welche den Juden verschlossen war. Es war für die jüdischen Reformbestrebungen ein misliches Zeugniß, daß die Führer des Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden sich bis zum vollständigen Abfall vom Judenthum „reformirt" hatten. Heine, der anfangs von Berlin nach Lüneburg, wo damals seine Aeltern wohnten, übergesiedelt war und von dort wiederum zur Georgia Augusta, um seinen Studien den akademischen Schlußstein zu setzen, sträubte sich längere Zeit gegen den Uebertritt, doch war keine große Widerstandsfähigkeit bei ihm vorauszusetzen, bei den Axiomen seiner Lebensweisheit, die er mit folgenden Worten aussprach: „Es ist fatal, daß bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel und Uebersluß nicht den mindesten Einfluß, aber desto mehr auf meine Handlungen." Heine konnte nun auf sich selbst anwenden, was er von Gans sagte; „er wurde Christ im wässerigsten Sinne des Wortes". Nicht lange darauf erklärte er selbst: „Ist es nicht närrisch? Kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrien. Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft habe; ich sehe noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser ergangen sei; im Gegentheil, ich habe seitdem nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

Ueber Heine's Verhältniß zum Judenthum ist viel geschrieben worden; er selbst war sich über dasselbe nicht klar und sprach sich in seinen schwankenden Stimmungen sehr verschieden aus. Hier nennt er die Juden die Schweizergarde des Deismus, dort verspottet er ihr Mumienwesen und nennt das Judenthum die Religion, die zuerst die Menschenmäkelei aufgebracht habe. Hier verspricht er enthusiastisch für die Emancipation der Juden zu wirken, dort stellt er einen Satz auf, den später Bruno Bauer in einer umfassenden gelehrten Schrift philosophisch zu beweisen versuchte: „Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, daß sie erst dann wahrhaft emancipirt werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sichergestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was

Digitized by Google

ihnen als Deutschen längst gebührte." Er nennt sich den geborenen Feind aller positiven Religionen; gegen das Christenthum aber hegte er in jener Epoche, in welcher er zu demselben übertrat, eine besondere Feindschaft. Dieser christenfeindliche Geist durchweht die ganze Tragödie „Almansor", die vielleicht gerade deshalb bei ihrer Aufführung in Braunschweig ausgepfiffen wurde; beiläufig der einzige Bühnenerfolg, den Heine zeitlebens errungen hat. Derselbe Geist spricht sich in dem Roman „Der Rabbi von Bacharach" aus, mit welchem sich Heine um jene Zeit beschäftigte, und es war wol der Gipfel unerlaubter Selbstverspottung, als er in der Gestalt des Don Isaak Abrabanel einen Convertiten vorführte, der den Dichter selbst zu parodiren geeignet war und demselben die Worte in den Mund legte, die er aus der Renommage seines eigenen Herzens herausschrieb: „Ja, ich bin ein Heide, und ebenso zuwider wie die dürren freudlosen Hebräer sind mir die trüben qualsüchtigen Nazarener. Unsere liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzensreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete.... Nur meine Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben!" Offenbar bestimmten indeß die Parallelen, die sich zwischen dem Leben des Dichters und seinen Werken darboten und gewiß von der feindlichen Kritik auf das eifrigste benutzt worden wären, den Dichter, diesen Roman unvollendet zu lassen. Es war nicht blos der Hinblick auf die Staatscarrière, es war auch die Flucht vor dem gesellschaftlichen und literarischen Vorwurf, der sich in vielen Kreisen an das Judenthum heftete, was Heine zum Uebertritt bestimmte. Doch das jüdische Element blieb deshalb ein unverkennbares Ingredienz seiner Werke. Schärfe und schlagender Witz, der Oppositionsgeist, der sich gegen die feindlichen, unterdrückenden Mächte auflehnt, blieben denselben ebenso eigenthümlich wie der phantasievolle und elegische Hauch orientalischer Dichtung, wie die Färbung mit jüdischem Localcolorit. „Der Rabbi von Bacharach" sollte ein auf den fleißigsten Studien jüdischer Geschichte und Culturgeschichte ruhendes Werk werden, mit ähnlicher Fülle und satter Färbung aus Vignetten des jüdischen Cultus und der jüdischen Sitte, wie wir sie in den Ghettoromanen von Leopold Kompert und in den barocken Callot'schen Skizzen des jüdischen Amadeus Hoffmann, Hermann Schiff, eines Vetters von Heine, finden. Noch im „Romanzero" sind die Reminiscenzen an das jüdische Ceremonialgesetz sehr lebhaft; „keinen Kadosch wird man singen" und ähnliche Wendungen finden sich häufig in demselben, und in dem Gedicht „Jehuda ben Halevy" erhebt sich Heine's Muse sogar oft zu begeistertem Aufschwung, um einen der größten Dichter des Judenthums zu feiern.

Der Taufe Heine's folgte bald seine Doctorpromotion; der candidatus juris vertheidigte die folgenden Thesen:

1) Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2) Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen.
3) Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4) Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5) Die Confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Eine glänzende Censurnummer trug indeß der junge Doctor juris nicht davon; überhaupt blieben diese beiden wichtigen Feierlichkeiten, die kirchliche wie die akademische, ohne alle Bedeutung für seinen Entwickelungsgang. Er blieb zeitlebens ein ebenso schlechter Jurist wie Christ, obschon er sich gelegentlich mit Cuiacius, Donellus und Goethe zu den „größten Juristen" zählt.

Von desto größerer Bedeutung wurde ein sehr unscheinbares Ereigniß, eine kleine Harzreise, durch welche er sich vom Pandektenqualm der Georgia Augusta zu erholen suchte. Er schilderte diese Reise und verwebte Gedichte in die Schilderung, und diese

Digitized by Google

anspruchslosen Skizzen wurden der Grundstein seines Dichterruhms. Er selbst nennt sie „eine Mischung von Naturschilderung, Witz und Washington Irving'scher Beobachtung", und rühmt ihren lebendigen enthusiastischen Stil, obgleich er sie an einer andern Stelle im Grunde „ein zusammengewürfeltes Lappenwerk" nennt. „Die Harzreise" erschien anfangs in den „Rheinblüten" und bildete später den ersten Band der „Reisebilder" (1826), welchem 1827 der zweite und 1830—31 der dritte und vierte Band folgten. Im Jahre 1827 war auch das „Buch der Lieder" erschienen, eine Sammlung der Heine'schen „Gedichte" aus den „Reisebildern" und aus früherer Zeit. Damit hatte Heine's Muse und sein Ruhm ihren Höhenpunkt erreicht. Wir können mit dem Jahre 1830 die erste Epoche seiner Entwickelung abschließen; es ist die Epoche seiner jugendlichen Lyrik, seiner Liederpoesie, die tonangebend wurde auf Jahrzehnte hinaus; es ist die Glanzepoche des Heine'schen Talents. Die Frische und Innigkeit dieser ersten Lieder ist ihm selbst später unerreichbar geblieben. Auch die beiden ersten Bände der „Reisebilder" sind vom Hauche dieser Lyrik durchweht, sanfte Naturlyrik in der „Harzreise", politische Lyrik mit enthusiastischen Trommelwirbeln im Buche „Le Grand". Die Versuche in Drama und Roman scheiterten oder blieben unvollendet und wurden später nicht wiederholt.

Die hamburger Laura unsers „Petrarca vom Lauberhüttenfest", wie sein Gegner Platen ihn nannte, hatte der Heine'schen Jugendlyrik auf lange Zeit hin, wie wir sahen, jenen Charakter der Zerrissenheit aufgedrückt, welcher sich namentlich in einer die Schmerzen des Gemüths bis zur Uebertriebenheit, bis zum Umschlag ins Komische steigernden Dichtweise aussprach. Goethe befreite sich von dem lastenden Druck des Schmerzes, indem er denselben in harmonischen Gedichten aus sich herausschrieb; Heine genügte diese Art der Selbstbefreiung nicht; erst wenn seine Schmerzen, sich selbst parodirend, lyrische Purzelbäume schlugen, fühlte er sich von ihnen frei. Diese Selbstironie war eigentlich nur eine aus einem romantischem Dogma hervorgegangene Praxis, aber das prägnante Talent Heine's gab ihr so scharfgeschliffene Façetten, wie sie die romantische Schule ihren phantastisch-ironischen Gedankenjuwelen nie zu geben vermochte.

Gleichwol wäre es unbillig, die Form solcher Pointirung und Selbstauflösung überall in Heine's Liedern finden zu wollen, wie auch nach den neuesten biographischen Mittheilungen die Annahme nicht mehr haltbar ist, Heine habe in Lust und Schmerz dieser Liebesromantik und ihrem sich selbst auflösenden Spiel nur erlogene Gefühle willkürlich dargestellt; er hat im Gegentheil, wie Goethe, nur das eigene Erlebniß dichterisch besungen. Mit Recht sagt Strodtmann: „Wer vorurtheilsfreien Sinnes den Entwickelungsgang unsers Dichters zu verfolgen und zu begreifen sucht, dem drängt sich mit Nothwendigkeit die Bemerkung auf, daß zwischen seinem äußern und innern Leben und der Rückspiegelung desselben im Liede die vollkommenste Uebereinstimmung stattfand, daß er lebte, was er sang, und sang, was er erlitt und erlebte." Dieser Hauch des eigenen Erlebnisses, der unmittelbarsten Empfindung, ist namentlich in den „Heimkehrliedern" lebendig, die er bei einem Besuch in Hamburg dichtete, als die Erinnerungen an die unwiederbringlich verlorene Geliebte von neuem sein Herz bestürmten. Auch hier tritt die boshafte Pointe zurück, es weht ein elegischer Hauch von ergreifender Innigkeit durch diese Strophen:

Ich stand in dunkeln Träumen
Und starrte ihr Bildniß an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Digitized by Google

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben
Daß ich dich verloren hab'.

Wir brauchen nur an das unvergänglich ſchöne „Loreleilied", an die von den Farben des Orients leiſe angehauchten und doch wunderſam ſchimmernden Lotosblumenlieder zu erinnern, um den reinen und harmoniſchen Charakter mancher Heine'ſchen Gedichte gegenüber einer einſeitigen Betrachtung außer Zweifel zu ſtellen. Noch mehr gilt dies von den Verſen der „Harzreiſe". Wenn Heine ſelbſt ſagt: „Dieſe Verſe ſind eine ganz neue Sorte und wunderſchön", ſo muß man ihm unbedingt recht geben. Der Tannenduft der Harzwälder, der friſche Hauch des Gebirges hatte aus ſeiner Seele auf eine Zeit lang das Liebesweh und die ſentimentalen und cyniſchen hamburger Reminiſcenzen verſcheucht; friſcher Lebensmuth, Naturandacht, unbefangene Hingabe an den Zauber der Sage und die trauten Genrebilder des Volkslebens beſeelten ſeine Muſe. Welcher Naturzauber in dem Gedicht vom „Hirtenknaben", welche reizende Bergidylle in des „Bergmanns Hütte":

Tannenbaum mit grünen Fingern
Pocht ans niedre Fenſterlein,
Und der Mond, der ſtille Lauſcher,
Wirft ſein goldnes Licht herein.

Und in dieſe Idylle herein tönt der begeiſterte Dithyrambus, in welchem der Dichter, ähnlich wie Fauſt katechiſirt von des Bergmann's holdem Töchterlein, den begeiſterten Glauben an ſeine Sendung ausſpricht, den ungebrochenen Muth, der ihn antreibt, ſie zu erfüllen:

Jetzo, da ich ausgewachſen,
Viel geleſen, viel gereiſt,
Schwillt mein Herz, und ganz von Herzen
Glaub' ich an den heil'gen Geiſt.

Dieſer that die größten Wunder
Und viel größre thut er noch;
Er zerbrach die Zwingherrnburgen
Und zerbrach des Knechtes Joch.

Alte Todeswunden heilt er
Und erneut das alte Recht!
Alle Menſchen, gleich geboren,
Sind ein adliches Geſchlecht.

Er verſcheucht die böſen Nebel
Und das dunkle Hirngeſpinſt,
Das uns Lieb' und Luſt verleidet,
Tag und Nacht uns angegrinzt.

Tauſend Ritter wohlgewappnet
Hat der heil'ge Geiſt erwählt,
Seinen Willen zu erfüllen;
Und er hat ſie muthbeſeelt.

Ihre theuern Schwerter blitzen,
Ihre guten Banner wehn!
Ei du möchteſt wol, mein Kindchen,
Solchen ſtolzen Ritter ſehn?

Nun, ſo ſchau' mich an, mein Kindchen,
Küſſe mich und ſchaue dreiſt;
Denn ich ſelber bin ein ſolcher
Ritter von dem heil'gen Geiſt.

Digitized by Google

Nächst dem Gebirge war es das Meer, welches Heine's Lyrik auf einen höhern Ton stimmte. Heine besuchte von Hamburg aus Cuxhaven und Helgoland — der Wogenschlag der Nordsee warf ihm manche zierliche, aber auch kranke Muschel der Poesie an den Strand. Allerliebste Genrebilder des Fischerlebens, aber nicht so rein wie die Bergidyllen, mit einem gewissen cynischen Beigeschmack, humoristische Schilderung eines Sturms auf der See:

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen,

Nixenbilder mit Anlehnung an die von dem Dichter so geliebte deutsche Volkssage finden sich in den Liedern; doch diese Lieder weit an Bedeutung überragend und überhaupt als das Großartigste, was Heine's Muse geschaffen, stellen sich uns die „Nordseebilder" dar, poetische Fresken, hingezaubert mit großem und kühnem Wurf, phantastische Wolkengebilde, vom Sturm zusammengeballt, sich spiegelnd in den Tiefen des Oceans. Es ist wahr, auch in diesen Gedichten fehlt es nicht an dem zersetzenden und zerreißenden Humor, aber auch der Humor hat hier den Kothurn angeschnallt und bewegt sich in gigantischen Hyperbeln. Wenn nicht unsere Aesthetiker und Poetiker meist einerseits in einem leeren Schubladenwesen, andererseits in unfruchtbarer Nachbeterei aufgingen, so hätten sie längst Heine wegen seiner „Nordseebilder" in die Zahl unserer Odendichter aufgenommen. Es ist mehr Odenschwung in diesen nur nach rhythmischem Gefühl gedichteten unscandirbaren Streckversen als in Platen's gekünstelten Metren. Auch die Einrede, daß der Odenstil durch die zersetzende Pointe gefährdet und gestört werde, hat keine Kraft. Einmal finden sich Gedichte darunter von einheitlichem Schwung, deren Guß ungetrübt ist von allen Blasen der Ironie, so das wunderbar schöne Gedicht „Der Phönix", eine Ode der Liebe, gegen welche Klopstock's alcäische Strophen an Fanny und ähnliche Ergüsse an Meta trotz der zu Hülfe gerufenen Seraphim doch sehr schwunglos erscheinen, eine der schönsten Oden der deutschen Literatur:

Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen,
Er fliegt gen Osten
Nach der östlichen Gartenheimat,
Wo Spezereien duften und wachsen,
Und Palmen rauschen und Brunnen kühlen —
Und fliegend singt der Wundervogel:

„Sie liebt ihn, sie liebt ihn!"
Sie trägt sein Bildniß im kleinen Herzen,
Und trägt es süß und heimlich verborgen,
Und weiß es selbst nicht!
Aber im Traume steht er vor ihr,
Sie bittet und weint und küßt seine Hände
Und ruft seinen Namen,
Und rufend erwacht sie und liegt erschrocken
Und reibt sich verwundert die schönen Augen —
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!

An den Mastbaum gelehnt, auf hohem Verdeck
Stand ich und hört' ich des Vogels Gesang.
Wie schwarzgrüne Rosse mit silbernen Mähnen
Sprangen die weißgekräuselten Wellen;
Wie Schwanenzüge schifften vorüber
Mit schimmernden Segeln die Helgoländer,
Die kecken Nomaden der Nordsee!
Ueber mir, in dem ewigen Blau,

Digitized by Google

Flatterte weißes Gewölk
Und prangte die ewige Sonne,
Die Rose des Himmels, die feuerblühende,
Die freudvoll sich im Meer bespiegelte,
Und Himmel und Meer und mein eignes Herz
Ertönen im Nachhall:
Sie liebt ihn, sie liebt ihn!

Und eine christlichere Friedenshymne hat weder Klopstock noch irgendein neulateinischer Poet gesungen als das Heine'sche Gedicht „Frieden", welches mit den visionären, wie vom Heiligenschein umleuchteten Versen beginnt:

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Von weißen Wolken umwogt,
Das Meer war still,
Und sinnend lag ich am Steuer des Schiffes,
Träumerisch sinnend, und halb im Wachen,
Und halb im Schlummer schaute ich Christus,
Den Heiland der Welt.
Im wallend weißen Gewande
Wandelt' er riesengroß
Ueber Land und Meer;
Es ragte sein Haupt in den Himmel,
Die Hände streckte er segnend
Ueber Land und Meer;
Und als ein Herz in der Brust
Trug er die Sonne,
Die rothe, flammende Sonne,
Das rothe, flammende Sonnenherz
Goß seine Gnadenstrahlen
Und sein holdes, liebseliges Licht,
Erleuchtend und wärmend,
Ueber Land und Meer.

Aehnlicher ungetrübter Odenschwung waltet in den Gedichten: „Erklärung", „Sturm", in dem „Morgengruß" und „Gewitter". Heine's Anwartschaft auf einen Platz unter unsern ersten Odendichtern ist unbestreitbar, wenn man nur die erwähnten, erhabenen Dichtungen ins Auge faßt.

Dann aber möchten unsere Aesthetiker den Rahmen ihres Fachwerks etwas weiter öffnen, um im Hinblick auf die Heine'schen „Nordseebilder" Platz zu machen für eine neue Untergattung, die humoristische Ode und Dithyrambe, in welcher das Grandiose plötzlich in das Groteske umschlägt, die aber durch ihren kühnen Wurf, durch den ganzen Stil und Ton nicht aus der Gattung selbst herausfällt. Ein Meister- und Musterstück dieser Species ist das Gedicht „Im Hafen", dieser unübertreffliche Dithyrambus aus dem bremer Rathskeller, in welchem der Taumel der unsterblichen Seele sich in bacchantisch taumelnden Rhythmen und Bildern ausprägt.

Eine andere erhabene Dichtgattung mit mehr objectivem Charakter, die Tragödie, hatte indeß für den jungen strebenden Dichter keine Kränze bereit. Die beiden Trauerspiele „Ratcliffe" und „Almansor" sind mislungen, es fehlt ihnen der dramatische Stil. Heine selbst hatte das Bewußtsein dieses Mangels; er schrieb von Göttingen aus an Steinmann über seinen „Almansor": „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Act das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht einmal den Namen einer Tragödie verdient. Ja, entzückend schöne Stellen und

Digitized by Google

Scenen sind darin: Originalität schaut überall daraus hervor; überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, sodaß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und funkelt." So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg, trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf und erklärt das Ganze für — eine schöne „Drahtfigur". „Eine Tragödie muß drastisch sein", murmelt er, „und das ist das Todesurtheil der meinigen." In der That sind beide Tragödien nur zu Dramen auseinandergezerrte Balladen; es sind confessions, der Held in beiden ist Heine selbst; er ist Ratcliffe und Almansor; er wandelt in den schottischen Nebeln wie unter Granadas sonnigem Himmel, im Herzen die Kränkung verschmähter Liebe; doch dieses Grundmotiv beider Dramen ist durchaus undramatisch und ungünstig für die Helden, welche daher beide am Schluß durch einen gewaltthätigen Act ein lyrisch zerfließendes Stück zur Tragödie in die Höhe zu reißen versuchen. „Ratcliffe" ist nicht nur eine Ballade, es ist eine Gespensterballade, in welche noch außerdem etwas Schicksalsdramatik hineingeheimnißt ist, ein sich forterbender Fluch und zwei Nebelgestalten ahnherrlicher und ahnfräulicher Herkunft eine unheimliche Rolle spielen. Ratcliffe ist einer der unglücklichsten Liebhaber aller Zeiten; denn dreimal vermählt sich seine Marie mit andern Bewerbern, und doch liebt sie ihn, wie sie zu eigenem Erstaunen erfährt, und wir mit ihr. Das Colorit ist theils aus Percy's Balladensammlung, theils aus Schiller's „Räubern" entnommen, nur sind dem Wegelagerer Ratcliffe, dem rothen Robin und Genossen einige socialistische Lichter aufgesetzt. Gelungen ist nur der Hauch lyrischer Stimmung, der durch das Ganze weht. Dasselbe gilt von Almansor, der ebenfalls ein, aber unter minder erschwerenden Umständen, verschmähter Liebhaber ist. Hier spielt der Gegensatz des Glaubens mitherein; doch ist der Stil, ganz gegen Heine's Manier, oft schwülstig und bombastisch; die Verse machen Bücklinge mit spanischer Grandezza, mit einförmigen und gedankenmatten Wiederholungen, und ein willkürlich eingefügter Chor sprengt den Rahmen des Dramas ganz auseinander.

Jene ungenannte hamburger Cousine hat sich schwer an Heine versündigt. Wäre sie ihm blos als „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund" erschienen, man würde es ihr verzeihen können; aber daß sie ihm auch als blutiges Gespensterbild aus Schottlands Nebeln und als eine schöne, aber langweilige Maurin erschien und zu zwei Tragödien begeisterte, das war der Inspiration zu viel, und sie hätte der Literatur einen bessern Dienst erwiesen, wenn sie den Dichter geheirathet hätte.

Wir haben die erste Epoche Heine's, die seiner unsterblichen Jugendlyrik, ausführlicher behandelt, weil sie nicht blos seine dichterischen Großthaten, sondern auch alle Momente seiner Entwickelung in sich schließt; wir können uns in Bezug auf die zweite und dritte, in denen uns der Dichter fertig entgegentritt, kürzer fassen.

Die zweite datiren wir von der Julirevolution 1830 bis zur schweren und anhaltenden Erkrankung Heine's 1847; es ist die Epoche seiner vorwiegend journalistischen und publicistischen Thätigkeit, welche abschließt mit den zwei satirischen Epen „Atta Troll" und dem Wintermärchen „Deutschland". Vierzehn Jahre lang hatte die Muse des Dichters nichts Bedeutendes geschaffen; denn die Gedichte des „Salon" bezeichneten eher einen Rückschritt. Erst am Schlusse dieser Epoche raffte er sich zu Dichtwerken auf, die in ihrer Geschlossenheit und Ganzheit auf den Namen humoristischer Kunstwerke Anspruch machen konnten.

Die beiden letzten Bände der „Reisebilder", in denen der poetische Ton der ersten bedeutend herabgestimmt ist, können diese neue Epoche einleiten. Der unerquickliche Skandal mit dem Grafen Platen, der in widerwärtig persönlicher, cynischer Weise aus-

Digitized by Google

gefochten wurde, präludirte dem Literaturskandal, welcher zu den charakteristischen Kennzeichen der jungdeutschen Epoche gehört. Heine hat als Meister des Skandals und einer nichts schonenden, rein persönlichen Persiflage in Bezug hierauf ein verhängnißvolles Beispiel gegeben, welches nur zu viele Nachahmer fand, und dem er selbst in den beiden letzten Epochen seines Wirkens nur allzu treu geblieben ist, mochte er nun seine Freunde oder seine Feinde auf den literarischen Lästerstuhl setzen. In der Affaire mit dem Grafen Platen war ihm indeß selbst, wie wir aus seinen Briefen an Varnhagen ersehen, nicht ganz geheuer zu Muthe; er sah ein, daß er sich durch das Platen'sche Kapitel unsaglich geschadet und den bessern Theil des Publikums verletzt habe, und fürchtete auch lebhaft literarische, vielleicht auch sonstige Repressalien von seiten des Beleidigten.

Die Nachricht der Julirevolution traf Heine in Helgoland; alsbald begann er für „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise" zu schwärmen. „Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken." Und weiter schreibt er in dem „Tagebuch aus Helgoland", das in der Denkschrift „Ludwig Börne" mitgetheilt ist: „Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muß. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberfegen ausgesprochen. Blumen, Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe. Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten. Worte gleich flammenden Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste. Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Verbittert über die deutschen Zustände, namentlich über die liberale Tartuferie in Berlin, unzufrieden damit, daß er selbst keine seinem Rufe entsprechende Stellung fand, begeistert für das neue Frankreich, wo er frische Luft schöpfen wollte, eilte Heine im Juni 1831 nach Paris, und die Weltstadt umfing ihn so fest in ihren Sirenenarmen, daß er sich von da an nur in kurzen Ausflügen ihren verführerischen Reizen entzog. Die ganze deutsche Literatur war durch den elektrischen Schlag der Julirevolution in eine vibrirende Bewegung gerathen; das belletristische Theegeräth der berliner und dresdener Cirkel brach in Stücke. Die Kunstpoesie war ebenso abenteuerlich wie langweilig geworden, man wollte jetzt keine Novellen, keine Dramen, keine Gedichte mehr; das romantische Epigonenthum hatte alle Formen zermürbt; man wollte Geist, Glanz, Bewegung, feurige Beredsamkeit, unermüdliche Propaganda für die Ideen der Freiheit. Dafür war jede Form recht, am geeignetsten die geistreich zündende Prosa voll aphoristischer Epigramme und Dithyramben. Wer aber schrieb pikanter und glänzender als Heinrich Heine? Er wurde der Fahnenträger der neuen Schule, des jungen Deutschland, dessen eigenartige Talente zu Heine'schen Texten begeisterte Homilien schrieben, rebellisch auf allen Gebieten des Staates, der Kirche, der Gesellschaft, der Ehe, angesteckt von jenem Hellenismus, der sich von dem weimarischen Jupiter fortgeerbt auf seine Nachfolger in poetischen Harzreisen und wie ein Sanct-Elmsfeuer auf dem Maste seines Dichterschiffes brannte.

Gegenüber der großen Zeitbewegung verloren die Gefühle des Herzens, die Klagen unglücklicher Liebe ihre Rechte. Die Strömung ging zu hoch, als daß die blumenumkränzte Lyrik auf friedlichem Boot sie durchschneiden konnte. Auch Heine's Lyrik verstummte; er trat gewissermaßen in die Bewegung der Menge zurück als einer der Wortführer der öffentlichen Meinung. Die Publicisten und Journalisten wuchsen damals zu Dutzenden aus der Erde. Heine ließ sein lyrisches Offizierpatent zu Hause und trat

Digitized by Google

als Gemeiner in ihre Reihen. Gleichwol verdiente er sich auch hier bald die Epauletten. Seine Thätigkeit gewann eine internationale Bedeutung; er wurde der Vermittler zwischen deutscher und französischer Cultur und Literatur,; er weihte die Franzosen in die Geheimnisse der deutschen Romantik und der deutschen Philosophie ein und schilderte den Deutschen mit lebhaften Farben den Gang der politischen Bewegung in Frankreich. Aus der Zusammenstellung der betreffenden Schriften in den „Sämmtlichen Werken" ersehen wir, wie ausgiebig seine Thätigkeit auf diesen Gebieten war. Drei Bände enthalten die Heine'schen Schriften über Deutschland, vier Bände die Darstellung der französischen Zustände. Den Kern der letztern bilden Correspondenzen, die Heine von Paris aus in die augsburger „Allgemeine Zeitung" schrieb.

Wir sind stets der Ansicht gewesen, daß von den europäischen Nationen die deutsche und französische zusammen berufen sind, die Aufgaben des 18. und 19. Jahrhunderts zu lösen, Aufgaben, von deren Lösung der Fortschritt der Menschheit abhängt. Der große Einfluß, den Frankreich im vorigen Jahrhundert auf unsere Dichter und Denker, auf die ganze Entwickelung unserer Nationalliteratur ausgeübt hat, ist ein unverkennbarer. Selbst der Dramaturg Lessing, indem er die Macht der classisch-französischen Traditionen brach, ging doch wieder Hand in Hand mit Diderot, dessen Familienschauspiele auf seine eigene Production mehr einwirkten als Shakspeare. Die Gegenwirkung blieb nicht aus und ist nachweisbar seit dem Buche der Frau von Staël über Deutschland bis in die jüngste Zeit; nur daß die Franzosen, wie Renan, Taine u. a. von unserer Philosophie Darlehne entnehmen, während wir noch mehr als selbst wünschenswerth ist unter der Herrschaft des französischen Theaters stehen, welches das Conversationsstück an den ersten und die Posse an den zweiten Bühnen der Hauptstädte beherrscht. Die Beziehungen Frankreichs und Deutschlands bilden gleichsam eine große Tanztour, ein Fliehen und Suchen, ein feindliches Gegenübertreten, ein versöhntes Zusammenschreiten, bitterste Herausforderung bis zu tödlichem Haß, freudiges Wandeln Hand in Hand zu gleichen Zielen — aber hinter den wechselnden Verschlingungen steht unsichtbar der große Tanzmeister, der Weltgeist, und gibt die Touren und das Tempo an und vereinigt die getrennten Nationalitäten zuletzt zu einer großen Ronde um Einen Mittelpunkt, um die blumengeschmückte Bildsäule freier und schöner Menschlichkeit! Wir sind deshalb weit entfernt, gering zu denken von den Großthaten deutscher Befreiungskriege, selbst dem Rheinliede gönnen wir sein gutes Recht und gegenüber den kecken Posituren des französischen Chauvinismus soll die deutsche Nation machtvoll und einheitlich jeden Fuß breit Landes vertheidigen. Doch wir sehen selbst in den blutigsten Kämpfen der Nationalitäten lebenspendende Umarmungen; der Dampfpflug des Krieges lockert die Erde für die Aussaat verwandter Culturen; Sieger und Besiegte lösten sich ab im Würfelspiel der deutsch-französischen Kriege; aber der Sieger wurde in das Land des Besiegten geführt, vertraut mit der Sitte und dem Geistesleben desselben. Die schroffen Einseitigkeiten, die der Krieg herausgekehrt, mochte der Friede um so eher abschleifen. In jüngster Zeit haben Frankreich und Deutschland in ihrem großen pas de deux einander einen Schritt entgegengemacht, selbst wenn sie ihn machten mit geballter Faust. Deutschland ist dem politischen Ideal einer großen und starken Nation, welches bisher ausschließlich von Frankreich vertreten war, näher gekommen, und Frankreich hat zugleich mit dem Respect vor deutscher Thatkraft doppeltes Interesse genommen an deutscher Literatur, während seine eigenen Denker einen zum Theil nach Deutschland herüberwirkenden Einfluß gewinnen.

Heinrich Heine war wie wenige geeignet zum Vortänzer in diesem pas de deux als einer der am meisten elastischen und gewandten deutschen Geister. Er wußte sich den Franzosen verständlich zu machen; sein Esprit hatte etwas französisch Moussirendes; er liebte es nicht, mühsam an irgendeiner mystischen Schale oder einem mystischen Kern

Digitized by Google

herumzuknuspern; die geistigen Gerichte, die er seinen Lesern vorsetzte, waren alle blankgeschält und wurden elegant präsentirt. Darum war er auch berufen, den Franzosen über jene terra incognita, die deutsche Philosophie, von welcher damals nur Victor Cousin und Pierre Leroux einige Kenntniß hatten, förderliche Aufschlüsse zu geben. In Deutschland hat man dieser Schrift „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" mit Recht Oberflächlichkeit zur Vorwurf gemacht, doch da Heine sich an das große französische Publikum wandte, so verwandelt sich diese Schattenseite mit Rücksicht hierauf in einen Vorzug. Bei vielem nur halb Zutreffenden hatte Heine doch den richtigen Instinct für die wesentlichen Unterschiede der philosophischen Systeme und hob dieselben mit Schärfe hervor. Dabei porträtirte er die deutschen Philosophen mit großer Lebenswahrheit, entkleidete sie ihrer olympischen Hoheit und suchte zum Theil aus ihrer menschlichen Eigenthümlichkeit ihre speculative Richtung zu erklären; er leuchtete ihnen gleichsam mit der kleinen Handlaterne der Anekdote ins Gesicht. Da sehen wir Immanuel Kant in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthür treten und nach der kleinen Lindenallee wandeln, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophendamm nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahreszeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündeten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm dreinwandeln mit einem langen Regenschirm unter dem Arm wie ein Bild der Vorsehung. Mit diesem alten Lampe aber versucht Heine die ganze Kantische Philosophie zu erklären. Immanuel Kant hat nach seiner Ansicht den Himmel gestürmt und die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen; seine theoretische Vernunft tödtet den Deismus. „Und der alte Lampe", fährt der frivole Geschichtschreiber der Philosophie fort, „steht dabei mit seinem Regenschirm unter dem Arm als betrübter Zuschauer und Angstschweiß und Thränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt und halb gutmüthig, halb ironisch spricht er: der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft, meinetwegen! So mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen."

Eine der liebenswürdigsten Schriften Heine's ist seine literarische Studie über „Die deutsche Romantik", seine eigene Jugendliebe, der er einen Theil seiner schönsten Inspirationen verdankt. Es ist in dieser Schilderung viel Frische und Wärme, und nur hin und wieder wie in der Darstellung seines Lehrers A. W. Schlegel tritt jener Ton einer pasquillartigen Persiflage hervor, welche persönliche Mängel in den Vordergrund stellt. Die bunte, barocke Welt, die sich in den romantischen Dichtungen spiegelt, hat Heine mit einem zierlichen Zauberstäbchen den Franzosen gedeutet und dabei so duftig und farbenreich belebt, daß sie die Sympathie dieser Nation gewinnen konnte, für welche die krausen und kunterbunten Phantasiebilder eines Arnim und Brentano gewiß nicht verständlicher waren als etwa die Hegel'sche Phänomenologie mit ihrer speculativen Ursprache.

Auch über das Junge Deutschland sprach sich Heine in dieser Schrift aus, und zwar in günstiger Weise; er hatte Ursache dazu; denn er war inzwischen selbst von der höchsten Centralbehörde Deutschlands dieser Schule zugezählt worden. Infolge einer Denunciation von Wolfgang Menzel hatte der Bundestag in seiner Sitzung vom 10. Dec. 1835 die gegenwärtigen und sogar die künftigen Schriften des Jungen Deutschlands geächtet und dasselbe als eine literarische Schule bezeichnet, „deren Bemühungen unverhohlen dahin gingen, in belletristischen, für alle Klassen von Lesern zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören". Heine wurde so in

Digitized by Google

den Sündenfall der jüngern Autoren mitverwickelt; dies politische Interdict war ihm indeß keineswegs angenehm. Er gehörte in Frankreich nicht zu den oppositionellen Schriftstellern und seine Berichte in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" waren durchaus nicht gegen Ludwig Philipp gerichtet. Ueberhaupt begann er schon damals, sich von der politischen Opposition scharf zu sondern, indem er eine, über dieselbe hinausgehende radicale und sociale Opposition scharf im Princip vertrat. So schreibt er bald, nachdem ihm die bundestägliche Achterklärung zu Gesicht gekommen, an Heinrich Laube: „Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und socialen Fragen. In den politischen Fragen können Sie soviel Concessionen machen als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisirt werden kann, ob durch Monarchie oder Republik oder durch Aristokratie oder gar durch Absolutismus, für welchen letztern ich gar keine große Abneigung habe." Und noch im März 1848 schreibt er an Alfred Meißner: „Sie wissen, daß ich kein Republikaner war, und werden nicht erstaunt sein, daß ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, ist meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schicksal, weil ich zu schwach bin, ihm die Stirn zu bieten, aber ich mag ihm den Saum seines Kleides nicht küssen.... Es war sehr lästig, als ich rings um mich alte Römergesichter sah, das Pathos an der Tagesordnung war und Benedey ein Held des Tages. Gern wollte ich mich aus dem beängstigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten in den unvergänglichen Frühling der Poesie und der unvergänglichen Dinge." Hier lag der Punkt, wo sich Heine bald von seinen Genossen trennen mußte, namentlich auch von Gutzkow, den er anfangs mit warmer Sympathie begrüßt hatte. Noch am 19. Dec. 1837 schreibt er an Julius Campe: „Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des Heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden." Diese Vorhersagung, daß Gutzkow keine Pietät gegen Heine's Dichtergröße haben würde, bestätigte sich alsbald, nachdem das Buch über Börne erschienen war.

Dies Buch war fast nothwendig aus dem Gegensatz hervorgegangen, in welchem die von Heine für die augsburger „Allgemeine Zeitung" geschriebenen „Pariser Briefe" zu Börne's „Pariser Briefen" standen, ein Gegensatz, der uns, wenn wir die Heine'schen Berichte in zusammenhängender Folge betrachten, um so lebhafter betreffen muß. Wir haben es als die zweite Seite der Heine'schen „internationalen Mission" hingestellt, daß er die Deutschen mit Frankreichs politischen Zuständen bekannt machte; denn in der That war das Julikönigthum damals die Schule für alle Studien des Parlamentarismus. Doch tritt Heine nach dieser Seite hin nicht so bedeutend hervor wie nach der andern, wo er den deutschen Geist den Franzosen einzuimpfen bestrebt war. Offenbar wurden seine Briefe immer mehr von äußern Rücksichten bestimmt und immer mehr zum Advocaten Ludwig Philipp's und seiner Regierung. Welch schreiender Gegensatz gegen Börne, der mit feurigen Worten den Feldzug gegen die Tyrannei dieses Systems predigte, und welch schlimmerer Gegensatz gegen alle die eigenen Dithyramben, in denen Heine sich nicht als ein Apostel des Tiers-Etat, sondern des vierten Standes geberdete. Man hat diese Advocatur Heine's durch eine Pension zu erklären gesucht, die er von seiten der Ministerien der Julidynastie bezog, und in der That, wenn ihm diese Pension als freie Gabe an einen Dichter auch nicht Verbindlichkeiten zu publicistischen Schutzreden

Digitized by Google

aufnöthigte, so legte sie ihm doch jedenfalls Rücksichten auf. Die Thatsache selbst leugnet Heine nicht. In seiner Abwehr gegen die Insinuation der Bestechung sagt er: „Die Unterstützung, welche ich von dem Ministerium Guizot empfing, war kein Tribut; sie war eben nur eine Unterstützung, sie war — ich nenne die Sache bei ihrem Namen — das große Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder weniger glorreich compromittirt hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten. Ich nahm solche Hülfsgelder in Anspruch kurz nach jener Zeit, als die bedauerlichen Bundestagsdecrete erschienen, die mich als den Chorführer eines sogenannten Jungen Deutschlands auch finanziell zu verderben suchten, indem sie nicht blos meine vorhandenen Schriften, sondern auch alles, was späterhin aus meiner Feder fließen würde, im voraus mit Interdict belegten und mich solchermaßen meines Vermögens und meiner Erwerbsmittel beraubten ohne Urtheil und Recht." Immerhin war Heine Guizot zu Dank verpflichtet und es war nur ein Zeichen von Pietät, daß er sein Lob in den verschiedensten Tonarten sang. Wir möchten bezweifeln, daß ihm dies leicht geworden ist; denn Guizot war durchaus für Heine keine sympathische Natur. Er selbst rühmt an seinem Gönner das grundehrliche und grunddeutsche Wesen, Charaktereigenschaften, für die sich seine Muse sonst nicht zu begeistern pflegte. Der calvinistische genfer Professor, der die Tribüne und selbst den Ministertisch oft mit dem Katheder verwechselte, war doch in Wahrheit nur eine Abart der Gattung „Atta Troll", und es blieb sich wol gleich, ob derartige doctrinäre Tendenzbären nach deutschen oder französischen Melodien tanzten. Heine's Gegensatz gegen den Doctrinarismus war aber an und für sich ein unüberwindlicher, denn er beruhte auf seinem innersten Wesen. Nicht viel besser erging es unserm Dichter mit Ludwig Philipp, den er selbst einen „Napoleon des Friedens" nennt. Vergleicht man das Lob, welches er diesem spendet, mit den dithyrambischen Lobsprüchen, mit denen er den Napoleon des Kriegs verherrlicht, so empfindet man doppelt die Mattheit desselben und einen gewissen Zwang, den der Dichter sich auferlegt. In der That lauten die ersten Berichte Heine's aus Paris, ehe ihm Guizot sein Exil vergoldete, wesentlich anders als die spätern, und pariser Regierungsblätter durften die augsburger „Allgemeine Zeitung" wegen ihrer der königlichen Familie feindlichen Correspondenzen angreifen. Sagt doch Heine gleich in seinem ersten Bericht vom 28. Dec. 1831: „Es ist schon lange her, seit Ludwig Philipp mit rundem Hut und Regenschirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinirter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, schlichten Hausvaters spielte, ein wahrer Jesuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjesuit. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand und trug dazu, wie man sagt, einen besondern schmuzigen Handschuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandschuh vertauschte, wenn er in seine höhern Regionen zu seinen alten Edelleuten, Bankierministern, Intriguanten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufstieg." Derartige Kühnheiten verschwinden später mehr aus den Heine'schen Berichten. Da heißt Ludwig Philipp ein großer König, obgleich ähnlicher dem Odysseus als dem Ajax, er ist der vortrefflichste Hausvater, der königliche Dulder, dessen Krone nur ein Zielscheibe der Verleumdung und dessen Scepter, wo es eigene Vertheidigung gilt, minder brauchbar ist wie ein gewöhnlicher Stock. Nach dem Tode des Herzogs von Orleans sagt er von ihm: „Im Unglück zeigt er die wahre Größe. Sein Herz verblutet in namenlosem Kummer, aber sein Geist bleibt ungebeugt und er arbeitet Tag und Nacht. Nie hat man den Werth seiner Erhaltung tiefer gefühlt als eben jetzt, wo die Ruhe der Welt von seinem Leben abhängt. Kämpfe tapfer, verwundeter Friedensheld!" Man darf wol sagen, daß von Heine kein anderer öffentlicher Charakter mit solcher zartfühlenden Pietät behandelt worden ist wie der König der Franzosen. Jedenfalls

Digitized by Google

gehören die „Pariser Briefe" Heine's, so pikant sie im ganzen geschrieben, mit so scharfer Silhouettenschere ein Thiers und andere Größen der Julidynastie, ein Michelet und Quinet ausgeschnitten sind, nicht zu den glänzenden Erzeugnissen seines Talents; man merkt ihnen gleichsam Zaum und Zügel an; es fehlt ihnen die volle Freiheit geistiger Bewegung.

Die Anklagen, welche diese Charakteristiken französischer Zustände Heine bereits zugezogen hatten, wurden weit heftiger, nachdem sein Werk über Börne erschienen war (1840). Es sind dies in salopper Manier geschriebene Erinnerungen an sein Zusammenleben mit jenem gleichwitzigen Publicisten; man würde indeß diesem Buche unrecht thun, wenn man in demselben eine ernst gemeinte Charakteristik Börne's suchte. Heine benutzte Börne nur als Contrast, um sich selbst an ihm abzuschattiren; gleichzeitig wollte er sich gegen dessen Angriffe vertheidigen und in Börne eine ganze Richtung geißeln, die ihm unbequem wurde, die sogenannten politischen „Charaktere". Man hatte ihn selbst einen Dichter und Börne einen Charakter genannt; darüber mußte er sich mit dem Publikum auseinandersetzen. „Es ist immer ein Zeichen von Bornirtheit", meint er, „wenn man von der bornirten Menge leicht begriffen und ausdrücklich als Charakter gefeiert wird. Charakter hat derjenige, der in den bestimmten Kreisen einer bestimmten Lebensanschauung lebt und waltet, sich gleichsam mit derselben identificirt und nie in Widerspruch geräth mit seinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geistern kann daher die Menge nie wissen, ob sie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreise zu überschauen, innerhalb deren sich jene hohen Geister bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geister kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derselben weder Befugniß noch Nothwendigkeit zu sehen, und die geistig Blöden und Kurzsichtigen klagen dann über Willkür, Inconsequenz, Charakterlosigkeit. Minder begabte Menschen, deren oberflächlichere und engere Lebensanschauung leichter ergründet und überschaut wird und die gleichsam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für allemal auf öffentlichem Markt proclamirt haben, diese kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zusammenhange begreifen, es besitzt einen Maßstab für jede ihrer Handlungen, es freut sich dabei über seine eigene Intelligenz wie bei einer aufgelösten Charade, und jubelt: «Seht, das ist ein Charakter!»" Das war der eine Gegensatz, den das Buch über Börne zu Gunsten seines Autors erläutern sollte; der andere war mehr philosophischer Art. Heine erklärte sich selbst für einen „Hellenen" und Börne für einen „Nazarener". „Alle Menschen", sagt er, „sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterm, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüth, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrerthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen und der von der Passionssucht der frühern Christen so wenig verschieden ist." Gleichwol schreibt er Börne eine gewisse Lustigkeit, nicht Freude zu. „Die Nazarener haben zuweilen eine gewisse springende gute Laune, eine witzige, auch kätzchenhafte Unterkeit, gar lieblich capriciös, gar süß, auch glänzend, worauf aber bald eine starre Gemüthsverdüsterung folgt; es fehlt ihnen die Majestät der Genußfeligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird." Dieser hellenische Uebermuth des Dichters sollte bald grausam zu Fall kommen und sich in ein ungewolltes, schmerzliches Nazarenerthum mit langjähriger Passion verwandeln. Gleichwol war das ganze Börne'sche Buch mit seinen Plaudereien nur eine Predigt über die beiden erwähnten Textstellen, abgesehen von einzelnen glänzenden Excursen über verschiedene Zeitfragen. Börne's

Digitized by Google

politisches Raisonnement verdarb Heine das Essen und er mochte es nicht ertragen, wenn Börne seine Bergpredigten in Volksversammlungen hielt, in denen gleich nach ihm ein verwachsener krummbeiniger Schustergeselle auftritt und behauptet, alle Menschen seien gleich. Ueber diese Impertinenz will sich unser Dichter so geärgert haben, daß er nie mehr einer Volksversammlung beiwohnte. Die Kluft zwischen Heine und den deutschen politischen Freiheitsmännern wurde nach diesem Buche eine unausfüllbare. Nicht blos Gutzkow schrieb dem Dichter des „Buch der Lieder" einen entschiedenen Absagebrief, auch die Junghegelianer, welche damals begannen die politische Bewegung durch philosophischen Radicalismus zu vertiefen, namentlich Arnold Ruge, wandten sich mit vernichtenden Kritiken gegen Heine.

Noch zwei andere Folgen hatte das Buch über Börne für unsern Dichter: ein Duell und eine Heirath. Hr. Strauß, der Rächer einer beleidigten Gattin, der Freundin Börne's, beleidigte den Dichter, wenngleich die Ohrfeige, die er ihm auf offener Straße gegeben haben soll und welche die Runde durch die meisten deutschen Zeitungen machte, zu den mythischen Thatsachen gehört. Heine kannte keine Galanterie gegen Damen, die er für seine Feindinnen hielt. Von jener Gattin, die ihm den Untergang geschworen hatte, sagte er z. B., daß sie sehr viel Aehnlichkeit mit der mediceischen Venus habe, sie sei nämlich ebenfalls sehr alt und habe ebenfalls keine Zähne und ihr Kinn, wenn sie sich rasirt habe, sei ebenso glatt wie das Kinn jener marmornen Göttin. Jener Herausforderung folgte das Duell, welches am 9. Sept. 1841 im Thale von Saint-Germain stattfand und bei welchem Heine einen Streifschuß erhielt und eine sehr angeschwollene und kohlschwarze Hüfte davontrug. Ehe es indeß zum Duell kam, ordnete Heine seine häuslichen Angelegenheiten. Dazu gehörte in erster Linie, daß er seine dicke Mathilde, die naive Heldin des „Romanzero", die außer ihm und ihrem Papagai nichts in der Welt liebte und mit der er bisher en petit ménage zusammenlebte, heirathete. Das Duell mit Strauß hatte also für Heine dieselbe Folge wie für Goethe die Audienz bei Napoleon; es machte ihn zum legitimen Ehemann. Heine hatte, wie Meißner mittheilt, einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe. Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre immer heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie hatte ein Crucifix und einen kleinen Jesus von Wachs in ihrem Zimmer und betete gern, wie sie von Haus aus gewöhnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Sie ist ein Kind, ein ganzes Kind!" pflegte er zu sagen, und hatte recht.

Die überwiegend journalistisch-polemische Thätigkeit schien in dieser Epoche den Dichter in Heine ganz in den Hintergrund zu drängen. „Der Salon" (1835—40) war allerdings als eine Fortsetzung der „Reisebilder" erschienen, auch fehlte es in demselben nicht an Gedichten; doch standen Prosa und Verse hinter denen der „Reisebilder" zurück. Die Schwärmerei der unglücklichen Liebe war verdrängt nicht etwa durch Dithyramben glücklicher Liebe, sondern durch einen Haß gegen die Empfindung, durch die trotzige Verherrlichung der Sinnlichkeit, durch die Freude am Skandal. Heine malte die Loggien des Hamburger Berges und der Chaumière; eine Porträtgalerie verlorener und verwaister Schönheiten, und er malte sie mit einem satten und herausfordernden Behagen. In ähnlichen Kreisen bewegen sich die „Memoiren des Hrn. von Schnabelewopski". Wohl leuchtete noch das Talent in diesen Werken, doch es war ein Leuchten der Fäulniß, ein Phosphoresciren des Sumpfes; der Stern des Dichters war unleugbar im Niedergange begriffen.

Da trat die politische Bewegung des Jahres 1840 in Deutschland ein, zugleich mit ihr die politische Lyrik eines Herwegh und seiner Genossen. Die Theilnahme der Nation wandte sich mit bisher ungekannter Lebhaftigkeit den Fragen der innern Politik, den

Digitized by Google

öffentlichen Angelegenheiten zu. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, ein geistvoller Monarch, ein deutscher Romantiker auf dem Thron, wie Heinrich Heine ein deutscher Romantiker im Exil, stand theils fördernd, theils ablehnend in der Mitte der neuen Bewegung. Heine war ein Feind des Preußenthums, seiner Traditionen, seiner Zukunft, wie es nur heutigentags ein süddeutscher Radicaler sein kann; aber die Gestalt dieses Königs hatte etwas Anziehendes für ihn; es war der gemeinsame romantische Hintergrund des Denkens und Empfindens, mochte der Fürst noch so sehr auf der rechten und der Dichter auf der linken Seite der Schule stehen. Die ganze Bewegung aber gab der etwas verkommenen Muse Heine's einen neuen Aufschwung, einzelne Lieder der „Neuen Gedichte" (1844), in deren Nischen freilich auch die Skandalbüsten des „Salon" aufgestellt waren, verriethen eine satirische Ader von glänzender Frische, und durch die beiden zusammenhängenden satirischen Dichtungen: „Deutschland ein Wintermärchen" und später durch den „Atta Troll" (1847) verdiente sich Heine den Namen eines deutschen Aristophanes. Hier herrschte ein ganz anderer Ton als im „Buche der Lieder"; wir werden hier nicht als Zeugen herbeigerufen, um dem Zersetzungs- und Verwesungsproceß der eigenen Empfindungen beizuwohnen; die Satire richtete sich gegen die öffentlichen Zustände und geistigen Richtungen Deutschlands und schuf kleine Kunstwerke des Humors, die trotz der keckſten Ausweichungen doch Ein Grundgedanke einheitlich zusammenhielt.

Die kleinen Gedichte, die Heine an die Poeten des Tags, an Herwegh und Dingelstedt richtete, haben eine große satirische Tragweite und sind auch in der Form von einer durchschlagenden Prägnanz. In dem Gedicht an Herwegh persiflirte Heine die Haltlosigkeit des damaligen Freiheitsrausches:

Das Volk wie katzenjämmerlich,
Das eben noch so schön besoffen,

in dem Gedicht „An den kosmopolitischen Nachtwächter" (Dingelstedt) verspottete er die Jämmerlichkeit der Bewegung, die sich mit Phrasen und Stichwörtern begnügte, denen die Thatsachen widersprachen:

Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen,
Du kommst so verstört hierher gerannt,
Wie geht es zu Hause den lieben Meinen?
Ist schon befreit das Vaterland?

Vortrefflich geht es, der Freiheit Segen,
Er reift im wohlgehüteten Haus,
Und sicher und ruhig auf stillen Wegen
Entwickelt sich Deutschland von innen heraus.

Nicht oberflächlich wie Frankreich blüht es,
Wo Freiheit das äußere Leben bewegt!
Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt.

Im Januar 1844 machte Heine von Paris aus eine Besuchsreise nach Deutschland, das er lange nicht gesehen; diese Reise schildert er in seinem „Wintermärchen", einem Juwel unserer satirischen Literatur, so sehr diese Satire, namentlich wo sie sich gegen das Preußenthum richtet, von den Ereignissen überholt worden ist. Wenn Heine dem Rothbart Treue schwören wollte unter der Bedingung, daß er Deutschland vom Preußenthum erlöse, so fehlte es ihm an dem richtigen prophetischen Instinct, der im Grunde nur aus tiefer geschichtlicher Würdigung hervorgeht. Doch aus dem Spott, mit dem er manches angegriffen, was in Deutschland für herrlich gilt, können wir einem satirischen Dichter unmöglich einen Vorwurf machen. An diese Verherrlichung hing sich so viel Forcirtes und Unwahres an, daß wenigstens dies Anhängsel die Satire herausfor-

Digitized by Google

derte. Namentlich war Heine, wie einst Kotzebue, das moderne Cheruskerthum zum Ekel; einige seiner bösesten Verse widmete er einem Jahn und Maßmann und dem auf der Hasenheide Purzelbaum schlagenden Deutschthum, und unterließ es nicht, selbst den „classischen Morast" zu feiern, „wo Varus stecken geblieben war". Das Ziel seiner Reise, Hamburg und dessen Schutzgöttin Hammonia, erfreut sich einer nicht minder grotesken Darstellung. Am Schluß erhebt sich das Gedicht zu einem großartigen Aufschwung, zu einer Verherrlichung der Macht der Poesie, aus deren „singenden Flammen" keine Erlösung ist für die von ihr Verdammten.

„Atta Troll", der Sommernachtstraum, knüpft an diesen Schluß des „Wintermärchen" an; es ist ebenfalls eine begeisterte Feier echter Poesie, die keine andere Götter kennt als sich allein, gegenüber der damals im Schwange stehenden Gesinnungslyrik der guten Leute und schlechten Musikanten". Wohl verkannte Heine nicht, daß auch die Dichtkunst im Dienste ewiger Ideen stehen müsse, und er sagt in der Vorrede: „Du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Äsinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind und für die ich selbst so viel gestritten und gelitten habe." Doch ging Heine zu weit im Preis selbstherrlicher Poesie und fiel in die romantischen Ueberlieferungen zurück, sodaß er mit Recht den „Atta Troll" für ein freies Waldlied der Romantik erklärte. Wie Tieck, Eichendorff und Brentano zieht auch Heine gegen das Philisterthum zu Felde, nur daß dies Philisterthum jetzt die Politik und wie Heine glaubte, durch die Politik die Poesie zu beherrschen anfing. In allen Marställen der von der öffentlichen Meinung auf den Schild gehobenen Dichterfürsten fand Heinrich Heine nur „das Pferd der Parteiwuth", das poetisch stampft und wiehert; er erkannte, daß die Epoche vorbei war, in welcher die Poesie für eine „jahrtausendlich versunkene Traumwelt" schwärmte, daß man in Staat und Kunst auf ganze, gesunde Schöpfungen hindrang, daß das aphoristische Zeitalter der Geistesblitze, die Sturm- und Drangepoche der modernen Literatur sich zum Untergang neige. Schon eroberte sich die jüngere Richtung durch geschlossene Dramen die Bühne; schon strebte die Lyrik aus der genialen Willkürherrschaft der Heine'schen Muse hinaus, um in kunstvollen Rhythmen einen gediegenen, allgemeingültigen Inhalt zu gestalten. Ja, Heine selbst konnte sich unwillkürlich diesem Zuge der Zeit nicht entziehen; sein „Atta Troll" ist, trotz der wüsten romantischen Staffage, trotz der grotesken Thier- und Götterfratzen, die in die Hexenküche des Humors hereingrinsen, die am meisten geschlossene Dichtung Heine's, in welcher sein Humor einen plastischen Stil gewonnen hat und die überdies reich ist an glänzenden dichterischen Einzelheiten.

Mit „Atta Troll" schließt Heine's zweite Periode, die journalistische und satirische, ab; es beginnt die dritte in seinem Entwickelungsgange, die man als die elegisch-cynische bezeichnen darf und die in der Literatur aller Zeiten nicht ihresgleichen findet. Das Bild eines an das Marterbett geschmiedeten Dichters, dessen funkelnder Esprit noch immer nach den schimmernden Träumen des Lebens hascht, wenn er auch die erhaschten in den Schmuz des Lebens herabzog, das Bild eines in freier Thätigkeit auch durch die entsetzlichsten Schmerzen nicht gehemmten Geistes bietet ein seltenes psychologisches und pathologisches Interesse dar. Alfred Meißner berichtet in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine": „Zwei Jahre später, im Januar 1849, kam ich wieder nach Paris. Wahrlich, ich erschrak, das Herz schnürte es mir zusammen, als ich Heine wiedersah und er mir die blasse abgemagerte Hand zum Gruß entgegenstreckte. In Montmorency hatte ich ihn zuletzt gesehen, sehr leidend zwar, aber doch noch seiner Glieder mächtig, mit offenem Auge, wenn auch traurig blickend, jetzt, in der neuen Wohnung, in der Rue d'Amsterdam, fand ich ihn bleich, abgezehrt, beinahe blind, kurz als einen wieder,

Digitized by Google

der das Bett seit Jahr und Tag nicht verlassen." Mit furchtbarem Ernst, mit gedämpfter Stimme sagte Heine zu dem Freunde: „Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin und an den unglückseligen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern." Die Actenstücke dieser letzten Epoche liegen in dem „Romanzero", in dem dritten Bande der Heine'schen Briefe und in den Erinnerungen Meißner's und anderer Freunde vor.

Schon im Jahre 1844 klagt Heine über die schrecklichen Augenübel, die mit Erblindung drohen; im Jahre 1846 schreibt er, daß seine Lippen so gelähmt sind, daß ihm das Küssen verleidet werde, was doch unentbehrlicher sei als das Sprechen, dessen er sich allenfalls enthalten könnte. Schon im April 1847 jammert er über „verflucht schlechte brustglückseuche Nächte": „Mein Kopf ist so schwach, als wäre ich der Verfasser einer Auerbach'schen Dorfnovelle, mein Magen ebenso katzenjämmerlich sentimental und religiös-sittlich-flau wie eine dito Novelle." Seit dem Mai 1848 konnte er nicht mehr das Bett verlassen, welches acht Jahre hindurch für ihn ein Marterbett wurde. Beständig mußte er auf dem Rücken liegen, oft wurden ihm Wunden eingebrannt, um seine Rückenmarkskrämpfe zu mildern. Am 15. April 1849 schickte er folgende höchst merkwürdige Erklärung den deutschen Zeitungen ein: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisirt, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moëlle épinière, oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist, so viel weiß ich, daß sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht blos mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeiniger Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor 25 Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres mußte ich mich zu Bette legen und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr, ich bin nicht mehr der «freieste Deutsche nach Goethe», wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. 2, den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Collegen Nr. 1 den Titel eines großherzoglich weimarischen Jupiter ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte, ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch."

Diese Geständnisse in Prosa ergänzt der „Romanzero" (1851) in Versen. Wohl enthält er noch manche vom kecksten Humor überströmende Ballade, wohl ist „Jehuda ben Halevy" eine ebenso schwunghafte wie sarkastische Verherrlichung der Tolerauz; doch in den „Lamentationen" überwiegt der elegische Ton, der fortwährend ins Cynische umschlägt:

Ich lag auf der grünen Wiese des Glücks,
Die Sonne grüßte goldigen Blicks,
Ein Lorberkranz umschloß die Stirn,
Er duftete Träume mir ins Gehirn,
Träume von Rosen und ewigem Mai,
Es ward mir so selig im Sinne dabei,
So dämmersüchtig, so strebefaul,
Mir flogen gebratene Tauben ins Maul,
Und Englein kamen und aus den Taschen
Sie zogen hervor Champagnerflaschen.

Digitized by Google

Das waren Visionen, Seifenblasen,
Sie platzten — jetzt lieg' ich auf feuchtem Rasen;
Die Glieder sind mir rheumatisch gelähmt
Und meine Seele ist tief beschämt ...
Jetzt bin ich müd' vom Rennen und Laufen,
Jetzt will ich mich im Grabe verschnaufen.
Lebt wol dort oben, ihr christlichen Brüder,
Ja das versteht sich, dort sehn wir uns wieder.

Bald jammert er: „Miserere, verloren geht der beste der Humoristen"; bald will er aufhören, Komödie zu spielen; er hat zu lange mit dem Tode in der eigenen Brust den sterbenden Fechter gespielt. Einzelne dieser Lamentationen klingen widerlich und sind von einem Verwesungsgeruch verpestet; z. B. die folgende:

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus,
Und Herrn und Damen gehn nach Haus.
Ein hochverdientes Publikum
Beklatschte dankbar seinen Dichter.
Jetzt aber ist das Haus so stumm,
Und sind verschwunden Lust und Lichter.
Doch horch! ein schollernd schnöder Klang
Ertönt unfern der öden Bühne,
Vielleicht daß eine Saite sprang
Von einer alten Violine.
Verdrießlich rascheln im Parterre
Etwelche Ratten hin und her,
Und alles riecht nach ranz'gem Oele.
Die letzte Lampe ächzt und zischt
Verzweiflungsvoll, und sie erlischt. —
Das arme Licht war meine Seele.

Hin und wieder verwandelte sich indeß Heine's Marterbett noch in ein Graham'sches Himmelsbett; bald schreibt er, daß seine Seele ruhig ist wie ein Spiegel und auch manchmal noch ihre schönen Sonnenauf- und Sonnenuntergänge hat; bald, daß große, erhabene, schauerliche Gedanken über ihn kommen wie Blitze des Lichts. Daß sich auf dem Krankenbett eine Wandlung seiner religiösen Anschauungen vollzog, ist eine unleugbare Thatsache. Nach dem Nachwort zum „Romanzero" konnte man darüber noch in Zweifel sein, da der ironisch witzige Ton desselben die Geständnisse, die es enthält, in eine skeptische Beleuchtung rückt und der Protest gegen den hohen Klerus des Atheismus in Deutschland mehr auf eine Polemik gegen die ihm vielfach unbequeme Philosophie der Junghegelianer hinauszulaufen schien. Auch die Witze über die Unsterblichkeit der Grönländer und ihrer Seehunde ließen die Ueberzeugung von dem Ernst dieser Glaubensänderung nicht aufkommen. Gleichwol läßt sich der Uebergang von einer pantheistischen zu einer theistischen Weltanschauung nicht entschiedener aussprechen als mit den folgenden Worten Heine's: „Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheisten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumerische Wesen ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert und gähnt mich an willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und um ihn zu manifestiren, muß man die Ellnbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt, der zu helfen vermag, und das ist doch die Hauptsache, so muß man auch seine Persönlichkeit, seine Außerweltlichkeit und seine heiligen Attribute annehmen." Noch bestimmter spricht sich diese Sinnesänderung in Heine's letzten Briefen aus. Wenn er an Lassalle's Vater schreibt, daß er, aller atheistischen Philosophie satt, wieder zu dem demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt sei, so verstattet diese Erklärung ebenso wenig einen Zweifel, wie wenn er seinem Verleger Campe gegenüber sich als Censor seiner frühern

Digitized by Google

Werke ankündigt. „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren und alles, was aus der frühern blasphematorischen Periode noch vorhanden war, die schönsten Giftblumen habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen und bei meiner physischen Blindheit vielleicht manches unschuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen." Auch in den „Reisebildern" will er die Stellen beseitigen, die von einer so crassen Religionsspötterei befleckt sind, daß er eine aufrichtige Reue darüber empfindet. Freilich auf der andern Seite war das Pentagramm an der Schwelle seiner Dichtung noch von keinem Rattenzahn benagt, um den in seiner Poesie gefangenen Mephistopheles freizulassen. Leichter erklärlich war sogar die Wendung des schwer Leidenden zu ernsterer Glaubensansicht, als daß der prickelnde Geist der Verneinung, der schonungslose Witz der Medisance noch auf dem Krankenbett sein schadenfrohes Spiel trieb. Auch führte er noch immer unerbittlichen Krieg mit seinen zahlreichen Feinden. Einmal sagte er zu Meißner: „Meine Nerven lassen mich von Zeit zu Zeit noch in Ruhe, und da finde ich noch immer die Kraft, einem Marsyas nachzuspringen, ihn beim Kopf zu fassen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entsetzliche Geschrei, das der Halunke bei der Operation ausstößt, verbreitet sich im ganzen Walde und flößt seinen Kameraden einen heilsamen Respect ein." Er studirte in letzter Zeit eine Menge medicinischer und pathologischer Schriften, um Aufschluß über sein Leiden zu erhalten. Er pflegte zu sagen: „Meine Studien werden mir wol nicht viel mehr helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Aerzte auf Erden die Rückenmarkserweichung curiren können." Und ein andermal sagte er scherzend: „Meine Nerven sind so besonders zerrütteter Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden auf der Exposition die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten." Einige seiner Witzworte aus jener dunkeln Zeit sind volksthümlich geworden, wie die bekannte Aeußerung an einen Besucher: „Sie werden mich heute sehr albern und langweilig finden. Einer meiner Freunde war eben bei mir und da haben wir unsere Gedanken ausgetauscht."

Noch in der letzten Zeit seines Leidens hat Heine einige wahrhaft tiefsinnige Gedichte von geheimnißvoller, seltsam funkelnder Schönheit gemacht; es war ein eigenthümlicher Hauch von Poesie über ihn gekommen durch jenes räthselhafte deutsche Dichterliebchen, die Mouche, die auch mit Alfred Meißner in nähere Beziehung getreten war, ohne daß dieser Dichter andere als novellistisch klingende Mittheilungen über sie zu machen wußte. Diese liebliche „Mouche" flatterte an Heine's Krankenbett, eine holdtröstende Pflegerin. Ihr gelten die letzten brieflichen Zeilen: „Nie war ein Poet elender in der Fülle seines Glücks, das seiner zu spotten scheint." Denselben Gedanken hatte er schon früher in einem Gedichte ausgesprochen, das die folgenden ergreifenden Strophen enthält:

Es blüht der Lenz. Im grünen Wald
Der lustige Vogelsang erschallt,
Und Blumen und Mädchen, sie lächeln jungfräulich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Da lob' ich mir den Orkus fast,
Dort kränkt uns nirgends ein schnöder Contrast,
Für leidende Herzen ist er viel besser
Dort unten am stygischen Nachtgewässer.

Sein melancholisches Geräusch,
Der Stymphaliden ödes Gekreisch,
Der Furien Singsang, so schrill und grell,
Dazwischen des Cerberus Gebell,

Digitized by Google

Das paßt verdrießlich zu Unglück und Qual —
Im Schattenreich, im traurigen Thal,
In Proserpinens verdammten Domänen
Ist alles im Einklang mit unsern Thränen.

Hier oben aber — wie grausamlich —
Sonne und Rosen stechen mich!
Mich höhnt der Himmel, der bläulich und mailich —
O schöne Welt, du bist abscheulich!

Dieser lieblichen Mouche hat Heine sein letztes Gedicht gewidmet, das er kurze Zeit vor seinem Tode verfaßte und das eine der großartigsten Visionen von dämonischer Gewalt ist. Man kann sagen, Heine hat seine Feder in den Styx getaucht, als er diese Nänie niederschrieb. Es schauert der Odem der Vernichtung durch dieses schattenhafte Liebesglück, durch diese entsetzliche Selbstspiegelung, mit welcher der Dichter auf einer Trümmerstatt unter versunkenen Götterbildern sein eigenes Bild in einem Marmorsarkophag erblickt:

Zu Häupten aber meiner Ruhestätt'
Stand eine Blume, räthselhaft gestaltet,
Die Blätter schwefelgelb und violett,
Doch wilder Liebreiz in der Blume waltet.

Das Volk nennt sie die Blum' der Passion
Und sagt, sie sei dem Schädelberg entsprossen,
Als man gekreuzigt hat den Gottessohn
Und dort sein welterlösend Blut geflossen.

Blutzeugniß, heißt es, gäbe diese Blum'
Und alle Marterinstrumente, welche
Dem Henker dienten bei dem Märtyrthum,
Sie trüge sie abconterfeit im Kelche.

Ja alle Requisiten der Passion
Sähe man hier, die ganze Folterkammer,
Zum Beispiel: Geisel, Stricke, Dornenkron',
Das Kreuz, den Kelch, die Nägel und den Hammer.

Solch' eine Blum' an meinem Grabe stand,
Und über meinen Leichnam niederbeugend,
Wie Frauentrauer küßt sie mir die Hand,
Küßt Stirne mir und Augen trostlos schweigend.

Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildniß sich,
Und das ist sie — die Liebste, ja dieselbe.

Du warst die Blume, du geliebtes Kind,
An deinen Küssen mußt' ich dich erkennen.
So zärtlich keine Blumenlippen sind,
So feurig keine Blumenthränen brennen.

Geschlossen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt,
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüthe.
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Doch Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Digitized by Google

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen göttlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Lust und Schauder.

Was wir gesprochen, frag' es niemals, ach!
Den Glühwurm frag', was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht im Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag', was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag', was sie duften, Nachtviol' und Rosen;
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Todter kosen.

Vierzehn Tage darauf lag Heine selbst in der Gruft; er starb am 17. Febr. 1856, durch den Tod von schrecklichen Leiden erlöst.

Viel geschmäht und viel bewundert schwankt noch sein Bild in unserer Literaturgeschichte. Eine Epoche, die mit Recht nach ganzen Kunstschöpfungen hindrängt, wird kaum geneigt sein, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; doch eine spätere Zeit wird von ihm sagen: er war einer der begabtesten Vorkämpfer unserer modernen Literaturepoche; einzelne seiner Lieder tragen den Stempel schöner Unvergänglichkeit; als humoristischer Schriftsteller gehörte er in Vers und Prosa zu den Meistern des Stils; er hat viel geirrt und gefehlt, geschwankt und gefrevelt, doch er ist einzig in seiner Eigenthümlichkeit, und was Byron von Sheridan sagt, gilt von ihm: die Natur zerbrach die Form, nachdem sie ihn geschaffen.

Ostpreußen und sein Nothstand.

Von Edwart Kattner.

Erster Artikel.

Es ist nicht das erste mal in diesem Jahrhundert, daß die beiden Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen, welche bis 1824 unter dem Namen Ostpreußen eine Provinz für sich bildeten, die Augen des deutschen Volks auf sich ziehen. Aber wenn diesem Lande im Verlaufe seiner Geschichte auch reichlichere Leidensperioden als den meisten andern im mittlern Europa beschieden gewesen sind, so war die Veranlassung zur Aufmerksamkeit doch niemals eine so traurige als gegenwärtig. Mit Ausnahme der politischen Bedrängnisse, welche besonders auf Königsberg und Gumbinnen lasteten, waren es vielmehr seit der Erhebung von 1813 meistens Handlungen, durch welche die Ostpreußen zugleich Aufmerksamkeit erregten und sich Achtung erwarben. Aus ihr ist wol zum großen Theil die ganz besondere Theilnahme, welche der Nothstand der Provinz überall dort findet, wo die deutsche Zunge klingt, zu erklären. Freilich überschreitet auch das über sie verhängte Unheil bei weitem jedes gewöhnliche Maß, und wenn die Staatsregierung sich nicht dazu bewegen läßt, mit viel bedeutendern Mitteln als bisher zu Hülfe zu kommen, so muß die Privatwohlthätigkeit immer noch viel größere Opfer bringen, wenn dem Lande überhaupt auf diesem Wege zu helfen ist. Die Erregung einer solchen vermehrten Theilnahme ist der Zweck dieses Aufsatzes, in welchem durch Darstellung der allmählichen Entwickelung oder vielmehr des Zurückbleibens der Provinz in den volkswirthschaftlichen Verhältnissen das nothwendige Anwachsen des Siechthums bis zu der

Digitized by Google

gegenwärtigen Krisis gezeigt werden soll. Die besondere Theilnahme wird um so mehr gerechtfertigt erscheinen, als es sich erweisen wird, daß die Ostpreußen nicht unter den Folgen ihrer eigenen Schuld leiden, daß sie vielmehr seit Jahrzehnten selbst alles gethan haben, was in ihren nicht geringen Kräften liegt, dem Leiden zu begegnen, daß sie aber der Vereinigung eines bösen Klimas, der Absperrung von ihrem natürlichen Hinterlande, der Handelspolitik des Zollvereins und der nicht ausreichenden Fürsorge von seiten der Regierung erliegen müssen. Zum bessern Verständniß der Verhältnisse machen wir auch flüchtige Streifzüge auf das Gebiet der Geschichte, der Ethnographie und der Naturkunde der Provinz.

Zunächst sehen wir uns etwas auf der Karte um. Ostpreußen wird vom Volksmunde in folgende Landschaften getheilt. Wenn wir von Westpreußen aus die Grenze des Regierungsbezirks Königsberg überschreiten, gelangen wir zuerst in das Oberland, das sind die Kreise Preußisch-Holland, Mohrungen und Osterode. Die Benennung schreibt sich schon aus dem Mittelalter her und ist dadurch begründet, daß sich in diesem Theile, wie wir weiter sehen werden, die höchsten Erhebungen der Provinz befinden. Es ist eine durchweg tiefer liegende Landschaft, welche wir durch Ueberschreitung des Grenzflusses Passarge erreichen. Ermeland, dessen Bewohner die einzigen Katholiken Ostpreußens sind, umfaßt die Kreise Braunsberg, Heilsberg, Allenstein und Rössel; es ist erst 1772 an die Krone Preußen gekommen. Zwischen ihm und dem Pregel liegt Natangen, die altpreußische Landschaft Barten mit den Städten Bartenstein und Barten mit umfassend. Das Gebiet, welches im Osten vom Regierungsbezirk Gumbinnen, im Süden vom Pregel und vom Frischen Haff, im Westen und Norden von der Ostsee und dem Kurischen Haff umschlossen wird, heißt Samland. Den Kreis Memel und den ganzen nördlichen Theil des Regierungsbezirks Gumbinnen bis Goldapp nennt man Litauen, den ganzen noch übrigen südlichen Theil beider Bezirke von Oletzko bis Neidenburg Masuren. Doch ist diese Bezeichnung am meisten unbestimmt. Sie wird manchmal auf alle Landstriche ausgedehnt, in denen Masuren, d. i. protestantische Polen, wohnen, und dann kommt noch der Kreis Osterode dazu, bald versteht man wieder ausschließlich den Theil der Landschaft darunter, welcher zum Regierungbezirk Gumbinnen gehört. Ich werde die Bezeichnung immer in ihrer erstgenannten Bedeutung gebrauchen.

Mit den elf Stammeslandschaften der alten Preußen, welche übrigens auch Westpreußen bis an die Weichsel mit umfaßten, haben diese sechs ostpreußischen wenig gemeinsam. Jenes mit den Letten, Litauern und Samogitiern nahe verwandte Volk ist jetzt und zwar seit 200 Jahren vollständig verschwunden. Seine Sitze haben jetzt Slawen, Litauer und am meisten Deutsche eingenommen. Unter den 1,608000 Seelen, welche die Zählung von 1861 in Ostpreußen ergeben hat, sprachen 1,163000 deutsch, 294500 polnisch und 139780 litauisch. Wo die Slawen wohnen, das haben wir soeben in der Hauptsache erfahren, wir haben nur noch das südliche Viertel von Ermeland mit seinen katholischen Polen hinzuzufügen. Zugleich erwähne ich, daß die Sprache der Städter und der gebildeten Stände in ganz Masuren die deutsche ist und daß darüber aus der Mitte dieser Slawen sich noch niemals ein Schmerzensschrei erhoben hat. Die Litauer nehmen dagegen keineswegs die ganze nach ihnen benannte Landschaft, am wenigsten geschlossen, ein, und ihre Sprache wird rasch immer weiter nach Norden gedrängt. Im Süden des Pregels bewohnen sie nur sehr wenige, ganz abgelegene Dörfer, sprechen aber dort nebenbei durchweg deutsch. Etwas häufiger wird im Norden des Pregels, auch im östlichen Samland ihre Sprache, bis sie hinter Tilsit in den ländlichen Ortschaften immer mehr und mehr überwiegt. Aber selbst der nördlichste Kreis der Landschaft, Memel, ist auch auf seinem platten Lande nicht ohne sehr erhebliche deutsche Sprachinseln und gemischte Striche. Den bei weitem größten Theil der Provinz nimmt der deutsche

Digitized by Google

Stamm allein ein. Ich fasse mich über die Ethnographie hier kurz, um so mehr, als ich sie in dem Aufsatze „Die sprachlichen Marken Preußens“*) kürzlich bereits ausführlicher behandelt habe. Zur Ergänzung füge ich hier jedoch Folgendes hinzu.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß sich unter den Deutschen der Provinz, obgleich ihre Vorfahren aus allen Theilen des alten Deutschen Reichs, auch solchen, welche jetzt nicht mehr zu Deutschland gehören, herbeigewandert sind, dennoch eine einigermaßen übereinstimmende und zwar die niederdeutsche Volksmundart ausgebreitet hat. Auch neuere Ansiedler, namentlich die Salzburger, haben ihre oberdeutschen Spracheigenthümlichkeiten ganz verloren. Freilich mag das Niederdeutsche hier wol niemals sehr rein gesprochen, sondern immer von dem Ober- und Mitteldeutschen erheblich beeinflußt worden sein, und die Reinheit der Mundart wird bei dem immer weitern Vordringen des Hochdeutschen aus den Städten auf das platte Land und von den Gebildeten zu den an Bildung Zurückstehenden von Jahr zu Jahr geringer. Wer für die Bewahrung solcher überkommenen Eigenthümlichkeiten schwärmt, der mag das beklagen. Wem aber das Wohl und die Erhebung des Volks vor allem Werth und Wichtigkeit hat, der hat dazu keine Veranlassung. Mit der hochdeutschen Sprache wird jeder erst voller Mitbürger der gesammten deutschen Nation, er kann sich erst alsdann als solcher fühlen und wird erst alsdann als solcher von jedem andern angesehen. Der Gesichtskreis wird dadurch erweitert. Der Hochdeutschredende, welcher mit der Mundart auch die oft wunderliche Volkstracht ablegt, wird sich überall da heimisch fühlen und sich überall da sein Brot suchen, wo seine Sprache gesprochen wird; er wird dort überall sich bessere Anschauungen, Gedanken, Sitten, Einrichtungen aneignen und zu Nutze machen können; sein Gemeingefühl wird sich über alle die weiten Länder der gemeinsamen Sprache ausdehnen. Wenn die Ostpreußen sich schon lange vor dem Jahre 1848 durch ihr warmes deutsches Nationalgefühl auszeichneten und dadurch schon längst Freunde unter den Nationalgesinnten in allen Theilen Deutschlands gefunden haben, während die Zugehörigkeit zum preußischen Staate dort keineswegs empfehlend wirkte, so ist das vielleicht in erheblichem Maße dem Umstande zuzuschreiben, daß bei ihnen niemals die Volksmundart mit Vorliebe gepflegt und künstlich zu einer Schriftsprache gemacht worden ist, wie in Mecklenburg oder Luxemburg. Am reinsten wurde noch das Platt- oder Niederdeutsche, nach Gymnasialdirector Lehmann in Marienwerder, vor etwa 30 Jahren im Samlande gesprochen.

Es darf indeß nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß sich im Ermelande eine etwas räthselhaft mitteldeutsche Sprachinsel erhalten hat, nämlich in dessen Süden, anlehnend an den polnischen Theil. Sie wird durch die darin liegenden Städte Heilsberg, Wormditt, Guttstadt und Seeburg in ihrer Ausdehnung bezeichnet. Zuerst hat Firmenich bei Einsendung einer Sprachprobe für sein Werk „Germaniens Völkerstimmen“ die Aehnlichkeit derselben mit einer Mundart im schlesischen Gebirge erkannt. Diese wurde auch bei späterer Untersuchung durch andere Sprachkenner bestätigt gefunden. Doch wird die Herkunft der Bewohner von da weder durch Urkunden noch durch überlieferte Nachrichten bekundet. Nur daß sie von ihren niederdeutschen Nachbarn „die Breslauschen“ genannt werden, spricht dafür; jene werden dagegen von ihnen mit dem Titel der „Käslauschen“ beehrt. Uebrigens hatte sich die Mundart schon vor 25 Jahren keineswegs rein erhalten. Die Einwirkung des Niederdeutschen war schon daran bemerklich, daß nicht die ober- und mitteldeutschen Verkleinerungssilben el und le, sondern die niederdeutschen che und ke gebraucht wurden. So führt Oberlehrer Lilienthal in seinem Aufsatze über diese „oberdeutschen“ Ermeländer („Preußische Provinzialblätter“,

*) S. 205 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

Bd. 27, März 1842) als besonders bezeichnend für deren Aussprache das „Termche", auch wol „Termke" (Thürmchen) dem benachbarten niederdeutschen „Tormke" gegenüber an. Eine Uebereinstimmung mit den Schlesiern im Riesengebirge fand er auch in dem Gruße „Gott griff aich" und „Gott behit aich", „während Bauern um Braunsberg, welche das gallische «Adjes» nicht nachäffen, morgens und abends beim Abschied «Schlapt sund» (schlaft gesund) sagen". In den 25 Jahren, welche seit diesen Beobachtungen verflossen sind, wird das um sich greifende Hochdeutsch auch diese Volksmundart weiter zersetzt haben.

Eine noch größere ethnographische Merkwürdigkeit Ostpreußens ist ein Volksrest von etwa 4000 Köpfen im Kreise Memel, besonders auf der Kurischen Nehrung. Nach neuern Forschungen*) gehörten die Aestier, welche im Alterthum und bis zur Zeit Theodorich's des Großen an der preußischen Küste vorgefunden worden sind, zum finnisch-tatarischen Völkerstamm und waren in der That ein und dasselbe Volk mit den heutigen Esten. Bis in das 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nahmen sie mit den verwandten Völkern alle Länder im Osten von der untern Weichsel bis über den Ural hinaus ein, wo ihre Stammverwandten als Unterthanen der Russen noch heute zerstreute Völkerschaften bilden. Vom 6. Jahrhundert an wurden sie dann aber durch den lettisch-litauischen Ast des indogermanischen Völkerstamms aus den Gebieten zwischen der Düna und der untern Weichsel allmählich verdrängt, in dem heutigen russischen Litauen durch Litauer, in Kurland und einem Theile von Livland durch Letten, in Preußen durch die alten Preußen. Ein Zweig der alten Aestier waren die Kuren, welche noch im Anfang des 13. Jahrhunderts von der Memelmündung bis zur Mindau tief in das Land hinein wohnten und deren letzte Nachkommen außer einigen Strandddörfern im Kreise Memel auch noch einige in Kurland, welches selbstverständlich von ihnen den Namen führt, innehaben. Sie wurden durch die Schwertbrüder von Riga aus unterworfen, auch die am Kurischen Haff. Nur durch die Vereinigung dieses Ordens mit dem Deutschen Ritterorden kam Memel an Preußen. Das Festhalten an der Sprache und wol noch an einem sonstigen Rest von Nationalität der Vorfahren von seiten der paar hundert Kuren durch Jahrtausende ist wirklich höchst merkwürdig; es geht selbst über slawisches Beharrungsvermögen hinaus und kann den Nationalitätsschwärmern wol Bewunderung abnöthigen. Ich finde dagegen in dieser Unveränderlichkeit nichts weiter als Mangel an Culturfähigkeit. Diese Kuren sind arme, rohe Fischer, was sie vor 2000 Jahren auch gewesen; blieben sie ihrer Nationalität nicht so treu, so würde man sie unter den wohlhabenden, höhern Ständen ebenso verbreitet finden wie die alten Preußen, deren Abstammung nur noch an ihrem Namen zu erkennen ist.

Die Provinz wird von Ost gen West durch den uralisch-baltischen Bergrücken durchzogen, welcher in Masuren seine höchste Erhebung hat und von da die eigenthümlich ostpreußischen Ströme Pregel und Passarge mit ihren Nebenflüssen in das Frische Haff entsendet, während die Memel den Höhenzug in Russisch-Litauen durchbricht, um ihre Fluten in das Kurische Haff zu ergießen. Gegen Süden zum Narew enteilt den masurischen Bergen eine große Menge von Flüssen: sie erreichen aber alle nach wenigen Meilen die Grenze des Slawenreichs. Die mittlere Höhe des Bergrückens beträgt 4—500 rheinländische oder preußische Fuß. Doch erheben sich einzelne Kuppen noch weit darüber hinaus, so der Goldapper Berg 868 Fuß, der Seesker Berg in dessen Nähe 986 Fuß, und einer Kuppe bei Kernsdorf, zwischen Osterode und Gilgenburg, also nahe an der Grenze von Westpreußen, fehlen nach neuen Messungen nur 2 Fuß zu 1000. Andere Höhen stehen mit dem baltischen Bergrücken nur in losem Zusammenhange, so

*) Vgl. O. von Rutenberg, „Geschichte der Ostseeprovinzen" (Leipzig, W. Engelmann), Bd. 1, Kap. 1.

Digitized by Google

diejenigen von Deren bei Preußisch-Eylau in Natangen 562 Fuß, der Schloßberg von Wildenhof bei Landsberg 694 Fuß, der Galtgarben in Samland 348 Fuß, die schreidlaugker Berge bei Nagnit 200 Fuß. Unter den letztern nimmt der Rombinus, welcher waldbedeckt in den Memelstrom vorspringt, als einer der schönsten Punkte der Provinz einen hervorragenden Platz ein.

Auch geognostisch ist er merkwürdig. Er besteht zwar größtentheils aus losem Diluvialsande; derselbe ist jedoch zum Theil durch Kalk zu Sandsteinblöcken zusammengekittet. Solche Blöcke bis zur Schwere von etwa 20 Ctrn. finden sich noch an mehrern Stellen an der Memel, am Frischen Haff u. s. w. Sie sind die einzigen „gewachsenen" Felsen der Provinz, um mich eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen. Es fehlt zwar daselbst nicht an Felsblöcken von den ältesten und härtesten Gesteinen, dieselben sind aber nicht auf ihren Lagerstätten „gewachsen", sondern auf dem Diluvialmeere durch Gletschereis aus Schweden und Finland dahin geflößt. Dreimal sind nach Oberlehrer Schumann*) die südlichen Ostseegestade im Diluvialmeere unter- und wieder aufgetaucht, wobei sich jedesmal eine der bedeutenden Schichten des Diluvialgebildes absetzte. Jetzt hat sich also dieser einstige Meeresgrund, wie wir gesehen haben, bis 1000 Fuß über den Spiegel der See erhoben und bietet dort dem Forscher oft Seethierreste als Ausweis über sein Herkommen. Die Flugsandberge tief im Lande, z. B. an der Memel unweit von ihrem Eintritt in das Preußische und in Masuren, sind oft nichts anderes als einstige Küstendünen des Diluvialmeeres. Es war eine schwere Zeit für Nordeuropa jene Eisperiode, als aus Schwedens und Finlands nie schmelzendem Schnee und Eis ein Gletscher als riesiger Eiszapfen in den Bottnischen Meerbusen herunterhing und ihn erfüllte. Bei seinem Vorschreiten nahm er dann rechts und links Felsblöcke mit und schnitt mit ihnen in den festen Fels tiefe Risse. Solche eingerißte Granite und Gneise findet man jetzt in Litauen und Ermeland, wie man sie auch bis an den Fuß des Riesengebirges und des Harzes trifft. Der größte von allen diesen vorweltlichen Frachten der Eisschiffe ist vielleicht der „heilige Stein", welcher im Frischen Haff zwischen Frauenburg und Tolkemit liegt, als gefährliche Klippe. Und vor dieser Eiszeit war auf dem ganzen Gebiete schon ein munteres Landleben bei warmem Sonnenlicht gewesen; das war die Periode, in welcher sich im Laufe von Zehntausenden von Jahren die Braunkohlenlager aus mächtigen Nadelholzwäldern bildeten. Solche finden sich an vielen Stellen der Provinz besonders in Einschnitten, wo Flüsse die Diluvialschichten allmählich weggespült haben. Ostpreußen hat diese mit sehr vielen Ländern gemeinsam; ausgezeichnet aber ist es durch die große Menge des Harzes, welches einst jenen Nadelstämmen enttropfte und welches die Wellen des Meeres aus seinen ursprünglichen Lagerstellen fortspülten. Die größten zur Zeit bekannten Bernsteinlager befinden sich noch jetzt unter dem Spiegel der Ostsee, besonders bei Großkuhren an der nördlichen Küste von Samland. Auch ganze Wälder sieht man hin und wieder auf dem Meeresgrunde.

Diese Bodensenkung an der Ostseeküste hat eben meistentheils schon in der Diluvialzeit stattgefunden. Eine andere vollzieht sich gegenwärtig. Der berühmteste Schauplatz derselben findet sich an der benachbarten pommerschen Küste, wo Julin und Vineta auf dem Meeresgrunde ruhen. Oskar Peschel hat aus den Figuren der Küsten der Nord- und Ostsee („Ausland", Jahrg. 1867) gezeigt, daß die Küstenseen in Pommern, die Haffe in Preußen und die Schnüre von friesischen Inseln die fortgesetzte Bodensenkung unter den Meeresspiegel andeuten. Von Ostpreußen gibt auch die Geschichte Auskunft,

*) Vgl. „Die Provinz Preußen. Geschichte ihrer Cultur und Beschreibung ihrer land- und forstwirthschaftlichen Verhältnisse. Festgabe für die Mitglieder der 25. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe" (Berlin, Wiegandt u. Hempel, 1864).

Digitized by Google

daß namentlich Samland schon bedeutende Landstrecken an das Meer abgegeben hat. Oberlehrer Schumann tröstet die Preußen jedoch damit, daß dieser Verlust durch die Anschwemmungen an der Mündung ihrer Ströme, besonders der Weichsel reichlich ausgeglichen werde.

Wir sind somit zu der Bodenbildung der Gegenwart, dem angeschwemmten Lande oder Alluvium, angelangt, von dem in Ostpreußen die ausgedehntesten Ablagerungen in dem fruchtbaren Delta der Memelmündung sowie in den Mooren, welche oben fortwachsen, zu suchen sind. Von letztern führen die masurischen viel Raseneisenstein mit sich, welcher jedoch nur an einer einzigen Stelle in Wondollek, Kreis Johannisburg, dicht an der polnischen Grenze, zu Gußeisenwaaren verhüttet wird, während vor 300 Jahren in der Landschaft sechs Hohöfen in Betrieb waren. Das größte und merkwürdigste Bruch ist das Moosbruch im Süden der Memelmündungen, durch welches der große Friedrichsgraben, d. i. der Kanal, schneidet, welcher durch die Deime den Pregel mit der Memel verbindet.

Merkwürdig ist dieser Moor besonders als Aufenthaltsort der größten Familie von Elchen oder Elennthieren, dieses edeln Hochwildes, welches früher über ganz Nordeuropa verbreitet, jetzt in Deutschland nur noch Ostpreußen eigenthümlich ist. August Müller schildert dieses Gebiet in der „Festgabe" folgendermaßen: „Das Land gewährt hier das bekannte Bild des torfigen Moorbodens; im Frühjahre gewöhnlich überschwemmt; wenn trocken, dem Fußtritt elastisch widerstrebend. Jüngeres Erlenholz wechselt mit Wiesen, beides von schnurgeraden Gräben vielfach durchschnitten, welche von Humus gebräuntes Wasser enthalten. Auf sandigen Hügeln wachsen Föhre und Fichte. Kein Bild von Wildniß, kein großartiger Baumwuchs, nichts läßt so herrliches Wild hier vermuthen. Der Uhu nistet auf der Erde zwischen Erlenstämmen; Kraniche, die hier brüten, lassen ihren Posaunenton aus der gewundenen Luftröhre hören, der klangvoll durch den Wald hallt, und der Heuschreckensänger täuscht durch sein einförmiges Geschwirr den Hörer." Eine Lieblingsnahrung des Elchs soll der Sumpfschachtelhalm sein; doch richtet er durch das Abnagen der jungen Triebe an Laub- und Nadelhölzern gewiß großen Schaden in den Forsten an. In vorgeschichtlicher Zeit hat in Ostpreußen auch das Renthier, in geschichtlicher der Auerochs gehaust. Auch der Bär, der Luchs und die wilde Katze sind ganz ausgerottet; der Wolf erhält sich blos durch neuen Zuzug aus seinem östlichen bessern Jenseits. Uebrigens ist das Fortbestehen des Elenns, des Kranichs, des Uhus und ähnlicher Thiere, so interessant sie auch für den Jäger und den Naturfreund sind, Beweis genug von Mangel an Cultur auf großen Landstrecken in Ostpreußen. Anstatt das Elenn künstlich zu hegen und ihm die Schonungen zu opfern, thäten die Forstmänner besser, in der Kapornschen Heide und im Moosbruch die als Ackerland nutzbaren Forstflächen mit Ansiedelungen von Menschen zu besetzen. Ferner ist der Biber ausgerottet. Dagegen lebt in den Seen von Masuren noch in der Sumpfschildkröte (Emys europaea) eine Seltenheit der Thierwelt Mitteleuropas. Von Schmetterlingen erwähne ich des ebenso schönen als seltenen Apollo, welcher sich an den Ufern derselben findet, von Käfern des Sandläufers (Cicindela sinuata) bei Pillau, von andern Kerfen des großen südeuropäischen Ameisenlöwen, eines sonst nördlich von den Alpen nirgends beobachteten, im Fliegenzustande mit ausgebreiteten Flügeln 4 Zoll messenden Thieres, dessen Vorkommen in dem Dünensande bei Kahlberg räthselhaft ist. Nicht unbemerkt will ich hier auch lassen, daß infolge des gegen Osten abnehmenden Salzgehalts des Baltischen Meeres, welcher bei Kiel noch 2 Proc. (gegen $3^1/_2$ Proc. der Nordsee), bei Samland nur noch $^3/_4$, im Rigaischen Meerbusen nur $^1/_2$ Proc. beträgt, auch die Arteuzahl und Größe der Seemuscheln und Schnecken in derselben Richtung immer mehr abnimmt. Während es bei Kiel deren noch 42 Arten gibt, finden sich deren in Ostpreußen nur noch 6.

Digitized by Google

Während die Mießmuschel dort 3 Zoll lang wird, erreicht sie hier nur selten die Länge von 1 Zoll. Die tiefgefurchten Schalen der Herzmuscheln werden dort 2, hier nur 1 Zoll lang und sinken im Finnischen Meerbusen zur Größe von Erbsen herab.

Wenn wir uns nun durch Vermittelung des Seewassers in das Pflanzenreich begeben, so findet nach dem Verhältniß der Abnahme des Salzgehalts auch eine solche der Meerespflanzen, namentlich der Tange, statt. Dagegen ist die Landflora von Preußen durchaus nicht arm; im Jahre 1863 waren 2142 Pflanzen daselbst, mit Einschluß von Westpreußen, bekannt, ohne die Pilze und Algen. Es kommt das von der Mannichfaltigkeit des Klimas, von der Berührung des Küsten- mit dem Festlandsklima, von der großen Verschiedenheit der stärksten Winterkälte, von dem Gegensatz von Tief- und Bergland. Es sei jedoch schon hier bemerkt, daß nach Robert Caspary (in der „Festgabe") Unteralpen- („subalpine"), geschweige Alpenpflanzen selbst auf den höchsten Bergen (Thurmberg im Kreise Karthaus 1066 Fuß) nicht vorkommen, während sich solche in den zum Theil viel niedrigern Felsengebirgen einige Breitengrade südlicher vorfinden. Ganz eigenthümlich sind nach Caspary der Doppelprovinz fünf Pflanzenarten, für welche ich und der Leser uns mit den einzig vorhandenen lateinischen Namen zufrieden stellen müssen: Cerastium silvaticum, Rosa ciliato-petala, Tragopogon minor, Orobanche coerulescens und Rumex ucranicus. Die Lage des Landes bringt es dagegen mit sich, daß eine große Menge von Pflanzen hier ihre Nord- oder Süd-, selbst ihre Ost- oder Westgrenze findet. Von nordischen Gewächsen, welche weiter südlich nur zum Theil als Alpenpflanzen auftreten, erwähne ich der Steinmispel (Cotoneaster vulg.), der Bergerle, der Zwergbirke, der Myrtenweide, der Moorbrombeere, der schönen Gentiane Swertia, des nordischen Darrgrases (Hierochloa bor.) und des jetzt als Parkstrauch beliebten Sanddorns (Hippophaë rhamnoides). Die früher als preußische Grenzpflanze angesehene zierliche nordische Linnäa hat man jetzt häufig im Posenschen u. s. w. gefunden. Die Nordgrenze geht u. a. für folgende Pflanzen durch Preußen: Bergehrenpreis, Tausendschönchen, Kronenwicke, Stechginster, Besenginster oder Pfriemen, Bergwohlverleih, die schönen Steppengräser (Stipa), die Rothbuche, obwol dieser herrliche Baum in künstlichen Anfamungen noch weiter nördlich gedeiht. Als vorherrschendes Nadelholz findet die Kiefer, hier „Fichte" genannt, ungefähr bei Ostpreußen ihre Westgrenze; Tannenberg, unseligen Angedenkens, nahe bei Gilgenburg, bezeugt durch seinen Namen, daß dort schon Tannen-, d. h. Rothtannen- oder Fichtenwald einheimisch ist. An Schönheit, wenn auch nicht an Größe und Umfang der Krone und des Stammes verdient die Fichte unbedenklich den Vorzug, und man kann aus ihrem Vorherrschen auf den ästhetischen Charakter der ostpreußischen Waldlandschaften, besonders wenn sie durch die prachtvollen Spiegel der Landseen geschmückt sind, schließen.

Nachdem ich die Wirkung des Klimas auf die vom Menschen unbeeinflußte organische Natur flüchtig gezeichnet habe, will ich, was sich von ihm selbst durch Zahlen darstellen läßt, nämlich die mittlere Temperatur einiger Hauptpunkte Ostpreußens nach den „Statistischen Jahrbüchern", Jahrgang 1, nebst Vergleichen mit andern Provinzen Preußens angeben, und zwar in Wärmegraden nach Réaumur:

Stationen.	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Jahr.
Memel	—1,97°	3,73°	12,93°	6,20°	5,22°
Tilsit	—2,94°	4,34°	13,67°	5,74°	5,20°
Arys unweit des Spirdingsees	—3,61°	4,11°	13,68°	5,50°	4,92°
Königsberg	—2,17°	4,37°	13,55°	6,20°	5,49°
Bromberg	—1,51°	5,33°	14,20°	6,26°	6,07°
Köslin	—1,04°	4,16°	13,05°	6,42°	5,65°
Breslau	—1,23°	5,92°	14,28°	6,72°	6,42°

Digitized by Google

Stationen.	Winter.	Frühling.	Sommer.	Herbst.	Jahr.
Frankfurt a. O. . .	— 0,38°	6,11°	14,31°	6,98°	6,76°
Berlin	0,05°	6,34°	14,62°	7,21°	7,06°
Erfurt	— 0,19°	5,99°	13,86°	6,77°	6,61°
Koblenz	2,25°	7,47°	14,91°	8,48°	8,27°

Man sieht, die mittlere Jahrestemperatur weicht von derjenigen der benachbarten Provinzen nicht so erheblich ab; nur der Winter ist beträchtlich kälter. Ueberdies ist er auch länger.

Im Durchschnitt kann man annehmen, daß in Ostpreußen der Boden dem Pfluge in der Mitte des April zugänglich wird, also vier Wochen später als in der Mark, und daß auch der Winterfrost vier Wochen früher eintritt als hier. Gegen das Rheinthal aber dürfte der Unterschied noch einmal so groß sein. Es folgt daraus, daß die Culturgewächse in Ostpreußen in verhältnißmäßig kurzer Zeit sich entwickeln und reifen müssen, daß sie deswegen auch weniger Zeit haben, die Ungunst der Witterung zu überdauern, also leichter fehlschlagen, und daß sie auch in günstigen Jahren weniger Früchte ansetzen werden, weil sie eben durch die Kürze der Zeit mehr verhindert sind, die dazu nöthige Nahrung aus dem Boden zu ziehen. Ferner folgt daraus, daß der Landmann in kürzerer Zeit den Acker bestellen, säen und ernten, dagegen längere Zeit Vieh und Menschen von den Wintervorräthen ernähren muß, als das alles unter mehr bevorzugten Himmelsstrichen der Fall ist.

Diesen Vorbedingungen gemäß stehen auch die Ernteergebnisse Ostpreußens gegen andere Provinzen meistentheils erheblich zurück. Seitens des preußischen Landes-Oekonomiecollegiums ist im Jahre 1860 auf Grund von 203 Berichten landwirthschaftlicher Vereine eine Erdruschtabelle angefertigt worden, welche die gewöhnliche Durchschnittsernte, nach der eigenen Erklärung der Behörde nicht unbedingt zuverlässig, in allen Regierungsbezirken angibt. Die beschränkte Genauigkeit theilt sie jedoch nur mit fast allen statistischen Zusammenstellungen; immerhin gibt sie einen werthvollen Anhalt zur Beurtheilung der Felderträge. Ich setze daher einen Auszug davon mit den ostpreußischen, den benachbarten, einigen entferntern Regierungsbezirken und dem fruchtbarsten des alten Staatsgebietes hierher:

Gewöhnliche Durchschnittsernte auf einem Morgen Ackerland.

Berliner Scheffel.

Regierungsbezirk.	Weizen.	Roggen.	Gerste.	Hafer.	Buchweizen.	Erbsen.	Raps und Rübsen.
Gumbinnen	6,50	5,60	6,14	6,57	3	4,86	6
Königsberg	8,50	8,33	8	9,75	—	6,50	8,50
Danzig	10,50	9,70	16,12	13,20	—	7	10
Marienwerder . . .	9	7,67	9,50	10,50	5,20	6	7,75
Bromberg	8,41	7,11	6,67	6,33	—	4,56	7
Posen	7,25	6,63	8,33	9,64	5,60	5,40	6,86
Oppeln	6,67	6,80	9,20	10,80	7	4,75	6,83
Liegnitz	9,86	9,50	11,86	15,33	7	6,50	9,90
Köslin	8,11	6,50	7,80	9,75	3,75	5	7,14
Stralsund	10,50	10,12	11,87	13,87	—	5,60	10
Potsdam	9,14	6,57	8,75	10	6	5,33	7,60
Köln	11,67	11,50	17,37	22,55	12	9,50	11,33
Der Staat im Durchschnitt	9	8,60	10,75	13,25	7,17	6,50	8,60

Aus diesen Zahlen ist zu ersehen, daß der Regierungsbezirk Gumbinnen im Ertrage fast jeder Frucht jedem, der Regierungsbezirk Königsberg der Mehrzahl der andern und dem Durchschnitt des Staates weit nachsteht. Nur in den Erbsen erreicht Königsberg

Digitized by Google

den letztern und in den Oelfrüchten nähert es sich ihm. Auch Gumbinnen übertrifft in den Erbsen immer noch zwei andere Bezirke und reicht in den Oelfrüchten an einige nahe heran. Es ist bezeichnend, daß beide Gattungen von Feldfrüchten sich rasch entwickeln und Spätfröste gut aushalten.

In engem Zusammenhang mit dem volkswirthschaftlichen Zustande steht der landwirthschaftliche Reinertrag in Geld berechnet. Bei Gelegenheit der Grundsteuerregulirung ist derselbe von allen ländlichen Grundstücken im ganzen preußischen Staate ermittelt worden. Das Ergebniß hat die „Zeitschrift des königlich preußischen Statistischen Bureau" veröffentlicht; ich setze die Tabelle nach Provinzen geordnet hierher.

	Die steuerpflichtige Fläche in Morgen.	Deren Reinertrag in Thlrn.	Reinertrag eines Morgens Ackerland. Sgr.	Wiese. Sgr.	Weide. Sgr.	Wald. Sgr.	Durchschnittlicher Reinertrag aller Benutzungsarten auf den Morgen. Sgr.
In Preußen . . .	23,665044	15,113665	25	32	7	5	19
„ Posen	10,976308	7,913431	26	36	10	12	22
„ Pommern . . .	11,421306	9,726510	34	35	7	9	26
„ Schlesien . . .	15,163052	18,688013	49	52	13	11	37
„ Brandenburg .	13,006534	13,095471	36	39	14	10	26
„ Sachsen . . .	9,374730	19,234150	80	63	15	18	62
„ Westfalen . . .	7,558163	10,407656	60	66	21	16	41
„ Rheinland . .	9,986989	18,134832	77	74	33	19	54
im Staat	107,273008	112,313728	44	45	14	11	33

Wenn nach dieser Uebersicht die Provinz Preußen in dem Reinertrage ihrer landwirthschaftlichen Flächen allen übrigen ältern Provinzen des Staats meistentheils weit nachsteht, so ist dabei neben dem volkswirthschaftlichen Zustande, auf den ich weiter zurückkomme, in Betracht zu ziehen, daß dieselbe Ackerfläche in derselben Zeit in einem günstigern Klima oft zwei, sogar drei Ernten trägt, während sich der Preuße und namentlich der Ostpreuße mit einer begnügen muß.

Mit der vorstehenden Ermittelung der Fruchtbarkeit Ostpreußens stehen die Nachrichten und Ansichten früherer Jahrhunderte in Widerspruch. Wenn wir von dem ältesten Bericht, demjenigen des Griechen Pytheas aus dem 3. Jahrhundert vor Christi Geburt, absehen, wonach die Aestier große Scheunen gehabt, also auch große Ernten gemacht haben müssen, so stand das alte Preußen doch schon im Mittelalter wegen seiner Fruchtbarkeit in gutem Rufe und zog dadurch die starke deutsche Einwanderung herbei. Daß damals dort Wein gebaut wurde, scheint auf eine Verschlechterung des Klimas hinzudeuten, da derselbe jetzt in Preußen nicht mehr reif wird. Wenn wir aber vernehmen, daß man die Reben auf dem Boden hinzog, um dadurch die Wirkung der Sonnenstrahlen zu verstärken, wodurch der Wein einen erdigen Beigeschmack erhielt, und wenn wir in Betracht ziehen, daß die Ansprüche an Süßigkeit oder doch Milde des Weins damals wol geringer gewesen sind als jetzt, so fällt dieses Anzeichen größerer Milde des Klimas in frühern Jahrhunderten in sich zusammen.

Aber auch aus dem Anfang der Neuzeit gibt es Aeußerungen von eingeborenen Preußen, die ihr Vaterland namentlich wegen seiner Fruchtbarkeit hoch priesen. So bezeichnet der „Pfarrherr Casparus Henneberger zu Mühlhausen auf Natangen" in seiner „Beschreibung Prussiae" vom Jahre 1576 dieses Land als den „herrlichsten Theil Sarmatiae Europeae". Und auf einer Karte von Preußen aus demselben Jahrhundert, welche sich in der Gymnasialbibliothek in Thorn befindet, fand ich folgende Inschrift:

Zum Leser.
Wenn du voneme Stadt willt sehn,
Mit Dörfern, Flecken, Flüssen, Seen,
Und von Agtsteinen reichen Strandt,
Der da ist in dem Preußer Landt,

Digitized by Google

Das wol erbaut, Geldt und Volkreich,
Und mächtig ist, dem kaum eins gleich,
So schaw an diese Tafel klein,
Da wirstu alles sehen sein.

Noch im vorigen Jahrhundert nennt Bock in seiner „Wirthschaftlichen Naturgeschichte Preußens" dieses Land „eine der fruchtbarsten Landschaften Europas", ein „Paradies der Länder gegen Osten und Norden, wie Italien oder die Kurpfalz unter den gegen Mittag gelegenen".

Wenn wir jedoch von diesen Lobeserhebungen die Ueberschwenglichkeit der Heimatsliebe in Abzug bringen, wenn wir ferner in Betracht ziehen, daß von unsern Gewährsmännern nicht nur Ostpreußen, sondern von Westpreußen der ganz ausnehmend fruchtbare Theil im Osten der Weichsel in ihrem Urtheile mit einbegriffen worden ist, weil dieser Strom die Westgrenze des alten Preußens bildete, so werden wir diese alten Anschauungen mit der jetzigen Sachlage einigermaßen in Einklang bringen können. Zunächst sticht dieses so abgegrenzte Land durch seine natürliche Ausstattung von seinen Nachbargebieten im Westen und Süden vortheilhaft ab; denn hier findet sich überall bis Warschau und bis an die Oder mit geringen Ausnahmen außerordentlich dürftiger Boden, der berüchtigte märkische Sand. Dann aber machte die in Altpreußen von den Deutschen eingeführte Cultur den Unterschied gegen die slawische Nachbarschaft, auch diejenige im Osten, noch bedeutender.

Doch es ist Zeit, die natürliche Ausstattung Ostpreußens in seiner Bodenbeschaffenheit einer Prüfung zu unterziehen. Da müssen wir nun sogleich so ziemlich ein Drittel der Provinz von der Anerkennung guten Bodens ausnehmen, es ist Masuren. Es besitzt neben großen Sümpfen ganz den dürftigen Sand der benachbarten Länder. Es war früher und besonders im Mittelalter ganz mit Wald bedeckt, von dem sich noch stattliche Reste erhalten haben, und wurde als Culturland kaum in Betracht gezogen, sondern als eine Wildniß, welche Masowien von Preußen schied, angesehen. So haben wir auch über die Unterwerfung des größten Theils des Gebiets, des alten Galinderlandes, unter die Ordensherrschaft keine Nachricht, weil in ihm fast keine Menschen wohnten. Feuchte Jahre werden bei dieser durstigen Bodenbeschaffenheit in Masuren immer die beste Ernte liefern, aber der Ertrag auch von einer solchen ist immer ein geringer; denn es fehlt dem Boden an Humus, welcher auch bei künstlicher Zuführung in trockenen Jahren rasch wieder von der Sonne verzehrt wird. Wenn also durch zu viel Nässe die Ernte in den ergiebigern Theilen der Provinz mißräth, so werden die ärmern Städter bei der Theuerung der Lebensmittel und bei der Geschäftslosigkeit auch in dieser Landschaft in Noth gerathen, ebenso die unabhängigen ländlichen Arbeiter. Im Jahre 1867 war überdies des nassen Segens selbst für Masuren zu viel: es hinderte und verdarb die Ernte von Getreide und Heu; es führte die Kartoffelkrankheit herbei und nahm also dem Armen das billigste Lebensmittel. Und so gehen denn jetzt auch sehr traurige Berichte aus den masurischen Städten Lötzen, Rhein, Johannisburg, Bialla u. a. nebst Umgegend ein.

Im Norden des masurischen Landrückens ist der Boden vorherrschend bindig, zum großen Theil schwer, dabei überwiegend nahrungskräftig. Er liefert daher bei günstiger Witterung, welche auch nicht allzu trocken sein darf, sehr reiche Ernten und besonders den trefflichsten Weizen. Das verbreitetste und Hauptgebrechen ist hier, in dem größten und volkreichsten Theile der Provinz, die Undurchlässigkeit des Untergrundes, welche sich häufig zu Kaltgründigkeit steigert. Bei einer solchen Bodenbeschaffenheit hilft keine sonstige Cultur und Nahrungskraft des Bodens; wenn der Sommer regnerisch ausfällt, dann muß jede Feldfrucht, manchmal selbst bei üppigster Kraut- oder Halmentwickelung, zu Grunde gehen. Wenn auch aus den Kreisen Gumbinnen und Stallupönen, welche nach

Digitized by Google

der „Festgabe" „den vorzüglichsten Boden der Provinz" (Preußen), also wol auch einen durchlässigen Untergrund besitzen, die furchtbarsten Nothberichte eingehen, so ist das ein Anzeichen von der außerordentlichen Schwere des Wetterunheils, welches im vergangenen Jahre über die Provinz hereingebrochen ist.

Wo der überwiegend schwere, wenn nicht fette Boden der nördlichen zwei Drittel Ostpreußens nicht kaltgründig ist, da trägt er alle Feldfrüchte, die im westlichen und südlichen Deutschland gedeihen, sofern sie nicht eine zu lange Entwickelungszeit haben. Zu den letztern gehört also der Mais, welcher dort noch sehr wohl zur Reife gelangt, während er hier nur Grünfutter gibt, dessen Werth man jetzt nicht mehr so hoch anschlägt als vor 15 Jahren. Es gehören dazu auch die Zuckerrüben. Wenn die preußischen nach genauen Untersuchungen im Zuckergehalt weit hinter den sächsischen zurückstehen, sodaß sich derselbe wie 100 : 163 bei beiden verhält, so liegt es nur daran, daß sie in der Provinz Preußen nicht so lange Zeit haben, Nahrung an sich zu ziehen, als in der Provinz Sachsen. Daß die Kartoffeln, welche bis in den höchsten Norden der Provinz noch allgemein angebaut werden, an Stärkegehalt meistentheils den anderweitig gezogenen weit nachstehen, hat dagegen einen andern Grund; das liegt wol mehr an dem überwiegend schweren, die Feuchtigkeit zu stark zurückhaltenden Boden, welcher ihnen nicht zusagt. Aus der Beschaffenheit folgt zugleich ein geringerer Nahrungswerth derselben. Daß die Erbsen in Ostpreußen, besonders im Regierungsbezirk Königsbergs, noch gut gedeihen, haben wir schon aus der Erdruschtabelle des Oekonomiecollegiums ersehen. Die Ostpreußen rühmen sich einer Besonderheit in einer Abart dieser Hülsenfrucht, der grauen Erbse, und genießen sie mit einer sauer-süßen Sauce als eigenthümliche Delicatesse. Natangen ist ihre besondere Heimat. Von vorzüglicher Güte ist der Weizen, den Ostpreußen hervorbringt. Der sogenannte „hochbunte Königsberger" wird auf dem londoner Markt neben dem Danziger, der meistens aus dem Kulmerlande stammt, am höchsten geschätzt. Auf den leichtern Bodenarten, besonders im Süden, muß man sich mit dem Anbau des Roggens begnügen. Ein Segen für die Provinz ist die kleine Gerste, welche in der zweiten Hälfte des Juni gesäet, noch reif wird und dabei auf kräftigem Boden einen hohen Ertrag gibt, während die große für diesen Himmelsstrich zu große Ansprüche auf Lebensdauer macht. Der Hafer erwirbt sich wiederum dadurch das Heimatsrecht, daß er auch auf kaltem und wenig vorbereitetem Boden gedeiht, also wenig Zeit und Arbeitsaufwand vom Landmann fordert. Von Futtergewächsen gedeihen am sichersten Gräser; sie können aber weder an Futterwerth noch als Glied einer guten Fruchtfolge den Klee ersetzen, welcher hier meistentheils nur ein Jahr ausdauert. Luzerne und Esparsette gedeihen gar nicht, wogegen die Lupinen ein sehr werthvolles Schaffutter gewähren, wenngleich ihre Körner bei nassem und kaltem Wetter im Spätsommer nicht reif werden. Von den Handelsgewächsen ist der Raps nebst dem Rübsen das wichtigste. Beide Oelfrüchte gedeihen auf schwerem, nur nicht auf kaltgründigem Boden und unterliegen nur der häufigen Abwechselung von Nachtfrösten und warmen Frühlingstagen. Das nicht seltene Eintreten dieser Witterung hat die Ost- wie die Westpreußen genöthigt, auf eine Aushülfe zu sinnen, wenn dadurch die Wintersaat zerstört wird, und sie haben sie für beide sowie für Weizen und Roggen in den entsprechenden Sommergewächsen gefunden, welche zwar in Gegenden mit längerm Sommer allmählich künstlich umgebildet worden sind, aber jetzt nirgends so häufig als in der Provinz Preußen angebaut werden. Der Flachsbau, welcher bekanntlich noch im hohen Norden bis Archangel mit Vortheil betrieben werden kann, wird in Ostpreußen noch etwas vernachlässigt. Nur im nördlichen Oberlande und im deutschen Ermelande wird Leinen in größerer Ausdehnung als Handelsgewächs angebaut und hat dort einen ausnehmenden Wohlstand hervorgerufen. Die Noth, welche allerdings jetzt auch dort herrscht, erstreckt sich aber, wie in Masuren, hauptsächlich nur

Digitized by Google

auf die kleinen Handwerker und auf die Tagelöhner, wegen Mangel an Arbeit, wegen des Misrathens der Kartoffeln und wegen der hohen Preise der Lebensmittel.

Die Wirthschaftsmethode in Ostpreußen ist im allgemeinen als eine sehr zweckmäßige und intelligente zu bezeichnen, sie ist nur leider bisher durch die Handels- und Steuergesetzgebung der Staatsregierung sowie durch verbesserte Verkehrsanstalten nicht genügend unterstützt worden, wie wir weiter sehen werden. Die Landwirthschaft gewährt die höchsten Erträge, wenn sie nach Gesichtspunkten des Kaufmanns und des Industriellen betrieben wird, d. h. wenn sie ihre Erzeugung nach dem zeitweiligen Bedürfniß des Verbrauchers richtet, also auch je nach der Nachfrage ändert, und wenn sie dieselbe so verarbeitet, daß sie möglichst ohne weitere Umwandlung in Verbrauch genommen werden können. Je weniger Kaufleute und Handwerker oder Fabrikanten zwischen die erste Roherzeugung traten, desto weniger Personen nehmen an dem Gewinne von der Waare theil, desto mehr bleibt davon in den Händen des ersten Erzeugers. Der ostpreußische Landwirth ist noch wenig im Stande, sich nach diesen Grundsätzen in seinem Wirthschaftsbetriebe zu richten. Er könnte allenfalls außer den Oelfrüchten noch ein wenig mehr Flachs, Tabak, Hopfen und andere Handelsgewächse bauen — seinen Wirthschaftsbetrieb darauf gründen kann er nicht; dazu ist das Land noch zu menschenarm, er selbst zu arm an Betriebskapital, es fehlen noch zu sehr die Kunststraßen und der beschleunigte Verkehr; er muß deswegen immer hauptsächlich auf die Gewinnung der Düngestoffe in der Wirthschaft selbst sein Augenmerk richten, da ihm der Ankauf von städtischem, natürlichem Dünger selten zu Gebote steht und der künstliche zu theuer wird. Die Verfeinerung gewisser Roherzeugnisse durch Fabriken wird ihm durch Klima und Steuer verwehrt. In den vierziger Jahren entstanden in Ostpreußen mehrere Rübenzuckerfabriken; es fand sich aber, daß die dortigen Rüben zu wenig Zucker enthielten, also auch einen zu geringen Bruttoertrag gaben, als daß dabei noch ein Reingewinn zu erlangen gewesen wäre. Nur Ein Mittel gab es, um diese Industrie der Provinz zu erhalten: wenn sich die Staatsregierung dazu entschloß, die Steuer nicht nach dem Maischraum, sondern nach der Masse des Fabrikerzeugnisses zu bemessen. Sie verstand sich aber dazu nicht, und somit mußten diese Fabriken alle ihren Betrieb wieder einstellen. Ein ähnlicher Fall trat auch mit den Brantweinbrennereien ein. Die Kartoffeln Ostpreußens enthalten, wie oben erwähnt, meistens wenig Stärke; die Spiritusausbeute ist deswegen von ihnen gering. Wollte der Staat nun die Fabrikationssteuer nicht nach dem Maischraum, sondern nach der Ausbeute bemessen, so könnten die ostpreußischen Brennereien bestehen. Die Regierung hat sich aber dazu nicht blos nicht verstanden, sondern die Steuer in den Jahren 1838 und 1855 auch noch auf das Doppelte des ursprünglichen Betrags erhöht. Die Folge war, daß sich die Zahl der Brennereien in Ostpreußen von 1840—61 von 862 auf 521 verminderte. Das Zurückbleiben der Städte in der Bewohnerzahl und im Wohlstande sowie der Mangel an Eisenbahnen gestattet nicht die natürlichste und dabei doch ergiebigste Verfeinerung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, nämlich die Gewinnung des vorzüglichsten Schlachtviehs. Sie wird nur in der nächsten Nähe der Hafenplätze oder doch der Eisenbahnen für die großen Kosten und Mühen gelohnt. „Die Mastfähigkeit als Rasseeigenschaft der Thiere (des Rindviehs) zu entwickeln ist hier nie besonders erstrebt worden, auch wird sie immer noch nicht als ausschließlicher Zweck der Züchtung in Betracht gezogen, sondern nur als integrirend von jedem vorzüglichen und gesunden Arbeits- oder Milchvieh mit verlangt, weil den in unserer Provinz vorwaltenden Verhältnissen entsprechend die Fleischproduction in dritter Linie steht" („Festgabe"). Nicht wenig wird die ostpreußische Landwirthschaft auch durch die hohen Preise des Eisens in ihrer Entwickelung aufgehalten, für den großen Besitzer wird dadurch die Anschaffung von Maschinen, für den Bauern diejenige von guten Werkzeugen behindert. Bekanntlich tragen davon die

Digitized by Google

hohen Zölle auf fremdes Eisen die Schuld. Wenn der ostpreußische Landwirth mit unzureichendem Betriebskapital versehen ist und deswegen bei jedem bedeutenden Unfall sogleich der Subhastation verfällt, so liegt das nicht zum geringsten Theile an der veralteten preußischen Creditgesetzgebung. Von jeher ist der Besitzwechsel in der Provinz Preußen ein ausnehmend großer gewesen. Das erweist sich auch daran, daß (im Jahre 1858) von Rittergütern nur 49 zum „alten (hundertjährigen) und befestigten Grundbesitz" gehören, während nach ihrer Größe, im Verhältniß zu der Zahl 1858 im ganzen ältern Staate deren 429 auf sie treffen müßten. Wenn in den letzten schlechten Jahren die Zwangsverkäufe schon ohnedies wieder sehr überhandgenommen haben, so wird das gegenwärtige Nothjahr eine ganz außerordentliche Zahl von Besitzerfamilien zu Grunde richten. Dem Mangel an Betriebskapital ist es auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß so manche Meliorationsarbeiten noch ihrer Ausführung harren oder doch noch in zu beschränktem Umfange ausgeführt worden sind. So ist die Niederung der Memel, einer der fruchtbarsten Landstriche Deutschlands, noch nicht vor Ueberflutung, welche vom Kurischen Haff aus kommt, geschützt. In der Mitte des Jamars ist denn von dort die Kunde gekommen, daß seit Jahresfrist dort schon die fünfte Ueberschwemmung eingetreten ist und schreckliche Hungersnoth herrscht, wo die Bewohner sich eines solchen Reichthums erfreuen könnten wie die durch Dämme geschützten Weichselniederungen. Der Kaltgründigkeit des Bodens ist ebenfalls noch nicht in umfassender Weise durch Drainage abgeholfen, und die Schätze der überall verbreiteten Mergellager sind noch nicht genügend ausgebeutet.

Alle solche Mängel kann man aber viel weniger der Intelligenz und Betriebsamkeit der ostpreußischen Landwirthe zur Last legen, als neben der Ungunst der Natur und der frühern Schicksale der Provinz der geringen Fürsorge der Regierung. Im großen und ganzen ist die Behauptung gerechtfertigt, daß die Bodenerträge Ostpreußens die Höhe erreichen, welche Klima und Umstände gestatten. Wenn der dortige Landwirth wegen der genannten Hindernisse wenig im Stande ist, seine Erzeugnisse durch Fabrikbetrieb zu verfeinern, so weiß er doch seinen *Roherzeugnissen* meistens *eine vorzügliche Güte* zu geben. Daß der Weizen eine solche besitzt, ist schon erwähnt. Er sollte füglich nur in der Form von Mehl auf den Weltmarkt gebracht werden. Weniger Bedeutung haben für denselben die andern Getreidesorten und die Hülsenfrüchte, mehr wiederum die Oelfrüchte und die Wolle. In der Schafzucht leisten die Ostpreußen sehr Anerkennenswerthes; zur Zeit ist mehr die Fülle als die Feinheit der Wolle ihr Ziel. Den größten Ruhm hat sich die Provinz durch ihre herrlichen Rosse erworben. Das Verdienst dieser Zucht gebührt ebensowol dem Volk als der Regierung. Schon die alten Preußen sowie die Litauer betrieben sie mit Vorliebe. Der Ritterorden gründete dann Gestüte für stärkere Pferde, welche gepanzerte Reiter zu tragen vermochten. Es ist merkwürdig, daß sich neben denselben in der Provinz und zwar besonders bei den Nationallitauern sowie bei deren Stammesbrüdern im Russischen, der ursprünglich einheimische Schlag von winzigen Kleppern erhalten hat. Das berühmte Gestüt von Trakehnen hat Friedrich Wilhelm I. gegründet; es wurde durch eine Reihe von ausgezeichneten Männern, unter denen auch Domhardt, der ostpreußische Kammerpräsident unter Friedrich dem Großen, namhaft gemacht wird, zu seiner jetzigen Höhe gebracht. Aber auch Gutsbesitzer und Bauern, letztere besonders in Natangen, Litauen und einem Theile von Samland, züchten edle Pferde. Der Roßmarkt von Königsberg, auch der von Wehlau, wird von Pferdehändlern und Pferdeliebhabern aus ganz Europa besucht. Die Remonten für die preußische Cavalerie sind bis 1866 zu zwei Dritteln in Ostpreußen angekauft worden.

Daß die Ostpreußen einige uralte *Eigenthümlichkeiten der Landwirthschaft* beibehalten, hat nicht seinen Grund im trägen Schlendrian, sondern weil sie sich bei den dortigen

Digitized by Google

Naturverhältnissen als zweckmäßig bewähren. So dienen die hohen, schmalen Bete des Ackers dazu, den Ueberfluß des atmosphärischen Wassers, welches von dem thonigen Boden nicht durchgelassen wird und anders dessen Versumpfung herbeiführen würde, von der Saat abzuleiten. Die reine oder Schwarzbrache behalten sie bei, weil eine Vorfrucht ihnen das Umbrechen des Ackers zu spät gestatten und dasselbe bei seiner ebengenannten Beschaffenheit durch sein Harttrocknen zu großen Schwierigkeiten begegnen würde. Eine besondere Merkwürdigkeit unter den ostpreußischen Ackergeräthen ist die Zoche. Sie ist der Nationalpflug des lettisch-litauischen Stammes, welcher sich wegen seiner Zweckmäßigkeit auch dort behauptet hat, wo dieses Volk dem deutschen gewichen ist. Landwirthe, welche von fern her nach Ostpreußen kommen, nehmen zuerst regelmäßig an der plumpen, ungefügen Gestalt der Zoche Anstoß und treffen Anstalt, sie durch den zierlichen amerikanischen Pflug zu ersetzen, doch kehren sie ebenso regelmäßig zu ihr zurück und halten mindestens beide Werkzeuge nebeneinander.

Das Ergebniß unserer flüchtigen Prüfung der ostpreußischen Landwirthschaft besteht kurz darin, daß sie zwar mit Umsicht und Fleiß betrieben wird, auch zum Theil ganz vorzügliche Erzeugnisse liefert, daß sie aber zu sehr an volkswirthschaftlichen und natürlichen Hemmnissen leidet, um die höchste Stufe der Entwickelung zu erreichen.

Wenn wir uns nun auf den andern Gebieten der materiellen Cultur umsehen, so werden wir meistentheils denselben Erscheinungen begegnen: überall klare Einsicht in die Verhältnisse, Benutzung aller Vortheile, welche die Umstände bieten, muthige Versuche zum Vorwärtskommen, aber auch ebenso ein Scheitern an den Hemmnissen, welche nicht in der Gewalt der Menschen liegen. Wie sehr die Ostpreußen mit ihrer Einsicht über den Verhältnissen stehen, ergibt sich aus dem Zugeständnisse einer hervorragenden Körperschaft der Provinz, des Vorsteheramtes der Kaufmannschaft zu Königsberg in der „Denkschrift über den gegenwärtigen Nothstand", daß nämlich „Ostpreußen um 50 Jahre hinter der übrigen Welt zurück ist". Wenn man dann weiter dieses Zugeständniß dahin berichtigt, daß „die Provinz nicht die Schuld daran trägt", so werden wir bei unserer Untersuchung zu demselben Ergebniß gelangen.

Einen ziemlich sichern Maßstab für die materielle Entwickelung eines Landes gibt die Stärke seiner Bevölkerung ab, ziemlich sicher, denn es kommt nicht blos auf die Zahl, sondern auch auf die Eigenart der Bewohner an. Oberschlesien gibt dafür einen Beleg; es ist einer der volkreichsten Landstriche des Staats; dennoch ist die große Masse der Bevölkerung weder geistig noch materiell hoch entwickelt, sondern nimmt in beiden Beziehungen vielleicht unter allen Regierungsbezirken die niedrigste Stelle ein. Immerhin jedoch gibt die verhältnißmäßige Volkszahl einen Maßstab für den Wohlstand eines Landes. Ostpreußen nun ist beinahe die mindest bevölkerte der ältern Provinzen des Staats. Es besaß nämlich im Jahre 1864:

Ostpreußen	auf	706,4	Quadratmeilen	1,761474	Bewohner, mithin	2493,6	auf 1 Quadratmeile,
Pommern	„	567,7	„	1,437375	„ „	2492,6	„
Westpreußen	„	471,7	„	1,253118	„ „	2508,2	„
Posen	„	536,2	„	1,523729	„ „	2841,7	„
Rheinland	„	487,1	„	3,336195	„ „	6850	„

Der ganze Staat hatte im Durchschnitt auf 1 Quadratmeile 3800 Seelen. Ostpreußen ist also nächst Pommern, das es 1864 um 1 Seele auf 1 Quadratmeile übertraf, die am schwächsten bevölkerte Provinz. Doch ist es wahrscheinlich, daß die Zählung von 1867 auch ein Zurückstehen hinter Pommern ergeben wird. Von Posen und Westpreußen, den sonst volksärmsten Provinzen, war es schon 1864 überflügelt, von der volkreichsten Provinz Rheinland um $1^2/_3$, vom Durchschnitt des Staats um mehr als die Hälfte.

Digitized by Google

Die Wahrscheinlichkeit, daß Ostpreußen in der verhältnißmäßigen Volkszahl gegenwärtig schon hinter Pommern zurücksteht, beruht nicht blos auf den besondern Unfällen, welche die Provinz seit 1864 betroffen haben, sondern auch auf der verhältnißmäßig größten Sterblichkeit, welche die Provinz durchschnittlich trifft. Nach Richard Böckh („Staats-Lexikon") folgen die ältern Regierungsbezirke Preußens nach einem fünfundvierzigjährigen Durchschnitt in der Sterblichkeit also aufeinander: Gumbinnen (3,88 Proc. der Bevölkerung), Königsberg, Bromberg, Posen, Danzig, Marienwerder, Frankfurt, Oppeln, Breslau (3,13 Proc.), Liegnitz, Magdeburg, Berlin (2⅔ Proc.), Köln, Aachen, Münster, Minden, Erfurt, Merseburg, Stettin, Stralsund, Düsseldorf, Koblenz, Trier, Arnsberg, Potsdam (ohne Berlin) und Köslin. Im ganzen Staate beträgt die Sterblichkeit 2,874 Proc. Ostpreußen übertrifft den Staat also um etwa 1 Proc. Dieses ungünstige Verhältniß wird durch die Strenge des Winters nicht hinreichend erklärt. In Skandinavien ist sie noch größer und doch ist die Sterblichkeit dort unter allen europäischen Ländern fast die geringste. Ich möchte das vielmehr durch die Armuth der Provinz erklären, indem der gemeine Mann keine dem Klima angemessene Nahrung und besonders Kleidung auf sich wenden kann.

Noch ungünstiger als das Verhältniß der Gesammtbevölkerung stellt sich das Verhältniß der Bewohner der Städte, also der Sammelpunkte der Cultur, zu denen des platten Landes im Vergleich zu den andern alten Provinzen des Staats. In Ostpreußen lebten 1864 in Städten 363150, auf dem Lande 1,398327 Seelen. Das Verhältniß der Städter zu den Landbewohnern war also = 1 : 3,85, in Westpreußen = 1 : 3,02, in Posen = 1 : 2,69, in Pommern = 1 : 2,27, in Schlesien = 1 : 3,52 (in Oberschlesien freilich = 1 : 5,3), im Staate = 1 : 2,22.

Diesem Verhältniß entsprechend ist auch die städtische Industrie gegen andere Provinzen zurückgeblieben. Das zeigt sich schon in der Zahl der Handwerker, noch mehr aber in der Fabrikthätigkeit. Ich finde dieselbe nur für die ganze Provinz Preußen nachgewiesen und muß mich also damit begnügen, diese ohne Absonderung der östlichen Hälfte zu vergleichen. Es waren in ihr nach der „Festgabe" im Jahre 1862 nur 8404 Gewerbsanstalten, einschließlich Mühlen, mit 29256 darin beschäftigten Personen. Es trafen also 1 Fabrik auf 341 Seelen und 1 Fabrikarbeiter auf 91,7 Seelen. In den sonst am wenigsten industriereichen Provinzen stellte sich das Verhältniß dagegen so heraus:

Posen	5773 Fabriken	= 1	auf	257 Seelen,	18981 Arbeiter	= 1	auf	78 Seelen,
Pommern	5287 „	= 1	„	264 „	23267 „	= 1	„	59 „
Im ganzen Staat	82290 „	= 1	„	224 „	766180 „	= 1	„	24 „

Hier trifft also leider das Wort vom funfzigjährigen Zurückbleiben zu. Vierunddreißig größere Industriezweige des Staats: Baumwollspinnereien, Webstühle und Fabriken für Seiden- und Sammtwaaren, Nähnadel- und Porzellanfabriken u. a. kommen in der Provinz gar nicht vor.

In ähnlicher Weise steht die Provinz Preußen in der Rhederei gegen die andern Provinzen zurück. Vor dem Jahre 1866 besaß sie von den gesammten Flußfahrzeugen des Staats nur 10¾ Proc., während 31½ Proc. Brandenburg, 28¾ Proc. der Rheinprovinz und 16½ Proc. Sachsen gehörten. Von den Seeschiffen gehörten damals 70 Proc. der Provinz Pommern, nur 28 Proc. der Provinz Preußen, 2 Proc. binnenländischen Provinzen. Seitdem Schleswig-Holstein und Hannover erworben sind, nimmt Preußen und namentlich Ostpreußen einen noch viel ungünstigern Platz ein. Der preußische Staat besaß Anfang 1866 überhaupt 1465 Seeschiffe mit 194049 Lasten Tragfähigkeit, darunter Königsberg mit 13 Schiffen von 2621 Last, Memel mit 95 Schiffen von 22243 Last, Danzig mit 123 Segel- und 13 Dampfschiffen von zusammen 36159

Digitized by Google

Normallasten, Elbing mit 11 Segel- und 14 Dampfschiffen von 2050 Last, also Ostpreußen zusammen mit 108 Schiffen von 24864 Last, Westpreußen 151 Schiffe von 38209 Last. Hannover brachte 932 Schiffe von 62148 Last, Schleswig-Holstein 713 Schiffe von 53776 Last zu. Der Staat besaß demnach 1866 im ganzen 3110 Seeschiffe mit 309974 Lasten Tragfähigkeit, davon kamen in der Zahl der Schiffe auf Ostpreußen 3,5 Proc., Westpreußen 4,8 Proc., Hannover 30 Proc., Schleswig-Holstein 22,9 Proc., in der Tragfähigkeit auf Ostpreußen 8 Proc., Westpreußen 12,3 Proc., Hannover 20,5 Proc., Schleswig-Holstein 17,3 Proc. Sonach steht nur die ganze Provinz Preußen in der Tragfähigkeit der Schiffe Hannover gleich und über Schleswig-Holstein, in der Zahl der Schiffe noch immer hinter jeder dieser neuen Provinzen.

Die Zahl der Seeschiffe vor 1806, in welchem Jahre die Engländer unsere Rhederei fast vernichteten, haben die ostpreußischen Handelsplätze bisjetzt noch nicht wieder erreicht; Königsberg besaß damals 82, Pillau 10, Memel 25, Ostpreußen zusammen also 117 Seeschiffe. Doch ist die Tragfähigkeit jetzt zusammen größer als damals.

Der Schiffsverkehr der Hafenplätze hat sich zwar im allgemeinen seit 20 Jahren bedeutend gehoben; insbesondere trifft das aber nur den Hafen von Königsberg, während Memel nach einem großen Aufschwunge während des Krimkriegs sich höchstens auf gleicher Höhe erhalten hat. Von Pillau liefen im Jahre 1847 962, 1854 1064, 1855 1334, 1856 1211, 1865 1239, von Memel im Jahre 1847 912, 1854 1615, 1855 1691, 1856 945, 1865 926 Schiffe aus. Nirgends so sehr als hier springt es in die Augen, welchen Nachtheil die russische Grenzsperre Ostpreußen bringt, und zugleich, daß die Bewohner der Provinz, was man von ihrer eigenen Thätigkeit verlangen kann, im wesentlichen vollständig leisten. Pillau, der Hafen von Königsberg, hat nur das verhältnißmäßig kleine, aber fast ausschließlich ostpreußische Flußgebiet des Pregel als Hinterland; dennoch ist sein Schiffsverkehr durchschnittlich um die Hälfte größer als derjenige von Memel, welcher das viel größere, aber bei weitem zum größten Theile jenseit der Staatsgrenzen liegende Gebiet des Memelstromes als Hinterland besitzt. Memel müßte mit seinem tiefen, stets zugänglichen Hafen bei ungekünstelten Verhältnissen einen mindestens ebenso großen Verkehr haben als Riga; da die Düna kaum ein größeres, jedenfalls nicht ein erzeugnißreicheres Gebiet hat als die Memel, da sein Hafen vier Monate zugefroren ist und dessen Zugang durch flaches und unsicheres Fahrwasser bei Cap Domesnäs sehr beschwerlich und gefahrdrohend ist. Dennoch hat Riga einen bei weitem stärkern Verkehr und ist besonders in fortwährendem großen Aufschwunge begriffen; 1865 liefen 2342 Seeschiffe von dort aus gegen 926 von Memel. Es hat damit sogar Danzig, den zweiten Hafenplatz des alten preußischen Staats, fast erreicht, da von dort 1865 2527 Schiffe ausgingen. Ich kann nicht ermitteln, wie Memels Hafenverkehr vor 1806 war, als die Memel oberhalb der Stelle, wo sie jetzt in preußisches Gebiet tritt, bis gegen Grodno preußischer Grenzstrom war und Rußland sich überdies auch nicht so absperrte wie jetzt. Viel bedeutender ist er damals sicher gewesen.

Als ein Beweis ostpreußischer Geschäftsumsicht und Betriebsamkeit ist in Bezug auf die Rhederei noch nachzuholen, daß dieselbe in Königsberg zu so geringem Umfang zusammengeschrumpft ist, weil die niedrigen Schiffsfrachten darin eine schlechte Kapitalsanlage bewirken, daß die Königsberger aber ihre wenigen Schiffe überall dahin schicken, wo am meisten zu verdienen ist, und das war vor drei und mehr Jahren im Weißen, im Schwarzen Meere und in den chinesischen Gewässern der Fall.

In Einer Art der Verkehrsmittel steht Ostpreußen keiner andern Provinz nach. Wenn auch die natürlichen und künstlichen Wasserstraßen zusammengenommen in der ganzen Provinz Preußen gegen den Durchschnitt des ganzen Staats in ihrer Längenausdehnung noch um etwa ein Sechstel nachstehen, so behaupten doch die fast ausschließlich in Ost-

Digitized by Google

preußen laufenden Kanäle dieser Halbprovinz vor den übrigen den Vorzug. Berühmt ist der erst 1860 fertig gewordene Oberländische Kanal durch die trockene Verbindung, welche zwischen den höhern und niedern Wasserbehältern dadurch hergestellt ist, daß die Kähne und Flöße auf gewaltigen Wagen über eine schiefe Ebene befördert und im Wasser wieder abgesetzt werden. Er ist 23 Meilen lang, verbindet die oberländischen Seen unter sich und mit Elbing und kostet $1\frac{1}{3}$ Mill. Thlr. Der 12 Meilen lange Johannisburger Kanal verbindet die großen masurischen Seen untereinander und soll durch Schiffbarmachung der Angerapp künftig die Verbindung mit dem Pregel herstellen. Dieser Strom ist wiederum durch die Deime und durch Küstenkanäle mit der Memel in Verbindung gesetzt. Endlich ist für die Stromfahrzeuge, welche von der Mündung der Memel auf dem Kurischen Haff nach der Stadt Memel segeln, die Umschiffung der gefährlichen wiedenburger Ecke durch einen Küstenkanal vermeidlich gemacht.

Wir kommen zu den Chausseen, in welchen Ostpreußen wieder sehr zurücksteht. Auch hier sind wir jedoch nicht im Stande, Ost- und Westpreußen zu trennen, da die betreffenden Veröffentlichungen immer die ganze Provinz umfassen. Im ganzen Staate in seinem Umfange von 1866 waren am Ende desselben Jahres 4253,4 Meilen Chausseen, nämlich 1871 Meilen Staatschausseen, 710,8 Meilen Provinzial- und Bezirkschausseen, 1659,8 Meilen Kreis-, Communal-, Actien- oder Privatchausseen und 11,8 Meilen Bergwerkschausseen. Die letztern drei Kategorien als Communal- und Privatchausseen zusammengefaßt, besaßen Ende 1866

	Staatschausseen. Meilen.	Comunal- und Privatchausseen. Meilen.	Chausseen überhaupt. Meilen.
Die ältern Provinzen des Staats zusammen . . .	1871	2382,4	4253,4
Die Provinz Preußen . .	287,3	303,2	590,2
„ „ Schlesien . .	269,6	310,5	580,1
„ „ Sachsen . . .	251,5	224,9	476,4
„ „ Westfalen . .	283,8	294,3	578,1
„ „ Rheinland . .	303	564,1	867,1

Auf je 10 Geviertmeilen kommen durchschnittlich:

	Chausseen überhaupt. Meilen.	Staatschausseen. Meilen.
In den ältern Provinzen des Staats zusammen	8,3	3,6
„ der Provinz Preußen	5	2,4
„ „ „ Schlesien	7,9	3,7
„ „ „ Sachsen	10,4	5,5
„ „ „ Westfalen	15,7	7,7
„ „ „ Rheinland	17,8	6,2

Diese trockenen Zahlen verrathen nicht jedermann sogleich die Schwere ihrer Bedeutung. Es folgt aber daraus, daß, wie die „Denkschrift" der königsberger Kaufmannschaft sagt, „viele Kreise der Provinz, namentlich die nach der polnischen Grenze hin gelegenen, 8—10, einige 16—20 Meilen zum Theil unchaussirten Wegs zu machen haben, um ihren Absatzort oder die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Noch heute muß die Hälfte der Provinz (Ostpreußen) die Transportkosten für Getreide bis Königsberg auf 6—12 Sgr. pro Scheffel veranschlagen, sodaß dieselben oft zweimal mehr betragen als die Kosten des Transports von Königsberg nach England"!

Daß Ostpreußen, namentlich der Bezirk Gumbinnen, auch hinter Westpreußen zurücksteht, erhellt aus einer Berechnung der „Festgabe" für das Jahr 1862, welche wesentlich wol noch heute zutreffen dürfte. Es besaß damals:

Digitized by Google

Regierungsbezirk	Gumbinnen . .	86,6	Meilen	Chausseen,	mithin	1	Meile auf	3½ Quadratm.
„	Königsberg . .	162,2	„	„	„	1	„ „	2½ „
„	Danzig . . .	71,0	„	„	„	1	„ „	2½ „
„	Marienwerder .	192,0	„	„	„	1	„ „	1⅔ „

Am schlechtesten ist es im Vergleich zu den andern ältern Provinzen des Staats mit den Eisenbahnen in Preußen bestellt. Jene mit Einschluß von diesem befaßen am Ende des Jahres 1866 zusammen 874,2 Meilen Eisenbahnen im Betriebe, worunter 242,6 Meilen Staatsbahnen. Das Verhältniß der vorhandenen Eisenbahnstrecken gestaltet sich zu dem Flächenraum und der Einwohnerzahl der einzelnen Provinzen folgendermaßen:

Es kommen	auf je 100 Quadratmeilen	auf jede halbe Million Einwohner
in der Provinz Preußen . . .	7,2 Meilen Eisenbahn,	14 Meilen Eisenbahn,
„ Posen	10,7 „ „	18,4 „ „
„ Pommern . .	10,2 „ „	20,4 „ „
„ Schlesien . . .	23,4 „ „	24,3 „ „
„ Brandenburg .	15,7 „ „	21,8 „ „
„ Sachsen . . .	24,3 „ „	27,2 „ „
„ Westfalen . . .	28,9 „ „	31,9 „ „
„ Rheinland . .	34,7 „ „	25,1 „ „
durchschnittlich in den ältern Provinzen .	17,5 „ „	22,6 „ „

Diese Zahlen beweisen ohne Erläuterung, wie weit die Provinz Preußen hinter den andern Provinzen im Eisenbahnbau zurückgeblieben ist.

Es ist noch des Handels von Ostpreußen zu gedenken. Seine Lage am Meere mit guten Häfen scheint es von Natur zu einem starken Handel zu bestimmen, namentlich zum Durchgangshandel. Letzterer hat sich seit Herstellung der Eisenbahnverbindung von Königsberg mit Petersburg über Eydtkuhnen zwar merklich gehoben, indem besonders im Winter, während die Häfen von Petersburg und Riga unzugänglich sind, viele Schiffe aus England und Frankreich ihre Ladungen, namentlich Thee, in dem fast immer offenen Hafen von Pillau löschen, von wo die Güter dann auf der Eisenbahn nach Westrußland und selbst bis Petersburg gehen, während sie früher zum Theil auf dem weitern und kostspieligern Wege über Hamburg, Berlin, Schlesien und Warschau nach jenen Absatzgebieten befördert wurden. Indeß ist dieser Handelsaufschwung doch bei weitem nicht so groß, wie er bei Forträumung der russischen Zollschranken sich gestalten würde. Auch beabsichtigen die Russen schon eine Gegenmaßregel, durch welche sie diese Handelsstraße wieder ganz auf ihr Gebiet verlegen; sie verbinden ihren einzigen, wenn auch kleinen Hafen, welcher ebenfalls dem Winterfrost nicht erheblich unterliegt, nämlich Libau, durch eine Eisenbahn mit Riga und sonach mit Petersburg. Der Werth des im Jahre 1865 über Königsberg nach Rußland, besonders nach Petersburg und Moskau eingeführten Thees betrug über 8 Mill. Thlr., mit den andern Colonialwaaren 9,403900 Thlr., derjenige der Manufacturwaaren 1,638800 Thlr., der Consumtibilien 2,485800 Thlr.

Die Durchfuhr aus Rußland nach den Häfen besteht vorzugsweise aus Holz, Flachs und Getreide. Sie hat sich ebenfalls gesteigert, seitdem der Zollverein alle Durchgangsabgaben aufgehoben hat, was jedoch erst 1860 geschehen ist. Holz und Flachs gehen meistens über Memel, Getreide über Königsberg. Die langersehnte Aufhebung der Eingangsabgaben auf Getreide und Oelsaaten sowie auf Steinkohlen, welche durch den französischen Handelsvertrag seit dem Sommer 1865 endlich eingetreten ist, die gleichzeitig gestattete freie Ausfuhr von Wolle, Häuten und Lumpen, endlich die seit dem gegenwärtigen Jahre eingetretene Aufhebung des Salzmonopols kann nicht verfehlen, den Durchfuhrhandel in diesen Artikeln stark zu beleben. Ueber die Wirkung der Maßregeln bis jetzt sind mir noch keine zuverlässigen Berichte bekannt.

Digitized by Google

Die Ausfuhr Ostpreußens besteht fast ausschließlich aus Getreide, Hülsenfrüchten und Oelsamen. Da der Acker zur Erzeugung dieser Früchte seine werthvollsten Bestandtheile hergeben muß und da ihrer Ausfuhr keine Einfuhr von Düngemitteln gegenübersteht, so muß dadurch mit der Zeit eine Verarmung des Bodens eintreten. Sie würde sich jetzt schon bemerklich machen, wenn die neuere Ackerbaukunst den Landwirth nicht gelehrt hätte, die Nahrungsstoffe des Untergrundes und selbst der tiefern Erdschichten mitzubenutzen. Wie dem auch sei, die Getreideausfuhr Ostpreußens hat seit etwa anderthalb Jahrzehnten allmählich einen solchen Umfang gewonnen, wie sie ihn noch nicht gehabt hat, seitdem darüber Nachweise geführt worden sind. Selbstverständlich haben die vielen schlechten oder Fehlernten des letzten Jahrzehnts sich auch dabei merklich gemacht. Zu dem günstigen Erfolge haben zusammengewirkt: die höhere Bodencultur, die Aufhebung der englischen Korngesetze, die Vermehrung der Chausseen, Kanäle und Eisenbahnen und die Aufhebung des Sundzolls im Jahre 1857. Da drei Viertel des Handels von Ostpreußen über Königsberg gehen, so wird es genügen, die Ausfuhr dieses Handelsplatzes an Getreide und Hülsenfrüchten seit 1856 in Zahlen darzustellen. Sie betrug 1856 16215 Last (zu 56½ Scheffeln), 1857 42475, 1858 57581, 1859 66739, 1860 85623, 1861 98379, 1862 75392, 1863 54829, 1864 69733, 1865 38377 Last.

Im Jahre 1864 war die Witterung den Sommer über sehr naß, daher die Ernte eine schlechte, was sich in dem Ausfuhrausfall des folgenden Jahres bemerklich macht. Der Handelsbericht von 1866 ist mir noch nicht zugänglich gewesen; in ihm muß sich die noch größere Nässe und Kälte, besonders im Frühjahre 1865 bemerklich machen.

Während die Einfuhr der nicht so stark in das Gewicht fallenden, aber kostbaren Fabrikerzeugnisse, welche Ostpreußen überwiegend bedarf, auf der Ostbahn geschieht und deswegen nicht genau berechnet werden kann, geht diejenige der schweren Güter und der Roherzeugnisse nach wie vor über die Hafenplätze, namentlich Königsberg. Sie besteht hauptsächlich aus folgenden Artikeln: Manufacturwaaren, besonders Baumwolle und Baumwollwaaren (Königsberg 1865, nach Abzug der weiter beförderten, im Werthe von etwa 1⅕ Mill. Thlr.), „Consumtibilien", besonders gebrannte Getränke, Zucker, Heringe und Taback (Königsberg 1865, nach demselben Abzug, gegen 4 Mill. an Werth), Eisen, Eisen-, Kurze und andere Metallwaaren, Werkzeuge und Maschinen (Königsberg 1865 gegen ½ Mill.), mineralische Rohproducte und Waaren, besonders Steinkohlen (Königsberg 1865 für 450000 Thlr.). Die Zollfreiheit der Steinkohlen, welche im Sommer 1865 eintrat, konnte sich noch nicht merklich machen.

Zum Schluß noch eine Uebersicht des Werthes des auswärtigen Handels der ostpreußischen Hafenplätze im Jahre 1865, verglichen mit demjenigen von Danzig und Riga:

	Einfuhr.	Ausfuhr.
Königsberg	16,835277 Thlr.	7,104500 Thlr.
Memel	2,775340 „	6,809670 „
Danzig	6,560930 „	20,352408 „
Riga	7,998640 Rubel.	25,295100 Rubel.

Den Rubel dem Thaler wegen seines schlechten Curswerthes gleichgesetzt, übertrifft Riga also nicht blos Memel und Königsberg, sondern auch Danzig.

Indem ich somit in den Hauptzweigen der materiellen Cultur ein größtentheils sehr augenfälliges Zurückbleiben Ostpreußens hinter den andern Provinzen des Staats nachgewiesen habe, beharre ich dennoch bei der Behauptung, daß diese Cultur eine hohe ist, deren sich seine Bewohner nicht zu schämen haben, wenn man die ihr entgegenstehenden außerordentlichen Hindernisse in Betracht zieht. Auf die Erörterung dieser künstlichen Schwierigkeiten, welche den mächtigen natürlichen hinzutreten, komme ich weiterhin zurück.

Digitized by Google

Hier will ich nur noch mit einigen Worten nachweisen, daß Ostpreußen in der geistigen Cultur ohne Vorbehalt den andern Provinzen des Staats mindestens gleichsteht und daß es an der großen Geistesarbeit des ganzen deutschen Volks einen hervorragenden Antheil nimmt. Ich verstehe unter geistiger Cultur die Belebung und Ausbildung der geistigen Kräfte eines Volks zur höchsten Entwickelung und Bethätigung. Eine Hauptbedingung dieser Geistesentfaltung ist die Freiheit.

Die Befreiung von den Schranken der Roheit und Unwissenheit hat seit der Reformation die Schule, meistens Hand in Hand mit der Kirche, in Ostpreußen wie in allen protestantischen Ländern in hohem Grade ausgeführt.

Die materiellen Schranken, die Armuth, welche dem Menschen nicht gestattet, sich über die Sorgen für die leibliche Nothdurft zu erheben, sind zwar in Ostpreußen immer verhältnißmäßig stark gewesen, doch waren sie — und das ist sehr bemerkenswerth — wenigstens in seiner Hauptstadt am meisten fortgeräumt, als das Geistesleben dort die höchsten weltgeschichtlichen Blüten trieb, zur Zeit als Kant von dort seine Lichtstrahlen über die ganze Culturwelt aussendete. Kant starb 1804. Im Frühjahr 1806 trat die brutale Zerstörung der preußischen Rhederei und des Handels durch die Engländer, im Herbst desselben Jahres der unglückliche Krieg mit den Franzosen ein, der 1807 auf ostpreußischem Boden ausgefochten wurde und das unglückliche Land fast ganz seines Wohlstandes beraubte; 1812 wurde es durch die durchziehende große französische Armee vollends ausgesaugt. Indeß hatte der vorhergegangene Wohlstand doch seine Wirkung gehabt; die hohe Geistescultur Ostpreußens dauerte viel länger als sein Wohlstand. Die nächste Probe davon gab es in seiner großartigen Erhebung gegen die Fremdherrschaft im Jahre 1813, indem es dadurch den Anstoß zur Ermannung der andern deutschen Landschaften und Stämme gab. „Die Kantische Philosophie", sagt Häusser in seiner „Deutschen Geschichte", „mit ihrem tüchtigen Kern altprotestantischen Wesens, ihrer Nüchternheit und Sittenstrenge war hier aus der Schule in das Leben eingedrungen und die Lehre tief eingewurzelt, daß die Pflicht um der Pflicht willen geschehen müsse, ohne Rücksicht auf Genuß oder Lohn." Der Geist überwand oder vielmehr er schuf die Materie. Das so tief verarmte, theilweise verödete Land brachte nicht nur ein ganzes heldenmüthiges Heer aus seiner Mitte auf, sondern versorgte es auch mit Pferden, Waffen, Kleidung und Unterhalt. Nirgends und niemals hat sich der Werth freier Wissenschaft für das praktische Staatsleben in höherm Maße erwiesen als 1813 in Königsberg und gleichzeitig in Berlin, wo ein anderer „Atheist", der gewaltige Fichte, die Männer zur höchsten sittlichen Willensstärke und Aufopferung schulte.

Nach der Abschüttelung des fremden Jochs trat für ganz Preußen, auch für Ostpreußen, eine Periode der geistigen Erschlaffung und des Rückstauens von oben ein. Man hatte zwar noch Achtung vor der Wissenschaft, aber die höhern Stände suchten sie doch von dem Volke abzusperren und fingen damit an, daß sie sich selbst von ihr absperrten. So kam es denn, daß zwar an der königsberger Hochschule noch Namen wie Herbart, Lobeck, Burdach, Bessel, Jacobi (der Mathematiker), Voigt, Dieffenbach, Dulk glänzten, daß dabei aber doch aus Ostpreußen für die Gegenwart als Zöglinge jener Periode nur Staatsmänner in die höchsten Staatsämter gelangt sind, welche sich mit den Schön, Boyen, Dohna, Dönhof, Auerswald, Brünneck nicht messen können, welche aus Kant's anregender und erhebender Geistessphäre hervorgingen!

Ein Glück für Ostpreußen, daß es in jener geistesöden, verknöchernden Zeit unter der Leitung des edeln, hochsinnigen Schön stand; er linderte nicht nur die Wunden, an welchen die Provinz vom Kriege her blutete, sondern that noch mehr dafür, daß sich dort die Geistesbildung in weitern Kreisen des Volks verbreitete. Das höhere und auch das Volksschulwesen erreichte unter ihm eine hohe Blüte. Der aufgeklärte Schulrath

Digitized by Google

Dinter bereiste damals mit dem Stock in der Hand die Dorfschulen und schrieb Schulbücher, die von seinen orthodoxen Nachfolgern längst versemt und ausgerottet sind.

Im Februar 1868 ist von dem Unterrichtsminister von Mühler dem preußischen Landtage eine vergleichende Uebersicht der bei den Ersatzmannschaften 1866/67 vorgefundenen „Schulbildung" vorgelegt worden, welche meine Behauptung der hohen Geistescultur in Ostpreußen zu widerlegen scheint. Es sind danach von den Ersatzmannschaften der Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen 10,10 Proc. ohne Schulbildung vorgefunden. Ueberboten wird dieses Verhältniß nur noch von den Regierungsbezirken Posen (13,34 Proc.), Bromberg (14,47 Proc.), Marienwerder (15,19 Proc.) und Danzig (16,21 Proc.). Sonst kommt ihm nur Oppeln mit 7,47 Proc. nahe, während von den übrigen Bezirken keiner 3 Proc. erreicht und Magdeburg das günstigste Verhältniß von 0,13 Proc. bietet. Eine Erklärung dieser Verschiedenheit der Verhältnisse ist schwierig; jedenfalls haben immer verschiedene Gründe für und wider eingewirkt; ein einziger Erklärungsgrund wird immer auf theilweisen Widerspruch durch die Thatsachen stoßen. Derjenige der „Volks-Zeitung", daß nämlich der große Grundbesitz einen schlechten Schulbesuch mit sich bringe, weil der Gutsbesitzer ein Interesse an demselben habe, ist gut, wird aber durch das günstige Verhältniß von Hinterpommern (1,92 Proc.) widerlegt, da dort ganz besonders wenig kleine und mittlere Grundbesitzer vorhanden sind. Wenn sie ferner meint, daß viele und große Städte das Verhältniß auf dem Lande verschlechtern, weil schwächliche junge Männer mit Schulbildung in dieselben zögen, so müßten in Ostpreußen, wo eben wenige und verhältnißmäßig kleine Städte sind, dem platten Lande die geschulten jungen Leute mehr erhalten bleiben. Mir scheint der wichtigste Erklärungsgrund für den schlechtern oder bessern Schulbesuch die größere oder geringere Entfernung der Schule zu sein. Wenn dieselbe in der Nähe, besonders am Wohnort des Schulkindes selbst ist, wird es den Unterricht viel seltener, besonders im Winter, auf dem Lande überall wirthschaftlich die bequemste Schulzeit, versäumen, als wenn es bei schlechtem Wetter über Feld vielleicht stundenlang dahin zu gehen hat. Folgende Zusammenstellung der Zahlen in den ältern Provinzen Preußens wird meine Ansicht in der Hauptsache bestätigen:

Provinz	Hat auf eine Quadratmeile	Stellt Rekruten ohne Schulbildung
Preußen	4,1 Schulen,	12,28 Proc.
Posen	4,2 „	13,80 „
Pommern	4,7 „	1,19 „
Brandenburg . .	4,4 „	0,81 „
Schlesien	5,5 „	3,42 „
Sachsen	6,6 „	0,17 „
Westfalen	6,1 „	1,63 „
Rheinland . . .	9 „	0,68 „

Nächst der Entfernung der Schule wird die mehr oder weniger festgewurzelte Sitte des Schulbesuchs von Wichtigkeit sein. Darum werden protestantische Gegenden und Provinzen darin ein günstigeres Verhältniß aufweisen als katholische. Die Zertheilung des Grundbesitzes kommt wol erst in dritter Linie in Betracht.

Wenn wir die Volksschulbildung der Ostpreußen insbesondere in Betracht ziehen, so muß anerkannt werden, daß sie zu deren Erwerbung mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Die Bevölkerung ist dort beinahe die dünnste unter allen Provinzen, die Schulen sind am allerentlegensten, die Kälte im Winter am größten, die Wohlhabenheit fast am geringsten; sonach werden auch die Schulkinder am schlechtesten gekleidet und genährt sein. Wenn Ostpreußen vor Posen und Westpreußen noch einen Vorzug in der Schulbildung genießt, so ist das seinen Bewohnern zum Verdienst anzurechnen.

Digitized by Google

Im übrigen ist die Schulbildung nur ein sehr beschränkter Maßstab zur Beurtheilung des wirklichen Bildungsstandes des Volks. Der Fertigkeit im Lesen ist erst ein Mittel, Bildungsstoff in sich aufzunehmen, welches auf dem Lande oft fast ganz unbenutzt bleibt. Es wird auch niemand, der beide Volksstämme kennt, behaupten wollen, daß der Ostpreuße an Bildung unter dem Oberschlesier stehe.

Ein werthvolleres Bildungsmoment für das Volk in Ostpreußen scheint mir in der verhältnißmäßig höhern Bildungsstufe der wohlhabenden Stände, besonders des Bürger- und Gutsbesitzerstandes sowie in deren Freisinnigkeit, dem nahen und guten Verhältniß zu liegen, in welchem die Gutsbesitzer zum Volke stehen. Ein Beleg dafür ist die Gründung und Unterhaltung der „Bürger- und Bauernzeitung", welche hauptsächlich das Werk von Gutsbesitzern ist. Welche andere Provinz Preußens kann sich einer gerade von diesem Stande ausgehenden ähnlichen volks- und freiheitsfreundlichen Anstalt rühmen? Da ist sicher noch immer die erhabene Sittenlehre Kant's wirksam, welche die persönliche wie die Standesselbstsucht als ganz unberechtigt verwirft und die Gleichheit der Menschenrechte und Pflichten lehrt.

Es ist ein wesentlich nichtostpreußischer Einfluß, welcher von den dortigen Beamten seit der Mantenffel'schen Zeit auf das Volk im feudalistischen Interesse ausgeübt wird. Früher war das ganz anders; die größte Freisinnigkeit und Aufklärung fand man unter den Beamten. Aus ihrer Mitte ging das politische Leben und Regen der ersten vierziger Jahre in Königsberg hervor. Selbst der religiöse Fortschritt fand in Ostpreußen damals in einem Beamten, in dem Divisionsprediger Rupp, seinen bedeutendsten Vertreter; er wurde der Gründer der königsberger Freien Gemeinde.

Es könnte noch manches hervorgehoben werden, wodurch die Ostpreußen seit der Umwandlung der Beamten ihren Unabhängigkeits- und Freiheitssinn bethätigt haben, manches Charakteristische und Verdienstliche in der Politik, in der Literatur, in der Wissenschaft. Doch genüge das Gesagte, um die geistige und sittliche Tüchtigkeit des Stammes zu bezeichnen. Die hervorragende Stellung der Ostpreußen in der Fortschrittspartei Preußens, welche von ihnen hauptsächlich begründet wurde, ist überdies jedermann gegenwärtig. Nur des Urtheils, welches der gegenwärtige Inhaber des Lehrstuhls von Kant, Karl Rosenkranz, über den Königsberger und somit im wesentlichen wol auch über den Ostpreußen fällt, sei noch gedacht; danach ist derselbe „von unerbittlicher Verständigkeit; die Deutlichkeit der Begriffe, die Klarheit der Urtheile sind für ihn eins der wesentlichsten Erfordernisse". Damit kehren wir wieder (in einem zweiten Artikel) zu den volkswirthschaftlichen Zuständen der Provinz zurück.

Madame Roland.

Ein Essay nach den neuesten Memoiren.

Von Feodor Wehl.

Zweiter Artikel.

Wir haben im ersten Artikel die Roland bis in das Gefängniß der Abtei begleitet; sie betrat es mit eigenen und ganz seltsamen Empfindungen. Um dieselben verstehen zu können, muß man die Lage, in der sich Madame Roland befand, sich zu vergegenwärtigen suchen. Mit ihrem Gatten und dem Manne ihres Herzens in das Schicksal der untergehenden Gironde verwickelt, hat sie mit bewunderungswürdiger Ausdauer und eiserner Besonnenheit sowie mit einem nicht hoch genug anzuschlagenden Muthe alles

Digitized by Google

gethan, was unter solchen Umständen in eines Menschen Kräften stehen konnte, um das Leben und die Ehre Roland's vor seinen Verfolgern sicherzustellen. Aufathmend betrat sie die Schwelle des Kerkers. Sie hatte ihre Pflicht als Gattin, Mutter und Bürgerin redlich gethan. Nun durfte sie endlich auch an sich selbst, d. h. an ihre Liebe denken. Hinter Schloß und Riegel, gewissermaßen gegen ihre Leidenschaft und deren bezwingende Macht geschützt, konnte sie ohne Gefahr für ihren Ruf und ihre Stellung sich derselben in völlig rücksichtsloser Weise überlassen. Sie konnte an Buzot Geständnisse schreiben, die sonst vielleicht niemals ihrer Feder entschlüpft sein würden, Geständnisse, die, wie Eugène Crépet in seinem „Trésor épistolaire de la France" mit Recht behauptet, niemals die Liebe im Kampfe mit der Pflicht beredter und begeisterter unter tragischen Umständen gezeigt haben. Madame Roland's Briefe wetteifern hier mit der erhabensten Sprache der Dichtung, und man hat die heroische Größe des Ausdrucks nicht mit Ungrund mit dem Pathos der Pauline im „Polyeucte" von Corneille verglichen. Jedenfalls vermochte bisher kaum irgendein Poet einen sittlichen Conflict mit gleicher Feinheit und Tiefe hinzustellen, wie es hier in diesen Zeilen geschieht, welche die ganze casuistische Scharfsinnigkeit der Passion zu Tage legen. Zwei Hauptgedanken beherrschen Madame Roland jetzt: der erste ist der, daß sie erkennt, wie ihr durch ihre Gefangenschaft gestattet ist, ihre Pflicht mit ihrer Liebe zu versöhnen und gleichsam einig zu machen, d. h. wie sie im Stande ist, ihr Herz sprechen zu lassen, ohne befürchten zu müssen, ihrer Schwäche zu unterliegen; und der zweite ist der des zwar seltsamen, aber aufrichtigen Gleichgewichts unter diesen beiden Gefühlen, die ihre Seele beherrschen, d. h. die Freude, die sie darüber empfindet, daß sie lieben und in dieser Liebe doch sich gestehen darf, wie sie nichts versäumt hat, Roland durch ihr Benehmen und ihr Zeugniß vor dem Revolutionstribunal von allen Anklagen freizusprechen.

In dieser Seelenverfassung ist es, daß sie, nur eben im Gefängniß sich selbst überlassen, an Buzot schreibt: „Ich wage es kaum Dir zu sagen, und doch bist Du der einzige, der mich hierin zu verstehen vermag, daß ich über meine Gefangenschaft nicht eben sehr unglücklich bin. Unsere politischen Feinde werden jetzt einigermaßen beruhigt und in der Verfolgung Roland's weniger hitzig sein; wenn sie ihm aber den Proceß machen, werde ich es zu veranlassen wissen, daß er einzig zu seinem Ruhme dient. Ich glaube, daß ich auf diese Weise einigermaßen den Kummer wettmache, den ich ihm verursacht habe. Du aber, Geliebter, siehst ohne Zweifel ein, daß einsam und allein, wie ich jetzt bin, ich nur Dir noch gehöre. Durch meine Gefangenschaft opfere ich mich meinem Gatten, um mich zugleich Dir in die Arme zu werfen. Meinen Henkern verdanke ich die himmlische Seligkeit, daß ich in Einem Athem meiner Pflicht genügen und meiner Liebe mich widmen kann. O beklage mich nicht, mein Theuerer!"

In einem zweiten Briefe an Buzot heißt es: „Wenn es wahr ist, daß eine höhere Macht die Wohlthaten und Leiden unter den Menschen nach den Gesetzen einer strengen Ausgleichung vertheilt, habe ich dann ein Recht mich über mein Unglück zu beklagen, das mir solche Wonnen bereitet! Dein Brief vom 27. (Juni) liegt vor mir; ich ersehe daraus Deine muthige Gesinnung; ich theile Deine Entschlüsse und die Gefühle, die Dich beseelen; ich bin stolz darauf, Dich zu lieben und von Dir geliebt zu sein. O mein Theuerster, nur laß uns nicht so weit verirren, den Busen unserer Mutter zu schlagen und übel von jener Tugend zu sprechen, die man allerdings durch grausame Opfer erkauft, aber auch mit Entschädigungen, wie sie nichts anderes auf Erden gewähren kann. Sage mir, kennst Du süßere Augenblicke als die, welche uns die Unschuld und der Zauber einer Zuneigung schenkt, einer Zuneigung, die die Natur selbst uns verleiht und das Zartgefühl regelt, welches der Pflicht der Entsagung huldigt, die sie auferlegt, indem es selbst ihr die Kraft gibt, sie zu ertragen? Kennst Du eine größere Genugthuung als die,

Digitized by Google

sich über das Misgeschick und den Tod hinaus erhaben zu fühlen, und dabei zugleich in seinem Herzen etwas zu tragen, das uns das Leben verschönt und mit Inbrunst auskosten läßt bis in seine letzte Stunde, seinen letzten Hauch hinein? Hast Du jemals mehr die Gewalt unserer Vereinigung empfunden, als gerade jetzt in diesem furchtbaren Umsturz der Gesellschaft und den Schrecken der Unterdrückung? Ich habe es Dir schon gesagt, ewig geliebter Mann, wie das alles mein Glück in der Gefangenschaft ausmacht. Stolz darauf, verfolgt zu sein, in einer Zeit, wo der Charakter und die Rechtschaffenheit zum Verbrechen wird, werde ich diese Gefangenschaft auch ohne Dich mit Würde ertragen; in dem Gedanken an Dich wird sie mir aber geradezu zum Genuß einer himmlischen Seligkeit. Die Elenden glauben mich zu beugen, indem sie mich in Fesseln werfen. Wie thöricht das! Was thut es mir, hier oder dort in Freiheit oder in Banden zu weilen? Behalte ich nicht überall mein Herz? Und mit meinem Herzen mich in ein Gefängniß bannen dürfen, heißt das nicht meinem Herzen mich ganz und ohne alle Einschränkung überlassen? Meine Unterhaltung ist meine Liebe, meine Beschäftigung: daran zu denken; meine Verpflichtungen, seit ich allein bin, beschränken sich auf Wünsche für alle, die gut und rechtschaffen sind, und daß unter diesen der Nächste meinem Herzen obenansteht, erfüllt mich mit Entzücken. Geh', ich fühle nur zu wohl, welches Los im gewöhnlichen Laufe der Dinge mir zutheil werden würde, um mich über die Wendung zu beklagen, die gewaltsam über mich hereingebrochen. Wenn ich sterben müßte . . . Nun wohl, ich kenne nun das Beste, was mir dieses Leben zu bieten hat, und wenn es länger dauerte, so würde es mich vielleicht nur zwingen, dieses Beste wieder zum Opfer zu bringen.

„Der Augenblick, der mein Dasein mit dem höchsten irdischen Glanze erfüllte und in dem ich am stärksten jenen Aufschwung der Seele empfand, der allen Gefahren trotzt und sich glücklich preist, sie zu durchlaufen, war der, in dem ich in die Bastille trat, die meine Henker mir ausersehen. Ich werde mich niemals rühmen, daß ich mich diesen in den Weg gestellt; wohl aber kann ich behaupten, daß ich mich ihnen nicht entzogen; es däuchte mich unter meiner Würde, im voraus darüber nachzudenken, ob ihre Wuth sich auch bis auf mich erstrecken würde; ich habe nur gemeint, daß, wenn es auch der Fall wäre, sie mir dadurch einzig Gelegenheit verschaffen würden, Roland durch mein Zeugniß, meine Geistesgegenwart und Entschlossenheit zu dienen; ich fand es beseligend, Mittel zu erhalten, ihm nützlich in einer Weise zu sein, die mir zugleich gestattet, Dir mehr und näher als sonst anzugehören. Mein süßes Glück würde es sein, wenn ich durch das Opfer meines Lebens für ihn das Recht erhielte, Dir allein meinen letzten Seufzer zu widmen. Abgesehen von den schrecklichen Beängstigungen, die mir die Decrete gegen die Geächteten verursacht, habe ich niemals einer größern Ruhe genossen als in dieser eigenthümlichen Lage, der ich mich ohne Störung erfreute, als ich sie fast alle in Sicherheit und Dich außerhalb von Paris beschäftigt wußte, das Heil Deines Vaterlandes zu bewahren."

In einem dritten Schreiben endlich heißt es: „Du kannst Dir, mein Freund, den Reiz einer Gefangenschaft nicht vorstellen, in der man nur seinem eigenen Herzen Rechenschaft abzulegen braucht von dem Thun und Lassen jedes Augenblicks! Keine verdrießliche Störung, kein peinliches Opfer, keine langweilige Obliegenheit, nichts von jenen Pflichten, die um so drückender sind, je mehr ein reines und edles Herz sie aufrecht zu erhalten sich bewogen findet, nichts von jenen Gesetzen oder Vorurtheilen der Gesellschaft, die mit den süßesten Empfindungen der menschlichen Natur in Zwiespalt stehen; kein eifersüchtiger Blick belauscht den Ausdruck von dem, was in uns vorgeht, oder den Weg, den unsere Gedanken nehmen; niemand leidet unter unserer Schwermuth oder Unaufmerksamkeit; niemand erwartet Anstrengungen oder fordert Gefühle von uns, die nicht in

Digitized by Google

unserer Gewalt sind; in Wahrheit ganz sich selbst anheimgegeben, ohne Hindernisse besiegen, ohne Kämpfe bestehen zu müssen, kann man, ohne die Rechte und Empfindungen von irgendjemand zu verletzen, seine Seele ihrer eigenen Richtschnur überlassen, seine moralische Unabhängigkeit im Schoße einer Gefangenschaft wiederfinden und ausüben in einer Ausdehnung, die sonst die socialen Beziehungen fast immer beschränken. Es war mir sonst nicht einmal erlaubt, diese Unabhängigkeit nur zu suchen und mit diesem Suchen mich für Augenblicke des Glücks zu entschlagen, das ich einem andern bereiten sollte, so schwer mir das zu thun auch wurde. Die Ereignisse haben mir verschafft, was ich sonst nicht ohne eine Art von Verbrechen mir zu verschaffen im Stande war. Wie verehre ich die Fesseln, die mich der Liebe freigeben und mir erlauben, daß ich mich unausgesetzt mit Dir beschäftigen darf! Jede andere Obliegenheit hat hier für mich aufgehört; ich lebe nur noch für Dich, der Du mich liebst und der Du so sehr der Gegenliebe würdig bist. Verfolge glorreich Deine Laufbahn, diene Deinem Vaterlande, rette die Freiheit. Jede Deiner Unternehmungen ist eine neue Genugthuung für mich und Dein Verhalten mein Triumph. Ich will in die Absichten der göttlichen Vorsehung nicht einzudringen suchen, indem ich mir erlaube, strafbare Wünsche in meinem Herzen auszubilden; aber ich weiß ihr schon Dank genug, daß sie an Stelle meiner frühern Ketten die gelegt hat, die ich gegenwärtig trage. Ach, scheint dieser Wechsel mir doch bereits eine außerordentliche Gunst des Geschicks! Wenn es mir nicht mehr zu gewähren vermag, möge es mir dann nur diesen Zustand erhalten bis zu dem Augenblicke, wo ich für ewig eine Welt verlasse, die der Ungerechtigkeit und dem Unglück anheimgefallen."

Man ersieht aus diesen glühenden Herzensergießungen der Madame Roland, einer Frau im 39. Jahre, daß Liebe zu dem Geliebten und Liebe zu Vaterland und Freiheit sich in ihr verschmolzen, so sehr verschmolzen, daß eine ohne die andere fast nicht denkbar erscheint. Sie liebte Buzot um der Freiheit und des Vaterlandes willen, Vaterland und Freiheit um Buzot's willen. Beide gehörten zusammen, waren in ihren Augen fast Eins. An sie zu denken, von ihnen zu träumen, war das Glück ihrer Gefangenschaft, das sie so reizend zu schildern weiß. Noch hatte sie nicht nöthig alles verloren zu geben. Buzot, sechs Jahre jünger als sie, ein feuriger Kopf, ein flammender Geist, wenn er einmal entzündet war, hatte sich nach dem 31. Mai mit Barbaroux, Gorsas, Lanjuinais, Louvet, Pétion und andern angeschuldigten und geächteten Girondisten aus Paris geflüchtet, um von Caen aus die Insurrection der Departements gegen die Dictatur zu organisiren, welche die Bergpartei des Convents im Namen von Paris über ganz Frankreich auszuüben begonnen.

Man weiß, daß diese Insurrection gescheitert und auch Buzot elend zu Grunde gegangen. Wochenlang irrte er mit Pétion in Wäldern und felsigen Einöden umher, bis endlich Gift, wie es scheint (vielleicht auf seine Anregung hin, da der Tod seiner Geliebten ihn in noch größere Verzweiflung stürzte als der Verlust der Freiheit seines Vaterlandes), ihrem Leben freiwillig ein Ende gemacht. Man fand ihre Leichen 1794, von Wölfen angefressen, in unwirthlichen Gegenden des südlichen Frankreichs.

Madame Roland hat diesen traurigen Ausgang nicht mehr erlebt, aber sie erlebte genug, um an allem zu verzweifeln. Die süße Genugthuung, mit dem Geliebten heimlich Briefe wechseln zu können, in denen sie ihrer Leidenschaft keine Schranken mehr zu setzen brauchte, ward ihr bald genommen. Der Geliebte irrte in der Ferne verfolgt und flüchtig umher; ihre Zeilen verfehlten ihre Adresse. Sie mußte sich zum Schweigen entschließen und durfte von ihm nichts anderes erwarten. Die Nachrichten, die sie von den beiden Freunden Bosc und Champagneux erhielt, die sich Zugang zu ihr verschafften, sowie die, welche ihr etwa zu ihr gelangende Zeitungen brachten, konnten nur wenig tröstlich für sie sein. Sich in Entsagung zu finden, wurde ihr Los, und dieses Los hat

Digitized by Google

sie mit einer Erhabenheit und Größe der Seele getragen, die ohne Beispiel sind. Nachdem sie umsonst an den Minister des Innern, der Justiz, an die Section, zu der ihre Wohnung gehörte, geschrieben, um auf Verhör und Freilassung zu dringen, fing sie an sich in ihr Schicksal zu finden. Sie begann wieder mit der alten Leidenschaft zu lesen, zu lernen, zu studiren. Sie griff das Studium der Botanik wieder auf, ließ sich seltene Pflanzen bringen, beschrieb und zeichnete sie. Dazwischen trieb sie englische Sprache, in der nicht geläufig zu sein sie stets bedauert hatte. In der Muße des Gefängnisses wollte sie das Versäumte nachholen. Als auch das ihren regen Geist nicht vollständig in Anspruch nahm, begann sie jene Geschichte ihres Lebens zu schreiben, die nachher so berühmt geworden ist. Politische Abhandlungen bezüglich der Rechtfertigung ihres Gatten und ihrer Freunde fallen dazwischen. Die „flüchtigen Bemerkungen" zu der von Amar gefertigten Anklageacte der Girondisten sind als ein Meisterstück in ihrer Art zu betrachten. Sie geht die einzelnen Beschuldigungen durch und widerlegt sie auf schlagende Weise, indem sie dabei eine tiefe und oft erstaunliche Kenntniß der Personen sowol als der Verhältnisse wahrnehmen läßt. Daß sie wirklich politischen Verstand besaß, hat keine ihrer Schriften mehr als gerade diese bewiesen, in so großer Eile dieselbe auch abgefaßt ist und so sehr sie vom Parteistandpunkt aus geschrieben erscheint. Sie weiß den innersten Zusammenhang der Thatsachen aufzudecken und die in die Handlung verwickelten Personen mit einer Schärfe, Klarheit und Einsicht vor den Richterstuhl der Geschichte zu stellen, daß jeder Schleier von ihrem Wesen, jede Maske von ihrem Gesichte fällt. Sie vertheidigt der Reihe nach Buzot, Brissot, Pétion, Guadet, Vergniaud, Gensonné und selbstverständlich sehr ausführlich auch Roland. Sie verschweigt ihre Fehler nicht, stellt diesen aber die Verbrechen von Danton, Robespierre, Marat und andern Jakobinern so wirksam gegenüber, daß sich das Urtheil von selbst ergibt.

Sie warf diese „flüchtigen Bemerkungen", wie sie selbst bekennt, nur in den Augenblicken peinlichster Erwartung und qualvollster Spannung auf das Papier, nämlich in den Tagen, in denen der Proceß der Gironde vor dem Revolutionstribunal verhandelt wurde und sie jeden Moment erwarten durfte zur Zeugenschaft aufgefordert zu werden. Sie wollte damals der Wahrheit die letzten Ehren erzeigen und dann freiwillig vom Schauplatz treten, d. h. durch Gift sich selbst ums Leben bringen. Sie glaubte, die geflüchteten Freunde und darunter Buzot seien auch gefangen und sollten mitgerichtet werden. Vom Schmerz, von der Verzweiflung getrieben, wollte sie kühne, begeisterte Worte reden, Worte, die recht absichtlich ihre Gegner gegen sie reizen und herausfordern sollten, um dadurch die Verfolgung von den Freunden abzulenken. Wie auf glühenden Kohlen stehend, wartete sie vor die Richter gerufen zu werden. Sie hatte die Anklageacte mit anhören müssen und sich mit Willen dabei sehr auffällig und laut gezeigt. „Ich sprach", schreibt sie selbst, „bei dieser Gelegenheit mit ebenso viel Kraft der Stimme als Rücksichtslosigkeit des Ausdrucks vor den Ohren von Hébert und Chabot." Aber das Tribunal war feig und fürchtete sich vor dem Strom und der Macht ihrer Beredsamkeit. Man rief sie zum Zeugniß nicht vor, und „um ihre Ungeduld zu betrügen", schrieb sie dann in den Gefängnißmauern jene eclatante Vertheidigungsschrift der Gironde, die ein bedeutsames Denkmal ihrer leuchtenden Fassungskraft und politischen Einsicht ist.

Da wir indeß, um diese zu berühren, haben vorgreifen müssen, so kehren wir jetzt zunächst noch in die erste Zeit ihrer Haft zurück. Wenige Tage nach Beginn derselben erschien ein Kerkermeister bei ihr, mit dem sie nach eigener Aufzeichnung folgendes Gespräch geführt hat:

„Guten Tag, Bürgerin." — „Guten Tag, mein Herr." — „Sind Sie zufrieden mit Ihrer Wohnung? Haben Sie keine Klage zu führen über Ihre Behandlung oder über sonst etwas?" — „Ich beklage mich nur darüber, hier zu sein, und wünsche sobald

Digitized by Google

als möglich fortzukommen." — „Ist Ihre Gesundheit angegriffen? Haben Sie Langeweile?" — „Ich befinde mich wohl und leide niemals an Langeweile. Die Langeweile ist die Krankheit derjenigen, welche leer in der Seele und im Geist ohne Hülfsquellen sind. Mein Wunsch von hier fortzukommen entsteht aus dem lebhaften Gefühl der Ungerechtigkeit; man hat mich ohne alle Ursache gefangen gesetzt und hält mich fest, ohne mich zum Verhöre zu bringen." — „Ah, in den Zeiten der Revolution gibt es soviel zu thun, und nicht alles läßt sich machen." — „Eine Frau, welcher der König Philipp eine ähnliche Antwort gab, entgegnete demselben: «Wenn du nicht Zeit hast Gerechtigkeit zu üben, so hast du auch nicht Zeit König zu sein!» Nehmt euch in Acht, unterdrückte Bürger zu zwingen, daß sie dasselbe zum Volke sagen, oder vielmehr zu denen, die es als seine Vertreter verführen." — „Adieu Bürgerin." — „Adieu."

In diesem kurzen, bezeichnenden Gespräch liegt der ganze Charakter der Frau: ungebeugter Muth und Geistesgegenwart, welche den Menschen und Dingen scharf auf den Leib gehen, und dabei eine Raschheit und Sicherheit der Erwiderung, wie sie selten gefunden werden dürften. Beleg von alledem gibt auch ein Brief, den sie um jene Zeit an Robespierre geschrieben. Man hatte sie veranlaßt, sich an diesen zu wenden. Wir erinnern nur, wie sie im allgemeinen über diesen Mann gedacht. Sie hatte keine große Meinung von seinem Geist und seinen Fähigkeiten; aber sie schätzte seine demokratische Gesinnung. Ihr Brief an ihn enthält folgende Stellen:

„Sie können sich leicht denken, Robespierre, daß ich nicht an Sie schreibe, um Ihnen mit Bitten lästig zu fallen; ich habe niemals bitten gelernt und werde es selbstverständlich nicht erst im Kerker und vor den Füßen eines Mannes lernen, der mich in seiner Gewalt hält. Das Bitten ist nur für die Strafbaren und die Sklaven. Die Unschuld beruft sich auf sich selbst, und das ist genug. Selbst die Klage ist nicht meine Sache, denn ich weiß zu dulden. Ich weiß auch, daß die Revolutionen beim Entstehen der Republiken diejenigen zum Opfer zu wählen pflegen, welche sie durchgeführt haben: dies ist ihr Schicksal; die Geschichte ist ihre Rächerin. Aber durch welche Sonderbarkeit werde ich, eine Frau, den Stürmen ausgesetzt, welche gewöhnlich nur die großen handelnden Männer der Revolutionen treffen? ...

„In Zurückgezogenheit aufgewachsen, durch ernste Studien gebildet, die in mir einigen Charakter entwickelt haben, einfachen Neigungen hingegeben, denen keine äußern Verhältnisse je entsprochen haben, begeistert für die Revolution und mich den großmüthigen Gefühlen überlassend, die sie erzeugt, fremd den öffentlichen Angelegenheiten wegen meines Geschlechts sowol als aus Grundsatz, aber regen Antheil für sie empfindend, weil das Interesse für das Gemeinwohl doch das erste unter allen Interessen der Welt ist, habe ich als verächtliche Albernheiten die ersten Verleumdungen betrachtet, die gegen mich geschleudert worden sind; ich hielt sie für einen unerlaßlichen Zoll, welchen der Neid einer Stellung darbrachte, die der schwachsinnige große Haufe als eine bevorzugte ansah, die ich jedoch herzlich gern mit dem friedlichen Zustande vertauscht haben würde, dem ich meine glücklichsten Tage verdanke....

„Ich habe nichts gesagt, nichts verlangt, ich habe niemand mit meinen Beschwerden belästigt; ich bin stolz darauf, mit dem Misgeschick zu kämpfen und es zu besiegen....

„Robespierre, ich gebe Ihnen dieses sehr gemilderte Bild, nicht um bei Ihnen Mitleid zu erregen, über das ich erhaben bin, und das zu erhalten mich vielleicht nur beleidigen würde, sondern um Sie zu belehren. Das Glück ist wankelmüthig; die Gunst des Volks ist es auch. Betrachten Sie das Schicksal derjenigen, die es erregten, ihm zu Gefallen lebten oder es regierten, von Viscellinus bis Cäsar, von Hippon, dem Redner von Syrakus, bis zu unsern Rednern von Paris! Die Gerechtigkeit und die Wahrheit allein behaupten das Feld und trösten über alles, selbst über den Tod, den

Digitized by Google

man um sie leidet, während diejenigen, die der Wahrheit und Gerechtigkeit trotzen, sich ihrem Verdammungsurtheil nicht entziehen. Marius und Sulla verbannten Tausende durch ihre Gewalt aus Rom. Haben sie mit ihnen auch die Stimme der Geschichte verbannt, die sie noch bis heute verurtheilt, und sind sie glücklich gewesen?

„Was mir auch immer bestimmt sein mag, ich werde es in einer Art zu ertragen wissen, die meiner würdig ist, oder ihm zuvorkommen, wenn ich es für angemessen erachte. Soll ich, nachdem mir die Ehre der Verfolgung und Anklage zutheil geworden, auch die des Märtyrerthums genießen? Oder bin ich zum Kerker verurtheilt bis zu dem Tage, an dem sich eine Katastrophe bewerkstelligen läßt, die mich vernichtet? Oder soll ich endlich deportirt werden, damit wenige Meilen vom Lande der Schiffskapitän sich eine jener Unachtsamkeiten zu Schulden kommen läßt, die ihm erlaubt, sich seiner Menschenfracht zum Vortheil der Meereswogen zu entledigen? Sprechen Sie, Robespierre; es ist immer etwas werth, sein Schicksal zu kennen, weil einem damit doch gestattet ist, ihm ins Auge zu sehen.

„Wenn Sie gerecht sein wollen und diese Zeilen mit Aufmerksamkeit lesen, so werden dieselben weder Ihnen noch meinem Vaterlande nutzlos sein. In jedem Falle, Robespierre, weiß ich es, und Sie können nicht umhin es ebenfalls zu wissen, daß, wer mich kennt, mich nicht, ohne Reue zu empfinden, wird verfolgen können."

Madame Roland hat diesen Brief jedoch nicht abgesandt. Sie kannte Robespierre zu gut, um sich Erfolg davon zu versprechen. Sie wußte: er würde einen Augenblick bei dem Lesen desselben sich mit Wehmuth der Stunden erinnern, die er bei ihr zugebracht; vielleicht ihrem Lose eine Thräne weinen — er weinte sehr leicht, der gute Maximilian Robespierre! — dann aber, um sich römisch groß und tugendhaft zu fühlen, mit fester Hand ihr Todesurtheil unterschreiben.

Madame Roland legte den Brief zu den übrigen Actenstücken ihrer Gefangenschaft, indem sie ihm die Bemerkung beifügte: „Sobald dieses Schreiben mir nichts nützt, ist es unangebracht; es an seine Adresse schicken, hieße mich ohne Erfolg einem Tyrannen gegenüber compromittiren, der mich zwar opfern kann, aber nie erniedrigen soll."

Uebrigens bleibt zu bemerken, daß Madame Roland diese Worte an Robespierre nicht mehr im Gefängnisse der Abtei, sondern in dem von Sainte-Pélagie abfaßte. Man hatte inzwischen mit ihr eine grausame Komödie gespielt. Auf ihre Klagen und Beweisgründe hin, daß ihre Verhaftung nicht mit Erfüllung aller gesetzlichen Vorschriften erfolgt war, kündigte man ihr am 24. Juni die Freiheit an.

Sie packt ihre wenigen Sachen zusammen, vernimmt die Glückwünsche ihres Gefangenwärters, welcher ihr lächelnd ankündigt, daß er in Zukunft die Zelle, in der sie gesessen, Flora's Pavillon nennen wolle, weil sie dieselbe mit Blumen geschmückt und heiter wie eine Fee bewohnt, und eilt dann fliegenden Fußes nach Hause. Aber auf der Treppe des Hauses erwarten sie bereits neue Häscher, um sie „nach dem Gesetz" zu verhaften. Ein junger Mensch, der Sohn ihres Hauswirthes, durch den Auftritt herbeigezogen, sucht sie in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen, eine Regung der Menschlichkeit, die er mit seinem Leben hat bezahlen müssen. Die Schreckensherrschaft, die eine ganze Familie hinrichten ließ, weil man bei ihr ein Stück Zeug von der Größe einer Linse fand, von dem die Sage ging, daß es aus dem Rocke geschnitten sei, den Ludwig XVI. bei seiner Hinrichtung getragen, die Schreckensherrschaft hielt das Interesse für Madame Roland für ein so todeswürdiges Verbrechen, daß sie jenen jungen Menschen durch ihr Revolutionstribunal zur Guillotine verurtheilen und köpfen ließ. Sein Vater starb aus Kummer bald ihm nach.

Madame Roland aber brachte man nun in die Gefängnisse von Sainte-Pélagie, wo sie sich dann wieder heimisch machte, so gut es ging. Sie fing wieder zu lesen, zu

Digitized by Google

schreiben, zu zeichnen, zu musiciren an, trotz der gemeinen und lärmenden Nachbarschaft, die sie hier fand, trotz der Hitze, der schlechten, verpesteten Luft, sowie der tausend andern Missstände und Quälereien, von denen sie zu leiden hatte. Den meisten Schmerz verursacht es ihr jedoch, daß sie den von ihrem Geliebten angefachten Aufstand scheitern sehen muß. Sie strömt diesen Schmerz in langen Klagen, in bittern Worten aus. Inzwischen vernimmt sie auch die That der Charlotte Corday, von der sie meint, daß sie zwar die volle Bewunderung der Welt verdiene, aber zur Unzeit komme und keineswegs das rechte Opfer gewählt habe. Sie erkannte gleich sehr richtig, daß die Ermordung Marat's, statt die Gironde zu retten, deren Untergang nur beschleunigen müsse. Selbstverständlich auch ihren eigenen. Die Corday zeigte, zu was Frauen in solchen Zeiten fähig seien. Madame Roland war gefürchtet genug. Die Ruhe, die Besonnenheit, die seltene Macht des Wortes sowie die Ungebeugtheit und das verschlossene Wesen, das sie überall zeigte, ließen sie der Schreckensherrschaft besonders gefährlich erscheinen, so gefährlich, daß man sie im Processe der Girondisten, wie wir bereits anführten, nicht zur Zeugenschaft aufrief.

Dieser Proceß ist eins der großartigsten Schauspiele, welche die Revolution gesehen hat. Die Girondisten erscheinen in demselben sozusagen im Angesicht der Unsterblichkeit. Sie haben wie Träumer gedacht, wie Dichter gesprochen, wie sterbliche Menschen gefehlt, aber den Tod erleiden sie wie Heroen und Götter des Alterthums. Fast keiner von ihnen zeigt sich klein und verzagt; im Gegentheil, sie überbieten einer den andern an Muth, an Seelenadel und Größe. Lamartine in seiner „Geschichte der Girondisten" freilich machte ihnen den Vorwurf, sich während ihres Processes nicht ganz ihrer würdig benommen zu haben. „Kein Wort", meint er, „sei bei dieser Gelegenheit aus dem Herzen dieser großen Angeklagten gedrungen, das würdig wäre, in der Geschichte nachzuhallen. Die Furcht, einen Rest des Lebens zu verscherzen, hätte ihre Lippen verschlossen. Ueber die Sorge für ihr Dasein sei von ihnen die Sorge für ihren Nachruhm vergessen worden. Sie seien erst wieder groß geworden, nachdem sie alle Hoffnung verloren."

Diese Darstellung bedünkt uns jedoch eine ungerechte. Der Proceß der Girondisten begann am 26. Oct. Seit dem 2. Juni waren sie gefangen. Die lange Gefangenschaft hatte auf sie eingewirkt, denn sie war mit jedem Tage strenger und drückender geworden. Zuerst gleichsam, als ob die Bergpartei noch Scheu trage, grausam gegen ihresgleichen, gegen Volksabgeordnete und Mitglieder des Convents zu verfahren, gab man ihnen nur Hausarrest; aber seit den Niederlagen der Nordarmee, den Aufständen in Caen, Marseille u. s. w., mit Einem Wort, seit der offenen Proclamation des Schreckens war ihre Haft mit jedem Tage enger und fester geworden. Man hatte sie in die Abtei, dann in das Luxembourg, endlich in das zum Gefängniß umgewandelte Kloster der Karmeliter in der Rue de Vaugirard gebracht. Hier hatten sie in niedrigen Zellen unter dem Dache gesessen, wo sie von Hitze und schlechter Luft zu leiden gehabt. In der Conciergerie, wo sie zuletzt untergebracht wurden, waren sie besonders eingepfercht. Entbehrungen aller Art, Kummer, Seelenschmerz, Beleidigungen, Aufregung hatten sie aufgerieben und mürbe gemacht. Als sie vor das Revolutionstribunal traten, erschienen die meisten von ihnen mit abgemagertem, fahlem Gesicht, verwildertem Haar, langem Bart und vernachlässigter Kleidung unter einer starken Bedeckung von Gensdarmerie. Der Justizpalast starrte von Waffen; Kanonen waren davor aufgefahren. Die Mehrzahl der Richter und der Geschworenen waren directe Gegner der Angeklagten, Creaturen von Danton und Robespierre, zum Theil aber auch ehemalige Schützlinge und Freunde der Gironde, die, um sich nicht verdächtig zu machen, mit verdoppeltem Eifer auf ihren Untergang drängen mußten. Die Girondisten waren einsichtig und klug genug, sich das zu sagen. Sie sagten sich den Untergang voraus, das beweisen die Inschriften, die sie auf ihre Kerkerwände schrieben, sowie vielfache Aeußerungen, die sie fallen ließen. Als Vergniaud den

Digitized by Google

Tod der Charlotte Corday erfuhr und seine Freunde ihre That verherrlichen hörte, sagte er mit ernstem Nachdruck: „Nicht retten kann uns dies Heldenmädchen, wohl aber zeigen, wie man sterben muß.“ Die Guillotine war zu einer politischen Maßregel geworden. Der erregte Aufstand der geflohenen Girondisten, die Ermordung Marat's kamen den Terroristen äußerst erwünscht. Sie erhielten Gelegenheit, alle Patrioten sowie die Sache des Volks als bedroht hinzustellen. Diese bedrohte Stellung wurde geglaubt, denn die Nation war durch den Schrecken sowie die kriegerischen Unfälle an den Grenzen so in Unruhe und Aufregung versetzt, daß jede Ueberlegung und Besonnenheit geschwunden war. Diese Umstände und Verhältnisse konnten den Girondisten kein Geheimniß sein. Sie lasen die Zeitungen und erhielten mündliche und schriftliche Mittheilungen genug, um sich über ihr Schicksal keine Täuschungen zu machen. Auf das Schlimmste vorbereitet, traten sie, wenigstens der Mehrzahl nach, vor das Revolutionstribunal, vor dem es bunt und wirrig genug hergegangen ist, wie uns alle darüber vorhandenen Aufzeichnungen beweisen. Eng zusammengeschart, umringt von Piken und gezogenen Säbeln, standen die Angeklagten da, um in der Anklageacte nur ein Pamphlet und in den Zeugenaussagen sich die gehässigsten Schmähreden ins Gesicht schleudern zu lassen. „Anstatt ihre Vertheidigung“, sagt Lamartine, „auf gleiche Höhe mit ihrer Lage und ihrer Seele, auf das Gebiet der allgemeinen Politik zu erheben und das ruhmreiche Verbrechen einzugestehen, die Mäßigung der Revolution beabsichtigt zu haben, um sie untadelhaft und unbesieglich zu machen, beschränkten sie sich darauf, sich persönlich gegen die Streiche ihrer Feinde zu decken. Ihre Vertheidigung wurde dadurch geschwächt und ihre Würde verletzt“, behauptet er, eine Behauptung, die uns hier mehr den Dichter als den Historiker erkennen läßt. Lamartine verlangt hier schöne, begeisterte Reden und vergißt, daß dieselben hier zum Theil unmöglich, zum Theil im wüsten Chaos dieser Tage verloren gegangen sind. Die Partei der Gironde wurde kleinlich und erbärmlich angegriffen, mit den abgeschmacktesten Verleumdungen und Verdächtigungen überschüttet, in ihrer Vertheidigung beeinträchtigt, unterbrochen, durch Brutalität verwirrt gemacht, durch Geschrei übertönt. In solcher Lage sich groß und erhaben zu zeigen, ist eine schwierige Aufgabe. Und doch kann sie nicht ganz unerfüllt geblieben sein. Warum hätte man sonst Madame Roland nicht vorgefordert, die Reden der Angeklagten gestört und verstümmelt, zuletzt ganz unterdrückt? Vergißt Lamartine denn ganz, daß, um die Girondisten zu verurtheilen, man eine Maßregel von unerhörter Härte und Unmenschlichkeit ergreifen mußte? Der Proceß hatte kaum einige Tage gedauert, als die Jakobiner, besorgt um den Ausgang, am 23. Oct. eine Deputation an den Convent abschickten und verlangten, daß die angeklagten Deputirten nicht die Erlaubniß haben möchten, sich so lange zu vertheidigen als sie wollten, indem sie durch ihre langen Reden die Geschworenen irremachen und selbst das Volk auf ihre Seite ziehen könnten. Die Richter des Revolutionstribunals sandten an eben dem Tage ein Schreiben an den Convent, in welchem sie vorstellten, daß während der paar Tage, seit welchen der Proceß der Deputirten im Gange sei, erst neun Zeugen verhört worden wären. Die Redseligkeit der Angeklagten ziehe ihren Proceß unnöthigerweise in die Länge. Sie ersuchten daher, wie es auch von den Jakobinern geschehen, um Einschränkung der Formalitäten. Der Convent, auf dessen Antrieb natürlich das alles geschehen, decretirte infolge dessen, daß, sobald ein Proceß drei Tage vor dem Revolutionstribunal gedauert, der Präsident die Geschworenen fragen solle, ob sie über die Sache genug unterrichtet seien, und daß, wenn das bejaht werde, zum Urtheil geschritten werden könne.

Dies Decret, das der Blutdurst dictirt, kam bei den Girondisten zuerst in Anwendung. Man schloß mitten im Verlauf des Processes, oder eigentlich in seinem Beginn die Verhandlungen und usurpirte das Todesurtheil über die 22 Angeklagten. Wäre das

Digitized by Google

geschehen, wenn dieselben sich ihres Namens, ihres Ansehens so unwürdig bewiesen hätten? Fürchtete man nicht vielmehr, daß, wenn sie die ersten, ihnen ins Antlitz geworfenen Niederträchtigkeiten verwunden, sich von dem Hagelwetter, mit dem sie Gemeinheit und Mordlust überströmt, erholt, durch ihre Reden ihre Vertheidigung „auf gleiche Höhe mit ihrer Lage und ihrer Seele auf das Gebiet der allgemeinen Politik erhoben hätten", wie Lamartine es verlangt? Das Eingeständniß der Mäßigung aber, das dieser Schriftsteller von ihnen hier verlangt, war längst so bestimmt, wie man es nur wünschen mochte, von ihnen gegeben worden. Robespierre hatte sie schon im Convent desselben angeschuldigt und Vergniaud ihm erwidert: „Ich weiß, daß die Freiheit wie die Flamme immer thätig ist; daß sie sich mit vollkommener Ruhe, die nur dem Sklaven ziemt, nicht verträgt. Hätte man sich darauf beschränkt, das heilige Feuer, das in meinem Herzen ebenso stark als in euern ungestümen Seelen lodert, zu nähren, so würde der blutige Zwiespalt nicht in dieser Versammlung ausgebrochen sein. Wohl weiß ich, daß in unsern Revolutionsstürmen wie in den Stürmen des Weltmeeres das Volk gleich den empörten Wogen schwer zu beruhigen ist. Des Gesetzgebers Beruf aber ist es, solchen Unfällen durch weisen Rath vorzubeugen, nicht sie durch unkluges Verfahren zu verewigen. Muß man, Robespierre, um ein Patriot zu sein, sich zum Beschützer von Raub und Mord aufwerfen, so kannst du meine Erklärung niederschreiben: ich bin kein Patriot, ich bin gemäßigt."

Die Mäßigkeitserklärung also war gegeben, gegeben so feierlich, wie es nur immer nöthig sein mochte. Warum sollte man sich ihrer im Angesicht des Todes noch rühmen? Stolz und groß sagte statt dessen Vergniaud vor dem Revolutionstribunal: „Was muß ich noch thun, um die Republik durch das Beispiel der kraftvollsten ihrer Söhne zu befestigen? — Sterben? — Ich bin bereit dazu!"

Hat dieser Ausspruch Lamartine nicht bedeutend geschienen? Hat er ihn nicht für recht gehalten? Was uns betrifft, so meinen wir, daß der Ausspruch Vergniaud's würdig ist, und daß die Girondisten überhaupt auch vor dem Revolutionstribunal nicht mit Unehren gestanden haben. Ihre Antworten und Auslassungen sind nur verstümmelt oder gar nicht wiedergegeben worden. Der Justizpalast war mit ihren Feinden, mit den Männern des Schreckens, mit einer rohen, tumultuarischen Masse besetzt. Man verstand ihre Worte zum Theil nicht, zum Theil erstickte man sie in Lärm und Geräusch; die Vertreter der Presse aber, die sie mit anhörten, waren Creaturen und Parteigänger des Berges und der Jakobiner, die sie verfälschten, lückenhaft und unwahr in ihren Berichten wiederholten. Wenn das Mitgefühl eine wegwerfende Kritik des Verhaltens und Benehmens der Girondisten vor dem Revolutionstribunal nicht untersagt, so sollte es zum mindestens die Rücksicht auf die getrübten Nachrichten thun, die darüber vorhanden sind. Die Wahrheit war nicht todt, aber sie hatte in diesen Zeiten ihre Stimme verloren. Sie war von Schrecken übertönt, der über ganz Frankreich herrschte und seinen Einfluß auch auf die Männer der Gironde erstreckte. Man hat es ihnen wie eine Art Feigheit ausgelegt, daß, als sie den Spruch des Todes vernahmen, sich mehr als Ein Schrei des Staunens und des Entsetzens aus ihrer Mitte erhob. Aber vergißt man dabei denn, daß sie selbst großherzig und edel waren, und daß solches Aufschreien mehr der Ungerechtigkeit und Inhumanität, die sich in der Verurtheilung bekundete, als dieser selber gelten konnte! Es mögen einige von ihnen Freisprechung und Leben erwartet haben, sie waren jung und schwärmerisch. Auch der Held kann vor dem Tode erschrecken und ihn doch mit Gleichmuth ertragen. Die Aufregung, wenn sie einen Augenblick die zum Beil der Guillotine Verdammten ergriff, ist menschlich. Allgemein und andauernd aber kann sie unmöglich gewesen sein, denn Zeitungsmittheilungen jener Epoche, wie z. B. die im „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten" vom 12. Nov. 1793, erwähnen sie nicht, sondern melden: „Die verurtheilten Deputirten hörten ihr Todesurtheil mit der größten

Digitized by Google

Standhaftigkeit an. Sillery, einer derselben, der das Podagra hatte, warf sogleich den Stock, worauf er sich stützte, nieder, indem er sagte: «Nach einem so ungerechten Urtheile brauche ich keine Stütze mehr. Ich fühle alle meine Kraft von neuem belebt!» Auch Valazé protestirte gegen die Ungerechtigkeit, der er sich nicht unterwerfen wollte. Als er bei dieser Betheuerung zusammenbrach, fragte ihn der neben ihm stehende Brissot: «Wie, Valazé! Wirst du schwach!» «Nein, ich sterbe!» antwortete er. Seine eigene Hand hatte mit sicherm Stoße sein Herz durchbohrt. Um diese Leiche sich scharend, sie aufhebend und in einen Mantel hüllend, umarmte und küßte man sich. Vergniaud aber, sich mit dem ganzen Stolze des Märtyrers aufrichtend, die eine Hand auf den todten Genossen legend und die andere feierlich zum Himmel streckend, rief laut: «Es lebe die Republik!» «Es lebe die Republik!» erscholl es von den Lippen aller Girondisten, indeß lautlose Stille über dem vollgedrängten und sonst so lärmenden Saale lag, in eben dem Augenblicke, da die Republik ihr Todesurtheil verkündete."

Dieser Auftritt ist wohl werth von einem genialen Maler verewigt zu werden. Er ist ein glorreicher Moment der modernen Geschichte, ein Beweis, daß auch die Neuzeit die erhabene Größe des Bürgers kennt.

Die letzten Stunden der Gironde sind bekannt. Unter starker Bedeckung wurden ihre Anhänger in das Gefängniß der Conciergerie zurückgebracht, wo sie bis zum andern Morgen, an dem sie hingerichtet werden sollten, zu verbleiben hatten. Hier ward ihnen auf Veranlassung eines Freundes ein letztes Mahl bereitet. „Die ausgesuchtesten Speisen, die seltensten Weine, die kostbarsten Blumen und zahlreiche Kerzen bedeckten die eichene Tafel des Gefängnisses." An dieser Tafel saßen sie bis zum Grauen der nächsten Frühe unter ernsten und heitern Gesprächen, unter Erinnerungen und Phantasien, unter politischen Abhandlungen und philosophischen Erörterungen. Die Poesie und Kunst haben sich dieser Henkersmahlzeit bemächtigt und sie mit allem Zauber des Geistes, allem Reiz des Genies geschmückt. Man hat sie auf Leinwand gemalt, in Versen besungen, in Musik zu verherrlichen gesucht. Der Athem der Unsterblichkeit ist über sie ausgegossen, man hört in ihr das Wehen der Ewigkeit.

Beim Aufdämmern des Tages erhob man sich; einige suchten eine Stunde des Schlafes, andere setzten sich in einen Winkel zusammen und redeten leise; etliche schnitten Haarlocken von ihrem Haupte, nahmen Ringe von ihren Fingern oder sonstige Andenken, um sie mit einem letzten Gruße oder Kusse einer Geliebten, einer Gattin, Mutter, einem Vater oder weinenden Waisen zu hinterlassen. Der Schmerz und Schauer des ewigen Abschieds zog still mit dem fröstelnden Morgengrauen durch den Corridor, in dem der Henker ihrer bereits wartete.

Um 10 Uhr sammelten die Scharfrichtersknechte und Gensdarmen die Verurtheilten auf dem Hofe des Justizpalastes, um sie auf fünf Karren zu vertheilen. Auf jedem Karren saßen vier Girondisten; ein einziger führte fünf. Es war derjenige, auf den man die Leiche Valazé's gelegt, denn diese sollte nach dem Spruche des Tribunals mit enthauptet werden. Unter ungeheuerm Menschengedränge und starker Entfaltung bewaffneter Macht setzte sich der Zug in Bewegung. Gleich beim ersten Anziehen der Pferde stimmten die zum Tode Fahrenden die Marseillaise an und der Gesang derselben erscholl schwächer und schwächer, bis der Kopf des letzten gefallen. Nein, nicht des letzten, sondern des vorletzten, denn der letzte war stumm: es war eben die Leiche Valazé's. Alle andern aber sangen, solange sie Athem hatten. Sillery fiel zuerst, dann Fauchet. Ueber den vorletzten ist man uneinig. Einige sagen, daß es Brissot war, andere: Vergniaud. Die ganze Execution soll 36 Minuten gedauert haben. Die Archive des Kirchspiels von Sainte-Madeleine wiesen auf einem Bogen Stempelpapier folgende Rechnung

Digitized by Google

des Todtengräbers auf: „Für 22 Deputirte der Gironde an Särgen 147 Frs.; für Beerdigungskosten 63 Frs.: zusammen 210 Frs.“

Das war die lakonische Grabschrift der Gironde. Sie sollte aber auch noch ihr Schwanenlied erhalten. Dies Schwanenlied ist, wie wir schon gesagt: der Tod der Madame Roland.

Madame Roland durfte nicht leben bleiben, wenn die Gironde gefallen. Sie war zu sehr verwebt mit ihr, zu sehr die Fahne, die Seele derselben. Die Ueberreste, die versprengten Genossen der Partei hätten sich leicht um sie scharen, sie wieder zum Sammelpunkt und Orakel machen können. Man mußte sie tödten, und man that's. Ihr Proceß folgte dem der Gironde auf dem Fuße nach und endigte wie dieser mit dem Todesurtheil.

Daß es so kommen würde, wußte niemand besser als Madame Roland. Als nach der Verhaftung der Girondisten Amar noch außerdem Arretirung von 73 andern Deputirten, d. h. aller derer verlangte und durchsetzte, die irgendwie in Beziehung oder Sympathie zu den Girondisten gestanden, schrieb sie in ihr Gefängnißtagebuch: „O, wenn sie doch meinen Muth hätten diese knabenhaften Wesen, diese Männer, welche eine solche Bezeichnung nicht verdienen! Sie verdecken ihre Erbärmlichkeit mit dem Schleier der Klugheit und vernichten damit die ehrenwerthen Zweiundzwanzig, die zu retten das einzige Mittel war, ihre frühern Fehler gut zu machen. Durch eine feierliche und starke Opposition am 2. Juni würden sie der Verhaftung, die sie jetzt erleiden, zuvorgekommen sein. Ihr energischer Widerstand würde die ungewissen und noch schwankenden Departements aufgeklärt, die Republik gerettet haben. Wären sie aber auch zu Grunde gegangen, so würde es mit ebenso viel Ruhm für sie selbst als zum Vortheil der guten Sache, d. h. des Vaterlandes, gewesen sein.

„Aber die Feiglinge wollten sich mit dem Verbrechen zu erhalten suchen, und die Folge ist, daß nun auch sie zu Grunde gehen; aber sie unterliegen schmachvoll und ohne daß sie jemand bedauert. Die Nachwelt wird für sie nichts als vollständige Verachtung haben. Noch bei dieser letzten Gelegenheit, statt den Tyrannen zu gehorchen, von ihren Sitzen an die Barre zu treten und die Versammlung wie eine eingeschüchterte Heerde zu verlassen, welche der Fleischer sich auserlesen, warum übten sie nicht Gerechtigkeit, indem sie sich auf diese Ungeheuer warfen, anstatt sich ihrem Machtspruch zu unterziehen?“

Madame Roland fühlte den Tod näher kommen, als sie gleich nach der Hinrichtung der Girondisten in die Conciergerie gebracht wurde, die jene eben verlassen. Sie trat in deren Fußstapfen, die sie auf dem Wege zum Schaffot zurückgelassen. Ihre Verhöre begannen, Verhöre, die ebenso roh, stürmisch und herabwürdigend ausfielen wie die ihrer Partei, nur daß sie, gegen eine Frau angewendet, doppelt widerlich erscheinen. Madame Roland hat sie, begabt mit eisernem Gedächtniß, wie sie war, peinlich genau zu Papier gebracht. Sie strotzen von Abgeschmacktheit und Unsinn, vermochten Madame Roland aber keinen Augenblick aus der Fassung zu bringen. Sie sprach mit Feuer und Wärme, jetzt immer wieder nur darauf bedacht: Roland von allen Verdächtigungen zu reinigen. Als sie damit ihre Ankläger und Richter in Verlegenheit setzte, verbot man ihr in Details einzugehen und brach, als sie sich das nicht gefallen lassen wollte, das Verhör brutalerweise ab.

„Ich bedauere euch!“ rief sie bei diesem Vorgange ihren Peinigern zu. „Ja, ich verzeihe euch sogar die Beleidigungen, mit denen ihr mich beschimpft; ihr glaubt eine Schuldige vor euch zu haben und seid ungeduldig, sie von ihrer Schuld zu überführen. Wie unglücklich erscheint ihr mir mit solchen Vorurtheilen! Ihr könnt mich auf das Blutgerüst schicken, aber mir nicht die freudige Genugthuung rauben, die ein gutes Ge-

Digitized by Google

wissen und die Ueberzeugung gibt, daß die Nachwelt mich und Roland rächen wird, indem sie unsere Verfolger der ewigen Schande anheimgibt!"

In ihrem Vertheidigungsentwurf findet sich folgende Stelle:

„Große Seelen wissen sich selbst zu vergessen; sie wissen, daß sie dem ganzen Menschengeschlecht angehören, und ihre Blicke richten sich auf die Nachwelt. Tugendhaft und verfolgt, gehöre ich zu Roland; ich war Menschen verbunden, welche die Blindheit und der Haß eifersüchtiger Mittelmäßigkeit verurtheilt und geopfert hat. Man opfert auch mich, weil es in den Grundsätzen der Tyrannei liegt, diejenigen zu vernichten, welche sie unterdrückt, ja selbst die nicht zu verschonen, die Zeugen dieser Vernichtung waren. Aus dieser doppelten Ursache war mir der Tod bestimmt, und ich erwarte ihn. Wenn die Unschuld zu der Richtstätte schreitet, auf welcher der Irrthum und die Schlechtigkeit ihr das Urtheil sprechen, so findet sie dort den unvergänglichen Ruhm. Möchte ich doch das letzte Opfer sein, das der Wuth des Parteigeistes anheimfällt! Ich würde mit Freuden diese unglückliche Erde verlassen, welche die Guten verschlingt und mit dem Blut der Gerechten besudelt wird."

Die letzten Worte, die sie schrieb, waren die folgenden: „Gütiger Himmel, erleuchte dies unglückliche Volk, für das ich die Freiheit erwünschte!... Die Freiheit! Sie ist nur für die großen Seelen, welche den Tod verachten und ihn für sie zu erleiden vermögen. Sie ist nicht für jene schwachen Menschen, welche mit dem Verbrechen unterhandeln, mit dem Namen der Klugheit ihre Selbstsucht und ihre Feigheit bedecken. Sie ist nicht für jene verdorbenen Menschen, welche aus dem Bett der Schande oder aus dem Schmutz des Elends steigen, um sich in dem Blute zu baden, das von dem Schaffot fließt. Sie ist für das weise Volk, welches die reinen Gefühle der Menschlichkeit verehrt, Gerechtigkeit übt, seine Schmeichler verachtet, seine aufrichtigen Freunde kennt und der Wahrhaftigkeit Verehrung erweist. Solange ihr nicht ein solches Volk seid, meine Mitbürger, solange wird bei euch die Freiheit nur ein leerer Schall sein; ihr werdet nur die Freiheit haben, einer dem andern zum Opfer zu fallen, ihr werdet Brot verlangen und man wird euch Leichen geben; ihr werdet unter dem Joche der Knechtschaft enden."

Mit diesem Zuruf an ihre Mitbürger nahm sie Abschied von der Welt. Ihr letzter Schmerzensschrei gehörte dem Unglück des Vaterlandes. Sie sprach das aus, was auszusprechen die Girondisten keine rechte Gelegenheit mehr gefunden. Sie sprach den Epilog dieses großen blutigen Trauerspiels, das erst mit ihrem fallenden Haupte zum Abschluß kam.

Sie hat es stolz und würdig genug auf den Block gelegt. Keine weibliche Schwäche hat sie angewandelt. Als sie ihr Todesurtheil vernahm, richtete sie sich empor und rief den Richtern zu:

„Ihr haltet mich für würdig, das Los der großen Männer zu theilen, die ihr ermordet habt; ich danke euch, indem ich euch zugleich die Versicherung gebe, daß ich mich bemühen werde, auf dem Wege zum Blutgerüste denselben Muth zu zeigen, den sie gezeigt."

Und was sie versprach, hat sie gehalten.

Ihr Muth war ohne Gepränge und ihre Resignation ohne Schwäche; sie würde ihren Giftbecher ohne Zagen getrunken haben, und ebenso schritt sie zum Schaffot; ihrer stoischen Seele war das eine so leicht wie das andere.

Ihre letzten Stunden im Gefängnisse benutzte sie dazu, ihrem Gatten, ihrer Tochter, ihren Freunden, der Sonne und den ländlichen Plätzen ein Lebewohl zuzurufen, in denen sie einst so glücklich gewesen. Dieses Lebewohl ist einfach, wahr und ohne Empfindsamkeit. Es ist von einer Keuschheit und Decenz im Schmerz, die wahrhaft antik erscheint.

Digitized by Google

„Sei deiner Aeltern würdig", ruft sie der Tochter zu; „sie lassen dir große Beispiele, und wenn du von diesen Vortheil ziehst, wirst du kein unnützes Dasein führen." Eine alte treue Dienerin empfiehlt sie mit vieler Wärme ihren Freunden, gibt Vorschriften für die Erziehung ihrer Tochter und verfügt über ihr Eigenthum.

Das alles geschieht ganz ruhig und gefaßt, als wenn es Vorbereitungen zu einer Reise wären. Ihr Verhalten ist ohne Aufregung, ohne Exaltation. Kaum, daß eine Bewegung an ihr bemerkt worden war, als sie von ihrer Verurtheilung zurückkam. Die Gefangenen, die Antheil an ihr nahmen, hatten sich auf den Corridoren der Conciergerie an ihre Gitter gedrängt und geforscht und gefragt, wie es um sie stände. Lächelnd hatte sie mit der rechten Hand eine wagerechte Linie an ihrem Halse beschrieben, die Bewegung eines Messers nachahmend, das einen Kopf abschneidet. Ein Schrei des Schmerzes, Weinen und Schluchzen folgte ihren Schritten, wo sie ging. Sie selbst aber seufzte und klagte nicht. Sie verrichtete, was noch zu verrichten war, dann ruhte sie und war lange vor der Zeit, da man sie zum Schaffot abholen kam, bereit. Sie trug ein weißes Kleid am Tage ihrer Hinrichtung und das Haar frei über die Schulter geworfen, wo es ihr bis tief zu den Knien niederwallte. Ihr Gesicht erschien frisch und überhaucht von einer duftigen Röthe. Der volle Abglanz ihrer Jugend lag darauf und zugleich ein Schimmer des Ruhms. Sie wußte, daß ihr Weg zum Blutgerüste der Weg zur Unsterblichkeit war. Mit anmuthiger Gemessenheit, mit der reizenden Würde des Weibes ging sie ihn. Sie ging ihn fest und ohne Zagen, frei und furchtlos, besonnen bis zum letzten Augenblick, der ihr blieb. Als sie aus der Conciergerie heraustrat, um den Karren zu besteigen, der sie mit andern Schlachtopfern zur Richtstätte bringen sollte, schmähte sie das Volk und einige wüthende Weiber wieder waren es, die ihr zuriefen: „Zur Guillotine! Zur Guillotine!" — „Beruhigt euch", gab sie zur Antwort; „ihr seht ja, daß ich bereits auf dem Wege dahin bin; in wenigen Augenblicken werde ich dort sein; aber die, welche mich hinschicken, werden mir folgen, und wie ihr heute meinen Tod beklatscht, werdet ihr auch den ihren beklatschen!"

Sie kam auf dem Karren neben einen zitternden Greis zu sitzen, den die Todesfurcht in allen Gebeinen schüttelte. Sie sprach ihm Muth ein mit Worten, die ihn derart erhoben, daß er mit ihr zu lächeln begann. Als sie am Richtplatz abstiegen, half sie ihm herab und bat dann den Scharfrichter, jenen, der nach ihr enthauptet werden sollte, vor ihr zu enthaupten, damit ihm erspart werde ihr Blut zu sehen. Als der Henker sich auf seinen Befehl berief und meinte, er dürfe die Ordnung nicht eigenmächtig ändern, sah sie ihn mit einem strengen Blick an und sagte: „Es ist die letzte Bitte eines Weibes, und ich bin gewiß, daß Ihr sie erfüllen werdet. Eine doppelte Ehrfurcht gebietet Euch das zu thun, die Ehrfurcht vor dem Alter und meinem Geschlecht!"

Der blutige Handlanger des Schreckens entgegnete hierauf nichts, langsam und wie mit sich selbst kämpfend ging er die Stufen zum Schaffot hinauf, oben wandte er sich und winkte dem Greise. Madame Roland führte auf dieses Zeichen denselben bis an das Gerüst, wo jener ihn im Empfang nahm. „Es ist bald gethan!" sprach sie, indem sie die zitternde Hand des Scheidenden fest und ruhig in der ihrigen drückte.

Sie sah hierauf die Hinrichtung mit aller Fassung an und stieg, als der Kopf ihres Vorgängers gefallen, sichern Schritts und ohne nur erst den Wink dazu abgewartet zu haben, die Leiter empor. Oben, wo ihr das Blut entgegenfloß, schritt sie darüber hinweg, indem sie ihr Kleid vorsorglich ein wenig in die Höhe hob und dabei eine Miene machte, als ob sie selbst darüber lächeln müßte, Scheu vor Blut zu zeigen, in dem Augenblicke, da sie ihr eigenes zu vergießen im Begriffe stehe. Die Bildsäule der Freiheit im Auge, die hinter der Guillotine errichtet stand, sagte sie mit lauter Stimme: „Zu welchen Schandthaten mußt du den Namen geben, göttlicher Genius!"

Digitized by Google

Hierauf kniete sie nieder, beugte sich und legte ihr Haupt auf den Block. Einen Moment darauf und es rollte unter dem tumultuarischen Jubel einer zahllosen Masse in den Korb.

So starb am 10. Nov. 1793 Madame Roland, die politische Seele und das vorahnende Kassandragemüth der Gironde, der weibliche Staatsmann der Revolution, jener erhabene Geist, der von der Freiheit im Namen der Tugend und von der Tugend im Namen der Freiheit sprach.

Noch hat die neuere Weltgeschichte nicht ihresgleichen gehabt.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

In Sir David Brewster, der am 10. Febr. 1868 in Edinburgh gestorben ist, hat England einen seiner gelehrtesten Naturforscher verloren, der sich durch seine Forschungen und Entdeckungen einen europäischen Namen gewonnen und sich in den Annalen der Naturwissenschaften eine unvergängliche Ehrenstelle gesichert hat. Er erfreute sich auch des schönen Vorrechts der englischen Staatsmänner und Gelehrten, sich die Geistesfrische bis in ein ungewöhnlich hohes Alter zu bewahren, und wenn er auch nicht das Alter des Lords Brougham erreicht hat, der jetzt in seinem 90. Lebensjahre steht, so kam er ihm doch ziemlich nahe, denn er ist 86 Jahre 2 Monate alt geworden. Er wurde nämlich am 11. Dec. 1781 in Jedburgh in Schottland geboren und für die schottische Kirche erzogen, deren Licentiat er wurde. Im Jahre 1800 empfing er von der Universität Edinburgh das Ehrendiplom als Magister. Während seiner dortigen Studien erfreute er sich der Freundschaft des Professors der Naturphilosophie Robison, des Professors der Mathematik Playfair und des Professors der Moralphilosophie Dugald Stewart. Die Vorlesungen der beiden ersten erweckten in ihm die Liebe zum Studium der Naturwissenschaften, dem er sich dann ausschließlich und mit glänzendem Erfolge widmete. Im Jahre 1808 übernahm er die Herausgabe der „Edinburgh Encyclopaedia", die erst 1830 beendigt wurde. In welchem hohen Rufe er wegen seiner Gelehrsamkeit stand, läßt sich daraus erkennen, daß die Universitäten in Aberdeen, Cambridge, Oxford und Durham ihn schon 1807 honoris causa zum Doctor der Rechte, Magister u. s. w. ernannten. Im Jahre 1808 wurde er zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft in Edinburgh erwählt, deren Secretär und Vicepräsident er später wurde. Zwischen 1801 und 1812 widmete Brewster sich hauptsächlich dem Studium der Optik und die von ihm erlangten Resultate wurden 1813 in einem „Treatise on new philosophical instruments" veröffentlicht. Als er 1811 den Artikel „Burning instruments" für die „Edinburgh Encyclopaedia" schrieb, wurde er durch eine Idee Buffon's veranlaßt, die Zusammensetzung einer Linse aus Glaszonen zu beantragen, von denen jede aus einigen bogenförmigen Segmenten erbaut werden sollte, und die Anwendung derselben für einen Apparat, aus Linsen und Spiegeln bestehend, vorzuschlagen, durch welche das ganze Sonnenlicht in einem Brennpunkte gesammelt oder in einen parallelen Lichtstrahl verdichtet werden könnte. Diese schöne Erfindung, die jetzt in jedem Leuchtthurm in England und seinen Colonien in Gebrauch ist, wurde später von ihm in den „Edinburgh Transactions" ausführlicher entwickelt. Im Jahre 1815 empfing Brewster für seine Entdeckung des Gesetzes der Polarisation des Lichts durch die Reflexion von der königlichen Gesellschaft die Copley-Medaille und kurz nachher wurde er zum Mitgliede dieser Gesellschaft ernannt. Im Jahre 1816 erkannte das Französische Institut ihm die Hälfte des Preises von 3000 Frs. zu, welcher als Belohnung für zwei der wichtigsten Ent-

Digitized by Google

deckungen in irgendeinem Zweige der Wissenschaften in den letzten zwei Jahren in Europa ausgesetzt waren. Im Jahre 1819 empfing er die goldene und silberne Rumford-Medaille und die goldene und silberne königliche Medaille für seine Entdeckungen in der Polarisation des Lichts, und für seine Entdeckung zweier neuer Flüssigkeiten in Metallen und für seine Analyse des Sonnenlichts zweimal den Keith-Preis. Im Jahre 1816 entdeckte er das Kaleidoskop, dessen Patentrecht ihm entging, sodaß der Erfinder desselben nichts weiter als den Ruhm davontrug, obschon der Verkauf dieses Instruments einen höchst bedeutenden Gewinn abgeworfen haben muß. Ebenso ist er der Erfinder des Lenticular-Stereoskops, das jetzt allgemein im Gebrauch ist. Im Jahre 1819 begründete er in Verbindung mit dem Professor Jameson das „Edinburgh Philosophical Journal" und später begann er die Herausgabe des „Edinburgh Journal of Science", von dem 16 Bände erschienen sind. Im Jahre 1825 erwählte das Französische Institut Brewster zu seinem correspondirenden Mitgliede; dieselbe Ehre wurde ihm von den Akademien in Petersburg, Wien, Berlin, Stockholm, Kopenhagen u. s. w. zutheil. Im Jahre 1831 schlug er die wissenschaftliche Zusammenkunft in York vor, welche die Veranlassung zur Begründung der British Association for the Advancement of Science gab, die ihre Sitzungen jedes Jahr in einer andern großen Stadt des britischen Reichs hält. In diesen Sitzungen hat bekanntlich Lord Brougham bisher stets eine sehr wichtige Rolle gespielt. Im Jahre 1831 wurde ihm der hannoversche Guelfenorden verliehen und 1834 ertheilte der König Wilhelm IV. ihm die Ritterwürde, wodurch er Sir David Brewster wurde. Im Jahre 1838 wurde er von der Krone zum Principal der vereinigten Collegien Saint-Salvador, Saint-Leonhard und Saint-Andrews ernannt und 1859 von dem Lord-Provost, dem Magistrat und dem Gemeinderath der Stadt Edinburgh einstimmig zum Principal der Universität Edinburgh erwählt. Brewster hat verschiedene Werke herausgegeben und außerdem noch eine Menge wissenschaftliche Aufsätze für die „Edinburgh", „Quarterly" und „North British Review", die „Philosophical Transactions" und die „Transactions" der Königlichen Gesellschaft in Edinburgh, der Königlichen irischen Akademie, der British Association und anderer wissenschaftlichen Gesellschaften verfaßt. Zu seinen mehr populären Werken gehören ein „Treatise on the Kaleidoscope", „Treatise on the Stereoscope", „Treatise on Optics", „Letters on Natural Magic", „The Martyrs of Science" und „Memoirs of the Life and Writings of Sir Isaac Newton". In der neuern Zeit veröffentlichte er als Antwort auf das Werk des Professors Whewell: „Plurality of Worlds", seine Schrift: „More Worlds than One." Im Januar 1849 wurde Brewster an Stelle des verstorbenen berühmten Chemikers Berzelius von dem kaiserlichen Französischen Institut zu einem seiner acht auswärtigen Mitgliedern gewählt. Er erhielt auch den von Friedrich dem Großen gestifteten preußischen Orden pour le mérite. Die englische Regierung erkannte seine Verdienste um die Wissenschaften dadurch an, daß sie ihm eine Pension von 300 Pfd. St. aussetzte. Den Rest seiner Tage verlebte er theils in Edinburgh, theils auf seinem Landsitz Allerly am Tweed.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Wenn auch die Ereignisse, welche die Inseln Sanct-Thomas und Tortola, seitdem wir unsern letzten Bericht erstatteten, betroffen haben, keineswegs von solcher Bedeutung sind, wie zuerst gemeldet wurde, so sind sie doch immerhin sehr ernstlicher Art und haben diesen Inseln allgemeine Aufmerksamkeit zugewandt. Beide gehören zu den Virginischen Inseln, welche gegen 60 an der Zahl und gegenwärtig theils spanisch, theils englisch, theils vereinsstaatlich sind und von Columbus, welcher sie im Jahre 1493 entdeckte, ihren gegenwärtigen Namen zu Ehren der 10000 Jungfrauen der heiligen

Digitized by Google

Ursula erhielten. Sanct-Thomas wurde zuerst von den Buccaneers in Besitz genommen, dann später von Karl II. von England zur englischen Colonie erklärt. Es wechselte im Laufe der Zeiten mehrmals seine Herren und verblieb endlich im Frieden von 1815 bei Dänemark. Sanct-Thomas erzeugt zwar die gewöhnlichen westindischen Producte: Zucker, Rum, Melasse, ist jedoch nur wenig fruchtbar. Es erfreute sich dessenungeachtet bisher eines sehr großen Verkehrs, da es, obgleich dänisch, der Mittelpunkt der englischen Dampfschiffahrt nach Westindien gewesen ist. Passagiere und Güter für sämmtliche westindische Häfen werden zuvörderst von Southampton in großen Oceandampfern nach Sanct-Thomas und von dort in sechs kleinern Dampfschiffen nach ihren sonstigen Bestimmungsplätzen befördert. Sanct-Thomas hat sich für solchen Mittelpunkt am geeignetsten erwiesen, weil es unter allen Inseln mit Ausnahme von Anegada die nördlichste Lage hat, von den entferntesten Bestimmungsplätzen der intercolonialen Boote gleich weit ab liegt und sein vortrefflicher Hafen sowol den Oceandampfern wie den intercolonialen Booten eine sehr bequeme Aufnahme gewährt. Neuerdings hat aber eine Folge von schwerem Misgeschick die Insel betroffen. Das Gelbe Fieber, wahrscheinlich von einer der südlichen Inseln eingeschleppt, setzte sich hier fest und wich nicht, bis der schreckliche Orkan, der so viel Zerstörung verursachte, es wegwehte. Sanct-Thomas ist bekanntlich neuerdings nebst den übrigen dänisch-westindischen Inseln für 12 Mill. dänische Rthlr. an die Vereinigten Staaten verkauft worden.

Tortola, von welchem das atlantische Kabel jene schreckliche Nachricht brachte: „die Insel Tortola versunken, 10000 Menschen umgekommen", liegt östlich von Sanct-Thomas und ist englisch. Seine äußerste Länge beträgt 20, seine äußerste Breite 6 englische Meilen. Im Gegensatz zu Anegada im Osten der Insel, welches so niedrig ist, daß es bei Hochfluten oft fast gänzlich überschwemmt wird, gewährt Tortola einen überaus malerischen Anblick, indem es ausschließlich aus einer Kette kühn geformter Berge besteht, welche, ostwestlich laufend, steil aus tiefem Wasser emporsteigen. Die Höhe dieser Berge beträgt 800—2000 Fuß. Der Nachtheil dieser steilen Beschaffenheit der Küste für die Schiffahrt wird ersetzt durch den Hafen, einen der vorzüglichsten, landumschlossensten, den man sich vorstellen kann. Dieser Hafen war während der französischen Kriegszeiten der hauptsächliche Sammelplatz der englischen Kauffahrer in den westindischen Gewässern, welche auf ihren Convoi nach England warteten, sodaß hier oft eine Flotte von 300 Segeln versammelt war. Hieraus zog Tortola damals großen Gewinn. Tortola ist zu rauh und felsig für irgendeinen beträchtlichen Anbau. Der früher nicht unbedeutende Zuckerbau ist fast gänzlich wieder aufgegeben; denn die Bergseiten sind so steil, daß sie nur in Terrassen angebaut werden können; schon die bloßen Transportkosten von Zuckerrohr zur Mühle sind so beträchtlich, daß dadurch der ganze Gewinn an dem Anbau verloren geht. Neuerdings hat man mit einigem Erfolg den Anbau von Baumwolle versucht. Im Jahre 1865 wurden 35535 Pfd. davon ausgeführt. Die gesammte Ausfuhr der Insel, neben der Baumwolle hauptsächlich aus Vieh bestehend, betrug in jenem Jahre 8638 Pfd. St. Der ganze Handel wird fast ausschließlich mit Sanct-Thomas betrieben. Viele der wohlhabendern Leute von Sanct-Thomas halten sich hier der Gesundheit wegen auf. Die Ufer der Insel sind mehrfach von schmalen Buchten eingeschnitten, die von den mannichfachen Fischarten dieser Meere viel besucht werden. Der Arbeitslohn beträgt 16 Sh. 8 D. monatlich für Hausarbeit, 1 Sh. 3 D. für Feldarbeit und 3 Sh. den Tag für Handwerker. Der Grund ist großentheils im Besitz der Neger, unter welchen das Land so sehr parcellirt ist, daß der Werth eines Grundstücks oft nur 3 oder 5 Pfd. St. beträgt. Diese Landbevölkerung ist nur wenig zur Arbeit, dagegen sehr zu Gewaltthätigkeit geneigt. Der Schulbesuch ist sehr geringfügig. Die Einwohner der Insel bekennen sich meistens zur Wesleyischen Confession. Ihre Zahl beträgt an 6000,

Digitized by Google

unter welchen 470 Weiße. Die Einkünfte der Insel belaufen sich auf kaum 2000 Pfd. St. Die einzige Stadt der Insel, gleichfalls Tortola genannt, liegt auf der Südseite am Westende des Haupthafens. Der Flächeninhalt von Tortola beträgt 13000 Acres. Von den übrigen Inseln hat Anegada 31200, Pennistou (corrumpirt Spanish Town) 9500, Jos van Dykes 3200, Sanct-Peters 1890, Beef Island 1560, Guava Island 1120 Acres; die übrigen enthalten von 900 bis herab zu 5 Acres.

Ueber die Natur der Orkane, deren Zerstörungskraft sich an jenen Inseln so erstaunlich erprobte, hat neuere Forschung sehr wichtige Aufklärung gewonnen. Man hat früher geglaubt, daß Orkane Winde seien, die mit großer Geschwindigkeit in gerader Linie wehen; es ist aber gezeigt worden, daß sie Luftmassen im Kreislaufe, gewissermaßen Wirbelwinde im Großen sind, namentlich durch Redfield in Neuyork, Oberst Reid, vom englischen Geniecorps, in seinem Werk: „On the law of storms", und Piddington in seinem Werk: „The sailor's hornbook for the law of storms." Reid sagt: „Während meines achtjährigen Aufenthalts in Bermuda gewann ich die Ueberzeugung, daß alle Bermudastürme, wie heftig sie auch seien, bei denen der Wind sich dreht und das Barometer fällt, fortschreitende kreisende Stürme sind. Es war für mich überraschend, als ich die Einwohner sie round abouts (Umdreher) nennen hörte." Die senkrechte, etwas geneigte Achse und mit ihr folglich der ganze Sturm treiben die Erdoberfläche entlang. Die Richtung der Kreisung ist entgegengesetzt in den beiden Hemisphären, bleibt jedoch in derselben immer gleich: in der nördlichen Hemisphäre läuft die Kreisung der Richtung eines Uhrzeigers entgegen, oder in der Richtung der Hand beim Aufschrauben einer Schraube; in der südlichen Hemisphäre läuft sie in der Richtung des Uhrzeigers oder der Hand beim Festschrauben. Die Ausdehnung der atlantischen Orkane ist eine sehr große: oft umfaßt der Wirbel einen Flächenraum von 600—1000 englische Meilen im Durchmesser. Die Schnelligkeit ist um so größer, je näher dem Mittelpunkte, bis auf eine gewisse Entfernung von demselben, innerhalb welcher vollkommene Stille herrscht; der Diameter des so gebildeten stillen innern Kreises beträgt an 5—30 Meilen. John Herschel in seiner „Physical Geography" erklärt die Entstehung der Orkane aus dem Aufsteigen local erhitzter Luft- oder Dunstsäulen, bei welchem kühlere Luftmassen von allen Seiten frei einströmen, gerade wie ein Feuer in einem Felde die Luft über sich erhitzt und eine Luftströmung aufwärts verursacht, weil die erhitzte Luft sich ausdehnt und leichter wird, sodaß die kühlere Luft ringsum in den so entstandenen leeren Raum eindringt. Sir Charles Lyell bemerkt jedoch, daß Orkane häufig durch submarine Erdbeben entstehen, wie aus den sie begleitenden atmosphärischen Erscheinungen, dem unterirdischen Geräusch und den dabei ausgestoßenen Dünsten hervorgeht. Derartige Umstände begleiteten z. B. das Aufschwellen der See bei Jamaica im Jahre 1780, wo eine gewaltige Welle, die sich gegen Saronna la Mar brach, diese ganze Stadt in einem Augenblick hinwegriß, sodaß nicht eine Spur von Menschen, Vieh oder Häusern verblieb. Im Atlantischen Ocean ist es besonders der Golfstrom, der durch seine erhitzten Wasser solche atmosphärische Störungen verursacht. Aehnliches ist der Fall mit den warmen Strömungen in den indischen und chinesischen Seen. So sind auch die großen Wüstenländer, die Sahara u. s. w., starke Ablenker der Luftströmungen, weshalb gewaltige Orkane in jenen Regionen häufig sind.

Eine schwere massige Sturmwoge begleitet stets die Orkane (Cyclones, Typhoones). Im Centrum des Orkankörpers ist der Druck der Atmosphäre sehr vermindert, weshalb das Wasser hier über sein gewöhnliches Niveau steigt und zusammen mit dem Orkankörper in Masse forttreibt, bis es auf das Land wie eine ungeheuere Mauer heranrollt. Mitunter sind dabei Schiffe aus ihren Ankerplätzen heraus und über steile Ufer hinweg aufs trockene Land gelegt worden. Die große Niederung Coringa an der Koromandelküste ist derartigen Ueberschwemmungen mehrmals ausgesetzt gewesen. Im Mai 1787 drangen

Digitized by Google

während eines Orkans die Gewässer 20 Meilen weit von der Küste landeinwärts, ertränkten über 10000 Menschen und bedeckten das ganze Land mit Seeschlamm, auf dem die Körper von Hunderttausenden von Thieren umhergestreut lagen. Eine Tradition der Eingeborenen von einer ähnlichen, im vorhergehenden Jahrhundert stattgefundenen Ueberschwemmung wurde bis dahin von der europäischen Bevölkerung für fabelhaft gehalten. Dieselbe Küste war im Jahre 1832 wiederum die Scene einer solchen Katastrophe und, als die Ueberschwemmung sich zurückzog, waren mehrere Seeschiffe auf den Feldern von Coringa gelandet.

Die merkwürdige Coves-Höhle auf Barbadoes ist neuerdings von englischen Reisenden erforscht worden. Barbadoes zeichnet sich durch seine großen unterirdischen Höhlen aus. An seiner Ostküste befindet sich die animalische Blumenhöhle, wo man eine der vollständigsten Sammlungen von Specimen der zierlichsten blumengleichen Seegeschöpfe antrifft. In geringer Entfernung von Bridgetown an der Leeseite der Insel befindet sich die Karaibenhöhle, ein außerordentlicher Naturbau, welcher den Karaiben bei drohender Gefahr zum Versteck diente; später war diese Höhle ein Bollwerk und eine Schatzkammer der Buccaneers. Coves-Höhle ist aber wol die merkwürdigste von allen Höhlen. Der Eingang zu der Höhle ist in einer 100 Fuß tiefen Erdspalte, deren steile Wände in üppigstem Gewirre von wildem Kaffee, Baumwollbüschen, riesigen Flechten, Moosen, Farrn überwachsen sind. Die Luft, oberhalb im Felde glühend heiß, ist hier kühl und feucht und man verspürt einen gruftartigen, erdigen Geruch. Der Fußboden ist rauh und unsicher, man hat dichte Finsterniß vor sich und vernimmt vom Innern her das Gemurmel eines Flusses. Das Innere ist an 25 Fuß breit und 13 Fuß hoch, die Decke eine Wölbung, von welcher große Klumpen Stalaktit herbhängen. Von den Seitenwänden rieselt fortwährend Feuchtigkeit herunter. Tiefer im Innern windet sich ein Fluß, 3 Fuß tief. Die Höhe nimmt hier allmählich ab, sodaß die Decke stellenweise bis an die Oberfläche des Wassers herabgeht, während auch die vom Flusse angeschwemmten Schlammbänke immer tiefer werden, bis sie endlich in der Entfernung einer halben Meile vom Eingange weiteres Vordringen verhindern. Man glaubt, daß der Fluß im Indian River, ungefähr 8 Meilen von dieser Stelle, an die Oberfläche austritt; doch ist noch niemand hindurchgedrungen, ausgenommen, wie man sagt, eine Ente, die man im Innern der Höhle in den Fluß setzte und die im Indian-River wieder herauskam. Von der Haupthöhle zweigt in der Nähe des Eingangs die trockene Höhle ab, eine hohe Kammer, die durch schmalere Abzweigungen mit der äußern Luft in Verbindung steht. Riesige Felsenbänke füllen einen großen Theil des Innern aus.

Die Fidschi- (Fiji-) oder Vitiinseln haben sich seit längerer Zeit durch ihren Fortschritt in der Cultur, soeben jedoch durch ein Beispiel eines argen Rückfalls in Barbarei bemerklich gemacht. Diese Gruppe enthält über 200 Inseln, von denen einige ganz klein, einige von beträchtlicher Größe sind, und nimmt zusammen einen Flächenraum von über 40000 englische Quadratmeilen im südpacifischen Ocean ein. Sie liegt an 15° nördlich von Neuseeland und an 25° östlich von den nördlichen Theilen Australiens, zwischen den Neuhebriden auf der einen und den Societätsinseln auf der andern Seite. Die Fidschiinseln wurden im Jahre 1643 von Tasman entdeckt, welcher aber nur einige, die er Prinz-Williams-Inseln nannte, besuchte. Cook ankerte bei Turtleinsel, besichtigte aber auch die übrigen nicht weiter. Eine nähere Kenntniß brachten erst die Entdeckungen des amerikanischen Kapitäns Wilkes und besonders die des englischen Kapitäns Denham (jetzt Viceadmiral Sir Henry Denham) während seines zehnjährigen Kreuzens mit dem Herald im Südpacific. Die ersten europäischen Ansiedler waren eine Anzahl Sträflinge, welche von Neusüdwales entflohen waren und im Jahre 1804 auf den

Digitized by Google

Inseln ankamen, wo ihnen die Häuptlinge Mbau und Rewa als ihren speciellen Aufenthaltsort unter der Bedingung anwiesen, bei kriegerischen Unternehmungen mit ihrem Rath und ihren Diensten Beistand zu leisten. Diese Menschen, welche dem verwilderten englischen Pöbel angehörten, benutzten, wie wol zu erwarten war, keineswegs die ihnen damit dargebotene Gelegenheit, ihren bösen Wandel zu bessern. Sie übertrafen die Kannibalen von Fidschi dermaßen in Brutalität und Bösartigkeit, daß sie von diesen für Ungeheuer gehalten wurden; allein sie flößten ihnen wegen ihrer Feuerwaffen und ihrer vorzüglichern Kenntnisse so viel Furcht ein, daß sie sich in ihrer Stellung behaupteten, bis sie infolge ihrer Ausschweifungen nach und nach bis auf wenige ausstarben. Die Eingeborenen zeigten alsdann aber, wie sie die Weißen würdigten. Im Jahre 1813 wurde Savage, welcher damals als der Anführer der Weißen galt, überfallen, ertränkt und gegessen. Im Jahre 1840 war nur noch der letzte der Bande am Leben. Es war ein Ire, Namens Patrick Connor, welcher bei dem Häuptlinge von Rewa erster Staatsminister war. Es war ein roher, höchst ausschweifender Mensch, gegen seine Feinde so unerbittlich und blutdürstig wie irgendein Fidschi. Der Missionar Williams, der sich einige Jahre bei den Fidschi aufhielt, sagt, daß ein Eingeborener, welcher Connor beleidigt hatte, vor den Häuptling von Rewa gebracht wurde, welcher ihn zwang, einen Ofen zu machen und zu heizen, und ihn dann, als der Ofen in Glut war, erschlagen in den Ofen werfen und zum Mittagsmahl braten ließ.

Die wichtigste Insel in der Gruppe ist Na Viti Levu, Großfidschi, welche an 50000 Einwohner enthält, von Osten nach Westen 90 und von Norden nach Süden 50 Meilen mißt und eine malerische Abwechselung von rauhem Gebirge, fruchtbaren Thälern, von Baien und Buchten darbietet. Die Insel ist, wie die übrigen Inseln der Gruppe, von gefährlichen Korallenriffen umgeben, welche, besonders wegen ihrer steten Veränderlichkeit, Schiffahrt und Verkehr überaus erschweren. Innerhalb dieses Korallengürtels bieten die Küsten der Insel jedoch mehrere gute Häfen.

Bei den Fidschi war es früher ein Gesetz, welches genau beobachtet wurde, alle Leute, die an ihren Küsten Schiffbruch litten, zu tödten. Infolge dieses Gesetzes hat sich ihr Stamm sehr rein erhalten. Derselbe gehört zur Rasse der Papuaneger, ist aber sowol in physischer wie geistiger Beziehung bei weitem höher begabt als die übrigen Stämme dieser Rasse. Die Fidschi waren früher allgemein der Anthropophagie ergeben. In neuerer Zeit sind sie vielfach von Europäern besucht worden, und viele europäische und amerikanische Händler und Missionare haben sich unter ihnen niedergelassen; jedoch ist es erst in letzter Zeit einigermaßen gelungen, jener schrecklichen Neigung entgegenzuarbeiten. Im Kriege kämpfen sie mit großer Tapferkeit. Ihre Waffen sind der Spieß, die Keule und die Axt; neuerdings haben sie auch den Gebrauch der Feuerwaffen kennen gelernt. Ihre Religion ist ein Polytheismus, welcher nur fürchterliche, tückische, blutdürstige Götter zu kennen scheint. Sie besitzen jedoch mancherlei Fertigkeiten. Sie zeigen besonders viel Geschick in allerlei Holzarbeit, wie in Näpfen und sonstigem Hausrath, in Zimmerwerk, in Waffen und Kähnen. Ihre Waffen, ihre Kähne namentlich sind oft bewunderungswürdige Prachtstücke. In der Holzschnitzerei und im Musiv werden sie oft kaum von europäischer Kunst übertroffen. Ebenso sind sie sehr gewandte und kühne Schiffer und Kahnführer. Im Ackerbau sind sie sehr weit vorgeschritten und betreiben ihn mit vielem Fleiß. Der Boden ist sehr fruchtbar und erzeugt fast jede Frucht. Yam, Kartoffeln, Zuckerrohr, Mais, Taback, Baumwolle, Aepfel, Kaffee sind im Ueberfluß vorhanden. Neuerdings ist der Anbau des Sennet und die Manufactur von Kleidungsstücken aus demselben mit Erfolg eingeführt worden.

Das Volk wird von den Häuptlingen der einzelnen Dorfschaften regiert. Mehrere Häuptlinge huldigen einem größern Häuptlinge und bilden eine Art Fürstenthum. Die

Digitized by Google

meisten Inseln enthalten mehrere solche Fürstenthümer, ausgenommen Viti Levu, das von einem Fürsten beherrscht wird, welcher auch eine Art Autorität über die andern Inseln ausübt und als König der Fidschi betrachtet werden kann.

Es ist dies der König Thakombau (sprich Kakobah), eine bemerkenswerthe Persönlichkeit. Thakombau ist der Sohn des Tanoa, eines berühmten Häuptlings, welcher vor ihm König auf Viti Levu war und, von Rebellen vertrieben, durch die Tapferkeit seines Sohnes wieder in seine Herrschaft eingesetzt wurde. Er starb im Jahre 1852 nach einer durch fortwährende Aufstände sehr unruhigen Regierung von 23 Jahren. Tanoa war ein schrecklicher alter Kannibale. Als z. B. Mothelotu, einer seiner Verwandten, ihn beleidigt hatte, versuchte dieser vergebens ihn zu versöhnen. Als er Mothelotu's habhaft geworden, hieb er dessen Arm am Ellbogen ab, trank das Blut aus den Adern aus, ließ den Arm dann kochen und verzehrte ihn in der Gegenwart des Eigners. Mothelotu wurde sodann stückweise zerschnitten und verspeist. Bei einer andern Gelegenheit nöthigte Tanoa einen seiner Söhne, seinen jüngsten Bruder zu tödten, und als er selbst im Begriff zu sterben war, mußte das Volk ihm versprechen, bei seinem Tode fünf seiner Frauen zu tödten.

Nach seinem Tode unterwarf Thakombau Bunivalu (die Wurzel des Krieges), ein Beiname, welchen die Herrscher seines Stammes seit längerer Zeit geführt haben, fast alle Inseln seiner Herrschaft. Er schien anfänglich entschlossen, seinem Vater sowol in Energie wie in Grausamkeit gleichzukommen. Der Sitz seiner Regierung war zu Mbau, einem kleinen Eilande an der Südostküste von Viti Levu. Dort wurden fortwährend die Orgien der Grausamkeit gefeiert, die Kriegsgefangenen unter den langsamsten Martern geschlachtet und zu Braten zugerichtet. Kapitän Erskine, welcher auf dem englischen Kriegsschiffe Havannah die Fidschi im Jahre 1849 besuchte, beschreibt seinen Besuch bei dem Könige folgendermaßen: „Wir kamen endlich in der Wohnung Thakombau's an und wurden hier mit vieler Feierlichkeit empfangen. Nachdem durch die großen Rollen von einheimischem Wollzeug und den gewaltigen Gebinden von Tauwerk, welche der neuliche Besuch des Mutoinstammes geliefert hatte, ein Weg für uns gebahnt worden war, erblickten wir den Häuptling — wahrscheinlich der mächtigste und sicherlich der energischste Fürst im Stillen Ocean — auf seinem Sitze, bereit, uns zu empfangen. Er erhob sich, als wir eintraten, und entfaltete dabei eine ungeheuere, 8—10 Yards lange Schleppe von weißem Fidschituch, welche von seinem Gürtel herabhing, indem er mich einlud, auf dem einzigen Stuhle, den er besaß, Platz zu nehmen, während die andern sich theils auf Zeugrollen, theils auf den Erdboden niederließen. Man konnte nicht umhin, die Erscheinung des Häuptlings zu bewundern: sein Wuchs groß und fast gigantisch, seine Glieder vom schönsten Ebenmaß, sein Antlitz, mit viel weniger Negertypus, als bei seinen Unterthanen der Fall, ansprechend und intelligent. Sein überaus üppiges, leicht mit Braun vermischtes Haupthaar bedeckte eine große Gazemütze, sodaß er einem orientalischen Sultan sehr ähnlich sah. Keine Kleider umgaben den prachtvollen Oberleib oder verbargen die natürliche Hautfarbe, ein klares, aber entschiedenes Schwarz. Ungeachtet dieser mangelhaften Bekleidung erschien er, zumal der Reichthum, welcher ihn umgab, bewies, daß dieser Mangel nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus Geschmack hervorging, «jeder Zoll ein König»". Bei dieser Gelegenheit drückte Kapitän Erskine seine entschiedene Misbilligung der kannibalischen Gebräuche der Fidschi aus und bat den König, da er das Wohlwollen der Weißen schätze, bei dem bevorstehenden Besuche der Häuptlinge einer benachbarten Insel die üblichen Menschenopfer zu Ehren der Gäste zu unterlassen. Thakombau sagte damals nicht viel zu dieser Bitte, fand aber viel Gefallen daran, als er einige Tage darauf nebst den andern Häuptlingen an Bord der Havannah genommen wurde; es schien auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen, als er erkannte, welche Macht

Digitized by Google

die Weißen in ihren großen Geschützen und andern Feuerwaffen besitzen. Thakombau trug hinfort Sorge, die fern reichenden Kanonen von sich abzuhalten. Er beschützte deshalb auch die Missionare, obgleich diese auf ihn selbst nur wenig Eindruck machten und er von dem Glauben seiner Vorväter nicht weichen mochte. Eine große Wirkung hatte auf ihn jedoch die Bekehrung des Verani, seines vertrauten Freundes. Verani war einer der eifrigsten Vertheidiger der heimischen Götter, ein kühner Krieger und grimmer Eroberer gewesen. Er wurde Lotu oder bekehrt und enthielt sich jetzt nicht nur des Menschenfressens, sondern weigerte sich auch, die Gefangenen zu mishandeln oder auf Kriegszüge gegen harmlose Feinde auf den benachbarten Inseln auszugehen. Er behauptete dessenungeachtet seine Stellung als Häuptling, und da sein Ruf als Krieger und Führer bereits vor seiner Bekehrung festgestellt war, so konnte er seinen ausgedehnten Einfluß zum Besten des Christenthums geltend machen. Verani blieb eine Hauptstütze des Königs, bis er in einer großen Rebellion, welche von vielen Weißen, namentlich von den amerikanischen Händlern unterstützt wurde, und welche er als Anführer der königlichen Krieger zu unterdrücken auszog, überfallen und erschlagen wurde. Nachdem der König somit seine Hauptstütze verloren hatte, wurde seine Lage immer trostloser. Die Rebellen, von den Amerikanern mit Waffen unterstützt, gewannen die Oberhand immer mehr, zu ihnen gesellte sich der Häuptling von Rewa, Thakombau's erbittertster Feind. Unter diesen Umständen hatte ein Brief Erfolg, welchen der König Georg von Tonga an Thakombau im April 1854 richtete, und in welchem dieser, der ein Christ war, ihn ermahnte, sich zu bekehren. Thakombau beging im Mai 1854 mit großem Pomp die Ceremonie des Lotu oder der Bekennung zum Christenthum in seinem Hauptort Mbau. Da die wüthenden Kriege jedoch fortdauerten, verfiel Thakombau bald wieder in seine kannibalischen Gewohnheiten. Wiederholt geschlagen, konnte er zuletzt nur mit großer Mühe sich in Mbau halten, als infolge des Todes des Häuptlings von Rewa das Bündniß der Aufständischen sich auflöste. Da gerade der Kapitän Denham mit dem englischen Kriegsschiffe Herald ankam, so trat dieser als Vermittler auf. Am Bord des Herald wurde Friede geschlossen und die Autorität des Königs wiederhergestellt. Seit dieser Zeit scheint der König durch Unglück wirklich weise geworden zu sein. Er wurde im Januar 1857 nebst seiner Königin unter dem Namen Ebenezer und Lydia getauft. Die übrigen Frauen des Königs wurden entlassen, der Kannibalismus ernstlich abgeschafft. Während der seitdem verflossenen 11 Jahre ist statt der frühern so blutigen Gewaltherrschaft eine wirklich geordnete gesetzliche Regierung eingeführt worden, und die Fidschi haben sich seitdem der Segnungen der Ruhe und des Friedens zu erfreuen gehabt. Das traurige Ereigniß, welches Veranlassung zu diesen Notizen gab, ist daher eine überraschende Störung dieser friedlichen Zustände. Der englische Missionar Baker wollte sich nebst Seileka, seinem einheimischen Gehülfen, und sieben andern einheimischen Christen von seiner Station im Osten von Viti Levu nach Bada im Westen der Insel begeben. Während der ersten Tage ging die Reise ohne Störung von statten; als sie aber am Sonnabend, 20. Juli 1867, nach Gajadelavata, dem Hauptort des Navorastammes, gekommen waren, kam den Reisenden die Sachlage schon etwas verdächtig vor. Die Haltung des Volks war nicht freundlich, wenn auch nicht feindlich. Dies wurde jedoch nicht näher von Baker beachtet. Am folgenden Sonntage hielt er den üblichen Gottesdienst, worauf der Häuptling Nakatakataimosi sich erbot, ihm den Weg nach Bada zu zeigen. Das Anerbieten wurde angenommen; Baker folgte daher dem Häuptlinge, welcher mit einer Axt in der Hand an der Spitze des Zuges einherschritt. Baker's Leute folgten weiter hinten und bemerkten bald, daß die Einwohner mit Flinten, Keulen und Spießen aus den Hütten eilten und in verdächtiger Weise hinter dem Zuge herliefen. Einem von den Fidschi in Baker's Zuge wurde bange und er rief aus, man wolle

Digitized by Google

sie erschlagen. Er hatte dies kaum ausgesprochen, als der Fidschi-Missionarassistent niedergeschlagen wurde, worauf Baker, indem er sich umdrehte, um zu sehen, was vorgefallen, vom Häuptlinge einen Hieb mit der Axt in den Nacken erhielt und augenblicklich todt niederfiel. Der Missionarassistent wurde sodann in Stücke zerhackt, und dasselbe geschah mit allen andern, außer zweien, welche ihre Flucht durch das hohe Gras bewerkstelligten und nach manchen Fährlichkeiten in der Hauptstation der Missionare ankamen. Die Sache erregte unter der europäischen Bevölkerung die äußerste Entrüstung, und nach den neuesten Nachrichten rüstete Thakombau einen Kriegszug aus, um die Navora für die verübten Mordthaten zu züchtigen.

Im Gegensatz zu den erwähnten betrübenden Vorfällen haben wir jetzt die höchst erfreuliche Kunde, daß die Nachricht von dem Tode des Dr. Livingstone beim Antritt seines gegenwärtigen großartigen Unternehmens, seiner dritten Reise ins Innere von Afrika, sich nicht bestätigt. Wir haben unsererseits gleich von vornherein jene Nachricht aus mehrfachen Gründen in Zweifel gezogen, weshalb wir denn auch seinerzeit dieselbe gar nicht erwähnt haben. Die Expedition zur Nachsuchung Livingstone's, welche unter Young, Faulkner, Reid und Buckley ausgegangen war, hat sich überzeugt, daß Livingstone nicht, wie die Johanna-Leute angegeben haben, ermordet worden ist, und ist demnach zurückgekehrt. Livingstone schlug nicht, wie erwartet worden, die Route vom Rovumaflusse im 11.° südl. Br. längs des Nordufers des Sees Njassa ein, sondern ging von der Rovuma südlich um das Südende des Njassa. Von dort zog sich sein Weg nach Nordwesten, entweder um das Westufer des Njassa zu erforschen und zu sehen, wie weit sich der See nach Norden erstreckt, und sich dann zum See Tanganjika zu begeben, oder auch um direct zum Tanganjika und von dort den Nil herab nach Hause zu reisen. Die von den Johanna-Leuten erwähnten Ortschaften Mataka, Makata, Marenga und Maxura fanden sich auf der südlichen Route, statt auf der nördlichen. Die Nachsuchungsexpedition folgte Livingstone's Spur bis auf wenige Meilen von der Stelle, wo er ermordet worden sein sollte, und erfuhr daselbst, daß der Doctor und seine Leute über einen sumpfigen See bei Marenga übergesetzt waren; die Johanna-Leute unter Musa aber waren auf dem Landwege um den See herum zurückgekehrt und kamen am folgenden Tage wieder in Marenga an, indem sie erklärten, daß sie von Livingstone desertirt seien und nach der Küste zurückkehren würden, weil er sie in ein Land führen wolle, wo sie von den Mavita erschlagen werden würden. Die Expedition hatte auch mehrere Unterredungen mit den einheimischen Lastträgern, die Livingstone's Gepäck fünf Tagereisen weiter nach Pasombe brachten.

Ueber die Rovuma, welche einen neuen Weg nach den Njassaländern und ins Innere zu eröffnen schien, wo man nicht den vielfachen Hemmnissen, welche die Portugiesen der Benutzung des Zambesi entgegenstellen, ausgesetzt sein würde, hat John Kirk, der Genosse Livingstone's auf dessen zweiter Reise nach dem Innern von Südafrika, einen interessanten Aufsatz veröffentlicht in „Notes on two expeditions up the river Rovouma" („Journal of the Royal Geographical Society", Bd. 35). Die erste dieser beiden Expeditionen wurde 1861 in einem kleinen Flußdampfer gemacht, gelangte jedoch nur 120 englische Meilen weit von der Küste, wo das Wasser zu mangeln anfing und auch die Bevölkerung sich unfreundlich zeigte. Die zweite Expedition fand während der trockenen Jahreszeit im Jahre 1862 statt und bestätigte, daß die Rovuma sich nicht zur Verkehrsstraße eignet, da sie während der trockenen Jahreszeit nicht Wasser genug für Boote hat und während der Regenzeit die Strömung zu reißend ist.

Ueber einen ausgedehnten Landstrich im Norden von Abyssinien, welcher durch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse noch ein erhöhtes Interesse gewonnen hat, ge-

Digitized by Google

währt mannichfaltigste Belehrung Karl Graf Krockow, „Reisen und Jagden in Nordostafrika 1864—65" (2 Bde., Berlin 1867). Die Route dieses Reisenden von der Hafenstadt Sauakin am Rothen Meere nach Kassala, der Hauptstadt von Takka, und von dort nach Matama, der Hauptstadt von Galabat, durchschneidet eine im ganzen wenig beschriebene, theilweise ganz neue Strecke, und die zwar weitschweifige und sich zu genau an das Tagebuch anschließende, dafür aber die Ueberzeugung der Wahrheitstreue gewährende Beschreibung der Reise bringt somit überall reiche Ausbeute für die Kenntniß der physischen Beschaffenheit des bereisten Landes und die seiner Bewohner.

Das gesammte Land zwischen dem Rothen Meere und dem Nil im Süden von Sauakin gehört orographisch mit zum abyssinischen Landsysteme. Dies unterscheidet sich dadurch wesentlich vom nubisch-ägyptischen zwischen dem Rothen Meere und dem Nil im Norden von Sauakin, welches aus einer einzigen halbbogenförmigen Landtafel besteht, von welcher dem Nil kein Nebenfluß zuströmt, daß es aus einer Folge elliptisch halbbogenförmiger, einander umschließender Landstufen besteht, welche durch tiefe, senkrechte, jedoch schmale Erdspalten, die natürlich in derselben Bogenform verlaufen, voneinander getrennt sind, in welchen Spalten die Flüsse und „die Chor", wie die Flüsse genannt werden, die nur während der Regenzeit strömendes Wasser führen, fließen, die dem Nil so mächtige und so reich befruchtende Fluten zuführen. Krockow's Weg führte durch die drei nördlichsten dieser Landstufen in südwestlicher Richtung, die zwischen dem Rothen Meere und dem vom Mareb und Chor el Gasch gebildeten Flußbogen, die zwischen letzterm und dem Flußbogen Takasse-Setit-Atbara und einem Theil der Landstufe zwischen letzterm Flußbogen und dem Flußbogen Abai-Bahr el Afrek.

An dem Kniepunkte des Chor el Gasch, wo derselbe sich von seiner westlichen Richtung nach Norden wendet, liegt Kassala, die Hauptstadt von Takka. Die von einer hohen Lehmmauer umschlossene Stadt liegt auf einer langgedehnten Ebene, von der sich der majestätische Djebel Kassala an 3000 Fuß erhebt. Sie enthält außer den Wohnungen des Gouverneurs und der andern Regierungsbeamten, der Kaserne und einigen Magazinen, nur kleine, schmuzige Wohnungen und enge Gassen. Der täglich stattfindende Markt liefert Lebensmittel, Gewürze, Taback sowie europäische Fabrikate zu hohen Preisen. Von Landesproducten findet man hier Gemüse, Früchte, Eier, Geflügel, Milch, Durra, Gummi, Häute, Elfenbein, Honig, Wachs und Sklaven. Die Stadt ist für die ägyptische Regierung wichtig wegen ihrer festen Lage, welche gegen die Uebergriffe der Abyssinier und zur Eintreibung des Tributs unter den umwohnenden feindlich gesinnten Nomadenstämmen einen Stützpunkt gewährt. Der Handel der Stadt ist unter dem im ägyptischen Sudan obwaltenden Druck der Verhältnisse sehr gesunken.

Mehr gehoben hat sich in neuester Zeit el Quedaref, westlich vom obern Atbara, südwestlich von der Mündung des Setit, im Lande der Schukrie-Araber, welcher Ort als Handelsplatz zwischen Abyssinien und Sudan eine große Bedeutung gewinnt. Die Lage des Ortes in einem weiten öden, nur mit dürrem Grase bewachsenen Hügellande, wo kein Garten, kein größerer Baum, selbst nicht einmal Gebüsch zu sehen, ist wenig anziehend, dafür aber desto gesunder, weshalb auch während der Regenzeit manche Familien der Gesundheit wegen dorthin ziehen. Der Ort besteht aus mehrern hundert Strohhütten und Palmenmattenzelten. Die Einwohnerzahl beträgt an 3000. Die Bewohner sind großentheils Schukrie-Araber, außer ihnen wohnen hier Nakubin- und Dschialin-Araber, Tagruri-Neger, Kopten, Griechen. Die Lebensmittel sind hier billiger als in Kassala, und die Umgegend, von Schukrie bewohnt, ist die große Getreidekammer, besonders von Durra, aus der die ägyptische Regierung ihre Magazine füllt. Auch hat die Umgegend einen großen Reichthum an braunen Schukrie-Kamelen und ernährt zahlreiche Rindvieh- und Ziegenheerden. Der weite Marktplatz liegt im Osten vor dem Dorfe und bietet

Digitized by Google

einen unbeschränkten Raum für Kaufliebhaber, Waarentransporte, Lastthiere und die bunte Schar der eingeborenen und fremden Marktbesucher. Eine dort aus Stroh errichtete Hütte ist der Aufenthalt eines Beamten und zweier Soldaten, welche die Marktwaaren stempeln, die Marktgebühren einnehmen und sonst die Aufsicht führen. Eine doppelte Reihe niedriger Strohhütten, die Schutz gegen die Sonne bieten, ist der eigentliche Mittelpunkt des Verkehrs. Dort sind Zeuge, Messer, Scheren, Kurzwaaren, Bänder, Glasperlen, Zucker, Gewürze, Seife, Taback auf der Erde zum Verkauf ausgebreitet. Baumwolle, Gummi-arabicum, Häute, Kaffee, Salz, Honig, Wachs, Straußfedern, Durra sind die vorzüglichsten einheimischen Umsatzartikel, mit denen Geschäfte en gros gemacht werden, während die Kurzwaaren und die andern hier zu Markt gebrachten Gegenstände zur Befriedigung der Bedürfnisse der Ortsbewohner und der Umgegend dienen. Englische Waaren und Fabrikate haben den Vorzug bei den Eingeborenen. Auch werden viele Kamele, Esel, Ziegen und hin und wieder Pferde verkauft. An einer Seite des Marktes befinden sich die Wasser-, Milch- und Holzverkäufer, auch werden getrocknete Datteln, Melonen, Bamiam, Zwiebeln, Salz dort verkauft. An manchen Tagen langen ganze Salzladungen von Sauakin dort an, sind aber gewöhnlich sehr bald abgesetzt. Nicht weit davon sind die Brot- und Merissaverkäuferinnen. Von ungefähr 2000 Menschen besucht, sind die Märkte el Ouedarefs nächst denen von Chartum die bedeutendsten im östlichen Sudan und dienen zum Zwischenhandel von Abyssinien nach den Nilländern und dem Rothen Meere. Außer einigen Wochen während der Regenzeit wird der Markt regelmäßig von Händlern von Matama, Doka, Wogin, Tomat, Kassala, Berber und vielen Eingeborenen der benachbarten Volksstämme bezogen. Die Einkünfte, welche die Regierung aus den Marktgeldern bezieht, belaufen sich auf jährlich 20000 Maria-Theresia-Thaler.

Matama, die Hauptstadt des halb unabhängigen Staates Galabat, war Krockow's fernster Punkt. Matama liegt westlich vom obern Atbara, südsüdöstlich von el Ouedaref, am linken Ufer des kleinen Flusses Abumchera, besteht aus einer gedrängten Sammlung von Tuckelhütten und einigen Mattenzelten arabischer Kaufleute und enthält an 6000 Einwohner. Auf dem dortigen Markte werden Baumwollzeuge, seidene Tücher, buntfarbige Bänder, Glasperlen, Ringe von Metall und Elfenbein, Scheren, Kurzwaaren, Salz, Pfeffer, Tamarinden, Obst, Zwiebeln zu ziemlich hohen Preisen verkauft. Es werden hier viel Pferde verkauft, die von einer kleinen, aber feurigen Art sind. Besonders gesucht und preiswürdig sind unter den einheimischen Artikeln Baumwolle, Kaffee, Honig und Wachs, Gummi-arabicum, Elfenbein, Gold, Henna (zum Färben der Nägel und Handflächen). Den einträglichsten und bedeutendsten Handelsartikel bildet aber hier der Neger; denn seitdem der Sklavenhandel am Bahr el Abiad verpönt worden ist, hat sich derselbe hierher gewendet. Es werden hier jährlich an 20000 Sklaven verkauft, von welchen der Schuma von Galabat einen Maria-Theresia-Thaler Zoll per Kopf erhebt. Matama ist der Hauptort von Galabat, welcher Staat ursprünglich durch die Tagruri gebildet worden ist, mohammedanische Pilger aus Darfur, Bornu und Kordofan, welche, von der Wallfahrt nach Mekka zurückkehrend, sich hier von Zeit zu Zeit niederließen. Galabat grenzt im Osten an den Atbara, im Süden an den Gendoa, einen das ganze Jahr hindurch fließenden, klares Wasser enthaltenden Fluß, welcher bei dem hohen Berge Kohgy in den Atbara fällt und Galabat vom abyssinischen Gebiet abscheidet, im Norden an eine Linie, welche sich vom Gebirge Gal el Baschaun nordöstlich bei Wogin vorbei bis an den Atbara zieht, sodaß das Land ungefähr die Gestalt eines Dreiecks hat. Die nomadisirenden Nachbarn von Galabat treiben zur Zeit des Futtermangels auch dahin ihre Heerden. Die Tagruri dagegen, meist Händler, Ackerbauer und Handwerker, führen zwar ein mehr seßhaftes Leben, breiten sich jedoch an Zahl immer mehr aus. Der Juma

Digitized by Google

oder Schuma ist der vom Volke gewählte, ziemlich unumschränkte Fürst. Dieser ernennt einen Wekil oder ersten Staatssecretär, unter welchem 36 Erbab stehen, von welchen jeder durchschnittlich über acht Dorfschaften zu gebieten hat. Die Gesammtheit der Erbab bildet mit dem Wekil den Staatsrath. Die Erbab entrichten die Steuern an den Schuma für die ihnen übergebenen Dorfschaften in Landesproducten, Sklaven oder Thieren. Der Schuma zahlt sowol an Abyssinien wie an Aegypten Tribut von zusammen 9000 Maria-Theresia-Thalern. Das Land ist ein verhältnißmäßig üppiges und hat großen Reichthum an Wild. In der Regenzeit herrscht besonders das thierische Leben in seiner ganzen Fülle, vor allem das Treiben der Insektenwelt, durch die dann andere Thiere, die Feinde derselben, wieder angelockt werden. Auch die Pflanzenwelt lebt zur Regenzeit wieder auf; die kahle Erde bedeckt sich mit einem sammtartigen grünen Teppich, und nach einigen Wochen ist die Steppe ein Wald von Grashalmen, die 10—16 Fuß hoch werden, den Viehheerden zum Tummelplatz, den Scharen der wilden Thiere zum Versteck dienen. Zu Matama befindet sich eine deutsche Missionsstation unter Hrn. Eperlein. In dem Garten der Station wird durch eine von Ochsen getriebene Hebemaschine das Wasser aus dem Abumchera heraufgehoben und in kleinen Rinnen über die etwa $1^1/_2$ Morgen große Fläche so vertheilt, daß jeder Fleck alle zwei Tage in den Früh- und Abendstunden vom Wasser überflossen wird, und werden Zwiebeln, Blumenkohl, Bamiam, Bohnen, Kartoffeln (aus Abyssinien), Datteln, Weinstöcke und Obstbäume von den betriebsamen Missionaren mit Erfolg angebaut. Nach den neuesten Nachrichten beabsichtigen die Missionare während der Regenzeit hinfort nach dem gesundern el Quedaref überzusiedeln. Merkwürdig sind in Matama die dortigen Falascha oder einheimischen Juden, welche gesondert von den übrigen Einwohnern am rechten Ufer des Abumchera in elenden, schmutzigen Strohhütten wohnen. Die Leute sind von rothbrauner Farbe, kleiner, schlanker Statur, haben feine, dünne Hände und Füße, eine nicht unangenehme, länglich geformte Gesichtsbildung mit gebogener Nase und wenig dicken Lippen. Das dunkle, kurz getragene Haar umschließt eine hohe, rückwärts aufsteigende Stirn, und aus den dunkeln Augen leuchtet Neugier und eine gewisse scheue Verschmitztheit hervor. Sie beschäftigen sich mit Töpferarbeit. In Abyssinien halten sich die Falascha in großer Anzahl auf.

Ueber die Ethnographie der einheimischen sogenannten arabischen Stämme ist viel aus Krokow's Buch zu lernen. Die Gebirgsgegenden nördlich und südlich von Sauakin werden von den Byscharin oder Bischary bewohnt, die, in halbwildem Zustande lebend, sich einer gewissen Unabhängigkeit erfreuen. Nach der Regenzeit benutzen sie die Hochthäler oder Berge zu ihren Weideplätzen, ziehen später in die niedriger gelegenen Gebirgsthäler und dann an diejenigen Chorbetten des Flachlandes oder der Bergabfälle, wo Trinkwasser zu finden und das Gras von andern Heerden oder dem zahlreichen Wilde noch nicht zertreten oder abgefressen ist. Der vorzüglichste Reichthum dieser Leute besteht in ihren Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden, ihren Eseln und besonders ihren Kamelen. Diese weißen, meist leichtgebauten Thiere sind in den Wüstengegenden des östlichen Sudan gesucht und heißen Bischary. Unter ihnen findet man die meisten Dromedare, die schnellfüßiger sind als die andern in Afrika vorkommenden Kamelrassen. Die um Sauakin wohnenden Hirten versorgen diese Stadt mit Milch, Butter und Käse gegen ziemlich hohe Preise.

Die Hadendoa wohnen nördlich bis an die Nubische Wüste, südöstlich bis an die Barkagebirge, südlich bis an den Chor el Gasch und besitzen großen Reichthum an allerlei Viehheerden, namentlich an weißen Kamelen. Der Stamm zählt einige hunderttausend Köpfe; die Hauptorte sind Mitkinab, der Wohnsitz der obersten Schechs, Filik und Maman. Die Hadendoa sind kriegerisch, gewandt, leicht erregbar. Im Köperbau stimmen sie ziemlich mit den Bischary überein. Die Männer sind im allgemeinen $5^1/_2$ Fuß

Digitized by Google

groß und schlank gewachsen. Der Kopf ist mit langem, dunkelm, krausem, wolligem Haar bedeckt. Die Stirn ist gerade und schmal, die Nase gebogen, das Kinn mit wenig Bart bedeckt. Die Oberlippe ist stets rasirt. Der Hals ist lang, die Brust kräftig gewölbt. Die weißen Zähne treten aus dem langgeschnitzten Munde mit etwas stark aufgeworfenen Lippen hervor. Die Arme und Beine sind lang, die Hüften schmal, die Waden dünn, die Knöchel fein, die Ferse stark zurückgebogen und gut proportionirt, Füße und Hände schmal und hübsch geformt. Auf dem Rückgrat zieht sich eine tiefe Furche hin, die Hautfarbe ist nußbraun oder dunkelkastanienbraun ohne röthlichen Schein. Ein Stück Baumwollzeug von einigen Ellen Länge wird um die Hüften geschlungen oder über den ganzen Oberkörper geworfen. An Geräthschaften besitzen diese Leute aus Fächerpalmen oder Stroh geflochtene Matten zur Herstellung ihrer niedrigen Zelte, wasserdichte, lederne Schläuche, Kürbisschalen, aus Palmen geflochtene Stricke, und einen Stein zum Zerreiben der Durra. Dazu kommt ein Anereb (bettstellenartiges Ruhebett), dessen Rahmen mit Lederstreifen ausgeflochten wird, und ein kleines Beil; dann runde Schilde aus Elefantenhaut, thönernes Kochgeschirr, Kamelsättel. An Waffen trägt jeder Mann eine Lanze und ein Messer in einer Lederscheide; auch findet man bei einigen breite, doppelschneidige Schwerter. Die Berathungen der Männer, bei denen sie im Kreise hocken, sind lebhaft. Die Weiber sind nicht streng verschleiert; als Putz tragen sie im rechten Nasenflügel einen Ring, bisweilen von schwerem Silber. Die Dörfer bestehen aus Mattenzelten, die durch Dornäste geschützt werden.

Südlich von den Hadendoa, besonders am Chor el Barka, sitzen die Beni-Amer mit ihrem Hauptwanderdorfe Zuga. Nördlich vom Seba wohnen die Homran, von schlanker Gestalt und hellbrauner Farbe, mit dünnem Bart und krausem Haar, mit Sandalen aus Büffelhaut, reich an Viehheerden, Kamelen, Pferden abyssinischer Abkunft. Westlich vom Atbara bebauen die Schukrie die fruchtbaren Lande, sind aber für ihren Fleiß den ungerechten Erpressungen der ägyptischen Regierung ausgesetzt. Sie wohnen in Tuckel (Strohhütten), deren innerer kreisrunder Raum einen Durchmesser von zehn Ellen hat; eine niedrige Thür dient als Eingang und Fenster. Die Schukrie sind meistens von kleiner gedrungener Gestalt und kastanienbraunem Teint mit starkem Glanz. Die Frauen färben ihre Finger-, oft auch ihre Fußnägel mit der röthlich beizenden Farbe des Hennastrauchs, sind mit Perlschnüren von buntgefärbtem Glase, Holz, Muscheln, Fruchtkernen, mit Ringen, Arm- und Beinspangen überladen; doch nur die vornehmen Frauen tragen Brequa (Masken). Außer Lanze, Schwert, gewundenem Messer besitzen die Schukrie 2 Fuß 3 Zoll lange flach geschnitzte, nach unten in Kniefform gebogene Stöcke aus schwerem, zähem Holze, mit welchen sie auf 40 Schritt sehr sicher auf Perlhühner oder andere Thiere werfen.

In dem ganzen Landstrich von Saukin bis Kassala und Metkinab legen der Wassermangel, die unwegsamen Gebirge, die sterile Wüste der Cultur schwer zu bewältigende Hindernisse in den Weg; dieser Landstrich ist mit geringer Ausnahme nur von Nomaden bewohnt, bei denen die Gesittung keinen Eingang findet. Dagegen wären die Ufer des Atbara und seiner Nebenflüsse schon mehr zur festen Ansiedelung und damit zur Civilisation geeignet. Allein die dortigen Eingeborenen, an ein ungebundenes Leben gewöhnt, hassen und verachten ihre türkischen Unterdrücker, und bei der sehr schlechten Wirthschaft derselben dürfte in der That, solange sie den Sudan beherrschen, keine Besserung der dortigen Verhältnisse zu erwarten sein.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY
Library.
Of California.

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling.

Dritter Artikel.

Die ungarische Action.

Bei den Debatten über das neue Staatsschuldengesetz charakterisirte der Schwager des Barons Eötvös, Trefort, die Sistirungsminister als „Jesuiten, die den Ausgleich stets im Munde führten und doch alles thaten, um ihn zu verhindern". Dieser Hieb traf den Nagel auf den Kopf: aber er kennzeichnet auch zugleich die Kirchthurmspolitik der magyarischen Liberalen, welche in blindem Hasse gegen Schmerling und aus reinem Localpatriotismus das Reich einem Belcredi und Esterházy auslieferten. Aus der Sackgasse, in welche die Freiheiten der Völker durch jene Schwenkung gerathen waren, konnten nachher die herrlichsten Reden Deák's nimmermehr befreien, konnte nur der Tag von Königgrätz erlösen, wobei es freilich heute noch ein Räthsel ist, ob diese „Befreiung" nicht Aehnlichkeit hat mit der Agonie, welche den Sterblichen gleichzeitig vom Leben und seinen Leiden „erlöst". Aber bloßgelegt wenigstens mußte die Heuchelei der Sistirungspolitik werden, sobald dieselbe mit einem ernsthaften Parlament zusammentraf. Gingen doch die Herren so weit, daß sie durch die officiöse Presse erklären ließen: ja, wenn der Reichsrath nicht ein zerfahrenes Cliquen-Mosaik gewesen wäre, wenn sich darin eine festgegliederte Partei wie die der preußischen Fortschrittsmänner befunden hätte, so würde es dem Grafen Belcredi das größte Vergnügen gemacht haben, mit ihr Hand in Hand zu gehen. In Pesth nun fanden unsere Staatsmänner ein Parlament von echtem Schrot und Korn; von einer Competenz, auf der auch nicht der leiseste Scrupel lastete; mit einer imposanten Majorität, hinter welcher fast das ganze Volk als compacte Masse stand. Hier also trat das „Hic Rhodus, hic salta" an die Herren; hier war es unmöglich, auch nur ein paar Monate lang die Maske zu tragen, als sei es keine feudal-ultramontane Gesinnung, sondern im Gegentheil ein übertriebenes constitutionelles Feingefühl, was die Minister nöthigte, so lange absolutistisch zu wirthschaften, bis die alleinseligmachende Verfassung entdeckt sein werde, gegen die auch kein Slawe in Laibach und kein Kroate in Agram mehr etwas einzuwenden habe. Jedenfalls kann kein Billigdenkender leugnen, daß die Ungarn nach ihrer Freude über den Sturz Schmerling's überraschend schnell zur Besinnung kamen. Weit entfernt, dem Septemberpatent noch mit der Blindheit oder den autokratischen Sympathien der slawischen Stämme zuzujubeln, wurden sie über die Sistirung des engern Reichsraths stutzig. Daß der „Rajxrát" nicht mehr versuche, seine Autorität über die Leitha hinaus auszudehnen, dafür solle ihr eigener Landtag schon sorgen: wozu also die Suspendirung des wiener Parlaments? Das sah nicht mehr aus wie Emancipirung des Constitutionalismus in Ungarn, sondern wie Ertödtung des verfassungsmäßigen Lebens in den Erblanden; und wenn „Naplo", das Organ der Deák-Partei, auch nicht diesen Verdacht aussprach, nahm es doch keinen Anstand, die Beseitigung des engern Reichsraths für überflüssig und bedenklich zu erklären. Trotzdem wirkten persönliche und sachliche Motive zusammen, welche auf lange Zeit hinaus dem eifrigen Be-

Digitized by Google

streben des Ministeriums, die Liberalen auf beiden Seiten der Leitha auseinanderzuhalten, Erfolg versprachen. Nicht das geringste darunter war die Eigenart der ungarischen Führer und namentlich Deák's, die jedoch allerdings wieder in der Nothwendigkeit, das gesammte Land um Ein Banner zu scharen und den Fractionsgeist von vornherein durch eine eiserne Disciplin niederzuhalten, ihre Berechtigung fand. Gewiß, die 1848er Artikel, welche den Schlachtruf Ungarns bildeten, hatten auch einen liberalen Inhalt. Aber wenn man bedenkt, daß die Nation im Augenblicke des höchsten revolutionären Aufschwunges nicht daran dachte, an der politischen Rechtlosigkeit der Israeliten und der orientalischen Griechen, noch an dem Privilegium des Adels zu rütteln, das jeden Edelmann von dem allgemeinen und sehr niedrig bemessenen Wahlcensus ausnahm, so begreift man leicht, daß die freisinnigen Bestimmungen in jenen Gesetzen denn doch nur als ein Aufputz fungirten, theils ein Reflex der Bewegungen in Westeuropa, theils auch darauf berechnet, der ungarischen Agitation das Interesse des Auslandes zu gewinnen. Der Kern war anderswo zu suchen: er bezog sich lediglich auf die Souveränetät des magyarischen Stammes in dem Gebiet der Stephanskrone und auf die staatlich unabhängige Stellung Ungarns mitsammt seinen Nebenländern als Eines staatlichen Ganzen zu der Gesammtmonarchie und den Erblanden. Deshalb hielt man mit der Emancipirung der Juden, weil sie mit ihrer deutschen Halbcultur sich dem Magyarismus noch nicht genügend assimilirt, und der orthodoxen Griechen, weil sie theils Walachen, theils Südslawen sind, zurück! Deshalb ließ man dem Edelmann sein Wahlrecht, auch wenn er als Gyulás oder Csikos Rinder und Pferde, vielleicht gar als Kanász die Schweine hütete; denn ein wie vollständiger Betyar er auch sein mag, in Ungarn decken sich bekanntlich die Begriffe des Vollblutmagyaren und des Adelichen, auch wenn der letztere den Reihen der Bocskoros Emberek oder des bettelhaften Bundschuhadels angehört. Sicherlich soll damit nicht geleugnet werden, daß im übrigen — diese nationalen Schwächen nun einmal zugestanden und das Verhältniß Ungarns zu Oesterreich ganz aus den Augen gelassen — die Magyaren mit einer Entschlossenheit, welche die größte Achtung verdient, ihr abgeschlossenes Staatswesen auf eine demokratische Basis gestellt. Dennoch begreift sich leicht, daß im Contact mit den übrigen Theilen der Monarchie die 1848er Artikel vielfach durch Zerspaltung, ja Erbitterung der Liberalen gegeneinander ebenso verhängnißvoll wirken mußten wie 1821 der Aufstand der Sicilier, als diese ihrer englischen Verfassung von 1812 gegen das Centralparlament in Neapel und gegen die gemeinsame Constitution, welche die Carbonari dem ganzen Königreiche octroyirt, Luft schaffen wollten. Es war ein absolutes Gebot der Situation, alle Freiheitsfragen in den Hintergrund zu stellen und die ganze Kraft Ungarns an den Einen Zweck zu setzen, für den man eben der gesammten Nation sicher war: an die Begründung der pester parlamentarischen, von Wien unabhängigen Regierung, in dem Sinne, wie die 1848er Artikel dieselbe aufgefaßt und decretirt hatten. Diese Route war so scharf vorgezeichnet, daß niemand, auch ein so allgewaltiger Volkstribun wie Deák, nicht einen Moment von ihr abweichen durfte, ohne sofort zu abdiciren. Damit war aber zugleich die tiefe Kluft bloßgelegt, welche die ungarische von der deutsch-österreichischen Bewegung noch trennte! Und dieser Abgrund konnte weder dadurch überbrückt werden, daß die Magyaren in Franz Deák einen Mann besaßen, der die ihm zugefallene Aufgabe mit dem Völlgewicht jener starren und schroffen Einseitigkeit und Selbstbeschränkung löste, wie sie allen historischen Persönlichkeiten eigen ist, deren die Weltgeschichte sich zu einer bestimmten Mission bedient — noch durch die Widersprüche, in die der liebenswürdige, universal gebildete Baron Eötvös sich mit seinen eigenen Argumenten verwickelte, wenn er den Erblanden zu beweisen suchte, daß sie unverbesserliche Doctrinäre seien, weil sie für Gesammtösterreich jenen Parlamentarismus forderten, den doch Ungarn mit vollem Rechte für das Territorium der Stephanskrone

Digitized by Google

als die einzige Grundlage echter und unverkümmerter Freiheit reclamirte. Deák's vierschrötige und rücksichtslose Natur, wie sie einem Parteiführer, der seinem Volke ein Pfadfinder sein und ihm lediglich durch unerschütterliche Charakterfestigkeit imponiren soll, unentbehrlich ist, entsprach seiner Sendung wol in noch höherm Grade als unbedingt unerläßlich. Je ausschließlicher er nun aber die nationalen, die Machtfragen, kurz, die ungarischen Forderungen ohne alle Rücksichten auf Oesterreich in den Vordergrund rückte und je strenger er sich dabei von jeder Intervention in die cisleithanischen Angelegenheiten fern hielt, desto unverhohlener mußte der Groll der Deutsch-Oesterreicher aufbrausen. Denn für sie ging aus alledem nur das Eine unfehlbar hervor: nachdem das deutsch-slawische Parlament in Wien zerstört war, wurde von Pesth aus jeder Gedanke an ein Reichsparlament für immer beseitigt — welche Hoffnung blieb also den Deutsch-Oesterreichern, denen von den Trabanten Belcredi's wieder und immer wieder vorgerückt ward, daß sie eben mit allem zufrieden sein müßten, weil sie keine historischen „Rechte" hätten wie die Magyaren, ja nicht einmal wie die Czechen? Die Union Siebenbürgens mit Ungarn war Gesetz, obgleich sie kaum fünf Monate bestanden; die Februarverfassung ward zur „Fiction" erklärt, obschon sie ebenso viele Jahre in Gültigkeit war! Die Czechen waren willkommen, wenn sie vorsuchten, was vor der Schlacht am Weißen Berge bestanden hatte und seit dritthalb Jahrhunderten begraben war: die Existenz des engern Reichsraths sollte den Tag nach dessen „Sistirung" aus der Reihe der historischen Thatsachen gestrichen sein! Und hierbei zeugte die Haltung selbst Deák's deutlich dafür, daß die Deutschen mit der Aufopferung ihrer Verfassungserrungenschaften nicht einmal erwarten durften, jene Reichseinheit zu erhalten, die ihnen stets in viel höherm Grade am Herzen gelegen als irgendeinem andern Stamm Oesterreichs. Erinnerte man sich doch nur zu gut, wie „der weiseste Mann seines Landes" auf dem letzten „Reichstage" mit unbezahlbarer Trockenheit behauptet hatte, es könnten allerdings sehr gut die Erblande sogar in Kriege verwickelt werden, welche Ungarn nicht das mindeste angingen. Mit geringem Erfolge suchte hier Eötvös zu vermitteln, der zu diesem Zwecke noch einmal unter die Journalisten ging und den „Hetilap" (Wochenblatt) stiftete. Gewiß meinte der Freiherr es herzlich wohl, wenn er die Deutschen zu trösten suchte, indem er sie darauf verwies, daß gerade sie durch die Einsetzung eines österreichischen Centralparlaments in ihrer nationalen Entwickelung und in dem unveräußerlichen Rechte, einst ein gemeinsames deutsches Parlament in der Paulskirche zu beschicken, gefährdet würden. Wenngleich Eötvös, der sich an universeller Bildung und Feinheit des Geistes den Besten des Occidents an die Seite stellen kann, in jeder andern Beziehung Deák weitaus überragte, so fehlte ihm doch das Eine Moment, das den politischen Parteiführer macht, die Unerschütterlichkeit, die ihre Kraft, ohne nach rechts und links zu blicken, mit einer gewissen Beschränktheit nur fest auf einen entscheidenden Punkt richtet. Eine nervöse, zartbesaitete Natur, wie der Steierer Kaiserfeld, gleicht Eötvös einer Aeolsharfe, für deren Spiel einfach die herrschende Luftströmung verantwortlich ist, und verschlimmerte diesen Uebelstand noch, wenn er als Mann von Esprit zu jedem „Liede ohne Worte", das auf den Sturmesflügeln der öffentlichen Meinung daherrauschte, immer gleich einen langen Text schrieb, in welchem er weitläufig bewies, daß gerade die diesmaligen Postulate Ungarns die allein richtigen seien. So hatte er 1857 bei der großen Kaiserreise seinen Namen unter eine Adresse an Se. Maj. gesetzt, welche mit dürren Worten besagte, die Unterzeichner seien sich sehr wohl bewußt, „daß eine mit Blut und Thränen begrabene Vergangenheit nicht zu neuem Leben erweckt werden könne". Dann hatte er kaum zwei Jahre später nach dem Frieden von Villafranca eine Broschüre: „Die Garantien der Macht und Einheit Oesterreichs" (Leipzig, F. A. Brockhaus), herausgegeben, in welcher er ein Centralparlament empfahl. Noch aber war die Tinte auf dem Octoberdiplom von 1860 nicht trocken geworden, als Eötvös in

Digitized by Google

seiner ebendort erschienenen Broschüre: „Die Sonderstellung Ungarns vom Standpunkte der Einheit Deutschlands", das Banner der allerreinsten Personalunion zwischen beiden Reichshälften erhob. Wer so mit politischen Programmen um sich warf, das war kein Führer, wie die Situation ihn brauchte: da bedurfte es eines Mannes wie Deák, der zur rechten Zeit zu schweigen verstand und dessen Rede, wenn er endlich sprach, nachdem er sein Thema hatte reif werden lassen, Ja Ja und Nein Nein war. Wohl muthete es daher die Deutsch-Oesterreicher freundlich an, wenn Eötvös in seinem „Hetilap" den geistigen Verkehr mit den wiener Journalisten suchte, die föderalistischen Plane der Slawen auch für die Westhälfte der Monarchie weit von sich wies und Belcredi's Programm, die Verfassung der Erblande durch die 17 Landtage erneuern zu lassen, mit aller Lauge seines Sarkasmus übergoß. Ein höchst erfreulicher Gegensatz zu der Engherzigkeit Deák's und der Vornehmheit des „Napló", die beide, eingesponnen in ihrem Vollblutmagyarismus, es unter ihrer Würde fanden, sich um das, was jenseit der Leitha vorging, zu bekümmern, wenn nur Ungarn niemand das Recht streitig machte, auf seinem eigenen Grund und Boden das Unkraut der „Nationalitäten"-Propaganda mit Stumpf und Stiel auszurotten! Aber sobald man bei Eötvös näher zusah, mußte man inne werden, daß er doch nur dasselbe Lied in Moll vortrug, das Deák in Dur intonirte. Seine Theorie, daß Oesterreich und Ungarn wie zwei Bäume gepflegt werden müßten, deren Wurzeln zwar nichts miteinander gemein hätten, deren Kronen sich aber ineinander verschlängen, hinkte selbst als Gleichniß durch das Betonen der vollen staatlichen Selbständigkeit und Unabhängigkeit Ungarns! Dem Wechsel, den Eötvös den Deutsch-Oesterreichern auf Frankfurt ausstellte, fehlte jedes Accept, sodaß sie denselben unmöglich als eine Entschädigung für die Verluste gelten lassen konnten, welche die Zerstörung der Reichseinheit und der Untergang ihrer Verfassung über sie verhängte! Geradezu böses Blut aber machte es, wenn Eötvös, mit seinen Hülfsmitteln am Ende, den Deutsch-Liberalen ganz im „Kreuzzeitungs"-Stile vorwarf, sie wären beschränkte und obsolete Doctrinäre, die bei der Charte des Bürgerkönigthums stehen geblieben und sich die Freiheit nicht ohne ein Parlament denken könnten. Wenn man erwägt, wie in eben dem Momente der pesther Reichstag alle Fibern anspannte, um durch die Wiederherstellung der 1848er Artikel für das ganze Gebiet der Stephanskrone einen stramm centralisirenden Constitutionalismus einzuführen, ohne die geringste Rücksicht darauf, daß ja in Betreff des Nationalitätenwirrwarrs Ungarn selbst nichts ist als ein Oesterreich en miniature: da muß man sich die oben detaillirten Gegensätze recht gegenwärtig halten, um die Naivetät zu begreifen, mit der eine so hervorragende Capacität wie Eötvös gerade das, was er daheim als eine Panacee anpries, in der Manier des „Rundschauers" als ein Gift verschrie, sobald die Centralisten es auf die Gesammtmonarchie anwenden wollten! So war es denn auch verständlich, daß die Deutsch-Oesterreicher jenseit der Leitha Bundesgenossen außerhalb des Deákistenlagers suchten und sich gleichfalls, in Erinnerung an die Erfahrungen von 1861, an die Radicalen der ehemaligen Beschlußpartei wandten. Wie Teleki's Testament bewiesen, hatte in diesen Reihen die Verbindung mit dem Auslande und den vielen zurückgekehrten Emigranten denn doch den Ideen des modernen Liberalismus ein weiteres Feld eröffnet und die starr nationale Bornirtheit einigermaßen in den Hintergrund gedrängt. Man sagte sich in den Erblanden nicht ohne Grund: „Wo selbst ein Eötvös nur eine Berührung in den letzten Ausläufern bei den Staatsorganismen gestatten will, da ist für die Sache der Gesammtmonarchie überhaupt nichts mehr zu verlieren; warum also nicht wenigstens zu denen halten, welche nicht die Freiheitsfragen von der Tagesordnung absetzen, sondern sie wenigstens zugleich mit den Machtinteressen verhandeln wollen?" Dies Raisonnement bewog einen Theil der wiener Blätter, bei den Wahlen in Ungarn hier und da, namentlich bei einem sehr harten Wahlkampf in Pesth,

Digitized by Google

auf die Seite der radicalen gegen die deákistischen Candidaten zu treten. Leider stießen sie dort auf so hirnverbrannte Phantasien und Ueberhebungen, daß sie sich verblüfft zurückzogen, nicht aber ohne den Redacteur des pesther „Napló", Baron Kemény, der bei einer dieser Wahlen noch dazu persönlich betheiligt war, arg verschnupft zu haben. Die Folge war, daß dies Factotum Deák's in dem Organ der Partei sich mit offenster Feindseligkeit gegen den engern Reichsrath und für die slawischen Föderalisten, natürlich nur in den Erblanden, erklärte. Unter dem Vorsitze Kemény's wurde sogar zu Ehren der nach Pesth wallfahrtenden Jungczechenführern Sladkowski und Skreykowski ein Banket abgehalten und dabei unter anderm ein Toast ausgebracht „auf die beiden Nationen, die durch gemeinsames Ausharren die Februarverfassung und den Schmerling'schen Reichsrath zu Falle gebracht".

Indessen wenn auch in Ungarn sichtlich und wahrlich nicht ganz ohne Grund die Schadenfreude spukte, den Deutsch-Oesterreichern, die oft davon gefabelt, den Magyarismus mittels der Rumänen und Slowaken in die Arbeit zu nehmen, bis er auf das Gebiet zwischen Theiß und Donau eingeschränkt sei, eine ausgiebige Bedrängung durch Czechen und Polen von Herzen gern zu gönnen; wenn man auch in Pesth die Adresse aus dem Hochsommer 1861 nicht vergessen, mittels deren der Reichsrath die Auflösung des ungarischen Landtags gebilligt und das Vorspiel zum militärischen Provisorium geliefert hatte, mußte doch dies Aufbrausen von selbst wieder erlöschen. Die Gewalt der Ereignisse übernahm es, die Kanten und Ecken abzuschleifen, da man drüben begriff, daß der parlamentarische Centralismus in Ungarn neben dem föderalistischen Absolutismus in den Erblanden unmöglich bestehen könne. Ob sie es nun aussprachen oder nicht, die Deákisten konnten sich unmöglich verhehlen, daß auf eine Nationalitätenzerklüftung der westlichen Reichshälfte denn doch recht eigentlich der Horazische Vers passe: „Nam tua res agitur, paries dum proximus ardet." Die Deutschen wiederum mußten sich gestehen, daß, wie die Dinge nun einmal lagen, es Reich und Freiheit muthwillig in die Schanze schlagen hieß, wenn die Liberalen auf beiden Seiten der Leitha es nicht als eine Lebensaufgabe ins Auge faßten, sich miteinander zu verständigen. Viel zu tief wurzelte diese Nothwendigkeit in der ganzen Constellation und in der Hochsinnigkeit der Magyaren, die sich nirgends hergaben, dem Moloch der Nationalität die Freiheit zu opfern; sich dazu gar nicht hergeben *konnten*, weil Ungarn überhaupt nur als verfassungsmäßig regiertes Land denkbar ist, sowie umgekehrt die Ansprüche der Wenzelskrone nur auf dem starren Jesuitenabsolutismus der „vernewerten Landesordnung" und der Gegenreformation Ferdinand's II. fußen ... zu tief hatte die Unerläßlichkeit jener Einigung Wurzel geschlagen, als daß ernsthaft die Rede von einem Bündnisse sein konnte zwischen den Deákisten und den böhmischen Hochtories, welche der Czechismus zu seinen Führern erkoren. Der Sirenenruf der prager „Narodni Listy": „Nur solange ihr euch nicht um das Geschick der Deutschen in den Erblanden kümmert, drücken wir hier ein Auge zu bezüglich dessen, was aus den ungarischen Slawen wird", konnte in Pesth nicht verfangen. Denn man sagte sich dort mit vollem Recht, daß Kroaten und Rumänen ganz von selbst gegen die magyarische Centralisation reagiren würden, sobald in den Erblanden der slawische Föderalismus gesiegt, und daß auch für Ungarn die Sache der Nationalität wie der Freiheit verloren sei, wenn das Czechenthum in Wien einem klerikal-feudalen Ministerium zum unbestrittenen Besitz der Gewalt verholfen habe. Die Verständigung war daher ein unabweisliches Gebot: und daß eine Verständigung mit Ungarn soviel hieß wie eine Verständigung mit Deák, das hatte der Ausfall der Wahlen zum Landtage in überraschend eclatanter Weise gezeigt. Um den Zusammentritt des Reichstags zu ermöglichen, hatte die Bevölkerung sich allenthalben darauf beschränkt, gegen die Nichtwiederherstellung der Comitate Protest einzulegen, die Wahlen für das Abgeordnetenhaus aber anstandslos voll-

Digitized by Google

zogen, obschon nach dem Wortlaut der 1848er Gesetze zur Bildung der Wahlausschüsse eigentlich die vorherige Ernennung der constitutionellen Beamten durch die Comitatscongregationen unbedingt erforderlich gewesen wäre. Von seiten der Comitate war diese Zurückhaltung fast mehr, als man zu erwarten berechtigt gewesen, wenn man bedenkt, mit welchem Stolz und mit wie gutem Grunde dieselben sich von jeher als das beste Bollwerk der ungarischen Verfassung betrachtet. Hat doch erst ganz vor kurzem Horváth in seinen „Fünfundzwanzig Jahren aus der Geschichte Ungarns" (Leipzig, F. A. Brockhaus), ihnen bezüglich der reichstagslosen Zeit von 1811—25 das wohlverdiente Lob gespendet: „Wenn damals die Comitatsbehörden, welche alle gesetzwidrigen oder dem Geiste der Verfassung widersprechenden Verordnungen achtungsvoll beiseitezulegen und wegen deren Widerrufung Adressen an den König zu richten gewohnt waren, nicht bestanden hätten, so hätte man bei dem servilen Gehorsam unserer Dicasterien und Stadtmagistrate, bei der Lauheit des größten Theils unserer hohen Aristokratie und bei der behutsamen Zaghaftigkeit und unpatriotischen Energielosigkeit derselben aus bloßer Furcht vor Unannehmlichkeiten, Uebergehungen, Zurücksetzungen u. dgl., durch willkürliche Verordnungen und polizeiliche Normalien nach und nach die Verfassung selbst über den Haufen werfen können." Gerade die Masse also kam der Regierung mit einer Freundlichkeit entgegen, die nach der vierjährigen Bearbeitung Ungarns durch die Militärgerichte des Schmerling'schen Provisoriums beinahe überraschen mußte. Dagegen zeigte sich von vornherein gleich bei den Wahlen die alte Popularitätshascherei und Unselbständigkeit der Altconservativen genau in demselben strahlenden Lichte der Nichtsnutzigkeit wie im Herbst 1860. Wie sie damals, kaum daß sie ihre Unterschrift auf das Octoberdiplom gesetzt, in den Comitaten sich auf die Seite der Personalunionisten schlugen, sobald sie sahen, daß die überwiegende Majorität von irgendeiner Institution, die einer gemeinsamen Reichsvertretung gleichsah, nichts wissen wollte, so gaben sie heute die ärgsten Schreier ab gegen jeden Gedanken, die Autonomie Ungarns zu Gunsten des Gesammtstaats zu beschränken. Mit dem Sturze Schmerling's hatten sie die klare Verpflichtung übernommen, ihre Landsleute zur Anerkennung gemeinsamer Angelegenheiten und einer gemeinsamen Behandlung derselben zu bewegen. Allein sobald sie erst einmal im Sattel saßen, konnten sie ihres Versprechens gar nicht mehr eingedenk sein, weil sie, von der Bevölkerung ohnedies als Anhänger des feudalen Systems mit äußerstem Mistrauen angesehen, nur Ein Mittel hatten, den Deákisten, von denen sie an Liberalismus weit überboten wurden, den Rang abzulaufen, nämlich: den Bogen der nationalen Forderungen noch viel straffer bis zum Zerspringen anzuspannen. Wäre das Hochhalten der „österreichischen" Fahne für das Sistirungsministerium nicht blos ein Vorwand, wäre es ihm nicht in Wahrheit blos darum zu thun gewesen, den Tiers-Etat und das deutsche Bürgerthum zwischen den „interessanten" Nationalitäten wie in einem Wa'zwerke zu zerreiben: ein widersinnigerer Gedanke wie der, den Gesammtstaat durch eine Clique proclamiren zu lassen, welche das Mittelalterliche ihrer Tendenzen dadurch vergessen machen wollte, daß sie die extravagantesten Forderungen des Czechismus, Polonismus, Magyarismus u. s. w. begünstigte, hätte sich kaum ersinnen lassen. Das trat in Ungarn nicht minder grell hervor als in Böhmen und Galizien. Daß alle Programme in den Comitaten die volle Wiederherstellung der 1848er Artikel und der Selbständigkeit Ungarns verlangten, ganz wie vor fünf Jahren, das war freilich selbstverständlich. Daß die alten Führer der Beschlußpartei, ein Ghyczy, ein Tisza, von gemeinsamen Angelegenheiten nichts hören wollten; daß die von den modernen Ideen der Emigration angehauchten radicalen Candidaten, wie Professor Schwarz, der Gegner Baron Kemény's in Pesth, ihren Mangel an exclusivem Magyarismus durch die Auflösung jedes Verhältnisses zu Oesterreich, mit Ausnahme einer zeitweiligen Defensivallianz, wettzumachen suchten; daß selbst die Deákisten in ihren Programmen den

Digitized by Google

Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten auf ein Minimum beschränkten; daß, so oft es sich um dies heikle Thema handelte, der Dialog zwischen Wählern und Candidaten immer an jenen Kapellmeister erinnerte, der, um ein Pianissimo zu erzwingen, seinen Geigern, als sie aus Aerger bei der betreffenden Stelle schon gar nicht mehr spielten, in der Probe zurief: „Sehr gut, meine Herren, nur womöglich noch ein wenig leiser, wenn ich bitten darf!“ ... auf das alles mußte man gefaßt sein. Unerfreulich für die ganze Partei aber war es, wenn z. B. ein so starrer Altconservativer wie der Hofrath Zsedényi (recte Pfannschmied), der 1860 als Adlatus des Barons Vay in der Hofkanzlei selbst jedes Compromiß mit den 1848er Artikeln voll Abscheu zurückgewiesen, weil sie die unmittelbare Quelle der Revolution gewesen, und die Comitate wegen ihres Festhaltens an jenen Gesetzen mit harten Strafen bedroht hatte, jetzt mit Fanatismus für die vollständige Integrirung der Legislation von 1848 eintrat. Immerhin war diesmal der Sieg der Deákisten ein unbestrittener. Sie gewannen bei den Wahlen über ein halbes Hundert Deputirte, sodaß sie der Linken von vornherein um gute hundert Stimmen überlegen waren. Auf dem Landtage von 1861 hatte bekanntlich die Beschluß- der Adreßpartei so genau die Wage gehalten, daß sie in den wichtigsten Principienfragen der letztern nur absichtlich den Sieg überließ, weil sie mit demselben doch am Ende nichts anzufangen gewußt hätte, da sie sich des Gefühls nicht entschlagen konnte, daß die Bevölkerung hinter Deák stand. Diesmal aber verfügten die Deákisten, als der Landtag am 14. Dec. zusammentrat, über eine Majorität, die mit dem Eintreffen der siebenbürger Brigade wahrhaft überwältigende Dimensionen annehmen mußte und von der sie auch sogleich einen energischen Gebrauch machten, indem das Abgeordnetenhaus, noch ehe es in die Weihnachtsferien ging, das Bureau im ausschließlichen Sinne der Mehrheit zusammensetzte. Der greise Präsident Szentiványi sowie der Vicepräsident Graf Julius Andrássy wurden mit allen gegen nur 50 Stimmen gewählt. Beide gehören zur Partei, der erstere sogar zu den persönlichen Vertrauten Deák's, wenn auch Andrássy 1849 als Gesandter Kossuth's in Konstantinopel fungirt hat. Die Eröffnung des Landtags erfolgte diesmal durch den Kaiser in Person mittels einer Thronrede, deren wesentlicher Inhalt folgender war: „Unter die Hindernisse, die der Lösung der schwebenden staatsrechtlichen Fragen entgegengestanden, sei in erster Linie der schroffe Gegensatz zu reihen, der in den verschiedenen Ausgangspunkten der beabsichtigten Verständigung gelegen. Rechtsverwirkung einer-, starre Rechtscontinuität andererseits habe zu keinem Ausgleiche führen können. Deshalb greife die Krone zur Beseitigung jenes Widerspruchs auf die Pragmatische Sanction zurück, welche ebenso sehr den unauflöslichen Verband der unter der Regierung des Hauses Habsburg stehenden Länder wie die Integrität des Königreichs Ungarn wahre.“ Die Thronrede setzte dann weiter auseinander, was in Siebenbürgen bereits geschehen sei, um der Ansicht des 1861er Landtags, daß dem Erscheinen der siebenbürger Abgeordneten auf dem pesther Reichstage nichts im Wege stehe, Geltung zu verschaffen, und erinnerte andererseits die Ungarn an ihr damaliges Versprechen, über das zukünftige Verhältniß zu Kroatien mit dem agramer Landtage von Nation zu Nation in Verhandlung zu treten. „Als erste Aufgabe dieses Landtags“, hieß es sodann, „müssen wir die Art der Behandlung der allen unsern Königreichen und Ländern gemeinsamen Angelegenheiten bezeichnen.“ Der Kaiser sprach „die feste Ueberzeugung“ aus, „daß die gemeinsame verfassungsmäßige Behandlung der im Octoberdiplom bezeichneten gemeinschaftlichen Angelegenheiten ein unabweisliches Erforderniß des einheitlichen Bestandes und der Machtstellung unsers Gesammtreiches bildet, dem jede andere Rücksicht untergeordnet werden muß.“ Da nun aber die Art der Behandlung, welche das Februarpatent vorgezeichnet, auf gewichtige Bedenken gestoßen, verzichte der Monarch darauf, dieselbe durch eine moralische oder materielle Pression durchzuführen. Es sei demnach durch das Septemberpatent das Statut über

Digitized by Google

die Reichsvertretung suspendirt worden, und Februarpatent sowie Octoberdiplom würden nunmehr dem Landtage in der Hoffnung unterbreitet, „daß er diese Vorlagen im Geiste entgegenkommender Billigkeit einer eingehenden Prüfung unterziehen und nur solche Modificationen beantragen werde, die mit den Lebensbedingungen der Gesammtmonarchie in Einklang zu bringen seien". Was ferner die Revision der 1848er Gesetze anbetreffe, so „unterliege deren formelle Gültigkeit keinem Einwurfe", das unveränderte Inslebentreten derselben aber sei eine Unmöglichkeit, sowol im Hinblick auf die Machtstellung des Reiches wie auf die ungeschmälerte Geltung der Herrscherrechte, als auch auf die begründeten Ansprüche der übrigen Länder. Jene Artikel müßten daher „sorgsam geprüft und zweckmäßig abgeändert werden", ehe der Monarch sie mit seinem Inauguraleide zu bekräftigen und dann nach erfolgter Krönung dem Reichstage weitere wichtige Propositionen zu unterbreiten vermöge, welche die geistigen und materiellen Interessen des Landes zu innig berühren, um längern Aufschub zu gestatten.

Wo das Sistirungsministerium mit dieser Thronrede hinaus wollte, das mußte nachgerade auch ein Unmündiger begreifen! Mit wahrer Leidenschaftlichkeit beeilten Belcredi und Mailáth sich, alle ersinnlichen Rechte, je widersprechender, desto besser, anzuerkennen, um eben aus den contradictorischen Gegensätzen derselben den Beweis zu führen, daß keins davon praktisch verwirklicht werden könne, ohne einem andern zu nahe zu treten, daß also factisch das Concordat das einzige unantastbare und durchführbare Grundgesetz im Kaiserstaate sei. In den Erbländen eine „sistirte" und in Ungarn eine blos „im Princip" anerkannte Verfassung, thatsächlich hüben und drüben der Absolutismus, bis beide Theile sich verständigt haben würden, nachdem die Zertrümmerung des engern Reichsrathes die nackte Möglichkeit der Verhandlungen zwischen ihnen ausgeschlossen! Aber wenn diese Grand-Seigneurs nicht so leichtfertig gewesen wären, so mußten sie mit apodiktischer Gewißheit wissen, daß dies geistreiche Spiel der „Fictionen" wol mit den kleinen deutschen Landtagen, auf keinen Fall jedoch dem pesther Reichstage gegenüber ungestraft in Scene zu setzen war. Einen guten Monat vor der Landtagseröffnung hatten Deák und sein Generalstab in einer Conferenz, deren Resultat die Blätter gleichzeitig veröffentlichten, beschlossen, in der Antwort auf die Thronrede die factische Wiederherstellung der 1848er Gesetze, vor allen Dingen also die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums für Ungarn und dessen Nebenländer zu verlangen. Unter diesen Umständen ausdrücklich zugeben, daß die Legalität der 1848er Artikel über jeden Zweifel erhaben sei, hieß die Hacke mitsammt dem Stiel fortwerfen! Und nun gar sich einbilden, der pesther Landtag werde, glücklich über dies leere Compliment, das die ungarische Verfassung neben der erbländischen kalt stellte, versäumen, aus dieser theoretischen Anerkennung die sich von selbst ergebende praktische Folgerung zu ziehen, daß es „kein Recht gegen das Recht" gibt, mithin niemand berechtigt sei, die Realisirung jener, über alle Zweifel erhabenen Gesetze nur Einen Augenblick zu verzögern: das war blos ein neuer schlagender Beweis, wie so gar nicht die Altconservativen den Geist ihres Volks kennen! Ohne daß Mailáth oder Belcredi eine Ahnung davon gehabt hätten, was sie thaten, hatten sie sich mit jener „formellen" Anerkennung jeden Drucks auf die Revision der 1848er Verfassung begeben: denn von jetzt ab waren die Magyaren die „beati possidentes" und das Reich mußte um Concessionen für die Möglichkeit seines Fortbestandes bei ihnen wie um ebenso viele Almosen betteln. Nachdem diese Wendung einmal eingetreten war, konnten die hohen Worte der Thronrede von den „unabweislichen Erfordernissen" der Reichseinheit, denen „jede andere Rücksicht untergeordnet" werden müsse, von der „Unmöglichkeit", die 1848er Gesetze vor ihrer Revision zu restituiren, blutwenig verfangen. Der Landtag wußte, daß es den Sistirungsministern nicht Ernst war, wenn sie sich den Anschein gaben, als sei es ihnen darum zu thun, das Februarpatent nur mit „Modificationen" annehmen zu

Digitized by Google

sehen; er wußte, daß er ihnen gar keinen ärgern Possen hätte spielen können, als diesen Wunsch durch die That zu erfüllen, weil dann die Sistirungsherrlichkeit in den Erblanden mit Einem Schlage ihr Ende erreicht haben würde. Warum also sollten sie vor jenem Passus der Thronrede ehrfurchtsvoll stehen bleiben, welcher den Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten, wie er im Octoberdiplom festgesetzt war, als „unverrückbar" bezeichnete? Die Minister waren taktlos genug gewesen, Octoberdiplom und Februarpatent als bloße Vorlagen hinzustellen, sogar zuzugeben, daß gegen letzteres „vielseitige und gewichtige Bedenken" obwalteten, dagegen die Legalität der 1848er Artikel als „formell unanzweifelbar" zu proclamiren. War es da nicht klar wie der Tag, daß die ungarische Verfassung als das Feststehende zu betrachten war, dem die Monarchie sich accommodiren mußte, und nicht umgekehrt? Als Belcredi bei dem Beginn der Adreßdebatte beide Majestäten bewog, vom 29. Jan. bis 5. März ihr Hoflager in der ofener Königsburg aufzuschlagen, zeigte sich denn auch, daß er viel weniger auf seine und seiner Collegen Regierungskunst gerechnet, als vielmehr sich ganz nach Art seiner Gesinnungsgenossen in aller Herren Ländern darauf verlassen hatte, der persönliche Einfluß des Monarchen werde ihm über die Klippen und Untiefen hinweghelfen. Auch das war ein großer Irrthum. Das Kaiserpaar wurde glänzend empfangen. Es mochte auch dem ungarischen Stolze schmeicheln, daß im Februar die ganze Regierung nach Pesth verlegt schien, indem das gesammte Ministerium zweimal dorthin berufen ward: zuerst, um die Note vom 7. Febr. an Preußen zu entwerfen, in welcher Oesterreich die Forderungen Bismarck's in Betreff der Herzogthümer kategorisch, selbst auf die Gefahr eines Bruches hin ablehnte, dann, um die Antworten auf die Adressen des agramer und pesther Landtags zu berathen. Allein auf den Verlauf der Adreßdebatte hatte das alles nicht die geringste Wirkung; und auch das hätte ein besonnener Staatsmann im voraus wissen können, da Deák auf diesem Reichstage als unbeschränkter Herr gebot. Gerade ihn aber solchen Hebeln zugänglich zu glauben, das hieß denn doch nicht blos den Mann unterschätzen, sondern den innersten und besten Kern seines ganzen Naturells, die festen Angeln, in denen sein Gleichgewicht ruht, verkennen. Wieder zeigte es sich, daß diese „Generale ohne Armee" weit besser in der wiener Hofburg und bei den Jesuiten in Kalchsburg als auf den Pußten Ungarns Bescheid wissen. Alles was sich in dieser Richtung erzielen ließ, war, daß die Magnatentafel, die 1861 nur immer blindlings die Beschlüsse des Unterhauses acceptirt, am 13. Febr. beschloß, diesmal eine eigene Adresse zu erlassen. Aber genau wie vor fünf Jahren warfen die Herren auch jetzt die Flinte ins Korn, sobald die Presse sie für die unerwartete Regung von Selbständigkeit heftig angriff; die am 22. Febr. angenommene Adresse des Oberhauses entsprach in allen Forderungen, obschon sie dieselben in etwas weniger kernigen Wendungen vortrug, derjenigen, die Deák im Unterhause eingebracht. Von dieser Seite hatte die Regierung also auf keine Unterstützung zu rechnen; und noch schlimmer erging es ihr mit den Hoffnungen, die sie auf das halbe Dutzend Altconservativer in der Ständetafel gebaut. Da die ungarische Verfassung einem Magnaten, nur gegen die Verpflichtung, für die betreffende Session auf seinen Sitz im Oberhause zu verzichten, gestattet, sich zum Deputirten wählen zu lassen, hatte Graf Apponyi, der letzte Hofkanzler des Vormärz, von jenem Vorrechte Gebrauch gemacht. Er, der bisher nie anderswo als unter seinen Standesgenossen gesessen, und den sein ganzes fein-hofmännisches Wesen, seine aristokratische Haltung, seine Leisetreterei und ausgesprochene Vorliebe für die Intriguen der Hintertreppen einzig und allein unter den Magnaten am Platze erscheinen ließen, hatte vielleicht den Traum geträumt, bei den „Gemeinen" die Rolle eines Rivalen Deák's zu spielen. Er mußte jetzt zum eigenen Schaden erfahren, daß man dadurch noch lange kein „Commoner" wird, wenn man nach der Ständetafel übersiedelt. Hat doch nicht wer da will die Vielseitigkeit eines Eötvös, der allerdings im Vor-

Digitized by Google

märz mit gleichem Glück bald als Baron das Oberhaus durch die classische Eleganz und Ruhe seiner Rede, durch die Rundung seiner Perioden und die Feinheit seiner Ironie entzückte, bald als „Ablegat" durch den freisinnigen Flug seiner Gedanken, das Feuer seiner Ueberzeugungen, die lebenswarme Glut seines Vortrages und die humanitäre Tiefe seiner Bildung das Unterhaus hinriß. Dazu reicht die bloße Vielgewandtheit nicht hin, welche der Lieblingspublicist der Altconservativen ihrem Führer mit der seltsamen Bezeichnung „Feinheit eines Cartouche" nachrühmt! Dazu bedarf es jenes echten, stichhaltigen Liberalismus, dessen Maske die Chefs dieser Partei wol bei den Jesuiten vornehmen gelernt, aber im Laufe der Jahre bis zur Fadenscheinigkeit abgetragen haben! Dazu bedarf es der volksthümlichen Begabung, wie sie nur seltenen Sonntagskindern eigen, in jenem Kreise aber niemals zu Hause ist! Ein Apponyi und seine Genossen haben niemals eine andere Aufgabe gekannt als mit dem Hofe gut zu stehen, um durch ihn zur Macht zu gelangen, und dann das Volk auf ihre Weise, sei es auch wenig im Einklang mit der bestehenden Verfassung, zu beglücken. Genützt haben sie dabei der Regierung ebenfalls nichts; denn wie nach oben, so waren sie auch nach unten hin bedacht, sich nicht zu compromittiren. Der Unterschied zwischen ihnen und den „Bachhusaren" in Ungarn (wie der Magyar die aus den Erblanden importirten und national aufgeputzten Beamten nannte) bestand nur darin, daß die letztern eben zu allem, was von Wien aus commandirt wurde, zu brauchen waren, die Altconservativen dagegen bei jeder ernsten Krisis spurlos in alle Welt zerstoben, um in den Bädern, im Auslande, auf ihren Gütern abzuwarten, bis die Wasser der Sündflut sich verlaufen und kein Zweifel mehr sein konnte, welche Partei den Sieg davongetragen. So war 1848 und 1849 nicht Einer der Herren aufzufinden; wer sich auf seinen Latifundien nicht mehr für sicher hielt, der ging in Paris und London seinen Vergnügungen nach, oder lebte in Ischl, in der Schweiz, in Nizza, auf den Hyèrischen Inseln der Pflege seiner Gesundheit. Die furchtbaren Gewitter, die über ihr Vaterland hinzogen, sahen sie wie unbetheiligte Zuschauer aus möglichst weiter Ferne an. Ja, auch nach Világos fühlte nicht einer von ihnen so viel Patriotismus in sich, gegen Haynau's Despotenwirthschaft aufzutreten: sie hätten sich durch Geltendmachung ihres Einflusses in dieser Richtung damals noch bei Hofe bloßstellen können. Erst als auch in der Beziehung nichts mehr zu besorgen war, betraten sie nach und nach wieder „rari nantes in gurgite vasto" den politischen Schauplatz und legten ihre maulwurfsartigen Minen gegen Bach an, der sie allerdings fürchtete, aber nicht ihres Einflusses in Ungarn, sondern bei Hofe wegen. Er kannte sie jedoch auch und wußte recht gut, daß es eine Komödie war, wenn sie, die Cavaliere, die in ihm nur den bürgerlichen „Parvenu" verabscheuten, die ihn lediglich haßten, weil er die Grundentlastung und die Aufhebung der Steuerbefreiungen aufrecht erhalten, sich jetzt als Patrioten in die Brust warfen und dem ungläubigen Volke daheim, um das sie sich in der Stunde der furchtbarsten Noth nicht gekümmert, weismachten, sie verachteten in dem allmächtigen Minister den Reactionär, den Zertrümmerer Ungarns, den Zertreter der Freiheit, während doch all ihr Zorn ausschließlich der Vernichtung der Adelsprivilegien galt. Bach durchschaute sie vollkommen und verstand es, diese überstolzen Magnaten durch das sehr einfache Mittel rechtzeitiger Befehle zu Steuerexecutionen und wieder rechtzeitiger Stundung solcher Ordonnanzen wie die Tasten eines Klaviers zu spielen. Zu Hause aber mochten sie die Sporen an den Cysizmen noch so lang und die Reiherfeder am Kalpak noch so hoch tragen: man ließ sich das Pater peccavi, das darin lag, gefallen; man benutzte sie auch wegen ihrer Stellung bei Hofe als Bahnbrecher, aber kein Mensch nahm ihre „nationale" Plattirung und noch weniger ihre liberalen Redensarten ernsthaft. Ist es doch eine bekannte Sache, daß selbst Graf Apponyi sich in den ersten Tagen Schmerling's diesem zur Verfügung stellte und nur, als der Staats-

Digitized by Google

minister in einem Anfalle seiner liebenswürdigen Laune den Index Curiae eine halbe Stunde antichambriren ließ, durch seine tödlich verletzte Grandezza zu der politischen Ueberzeugung gebracht ward, der Urheber der Februarverfassung müsse um jeden Preis beseitigt werden. Als Adjutanten im Unterhause nun hatte Graf Apponyi sich den jugendlichen Georg Bartal zugelegt, der in der kurzen Frist von sieben Jahren den etwas weiten Weg aus dem Lager der Beschlußpartei durch das der Deákisten bis in das der Altconservativen zurückgelegt und dafür von Mailáth mit der Vicepräsidentschaft über die ofener Statthalterei belohnt worden war. Die Journale der Regierung und die Pensionäre des Dispositionsfonds hatten den Mann in allen Tonarten als ein wahres Meerwunder gepriesen, und wirklich brachte er mit dem Grafen Apponyi in der Adreßdebatte ein Amendement ein, wonach der Landtag sich bei der principiellen Anerkennung der Rechtscontinuität, wie die Thronrede sie ausgesprochen, zufrieden geben und sich vor der thatsächlichen Wiederherstellung der 1848er Artikel der Revision derselben unterziehen sollte. In diesem Satze lag allerdings der ganze Streit zwischen Ministerium und Landtag; aber nach einer bandwurmartigen, an Langweiligkeit ihresgleichen suchenden Rede Bartal's wurde den Antragstellern zwei Tage lang der Kopf von allen Seiten her so derb gewaschen, daß sie ihr Amendement zurückzogen. Mit andern Worten: die Regierungspartei wagte über das Princip, mit dessen Aufrechthaltung oder Verwerfung die ganze Sistirungspolitik stand oder fiel, nicht einmal eine Abstimmung zu provociren, um nicht „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle" enthüllt zu werden. Das war die Unterstützung, welche der Hofkanzler von seiner Clique in beiden Häusern erhielt: denn nach der Niederlage Bartal's und der Einschüchterung der Magnaten rührte sich keine Hand mehr für Mailáth während der ganzen fernern Action! Ein erstes „parturiunt montes"! Wie aber soll man es nennen, wenn ein Cabinet, das in Ungarn so absolut auf gar keine Hülfe zu rechnen hatte, dennoch vornehm bei der Reorganisirung der Monarchie die Deutschen entbehren zu können meinte? Ebenso wenig Anhalt wie die altconservative fand die „nationale" Opposition im Hause. Als der Serbe Miletics auf der Tribüne auf südslawisch zu sprechen, wurde er von Deák selbst unter Hindeutung auf das bestehende Gesetz zurechtgewiesen und von seinen eigenen Landsleuten im Stiche gelassen, sodaß es nicht einmal zu einer Skandalscene kam. Das Amendement Stratimirovic aber, in der Adresse statt der Worte „ungarische Nation" zu setzen „die Nationen Ungarns", blieb mit allen gegen die paar Stimmen der Serben und Rumänen in der Minorität.

So war denn Deák absoluter Herr der Lage und mit seiner gewaltigen Rede vom 22. Febr. traf er unter dem stürmischen Beifall des Reichstags das Jesuitendogma, auf dem die ganze Sistirungspolitik ruhte, von einer principiell anerkannten, thatsächlich aber aus Opportunitätsgründen suspendirten Legalität, tödlich ins Herz. „Durch die Anerkennung des Rechts ist die damit correspondirende Verpflichtung der factischen Ausführung nur noch stärker geworden", sagte er. „Viele brauchen das Wort Opportunität hinsichtlich der Nichteinhaltung creirter Gesetze, so oft das Gesetz nicht zu ihren Gunsten spricht; sie stellen dieselbe in Gegensatz zu dem positiven Gesetz, ja im vorliegenden Falle zu einer ganzen, rechtlich bestehenden Verfassung. Eine solche Opportunität aber, die 17 Jahre dauert und die man uns dann vorschlägt, auf unbestimmte Zeit beizubehalten, ist eben keine Opportunität, sondern heißt mit ihrem wahren Namen Absolutismus." Drastisch charakterisirt der Redner nun, wie die Opportunitätspolitik Bach's, Goluchowski's, Schmerling's das Land zugerichtet und wie sie zu Falle gekommen: „Die Männer der Opportunität mögen sich nicht wundern, wenn wir nach so vielen Täuschungen ein wenig vorsichtig sind und nicht rückhaltslos den Pfad, den sie uns anrathen, betreten. Dadurch, daß sie am Rechte festhielten, und nicht dadurch, daß sie Opportunitätspolitik trieben, haben die Ahnen das Vaterland gerettet: voll, ohne Clauseln und ohne Bedingungen

Digitized by Google

mußte selbst Leopold I. die ungarische Verfassung, die er beseitigt, wiederherstellen, ehe der Landtag sich sechs Jahre später herbeiließ, die Bestimmung der Goldenen Bulle über die Gesetzmäßigkeit des bewaffneten Widerstandes, die doch kein geordneter Staat dulden darf, zu streichen." Deák wollte die Gesinnungen keines einzelnen verdächtigen, auch nicht die guten Absichten jener Opportunitätspolitiker, „die uns unter dem Scheine der Bereitwilligkeit den Weg verlegen" ... „aber", schloß er warnend, „Esau verkaufte, als er hungerig war, wol sein Erstgeburtsrecht um eine Schüssel Linsen; er bekam auch die versprochenen Linsen, und doch war ein Bruderkrieg das Ende. Die eine solche Täuschung hervorrufen, wären nicht im Stande, die verheißene Besserung so rasch zu vermitteln. Das Volk, welches der versprochenen Begünstigungen wegen seinen Rechten entsagt hätte, was würde dieses Volk, getäuscht in seinen Hoffnungen, thun? Es wäre das ein gefährliches Spiel und ein ungerechtes, und ebendeshalb fürchte ich es nicht; denn der Fürst kann nicht wollen, was für den Staat gefährlich und dem Volke gegenüber ungerecht ist." Zwei Tage darauf wurde nahezu einstimmig eine Adresse angenommen, welche zunächst kurzweg Octoberdiplom und Februarverfassung verwarf. Unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Stelle der Thronrede, daß die gemeinsame constitutionelle Behandlung der im Octoberdiplom umschriebenen gemeinschaftlichen Angelegenheiten ein unabweisbares Postulat für die Machtstellung der Monarchie sei, vor dem jede andere Rücksicht in den Hintergrund zu treten habe, erklärte dies der Feder Deák's entstammende Actenstück: daß die im Diplom beliebte Umschreibung der gemeinsamen Angelegenheiten „der Annullirung der Verfassung, der constitutionellen Selbständigkeit, der gesetzlichen Unabhängigkeit Ungarns" gleichkäme. Wohl erkannte die Adresse an, „daß es Verhältnisse gebe, welche Ungarn mit den Erblanden gemein habe"; wohl versprach sie, der Landtag werde „ohne Verzug zur Ausarbeitung eines Gesetzentwurfs schreiten in Bezug auf die Feststellung und Behandlungsart dieser Verhältnisse", sowie alle Vorschläge der Regierung über die Revision der 1848er Artikel in reifliche Erwägung ziehen; aber die Wiederherstellung der Rechtscontinuität müsse wenigstens so weit vorhergehen, daß diese Propositionen durch ein verantwortliches Ministerium eingebracht würden. Hier war es, wo Unterhaus und Regierung scharf aufeinanderstießen. „Fortwährend steht das Land unter absoluter Herrschaft", sagte die Adresse. „Sanctionirte Gesetze, von denen Ew. Maj. selbst anerkennen, daß gegen ihre formelle Gültigkeit kein Einwand erhoben werden kann, werden factisch als nicht vorhanden betrachtet. Sogar der innere Friede der einzelnen Religionsgenossenschaften wird durch illegale Verordnungen (das Concordat!) gestört; in allen Zweigen der Verwaltung gebietet das absolute System; zwei voneinander unabhängige Beamtenkörper führen die Administration; verfassungsmäßig ist keiner von beiden, der eine aber ist überdies fremd und von der ungarischen Regierung unabhängig. Rechtscontinuität erbitten wir daher von Ew. Maj. im Sinne unserer Gesetze, insbesondere parlamentarische Regierung, verantwortliches Ministerium und verfassungsmäßige Wiederherstellung der Municipien. Wir verlangen nur die Vollziehung der Gesetze; denn das nicht vollzogene Gesetz ist ein todter Buchstabe." Es gab keine schärfere Verurtheilung der Sistirungspolitik als diese Adresse; denn was der Landtag zugestand, das concedirte er unter ausdrücklicher Hinweisung auf seine 1861er Adressen und genau mit den damals gebrauchten Worten, die sowol bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten wie bezüglich der Bereitwilligkeit Ungarns, an der Staatsschuld über das Maß der strengen Verpflichtung hinaus zu participiren, citirt wurden. Erreicht war also durch die Zertrümmerung des engern Reichsraths Ungarn gegenüber gar nichts, wohl aber war es eine sehr verständliche Kundgebung des dadurch hervorgerufenen Mistrauens, wenn die ungarische Adresse dem „Wunsche", daß auch auf der andern Seite der Leitha „der wahre Constitutionalismus möglichst bald ins Leben trete", bezeichnend die Clausel hin-

Digitized by Google

zufügte: „in diesem Falle sei Ungarn bereit", seine 1861 gemachten Zusagen zu erfüllen. Mit dem Empfange der Adreßdeputation in Ofen am 27. Febr. vollzog sich daher auch äußerlich der Bruch zwischen Altconservativen und Deákisten, deren Osterbündniß sonach kaum ein Jahr gedauert. Der Kaiser wandte sich an die Magnaten, denen er ans Herz legte, „getreu ihrer Mission das Gewicht ihrer weisen Mäßigung geltend zu machen", und bedeutete den Deputirten, er müsse im Interesse der Gesammtbevölkerung Oesterreichs entschieden an den Principien der Thronrede festhalten. Nach dieser kurzen Antwort verließ der Kaiser sofort den Audienzsaal; ohne den leisesten Elsenruf zog sich die Deputation betroffen zurück und mit eisigem Stillschweigen nahm tags darauf das Unterhaus ihren Bericht entgegen. Indessen wurde am 1. März auf Deák's Antrag eine aus 52 Ungarn und 15 Siebenbürgern bestehende Siebenundsechziger-Commission behufs Feststellung der gemeinsamen Reichsangelegenheiten eingesetzt. Zwei Tage vor der Rückreise des Kaiserpaares nach Wien brachte dann das Rescript vom 3. März die Antwort auf die Adresse, worin der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Ministerium und einem parlamentarischen Regiment klar constatirt ward. Nicht nur wurden im Meritorischen alle Forderungen Ungarns abgelehnt, sondern es wurde auch direct über das parlamentarische System der Stab gebrochen, indem einerseits betont ward, daß dessen Durchführung von der Bekleidung des Palatins mit der vollen souveränen Gewalt eines Vicekönigs und kaiserlichen Alteregos in Ofen, wie die 1848er Gesetze das allerdings ausgesprochen, bedingt sei, und andererseits hinzugefügt wurde, daß die Einheit der Monarchie dem Kaiser „nicht gestatte, jemals in die Bestellung eines solchen Stellvertreters einzuwilligen". Schärfer konnte der principielle Widerspruch nicht formulirt werden. Ihm gegenüber blieb es denn auch fast gleichgültig, daß das Rescript sich herbeiließ, die Modificationen einzeln anzuführen, welche die Regierung an den 1848er Artikeln verlangte. Der Landtag hat später seine Bereitwilligkeit gezeigt, die Bestimmung, daß die Kammern vor Erledigung des Budgets weder vertagt noch aufgelöst werden dürfen, zu streichen, den Artikel über die Nationalgarde aufzuheben, die provisorischen Gesetze über das Municipalsystem, sowie alle die kaiserliche Macht oder die Integrität der Monarchie zerstörenden Bestimmungen gründlichst umzugestalten. Davon aber durfte jetzt nicht die Rede sein, wo das Cabinet deutlich erklärte, daß auch nach einer solchen Revision an die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums gar nicht zu denken sei, und wo überdies das Gouvernement seine Zweideutigkeit aufs neue dadurch bewährte, daß es sich für alle weitern Forderungen vollkommen freie Hand behielt. Denn statt nun auch seinerseits für die gewünschten Abänderungen einen Preis zu bieten, ahmte das Rescript das Budget nach, welches Studiosus Jobs seinen Aeltern vorgelegt und in welchem er, nachdem er alle möglichen und unmöglichen Ausgaben specificirt, noch eine runde Summe für unvorhergesehene Fälle ansetzt. Nachdem Hr. von Mailáth erst über das ganze parlamentarische Régime, welches an die Stelle des vormärzlichen Dicasterialrégime gesetzt zu haben den eigentlichen Kernpunkt der 1848er Artikel bildete, sein Verdammungsurtheil gesprochen und dann im einzelnen alle seine Beschwerden gegen die letztern aufgeführt, schloß er: „Außerdem erscheint es wünschenswerth, daß alle noch nicht wieder zur Wirksamkeit gelangten Bestimmungen der 1848er Gesetze sorgfältig überprüft werden. Unter dem Drucke der welthistorischen Ereignisse entstanden, tragen diese Artikel den Charakter der Ueberstürzung an sich, wie denn das nicht nur aus der theoretischen Prüfung hervorgeht, sondern auch durch die praktische Erfahrung bestätigt wird, z. B. in Betreff des Wahlgesetzes, dessen Anwendung nun schon zweimal versucht worden ist." Also nicht einmal das demokratische 1848er Wahlgesetz, das im December 1860 der Fürst-Primas und die ganze altconservative Tafelrunde zu Gran bestätigt, aus dem das Unterhaus von 1861 wie das von 1865 hervorgegangen, war in den Augen dieser Sistirungskünstler

Digitized by Google

eine unverrückbar feststehende Errungenschaft; es war wie alles andere, wie der ganze Staat ein „werthloses" Object für ihre Experimentirgelüste. Das sagten sie demselben Reichstage ins Gesicht, von dem sie die Zustimmung zur Abänderung der 1848er Artikel erbitten kamen und der sich natürlich sehr geschmeichelt fühlen mußte durch die Bemerkung, daß seine eigene Existenz ein augenscheinlicher Beleg für die Nichtsnutzigkeit des Wahlgesetzes sei. Das sagten die nämlichen Leute, die eben erst die Legalität der so von ihnen gebrandmarkten Gesetze als über jeden Zweifel erhaben proclamirt hatten. Und dabei sahen diese Männer, welche mit dem unglücklichen Staate am Vorabende eines entsetzlichen Doppelkriegs so experimentirten, noch dazu auf jeden „Nichtblaublütigen", der sich in die Regierung mischte, mit vornehmem Achselzucken herab, weil nur sie das Holz bilden, aus dem man wahre „Staatsmänner" schnitzen kann. Lange, lange vor dem Tage von Königgrätz war dies arme Oesterreich in einen einzigen „Nebel von Chlum" gehüllt, der undurchdringlich darüber lagerte.

Der Rückschlag ließ denn auch nicht lange auf sich warten. Schon am 19. März beschloß das Unterhaus einstimmig eine Adresse, die zwar versprach, die Revision der 1848er Artikel gleichzeitig mit dem auszuarbeitenden Gesetzentwurfe über die gemeinsamen Angelegenheiten zu berathen, die Forderung aber, daß vorher die factische Anerkennung der Rechtscontinuität erfolgen müsse, schon in geradezu drohendem Tone wiederholte. Die bedingungslose Restituirung der Verfassung sei der Vorläufer des Ausgleichs auch mit Leopold I., mit Leopold II. nach dem Josephinischen Absolutismus, mit Franz I. nach der reichstagslosen Zeit von 1811—25 gewesen. Wieder wie 1861 stand Deák dicht daran, den Faden der Verhandlungen für „abgerissen" zu erklären, denn der Geist seiner zweiten Adresse spiegelt sich am klarsten in den Worten derselben ab: „Die gesetzgebende Gewalt ist das schönste Recht der Nation. Soll es aber zur Wirklichkeit werden, so ist unumgänglich nothwendig, daß die Gesetze auch gehalten werden, bis die constitutionelle Legislative sie auf ordentlichem Wege aufhebt oder verändert. Hätte die ausübende Gewalt das Recht, die auf verfassungsmäßigem Wege geschaffenen Gesetze nicht zu vollziehen, ihre Kraft zu suspendiren, sie durch Erlasse zu ersetzen und die ganze Constitution so lange in der Schwebe zu erhalten, bis der Landtag sie modificirt, dann würde in der That die vollziehende Gewalt auch das Recht der Gesetzgebung üben. Ew. Maj. wollen, wie wir glauben, den Absolutismus nicht ferner erhalten; nun aber wäre eine solche Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, wenn sie auch blos provisorisch ist, wirklicher Absolutismus. Nicht eine solche Rechtscontinuität haben die Gesetze, königlichen Inauguraldiplome und fürstlichen Eide begründet. Die wirkliche Rechtscontinuität bezieht sich nicht blos auf die Art der Entstehung der Gesetze, sondern auch auf deren Vollstreckung und Aufrechthaltung." Das Sistirungsministerium hatte diesen Keulenschlägen keinen Schild entgegenzuhalten; ja, noch mehr, mit seiner Proclamirung der tadellosen Legalität für alle Acte von 1848 hatte es selbst Deák gezwungen, jene Schwadronshiebe nicht blos im Interesse der Offensive, sondern der eigenen Defensive zu führen. Eine Verfassungsentwickelung, deren Repräsentanten einmal „auch blos provisorisch" das Recht der Executive, die Legislative an sich zu reißen, zugegeben, war unrettbar in alle Ewigkeit dem Banne des Absolutismus verfallen, weil diesem damit das Privilegium, morgen zu wiederholen, was ihm gestern gelungen, mit voller Gesetzeskraft für die ganze Zukunft eingeräumt war. Hatte die Schmerling'sche Theorie der „Rechtsverwirkung" darin gefehlt, daß sie durch den 1848er Aufstand die achthundertjährige ungarische Verfassung als vernichtet und Ungarn als erobertes Land betrachtete, was doch nicht einmal die absolutistischen Fürsten des Hauses Habsburg nach den furchtbaren, mit türkischer Hülfe durchgeführten Insurrectionen eines Zapolya, eines Tököly, der Rakoczys oder Stephan Bocskays gewagt, so war Mailáth mit seiner Anerkennung der „formellen

Digitized by Google

Legalität" in Bezug auf die 1848er Artikel noch viel heilloser über das Ziel hinausgeschossen. Ebenso unanfechtbar, wie gegen alle Octroyirungsgelüste die vormärzliche „avitische" Verfassung Ungarns dastand, ebenso massenhaft lag das Material vor, gerade die „formelle Legalität" der presburger Aprilgesetze zu bestreiten. Deak selbst durfte das nicht leugnen. Die „formelle Legalität" jener Bestimmungen, welche die einfache Einverleibung Kroatiens in Ungarn decretirt, war nicht um Ein Haar breit geringer als die des Unionsgesetzes, welches Siebenbürgen annectirte; aber da von Agram aus die Empörung mit bewaffneter Hand auf die Uebergriffe des pesther Landtags geantwortet, fand sogar Deak es für passend, hier die kitzelige Legalitätsfrage auf sich beruhen zu lassen und den Kroaten das famose „weiße Blatt" hinzuhalten. Nachdem einmal die Ungarn selbst in ihre „Rechtscontinuität", soweit dabei die 1848er Gesetze ins Spiel kamen, diese Bresche hatten legen müssen, stand es mit der „formellen Legalität" bezüglich Siebenbürgens nicht besser. Daß der klausenburger Landtag unter dem Terrorismus der „Unio vagy halál!" (Union oder den Tod) brüllenden Massen die Vereinigung mit Ungarn votirte, hatte um so weniger verbindende Kraft, als Sachsen und Rumänen — letztere seit dem blasendorfer Congreß ebenfalls mit den Waffen in der Faust — protestirten, der Landtag auch nach den Bestimmungen des Leopoldinischen Diploms, der Magna-Charta Siebenbürgens, durchaus nicht competent war, so tiefgreifende Beschlüsse zu fassen, und der presburger Art. 7 ausdrücklich erklärte, daß die Bestimmungen über die Vertretung des Großfürstenthums in Pesth „sich nur auf den nächsten ungarischen Landtag" (also den im Sommer 1848 nach Pesth berufenen) erstreckten. Das alles wußte der Hofkanzler recht gut, aber es galt, durch die Hinausreißung Siebenbürgens aus dem Reichsrathe dem Parlamentarismus den Todesstoß zu versetzen, und da konnte doch eine Bagatelle wie die Reichseinheit nicht in Betracht kommen! Ja weiter! Es lag der feierliche Protest der niederösterreichischen Stände vom 1. Mai 1848 gegen die Sanctionirung der 1848er Gesetze im allgemeinen und die Union Siebenbürgens im besondern vor. In diesem Actenstücke wurde ausgeführt, daß zu einem solchen Umsturze der mit den Ständen aller Kronländer abgeschlossenen Pragmatischen Sanction, wie die 1848er Artikel ihn voraussetzen, nicht einmal der absolute, geschweige denn der bereits 14 Tage vor Unterzeichnung der presburger Gesetze constitutionell gewordene Kaiser ermächtigt gewesen sei. Endlich konnte den Ministern nicht unbekannt sein, wie jene Unterschrift zu Stande gekommen war, wenn das gleich unsers Wissens bisher noch nicht gedruckt ist: wie der Hofkanzler, als die ungarische Deputation eintrat, um dem Kaiser Ferdinand in der Hofburg ihre Aufwartung zu machen, das Zimmer verließ, die Herren erinnernd, daß nach ungarischem Rechte in seiner Abwesenheit der König mit ihnen gar nicht verhandeln dürfe; und wie dann Graf Batthyányi sich in einen Sessel warf mit der Erklärung, ohne die Sanction gehe er nicht wieder hinaus. Es war daher ein starkes Stück, eine Action angeblich zu Gunsten der Reichseinheit mit dem Zugeständnisse zu eröffnen, daß die „formelle Legalität" der 1848er Gesetze „über jeden Zweifel erhaben" sei. Für Staatsmänner, denen es Ernst gewesen wäre mit der Sache der Monarchie und der Freiheit, war der Weg klar vorgezeichnet: nachholen, was seit Világos versäumt war, nämlich die „avitische" Verfassung Ungarns anerkennen; dagegen die mehr als gerechtfertigten Bedenken wider die „Legalität" der 1848er Artikel benutzen, um ein freies Terrain zu gewinnen, auf dem man Ungarn, für die Befriedigung des lebhaft gefühlten Bedürfnisses nach einer wirklich verantwortlichen Regierung, zu Concessionen an die Centralisirung der Reichskräfte und an die parlamentarische Erledigung der gemeinsamen Angelegenheiten drängen konnte. Die Anerkennung der „formellen Legalität" hatte dem Gesammtstaate die Waffen aus der Hand geschlagen, und jenseit der Leitha erstanden ihm, trotz der kaiserlichen Mahnung an die Magnaten, keine freiwilligen Vertheidiger mehr.

Digitized by Google

Das Unterhaus übersandte seine Adresse der andern Tafel kurzweg „zur Zustimmung". Das Oberhaus vertagte die Berathung zwar um einen Monat, weil es immer noch hoffte, durch eine Nachgiebigkeit der Regierung aus seiner Lage zwischen Scylla und Charybdis errettet zu werden; war doch der Kaiser von Pesth nach Wien zurückgereist, um dort sogleich den Berathungen des Marschallsrathes, der für den immer unausweichlicher werdenden Krieg einberufen war, zu präsidiren. Als aber diese Frist verrann, ohne daß irgendetwas geschah, nahm am 18. April das Oberhaus mit 106 gegen 102 Stimmen die Adresse Deák's an, womit dann die Velleität der Magnaten, der Ständetafel gegenüber eine eigene Politik zu treiben, definitiv zu Grabe getragen war. Acht Tage später begnügte Franz Joseph sich bei Uebergabe der Adresse, die Deputation zu ermahnen, der Reichstag möge die Verhandlungen wegen der gemeinsamen Angelegenheiten beschleunigen. Am 3. Mai wählte denn auch bereits die Siebenundsechziger-Commission ein Funfzehner-Subcomité, welches am 25. Juni mit seinem Operat fertig war. Dasselbe umschrieb den Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten dahin: bewaffnete Macht, wobei jedoch die Rekrutenbewilligung und Regelung des Wehrsystems der pesther Legislative für Ungarn verbleiben müsse; Auswärtiges; die Finanzverhältnisse, insofern sie jene beiden Punkte betreffen. Ein Zoll- und Handelsbündniß soll dafür sorgen, daß die völlig selbständige Ordnung des Steuersystems in beiden Reichshälften nicht wieder zur Errichtung von Mauthlinien führt. Für die gemeinsame Behandlung der Gesammtstaatsfragen macht das Elaborat — jedoch nur unter den beiden „Grundbedingungen", daß vorher die ungarische Verfassung „in ihrem vollen Umfange restaurirt werde", und „der volle Constitutionalismus auch in den übrigen Ländern Sr. Maj. ins Leben trete" — folgende Zugeständnisse, die „dann, aber auch nur dann zu gelten haben, wenn die Verfassung Ungarns vollständig und factisch wiederhergestellt sein wird und auch die übrigen Länder Sr. Maj. factisch eine wahrhafte Verfassung besitzen, sodaß hüben und drüben eine gesetzlich verantwortliche Regierung das Regiment übernommen haben wird". Nachdem beiderseitige Deputationen auf eine Reihe von Jahren das Quotenverhältniß fixirt, in dem jede Reichshälfte zu dem gemeinsamen Budget beisteuert, soll letzteres endgültig durch zwei Delegationen festgesetzt werden, die alljährlich abwechselnd in Pesth oder Wien zusammentreten und mit den ihnen verantwortlichen Reichsministern verhandeln. Da die Ministerverantwortlichkeit sehr scharf normirt ist und keiner der Reichsminister zugleich cis- oder transleithanischer Landesminister sein darf, wäre mit den Delegationen wol ein parlamentarisches Räderwerk geschaffen, wenn das Elaborat nicht bestimmte, daß jede der beiden Körperschaften — aus je 40 Abgeordneten- und je 20 Herrenhausmitgliedern des pesther Reichstags und des wiener Reichsraths zusammengesetzt — streng für sich berathen und der Verkehr zwischen ihnen nur ein schriftlicher sein soll. Blos wenn auf diesem Wege eine Einigung nicht zu erzielen ist, treten alle 120 Delegirte zu einer Gesammtsitzung zusammen, um die streitige Frage durch eine gemeinsame Abstimmung zu entscheiden. In einer solchen Sitzung aber darf außer der Fragestellung kein Wort gesprochen werden. Ja, das den Parlamentarismus ausschließende Princip der Parität wird so starr behauptet, daß, wenn in Einer Delegation einige Mitglieder fehlen, die andere vor dem Scrutinium ebenso viele auslosen muß. Was die Staatsschuld anbelangt, so ist Ungarn bereit, „mit den andern Ländern als freie Nation mit einer freien Nation in Verhandlungen zu treten". Wenig wie das war, ließ sich doch aus dem Gange der Verhandlungen schon ziemlich klar entnehmen, daß mehr nicht zu erzielen sein werde. Denn vier Mitglieder der Funfzehner-Subcommission, darunter Tisza und Ghyczy, brachten einen Minoritätsantrag ein, welcher nicht nur die gemeinsamen Angelegenheiten auf „einige Theile" des auswärtigen und Kriegsdepartements beschränkte, sondern auch als Behandlungsmodus das „gegenseitige Einvernehmen" der beiden Regierungen und Legislativen

Digitized by Google

aufstellte. Reichsminister sollte es mithin ebenso wenig geben wie Delegationen. Reichsrath und Reichstag hätten sich wie die beiderseitigen Minister — denn sogar dem Minister des Auswärtigen sollte der bei dem Kaiser in Wien accreditirte Minister gleichberechtigt zur Seite stehen — „von Fall zu Fall" zu verständigen. Bezüglich der beiden Repräsentativkörperschaften wäre das durch die Entsendung von Deputationen zu erleichtern, die aber nichts selbständig entscheiden, sondern immer nur nach Wien und Pesth an den Reichstag und Reichsrath referiren dürften. Der eine Satz, daß, wenn man sich bezüglich der indirecten Steuern nicht principiell einigen sollte, „nichts übrigbleibe, als die rechtlich ohnedies niemals aufgehobene Zwischenzollinie als abschließende Trennungsschranke wiederherzustellen", charakterisirt das Minoritätsvotum zur Genüge! Am Tage nach Einreichung dieser Anträge bei dem Siebenundsechziger-Comité — am 26. Juni wurde der ungarische Landtag wegen der Kriegsereignisse auf unbestimmte Zeit prorogirt. Das betreffende Rescript datirte vom 24. Juni, war also ein Zwillingsbruder der Schlacht von Custozza. Durch die öffentliche Meinung aber und durch die Blätter ging ein vernehmliches Rauschen: „Erster Sieg, letzter Landtag!"

Denn schon hatte der Kriegsgott mit eisernem Griffel das Facit des „Sistirungs"-Exempels gezogen, und selten noch hat sich des Dichters Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", mit solcher Rapidität bewährt. Es ist wol ein unverdächtiges Zeugniß, wenn wir dem k. k. Generalstabsberichte über die Campagne von 1866 die zermalmenden Worte entlehnen: „Offenbar wäre es Sache der auswärtigen Politik gewesen, den Staat vor einer Lage zu bewahren, in der er sich mit Erfolg kaum zu behaupten vermochte." Aber Graf Esterházy, der namentlich mit der steigenden Kriegsgefahr sich zum eigentlichen advocatus diaboli des Sistirungsregiments emporschwang, wußte die militärische Situation noch verzweifelter zu gestalten, indem er es durch seine Hartnäckigkeit glücklich dahin brachte, daß das Cabinet, das sich mit Preußen und Italien herumzuschlagen hatte, gleichzeitig im Innern einen Krieg bis aufs Messer mit sämmtlichen Stämmen des Reichs führte. Nachdem man die Deutschen bis aufs Blut erbittert, griff man heitern Sinnes zum Schwerte, obschon der Faden der Verhandlungen mit den Magyaren schon wieder so gut wie abgerissen war — durfte die Regierung sich wundern, als alle deutschen Kronlandshauptstädte, Wien voran, nach dem Tage von Königgrätz nur darauf bedacht waren, die Niederlage Belcredi's zu einem Siege Oesterreichs über die Feudalen und Klerikalen auszubeuten; und als die Gemeinderäthe wie die Bevölkerung selbst den gouvernementalen Aufforderungen zur Anspannung aller Kräfte passiven Widerstand, ja trotzigen Ungehorsam entgegensetzten? War man doch mit Ungarn so weit, daß dem altconservativen Gouvernement sogar der Spuk mit der Legion Klapka's in preußischen Diensten einen Schreck einflößen konnte! Wie wenig aber andererseits die Slawen befriedigt waren, zeigte die völlige Erfolglosigkeit der Bemühungen des Grafen Starzenski, ein polnisches Freicorps in Galizien zu werben; und der Jubel, mit welchem die Czechen die (man sagt vom Polizeidirector Stieber eingegebene) prager Proclamation des preußischen Generals Rosenberg-Gruczynski „an die Bevölkerung des glorreichen Königreichs Böhmen" begrüßten, weil dieselbe ihnen die Erfüllung ihrer „nationalen" Wünsche in Aussicht stellte. Nicht das Waffenunglück von Königgrätz markirt in unsern Augen den Gipfelpunkt der harten Prüfungen, die über Oesterreich hereingebrochen, sondern jene Zeit, wo die Czechenblätter unter dem Schutze des vom Hradschin wehenden schwarz-weißen Banners die Deutsch-Oesterreicher mit Koth bewarfen und selbst dem Grafen Belcredi offen ins Gesicht sagten, Graf Bismarck werde ihnen verleihen, was er ihnen aus Angst vor der Centralisten-clique nicht zu geben sich getraue, während der Staatsminister in Wien den deutschen Journalen, welche die Fahne der Monarchie hoch hielten, dabei aber freilich in erster Linie den Rück-

Digitized by Google

tritt des Cabinets verlangen mußten, mit dem Belagerungszustande den Mund stopfte! Belcredi brauchte eben nicht den Beistand der Völker, sondern nur den der Geistlichkeit. In gewohnter Manier vergalten die Eminenzen ihm seine Anhänglichkeit dadurch, daß sie sich weigerten, von ihren ungeheuern Revenuen einen nennenswerthen Beitrag zur Errettung des Staats beizusteuern, und daß nach dem Kriege Monsignore Trevisanato in Venedig zum Empfange Victor Emanuel's keine grün-weiß-rothe Tricolore von hinlänglicher Riesengröße finden, daß Erzbischof von Ketteler von Mainz nicht eilig genug mit Pauken- und Drommetenklang ins preußische Lager hinübergehen konnte. Die Klerikalen denken, was der brixener Bischof in seinem Organe auszusprechen so freundlich war: „Dies Oesterreich ist der unnützeste Staat von der Welt, wenn es sich nicht die Erfüllung der Gebote Roms zu seinem Existenzzweck macht." Und als Schreiber dieser Zeilen einen sehr hochstehenden Beamten unserer Staatskanzlei einigermaßen erregt fragte: „Was sagt man denn bei Ihnen zu dem Abjagebriefe Ketteler's an Oesterreich?" erhielt er die ölig-gemüthliche Antwort: „Nun, Sie wissen ja, wir lieben es, immer in jeder Partei einen zuverlässigen Anhänger zu besitzen!" Oesterreich hat nämlich das zweifelhafte Glück, gerade in seinem Auswärtigen Amte reich mit protestantischen Convertiten, meist „aus dem Reiche", gesegnet zu sein, die unter „Wir" keineswegs die Monarchie, sondern die Curie verstehen. Wie unrecht also von dem k. k. Generalstabe, an unsere auswärtige Politik ganz unangebrachte Forderungen zu richten!

Die Minister waren voll echten Cavaliermuthes; und namentlich Graf Larisch floß von einer Selbstzufriedenheit über, die nach den Erfahrungen bei der Novemberanleihe geradezu unbegreiflich erscheinen mußte, wenn man nicht eben wüßte, daß Oesterreich von seinen Magnaten und Eminenzen nach dem Grundsatze Gentz' regiert wird: „Nun, mich und den Metternich hält's schon noch aus!" In dem Vortrage, mit dem er zu Neujahr das octroyirte Budget für 1866 begleitete, hatte der Finanzminister — angesichts des Caudinischen Jochs, das Baron Becke hatte passiren müssen, um in Paris Geld zu erhalten — den traurigen Muth, wörtlich zu sagen: er sei „gewissermaßen stolz" darauf, daß sein Präliminare nur ein Deficit von 40 Millionen aufweise, während der Rechnungsabschluß des Vorjahres das Doppelte ergebe, und könne „mit hoher Befriedigung" melden, daß pro 1865 der Voranschlag im Ausgabenetat mit aller Genauigkeit eingehalten sei. Wenn trotzdem das von Plener auf 8 Millionen veranschlagte Deficit bis auf 80 Millionen gestiegen, sollten blos Steuerausfälle, die unterbliebene Veräußerung von Staatsgütern und das Uebersehen großer fälliger Schuldposten im Etatsgesetze für 1865 die Schuld tragen. Der wunderbaren Begeisterung des Ministers war nur entgegenzusetzen, daß er einerseits mit der Sistirung des Reichsraths jede Möglichkeit zu einer Controlirung seiner Behauptungen in Betreff der Ausgaben selbst abgeschnitten; jedenfalls war es auffallend, daß die erste Publication in der „Wiener Zeitung" vom 3. Oct. 1865 über die Einhaltung des Erfordernißetats für das dritte Quartal 1865 auch die letzte der Art blieb, und daß man den wiederholten Mahnungen der Blätter mit unerschütterlichem Schweigen begegnete. Andererseits waren die 40 Millionen Abgang für 1866 doch auch nur ein Voranschlag, also nicht mit dem Gebarungsresultat für 1865, sondern mit den 8 Millionen Deficit des vorjährigen Finanzgesetzes in Parallele zu stellen. Aber von dergleichen Erwägungen ließen sich der „Stolz" und die „hohe Befriedigung" des Grafen Larisch keinen Augenblick anfechten. „Wenn man vergleichend auf nur einige Jahre zurücksieht, wo ein Disagio von 30 Proc. und eine kolossale Staatsschuld an die Nationalbank wie ein Alp auf alle Verhältnisse drückte, äußere Gefahren die Monarchie bedrängten und einen kolossalen Militäraufwand hervorriefen, im Innern auch nicht ein Ausgangspunkt für die Entwirrung der Verhältnisse zu finden war, so kann" — schloß der Bericht des Ministers — „nur ein durch Verzagtheit oder Parteileidenschaft getrübter Blick die Wendung zum Bessern

Digitized by Google

verkennen. Das Ausland hat auch schon begonnen, die neue Sachlage in politischer, finanzieller und commerzieller Beziehung zu würdigen; weniger das Inland, wo der Same des Mistrauens zu reichlich ausgestreut wird, als daß sofort eine billige und unbefangene Beurtheilung der Verhältnisse hätte platzgreifen können. Insbesondere ist das Finanzministerium seit meinem Amtsantritte maßlosen Angriffen ausgesetzt, denen ich keine Erwiderung zutheil werden ließ, weil ich die Thatsachen sprechen lassen wollte. Ich glaube auch fernerhin bei diesem System bleiben zu sollen, und hoffe damit durchzudringen, weil bei dem gesunden Sinne der Bevölkerung die öffentliche Meinung, unbeirrt vom Parteigetriebe, sich selbständig ihr Urtheil bildet." Wir wissen natürlich nicht, ob es dem Minister Ernst mit diesen Dithyramben war, in denen er sogar die Verdienste des Reichsraths, Besserung der Valuta und Ordnung des Verhältnisses zur Bank, für sich in Anspruch nehmen will. Jedenfalls aber lassen die nachfolgenden Ereignisse seine Hallucinationen im Lichte der Selbstpersiflage erscheinen, so schnell und so furchtbar ist dieser Hochmuth zu Falle gekommen. Emporschnellen des Disagios und Zerreißung der Bankacte, also recht eigentlich Wiederherstellung des „Alps", den die Schmerling'sche Epoche doch wenigstens theilweise beseitigt hatte, das waren die Leistungen der Sistirungsperiode in wirthschaftlicher Beziehung. Die Keime dazu sahen wir ein halbes Jahr, ehe von Kriegsgefahr auch nur die Rede war, legen. Wenn nachher der Krieg die böse Saat üppig ins Unkraut schießen ließ, so wird wol niemand leugnen, daß die volle Verantwortung dafür ebenfalls dem „Dreigrafen-Ministerium" gebührt, dessen auswärtige Politik der k. k. Generalstabsbericht so kurzweg verdammt, und dessen Behauptung, es habe „für die Entwirrung der Verhältnisse im Innern einen Ausgangspunkt gewonnen", indem es mittels der Sistirungspolitik auf der „freien Bahn" einen Hexensabbat der Nationalitäten eröffnete, welchem es dann rathlos wie Goethe's Zauberlehrling gegenüberstand, doch wirklich kaum aus naiver Selbsttäuschung erklärt werden kann. Schon am 24. April mußte Graf Larisch sich durch ein octroyirtes Gesetz ermächtigen lassen, eine zweite Anleihe im Nominalbetrage von 60 Mill. Fl. in Pfandbriefen gegen Verpfändung von Domänen aufzubringen. Am 5. Mai, am selben Tage, wo Erzherzog Albrecht zur Uebernahme des Oberbefehls nach Verona abging, und 24 Stunden vor Erlaß des Befehls, die Nordarmee an der böhmischen Grenze zu concentriren, erfolgte eine neue Finanzmaßregel, die den Staat in die Lage setzen sollte, „den durch die äußern Verwickelungen und Kriegsdrohungen gesteigerten Anforderungen Genüge zu leisten". Der Staat sollte die Banknoten zu Appoints von 1 und 5 Fl. im Betrage von 112 Millionen übernehmen, sie für Staatsnoten mit Zwangscurs erklären und sich den Betrag, der höchstens bis auf 150 Millionen gesteigert werden dürfe, in Noten höherer Appoints von der Bank vergüten lassen. So wie die Dinge einmal lagen, blieb der Regierung, die sich glücklich so weit verfahren hatte, kaum ein anderes Auskunftsmittel übrig als ausgiebigste Benutzung des Preßbengels. Allein die Bankacte war durch die Ausgabe von Staatsnoten natürlich zerrissen, und es widersprach den Thatsachen, wenn die officiösen Galopins beweisen mußten, daß dies nicht der Fall sei; ja wenn der Eingang des Gesetzes dem Publikum einreden wollte, daß auf diese Art „die bisherigen, mit großen finanziellen und wirthschaftlichen Opfern erzielten Erfolge in Anbahnung einer festen Landeswährung thunlichst (!) erhalten blieben". Weil die Bankacte eigentlich keine Appoints unter 10 Fl. gestattete, weil die Existenz der Einser und Fünfer gesetzlich nur ein aus dem italienischen Feldzuge her datirender Abusus waren, sollte die Concurrenz von Staatsnoten in Appoints unter 10 Fl. gestattet sein! Als ob dadurch irgendetwas an der Thatsache geändert würde, daß die Nationalbank mit dem unverzinslichen Darlehn an den Staat, wie die Bankacte dasselbe 1862 normirte, eben das ausschließliche Privilegium der Zettelemission mit Zwangscurs erkauft! Auch blieb man hierbei nicht stehen. Nachdem man, um die reichsräth-

Digitized by Google

lichen Errungenschaften „thunlichst" zu wahren, die Kaufleute ein paar Monate lang durch eine Ueberschwemmung des Verkehrs mit Einfern und Fünfern zur Verzweiflung getrieben, erkannte man, daß diese Finte nur dem Handel und Wandel zu dem Uebel der Devalvation noch die Unbequemlichkeit, der passenden Tauschmittel entbehren zu müssen, auferlege, und gab deshalb ein gut Theil der 150 Millionen in Appoints zu 50 Fl. aus, als man die zu Staatsnoten erklärten Banknoten durch wirkliches Staatspapiergeld ersetzte. Noch wurde durch Verordnung vom 25. Mai das von der Notenfabrikation nicht betroffene Venetien mit einer Zwangsanleihe von 12 Millionen belegt und die Ziffer der in Papier circulirenden Scheidemünze — der sogenannten „Papierzehnerln", dieser widerlichsten Erscheinung des österreichischen Geldmarktes, auf deren Ausrottung der Reichsrath gedrungen — wieder, dem Gesetze vom November 1863 entgegen, von 4 auf 12 Mill. Fl. erhöht. Bereits am 11. Mai hatte die k. k. Staatsschulden-Controlscommission einstimmig einen offenherzigen Bericht an den Kaiser abgefaßt, in welchem sie diese Finanzmaßregeln einer sehr scharfen Kritik unterzog. Derselbe schloß mit den Worten: „Wenn sich schon hierdurch die Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß in Oesterreich die Mitwirkung der Volksvertretung, deren Wirksamkeit ohnehin von Ew. Maj. nur zeitweilig suspendirt wurde, bei der Verwaltung der Reichsfinanzen durch längere Zeit ohne die schwersten Nachtheile nicht mehr entbehrt werden könne, so wird diese Ueberzeugung geradezu unwiderstehlich angesichts der Verwickelungen, die gegenwärtig den Frieden bedrohen, und der im Drange der Verhältnisse ergriffenen finanziellen Maßregeln." Allerdings verlieh auch das Gesetz vom October 1865 der Commission das Recht, ihre Berichte an den Kaiser zu publiciren; allein das Dreigrafen-Ministerium kannte, selbst seinen eigenen Octroyirungen gegenüber, nur die Opportunität, nicht die Legalität, und so vergingen über 14 Tage, ehe das persönliche Einschreiten des Commissionspräsidenten, Fürsten Colloredo-Mansfeld, bei dem Kaiser den Abdruck des Documents in der „Wiener Zeitung" vom 27. Mai erwirkte. Das Amtsblatt begleitete die Wiedergabe mit einem Commentar, der dem Rufe nach Herstellung der Februarverfassung mit der bündigen Erklärung begegnete: „Was die Controlscommission anzuführen unterließ, soll hier ausgesprochen werden, daß nämlich die Möglichkeit eines lebensfähigen Verfassungszustandes nur durch die Einigung der Völker gegeben und diese nimmermehr durch ein Zurückgreifen auf Formen erzielt wird, die thatsächlich den Zwiespalt unter den Völkern genährt haben." Da tags vorher Benedek sein Hauptquartier schon nach Olmütz verlegt, kann man nicht leugnen, daß der Moment für dieses „Nimmermehr!", womit die Regierung offen erklärte, wie sie den Staatsstreich gemeint, als sie vor acht Monaten nur von der Suspension der Verfassung gesprochen, mit jenem seltenen Takt gewählt war, welcher alle Schritte des Cabinets und des Grafen Larisch insbesondere kennzeichnet. Am 9. Juni ließ der letztere noch einen Bericht an den Kaiser in der „Wiener Zeitung" publiciren, in welchem er sich gegen die bittere Kritik der Commission mit der Berufung auf die Nothwendigkeit zu rechtfertigen suchte, aber ganz zu erwähnen vergaß, in wie hohem Grade er und seine Collegen selber jene Nothwendigkeit verschuldet, und wie jedenfalls der Umstand, daß die Verantwortlichkeit dafür auf ihnen allein lastete, ausschließlich ihr Werk war! Auch brachte das Amtsblatt gleichzeitig ein Handschreiben des Monarchen an den Fürsten Colloredo, welches der Commission die Befriedigung des Kaisers über die Ordnung im Staatsschuldendienste aussprach und es ihrer patriotischen Absicht zugute hielt, daß sie „gesetzlich sanctionirte Finanzmaßregeln in Erörterung gezogen habe, um daran politische Erwägungen zu knüpfen". Die weitere Versicherung, daß das Recht der Völker, „durch ihre legalen Vertretungen bei der Gesetzgebung und Finanzgebarung beschließend mitzuwirken", gewahrt bleiben sollte, konnte keinen günstigen Eindruck machen, seitdem das Spiel, das

Digitized by Google

die Regierung mit dem Ausdruck „legale Vertreter" getrieben, denselben in Miscredit gebracht hatte.

Während die Regierung es unter ihrer Würde hielt, die Völkerschaften des Reichs durch irgendwelche Concessionen für den bevorstehenden Kampf zu begeistern, und zur Beschaffung der finanziellen Mittel durchaus kein anderes Mittel als die mit Dampfkraft arbeitenden Druckerpressen kannte, scheint sie in vollem Ernste geglaubt zu haben, das Bündniß Italiens mit Preußen lasse sich durch die kleinlichsten Palliative verhindern. Der Neujahrstag hatte den Venetianern eine Amnestie der seit 1859 Ausgewanderten gebracht, die jetzt straffrei zurückkehren und die Verwaltung ihrer sequestrirten Güter wieder selbst übernehmen durften. Gleich darauf waren dem Königreiche und insbesondere der Stadt Venedig allerlei Freiheiten nach der Schablone der Belcredi'schen „Autonomie" angeboten worden, Aufhebung der Districtscommissariate und Erhebung Venedigs zur unmittelbaren Reichsstadt außerhalb des Provinzialverbandes, die indessen so voller Hinterthüren waren, daß der Stadtrath und die Congregationen die gemachten Offerten ablehnten. Das Ende vom Liede bestand in gesteigerten Reibungen, da die Regierung zum Danke für ihre schönen Sächelchen begehrte, der Gemeinderath solle das Fenicetheater durch eine Geldunterstützung zur Aufnahme der Vorstellungen vermögen. Das wurde rundweg verweigert und am 12. Febr. trat der Municipalrath in corpore zurück, während der Podestà Graf Bembo, wol der schwarz-gelbste Mann in Venetien, seine Entlassung einreichte. Dieselbe ward ohne Bedenken in Wien angenommen; aber am 11. April erfolgte Bembo's Wiederwahl auf seinen Posten mit großer Majorität. Auch die italienische Rasse hatten mithin die Maßregeln des Ministeriums nur in eine verschärfte Opposition getrieben. Was aber den König Victor Emanuel anbelangt, so waren seine Beziehungen zu dem Grafen Bismarck denn doch schon viel zu weit vorgeschritten, als daß sie durch die schwächlichen Annäherungsversuche, welche Graf Mensdorff endlich Mitte Februar und Mitte März an das Cabinet von Florenz machte, noch irgendwie beeinflußt werden konnten. An und für sich war gewiß nichts dagegen einzuwenden, daß Oesterreich den Handelsvertrag mit Sardinien von 1851 auf ganz Italien ausdehnte, und bei sich zu Hause den Consuln der einverleibten italienischen Staaten die bisher belassene Befugniß entzog, die Gerichtsbarkeit über Fahrzeuge, Mannschaften, Passagiere, Waaren der annectirten Länder auszuüben. Allein was dies Zugeständniß allenfalls Gutes in politischer Beziehung hätte wirken können, ward vollends vereitelt durch die ebenso überflüssige wie herausfordernde Bemerkung der betreffenden Depeschen: „Diese Verfügungen seien lediglich zur Belebung des Handelsverkehrs erlassen, und werde das staatliche Verhältniß zur Regierung des Königs Victor Emanuel dadurch nicht berührt." Ausdrücklich hielt mithin Oesterreich sein feindseliges Legitimitätsprincip gegenüber von Italien aufrecht, und der erweislich von Italienern angelegte Brand, der am 3. Mai in den Docks von Pola die Fregatte Novara ergriff, zeigte denn auch, wie man auf der andern Seite der Alpen sich ganz klar bewußt war, daß der Amtsantritt der Feudalen den Conflict womöglich noch zugespitzt habe. Trotz alledem fand dieses Cabinet den bewundernswerthen Muth, noch am 11. März 1866, als Napoleon schon so arg von Washington aus bedrängt war, daß er vier Wochen darauf die Räumung Mexicos in drei Terminen von November 1866 bis November 1867 versprechen mußte, eine Convention mit dem Kaiser Maximilian abzuschließen, laut welcher bis incl. 1870 für die österreichische Legion in mexicanischen Diensten jährlich 2000 Mann, für das laufende Jahr jedoch das Doppelte in Oesterreich angeworben werden und die ersten 1000 Rekruten noch im April abgehen sollten. Am 19. März jedoch erließ Seward an den amerikanischen Gesandten in Wien, Mr. Motley, eine kategorische Depesche des Inhalts: „Die Vereinigten Staaten müßten die von österreichischen Unterthanen in Mexico begangenen

Digitized by Google

Feindseligkeiten als einen Krieg zwischen der Republik Mexico und Oesterreich ansehen, in welchem Falle sie sich nicht verpflichten könnten, neutrale Zuschauer zu bleiben." So erlebte denn am 12. Mai Oesterreich die Demüthigung, daß der Hafencommandant von Triest dem französischen Dampfer Tampico den Befehl ertheilen mußte, die schon eingeschifften „Freiwilligen" wieder ans Land zu setzen! Ja, was erst heute bekannt geworden, am 3. Mai gestattete des Grafen Larisch Factotum, der heutige Reichsfinanzminister Baron Becke, die stille Sammlung von Subscriptionen für eine neue päpstliche Anleihe; und Graf Belcredi als Polizeiminister bestätigte diese Entscheidung durch ein eigenes Circular, dem er eine Aufforderung des Nuntius Monsignore Falcinelli an den Diöcesanklerus zur thätigen Hülfsleistung bei diesem Werke beilegte.

Mit dem Gefühle starren Entsetzens erkannten die Völker Oesterreichs am 17. Juni aus dem kaiserlichen Kriegsmanifest, daß das Dreigrafen-Ministerium sogar ohne die kleinste Nachgiebigkeit gegen Ungarn in den Kampf auf Leben und Tod auszuziehen gedachte. Freunde wie Gegner der Sistirungspolitik waren gleichmäßig verblüfft, als sie in dem Document die Verfassungsfrage mit dem Satze abgethan fanden: „Doppelt schmerzt es mich, daß das Werk der innern Verständigung noch nicht so weit gediehen ist, um in diesem ernsten Augenblicke die Vertreter aller meiner Völker um meinen Thron versammeln zu können. Dieser Stütze für jetzt entbehrend, ist mir jedoch meine Regentenpflicht um so klarer, mein Entschluß um so fester, dieselbe meinem Reiche für alle Zukunft zu sichern." Vom reinen Soldatenstandpunkt aus — mit militärischer Entrüstung den bloßen Gedanken zurückweisend, als könnten politische und nationale Factoren den Geist der k. k. Armee beeinflußt haben — würdigten in diesen Tagen zwei Broschüren den Feldzug, deren eine: „Der Nebel von Chlum", zur Vertheidigung des Generals Clam-Gallas geschrieben ist, während die andere: „Rückblicke auf den Krieg von 1866", den Zweck verfolgt, Benedek rein zu waschen. Beide Autoren sind daher wol classische Zeugen, wenn sie wider ihren Willen zu der Conclusion gelangen, „die Ursache der Katastrophe in den Verirrungen des Staats zu suchen" und die Hauptschuld nicht der Armeeführung, sondern der Staats- und Armeemoral aufzubürden. „Wenn man berücksichtigt, daß das fortschrittsfeindliche Concordat die österreichische Volkserziehung in erster Linie beeinflußt, daher die tiefe Civilisationsstufe verschuldet, die zunächst den einseitigen Dienstbetrieb im Heere veranlaßt" — sagt der „Eine von der Nordarmee" — „so hat die öffentliche Meinung nicht eben unrecht, dasselbe als einen Hauptmitschuldigen an der Niederlage von Königgrätz in Anklagestand zu versetzen." Der andere, gleichfalls ein activer Offizier, schreibt das Verdienst an den preußischen Siegen in erster Linie „nicht Bismarck's Staatskunst und nicht Moltke's Strategie, sondern dem epochemachenden parlamentarischen Kampfe Roon's gegen die Landtagsopposition zu, der Moral und Geist der Armee bis zum Paroxysmus gesteigert und das Volk die kriegerischen Tugenden des Heeres erst kennen gelehrt. Nichts sei geeigneter, die Heere zu begeistern, als die Tribüne; sie jubeln ihren dort siegreichen Generalen viel lieber zu als Volksvertretern, die sich ihrer annehmen, um sie zu ihren Interessen zu misbrauchen". Gerade die Tribüne aber hatten die Grafen Belcredi und Esterházy in Oesterreich wieder umgestürzt; gerade jene kümmerlichen Funken, die der in Preußen allmächtige Staatsgedanke auch bei uns gesprüht, wieder auszutreten, hatten sie als ihre Hauptaufgabe betrachtet! „Wenn Oesterreich sich zum Frieden bekehrte", schließt daher der Verfasser, „so geschah es weniger aus Besorgniß vor der preußischen Machtentfaltung an der Donau, als aus Befürchtung einer Invasion Ungarns durch die Italiener." Was von einer solchen Constellation in der That zu erwarten gewesen wäre, nachdem die Regierung bis zum letzten Moment den Magyaren wie den Deutschen gegenüber unerschütterlich geblieben, das hatte schon am 25. Juni die Versammlung der ungarischen Prälaten in Ofen bewiesen, wo die Eminenzen beschlossen, sich mit einer lächerlich geringen Spende von

Digitized by Google

200000 Fl. für die Verwundeten zu begnügen. Die Idee, dem Staate eine erkleckliche Anleihe zu gewähren, lehnten sie ab, weil das Concordat ihnen nicht gestatte, Kirchengut ohne Erlaubniß des Heiligen Stuhls zu verpfänden. Der Klerus hätte Oesterreich gerettet, wenn ihn nicht das Concordat daran gehindert hätte! Die Weltgeschichte gefällt sich mitunter in einer beißenden Ironie. Die Stimmung Ungarns documentirte sich aufs neue, als bei den Gerüchten von Aushebungen nach dem Tage von Königgrätz die Comitate kein Hehl daraus machten, daß sie sich den vom Landtage nicht bewilligten Rekrutirungen zu widersetzen gedächten. Diese Ueberzeugung rief dann das Manifest des Kaisers vom 7. Juli hervor, das, an die „angestammte Treue" der Magyaren appellirend, die Hoffnung aussprach, daß „Ungarns kampftüchtige Söhne freiwillig unter die Fahnen eilen würden". Da diese Proclamation der Verfassungsfrage mit keiner Silbe erwähnte, erwies sie sich als ein vollständiger Schlag ins Wasser. Ein stärkeres Verdammungsurtheil über die Sistirungspolitik ist denn doch wol kaum denkbar, als daß dieser Aufruf an „die wiederholt bewährte Opferwilligkeit Ungarns" bei einem so patriotischen und so kriegerischen Volke vollständig scheiterte, obschon der Kaiser sich darauf stützte, daß „auch der Ungarn Vaterland unmittelbar bedroht" sei. Lediglich weil sie nicht anders konnte, genehmigte die Regierung am 9. Juli, daß Ungarn sein Contingent an Mannschaft durch Freiwillige decken dürfe; allein es stellte sich fast niemand! Wenn man das an dem vielgehätschelten Ungarn erlebte, war es da zu verwundern, daß sich in der deutschen Bevölkerung, die sich seit Jahr und Tag aller ihrer Rechte beraubt und sogar ihre Nationalität ernstlich bedroht sah, noch ganz andere Symptome geltend machten? Die Stimmung, die in Wien herrschte, war eine grauenerregende! Die Masse wühlte mit einer Art von Wollust in den blutenden Wunden, es war wie eine entsetzliche Travestie auf jenen berliner Straßenjungen, der den Vorübergehenden seine erfrorenen Finger wies mit den Worten: „Es ist meinem Vater schon recht, warum hat er mir keine Handschuhe gekauft!" Das Staatsschiff, vom Sturme fast zerschellt, die Bemannung zwischen bleicher Todesfurcht und verzweifelter Ergebung in ihr Schicksal getheilt, am Steuer aber doctrinäre Lenker!

Nachdem am 24. Juni nur die Eine Reiterbrigade Pulz zur Verfolgung der Italiener über den Mincio gegangen und darauf hin sofort aus den Tuilerien in der Hofburg eine telegraphische Anfrage eingelaufen war, welche die augenblickliche Rückbeorderung jenes Detachements auf venetianisches Gebiet von Wien aus, ebenfalls auf telegraphischem Wege, zur Folge gehabt, ließ sich wol mit Sicherheit annehmen, daß der Mann, der solche Eile gehabt, unsern Sieg von Custozza mit Unfruchtbarkeit zu schlagen, überhaupt mit den Gegnern Oesterreichs unter Einer Decke spielte. An dem Grafen Esterházy ging auch diese Lection verloren. Durch den Fürsten Metternich über die Stimmung Napoleon's ebenso mangelhaft wie zu Hübner's Zeit unterrichtet, war die wiener Regierung von der festen Ueberzeugung durchdrungen, mit der Cession Venetiens an Frankreich die Hülfe des letztern in der Tasche zu haben. So viel bildete sich das Dreigrafen-Ministerium auf diesen Geniestreich ein, daß es den Kopf hoch trug wie nach einem Siege. War es denn nicht eine ausgemachte Sache, daß nunmehr die Tricolore Frankreichs am Mincio Wache halten mußte; daß wir daher unsere Südarmee nach Olmütz werfen konnten und Preußen, gleichzeitig mit einem Angriffe am Rhein bedroht, froh sein mußte, wenn es mit heiler Haut den Rückzug fand? Ja, man nährte diese Illusionen nicht nur, man nahm auch nicht den geringsten Anstand, dem Publikum fromme Wünsche in der Form vollendeter Thatsachen zu bieten. Schon am 9. Juli meldete die Abendbeilage der „Wiener Zeitung": „Die französische Flotte ist nach Venedig unterwegs; der französische Commissar General Leboeuf ist angewiesen, sich in das venetianische Gebiet zu begeben; gleichzeitig ist General Frossard in das preußische Haupt-

Digitized by Google

quartier mit dem Auftrage entsendet, die bewaffnete Mediation Frankreichs anzukündigen." Wir brauchen hier nicht auszuführen, wie vollständig jede dieser, in das Gewand von faits accomplis gekleideten Hoffnungen zu Schanden wurde! wie Napoleon sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, den Italienern die Straße durch Venetien bis vor die Thore von Görz und Trient freizumachen! wie wir infolge davon das trostlose Schauspiel erlebten, im Zeitraum von vier Wochen die ganze Südarmee vom Isonzo an die Donau und dann — nachdem hier aus der „bewaffneten Mediation" Frankreichs nichts geworden und man am 22. Juli Waffenruhe, am 26. Juli die Nikolsburger Präliminarien abgeschlossen — wieder in fliegender Hast nach Venetien und dem Festungsvierecke hinunterdirigiren zu sehen, da auch dort die erwartete moralische Cooperation Napoleon's so vollständig versagte, daß die Italiener die am 25. Juli abgeschlossene Waffenruhe am 1., dann wieder am 9. Aug. alle Lust zu kündigen hatten und erst am 11. Aug. im Waffenstillstande von Cormons einwilligten, die besetzten Theile von Welschtirol und des Küstenlandes zu räumen! Alles das gehört mehr in die militärische als in die politische Geschichte; nur sei hier bemerkt, daß — nach Unterbindung der Nord- und ungarischen sowie der Westbahn durch die Preußen — eben diese vierwöchentliche ausschließliche Occupation der Südbahn durch Militärtransporte es war, welche die vollständige Absperrung der Reichshauptstadt durch einen ununterbrochenen Ring von Bajonneten zum Abschlusse brachte. Genug, daß das Ministerium wieder muthig in die Zukunft sah, seitdem Napoleon am 5. Juli so gütig gewesen war, uns Venetien abzunehmen, das nun wie herrenloses Gut des Besitzergreifers harrte; und Graf Larisch sich am 7. Juli das Recht octroyirt hatte, 200 Millionen durch eine Anleihe oder durch Vermehrung der Staatsnoten zu schaffen, worauf die Bank ihm sofort 60 Millionen in Banknoten vorzuschießen habe, mit welcher Verordnung denn auch das alte unselige Verhältniß aus der Bach'schen Zeit, das die Nationalbank zum Hausjuden des Staats machte, glücklich wiederhergestellt war. Noch das Manifest des Kaisers, das am 10. Juli in der Hauptstadt affichirt war, spiegelte die Täuschungen wieder, in denen die Rathgeber der Krone sich bewegten, indem es sich auf „das bereitwilligste Entgegenkommen des Kaisers Napoleon" berief. Obschon die Bewegung für die Verfassung in den Erblanden bereits am 7. Juli mit einer Adresse des Gemeinderaths von Salzburg begonnen, die kurz und bündig die sofortige Einberufung des Reichsraths begehrte, erwähnte das Manifest vom 10. Juli der staatsrechtlichen Frage doch mit keiner Silbe. Gleich dem vom 7. Juli an Ungarn appellirte es lediglich an den Opfermuth der Völker, den es mit den Worten zu enthusiasmiren strebte: „Nie werde ich in den Abschluß eines Friedens willigen, durch den die Grundbedingungen meines Reichs erschüttert würden. In diesem Falle bin ich zum Kampfe bis aufs Aeußerste entschlossen und hierin der Zustimmung meiner Völker gewiß. Alle verfügbaren Truppen werden zusammengezogen; durch die angeordnete Rekrutirung und die zahlreichen Freiwilligen, welche der neuauflebende patriotische Geist zu den Waffen ruft, ergänzen sich die Heereslücken." Leider fielen diese Mahnungen auf einen um so steinigern Boden, als einerseits das hartnäckige Schweigen Belcredi's über die innere Politik nun wie in Ungarn so auch in den Erblanden die noch glimmenden Fünkchen des „patriotischen Geistes" gründlich ausgetreten, und andererseits wahrlich die zerfahrene, optimistische Haltung des Gouvernements nicht geeignet war, durch Respect vor seiner Kraft das Gefühl der Hingebung zu ersetzen. Die Truppen wurden, wie bemerkt, weniger „zusammengezogen" als hin- und hergewürfelt. Wie es um die „Rekrutirung" stand, haben wir gesehen. Die Anwerbung von „Freiwilligen" in Wien durch den Gemeinderath hat kein zurechnungsfähiger Mensch je für etwas anderes angesehen als für ein gelindes Mittel der Abschäumung, um durch das Handgeld die „catilinarischen Existenzen" der Großstadt für alle möglichen Eventualitäten unter Kriegsgesetz beisammen zu haben. Das

Digitized by Google

Gegenstück dazu — eine ebenfalls offenbar nur auf den Schutz des Eigenthums, nicht gegen den Feind berechnete Maßregel — war der Beschluß des Gemeinderaths vom 17. Juli, aus Steuerzahlern und Beamten eine Bürgerwehr von 20000 Mann zu errichten, die natürlich in den neun Tagen bis zum Abschlusse der Präliminarien nicht über die Wahl ihrer Offiziere hinauskamen. Einen so trostlosen Eindruck machte das Manifest durch sein Schweigen über das, was alle Welt als die Hauptsache betrachtete, daß man unter den die Plakate umstehenden Haufen oft genug im schönsten lerchenfelder Dialekt den Ausruf vernehmen konnte: „Sollen nur kommen, die Preußen, goldene Brücken wollen wir ihnen bauen!“ Gerade am Tage des Manifestes acceptirte auch der grazer Gemeinderath eine Loyalitätsadresse um Wiederherstellung der Verfassung und um Aenderung des ganzen Regierungssystems. Die Antwort der Residenz auf das Manifest aber war, daß gleich am 10. Juli Bürgermeister Zelinka den Kaiser in einer Privataudienz ersuchte: Wien nicht den Gefahren eines Kampfes auszusetzen, namentlich aber „bezüglich der staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse jene Aenderungen eintreten zu lassen, welche geeignet seien, die Gemüther auch für die Zukunft zufrieden zu stellen“. Der Monarch erwiderte auf die letzte Anspielung nichts, im übrigen versicherte er, Wien solle als offene Stadt behandelt werden und Se. Maj. werde es als letzter mit der Armee verlassen; aber Oesterreich dürfe nicht durch wehrlose Preisgebung der Donaulinie den Vorwurf der Feigheit auf sich laden. Der Gemeinderath Wiens blieb jedoch dabei nicht stehen, sondern nahm am 17. Juli eine Adresse an, des Inhalts: „Daß die gegenwärtige tiefernste Lage des Reichs weniger durch die letzten Miserfolge im Felde als durch die unglückliche Politik herbeigeführt worden sei..., möge Ew. Maj. zu dem segensreichen Entschlusse gelangen, zur Leitung der Staatsgeschäfte solche Männer zu berufen, deren entschiedene Thatkraft und politische Gesinnung den Völkern Oesterreichs die Gewähr einer bessern Zukunft zu geben geeignet ist.“ Der Empfang der Adresse, der am 23. Juli stattfand, war ein ziemlich ungnädiger: „Se. Maj. anerkenne den Ausdruck der Loyalität, doch mögen die Thaten den Worten entsprechen; sie wolle davon absehen, daß die Adresse in den Wirkungskreis des Gemeinderaths nicht gehöre, und dieselbe nur als Aeußerung einzelner Mitglieder der Versammlung ansehen; auch sie hege den wärmsten Wunsch, die constitutionelle Thätigkeit baldigst wieder ins Leben treten zu sehen, doch könne hierbei nicht der Wunsch Wiens allein, es müßten die Bedürfnisse des ganzen Reichs in Betracht gezogen werden.“ Am nächsten Tage begab Zelinka sich abermals zum Kaiser, um demselben Meldung zu machen von der Bestürzung, die in der Bevölkerung durch obigen Bescheid hervorgerufen sei. Der Monarch beruhigte den Bürgermeister durch die Versicherungen, niemals an der Loyalität der Wiener gezweifelt zu haben. Am Abend machte Zelinka dem Gemeinderath Mittheilung von dieser Audienz, und die Versammlung ging lautlos auseinander, da das nahende Ereigniß bereits seine Schatten vor sich herwarf. Am 26. Juli früh nämlich wurde, um die Discussion der innern Fragen abzuschneiden und unter Berufung auf die „vielen fremden Elemente“ in der Stadt, der Belagerungszustand über Wien verhängt — wohlgemerkt an demselben Tage, wo zu Nikolsburg die Präliminarien unterzeichnet wurden. Die Discussion der Verfassungsfrage konnte also unmöglich mehr dem Staate, sondern nur noch der Sistirungspolitik gefährlich werden, die Graf Belcredi jetzt so recht à son aise mit frischen Kräften dem durch die letzten Aderlässe furchtbar geschwächten Patienten zu appliciren gedachte. Bedurfte es doch, da Erzherzog Albrecht noch als Generalissimus aller operirenden Armeen fungirte, nur einer Interpretation des betreffenden Decrets, um den Kriegszustand auf ganz Inneröesterreich und die anstoßenden Theile Ungarns auszudehnen. Auch ward die Presse aller Kronlande ausdrücklich aufgefordert, sich das gegenwärtig zu halten, sodaß die moralische Wirkung der über Wien verhängten Maßregel sich auf die ganze Monarchie erstreckte.

Digitized by Google

War doch die Stimmung überall die gleiche! Nicht nur folgten viele Gemeinderäthe in den Provinzhauptstädten dem Beispiele ihrer Collegen in Salzburg, Graz und Wien, sondern als am 17. Juli der Landsturm in Ober- und Niederösterreich, Kärnten, Krain und Steiermark aufgeboten ward, remonstrirte die Bevölkerung geradezu gegen die Maßregel. Die Handelskammer von Klagenfurt schickte eine Adresse an den Kaiser, in der sie in patriotischer Sprache erklärte, die Politik der Regierung greife in das materielle Leben so vielfach und so heillos ein, daß auch sie, obschon eine nichtpolitische Körperschaft, nicht länger schweigen dürfe. Das Schriftstück ging ihr, ohne dem Kaiser vorgelegt zu sein, wieder zu; an der Stelle, wo die Kammer sich als eine nichtpolitische Körperschaft bezeichnete, fand sich von der Hand des Staatsministers die Marginalbemerkung: „Ebendeshalb hat sie sich nicht um Politik zu kümmern." Allein die Kammer schickte die Adresse zum zweiten male an den Handelsminister ab, mit der Bitte, sie dem Kaiser vorzulegen und nicht zu dulden, daß der Staatsminister sich zwischen den Monarchen und dessen Unterthanen dränge, am allerwenigsten in Dingen, die gar nicht zu seinem Ressort gehören! Ja — Wunder über Wunder! — in Graz sprachen die Gerichte den „Telegraph" frei, der wegen Aufregung zu Misvergnügen belangt war, und motivirten ihr Urtheil damit, daß der Angeklagte, weit entfernt die Lage zu schwarz gemalt zu haben, wie der Staatsanwalt behauptet, im Gegentheil mit all seinen düstern Schilderungen noch hinter der nackten Wahrheit zurückgeblieben sei. Den Kärntnern und Steierern saß der Stachel im Fleische, wie Belcredi mittels der Slowenen Krain zugerichtet. Sie mußten fürchten, daß von der neuen Slowenenburg in Laibach nun auch die Slawisirung ihrer beiden Provinzen westlich in Angriff genommen werde, daher der tiefe Haß, der die Grazer im Juli und August in die Stimmung versetzte, daß alle Welt in fieberhafter Erregung nur auf ein Signal aus Wien hoffte. Jetzt aber hatte denn endlich die Sistirungspolitik wieder Ruhe für ihre fernern Experimente. Das Dreigrafen-Ministerium sah der Zukunft um so sorgenloser entgegen, als es die Nothwendigkeit, sich Geld für die Kriegscontribution an Preußen zu schaffen, benutzte, um sich durch Octroyirung vom 25. Aug. eine neue Papiermine zu eröffnen. Von der 200-Millionen-Anleihe des 7. Juli hatte die Bank 60 Mill. vorgeschossen; nunmehr sollten 50 Mill. in 5proc. Staatsschuldverschreibungen und 90 Mill. in Staatsnoten zu 1 und 5 Fl. ausgegeben werden. Dadurch stieg der Betrag der Staatsnoten und für Staatsnoten erklärten Banknoten auf 300 Mill., und der Gesammtbetrag der schwebenden Schuld incl. der 100 Mill. Salinenscheine (ein Steueranticipationspapier, das auf die Staatssalinen fundirt ist) auf 400 Mill. Fl. Graf Larisch proclamirte feierlich, eine noch umfangreichere Thätigkeit der Staatsdruckerei auf Grund des Septemberpatents über jene 400 Mill. Fl. hinaus nicht eintreten lassen zu wollen. Freilich wurde die praktische Bedeutung dieser Zusage dadurch einigermaßen geschmälert, daß wir mit dem Fischzug, den Graf Larisch im August 1866 gethan, bis über Neujahr 1868 hinaus gereicht haben, die Sistirungspolitik also noch ziemlich anderthalb Jahre vor sich gehabt hätte, ehe sie durch ihr Versprechen gestört worden wäre. Andererseits bewies der Zusatz, welcher die Erklärung wegen der „Unüberschreitbarkeit" jenes Maximums an „die Herstellung eines geordneten Friedenszustandes" knüpfte, daß man sich auch für den Fall ein Hinterthürchen offen hielt, wo man dieses Geld verbraucht, ehe die beste Verfassung entdeckt war: dann brauchte man nur den „geordneten Friedenszustand" für bedroht zu erklären, und das Septemberpatent mußte aufs neue seine Dienste thun.

Allmächtig wie sie sich erwiesen, um im Schlepptau der Feudalen und Ultramontanen die letzten Spuren des Verfassungslebens in Oesterreich zu verwischen, ebenso vollständig impotent war die ungarische Action, das eigene Vaterland oder das Reich aus den Händen derer zu befreien, denen sie uns alle überliefert. Was in dieser Beziehung

Digitized by Google

geschehen, das haben allmählich die Nachwirkungen von Königgrätz und wahrlich nicht die Deákisten gethan. Oder will man durchaus die Consequenzen der Ereignisse in Personen verkörpert sehen, die dabei doch nur geschoben wurden, während sie zu schieben glaubten, so hat man keinen Grund, die ungarische Action irgendwie höher zu veranschlagen als die der deutsch-österreichischen Landtage. Nicht um Eines Haares Breite ließ Belcredi sich von seiner Sistirungspolitik abdrängen. Wagten doch die Trabanten des Staatsministers in der Presse zu fragen, was denn das für eine Logik sei, daß ein System, welches in so kurzer Zeit so handgreifliche Resultate geliefert, aufgegeben werden solle, weil am 3. Juli der Nebel den Pulverdampf auf der Anhöhe von Chlum zu sehr herabgedrückt habe? Wir wissen nicht, ob die über ihm zusammenbrechenden Ruinen in dem Staatsminister einen „gerechten" oder „unerschrockenen" Mann trafen, aber daß er „zäh in seinen Vorsätzen" war, das hätte ihm auch Horaz bescheinigt. Vergeblich hatte Deák am 17. Juli im „Napló" geschrieben: „Ungarns Wünsche verlangen rasche Befriedigung; die gefährliche Lage der Monarchie gestattet kein Zögern. Ein beträchtlicher Theil des Reichs ist von feindlichen Heeren überschwemmt, nur Ungarn steht noch frei da. Aber Ungarn ist todt. Mit Ungarn kann alles oder mindestens vieles gethan werden. Aber Ungarn selber kann nichts thun, denn ihm sind die Hände gebunden. Was seine Hände freimachen und ihm wieder Leben einhauchen kann, das ist einzig und allein eine parlamentarische Regierung. Wenn Ungarn für die Monarchie noch etwas thun kann, so ist dies nur dann möglich, wenn an seine Spitze eine Regierung gestellt wird, welche der Ausfluß des Nationalwillens ist und in welcher die Nation eine Garantie ihrer Rechte erblickt." Tags darauf war der alte Herr selber nach Wien gereist, um mit Belcredi über die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums zu verhandeln. Alles vergebens! Der Urheber des Septemberpatents stand, wie Archimedes in dem erstürmten Syrakus, den hereinbrechenden Katastrophen gegenüber, unter deren dröhnenden Keulenschlägen die Grundfesten der Monarchie wankten und das ganze Gebälk in allen Fugen krachte, voll Freude, daß ihm nun nach dem Abschlusse des Friedens wie unter dem Schutze des Belagerungszustandes niemand mehr die Cirkel seiner Sistirungsdoctrin stören könne!

Die politisch-sociale Lage Englands.

Von Friedrich Althaus.

Zweiter Artikel.

Die Arbeiter und die Fenier.

1) Die Arbeiterassociationen (Trades-Unions).

Unzertrennlich von der Frage der Parlamentsreform war von Anfang an die Frage über den Zustand, die Rechte und die Ansprüche der arbeitenden Klassen. Die Thatsache, daß die Reformbill von 1832 nur die Mittelklassen emancipirt, den arbeitenden Klassen dagegen politische Rechte entzogen hatte; das schreiende Misverhältniß zwischen den Privilegien von 900000 und der politischen Rechtlosigkeit von 4 Mill. Staatsbürgern; der Umstand, daß England nicht allein seinen wachsenden Wohlstand in hohem Maße dem Fleiße der arbeitenden Klassen verdankte, sondern daß diese eine größere Summe zu dem Staatshaushalt beisteuerten, als die Aristokratie und die Mittelklassen zusammengenommen; ihre Intelligenz endlich, ihr Bewußtsein von dem ihnen zugefügten

Digitized by Google

Unrecht und ihr unleugbares Verlangen, ihren Ansprüchen Geltung zu verschaffen, alle diese Gesichtspunkte und die darauf gegründeten Ueberzeugungen bildeten den Kern der Reformagitation, das Thema, welches in zahllosen Variationen während der letzten 35 Jahre in allen politisch-socialen Debatten wieder und wieder auftauchte. Die arbeitenden Klassen selbst verloren keine Zeit, ihr Urtheil über die Mängel der Reformbill von 1832 auf nicht misszuverstehende Weise kundzuthun. Sie organisirten sich als Partei in dem Chartismus, der ursprünglich nichts war als ein Protest der arbeitenden Klassen gegen ihre Ausschließung vom politischen Leben, das Programm einer neuen Reformbill, welche ihren politischen Ansprüchen ebenso gerecht werden sollte als denen der Aristokratie und der Mittelklassen. Die radicale Forderung allgemeinen Stimmrechts (manhood suffrage), welche die Chartisten an die Spitze ihres Programms stellten, fand freilich außerhalb der chartistischen Kreise wenige Anhänger. Aber das Bestehen, der Umfang, die Macht der Organisation waren um so weniger zu ignoriren, als sie zu wiederholten malen drohend in die Oeffentlichkeit trat und vor dem letzten Auskunftsmittel physischer Gewalt nicht zurückschreckte. Wenn diese Versuche, ihre Sache auf dem Wege physischer Gewalt zu fördern, den Chartisten bei einem so gesetzliebenden Volke wie den Engländern, einem Volke, das nicht mit Unrecht von der Möglichkeit und daher der Zweckmäßigkeit der Abschaffung aller Misbräuche auf dem Wege friedlicher Discussion überzeugt ist, manche Sympathien entzog, so forderten sie andererseits zu ernsterm Nachdenken auf über die Ursachen einer so weit verbreiteten Bewegung, und der Beginn der Reformagitation, welche gegenwärtig ihren vorläufigen Abschluß erreicht hat, läßt sich von dem Jahre 1848 datiren, während dessen das letzte massenhafte öffentliche Auftreten der Chartisten stattfand. Es war charakteristisch, daß die damals beginnende Reformagitation ihre ersten, furchtlosesten und ausdauerndsten Vertreter hatte an den Männern der Manchester-Partei, denselben kühnen Staatsmännern und Parteiführern, deren unermüdlichen Anstrengungen das englische Volk sein billiges Brot und die Segnungen der Freihandelsgesetzgebung verdankte. Solange der Kampf gegen die Privilegien der Protectionisten unentschieden war, hatten diese Männer die Frage der Erweiterung politischer Rechte vertagt; nach der triumphirenden Lösung jenes ökonomischen Problems aber faßten sie sofort die nothwendige Ergänzung desselben durch die politische Reform ins Auge. Richard Cobden war der Held des Freihandelskampfes gewesen; sein Freund und Waffenbruder John Bright wurde der Held des politischen Reformkampfes. Aber wenn nach beiden Seiten gewaltige Hindernisse zu überwinden waren, so schien die Schwierigkeit in Bezug auf die politische Reform womöglich noch größer als in Bezug auf die ökonomische Reform. Die Freihandelsgesetzgebung hatte fast ausschließlich die conservative Partei der Grundbesitzer in Harnisch gebracht; die Abneigung gegen die politische Reform dagegen war auch unter den seit 1832 emancipirten Mittelklassen weit verbreitet. Der Unterschied beider Fälle lag nahe genug. Durch die Abschaffung des Protectionssystems war der Masse des Volks eine Wohlthat erwiesen worden, welche der gesammten Nation zugute kam, ohne das Gleichgewicht der politischen Macht unmittelbar zu stören; die Frage der Parlamentsreform involvirte dagegen eine directe Neuvertheilung der politischen Macht, eine demokratische Fortentwickelung des Staatslebens zu Gunsten der arbeitenden Klassen; und gegen eine so folgenschwere Maßregel wurden von allen Seiten die mannichfachsten Bedenken laut. Hier machte man die Ansicht geltend, daß der parlamentarische Statusquo nichts zu wünschen übriglasse, daß die englische Verfassung ihrem innersten Wesen nach nicht Zahlen vertrete, sondern Interessen, und daß auch bei dem bestehenden Zustande der Dinge den Interessen der arbeitenden Klassen Gerechtigkeit widerfahre; dort wurde behauptet, daß zur vernünftigen Benutzung des politischen Stimmrechts den arbeitenden Klassen die nothwendige Intelligenz und Bildung fehle, daß der Besitz politischer

Digitized by Google

Rechte ihnen gleichgültig sei, daß selbst, wenn sie danach Verlangen trügen, das Interesse des Staats bei allen derartigen Veränderungen die äußerste Vorsicht erheische, kurz, daß man bei weitem am besten thue, alles beim alten zu lassen. Mistrauen und Furcht malten auf einer Seite das Bild des Volks in den Farben der Apathie, der Unwissenheit, der Corruption; Vertrauen und Hoffnung auf der andern in den Farben des Fortschritts, der Ehrbarkeit, der Bildung. Vielleicht gab keine von beiden Schilderungen ein ganz treues Bild der Wirklichkeit. Allein die einmal begonnene Agitation war nicht wieder zu ersticken. Sie erweiterte sich von Jahr zu Jahr zu größern Verhältnissen und führte endlich das historische Resultat herbei, dessen letzter Entwickelungsproceß seinen Hauptzügen nach in dem ersten Artikel über die Parlamentsreform von 1867 dargestellt wurde.

Daß durch diesen Ausgang der Reformbewegung die Frage von dem wirklichen Zustande der arbeitenden Klassen eine noch viel größere Bedeutung erlangt hat, als sie früher schon besaß, leuchtet auf den ersten Blick ein. Es handelt sich einerseits darum, zu ermitteln, wie sie die ihnen gewährten Rechte benutzen werden; andererseits bringt die bloße Thatsache, daß sie in den Besitz dieser Rechte gelangt sind, für die privilegirten Klassen die Nothwendigkeit einer ernstern Berücksichtigung ihrer Interessen mit sich. Mit andern Worten: nach der Anerkennung der politischen Rechte der arbeitenden Klassen tritt sofort ein viel schwierigeres Problem in den Vordergrund, das Problem ihrer ökonomischen socialen Zustände, die Aufgabe, auch die auf diesem Gebiete herrschenden labyrinthischen Schäden zu heilen, ihre Anomalien und Extreme durch Herstellung eines gesunden Gleichgewichts der Kräfte aufzuheben. Kapital und Arbeit, Wohlstand und Pauperismus, Intelligenz und Barbarei stehen hier mehr oder weniger unvermittelt einander gegenüber und gerathen ohne Aufhören auf hundertfältige Weise miteinander in Collision. Niemand wagt zu behaupten, daß das gegenseitige Verhältniß dieser kämpfenden socialen Gewalten ein befriedigendes, daß es nicht der größten Verbesserungen bedürftig und fähig sei. Ebenso wenig kann man das Princip der Selbsthülfe trotz seiner mächtigen Bedeutung für die Lösung des Problems als ausreichend anerkennen. Eine Betheiligung der Nation in ihrer Gesammtheit ist unerläßlich, und ohne Zweifel werden die speciell sogenannten socialen Fragen in dem reformirten Parlament eine ernstere Beachtung finden als je zuvor. Doch ein Gesammtüberblick über den gegenwärtigen Zustand dieser socialökonomischen Erscheinungen würde hier zu weit führen und liegt jenseit unsers Planes. Wir wollen nur Eine Seite derselben näher berühren, die während des verflossenen Jahres eine besonders lebhafte Aufmerksamkeit erregt hat und im Zusammenhange mit der Reformdebatte durch die politischen Parteien ausgebeutet wurde, die Zustände der sogenannten Trades Unions oder Gilden und Associationen der arbeitenden Klassen. Die ganz kürzlich über dieselben erlangten Aufschlüsse sind nicht blos an sich höchst merkwürdig, sondern werfen ein scharfes Licht auf die socialen Verhältnisse und Aussichten Englands im allgemeinen.

Die Entstehung dieser Arbeiterassociationen fällt zusammen mit dem Aufschwung der neuern Industrie. Ihr charakteristischer Unterschied von den Gilden früherer Jahrhunderte besteht in der Trennung der Interessen der Arbeiter von denen der Meister, in der Ausbildung der Arbeiterklasse zu einem gesellschaftlichen Organismus mit eigenen Ideen und Zwecken, in dem offen bekannten Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit. Wenn die Revolution, welche die Ausbildung des Maschinen- und Fabrikwesens in der Betreibung der Handwerke und Gewerbe hervorbrachte, dem alten Gildenthum einen erschütternden Stoß versetzte, so kam sie in allen ihren segensreichen Wirkungen zunächst nur den Arbeitgebern zugute, während die Arbeiter im Grunde nichts empfanden als ihre augenblicklich verwirrenden nachtheiligen Einflüsse. An die Stelle der mehr oder weniger

Digitized by Google

patriarchalischen Zusammengehörigkeit von Meistern und Arbeitern trat ein complicirtes System von Production, Consumtion, Speculation, Concurrenz, Schwanken von Arbeitslohn und Nachfrage, dessen Wirkungen den arbeitenden Klassen fühlbar wurden, ohne daß sie seine Ursachen verstanden. Eine Zeit lang ergaben sie sich rath- und thatlos dieser fremden unbegriffenen Macht, wie einem unvermeidlichen Fatum. Doch die leidende Ergebung konnte in einer raschlebigen, von demokratisch-socialen Ideen stürmisch bewegten Uebergangsepoche, wie der unsern, nicht lange dauern. Sie schlug um in den trotzigen Selbsterhaltungstrieb, der dem Schicksal die Stirne bietet und die feindlichen Verhältnisse nach seinem Wunsch und Willen modelt. Die Arbeiter sahen ein, daß eine Besserung ihrer Lage nur durch Vereinigung zu erzielen sei, und gegen die Alleinherrschaft des Kapitals, gegen die zerrüttenden Wechselfälle des modernen Industrielebens mit seiner Concurrenz und Speculation, seinen Krisen und Bankrotten, organisirten sie sich in Gesellschaften, welche den doppelten Zweck hatten, die individuelle Noth ihrer Mitglieder zu mildern und die allgemeinen Interessen der Arbeiter gegen die Arbeitgeber zu wahren.

Die innere Geschichte dieser modernen Gilden und Associationen, ihre Entstehung, ihre Gesetze, das System ihrer Verwaltung waren mehr oder weniger geheim und wurden nur allmählich, bruchstückweise bekannt; doch waren sie keine „geheimen Gesellschaften" und konnten es der Natur der Dinge nach nicht sein. Sie bauten ihre Existenz auf eins der Grundrechte des englischen Volks: das Recht der Association, und überdies setzte ihre Wirksamkeit die Thatsache ihres Bestehens und ihrer speciellen Zwecke sehr bald außer allen Zweifel. Auch wurden sie schon im Jahre 1825 durch eine Parlamentsacte als gesetzlich anerkannt und zwar nicht nur in Hinsicht auf ihre innere Thätigkeit, als Hülfsgesellschaften der Arbeiter untereinander (friendly societies), sondern in Betreff ihrer äußern Haltung, als Wahrer der Interessen ihrer Mitglieder gegen die Meister und Kapitalisten. Selbst die Gesetzlichkeit ihrer ultima ratio, der schon damals mehrfach in Anwendung gekommenen Strikes, gab jene Acte zu, vorausgesetzt, daß ein öffentlicher Friedensbruch (breach of the peace) verhütet und keine gewaltsame Hemmung des geschäftlichen Verkehrs (restraint of trade) versucht werde. Unter dem Schutze dieses Gesetzes breiteten die als Trades Unions bekannten Arbeiterassociationen sich während der folgenden Decennien weiter und weiter über sämmtliche Fabrikdistricte Englands aus und wurden zu einer durch Zahl, Organisation und Geldbesitz mächtigen Körperschaft, die den Arbeitgebern achtunggebietend gegenüberstand und ihren Einfluß auf die mannichfachste Weise fühlbar machte. Ihre unabhängige Haltung in den socialen Fragen theilte sich auch ihren politischen Ansichten mit. Die Trades Unions waren die Pflanzschule des Chartismus; die Politik der Strikes und die Politik der Charte gingen aus denselben Gesellschafts- und Ideenkreisen hervor. Es war natürlich, daß gegen die Ausbreitung einer solchen Organisation, eines solchen Staates im Staate manche Einwände sich erheben ließen, daß sie nach den Standpunkten der verschiedenen Parteien verschieden beurtheilt wurde. Conservative Politiker und Nationalökonomen sahen darin eine den öffentlichen Frieden, das Gleichgewicht der socialen Interessen bedrohende Macht; die liberalen Vorkämpfer der Reform führten sie an als einen unwiderleglichen Beweis für die Bildung und politische Befähigung der arbeitenden Klassen. Welcher Ansicht man sich jedoch auch zuwenden mochte, über den weitverbreiteten Einfluß und die Lebensfähigkeit der Arbeiterassociationen konnte kein Zweifel obwalten. Sie überlebten alle wiederholten Niederlagen der chartistischen Aufstände, alle Gegencombinationen der Meister und Kapitalisten, alle Theuerungen und Handelskrisen der verflossenen 40 Jahre, und nachdem sie an den Kämpfen um die Parlamentsreform einen ehrenhaften Antheil genommen und mit dem Haushalterstimmrecht die so lange verweigerten politischen Rechte errungen haben, werden sie ohne Frage auch den Unwillen überleben, welchen die jüngsten Ent-

Digitized by Google

hüllungen über gewisse Misbräuche ihrer Verwaltung hervorgerufen. Das wirksamste Correctiv für diese Misbräuche wie für alle andern ist in England die öffentliche Meinung. Wie die Dinge liegen, kann niemand bezweifeln, daß das Urtheil dieses höchsten Tribunals, wie es die Angriffe der Trades Unions auf die Interessen der übrigen Volksklassen bereits zurückgewiesen und bestraft hat, so auch ihre unleugbaren Mängel reformiren wird. Ein Blick auf ihre Organisation und der Hinweis auf die angedeuteten jüngsten Vorgänge wird die vorstehenden allgemeinen Bemerkungen am besten erläutern und ergänzen.

Die englischen Trades Unions sind von zweierlei Art: 1) solche, welche ausschließlich die Vertretung der Interessen der Arbeiter gegenüber den Arbeitgebern zum Zwecke haben; 2) solche, welche diesen Zweck mit dem gegenseitiger Hülfsgesellschaften (friendly societies) verbinden. Die Gesammtzahl der gegenwärtig bestehenden „Unionen" aller Handwerke beläuft sich auf 2000 und durchschnittlich 10 Proc. sämmtlicher englischer Handwerker gehören denselben an. In gewissen Districten, besonders in den großen Städten, ist indeß dies Verhältniß sehr verschieden und es gibt Orte, wo die den Unionen angehörenden Handwerker 80, ja 90 Proc. von der Gesammtzahl ausmachen. Jede Union hat eine centrale Executivbehörde, bestehend aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und einem Secretär; und eine Anzahl Branchen oder Logen in allen Theilen des Landes, deren Vertreter mit der Centralbehörde in fortwährender Verbindung stehen. Die laufenden Kosten werden getragen durch Eintrittsgelder und öffentliche Beiträge; diese bilden jedoch keineswegs die einzige Hülfsquelle des Unionsschatzes. Beträchtliche Summen laufen ein durch die Anwendung eines Systems von Strafgeldern (fines), welche die Union nicht blos ihren Mitgliedern, sondern auch den Arbeitgebern auferlegt, welche ihren Gesetzen zuwiderhandeln. Was diese Gesetze betrifft, so sind sie der Hauptsache nach in allen Unionen dieselben, obschon es nicht an Ausnahmen fehlt, sodaß, während manche Unionen durch schlechte Verwaltung, oder die gehässige, gewaltsame Handhabung ihrer Gesetze, einen übeln Ruf erworben haben, andere durch musterhafte Verwaltung und billige Handhabung ihrer Gesetze vortheilhaft bekannt sind. Sofern die Unionen die Zwecke gegenseitiger Hülfsgesellschaften verfolgen, kann man ihnen nur einen wichtigen Vorwurf machen, den nämlich, daß sie in vielen Fällen mehr versprechen, als sie zu leisten vermögen, mithin auf einer unsichern finanziellen Grundlage ruhen. Ein Beispiel aus den Statuten der respectabeln Union der „Vereinigten Zimmerleute und Tischler" wird genügen, dies darzuthun. Diese Union verheißt ihren Mitgliedern die folgenden Vortheile: 1) Ein Ersatzgeld für den Verlust von Werkzeugen, so hoch derselbe sich immer belaufen mag, oder, falls das Mitglied nicht länger als 6 Monate in der Union ist, ein Ersatzgeld bis zu 5 Pfd. St.; 2) eine Unterstützung an Mitglieder außer Arbeit, von 10 Sh. wöchentlich für die ersten 12 und 6 Sh. wöchentlich für die zweiten 12 Wochen; 3) eine Unterstützung von 15 Sh. wöchentlich an Mitglieder, die aus Gründen, welche die Union billigt, eine bestimmte Beschäftigung aufgeben; 4) eine Unterstützung an kranke Mitglieder, von 12 Sh. wöchentlich für 26 Wochen, oder von 6 Sh. wöchentlich für die Dauer der Krankheit; 5) Unterstützungssummen bis zu 100 Pfd. St. bei Unglücksfällen, welche Mitglieder arbeitsunfähig machen; 6) eine Hülfssumme von 6 Pfd. St. zur Auswanderung; 7) eine lebenslängliche Pension von 8 Sh. wöchentlich nach einer Mitgliedschaft von fünfundzwanzigjähriger Dauer; 8) Erstattung von Begräbnißkosten bis zu 12 Pfd. St., oder, falls das Mitglied nicht länger als 6 Monate in der Union ist, bis zu 3 Pfd. 10 Sh. Als Aequivalent für alle diese in Aussicht stehenden Vortheile haben die Mitglieder zu zahlen: 1) Mitglieder unter 25 Jahren ein Eintrittsgeld von 7 Sh. 6 P., Mitglieder zwischen 25 und 40 Jahren (nach welchem Lebensalter keine Aufnahme stattfindet) eine graduirte Summe zwischen

Digitized by Google

7 Sh. 6 P. und 25 Sh.; 2) einen wöchentlichen Beitrag von 1 Sh. Es bedarf keiner großen Kunst der Wahrscheinlichkeitsrechnung, um das crasse Misverhältniß dieser Zahlungen zu den versprochenen Vortheilen zu beweisen, und es herrscht unter Sachverständigen kaum eine Meinungsverschiedenheit darüber, daß früher oder später der Bankrott aller Unionen, welche in der erwähnten Weise den Grundsätzen einer gesunden Finanzwirthschaft Trotz bieten, unvermeidlich ist. Die augenblickliche scheinbare Hebung ihrer finanziellen Lage durch die Zunahme ihrer Mitglieder kann dies Resultat nur beschleunigen, da sie das Misverhältniß zwischen den wirklichen Einnahmen und den verheißenen Leistungen steigert. Die Regierung hat es daher für ihre Pflicht gehalten, zum Besten der Unionen ihr Recht der Controle geltend zu machen, und eine Parlamentsacte durchgesetzt, der zufolge nur Mitglieder derjenigen Unionen wegen Treubruch und Gesetzwidrigkeit innerhalb ihrer finanziellen Verhältnisse vor den Gerichtshöfen Klage führen können, deren Statuten die Genehmigung eines besonders dazu ernannten officiellen Registrators erlangt haben. Diese Maßregel hat in vielen Fällen eine Revision der Statuten veranlaßt und demgemäß segensreich gewirkt. Nichtsdestoweniger bleibt noch viel zu thun übrig, um die an sich löblichen Zwecke der Hülfsgesellschaften in Einklang zu bringen mit den Mitteln, durch welche ihre Realisirung bisher versucht wurde.

Unendlich verwickelt und erschwert wird aber diese Aufgabe in allen denjenigen Unionen, welche die Zwecke gegenseitiger Hülfsgesellschaften mit denen der Wahrung der Interessen der Arbeiter gegen die Kapitalisten und Meister vereinigen. Die Politik dieser zweiten Klasse von Unionen geht von der doppelten Voraussetzung aus, daß die Interessen der Arbeitgeber und der Arbeiter einander zuwiderlaufen, oder doch daß diese in fortwährender Gefahr stehen, von jenen übervortheilt zu werden; und daß der Arbeiter das Recht hat seine Arbeit zu einem Preise zu verkaufen, den er selbst als angemessen erkennt. Die allgemeine Richtigkeit der letztern Annahme ist unbestreitbar. Die Voraussetzung eines selbstverständlichen Antagonismus zwischen den Interessen der Arbeiter und der Arbeitgeber, obschon unschwer auf ihre Gründe zurückzuführen, beruht dagegen in hohem Maße auf einer Miskenntniß der ökonomischen Gesetze von Production und Consumtion, Preisen und Nachfrage, die um so bedauerlichere Folgen hat, je tiefer sie wurzelt und je schwerer sie zu beseitigen ist. Insofern das Streben der Unionen eine Erhöhung der Arbeitslöhne bezweckte, sind sie erfolgreich gewesen; aber sie haben ihre Erfolge erkauft durch die Herstellung eines socialen Despotismus, welcher an die dunkelsten Charakterzüge des mittelalterlichen Gildenthums erinnert und gegen die neuere Handelsgesetzgebung Englands, welche auf den Grundsätzen des Freihandels beruht, den schroffsten Contrast bildet. Wie in den Statuten und der Verwaltung der Friendly Societies, so finden auch in denen der Trades Unions im einzelnen Grade und Unterschiede statt; alle ohne Ausnahme bestehen jedoch auf der Beobachtung der folgenden Hauptregeln: 1) Der Feststellung eines Minimums von Arbeitslohn; 2) der Beschränkung der Arbeit auf eine gewisse Stundenzahl; 3) des Verbots der Annahme von Extraarbeit; 4) des Verbots der Anwendung von Maschinerie in gewissen Branchen; 5) des Verbots der Beschäftigung eines Arbeiters in irgendeiner Branche, die nicht im strengsten Sinne des Worts seine Specialität ist, und der Einführung von Arbeitskraft und bearbeiteten Materialien aus einem andern District; 6) des Verbots zu großen Eifers bei der Arbeit, z. B. zu schnellen Gehens von der Wohnung des Arbeiters nach dem Local der Arbeit, da die Distanz zwischen beiden als Arbeitszeit berechnet wird, zu schnellen Zutragens von Ziegelsteinen bei Bauten, kurz, „zu schneller Arbeit" überhaupt; 7) der Beschränkung der Zahl der von Meistern gehaltenen Lehrlinge (um das Minimum des Arbeitslohns gegen diesen möglicherweise störenden Einfluß zu sichern);

Digitized by Google

8) der Ausschließung aller nicht den Unionen angehörenden Arbeiter von der Theilnahme an Arbeiten, welche durch Mitglieder der Unionen ausgeführt werden.

Jedes Mitglied hat bei seinem Eintritt in die Union unbedingten Gehorsam gegen diese Verordnungen zu geloben und der finsterste religiöse Orden könnte nicht eifersüchtiger über der Beobachtung seiner Regeln wachen, nicht unerbittlicher auf der pünktlichen Erfüllung seiner Gelübde bestehen als die Trades Unions auf jenen Statuten. Auf gleiche Weise die Interessen der Arbeitgeber wie die der Arbeiter berührend, zwängen sie beide in die Fesseln eines eigenmächtigen Schutzsystems und legen nicht blos der Freiheit der Arbeit, sondern der Freiheit der Person die drückendsten Strafen auf. Es leuchtet ein, daß ein solches System von Regeln zu seiner Ergänzung eines Straf- und Disciplinarsystems bedarf, und die Gründer der Unionen haben dies zweite erhaltende Element ihrer Existenz nicht außer Acht gelassen. Wenn die Statuten das gegenseitige Verhältniß der Arbeiter und der Arbeitgeber bis ins kleinste regeln, so gibt ihr mit eiserner Consequenz ausgebildetes Straf- und Disciplinarsystem der Verwaltung der Unionen eine fast unwiderstehliche Macht gegen widerspenstige Mitglieder und Arbeitgeber in die Hand. Jedes Ueberschreiten der Unionsregeln wird gegen beide aufs strengste geahndet. Das erste Strafmittel ist die Auflegung einer Geldbuße. Wird diese nicht entrichtet, so erfolgt entweder die Ausstoßung des ungehorsamen Mitgliedes aus der Union und der gleichzeitige Verlust aller in Aussicht gestellten Vortheile, auf welche seine vergangenen Leistungen ihm Anspruch erworben; oder man schreitet zu dem durch die jüngsten Enthüllungen notorisch gewordenen Proceß des rattening, d. h. der geheimen Wegnahme oder Zerstörung der Arbeitswerkzeuge. Bleibt auch dies Mittel ohne Erfolg, so wird dem Widerspenstigen mit der Anwendung persönlicher Gewalt gedroht, und falls er diese Drohung unberücksichtigt läßt, wird der Rachespruch des Unionstribunals mit der Unerbittlichkeit der heiligen Feme vollzogen. Die jüngsten Enthüllungen über diesen Punkt haben das englische Volk mit Schrecken erfüllt und zeigen die Excesse des Systems, welches wir den socialen Despotismus der Unionen nannten, in dem grellsten Lichte. Excesse dieser Art hatten sich während der letzten zehn Jahre besonders in Sheffield und Manchester häufig wiederholt; aber die Furcht vor der Rache der Unionen war so groß, daß es den Gerichten nie gelungen war, ihren Verdacht durch Zeugenaussagen zu begründen und die begangenen Missethaten auf ihre Urheber zurückzuführen. Auch war man so fest von der Nutzlosigkeit des Versuchs überzeugt, jenen Verbrechen durch die gewöhnlichen Mittel auf den Grund zu kommen, daß die Regierung, als sie zu Anfang des Jahres 1867 eine königliche Commission zur Untersuchung der Zustände der Unionen ernannte, derselben durch das Parlament die Vollmacht ertheilen ließ, nicht allein den zu vernehmenden Zeugen ihren besondern Schutz zuzusichern, sondern von vornherein kundzuthun, daß ausschließlich eine Begründung der Thatsachen bezweckt, den Schuldigen dagegen vollkommene Straflosigkeit gewährleistet werde. Diese Ankündigung hatte den gewünschten Erfolg, und mit Schaudern sah man den Schleier von Geheimnissen gelüftet, die in den Annalen inquisitorischer Tyrannei ihresgleichen suchen. Die hervorragendsten Fälle waren die folgenden. James Linley, ein Sägenschleifer (sawgrinder) in Sheffield, zog im Jahre 1857 den Zorn der Union der Sägenschleifer auf sich, indem er eine Anzahl von Lehrlingen hielt. Die Union legte ihm dafür ein Strafgeld auf, befahl, als er dasselbe nicht entrichtete, die Zerstörung seiner Werkzeuge und drohte ihm, als auch diese Maßregel ohne Erfolg blieb, mit der Anwendung persönlicher Gewalt. Linley beachtete die Drohung nicht, fand aber bald, daß sie keine leere Form war. Zwei durch Geld gedungene Mitglieder der Sägenschleifer union folgten ihm seitdem wie die Diener der heiligen Feme auf Schritt und Tritt, die Gelegenheit der Rache erspähend. Nach

Digitized by Google

einer Weile gelang es ihnen, ihrem Opfer durch den Schuß einer Luftflinte einen Arm zu zerschmettern. Linley wurde dadurch eine Zeit lang arbeitsunfähig gemacht, aber die Rache der Union war noch nicht befriedigt. Da er weder seine Lehrlinge entließ noch das geforderte Strafgeld erlegte, wurde ein mit einer brennenden Lunte versehenes Gefäß mit Schießpulver in sein Haus geworfen, und da dies keinen Schaden anrichtete, Linley selbst von den gedungenen Mördern durch einen neuen stillen Schuß der Luftflinte getroffen, der seinem Leben ein Ende machte. Drei Jahre später (1860) weigerten sich die Arbeiter Christopher Rotherham's, ebenfalls eines Sägenschleifers in Sheffield, der an sie gestellten Forderung gemäß der Union beizutreten. Die Union legte Rotherham dafür eine Geldbuße auf; als er diese nicht zahlte, folgten Drohbriefe, den Drohbriefen endlich die Zerstörung eines großen Theils seiner Maschinerie, die Sprengung eines seiner Häuser durch Schießpulver. Da er trotzdem standhaft blieb, wandte die Rache der Union sich gegen die ihm treu gebliebenen Arbeiter. Einem derselben, George Wastindge, wurde nach mehrern mislungenen Versuchen, ihn arbeitsunfähig zu machen, während der Nacht ein Gefäß mit Schießpulver ins Haus geworfen, dessen Explosion seine Frau lebensgefährlich verwundete und eine Miethwohnerin, Mrs. O'Rourke, tödtete. Allein auch dies Resultat söhnte nicht die beleidigte Majestät der Union der Sägenschleifer. Noch drei Jahre nach der Ermordung Mrs. O'Rourke's (1865) machte sie einen Versuch, ein Haus Mr. Rotherham's in die Luft zu sprengen, in welchem seine Mutter und vier Kinder schliefen. Dies, wie er selbst vor der Commission bekannte, „besiegte ihn"; er zwang seine Arbeiter, der Union beizutreten, und hatte seitdem Frieden.

Wir wiederholen, daß die hier mitgetheilten Fälle, sofern sie zu Mord und Mordbrennerei fortschreiten, extremer Natur sind; aber dieser Umstand kann ihrem Einfluß auf das Urtheil über den Geist der Unionen nichts von seinem Gewichte rauben. Sie enthüllen die letzte Consequenz eines Systems, das mit Drohungen, Erpressungen und Gewaltthaten gegen Person und Eigenthum anfängt und die niedern und mittlern Grade seines Terrorismus in den weitesten Kreisen geltend macht. Gegen diese Excesse müssen Gesetz und öffentliche Meinung um so strenger auftreten, je umfassender die der Ausbildung der Arbeiterassociationen gewährte Freiheit, je größer die Bereitwilligkeit ist, ihre berechtigte Selbsthülfe anzuerkennen. In der That haben nicht blos die außenstehenden Klassen des Volks ihr Urtheil in diesem Sinne abgegeben, sondern innerhalb der Unionen selbst hat ein verschiedener Meinungsausdruck gegen die Enthüllungen von Sheffield und Manchester stattgefunden. Doch dieser Meinungsausdruck allein ist zur Besserung so tiefgewurzelter Uebelstände unzureichend. Eine wie verderbliche Gewalt die Lehren rücksichtslosester Selbstsucht und die dadurch beförderte Verkehrung des moralischen Sinnes gewonnen haben, beweist die Thatsache, daß die Union der Sägenschleifer von Sheffield, im Angesicht der erwähnten Enthüllungen, sich nicht entblödete, dem verantwortlichen Urheber jener Mordthaten, James Broadhead, ein Vertrauensvotum darzubringen, sein Verfahren zu rechtfertigen und ihn in seinem Amte als Secretär der Union zu bestätigen. Auf die Frage, wie es komme, daß die nicht den Unionen angehörenden Arbeiter mit ihrer überwältigenden Mehrzahl von 90 gegen 10 Proc. dem Einfluß der Unionsarbeiter kein neutralisirendes Gegengewicht halten, erwidert die alte Erfahrung, daß Einheit und Organisation einer Minderzahl das blos numerische Uebergewicht einer ungeordneten großen Masse ausgleichen; jedenfalls haben die Arbeiterunionen sich bisjetzt als der stärkere, maßgebende Theil der arbeitenden Bevölkerung erwiesen. Es fällt mithin dem Staate die Aufgabe zu, der öffentlichen Meinung durch eine entsprechende Gesetzgebung Nachdruck zu verleihen und die Excesse des Unionswesens soweit als möglich zu beschränken. Die Furcht vor der Rache der Unionen hat bisher die bestehenden Gesetze gegen Einschüchterung und Erpressung zu nicht viel mehr als einem todten Buchstaben reducirt,

Digitized by Google

und nichts weniger als die augenblickliche Suspension jener Gesetze war nothwendig, um die Zeugenaussagen zu erlangen, welche das jene Verbrechen enthüllende Dunkel gelichtet haben. Zur Beseitigung so ernster Uebelstände hat man verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht: die Verschärfung der auf Erpressung und Einschüchterung stehenden Strafen; die Ernennung von Staatsanwälten (public prosecutors), eine bisjetzt in England unbekannte Behörde; die Herstellung von Versöhnungsgerichten (courts of conciliation), zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Nach welcher Seite man jedoch auch die Lösung des Problems versucht, eine entscheidende Betheiligung der gesetzgebenden und verwaltenden Mächte des Staats scheint unerlaßlich und man täuscht sich wol kaum, wenn man in der Wirksamkeit der Untersuchungscommission von 1867 den ersten Schritt nach dieser Richtung erkennt.

Zur Vervollständigung des vorstehenden Ueberblicks über die gegenwärtigen Zustände der englischen Arbeiterassociationen müssen wir ein Wort über die „Strikes" hinzufügen, jene merkwürdigen Kriege des modernen Industrielebens, in welchen der Antagonismus zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zu seinem großartigsten Ausdruck kommt. Die Strikes gehen meist von den Unionen aus und können in der Verletzung irgendeiner der Unionsregeln durch die Arbeitgeber ihren Ursprung haben. Ihre Hauptursache liegt jedoch in den periodischen Schwankungen der Arbeitslöhne und ihr Hauptzweck ist die Entscheidung des Problems: inwiefern die wechselnden Verhältnisse von Production und Consumtion ein Schwanken der Arbeitslöhne rechtfertigen, eine Erhöhung oder Herabsetzung derselben bedingen. Seitens der Arbeiter liegt die Ueberzeugung zu Grunde, daß sie von den Arbeitgebern übervortheilt werden, und der Strike, d. h. die Einstellung der Arbeit in irgendeinem Zweige der Industrie, ist ein organisirter Versuch der Arbeiter, die Arbeitgeber zur Gewährung von Zugeständnissen zu zwingen, unter denen die Reduction der Arbeitszeit und die Erhöhung des Arbeitslohns die Hauptrolle spielen. Glaubt eine Union in diesen Punkten gegründete Beschwerden zu haben, so wird die Sache zwischen der Centralbehörde und sämmtlichen Logen discutirt und durch Stimmenmehrheit entschieden, ob ein Strike stattfinden soll oder nicht. Im Falle der Bejahung wird der Beschluß nebst den Bedingungen, von deren Gewährung Krieg oder Frieden abhängt, den Arbeitgebern mitgetheilt, und falls diese die verlangten Concessionen verweigern, erfolgt an dem vorher festgesetzten Termin die Einstellung der Arbeit. Da die Wirkung des Strikes wesentlich von seiner massenhaften Gemeinsamkeit abhängt, sind alle Mitglieder der Union zur Theilnahme verpflichtet, während die Union ihrerseits die Arbeitlosen durch wöchentliche Geldzahlungen aus ihrem Schatze unterstützt. Gegen widerspenstige Mitglieder stehen der Union auch in diesem Falle die obenerwähnten Straf- und Abschreckungsmittel zu Gebote. Der Streit zwischen Arbeitern und Arbeitgebern scheint so auf die Frage reducirt, welche von beiden Parteien den erzwungenen Zustand der Verdienstlosigkeit am längsten auszuhalten vermag, und nach großen gegenseitigen Verlusten wird ein Friedensschluß häufig auf Grund der Erkenntniß des offenbaren Nachtheils der einen oder der andern Partei in diesem Punkte erzielt. Auch die Presse nimmt Antheil an dem Kampfe; Arbeitgeber und Arbeiter legen ihre Beschwerden durch öffentliche Erklärungen dar. Die Arbeiter halten Meetings; Deputationen werden geschickt, Conferenzen veranstaltet und in den meisten Fällen macht ein Compromiß zu Gunsten der Arbeiter, seltener ein Nachgeben dieser letztern dem Strike ein Ende. Solange die Strikes sich innerhalb dieser Grenzen friedlicher Debatte und Vereinbarung halten, laufen sie, wie bereits bemerkt, den Gesetzen nicht zuwider und nehmen, ohne weitere Einmischung Außenstehender, den angegebenen Verlauf. Im allgemeinen haben sie, wie die Wirksamkeit der Trades Unions überhaupt, eine Erhöhung der Arbeitslöhne zur Folge gehabt und daß sie als Gegengewicht gegen die Uebermacht des Kapitals bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Punkte eine vollkommen berechtigte, heilsame Wirkung ausüben, ja die vernunftgemäße Lösung eines großen ökonomischen Problems anbahnen, ist nicht zu bestreiten. Ebenso unbestreitbar ist jedoch, daß sie wesentlich Palliativmittel sind und ihre wünschenswerthen Resultate durch die ernstesten Nachtheile erkaufen. Die momentane Stockung des geschäftlichen Verkehrs, die pecuniären Verluste, die Leiden und Entbehrungen, welche die Strikes den Arbeitern auferlegen, sind, groß wie sie sein mögen, unter jenen Nachtheilen vielleicht die geringsten. Folgen von viel tieferer Bedeutung liegen im Hintergrunde. Denn jede Erhöhung des Arbeitslohns bedingt nothwendig eine entsprechende Vertheuerung der Production, und bei dem gewaltigen Aufschwunge der Industrie in allen europäischen Staaten, wo das Leben wohlfeiler und der Arbeitslohn geringer ist als in England, droht dem englischen Volke die Gefahr, in dem Wettlauf der Concurrenz überholt, durch die zunehmende Vortrefflichkeit und gleichzeitige Billigkeit der Producte seiner Nebenbuhler auf dem Weltmarkt verdrängt zu werden. Diese Gefahr wird vermehrt durch die Tendenz der Unionen, die Grade der Qualität der Arbeit zu nivelliren, den schlechten, den mittelmäßigen und den tüchtigen Arbeiter hinsichtlich des Arbeitslohns auf Eine Stufe zu stellen, mithin das Streben nach fortschreitender Güte der Leistungen zu entmuthigen. Man hat diese Gefahr auch bereits in England erkannt und der Vergleich der einheimischen und der fremden Industrie auf den großen internationalen Ausstellungen der letzten Jahre hat den bedenklichen Eindruck befestigt. Die Krise ist von ernster Art. Sollte es gelingen, die in Vorschlag gebrachten „Versöhnungsgerichte" (courts of conciliation) auf einer sichern Basis der Autorität herzustellen, so könnte man von der Thätigkeit derselben viel für die Begründung eines bessern Zustandes der Dinge hoffen. Eine noch gründlichere Besserung verheißt der Plan cooperativer Genossenschaften, demzufolge der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit durch gemeinsame Geschäftsführung und Theilung der Profite zwischen Arbeitgebern und Arbeitern auszugleichen wäre. Aber der Bruch des Schutzsystems der Unionen wird keine leichte Aufgabe sein; er wird das langsame Wachsen der Erkenntniß, das Zusammenwirken der verschiedensten socialen Einflüsse erfordern und kann schwerlich erwartet werden, ehe eine neue Generation die gegenwärtige verdrängt hat.

Von der Collision, in welche die Strikes gelegentlich mit den Gesetzen des Landes gerathen, hat noch ganz kürzlich der große Strike der londoner Schneider ein bemerkenswerthes Beispiel geliefert. Da der Erfolg der Strikes durch die vollständige Einstellung der Arbeit in dem betreffenden Industriezweige bedingt ist, genügt es nicht, daß sämmtliche Mitglieder der Unionen Eines Sinnes sind, sondern es muß auch die Zufuhr fremder Arbeit abgeschnitten werden. Zu diesem Zwecke richtet die im Strike begriffene Union das sogenannte Piketsystem ein, d. h. sie umgibt die Wohnungen der Arbeitgeber mit Wachtposten ihrer Leute, welche die Aufgabe haben, nicht im Strike begriffene Arbeiter durch Drohungen oder nöthigenfalls durch Anwendung von Gewalt an dem Verkehr mit den Arbeitgebern zu hindern. Maßregeln dieser Art fallen unter das Verbot der „Hemmung des Geschäfts" (restraint of trade), und die Anklage eines solchen Pikets führte die Katastrophe des erwähnten Strikes der londoner Schneider herbei. Das in Anklagezustand versetzte Piket wurde auf das Versprechen, seinem gesetzwidrigen Verfahren fernerhin zu entsagen, ohne Strafe entlassen; aber der eine Fall war maßgebend für alle andern, und der Strike der Schneider brach damit in sich selbst zusammen. Was diesen Ausgang merkwürdig machte, war einerseits die Milde der Handhabung, und andererseits das entscheidende Gewicht der Autorität des Gesetzes. Wol in keinem andern Lande auf dieser Seite des Oceans wäre eine so friedliche Schlichtung des Conflicts möglich gewesen. Sie berechtigt zu der Hoffnung, daß jenes fruchtbare Zusammenwirken der Selbstregierung und der Selbsthülfe mit der conservativen Achtung vor dem Gesetze, dem

Digitized by Google

England einen so wesentlichen Theil seiner Macht und Stabilität verdankt, auch in der Zukunft seinen versöhnenden Einfluß bewahren und zu der friedlichen Ausgleichung der kämpfenden Gewalten beitragen wird, welche, mehr oder weniger unvermittelt, auf dem politischen wie auf dem socialen Gebiete das englische Nationalleben in seinen Grundfesten erschüttern.

2) Irland und die Fenier.

Neben der Parlamentsreform und der ökonomischen Reform hat seit vielen Jahren die irische Frage eine Hauptrolle gespielt und das drohende Auftreten der fenischen Verschwörung verlieh der Lösung dieser Frage für den Augenblick eine noch größere Dringlichkeit und Bedeutung. Den Ursprung der fenischen Verschwörung aus den unbefriedigenden Zuständen Irlands im allgemeinen, ihren Unterschied von frühern irischen Verschwörungen durch die Combination cis- und transatlantischer Verhältnisse, ihren Fortgang bis zu Ende des Jahres 1865 habe ich in einem frühern Artikel dieser Zeitschrift dargestellt.*) Was damals über die Zwecke, die weite Verbreitung, die gefährliche Macht der Fenier bemerkt wurde, ist durch die nachfolgenden Ereignisse mehr als bestätigt worden. Wahr ist es, daß die Fenier bisjetzt keinen einzigen der Rede werthen positiven Erfolg errungen haben, daß alle Versuche, ihre Plane auf dem Wege physischer Gewalt zu realisiren, kläglich gescheitert sind; aber den negativen Erfolg, England zu belästigen, das englische Volk in Unruhe und Aufregung, um nicht zu sagen in Furcht und Schrecken zu versetzen, und den alten rebellischen Sinn Irlands gegen die englische Herrschaft auf die Spitze zu treiben, haben sie in einem Grade und Umfang erreicht, den vor zwei Jahren wol nur wenige für möglich hielten. In Canada über den Haufen geworfen, in Irland unterdrückt, haben die Verschworenen England und Schottland zum Schauplatze ihrer Operationen gemacht und besonders während der zweiten Hälfte des Jahres 1867 das ganze Inselreich von Norden nach Süden in Alarm gehalten und durch revolutionäre Explosion erschüttert. Wenn alle diese Ereignisse die Aussicht auf den endlichen Erfolg des Unternehmens, die Losreißung Irlands von England, als ebenso hoffnungslos erscheinen lassen, wie sie es von Anfang an war, so haben sie doch die Lebensfähigkeit der Verschwörung bewiesen, den Ernst der Situation geschärft und die Nothwendigkeit, dem Jahrhunderte alten Zwitterzustande Irlands durch eine radicale Reformpolitik ein Ende zu machen, außer allen Zweifel gesetzt. Die Zustände Irlands mögen den jüngsthin durch continentale Kritiker häufig gebrauchten Vergleich mit Polen unter russischer, mit Venetien unter österreichischer Herrschaft nur theilweise rechtfertigen. Aber es ist klar, daß sie nicht bleiben können wie sie sind, daß, wenn die Losreißung Irlands eine Unmöglichkeit ist, fortgesetzte Gewaltmaßregeln seinen Besitz für England in eine Plage verwandeln müssen, daß nur eine sympathetische Politik der Versöhnung eine Heilung der gegenwärtigen Wirren anzubahnen vermag. Der Abschluß der Parlamentsreform muß unter diesen Umständen in mehr als einer Hinsicht für ein Glück gelten. Denn die arbeitenden Klassen Englands hatten sich gewöhnt, ihre Sache mit der der Iren als identisch zu betrachten, und die endliche Befriedigung ihrer Ansprüche entfernt wenigstens ein störendes Element aus den Berechnungen der englisch-irischen Politik. Nachdem sowol Whigs als Tories alten Stils ihre Unfähigkeit zur Lösung des irischen Problems bewiesen, erweckt nun, im Moment der höchsten Gefahr, das Ereigniß der Parlamentsreform mit allen seinen tiefgreifenden Folgen die Hoffnung, daß eine Schule von Staatsmännern mit neuen Ideen und Zwecken, ein von frischer Energie beseeltes Parlament, die irische Frage mit dem Ernst, welchen die Situation fordert, in die Hand nehmen und einer befriedigenden Lösung entgegenführen werde. Es ist dies

*) Vgl. den Artikel „Irland und die Fenier" („Unsere Zeit", Neue Folge, II, 1., 161 fg.).

Digitized by Google

ein Zusammentreffen von Umständen, wie es bedeutungsvolle Wendepunkte in der Geschichte der Völker zu bezeichnen pflegt, ein Gesichtspunkt, den man im gegenwärtigen Augenblick am wenigsten außer Acht lassen sollte.

Ehe wir aber den gegenwärtigen Entwickelungsmoment der irischen Frage in seinen wichtigsten Beziehungen erörtern, ist es nöthig, einen Blick zu werfen auf den Fortgang der irischen Verschwörung während der zwei letzten Jahre, von der Katastrophe vom September 1865, welche den obenerwähnten Artikel schloß, bis zu der Pulververschwörung vom December 1867. Die Ereignisse dieses Zeitraums lehren die Mittel und Zwecke der Fenier in ihrem weitesten Umfange kennen, und klären den augenblicklichen Stand und die nächste Zukunft der englisch-irischen Wirren in allen ihren Hauptzügen auf. Nach dem ebenso entschiedenen als erfolgreichen Einschreiten der englischen Regierung im September 1865, nach der Unterdrückung des „Irish People", des Centralorgans der Fenier in Irland und der gleichzeitigen Entdeckung wichtiger, die Pläne der Verschwörung enthüllender Documente und der Gefangennahme und Verurtheilung mehrerer ihrer Hauptführer, hatte es den Anschein, als sei das Unternehmen, sofern eine Revolutionirung Irlands von innen heraus bezweckt war, im Keime erstickt worden, als seien höchstens noch von amerikanischer Seite her ernstere Verwickelungen zu erwarten. Die Flucht des fenischen Obercentrums und erwählten Präsidenten der irischen Republik, James Stephens, aus dem Staatsgefängniß in Dublin (November 1865) lieferte freilich einen unwillkommenen Beweis für die vielgegliederte Verbreitung des Fenianismus; aber andererseits gab Stephens' Ankunft in Amerika noch während desselben Jahres das Signal zu einer Spaltung in den Reihen der irisch-amerikanischen Brüderschaft, welche die Gefahr eines vereinten Vorgehens der Organisation zu beseitigen schien. Zwei gleichzeitige fenische Congresse in Neuyork überschütteten einander mit Anklagen und Verwünschungen, während die von beiden erwählten Präsidenten der irischen Republik, Stephens und Roberts, sich mit dem Eifer schismatischer Päpste gegenseitig als Usurpatoren und Verräther brandmarkten. Es sei hier sofort bemerkt, daß diese Streitigkeiten später dahin ausgeglichen wurden, daß Roberts besonders die Leitung der gegen Canada beabsichtigten Unternehmungen, Stephens die Invasion und Revolutionirung Irlands übernahm. Nichtsdestoweniger konnte eine solche Zersplitterung der Kräfte ihren lähmenden Einfluß nicht verfehlen, und überdies wurde die englische Regierung, theils durch ihre eigenen Agenten, theils durch Verräther in den Reihen der Brüderschaft fortwährend von allem, was im Werke war, in Kenntniß gehalten.

Die Wintermonate von 1865—66 gingen so ohne besondere Zwischenfälle vorüber. Erst zu Ende Februar 1866 wurde eine erneuerte Aufregung in Irland bemerkbar. Man kam wieder den Vorbereitungen zu einem Aufstande auf die Spur: gelegentliche Verhaftungen durch die Polizei entdeckten die Einfuhr von Kriegsmaterialien, das Vorhandensein von Waffendepots, das Einexerciren fenischer Rekruten und mehr noch als dies fiel die Ankunft verdächtiger Persönlichkeiten auf, die man guten Grund hatte für amerikanische Emissare der Brüderschaft zu halten, für deren Verhaftung und Anklage aber die nöthigen Beweise fehlten. Die Zahl dieser verdächtigen Ankömmlinge nahm während der ersten Märzwochen in sämmtlichen Städten Irlands in so bedenklicher Weise zu, ihre Haltung wurde so trotzig und die Symptome eines drohenden Aufstandes so unverkennbar, daß die Regierung außerordentliche Vorsichtsmaßregeln für unvermeidlich erachtete und bei dem eben versammelten Parlament die Suspension der Habeas-Corpus-Acte befürwortete. Dieser Schritt räumte die der Verhaftung der fenischen Emissare entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege und wurde von dem entschiedensten Erfolge gekrönt. In wenigen Tagen waren wie durch einen Zauberschlag die verdächtigen Fremdlinge verschwunden, die wenigen, welche zurückblieben, wurden ohne Mühe gefänglich

Digitized by Google

eingezogen, und die beginnende Rebellion, ihrer Führer beraubt, fiel widerstandslos in ihre Elemente auseinander. So hatte das energische Auftreten der Regierung die Plane der Fenier noch einmal ohne Blutvergießen vereitelt, und die Geschichte des Fenianismus in Irland war damit für das Jahr 1866 factisch beschlossen. Der Zustand des Landes war bei alledem beklagenswerth genug. Handel und Industrie lagen danieder, das unsichere Gefühl der Gegenwart, die Furcht vor der Zukunft lasteten schwer auf der gesammten Lebensthätigkeit des irischen Volks, und es war eine demüthigende Thatsache für England, daß seine Herrschaft nach Jahrhunderten ein solches Ziel herbeigeführt hatte. Doch über die Niederlage der Fenier als einer bewaffneten Organisation, über die Macht der Regierung, den öffentlichen Frieden durch bloße Verwaltungs- und Vorsichtsmaßregeln aufrecht zu erhalten, konnte kein Zweifel bestehen, und die Ereignisse, welche einige Monate später in Amerika stattfanden, mußten dazu beitragen, den Glauben an die Hoffnungslosigkeit der Verschwörung als eines Mittels zu der Herstellung der Unabhängigkeit Irlands zu befestigen.

In Europa in ihrer Actionsfähigkeit gelähmt, machte die Brüderschaft zunächst einen Versuch zur Durchführung ihres amerikanischen Programms. Nach allem, was man gehört hatte, lag die Hauptstärke der Verschwörung in Amerika. Dort hatten die Fenier, die Männer und Söhne des großen irischen Exodus, ihre militärische Uebungsschule durchgemacht; von dort aus war die Verschwörung in Irland organisirt und mit Geld und Waffen versehen worden, und nach einer mäßigen Veranschlagung, nach Abzug der Uebertreibungen, die theils als Parteimanöver, theils als unwillkürliche Aeußerungen des phantasievollen irisch-amerikanischen Volksgeistes unvermeidlich waren, mußte man annehmen, daß 50—100000 bewaffnete Männer zur Invasion Canadas, zur Ausrottung des letzten Restes der verhaßten britischen Herrschaft von dem amerikanischen Continent bereit seien. Die Gefahr schien um so drohender, je weiter verbreitet die Ansicht war, daß eine fenische Unternehmung gegen Canada auf die Sympathie, auf den thätigen Beistand der Amerikaner rechnen dürfe. Die alte Eifersucht zwischen den Vereinigten Staaten und England, der Wunsch der erstern, ihre Macht auch über Canada auszudehnen, die daraus erwachsende Möglichkeit eines englisch-amerikanischen Kriegs, alle diese Rücksichten hatten von vornherein in den Berechnungen der Fenier eine Hauptrolle gespielt, und die unfreundliche Haltung Englands während des amerikanischen Bürgerkriegs hatte, so schien es, die Wahrscheinlichkeit eines bewaffneten Zusammenstoßes zwischen beiden Völkern beinahe zur Gewißheit erhoben. Allein wenn man von dem Aufstandsversuche in Irland sagen konnte, daß er todt geboren wurde, so endeten die großartigen Wehen des irisch-amerikanischen Berges recht eigentlich mit der Geburt einer kleinen Maus. Nach vielem Hin- und Herreden wurde die fenische Invasion Canadas endlich im Mai 1866 beschlossen. Zu Anfang Juni begann die Sammlung der fenischen Streitkräfte an der Grenze, in der Nähe des Eriesees, und in der zweiten Juniwoche fiel die fenische Armee längs der Ufer des Eriesees in Canada ein. Statt jedoch in imposanten Massen aufzutreten, fand sich, daß die Gesammtzahl der fenischen Soldaten höchstens 4—5000 betrug, und statt der gehofften Sympathie der amerikanischen Regierung begegnete man einer geschickt vertheilten amerikanischen Postenkette unter General Meade, welche den Uebertritt der Fenier auf canadisches Gebiet hinderte oder erschwerte. Zugleich eilten canadische Freiwillige und englische Truppen von allen Seiten zur Abwehr der Invasion herbei. Es gelang den Feniern, im ersten Anlauf einige kleine Grenzorte zu besetzen, und an mehrern Punkten kam es zwischen ihnen und den Canadiern zum Gefechte. Die Gefechte fielen jedoch unglücklich aus, und nach einem Verlust von mehrern hundert Todten, Verwundeten und Gefangenen floh der Rest der fenischen Haufen in Unordnung über die Grenze zurück. Der Feldzug hatte im ganzen fünf Tage gedauert und war beendet, noch ehe die Kunde von seinem Anfange in Europa eintraf.

Digitized by Google

Von den gegenseitigen Beschuldigungen und Auseinandersetzungen in Bezug auf das Mislingen des Unternehmens ist es unnöthig zu reden. Die Thatsache des crassen Misverhältnisses der fenischen Kräfte in Amerika zu der Größe ihrer Plane und die noch wichtigere Thatsache, daß die amerikanische Regierung vorläufig nicht daran denke, die irische Unzufriedenheit zu einer Eroberung Canadas oder überhaupt zu einem feindseligen Auftreten gegen England zu benutzen, war über allen Zweifel festgestellt, und die Bedeutung dieses Resultats hat durch alles seitdem Geschehene in keiner Weise Abbruch erlitten. Das einzige Zeichen der Sympathie der amerikanischen Regierung für die Fenier, wenn man es so nennen darf, war ihre diplomatische Verwendung zu Gunsten der zum Tode verurtheilten fenischen Gefangenen in Canada, die auch, zum Theil auf Grund dieser mächtigen Fürsprache, begnadigt wurden. Im übrigen sind die Beziehungen zwischen England und Amerika nie von freundschaftlicherer Art gewesen als eben jetzt. Wenn man noch immer wegen der Entschädigung für die Verluste, welche das Kaperschiff Alabama während des Kriegs gegen die Südstaaten dem amerikanischen Handel zufügte, correspondirt, so weisen doch alle Symptome auf eine friedliche Ausgleichung dieses Zwistes hin, und in der That haben beide Länder Ursache, eine solche zu wünschen. Amerika besonders bedarf der Ruhe, nicht allein um sich von den gewaltigen Anstrengungen der letzten Jahre zu erholen, sondern um die Einheit seines Nationallebens wiederherzustellen, zu der die militärische Pacification der Südstaaten nur die erste Bedingung war. Finanzielle und politische Gründe müssen der Republik noch viele Jahre lang die Vermeidung eines neuen großen Kriegs und mehr als jedes andern eines Eroberungskriegs gegen eine europäische Macht, der überdies ihren Traditionen völlig zuwider ist, anrathen. Dieser nationalen Nothwendigkeit wird auch die populäre Abneigung gegen England, der wechselnde Einfluß des irischen Votums in den Vereinigten Staaten, sich unterordnen müssen. Was Canada selbst betrifft, so hat die vor kurzem vollzogene Conföderation der canadischen Provinzen die Unabhängigkeit dieser Colonie befestigt und den in früherer Zeit aufgetauchten Annexionsgelüsten vollends ein Ende gemacht. Es ist daher schwer zu sehen, welche Förderung ihres Unternehmens die Fenier von den Amerikanern erwarten.

Die Lähmung der Verschwörung in Irland seit dem März und das völlige Scheitern der Invasion Canadas im Juni 1866 mußten nothwendigerweise einen entmuthigenden Einfluß auf die Brüderschaft ausüben. In der That blieb während der zweiten Hälfte des Jahres alles ruhig; die drohenden Symptome verloren sich mehr, und mehr und im December 1866 war die englische Regierung, ihrer eigenen spätern Erklärung zufolge, überzeugt, daß die Verschwörung der Fenier vollständig unterdrückt sei. Daß sie noch beim Beginn der neuen Parlamentssession, am 4. Febr. 1867, derselben Ansicht war, ging aus einem Paragraphen der Thronrede hervor, welcher die nahe bevorstehende Herstellung der Habeas-Corpus-Acte ankündete. Man beglückwünschte sich auf allen Seiten zu diesem Resultat; aber die Befriedigung sollte nur von kurzer Dauer sein. Ob die Regierung in ihrer Wachsamkeit nachgelassen, ob es den Fenern gelungen war, ihre Plane besser als gewöhnlich zu verheimlichen, mag dahinstehen. Aus den Enthüllungen Godfrey Massey's, eines hervorragenden Mitgliedes und Verräthers der Brüderschaft, ergab sich später, daß zu derselben Zeit, als die Regierung die Verschwörung für unterdrückt hielt, im December 1866, ein Meeting der fenischen Centren unter dem Vorsitze von James Stephens in Neuyork stattfand, um über die Zukunft der fenischen Sache zu berathen. Stephens, so berichtete Massey, erklärte sich gegen die Eröffnung eines neuen Feldzugs, weil man nicht hinlänglich dazu gerüstet sei, erbot sich jedoch, nach England zu gehen und sich hängen zu lassen, damit man in Bezug auf seine Treue und seinen Muth keinen Zweifel hege. Sowol dies nutzlose Opfer als die wohlbegründeten

Digitized by Google

Einwände von Stephens wurden verworfen. Man beschloß den Wiederbeginn des Kampfes in Irland, und 50 der eifrigsten und fähigsten Mitglieder der Brüderschaft, darunter Massey selbst, Halpin, Burke, Mac Afferty, und die durch die fenische Episode in Manchester bekannt gewordenen Centren Kelly und Deasy, wurden als Commissare nach England geschickt, um die erschlaffte Energie der Verschwörung zu beleben und die Vorbereitungen zu einem neuen Aufstande zu treffen. Zu Mitte Januar 1867 waren diese sämmtlichen Commissare ohne Unfall in England angelangt, und da der Ausnahmezustand Irlands doppelte Vorsicht erheischte, wurde der Beschluß gefaßt, daß der Anstoß zu der Empörung diesmal nicht unmittelbar in Irland gegeben werden, sondern von England elbst ausgehen solle. Funfzehn von den 50 Commissaren, darunter 8 ehemalige amerikanische Offiziere, constituirten sich demnach als Centraldirectorium in London, während die übrigen sich in Birmingham, Liverpool, Manchester, Leeds und Glasgow vertheilten. Die Resultate, welche eine von Massey unternommene Inspectionsreise durch Irland ergab, waren freilich nicht sehr ermuthigender Art. Massey berichtete, daß von den beiden Hauptdistricten Dublin 14000 fenische Soldaten, aber nur 3000 Gewehre, Cork 20000 Soldaten, aber nur 15000 Waffen zu liefern im Stande sei. Dennoch erschien den londoner Commissaren die Lage der Dinge befriedigend genug, und wie sehr bald offenbar wurde, verloren sie keine Zeit zur Ausführung ihrer Plane.

Erst sechs Tage waren seit der Eröffnung des Parlaments verflossen, man wiegte sich noch in angenehmen Träumen über die Unterdrückung des Fenianismus und die Herstellung der Habeas-Corpus-Acte in Irland, als die Nachricht von einem fenischen Versuch auf die Citadelle von Chester ganz England in Aufregung versetzte. Die Nachricht kam so unerwartet und die Gefahr wurde so rasch beseitigt, daß man anfänglich ihre Begründung von mehr als einer Seite leugnete; aber bald nachher bestätigte Details sowie spätere Aussagen fenischer Verräther ließen keinen Zweifel über die Thatsächlichkeit des Ereignisses, dessen Bedeutung obendrein durch einen gleichzeitigen Aufstandsversuch in Irland in das klarste Licht gestellt wurde. In Chester berühren sich die Eisenbahnlinien, welche von Nord- und Südengland, von London und Birmingham, Liverpool und Manchester, die Nordküste von Wales entlang nach Holyhead führen, dem der irischen Küste am nächsten gelegenen englischen Hafenorte, von wo die Beförderung der englischen Post nach Irland durch eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Dublin stattfindet. Der die Post befördernde Schnellzug hält an keiner der zahlreichen Stationen zwischen Chester und Holyhead und findet bei seiner Ankunft an dem letztern Orte das Postdampfschiff zur Abfahrt nach Dublin in Bereitschaft. Auf diese allgemein bekannten Anordnungen gründete sich ein Haupttheil des neuen fenischen Feldzugsplans. Der andere und der Zeit nach erste Haupttheil war die Ueberrumpelung der Citadelle von Chester. Diese Citadelle hatte zu Anfang Februar 1867 eine Besatzung von nicht mehr als 54 Soldaten, Soldaten von einem irischen Regiment, die, so scheint es, der fenischen Sache zugethan waren. An Kriegsmaterial enthielt sie, abgesehen von den dort befindlichen Depots der Freiwilligen und der Localmiliz, 9000 Flinten, 4000 Säbel, 900000 Patronen. Gegen die Vertheidigung einer so kleinen Besatzung schien die Ueberrumpelung der Citadelle, auch für den Fall, daß die 54 Soldaten Widerstand leisten sollten, ein Leichtes. Zu gleicher Zeit sollten die Telegraphendrähte durchschnitten, die nach Norden und Süden führenden Schienenwege zerstört werden und der Postzug, beladen mit dem Raube der Citadelle, die fenischen Empörer nach Holyhead tragen, wo sie von dem Postdampfschiff Besitz nehmen und der irischen Küste zueilen wollten. Um eine etwaige Verfolgung zu hindern, war die Zerstörung der Schienen und Telegraphenlinien auch zwischen Chester und Holyhead angeordnet, sobald der fenische Zug die Bahn passirt hatte. Der Plan war kühn und geschickt angelegt und würde wahrscheinlich gelungen sein, hätte

Digitized by Google

nicht ein fenischer Offizier den Verräther gespielt. Die letzten Verabredungen wurden am 10. Febr. in einer Sitzung des fenischen Directoriums in Liverpool getroffen, die Ausführung sollte am 11. stattfinden, allein um Mitternacht desselben Tags war die Polizei in Liverpool im Besitz des Geheimnisses. Um 12½ Uhr am Morgen des 11. erhielt der Magistrat von Chester die verhängnißvolle Anzeige. Kein Augenblick wurde verloren, um Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Man telegraphirte um Truppenverstärkungen nach Manchester und London, beorderte die Polizei an die Eisenbahnstation, um über die von Liverpool kommenden Züge Wache zu halten, und reihte mit Tagesanbruch die Freiwilligen als Specialconstabler unter die Vertheidiger der öffentlichen Ruhe ein. Der erste Zug von Liverpool erreichte Chester um 2½ Uhr morgens, und mit ihm der erste Haufen verdächtiger Passagiere. Die nächsten Züge brachten neue Haufen von 50—60 Mann, die offenbar im Einverständniß waren und sich nach verschiedenen Richtungen durch die Stadt vertheilten. Am Nachmittag des 11. war die Zahl der Ankömmlinge durch Züge von Manchester, Halifax und Leeds auf 1500 angewachsen; ihre Haltung wurde drohender, sie formirten sich in Colonnen und bewegten sich nach der Gegend der Citadelle zu. Der kritische Moment rückte näher und näher. Allein auch die Zahl der Constabler hatte sich vermehrt und im gefährlichsten Augenblick langte eine Compagnie Soldaten von Manchester an. Die Ankunft dieser Truppen, der offenbare Verrath der Sache, endlich die wie ein Lauffeuer verbreitete Nachricht von dem bevorstehenden Eintreffen eines Garderegiments von London, entmuthigte die Fenier. Der Angriff auf die Citadelle unterblieb, und während der Nacht zerstreuten sich die Haufen, wie sie gekommen waren. Als das erwartete Garderegiment am Morgen des 12. in Chester anlangte, war alles vorüber. Umherverstreute Pulversäcke und Patronen blieben die einzigen Spuren des fenischen Ueberfalls.

Doch der Angriff auf Chester hatte nur Eine Seite des Feldzugsplans dargestellt. Man hatte kaum noch Zeit gehabt, sich von der ersten Ueberraschung zu erholen, als die Kunde von einer fenischen Schilderhebung in Kerry, im äußersten Westen von Irland, neue Befürchtungen erweckte. Beide Begebenheiten standen ohne Frage im engsten Zusammenhange. Die Absicht war gewesen, die Aufmerksamkeit der Behörden zu theilen, sie nach Westen zu lenken, indeß die Fenier von Holyhead an irgendeinem Punkte der Südküste landeten; und wahrscheinlich hatte die Nachricht von dem Mislingen in Chester die Fenier in Kerry nicht zeitig genug erreicht, um den Aufschub ihres Unternehmens zu bewirken. Uebrigens vereitelte auch hier die Verrätherei im eigenen Lager den Aufstand in seinem ersten Entstehen. Die Besetzung von Killarney in der Nacht vom 12. auf den 13. Febr. sollte das Signal geben; doch am Nachmittag des 12. war der Kapitän der Küstenwache in dem nahe gelegenen Cahirciveen von dem Vorhaben unterrichtet. Auf seine Veranlassung landete eine Compagnie Marinesoldaten von dem in Valentia Bay vor Anker liegenden Kriegsschiff Gladiator und verhaftete Kapitän Moriarty, den Führer des Aufstandes. Die Fenier waren schon in Bereitschaft gewesen und zogen, wohl bewaffnet, etwa 800 Mann stark, von der Küste gegen Killarney ab. Auf ihrem Wege zerschnitten sie die Telegraphenlinien, bemächtigten sich einer Station der Küstenwache, verwundeten einen vorüberreitenden Ordonnanzoffizier, wagten sich aber nicht weiter und verschwanden ohne Kampf ins Leere. Die in höchster Eile nach Kerry beförderten Truppen suchten vergeblich einen Feind. Die Verhaftung einiger Nachzügler war alles, was ihnen zu thun übrigblieb.

Was man indeß auch von der Bedeutung dieser Vorgänge denken mochte, Eins bewiesen sie klar, daß nämlich der Fenianismus keineswegs unterdrückt, daß an die verheißene Herstellung der Habeas-Corpus-Acte in Irland vorläufig nicht zu denken sei. Die bloße Thatsache, daß die Fenier, trotz der lange fortgesetzten Repressivpolitik der englischen

Digitized by Google

Regierung, bewaffnet hatten im Felde erscheinen können, kennzeichnete die Begebenheiten in Kerry als den Beginn einer neuen gefährlichen Phase der Verschwörung, während der Versuch gegen Chester die unwillkommene Gewißheit gab, daß sie den Irischen Kanal überschritten und in England selbst Grund und Boden gewonnen habe. Der von den Feniern erlittene Verlust an Mannschaft und Kriegsmaterial war gering; mit Ausnahme Kapitän Moriarty's war man keines ihrer Führer habhaft geworden. Verdoppelte Vorsicht wurde mithin eine gebieterische Nothwendigkeit. Man mußte nicht blos in Dublin und Cork, sondern auch in London und Liverpool auf der Hut sein, und kaum hatte man Zeit gehabt, dem Ursprung der jüngsten Umtriebe nachzuspüren, als schon eine zweite fenische Insurrection in Irland ausbrach.

Der Termin zu diesem Aufstandsversuch, dem umfassendsten, welchen die Fenier bisjetzt ausgeführt haben, war auf den 5. März festgesetzt, weil (wie der mehrfach erwähnte Godfrey Massey erklärte) die Meinung herrschte, daß an diesem Tage die Hinrichtung mehrerer Mitglieder der Brüderschaft in Canada stattfinden solle. Einige Tage vorher ging Massey als „Oberfeldherr der irischen Republik" nach Irland, um den Centren die letzten Befehle zu ertheilen, wurde aber am 3. März an der Eisenbahnstation Limerick Junction verhaftet. Ein übles Omen für die Insurrection. Doch gewiß waren auch für diesen Fall im voraus Verhaltungsmaßregeln gegeben; jedenfalls erlitt das Unternehmen dadurch keinen Aufschub. Die Bewegung begann in Dublin während der Nacht vom 5. auf den 6. März. Von $8\frac{1}{2}$ Uhr abends an sah man größere und kleinere Haufen, besonders junger Männer, die Stadt und die umgebenden Dörfer Killmainham, Crumlin, Dundrum und Rothfarnham verlassen und sich nach der Gegend von Tallaght Hill, vier englische Meilen von Dublin, bewegen. Bewaffnet wurden sie unterwegs aus dem Vorrath von Lastwagen mit Flinten, Piken, Revölvern, Dolchen und Bowiemessern, die an verabredeten Punkten ihrer warteten. Auf dem Marsche nach dem Rendezvous bei Tallaght Hill wurden mehrere Polizeistationen überrascht und ihrer Waffen beraubt; doch an andern Orten leistete die Polizei den tapfersten Widerstand, und nicht weit von Tallaght Hill wurde eine fenische Colonne von 4—500 Mann in der Dunkelheit der Nacht durch 15 Constabler, die sich quer über den Weg aufgestellt hatten, zurückgeschlagen. Dieses Gefecht vereitelte, wie es scheint, die Concentration der Fenier von Dublin bei Talaght Hill und entmuthigte die Haufen, welche von andern Seiten dort eintrafen. Als bei Tagesanbruch am 6. März eine ansehnliche Truppenmasse von Dublin zum Kampfe gegen die Insurgenten ausrückte, war nirgends eine organisirte Schar zu erblicken. Man begegnete hier und da kleinen Haufen von Flüchtigen, die Umgegend war mit weggeworfenen Waffen und Munition bedeckt, und ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, kehrten die Truppen noch am Abend desselben Tags mit mehrern hundert Gefangenen in ihre Quartiere in Dublin zurück. Dublin selbst war ruhig geblieben.

Eine andere Bewegung hatte gleichzeitig in Drogheda, nördlich von Dublin, stattgefunden. Die Insurgenten, etwa 1000 Mann stark, bemächtigten sich des Rathhauses, zwangen die wenigen Constabler, die sich in ihrem Stationsgebäude aufs tapferste vertheidigten, zur Uebergabe und blieben bis zum Nachmittage des 6. März Herren der Stadt. Die Bevölkerung zeigte jedoch keine Beweise der Sympathie, und ohne weiter etwas zu unternehmen, zerstreute gegen Abend auch dieser Haufe sich in alle Winde.

Die Insurrection im Osten von Irland war auf diese Weise fast ohne Kampf in sich zusammengebrochen, nachdem sie kaum das Haupt erhoben hatte. Gefährlicher schien die Lage der Dinge in Südwesten. Dort, in der Provinz Munster, dem irischsten Theile von Irland, hatte immer die Hauptstärke der Abneigung gegen die englische Herrschaft gelegen, und die Insurgenten hatten Sorge getragen, durch Zerstörung der Eisenbahnen und Telegraphenlinien die Verbindung zwischen Munster und Dublin zu unterbrechen.

Digitized by Google

Sehr bald erwies sich indeß, daß, wenn einen Augenblick ernste Besorgnisse gehegt wurden, die momentane Ungewißheit über das Geschehene den Hauptantheil daran hatte. Der Aufstand in Munster war allgemeiner, über eine größere Anzahl von Orten verbreitet, allein das Resultat war überall wesentlich dasselbe wie in Dublin und Drogheda. Cork, Waterford, Clonmel, Limerick, sämmtliche Hauptorte blieben ruhig und die Erfolge der Insurrection beschränkten sich im strengsten Sinne des Worts auf die Zerstörung von Eisenbahnen und Telegraphen, auf die Wegnahme von Waffen und das Verbrennen einiger Polizeistationen und Küstenwachthäuser. Von einem Gefecht, das den Namen verdiente, war keine Rede. An der Station in Kilmallock schlugen 22 Constabler 200 Fenier zurück; in der Nähe von Clonmel wurde ein größerer Haufe durch eine halbe Compagnie Soldaten in die Flucht gejagt und bei Ballyhurst, in der Nähe von Tipperary, wo die Fenier ein altes dänisches Fort besetzt hatten, genügte ein Dutzend Flintenschüsse und das Anrücken der Truppen, sie zu verscheuchen. Alle diese Vorgänge ereigneten sich am 6. und 7. März und sie bezeichneten zugleich den Anfang und das Ende der Insurrection. Die zerstreuten fenischen Scharen flohen in das Bergland von Tipperary, wo die Galteeberge zu einer Höhe von 3000 Fuß aufsteigen. Vielleicht hofften sie dort den Guerrillakrieg mit größerm Erfolge zu führen als den Kampf im offenen Lande. Aber die verfolgenden Truppen fanden wiederum keinen Feind und das gleichzeitig eintretende rauhe Winterwetter, ein großer, mehrere Tage dauernder Schneefall, trugen dazu bei, auch jene letzte Hoffnung, wenn sie überhaupt je gehegt wurde, zu vereiteln.

Eine vollständigere kläglichere Niederlage des fenischen Aufstandes ließ sich nicht denken. Auch die Gegner waren überrascht durch die Mühelosigkeit des Siegs. Was man auch sonst den Feniern vorwerfen mochte, man hatte ihnen den Muth, die Todesverachtung, den Heroismus zugetraut, welche die irische Rasse auszeichnen; doch nicht ein einziger Zwischenfall konnte als Beweis für das Vorhandensein dieser Tugenden in ihren Reihen gelten. Das bedenklichste Symptom des Aufstandes, seine Gleichzeitigkeit und weite Verbreitung, verlor einen großen Theil seiner Bedeutung durch die erlangte Kenntniß von der völligen Unzulänglichkeit der verfügbaren Mittel für die erstrebten Zwecke. Es war außerdem wahrscheinlich, daß der Fenianismus während dieser Tage den ganzen Rest seines Kriegsmaterials in Irland eingebüßt hatte. Die Regierung verwarf daher den mehrfach laut gewordenen Rath, die an der Insurrection betheiligt gewesenen Provinzen in Kriegszustand zu erklären. Sie begnügte sich mit der Aufrechthaltung der Suspension der Habeas-Corpus-Acte und der Ernennung einer Specialcommission zur Untersuchung der fenischen Gefangenen.

Ehe wir die wichtigsten Resultate dieser Untersuchung mittheilen, verdient noch ein ganz für sich stehender, in seiner Art einziger Versuch der Fenier, Irland zu erobern, Erwähnung. In den Träumen der Brüderschaft von der Gründung der irischen Republik hatte immer das Nebelbild einer von Amerika kommenden Flotte, welche eine Befreiungsarmee an der irischen Küste landen sollte, dem fenischen Geiste glänzend vorgeschwebt; jener Versuch war das blasse, durch ein verkleinerndes Glas gesehene Abbild dieses schönen Traums. Einen Monat nach dem Märzaufstande, am 12. April 1867, fuhr eine Schar von 40—50 Feniern, sämmtlich frühere Soldaten und Offiziere der amerikanischen Armee, von Neuyork nach Sandy Hook und stieg daselbst an Bord des Jacknall, eines mit Munition und Waffen beladenen, zur Insurgirung Irlands bestimmten Dampfschiffs der Brüderschaft. Das Schiff hatte keine Papiere und keine Flagge, als es segelte. Waffen und Munition waren in Klavierkasten, Kisten für Nähmaschinen und Weinfässern verpackt und nominell an eine Firma in Cuba consignirt. Der Kapitän hieß Kavanagh, der Befehlshaber der Expedition Kerrigan, früher Brigadegeneral in der amerikanischen Armee. Nach einer kurzen Fahrt gegen Süden änderte das Schiff seinen Lauf nach

Digitized by Google

Westen und segelte gerade auf Irland zu. So oft ein Fahrzeug in Sicht kam, wurden die englischen Farben aufgehißt; aber am Ostersonntage, 21. April, beschloß man den Tag festlich patriotisch zu feiern. Die grüne Flagge Irlands wurde enthüllt, eine Kanonensalve abgefeuert und das Schiff aus dem Jacknall in Erin's Hope umgetauft. An demselben Tage vertheilte Kavanagh eine Anzahl fenischer Offizierspatente an die Brüder und machte bekannt, daß er Befehl habe, nach Sligo zu fahren und dort Männer und Waffen zu landen, oder falls das unthunlich sei, die Landung an irgendeinem andern Punkt der irischen Küste zu suchen. Am 20. Mai langte das Schiff in der Bai von Sligo an; aber nach längerm Umherkreuzen und Recognosciren kam man zu der Ueberzeugung, daß sich hier keine Landung bewerkstelligen lasse. Der Charakter des Schiffes war überdies durch einen an Bord gewesenen Piloten bekannt geworden, jede Stunde konnte das Erscheinen eines englischen Kanonenboots erwartet werden. Man segelte daher von Norden nach Süden und erreichte am 1. Juni die Gegend von Dungarvan, an der Küste von Waterford. Dort wurde ein Kriegsrath gehalten. Die Lebensmittel fingen an auszugehen, man konnte nicht viel länger zur See bleiben, und die Majorität entschied, ein Theil der Mannschaft solle landen, der Rest dagegen nach Amerika zurückkehren. Einer vorbeifahrenden Jolle wurden 2 Pfd. St. geboten, wenn sie zwei Personen vom Schiffe ans Land bringe. Als die Jolle anlegte, sprangen statt der 2 28 Männer hinein, die mit Vermeidung der nahe gelegenen Station der Küstenwache einen Landungsplatz aussuchten, wo sie in 3 Fuß Tiefe ins Meer sprangen und dem Ufer zuwateten. Die Anführer der Truppe, Nagle und Warren, jener ein General, dieser ein Oberst im fenischen Dienste, mietheten ein Fuhrwerk nach Youghal, wurden jedoch auf dem Wege dahin verhaftet. Die übrigen 26, die sich nach verschiedenen Richtungen vertheilten, fielen ebenfalls während des folgenden Tags ohne Ausnahme in die Hände der Polizei. So endete diese erste Invasion Irlands von Amerika. Das Schiff Erin's Hope entging mit seinen Kriegsvorräthen der Verfolgung. Die 28 Gefangenen wurden von der Specialcommission in Cork des Verbrechens der treason felony schuldig befunden und zu 5—15 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt.

Inzwischen hatte die Thätigkeit der zur Untersuchung der Märzgefangenen eingesetzten Commission ihren Höhepunkt schon überschritten, und nachdem wir den Gang der Begebenheiten nach den Zeugenaussagen in seinen wichtigsten Momenten geschildert, bleibt uns noch übrig, einige Charakterzüge von allgemeinem Interesse hervorzuheben und das Gesammtresultat der fenischen Unternehmungen vom Frühling 1867 festzustellen. Bemerkenswerth war zunächst, daß man bei der Eröffnung der Commission einen Gewaltstreich gegen die Richter fürchtete und dem Bahnzuge, welcher die für Cork bestimmten Commissare von Dublin beförderte, eine Pilotenlocomotive vorausschickte. Die Eisenbahn war in der That an mehrern Stellen aufgerissen, wurde aber rasch wiederhergestellt und der Zug kam ohne Unfall in Cork an. Hier waren die militärischen Vorsichtsmaßregeln verschärft. Eine beträchtliche Truppenmacht hütete das Gefängniß und den Gerichtshof; es dauerte mehrere Tage, ehe man eine Jury zusammenbrachte. Allein so groß die Aufregung, so lebhaft die Befürchtung sein mochte, die öffentliche Ruhe wurde in keiner Weise gestört, und einmal begonnen, nahmen die Verhandlungen ihren regelmäßigen Gang. Die Gefangenen wurden theils auf Hochverrath, theils auf treason felony, theils endlich auf das geringere Verbrechen, welches das englische Gesetz als misdemeanour bezeichnet, angeklagt. Einen traurigen Eindruck machten die durch Verrätherei im eigenen Lager und durch bezahlte Spione und Denuncianten erlangten Zeugenaussagen gegen die Fenier; übrigens wurden die gewöhnlichen Formalitäten aufs strengste beobachtet, und gegen die allgemeine Billigkeit und Unparteilichkeit der Untersuchung ließ kein begründeter Einwand sich erheben. Die hervorragendsten Gefangenen waren Burke

Digitized by Google

und Mac Afferty, jener ein General, dieser ein Oberst im fenischen Dienste. Beide waren mit den Waffen in der Hand ergriffen und beide wurden wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt. Dieser letzte Spruch des Gesetzes war bis dahin noch gegen kein Mitglied der Brüderschaft ergangen, und die Nachricht, daß die Regierung entschlossen sei, dem Gesetze seinen Lauf zu lassen, brachte in ganz England den peinlichsten Eindruck hervor. Man hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß das politische Schaffot, dessen traurige Thätigkeit in andern Ländern die englische Presse während der letzten Decennien so oft und laut beklagt hatte, in England für immer abgeschafft sei; man hatte das Beispiel der Vereinigten Staaten vor Augen, die ihren Sieg über eine gewaltige Rebellion durch keine einzige Hinrichtung befleckt hatten. Ein einflußreicher Theil der Presse, eine mächtige Partei im Parlament, Adressen und Deputationen aus sämmtlichen Hauptstädten Englands und Irlands erklärten sich gegen die Hinrichtung der fenischen Gefangenen, und die Befriedigung war allgemein, als die Regierung diesem nicht mißzuverstehenden Ausdruck der öffentlichen Meinung nachgab und das Todesurtheil in Gefängnißstrafe verwandelte. In diesem Beschluß erreichte das Interesse an dem Proceß gegen die Märzgefangenen seinen Höhe- und Wendepunkt. Ihr Schicksal, die Nothwendigkeit gegen eine so große Anzahl politischer Verbrecher verfahren zu müssen, waren unter allen Umständen im höchsten Grade beklagenswerth; beklagenswerth und demüthigend der Zustand des Landes, welcher die Strenge der Gesetze in solchem Umfange erheischte. Aber die Aufrichtung des politischen Schaffots war wenigstens unterblieben und man fing an, sich der Hoffnung hinzugeben, daß die jetzt verurtheilten Gefangenen die letzten Opfer des fenischen Aufstandes gewesen seien, daß die Zeit näher rücke, wo das Werk der Repression enden, die friedliche Arbeit der Versöhnung beginnen könne.

Und wohl hatte man ein Recht, von den vergangenen Ereignissen bei den Feniern selbst eine Erkenntniß der Hoffnungslosigkeit der gewaltsamen Lostrennung Irlands von England zu erwarten. Sie hatten England beunruhigt und belästigt, sie hatten Irland frische Wunden geschlagen, waren aber ihrem Ziele keinen Schritt näher gekommen. Von ihren Führern waren die meisten gefangen, ihr schon vorher ungenügendes Kriegsmaterial hatten sie vollständig eingebüßt. Eine lange Zeit schien vergehen zu müssen, bevor es möglich war, die erlittenen Verluste zu ersetzen, die zerstörte Organisation neu zu begründen. Doch es stand der Verschwörung noch eine andere Bahn der Thätigkeit offen. Statt direct gegen die englische Herrschaft in Irland zu kämpfen, konnte sie die Fundamente der socialen Verhältnisse in England selbst unterwühlen und den Feind auf eigenem Boden angreifen oder bedrohen. Die Mittel zur Ausführung dieser Politik brauchte sie nicht weit zu suchen. Ein großer Theil der arbeitenden Bevölkerung Englands besteht aus Irländern. Es gibt keine englische Fabrik- und Handelsstadt ohne ein irisches Quartier, und diese irischen Quartiere hatten nicht allein schon früher der Regel nach untereinander zusammengehalten, sondern sie waren, wie die Vorgänge in Chester bewiesen, von fenischen Rekruten erfüllt und standen unter dem unmittelbaren Einfluß fenischer Directorien. Dies irische Element in England auf jede Weise zu nutzen, es nach fenischer Weise militärisch zu organisiren, ihm Waffen in die Hand zu geben und schließlich ganz England dadurch zu revolutioniren — das war der Plan, zu welchem die Häupter der Verschwörung sich nach dem Scheitern des Aufstandes in Irland vereinigten. Der Fenianismus trat damit in seine neueste Phase ein, die Phase, in der er noch gegenwärtig begriffen ist, und es bleibt uns übrig, auch auf die Manifestationen dieser verzweifeltsten und dem Anschein nach letzten Entwickelungsform der fenischen Verschwörung einen Blick zu werfen.

Bis zu Anfang September 1867 hörte man wenig oder nichts wieder von den Feniern. Von Zeit zu Zeit wurde eine verdächtige Persönlichkeit verhaftet, ein Waffendepot entdeckt, ein Gefangener verurtheilt — doch man meinte darin die letzten auf-

Digitized by Google

flackernden Lichter eines erlöschenden Brandes zu sehen, nicht die Vorboten einer neuen Feuersbrunst. Die Ueberraschung war daher ebenso vollständig als peinlich, als am 19. Sept. die Nachricht von einem fenischen Handstreich in Manchester sich verbreitete, der alle vorhergegangenen Unternehmungen der Brüderschaft nicht blos an Kühnheit und Energie der Ausführung übertraf, sondern von dem entschiedensten Erfolge gekrönt wurde. Die Thatsachen waren in der Kürze die folgenden: In der Nacht vom 13. auf den 14. Sept. fand die Polizei vier verdächtig aussehende Männer die Straßen von Manchester durchstreifen, Diebe und Hausbrecher, wie es schien — und mehrere Constabler versuchten dieselben zu verhaften. Doch die Männer leisteten Widerstand, zwei von ihnen entkamen, die beiden andern wurden nur mit Mühe überwältigt, nachdem sie Revolver gezogen und sich ungestüm widersetzt hatten. Tags darauf als Vagabunden vor den Magistrat gebracht, erklärten sie sich für amerikanische Bürger und erregten dadurch sowie durch ihren fremden Accent den Verdacht ihrer Verbindung mit den Feniern. Man erkundigte sich in Irland, und Mitglieder der geheimen irischen Polizei identificirten die Gefangenen als Oberst Kelly und Kapitän Deasy, angesehene Führer der Fenier. Beide hatten an dem Märzaufstande theilgenommen. Kelly war bekannt als Kriegsminister von James Stephens und hatte vor allen andern zu dem Entkommen des letztern aus dem Gefängniß in Dublin beigetragen. Nach diesen Aufschlüssen wurden sie am 18. Sept. aufs neue verhört. Der Polizeihof war ungewöhnlich voll von Zuhörern, auch in den Gängen des Gebäudes drängte sich verdächtiges Volk, dichte drohende Haufen umstanden den Eingang. Man hielt es deshalb für gerathen, die Escorte des Wagens, welcher die Gefangenen von dem Gerichtshofe in das drei englische Meilen entfernte Stadtgefängniß führte, zu verstärken. Sieben Constabler bestiegen das Dach des Wagens, einer, Sergeant Brett, der die Schlüssel zu den Zellen im Innern bei sich trug, nahm seinen Platz hinter der verschlossenen Thür, vier folgten in einem Cab nach. Auf dem Wege nach dem Gefängniß passirte der Wagen einen Eisenbahnbogen in Hyde Road. Als er diesen Punkt erreicht hatte, sprang plötzlich ein Haufe von etwa 40 Männern unter dem Gemäuer der Eisenbahn hervor. Einige derselben waren mit Revolvern, andere mit Aexten und Hämmern, noch andere mit großen Steinen bewaffnet; alle schienen unter dem Befehl eines hochgewachsenen jungen Mannes zu stehen, der seinen Revolver schwingend dem Kutscher zurief, er solle halten. Als dieser Aufforderung keine Folge geleistet wurde, feuerte er gegen die Polizei, ein Signal, dem eine gegen Pferde und Constabler gerichtete Salve des ganzen Haufens nachdröhnte. Die Polizei war nur mit Stäben bewaffnet und die Ueberraschung so vollkommen, daß Widerstand unmöglich war. Beide Pferde wurden erschossen, der Kutscher durch einen Stein vom Bocke geworfen, mehrere andere Constabler durch Pistolenschüsse niedergestreckt. Unter lautem Geschrei umgab nun die Bande den Wagen, und während einige durch fortgesetztes Steineschleudern den Rest der Polizei sammt dem herbeiströmenden Volk fern hielten, zerschmetterten andere mit Hammern und Aexten Dach und Wände des Wagens. Der Führer der Bande, Allen, eilte an die Thür und verlangte von dem drinnen sitzenden Sergeanten Brett, er solle die Schlüssel herausgeben. Als Brett sich standhaft weigerte, schoß Allen oder einer seiner Genossen ihn durch den Kopf, sprengte dann das Schloß durch einen zweiten Schuß und riß die Thür auf. In demselben Augenblick fiel Brett, von Blut überströmt, auf die Straße hin. Ein Angriff der Polizei und der Zuschauer wurde abgewehrt. Die Gefangenen, beide an den Händen gefesselt, kamen hervor; die Hälfte der Bande nahm sie in ihre Mitte und eilte mit ihnen in die anliegenden Felder, die andere Hälfte schreckte wie vorher Polizei und Volk durch Steinwürfe und Revolverschüsse. Dann zerstreute der Haufe sich nach allen Seiten.

Kelly und Deasy waren entkommen, und alle Bemühungen, sie zu entdecken und

Digitized by Google

wieder zu verhaften, blieben vergeblich. Allen und zwei seiner Genossen, Larkin und Gould, wurden dagegen auf der Flucht eingeholt und noch vor Mitternacht hatte man im ganzen mehr als 20 angebliche Theilnehmer des Ueberfalls verhaftet. Der Eindruck, welchen diese Nachrichten in England hervorbrachten, war tief und gewaltig. Man erkannte peinlicher als zuvor, daß der Feninismus keineswegs unterdrückt, daß er auf englischem Boden neu erstanden sei und vor keiner Gewalt zurückbebe. Er hatte in Manchester den Bürgerkrieg eröffnet, und niemand konnte sagen, wo sein nächster Angriff stattfinden werde. Ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit fing an sich zu verbreiten, und die Brüderschaft, offenbar ermuthigt durch den errungenen Sieg, that was in ihrer Macht stand, den Moment zu nutzen. Ein fenischer Alarm folgte während der letzten September- und Octoberwochen dem andern. Es schien, als sollte der Revolver in den englischen Straßen heimisch werden wie in den amerikanischen. In London besonders wurde die Polizei wieder und wieder mit dieser mörderischen Waffe durch Angriffe bedroht, die zweifellos mit den fenischen Umtrieben im Zusammthang standen und zu deren Abwehr ihr einfacher Stab durch Säbel und Revolver ersetzt werden mußte. Dazu kamen Anstalten der Fenier, sich der Waffendepots der Freiwilligen in allen Theilen des Landes zu bemächtigen. Im Tower in London, im Arsenal in Woolwich, in den Dockyards von Portsmouth und Plymouth, in sämmtlichen öffentlichen Gebäuden wurden außerordentliche Vorsichtsmaßregeln gegen fenische Ueberfälle für nothwendig erachtet. Wenn in manchen Fällen der Verdacht ungegründet, die Besorgnisse übertrieben waren, so mußten die Fenier auch hierin Erfolge ihrer Sache erkennen; denn jeder neue Alarm vermehrte die Unruhe im feindlichen Lager, und das wachsende Gefühl der Unsicherheit arbeitete den Unternehmungen der Brüderschaft in die Hände.

Inzwischen rückte der Termin für die Untersuchung der fenischen Gefangenen in Manchester heran. Am 28. Oct. eröffnete eine dazu ernannte Specialcommission unter dem Vorsitz zweier Oberrichter ihre Sitzungen. Seit langer Zeit hatte man keine solchen Maßregeln der Vorsicht in einem englischen Gerichtshofe erlebt. Die Gefangenen wurden durch Infanterie und Cavalerie aus dem Gefängnisse in den Gerichtshof, aus dem Gerichtshofe in das Gefängniß escortirt. Sie erschienen je zwei und zwei mit Handeisen aneinandergefesselt. Der Gerichtshof war von Militär und Polizei erfüllt. Selbst Advocaten und Geschworne hatten Mühe sich zu legitimiren, um Zutritt zu dem Sitzungslocal zu erlangen. Die Hauptschwierigkeit der Anklage lag in der Identificirung der Gefangenen; denn der Ueberfall des Polizeiwagens hatte anerkanntermaßen eine Scene der äußersten Verwirrung hervorgerufen, und wie leicht konnten Irrthümer von Zeugen begangen werden, welche dieser Scene in athemloser Aufregung zuschauten! Daß Irrthümer begangen wurden, stellte der Verlauf der Verhandlung unwiderleglich fest. Auch die Aussagen über das Abfeuern des verhängnißvollen Schusses, der den Sergeanten Brett tödtete, stimmten nicht miteinander überein. In diesem Punkte war jedoch die Schwierigkeit weniger groß, denn nach dem englischen Gesetz ist jeder des Mordes schuldig, der an der Ausführung einer Gewaltthat theilnimmt, welche zum Morde führt, ob er nun den tödlichen Streich gethan haben mag oder nicht. Der Hauptgesichtspunkt der Kronanwälte war, die Theilnahme an dieser Gewaltthat auf die Angeklagten zurückzuführen; der Hauptgesichtspunkt der Vertheidigung, die dahin gehenden Zeugenaussagen zu entkräften. Die in Betracht kommenden politischen Rücksichten wurden auf beiden Seiten im Hintergrunde gelassen, während man seitens der Krone die erschwerenden Umstände des Mordes, als eines gegen die Fundamente aller gesellschaftlichen Ordnung gerichteten Verbrechens, betonte. Der Proceß dauerte bis zum 12. Nov. und hatte das Resultat, daß von 26 Gefangenen 5 (Allen, Larkin, Gould, Shore und Maguire) zum Tode verurtheilt, 6 des Aufruhrs (riot) schuldig erkannt und zu fünfjähriger Zwangsarbeit

Digitized by Google

verurtheilt, 15 freigesprochen wurden. Noch einmal erhob sich zu Gunsten der zum Tode verurtheilten Fenier eine Agitation; allein der Meinungsausdruck war viel getheilter als bei der ersten Veranlassung, und gewichtigere Stimmen sprachen sich von Anfang an dahin aus, daß die Vollziehung des Gesetzes in seiner ganzen Strenge nöthig sei; das unkluge Verfahren einer Deputation, welche im Auftrage eines Meetings von londoner Arbeitern dem Minister des Innern eine Bittschrift um Begnadigung der Verurtheilten überreichen sollte, und als der Minister sie mit einer schriftlichen Antwort entließ, von dem Vorzimmer seines Bureau Besitz nahm und in demselben eine drohende tumultarische Versammlung abhielt (18. Nov.), verstärkte jene Stimmung. Tags darauf wurde die außerordentliche Parlamentssession zur Bewilligung der Gelder für den Feldzug gegen Abyssinien eröffnet. Ein Paragraph der Thronrede enthielt die Erklärung, daß der Fenianismus, nachdem er in Irland unterdrückt worden, in England „die Form organisirter Gewalt und Mordthaten" angenommen habe, eine Charakteristik, gegen welche kein Einwand sich erhob. Am 21. Nov. wurde ein Versuch gemacht, die Hinrichtung aufzuschieben, um zur Entscheidung einer durch den Anwalt der Verurtheilten erhobenen Rechtsfrage durch das Oberappellationsgericht Zeit zu geben. Doch auch dieser Versuch scheiterte. Ebenso erfolglos war eine von den londoner Arbeitern direct an die Königin nach Windsor geschickte Deputation. Sie erhielt zur Antwort, daß die Königin ihre Bittschrift nur durch den Minister des Innern empfangen könne. Zwei der Verurtheilten, Shore und Maguire, wurden begnadigt. Der erstere war im Stande gewesen, seine Unschuld zu beweisen; zu Gunsten des letztern wurden mildernde Umstände geltend gemacht. Die übrigen drei, Allen, Larkin und Gould, wurden am 23. Nov. in Manchester hingerichtet.

Es war ein Tag der Trauer und der Demüthigung für England. Denn so oft man auch wiederholen mochte, daß nur die verletzte Majestät des Gesetzes bestraft werde — der politische Charakter der Hinrichtung ließ sich durch kein noch so plausibles Raisonnement verwischen, er wurde überall als eine tragische Thatsache empfunden. Hätte nichts anderes ihn bewiesen, so lieferten die Vorkehrungen zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe ein mehr als genügendes Zeugniß dafür. Eine imponirende Macht von Truppen und Specialconstablern umgab und erfüllte das Gefängniß; eine Batterie gezogener Kanonen hütete den Eingang. Unter ihrem Schutze vollzog der zitternde Henker sein trauriges Geschäft.

Tags darauf durchzog eine Trauerprocession der irischen Bevölkerung von Manchester, Männer, Frauen und Kinder, unter den Klängen des Todtenmarsches die Straßen der Stadt. Eine ähnliche Procession wanderte an demselben Tage durch die Straßen von London nach Hyde Park, wo mehrere Sprecher das Andenken der „irischen Patrioten und Märtyrer" durch Leichenreden feierten. Acht Tage später (1. Dec.) hielten irische Männer, Frauen und Kinder eine noch großartigere Leichenfeier in Dublin, indem sie drei mit den Namen der Hingerichteten bezeichnete Särge in ihrem Zuge mitführten und dieselben auf dem Kirchhofe vor der Stadt beisetzten. Neue Processionen waren für den 8. Dec. in Liverpool, Leeds, Glasgow, Cork, Waterford und Limerick angesagt, wurden jedoch durch die Regierung verboten und unterblieben infolge dieses Verbots, das keinen Augenblick zu früh kam. Daß diese Demonstrationen so lange ungestört hatten stattfinden können, mußte als eins der merkwürdigsten Zeichen für die Freiheit gelten, welche Gesetz und Sitte, auch in aufgeregten Zeiten wie den gegenwärtigen, dem Volksleben in England gestatten. Daß dem Verbote keine Art von Widersetzlichkeit begegnete, war ein tröstliches Zeugniß für die Thatsache, daß trotz aller Excesse des Fenianismus der Sinn für Gesetz und Ordnung noch nicht so tief untergraben sei, als man von mehr als einer Seite zu fürchten anfing.

Digitized by Google

Allein mächtig wie die Eindrücke waren, welche diese Ereignisse hervorbrachten, sie wurden, wenn nicht ausgelöscht, so doch in neue Bahnen gelenkt und wesentlich modificirt durch die letzte That der Fenier, die Katastrophe vom 13. Dec. Burke und Casey, zwei angesehene Häupter der Brüderschaft, waren zu Anfang des Monats in die Hände der londoner Polizei gefallen und wurden in dem hauptstädtischen Gefängniß in Clerkenwell in Gewahrsam gehalten. Das Gefängniß ist von einem Hofraum umgeben, in welchem die Gefangenen zu bestimmten Zeiten spazieren gehen; eine 30 Fuß hohe Mauer trennt diesen Hof von Corporation Lane, einer engen Gasse, deren Häuser eine zahlreiche Bevölkerung von Arbeiterfamilien beherbergen. Um 3½ Uhr nachmittags am 13. Dec. wurde der größere Theil dieser Gasse nebst der Umfassungsmauer des Gefängnisses durch eine gewaltige Explosion zertrümmert. Ein Constabler in Civilkleidung, der das Gefängniß von außen bewachte, hatte einen Wagen mit einem Fasse heranfahren sehen; ein Junge aus der Nachbarschaft hatte zwei Männer bemerkt, welche das Faß gegen die Gefängnißmauer wälzten und eine an demselben befindliche Lunte in Brand steckten. Dem Gouverneur war schon abends zuvor Nachricht zugegangen, daß eine gewaltsame Befreiung der fenischen Gefangenen im Werke sei. Er hatte deshalb die Vorsicht gebraucht, die Gefangenen statt wie gewöhnlich am Nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr am Morgen spazieren gehen zu lassen. Sie befanden sich während der Explosion in ihren Zellen, und der Zweck dieser neuen Pulververschwörung, die Flucht der fenischen Gefangenen, wurde dadurch vereitelt. Aber die Explosion hatte andere Resultate gehabt. Mehr als 40 Personen aus der Nachbarschaft, darunter fast die Hälfte Kinder, waren entweder getödtet oder auf schreckliche Weise verbrannt, verstümmelt, verwundet. Ein Aufschrei der Entrüstung hallte bei der Kunde von dieser Unthat durch das Land wieder. Auch diejenigen, welche ihre Sympathie für die Gefangenen von Manchester nicht verhehlt oder die politische Seite des Fenianismus als Grund für eine Milderung der Strenge des Gesetzes betont hatten, fühlten, daß der Fenianismus mit dieser letzten That in ein Entwickelungsstadium eingetreten sei, wo er aufhöre eine politische Berechtigung zu haben, und die Rolle eines Vertreters der Freiheit Irlands mit der eines Feindes aller gesellschaftlichen Ordnung vertausche. Andere Versuche von ähnlicher Art, die während der nächsten Tage nach dem 13. Dec. bekannt wurden: Versuche zur Anstiftung von Feuersbrünsten in verschiedenen Theilen Londons, durch Hineinschleudern explosiver Stoffe in die Fenster unbewohnter Häuser; Drohungen, die Gaswerke, die Pulvermagazine, die öffentlichen Gebäude, die Schiffe im Hafen, nicht von London allein, sondern von allen großen Städten Englands in Brand stecken zu wollen, — alles dies hat die öffentliche Meinung in dem Entschlusse bestärkt, daß solchen Feinden gegenüber nur das Gesetz der Nothwehr gilt und Selbsterhaltung die erste Pflicht ist. Wie es in Zeiten bürgerlicher Unruhen in England zu geschehen pflegt, forderte die Regierung das Volk auf, an der Bewahrung des öffentlichen Friedens thätigen Antheil zu nehmen, und jeder Tag mehrte die hoch in die Tausende hinaufsteigende Zahl der Specialconstabler, die im Falle der Noth bereit sind, mit der ebenfalls stark vermehrten Truppen- und Polizeimacht gegen die fenischen Desperados zusammenzuwirken.

Wie lange dieser krankhaft gespannte Zustand noch dauern, welche frische Excesse und Verluste er noch verursachen wird — wer kann es sagen? Unserer Ansicht nach ist der Fenianismus durch seine jüngste Entwickelung über sich selbst hinausgegangen und in die Epoche seiner Auflösung eingetreten. Die Katastrophe von Clerkenwell scheint in Irland selbst eine Reaction hervorgerufen zu haben, und es bedarf keiner Prophetengabe, um vorauszusehen, daß der Erfolg, welchen der offene Aufstand nicht erringen konnte, noch viel weniger der Mordbrennerei und dem Brigantenthum zutheil werden wird. Nach und nach ihrer Führer und Waffen beraubt, enger und enger von der Wachsamkeit

Digitized by Google

des Gesetzes umschlossen, unter dem moralischen Banne der civilisirten Gesellschaft, wird der Fenianismus, falls nicht auswärtige Complicationen ihn von neuem beleben, allmählich aussterben und einer friedlichen Agitation zur fortschreitenden Wiedergeburt Irlands Platz machen. Als Gewaltmittel gegen die Apathie der englischen Gesetzgeber hat er seine Rolle gespielt und Gutes gewirkt. Die Ueberzeugung, daß die Bändigung der Fenier nichts weniger als eine Lösung der irischen Frage sei, die Nothwendigkeit, Irland endlich die lange verweigerte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist zu keiner frühern Zeit allgemeiner empfunden worden, und eine gründliche Umgestaltung der irischen Zustände ist als das dringlichste Problem der englischen Politik, wenn nicht von dem bestehenden, so von dem kommenden, reformirten Parlament zu erwarten. Ueber das Maß dieser Umgestaltung sind die Ansichten verschieden. Unvermeidlich scheint es jedoch, daß die beiden Hauptsäulen der Gewaltherrschaft über Irland: die Anglikanische Staatskirche und das Gesetz des Grundbesitzes, wie sie gegenwärtig dastehen, fallen müssen. Die Herstellung der katholischen Kirche in ihre jahrhundertelang vorenthaltenen Rechte als irische Volkskirche, die Reform der Statuten, welche den ebenfalls vor Jahrhunderten massenhaft confiscirten Grundbesitz regeln, sind die ersten Bedingungen, den Weg zu einem bessern Einverständniß zwischen England und Irland zu bahnen. Schon der Einfluß eines sympathetischen Entgegenkommens auf ein warmfühlendes, phantasievolles Volk wie die Iren scheint unberechenbar; und was Jahrhunderte der Tyrannei, der Halbheit, der Kälte verdorben haben, mögen Jahrzehnte ernster Reformthätigkeit heilen. Trotzdem ist es eine Frage, ob die angedeuteten Zugeständnisse nach den Begebenheiten der letzten Jahre zur gründlichen Befriedigung Irlands ausreichen. Möglich ist es immerhin, daß noch einmal der alte Ruf O'Connell's nach „Repeal der Union" wieder erhoben werden, ja daß England seinen Vortheil darin erkennen wird, diesem Rufe nachzugeben. Die fenische Verschwörung ging nicht aus dem Wunsche nach Reformen, sondern aus dem Streben nach Unabhängigkeit hervor, und eine Auflösung der Union, die Herstellung einer ähnlichen Verbindung von Freiheit und Zusammengehörigkeit wie diejenige, welche jüngst zwischen Oesterreich und Ungarn geschaffen wurde, möchte vielleicht die beste Lösung der irischen Wirren herbeiführen. Ein Mitglied der regierenden Familie, als Repräsentant der Personalunion, mit einem vicekönigl ichen Hofe in Dublin, ein irisches Provinzialparlament neben dem Parlament des Vereinigten Königreichs, die radicale Reform zahlloser politisch-socialer Misbräuche, der daraus entspringende Aufschwung der ökonomischen Verhältnisse, — auf diesem Grunde, so scheint es, müßte eine fruchtbare Gemeinsamkeit der Interessen erwachsen, da die völlige Losreißung Irlands von England doch einmal in das Gebiet der Unmöglichkeit verwiesen werden muß. Aber zu welchem Ziele die erwartete Reformthätigkeit auch führen möge, im Interesse beider Länder ist es gleich sehr zu wünschen, daß sie ohne Verzug beginne. Wie die Zustände sind, ist Irland nach innen und nach außen eine fortwährende Quelle der Schwäche, des Verlustes, der Gefahr für England; wie sie sein könnten und sollten, würde der heitere irische Genius, zu neuer Kraft erblüht, Hand in Hand mit dem ernstern Genius Englands die Hemmnisse hinwegräumen, welche noch in beiden Schwesterinseln der Entfaltung eines menschenwürdigen Daseins entgegenstehen und der Welt, statt des traurigen Anblicks des Kriegs und der Feindschaft, das Schauspiel eines Wettstreits in den Künsten des Friedens und der Freiheit darbieten.

Digitized by Google

Victor Cousin's Leben und Werke.

Von Wilhelm Lauser.

Victor Cousin wurde am 28. Nov. 1792 in Paris geboren. Seine Aeltern waren so wenig bemittelt, daß der Knabe den ersten Unterricht in den Freischulen seines Stadtviertels empfing. Die fromme Mutter legte sich später große Entbehrungen auf, um ihrem Sohne von einem Abbé Unterricht im Lateinischen geben zu lassen. Im Collége Charlemagne, in welches er sodann eintrat, schwang er sich bald zum Ersten auf und gewann die Liebe seiner Lehrer, besonders des eleganten Lateiners Guéroult, der in der Folge auch sein Vorstand in der neugegründeten Normalschule wurde, in die Cousin 1810 als erster Zögling übertrat; wegen seiner in der Schule erhaltenen Preise war ihm die Prüfung ganz erlassen worden.

In der Normalschule trug damals Villemain französische Literatur, Burnouf Latein, La Romiguière Philosophie vor. Hatte der letztere schon einen großen Eindruck auf ihn gemacht, so war ihm der innere Ruf für die Philosophie klar und unwiderstehlich geworden, als er das Jahr darauf in der Sorbonne die Vorträge Royer-Collard's über die Geschichte der modernen Philosophie hörte. Allein sein Vorstand, Guéroult, wollte nichts davon wissen, sondern ernannte ihn zum Repetitor für alte Literatur, in welcher Eigenschaft er Villemain auf seinem Lehrstuhle zu ersetzen hatte; bis zum Jahre 1814 hatte er sowol an der Normalschule als an den verschiedenen Colléges von Paris in allen möglichen Fächern, nur nicht in der Philosophie zu unterrichten, bis endlich der Vorstand des Lycée Bonaparte, der seine Vorliebe für dieses Fach kannte, ihn für dasselbe anstellte und unmittelbar darauf Royer-Collard, der an die Spitze des öffentlichen Unterrichts getreten war, dem jungen Schüler seinen eigenen Lehrstuhl an der Sorbonne, wo er mit so großem Glanze die Systeme der schottischen Schule behandelt hatte, abtrat.

Sein langer unfreiwilliger Aufenthalt in der Normalschule, der ihn oft mit Ungeduld erfüllte, war Cousin's Gesammtbildung ohne Zweifel zu statten gekommen. Die verschiedenen Fächer, in denen er zu lehren und zu lernen hatte, mochten ihm manchmal als Allotria erscheinen, von denen er gern zu seinem Lieblingsthema, dem Ursprung der Ideen, zurückkehrte, aber sie waren eine treffliche Gymnastik für seinen Geist, und seine mehrjährigen Studien in Grammatik und Rhetorik verbargen sich später weder in seinem mündlichen Vortrage noch in dem glänzenden Stil seiner philosophischen Schriften; auch merkt man der Geschmeidigkeit seines Raisonnements nicht undeutlich an, daß er sich früher mit den Kirchenvätern beschäftigt hatte.

Mit dem Stolz des unwiderruflich für den Dienst der Wissenschaft gewonnenen Normalschülers hatte er trotz der Zureden seines Vaters die sehr vortheilhafte Stelle eines Secretärs bei Froschot ausgeschlagen, nachdem er früher schon seiner Mutter zu Liebe auf die militärische Laufbahn verzichtet, für die er sich wie so viele junge Leute seiner Zeit bestimmt geglaubt hatte. Das Kriegsfeuer scheint ihn noch einmal ergriffen zu haben, als er nach Napoleon's Rückkehr von Elba sich unter die royalistischen Freiwilligen aufnehmen ließ. Sonst blieb ihm von diesem Traum seiner Jugend bis in sein Alter nur ein eigenthümliches Interesse an Feldzügen und militärischen Erzählungen. In seinen Mußestunden zeichnete und besprach er gern — freilich seltsam genug für einen Philosophen! — Schlacht- und Marschpläne. Für den praktischen Dienst aber zeigte er in der Folge so wenig Eifer wie ein Royer-Collard, Guizot und Villemain; er ließ sich wie diese 1826 von der Liste der Nationalgarde streichen, hierin unserm Fichte sehr

Digitized by Google

unähnlich, der als Landwehrmann tüchtig exercirte und einmal zu einem über die harten Anstrengungen klagenden Collegen sagte: „Schaffen Sie sich meine Principien an, dann werden Sie auch meine Nerven haben!“

Mit dem ersten Vortrage auf dem Lehrstuhle der Sorbonne war Cousin der glänzendste Erfolg gesichert; bald feierte Frankreich in dem jungen Manne mit der glühenden Beredsamkeit und mit den Geberden eines Propheten seinen größten Lehrer, einen modernen Plato. Seine naive Begeisterung für die Macht der Ideen, für ihren Einfluß auf die Civilisation und die Gesellschaft trug sich wie durch elektrische Vermittelung auf seine Zuhörer über, und noch lebt in manchen die Erinnerung an jene beiden ersten Jahre seiner Lehrthätigkeit, 1816 und 1817, fort. Das Junge Frankreich hing mit fast schwärmerischer Verehrung an den Lippen des Mannes, der als seine Mission verkündigte, auf den Trümmern der sensualistischen Ideologie eine neue Philosophie zu gründen und hierzu eine Allianz mit der deutschen Philosophie zu schließen.

Von der Feder Augustin Thierry's erhielten wir eine begeisterte Schilderung des persönlichen Auftretens Cousin's in seinen Vorlesungen vom Jahre 1819 und 1820: „Cousin trägt ohne Heft vor und sogar ohne Hülfe einer Note; seine Improvisation charakterisirt sich zugleich durch Fülle und Kraft. Er stellt auf neue Weise die hohen philosophischen Fragen und gibt Lösungen, die immer in sehr engem Zusammenhange zueinander stehen. Dieser einheitliche Charakter bei einer großen Ausdehnung des Stoffs gibt seinem Vortrage ein imponirendes wissenschaftliches Ansehen. Während acht Monaten ist ihm seine zahlreiche Zuhörerschaft durch die trockene Wissenschaft vom Menschen gefolgt, ohne einen Augenblick durch die Anstrengungen des Professors noch auch durch ihre eigenen Anstrengungen ermüdet zu scheinen. Den jungen Leuten Geschmack an ernsten Arbeiten eingeflößt, diesen sein eigenes Leben gewidmet, als eine Pflicht der Wissenschaft und seinen Schülern gegenüber zwei kostspielige und mühselige Reisen unternommen zu haben, um fremde Schulen zu besuchen; ein neues Interesse über die schwierige Wissenschaft vom moralischen Menschen zu verbreiten, und an dieselbe als ihre Grundlage die hohen Gefühle der Vaterlandsliebe zu knüpfen, dies sind Ansprüche auf die öffentliche Achtung, welche Cousin mit 26 Jahren besitzt.“

Wie wir aus Thierry's Bericht sehen, war die Neugier und das Interesse der Zeitgenossen durch Cousin's deutsche Reise, durch seine persönliche Bekanntschaft mit den Philosophen Deutschlands und durch seine Ankündigung, die Systeme derselben den Franzosen zu entwickeln und mit ihrer Hülfe ein eigenes System aufzubauen, mächtig angeregt. Nachdem Cousin mit den Sensualisten begonnen, dann bei Royer-Collard die schottische Schule kennen gelernt hatte, studirte er Kant, Schelling und Hegel. In München, wohin er 1818 reiste, machte er die persönliche Bekanntschaft Schelling's, und Hegel, mit dem er gleichfalls verkehrte, hat durch eine böse Aeußerung, die hinfort der Geschichte angehört, das beiderseitige Verhältniß bezeichnet, indem er sagte: „Cousin hat in meinem Bach einige Fischlein gefangen, nur hat er dieselben in seiner Sauce erstickt.“

Renan äußert sich irgendwo folgendermaßen: „Es scheint, die celtische Rasse hat, um ans Licht zu bringen, was in ihrem Schoße ist, nöthig von Zeit zu Zeit durch die germanische Rasse befruchtet zu werden. Die schönsten Offenbarungen der menschlichen Natur sind aus diesem wechselseitigen Verkehre hervorgegangen, der, wie ich glaube, das Princip der modernen Civilisation, die Ursache ihrer Ueberlegenheit und die beste Bürgschaft ihrer Dauer ist. Die ersten Jahre der Restauration waren einer dieser entscheidenden Momente, in welchen auf unsichtbaren Wegen eine neue Welt von Ideen und Gefühlen eindringt. Eine Mauer fiel ein, der Horizont erweiterte sich.... Der größte Irrthum der Kritik ist, den Männern von Genie vorzuwerfen, nicht anders gewesen zu sein als sie waren. Cousin erreichte sein Ziel, das nicht darin bestand, eine eigenthümliche Lehre zu

Digitized by Google

schaffen, sondern den großen Wahrheiten der Moral eine beredte und in gewissem Sinne populäre Form zu geben." Noch fügt Renan bei: „Offenbar hat Cousin Deutschland nur in dem mit seiner Originalität verträglichen Maß gesehen und kennen gelernt. Große Hemmnisse verhinderten ihn glücklicherweise über diese Grenze hinauszugehen." Während Renan aber den französischen Philosophen glücklich preist, der deutschen Philosophie gegenüber seine Selbständigkeit gewahrt zu haben, machte ihm Taine in seinem Buche: „Les philosophes français du XIXme siècle", den Vorwurf, er habe sich durch die deutsche Metaphysik hinreißen lassen und sei gegen seinen Willen und ohne sein Wissen Pantheist geworden; diesen Irrthum habe er durch spätere Injurien gegen die deutsche Philosophie wieder gut machen und im Weihwasser der katholischen Kirche versenken wollen. Wir werden sehen, daß Cousin gegen die angeblichen Irrthümer Kant's den gesunden Menschenverstand zu Hülfe ruft; desselben Bundesgenossen hätte er sich, wie Taine zu meinen scheint, auch gegen Hegel bedienen sollen. Denn obwol Taine in Hegel einen Philosophen anerkennt, in welchem sich Spinoza mit Aristoteles vereinigt und welcher „auf jener von der modernen Erfahrung seit 300 Jahren errichteten Pyramide der Wissenschaften sitzt", so hält er es doch für möglich, ja nothwendig, demselben einen Voltaire und einen Condillac zum Gegengewicht zu geben. Was sich aber aus Taine's wie aus Renan's Aeußerungen klar herausstellt, das ist der große Einfluß, den die deutsche Philosophie auf Cousin und durch diesen auf die ganze philosophische Entwickelung Frankreichs in diesem Jahrhundert ausgeübt hat.

In den Jahren 1819 und 1820 war die Geschichte der Moralphilosophie im 18. Jahrhundert der Gegenstand der Vorträge Cousin's. Nachdem er 1819 die hauptsächlichsten Systeme der sensualistischen Schule und noch die schottische Schule behandelt, widmete er das ganze Jahr 1820 der Philosophie Kant's. Es war fast ausschließlich die „Kritik der praktischen Vernunft" und das Moralsystem Kant's, was ihn zu dem großen deutschen Philosophen hinzog und bestimmte, denselben durch Wort und Schrift bei dem französischen Volke einzuführen.

J. E. Erdmann hat in seinem Werke: „Die Entwickelung der deutschen Speculation seit Kant", die Genauigkeit der Cousin'schen Darstellung anerkannt, und man kann zugeben, daß dieselbe den Franzosen eine doch kaum mögliche Uebersetzung einigermaßen ersetzt. Das Verdienst Cousin's ist um so größer, als die Vorarbeiten auf diesem Gebiete in Frankreich nur sehr ungenügend waren. Charles de Villers, ein französischer Emigrant, der Professor der Philosophie in Göttingen geworden war, hatte 1801 ein durch fortwährende Declamation ungenießbares Buch über Kant herausgegeben. Eine schon etwas bessere Skizze lieferte de Gérando in seiner „Histoire comparée des systèmes de philosophie, relativement aux principes des connaissances humaines" (Paris 1804), und de Tracy übersetzte und benutzte das Werk des holländischen Philosophen und Dichters Kinker in seinem „Essai d'une exposition succincte de la Critique de la raison pure" und in seinen Aufsätzen „De la Métaphysique de Kant ou Observations sur un ouvrage intitulé Essai d'une exposition succincte...", die in den „Mémoires" der Akademie für moralische und politische Wissenschaften abgedruckt wurden. Zu erwähnen ist auch das höchst interessante Kapitel über Kant in dem Werke der Frau von Staël über Deutschland. Der von Stapfer verfaßte Artikel über Kant in der „Biographie universelle" gab besonders eine zutreffende Vorstellung von dem moralischen Charakter der Kant'schen Lehre.

Wie schon bemerkt, war Kant dem französischen Philosophen besonders wegen der Moralphilosophie und wegen des Gegensatzes gegen den zeitgenössischen Sensualismus sympathisch. Wo er den letztern bekämpft, erscheint er ihm als „der würdige Waffenbruder Klopstock's". Kant's wesentlicher Charakterzug ist in seinen Augen das lebhafte

Digitized by Google

Gefühl für Ehrenhaftigkeit, die Geradheit seines Gewissens, das sich gegen die schmählichen Consequenzen des Sensualismus Condillac's und Helvétius' empört. Andererseits freilich erscheint ihm Kant auch wieder als der echte Sohn seiner Zeit, vom Zweifel angesteckt und dem Dogmatismus ebenso feind wie dem Sensualismus. Sein bleibendes Verdienst findet Cousin darin, daß er die Philosophie zwischen den alten Dogmatismus von Leibniz und Wolf und den Sensualismus von Locke und Condillac in die Mitte stellen und gegen die Angriffe des Skepticismus Hume's sichern wollte.

Cousin hat zwar jederzeit Kant als einen der größten Kenner der menschlichen Natur betrachtet, und in seinen Werken eine Fülle der feinsten und tiefsten Beobachtung und Analyse, eine Ueberlegenheit über das Haupt der schottischen Schulen besonders in der Auffassung der menschlichen Fähigkeiten, der Verschiedenheiten wie der Harmonie derselben und ihrer Entwickelungsgesetze gefunden; aber sein Urtheil über die Kantische Metaphysik wurde mit den Jahren immer strenger, je mehr er eben, wie er selbst sagt, „den gesunden Menschenverstand dem Genie vorzuziehen" lernte. Er meint schließlich, „der systematische Theil der verschiedenen Kritiken befinde sich mit sich selbst in einem unglaublichen und fortwährenden Widerspruch".

Cousin kann nämlich durchaus nicht fassen, wie der Idealist Kant, der abgesagte Feind des Empirismus, der zur reinen Vernunft aufstrebt, diese, wenn er endlich in ihren Besitz gelangt ist, wiederum für unfähig erklärt, die Dinge zu erkennen und bis zur Realität zu gelangen. Er findet, daß der Gegner des 18. Jahrhunderts wieder dessen Jünger geworden sei, indem er Gott, Welt, Seele, Freiheit nur für Ideen erklärt, welche die Vernunft gewissermaßen aus sich heraussetze, vermöge der ihr innewohnenden Energie und Kraft hoher Instincte, die trügerisch seien, da die Vernunft, wenn sie sich nicht in das Leere verlieren wolle, niemals die Schranke ihrer eigenen Schöpfungen überschreiten könne. Cousin meint, der Verfasser der „Kritik der reinen Vernunft", der die Metaphysik hätte erneuern sollen, sei hiermit bei dem ersten Satz des ersten Werkes Condillac's angekommen: „Ob wir uns bis zum Himmel erheben oder ob wir in die Abgründe niedersteigen, so können wir doch nicht aus uns selbst herausgehen, und es ist immer nur unser eigener Gedanke, den wir wahrnehmen."

Hiermit ist Cousin dem nicht seltenen Misverständniß verfallen, nach welchem Kant einfach noch in den Banden des Empirismus befangen sein soll, weil er allerdings behauptet, daß wir nur Erscheinungen, nicht die Dinge an sich kennen, daß nur die Erfahrung das Gebiet unserer Erkenntniß sei und daß es eine Wissenschaft des Unbedingten nicht gebe, daß schließlich das menschliche Erkennen sich in die größten Widersprüche verwirre, wenn es transscendent werden wolle. Aber Kant ist ja schon durch die Untersuchung der Verstandesbegriffe über den Empirismus hinausgegangen. Er gab z. B. wie Hume zu, daß die Begriffe Ursache und Wirkung, Wesen und Eigenschaft und die andern Grundbegriffe, in welchen der menschliche Verstand alles denkt, was er denkt, nicht aus der sinnlichen Erfahrung stammen. Er wies nur der Verstandesthätigkeit, welche jene Denkformen zum Erfahrungsstoff hergibt, ein besonderes Gebiet zu; er zeigte jene Denkformen als die dem menschlichen Erkenntnißvermögen immanenten Gesetze, als die nothwendigen, für alle Erfahrung gültigen Bewegungsgesetze des Verstandes. Wir haben somit bei Kant einen Idealismus vor uns, freilich einen kritischen, subjectiven Idealismus, welcher ein subjectives und objectives Element in der Vorstellung unterscheidet und dem erstern keine geringere Bedeutung für das Erkennen zuschreibt als dem letztern; wir haben es bei ihm nicht mit einem dogmatischen Idealismus zu thun, der alle Realität in der Vorstellung aufgehen läßt.

Und dann kann Cousin auch den praktischen Idealismus Kant's, dem die drei praktischen Postulate, das Dasein Gottes, die Unsterblichkeit der Seele und die sittliche Frei-

Digitized by Google

heit entspringen, seine Anerkennung nicht versagen. Er ist ganz damit einverstanden wenn die Ideen, mit welchen die speculative Vernunft nichts anzufangen wußte, im Gebiet der praktischen Vernunft festern Boden gewinnen, wenn die Idee der Freiheit ihre Realität aus der Möglichkeit des moralischen Gesetzes überhaupt, die Idee der Unsterblichkeit die ihrige aus der Möglichkeit der vollendeten Tugend, die Idee Gottes die ihrige aus der nothwendigen Forderung vollendeter Glückseligkeit ableitet. Freilich wenn das Sittengesetz solche Wunder thun soll, so fragt Cousin, ob denn nicht auch die Idee der Pflicht eine jeder Realität entbehrende Idee, ein einfaches Product der Vernunft sein könne, wie in der Metaphysik die Idee der Freiheit und der Seele? Trotz alles wissenschaftlichen „mehr imponirenden als soliden" Apparats bei Kant glaubt Cousin gefunden zu haben, daß man schließlich doch immer im Zeugniß des Bewußtseins die einzige Sicherheit des Sittengesetzes habe; ohne dieses könne man sich kein Sittengesetz mit der von Kant verlangten imperativen Autorität denken, ein Gesetz, das absoluten Gehorsam beanspruche trotz alles Widerstandes der Sinnlichkeit. Cousin schreibt sich unbedenklich das Verdienst zu, entdeckt zu haben, was allen deutschen Kritikern bis dahin entgangen sei, daß nämlich die Kantische Philosophie in ihrem Dogmatismus und ihrem Skepticismus auf einer ungenauen und inconsequenten Theorie vom Bewußtsein beruhe. Kant hätte statt die Ideen in ihrem wirklichen Zustande, in der ihnen von der Abstraction verliehenen Form ins Auge zu fassen, zum Ursprunge des Bewußtseins, zur Quelle der psychologischen Wahrheit selbst zurückgehen sollen. So aber habe er — und dies sei der Grundirrthum seiner Philosophie — die wahre Bedeutung des Bewußtseins verkannt, aus der Idee des Ich eine transscendentale Idee, ein blos regulatives Princip gemacht. Aus diesem angeblichen Grundirrthum seien fast alle Irrthümer der Kantischen Philosophie abzuleiten. Da Kant z. B. nicht anerkenne, daß das Bewußtsein uns mit souveräner Autorität bezeugt, daß wir freie Wesen sind, so habe er aus der Freiheit den Gegenstand eines Kampfes der Vernunft mit sich selbst gemacht, dem man nur entgehen könne, indem man sich an die Moral wende.

Besonders in seiner Schrift „Du Vrai, du Beau et du Bien" tritt die Ueberzeugung Cousin's, daß er Kant widerlegt habe und über denselben hinausgegangen sei, mit aller Naivetät zu Tage. Wenn Kant ungefähr sagt: „Wir kennen mehrere Axiome oder nothwendige Voraussetzungen, z. B. daß jede Eigenschaft eine Substanz voraussetzt, und wir können uns keinen Fall denken, in welchem dieses Axiom nicht wahr wäre, aber vielleicht kommt diese Nothwendigkeit von der Construction unsers Geistes her und wir sind wie Leute die mit grünen Brillen zur Welt gekommen, und die, da sie nur grüne Gegenstände sich denken können, daraus schließen würden, daß nothwendig alle Gegenstände grün sind; ich nenne diese Nothwendigkeit subjectiv, indem ich darunter verstehe, daß sie die Construction unsers Geistes zur Ursache hat; ich verstehe unter Subjectivität eine Nothwendigkeit zu glauben, die nicht aus der Natur der Dinge, sondern unsers Denkens herrührt, und nach mir muß diese Nothwendigkeit uns an den Axiomen zweifeln lassen", wenn Kant dies sagt, so macht Cousin unbedenklich aus „dieser Nothwendigkeit" die Kenntniß dieser Nothwendigkeit und sagt, diese müsse uns an den Axiomen zweifeln lassen. Es gebe Fälle, in denen man diese Kenntniß nicht habe, man habe dieselbe nur, nachdem man nachgedacht habe, man habe sie nicht im Anfange und bevor man nachgedacht habe, also gebe es Fälle, in welchen diese Kenntniß nicht subjectiv sei und in welchen man an den Axiomen nicht zweifeln könne; somit stürze das Kantische System zusammen.

Den Vortheil, den die Annahme mit sich bringt, daß das Bewußtsein eine wesentliche Form des Verstandes sei und eine absolute Gewißheit in sich schließe, weiß Cousin nicht genug zu rühmen. Wenn dieser eine Punkt feststeht, ruft er begeistert aus, dann kann man wol einen Augenblick an allem übrigen zweifeln: man wird doch nach und

Digitized by Google

nach die ganze Summe des dem Menschen nöthigen Glaubens zurückerobern, zuerst den Glauben an seine eigene Existenz, dann den Glauben an alle andern Existenzen, an diejenige Gottes und der Welt! Mit tiefem Bedauern sieht der französische Philosoph, daß Kant mit seinem ungeheuern Irrthum die deutsche Philosophie an ihrer Quelle vergiftet habe. Von da an sei es in Deutschland Mode geworden, die psychologische Methode zu verachten, deren Leuchte das Bewußtsein sei, und eine Wissenschaft herabzusetzen, die doch die erste aller philosophischen Wissenschaften sei, da ohne dieselbe alle andern ihre eigenen Principien nicht kennen. Während die abstracten und hypothetischen Systeme in Deutschland nach seiner Ansicht schmählich untergehen mußten, beglückwünscht Cousin die neue französische Philosophie, die weislich und vertrauensvoll im gesunden Menschenverstande und im Bewußtsein ihren Anker befestigte. Trotz aller spätern Erfahrungen ist Cousin in dem Glauben nicht erschüttert worden, daß auf seiner Seite die absolute Gewißheit, bei den deutschen Philosophen nur Hypothese sei. Er wollte stets in seiner psychologischen Methode eben das unterscheidende Merkmal einer französischen Schule von allen europäischen finden.

Mit Freuden erkennt Cousin aber an, daß Kant der Philosophie ihre volle Unabhängigkeit zurückerobert, daß selbst ein Cartesius seine Stimme nicht so laut für das ewige Recht der Philosophie erhoben habe wie Kant. Der echt philosophische Geist ist bei Kant zu finden, weil derselbe auf der von Cartesius eröffneten Bahn fortschreitet und weil er ein Philosoph des 18. Jahrhunderts ist. „Zeitgenosse der Französischen Revolution, deren Entstehung er begrüßt und deren Principien er angenommen hat, will Kant der Philosophie eine absolute Freiheit erobern; das Recht der freien Prüfung, welches vom ganzen 18. Jahrhundert verlangt wurde, erklärt er für heilig und unveräußerlich." Cousin ist vollkommen damit einverstanden, daß man nach Kant alle Systeme unparteiisch aufnehmen müsse, daß man sich z. B. nicht weigern dürfe, den Scepticismus oder Empirismus zu Worte kommen zu lassen, und daß man dieselben nicht unter dem Vorwande, sie seien der guten Sache schädlich, verdammen dürfe. Bis zu den letzten Consequenzen dieser Voraussetzungslosigkeit ist er aber freilich nie gegangen, und seine Vorliebe kehrt sich mit der Zeit mehr und mehr derjenigen philosophischen Richtung zu, die ihm für die Seelenruhe des einzelnen, die öffentliche Ordnung, die Gesellschaft und den Staat die gedeihlichste schien. Er war, wie einer seiner Schüler richtig sagt, als Philosoph ein Kämpfer wie Rousseau, Diderot, Lamennais, Josephe de Maistre, Saint-Simon, Proudhon; echt französisch machte er aus der Philosophie eine Fahne; dieselbe war für ihn wesentlich ein Krieg der guten Principien gegen die schlechten, des Wahren gegen das Falsche, der gemäßigten Freiheit gegen Despotismus und Demagogie.

In den Schlußbetrachtungen über die „Kritik der reinen Vernunft" faßt Cousin sein Urtheil über Kant folgendermaßen zusammen: „Kant ist der Mann seines Jahrhunderts durch seine Neigung zum Skepticismus in der Speculation, er steht über seinem Jahrhundert, sofern er nicht mit den letzten Folgerungen des Skepticismus übereinstimmt und wenigstens die moralische Ordnung aus dem allgemeinen Schiffbruch retten will. Aus der Zerstörung der Kritik bleibt ihm ein einziger fester Punkt übrig, die Idee der Pflicht; mit dieser Idee will er alles übrige wiederherstellen. Man kann ihn mit jenen großen stoischen Seelen Griechenlands und des entarteten Roms vergleichen, die, abgetrennt von dem erhabenen Dogmatismus eines Plato und Aristoteles, im Hinblick auf die vom Epikuräismus überschwemmte Welt wenigstens diese schmähliche Lehre zurückwiesen und sich in das Heiligthum des Bewußtseins flüchteten. Kant ist ein Stoiker im 18. Jahrhunderts. Wenn seine Metaphysik seiner Zeit angehört, so gehört seine Moral allen Zeiten an, wie diejenige eines Zeno, Chrysippus, Helvidius, Thrasens, Marcus Aurelius. Es ist heute mehr als jemals nöthig, dieselbe unter uns bekannt zu machen und zu ver-

Digitized by Google

breiten, da die Lehre Epikur's, erneuert und verbreitet durch den Geist des 18. Jahrhunderts, durch Helvétius, Saint-Lambert und ihre Schüler, alle großen moralischen Ueberzeugungen zerstört oder entnervt hat. Und doch, wenn diese großen Ueberzeugungen eine Zukunft für jede edle Seele in den Tagen der Knechtschaft sind, so sind sie heute für alle ein Bedürfniß, eine nothwendige Nahrung unter der Herrschaft der öffentlichen Freiheit. Die Moral der Sklaven ziemt sich nicht für ein freies Volk. Auf die Sitten muß sich die neue Regierung, die constitutionelle Monarchie stützen, und wenn die Sitten eines Jahrhunderts großen Einfluß auf seine Metaphysik haben, so muß man auch zugeben, daß die metaphysischen und moralischen Lehren, die in einem Jahrhundert herrschen, einen ernsten und mächtigen Einfluß auf seine Sitten ausüben und sein Geschick in sich schließen."

Die Stellung, die Cousin zu Schelling einnahm, hat er selbst mit folgenden Sätzen bezeichnet: „Nach ihm muß sich die Philosophie zunächst bis zum absoluten Wesen erheben, zur gemeinschaftlichen Substanz und zum gemeinschaftlichen Ideal des Ich und des Nicht-Ich, das sich nicht ausschließlich auf das eine oder das andere bezieht, sondern die beiden in sich begreift und die Identität derselben ist. Diese absolute Identität des Ich und des Nicht-Ich, des Menschen und der Natur ist Gott. Daraus folgt, daß Gott sowol in der Natur als im Menschen ist." Und Cousin fügt bei: „Dieses System ist das wahre", ein Zusatz, den er später strich, als ihm vor dem Vorwurf des Pantheismus bange wurde. Wie tief Cousin aber zu jener Zeit, im Jahre 1828, im Pantheismus stak, kann man aus folgenden einzelnen Sätzen entnehmen, welche die deutsche Philosophie mit Hegel wol für Fischlein aus ihrem Bach erklären konnte. „Die Unendlichkeit oder die Einheit des Raums, die Ewigkeit oder die Einheit der Zeit, die Einheit der Zahlen, die Einheit der Vollendung, das Ideal aller Schönheit, das Unendliche, die Substanz, das Wesen an sich, das Absolute ist auch eine Ursache, aber nicht eine relative, zusammenhängende, endliche, sondern eine absolute Ursache. Nun kann als eine absolute Ursache die Einheit, die Substanz nicht umhin zur Handlung überzugehen, sie kann nicht umhin sich zu entwickeln... Das Absolute ist die absolute Ursache, die absolut schafft, sich absolut offenbart, und die, indem sie sich entwickelt, der Bedingung jeder Entwickelung unterliegt, in die Verschiedenheit, in das Endliche, in das Unvollkommene eintritt und alles hervorbringt, was wir um uns sehen." — „Ist Gott gesetzt als absolute Ursache, so kann er ebendeswegen nicht umhin, zu schaffen, sodaß die Schöpfung aufhört unverständlich zu sein, und daß es ebenso wenig einen Gott ohne die Welt als eine Welt ohne Gott gibt." — „Der Gott des Bewußtseins ist nicht ein abstracter Gott, ein einsamer König, jenseit der Schöpfung auf den verlassenen Thron einer schweigsamen Ewigkeit und einer absoluten Existenz gesetzt, die der Negation der Existenz ähnlich ist; er ist ein Gott zugleich wahr und wirklich, Einer und Mehrere, Ewigkeit und Zeit, Raum und Zahl, Wesen und Leben, Untheilbarkeit und Ganzheit, Anfang, Ende und Mitte, auf dem Gipfel des Daseins und auf seiner niedersten Stufe, unendlich und endlich auf einmal, kurz dreifach, d. h. zugleich Gott, Natur und Menschheit." — „Die Einheit an sich, als absolute Ursache, enthält die Potenz der Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit. Sie enthält dieselbe, aber solange sie dieselbe nicht geoffenbart hat, ist sie nur eine unfruchtbare Einheit. Sobald sie jedoch dieselbe hervorgebracht hat, ist sie eine Einheit reich an ihren eigenthümlichen Früchten, in welcher sich die Vielfachheit, die Mannichfaltigkeit, die Verschiedenartigkeit, das Leben u. s. w. begegnen"... — „Alle Momente des göttlichen Wesens gehen in die Welt über und kehren in das Bewußtsein des Menschen zurück." — „Was ist Gott? Er ist der Gedanke an sich, der absolute Gedanke mit seinen fundamentalen Bewegungen."

Digitized by Google

Was Cousin veranlaßte, mit der Zeit wieder zu seiner psychologischen Methode, zu seiner jungfräulichen, von keiner pantheistischen Ketzerei entweihten Philosophie vom Jahre 1817 zurückzukehren, das war eben sein auf den unmittelbar praktischen, moralischen Zweck gerichteter Sinn. Auch mag Taine nicht unrecht haben, wenn er im allgemeinen glaubt, Hegel werde bei den Franzosen niemals mit dem Rüstzeug seiner Formeln eindringen; dasselbe sei so schwer, daß seine Nachfolger, wenn sie den Rhein zu überschreiten versuchten, sicher seien, in demselben zu ertrinken. Ein Philosoph aber, der wie Cousin von sich selber sagte, er sei nicht sowol ein Philosoph als ein Prediger, seine Philosophie sei nur ein Werkzeug der Moral, er wolle nicht sowol das Wahre entdecken, als um jeden Preis anständige Menschen erziehen, ein solcher Philosoph konnte ohne diese nichts mit einer Lehre anfangen, in welcher Gutes und Böses zusammenzufallen schien, in welcher Gott nicht ein König, nicht eine Person, sondern ein abstractes Gesetz war, in welcher die Unsterblichkeit des Individuums durch die Unsterblichkeit der Civilisation oder der Gattung ersetzt wurde.

Cousin hat nicht nur die Franzosen mit der deutschen Philosophie bekannt gemacht, er hat überhaupt das unvergängliche Verdienst, zuerst in Frankreich zu der Erkenntniß gelangt zu sein, daß die menschliche Vernunft nur durch das Studium des Gesetzes ihrer Entwickelungen begriffen werden kann: er ist der Schöpfer der Geschichte der Philosophie in Frankreich geworden. Er hat nicht nur selbst durch seine Arbeiten die wichtigsten Systeme der Philosophie von den Vor-Sokratikern herab bis auf Kant beleuchtet, sondern er hat auch einem Jouffroy, Rémusat, Bacherot, J. Simon, Barthélemy Saint-Hilaire, Saisset, Bordas, Francisque Bouillier, Ravaisson, Haureau u. a., die seither die Geschichte der Philosophie durch ihre Arbeiten förderten, den Weg vorgezeichnet. Die Theorien freilich, die Cousin selbst über die Geschichte der Philosophie aufstellte, mußten von seinen Nachfolgern bald als unhaltbar aufgegeben werden.

Er bestimmt nämlich den Zweck und die Ergebnisse seiner „Allgemeinen Geschichte der Philosophie" folgendermaßen: „Dürfen wir uns sagen, daß diese Skizze, so unvollständig sie sein mag, in Frankreich die Grundlagen des wahrhaft philosophischen Studiums der Geschichte der Philosophie gelegt hat? Alle Systeme sind in derselben auf vier elementare Systeme zurückgeführt, die so starke Wurzeln in der menschlichen Natur haben, daß dieselbe sie ohne Aufhören wieder erzeugt. In denselben das Wahre und das Falsche, das Falsche, das vorübergeht, und das Wahre, das dauert, zu unterscheiden, aus den Irrthümern Nutzen zu ziehen, indem man die Ursachen derselben, d. h. eben die Uebertreibung des Wahren, die Anmaßung absoluter Principien, die Unvorsichtigkeit und Ueberstürzung des menschlichen Geistes aufzeigt, vor allem die Wahrheiten zu sammeln, welche nothwendigerweise in jedem einigermaßen berühmten Systeme sind, welche dasselbe ins Leben gerufen und gestützt haben, und diese Wahrheiten, losgelöst, gereinigt, gesammelt an das Licht unsers Jahrhunderts zu bringen als echtes Erzeugniß der Zeit, wie Bacon sagt, als das Vermächtniß der Vergangenheit und die Mitgift der Zukunft, dies ist nach uns die Aufgabe des philosophischen Geschichtschreibers, dies ist das Werk oder wenigstens dies ist der Gegenstand des Eklekticismus."

Die großen und vielfachen Unterschiede, welche die sämmtlichen philosophischen Systeme voneinander zu trennen scheinen, wären also in Wahrheit nicht so wesentlich, als man sich vorstellen möchte. Es muß vielmehr der Wissenschaft gelingen, überall die vier dem menschlichen Geist immanenten Grundtypen herauszufinden, den Sensualismus, den Idealismus, den Skepticismus und den Mysticismus; in gewissen Zeiträumen müßten immer und immer wieder dieselben Systeme zurückkehren. Mit diesem Begriff der Geschichte der Philosophie ist der französische Eklektiker ohne Zweifel nur dem Princip seiner Philosophie treu geblieben. Besitzt nämlich, wie Cousin sagt, der menschliche Geist von seinen

Digitized by Google

Anfängen an die wahre und allgemeine Wissenschaft, so muß die Philosophie nothwendigerweise auch von ihren Anfängen an alle wesentlichen Systeme, die sie überhaupt hervorzubringen vermag, aufgestellt haben; die ursprünglich aufgestellten Systeme können so wenig verschwinden, als die Menschheit sich in den folgenden Jahrhunderten jemals eines ganz neuen Systems erfreuen wird; denjenigen, welche nicht das Glück hatten, dem primitiven Zeitalter anzugehören, ist nur das monotone Schauspiel der Ebbe und Flut von Spiritualismus und Sensualismus, von Skepticismus und Mysticismus vorbehalten. Am Ende der Dinge mußte natürlich der Eklekticismus als die Krone der ganzen philosophischen Bewegung erscheinen, da der menschliche Geist während derselben lediglich damit beschäftigt ist, mehr Genauigkeit und Methode in die einzelnen Systeme zu bringen und die Brücken von dem einen zum andern zu schlagen.

Cousin hat mit dieser Theorie zunächst verkannt, daß die Geschichte ein Ineinander von Freiheit und Nothwendigkeit ist, daß sie wie die Natur zwar ein System von Stufen im ganzen darstellt, jedoch im einzelnen sich nicht in die Spanischen Stiefeln einer schematischen Anordnung schnüren läßt, daß der Geschichtschreiber der Philosophie analytisch verfahren, daß er sich begnügen muß, am Ende einer Entwickelungsreihe die neuen philosophischen Errungenschaften herauszustellen. Die Geschichte der Philosophie ist ein Reich der Freiheit einer lebendigen, organischen Entwickelung, und nicht der Schauplatz unabänderlicher und regelmäßig wiederkehrender Naturgesetze.

Ist im allgemeinen der Standpunkt Cousin's als Geschichtschreiber der Philosophie ein unwissenschaftlicher, so zeigt sich uns im einzelnen erst recht der mechanische und künstliche Charakter seiner Methode. Unfähig den ganzen Zusammenhang fremder philosophischer Systeme zu überschauen, ihrer Logik bis in die letzten Folgerungen nachzugehen, ihren lebendigen Geist zu erfassen, hat er sich meist begnügt, je nach flüchtigen Anklängen an seinen Spiritualismus oder an den Sensualismus des vorigen Jahrhunderts Systeme in unnatürlicher Weise zusammenzuzwingen oder auseinanderzureißen. Nominalismus und Sensualismus werden hiernach zusammengeworfen; Wilhelm von Champeaux und Duns Scotus, die Cousin beide für Realisten erklärt, sind nichts als die Erneuerer des Platonismus; der Nominalismus des Roscelin nichts als eine neue Auflage des Sensualismus! Pythagoras, Plato, Plotinus, Carteſius führt er alle in den nämlichen Himmel des Spiritualismus ein, in welchem er selbst thront; Demokritos, Aristoteles sind nur die Vorläufer Condillac's!

Die allgemeinen Anschauungen Cousin's über die Geschichte der Philosophie bilden einen der vier Cardinalpunkte seines philosophischen Systems überhaupt, das wir an der Hand eines gewissenhaften Führers, des Buchs von J. E. Alaux über Cousin's Philosophie, im Folgenden ganz kurz analysiren wollen. Der Uebersichtlichkeit wegen suchen wir eine Art von mezzo termino zwischen Cousin's stark pantheistisch gefärbten Theorien bis zum Jahre 1828 und jenem Spiritualismus, den er seit 1830 immer ausschließlicher zum Schibboleth seiner Schule machte. Cousin unterscheidet zwei Arten der Erkenntniß, eine erste, spontane, und eine zweite, die das Ergebniß der Reflexion ist. Die erste, spontane, inspirirte, natürliche, der Reflexion wie überhaupt dem Handeln der menschlichen Person vorausgehende Erkenntniß, die dem Menschen sein Object gibt, statt daß derselbe es aufsuchen muß, ist unfehlbar, aber dunkel, eher Gefühl als wirkliche Erkenntniß und drückt sich nur in Bildern und Symbolen aus; sie ist die Offenbarung, Quelle der Religion und der verschiedenen Religionen, welche dieselbe auf verschiedene Weise entsprechend dem Seelenzustande der verschiedenen Rassen mittheilen; sie ist göttlich, weil sie nicht das Werk der reflectirenden Thätigkeit des Menschen, sondern das Werk der Natur in dem Menschen ist; als göttlich ist sie wahr; nur freilich ist sie eine poetische Wahrheit, nicht eine philosophische, und man muß ihren Geist unter dem Buchstaben der Symbole ver-

Digitized by Google

stehen. Die zweite Erkenntniß ist das Werk der Reflexion, der Gelehrsamkeit, der persönlichen Arbeit des Menschen; sie muß die erste auslegen, ohne ihr zu widersprechen, sie kann irren; sie ist immer wahr in dem, was sie Positives hat, falsch in dem, was sie Negatives hat; sie ist die eigentliche Philosophie, die zum Gegenstande hat, die Religion auszulegen, dieselbe in die wissenschaftliche Sprache zu übersetzen. Ihr Ergebniß muß immer ein Eklekticismus sein, eine höchste Versöhnung aller frühern Systeme, aus denen die Negationen, die ihre Unterschiede ausmachen, entfernt werden, um sie in ihren Affirmationen, deren Uebereinstimmung die sich mehr und mehr aufklärende Vernunft zu finden hat, zu vereinigen.

Die Methode muß zugleich experimental und rational sein, nicht blos experimental wie bei den Sensualisten des 18. Jahrhunderts, und nicht blos rational wie bei den deutschen Metaphysikern. Cousin sagt in der Vorrede zur ersten Ausgabe seiner „Fragments philosophiques": „Man täuscht sich mit der Behauptung, die wahre Philosophie sei eine Wissenschaft von Thatsachen, wenn man nicht beifügt, daß sie auch eine Wissenschaft des Raisonnements ist; sie beruht auf der Beobachtung, aber sie hat keine andern Grenzen als diejenigen der Vernunft selbst, wie auch die Physik von der Beobachtung ausgeht, aber nicht bei derselben stehen bleibt." Die Psychologie muß also die Grundlage der philosophischen Wissenschaft sein. Diese unterscheidet sich von der neuen deutschen Philosophie durch die Methode, und durch die Anwendung der Methode von der alten französischen Philosophie, die blos die ihr zusagenden Thatsachen beobachtete und die experimentale Methode gleich anfangs dadurch verdarb, daß sie dieselbe vorausgefaßten Anschauungen unterwarf.

Der dritte Cardinalpunkt des Cousin'schen Systems ist die Anwendung der Methode auf die Psychologie. Wer sich selbst beobachtet, findet in sich außer der Empfindung die Vernunft und den Willen. Die Empfindungen sind nicht mit den Vernunftbegriffen zu vermischen, die universeller Natur sind, noch mit den Willensacten, die so oft mit ihnen im Widerstreit sind. Die sinnlichen und rationellen Thatsachen sind nothwendig; für die Willensthatsachen dagegen sind wir verantwortlich. Der Wille schafft keine der sinnlichen oder rationellen Erscheinungen; er setzt dieselben voraus und erfaßt sich selbst nur durch die Unterscheidung von denselben. „Die Sinnlichkeit ist die äußere Bedingung des Bewußtseins, der Wille sein Mittelpunkt und die Vernunft sein Licht."

Die Vernunft ist ihrer Natur nach unpersönlich; ihr Charakter ist das Gegentheil der Individualität, die Universalität und die Nothwendigkeit. Die universellen und nothwendigen Principien lassen sich sämmtlich auf dasjenige der Causalität und dasjenige der Substanz zurückführen, zwei Fundamentalgesetze, aus denen alle andern entsprangen und die sich gleichzeitig in der durch die Vernunft erleuchteten Seele vorfinden. Sie sind absolut und bilden mit der Gesammtheit der von ihnen abgeleiteten Gesetze eine Welt für sich, erhaben über die sichtbare Welt: die intellectuelle Welt, welche die Ideen bewohnen, unterschieden und unabhängig von den Geistern, die dieselben fassen, und von den Dingen, die dieselben realisiren. Alles läßt sich also auf eine Ursache, auf eine Substanz zurückführen, durch die Denkgesetze, die als absolute uns zu einer absoluten Ursache und Substanz führen. In einer absoluten Substanz wohnen die absoluten Principien der Vernunft, oder vielmehr dieselbe erzeugt sie ewig in ihrem Schos und gebiert sie als ihr Wort, denn Substanz und Ursache sind unzertrennlich. Jede Ursache ist Substanz, sofern sie ist, und jede Substanz ist Ursache, sofern sie sich offenbart. Eine absolute Substanz ist einzig. Zwei absolute widersprechen sich, und die absolute Substanz ist eine oder sie ist nicht; jede Substanz ist absolut als Substanz und demgemäß eine. Die auf das Bewußtsein angewandte experimentale Methode gibt also die Vernunft und mit der Vernunft die Gesetze, welche die Vernunft selbst sind, die Principien der Ur-

Digitized by Google

sache und Substanz: die Idee der Substanz schließt die Einheit der Substanz in sich. Die substantielle Causalität ist das Sein an sich; die Gesetze der Vernunft sind also die Gesetze des Seins und die Vernunft ist das Sein selbst. Sie erscheint von jetzt an nicht mehr als ein eigenthümlicher Charakter der Seele, sondern als eine Offenbarung der absoluten und einzigen Substanz in der Seele. Da berühren sich also die beiden Extreme der Wissenschaft, wo die Ontologie der Psychologie die Klarheit zurückgibt, die sie von derselben empfangen hat.

Der Wille ist das Sein der Person. Wollen, Verursachen, Sein sind synonyme Ausdrücke. Das Ich kann nicht für sich sein, ohne sich von einem Nicht-Ich zu unterscheiden, sich nicht von demselben unterscheiden, ohne sich von ihm zu trennen, ohne aus der unpersönlichen Bewegung herauszugehen, um eine eigene und freiwillige Bewegung hervorzubringen. Die Bewegungen der Sinnlichkeit zerstören die Persönlichkeit, statt dieselbe zu constituiren. Der Wille hat zur Bedingung eine Voraussbestimmung seines Objects und eine Ueberlegung, die das Werk der Vernunft und nicht das seinige sind; um sich zu entschließen und unter diesen Bedingungen zu handeln, müßte man sich entschlossen und gehandelt haben auf andere Weise, ohne Ueberlegung oder Voraussbestimmung, d. h. ohne Reflexion, spontan. Der Wille ist also eine reflectirte Activität, die eine spontane Activität voraussetzt. Aber da die reflectirte Activität, sofern sie Activität ist, nichts enthalten kann, was nicht in der spontanen Activität wäre, so ist alles, was von der einen wahr ist, auch von der andern wahr: alle persönlichen Acte, ob spontan oder reflectirt, haben dies gemein, daß sie sich unmittelbar auf eine Ursache beziehen, die nur von sich selbst abhängt, d. h. daß sie frei sind.

Die Freiheit, welche die Spontaneität nicht weniger charakterisirt als der Wille, hat selbst als eigenthümlichen Charakter in ihrem Gegensatz zu den freien Erscheinungen die Unbestimmtheit; sie ist die reine, über alle Bestimmtheiten erhabene Activität, die sich unter verschiedenen Formen offenbart, ohne eine dieser Formen zu sein. Das Ich oder die persönliche Activität, sowol die spontane als die reflectirte, stellt nur die Bestimmtheit der Activität, nicht aber ihr Wesen dar. Die Freiheit ist das Ideal des Ich; das Ich muß ohne Aufhören danach streben, ohne jemals dahin zu gelangen; es nimmt daran theil, ist aber nicht damit identisch. Es ist die Freiheit als Act, nicht die Freiheit als Potenz; es ist eine Ursache, aber eine Erscheinungsursache, und nicht eine substantielle, eine relative und nicht eine absolute.

Mit Recht bemerkt J. E. Alaux in seiner Analyse der Cousin'schen Philosophie zu diesem Punkte: man dürfe nicht außer Acht lassen, daß für Cousin das Ich seinem Wesen nach weder Freiheit oder Ursache, noch Vernunft oder Verstand, noch Substanz oder Sein sei, sondern daß es an der Freiheit, der Vernunft, der wesentlichen, ewigen, absoluten, einzigen und göttlichen Substanz theilnehme. Gott ist Freiheit, Vernunft, Substanz als Potenz, das Ich ist es nur als Act: jede vernünftige und freie Person realisirt in ihrem Theil die verschiedenen Seiten des Wesens Gottes.

Wille und Vernunft sind nicht der Gesammtinhalt der menschlichen Seele. Solange wir nur die Empfindung besitzen, können wir außer derselben und außer uns nichts festsetzen; sie ist nur eine Modification unsers Seins und gibt uns nur sich selbst. Während also die reine Sinnlichkeit uns in die Schranke des Ich einschließt, läßt uns die Vernunft, die sich in uns offenbart, ohne in uns zu sein, und uns bereits aus unserm eigenen Sein heraustreten ließ, uns zu sich erhob und bis zur absoluten Intelligenz, zur absoluten Ursache, zum souveränen Sein führte, auch aus unserm eigenen Sein heraustreten, wenn sie sich auf die sinnliche Erscheinung anwendet und uns in das Sein der Welt versenkt zeigt, wie sie uns gewissermaßen als durch das Sein Gottes constituirt gezeigt hatte. Denn die beiden Principien der Causalität und Substanz, welche

Digitized by Google

die Vernunft selbst sind, führen uns zu einer existirenden, reellen, substantiellen Ursache der sichtbaren Erscheinung; diese Ursache, da sie nicht das Ich ist, existirt außerhalb desselben, fähig in demselben alle Empfindungen hervorzubringen, von denen sie Rechenschaft zu geben berufen ist. „Die äußere Welt ist nur eine Ansammlung von Ursachen, die unsern reellen oder möglichen Empfindungen entsprechen; das Verhältniß dieser Ursachen untereinander ist die Ordnung der Welt. So ist diese Welt aus demselben Stoff wie wir und die Natur ist die Schwester des Menschen; sie ist activ, lebend, belebt wie er, und ihre Geschichte ist ebenso gut ein Drama wie die unserige." Die Kraft ist in der Natur wie im Menschen durch ein Gesetz geordnet, das sich von derselben unterscheidet wie sich in uns die Persönlichkeit von der Vernunft unterscheidet. Wie alle Gesetze der Vernunft und alle Modi der freien Kraft sich auf zwei zurückführen lassen, so lassen sich auch alle regelmäßigen Modi der Action der Natur auf zwei zurückführen, die Expansion und die Concentration, welche die Spontaneität und die Reflexion im Universum sind. Da schließlich ein Gesetz derselben Vernunft, welche die Menschheit und die Natur regiert, jede endliche Ursache und jedes vielfache Gesetz, d. h. jede Ursache und jedes Gesetz der Erscheinung an ein Absolutes knüpft, so knüpft „dieses Gesetz die äußere Welt, wie sie aus Kräften und Gesetzen besteht, an eine Substanz, die, um das Subject der Ursachen dieser Welt zu sein, eine Ursache, und die eine Intelligenz sein muß, um das Subject ihrer Gesetze zu sein". Angewandt auf die Empfindung, führen uns die Beobachtung und die Induction also zu dem Punkte, wohin sie uns, angewandt auf die persönliche Activität und die Vernunft, schon geführt hatten: das Bewußtsein in seiner Dreiheit ist eins, die physische und moralische Welt ist eine, Gott ist einer.

Den Uebergang von der Psychologie zur Ontologie und hohen Metaphysik, den vierten Hauptpunkt der Cousin'schen Philosophie, machen wir durch die Vernunft, die ihrem Wesen nach unpersönlich, durch ihre Offenbarung im menschlichen Bewußtsein aber persönlich ist. In jedem der Fundamentalgesetze der Vernunft, im Gesetz der Causalität und demjenigen der Substanz, wie in jedem der secundären Gesetze, die sich hieran knüpfen, finden sich immer zwei Bestimmungen und ihr Verhältniß: die Einheit, die Vielfachheit und die Einheit in der Vielfachheit, d. h. das Ganze, die Ordnung, die Harmonie; das Unendliche, das Endliche und die Rückkehr vom Endlichen zum Unendlichen. Das Gesetz der Causalität gibt als Correlativbestimmungen die Ursache und die Wirkung; das Gesetz der Substanz gibt die Substanz und die Erscheinung u. s. w. Immer ist die erste Bestimmung nothwendig absolut, die zweite relativ, vielfach. Beide Bestimmungen vereinigen sich durch das Band einer gegenseitigen Nothwendigkeit: keine Erscheinung ohne Substanz, in der sie wohnt, keine Substanz ohne Erscheinung, die dieselbe offenbart, keine Wirkung ohne Ursache, keine Ursache ohne Wirkung. Gott also als absolute Ursache und Substanz handelt nothwendigerweise, um zu schaffen, da er Ursache ist, und offenbart sich nothwendig, weil er Substanz ist; er schafft die Welt, offenbart sich durch die Welt; diese ist die Wirkung und Erscheinung Gottes. Gott ist das Eine, die Welt das Vielfache; Gott in der Welt ist das Eine in dem Vielfachen, das Universum. Gott ist das Unendliche, die Welt das Endliche, Gott in der Welt ist das Unendliche im Endlichen, das Universum. Als Intelligenz ist Gott die dreifache Idee des Unendlichen, des Endlichen und des Verhältnisses beider; als Ursache ist er wiederum an sich selbst das Unendliche in der Welt, in die er übergeht und die ihn nicht erschöpft, das Endliche im Universum, dessen Leben er ist, die Einheit des Unendlichen und des Endlichen. Er ist die Macht oder der Vater; die Welt ist die Erscheinung dieses Seins, das Wort, welches dasselbe ausdrückt, Sohn seiner Macht; das Universum ist das Bewußtsein desselben, das Leben oder der Geist. Dies ist vom philosophischen Standpunkt das christliche Mysterium der Dreieinigkeit.

Digitized by Google

Diese Dreiheit des Endlichen, des Unendlichen und des Verhältnisses beider findet Cousin in der Welt überhaupt, in den Wissenschaften, in der Menschheit und im Menschen selbst wieder. Sehr seltsam ist besonders Cousin's Eintheilung der Geschichte der Menschheit in drei große Perioden, „entsprechend den drei großen Civilisationen". Er stellt fest: „Die unbewegliche Civilisation des alten Orients, durch welche die Menschheit von ihrem Anfang an durchging, Idee der Einheit und des Unendlichen; die bewegliche und ganz freie Civilisation der antiken Aera, Idee der Verschiedenheit und des Endlichen; die moderne Civilisation, welche die unserige ist, vereinigt die beiden Charaktere und offenbart durch diese Schlußsynthese das Verhältniß zwischen der Einheit und Verschiedenheit, dem Unendlichen und Endlichen. Diese drei großen Phasen der Civilisation des Menschengeschlechts hatten zum Schauplatz Länder von dem entsprechenden Charakter: die orientalische Phase hatte die weiten Ebenen Asiens, die antike Phase den unebenen Boden Griechenlands, die christliche Phase, welche jetzt noch fortdauert, was sage ich? welche gestern begonnen hat, wenn man bedenkt, daß sie die Geschichte des Menschen abschließen soll, hat Frankreich." Wenn wir uns von dieser mehr patriotisch-französischen als philosophischen Geschichtsanschauung zu der allgemeinen Theorie Cousin's wenden, so finden wir dieselbe ausschließlich auf seinen Vernunftbegriff basirt. Die unpersönliche, universelle, absolute Vernunft erscheint im Menschen, ohne dem Menschen anzugehören: die menschliche Vernunft ist die Erscheinung der göttlichen Vernunft, der Logos im Menschen. Sie ist die Fleischwerdung des Wortes Gottes. Das ist vom philosophischen Standpunkte das christliche Mysterium der Fleischwerdung. Die Fleischwerdung der göttlichen Vernunft ist nothwendig, immerwährend, universell oder katholisch, sie vollzieht sich in jedem Augenblick des Lebens eines jeden Menschen. Jeder Mensch ist Bruder von Christus, oder vielmehr jeder Mensch ist Christus, nicht sofern er dieses oder jenes Individuum ist, sondern sofern er Mensch ist; Christus ist nicht irgendein Mensch, sondern der Mensch, und jeder von uns trägt ihn in sich. Das im Menschen Fleisch werdende Wort erhebt und veredelt denselben, und dies ist vom philosophischen Standpunkt das christliche Mysterium der Erlösung. Auch sie ist wie die Fleischwerdung nothwendig, immerwährend, universell oder katholisch. Das im Menschen Fleisch gewordene erlösende Wort, göttliche Substanz in menschlicher Form, ist auch der nothwendige Vermittler zwischen dem Menschen und Gott; nur durch Christus, d. h. die Vernunft, das Wort, kann man zu Gott kommen. Das Wort ist die Vernunft des Menschen; das Fleisch gewordene Wort ist der Mensch selbst und es ist Gott; der Mensch und das Wort sind Gott.

Ungefähr so hatten weiland die Alexandriner auch gesprochen. Doch wird es immer sehr schwer sein, den Gesammtcharakter dieser Philosophie überhaupt zu bestimmen, eine Schwierigkeit, die hauptsächlich daher rührt, daß Cousin, nachdem er sich die deutsche Philosophie vollständig assimilirt zu haben scheint, mit einem energischen Entschluß sich wieder umwendet und bei Cartesius oder, um möglichst weit von Spinoza entfernt zu sein, bei Leibniz der Speculation ein „Bis hierher und nicht weiter!" zurufen zu können glaubt. So läßt sich kaum unterscheiden, ob wir es hier mit einem Pantheismus zu thun haben, in dem nur zur Beruhigung ängstlicher Gemüther die doppelte Persönlichkeit des Menschen und Gottes eingeschmuggelt wurde, oder mit einem Deismus à la J. J. Rousseau, der nur neuerdings aus der Rüstkammer Plato's, Cartesius' und Kant's wissenschaftlich aufgeputzt worden. Wenn Cousin dem Vorwurf des Pantheismus besonders durch seine Theorie von der menschlichen Persönlichkeit, vom freien Willen begegnen zu können glaubte, so hat er nur darzuthun unterlassen, wie sich dieser freie Wille mit der absoluten Substanz, mit der nothwendigen Ordnung der Dinge, mit der Vernunft verträgt, welche die Schöpfung nöthig macht und die logisch entstehen läßt was ist. Auch fehlt jede Versöhnung zwischen seinem Pantheismus und seiner Theorie von einem persönlichen

Digitized by Google

und lebendig selbstbewußten Gott. Wie recht hatte doch Goethe, als er zwar eklektische Philosophen, nicht aber eine eklektische Philosophie für möglich erklärte!

Der Versuch, aus allen großen philosophischen Systemen von Pythagoras bis Hegel, aus den Ideen eines Plato, Carteſius, Kant, Hegel, Fichte und Schelling ein neues System mit eigenem Charakter aufzubauen, ist als mislungen zu betrachten. Und wenn man den Spiritualismus als den wesentlichen Charakter der Lehre Cousin's bezeichnet, so halte man denselben doch mit dem Spiritualismus eines Carteſius oder Hegel zusammen, um zu erkennen, wie unklar und unbestimmt der erstere ist, wie er im wesentlichen nur auf eine Reproduction der allgemeinen religiösen Anschauungen der katholischen Dogmen, auf eine Rechtfertigung derselben, auf eine Vermischung mit denselben hinausläuft und den Schatz unsers Wissens über das Verhältniß des Menschen zur Welt nicht um eine einzige neue Idee bereichert. Ganz natürlich! da nach Cousin die Philosophie nur die spontanen und primitiven Ideen des Menschengeschlechts reconstruiren soll, da sie selbst im Grunde von Anfang an „ganz fertig" ist. Frédéric Morin faßt seine Kritik Cousin's in dem energischen Satz zusammen: „Der Eklekticismus ist ein System, das seinen Ausgangspunkt in einer mystischen ebenso wenig beweisbaren als wahrscheinlichen Hypothese über die primitiven Zeiten nimmt, das sodann eine von allen geschichtlichen Zeugnissen widerlegte Geschichte entwickelt und das nach tausend philosophischen Abwegen bei der unbedingten Abdankung der Philosophie selbst anlangt."

Taine hat in seinem Buch: „Les philosophes français du XIXme siècle", sehr scharfsinnig und überzeugend nachgewiesen, wie Cousin die Lücken und Sprünge seines Systems durch stilistische Kunststücke, durch zweideutige, unbestimmte Ausdrücke, unklare Begriffe und Bilder zu überkleistern suchte. Er greift zum Beweise die Begriffe „Bewußtsein" und „Subjectivität" aus Cousin's bekannter, von Schelling wiederholter Vorrede heraus. Eine Stelle daselbst heißt: „Es ist eine von der Beobachtung bezeugte Thatsache, daß sich in demselben Bewußtsein, in welchem es nur Erscheinungen gibt, Begriffe finden, deren regelmäßige Entwickelung die Schranken des Bewußtseins überschreitet und an Existenzen hinanreicht. Hält man die Entwickelung dieser Begriffe auf, so beschränkt man willkürlich die Bedeutung einer Thatsache, man greift also diese Thatsache selbst an und damit die Autorität aller andern Thatsachen. Man muß also die Autorität des Bewußtseins an sich in Zweifel ziehen, oder vollständig diese Autorität für alle vom Bewußtsein bezeugten Thatsachen zulassen." In dem ersten Satz wird die natürliche Bedeutung von „Bewußtsein" verdreht. Die Erscheinungen oder innern Ereignisse sind der Gegenstand des Bewußtseins, sie sind nicht in dem Bewußtsein; das Bewußtsein enthält nicht die Operationen der Empfindung und Erinnerung, sondern nimmt dieselben wahr. Das Bewußtsein enthält ferner nicht die Begriffe oder die Erkenntnisse der Vernunft, sondern bestätigt dieselben; es bildet nicht allgemeine und nothwendige Urtheile, sondern bezeugt, daß wir solche bilden; diese Urtheile sind nicht in demselben wie die Theile in einem Ganzen, sondern vor demselben wie ein Schauspiel vor einem Zuschauer. Indem aber Cousin sagt, daß die Axiome und Vernunftbegriffe im Bewußtsein seien und einen Theil desselben bilden, legt er ihnen die Autorität und die Gewißheit des Bewußtseins bei. Da das Bewußtsein stets für unfehlbar galt, so wird die Vernunft wie durch Ansteckung unfehlbar. Welchen wesentlichen Dienst in den angeführten Sätzen noch der unbestimmte Ausdruck „willkürlich die Entwickelung einer Thatsache beschränken" leisten mußte, leuchtet ein. An einer andern Stelle sagt Cousin: „Mehr als je der psychologischen Methode getreu habe ich mich, statt aus der Beobachtung herauszugehen, noch mehr in dieselbe vertieft, und durch die Beobachtung habe ich im Innersten des Bewußtseins und auf einer Stufe, zu der Kant nicht durchgedrungen war, unter der scheinbaren Re-

Digitized by Google

lativität und Subjectivität der nothwendigen Principien die unmittelbare, aber wirkliche Thatsache der spontanen Wahrnehmung der Wahrheit erreicht und losgelöst, einer Wahrnehmung, die, indem sie sich nicht selbst reflectirt, unbemerkt in die Tiefen des Bewußtseins übergeht, aber hier die wahre Grundlage von dem ist, was später unter einer logischen Form und in den Händen der Reflexion ein nothwendiger Begriff wird." Wir haben schon oben bei der Cousin'schen Kritik Kant's ausgeführt, wie der vermeintliche Sieg Cousin's über Kant sich nur durch die Zweideutigkeit seines Begriffs von Subjectivität ergibt.

Das schärfste Urtheil über die Philosophie Cousin's hat eigentlich einer der wenigen ihr treu gebliebenen Anhänger, J. E. Alaux, ausgesprochen, indem er am Schluß seines Buchs „La philosophie de M. Cousin" erklärt, es gebe nur Ein Heil für die in unserer Zeit verkannte und verachtete Philosophie. Dieselbe müsse nämlich die Literatur verlassen und in die Wissenschaft eintreten, sie dürfe zwar den Stil nicht vernachlässigen, aber sie müsse positiv, demonstrativ werden, streng logisch, analytisch raisonniren, zum Ausgangspunkt eine Thatsache, nicht eine Hypothese nehmen und sich stets auf dem Boden der Thatsachen, der Realitäten halten; sie müsse alle Wissenschaften, die Physik, die Kosmologie, die Physiologie wie die experimentale Psychologie um die Kenntniß der Dinge, deren Verständniß sie suche, und der Realitäten angehen, deren Synthese sie herzustellen sich bemühe. Eine Intuition dürfe sie inspiriren, aber den Stoff ihrer Arbeit müsse sie von der Erfahrung, von der allgemeinen Erfahrung entlehnen. Sogar Alaux gibt mit Renan zu, daß Cousin mehr ein Poet in der Philosophie als ein Philosoph im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sei, daß sein Name mehr die Idee des Talentes, der Beredsamkeit, als die Idee einer bestimmten Art von Speculation erwecke. Mit Recht aber bemerkt Renan, daß das schwerste Bleigewicht für Cousin sein Streben gewesen sei, Meister einer philosophischen Schule in Frankreich zu werden. Welche Vorsicht, welche Zugeständnisse an außerwissenschaftliche Interessen mußte Cousin bringen, um seine Stellung als eine Art philosophischen Papstes zu behaupten! Und wie mußte andererseits der Einfluß, den Cousin in seiner hohen Stellung auf die Entwickelung und Ausdehnung der philosophischen Studien in Frankreich ausübte, mit der Zeit ein Hemmniß für diese werden, da der Meister die selbständigen Forschungen in der Schule eifersüchtig überwachte und da die rechtgläubigen Schüler, die nur in verba magistri schworen, nach und nach sämmtliche bedeutende Plätze in den Lehranstalten, Gerichtshöfen und der Presse Frankreichs besetzten. Auch die Abtrünnigen pflegten ihre Stimme nicht allzu laut zu erheben; es lag ja in der Natur der Sache, daß gegenüber dem philosophischen Eklecticismus Cousin's sich nicht wie gegenüber einem in Grundlage, Methode und letzten Consequenzen einheitlichen philosophischen System eine ungestüme und radicale Opposition bilden konnte. Mit dem Buche von P. Leroux über den Eklecticismus hatte die Opposition zum ersten mal eine etwas lebhaftere Farbe angenommen.

Cousin begnügte sich nicht mit der Ehre, in Frankreich der Meister der eklektischen Schule zu sein, den Eklecticismus oder wie man jetzt sagte, den Spiritualismus zur officiellen Philosophie in Frankreich erhoben zu haben. Wie er die spiritualistischen Philosophen aller Zeiten als Wahlverwandte seiner eigenen Theorien beanspruchte, so suchte er, wo nur irgend unter den Zeitgenossen ein Anklang an sein System sich bemerklich machte, Fäden anzuknüpfen, persönliche Verbindungen einzuleiten, Schule zu machen. Mit Stolz wies er die Gegner in Frankreich auf seine Jünger im Auslande hin. Vor der Pairskammer führte er im Mai 1844 aus, daß selbst in den erzkatholischen Seminarien von Palermo die Philosophie nunmehr auf gleichen Grundlagen wie in den unter seiner Aufsicht stehenden französischen Anstalten gelehrt werde. „Die Philosophie wird

Digitized by Google

dort genau in derselben Weise vorgetragen wie heute in den Colléges von Paris: dieselben Gegenstände, dieselbe Eintheilung, ich könnte sogar sagen derselbe Geist, dieselbe Leitung."

In der That hatte Salvatore Mancino (er ist zwei Monate vor Cousin gestorben) im Benedictinerkloster Santo-Martino della Scala bei Palermo und dann zu Palermo selbst im Collegium Santo-Rocco und im erzbischöflichen Seminar für seine philosophischen Vorträge die Methode Cousin's zur Grundlage genommen und in demselben Geiste 1835 ein Handbuch der Philosophie geschrieben: „Elementi di filosofia per uso del seminario arcivescovile di Palermo", das bis zum Jahre 1857 nicht weniger als 13 Auflagen erlebt hat.

Mancino's Nachfolger in dem palermitanischen Seminar, di Giovanni, theilt uns in seinem Werke: „Salvatore Mancino e l'ecletticismo in Sicilia", einige Briefe Cousin's an seinen sicilischen Jünger mit, die namentlich dadurch großen Werth haben, daß sie uns den Doppelzweck Cousin's darthun, eine philosophische, von dem kirchlichen Einflusse unabhängige Schule zu gründen und die Billigung der katholischen Kirche für seine Methode zu erlangen. Seine Freude über den Beitritt des katholischen Priesters Mancino zu seiner Schule war so groß als sein Eifer, die letzten Besorgnisse desselben wegen der Hinneigung zum Pantheismus zu zerstreuen. Er schreibt im Juni 1837: „Ich antworte trotz meiner Duldsamkeit auf diesen Vorwurf, weil derselbe schwer ist und, wenn er im geringsten verdient wäre, die Aufmerksamkeit der Kirchenbehörde in Italien auf sich ziehen und die Verbannung meiner Philosophie aus den Schulen veranlassen müßte, wo ich dieselbe im Interesse der Religion wie in demjenigen der Wissenschaft eingeführt wissen möchte." Ein Jahr darauf verlangte er dringend, daß Mancino in der neuen Auflage seiner „Elementi di filosofia" die gefährliche Anklage modificire. „Der Pantheismus", schreibt er, „der Fatalismus, d. h. der Atheismus, sind so fern von meinem Gedanken als von dem Ihrigen und es war mir peinlich zu sehen, wie Sie, da Sie doch meiner Absicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, diese Anschuldigung verbreiten, die von vornherein alle anständigen und religiösen Menschen vom Eklekticismus fern halten könnte."

Der unangenehme Eindruck, den dieser pathetische Eifer für die Propaganda des Eklekticismus in der katholischen Kirche und gegen den Vorwurf pantheistischer Anwandlungen erregt, wird durch die Entschiedenheit einigermaßen verwischt, mit welcher Cousin zu gleicher Zeit die Unabhängigkeit der Philosophie gegen die religiösen Eiferer vertheidigte. Er schreibt hierüber einmal an Mancino: „Ich habe meine Jugend angewendet, den Zeitgenossen die Achtung vor dem Katholicismus zu predigen. Ich muß denselben heute die Rechte und die wohlbegründete Macht der Vernunft ins Gedächtniß rufen. Die Mäßigung ist nicht mehr an der Mode in dieser Zeit; aber um so edler ist es, derselben getreu zu bleiben. Wie viel Gutes könnten Sie" (er fordert Mancino auf, sich um den Lehrstuhl an der Universität Neapel zu bewerben) „auf diesem größern Schauplatz stiften, wo Ihr kirchlicher Charakter Ihnen gestattete, Philosoph in Freiheit und Sicherheit zu sein." Cousin war nach dieser Stelle schon damals aus der glücklichen Täuschung aufgestört worden, daß man die Freunde der Religion und diejenigen der reinen Philosophie zugleich befriedigen könne, wiewol er sich sonst rühmen mochte, durch die wissenschaftliche Wiederherstellung des Spiritualismus sich die katholische Kirche dauernd verpflichtet zu haben und mit seiner Theorie von der Vernunft den Fußstapfen eines Augustin, Bossuet und Fénélon gefolgt zu sein. Nach und nach wurde er durch die klerikalen Angriffe gegen seine doch so vorsichtige und besonders später von ihm in eine wahrhaft mittelalterliche Uebereinstimmung mit der Orthodoxie gesetzte Metaphysik belehrt,

Digitized by Google

daß die katholische Kirche zwar am Ende die Philosophie principiell anerkenne, daß sie aber dafür von der Philosophie die Anerkennung ihres eigenen Princips, d. h. die Anerkennung der Wahrheit der Offenbarung und der Unfehlbarkeit der Kirche verlange. In der Praxis insbesondere mußte sich Cousin davon überzeugen, daß die katholische Kirche in Frankreich sich niemals damit befreunden könne, daß Laien, die allen möglichen oder keiner der bestehenden Religionen angehören, zum Unterricht in der Philosophie berechtigt werden.

Statt aber einen offenen Bruch zu wagen, schien unser Philosoph sich mit den Jahren immer mehr von der festen Organisation und der Macht der katholischen Kirche imponiren zu lassen, und er zeigte sich auch hierin von jenem Autoritätsbedürfniß erfüllt, dessen sich so wenige der zeitgenössischen Philosophen in Frankreich ganz zu entschlagen wußten. Er sagte einmal: „Ich ziehe meinen Hut vor dem Katholicismus ab; derselbe hat gewiß noch 300 Jahre im Leibe." Seine Höflichkeiten gegen Rom und den hohen Klerus wurden bald zu warmen Freundschaftsbezeigungen. Rom konnte auf ihn zählen, wenn es sich darum handelte, antiklerikale Einflüsse vom Institut auszuschließen, und derselbe Mann, der seinerzeit die Nachgiebigkeit Villemain's gegenüber dem Episkopat getadelt hatte, blieb unter dem Ministerium de Falloux, das sich die Unterdrückung des Laienunterrichts zur Aufgabe gemacht, Mitglied des höhern Unterrichtsraths.

Man ist wegen dieser schwächlichen Haltung vielleicht allzu streng mit Cousin ins Gericht gegangen und hat ihm geradezu Verrath an der Philosophie aus eigennützigen Rücksichten vorgeworfen. Allein wir bedürfen keineswegs so niedriger Beweggründe zur Erklärung. Außerdem, daß eine Natur wie diejenige Cousin's kaum in der Gefahr bestehen konnte, die mit frühzeitigem Ruhm und Einfluß gegeben war, so scheint er sich ehrlich überzeugt zu haben, daß seinem Schreckgespenste, dem Atheismus, nur eine enge Allianz zwischen der spiritualistischen Philosophie und dem Christenthum die Spitze bieten könne. Ja die Furcht, daß eine allgemeine atheistische Bewegung sich über ganz Europa ausbreiten werde, setzte sich in seinen 15 letzten Lebensjahren dermaßen in ihm fest, daß er sich nicht nur die Hülfe der Kirche gefallen ließ, sondern schließlich in derselben sogar das einzige Heil gefunden zu haben scheint. „Ich habe", sagte er kurz vor seinem Tode zu einem Bekannten, „auf die Abstractionen, die Ideen und die Formeln verzichtet, besonders jetzt, da man mit einem schlechten Rest der Philosophie des 18. Jahrhunderts die weltliche Macht des Papstes, d. h. die Unabhängigkeit der Kirche angreift, die einzige Arche des Heils für den Spiritualismus, die einzige Schranke, die wir in unsern Tagen dem Ueberhandgreifen der Materie entgegensetzen können."

Im Grunde hat Cousin hiermit nur seine Theorie praktisch ad absurdum geführt, daß nämlich Religion und Philosophie zwei voneinander völlig unabhängige Mächte, daß die Religion ein wesentliches und unzerstörbares Element der Menschheit, daß das Christenthum die höchste und tiefste Form der Religion, daß die Philosophie in ihrer Unfähigkeit, die mächtige Wirkung der Religion auf die Seele zu ersetzen, nicht berechtigt sei, die Religion anzugreifen.*) Mit dem Katholicismus speciell als der Form der ab-

*) Einer der hervorragendsten Nachfolger Cousin's in der spiritualistischen Philosophie, Francke, spricht sich in seinen eben erschienenen „Études sur la religion et la philosophie" nicht weniger entschieden als der Meister über die Beziehungen zwischen Religion und Philosophie aus. Auch nach Francke sind beide durch eine undurchdringliche Scheidewand getrennt, wie nahe auch ihre Probleme und Fragen verwandt sein mögen; auch ihm sind Philosophie und Religion zwei Größen, die sich nicht weiter reduciren lassen. Es gibt für ihn keine Religion ohne eine übernatürliche Beigabe, ohne eine Offenbarung, ohne Wunder und Mysterien. Wenn nun die Phi-

Digitized by Google

soluten Religion hatte er sich um so leichter zurechtfinden können, je weniger ihm die geschichtliche Entwickelung des Dogmas wissenschaftliche Scrupel machte. In seinen „Reiseerinnerungen aus Deutschland vom Jahre 1817" ruft er ganz unbefangen aus: „Laßt uns ein für allemal auf die Exegese und die Theologie verzichten! Wir wollen das Christenthum nehmen, wie es aus dem Concil von Nicäa hervorgegangen ist mit dem festgesetzten und vollendeten Dogma der Dreieinigkeit; wir wollen dieses Dogma als solches annehmen, ohne nach seiner Geschichte, Bildung, seinem Ursprunge zu forschen. Gehen wir von der Niederlage der verführerischen, aber oberflächlichen Lehre des Arius aus, von dem Siege des heiligen Athanasius, von dem dreieinigen Gott, den Plato geahnt, den der heilige Augustinus, der heilige Hilarius, der heilige Anselmus, Bossuet und Leibniz mit einer der Vernunft und dem Glauben gleichermaßen genügenden Sicherheit festgestellt haben!" Die historische Kritik, neben den Naturwissenschaften die Basis der modernen Wissenschaft, blieb also für unsern Philosophen ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch.

Die besonders seit der Ermordung des Herzogs von Berri toll gewordene Restauration hatte Cousin 1821 wie ein Jahr darauf auch Guizot gezwungen, den Lehrstuhl zu verlassen, den beide erst nach dem Wiedereintritt Royer-Collard's wieder bestiegen. Cousin war des Jakobinismus und des Atheismus verdächtig. Es versteht sich von selbst, daß Cousin's politische Theorien sehr gemäßigt waren. Dieselben lassen sich ungefähr folgendermaßen zusammenfassen: Er nimmt die Gesellschaft als Princip und als Zweck an; die Regierung ist Mittel der Gesellschaft und muß, um berechtigt zu sein, dem Zweck derselben sich anbequemen. Die Gesetzgeber haben nicht, wie Rousseau und Hobbes wollen, eine Gesellschaft zu schaffen, sondern lediglich zu erhalten; sie dürfen nicht verlangen, daß jeder einen Theil seiner Rechte aufgebe, um an dem gesellschaftlichen Staat theilzunehmen; diese Rechte sind vielmehr die Gesellschaft selbst; es handelt sich nur darum, dieselben sämmtlich zu erhalten, um die Gesellschaft selbst zu erhalten. Die Frage der politischen Gesetze läßt sich also ganz auf die Garantie der socialen Rechte zurückführen, die sich einfach aus dem Zusammensein der Menschen ergeben und von den Menschen als vernünftigen Wesen stets begriffen werden, ob man sie verkündigt habe oder nicht; Garantie der Freiheit, aller Formen der Freiheit, d. h. Garantie der socialen Gerechtigkeit, mit Einem Wort Garantie der Ordnung, das ist die Regierung. Jede Gesammtheit von Einrichtungen, die diesen nothwendigen Bedingungen genügt, ist eine gute Regierung. Cousin schließt hiermit die apriorische Frage nach der besten Regierungsform aus; er ist der Ansicht, daß es genüge, sich unter allen Regierungsformen so zu benehmen, daß die der Gewalt blos zur Aufrechterhaltung der Freiheit überlassenen Kräfte sich nicht gegen die letztere kehren. Die Frage der Garantien hat ihm zufolge vor derjenigen nach den Regierungsformen einen ähnlichen Vorrang wie die Nothwendigkeit vor der Zukömmlichkeit. Die wesentlichsten Garantien sind die nationalen Vertretungen, die Jury, die Nationalgarde, vor allem aber die Garantie der allgemeinen Publicität; die-

losophie dies alles auf natürliche Thatsachen, auf die Gesetze der menschlichen Vernunft zurückgeführt zu haben glaubt, so würde es ihr schlecht anstehen, „den Platz jener entthronten Dogmen einnehmen zu wollen und zu ihrem Vortheil eine Autorität zu beanspruchen, die der übermenschlichen Autorität, von welcher sie dieselben herabgestürzt hat, gleichkommt". Wie wenn nicht nothwendig die auf den beiden verschiedenen Gebieten gefundenen Lösungen der gemeinsamen großen Probleme einander sehr wesentlich beeinflussen müßten, wie wenn nicht nach dem Ausdrucke Fontenelle's die Theologie jederzeit mit der herrschenden Philosophie unterhandelt hätte, und umgekehrt!

Digitized by Google

selben sind nicht Rechte an sich, sondern entspringen lediglich aus dem Rechte der Freiheit, zu dem sie sich als Mittel verhalten. Damit ist das Naturrecht, das Civilrecht, das politische Recht gegeben. Das Strafrecht findet seine Anwendung nur gegen solche, die mit der Verletzung einer Pflicht ein Recht verletzt haben, nicht gegen solche, die blos eine Pflicht verletzt haben, da es Pflichten gibt, die sich nur auf uns selbst beziehen und die man verletzen kann ohne fremde Rechte, ohne die Gesellschaft zu beschädigen. Das Princip der Nützlichkeit ist für die Gesellschaft allein maßgebend und Grundlage und einzige Norm des Strafrechts. Die Strafe kann somit nur den Zweck haben, künftigem Uebel vorzubeugen. Nicht durch physische Strafen, sondern durch moralische Besserung sind die Menschen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, die Rechte der Gesellschaft, die Ordnung, die Freiheit zu sichern.

So wenig staatsgefährlich diese allgemeinen politischen Theorien sein mögen, so sah doch die öffentliche Meinung, welche ohnedies nie vergessen wollte, daß Cousin seinerzeit als Carbonaro in Deutschland verhaftet worden war*), in seinem Hörsaal die große Rüstkammer für das Junge Frankreich, welches mit dem ancien régime abzurechnen im Begriffe stand. Man fand versteckte Anspielungen und Aufreizungen in Sätzen wie der folgende: „Das Menschengeschlecht schreitet von Form zu Form, von Revolution zu Revolution fort, es schreitet nur auf Trümmern fort, aber es schreitet fort ohne Unterlaß; das Menschengeschlecht wie das Universum lebt nur durch den Tod weiter; aber, dieser Tod ist blos scheinbar, da er den Keim eines neuen Lebens enthält. Die Revolutionen, auf diese Weise betrachtet, erschrecken den Freund der Menschheit nicht mehr, weil er jenseit der augenblicklichen Zerstörungen eine fortwährende Erneuerung wahrnimmt, weil er, Augenzeuge der beklagenswerthesten Tragödien, das glückliche Ende derselben voraussieht, weil er beim Anblick des Sinkens und Fallens einer Form der Gesellschaft fest glaubt, daß die künftige Form, welches auch der Anschein sein möge, besser als alle andern sein werde; diese ist der Trost, die Hoffnung, der heitere und tiefe Glaube des Philosophen." Es ist bezeichnend, daß uns die Annalen berichten, bei den Proceßverhandlungen über jenen berühmten Artikel des „Journal des Débats": „Malheureuse France! Malheureux roi!", sei außer dem spätern Herzog von Orleans, damals noch Herzog von Chartres, auch unser Philosoph und Guizot anwesend gewesen. Und es strahlte etwas von dem Märtyrerglanze seines Schülers, des Professors Farey, der auf dem Carrouselplatze für seine Ueberzeugungen starb, auf Cousin selbst zurück. Seine eigene Betheiligung am Sturze der ältern Linie war jedenfalls nur eine sehr mittelbare. Es wird uns berichtet, daß er als Mitglied eines Municipalausschusses stets die erhabenen Worte Vaterland, Muth, Selbstverleugnung im Munde führte, und als einmal einer seiner Collegen sich bei der Provisorischen Regierung um eine Stelle zu bewerben anschickte, eine Philippika gegen die Ehrgeizigen vom Stapel ließ und ausrief: „Wir haben für das Vaterland gekämpft und nicht für Privatinteressen." Zu diesem Eifer bildete freilich später die Menge seiner einträglichen Aemter — er hatte deren nach dem „Almanach von 1835" nicht weniger als zehn — einen Gegensatz, den die Satire nicht auszubeuten verschmähte. Man hat die beißenden Verse Barthélemy's (Némésis) nicht vergessen:

---

*) Auf der Reise, die Victor Cousin mit den Söhnen des Herzogs von Montebello in Deutschland machte, hatte er sich freimüthig über politische Dinge ausgesprochen, war in Dresden auf Vermittelung der preußischen Regierung verhaftet und von da nach Berlin abgeführt worden. Er wurde in Berlin auf das Drängen der französischen Regierung freigegeben.

Digitized by Google

O Cousin, avec l'or que ton âme dévore,
On eût nourri cent ans Socrate et Pythagore,
Et ton divin maitre Platon ...
Poursuis, rhéteur doré; dans nos jours de souffrance
Il faudrait seulement pour affamer la France
Dix philosophes comme toi!

Sein politischer Führer war unter der Juliregierung Thiers, dessen College er als Unterrichtsminister 1840 wurde. Man meldete, daß er in dieser Eigenschaft mit Erfolg auf die kriegerischen Gelüste des Herzogs von Orleans drückte und dadurch die persönliche Antipathie Ludwig Philipp's gegen ihn entwaffnete. Er selbst hat unter seinen vielen in den „Archives philosophiques" und in der „Revue des deux Mondes" abgedruckten Artikeln eine Apologie seines Ministeriums veröffentlicht, in der er sich als ein Hauptverdienst anrechnet, am Collége de France einen Lehrstuhl für die slawischen Sprachen (für Mickiewicz) geschaffen zu haben. Unter dem Kaiserreich war er anfangs der Fahne Thiers' treu geblieben. Allein der glänzende italienische Feldzug versöhnte auch ihn wie so viele andere mit Napoleon III., und er wäre wol als Senator gestorben, wenn ihn nicht die Politik des Septembervertrags wieder oppositionell gestimmt hätte. Die Freude, eine zweite französische Intervention in Rom zu erleben, war ihm nicht mehr beschieden.

Doch kehren wir von dem Politiker zu dem Philosophen, Lehrer und Schriftsteller zurück!

Nachdem Cousin wie Guizot acht Jahre lang durch das Mistrauen der Restauration zum Schweigen verurtheilt gewesen war, brach mit Martignac eine neue Zeit an, und welche Zeit! Villemain schrieb seine „Französische Literatur des 18. Jahrhunderts", Guizot seine „Geschichte der europäischen Civilisation" und Cousin seine „Einleitung in die Geschichte der Philosophie". Der alte Goethe hatte seine Herzensfreude an diesem Dreigestirn. Der feine Beobachter Sainte-Beuve spricht sich als Augenzeuge über jene Zeit folgendermaßen aus: „Drei hervorragende Männer übten damals durch ihren öffentlichen Unterricht den entschiedensten Einfluß auf den Gang und die Richtung der Geister aus, Guizot, Cousin und Villemain: ich habe dieses berühmte Trio häufig mit dem Namen der intellectuellen Herrscher unsers Zeitalters bezeichnet. Guizot hatte mehr die nüchterne und strenge Autorität, Cousin blendete und riß hin, Villemain verstand sich auf die einschmeichelnde Verführung und entfaltete Anmuth. Zwei nur waren damals wirklich beredt. Der dritte, der sie eines Tags übertreffen und Souverän in der Kunst der Rede werden sollte, Guizot, hatte sich nur erst Festigkeit und Genauigkeit des Vortrags zu eigen gemacht." Beim Ausbruch der Julirevolution, die Cousin's Partei ans Ruder brachte, wurde Cousin aber seiner Lehrthätigkeit enthoben und der pädagogischen Abtheilung der Universität zugewiesen, in welcher er bis zur Republik 1848 blieb. Die ihm anvertraute Oberleitung der Normalschule sagte seiner Neigung besonders zu. Hier konnte er sich Schüler nach seinem Herzen bilden und die philosophische Entwickelung Frankreichs durch seine Autorität meistern. Einflußreiche Aemter und Würden wurden auf ihn gehäuft; er war Staatsrath, Mitglied des Unterrichtsraths, der Französischen Akademie (1830), der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften, der Pairskammer (1832).

Im Jahre 1831 machte Cousin im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Reise nach Deutschland und später nach Holland, um das Unterrichtswesen in diesen Ländern kennen zu lernen. Die Früchte dieser Reisen hat er in den beiden Büchern niedergelegt: „De l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne et particulièrement

Digitized by Google

en Prusse" und „De l'instruction publique en Hollande". Seine Zeit war fortan neben seiner amtlichen Thätigkeit mit der Revision seiner philosophischen Werke und mit literarischen und historischen Arbeiten ausgefüllt. Das über seine Werke schon früher Mitgetheilte ergänzen wir hier durch Folgendes.

Die „Introduction à l'histoire de la philosophie" ist aus einer Vorlesung entstanden, in welcher Cousin zunächst nur die platonische oder überhaupt die griechische Philosophie hatte vortragen wollen. Da er es aber für unmöglich hielt, eine einzelne Philosophie zu begreifen, ohne einen allgemeinen Ueberblick über die Geschichte der Philosophie zu haben, so erweiterte er den ursprünglichen Rahmen, verbreitete sich namentlich auch über die Philosophen des vorigen Jahrhunderts und stellte, indem er sich auf die Deutschen stützte, den frühern Lehren sein neues System gegenüber, in welchem sich, wie er in der Folge bekennen zu müssen glaubte, „mehr als eine kecke Behauptung und Ausschreitung der Sprache" fand.*)

Die Gründung seiner eklektischen Schule läßt sich in directer Linie von seinem andern Werk: „L'histoire générale de la philosophie", datiren, in welchem er in der schon früher angeführten Weise alle Systeme auf vier Elementarsysteme zurückführte und aus „dem Vermächtniß der Vergangenheit die Mitgift der Zukunft" herstellen wollte. Sein Leitstern bei den Wanderungen von Athen nach Alexandria, von hier nach Schottland, Königsberg und Berlin ist immer die spiritualistische Idee, die Unterscheidung zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen der Seele als freier Macht und dem Körper, das Recht auf Grundlage der moralischen Freiheit. Und in diesem Werke nahm er zuerst mit aller Entschiedenheit die Mission für sich in Anspruch, den Spiritualismus zu vertheidigen.

Die „Histoire générale de la philosophie" blieb stets sein Lieblingswerk. Den meisten Erfolg aber hatte sein Werk „Du Vrai, du Beau et du Bien", eine populäre Zusammenfassung der spiritualistischen Philosophie. Aus diesem Werke wollte er zugleich den Eck- und Schlußstein seiner philosophischen Schule machen; dasselbe sollte der Jugend zum Gebrauche gewidmet sein, da es die Quintessenz der Philosophie gab, mit Ausschluß der deutschen Philosophie von Leibniz an, während seine „Introduction à l'histoire de la philosophie", die bis auf Herder führte, der zeitgenössischen Wissenschaft den Stoff leihen sollte, die elementare Philosophie zu ergänzen und zu vertiefen. So begierig Cousin dereinst die Analogien der deutschen Philosophie ergriffen, so begeistert er die philosophische Entwickelung Deutschlands als eine der größten Perioden der Menschheit gepriesen hatte, so bange wurde ihm mit der Zeit vor den Consequenzen der Hegel'schen Philosophie, und die unbehagliche Nothwendigkeit, gegen Schelling und die Deutschen überhaupt einen aussichtslosen Kampf für die Oberherrschaft der Metaphysik über die Psychologie zu führen, trieb ihn vollständig in den Schos der vor-Leibniz'schen Tradition zurück. So empfahl er sein Werk „Du Vrai" ohne Unterlaß als mustergültig für seine ganze Schule.

Eine hervorragende Rolle unter den Werken Cousin's kommt noch seinen „Fragments philosophiques" (Paris 1826) zu, in denen er manche seiner Ideen neu beleuchtet hat. Unmittelbar aus seinen Vorlesungen hervorgegangen sind noch seine Bücher: „La philosophie de Locke" (sein solidestes und am strengsten wissenschaftliches Werk), „La philosophie au XVIIIme siècle", „La philosophie écossaise", „La philosophie de

*) Janet, ein Nachfolger Cousin's, entschuldigte die bedenkliche Zuneigung des Meisters zu dem Idealismus eines Schelling und Hegel mit den folgenden Worten: „Tout n'est pas aussi mauvais qu'on le suppose dans la philosophie allemande."

Digitized by Google

Kant". Cousin schien seine philosophischen Werke mit um so größerm Eifer immer und immer umzuarbeiten, je mehr er sich überzeugte, daß er nichts Neues zu denselben fügen konnte.

Nach stenographischen Aufzeichnungen erschienen seine Vorlesungen 1838 unter dem Titel „Cours de philosophie, professé à la faculté des lettres pendant l'année 1818"; eine Gesammtausgabe seiner philosophischen Schriften haben wir in den 1846—48 herausgegebenen 8 Bänden der „Cours de l'histoire de la philosophie moderne", zu denen seine „Fragments philosophiques" in 4 Bänden, seine „Littérature" und seine „Instruction publique" in je 3 Bänden die Fortsetzung bilden. Seine populären Schriften: „Philosophie populaire" und „Justice et charité", waren hauptsächlich bestimmt, den communistischen Bestrebungen des Jahres 1848 entgegenzuwirken. Anzuführen ist noch seine Uebersetzung der sämmtlichen Werke Plato's (Paris 1825—40), die Herausgabe der Werke des Proclus (Paris 1820—27) und des Cartesius (Paris 1824—26).

Den Uebergang von den rein philosophischen zu den literarischen Werken Cousin's bilden seine Arbeiten über Pascal. Der Bericht, den er 1843 bei der Französischen Akademie einreichte, um die Nothwendigkeit einer neuen Ausgabe der „Pensées" von Pascal darzuthun, war zunächst eine philologische Arbeit, allein dieselbe gestaltete sich zu einer sehr warmen Vertheidigung des Rechts der freien Prüfung. Cousin hat Frankreich, wie man wol sagen kann, die „Pensées" zurückgegeben, indem er mit unermüdlicher Geduld und großem Scharfsinn die vielen Entstellungen des ursprünglichen Textes in den zwei ersten Ausgaben nachwies, die allen folgenden als Muster dienten; er hat uns aber auch zugleich das Bild Pascal's selbst restaurirt, indem er uns die Seelenkämpfe desselben, seine bangen Zweifel, seine Schwankungen zwischen dem Dogma und der menschlichen Weisheit aufs neue schilderte. Cousin fand durch Pascal seine Anschauung bestätigt, daß keine wahre Religion ohne etwas Philosophie möglich, und daß der Glaube um so fester sei, je mehr er durch ein tiefes Studium des menschlichen Bewußtseins vorbereitet worden.

Mit dieser Arbeit hatte Cousin Geschmack an den Handschriften des 17. Jahrhunderts bekommen, und die von ihm mit einer Ueberfülle von Details erzählte Lebensgeschichte der Schwester Pascal's, Jacqueline, reizte ihn, eine vollständige Galerie von Porträts aus der Frauenwelt des Zeitalters der Fronde zu schaffen. Besonders die schöne Herzogin von Longueville lockte seine Einbildungskraft, und es wird kaum ein noch so unbedeutendes Ereigniß aus dem reichen Leben dieser Dame geben, das er nicht sorgfältig untersucht und ins Licht gestellt hätte. Das Jahrhundert Ludwig's XIV. wurde mehr und mehr seine Domäne, sein Ideal. In voller Uebereinstimmung mit seiner Geschichtsphilosophie, nach welcher Frankreich alle vorausgegangenen Civilisationen umfaßt und abschließt, scheut er nicht davor zurück, Condé mit einem Napoleon I., Cäsar und Hannibal auf Eine Stufe zu stellen; ein Corneille überragt weit die Trias der großen Tragödiendichter von Hellas, und ein Murillo oder Rafael verschwinden vor der Riesengröße Poussin's oder Lesueur's.

Der Einfluß dieser Beschäftigungen auf den Stil Cousin's war sehr groß. Hatte er früher gesagt: „Le style c'est le mouvement", so befleißigte er sich jetzt aufs ängstlichste, alles Individuelle, Neue, Ueberraschende auszumerzen, seine Einbildungskraft zurückzuhalten und die trockene Einfachheit, Correctheit und Klarheit der Schriftsteller des 17. Jahrhunderts wiederzugeben. Statt Rousseau's waren jetzt Pascal und Corneille seine Muster, und schließlich hatte sein Stil jede Eigenart und Selbständigkeit so vollkommen abgestreift, wie etwa derjenige unserer ciceronianischen Lateiner. Der frische

Digitized by Google

rednerische Schwung von ehedem muß einer frostigen Declamation den Platz räumen, und das einzig Bewundernswerthe bleibt die unvergleichliche Meisterschaft im Aufbau langer und doch klarer Sätze, welche sich Cousin im Reden und Schreiben auch während seiner zweiten Phase bewahrt hat.

Mit seinen Studien über das 17. Jahrhundert war Cousin's Neigung, Bücher, alte Druck- und Handschriften zu sammeln, gewachsen.

Sainte-Beuve erzählt uns hiervon. Derselbe glaubt, de Sacy habe ihm diesen Geschmack eingepflanzt. „Er hatte immer eine der vollständigsten philosophischen Bibliotheken, die vollständigste vielleicht, die vorhanden ist, besessen. Er hat zu derselben die schönste literarische Sammlung von französischen Originalausgaben gefügt, die man sehen kann. Diese mit so viel Geschmack und Liebe angesammelte Bibliothek wird nicht zerstreut werden, er hat dieselbe der Sorbonne vermacht. In diesem alten Gebäude der Sorbonne, das er seit mehr als 30 Jahren bewohnte, hier in den großen Zimmern mit dem ernsten Aussehen, alle gefüllt mit prächtigen Büchern, war es interessant ihn zu besuchen, ihn des Morgens zu hören, wenn er auf- und abging, viel und lebhaft über jeden Gegenstand sprach, mit einer Mimik und dramatischen Formen, die nur ihm eigenthümlich waren."

Victor Cousin ist am 14. Jan. 1867 zu Cannes gestorben, wo er seit mehrern Jahren den Winter zuzubringen pflegte. Nach dem urkundlichen Zeugniß des Arztes war er bis zum letzten Tage seines Lebens im vollen Besitz seiner Geisteskräfte geblieben. Noch am Tage vor seinem Tode arbeitete er mehrere Stunden, obwol er in der Nacht nicht geschlafen hatte und sich über Kopfschmerz beklagte. Er schrieb mehrere Geschäftsbriefe und corrigirte noch Bogen von der neuen Ausgabe seiner Vorlesungen über die Scholastik und Locke. Beim Frühstück beklagte er sich gegenüber Barthélemy Saint-Hilaire über seine Schlaflosigkeit; allein während er noch einige Zeit mit gewohnter Lebhaftigkeit sprach, überkam ihn auf einmal die Schlafsucht mit unwiderstehlicher Macht. Von diesen Erscheinungen erschreckt rief Barthélemy Saint-Hilaire ärztliche Hülfe herbei. Man erschöpfte bis zum späten Abend alle therapeutischen Mittel, um die Resorption des Blutes zu bewirken, allein die Schlafsucht dauerte an, ohne daß der Kranke im mindesten zu leiden schien und ohne daß er nur auf einen Augenblick wieder zum Bewußtsein kam. Er gab andern Morgens um 5 Uhr in den Armen Barthélemy Saint-Hilaire's seinen Geist auf.

Mit Cousin ist abermals eine jener Gestalten hingeschieden, die an der Wiege unsers Jahrhunderts gestanden, anfänglich dessen Trunkenheit und Illusionen getheilt hatten und mit demselben nüchtern geworden sind. Im Beginn seines Wirkens verräth die Heftigkeit, der ungestüme Eifer für Propaganda deutlich den Sohn der Revolution, und in der Folge wird Cousin mit seinem Spiritualismus ebenso der Vertreter des philosophischen Frankreichs in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, wie das poetische durch die Romantiker, das politische durch den Constitutionalismus eines Royer-Collard, Guizot und Thiers vertreten ist.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Technologische Revue.

In einer frühern technologischen Umschau ist des Patents einer pariser Gesellschaft gedacht worden, welches genommen worden ist, um die Intensität des Leuchtgases durch Sauerstoffzufuhr zu erhöhen. Die Erfindung ist nunmehr ins praktische Leben getreten durch Versuche mit vier Gascandelabern auf dem Platze des Stadthauses zu Paris. Dieselben haben alle Erwartungen weit hinter sich gelassen, indem ihr Licht, von der Stärke und Weiße des elektrischen, das der gewöhnlichen Gasflammen vollkommen in den Schatten stellt. Mittels eines besondern Rohres wird nämlich aus einem eigenen Apparat dem brennenden Gase ein feiner Sauerstoffstrom zugeführt, während die Flamme einen Kegel von Magnesia weißglühend macht. Dadurch, daß auf diese Weise das Licht eigentlich von einem festen Körper ausgeht, wird es ungemein ruhig und flackert selbst nicht bei Luftzug. Möglich ward aber die Anwendung des Sauerstoffs zu diesem Zwecke erst durch Tessier de Mothay's Entdeckung, denselben in hinreichender Menge auf die billigste Weise herzustellen. Es geschieht dies durch Erhitzung von manganfaurem Natron in einer eisernen Retorte unter Zuführung von überhitztem Wasserdampf; wird statt des letztern dann wieder ein erwärmter Luftstrom zugeführt, so eignet sich das zersetzte Salz wiederum dessen Sauerstoff an und ist aufs neue zur Gewinnung des letztern tauglich. Diese dauernde Wechselwirkung wird vermittelt durch eine Dampfmaschine; außerdem ist noch ein Gasometer und ein Condensator nothwendig. Die Herstellungskosten des Sauerstoffs betragen nur 75 Cent. per Kubikmeter und erhält man durch seine Anwendung die dreifache Lichtstärke um die Hälfte des Preises gewöhnlicher Gasbeleuchtung. Nach photometrischen Messungen beträgt die Leuchtkraft der Versuchsflammen vor dem Stadthause zu Paris das Sechzigfache des Gaslichtes.

Die Verwendung des Petroleums als Feuerungsmaterial macht immer größere Fortschritte. Versuche der Dampfkesselheizung, welche Adams in Neuyork anstellte, ergaben, ohne daß auf das Verhältniß der Feuerungsanlage zum Kessel Rücksicht genommen wurde, daß bei einem Schiffskessel von 35 Quadratfuß Rostfläche binnen 30 Minuten nach Zulassung des Oels Dampf von Einer Atmosphäre Spannung erzeugt werden kann und der Mittelwerth für die Verdampfungskraft des Petroleums sich zu jener der Anthracitkohle verhält wie 3,4 zu 1. In Boston wurden Versuche angestellt, die Dampfspritzen mit Petroleum zu heizen, und die Resultate übertrafen jede Erwartung; schon sechs Minuten nach dem Anzünden begann die Maschine zu arbeiten und zwar mit höherer Spannung als bei jeder Steinkohlenheizung. Für derlei Maschinen sollte daher die Petroleumfeuerung vor allem eingeführt werden. Man hat es zugleich in der Gewalt, die Flamme augenblicklich auszulöschen, indem man blos den Hahn der Zuflußröhre abdreht. Die Kosten des während des Experiments verbrauchten Oels beliefen sich auf 30 Cents, während Steinkohlen zur Erreichung desselben Effects über 2 Doll. gekostet haben würden. Die Vortheile der Petroleumfeuerung sind: Schnelligkeit der Dampferzeugung; geringere Kesseldimensionen; Beseitigung des Wärmeverlustes, der durch das Eindringen kalter Luft beim Nachschüren der Kohlen entsteht; gänzliches Vermeiden von Asche, Schlacken und Rauch, daher auch des Wegbringens der Rückstände; endlich Ersparung an der Bedienung.

Ein Problem, an dessen Lösung mechanische Grübler schon seit zwei Jahrhunderten arbeiteten, ist die Erfindung einer brauchbaren Rechenmaschine (die erste hat Pascal construirt, 1642; dann versuchten sich daran Leibniz, Babbage, Scheutz, Roth u. a.). Im Jahre 1822 erfand Thomas in Kolmar eine Rechenmaschine; aber es bedurfte der

Digitized by Google

unabläſſigen Arbeit von 42 Jahren, um ſie endlich ſo gut zu vervollkommnen, wie dieſelbe gegenwärtig als ein merkwürdiges Unicum auftritt. Die Thomas'ſche Rechenmaſchine addirt, ſubtrahirt, multiplicirt, dividirt, erhebt zur zweiten Potenz und zieht die Quadratwurzel — alles dies ſehr ſchnell, vollkommen richtig und zwar mit Zahlen bis zu zwölf Ziffern. Sie beſteht aus zwei Theilen, dem feſten Stellwerk und dem um ſeine Achſe drehbaren und nach rechts verſchiebbaren Zifferwerk. Erſteres dient dazu, irgendeine Zahl zu markiren, welche bei einer Umdrehung der nach rechts arbeitenden Kurbel durch Leitung in das letztere übertragen wird und nach Drehung des betreffenden Zifferblattes in deſſen Schaulücke zum Vorſchein kommt. Die weitere Beſchreibung des complicirten Apparats kann hier nicht Raum finden. Beran hat ſich durch Verſuche davon überzeugt, daß es der Thomas'ſchen Rechenmaſchine, vom Erfinder Arithmomètre genannt, an Sicherheit der gewandteſte Rechner nicht gleichthun kann; was die Schnelligkeit betrifft, ſo reicht eine Minute hin für 70 Kurbelumdrehungen, genügt alſo bei weitem für die Multiplication zweier ſechsſtelliger Zahlen, da die Anzahl der hierbei nöthigen Kurbeltouren gleich iſt der Ziffernſumme des Multiplicators, alſo 54 nicht überſteigen kann. Es laſſen ſich aber auch in manchen Fällen bedeutende Abkürzungen anbringen und kann die Multiplication irgendeiner ſechsſtelligen Zahl öfters in zehn und ſogar in fünf Kurbelumdrehungen erledigt werden.

Zur Verhütung des Keſſelſteins in Dampfkeſſeln hat der Amerikaner Baker einen Apparat erfunden, welchen er Anti-Incruſtator nennt. Er beſteht aus einem im obern Keſſeltheil angebrachten Meſſingſtern mit Kupferſpitzen, von dem Blechmantel iſolirt durch einen Halter von Porzellan. Davon läuft ſenkrecht hinab ein Kupferdraht, der ſich in der Mitte rechtwinkelig biegt und in einem Porzellanknopf am Keſſelende mündet. Es ſoll durch dieſen ſcheinbar äußerſt einfachen Mechanismus eine elektriſche Wirkung hervorgebracht werden, auf welche Weiſe, läßt ſich aus der bloßen Beſchreibung kaum erklären. Dagegen ſind zahlreiche unverwerfliche Zeugniſſe aus Amerika und England vorhanden über den vollkommenen Erfolg des Apparats. Der Anti-Incruſtator bewirkt, daß die Kalkſalze des Waſſers ſich nicht als compacter Keſſelſtein, ſondern in feinſter Vertheilung als leichtes Pulver niederſchlagen, das ohne Mühe in gehörigen Zwiſchenräumen aus dem Keſſel entfernt werden kann. Es hat ſich ergeben, daß Keſſel, welche ſchon ziemlich lange mit dieſer Armatur ausgerüſtet waren, ſo rein geblieben ſind wie am erſten Tage. Sollte das Mittel ſich wirklich bewähren, ſo wäre dadurch ein Großes erreicht für alle Dampfkeſſelbeſitzer, nämlich die verminderte Exploſionsgefahr, abgeſehen von der Erſparniß an Brennmaterial, an Reinigungskoſten und Abnutzung.

Eine neue Conſtruction der feuerſichern eiſernen Geldſchränke iſt ebenfalls amerikaniſches Eigenthum. Die Geſtalt derſelben iſt diejenige eines Cylinders; der äußere Theil bildet nur den Mantel für den eigentlichen Schrank, der ſich auf einem Zapfen dreht, ſodaß beim Verſchluß die innere Thür ſich der äußern gerade entgegengeſetzt befindet. Auch die innern Abtheilungen ſind in Zapfen drehbar, wodurch viel Raum gewonnen wird. Geſchloſſen erſcheint der ganze Schrank wie eine maſſive Eiſenſäule. Dadurch, daß zwiſchen Mantel und Kern ein Luftraum iſt, welcher nur durch die beiden Zapfen unterbrochen wird, iſt eine beſondere Garantie der Feuerſicherheit geboten. Noch größer iſt der Schutz gegen Einbruchsgefahr, da ſelbſt nach Zerſtörung des Mantels die innere Thür gar nicht gefunden werden kann, wenn man nicht die Schlüſſel zu der äußern beſitzt.

Der ſchon vor mehrern Jahren durch Toſelli erfundene italieniſche Eisapparat hat in der neueſten Zeit eine Reconſtruction erfahren, welche ihn beſonders geeignet erſcheinen läßt für die künſtliche Eiserzeugung. Dieſe ſogenannte Glacière roulante beſteht aus einem Metallcylinder auf Unterſatz, in welchen zuerſt kohlenſaures Natron, ſodann

Digitized by Google

salpetersaures Ammoniak als Kältegemisch eingetragen wird, worauf dann ein kleinerer, mit dem zum Gefrieren bestimmten Wasser gefüllter Cylinder eingesetzt wird. Darauf wird das Ganze zuerst mit einer Kautschukscheibe, dann mit dem metallenen Deckel verschlossen, der Apparat in einen Sack oder ähnlichen Behälter gesteckt und auf einem Tische leicht hin- und hergerollt. Nach ungefähr zehn Minuten ist der Inhalt des innern Cylinders durch und durch gefroren und bildet eine Walze von schönem klarem Eise. Es kann keinen einfachern, dabei billiger und wirksamer arbeitenden Apparat zur Eiserzeugung geben als diese neue Maschine, welche nur 10 Frs. kostet und mittels welcher man eine Flasche Wasser oder dergleichen in wenigen Minuten zum Gefrieren bringen kann, was bekanntlich mit den seither angewandten Apparaten nicht gut zu ermöglichen war. Mit Verpackung und nebst 20 Kilogramm der Kältemischungssalze kostet der vollständige italienische Eisapparat 25 Frs.

Die Fabrikation von Panzerplatten für Kriegsschiffe und Küstenforts beschäftigt gegenwärtig viele der größten Eisenwerke Großbritanniens und des Continents. In Sheffield hat man es dahin gebracht, Panzerstücke bis zu 15 Zoll Stärke auf dem Walzwerke darzustellen, eine früher unglaublich gewesene Leistung. Die einzelnen Stücke erhalten bei dieser Stärke eine Länge von 20 auf eine Breite von 4 Fuß, und die Herstellung derselben durch cyklopische Schweißfeuer und ungeheuere Streckmaschinen ist eine staunenswerthe Riesenarbeit. Aus einem einzelnen Eisenblock eine derartige Platte herzustellen, ist unmöglich, man verbindet daher mehrere dünnere, übereinandergelegte Platten zu einem Ganzen. Um aber eine innige Verbindung zu bewerkstelligen, werden zwischen die einzelnen Platten kleine Würfel von leichtschmelzbarem Gußeisen gebracht, wodurch eine unterbrochene Schichtung erreicht wird, deren Zwischenräume von den Ofenflammen durchstrichen werden können, sodaß der ganze Satz in gleichmäßige Gluthitze gebracht wird. Das Gußeisen der Würfel wird dabei flüssig und dient gewissermaßen den alsdann sich fest aufeinandersetzenden Platten als Löthstoff. Sobald dies geschehen, rollen sie auf Schienen unter das Walzwerk, welches sie unter immer engerer Stellung der Walzen so lange hin- und herpassiren, bis das ungeheuere Stück auf die Dicke von 15 Zoll zusammengepreßt ist, wozu eine Viertelstunde Zeit gehört. Die Herstellung einer einzigen solchen Platte erfordert einen Heizmaterialaufwand von 5000 Ctrn. Kohle und die Arbeit von ungefähr 200 Personen.

Eine neue Legirung, künstliches Gold genannt, hat in England die Beachtung auf sich gezogen, besonders weil man sie werthvoll für Zinn- und Kupferarbeiten hält. Dieselbe besteht aus reinem Kupfer (100 Theile), reinem Zinn (17), Magnesia (6), gewöhnlichem Weinstein (9), Ammoniaksalz (3,6) und ungelöschtem Kalk (1,6). Das Kupfer wird zuerst geschmolzen, dann werden der Kalk, die Magnesia, das Ammoniaksalz und der Weinstein hinzugefügt, jedoch nur immer wenig auf einmal, und hierauf wird das Ganze ungefähr eine halbe Stunde lang lebhaft umgerührt, sodaß eine vollständige Mischung entsteht, worauf man das Zinn in kleinen Körnern auf die Oberfläche wirft und umrührt, bis es gänzlich geschmolzen ist. Der Schmelztiegel wird nun zugedeckt und die Schmelzung etwa 25 Minuten lang unterhalten, worauf der Auswurf abgeschäumt wird und die Legirung zum Gebrauch fertig ist. Sie ist ganz schmiedbar und dehnbar, sie kann gezogen, gestampft, getrieben, in Pulverform oder in Blätter geschlagen werden wie Goldblatt. In allen diesen Zuständen ist sie selbst durch gute Kenner vom Golde nicht zu unterscheiden, außer durch ihr geringeres specifisches Gewicht. Diese Legirung wird bereits vielfach angewendet.

Zur Abhülfe der großen Noth, welche infolge vorausgegangener Misernten in vielen Ländern, am härtesten in Ostpreußen herrscht, hat auch die Chemie einen wichtigen Beitrag geliefert, J. von Liebig war es, welcher an eine bekannte, aber wenig geübte Me-

Digitized by Google

thode der Brotbereitung erinnerte, durch welche das danach hergestellte chemische Brot viel nahrhafter und aus demselben Quantum Getreide eine weit größere Menge an Nahrungsstoffen erhalten wird als auf die gewöhnliche Weise. Im wesentlichen besteht das Verfahren darin, daß die Körnerhülsen, die Kleie, welche gerade die stickstoffhaltigen, fleischähnlichen, also nahrungskräftigsten Bestandtheile der Körner enthält, nicht aus dem Mehl geschieden, sondern möglichst fein gemahlen mit demselben verbacken wird. Außerdem unterbleibt die Gärung des Brotteiges mittels Zusatz von Fermenten, wohingegen Kochsalz, doppeltkohlensaures Natron und einige Tropfen Salzsäure mit dem Mehle vermengt werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß man durch dieses Verfahren ein ebenso nahrhaftes, leichtverdauliches als wohlschmeckendes Brot erhält. Es können mit demselben auf je 1000 Individuen 120 mehr vor dem Hunger und seinen Folgen geschützt werden als mit Brot aus Mehl, von welchem die Kleie abgesondert ist, bei gleichem Kornverbrauch. Wichtig ist auch, daß bei der allgemein verbreiteten Anwendung von Sauerteig bei der Brotbereitung stets eine Menge von Pilzsporen in das damit hergestellte Brot gelangt, welche dann Veranlassung werden, daß dasselbe von innen heraus schimmelt, ein Vorgang, welcher bei dem chemischen Kleienbrot niemals statthaben kann.

Zu den vielen Surrogaten der Hadern bei der Papierfabrikation ist neuerdings auch die Espartofaser getreten. Vielfach verwendet man jetzt schon in England und Schottland die Faser des Esparto oder spanischen Grases zu Papierzeug an Stelle der Lumpen, jedoch nicht allein, sondern etwa zur Hälfte mit letztern vermischt, weil bei der Kürze der Grasfaser das Papier sonst leicht brüchig werden oder reißen würde. Ihre chemische Zusammensetzung ist die folgende: Holzfaserstoff 56,28; Stärke, Gummi und Harz 22,37; Eiweißstoffe 5,46; Oel 1,23; Asche 5,04; Wasser 9,62. Das gereinigte Gras wird mit Natronlauge behandelt und die gebrauchte Lauge entweder mit holzartigen Aufsaugstoffen wie Sägespäne u. dgl. eingedampft, um die Soda wiederum daraus zu gewinnen, oder in großen Gruben gesammelt, aus welchen sie allmählich im Boden versickert. Sie in Flüsse laufen zu lassen, ist nicht rathsam, weil dadurch die Fische absterben. Es werden die meisten schottischen Zeitungen gegenwärtig auf Espartopapier gedruckt.

Ein Compositionsstoff für Gefäße und plastische Ornamente verschiedener Art, welcher von Paris aus Eingang nach Deutschland gefunden hat, ist der sogenannte Carton pierre, was man mit Steinpappe übersetzen könnte, wenn man mit letzterm Worte nicht schon einen andern Begriff verbände. Die Composition besteht aus gestampftem Papier, Kreide und Gummi; sie hat den Vorzug, daß sie sich nach gehöriger Anfeuchtung in jeden beliebigen Winkel biegen oder in Hohlformen eindrücken läßt; nach dem Trocknen wird sie so hart wie Holz und bedarf nicht, gleich Gips oder Papiermaché, eines Untergrundes zum Bemalen und Vergolden. Gerade das Grundiren zur echten Vergoldung raubt die meiste Zeit und verlangt bei feinern Werken die Nacharbeit eines geschickten Modelleurs. In Paris wird der Carton pierre für die plastische Decoration der Wohnungen mit Vorliebe verwendet, und ersetzt glücklich Stucco, Leinwandcachirungen und Papiermaché. Der Preis des Carton pierre ist allerdings etwas höher als derjenige von Abgüssen in genannten Materialien; durch die weit einfachere und billigere Vergoldung gleicht sich aber der Unterschied wieder vortheilhaft aus. Die aufgelöste Masse wird als vorzügliches Bindemittel zum Befestigen auf Holz und Mauerwerk benutzt; die kleinen und feinen Ausläufer der Ornamente, Ranken u. s. w. werden durch eingelegten verzinnten Draht befestigt. Ein besonderer Vorzug des Carton pierre ist, daß sich kein Ungeziefer darin festnistet wie im Papiermaché.

Im Mittelmeer kommt in großen Mengen eine Gasteropodenspecies aus der Familie der Rückenkiemer vor, der Seehase, Aplysia depilans, welchen man zur Gewinnung natürlicher Anilinfarbstoffe auszunutzen begonnen hat. Das Thier sondert nämlich

Digitized by Google

willkürlich aus einem blasenartigen Organ flüssiges Anilinroth und Anilinviolett von hohem Concentrationsgrade zu seiner Vertheidigung ab, indem es durch das Ausspritzen des Farbstoffes das Wasser trübt, sodaß es seinen Feinden zu entgehen vermag; diese werden aber auch zugleich durch den übeln Geruch und die Gifteigenschaft des Stoffs betäubt. Es ist nicht unmöglich, daß man in diesem Farbstoffe den echten Purpur der Alten gefunden, nach welchem man bisher so lange vergeblich geforscht hat. Das Thier nährt sich hauptsächlich von Algen; an der portugiesischen Küste kommt es in so ungeheuern Mengen vor, daß die bei Stürmen an das Gestade geworfenen Leiber weithin die Luft verpesten. Größere Exemplare der Seehasen liefern bis 2 Grammen trockener Farbensubstanz von großer Intensität.

Zur sonst schwierigen Aufbewahrung und Neubelebung der Hefe hat man in neuerer Zeit Glycerin mit bestem Erfolge verwendet, und zwar, indem man ein Achtel ihres Volumen mit Glycerin mengt, oder die Preßhefe, mit Glycerin übergossen, an trockenem Orte aufbewahrt. Sonst ist es zur längern Erhaltung der Hefe auch genügend, sie auszuwaschen, mit so viel Zucker zu vermischen, daß sich Sirupconsistenz bildet, und die Masse in einen guten Keller zu stellen. Zur Neubelebung lässig gewordener Hefe, sodaß dadurch wieder ein rasch wirkendes Ferment erzielt wird, hat Artus vorgeschlagen, je 100 Gewichtstheile alte Hefe mit einer Lösung von 30 zertheiltem Grünmalz und 60 bis auf 55 Grad erwärmtem Wasser zu übergießen, und 24 Stunden in einem bedeckten Gefäße an mäßig warmem Orte unter öfterm Umrühren stehen zu lassen; nach Verlauf dieser Zeit wird die Flüssigkeit abgeseiht, mit 3 Proc. vom Gewicht der zu regenirenden Hefe guter Bierhefe vermischt und 6 Stunden an einem mäßig erwärmten Ort hingestellt, worauf dann die alte Hefe zugesetzt wird.

Vieles Aufsehen macht in Großbritannien der neue Foxstahl. Es soll nämlich in dem bekannten Eisenwerk von Fox, Head u. Comp. eine Methode der Stahlerzeugung erfunden worden sein, welche ein Product liefert, das den Bessemerstahl weit übertrifft. Auf die neue Art dargestellter Stahl soll nur um 15 bis 20 Proc. theuerer sein als gewöhnliches gutes Eisen. Die Bruchflächen eines Blocks von jenem Metall zeigten ähnliche Bildung wie die Flächen der feinsten sheffielder Stahlwerkzeuge. Die Billigkeit des so gewonnenen Metalls soll es ermöglichen, das Eisen künftig in ausgedehntem Maße zu ersetzen, namentlich im Schiffsbau. Hier möge sich die Notiz anreihen, daß man in Oesterreich bemüht ist, dem daselbst in besonderer Güte erzeugten Bessemerstahl die gleichen Wege zu eröffnen; es hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche einen Preis ausschreibt für das erste inländische aus Stahl gebaute Seeschiff.

Unter einer Menge von neuen Maschinen, Apparaten und technischen Verfahren bezeichnen wir folgende als besonders der Beachtung werth: Feines Petroleum wird unter dem Namen „Vulcan-Oel" als Schmiermittel für Maschinen angeboten und soll sich als solches vorzüglich bewähren, da es fast gar keinen Schmutz ansetzt und billiger ist als die gewöhnlichen Schmiermittel. Einen Apparat zur Essigprüfung hat Herb in Pulsnitz angegeben, wobei Kalkwasser die Probeflüssigkeit bildet („Polytechnisches Journal", Nr. 186). Künstliche Perlen erzeugt E. Meyer in Paris aus Papier, Zeugstoffen u. s. w. durch Behandlung derselben mit Gummilösungen und Absonderung in Tropfenform („Mechanical Magazine", Nr. 2237). Eine neue Goldwage hat Dr. T. Place in Neudietendorf bei Gotha construirt, welche nicht blos anzeigt, ob die Münze vollwichtig sei, sondern auch zugleich ihren Goldwerth angibt („Deutsche Industriezeitung", Nr. 393). Einen neuen Cement endlich hat Sorel in Paris entdeckt, den Magnesiacement, ein basisches Chlormagnesium mit Hydratwasser, der erhalten wird, wenn man gebrannte Magnesia mit einer mehr oder weniger concentrirten Lösung von Chlormagnesium anrührt, und der um so härter wird, je dichter diese Lösung ist. Die

Digitized by Google

Kuhmelkmaschine von Colvin aus Neuyork besteht aus einer durch irgendwelche Kraft betriebenen Pumpe, die das Wasser in einem mit dem eigentlichen Melkapparat in Verbindung stehenden Rohre in abwechselnd hin- und hergehende Bewegung versetzt. Der Melkapparat besteht in einem Gefäße, das horizontal durch eine Kautschukscheibe getheilt ist, und auf der Oberseite vier kegelförmige Röhren trägt, an welchen Kautschukschläuche befestigt sind, die sich dicht den Zitzen der Kuh anschließen. Durch den abwechselnden Wasserdruck wird die Scheidewand hin- und hergezogen und dadurch ein Streichen mit Saugen verbunden hervorgebracht, ganz ähnlich dem Saugen des Kalbes. Die herausgeflossene Milch, welche durch Ventile am Rücktritt gehindert wird, läuft sofort in die Eimer. Ein passendes Gestell sichert das richtige Anbringen des ganzen Apparats („Neuyorker Handelszeitung"). Eine Maschine zum Entleeren der Coaksöfen hat Detombay zu Marcinelle in Belgien angegeben; sie besteht im wesentlichen aus einer dreigleisigen Eisenbahn längs der Coaksöfen, auf der eine Zahnstange mit Druckplatte sich bewegt, die durch ein Getriebe mittels Dampfkraft regiert wird („Mittheilungen des niederösterreichischen Gewerbevereins", Nr. 109). Die Ziegelmaschine von Douglas in Chicago verarbeitet den Lehm ohne Vorbereitung zwischen Walzen und preßt ihn durch Cylinder in die Formen; sie soll stündlich 7500 fertige Ziegel liefern („Deutsche Industriezeitung", Nr. 5). Eine Farbenreibmaschine für lithographische Anstalten von Lemercier in Paris ahmt mit Reibern die Handreibung auf das genaueste nach und soll ganz vorzügliche Farben liefern („Lithographia", Redaction in Hamburg). Bautrin in Paris hat eine sehr schöne Handhobelmaschine für Metall construirt, welche an jedem gewöhnlichen Schraubstock angebracht werden kann („Hessisches Gewerbeblatt"). Einen Schleifapparat für Schermaschinen, der eine wesentlich billigere, dauerhaftere und exactere Herstellung der Schneidzeuge, mithin auch Vortheile und Ersparnisse beim Scheren des Tuches selbst ermöglicht, und deshalb für die Tuchfabrikation von hohem Werthe ist, fertigt R. Hartmann in Chemnitz nach dem Patent von Höhne in Görlitz. Malzdarren mit Schneckenbewegung, welche bedeutende Vorzüge den durchlochten Blech- und Metallgeweben gegenüber besitzen sollen, hat Weinberger construirt („Génie industriel", XXXIV, 197). Weingeistlampen mit verstärkter Flamme (Réchauds à esprit de vin flamme forcée) zum Kochen, Löthen u. s. w. fertigt Lang in Montreuil-sous-Bois in wirklich praktischer Construction, welche allgemeine Verbreitung in Haushaltungen und Werkstätten verdient (genaue Beschreibung in den „Industriellen Blättern", 1868, Nr. 11; Bezugsquelle Warmbrunn u. Comp., Berlin, und Hoffspengler Reiß in Wien; letzterer hat die Lampe wesentlich verbessert). Teppichstrecker und Nagler nennt sich ein praktisches amerikanisches Werkzeug von Brown, das den Fußteppich anspannt und zugleich festnagelt, ohne daß der Arbeiter sich dabei zu bücken braucht (Burchardt's Bericht in der „Neuyorker Handelszeitung"). Verbesserungen in der Stearinsäurefabrikation hat der berühmte Milly in Paris eingeführt durch Einwirkung von concentrirter Schwefelsäure unter hoher Temperatur bei der Verseifung, wodurch die höchstmögliche Ausbeute an festen Fettsäuren gewonnen wird; es soll dies der größte Fortschritt in der Fabrikation seit 15 Jahren sein („Bulletin de la Société d'encouragement"). Einen neuen Apparat zur Stearinsäuredarstellung gab Léon Droux in Paris an („Polytechnisches Journal", Nr. 187). Endlich hat man in dem Melen, einer Paraffinsubstanz, ein lange gesuchtes Schmiermaterial für Maschinen gefunden, welches über 3—400° C. unveränderlich und dabei so wohlfeil ist, daß es im Großen zu verwenden ist; damit ist einem wirklichen Bedürfniß abgeholfen.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage.

Dritter Artikel.

Die Zeit nach dem Kriege von 1866 bis zum Eintritt der Verwickelungen wegen Luxemburgs.

1) Die handelnden Factoren. Rückblick auf das Verhältniß Frankreichs zu Italien kurz vor dem Kriege. Intriguen gegen die preußisch-italienische Allianz. Lamarmora. Ricasoli und Visconti-Venosta. Verhalten Italiens gegenüber der Cession Venetiens an Frankreich. Schwankungen in der Haltung Napoleon's. Sein Separatvertrag mit Oesterreich und die Sendung des Generals Leboeuf. Rückwirkung der Vorgänge in Italien auf die Stimmung in Frankreich. — Die neuen Verhältnisse in Deutschland. Beleuchtung des Prager Friedens in seinen das Verhältniß Deutschlands zum Auslande berührenden Bestimmungen. Die französischen Compensationsforderungen. Entlassung des Ministers Drouyn de Lhuys. Herstellung des Friedens in Deutschland. Die Schutz- und Trutzbündnisse Preußens mit den süddeutschen Staaten. Napoleon's Brief vom 12. Aug. 1866. Rückschläge der Napoleonischen Politik in Amerika. Beginn einer neuen Phase in der politischen Laufbahn des Kaisers.

Bis zum Frühling des Jahres 1867 trat Oesterreich, von seinen innern Angelegenheiten vollauf in Anspruch genommen, auf dem Gebiete der großen Politik gänzlich zurück; das Schwert hatte die wichtigsten und schwierigsten der europäischen Fragen gelöst, an denen seine Interessen unmittelbar hafteten. England und Rußland beharrten in der zurückhaltenden Stellung, die sie angesichts der Vorgänge in Mitteleuropa schon während der letzten Jahre eingenommen hatten, sodaß also einstweilen nur Frankreich, Deutschland und Italien auf der politischen Bühne einander gegenüberstanden. Nicht lange nach dem Kriege trat auch Italien in den Hintergrund, und die Wage der europäischen Politik schwankte während einer Reihe von Monaten fast ausschließlich zwischen Deutschland und Frankreich. Diese kurze, für die Politik Napoleon's III. an charakteristischen Momenten überaus reiche Periode nimmt unser Interesse vorwiegend in Anspruch.

Wenden wir zuvörderst den Blick auf Italien, wo sich die stolzen Hoffnungen, welche ganz Frankreich an die von seiten Oesterreichs erfolgte Anrufung der Vermittelung Napoleon's knüpfte, zuerst als bei weitem zu hoch gespannt erweisen sollten. Italien war von vornherein der Angelpunkt, an dem Napoleon's Politik festhielt, um sich einen möglichst belangreichen Einfluß auf den Gang der Dinge zu sichern. Hier hatte er längst die Hand im Spiele, ehe Oesterreich seine unmittelbare Einmischung anrief. Um dies Verhältniß, soweit dies zur Zeit überhaupt möglich, klar zu stellen und gleichzeitig Italiens Stellung zu Preußen näher zu beleuchten, bedarf es eines Rückblicks auf die Zeit vor dem Kriege.

Italiens leitender Minister war zu jener Zeit der General Lamarmora, dessen Politik stets vorwiegend von der Rücksicht geleitet war, die guten Beziehungen zu Frankreich nicht zu trüben. Von dem Emancipationsdrange der Nation wurde er wenig berührt,

Digitized by Google

das lebhafte Verlangen aber, in den Besitz Venetiens zu gelangen, theilte er mit ihr. Daß er aber den Weg der Eroberung, den das Volk Italiens als den einzig richtigen erachtete, auch seinerseits für den wünschenswerthesten angesehen hätte, ist mehr denn zweifelhaft. In einer an den italienischen Gesandten in Berlin, Grafen Barral, gerichteten Depesche vom 3. April, durch welche Lamarmora den dort weilenden General Gavone ermächtigte, ein Bündniß mit Preußen zu schließen, hieß es zwar, daß er unter allen Lösungen, welche in jüngster Zeit für die venetianische Frage vorgeschlagen worden seien, diejenige für die beste erachte, die darauf hinweise, „einen Unabhängigkeitskampf an der Seite derjenigen Macht zu führen, welche die Zukunft des deutschen Volkes vertritt, und zwar im Namen eines identischen Nationalprincips", — seit jener Zeit aber sind Dinge in die Oeffentlichkeit gedrungen, die den Verdacht rege machen, daß Lamarmora auch andere Wege nicht verschmähte.

Zu Anfang des Jahres 1867 brachte eins der bedeutendsten Blätter Norddeutschlands, die „Weser-Zeitung", eine Correspondenz aus Wien, welcher zufolge ein dort ansässiger Vertreter des Hauses Rothschild in Florenz, der schon früher als Agent des wiener Cabinets zur Vermittelung der geheimen Beziehungen desselben mit Italien fungirt hatte, noch wenige Tage vor Abschluß der preußisch-italienischen Allianz (also bereits nach dem Erscheinen Gavone's in Berlin) eine eindringliche Vorstellung an die österreichische Regierung gerichtet und darin die Abtretung Venetiens an Italien gegen eine Ablösungssumme von 400 Mill. Frs. befürwortet hat. Dreimal, heißt es, habe Baron Rothschild sich zum Dolmetscher dieser Rathschläge gemacht, und dreimal sei er vom Grafen Mensdorff abschlägig beschieden worden.

Diese Zeitungsnachricht würde für eine historische Darstellung keineswegs auch nur die Bedeutung eines Indicium haben, wenn nicht die hochofficiöse Presse Preußens wie Oesterreichs davon Notiz genommen hätte. Zunächst trat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" dagegen auf. Damals noch sehr für die Erhaltung guter Beziehungen zu Italien interessirt, erklärte dies streng officiöse Organ der preußischen Regierung, derartige Vorschläge seien allerdings ergangen, aber nicht von Florenz, sondern von Wien aus, und zwar unter Vermittelung und Befürwortung „von anderer Seite" (selbstverständlich Frankreichs); die Ablehnung sei nicht von österreichischer, sondern aus guten politischen Gründen von seiten Italiens erfolgt. Auch dies Dément hat nur darum eine Bedeutung, weil es die halbamtliche und in ihren Mittheilungen sehr vorsichtige „Wiener Abendpost" (Annex der amtlichen „Wiener Zeitung") zu der Erklärung veranlaßte, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit ihrer Behauptung, die Vorschläge wegen der Abtretung Venedigs seien nicht, wie die „Weser-Zeitung" mitgetheilt hatte, von Florenz ausgegangen, sondern von Wien aus, und von anderer Seite dem italienischen Cabinet übermittelt worden, „im entschiedensten Irrthum" sei. Eine Initiative sei in dieser Beziehung von seiten Oesterreichs nicht ergriffen worden. Auch die inspirirte Presse Oesterreichs hatte damals Italien zu schonen allen Grund; ihre Auslassung läßt aber deutlich genug erkennen, daß der Mittheilung der „Weser-Zeitung" eine thatsächliche Grundlage nicht fehlte. Noch viel weiter ging ein unabhängiges wiener Blatt, die oft wohlunterrichtete „Neue Freie Presse". Ohne einem amtlichen Dément zu begegnen, brachte sie bald darauf folgende Enthüllung, deren Glaubwürdigkeit zu beurtheilen wir dem Leser anheimgeben müssen:

Italien hat Oesterreich im März und April vorigen Jahres nicht nur 400 Millionen für den Fall der Abtretung Venetiens, sondern außerdem auch seine Allianz gegen Preußen angeboten, eventuell die Stellung von 100000 Mann. Diese Thatsache war uns längst bekannt, und wir können hinzufügen, daß derselbe General Menabrea, welcher als Friedensunterhändler *nach* dem Kriege in Wien erschien, damals, *vor* dem Kriege, in geheimer Mission nach Wien gekommen

Digitized by Google

war, um womöglich auf dieser Grundlage ein Arrangement zu Stande zu bringen. Die Bemühungen Menabrea's blieben ganz ohne Erfolg. Er reiste unverrichteter Sache nach Florenz zurück, worauf in Berlin der Allianzvertrag zwischen Preußen und Italien zum Abschluß gelangte. Wir könnten diese Mittheilung noch durch manches andere intime Detail ergänzen und bemerken der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", daß Italien erst dann den Vertrag mit Preußen abschloß, nachdem es die Gewißheit erlangt, daß es Venetien auf dem Wege der Unterhandlung nimmer herausbekommen werde.

Aus diesen Enthüllungen wird jedenfalls klar, daß vor dem Abschluß der Allianz mit Preußen große Anstrengungen zu einer Verständigung mit Oesterreich gemacht worden sind, und kein Zweifel kann obwalten, daß der Kaiser Napoleon dabei eine Hauptrolle gespielt hat. Lamarmora hat im Januar 1868 einen „offenen Brief an seine Wähler" veröffentlicht, aus dem die Abhängigkeit seines ganzen Handelns von dem Willen des französischen Kaisers deutlich hervorgeht. Er erklärt darin ausdrücklich, daß er sich der Zustimmung Frankreichs versichert habe, ehe er es gewagt, mit Preußen in Allianz zu treten. Einem ihm dieserhalb im Parlament gemachten Vorwurf, dahin lautend, daß die Allianz demjenigen, der sie abgeschlossen, zur Ehre gereicht haben würde, wäre sie nicht „mit französischer Zustimmung" erfolgt, stellt Lamarmora nur den einfachen Hinweis auf die Rücksichten entgegen, welche die hohe Politik ihm auferlegt habe.

Napoleon, dem das preußisch-italienische Bündniß bei dem Obervormundschaftsamte, das er sich über Italien vindicirte, keineswegs willkommen war, hat demselben nur deshalb nicht ernstlich widerstrebt, weil es einmal kaum ein anderes Mittel gab, dasselbe zu hindern, als einen Krieg, und weil er außerdem an der Hoffnung festhielt, die Allianz als ein Pressionsmittel gegen Oesterreich zu verwerthen. Bis zum letzten Augenblicke hat der französische Kaiser kein Mittel unversucht gelassen, diese Allianz dadurch zu sprengen, daß er Oesterreich zu bewegen suchte, Venetien gegen eine Geldentschädigung an Italien abzutreten. In Wien wurde zu diesem Zwecke von der französischen Diplomatie auch auf eine Territorialcompensation hingewiesen und zu diesem Zwecke Schlesien in Aussicht genommen, an dessen Eroberung seitens Oesterreichs Napoleon für den Fall nicht gezweifelt zu haben scheint, daß es seine ganze Macht gegen Preußen verwenden konnte. Eine Circulardepesche Oesterreichs vom 1. Juni 1866 an die Cabinete von Paris, London und Petersburg, mittels deren es seine (indirecte) Ablehnung des Congreßvorschlags motivirt, läßt sogar keinen Zweifel darüber bestehen, daß Napoleon selbst mittels des Congresses eine solche Compensation zu ermöglichen hoffte*), sei es nun, daß er dabei eine Schadloshaltung Preußens in Deutschland ins Auge faßte, sei es, daß er Oesterreich in die Lage bringen zu können glaubte, Schlesien mit leichter Mühe zu erobern und dadurch den Spruch des Congresses zu vollziehen.

Nachdem einmal die preußisch-italienische Allianz geschlossen war, hat Italien allen Versuchen Napoleon's, dieselbe zu sprengen, fest widerstanden. Selbst Lamarmora, der für seine Person keine Sympathien für Preußen hegte, betrachtete dies als Ehrenpunkt.

*) In der eben angezogenen österreichischen Circulardepesche heißt es: „Was den Austausch Venetiens gegen eine Territorialcompensation anbelangt, so ist dies eine jener Combinationen, welche die Folge eines Kriegs und etwaiger aus demselben sich ergebender Territorialveränderungen sein können, die aber nie das Resultat einer am Congreßtische stattfindenden Verhandlung vor dem Kriege sein können. ... Man hat uns andeutungsweise zu verstehen gegeben, daß Schlesien eine hinreichende Entschädigung für die Abtretung Venetiens sein dürfte. ... Wenn der Krieg wirklich ausbricht und glänzende militärische Erfolge unsere Macht erhöhen, unser moralisches Uebergewicht in Europa verstärken und uns in den gesicherten Besitz von eroberten Gebieten bringen, dann wäre die Annahme nicht auszuschließen, daß wir, mit weiser Mäßigung unsern Vortheil benutzend, auf den Besitz einer Provinz Verzicht leisteten, um uns dafür den Besitz einer andern zu sichern."

Digitized by Google

In dem ebenerwähnten offenen Briefe heißt es: „Das berliner Cabinet, den Vertrag des Offensiv- und Defensivbündnisses dahin deutend, daß derselbe nicht gleich obligatorisch für beide Theile sei*), gab uns nicht völlige Sicherheit, daß Preußen den Krieg beginnen würde, falls Oesterreich unsere Grenzen überschritte. Während wir uns angesichts dieser großen Gefahren befanden, wurde ein Vorschlag gemacht, durch dessen Annahme wir, ohne Blutvergießen und ohne irgendetwas zu compromittiren, das erlangt hätten, was uns ein siegreicher Krieg hätte geben können. Die Sache war ernst, überaus ernst die Folgen. Doch befragte ich nur mein Gewissen und zögerte nicht, die ganze Verantwortlichkeit der Weigerung auf mich zu nehmen. Jede andere Erwägung wurde in meiner Seele von dem Gefühl der Ehre und der Vertragstreue überwogen."

Daß es dem Kaiser Napoleon nicht gelang, die Allianz zu sprengen oder doch unwirksam zu machen, stellte seine Politik der großen Mehrheit der französischen Nation gegenüber in das ungünstigste Licht. Den Anschauungen der letztern hat Thiers einen sehr scharfen Ausdruck gegeben, als er unter lautem selbst von der Opposition getheiltem Beifallssturm der Kammer erklärte, Frankreich habe das Recht, „Italien, für das es 50000 Soldaten und 600 Millionen geopfert, eine den französischen Interessen zuwiderlaufende Politik geradezu zu *verbieten*". Die Rechtfertigung, welche Napoleon wenige Tage darauf in Auxerre versuchte, indem er darauf hinwies, wie sehr er die Verträge von 1815, die der Krieg zerreißen werde, verabscheue, hat der Nation nicht genügt, sie mit dem laisser-faire zu versöhnen, zu dem sich der Kaiser schließlich, wenn auch schweren Herzens, gezwungen sah.

Italiens volle Emancipation von Frankreich, zu der die preußische Allianz einen so tüchtigen und für alle Zeit nachwirkenden Grund legte, hätte als vollzogen gelten können, wenn es am 24. Juni bei Custozza den Sieg davongetragen hätte, oder wenn es wenigstens Lamarmora, der jetzt das Ministerportefeuille mit dem Feldherrnstabe vertauscht hatte, verstanden hätte, das Verlorene durch eine energische Kriegführung nach Möglichkeit auszugleichen. Die italienische Armee aber verharrte noch in ungerechtfertigtem Nichtsthun, als im Norden bereits die große kriegerische Entscheidung gefallen war.

Den Eindruck, den die preußischen Siege von Königgrätz in Paris machten, schildert uns Lamarmora in lebendiger und sehr charakteristischer Weise: „Die Nachricht dieses großen Siegs fuhr wie der Blitz in das bereits wankende europäische Gleichgewicht. Ganz Frankreich, mehr noch als der Kaiser und seine Regierung, war in Aufregung. Keiner von den damals in Paris Anwesenden hat jemals die Franzosen wie in diesen Tagen aufgeregt, sich die Journale aus den Händen reißen, sich um die Telegraphenstationen drängen gesehen, gleichsam *als ob Frankreich eine große Schlacht verloren hätte*, oder als ob an den Rhein und nicht an die Donau marschirt würde."

Schon der folgende Tag sollte Frankreich eine Ueberraschung bereiten, die es für diesen Schmerz tausendfach entschädigte. Die Siegesbotschaften von Sewastopol und Solferino, die Nachricht von der Geburt eines kaiserlichen Prinzen, alle Triumphe, die das Empire dem Ruhmdurst und der Nationaleitelkeit bereitet hatte, verschwanden in Nichts gegen den Freudentaumel, in den Paris durch die telegraphische Kunde versetzt wurde, mittels deren das stolze Oesterreich dem Kaiser Napoleon Venetien schenkte und dessen oft genannten Brief vom 11. Juni als die Grundlage für die Ordnung der Dinge in Deutschland anerkannte.

*) Der Vertrag war in Wirklichkeit nicht für beide Theile gleich obligatorisch. Preußen wollte sich zum Kriege gegen Oesterreich nicht verpflichten, ehe nicht Ereignisse eingetreten waren, infolge deren es den Deutschen Bund als gebrochen erachten konnte. Italien seinerseits hatte dagegen freie Hand.

Digitized by Google

Frankreich hielt die kühnste seiner Hoffnungen für erfüllt; das langersehnte Schiedsrichteramt in Europa lag nach der Meinung der Nation in des Kaisers Hand. Plötzlich war die ganze Politik Napoleon's gerechtfertigt, selbst der Ruhm seines großen Oheims war in den Schatten gestellt. Obgleich die gewaltige Tragweite der in Böhmen gefallenen Entscheidung richtiger würdigend und darum von schwindelhaften Illusionen freibleibend, hat doch auch der Kaiser die neugeschaffene Situation günstiger beurtheilt, als sie in Wirklichkeit war. In seinen Calcul hatte sich Eine unrichtige Voraussetzung eingeschlichen: die Vertragstreue Italiens hatte er unterschätzt.

Die Minister, welche aus Lamarmora's Hand die Geschäfte übernommen hatten (Ricasoli als Leiter, Visconti-Venosta als Chef des Auswärtigen), waren wesentlich freier von dem Einflusse Frankreichs und weit lebendiger von dem Gedanken erfüllt, daß es jetzt gelte, nicht nur Venetien zu erwerben, sondern die politische Unabhängigkeit Italiens zu retten. Lamarmora, auf den Napoleon zählen mochte, that nichts, den Moment als Feldherr auszubeuten, die politischen Staatslenker aber blieben der Ehre und der Interessen Italiens eingedenk. Napoleon hatte schon am 5. Juli mittels Handschreibens an Victor Emanuel sofortige Einstellung der Feindseligkeiten und Abschluß eines Waffenstillstandes vorgeschlagen. Von Italiens Verpflichtungen gegen Preußen war in dem kaiserlichen Briefe keine Rede. „Italien", hieß es, „kann ehrenhafterweise das Ziel seiner Bestrebungen durch ein Uebereinkommen mit mir erreichen, worüber wir uns leicht verständigen können." Italien aber blieb seiner Vertragspflichten eingedenk und umgehend depeschirte Visconti-Venosta nach Berlin: „Unsere Ehrenhaftigkeit und der einstimmige Wunsch der italienischen Nation sichern der preußischen Regierung die Fortsetzung unserer Mithülfe (cooperazione) zu, soweit sie dieselbe von uns erheischen kann. In jeder Weise wünschen wir uns ohne Zögerung mit ihr über die zwischen Italien und Preußen gemeinsam festzusetzenden Bedingungen zu verständigen, um im Stande zu sein, auf den Vorschlag des Kaisers der Franzosen zu antworten."

Italien spannte seine Forderungen weiter, als es vertragsmäßig berechtigt war, von Preußen Unterstützung zu fordern; außer Venetien forderte es das Trentino. Dadurch blieb es noch länger im Kriegszustande gegen Oesterreich als selbst Preußen. Wenn auch seine militärische Action zu mattherzig war, um einen maßgebenden Einfluß auf die strategische Situation im Norden zu üben, oder um nach Eintritt der Waffenruhe an der Donau im Süden noch eine Entscheidung herbeizuführen, so gibt seine Haltung doch Zeugniß von einem politischen Selbstgefühl und einem erwachenden Großmachtbewußtsein, wie es in den Tuilerien keineswegs erwartet wurde. Am 9. Juli stellte Visconti-Venosta in einer an den italienischen Gesandten in Paris gerichteten Note außer der Forderung des Trentino noch die beiden Bedingungen, daß die römische Frage von allen Verhandlungen ausgeschlossen bleibe und daß für die Cession Venetiens eine Form gewählt werde, mittels welcher, wenn auch das französische Dazwischentreten zur Anwendung komme, Oesterreich das Princip der Vereinigung Venetiens mit Italien förmlich anerkenne. Frankreich widerstrebte nur rücksichtlich des Trentino, was die Cession anbelangte, willfahrte es den Wünschen Italiens im weitesten Maße. Um dessen Zustimmung zu einem Waffenstillstande zu erlangen, auf die Napoleon wegen des siegreichen Vorschreitens der Preußen gegen Wien den höchsten Werth legte, machte er den in der Folge auch realisirten Vorschlag, über das Schicksal Venetiens durch Volksabstimmung entscheiden zu lassen. Diese große Concession, die dem Verfahren Oesterreichs viel von seinem für Italien so demüthigenden Charakter benahm, fand darin einen bestimmten Ausdruck, daß Italien, wie es dies besonders verlangt hatte, direct mit Oesterreich unterhandelte und Frieden schloß. Der Cession Venetiens an Frankreich wird in dem Friedensinstrumente vom 3. Oct. 1866 nur als eines historischen Ereignisses in wenigen Einleitungsworten gedacht, von einer

Digitized by Google

Retrocession ist nicht die Rede, vielmehr heißt es statt dessen, daß Kaiser Napoleon sich bereit erklärt habe, „die Vereinigung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs mit den Staaten Victor Emanuel's unter Vorbehalt der Zustimmung der in geeigneter Weise zu befragenden Bevölkerung *anzuerkennen*". Im übrigen ist in dem ganzen Friedensvertrage von Frankreich nur an der Stelle die Rede, welche von dessen Mitwirkung bei Regelung einiger finanzieller Auseinandersetzungen handelt.

Wie bei seiner militärischen Action, die es wenigstens vollständig ignorirte, daß Venetien auf Grund der Cession französisches Gebiet war, hat Italien auch in seinen administrativen Maßnahmen von vornherein die Verschenkung des Landes an Napoleon unbeachtet gelassen. Gleich nach dem Einrücken italienischer Truppen in das venetianische Gebiet ernannte Victor Emanuel den Prinzen von Carignan zu seinem Statthalter, der denn auch sofort mit tiefeingreifenden legislatorischen Acten, zunächst mit der Gleichstellung aller Confessionen, bald darauf auch mit der Aufhebung des Concordats und der religiösen Genossenschaften, der Einführung des Placet, Abschaffung der Stockprügel und andern Gesetzoctroyirungen im Gebiet der persönlichen Sicherheit und des Finanzwesens vorging.

Diese großartigen Souveränetätsacte ließ Napoleon zu Anfang ruhig geschehen. Plötzlich aber sah er sich veranlaßt, sich wenigstens formell wieder als Herr und Besitzer von Venetien zu geriren. Dem Prager Friedensvertrage stellte er einen mit diesem das gleiche Datum tragenden Separatvertrag zwischen Frankreich und Oesterreich zur Seite, der an den ursprünglichen Schenkungsact wieder anknüpfte und die Ueberlieferung Venetiens von seiten Frankreichs an Italien stipulirte. Italien sollte sein neues Gebiet nur als ein Geschenk aus französischer Hand empfangen. Da dieser Vertrag mit allem, was vorangegangen war, und mit dem Geiste des Prager Friedensinstruments in Widerspruch stand, erhob General Menabrea, der italienische Friedensunterhändler in Wien, Protest gegen denselben. Graf Mensdorff, der österreichische Minister des Aeußern, erwiderte höflich, seine Regierung sei sehr gern bereit gewesen, zur Schonung des italienischen Nationalgefühls den ganzen Cessionsact zu ignoriren, Frankreich aber habe ausdrücklich auf den förmlichen Vertragsabschluß bestanden. In Italien wird überdies offen behauptet, der Separatvertrag sei in Wirklichkeit erst *nach* dem Abschlusse des Friedens von Prag zu Stande gekommen und das gleichlautende Datum in der Absicht fingirt worden, um dem Abkommen einigermaßen den Charakter einer Interpretation des im Prager Friedensinstrument allerdings etwas unbestimmt gehaltenen Paragraphen bezüglich Venetiens zu geben.

Gestützt auf diesen Vertrag mit Oesterreich sandte Napoleon denn auch in der Person des französischen Generals Leboeuf einen Uebergabecommissarius nach Venedig. Die italienische Regierung ignorirte denselben aber fast vollständig, und seine Thätigkeit beschränkte sich auf einige Formalitäten in Betreff der noch von österreichischen Truppen besetzten festen Plätze, insbesondere der Stadt Venedig. Als letztere am 18. Oct. von den Oesterreichern geräumt wurde, hielt der französische General am folgenden Tage die Komödie für angethan, Stadt und Land „im Namen des Kaisers Napoleon" einer Commission des Gemeinderaths zu übergeben.

Zwei Tage darauf erfolgte die von der italienischen Regierung — nicht von dem französischen Commissar — eingeleitete und geregelte Volksabstimmung, durch welche sich zweidrittel Millionen Stimmen gegen 69 für den Anschluß an Italien aussprachen. Höchst auffällig war dabei das Verfahren des Klerus, seither der einzigen Stütze Oesterreichs in der Bevölkerung. Einmüthig stimmte die ganze Geistlichkeit an der Spitze ihrer Gemeinden für Italien. Nach den alten Traditionen der katholischen Kirche, welche die thatsächlich bestehende Staatsgewalt stets als die von Gott gesetzte anerkennt, war dies

Digitized by Google

allerdings correct, der Umstand aber, daß speciell auf dem „Gubernium subalpinum" noch immer der Fluch der Kirche lastete, blieb dabei außer Betracht. Als die Landesdeputation Venetiens dem Könige Victor Emanuel das Ergebniß der Volksabstimmung mittheilte, gestattete sich der König einen Hinweis auf Rom: „Italia è fatta ma non compiuta" („Italien ist aufgerichtet, aber noch unvollendet"). Dieser Hinweis hat bei der Curie große Bedenken erregt und zu diplomatischen Vorstellungen am Tuilerienhofe Anlaß gegeben. Napoleon erklärte darauf, daß er die Worte Victor Emanuel's nur auf die innere Vollendung des jungen Königreichs beziehe.

In dem königlichen Manifest, mittels dessen Victor Emanuel die Einverleibung Venetiens vollzog, war von der Vermittelung Frankreichs mit keinem Worte die Rede. Der König bezog sich ausschließlich auf die Volksabstimmung und die Gesetzgebung vom März 1861, mittels deren der nationale Staat und Victor Emanuel als König von Italien proclamirt worden war. Die Emancipation Italiens von der Suprematie Frankreichs konnte, wie sich in diesem Acte und dem ganzen von Selbstgefühl und Kühnheit getragenen Auftreten der Regierung zeigt, in der Hauptsache als vollendet betrachtet werden. Der unerhörte Schritt, den Oesterreich mit der Verschenkung einer Provinz gethan, für deren Besitz es Millionen geopfert und hundert blutige Kämpfe bestanden, hatte nicht im entferntesten den Erfolg gehabt, von dem an jenem jubelreichen 5. Juli ganz Frankreich träumte. Italiens Vertragstreue war reicher belohnt, es ging stolzer und unabhängiger aus der Allianz mit Preußen hervor, als dies nach den Unfällen von Custozza und Lissa und nach der Energielosigkeit seiner Kriegführung irgend erwartet werden durfte.

Ein nachhaltiges Gefühl des Dankes hat Italien seinem Bundesgenossen für das, was ihm der Sieg von Königgrätz eingetragen, nicht an den Tag gelegt, wenn auch das Bewußtsein der natürlichen Bundesgenossenschaft mit Preußen lebendig blieb. Aeußere Erscheinungen lassen darauf schließen, daß zeitweise sogar eine gewisse Spannung zwischen den Cabineten von Berlin und Florenz obgewaltet hat, so namentlich das Unterbleiben des unter ähnlichen Verhältnissen allgemein üblichen Austausches von Orden für die höhern Militärs und Diplomaten. Wahrscheinlich lag die Veranlassung in persönlichen Differenzen zwischen Bismarck und Lamarmora. Victor Emanuel hätte übrigens immmerhin Anlaß gehabt, die Generale auszuzeichnen, die ihm in Böhmen Venetien eroberten.

Daß es dem Kaiser Napoleon nicht gelang, Italien gegenüber die Glorie auszubeuten, welche die Cession in Aussicht stellte, hat die Nationaleitelkeit der Franzosen aufs tiefste verletzt. Der Kaiser würde indeß der öffentlichen Meinung gegenüber schließlich den Sieg davongetragen und sich ein anerkennendes Urtheil in der Geschichte jener Tage gesichert haben, hätte er es verstanden, die Consequenzen ruhig hinzunehmen, die sich aus der unerwarteten Vertragstreue Italiens ergaben. Statt dessen aber zeigte sein Auftreten neben der Anerkennung unabweisbarer Nothwendigkeiten maßlose Schwankungen und kleinliche Concessionen an die Meinung des Tages. Um Italien zur schleunigsten Einwilligung in den Waffenstillstand zu bewegen und dann eine verstärkte Pression auf Preußen üben zu können, hatte er ihm von vornherein Hoffnungen auf das Trentino gelassen, denen er später entschieden entgegentrat. Dann aber hat der Kaiser nicht die Selbstüberwindung gehabt, an dem von Italien geforderten und in der Hauptsache auch vollständig durchgesetzten directen Uebergang Venetiens von Oesterreich an Italien streng festzuhalten. Durch Wortklaubereien bei den Vertragsauslegungen und namentlich durch die Komödie, deren Werkzeug Leboeuf war, die aber Italien so stolz ignorirte, hat er sich selbst und dem Dünkel der Franzosen eine durchaus verfehlte Genugthuung zu geben gesucht. Obgleich jetzt das Wort „Frei bis zur Adria" gelöst, das Festungsviereck in den Händen einer schwächern Macht und Oesterreichs lange bekämpfter Einfluß auf der Halbinsel vollständig vernichtet war, sagte sich Frankreich, daß die Napoleonische

Digitized by Google

Politik in Italien eine Niederlage erlitten. „Italien ist ohne uns zu Stande gekommen, also gegen uns", so lautete das Urtheil, in welchem der politische Instinct der Franzosen treffend zum Ausdruck kam. Mit der schon im Beginn der Friedensverhandlungen geforderten und sofort zugestandenen Anerkennung des Königreichs Italien von seiten Oesterreichs riß ein weiteres Band seiner Abhängigkeit von Frankreich.

Weit großartiger war die Enttäuschung, die Frankreich in Deutschland vorbehalten war. Dieselbe trat indeß keineswegs so plötzlich in ihrer ganzen Bedeutung ans Licht, wie dies bei der Wandlung der Dinge in Italien der Fall war. Auf den ersten Blick schien es sogar, als sei es Napoleon gelungen, die volle Einigung Deutschlands auf die Dauer zu hindern und dadurch wenigstens einen Theil seines in dem Briefe an Drouyn de Lhuys vom 11. Juni niedergelegten Programms zu retten. Den süddeutschen Staaten mit ihren 8 Mill. Einwohnern war im Prager Frieden internationale Selbständigkeit garantirt. Die gefürchtete Mainlinie war also äußerlich Thatsache, Deutschland in zwei Theile zerrissen. Die süddeutschen Particularisten sahen darin einen bedeutenden Trost, alle wahren Patrioten, so nördlich wie südlich des Mains, aber blickten mit tiefem Schmerz auf das Ergebniß der Anrufung Frankreichs von seiten Oesterreichs. Die nationale Ehre schien verletzt, die Zukunft Deutschlands geknickt. Aber nicht lange währte es, und eine ruhigere klarere Anschauung der Dinge griff platz.

Was zunächst den nationalen Ehrenpunkt anbelangt, der namentlich für Preußen schwer in die Wagschale fiel, so hob schon die Veröffentlichung des Wortlauts der Nikolsburger Präliminarien über jedes Bedenken hinweg. Preußen hatte nicht Frankreich, sondern einzig und allein Oesterreich, also demjenigen Staate gegenüber, der bis dahin in Deutschland den ersten Rang einnahm, in jene beschränkenden Bedingungen gewilligt. Oesterreich hatte ein Recht, für seine Bundesgenossen, die souveränen süddeutschen Staaten, deren volle Unabhängigkeit auch Preußen seit dem 14. Juni anerkennen mußte, Bedingungen aufzustellen, Frankreich nicht. Wenn sich der Kaiser Napoleon überhaupt rühmen kann, daß einer von beiden Theilen das von ihm gegebene Gesetz anerkannt hat, so war dies eher Oesterreich als Preußen. In dem zu Anfang des Jahres 1868 veröffentlichten österreichischen „Rothbuche" legt das kaiserliche Cabinet unter anderm selbst das Geständniß ab, die Stipulation wegen Nordschleswigs sei ohne Oesterreichs Zuthun in den Friedensvertrag aufgenommen worden und lasse dasselbe als Sachwalter für Interessen erscheinen, zu deren Vertretnug es sich sonst nicht berufen finden würde. Preußen gegenüber hatte Napoleon dagegen im Laufe der Verhandlungen, als sein Botschafter in Wien Depesche auf Depesche sandte, in denen die immer wachsenden Gefahren für die Kaiserstadt gemeldet wurden, unaufgefordert eine Erklärung abgegeben, die es gegen den Vorwurf vollständig deckt, gegen Frankreich in deutschen Angelegenheiten Verpflichtungen eingegangen zu sein. „Die Rolle, die wir spielen", hieß es in einer auch vom französischen „Gelbbuche" reproducirten Depesche, „ist nur die eines freundschaftlichen Vermittlers und beschränkt sich darauf, die kriegführenden Mächte auf einen gemeinsamen Boden zu führen. Wir sind keine Schiedsrichter, die beiden Parteien Lösungen vorschreiben, wir haben keinen Antheil an den Arrangements, die wir zwischen beiden geschlossen zu sehen wünschen; wir haben auch keine Präliminarien zu unterzeichnen."

Die Cabinete Süddeutschlands mit der einzigen glänzenden Ausnahme des badischen sind dagegen von dem Vorwurf nicht freizusprechen, den nationalen Ehrenpunkt preisgegeben und die Einmischung des fränkischen Cäsaren noch in dem Moment angerufen zu haben, als nur noch rein deutsche Angelegenheiten auszutragen waren. Am 2. Aug. meldete unter anderm der französische Gesandte in München nach Paris: „Der Ministerrath des Königs von Baiern hat beschlossen, unsere Intervention anzurufen (à invoquer

Digitized by Google

notre intervention) und dem Gesandten in Paris, Hrn. von Wendland, Befehl zugehen lassen, in diesem Sinne bei Ew. Excellenz (Drouyn de Lhuys) Schritte zu thun." (Weitere Urkunden über diesen Punkt finden sich in der von dieser Zeitschrift in frühern Artikeln gebrachten Geschichte des Kriegs.) Glücklicherweise scheiterte die Einmischung Frankreichs an der nationalen Haltung und der unverkennbaren Großmuth Preußens.

Was den materiellen Inhalt des unter Frankreichs Vermittelung geschlossenen Friedens anbetrifft, so zeigte eine ruhige Erwägung bald, daß die preußischen Zugeständnisse keineswegs die nationale Einigung für die Dauer in Frage stellten, daß die Beschränkungen, in welche Preußen gewilligt hatte, vielmehr auf den praktisch sichersten Weg hinwiesen, das nationale Einigungswerk fest zu begründen. Die Bismarck'sche Politik hat sich stets große, nie aber unerreichbare Ziele vorgesteckt, sie hat die Bedingungen der Gegenwart und die Forderungen der Zukunft stets besonnen gegeneinander abgewogen. Sollte in Deutschland ohne Verzug ein nationaler Bundesstaat aufgerichtet werden, sollte sich dabei nicht nur die Gewalt, sondern die volle Zustimmung einer wahrhaften Volksvertretung betheiligen und damit ein dauerbares Fundament für die Neugestaltung gewonnen werden, so war es nothwendig, sich zu begrenzen. Unter Zuziehung der süddeutschen Staaten würden sich in dem constituirenden Parlament, das schon vor dem Kriege in Aussicht genommen war, nie so imponirende Majoritäten ergeben haben, wie sie zu diesem Zwecke erforderlich schienen. Das Zustandekommen einer brauchbaren Bundesverfassung hätte in gleicher Weise an dem Souveränetätsgelüste der Regierungen scheitern können. Ein solid constituirter Bundesstaat von 30 Millionen war geeigneter, die voraussichtlichen Gefahren einer nahen Zukunft zu bestehen, als ein die widerstrebendsten Elemente in sich fassender und jedenfalls zunächst nur im Wege der Gewalt aufzurichtender von 38 Millionen.

Es mag bei alledem immerhin beklagt werden dürfen, daß der Prager Frieden eine gewisse Abhängigkeit von dem Willen des Auslandes constatirt. Aber es ist andererseits auch nicht zu verkennen, daß Graf Bismarck recht hatte, als er kurz nach Abschluß der Nikolsburger Präliminarien sagte: „die königliche Regierung hat sich die Grenze des Möglichen stellen müssen, d. h. dessen, was sich erringen ließ ohne zu große, unverhältnißmäßige Opfer, und ohne die Zukunft zu compromittiren". Auch wenn Preußen im Bunde mit Italien siegreich gegen Oesterreich und Frankreich, das nach Verwerfung der Friedenspräliminarien wahrscheinlich kriegerisch eingetreten wäre, weiter gekämpft hätte, würde das deutsche Einigungswerk dadurch nicht gefördert worden sein. Preußen hätte in diesem Falle den süddeutschen Staaten, um sie aus bereits überwundenen Feinden zu Bundesgenossen zu machen, Friedensbedingungen stellen müssen, durch welche das gesammte Einigungswerk weit hinter dem jetzt Erreichten zurückgeblieben wäre. Von dem freien Willen der süddeutschen Souveräne würde das Zustandekommen der Verfassung wesentlich abgehangen haben, da den norddeutschen Souveränen das Gleiche hätte zugestanden werden müssen, was die süddeutschen gefordert hätten. Graf Bismarck hat mit Recht darauf hingewiesen, daß eine völlige Einigung Deutschlands gegenwärtig nur dadurch bedingt werde, „daß das Bedürfniß dazu von Süddeutschland sowol in seinen Regierungen wie in seinen Völkerschaften lebhafter empfunden werde, als dies beim Abschluß des Friedens der Fall war". Ohne Erfüllung dieser Bedingung war nur eine Einigung möglich, wie sie allenfalls bei romanischen Völkern durchführbar, deutschem Wesen aber durchaus antipathisch gewesen wäre. Die Erfahrungen, welche Italien gemacht hatte, sollten Deutschland erspart bleiben.

Die Geschichte eines einzigen Jahres hat gelehrt, wie groß die Schwierigkeiten sind, die noch überwunden werden müssen, ehe die Bedingungen für eine politische Einigung vollständig erfüllt sind. Ob dann aber der Wortlaut des Prager Friedens noch ein

Digitized by Google

Hinderniß entgegenstellen kann, ist eine Frage, die nur so lange controvers bleiben wird, als sie sich auf theoretischem Gebiete bewegt. Einem freiwilligen Zusammenschließen der deutschen Nation entgegenzutreten, wird kein Hinweis auf Vertragsparagraphen mehr genügen; für das Ausland wird es sich dann einzig und allein um eine Macht- und Interessenfrage handeln. Sieht das Ausland seine Interessen verletzt und hat es den Willen und die Macht, dieselben mit dem Schwerte zur Geltung zu bringen, so kann das, was im Prager Frieden steht, höchstens den formellen Vorwand bilden, den casus belli in bequemer Weise zu finden. Deutschland aber wird dann nicht nur mit größerm Rechte, als es Napoleon in ähnlichen Fällen je zur Seite stand, auf das Nationalitätsprincip und das Selbstbestimmungsrecht der Völker verweisen, nicht nur behaupten können, Preußen hatte kein Recht, die Zukunft der Nation zu vergeben, sondern es wird auch auf den Friedensvertrag selbst hinweisen und daraus darthun können, daß derselbe das nationale Selbstbestimmungsrecht in keiner Weise preisgegeben, vielmehr nur Preußen selbst eine Grenze für die Verwerthung seines Sieges und seines Machtübergewichts vorgezeichnet hat.

Der Art. 4 dieses Vertrags, durch welchen Oesterreich, den Wünschen Frankreichs gehorchend, einzig und allein einen Einspruch zu begründen versuchen könnte, lautet:

> Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaats. Ebenso verspricht Se. Maj., das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Se. Maj. der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der nähern Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird.

Es liegt auf der Hand, daß die in dem ersten Satze ausgesprochene Anerkennung der Auflösung des Deutschen Bundes und die Zustimmung zu einer Neugestaltung Deutschlands ohne Betheiligung Oesterreichs ganz absolut ist und durch den nachfolgenden mit „Ebenso" beginnenden Satz in keiner Weise bedingt oder abgeschwächt wird. Der Neugestaltung Norddeutschlands nach dem Willen Preußens ist die Anerkennung Oesterreichs in diesem Satze im voraus gesichert; ein über diese Grenze hinausgreifendes engeres Bundesverhältniß würde höchstens wie jede andere politische Neugestaltung die Anerkennung Oesterreichs entweder noch zu erwarten haben, oder, wie es Italien so lange gethan, sich ohne dieselbe behelfen müssen. Wenn sich der Kaiser von Oesterreich fernerweit „damit einverstanden" erklärt, daß die diesseit des Mains gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, der mit dem Norddeutschen Bunde in nationale Verbindung treten und (qua Verein) „eine internationale Existenz haben wird", so ist dadurch den Südstaaten (welche die Friedenspräliminarien anerkannt haben) weder die Pflicht zur Bildung eines solchen Vereins auferlegt, noch das Recht entzogen, als Einzelstaaten zu Gunsten des Nordbundes auf ihre Vollsouveränetät zu verzichten. Das Höchste, was sich im weitesten Sinne aus diesem Artikel herauslesen läßt, ist die Verpflichtung Preußens, dem Süden zum Zwecke nationaler Einigung keine Gewalt anzuthun. Preußen sollte nicht befugt sein, diesen Verein eventuell in ein Abhängigkeitsverhältniß zu sich zu zwingen, sondern es sollte, wenn der Verein zu Stande käme, ihm eine internationale, d. h. völkerrechtliche Unabhängigkeit gewähren. Daß es sich in diesem Artikel aber wirklich nur um eine Reservation zu Gunsten der Südstaaten handelte, drücken noch klarer die französischen Vermittelungsvorschläge vom 14. Juli 1866 aus:

Digitized by Google

Les états allemands situés au Sud du Main seront libres de former entre eux une union de l'Allemagne de Sud qui jouira d'une existence internationale indépendante (Die deutschen Staaten südlich des Mains sollen befugt sein, unter sich einen Verein von Süddeutschland zu bilden, welcher eine unabhängige Existenz haben wird).*)

Sofern die deutschen Südstaaten sich weigern einen solchen Verein zu gründen — und eine Verpflichtung ist ihnen nicht auferlegt —, tritt der ganze Artikel von dem Worte „Ebenso" an außer Kraft, während der vorangehende Satz in voller Integrität bestehen bleibt. Preußen ist dann von jeder Schranke für die weitere Ausdehnung des engern Bundesverhältnisses frei. Sofern es dabei ohne Gewaltthat vorgeht, gibt der Prager Frieden Oesterreich kein Recht zur Einmischung; es hat die Neugestaltung Deutschlands ohne seine Betheiligung bedingungslos anerkannt.

Daß für Frankreich kein formelles Recht zur Einsprache existirt, erweist die Unterschrift des Vertrags und die weiter oben citirte formelle Erklärung Napoleon's. Dennoch hat sich Frankreich von vornherein als einen Garanten des Vertrags gerirt und zwar in einer Auffassung, als ob die dauernde Zweitheilung Deutschlands darin auf ewige Zeiten und als ein französischerseits geltend zu machendes Recht stipulirt sei. Auch Oesterreich, an dessen Spitze kurz nach dem Kriege der ehedem sich so äußerst deutschnational gerirende sächsische Staatsminister von Beust trat, hat nach Ausweis des „Rothbuchs" von 1868 eine analoge Auffassung adoptirt und nachhaltig daran festgehalten. Die ganze Angelegenheit ist dadurch bereits von einer Rechtsfrage zu einer Macht- und Interessenfrage geworden, da aber eine solche auf politischem Gebiete mindestens gleiche Bedeutung mit einer Rechtsfrage hat, haben die deutschen Staatsmänner mit der Anschauung des Auslandes immerhin zu rechnen. Die preußische Politik hat in dieser Beziehung von vornherein den richtigen Standpunkt eingenommen. Sie hat sich Frankreich und Oesterreich gegenüber auf Interpretationen des Prager Friedens, auch nachdem das Zustandekommen des süddeutschen „Vereins" bereits vollständig gescheitert war, in keiner Weise eingelassen, sondern nur die sittliche Berechtigung aufrecht erhalten, das deutsche Einigungswerk in demselben Maße weiter zu führen, in welchem dies unter freiwilliger Zustimmung der Regierungen und Volksvertretungen zulässig war. Dem Auslande ward dadurch ein feindseliges Auftreten um so mehr erschwert, je mehr das Ganze den Charakter eines allmählich fortschreitenden organischen Entwickelungsprocesses annahm. Dennoch hat es an ernsten Gefahren bisher nicht gefehlt und mehr als einmal hat der Krieg als drohendes Gespenst vor den Pforten Deutschlands gestanden.

Diese Gefahren kamen bisher einzig und allein von seiten Frankreichs; sie waren um so ernster, je weniger der Kaiser Napoleon seit dem Tage von Königgrätz noch als der unabhängige Lenker der französischen Politik gelten konnte. Es darf angenommen werden, daß Napoleon für seine Person den innigen Wunsch hegt, den Frieden zu er-

*) Diese Auffassung der Worte von der Bildung eines süddeutschen Staatenvereins ist auch die der preußischen Regierung, wie aus dem Commissionsberichte der Zweiten badischen Kammer vom 20. Oct. 1866 hervorgeht. Dort sagte der Berichterstatter: „Es hat zwischen dem großherzoglichen Ministerium und dem königlich preußischen Ministerpräsidenten ein schriftlicher Meinungsaustausch stattgefunden, wonach beide Regierungen in der Auffassung übereinstimmen, daß die obigen Vertragsbestimmungen keine Verpflichtung Badens begründen, auf ein süddeutsches Bundesverhältniß einzugehen, und daß eine nähere nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde nicht durch die Bildung eines Südbundes rechtlich bedingt sei. Was in dieser Beziehung von Baden gilt, muß bei der Gleichheit ihrer bezüglichen Vertragsbedingungen auch auf die übrigen süddeutschen Staaten Anwendung finden."

Digitized by Google

halten. Die Rückschläge, die seine Politik bereits erlitten, das Herannahen des Alters, das Bewußtsein, für die nackte Gloire genuggethan zu haben, die Sorge um die Erhaltung seiner Dynastie und das Gefühl wachsender Isolirung in Europa — alles das war geeignet, diesen Wunsch zu rechtfertigen. Aber die Geister, die er durch seinen Krimkrieg, durch den italienischen Krieg, durch die Annexion von Savoyen und Nizza und die Nährung der Rheingelüste wach gerufen, ward er nicht mehr los. Sie erwiesen sich, nachdem sie durch die Verschenkung von Venetien und die Anrufung des Napoleonischen Schiedsspruchs plötzlich in Flammen gesetzt waren, stärker als ihr Meister. Als die volle Größe des preußischen Siegs in Frankreich bekannt wurde, was erst allmählich und nach jenem Jubeltage geschah, als sich erwies, daß das kleine Preußen Magenta und Solferino tief in den Schatten gestellt hatte, erwachte im französischen Volke ein Gefühl der Eifersucht, das bald in bittern Haß ausartete. Zahllose Stimmen erhoben sich bereits für ein bewaffnetes Eintreten Frankreichs. Der Kaiser drängte um so mehr auf einen raschen Abschluß des Friedens. Für die auch in der Beschränkung auf das richtige Maß immer noch stolze und wichtige Rolle, die Napoleon als Vermittler gespielt, hatte Frankreich kein ausreichendes Verständniß.

Daß Preußen mit unendlich gehobener Macht aus dem Kriege hervorgegangen war, wurde den Franzosen sehr bald klar. Die ungemein rasche Lösung der innern Schwierigkeiten, an denen Preußen bis dahin so schwer gekrankt hatte, die rasche Verständigung mit den ungesäumt zu einem provisorischen Bündniß zusammentretenden Staaten Norddeutschlands, der sofort ans Licht tretende Plan, außer Schleswig-Holstein noch Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt einzuverleiben, also Annexionen zu vollziehen, gegen die das, was Frankreich unter der Glorie des zweiten Empire erworben, in Nichts verschwand, alles das war durchaus geeignet, nicht nur den schon durch den glorreichen, fast ohne pecuniäre Opfer durchgeführten Krieg gestachelten Neid maßlos zu steigern, sondern auch die Befürchtung wach zu rufen, daß, ganz abgesehen vom übrigen Deutschland, in dem sonst so gering geschätzten Preußen Frankreich ein ebenbürtiger Nachbar erstehen könne. An dieser Befürchtung scheiterten alle Theorien, für die man sich bis dahin begeistert hatte. Vom Nationalitätsprincip war nicht mehr die Rede, man sprach nur vom europäischen Gleichgewicht, das nach französischer Auffassung keine ebenbürtigen Staaten an Frankreichs Grenzen und kaum in Europa duldet. Von der Zertrümmerung der „gehaßten Verträge von 1815" mochte man nichts mehr wissen, da nicht Frankreich es war, dem die Vortheile davon direct zugute kamen. Man schwärmte im Napoleonischen Frankreich plötzlich für das alte Legitimitätsprincip, wie nur die exaltirtesten Eidevants am Hoflager des Welfenkönigs. Die Phrase von den großen Principien war schon vor dem Kriege durch die andere von der „aufmerksamen Neutralität" abgelöst worden; jetzt plötzlich kam ein neues Schlagwort auf, das von der „Würde und den Interessen Frankreichs".

Ein Hauptträger dieser Ideen war der Minister des Aeußern, Drouyn de Lhuys, dessen politischer Gesichtskreis gleichmäßig durch chauvinistische wie durch klerikale Tendenzen beschränkt wurde. Nicht etwa um der Tagesströmung eine Concession zu machen — was unter Umständen auch einem gewiegten Politiker geboten erscheinen kann — sondern selbst von derselben fortgerissen, ließ sich dieser Minister herbei, am Hofe von Berlin jene abgeschmackte Ansicht zur Geltung zu bringen, daß Frankreich Anspruch auf eine Vergrößerung in Deutschland habe, weil Preußen gewachsen sei. Uneingedenk alles dessen, was in Wahrheit der „Würde" einer großen Nation geziemt, benutzte er dazu den Moment, als Baiern, Würtemberg und Hessen-Darmstadt die Intervention Frankreichs bei ihren Friedensschlüssen mit Preußen angerufen hatten. In einer Depesche an Benedetti, den französischen Botschafter in Berlin, forderte er unter der Firma „Com-

Digitized by Google

penſation" angeſichts der in Ausſicht ſtehenden Gebietserwerbungen Preußens eine Landabtretung an Frankreich. Daß er zu dieſem Schritte keinen beſtimmten Auftrag des Kaiſers hatte, kann nach allen zu Tage getretenen Anzeichen als gewiß angenommen werden, mag er immerhin gewußt haben, daß der Kaiſer eine ſolche Compenſation zur Befriedigung des öffentlichen Geiſtes der Nation nicht ungern acceptirt hätte. Drouyn de Lhuys ſcheint, wenn überhaupt preußiſche Gebiete, jedenfalls deren nur ſehr wenig umfangreiche ins Auge gefaßt zu haben. Sein Calcul war wol mehr darauf baſirt, daß Preußen den Moment, in welchem es den ſüddeutſchen Staaten, die ihm ſo viel Haß und Feindſchaft entgegengetragen hatten, den Frieden zu dictiren hatte, gern benutzen werde, Frankreich zufrieden zu ſtellen und dadurch ſich ſelbſt in ſeinem neuen Beſitz zu befeſtigen. Dieſe Anſchauung war in gewiſſem Sinne derjenigen conform, welche Napoleon ſelbſt bis zur badener Entrevue (1860) geleitet hatte. Jetzt nachdem Oeſterreich beſiegt war, würde keine Macht es gehindert haben, wenn Preußen aus particularem Egoismus einen Verrath an Deutſchland begangen und die Rheinpfalz und Rheinheſſen mit Mainz den Franzoſen preisgegeben hätte. Wie damals ſcheiterte Frankreich auch jetzt an den deutſchen Geſinnungen Preußens, die alle andern Rückſichten, ſelbſt die auf eigene Vergrößerung in Süddeutſchland, weit überwogen. Graf Bismarck antwortete dem Hrn. Benedetti mit einem einfachen quod non, welche Antwort dieſer perſönlich und mündlich nach Paris zu überbringen für geboten erachtete.

Es verdient unbedingt hohe Anerkennung, daß man in Berlin aus jenen franzöſiſchen Forderungen und dem ertheilten Beſcheide kein Geheimniß machte, ſondern die Angelegenheit, unbekümmert um die dadurch verſchlechterten Chancen für die Friedensſchlüſſe mit Süddeutſchland, durch die inſpirirte Preſſe, wenn auch in vorſichtiger Form, zur Kenntniß der Nation brachte.

Frankreich beruhigte ſich mit der kategoriſchen Ablehnung Preußens; viel anderes blieb ihm auch nicht übrig. Weder an Oeſterreich noch an Italien würde es einen Bundesgenoſſen gegen Deutſchland gefunden haben, hätte es, ſeinen Zweck zu erreichen, zu den Waffen greifen wollen. Auch die Herren von der Pforten und von Barnbüler würden, trotz der ebenerfolgten Anrufung Napoleon's, Anſtand genommen haben, ſich zu dieſem Zwecke mit Frankreich zu akliren. Auf eigene Hand war das ungerüſtete Frankreich aber nicht im Stande, dem bewährten und trefflich bewaffneten preußiſchen Heere, das noch in der Stärke von zweidrittel Millionen Streitern kampfbereit und ſiegbewußt daſtand, die Spitze zu bieten.

Napoleon, der bis dahin in Vichy geweilt hatte, kehrte, noch krank, nach Paris zurück, die Hiobspoſt Benedetti's zu empfangen. Drouyn de Lhuys ward das Opfer ſeines ungeſchickten Unternehmens. Am 2. Sept. erhielt er die „erbetene" Entlaſſung, nachdem er kurz vorher ſein Fiasco noch durch jenen bereits oben erwähnten Separatvertrag mit Oeſterreich zu decken geſucht hatte, der das thatſächlich bereits aufgegebene Beſitzrecht Frankreichs an Venetien formell wieder zur Geltung zu bringen verſuchte, um der Eitelkeit Frankreichs auf Koſten Italiens eine Befriedigung zu gewähren.

Die Compenſationsforderungen Drouyn's de Lhuys hatten nur eine weit ſchnellere Conſolidirung der deutſchen Angelegenheiten zur Folge. Die preußiſchen Kammern bewilligten der Regierung im Hinblick auf neue kriegeriſche Eventualitäten einen Credit von 60 Mill. Thlrn., die Annexionen geſtalteten ſich raſch zu vollendeten Thatſachen und die Friedensſchlüſſe mit den Südſtaaten erfolgten anſtandlos. Preußen verzichtete auf belangreiche Gebietsabtretungen, und von der angerufenen Intervention Frankreichs war nicht weiter die Rede. Gleichzeitig mit den Friedensſchlüſſen kamen jene Schutz- und Trutzbündniſſe zu Stande, deren die in dieſer Zeitſchrift erſchienene Geſchichte des Kriegs

Digitized by Google

bereits gedacht hat.*) Da Gründe der hohen Politik die einstweilige Geheimhaltung dieser Verträge geboten, mußte Hessen-Darmstadt vorläufig davon ausgeschlossen werden. Bei der Dienstfertigkeit seines ersten Staatsmannes gegen das Tuilerieencabinet war demselben Discretion selbstverständlich nicht zuzumuthen; übrigens bot das Besatzungsrecht von Mainz vorläufig ausreichende Gewähr. Nachdem die Bündnisse veröffentlicht waren und Preußen bereits eine Militärconvention mit Hessen-Darmstadt vereinbart hatte, wurde das Schutz- und Trutzbündniß nachgeholt.

Daß jene Bündnisse zum guten Theil illusorischer Natur sind, wurde an derjenigen Stelle, wo ihrer in diesem Werke zuerst Erwähnung geschah, bereits dargethan. Im Laufe der Zeit hat es sich bereits klar erwiesen. Für den Moment, in dem sie geschlossen wurden, boten sie allerdings Preußen einige Garantie, daß die süddeutschen Staaten sich bei einem Angriffe Frankreichs nicht betheiligen würden, für die weitere Zukunft aber sind sie infolge des Standpunktes, den die süddeutschen Cabinete dazu angenommen haben, von sehr zweifelhaftem Werth. Man hat in der bairischen und in der württembergischen Kammer kein Geheimniß daraus gemacht, daß man sich das Recht vorbehalte, bei jeder speciellen Verwickelung darüber zu urtheilen, ob man den casus foederis und den casus belli für eingetreten erachte. Norddeutschland hat also die Pflicht übernommen, die Südstaaten unter allen Umständen zu beschützen, es hat den süddeutschen Souveränen ihre Länder für alle Fälle garantirt, es hat dadurch sein Defensionsgebiet in der allerungünstigsten Weise erweitert, und dafür nichts, absolut nichts gewonnen, als das, was auch ohne Vertrag so gut wie selbstverständlich wäre. Wenn es den süddeutschen Cabineten conveniren sollte, bei einer kriegerischen Verwickelung auf die Seite des Nordens zu treten, würden sie dies auch ohne Vertrag thun und ein preußisches Oberfeldherrnamt anerkennen; convenirt es ihnen nicht, so werden sie den casus foederis und den casus belli nicht für gekommen und sich von der Verpflichtung der Gegenseitigkeit der Gebietsgarantie für entbunden erachten.**) Würden die Verträge im nationalen Sinne erfaßt, wie es im Norden geschieht, dächte man nicht an die Einzelstaaten, sondern an das große deutsche Vaterland, dann sollte es wenigstens selbstverständlich sein, daß alle Staaten und Stämme in Krieg und Frieden für die Sicherheit des Ganzen verhältnißmäßig gleiche Opfer bringen. Aber davon ist man im Süden weit entfernt geblieben, obgleich gerade der deutsche Süden den strategischen Angriffspunkt für Frankreich bietet und zu seiner Vertheidigung verhältnißmäßig größere Kräfte erforderlich sind als für gleich ausgedehnte Theile des Nordens. Trotz dieser gefährdetern Lage und trotz der Erfahrungen des Jahres 1866 hat man in Baiern und Würtemberg nicht für gut ge-

*) Vgl. den Wortlaut in „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 2., 211 fg.

**) Die Verträge haben unbedingt nur in dem Umfange praktischen Werth, in dem sie von den süddeutschen Staaten gedeutet werden. Wer sich mit juristischer Strenge an den Wortlaut hält, kann freilich zu ganz anderer Auffassung kommen. Der Art. 1 beginnt mit dem Satze: „Zwischen Sr. Maj. dem Könige von Baiern (resp. dem Könige von Würtemberg u. s. w.) wird hiermit ein Schutz- und Trutzbündniß geschlossen." Dieser eine Satz, der durch die im weitern Verlauf des Textes stipulirte Gebietsgarantie und Oberfeldherrnschaft in nichts beeinträchtigt wird, schließt die Freiheit der Contrahenten, sich in jedem speciellen Falle über den casus foederis und den casus belli zu entscheiden, unbedingt aus, und ebenso die in Süddeutschland beliebte Deutung, daß die „Garantieverträge" nur zu *defensiven* Zwecken geschlossen seien. Im Sinne der modernen Kriegführung ist die strenge Scheidung zwischen Defensive und Offensive überhaupt nicht durchführbar. Die beste Defensive ist eine kühne Offensive. Bei einem Kriege gegen Frankreich, der im politischen Sinne voraussichtlich immer nur defensiver Natur sein wird, darf Deutschland sich den Vortheil der strategischen Offensive am wenigsten entgehen lassen. Gerade im Interesse Süddeutschlands, das militärisch so schwer zu decken, ist die sofortige Offensive vorzugsweise zu wünschen.

Digitized by Google

halten, sich in der Ordnung des Heerwesens auch nur annähernd diejenigen Opfer aufzuerlegen, welche die Regierungen und die freigewählten Volksvertreter des Nordens um der Wehrbarkeit und der Sicherheit des Vaterlandes willen als unabweisbar anerkannten. Moralisch ist die Verpflichtung zu verhältnißmäßig gleichen Anstrengungen für den Süden zweifellos vorhanden; der Wortlaut der Verträge läßt sich allerdings auch aufrecht erhalten, wenn Baiern und Würtemberg ihre Armeen auf je drei Mann reduciren. Preußen würde auch dann verpflichtet sein, mit der ganzen Heeresmacht des Nordens für die Gebietsintegrität jener vollsouveränen Staaten einzutreten.

Wenn die Bündnisse nach ihrer Veröffentlichung in ganz Europa und vor allem in Deutschland einen ungemein großen Eindruck gemacht, wenn sie das Ansehen der Nation nach allen Seiten hin gehoben haben, so geschah es wahrlich nicht wegen der politischen und materiellen Stärkung, die sie dem Ganzen gewährten, sondern wegen der moralischen Bewährung der echt nationalen Tendenzen Preußens und des von ihm aufgerichteten neuen Bundes.

Die Gefahr der französischen Annexionsforderungen war beim Abschlusse der Schutz- und Trutzbündnisse bereits abgewandt. Der Frieden und das Bündniß mit Würtemberg, mit welchem sich Preußen zuerst verständigte, kam am 13. Aug., der Vertrag mit Baiern erst am 22. Aug. zu Stande; schon am 12. Aug. aber, also unmittelbar nach Benedetti's Ankunft in Paris, hatte Napoleon in einem später der Oeffentlichkeit übergebenen, aber sofort von der officiösen Presse reflectirten Briefe an den Minister des Innern, Lavalette, Drouyn de Lhuys und seine Compensationsforderungen verleugnet.*)

In diesem Briefe sprach Napoleon offen aus, er sei von Benedetti dahin unterrichtet worden, daß er die ganze deutsche Nation gegen sich haben werde, wenn er auch nur die geringsten Ansprüche an deutsches Gebiet erheben wollte. Und dem war wirklich so. Frankreich mußte erkennen, daß es sich in der Erwartung getäuscht hatte, Deutschland zerrissen und erschöpft aus dem Kriege hervorgehen zu sehen. Das Nationalgefühl regte sich mächtiger als je, der deutsche Norden stand infolge des Bündnisses, durch welches Preußen den Norddeutschen Bund bereits provisorisch aufgerichtet hatte, als eine einheitliche starke Macht da, im Süden gab sich vielfach das Verlangen kund, die Scharte, die der kriegerische Ruhm eben im Bürgerkriege erhalten hatte, in einem nationalen Kriege auszuwetzen.

Die Stimmung Frankreichs wurde durch den diplomatischen Miserfolg Drouyn's de Lhuys sehr empfindlich getrübt. Man verschloß sich der Erkenntniß nicht mehr, daß im

*) Wir lassen die Hauptstellen dieses interessanten Schreibens des Kaisers im Urtexte folgen, da es nicht leicht ist, den Einleitungssatz in glattem Deutsch wiederzugeben, ohne vom strengen Wortlaut abzuweichen:

„12 aout 1866.

Mon cher monsieur La Valette. ... Dans le cours d'une conversation entre Benedetti et M. Bismarck, M. Drouyn de Lhuys a eu l'idée d'envoyer à Berlin un projet de convention au sujet des compensations auxquelles nous pouvons avoir droit. Cette convention, dans mon opinion, aurait dû rester secrète, mais on en a fait du bruit à l'extérieur, et les journaux vont jusqu'à dire que les provinces du Rhin nous ont été refusées. Il résulte de ma conversation avec Benedetti que nous aurions toute l'Allemagne contre nous pour un très-petit bénéfice. Il est important de ne pas laisser l'opinion publique s'égaper sur ce point. ... Le véritable intérêt de la France n'est pas d'obtenir un agrandissement de territoire insignifiant, mais d'aider l'Allemagne à se constituen de la façon la plus favorable à nos intérêts et à ceux de l'Europe. Recevez ...

Napoléon."

Digitized by Google

deutschen Norden eine Frankreich ebenbürtige Macht erstanden sei. Thiers wurde als der einsichtigste, weiseste Politiker gefeiert, dem Kaiser warf man vor, die Machtstellung Frankreichs so Deutschland wie Italien gegenüber verscherzt zu haben. Diese Vorwürfe gewannen weitere Nahrung durch den verzweiflungsvollen Ausgang des mexicanischen Unternehmens.

Napoleon hätte schon am Tage von Richmond erkennen müssen, daß seine Expedition gegen Mexico unrettbar verloren war. Die Union, die sich in den Zeiten schwersten Unglücks stolz auf die Monroe-Doctrin berufen und die Regierung des Präsidenten Juarez stets als die einzig rechtmäßige Gewalt in Mexico anerkannt hatte, mußte jetzt um so entschiedener auf ihrem stolzen Standpunkte verharren. Daß das mexicanische Kaiserreich zusammenbrechen müsse, sobald die französischen Occupationstruppen abzögen, war, selbst wenn keine bewaffnete Einmischung der Vereinigten Staaten eintrat, schon nach der unverkennbar mannhaften Haltung der mexicanischen Republikaner als gewiß zu betrachten. Selbst angesichts der langjährigen Anwesenheit der Franzosen hat diese Partei die Waffen nie niedergelegt; sie hat später den Beweis geliefert, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung auf ihrer Seite stand. Nur mit fremder Gewalt konnte sich das Kaiserreich in engen Gebietsgrenzen behaupten; die französische Occupationsarmee war nicht nur unentbehrlich, sondern bedurfte sogar einer Verstärkung, sollte nicht noch ein militärischer Rückschlag in Aussicht stehen. Bei der Opposition, die sich in Frankreich gegen das ganze Unternehmen von vornherein erhoben hatte und welche jetzt mit jedem Tage bedenklicher zu werden begann, durfte der Kaiser nicht daran denken, neue Opfer für Mexico von der Nation zu verlangen. Völlig unhaltbar aber wurde die dortige Situation, als die Vereinigten Staaten sowol gegen die längere Anwesenheit der Franzosen als gegen die Heranziehung anderer Soldtruppen aus Europa energisch protestirten. Napoleon war daher schon im Frühjahr 1866 zu dem schweren Schritte gezwungen, sich dem washingtoner Cabinet gegenüber zur Zurückziehung seiner Truppen zu verpflichten. Er erklärte das Land in drei Terminen räumen zu wollen, von denen der erste in den November 1866, der zweite und dritte in das Frühjahr und den Herbst des folgenden Jahres fallen sollten. Der Vertrag von Miramar war schon mit dieser der Unionsregierung abgegebenen Erklärung gebrochen. In jenem Vertrage hatte Napoleon dem Kaiser Maximilian, um ihn zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen, nicht nur den Schutz der französischen Armee auf so lange zugesagt, als derselbe zur festen Begründung der Monarchie nothwendig sein würde, sondern auch die Verpflichtung übernommen, nach Abzug des Expeditionscorps noch eine in französischem Dienste stehende Fremdenlegion von 8000 Mann sechs Jahre lang aufrecht zu erhalten. Die Gemahlin Maximilian's, Kaiserin Charlotte, eilte infolge dieses Vertragsbruch nach Europa, um Napoleon die Lage des Landes vorzustellen und ihn an seine Verpflichtungen zu mahnen. Ihre Anwesenheit in Paris, die in ganz Frankreich den peinlichsten Eindruck machte, fiel in den Monat August, also in dieselbe Zeit, in der die Gestaltung der Dinge in Deutschland und Italien, namentlich aber die entschiedene Zurückweisung der Annexionsforderungen den Glauben an die Unfehlbarkeit der kaiserlichen Politik aufs neue in der fühlbarsten Weise erschüttert hatten.

Mit diesem Moment beginnt ein neuer Abschnitt in der politischen Laufbahn des Kaisers. War sein Stern auch schon seit dem Tage von Villafranca im Sinken, wie es die Undurchführbarkeit des Friedens von Zürich, die Nothwendigkeit, Italiens Angriffe auf den Kirchenstaat nicht nur geschehen zu lassen, um Savoyens und Nizzas willen sogar zu unterstützen, wie es ferner das Fiasco der sich daran reihenden Bewerbungen um die Rheingrenze 1860, die Lockerung der werthvollen Allianz mit England, die

Digitized by Google

allmählich wachsende Emancipation Italiens und das Scheitern des Congreßplanes deutlich erwiesen, so war doch das Niedersteigen seines Gestirns noch immer dem der Sonne am Mittag eines langen Sommertages vergleichbar. Nur langsam sank es unter den Höhepunkt hinab; nur wenige fühlten, daß es Abend werden wolle. Als sich 1864 in Deutschland große Dinge ohne Zuthun Frankreichs zu vollziehen begannen, erwachten zwar in der öffentlichen Meinung Frankreichs, die stets mehr von Stimmung und Instinct als von politischer Erwägung geleitet wird, bereits Zweifel an der Unfehlbarkeit des rein persönlichen Regiments, aber das alte Vertrauen wog doch noch vor und erst, als fast gleichzeitig die großen Siege Preußens und das Zurückweichen Frankreichs vor der nordamerikanischen Union kund wurden, ging der Ruf durch das Land, Frankreichs Weltstellung sei durch die kaiserliche Politik erniedrigt (amoindri). Nach unserer Ansicht bezeichnen diese Thatsachen und das ihnen unmittelbar gegenüber beobachtete Verhalten des Kaisers noch keineswegs den Moment seines jähen Hinabsteigens von der bis dahin in den Augen der Mehrzahl behaupteten Höhe des großen Mannes; für uns folgt dieser Moment erst später. Gerade die Zurückhaltung, welche Napoleon den deutsch-dänischen Angelegenheiten und den großen Ereignissen des Jahres 1866 in Deutschland und Italien gegenüber beobachtet hat, wird die Geschichte damit vollständig rechtfertigen, daß der Kaiser sich der Erkenntniß absoluter historischer Nothwendigkeiten nicht verschlossen hat. Sie wird, ohne dem nationalen Egoismus Frankreichs jede Berechtigung abzusprechen, den Satz zur Geltung bringen, daß unsere Culturepoche das ausschließliche Uebergewicht einer einzelnen Macht über gleichgesittete Völker und Staaten nicht mehr gestattet, und daß das höchste Ziel des Ehrgeizes in der Ebenbürtigkeit mit den ersten seine Grenze finden muß. Tadeln wird die Geschichte in der Napoleonischen Politik des Jahres 1866 nur die Inconsequenzen und Kleinlichkeiten, die zwecklosen Demüthigungen Italiens, die Compensationsforderungen, den beklagenswerthen und im Grunde verfehlten Versuch, eine trennende Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland zu schaffen. Den Ausgang der mexicanischen Expedition und das vertragbrüchige Preisgeben des von Napoleon auf den Thron gehobenen Kaisers Maximilian wird sie angesichts unabweisbarer Nothwendigkeit jedenfalls milder beurtheilen als das Beginnen jenes durch nichts gerechtfertigten Unternehmens, dessen ruhmvolle Episoden die wetterwendischen Franzosen trotz der anfänglichen Mißbilligung des Ganzen maßlos bejubelt haben.

Die Geschichte wird den Augenblick, in dem das wenn auch niedersteigende, doch noch immer hoch stehende kaiserliche Gestirn sich entschieden zum Untergange neigte, von dem Zeitpunkte datiren, dem wir uns jetzt zuwenden. Bis zum Beginn des Jahres 1866 hat der Kaiser immer noch die öffentliche Meinung Frankreichs beherrscht; wenn auch seit Jahren nicht mehr jubelnd, fügte sie sich ihm doch willig. Während die gewaltigen Ereignisse jenes Jahres sich vorbereiteten, kriegerisch in Scene gingen und zuletzt mit bedeutsamen Umgestaltungen abschlossen, hat Napoleon der öffentlichen Meinung getrotzt, vom Moment der Friedensschlüsse aber hat er ihrer Strömung nicht mehr zu widerstehen vermocht. Eine Politik des Schwankens und Lavirens, kleinlicher Concessionen und kleinlicher Eigenwilligkeiten trat an die Stelle des Herrschens und Trotzens, die vielgerühmten großen Principien wurden in stetem Wechsel angerufen und wieder verleugnet, der Moment war gekommen, wo der Kaiser die Geister, die er so oft gerufen, nicht mehr los werden sollte.

Digitized by Google

2) Das neue Programm der Napoleonischen Politik (Lavalette'sches Rundschreiben). Seine Aufnahme in Frankreich. Weitere Schwierigkeiten wegen Mexico unter gleichzeitigem Wachsen der chauvinistischen Bewegung im Hinblick auf Preußen. Die Räumung Roms. Das Decret vom 19. Jan. 1867 behufs Ablenkung der Interessen von der äußern auf die innere Politik. Würdigung der dadurch gewährten Concessionen. Die Thronrede vom 14. Febr. als Einleitung eines neuen Umschlags.

In der schwierigen Lage, in der sich Napoleon zu Ende des Sommers 1866 der Nation gegenüber befand, that er noch einmal einen kecken Griff in das Füllhorn seiner neuen Ideen. Es wäre vielleicht der glücklichste, der großartigste seines Lebens gewesen, wenn er das Erfaßte mit starker Hand festzuhalten vermocht hätte. Kurz nach der Entlassung des Ministers Drouyn de Lhuys, der es so wohl verstanden hatte, allen seinen Amtshandlungen den Stempel des Hasses gegen Deutschlands und Italiens nationale Bestrebungen aufzudrücken, erging an die Gesandten Frankreichs bei den auswärtigen Höfen ein Rundschreiben, welches ein vollständiges Programm für die Stellung Frankreichs gegenüber der durch die preußischen Siege veränderten Lage Europas enthielt. Das an originellen Gedanken reiche Schriftstück, in dem die eigene Feder des Kaisers in jeder Zeile unverkennbar zu Tage tritt, trägt den Namen des „Lavalette'schen Rundschreibens", weil der Minister des Innern, Lavalette, der an Stelle des zum Minister des Aeußern ernannten Marquis de Moustier (bis dahin Botschafter bei der Hohen Pforte) die Geschäfte führte, dasselbe zu zeichnen und in Curs zu setzen beauftragt war. Daß der Kaiser die Zeit des Interimisticums für eine so bedeutsame Kundgebung wählte, zeigt offenbar, daß er seinen persönlichen Willen in der auswärtigen Politik wieder directer und ungefärbter zum Ausdruck zu bringen beabsichtigte, als es zu zeiten Drouyn's geschehen war. Es schien als sollte der Einfluß der Partei der Kaiserin gebrochen werden. Das Schriftstück lautet:

Paris, 16. Sept. 1866.

Mein Herr! Die Regierung des Kaisers kann es nicht länger hinausschieben, ihrer Ansicht über die in Deutschland eingetretenen Ereignisse Ausdruck zu geben. Da Hr. de Moustier noch einige Zeit abwesend bleiben muß, so hat Se. Maj. mir den Befehl ertheilt, Seinen diplomatischen Agenten die Beweggründe seiner Politik auseinanderzusetzen.

Der Krieg, der in der Mitte und im Süden Europas ausgebrochen, hat den Deutschen Bund zerstört und die italienische Nationalität definitiv constituirt. Preußen, dessen Grenzen durch den Sieg erweitert worden, dominirt auf dem rechten Mainufer. Oesterreich hat Venetien verloren; es ist von Deutschland abgeschieden. Diesen erheblichen Aenderungen gegenüber sammeln sich alle Staaten im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit; sie fragen sich, welche Tragweite der jüngst abgeschlossene Frieden hat, welchen Einfluß er auf die europäische Ordnung und auf die internationale Stellung jeder einzelnen Macht üben wird.

Die öffentliche Meinung in Frankreich ist erregt. Sie schwankt unsicher zwischen der Freude, die Verträge von 1815 vernichtet zu sehen, und zwischen der Furcht, daß die Macht Preußens übermäßige Verhältnisse annehmen könne; zwischen dem Wunsche, daß der Friede erhalten bleibe, und zwischen der Hoffnung, durch Krieg eine Gebietserweiterung zu erlangen. Sie begrüßt mit Beifall die vollständige Befreiung Italiens, aber sie will auch über die Gefahren, die den Heiligen Vater bedrohen können, beruhigt sein. Die Unschlüssigkeit der Gemüther in Frankreich, die auch aufs Ausland zurückwirkt, legt der Regierung die Pflicht auf, klar und deutlich ihre Ansicht auszusprechen.

Frankreich kann keine zweideutige Politik haben. Wenn es in seinen Interessen und in seiner Macht durch die wichtigen Veränderungen, die sich in Deutschland vollziehen, berührt wird, so muß es dies offen gestehen und die zu seiner Sicherung nothwendigen Maßregeln ergreifen. Verliert es dagegen nichts bei der Umwandlung, die da vor sich geht, so muß es dies aufrichtig erklären und den übertriebenen Befürchtungen, den heißblütigen Urtheilen entgegentreten, welche die internationale Eifersucht erregen und Frankreich aus der Bahn herauszuziehen möchten, die es verfolgen muß. Um die Unsicherheit zu beseitigen und die Ueberzeugungen zu befestigen, muß man die Vergangenheit, so wie sie gewesen, und die Zukunft, so wie sie sich darstellt, in ihrem Zusammenhange betrachten.

Digitized by Google

Was zeigt uns die Vergangenheit? Nach 1815 vereinigte die Heilige Allianz alle Völker vom Ural bis zum Rhein gegen Frankreich. Der Deutsche Bund umfaßte mit Preußen und Oesterreich 80 Mill. Einwohner; er erstreckte sich von Luxemburg bis Triest, von der Ostsee bis Trient, und umschloß uns mit einem Eisenbande von fünf Bundesfestungen; unsere strategische Position war durch die geschicktesten Gebietsgruppirungen eingekettet. Die geringste Schwierigkeit, die uns mit Holland oder mit Preußen an der Mosel, mit Deutschland am Rhein, mit Oesterreich in Tirol oder Friaul entstehen mochte, ließ sämmtliche vereinigte Kräfte des Bundes sich gegen uns wenden. Das österreichische Deutschland, das an der Etsch nicht zu erstürmen war, konnte im gegebenen Moment bis an die Alpen vorgehen. Das preußische Deutschland hatte zur Vorhut am Rhein alle jene Staaten zweiten Ranges, welche durch den Wunsch nach politischer Umwandlung unaufhörlich bewegt wurden und stets bereit waren, Frankreich als den Feind ihrer Existenz und ihres Strebens anzusehen. Nehmen wir Spanien aus, so hatten wir auf dem ganzen Continent keine Möglichkeit, eine Allianz zu schließen. Italien war zerstückelt und machtlos; es zählte nicht als Nation. Preußen war nicht zusammenhängend, nicht unabhängig genug, um sich von seinen Traditionen loesagen zu können. Oesterreich hatte zu viel mit der Bewachung seiner Grenzen in Italien zu thun, als daß es sich mit uns hätte innig verständigen können. Gewiß hat der lange aufrecht erhaltene Friede die Gefahren dieser Gebietsvertheilung und dieser Allianzen vergessen lassen! denn sie konnten sich nur furchtbar erweisen, sobald der Krieg ausbrach. Aber diese zweifelhafte Sicherheit hat Frankreich zuweilen mit dem Auslöschen seiner Weltrolle erkauft. Es ist nicht zu bestreiten, daß es während beinahe 40 Jahren die Coalition der drei nordischen Höfe gegen sich gehabt hat, die durch Erinnerung an gemeinsame Niederlagen und Siege, durch gleiche Regierungsgrundsätze, durch feierliche Verträge und durch das Mistrauen gegen unser liberales und civilisatorisches Wirken aneinandergeknüpft waren.

Fassen wir jetzt die Zukunft des umgestalteten Europa ins Auge: welche Bürgschaft bietet sie Frankreich und dem Frieden der Welt? Die Coalition der drei nordischen Höfe ist zerbrochen. Das neue Princip, das Europa regiert, ist die Freiheit der Allianzen. Alle Großmächte sind, die eine wie die andere, wieder in der ganzen Fülle ihrer Unabhängigkeit und können ihre Geschicke ordnungsmäßig weiter entwickeln.

Das vergrößerte, von jeder Solidarität fortan erlöste Preußen sichert die Unabhängigkeit Deutschlands. Frankreich braucht darin keinen Schatten für sich zu sehen. Stolz auf seine bewundernswerthe Einheit und unzerstörbare Nationalität, kann es das Assimilationswerk, das sich dort vollzieht, nicht bekämpfen oder misbilligen und nicht eifersüchtigen Stimmungen die Nationalitätsprincipien unterordnen, die es in Bezug auf die Völker vertritt und bekennt. Ist das deutsche Nationalgefühl befriedigt, so legt sich seine Unruhe, so erlöschen seine Feindschaften. Frankreich nachahmend, thut es einen Schritt, der es uns näher bringt, nicht aber von uns entfernt. Im Süden ist Italien, dessen lange Knechtschaft nicht den Patriotismus hat verlöschen können, in den Besitz aller Elemente zur nationalen Größe gelangt. Seine Existenz bringt eine tiefe Aenderung in die politischen Verhältnisse Europas; aber, unbedachtsamer Empfindlichkeiten und vorübergehender Ungerechtigkeiten ungeachtet, nähert es sich in Ideen, Principien und Interessen doch der Nation, die ihr Blut vergossen hat, um ihm seine Unabhängigkeit erobern zu helfen. Die Interessen des päpstlichen Thrones sind durch die Convention vom 15. Sept. gesichert. Diese Convention wird loyal ausgeführt werden. Während der Kaiser seine Truppen von Rom zurückzieht, läßt er als Garantie der Sicherheit für den Heiligen Vater die Protection Frankreichs darin. In der Ostsee wie im Mittelmeere entstehen kleinere Kriegsflotten, welche der Freiheit der Meere günstig sind. Wenn Oesterreich, von seinen italienischen und deutschen Besangenheiten befreit, seine Kräfte nicht mehr in unfruchtbarer Eifersucht abnutzt, sondern sie im Osten Europas concentrirt, so stellt es noch immer eine Macht von 35 Mill. Seelen dar, die keine Feindseligkeit, kein Interesse von Frankreich scheidet. Durch welche sonderbare Rückwirkung der Vergangenheit auf die Zukunft sollte die öffentliche Meinung nicht Verbündete, sondern Feinde Frankreichs in jenen Nationen erblicken, die, von einer uns feindlichen Vergangenheit befreit, zu einem neuen Leben berufen, durch Grundsätze, die auch die unserigen sind, geleitet und von den Fortschrittsgedanken, in denen die ganze moderne Gesellschaft sich friedlich zusammenfindet, beseelt sind?

Europa, stärker constituirt, durch bestimmtere Ländereintheilung gleichartiger gemacht, ist eine Bürgschaft für den Frieden des Continents, und ist weder eine Gefahr noch ein Schaden für unsere Nation. Diese, mit Algerien, wird bald mehr als 40 Mill. Einwohner zählen; Deutschland 37 Mill., wovon 29 im nördlichen und 8 Mill. im südlichen Bunde; Oesterreich 35,

Digitized by Google

Italien 26, Spanien 18 Mill. Was ist in dieser Vertheilung der europäischen Kräfte, das uns beunruhigen könnte? Eine unwiderstehliche Macht drängt die Völker dazu, sich in großen Staatsgebilden (agglomérations) zu vereinigen und dabei die kleinern Staaten verschwinden zu lassen. Dieses Streben entsteht aus dem Wunsche, die allgemeinen Interessen wirksamer gefördert zu sehen. Vielleicht ist es durch eine gewisse providentielle Einsicht der Weltgeschichte eingegeben. Während die alten Völker des Continents in ihren beschränkten Gebieten nur mit einer gewissen Langsamkeit anwachsen, können Rußland und die Republik der Vereinigten Staaten vor Ablauf eines Jahrhunderts je 100 Mill. Menschen zählen. Obschon die Fortschritte dieser beiden großen Reiche für uns nichts Beunruhigendes haben und wir im Gegentheil ihren hochherzigen Bemühungen zu Gunsten der unterdrückten Rassen vollen Beifall zollen, so gebietet doch die Vorsicht den Nationen des europäischen Centrums, nicht in so viele verschiedene Staaten ohne Kraft und Volksgeist zerstückelt zu bleiben.

Die Politik muß sich über die engen und kleinlichen Vorurtheile eines frühern Zeitalters erheben. Der Kaiser glaubt nicht, daß die Größe eines Landes von der Schwächung der Völker abhänge, die es umwohnen, und er sieht kein wahres Gleichgewicht, als in den befriedigten Wünschen der europäischen Nationen. Darin gehorchte er alten Ueberzeugungen und den Ueberlieferungen seines Geschlechts. Napoleon I. hatte die Wandlungen vorhergesehen, welche jetzt auf dem Continent von Europa ins Werk gerichtet werden. Er hatte die Keime der neuen Nationalitäten gelegt auf der Halbinsel, indem er das Königreich Italien schuf, in Deutschland, indem er 253 unabhängige Staaten verschwinden ließ.

Wenn diese Betrachtungen gerecht und wahr sind, so hat der Kaiser recht gehabt, diese Rolle des Vermittlers anzunehmen, die nicht ohne Ruhm gewesen ist, unnützes und schmerzliches Blutvergießen zu hemmen, den Sieger zu mäßigen, durch sein freundschaftliches Einschreiten die Folgen der Niederlage zu mildern, die Herstellung des Friedens zu verfolgen trotz aller Hindernisse. Im Gegentheil, er würde seine hohe Verantwortlichkeit verkannt haben, wenn er, die versprochene und verkündete Neutralität brechend, sich unversehens in die Zufälligkeiten eines großen Krieges gestürzt hätte, eines Krieges, welcher den Haß der Rassen erwecken und in welchem ganze Nationen aufeinanderstoßen mußten. Was würde in der That der Zweck des freiwillig gegen Preußen, nothwendig gegen Italien begonnenen Kampfes gewesen sein: eine Eroberung, eine Gebietserweiterung. Aber die kaiserliche Regierung hat ja schon seit lange ihre Principien in Bezug auf Gebietserweiterungen zur Anwendung gebracht. Sie versteht und sie hat verstanden, daß die Annexionen, welche durch eine unbedingte Nothwendigkeit geboten sind, mit dem Vaterlande Bevölkerungen verbinden, welche nur gleiche Sitten und den gleichen Nationalgeist besitzen, und sie hat von Savoyens und Nizzas freier Zustimmung die Herstellung unserer natürlichen Grenzen gefordert. Frankreich kann nur solche Gebietsvergrößerungen wünschen, welche seinen starken innern Zusammenhang nicht ändern, es muß aber immer an seiner moralischen oder politischen Vergrößerung arbeiten, indem es seinen Einfluß den großen Interessen der Civilisation dienstbar macht. Seine Aufgabe ist, das Einverständniß unter allen den Mächten zu befestigen, welche zugleich das Princip der Autorität aufrecht halten und den Fortschritt fördern wollen. Dieses Bündniß wird der Revolution den falschen Schimmer nehmen, welchen sie sich gibt, indem sie die Sache der Volksfreiheit zu schützen behauptet, und wird den großen und aufgeklärten Staaten die weise Leitung der demokratischen Bewegung vorbehalten, welche sich überall in Europa kundgibt.

Indeß liegt in der Aufregung, welche sich des Landes bemächtigt hat, ein legitimes Gefühl, welches man anerkennen und bestimmen muß. Die Erfolge des letzten Kriegs enthalten eine ernste Lehre, welche unserer Waffenehre nichts gekostet hat; sie zeigen uns die Nothwendigkeit, unsere militärische Organisation unverzüglich zu vervollkommnen zur Vertheidigung unsers Gebiets. Die Nation wird sich dieser Pflicht nicht entziehen, welche für niemand eine Drohung sein kann; sie hat gerechten Stolz auf die Tapferkeit ihrer Armee. Die Empfindlichkeit, geweckt durch die Erinnerung an ihre militärischen Großthaten, durch den Namen und die Thaten des Herrschers, welcher sie regiert, ist nur der Ausdruck ihres energischen Willens, ihren Rang und ihren Einfluß in der Welt ohne Verminderung zu behaupten.

Im ganzen erscheint, von dem hohen Standpunkte aus betrachtet, von welchem aus die kaiserliche Regierung die Geschicke Europas auffaßt, der Horizont von drohenden Eventualitäten befreit, gefährliche Probleme, welche gelöst werden mußten, weil man sie nicht beseitigen kann, wuchteten auf den Geschicken der Völker; sie hätten sich in schwierigern Zeiten aufdrängen können; sie haben ihre natürliche Lösung gefunden ohne zu gewaltsame Erschütterungen und ohne die gefährliche Mitwirkung der revolutionären Leidenschaften.

Digitized by Google

Ein Friede, der auf solchen Basen ruht, wird ein dauerhafter Friede sein.

Was Frankreich betrifft, wohin es auch seine Blicke wende, erblickt es nichts, was seinen Gang hemmen oder sein Wohlergehen stören könnte. In freundlichen Beziehungen zu allen Mächten, geleitet durch eine Politik, welche ihre Kraft durch ihre Großmuth und Mäßigung bewährt, gestützt auf seine imposante Einheit, mit seinem Genie, welches überall strahlt, mit seinen Schätzen und seinem Credit, welche Europa befruchten, mit seinen entwickelten militärischen Kräften und fernerhin von unabhängigen Nationen umgeben, scheint es nicht weniger groß, wird es nicht minder geachtet bleiben.

So ist die Sprache, welche Sie führen müssen, in ihren Beziehungen mit der Regierung, bei welcher sie accreditirt sind. Genehmigen Sie u. s. w. u. s. w.

Mag es in der Hauptsache immer ein oratio pro domo, eine glanzvolle Rechtfertigung der von der Nation misbilligten und offenbar mehr aus unrichtiger Würdigung der Kräfte Preußens und Oesterreichs als aus politischer Voraussicht entsprungenen Politik des Kaisers sein, was uns in dem vorliegenden Schriftstücke entgegentritt, so ist doch unverkennbar, daß die darin niedergelegten Ideen den Kaiser in gewissem Maße erfüllten. Wäre er noch der Kaiser von 1855 gewesen, wären die Flammen eines einsichtslosen nationalen Ehrgeizes, die er selbst in so unverantwortlicher Weise angefacht hatte, jetzt nicht über seinem Haupte zusammengeschlagen, vielleicht wäre Napoleon wie einst Friedrich II. jetzt der Philosoph auf dem Throne geworden. Aber seine Worte waren für die große Masse der Franzosen kein Evangelium mehr; für den innern Werth der ausgesprochenen Ideen aber fehlte der Nation jedes Verständniß.

Von alledem, was das sofort veröffentlichte Rundschreiben enthielt, zündete kein einziges Wort. Nur die taktlose offene Aussprache, daß Frankreich gern gegen Preußen in den Kampf gezogen wäre, fand Beifall; außerdem allenfalls noch der wenig freundliche Hinweis auf Rußland. Daß den Kleinstaaten das Todesurtheil gesprochen war, wurde im Hinblick auf die süddeutschen Staaten offen misbilligt. Während des letzten Lustrums hatte sich in Napoleon's Politik die Tendenz offenbart, die europäischen Staaten zweiten und dritten Ranges um Frankreich zu gruppiren, und gerade das war ein politisches Streben, das der Nation außerordentlich zusagte. Wenn jetzt mit demselben offen gebrochen wurde, wenn die Einigung Gesammtdeutschlands implicite als historische Nothwendigkeit hingestellt wurde, was blieb dann für Frankreich übrig? Italien war zu einer selbständigen Macht herangewachsen, Spanien und Portugal lagen zu weit abseits, nur Belgien stellte einen werthvollen Erwerb in Aussicht. Aber Belgien war ohne einen großen Krieg gegen England, dem Frankreich maritim noch keineswegs gewachsen war, nicht zu gewinnen; ein solcher Krieg lag auch offenbar außerhalb des so überaus friedlich klingenden Programms. Endlich vermißte die Nation auch jede Garantie für das seitherige generelle Uebergewicht des europäischen Westens über die Mitte und den Osten des Erdtheils; das völlige Todtschweigen Englands ließ keinen Zweifel mehr darüber, daß die herzliche Entente denselben Weg gegangen war wie die Allianz.

Selbst jene officiösen Journale, die ihre Existenz vorwiegend den Inspirationen der Regierung verdanken und bis dahin bei jedem Worte, das von des Kaisers Lippen kam, ihre Bewunderung überströmen ließen, hatten kein Wort aufrichtiger Anerkennung für die neuen Ideen; sie vermochten nicht, wie es das Rundschreiben forderte, „sich über engherzige und misgünstige Vorurtheile einer frühern Zeit hinwegzusetzen". Sie klammerten sich an einzelne dem Nationalstolz schmeichelnde Auslassungen, so an die, welche den ersten Napoleon als den eigentlichen Schöpfer deutscher und italienischer Nationalität bezeichnete. Aber von der Gleichberechtigung der Nationen, von der Freiheit der Allianzen, von der Möglichkeit eines Bündnisses mit Preußen, dem nach der Theorie von den großen nationalen Agglomerationen die deutschen Südstaaten dann nothwendig zufallen mußten, von der außerordentlichen Beschränkung des Bereichs für neue französische Annexionen,

Digitized by Google

von dem Hinweise auf einen dauernden Frieden — von alledem wollte man in Frankreich nichts wissen. Die Zeit der europäischen Kriege sollte nicht mit einem großen Siege Preußens abschließen.

Noch ehe das Jahr 1866 zu Ende ging, mußte Napoleon erkannt haben, daß sein Appell an die öffentliche Meinung Frankreichs — als solcher ist das Rundschreiben vorwiegend aufzufassen — den beabsichtigten Zweck verfehlt hatte; die Wogen des Chauvinismus gingen noch immer ebenso hoch wie zur Zeit des Kriegs.

Inzwischen gestalteten sich die Dinge in Mexico noch ungünstiger als zuvor. Die ursprüngliche Absicht, die Expeditionsarmee in drei Staffeln zurückzuziehen, erwies sich als undurchführbar, sollte nicht die letzte Abtheilung der Vernichtung durch die republikanischen Waffen preisgegeben werden. Der völlige Abzug wurde daher auf den Beginn des Jahres 1867 festgesetzt, was schon wegen der kurzen Hinausschiebung des ersten der anfänglich festgesetzten Termine sehr peinliche Remonstrationen des washingtoner Cabinets zur Folge hatte. Maximilian wurde jetzt entschieden preisgegeben, die französischen Truppen noch im Herbst um ihrer eigenen Sicherheit willen an der Küste zusammengezogen, Napoleon verhandelte sogar mit Nordamerika behufs einer gemeinsam wieder aufzurichtenden republikanischen Regierung. Nur an der Haltung Maximilian's und seiner Partei scheiterte dieser Versuch, dem kein anderes Motiv zu Grunde lag als die Wahrung der finanziellen Interessen Frankreichs.

Diese Verhältnisse trugen sehr wesentlich dazu bei, die Misstimmung der Nation zu steigern. Tausende von Soldaten waren zwecklos durch den Krieg, noch unendlich viel mehr durch das Klima hinweggerafft. Die Finanzen Frankreichs hatten einen schweren Stoß erlitten, zahllose Privaten, die den Verlockungen der Regierung gefolgt waren und ihr Vermögen durch die Wucherzinsen der mexicanischen Anleihe zu verdoppeln gehofft hatten, waren schwer geschädigt, die ganze Nation aber fühlte sich in ihrer Nationalehre verletzt, sie gestand laut, daß die Waffen Frankreichs vor der entschiedenen Haltung der Regierung der Vereinigten Staaten zurückgewichen waren. Wie konnte sie unter solchen Umständen der Hoffnung entsagen, ihren Ruhm an Preußen wieder aufzurichten? Dies Preußen aber wuchs von Tag zu Tag an Macht und Ansehen in Europa, und Frankreich maß keinem andern die Schuld bei als seinem Kaiser.

Gegenüber alledem, was in den Augen der französischen Nation verfehlt erschien, hatte Napoleon nur Einen politischen Erfolg aufzuweisen, der indeß, zumal er im Grunde nur negativer Natur war, keineswegs genügte die Stimmung zu bessern. Es erwies sich nämlich thatsächlich, daß die Hoffnungen, welche Italien beim Abschluß der Septemberconvention gehegt hatte, nicht in Erfüllung gehen sollten, Napoleon also richtig calculirt hatte. Als der Zeitpunkt heranrückte, an welchem das französische Occupationscorps auf Grund jener Convention Rom zu räumen hatte, anticipirte der Kaiser den vereinbarten Termin und ordnete noch vor Schluß des Jahres 1866 die Heimkehr der Truppen an. Es leitete ihn der Gedanke, daß der Moment, in welchem das Nationalgefühl Italiens durch die Erwerbung Venetiens eben eine Befriedigung erhalten habe, der geeignete sei, große Gefahren zu vermeiden. Dem war in Wirklichkeit so. Das italienische Ministerium Ricasoli that alles, um die in der Septemberconvention übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. In amtlichen Erlassen wie in der Thronrede des Königs wurde die bündigste Erklärung abgegeben, daß sich Italien nicht zwischen den Papst und die Römer drängen werde. Der Papst dagegen that seinerseits nichts, die Gefahren zu mindern. Die noch beim Abzuge der Occupationstruppen von Paris aus an ihn ergangene Mahnung, durch liberale Reformen einer Revolution zu begegnen, ließ er wie alle frühern unbeachtet. Dagegen schleuderte er einen neuen kräftigen Fluch gegen die „piemontesische Regierung", der er es besonders zur Last legte, daß sie durch Einführung der Civilehe

Digitized by Google

„das Sakrament mit Füßen getreten und das schmählichste Concubinat befördert" habe. Für den Fall eines Aufstandes drohte er Rom zu verlassen. Für niemand war diese Drohung bedenklicher als für Napoleon, da sich dann nicht nur die völlige Einheit Italiens und dessen gänzliche Unabhängigkeit von Frankreich von selbst verstanden hätte, sondern auch Frankreich die Schirmherrlichkeit über das Oberhaupt der katholischen Kirche, die es seit 1859 so ausschließlich geübt hatte, entgangen wäre. Es stand fest, daß der Papst sein neues Asyl nicht in Frankreich gesucht haben, sondern sich auf einem der Kriegsschiffe, die Oesterreich, Spanien und andere Mächte zu Frankreichs größter Verstimmung nach Civita-Vecchia gesandt hatten, in ein anderes Land zurückgezogen haben würde. Wo er sich dies Asyl ausersehen hatte, ist nicht bekannt geworden.

Es kam in Rom nicht zur Revolution. Die Drohung des Papstes that diesmal wie auch in einem spätern Falle ihre Wirkung. So wenig die Römer mit dem absoluten Regiment des Papstes auch einverstanden sind, so werden die revolutionären Elemente in der Heiligen Stadt doch noch ganz erheblich von denen überwogen, die da fürchten, den ungeheuern materiellen Gewinn zu verlieren, den ihnen die Kirchenfeste und die Fremdenzuzüge eintragen. Bei der Beschränktheit des Gebietes des Kirchenstaats gibt aber Rom den Ausschlag, und mit Recht läßt sich behaupten, daß die Annexionen Italiens die Gefahren für die weltliche Macht des Heiligen Stuhls, soweit diese auf einer Revolution im Innern des Kirchenstaats beruhen, wesentlich gemindert haben.

Der noch immer andauernden chauvinistischen Erregung Frankreichs versuchte Napoleon im Beginn des Jahres 1867 durch eine Ablenkung der Interessen von den äußern Angelegenheiten auf die innern entgegenzutreten. Schon einmal und zwar im Jahre 1860 hatte er eine solche Diversion mit Glück und Erfolg ins Werk gesetzt. Das Novemberdecret hatte die Vergeblichkeit der Bemühungen um das linke Rheinufer vergessen gemacht. Damals aber zehrte die Nation noch an der frischen Gloire des italienischen Kriegs und der Annexionen; auch war ihr der Miserfolg der diplomatischen Action Deutschland gegenüber weniger eclatant vors Auge getreten. Belangreicher noch war der Umstand, daß dem erweiterten parlamentarischen Leben in der vielbekämpften Freihandelspolitik und der Opposition der Klerikalen gegen die damalige Stellung Frankreichs zu Rom und Italien ein Feld geboten war, das die Interessen sofort ausreichend beschäftigte. Anders war es diesmal. Statt frischer Lorbern hatte Napoleon in den Augen der Franzosen nur Miserfolge aufzuweisen, die schwer vergessen zu machen waren. Die Aufnahme des Lavalette'schen Rundschreibens hatte gezeigt, daß Frankreich dieselben überhaupt nicht vergessen, sondern durch glückliche Thaten aufgewogen sehen wollte.

Napoleon hätte also sehr viel bieten müssen, wenn sein Versuch Erfolg versprechen sollte. Ohne mit der ganzen Verfassung des Empire zu brechen, ohne das persönliche Regiment, die ausschließliche Initiative des Kaisers zu opfern, ohne eine den ganzen Regierungsmechanismus bis in seine Wurzeln umgestaltende neue umfangreiche organische Gesetzgebung war das unmöglich. Zu solchen Maßnahmen aber wollte Napoleon sich nicht entschließen, er hoffte durch Scheinconcessionen den ihm vorschwebenden Zweck zu erreichen.

Am 19. Jan. 1867 erschien ein kaiserliches Decret, durch welches plötzlich „den Staatseinrichtungen des Kaiserreichs die ganze Entwickelung gewährt werden sollte, deren sie fähig sind", durch welche die längstverheißene und vielberufene „Krönung des Gebäudes vollendet" werden sollte.*) Worin aber bestand das, was Napoleon unter diesem volltönenden Titel der Nation gewährte?

*) Nachstehend der Wortlaut des kaiserlichen Briefes:

„Palast der Tuilerien, 19. Jan. 1867. Mein Herr Minister! Seit einigen Jahren fragt man sich, ob unsere Staatseinrichtungen die äußerste Grenze der Vollkommenheit bereits erreicht

Digitized by Google

Das erste thatsächliche Moment des kaiserlichen Briefs enthielt statt einer Gewährung eine Entziehung von Rechten. Die Adreßdebatte ward abgeschafft und dadurch der Kammer die beste Gelegenheit genommen, namentlich auf dem seither freigegebenen Gebiete der äußern Politik vor den Augen des Landes freie Kritik zu üben. An die Stelle der Adreßdebatte wurde ein Interpellationsrecht gesetzt, das derartig verclausulirt war, daß es stets von dem Belieben der Mehrheit abhängig blieb, ob die Minderheit zu Wort kommen sollte. Nach einem dem kaiserlichen Briefe beigefügten Decret müssen sich von den neun Bureaux des Gesetzgebenden Körpers stets mindestens vier für die Zulässigkeit einer Interpellation aussprechen, ehe eine solche überhaupt statthaben darf. Bei der aus Regierungscandidaten zusammengesetzten Kammer sind aber alle neun Bureaux stets nach dem Willen der Majorität gebildet und außerdem hat die Regierung bei allem, was hinter den Coulissen vorgeht, noch immer die Hand im Spiele. Das Erscheinen einzelner speciell committirter Fachminister in der Kammer war ebenso wenig eine Concession von Belang; die ausdrückliche Verwahrung gegen eine constitutionelle Verant-

---

haben oder ob neue Verbesserungen ins Leben treten müssen; daraus entstand eine bedauerliche Ungewißheit, der nothwendig ein Ende gemacht werden muß. Bisher haben Sie muthig in meinem Namen kämpfen müssen, um inopportune Forderungen zurückzuweisen und mir die Initiative für Reformen, die ich für zeitgemäß hielt, zu sichern. Heute glaube ich, daß es möglich ist, *den Staatseinrichtungen des Kaiserreichs die ganze Entwickelung, deren sie fähig sind*, und der öffentlichen Freiheit eine neue Ausdehnung zu geben, ohne daß dadurch die Macht gefährdet wird, welche die Nation mir anvertraut hat.

Der Plan, den ich mir vorgezeichnet habe, besteht darin, die Unvollkommenheiten, welche mit der Zeit hervorgetreten sind, zu verbessern und jedem mit unsern Sitten vereinbaren Fortschritte Raum zu geben; denn regieren heißt, aus den erworbenen Erfahrungen Nutzen ziehen und voraussehen, was die Zukunft erfordert.

Das Decret vom 24. Nov. 1860 hatte zum Zweck, den Senat und den Gesetzgebenden Körper mit der Regierungspolitik directer in Verbindung zu bringen; allein die *Adreßdiscussion* hat das Resultat nicht gehabt, das man hätte erwarten sollen. Sie hat zu zeiten die öffentliche Meinung unnöthigerweise leidenschaftlich aufgeregt, zu unfruchtbaren Debatten Anlaß gegeben und eine für die Geschäfte kostbare Zeit in Anspruch genommen. Ich glaube, man kann, ohne die Vorrechte der berathenden Gewalten zu verkürzen, die Adresse durch das weise geregelte (réglementé) *Interpellationsrecht* ersetzen.

Eine andere Umänderung schien mir in den Beziehungen der Regierung zu den großen Staatskörpern nothwendig. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß, wenn ich auf Grund einer besondern Vollmacht *die Minister in den Senat und den Gesetzgebenden Körper schicken würde*, um an gewissen Discussionen theilzunehmen, ich die Kräfte meiner Regierung nützlicher verwerthen würde, ohne die Schranken der Verfassung, *die keine Solidarität unter den Ministern zuläßt und sie einzig von dem Staatsoberhaupte abhängen läßt*, zu überschreiten.

Dabei sollen aber die Reformen, deren Einführung zweckmäßig erscheint, nicht stehen bleiben. Es soll ein Gesetz vorgeschlagen werden, um den Zuchtpolizeigerichten (tribunaux correctionnels — ohne Geschworene. D. Uebersetzer.) ausschließlich die *Aburtheilung der Preßvergehen* zu übertragen und auf diese Weise die discretionäre Gewalt der Regierung aufzuheben. Ebenso nöthig ist es, das *Versammlungsrecht* innerhalb der durch die öffentliche Sicherheit erheischten Grenzen auf dem Wege der Gesetzgebung zu regeln. Im vorigen Jahre sagte ich, daß meine Regierung fürder auf einem festen, zur Ertragung der Macht und Freiheit gleicherweise befähigten Boden vorgehen wolle. Durch die Maßregeln, von denen ich eben gesprochen, werden meine Worte zur That. Ich erschüttere den Boden nicht, welchen 15 Jahre der Ruhe und des Gedeihens befestigt haben; ich gebe ihm noch mehr Halt, indem ich meine Beziehungen zu den großen öffentlichen Gewalten noch inniger gestalte, indem ich durch das Gesetz den Bürgern neue Garantien zusichere, *indem ich endlich die Krönung des nach dem Willen der Nation aufgeführten Staatsgebäudes vollende* (en achevant enfin le couronnement etc.). Ueberdem, mein Herr Minister, bitte ich Gott, Sie in seinen heiligen Schutz zu nehmen. Napoleon."

Digitized by Google

wortlichkeit der Minister, welche der Kaiser beizufügen sich veranlaßt sah, schützte vor jeder Ueberschätzung dieser Concession.

Lag in den constitutionellen Reformen vom 19. Jan. schon nichts, was die politischen Interessen der Nation dem innern Staatsleben vorwiegend zuzuwenden vermochte, war der Inhalt des kaiserlichen Briefes, der in dieser Beziehung sogar alle Hoffnungen für die Zukunft abschnitt, vielmehr durchaus dazu angethan, den unvereinbaren Gegensatz zwischen Verfassungsstaat und Cäsarenstaat in das grellste Licht zu stellen, so erwiesen die bald darauf publicirten Entwürfe der gleichzeitig verheißenen Gesetze über Presse und Versammlungsrecht, daß auch auf dem Gebiete der allgemeinen politischen Freiheit kein belangreicher Fortschritt in Aussicht stand. An die Stelle der discretionären Gewalt der Regierung über die Presse sollte zwar die richterliche Behandlung der Preßvergehen treten, die Processe aber sollten, nicht etwa einem Schwur- oder einem andern von der unmittelbaren Einwirkung der Regierung unabhängigen Gerichte, sondern einer Kammer des Zuchtpolizeigerichts zugewiesen werden, die bereits speciell für politische Processe geschaffen und mit besonders dafür ausgewählten Richtern besetzt war. Das Vertrauen zu diesem Collegium, dessen Mitglieder sich meist besonders glänzender Carrièren zu erfreuen hatten, war bereits durch frühere Urtheilssprüche, namentlich den in dem sogenannten „Proceß der Dreizehn" gefällten, tief erschüttert. Andere an sich wirklich belangreiche Erleichterungen der Presse, die Befreiung vom Concessionszwange und die Aufhebung der Körperhaft für politische Preßvergehen wurden vollständig neutralisirt durch den Beibehalt der überaus hohen Cautionen und die Einführung wahrhaft drakonischer Geldstrafen.*) Der Gesetzentwurf für das Versammlungsrecht beschränkte sich darauf, daß den polizeilich legitimirten Wählern innerhalb der Grenzen ihres Wahlkreises gestattet werden sollte, sich an bestimmten Tagen vor der Neuwahl der Legislativen (nicht auch der Generalräthe u. s. w.) in dem übrigen Publikum verschlossenen Räumen über die Candidaturen zu besprechen.

Schon die nächsten Wochen erwiesen, daß eine solche „Krönung des Gebäudes" den Mismuth der Nation keineswegs heben und den Mangel an Gloire vergessen machen konnte. Die Wirkung war sogar eine vollständig entgegengesetzte. In der Presse und später auch in der Legislativen wurde das Wort laut, Frankreich stehe jetzt vor der Alternative: Freiheit oder Krieg. Die große Masse wollte lieber auf die Freiheit verzichten als auf die Gloire, ganz allgemein aber war und keineswegs unberechtigt der Glaube, der Kaiser könne eher die Gloire schaffen als die Freiheit.

Napoleon konnte sich der Erkenntniß seines abermaligen Miserfolgs nicht verschließen. Das Bedürfniß aber, sich mit der öffentlichen Meinung wieder in Einklang zu setzen, drängte sich für ihn mit jedem Tage energischer in den Vordergrund. Ein Krieg widersprach seinen Wünschen, sei es aus innerm Friedensbedürfniß und in Rücksicht auf seine Dynastie, die bei der ersten Niederlage gefährdet war, sei es im Hinblick auf den Umstand, daß Frankreich keines Bundesgenossen sicher, auf eigene Hand aber Deutschland nicht gewachsen war. Dies drängte den Kaiser, dem zur Zeit schon eine schwankende Politik zum Vorwurf gemacht wurde, zu einer vollständig unsichern principlosen Haltung. Schon in seiner Thronrede vom 14. Febr. begann er das im Lavalette'schen Rundschreiben kund-

*) Ein in Paris begangenes Preßvergehen, sei es noch so gering, kann nach dem endlich zu Stande gekommenen Gesetze mit keiner geringern Strafe als der von 3333 Frs. belegt werden. Da nun in der Regel drei Personen bestraft werden, Autor, Gérant und Drucker, so handelt es sich also in minimo für das Unternehmen um 10000 Frs. Die Strafe für Vergehen (nicht etwa Verbrechen) kann sich bis zu dreimal 25000 Frs. steigern, der Zeitung also unter Einrechnung der Kosten 80000 Frs. kosten. Bei Wiederholungsfällen innerhalb zweier Jahre ist überdies stets noch auf periodische Unterdrückung des Blattes zu erkennen.

Digitized by Google

gegebene Programm zu verlassen und wieder der Nationaleitelkeit Frankreichs, dem eigentlichen Chauvinismus, zu schmeicheln. Die ersten Sätze dieser Rede knüpften zwar noch an die Ideen jenes Programms an, übersetzten dasselbe aber ins entschieden Napoleonische. Die ganze Umwälzung von 1866 wurde einfach als Realisirung des Programms des ersten Kaiserreichs hingestellt. „Napoleon I.", sagte der Kaiser, „hat auf Sanct-Helena den Ausspruch gethan: «Einer meiner größten Gedanken ist die Zusammenfügung und Concentrirung der gleichartigen und geographisch zusammengehörenden Völkerschaften gewesen, welche durch Revolutionen und Politik getrennt und zerstückelt werden. Diese Zusammenfügung (agglomération) wird früher oder später eintreten. Der Anstoß ist gegeben, und ich glaube nicht, daß nach meinem Sturze und dem Verschwinden meines Systems ein anderes großes Gleichgewicht in Europa möglich sein würde als die Verbindung (confédération) der großen Völker.» Die Umwandlungen in Italien und Deutschland bereiten die Verwirklichung jenes großartigen Programms einer Vereinigung europäischer Staaten zu einer einzigen Conföderation vor." Aber auch seine eigene Politik vergaß der Kaiser nicht zu glorificiren. In einem Tone, der mit dem der Depesche, die vor Abschluß der Friedenspräliminarien in das preußische Hauptquartier gesandt war, scharf contrastirte, jener Depesche, in der es hieß: „wir sind keine Schiedsrichter, die den Parteien Lösungen vorschreiben, keine Unterhändler, die selbst einen directen Antheil an den Arrangements haben", stellte der Kaiser die Dinge jetzt so dar, als ob sein sic volo, sic jubeo der Weltgeschichte die Richtung gegeben. „Ich habe", sagte er unter anderm, „nicht einen einzigen Soldaten mehr bewaffnet, nicht ein einziges Regiment vorrücken (avancer) lassen, und gleichwol hat die Stimme Frankreichs Einfluß genug gehabt, um den Sieger vor den Thoren Wiens aufzuhalten. Unsere Vermittelung hat zwischen den Kriegführenden ein Einvernehmen herbeigeführt, welches Preußen das Resultat seiner Erfolge beließ und gleichzeitig Oesterreich, mit Ausschluß einer Provinz, die Integrität seines Gebiets wahrte, welches ferner die Unabhängigkeit Italiens durch Abtretung Venetiens vervollständigte. Unsere Action ist mithin in den Grenzen der Gerechtigkeit und Versöhnlichkeit ausgeübt. Frankreich hat nicht das Schwert gezogen, weil seine Ehre nicht im Spiele war, weil es versprochen hatte, stricte Neutralität zu bewahren." Speciell von Preußen sagte der Kaiser noch, „daß es alles zu vermeiden suche, was die «nationale Empfindlichkeit» (susceptibilités) Frankreichs reizen könne", ein Wort, das durchaus geeignet war, die Franzosen in dem Glauben an die landläufige Phrase zu bestärken, daß jede weitere Entwickelung der deutschen Angelegenheiten eine Beeinträchtigung „der Interessen, der Ehre und der Würde Frankreichs" involvire. Die hierin liegende Anmaßung beherrschte während der nächsten Zeit die öffentliche Meinung vollständig und übte auf die Haltung der Regierung einen maßgebenden Einfluß. Man berief sich sogar im diplomatischen Verkehr auf die „susceptibilités" wie auf ein durch Vertrag, Moral und Geschichte geheiligtes Recht.

Nachdem der Kaiser einmal der blinden Nationaleitelkeit solche Huldigungen dargebracht hatte, war der Moment nicht mehr fern, in dem sich erweisen sollte, daß die Zeiten vorüber waren, in denen er seine Herrschaft über den Willen der Massen ausgeübt hatte. Er, der die Nation zu so reichen kriegerischen Ehren geführt, der seinen Thron erst dadurch fest begründet hatte, daß er das ruhmlose Regiment Ludwig Philipp's in den Schatten gestellt, mußte sich jetzt zu einer der kleinlichsten Concessionen an die Nationaleitelkeit herbeilassen. Sein wenige Monate vorher vor Frankreich und Europa verkündetes großes politisches Programm, das in der Thronrede doch noch in gebrochenen Tönen leise nachklang, verleugnete der Kaiser jetzt vollständig, nicht um Frankreich durch eine große kriegerische Eroberung zu bereichern, nicht um wieder ein neues großes Princip zur Geltung zu bringen, auch nicht um endlich das ersehnte Schiedsrichteramt

Digitized by Google

in Europa zu erlangen, sondern einzig und allein um durch ein seiner ganzen Vergangenheit unwürdiges winziges Manöver der Cabinetspolitik einen für Frankreich werthlosen Landfetzen zu erlangen, mit dem er den Heißhunger des Chauvinismus zu stillen hoffte. Es ist nicht mehr der Sieger von Sewastopol und Solferino, es ist wieder der Abenteurer von Strasburg und Boulogne, der uns in der jetzt folgenden Episode vor Augen tritt.

UNIVERSITY of California Library.

Ostpreußen und sein Nothstand.

Von Edwart Kattner.

Zweiter Artikel.

Das Zurückbleiben Ostpreußens gegen andere Provinzen, das wir in unserm vorigen Artikel behandelten, ist freilich von den Bewohnern oder vielmehr von ihren Vätern wirklich verschuldet worden; denn es schreibt sich von den erzwungenen Opfern der Kriege von 1806—12 und von den Freiwilligen des Jahres 1813 her. Sehen wir, wie dieselben in den ersten Jahren nach den französischen Kriegen nach amtlichen Quellen berechnet und in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" dargestellt sind. (S. umstehende Tabelle.)

Außer den in dieser Nachweisung schon aufgeführten Leistungen und Verlusten müssen bei der Schätzung der sämmtlichen Aufopferungen der Provinzen auch noch folgende beachtet werden, die jedoch in Zahlen nicht angegeben werden können:

1) Verluste der Wirthe durch die Höhe des Marktpreises des Viehes zur Zeit des Wiederankaufs gegen dessen Sachpreis.

2) Verluste durch Aufnahme nothwendiger Retablissementskapitale zu unverhältnißmäßigen Zinsen.

3) Niedrige, nicht die Productionspreise ersetzende Getreidepreise, als Folgen des Umstandes, daß der Markt, den England und Schweden gewährt, der Provinz verschlossen blieb.

4) Lähmung aller Gewerbe überhaupt.

5) Erhöhung der Abgaben an den Staat.

6) Das aus diesen gesammten Ergebnissen folgende Sinken des Werthes und Preises der Grundstücke, welches man, kaum angemessen, im Durchschnitt auf $33^1/_3$ Proc. schätzen darf, woraus, solange der gesunkene Werth bleibt, beinahe einer ganzen Generation ein Verlust von vielen Millionen entsteht.

7) Die große Verminderung der Volksmenge, die von 1805—10 188611 Personen oder 14 Proc. der gesammten Volksmenge beträgt.

8) Das nach Maß und Scheffeln nicht geschätzte Getreide, welches von der Einquartierung zur Stelle genommen oder verzehrt wurde.

So weit folgen wir dem Rechnungsrath Radefeld in den „Beiträgen zur Kunde Preußens". Seine Berechnung trifft ganz besonders Ostpreußen, indem nur die westpreußischen Kreise Elbing, Marienburg, Stuhm, Marienwerder (rechts von der Weichsel) und Rosenberg noch mit eingeschlossen sind. Sie gibt eine deutliche Vorstellung von der Erschöpfung der Provinz. Schuld trug sie selbst daran allerdings nur zum Theil. Bis einschließlich 1812 konnte sie nichts thun, als unter der Schwere des Schicksals dulden. Anders aber im Jahre 1813. Die neuen ungeheuern Opfer, welche sie damals trug, legte sie sich selbst freiwillig auf. Die Männer, welche zu jener Zeit ihr Geschick

Digitized by Google

Darstellung

der Leistungen, Lieferungen und Verluste aller Art der zum vormaligen Gouvernement zwischen der Weichsel und der russischen Grenze gehörigen Provinzen in den Kriegsjahren 1807, 1812 und 1813, nebst einem Vergleich dieser Leistungen gegen die Kräfte und Mittel dieser Provinzen.

1. Jahrgänge.	2. Personen sind zum Militärdienst eingestellt.			Es sind geliefert, verwendet und verloren.																5. Geldwerth der in den Rubriken 3 und 4 angezeigten Gegenstände.	6. Materialien und Naturalien aller andern Art und Leistungen und Verluste überhaupt, dem Geldwerthe nach.	7. Summe des Geldwerthes aus den Rubriken 5 und 6.	8. Ungefährer Geldwerth derjenigen Verluste und Schadenstände, die als Folgen der unmittelbaren Verluste anzusehen sind, nämlich durch wüste gewordene Ländereien und entzogenes Wirthschaftskapital und entbehrte Arbeitskraft.
				3. Vieh.				4. Getreide.															
	Anzahl.	Dies beträgt im Procentsatz.		Pferde.		Nutzvieh.		Wintergetreide.				Hafer.				Vom übrigen Sommergetreide.							
									Dies beträgt im Procentsatz.				Dies beträgt im Procentsatz.				Dies beträgt im Procentsatz.						
		Von den vorhanden gewesenen männlichen Personen.	Von den vorhanden gewesenen Männern von 18—45 Jahren.	Anzahl.	Mithin von den vorhanden gewesenen im Procentsatz.	Anzahl.	Mithin von den vorhanden gewesenen im Procentsatz.	In Scheffeln.	Zu der Aussaat.	Zum Bruttoertrage.	Zum Verkaufsquanto.	In Scheffeln.	Zu der Aussaat.	Zum Bruttoertrage.	Zum Verkaufsquanto.	In Scheffeln.	Zu der Aussaat.	Zum Bruttoertrage.	Zum Verkaufsquanto.	Thlr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1807				75750	22	228800	27	1,079065	70	18	56	1,322121	115	30	105	1,195162	87	19	37	23,820498	75,529058	99,349556	56,899997
1812 1813	71445	16	45	104710	46	151561	30	989911	77	25	93	1,710287	164	45	177	330265	54	16	51	14,115322	19,093152	33,208474	73,441618

Anmerkung zur Rubrik 8. Die Schätzungen der Folgen der Verluste an zerstörten Wirthschaftskapitalien u. s. w. hat für die letztere Kriegsepoche darum auf größere Resultate geführt, weil, wie die gesammelten Notizen schließen lassen und es auch in der Natur der Sache liegt, der erste Angriff mehr noch auf Verbrauchsvorräthe und Verkleinerung der Bodenrente gewirkt, der letzte aber in höherm Grade die Wirthschaftskapitalien u. s. w. selbst zerstört hat.

Digitized by Google

leiteten: Auerswald, Schön, Dohna, Brünneck, konnten das gewagte Unternehmen des Generals York, als er auf seinen eigenen Kopf sich von den Franzosen lossagte, scheitern lassen, anstatt sich mit dem „Rebellen", wofür ihn der König erklärt hatte, zur Vertreibung der fremden Zwingherren zu verbinden und sich dadurch in die Gefahr zu setzen, selbst des Hochverraths angeklagt zu werden. Oder noch besser, man konnte sich, gestützt auf das York'sche Corps, den heranrückenden Russen unter der Bedingung unterwerfen, daß das Land von neuen Lasten verschont bliebe. Die auf den Besitz der Provinz längst lüsternen Russen wären gewiß gern darauf eingegangen. So hätten die Ostpreußen, anstatt ihre Kräfte vollends zu erschöpfen, sich erholen und Kräfte sammeln können. Da sie das aber nicht thaten, so trugen sie an ihrem eigenen Schicksal Schuld. Freilich lag in dieser Schuld das größte Verdienst um den Gesammtstaat, um Deutschland, um die Freiheit Europas, und es ziemte sich, daß sie dafür in dem darauffolgenden Frieden von der Regierung durch ganz besondere Fürsorge und Unterstützung belohnt wurden.

Diese Belohnung ist aber ausgeblieben. Allerdings wurde nach Friedrich'schem Vorbilde mancherlei für Wiederherstellung des Wohlstandes im ganzen Staate gethan, wenn man auch nicht, wie dieser große Mann, mit voller Hand säete, um dann wieder die Ernte mit der vollen Sense zu mähen. Man verlegte sich vielmehr in allen Zweigen der Verwaltung auf das Sparen. Das mochte für die andern Landestheile auch sehr angebracht sein; nur in Ostpreußen waren der Wunden zu viele und zu tiefe, als daß man an den Heilmitteln noch hätte Ersparnisse machen dürfen. Wie sollten die Einbußen der Provinz, welche uns Radefeld auf baare 262 Millionen berechnet, ohne die unberechenbaren, durch bloße Einschränkung und nüchternen Fleiß wiedererworben werden, wenn man weder das nothdürftigste Werkzeug, geschweige Betriebskapital besaß? In der Industrie, welche hauptsächlich ein ganzes Land wohlhabend machen kann, ist es auch am wenigsten mit einer schlicht bürgerlichen Sparsamkeit gethan. Kurzum, solange Friedrich Wilhelm III. regierte, also bis zum Jahre 1840, geschah für Ostpreußen nichts Hervorstechendes; es siechte immerwährend in wirthschaftlichen Bedrängnissen dahin. Nicht einmal die Kriegsschulden, welche die Städte aufnahmen, um den Abzug der französischen Besatzungen 1808 zu bewirken, wurden ihnen vom Staate abgenommen; noch heute lastet auf Königsberg ein Rest von $1\frac{1}{4}$ Millionen.

Bezeichnend für Preußens Staatsmänner war es, daß *zwei andere, neue Provinzen*, die sich nur mit Widerstreben in den Staatsverband fügten, eine solche *besondere Fürsorge der Regierung* erfuhren, es waren Rheinland und Posen. Die Rheinländer, welche in den zwanziger und dreißiger Jahren des Jahrhunderts die heißblütigsten Anhänger Frankreichs waren, mögen die außerordentliche wirthschaftliche Entwickelung und Blüte ihrer Provinz immerhin sich selbst als Verdienst anrechnen; sie können aber versichert sein, daß, wenn die nüchternen, energischen und umsichtigen Ostpreußen von der Natur und noch obenein von der Regierung durch Jahrzehnte so begünstigt gewesen wären, sie noch ganz andere Erfolge errungen hätten als sie selbst, welche das Leben viel mehr von der leichten, genußreichen Seite ansehen. Die Polen ferner waren die anhänglichsten Trabanten des französischen Gewaltherrschers gewesen, noch auf französischem Boden mußten 1814 ihre Regimenter von den Preußen bekämpft werden. Als preußische Unterthanen in Posen wurden sie mit einer Rücksicht behandelt, welche sie durch ihren treulosen Abfall im Jahre 1806 sicherlich nicht verdient hatten. Als ihr Adel im Besitz seiner Güter durch die Folgen des Kriegs gefährdet war, sodaß wenig fehlte, daß er meistentheils von Deutschen daraus verdrängt wurde, gründete die Regierung einen Landschaftlichen Creditverband unter den posener Gutsbesitzern, indem sie ihnen als Grundstock ein unverzinsliches Darlehn von 200000 Thlrn. gab. Der polnische Adel

Digitized by Google

blieb dadurch erhalten. Einer gleichen Fürsorge erfreute sich der heldenmüthige und treue ostpreußische Adel nicht. Er wurde durch die wirthschaftliche Noth, die auf der ganzen Provinz lastete, zum größten Theil aus seinen ererbten Besitzungen verdrängt. Es waren dort wenige Güter, welche nicht unter den Hammer kamen. Oft mußten die Zwangsverkäufe wiederholt werden, weil die Käufer sich nicht halten konnten; nicht selten verstrichen die Verkaufstermine vergeblich, weil sich keine Bieter fanden, und die Anschläge mußten herabgesetzt werden, um Gebote zu erlangen. Die Preise der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, besonders des Getreides, waren so niedrig, daß dadurch kaum die Unkosten der Erzeugung gedeckt wurden. In den ersten zwanziger Jahren galt der Scheffel Roggen in Königsberg oft nicht mehr als 24 Sgr.; und dafür mußte der Landmann das Getreide wol noch 10—20 Meilen auf schlechten Landwegen anfahren.

Der Lage des Landwirths entsprach diejenige des Gewerbtreibenden in der Stadt ganz genau. Bei dem Mangel an Großindustrie, welche für den Absatz nach dem Auslande arbeitet, konnte diesem Beschäftigung und Nahrung nur von jenem kommen. Der Handel stockte bei der in ganz Europa verbreiteten Muthlosigkeit und Verarmung. Die Rhederei Ostpreußens war auf 80 Seeschiffe, welche sich 1820 vorfanden, gesunken, von denen 38 nach Königsberg, 29 nach Memel und 13 nach Pillau gehörten.

Das Einzige, was in jener schweren Zeit für Ostpreußen geschah, das war die Einführung der veredelten Schafzucht, durch welche sich der Oberpräsident von Schön verdient machte. Sie bot dem Landwirth bei den schlechten Getreidepreisen unter einem verhältnißmäßig geringen Kapitalaufwande noch die beste Bodenrente.

Die Herstellung eines unabhängigen und kräftigen Bauernstandes, welcher damals in Preußen durch Auseinandersetzung zwischen der Gutsherrschaft und den neuen Eigenthümern, durch die Gemeinheitstheilung der letztern, durch Umwandlung ihrer Naturalleistungen in Geldzins betrieben wurde, war eine Förderung des Volkswohls, welche erst nach Jahren ihre Früchte tragen konnte und welche auch nicht Ostpreußen insbesondere zugewendet wurde.

Während die Provinz gerade mit der höchsten Noth rang, im Jahre 1824, geschah ein neuer, schwerer Schlag gegen ihre wirthschaftliche Erhebung; Rußland eignete sich das schroffste Prohibitivsystem an und verschloß seine Grenzen fest vor allen Fabrikerzeugnissen. Die Provinzen Schlesien, Posen und Preußen verloren dadurch besonders den Absatz für ihre ausgebreiteten Tuch- und andern Gewebemanufacturen. In großer Anzahl wanderten die gewerbfleißigen Manufacturisten auf russisches Gebiet, gründeten dort die Fabrikstädte Lodz, Zdunska-Wola, Skierz u. a. und verbreiteten dort Wohlstand und Gewerbthätigkeit, während zahlreiche preußische Städte verarmten. Auch Ostpreußen litt an diesen Maßnahmen. Preußen ist seit 1807 ununterbrochen der treueste und uneigennützigste Verbündete Rußlands gewesen, Rußland umgekehrt sein mißgünstigster und anmaßlichster. Durch Preußens Zusammenhalten mit Rußland auf dem Wiener Congreß hat dieses so vortheilhafte Friedensbedingungen erlangt, jenes so unvortheilhafte. Im Jahre 1831 hat Preußen durch seinen Beistand erheblich zur Besiegung des polnischen Aufstandes beigetragen, im Krimkriege hat es durch seine Neutralität große Länderverluste von Rußland abgewehrt, im Jahre 1863 durch die Grenzconvention ihm wiederum die Niederschlagung des polnischen Aufstandes wesentlich erleichtert. Vergebens fragt man aber nach den Gegenleistungen Rußlands für so wichtige Dienste. Kaum wird man andere ausfindig machen, als die Geschenke von ein paar Malachitplatten, von den bronzenen Rossebändigern vor dem berliner Schlosse, von einigen ausgestopften Auerochsen für die Museen und von einigen Bartrussen als Kutscher. Die für den Staat so nachtheilige Grenzsperre hat man in den ersten Jahrzehnten gar nicht zu erwähnen gewagt; seit den funfziger Jahren hat man es zu gütlichen Vorstellungen gebracht, welche selbstverständlich niemals

Digitized by Google

beachtet worden sind. Und doch ist in den Wiener Verträgen festgestellt worden, „die Zolltarife für Preußen und Polen dürfen ohne wechselseitige Uebereinstimmung nicht abgeändert werden", und Preußen besaß und besitzt also ein klares Recht des Einspruchs wenigstens in Betreff Polens. Welchen Werth eine so vollkommen uneigennützige Bundesgenossenschaft für Rußland hat, das bezeugte der Kaiser Nikolaus durch sein berühmtes Wort auf dem Sterbebett: „Dites à Fritz, qu'il reste le même pour la Russie."

Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's IV. fing man an, sich Ostpreußens etwas mehr zu erinnern. Es sind aber nicht staatswirthschaftliche Maßregeln, welche wir zunächst zu seinem Besten ergreifen sehen, sondern militärische. Bis dahin war es dem gewaltigen östlichen Nachbar gegenüber, im Vertrauen auf dessen Bundesgenossenschaft, vollständig schutzlos geblieben. In ganz Ostpreußen gab es damals nur eine einzige kleine Festung, nämlich Pillau; erst in Westpreußen fing das Vertheidigungssystem mit den Weichselfestungen an. Es ist vorzugsweise für Ostpreußen bezeichnend, was Zedlitz: „Die Staatskräfte der preußischen Monarchie", darüber im Jahre 1828 sagte: „Wir sehen einen langen Grenzzug von 179 geographischen Meilen zwischen einer der mächtigsten Monarchien des mittlern Europa und dem größten Staate des Nordens, auf dem man sich nicht veranlaßt fand, einige Brückenköpfe ausgenommen, Festungen anzulegen. Weitläufige Wälder, hohe Waldrücken, Schluchten, Moräste und Sümpfe, von wenig fahrbaren Straßen durchschnitten, sind die Hindernisse an diesen Grenzpforten." So sah damals Ostpreußen zur guten Hälfte aus, und so schien es den damaligen Staatslenkern, daß es auch bleiben müsse, damit die Wildniß dem eindringenden Feinde als Hinderniß diente. Leider bietet wenigstens Masuren noch jetzt ziemlich denselben Anblick dar, nur daß an die Stelle der „hohen Waldrücken" mehr entwaldete Sandberge getreten sind. Die Provinzialstände beklagten sich über diesen schutzlosen Zustand des Landes; und so entschloß man sich in den ersten vierziger Jahren, die kleine Festung Boyen bei Lötzen anzulegen, und, was wichtiger war, Königsberg zu befestigen. Dieser Bau nähert sich jetzt seiner Vollendung, während man seit kurzem auch angefangen hat, Memel mit einer allerdings dringend nothwendigen Befestigung zu versehen.

Dieser militärische Schutz konnte natürlich den wirthschaftlichen Zustand nicht bessern. In der That blieb er ein kranker und unentwickelter, namentlich hörte die Provinz niemals auf, darin hinter den andern zurückzustehen, und da die Anforderungen des Staats an ihre Steuerkraft keineswegs geringer waren, als anderweitig, so kam es niemals dazu, daß die Ostpreußen Reservekapitalien ansammeln, oder, anders ausgedrückt, einen Sparpfennig für die Noth zurücklegen konnten. Das weisen wörtlich die Berichte über die Sparkassen des preußischen Staats vom Jahre 1864, nach den Provinzen geordnet, nach. Es befanden sich in denselben

	Einlagen			auf den Kopf der Bevölkerung		
	Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.
in Preußen	1,837807	4	11	—	18	3
„ Posen	791886	1	7	—	15	7
„ Pommern . . .	5,872826	12	4	4	2	6
„ Brandenburg . .	10,815879	15	4	4	4	—
„ Sachsen	16,157998	29	2	7	27	1
„ Schlesien	11,165349	27	5	3	5	4
„ Westfalen . . .	19,283058	26	11	11	17	1
„ Rheinland . . .	15,968398	11	4	4	23	1
im ganzen Staat . .	81,893205	9	—	4	7	7

Diese Zahlen beweisen allerdings nichts für alle vermögenden Personen, sie legen ihren Erwerb nicht in Sparkassen an, und auch der Aermere findet oft eine andere

Digitized by Google

Stelle, wo er seinen Sparpfennig lieber anlegt, und wäre es auch nur ein alter Strumpf. Im großen und ganzen geben die Sparkassen aber dennoch einen Maßstab für die Vermögenslage der untern Volksklassen, und es erhellt also aus der vorstehenden Uebersicht, daß dieselbe schon lange vor dem jetzigen Nothstande in Ostpreußen derjenigen aller andern Provinzen nachstand mit Ausnahme von Posen.

Für die Vermögenslage der wohlhabendern Klassen geben einen, freilich aber auch nicht den einzigen Maßstab die Feuerversicherungen für die bewegliche wie für die unbewegliche Habe. Nach dem „Jahrbuch für amtliche Statistik", I, betrug am 1. Jan. 1861

in der Provinz	die Versicherungssumme Thlr.	mithin auf den Kopf Thlr.
Ostpreußen	122,990383	76,4
Westpreußen	115,227461	101
Posen	85,908886	60,6
Pommern	154,422966	116
Brandenburg	325,055583	139
Schlesien	256,376171	78,4
Sachsen	292,380221	153
Westfalen	203,174383	129
Rheinland	446,180478	144
im Staate	2001,717532	112

Sonach ist das gegen Brand versicherte Vermögen von Ostpreußen am 1. Jan. 1861 verhältnißmäßig das geringste unter allen ältern Provinzen, wiederum mit Ausnahme von Posen, gewesen.

Die „Denkschrift" der königsberger Kaufmannschaft macht auch auf die auffallend kleine Zahl von Actiengesellschaften in der Provinz Preußen, als „ein deutliches Zeichen geringer Kapitalansammlung" aufmerksam. Danach bestanden dort, abgesehen von Eisenbahn- und Chausseegesellschaften, deren es da 4 gibt, 4 Actiengesellschaften, in Schlesien 14, in Pommern 21, in Sachsen 26, in Brandenburg 31, in Westfalen 34, in Rheinland 94.

Es ist die Frage: was konnte und sollte die Regierung thun, um der Armuth der Provinz, deren Anzeichen wir nun schon bis zur Gegenwart verfolgt haben, abzuhelfen? Sie beantwortet sich durch den allgemein anerkannten Grundsatz der Volkswirthschaft, daß Handel und Industrie die hauptsächlichsten Hebel des Volkswohlstandes sind. Sie beide mußte die Regierung also in dieser durch ihr Klima wie durch ihr Schicksal vorzugsweise bedrängten Provinz in erhöhtem Maße fördern; und sie hatte damit gegen dieselbe eine besondere Pflicht abzutragen, weil dieser Landestheil sich seine vollständige Erschöpfung im Jahre 1813 als Opfer für die Staatsgesammtheit freiwillig und hochherzig selbst auferlegt hatte. Die Staatsregierung aber schlug durch die Errichtung und Förderung des Zollvereins seit dem Jahre 1828 zwar eine für den Staat wie für ganz Deutschland sehr segensreiche Bahn in der staatswirthschaftlichen Politik ein. Dagegen blieb das Interesse von Ostpreußen gänzlich hintangesetzt. Ich werde das weiter in den Hauptpunkten nachweisen, indem ich zugleich das allmähliche Besserwerden bis zur Gegenwart verfolge, ein Besserwerden, welches nur leider bei weitem zu spät eingetreten ist. Die Ostpreußen verschlossen sich niemals den Schwierigkeiten, welche eine Ausnahmsgesetzgebung zu ihrem Besten auf den Gebieten des Handels, der Zölle und Steuern mit sich führen mußte; aber sie verlangten erstens Maßregeln, welche ihnen vorzugsweise, aber auch dem ganzen Zollverein, wenn auch in geringerm Grade, nützlich waren, zweitens bevorzugende Zuwendungen von Staatsmitteln zur Herstellung guter Verkehrswege, solange

Digitized by Google

sie sich in einem besonders hülfsbedürftigen Zustande befanden und noch dazu unter der allgemeinen Handelspolitik zu leiden hatten.

Zu jenen Maßregeln gehörten hauptsächlich die Erschließung der russischen Grenzen, welche eben noch heute nicht erwirkt worden, und die Aufhebung des Sundzolls, welche endlich im Jahre 1857 eingetreten ist. Er mußte mit gutem preußischen Gelde abgelöst werden, nachdem frühere, günstigere Zeitpunkte zu seiner unentgeltlichen Abschaffung unbenutzt geblieben waren. Immerhin hat diese Erleichterung schon sehr wohlthätig auf den Handel Ostpreußens eingewirkt; sie hat, wie wir oben gesehen, dazu beigetragen, eine außerordentliche, wenn auch vorübergehende Höhe der Ausfuhr hervorzurufen.

Auch die Aufhebung des Salzmonopols gehörte zu den anhaltend von der Regierung verlangten Maßregeln. Im Jahre 1850 äußerte sich darüber das Vorsteheramt der königsberger Kaufmannschaft folgendermaßen: „Schon seit 1782, seit Einführung des Monopols haben die Kaufmannschaften Preußens um die Aufhebung desselben, jedoch immer vergebens, gebeten. Wir haben es bei mehrern Gelegenheiten nachgewiesen, daß das Salzmonopol dem Staate weniger Nutzen bringt als eine Steuer, und müssen dieses auch jetzt wiederholen. Eine feste Steuer von $3\frac{1}{2}$ Thlr. pro Tonne auf Speisesalz und von circa 1 Thlr. pro Tonne Viehsalz anfangs eingesetzt, würde einen lebhaften Salzhandel möglich machen. Ein Ausfall für die Staatskasse wäre nicht zu befürchten, denn der Verbrauch würde sogleich bedeutend stärker sein. Wir verweisen dieserhalb auf das schlagende Beispiel, daß sogleich bei Freigebung des Transitsalzes sowol hier als auch in Memel der Import desselben auffallend gegen die frühern Jahre stieg. Ebenso hat schon die Herabsetzung des Salzpreises in den letzten Jahren die Consumtion bedeutend vergrößert." Jetzt endlich, seit dem gegenwärtigen Jahre, ist diesen und andern Vorstellungen von dem Finanzministerium nachgegeben und die Salzsteuer sogar auf 2 Thlr. herabgesetzt worden. Wäre das vor 20 oder auch nur vor 10 Jahren geschehen, so hätte der ostpreußische Arbeiter indeß manchen Thaler ersparen und für die Zeit der Noth zurücklegen können.

Ebenso langsam und verspätet erfüllte die Regierung die Bitten der Ostpreußen um Herstellung und Förderung des Straßenbaues. Erst im Jahre 1821 erreichte die berlin-königsberger Chaussee Westpreußen, erst einige Jahre später Ostpreußen; sie blieb mit ihrer Fortsetzung bis zur russischen Grenze lange Zeit die einzige Kunststraße der Provinz. Ihr Inneres entbehrte damals solcher noch ganz. Bis 1844 besaß die Gesammtprovinz nur Staatschausseen; aber weit entfernt darin bevorzugt zu sein, stand sie gegen andere weit zurück. Die Länge derselben betrug nämlich 117,3 Meilen, diejenige im ganzen Staat dagegen 1412. Bei einer Gleichstellung mit den andern Provinzen hätte Preußen 327 Meilen, also nahezu die dreifache Strecke von Staatschausseen haben müssen. Im Jahre 1842 wurden vom Staate 6—10000 Thlr. für die Meile Communal- oder Privatchausseebauten an Prämie ausgesetzt. Da zeigte sich alsbald, daß die Preußen, also auch namentlich die Ostpreußen, ihre Verpflichtung, sich selbst zu helfen, wo es ihnen nur möglich ist, wohl begreifen und ihr nachkommen. Sie machten sich mit Eifer an das Werk, die Staatsunterstützung zur Erbauung von Kreischausseen zu benutzen; im Jahre 1854 setzten sie aus den Mitteln der Provinz noch eine gleich hohe zu der staatlichen hinzu; und im Jahre 1862 besaßen sie bereits über ein Siebentel aller Kreis- und Bezirkschausseen des Staats, indem sie sich damit dem richtigen Verhältniß zwischen der Größe der Provinz und des Staats einerseits und der Länge dieser Straßen andererseits näherten. Seit der Zeit hat der Staat die Ertheilung von Prämien eingestellt; und so ist dieser Chausseebau in Preußen auch wieder mehr in das Stocken gerathen. Jetzt zur Hebung des Nothstandes hat die Regierung theils selbst den Bau einiger Staatschausseen übernommen, theils gewährt sie den Kreisen zu ihren Bauten namhafte Unterstützungen.

Digitized by Google

Wie sehr sich die Ostpreußen über Zurücksetzung bei der Zuwendung von Eisenbahnen zu beschweren haben, wird in der mehrfach erwähnten „Denkschrift" der königsberger Kaufmannschaft schlagend nachgewiesen. „Die erste Eisenbahnverbindung", heißt es dort, „erhielt Königsberg im Jahre 1853, wo die Ostbahn jedoch bei weitem noch nicht vollendet war. Bis dahin hatten wir der Vortheile des Eisenbahnverkehrs gänzlich entbehren müssen, obwol im preußischen Staate 1852 593,9 Meilen Eisenbahnen im Betriebe waren. Schon seit 15 Jahren hatte sich das preußische Eisenbahnwesen entwickelt, und es ist von Interesse, diese erste Entwickelung, von der wir gänzlich ausgeschlossen waren, näher zu betrachten. Im preußischen Staate waren:

1838	4,8	Meilen	Eisenbahn	in Betrieb
1839	9,2	„	„	„
1840	17,6	„	„	„
1841	41,2	„	„	„
1842	66,9	„	„	„
1843	100,7	„	„	„
1844	114,1	„	„	„
1845	138,2	„	„	„
1846	236,2	„	„	„
1847	290	„	„	„
1848	326,7	„	„	„
1849	349,4	„	„	„
1850	432,1	„	„	„
1851	505,1	„	„	„
1852	593,9	„	„	„

„Nun erst erreichte uns das Eisenbahnnetz; und dies lag durchaus nicht etwa daran, daß die Entwickelung gleichmäßig vom Centrum nach der Peripherie fortgeschritten wäre. In demselben Jahre 1838, in welchem die Berlin-Potsdamer Bahn eröffnet wurde, kam auch eine Strecke der Düsseldorf-Elberfelder Bahn, schon im nächsten Jahre die erste Strecke der Rheinischen Eisenbahn, vier Jahre später der Anfang der Oberschlesischen Eisenbahn in Betrieb. Wer die obigen Zahlen aufmerksam betrachtet, wird sich eine Vorstellung machen können, wie sehr wir schon wegen verspäteter Ausrüstung mit Communicationsmitteln in unserer wirthschaftlichen Entwickelung zurückbleiben mußten."

Von dieser Einsicht war man in Ostpreußen längst durchdrungen. Die kaufmännischen Körperschaften, die Kreisstände, die großen Grundbesitzer haben dort seit Jahren alles gethan, um der Provinz den Segen der Eisenbahnen in ausgedehnterm Maße zuzuwenden. Es sind auch zwei Privatunternehmungen der Art, nämlich der Bau der ostpreußischen Südbahn, welche von Pillau nach Königsberg und von da durch Natangen nach Rastenburg führen soll, und derjenige der Insterburg-Tilsiter Bahn zu Stande gekommen. Die letztere ist fertig, aber die erstere schreitet in ihrer südlichen Hälfte nur sehr langsam vor, weil die Beschaffung des Baukapitals unter dem auf dem Geldmarkte seit Jahren lastenden Druck schwierig ist. Mit diesen beiden Unternehmungen haben die Ostpreußen ihre Kräfte schon erschöpft. Dennoch ist ein drittes Project von den betheiligten Kreisen schon seit 12 Jahren mit allem Eifer verfolgt worden, nämlich dasjenige einer Bahn von Thorn nach Königsberg oder nach Insterburg. „Selbst die starrsten Anhänger des Grundsatzes, daß die Sorge für Eisenbahnen den Interessenten selbst überlassen bleiben solle", heißt es in der „Denkschrift", „werden einräumen müssen, daß diese Kreise alles Erdenkliche gethan haben, um durch Selbsthülfe zum Ziele zu gelangen. Vor 11 Jahren gelang es ihnen, englisches Kapital für das Project zu gewinnen unter der Bedingung, daß die Kreise selbst Garantie dafür übernähmen. Die Kreise waren dazu bereit; ein Kreis erbot sich sofort, für eine ganze Million Actien sichern Zinsgenuß

Digitized by Google

zu verbürgen. Die Staatsregierung verweigerte die Genehmigung dieses Modus." ... Anstatt nach Königsberg entschloß man sich nunmehr nach Insterburg zu bauen. „Bald fand sich der Generalunternehmer der Märkisch-Posener Bahn bereit, unter gleichen Bedingungen wie jene auch die Linie Thorn-Insterburg auszuführen. Der Herr Handelsminister verweigerte die Concession. ... Die Nachtheile des Eisenbahnbaues durch Generalunternehmer sind in unserer Provinz deutlich genug hervorgetreten. Die Fürsorge des Staats, die Interessenten der Linie Thorn-Insterburg vor nachtheiligen Bedingungen zu bewahren, ist also vollkommen anzuerkennen — wenn er dafür sorgt, daß sie diese Bahn in derselben Zeit unter bessern Bedingungen erhalten. Aber niemand wird wünschen, daß diese Bahnen lieber gar nicht entständen u. s. f." Zwölf Jahre hindurch hat also die Regierung hier Staatshülfe verweigert und Selbsthülfe verhindert. Jetzt hat sie sich freilich endlich entschlossen, diese Bahn auf Staatskosten zu bauen. Es liegt mir fern zu behaupten, daß der Nothstand in Ostpreußen durch ein früheres Zustandekommen dieser Eisenstraße verhindert worden wäre, obgleich alsdann sowol der Arbeiter durch den früher bei dem Bau erworbenen Verdienst, als auch der Handwerker ebendadurch sowie der Landmann durch erleichterten Absatz und vermehrten Gewinn an seinen Erzeugnissen in einem breiten Strich diese Bahn entlang ganz anders gegen die Folgen einer Fehlernte ausgerüstet sein würde als jetzt. Hauptsächlich führe ich dieses Verfahren der Regierung den hülfsbedürftigen Ostpreußen gegenüber als einen weitern Beleg dafür an, wie von ihr überhaupt nicht das richtige System befolgt worden und wie sie mit der Hülfe fast regelmäßig zu spät gekommen ist.

Eine große Anzahl von Belegen hierfür haben wir noch auf dem Gebiete der Zoll- und Handelsgesetzgebung beizubringen. Es ist interessant, in den jährlichen Handelsberichten der ostpreußischen Handelsstädte, besonders Königsbergs, zu beobachten, mit welchem Aufwande von volkswirthschaftlicher Sachkenntniß, von Scharfsinn und unermüdlicher Ausdauer der dortige Handelsstand auf die Fehler und Nachtheile jener Zollgesetzgebung aufmerksam macht, wie seine Klagen immer und immer neu wiederholt und begründet werden, wie durch Jahrzehnte von der Regierung anscheinend darauf gar keine Rücksicht genommen wird, bis sie endlich dennoch fast in jeder Beziehung diejenige Bahn einschlägt, welche ihr schon so lange von den Kaufleuten angerathen worden ist.

Eine der hauptsächlichsten Beschwerden, welcher freilich noch heute nicht abgeholfen ist, betrifft die seit dem 1. Sept. 1844 eingeführten Eisenzölle, ⅓ Thlr. auf den Centner fremdes Roheisen, 1½ und 2½ Thlr. auf Schmiedeeisen u. s. f. Eine besondere Rücksicht nahm man auf eine Provinz — das war aber nicht Ostpreußen, sondern Rheinland. Ihm wurde von 1845—51 gestattet, belgisches Roh- und Brucheisen zu 5 Sgr., Stabeisen für 7½ Sgr. Zoll für den Centner einzuführen. Auch seit 1851 ist der Zoll auf belgisches Eisen noch etwas ermäßigt geblieben. Durch den Handelsvertrag mit Frankreich ist seit 1865 für den ganzen Zollverein der Eisenzoll erheblich herabgesetzt, aber derjenige für Roheisen, welches für die Eisenwerke besonders wichtig ist, nur von ⅓ auf ¼ Thlr., wodurch englisches und schwedisches Roheisen von der Einführung noch immer fern gehalten wird. Die königsberger „Denkschrift" berechnet, daß die Provinz Preußen dadurch gezwungen ist, zur Beförderung der westlichen Eisenindustrie jährlich mindestens 600000 Thlr. Zuschuß zu bezahlen. Wichtiger ist, daß durch diese Vertheuerung aller eisernen Werkzeuge, Maschinen und Werkstücke alle Gewerbe zurückgehalten werden, namentlich auch die Landwirthschaft und der Schiffbau.

Ebenso alt sind ferner die Beschwerden über den Zuckerzoll. Derselbe ist zwar seit Jahrzehnten nicht erhöht, vielmehr in neuerer Zeit etwas herabgesetzt worden; er ist aber bei dem Sinken des Zuckerpreises selbst doch so bedeutend, daß ausländische Waare mit dem Erzeugniß der Rübenfabriken des Zollvereins nicht die Mitbewerbung aushalten

Digitized by Google

kann. Für die Provinz Preußen ist besonders der Eingangszoll auf Rohzucker, also auch auf indischen Rohrzucker (bis 1861 5 Thlr., von da an 4¼ Thlr. für den Centner.) verderblich geworden. Sie besaß früher sieben Zuckersiedereien, welche alle haben zu Grunde gehen müssen. In Königsberg namentlich hielten sich noch bis 1862 deren drei. In dem königsberger Handelsbericht über dieses Jahr heißt es in Bezug darauf, nachdem auf den Verlust, den die Stadt durch das Eingehen dieser Industrie mittelbar in ihrer Schiffahrt, ihrem Steinkohlenverbrauch, ihrem Wechselverkehr und in den vielen sonst noch damit verbundenen Gewerben (der Papierfabrikanten, Maschinenbauer, Böttcher, Fuhrleute u. s. w.) erlitt, hingewiesen worden: „Wir erinnern nur daran, daß unsere Raffinerien zur Zeit ihrer Blüte 400 Arbeiter mit ihren Familien, d. h. wol 2000 Köpfe, auskömmlich ernährten; daß damals 60—70 Schiffe mit 100—130000 Ctrn. indischen Rohzuckers, fast ebenso viel mit 1000—1200 Last Steinkohlen für sie beladen, in unsern Hafen einkamen; daß Königsberg sonst nicht nur den Zuckerbedarf der ganzen Provinz selbständig deckte, sondern auch noch ansehnlich ins Ausland exportirte, während es jetzt selbst für den eigenen Bedarf von der Elbe und Oder abhängig geworden ist, weil hier Zuckerrüben nicht gedeihen. Auch die Staatskasse wird das Eingehen der hiesigen Zuckerraffinerien durch den Ausfall der Eingangszölle für indischen Zucker, welche einst hier 500—650000 Thlr. jährlich eintrugen, lebhaft empfinden."

Eine fernere Behinderung der Fabrikindustrie in Ostpreußen, durch Vertheuerung des Heizmaterials der Dampfmaschinen, bestand in dem Eingangszoll auf Steinkohlen. Die Ostseeprovinzen sollten dieselben aus Oberschlesien beziehen. Lange Jahre beklagten sich die Königsberger, daß Schiffe aus England, welche Getreide von ihnen abholten, mit Ballast ankommen mußten, während sie ihnen billige Kohlen (sowie Rohzucker und Eisen) mitbringen konnten. Endlich 1865 wurde der Zoll aufgehoben. Es entwickelte sich dann auch sogleich ein lebhafter Durchgangshandel mit dieser Waare nach Rußland. Aber wer ersetzt den Ostpreußen den Schaden, den sie bis dahin durch den Zoll erlitten haben?

Eine andere Klage der Kaufmannschaft betraf die Erhebung von Durchgangszöllen. „Die Durchgangssteuern", heißt es im königsberger Handelsbericht vom Jahre 1852, „lasten auf den östlichen Provinzen um so bedeutender, als sie meistens höher sind wie in den westlichen Theilen des Staats und uns überdies von dem Nachbarlande entfremden, dieses auch Veranlaßung nimmt, über die Häfen seines Gebiets Waaren zu beziehen und zu versenden. ... Unter allen Umständen halten wir aber eine Gleichstellung der Durchgangsabgaben mit den übrigen Provinzen für eine gerechtfertigte und billige Anforderung." Endlich im Jahre 1861 wurden auch diese aufgehoben und dadurch die Durchfuhr von Getreide, Oelsamen, Flachs, Hanf, Talg, Häuten u. dgl. aus Rußland und von Colonialwaaren nach Rußland bedeutend gesteigert. Aber der Schaden der Ostpreußen durch lange Jahrzehnte hindurch?

Wenn von Getreide und Oelsamen bis 1865 Eingangszölle erhoben wurden, so hatte die Regierung die Absicht, die Preise zum Besten der Landwirthe zu heben. Wurde aber wirklich eine namhafte Einfuhr von Getreide nöthig, so mußte die Erhebung derselben unterbleiben, damit die Preiserhöhung den Verbrauchern nicht zu sehr zur Last fiel. Die Ostpreußen haben deswegen immerwährend Vorstellungen dagegen als bloße Handelsbelästigungen erhoben, welche nun endlich durch den Handelsvertrag mit Frankreich auch ihre Erledigung gefunden haben.

Aehnlich ging es mit den Ausgangszöllen auf Wolle, Häute, Lumpen u. dgl., durch welche man wiederum den betreffenden Fabrikanten zu Hülfe kommen wollte. Aber ein solcher Zwang kann wol den Handel stören, ohne der Industrie Nutzen zu schaffen. Auch diese Zölle fielen 1865.

Digitized by Google

Die Eingangsabgaben auf Colonialwaaren sind wol hauptsächlich Finanzzölle. Auch sie sowie der Zoll auf fremde Weine wurden 1865 erheblich herabgesetzt.

Diese Aufzählung von Maßregeln der Staatsregierung reicht hin, um bei sonst gleichen Grundlagen ein Zurückbleiben der Provinz in Wohlstand und Cultur hinter den andern hinreichend zu erklären. Wir haben jedoch bereits gesehen, daß die Grundlagen für das Aufblühen daselbst keineswegs die gleichen sind mit denen der westlichern und südlichern Landestheile. Ostpreußen trat in einem tiefer erschöpften Zustande aus den Kriegsjahren in die Friedenszeit seit 1815 als alle diese, und sein Klima ist härter und ungünstiger als irgendwo anders in ganz Preußen, ganz Deutschland. Das Klima aber ist dort eben wieder von viel größerer Bedeutung als anderwärts, weil von ihm der Erfolg der Arbeit des Landwirths abhängt und weil dort bei dem Zurückbleiben der Industrie und bei der Hemmung des Handels die Landwirthschaft mehr als anderweitig den Nahrungs- und Wohlstand des Volks bedingt. Das Klima nun aber hat in den letzten Jahrzehnten durchaus nichts dazu beigetragen, die Ungunst der dortigen Verhältnisse auszugleichen. Schon in den Jahren 1846 und 1847, als in Oberschlesien der Hungertyphus wüthete, trat auch in Ostpreußen Miswachs und Noth ein. Die Staatsregierung gab der Provinz damals zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, besonders zu Chausseebauten, ein Darlehn von 1,944556 Thlrn., welches in geräumigen Fristen abgezahlt werden sollte und noch gegenwärtig nicht ganz abgetragen ist. Wie es heißt, sollen die Reste nun niedergeschlagen werden.

Nur die ersten funfziger und die ersten sechziger Jahre waren der Landwirthschaft günstig; in ihnen konnte sich mit ihr die ganze Provinz etwas erholen, ohne indeß den andern nachzukommen. Die Dürre, welche in den Jahren 1857, 1858 und 1859 die Ernten beeinträchtigte, würde sie verschuldet haben, da unter ihr hauptsächlich die ohnehin erzeugnißärmern Theile, besonders Masuren, litten, welche nicht den Ausschlag geben. Nach den erträglichen Jahren 1860—63 veranlaßte das nasse Jahr 1864 aber schon eine schlechte Ernte, wie wir das an dem Ausfalle in der Getreideausfuhr Königsbergs in dem folgenden Jahre deutlich erkennen konnten. Aber auch 1865 war die Ernte nicht besser, sondern schlechter als in dem vorhergehenden Jahre, und zwar theils wegen der durch die Witterung verhinderten genügenden Herbstbestellung, theils wegen Fäulniß der Saaten im Frühjahre, weshalb fast drei Viertel derselben umgebrochen werden mußten. Schon damals äußerten sich die Aeltesten der Kaufmannschaft von Tilsit in dem Handelsbericht für das Jahr 1865 über den Zustand des Landes folgendermaßen: „Welchen bedeutenden Einfluß das mehr oder weniger günstige Resultat der Getreideernte auf den Geschäftsgang unsers Ortes und der ganzen Provinz ausübt, haben wir auch wieder im verflossenen Jahre empfinden müssen. Der weit hinter einem Durchschnitt zurückgebliebene Ausfall der Weizen- und Roggenernte, welche statt eines gewohnten Exports einen nicht unwesentlichen Import dieser Hauptgetreidegattungen zur Folge hatte, mußte um so nachtheiliger auf alle Geschäftszweige einwirken, als die Calamität der ländlichen Besitzer durch eine Reihe unbefriedigender Ernten einen bedeutenden Grad erreicht hat. Hoffen wir, daß die bisher nicht getrübten günstigen Aussichten für die kommende Ernte in Erfüllung gehen und unserer Provinz der langentbehrte Segen einer vollen Ernte wiederum zu statten kommen möge."

Nicht anders lautet der Wahrspruch der königsberger Kaufmannschaft in dem Handelsbericht für das Jahr 1865: „Während der preußische Ostseehandel im allgemeinen sich von der Beeinträchtigung durch den dänischen Krieg erholte, sich wenn auch noch nicht zu dem vollen frühern Gedeihen, so doch zu etwas mehr Regsamkeit als im Vorjahre erhob, wurde für Königsberg und denjenigen Theil der Provinz Preußen, dessen Verkehr sich in diesem Handelsplatze concentrirt, das Jahr 1865 ein noch viel

Digitized by Google

traurigeres Geschäftsjahr als das schon so ungünstige Jahr vorher. Ostpreußen hat die Befürchtungen, welche wir in unserm vorjährigen Berichte aussprachen, nicht blos vollständig erfüllt, es hat sie durch die trübselige Gestaltung der Wirklichkeit noch weit überboten gesehen. War schon seine Ernte von 1864 eine ungünstige gewesen, so erfuhr es infolge der vorhergegangenen höchst unzulänglichen Bestellung der Wintersaaten und des heißen, trockenen Sommers von 1865 in letzterm Jahre in manchen Kreisen und für manche Fruchtarten eine totale Misernte. Dabei blieben die Geldverhältnisse fortwährend ungünstig. Auf den übrigen europäischen Geldmärkten war dies weniger empfindlich als im Jahre vorher, in Ostpreußen viel empfindlicher als im Vorjahre. Die eigene Production, die Schaffung neuer Werthe ging noch weiter zurück. Frühere Kapitalansammlungen haben hier in weit unzulänglicherm Maße stattfinden können als in den westlichen Provinzen. Viele Jahrzehnte lang nach den großen Kriegen hat unsere Provinz dem Staate mehr gegeben als von ihm empfangen, und die Abgaben sind fortwährend im Wachsen. Zu immer höhern Einschätzungen der alten Steuern traten neue hinzu; und öffentliche Mittheilungen über Beispiele von einer Belastung unsers Grundbesitzes, die zum Werthe und Ertrage desselben ganz außer Verhältniß steht, haben nirgends amtliche Berichtigung oder nur Widerspruch erfahren. Neben diesen Steuerabflüssen beeinträchtigten die Wirkungen des Schutzzollsystems die Kapitalansammlung bei uns. Die hohe Blüte der westfälischen Eisenindustrie hat von unserer Landwirthschaft und unsern Gewerben durch Vertheuerung und Einschränkung ihres Eisenconsums mit bezahlt werden müssen. Die Bereicherung der Provinz Sachsen durch ausgedehnte Rübenindustrie ist nur auf Kosten unserer ehemaligen Raffinerien indischen Zuckers ermöglicht worden. Und wie in diesen, so ist in vielen andern Punkten das Schutzzollsystem durchaus noch nicht vollständig beseitigt. Je weniger Kapital sich aus diesen Ursachen bei uns hat bilden können, desto geringer ist natürlich im allgemeinen auch der Credit, in desto gesteigertem Maße fühlbar also jede ungünstige Gestaltung der allgemeinen Geldverhältnisse. Zwei Misernten vollends und zwei Jahre allgemeiner Geldknappheit hintereinander sind mehr, als das kapital- und creditarme Ostpreußen ohne Schwierigkeiten, Stockungen, ja Calamitäten ertragen kann. In erschreckender Weise nahmen daher die Concurse und noch mehr die Subhastationen bei uns zu. Im einzelnen waren diese Insolvenzen nicht sehr bedeutend, desto bedeutender ihre Zahl.... Unter so ernsten Verhältnissen glauben wir nicht blos in unserm speciellen, sondern im Interesse der ganzen Provinz die königliche Staatsregierung dringend ersuchen zu müssen, kein Mittel ungeprüft, kein hierbei zulässig befundenes unangewendet oder aufgeschoben zu lassen, durch welches dem Handel, Gewerbe und Ackerbau unserer Provinz zu Hülfe gekommen werden kann."

Es kam das Jahr 1866, mit ihm die Vorbereitungen zu dem deutschen Kriege und der Krieg selbst. Konnte damals der Provinz aufgeholfen werden? Es war weder die Regierung beim besten Willen im Stande, ihr besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, noch konnte die einzige natürliche Hülfe, eine „volle Ernte", ihr wieder die volle Gesundheit geben. In der That war die Ernte eine nicht unbefriedigende; aber es war schwierig, sie einzuheimsen; denn die kräftigsten Arme und zwar 4 Proc. der Bevölkerung trugen noch die Waffen. Dazu kamen noch die im Kriege unvermeidlichen Leistungen an Pferdestellungen und die Futterlieferungen; kurz Ostpreußen mußte bei aller Schwäche seinen Mann stellen trotz eines Gesunden. Die Cholera suchte damals zur Vermehrung der Kriegsleiden Deutschland heim; nirgends hat sie aber so stark gewüthet wie in Ostpreußen. In Berlin trat sie auch heftig genug auf, doch raffte sie da nur 6000 Seelen, d. i. noch erheblich unter 1 Proc., weg; in Königsberg starben aber 1946, d. i. volle 2 Proc. der Einwohnerschaft. Kurz, Ostpreußen versank in dem Jahre des preußischen

Digitized by Google

Kriegsruhms und größten politischen Erfolgs tiefer in wirthschaftliche Bedrängniß als jemals früher.

Als nun das Frühjahr 1867 herankam und mit ihm die Regengüsse, welche leider bis zum Herbst nicht aufhörten, so hätte schon damals, wie Virchow mit Recht behauptet, das Herannahen der Noth von der Regierung erkannt und hätten schon damals „energische Vorkehrungen dagegen getroffen" werden müssen. Je früher geholfen wurde, mit desto geringern Mitteln konnte das geschehen. Anstatt dessen ließ man den ganzen Sommer verstreichen, ohne auch nur einen Finger zu rühren. Am 6. Aug. erschien in der „Königsberger neuen Zeitung" folgender Brief des Abgeordneten Gutsbesitzer Bender:

Aus Natangen. Die „Land- und forstwirthschaftliche Zeitung der Provinz Preußen" theilt in Nr. 30 „Berichte über die Ernte und den zeitigen Zustand von Feld und Vieh der Provinz Preußen im Monat Juli 1867" mit. Es sind großentheils Klageberichte über Kälte und Nässe, nur hin und wieder zeigt sich im Hintergrunde ein Schimmer von Hoffnung, daß die Gefahren des Augenblicks noch verschwinden könnten. Die Redaction fügt hinzu, daß nach ihrer Ansicht der nasse Zustand seine größte Höhe erreicht habe (?) und alles auf dem Wendepunkte stehe.

Ich glaube nun, daß heute (Sonnabend, 3. Aug.) der Wendepunkt längst überschritten ist. Zwar die Tage vom 22. bis 28. Juli waren freundlicher als die vorangegangenen Wochen, und die Hoffnungen der Landleute belebten sich aufs neue. Der Regen, meist Gewitterregen, fiel nur strichweise und verschonte manche Gegend ganz, sodaß es möglich wurde, den verdorbenen Klee vom Felde zu schaffen, das ausgewaschene Heu zu bergen und einen Theil der Rapsernte in Sicherheit zu bringen. Auch an die Fortsetzung der gründlich unterbrochenen Brachbestellung konnte, wenn auch noch nicht gegangen, so doch gedacht werden. Allein auf diese wenigen bessern Tage ist wieder eine beispiellos schlechte Woche gefolgt, und Noth und Jammer gucken heute dem Landmanne überall schadenfroh ins Fenster. Es gibt keinen Sonnenschein mehr: düstere graue Wolken lagern unheimlich und unzerreißbar zwischen Himmel und Erde und schütten bald schwächer, bald stärker ewigen Regen herab. Der Arbeiter weicht muthlos vom Felde und gesteht sich mit Entsetzen, daß nun alles aufhöre. Das alte Brot ist verzehrt und der neue Roggen, hart mitgenommen durch den Einfluß des schlechten Winters und Frühlings, kann nicht reifen. Im Weizen nimmt der Rost überhand und greift von dort aus bereits die bessern Haferfelder an. Das Sommergetreide, im allgemeinen spät gesäet und noch jung in seiner Entwickelung, verdaut nicht mehr die gewaltige Nässe, sondern reift vor der Zeit seinem Verderben entgegen. Die Kartoffeln, welche seit Menschengedenken um diese Zeit des Jahres dem armen Manne bereits eine ersehnte Nahrung gaben, haben jetzt meistens noch nicht geblüht, können nicht bearbeitet werden und gewähren inmitten des Wassers, das den besten Acker zum Sumpfe macht, keine Hoffnung für die Zukunft. Das letztere gilt auch von den Rüben, von welchen man hoffte, daß sie den Verlust an Heu und Klee einigermaßen ersetzen würden. Was die Wiesen betrifft, so haben viele Besitzer, namentlich von einschnittigen Wiesen, sich gefreut, daß sie nicht zu früh ans Heumachen gegangen; sie gingen desto eifriger ans Werk, als in der vorigen Woche das Wetter sich besserte. Und jetzt? Jetzt erkennen sie, daß sie aus dem Regen unter die Traufe gerathen, denn das Heu liegt tiefer im Wasser, als man es vorher gesehen, und die Möglichkeit, das verdorbene Heu endlich von den aufgeweichten Wiesen nach Hause zu bringen, wird immer fraglicher. Und nun die Brachen! Ich verzichte darauf, den Zustand derselben so zu schildern, daß auch der Laie das Elend begreife. Soll in meiner Gegend in diesem Monat, wo schon das Säen zu beginnen hat, noch mit einiger Aussicht auf Erfolg gepflügt werden, so braucht der Acker von jetzt ab mindestens 14 Tage des schönsten Wetters. Daß diese Tage kommen, ist nicht wahrscheinlich, aber doch möglich; wenn sie kommen, so hat der Landmann die Aufgabe zu lösen, daß er pflüge und ernte zu einer und derselben Zeit: wenn sie nicht kommen, dann — ja dann kann eben nicht gesäet werden, eine Aussicht für das Jahr 1868, über welche wir kein Wort verlieren wollen.

Wer glauben sollte, daß ich im Vorstehenden die Gegenwart zu schwarz gemalt, den möchte ich dringend bitten, je eher je lieber aufs Land zu gehen und sich selbst zu überzeugen. Es thut eben noth, daß die Ueberzeugung von dem Herannahen eines ungewöhnlichen Nothstandes allgemein werde, wie sich der Gefahr begegnen lasse. Ich habe nur das ganz nahe Liegende erwähnen wollen, sonst hätte ich noch so manches, das vorderhand den Landmann allein drückt, berühren müssen, z. B. die große Schwierigkeit, für die Ernährung des lebenden Inventariums, namentlich der Schafe, so zu sorgen, daß nicht später ungeheure Verluste eintreten. Noch ist, wenn auch

Digitized by Google

nicht die Abwendung eines allgemeinen großen Schadens, so doch Hülfe für einzelnes möglich; hoffen wir, daß, wenn wir unverzagt bei der Arbeit bleiben, der Himmel uns bald werde wieder gnädig werden.

Dieser Aufsatz wurde von der „Vossischen Zeitung" sowie von andern berliner Blättern und anderweitig nachgedruckt. Und es wußte also damals, in der Mitte des August, nicht blos Ostpreußen, sondern ganz Norddeutschland von dem nicht herannahenden, sondern schon hereingebrochenen Nothstande der Provinz. Erst vom September an „hat sich dann die Regierung gefragt, wie hier zu helfen sei". Mit dieser Frage beschäftigte sie sich drei Monate — erst am 12. Dec. wurde dem Hause der Abgeordneten eine darauf bezügliche Vorlage gemacht.

Der allgemein verehrte Abgeordnete von Saucken-Julienfelde gab in der denkwürdigen Sitzung vom 14. Jan. über die Nothstandsthätigkeit der Regierung noch folgende Aufklärung: „Als ich im Herbst vorigen Jahres hierher (nach Berlin) kam, habe ich mit dem Herrn Minister über die Sache conferirt; ich war erfreut darüber und erkenne es mit Dank an, daß der Herr Minister die größte Bereitwilligkeit zeigte, auf unsere Vorschläge einzugehen. Als ich aber nach einiger Zeit wieder in die Provinz zurückkam, sah ich, daß alles, was der Minister zugesagt hatte, nur auf dem Papiere stand, daß wenig oder gar nichts ausgeführt war. Die Arbeit an den Eisenbahnen, wofür damals noch günstige Zeit war, war nur theilweise begonnen; die Accordsumme war nicht erhöht. Der Minister hatte für einzelne Kreise 10000 resp. 15000 Thlr. angewiesen zur augenblicklichen Unterstützung der Armen. Ein großer Theil der Bauern konnte aber die Unterstützung nicht acceptiren, weil die Staatsregierung bindende Verpflichtungen dafür verlangte, daß die Summe nach drei Jahren schon wieder zurückgezahlt sein solle. . . . Wir hatten ferner den Antrag gestellt, daß man in den königlichen Forsten möglichst viel Holz schlagen lassen solle. . . . Diesem Wunsche ist man nur in sehr geringem Maße nachgekommen. . . ."

Kehren wir nun zu der Darlehnskassenvorlage zurück und nehmen wir an, daß bis dahin, d. i. bis Mitte December, von seiten der Regierung nichts Bedeutendes zur Abwendung der Noth geschehen sei bis auf Herabsetzung der Eisenbahnfrachtsätze für Nahrungsmittel und Saatgut. Aus ihr erhellt, daß die Regierung damals zwar über den Umfang der verderblichen Naturereignisse vollständig unterrichtet war, aber über ihre wirthschaftlichen Folgen noch immer „sich nicht klar" war. In den Motiven heißt es: „In dem östlichen Theile der Provinz Preußen haben die anhaltend nasse Witterung dieses Jahres und wiederholte, weithin ausgedehnte Ueberflutungen der Stromgebiete die Ernten in dem Maße gestört, daß dort die begründetsten Besorgnisse eines Nothstandes hervorgetreten sind, welche es erforderlich machen, auf vorsorgliche Maßregeln zur Linderung desselben Bedacht zu nehmen. Der Regenfall war nach den Beobachtungen der meteorologischen Station zu Tilsit in diesem Jahre stärker als in irgendeinem früher beobachteten Jahre dieses Jahrhunderts. Während derselbe durchschnittlich in Tilsit jährlich 26 Zoll beträgt und der stärkste Regenfall in einem frühern Jahre 33 Zoll nicht überstiegen hat, ist in den ersten $10\frac{1}{2}$ Monaten dieses Jahres schon eine Regenmenge von $36\frac{1}{2}$ Zoll gefallen, sodaß sie unter Hinzurechnung der übrigen $1\frac{1}{2}$ Monate auf etwa 40 Zoll steigen dürfte. Infolge dieser ungewöhnlichen Nässe und des dadurch verursachten Austretens der Flüsse ist in den Regierungsbezirken Königsberg und Gumbinnen ein sehr großer Theil der Feldfrüchte, darunter die wichtigsten Nahrungsmittel der arbeitenden Klassen, Roggen und Kartoffeln, gänzlich misrathen, während der übrige Theil der Ernte fast durchweg nur einen äußerst geringen Ertrag geliefert hat. Gerade die fruchtbarsten Gegenden sind hiervon am meisten betroffen worden u. s. w."

Das war alles sehr richtig und gut. Aber wie konnte man unter solchen Umständen

Digitized by Google

glauben, daß der Provinz mit Darlehnen auf kurze Fristen an die unverschuldeten kleinen Grundbesitzer und zu Chausseebauten geholfen sei? Wußte man denn nicht, daß die ostpreußischen Grundbesitzer, groß wie klein, infolge der vieljährigen, meistentheils schlechten Ernten und der jahrzehntelang zurückgebliebenen wirthschaftlichen Entwickelung allgemein tief verschuldet waren? Und wovon sollten selbst die besser gestellten die Darlehne in sechs Monaten zurückerstatten, da sie bis in den September des folgenden, d. i. also des gegenwärtigen Jahres, außer etwa für Wolle, keine Einnahmen, sondern nur Ausgaben haben?

Die Gesetzvorlage kam am 19. Dec. 1867 im Hause zur Verhandlung. Der Abgeordnete Georg von Vincke brachte ein Amendement ein, durch welches das Darlehnskapital von 1,228000 Thlrn. um 1 Million vergrößert wurde. Die Regierung stimmte ihm zu. Auch die Abzahlungsfrist wurde verlängert. Schon damals machte der Abgeordnete Becker darauf aufmerksam, daß die öffentlichen Bauten, welche durch die Darlehne hauptsächlich gefördert werden sollten, bei der herannahenden Winterkälte zunächst nicht zur Ausführung gebracht werden könnten, daß sie also zur Hebung des schon bestehenden Nothstandes nichts beitragen würden. Daß derselbe eben damals schon bestand, wurde durch die Berichte der unabhängigen Presse landkundig. Bald darauf stieg die Kälte auf 20—25 Grad, mit ihr stieg das Elend auf den höchsten Grad. Die Schilderungen desselben sind noch in frischer Erinnerung, sodaß ich mich hier ihrer Wiederholung enthalten kann.

Die officiösen Blätter steiften sich darauf, die Berichte für „tendenziöse Uebertreibungen" zu erklären. Auch der Minister des Innern erklärte sich am 14. Jan. in derselben Weise, worauf ihm Hr. von Saucken-Julienfelde entgegnete: „Ich weiß aus ganz authentischen Nachrichten, daß in den Kreisen Gumbinnen und Pillkallen der Nothstand ganz ungeheuer ist. Es seien auf den Straßen verhungerte und erfrorene Menschen, im Kreise Darkehmen halbnackte Menschen auf Lumpen liegend in ungeheizten Zimmern gefunden worden. Ein Landrath habe das Elend der arbeitenden Klassen in seinem Kreise für unbeschreiblich erklärt." Tags darauf erklärte das Organ des Geh. Regierungsraths Wagener im Bundeskanzleramt die Nothschilderungen „zu einem hohen Procentsatz für Humbug" und „die Herren in Ostpreußen" für „Pferdehändler — und jedermann weiß, was das sagen will". Die officiöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" druckte aber doch an demselben Tage den Aufruf des Vaterländischen Frauenvereins für den insterburger Kreis ab, wonach „die Noth in einzelnen Dörfern desselben nicht zu beschreiben sei". Bald darauf kehrte auch der Geh. Regierungs- und Medicinalrath Dr. Esse, im Cultusministerium angestellt, von seiner Rundreise in Ostpreußen, wohin er von der Königin, als Protectorin des Vaterländischen Frauenvereins, zur Untersuchung des Zustandes geschickt worden war, zurück und erklärte in seinem Berichte: „Die in den öffentlichen Blättern enthaltenen Schilderungen des Nothstandes könne er im allgemeinen nicht für übertrieben halten; die Noth selbst sei wirklich entsetzlich groß, und wer dieselbe abzuleugnen sich bestrebe, sei entweder nicht genügend informirt oder von irgendwelchen Einflüssen hierbei geleitet."

Bei alledem hat die Regierung bisher*) noch keine weitern Maßregeln ergriffen, um dem furchtbaren Elende der Provinz abzuhelfen, sondern überläßt die Abhülfe der Privatwohlthätigkeit, welche allerdings eine herzerfreuende Kraft entwickelt, aber dennoch für die Aufgabe nicht ausreichen kann. Von verschiedenen Seiten sind der Staatsregierung Vorschläge und Anträge auf umfassendere Unterstützungen gemacht worden. Die ostpreußische landwirthschaftliche Centralstelle berechnet den Ertragsausfall des Jahres auf

*) Geschrieben Anfang Februar 1868.

Digitized by Google

14—20 Mill. Thlr. und verlangt eine Beleihung aller, auch der großen Güter auf 10—12 Jahre bis zu der Höhe von 10 Mill. Thlrn., d. i. ungefähr mit 2 Mill. mehr, als der bei der Grundsteuerregulirung ermittelte Ertrag derselben beträgt. Die Kreisstände von Darkehmen verlangen Uebertragung der Verpflichtung der Armenunterhaltung von seiten der Gemeinden und Kreise auf den Staat, da diese Verbände durchweg aus Nothleidenden ohne Einnahme beständen. Dieselben haben auch eine Abordnung nach Berlin geschickt, welche um Unterstützung aus dem Staatsschatze bitten soll. Die Abgeordneten aus der Provinz Preußen fordern durch eine Deputation von den Ministern einen Credit von 5 Millionen, selbst auf dem Wege der Anleihe, um davon Saatgetreide anzukaufen, und 1 Million zur Hebung der augenblicklichen Noth. Ob die Regierung auf einen oder den andern dieser Anträge eingehen wird und bis zu welchem Maße, muß abgewartet werden.

Alfred Tennyson.

Ein literarisches Porträt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc).

Seit Jahren liest man in englischen Zeitungen von einem Mr. Alfred Tennyson, ohne viel anderes von ihm zu wissen, als daß er den Engländern für einen großen Dichter gilt; daß die Königin Victoria ihn in des verstorbenen Wordworth's Stelle zum Poeta laureatus ernannte; daß er bei feierlichen Veranlassungen, z. B. beim Tode des Herzogs von Wellington, bei dem heldenmüthigen Reitertode der Sechshundert in der Krim und ebenso bei der Ankunft der dänischen Braut des Prinzen von Wales Oden anstimmte; und daß Hertzberg sowol wie Freiligrath den Versuch machten, ihn durch Uebersetzungen in Deutschland einzuführen, was keinen sonderlichen Erfolg hatte.

Hin und wieder fand man denn auch in deutschen Correspondenzen aus England eine kurze Erwähnung Tennyson's, zumeist eine ungünstige; er wurde als „Verskünstler" bezeichnet, als „süß und zart", als „lackirt", als „höfisch", als „schwächlich schönselig".

Man nahm hiernach wol im allgemeinen an, daß diejenigen Engländer, welche noch an Lyrik Geschmack finden, sich etwa in dem Stadium der Amaranth-Periode befänden, und gönnte ihnen die Freude an ihrem Hofpoeten, ohne sonderliches Verlangen nach seiner nähern Bekanntschaft zu empfinden.

Was mich betrifft, so hatte ich bis vor kurzem aus ähnlichem Vorurtheil den Tennyson'schen Dichtungen wenig oder keine Beachtung geschenkt, und erst mein Aufenthalt auf Jersey war die Veranlassung, daß ich mir wenigstens klar zu werden suchte über das, was die Engländer denn an diesem „ihrem größten lebenden Dichter" bewundern.

Man empfahl mir vor allem seine neueste Idylle „Enoch Arden". Sie habe den Kreis seiner Leser, hieß es, in England sowol wie in Amerika auf so staunenswerthe Weise erweitert, daß dieses Buch fast in keiner englischen oder amerikanischen Familie fehle. Vornehmlich dem Einflusse dieser Idylle sei es zuzuschreiben, daß die Herrschaft der Schauder- und Sensationsromane wie mit Einem Schlage ihre Endschaft erreicht habe, und daß der Geschmack der englischen Lesewelt sich wieder dem Natürlichen und Einfachen zugewendet habe.

„Enoch Arden" ist die Geschichte eines armen Fischers, der, früh verheirathet und in Haushaltsbedrängnisse hineingerathen, sich als seßhafter Mann, Gatte und Vater nochmals als Matrose verdingt und zwar auf eine lange Reise, um in wenigen Jahren zusammenzuverdienen, was er zu einer schicklichen Erziehung seiner Kinder braucht. Wie er dann dieses Wagniß durch Schiffbruch und zehnjähriges Verschlagensein an einer

Digitized by Google

wüsten Insel büßen muß, und wie sein Weib kurz vor seiner Heimkehr nach langem Bewei-nen des Verschollenen einem braven Manne sich verband, der, ein alter Freund Enoch's, schon geraume Zeit für sie und ihre Kinder sorgte: das führt den tragischsten aller Conflicte herbei und gibt dem Gedicht seine allerdings überwältigende, ergreifende Wirkung.

Da meine Uebersetzung von „Enoch Arden" seitdem auch in Deutschland diesem Buche eine Anzahl von Freunden gewonnen hat, so kann ich über die eigentlichen Gründe für die allerorten, so scheint es, gleich günstige Aufnahme des Tennyson'schen Gedichts hin-weggehen und mich einzig auf die Bemerkung englischer Kritiker beschränken: der Erfolg von „Enoch Arden" beruhe wesentlich auf der schlichten Wiedergabe der besten und ehr-würdigsten Eigenschaften des englischen Nationalcharakters. Nun sind die Engländer ja unsere Vettern, und zumal in der Bevölkerung unserer Nordküsten lassen sich eine Menge verwandtschaftlicher Züge zwischen ihnen und uns nachweisen. Wir dürfen also unsern vollen Antheil an den tüchtigen Eigenschaften, die aus jenem Gedicht uns entgegentreten, mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, und wenigstens dieses kleine Werk des eng-lischen Lorbergekrönten wird wol zum Gemeingut beider Nationen werden können.

Einmal über das Unzutreffende der bisher in Deutschland üblichen Beurtheilung Tennyson's im Klaren, habe ich dann in weiterer Lektüre für eine billigere Würdigung desselben Anhaltepunkte gesucht und will in Nachstehendem zusammenstellen, was er mir etwa den Engländern zu sein und uns sein zu können scheint.

Hier wird es wol am zweckmäßigsten sein, das Wenige, was sich über seine Person und seine Schicksale sagen läßt, gleich vorauszuschicken. Man ist dabei fast einzig auf einige spärliche Daten angewiesen, denn da Tennyson sich für keinen „öffentlichen Cha-rakter" angesehen wissen will und dem Biographiren Lebender im hohen Grade abgeneigt ist, so hat die Neugier bisher nur das Alleroberflächlichste über ihn zu ermitteln gewußt. Was an derartigen Aeußerlichkeiten feststeht, ist in kurzem Folgendes.

In Lincolnshire als der Sohn eines Geistlichen im Jahre 1810 geboren, studirte er Theologie in Cambridge, trat bereits als zwanzigjähriger Jüngling mit einer Gedicht-sammlung hervor, ließ derselben zwei Jahre später eine zweite folgen und zog sich dann, von dem Miserfolge beider Publicationen und dem scharfen Urtheil der Kritik arg ver-letzt, auf sich selbst zurück.

Erst zehn Jahre später, 1842, erschien er wieder vor dem Publikum, wurde nun mit Beifall begrüßt und brach sich von diesem ersten Erfolge an rasch Bahn. Im Jahre 1850 war seine Beliebtheit bereits eine so allgemeine, daß er die Erbschaft des durch Wordworth's Tod erledigten Lorbers ohne Widerspruch antreten konnte. Diese sogenannten „Poems", auf welchen seine ersten größern Erfolge beruhen, und ebenso „Maud", die „Königsidyllen", „In Memoriam" und die „Prinzessin", in allem vier Bände, sind in der leipziger Ausgabe erst im Jahre 1860 erschienen, wogegen seitdem der fünfte Band, enthaltend „Enoch Arden", „Aylmer's Field", „Sea dreams" u. a., im Jahre 1864 unmittelbar den englischen Ausgaben gefolgt ist.

Eine im Kunsthandel erschienene Photographie Tennyson's zeigt uns den Achtund-funfzigjährigen noch im Schmucke vollen, dunkeln Haupthaares, wenn auch die Fülle oberhalb der Stirn sich schon in Spärlichkeit verkehrt. Dunkle Brauen, dunkle, stetige Augen, dunkler Vollbart, dazu eine wohlgeformte Nase — es sind Züge, die sich unwillkürlich als bedeutend und von ernster Wirkung dem Gedächtniß einprägen. Der Aus-druck hat etwas von einem Einsiedler.

Und das ist Tennyson auch ohne allen Zweifel, soweit man sich eben als Familien-vater und Liebling der Königsfamilie vom Leben fern halten kann.

Digitized by Google

Ueber sein Verhältniß zu der letztern gibt, so scheint es mir, die berühmte Einleitung zu seinen „Königsidyllen" (dem Sagenkreise der Tafelrunde König Arthur's entnommen), am besten Auskunft. Der Ton, welchen Tennyson hier anschlägt, ist nicht der Ton höfischer Schönmalerei. Man meint einen Priester zu hören, der seinem Volke und der Beherrscherin desselben mit bewegtem Gemüth ernstmahnend zuruft: „Ein großer Mensch ist von euch geschieden; seid würdig seines Andenkens!" Ich setze die ganze Widmung hierher, denn sie ist ein deutlich geschriebenes Blatt aus dem Lebensbuche des Dichters*):

Ihm, dem Verklärten, denn er hielt euch werth,
Vielleicht weil etwas wie sein eigen Abbild
Er, ohne es zu wissen, in euch fand, —
Ihm widm' ich euch, ihm opfr' ich euch mit Thränen
Idyllen.
Und, fürwahr, er däucht mir kaum
Ein andrer als mein idealer Ritter,
„Der vor der Stimme seines Innern sich
Gebeugt, als sei's vor seinem König; einzig
Sein Ehrgeiz: Menschenunrecht gut zu machen;
Der nie Verleumdung sprach, noch ihr sein Ohr lieh;
Der Eine nur hienieden liebte, treu
Anhangend ihr", — ja ihr, durch deren Reiche
Die Kunde seines Todes, mit der Botschaft
Drohenden Kriegs zusammentreffend, weithin
Bis an die fernste Insel, wie der Schatten
Dahinzog einer Sonnenfinsterniß,
Die Welt verdunkelnd. Er ist uns geraubt,
Er ist nicht mehr, — doch kennen wir ihn jetzt,
Und all der kleinlich enge Neid verstummt:
Wir sehen, wie er seinen Weg gewandelt,
Mit welch erhabenem Sichunterordnen,
Wie freundlich, maßvoll, hochgebildet, weise,
In welchen Schranken und wie voller Zartheit;
Wir sehn ihn, wie er, vom Parteientreiben
Abseits sich haltend, seine hohe Stellung
Nie gleichsam als das Stänglein hat gemisbraucht,
Auf welchem sich beschwingter Ehrgeiz wiegt,
Noch auch als Vorwand eitler Lustbarkeiten.
Nein, alle diese langen Jahre trug er
Die Lilie makellosen Lebenswandels,
Trug er sie unbestritten, ob auch tausend
Unwürd'ge ihn umspähten, trug er sie
Inmitten seines scharfen Lichtes, welches
Den Thronen eigen ist und das die Flecken
Nur mehr noch schwärzt. Denn wer getraut sich's doch
Ein lieblicher's, ein fleckenlos'res Leben
Für einen einz'gen Sohn sich auszumalen?
Kann England je für seine Söhne mehr
Erträumen, hoffen nur als ein'ge Erbschaft
Solch eines Lebens und Gemüths wie deins?

*) Ich bemerke, daß, obschon eine verhältnißmäßig gute und empfehlenswerthe Uebersetzung der „Königsidyllen" von Werner Scholz (Berlin, G. Reimer) mir vorliegt, ich aus derselben doch nur wenige Zeilen in die nachfolgende von mir versuchte Verdeutschung herübergenommen habe, da es mir daran lag, der Wirkung des Originals womöglich noch näher zu kommen. Aus demselben Grunde werde ich bei den weiter folgenden Proben mich ebenfalls auf eigene Uebertragungen beschränken.

Digitized by Google

Du edler Vater seiner künft'gen Fürsten,
Du treuer Arbeiter für seine Armen
Und für sein Volk — du Wecker hellen Klangs
Im goldnen Frühroth eines vollern Tages,
Du klar ins Ferne Blickender, der du
Den Krieg und sein Gelichter auf den Kampfplatz
Des Friedens ludest, wo dem Fleiß der Preis winkt;
Du hold Begabter, von den sanften Strahlen
Der schönen Wissenschaften mild umspielt,
Werth dem Gebiet der Forschung, werth den Künsten,
Werth deinem Land und unserm, ja ein Prinz,
Der über allen Titelwürden steht,
Und der im Mund des Volkes nun und immer
Den Namen tragen wird — Albert der Gute.

Brich nicht, o Frauenherz, nein, halte aus;
Brich nicht, denn du bist königlich, halt aus;
Gedenk' an alle Schönheit jenes Sterns,
Der dir so nahe strahlte, daß ihr zwei
Ein Licht schient, aber dann erlosch, und einsam
Den Glanz der Krone ließ.

All seine Liebe,
Unsichtbar, doch gefühlt, beschatte dich,
All deiner Söhne Lieb' umfange dich,
All deiner Töchter Lieb' erquicke dich,
All deines Volkes Liebe tröste dich,
Bis Gottes Liebe dich ihm neu gesellt.

Dies ist die Widmung oder, wenn man will, der Nachruf. Erinnert man sich der Klagen, welche bei dem Tode des Prinzen Albert die englische Presse erfüllten, und vergegenwärtigt man sich, in welchem Grade alle Parteien seinen Verlust geradezu als ein nationales Unglück bezeichneten, so wird man in den Worten des Dichters bei allem Lobe, das er dem auch ihm so werth Gewesenen spendet, das Maßhalten eines denkenden Geistes erkennen, welchem es weit weniger auf ein schönes Gedicht oder auf eine bestechende Huldigung ankommt, als auf eine moralische Wirkung. Besonders den Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses wird für ihr ganzes künftiges Leben ein Vorbild und ein Führer zugewiesen, und mit dem Dichter hat solcher Art die ganze Nation, die ihm zujauchzt, die hohen Ansprüche und Forderungen ausgesprochen, welche England an die Erben der ihm, dem Heimgegangenen, gezollten Verehrung erhebt.

Mit Stolz haben wir zur Zeit jener allseitigen Wehrufe uns daran erinnert, daß, wenn auch diese seltenen Eigenschaften und Kräfte zu unserm Unglück nicht in Deutschland selbst zur Verwerthung gelangt sind, wir dennoch als die Landsmänner jenes Lieblings der Engländer unsern Theil an seinem Ruhme haben. Auch ist, wie man weiß, die freiere Auffassung religiösen Wesens, wie sie dem Prinzen Albert als Deutschem eigen war, auf die Königin und ihre Familie nicht ohne Einfluß geblieben. Bekanntlich hat sie, wie um hierüber jeden Zweifel verschwinden zu lassen, die Zschokke'schen „Stunden der Andacht" — den Hochkirchlichen ein Greuel — ins Englische übersetzen lassen, und erst unlängst glaubte die „Times" die Königin verwarnen zu müssen, in ihrer Hinneigung zu den Presbyterianern nicht die ziemlichen Grenzen zu überschreiten.

Wenn nicht alles trügt, ist der Standpunkt Tennyson's zu diesen Fragen ein dem Prinzen Albert verwandter gewesen, und vielleicht ließe sich hier ein deutscher Einfluß nachweisen, welcher bisher in seinen weit um sich greifenden Wirkungen kaum hinreichend gewürdigt sein dürfte.

Uebrigens ging schon aus einem seiner frühesten Gedichte, dem Sonett an „I. M. K.",

Digitized by Google

deutlich hervor, wie wenig Tennyson's Richtung dem verknöcherten Formalismus der Anglikanischen Kirche entsprach. Er mahnte in demselben den Freund, „ein neuer Luther" zu werden und die „schläfrigen Kanzeldrohnen zu verscheuchen, die uns mit ihrem Plünderraub aus alten, wurmzerfressenen Predigtsammlungen den halben schönen Gottessabbat stehlen". Manches spätere Gedicht schlägt einen nicht minder rücksichtslosen Ton an. Das in dieser Richtung bezeichnendste möchte indessen sein poetisches Sendschreiben an den Pfarrer F. D. Maurice sein, welcher mit der höchsten geistlichen Behörde in Conflict gerathen war und dem der Dichter eine Freistatt auf seinem Landsitze anbietet. Dieses Gedicht datirt vom Januar 1854; Tennyson war schon Poeta laureatus und hatte also nach der in Deutschland verbreiteten Auffassung als solcher die Pflicht, nach keiner Seite Aergerniß zu erregen.

Von solcher Kammerherrentournure hat jenes Sendschreiben aber nicht das mindeste. „Komm", heißt es ungefähr darin, „komm, Pathe meines Jungen, komm zu uns; deine Gegenwart wird uns wie Sonnenschein im Winter erquicken. Denn du bist einer der wenigen Ehrlichen, welche dem Teufel selbst nichts schenken, und darum, sollten auch 80000 geistliche Conclusums über dich, Freund, ihr «Steinigt ihn!» donnern, und sollten auch alle unsere Kirchenwächter vor Wuth schäumen, komm du getrost an meinen Herd, komm du nach der Insel Wight, wo ich, fern dem Lärm und Rauch der Stadt, dem Dämmerlicht zusehe, wie es meinen lässig gehaltenen Garten einhüllt, nahe dem Rande einer stattlichen Düne. Während der Mittagstafel wirst du kein böses Geschwätz hören, sondern bei einem Glase gesunden Weins werden wir verständige Gedanken austauschen, während draußen die Elster in den Fichten krächzt. Denn zur Rechten und zur Linken schützen uns Fichtengruppen gegen die Unbill des Sturmes. Dann haben wir aber auch den Ausblick auf den Kanal mit seinen ungeheurigen Winterwellen und auf manches Schiff unterhalb der milchweißen Klippen, auch auf Kriegsschiffe, wie sie langsam, langsam zwischen Licht und Schatten dahinziehen, und wir könnten, während wir ihnen nachschauen, über die Sünde des nordischen Kolosses disputiren, welcher jetzt eben einen selbstsüchtigen Krieg heraufbeschworen hat, über die Aussichten desselben, über Zar und Sultan, über die ganz Europa bedrohende Kriegsgefahr, bis wir von diesen Gegenständen auf Themata kämen, welche dem Menschen theuer sind, weil sie Gott theuer sind: auf die Mittel, dem knappen Ausfall der Ernte zu begegnen, ebenso dem Wohnungsmangel, dem Verarmen des Volks und auf das eigene Besser- und Tüchtigwerden in dem Maße wie das Alter näher rückt. Komm also, Freund, komm herüber; freilich der Rasen ist noch uebelfeucht oder, je nachdem, weiß von Winterreif; aber komm wenigstens im März, wenn Crocus, Anemonen und Veilchen blühen; nur daß du überhaupt kommst, sei es jetzt oder später, denn wenige sind uns so lieb wie du."

Ich habe auch dieses Gedicht ganz hierher gesetzt, weil es fast ein häusliches Bild des Poeten gibt. Wollen wir noch etwas über sein väterliches Haus hören, so finden wir dasselbe (in seiner Ode „An die Erinnerung") „zwischen vier Pappeln und sieben Rüstern gelegen, unweit grauer, waldumsäumter Hügel, dazu ein Bach und dickwollige Schafheerden in den Wiesenhängen der rauhen, waldigen Höhen". Als ein sehr wesentlicher Theil seines Lebens, insofern einzelne Ereignisse einem ganzen Dasein zum bleibend ernstgestimmten Hintergrunde werden können, ist der Tod des jungen Arthur Hallam zu betrachten. Dieser Sohn des Geschichtschreibers war ein Jugendfreund des Dichters, „theuerer mir als selbst meine Brüder", wie es in einem der ihm gewidmeten Klagelieder heißt. Schon der Umfang dieser Klagelieder — es sind ihrer unter dem Titel „In Memoriam" 130 in die Oeffentlichkeit gelangt — beweist, in welchem Grade das Gemüth Tennyson's von diesem Verlust umdüstert war. Verschärft wurde der Schlag wol noch empfindlich durch die gerade damals große Entmuthigung des Dichters, denn wenn wir die Jahres-

Digitized by Google

zahlen vergleichen, so finden wir, daß Hallam um die nämliche Zeit starb, in welcher Tennyson sich nach zweimaligem Hinaustreten in die Oeffentlichkeit verschüchtert auf sich selbst zurückgezogen hatte, nämlich im Jahre 1833. Es scheint, daß die Freunde vier Jahre miteinander auf der Universität zubrachten, daß Tennyson zu Hallam wie zu einem Ideal von Männlichkeit, Weisheit und Reinheit aufblickte, und daß durch diesen, alle andern Empfindungen beherrschenden Bund sein ganzes Leben seine Weihe empfing, eine um so nachhaltigere, als das Schicksal den Freunden nicht Zeit ließ, wieder nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge auseinanderzuwachsen.

Es beschäftigen sich diese Klageliedet denn auch ausschließlich mit den Wiederspiegelungen jenes ihm so über alles theuern Lebensgenossen, dessen humane Weise ihm ein Muster menschlicher Bildung dünkt, dessen einstige Glaubenszweifel ihn mit bennruhigten, dessen muthiges Zuendedenken aller Fragen auch ihm später zu dem festen Glauben an ein Höheres über uns und an eine Fortdauer in gesteigerten Zuständen verholfen hat. Alle diese schon überwunden gewesenen Zweifel hat der Schmerz um den plötzlich ihm Entrissenen von neuem wach gerufen und erst nach und nach gewinnt die Zuversicht in eine allgütige Weltleitung wieder festen Grund und Boden.

Es ist bemerkenswerth, daß in diesen Gedichten, welche so viel mit den Räthseln des Daseins zu thun haben und der Sehnsucht nach einer idealen Lösung derselben im gläubigen Sinne so beredten Ausdruck geben, weder der geschriebenen Offenbarung noch des Christenglaubens überhaupt Erwähnung geschieht. Denn selbst die nachträglich zu diesen Klageliedern geschriebene Einleitung, welche sich an den „starken Sohn Gottes" wendet, versteht unter demselben, wie die nämliche Zeile hinzufügt, nur „die unsterbliche Liebe" (im Englischen ein männliches Substantiv), und einzig diese wird auch im weitern Verfolge des Gedichts angesprochen, indem ihr, der göttlichen Liebe, die Erschaffung des Menschen wie die aller Dinge zugeschrieben wird.

Man kann diesen Gedichten bei aller Reichhaltigkeit ihres Inhalts doch eine gewisse Monotonie nicht wohl absprechen. Ohnehin ist die Freundschaft hienieden ein so sehr viel selteners Glück als z. B. die Liebe, daß ein Hineindenken in alle ihre Phasen an sich schon nicht jedem leicht ist. Ein krankhaftes Gedankenspinnen aber, das jahrelang einzig von dem verlorenen Freunde zu sagen und zu singen weiß, kann auch überhaupt nicht, und wäre die darauf verwandte Kunst noch so groß, eine reine Wirkung hervorbringen. Dieser Kunstaufwand ist nun in der That ein sehr großer, und da er einzig der Fülle der Beziehungen und Gedanken entlehnt ist, durchaus aber nicht der Form — sie ist eher nachlässig — so gewähren diese Gedichte wenigstens den wehmüthigen und auch zum großen Theil erhebenden Reiz, den das standhafte Ringen einer im Schmerz sich läuternden Natur dem theilnehmenden Auge bietet. Daß sie für Trauernde eine besondere Anziehungskraft besitzen, begreift sich ohne Mühe.

An biographischen Details gestatten sie überdies eine reiche Ausbeute, eine reichere, als ich hier zu verwerthen weiß; sie schildern im Detail die ganze ländliche Umgebung der Rectorei, in welcher der Dichter aufwuchs und in welcher er auch nach dem Tode des Freundes noch Jahre verlebte, gern der schönen Ferienzeiten gedenkend, welche auch den Freund zu ihm aufs Land brachten; nicht minder erfahren wir, daß beide junge Studenten zusammen „den Rhein" bereisten

und jene schönen Hügel, wo ich einst
Mit ihm vorbeigesegelt;

auch daß der Freund in Wien starb:

Wien, das ich nimmer sah und nimmer
Auch sehen werde,

Digitized by Google

so lieb es dem Freunde auch gewesen sei. Dann hören wir, daß die alten Räume in fremde Hände übergehen, daß die liebe traute Heimat und der Kirchhof, wo der Vater ruht, verlassen wird, und endlich — das ist der Schlußgesang des „In Memoriam" — nehmen wir noch theil an einem Hochzeitsfeste, neun Jahre nach dem Tode des Freundes, bei welchem der Dichter, seinen Vater vertretend, die Braut nach englischer Sitte „weggibt", vermuthlich des Dichters jüngere Schwester, denn „ich ließ sie", sagt er, „vor zeiten auf meinen Knien tanzen", und auch dem verstorbenen Freunde war sie lieb, „er ahnte in der noch geschlossenen Knospe die vollendete Rose".

Begreift sich's nach allem Vorstehenden, daß diese dem Andenken eines Todten geweihten Gedichte denjenigen Personen besonders werth sind, welche gern im fertigen Dichter auch den werdenden noch zu erkennen suchen, so mag hier doch noch besonders betont werden, daß ihr spätes Erscheinen jedes Bedenken entkräftet, welches etwa gegen das künstlerische Ausschöpfen eines solchen Schmerzensbrunnens erhoben werden könnte. Das Todesjahr war, wie erwähnt, 1833. Sechzehn Jahre später erst sind diese Klagelieder veröffentlicht worden.

Und hier möchte jenes Hochzeitsschlußgedicht noch nach einer andern Seite zum Verständniß Tennyson's einen geeigneten Beitrag darbieten. Denn die Art, wie er seinem Gegenstande zuerst die anschaulichste Deutlichkeit abgewinnt und ihn dann in die Sphäre der Reflexion erhebt, ist kaum in gleichem Maße einem andern Dichter eigen. Jene Deutlichkeit erreicht er aber nicht durch gehäuftes Ausmalen der Landschaft, der Menschen, der Ceremonien, sondern vorwiegend durch einige wenige Beiläufigkeiten, welche er einstreut und die so unmittelbar der Wirklichkeit entlehnt sind, und zwar der bedeutungsvollen, daß sie unsere Stimmung gewissermaßen an die Hand nehmen. Vor allem charakterisirt ihn demnächst die Wendung, wie er aus der Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeiten auf die Brautnacht überlenkt. „Steige auf, o Mond", heißt es da „und laß deinen Schimmer über Düne und Thal dahinziehen und über die stille, lichterhelle Stadt, über die weißen Schlösser, über die flimmernden Bäche, die ernsten Bergzüge, die silbergrauen Gehölze an den Hügeln, und hülle in Schatten die bräutliche Thür und in zartes Dunkel das Dach, die Mauer des Hauses; aber mit all deinem Glanze überschütte die glücklichen Ufer, wo sie beim Wellenliede des Weltmeers rasten und wo, unter dem Kreisen der ewigen Gestirne, eine Seele dem Nichts sich entwindet und ins Dasein tritt, damit dieselbe, von Phase zu Phase sich entwickelnd, zum denkenden Menschen werde, zum liebenden und strebenden Wesen, zum weitern Kettengliede zwischen uns und jenem dereinstigen mit Wissen und Kenntnissen gekröntem, vom Thierischen losgebundenen Geschlechte, in dessen Hand die Natur wie ein offenes Buch liegen wird; denn alles, was wir denken, lieben, thun, hoffen und leiden, es ist der Same, aus dem sie, die Vollendetern, als Blüte und Frucht erwachsen werden, dem ach, mir entrissenem Freunde ähnlich, der, ein verfrühtes Beispiel jenes edeln Typus, jetzt in Gott ruht, in Gott, der die ewige Liebe ist, ein Gott, ein Gesetz, ein Element und ein fernes himmlisches Endziel, wohin die ganze Schöpfung strebt."

Wenn hier der Hymnus der Brautnacht sich sofort an die tiefste Bedeutung derselben wendet, an die Fortpflanzung der Gattung, und wenn der Ton schonender Zartheit sich dadurch ungezwungen in eine Art feierlichen Glaubensbekenntnisses umstimmt, so klingt darin nur die ernste Lebensanschauung durch, welche Tennyson überhaupt eigen ist. Pflicht heißt das Wort, welches er vor allem und immer wieder betont, und aus wie lachenden Augen seine Muse auch zu blicken und wie neckisch sie zu scherzen weiß, das Maß erfüllter oder nichterfüllter Pflichten ist der einzige Gradmesser für das, was sie lobt oder tadelt.

Digitized by Google

Eins seiner bezeichnendsten Gedichte nach dieser Seite hin ist „Liebe und Pflicht". Es hebt mit der Frage an:

Was ist die Frucht von Liebe, die hienieden
Ihr Ziel verfehlt? Gebrochne Herzen, Thränen?
Oder ist's etwa, als ob nie sie war?
Nicht so! —

Und nun heißt es weiter: „Alles dient einem Zweck, selbst der Irrthum, selbst die wahnsinnige Auflehnung gegen die ewige Weltordnung, selbst die Sünde, wie sollte nur das größte aller Wunder, die Liebe, wenn einmal todt, nichts weiter sein als Staub am Heerwege? Wenn dem so wäre, besser dann gleich mit engem Hirn geboren sein und einem Steine statt dem Herzen. Wie? Bin ich denn durch deine Liebe nicht geadelt worden, nicht dreimal minder unwürdig geworden als ich es war? Und auch du, auch du wurdest mehr und Größeres durch meine Liebe. Warte ab! Die Sonne will ihre Zeit zum Umlauf haben. Mein Glaube an die veredelnde Macht der Zeit ist ein großer. Oder wird mir einer sagen: wenn selbst aus der Sünde Segen sprießt, warum nützte ihr dann nicht die Zeit? Dem muß ich antworten: weil ich das Rechte erkannt hatte, darum that ich das Rechte. Denn kein Mensch ist Gott, aber wol ist er am gottähnlichsten, wenn er sich selbst am treuesten ist."

Und so eingeführt, folgt dann eine Schilderung jenes Abends, wo beide über ihrer Liebe zueinander die ganze Welt vergessen und nur einzig sich leben zu können meinten. Alle Leidenschaften kommen in ihrer vollen Glut zu Worte, die Vernunft ist durch die Empfindung entwaffnet. Die Besonnenheit hat ihren letzten Halt verloren. Aber nach und nach gewinnt die dunkle Ahnung der Schuld und der Reue, der sie entgegentaumeln, die Oberhand. Pflichten, die ihnen heilig waren, richten sich abmahnend vor ihnen auf. Vor allem er beginnt sich seiner Schwachheit zu schämen. Sein Wort weckt auch sie aus ihrer Verzauberung, mit Schmerzen reißen sie sich voneinander los, nicht ohne das Schicksal zu verwünschen und allen Muth und alle Lebensfreudigkeit in ihren Seelen geknickt zu fühlen. Daß Muth und Lebensfreudigkeit dennoch wieder in ihm wie in ihr auferstehen sollen und müssen, das will dies noch aus beklommener Brust sich losringende Gedicht ihr zurufen und aus den Thränen bittern Entsagens will es Kraft schöpfen für bessere Tage.

Den eigenthümlichen Ton dieser von Schmerz und Wonne wild durchwühlten Dichtung wiederzugeben, ist der prosaischen Umschreibung natürlich nicht möglich. Auch kam es hier lediglich darauf an, die Richtung des Dichters an einem hervorragenden Beispiel anschaulich vorzuführen.

Ein anderes Gedicht, das von dem Widerwillen Tennyson's gegen leichtsinnige Abenteuer beredtes Zeugniß ablegt, ist seine ergötzliche Strafpredigt an Lady Klara Vere de Vere. „Drei Jahre", heißt es darin, „sind erst vergangen, seit sich der Sohn des alten Gärtners das Leben nahm und zwar Euertwegen, denn Ihr hattet ihn mit Liebeshoffnungen gekirrt und dann auf einmal kehrtet Ihr gegen ihn die große Dame heraus, und jetzt, Lady Klara Vere de Vere, jetzt mochtet Ihr mit mir anbandeln? So wisset denn, daß mein Stolz noch weit größer als der Euere ist, ja, daß ich so stolz bin, Stammbäumen und Ahnenregistern nicht im mindesten nachzufragen. Aber Ihr habt schier den ganzen lieben Tag nichts zu thun und, blühend vor Wohlleben und Gesundheit wie Ihr seid, reitet Euch der Teufel mit bösen Gedanken. Ei, gibt es denn unter dem Thor Euers Schlosses keine Bettler zu speisen? Könnt Ihr die Waisenknaben auf Euern Gütern nicht lesen lehren? Könnt Ihr die Waisenmädchen nicht im Nähen unterrichten? Laßt mich doch meiner Wege gehen. Bei mir holt Ihr Euch keinen Ruhm."

Digitized by Google

So der Jüngling Tennyson, denn diese Scene zwischen Joseph und Potiphar spielte oder wurde wenigstens gedichtet schon vor dem Jahre 1833, also ehe er die Hälfte der Zwanziger erreicht hatte. Ein absonderlicher Poet, wird man sagen, jedenfalls mehr Moralist als Dichter. Und in der That, wenn Shelley mit dem so oft von seinen Bewunderern wiederholten Ausspruche recht hat:

Es nährt der Dichter sich von Ruhm und Liebe
(The poet's food is love and fame)

so mag Tennyson, der die Pflicht „seine Braut" nennt, sehen, wie er mit seinen Ansprüchen auf den Parnaß durchkommt.

Auch findet sich unter allen seinen Gedichten nicht ein einziges, welches beispielsweise zu Schlüssen auf diejenige berechtigte, welcher er sich fürs Leben verband. Er läßt uns nicht nur über seinen Liebesfrühling völlig im Dunkeln, er gönnt uns auch nicht einmal den Einblick in einen einzigen Tag, in eine einzige Stunde jener Zeit. Und bei solcher Zurückhaltung ist er denn allerdings berechtigt — denn jeder bestimmt ja selber das Maß dessen, was er dem Publikum preisgeben will — für den Dichter das unverkürzte Recht des Privatmanns zu beanspruchen. Es ist im Grunde nichts weiter als die Anwendung des herkömmlichen englischen Worts: „Mein Haus ist meine Festung."

Dennoch würde man sich sehr irren, wenn man annähme, er schließe Gott Amor überhaupt von dem Verkehr mit seiner Muse aus. Das möchte dem Dichter jedenfalls wenig Hörerinnen verschafft haben. Im Gegentheil führt er uns, vor allem in den ersten beiden Gedichtsammlungen, auf die Spur gar manches schönen Kindes und wir mögen unsere fünf Sinne zusammenhalten, wenn wir bei den Bildern, die er uns vorzaubert, nicht den Kopf verlieren wollen. Zumeist redet er diesen Hexchen geradezu ins Gewissen, wie sie nur solche Ausbünde sein können von Anmuth, Schalkhaftigkeit, Wetterwendischkeit oder was sonst immer der Grund ihrer unheimlichen Allmacht ist. Das gibt dann Pastellporträts, wie sie Rafael Mengs und Cariera Rosalba kaum mit größerer Vollendung auszuführen vermocht hätten. Sie ins Deutsche zu übertragen, ist vielfach versucht worden, doch sollten sich nur Meister daran wagen, denn die Farben sind so fein und so leise aufgesetzt, daß es fast unmöglich ist, sie bei solchem Uebertragungsproceß in ihrer vollen Harmonie wiederzugeben. Jeder Miston straft sich aber bei diesen kleinen duftigen Schöpfungen aufs allerempfindlichste. Ich nenne als hierher gehörig Margarethe, Adeline, Madeline und Lilian; auch Eleonore zählt hierher sowie Isabel, beide jedoch im Ton schon etwas prätentiöser, als dieser Gattung gut steht.*)

Daneben gibt es eine hübsche Auswahl anmuthiger Liebesgeschichten, die aber, obschon in erster Person erzählt, doch nicht als Erlebnisse des Dichters angesehen sein wollen, wie denn das liebliche Gedicht „Die Müllerstochter" denjenigen zum Erzähler hat, welcher die Müllerstochter heirathete; ganz ebenso steht es mit dem sehr reizvollen Gedicht „Die Bilder oder die Gärtnerstochter", mit „Edwin Morris" und noch einer ganzen Reihe anderer Liebeserinnerungen; das besonders glücklich durchgeführte Gedicht „Die sprechende Eiche", in deren Schatten wir, in lebendiger Wechselrede mit ihr selbst, der alten Eiche, einen ganzen Brautstand verleben.

Zu diesen Dichtungen, welche mehr oder weniger an der Sonnenseite des Lebens

*) Ich mache bei dieser Gelegenheit diejenigen, welche sich mit Tennyson's Dichtungen nicht im Original bekannt machen können, darauf aufmerksam, daß die Verlagshandlung Louis Ehlermann in Dresden unlängst eine neue Ausgabe der Hertzberg'schen Uebersetzung veranstaltet hat. Dieselbe gibt die in den Jahren 1830, 1833 und 1842 veröffentlichten Dichtungen Tennyson's fast vollständig und ist jedenfalls ein Werk von rühmenswerthem Fleiße.

Digitized by Google

gezeitigt sind, gesellen sich noch, als durch sinnliche Glut und Farbenpracht besonders ausgezeichnet, die „Erinnerungen an Tausendundeine Nacht", ferner „Das Meermädchen", „Der Meermann" und „Fatima", das letztere der beredteste Ausdruck südlich weiblichen Sehnens, die erstern drei Gedichte in jenem kindlichen Tone gehalten, dem fortwährend vor Staunen und Festfeligkeit die Augen übergehen möchten und in welchem Tennyson schier jedes Ding bei seinem Namen nennen könnte, ohne daß sich Arges dabei denken ließ. Diese Seite seiner Kunst, bei ihm ohne Zweifel aus innerster Natur hervorgeblüht, wird schon um ihrer Seltenheit willen nicht gering anzuschlagen sein. Er weiß mit solchem Zurückgreifen in die naiv-empfänglichste Zeit des Sinnenlebens seine Gegenstände in eine so sonnige Beleuchtung zu rücken, daß uns alles rings wie aus einer märchenhaften Welt anmuthet und wir uns wie in die Stimmung von Kindern versetzt erscheinen, vor deren entzückten Augen die Wunder einer Laterna-magica ihr Wesen treiben. So zieht denn auch in den „Erinnerungen an Tausendundeine Nacht" die ganze Pracht der Khalifenstadt an uns vorüber, wie der Richter sie als Kind mit Augen schaute; er führt uns durch die Straßen, schaukelt uns in der Barke, zeigt uns die Springbrunnen, die Rasensitze, die Gärten, den Palast, das schöne persische Mädchen und ganz zuletzt ihn selbst, „den guten Harun Al-Raschid", alles, ohne daß auch nur ein noch so abgedämpfter Haremsduft uns erreichte. Und nicht minder hören wir auf die Frage: „Wer will Meermann sein?" das „Ich will Meermann sein", so ganz im Tone eines Kinderspiels zurückklingen, daß die tollsten Vorstellungen, von den Vorrechten des übermüthigen Meermanns und von der Art, wie er den Meermädchen mitspielen wolle, uns hinterdrein aus dieser naiven Stimmung nicht mehr herauskommen lassen. Nicht anders in dem Gedicht „Das Meermädchen". „Wer will Meermädchen sein?" heißt es auch darin, „wer will allein für sich tief unten im Meere sitzen und die goldenen Haare mit einem Perlenkamme strählen?" — „Ich", lautet die Antwort, „ich will das schöne Meermädchen sein, ich will den ganzen Tag unten sitzen, mich mit einem Perlenkamm strählen und dazu singen: Wer liebt mich? Wer liebt mich nicht?" — Und dann malt sie sich's weiter aus, wie sie ihr Haar kämmen wolle, bis sie einer goldenen Fontaine ähnlich sehe, bis die Seeschlange aufwache und nach ihr schiele und alle Meermänner rings vor Liebe zu ihr vergehen möchten. Und wie sie dann hierhin und dahin entschlüpfen werde und alle ihr nach, aber küssen lasse sie sich einzig von dem König der Meermänner und der müsse dann sterblich in sie verliebt sein und um sie werben und sie heirathen.

Ich will übrigens, um nicht allzu ausschließlich gutzuheißen, hier gleich dasjenige rügen, was gar manche der Dichtungen Tennyson's in ihrer Wirkung beeinträchtigt. Dies ist vor allem und zwar besonders bei den gereimten Gedichten, eine häufig weit über das richtige Maß hinausreichende Länge. Jeder, der die zu Tennyson's Nachtheil viel übersetzte „Maikönigin" kennt, hat diese Erfahrung schon selbst gemacht. Nicht minder findet dieser Tadel seine Anwendung eben auf jene „Erinnerungen an Tausendundeine Nacht" und auf noch eine ganze Reihe seiner schönsten Gedichte. „Der Kunstpalast", „Die beiden Stimmen", „Mariana", namentlich auch „Die Großmutter" würden in gedrängterer Form weit wohlthuender wirken. Bei letzterm Gedichte, das um ein volles Drittheil zu lang ist, mag noch eine andere Seite Tennyson's gerügt werden: die Neigung, eine Situation unmittelbar aus einem Gespräch heraus zu entwickeln, wodurch dem Leser zugemuthet wird, sich rascher zu orientiren, als es zuweilen möglich ist. Diejenigen, welche Tennyson's Art und Weise noch nicht kennen, werden bei manchem solchen Gedichte mehr als einmal von neuem wieder anfangen müssen. Ueberhaupt stehen einige seiner Dichtungen neben so vielen wohlgelungenen auffallend an Werth zurück. „Maud" z. B. dünkt mir geradezu verfehlt. Es ist eine in erster Person fast tagebuchartig erzählte Bekanntschafts- und Liebesgeschichte, welche wegen Standesungleichheit zu einem Duell führt.

Digitized by Google

Das Opfer desselben ist der Bruder der schönen Maud (oder Magdalene) und der Erzähler selbst war es, welcher solcher Art zum Mörder an dem Bruder seiner Geliebten wurde. So weit der erste Theil des umfangreichen Gedichts. Der zweite Theil enthält die Qualen des in die Fremde Geflohenen. Reue, Liebessehnsucht und Verzweiflung lösen einander ab und endlich gibt ihm der Ausbruch des Krimkriegs erwünschte Veranlassung sich selbst dem rollenden Wagen des Todes unter die Räder zu werfen. Es verurtheilt sich die Länge dieses Gedichts schon durch seine Monologform; sie gibt die Seelenkrankheit in zu belästigender Nähe wieder. Nicht minder scheint mir „Aylmer's Field" eine verhältnißmäßig schwache Arbeit, insofern wenigstens die traurige Geschichte zweier Liebenden, die durch älterlichen Dünkel einander vorenthalten werden, hier mit keinen neuen Reizen ausgestattet worden ist. Auch in diesem Gedichte wie in „Locksley Hall" und in „Maud" ist der Liebende der in Rang und Reichthum dem Mädchen nicht Ebenbürtige, durch welche Wiederholung des Conflicts denn auch Wiederholungen der Empfindungen entstehen, eine natürliche Rückwirkung wol des äußerlich wenig bewegt gewesenen Lebens Tennyson's, und ebenso des verhältnißmäßig kleinen Gebiets, auf welchem seine Muse heimisch ist. Denn nicht nur das Drama, der Roman und die Novelle liegen außerhalb dieses Territoriums, auch die Satire und das Epigramm sind ausgeschlossen und kaum gehört das Lied in sein Bereich.

Und um auch das nur ganz vereinzelt Vorkommende noch im Anschluß an jene Rügen nicht zu vergessen, unschön erscheint mir die Studentengeschichte von der Sau und ihren Schicksalen, in dem Gedichte „Auf dem Wege zur Post", und vor allem die Vergleichung dieser ihrer Ferkel beraubten Sau mit wem? — mit Niobe! wenn selbst sich der Dichter hier nur zum Mundstück eines dritten hergibt. Nicht minder verletzt hier und da ein Ausdruck, ja ein Gedanke in dem mehrerwähnten „Locksley Hall". Die Selbstgespräche, welche der flüchtig Gewesene im Angesicht der Stätten seines einstigen Glücks führt, schlagen in rohe Verhöhnung seiner treubrüchigen Jugendgeliebten um, wenn er, im Geiste sie apostrophirend, ihr spöttisch zuruft: „Küsse ihn nur, deinen Eheherrn, und denke nicht etwa, seine verglasten Augen seien verglast vom Uebermaß des Weintrinkens." Und ebenso über das Maß hinaus geht's, wie er dann in ihrem Säuglinge ihr die unfeine Natur des Vaters zeigt und aus diesem Zusammenhange in weitern Bildern ihr eigenes tiefes und immer tieferes Sinken an Geist und Seele prophetisch entwickelt. Das sind Bitterkeiten, welche der Situation und dem Stande des Flüchtlings gemäß sein mögen, aber sie lassen das läuternde Medium der künstlerischen Wiedergabe vermissen. Es ist übrigens nur billig hinzuzufügen, daß die beiden letzterwähnten Gedichte einer ziemlich frühen Periode Tennyson's angehören und daß, bei der in England so sehr verbreiteten Trunksucht, dies Thema an sich für englische Leser keinen gar so befremdenden Klang hat. Den meisten Tadel haben „Die beiden Schwestern" erfahren. Mit Recht wendet man sich von diesem grauenhaften Gegenstande ab. Es ist die wiederum in erster Person erzählte Rachegeschichte eines Mädchens, das seine Schwester in der Weise der biblischen Judith an dem Verführer jener Schwester rächt. Der Balladenton mildert wol das Abstoßende dieses blutigen Vorgangs, aber er thut auch nicht mehr.

Es wird hier der Ort sein, auch die Vortragsweise und die Form Tennyson's zu besprechen. Bei dem großen Reichthum der englischen Lyrik kann es kaum fehlen, daß sich auch dort ein Dichter an und aus dem andern entwickelt. Nicht minder stehen dem englischen Dichter zumeist die Musterbilder in den todten und lebenden Sprachen zur Verfügung. Tennyson insbesondere darf für einen Kenner unserer deutschen Literatur gelten. Schon seine Beziehungen zu dem Prinzen Albert brachten das mit sich.

Dennoch würde sich schwer nachweisen lassen, welcher Dichter ihn vorzugsweise beeinflußte; von englischen vielleicht zumeist Milton, wie er denn auch gleich diesem mit

Digitized by Google

Vorliebe sich des ungereimten Jambus (des englischen blank vers) bedient, von welcher Dr. Johnson sagt: „Bediene sich ihrer, wer sich fähig glaubt Staunen zu erregen; wer nur hoffen kann zu gefallen, der erniedrige sich zum Reim.“ In dieser bequemen, aber gefährlichen Dichtungsweise sind die „Königsidyllen“ geschrieben, ferner „Enoch Arden“, „Aylmer's Field“, „Die Seeträume“, „Der Bach“, „Ulysses“, „Saint-Simeon Stylites“ und noch eine große Anzahl anderer Gedichte Tennyson's. Außerdem hat er vieles in Reime gebunden, ohne übrigens sich immer hinsichtlich der Zeilenmenge und der Abgrenzung des Gedankens innerhalb bestimmter Maße irgendwie beengen zu lassen. Die italienischen Formen cultivirt er fast gar nicht. Nach classischen Mustern dichtete er nur einige wenige als „Experiments“ bezeichnete Versuche.

Wollen wir in Deutschland nach einem Dichter suchen, der in einer ihm verwandten Weise erzählt, so wüßte ich nur Hebbel zu nennen, der ja auch mitten im Gespräch ein Thema aufzunehmen und wieder fallen zu lassen liebt, wobei freilich Hebbel über weit hellern Humor verfügt, während Tennyson durch Anschaulichkeit, Weltblick und Neuheit der bildlichen Ausdrücke überrascht und fesselt.

In letzterer Beziehung ist Tennyson sogar im ungewöhnlichen Grade ein Reformer. Er bringt, im Gegensatz zu der landläufig abgegriffenen Münze, fast durchweg neugeprägtes Geld auf den Markt. Das macht seinen Uebersetzern dann zuweilen nicht geringes Kopfbrechen, zumal wenn es ihm einfällt sich eigens ein neues Verbum zu seinem Zweck zurechtzumachen, wie z. B. das Wort „to isle“, meines Wissens vor Tennyson nicht bekannt und das Abgrenzen auf einer Insel ausdrückend. Er bedient sich dieses Worts beispielsweise in seiner Ode auf Wellington, um die Sonderstellung der englischen Nation im Gegensatz zu den Festlandbewohnern zu bezeichnen und ebenso um in „Enoch Arden“ das Wasserreflexbild der von Wolken verdunkelten Sonne als eine Art Lichtinsel vorzuführen. Das sind aber Ausnahmen. Zumeist gelingt es ihm mit dem gebräuchlichen Wortvorrath auszureichen, ohne abgenutzte Bilder zu entlehnen. Seine Bilder sind im Gegentheil meist phantasievoll und bezeichnend. So meint er, als Enoch in Fächern und Regalen alles untergebracht hat, was seine Frau zu ihrem Kramhandel braucht,

> Natur selbst schachtelt kaum mit größrer Sorgfalt
> Samen und Blüten ein,

und weiß hierdurch unserm Anschauungsvermögen auf höchst zierliche Art zu Hülfe zu kommen.

Auch scheint mir in dem selben Gedicht ein ebenso glücklicher wie anmuthiger Vergleich in der Schilderung des Müllers zu liegen, wenn es bei dessen Auffindung seitens der ihn suchenden Kinder heißt:

> Gleich der Arbeitsbiene
> Im Blütenstaub, so fanden sie ihn, weiß
> Vom Mehlstaub seiner Mühle.

Vortrefflich stimmend ist ferner der Vergleich des verschollenen Enoch mit einem in der Ferne unsern Augen Entschwindenden:

> Denn schon erschien der Vater ihnen gleichsam
> Nur noch ein Traum, ein ungewisser Schemen,
> Undeutlich wie im frühen Morgengrauen
> Ein Menschenbild, das fern an eines Baumgangs
> Entlegnem Ende unserm Blick entschwindet, —
> Wohin? wir wissen's nicht.

Oder an einer andern Stelle, wo von Enoch's gläubigem Trostsprechen die Rede ist und von seines Weibes halbem Zuhören:

Digitized by Google

Ob sie ihn hörte, hörte sie doch nichts ...
Gleichwie im Dorf das Mädchen, das den Krug
Vors Brunnenrohr gestellt, dessen'gen denkend,
Der ihn ihr sonst wol füllte, hört und doch auch
Nichts hört, und überlaufen läßt das Wasser.

So werden die bösen Gedanken einmal mit Schlangeneiern verglichen, die ja bekanntlich laichartig aneinanderhängen:

Auf Schlimmres spielte spottend einer an,
In dessen Hirn, gleichwie die Schlangeneier,
Böse Gedanken aneinanderklebten.

Und als in den „Königsidyllen" die listige Schmeichlerin Vivien dem greisen Zauberer Merlin übers Meer gefolgt ist, um ihm das Geheimniß seiner Zauberkünste abzulocken und nun auf dem Knie des leise sie Abwehrenden sich schaukelt und ihn mit Liebesneckereien bethört, da sagt sie:

Doch du bist weis' und sagst es; ich will glauben,
Daß Schweigen Weisheit ist, — wohlan, ich schweige,
Und fordre keinen Kuß! Dann plötzlich rufend:
„Und schau, ich kleide mich in Weisheit!" zog sie
Den großen zott'gen Mantel seines Bartes
Um ihren Hals und Busen bis ans Knie,
Und sprach, sie sei die goldne Sommerfliege,
Die hier im wilden Wald in seinem Netz
Ein großer alter Spinnenunhold fing,
Und fressen wolle, ohn' ein Wort. — So sprach sie,
Doch schien sie mehr ein schöner Unheilstern,
Gehüllt in grauen Dunst.*)

An einer spätern Stelle aber, wo Vivien sich in ihren Ränken von Merlin durchschaut sieht und plötzlich ihre Fassung verliert, steht sie, nicht etwa wie es sonst zu heißen pflegt: „vom Blitz getroffen da, sondern steif wie eine erfrorne Viper".

Auch für Vivien's verderblichen Einfluß auf die Männerwelt erhalten wir ein Bild von schöner Deutlichkeit, „denn" heißt es,

dem Magnete gleich
Zog aus dem Herzen sie der ältsten Kämpen
Die Eisentheile, ob auch längst schon rostig.

Und in „Locksley Hall" heißt es, von den wachsenden Ansprüchen des Volks und der sicher dem Volke gehörenden Zukunft: „Langsam kommt das hungernde Volk heran, vergleichbar einem Löwen, welcher ein dahinschwindendes Feuer umkreist, hinter dem ein halb schon vom Schlaf Umfangener schwankend und nickend sitzt."

In welchem Grade Tennyson aber eine Scene deutlich greifbar hinzustellen weiß, dafür mag aus „Enoch Arden" noch folgende Stelle als Beleg dienen, die Schilderung dessen, was der Verschollene und Heimgekehrte beim nächtlichen Hineinblicken in das behagliche Daheim der Seinen gewahrte:

Denn auf dem wohlgebohnten Tische blinkt' es
Von Silberzeug und Tassen; heiter lachte
Der Herd; und rechts am Herd saß Philipp selbst,
Der einst geringgeschätzte Werber, kräftig
Und rosig roth; auf seinem Knie sein Kind;
Und über ihren zweiten Vater lehnte
Ein Mädchen, eine andre Anna Lee,

*) Nach der schon erwähnten Uebersetzung von Werner Scholz.

Digitized by Google

Nur haltungsvoller, blond und hohen Wuchses,
Mit aufgehobner Hand an einem Bande
Ein Ringlein schwingend, um das Kind zu necken,
Das seine runden Aermlein, wie zum Fangen,
Ausstreckte und stets fehlgriff, und sie lachten.
Und links vom Herd erblickte er die Mutter,
Wie sie dem Kinde zusah, doch dazwischen
Zu ihrem Sohn gekehrt, der groß und stark
An ihrer Seite stand, ihm dies und das,
Was ihm schon recht war, sagte, denn er lachte.

Nach dieser Abschweifung komme ich auf diejenigen seiner Dichtungen zurück, welche zur Vervollständigung dieser Skizze noch kurz erwähnt sein wollen.

Mit großem Glück bebaut Tennyson das Feld der ritterlichen Romantik, auch hier den Spuren Milton's folgend, der sich lange mit dem Plane eines größern Gedichts aus der Zeit des sagenhaften Königs Arthur trug. Die schon flüchtig berührten „Königsidyllen" erzählen von vier Frauengestalten jenes Sagenkreises: zuerst von Enid, welche ihres Gatten Liebe durch ein Misverständniß einbüßt und dann große Noth erduldet, bis sich sein Gemüth endlich ihr wieder zukehrt; demnächst von Vivien, welche König Arthur zu umstricken suchte und nach dem Mislingen dieses Anschlags den greisen Zauberer Merlin, wie schon erwähnt, in dem Netze ihrer Schmeicheleien fängt, sodaß er ihr seine Zauberkünste verräth, die sie dann sofort gegen ihn anwendet und ihm dadurch den Untergang bereitet; darauf von Elaine, welche sich in den Ritter Lancelot verliebt, den Buhlen der Königin Guinevere, und endlich von dieser selbst und ihrer Flucht ins Kloster und ihrem bußfertigen Tode daselbst.

Die Bezeichnung Idylle ist hier nicht in dem gewöhnlichen Sinne benutzt worden. Der Charakter des Ländlichen tritt durchaus zurück, sowie man sich überhaupt in England gewöhnt hat, auch solche Gedichte Idyllen zu nennen, in denen in ruhiger Weise eine Liebesgeschichte oder Liebesepisode ausführlich vorgetragen und zum Abschluß gebracht wird.

Die „Königsidyllen" zeigen Tennyson's seltene Begabung für dieses Genre von der allergünstigsten Seite. Vor allem die ehrwürdige Gestalt König Arthur's ist noch nie in solcher Vollendung ausgeführt worden. Aber auch die sündige Königin, der schöne, ritterliche Lancelot, die verschmitzte Intrignantin Vivien und nicht minder die übrigen Träger und Trägerinnen dieser Dichtung sind wie dem Leben unmittelbar nachgebildet. Denn obschon Tennyson mit gleicher Virtuosität das moderne Leben schildert wie dasjenige vergangener Jahrhunderte, und obschon er, wie „Enoch Arden" beweist, sich auch auf die schmucklosefte Darstellung einer Begebenheit aus dem Alltagsleben des Volks einlassen darf, so verfügt er doch über Töne und Farben, welche vor allem den Ritterzeiten vortrefflich stehen.

Mehr im Balladenton gehalten sind die Gedichte „Die Dame von Shallot" und „Orianna". Die Sage von der schönen Godiva, welche aus Liebe zu dem hungernden Volk die Bedingung ihres rohen Eheherrn erfüllt und nackten Leibes am hellen Tage durch die Stadt Coventry reitet, erzählt das schöne Gedicht „Godiva". Andere hierher gehörige Gedichte muß ich übergehen, da sie mich zu weit führen würden.

Als ebenfalls dem Sagengebiet entlehnt, sei nur noch „Der Traum am Tage" erwähnt, welcher in huldigend zierlicher Weise Lady Flora, die nach Tische eingenickt war, von den phantastischen Dingen unterhält, die dem Dichter, während er sie so in ihrem Schloßerker träumen sah, durch den Kopf zogen. Es kommt dabei die ganze Sage von dem eingeschlafenen Jagdschlosse zur Vorführung, und aus allerlei Ergänzungen — denn Lady Flora versteht nichts halb Ausgesprochenes — entpuppt sich schließlich ein gar an-

Digitized by Google

muthig angebrachtes Liebesbekenntniß. Dies Gedicht gibt eine recht anschauliche Probe von der künstlichen und zugleich künstlerischen Art, wie Tennyson seine Gegenstände einzurahmen weiß.

Wenn der Dichter sich hier in der ganzen brillanten Festpracht eines Paul Veronese zeigt, so möchte man andere seiner Bilder mit Ribeira vergleichen. Das hervorragendste in dieser Gattung ist „Saint-Simeon Stylites", das mit den Worten des auf der Säule lebenden Büßers anhebt:

Obschon der niedrigste von allen Menschen,
Vom Scheitel bis zur Sohle nichts als Sünde,
Untüchtig so für hier wie für da oben,
Kaum für den Teufel tauglich, toll vom Lästern,
Will dennoch ich nicht von der Hoffnung lassen
Der Heiligung, will dennoch rufen, trauen
Und schluchzen ich und mit Gebet bestürmen
Des Himmels Thore: Herr, erbarm' dich meiner,
Erbarme dich und nimm die Sünde von mir.

Mag sich hier denn auch noch ein Hinweis auf das mit den prächtigsten Farben ausgestattete Gedicht „Der Kunstpalast" anreihen, die Schilderung eines Aufenthalts höchster Schönheit, aber höchster Einsamkeit, gewissermaßen eine Beschreibung desjenigen Zustandes, auf welchen sich der Dichter nach seinen ersten Niederlagen hochmüthig und vermessen zurückzog, einzig mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt, aber Menschenumgang abweisend, bis, von der Vereinsamung zu Boden gedrückt, er reuevoll zu Menschen zurückkehrte.

Und auch „Die zwei Stimmen", die sich mit Selbstvernichtungsgedanken beschäftigen, mögen, weil aus der nämlichen Zeit stammend und verwandten Qualen zum Ausdruck dienend, an dieser Stelle mit berücksichtigt werden. Sie wie die vorigen Gedichte ergänzen den tiefernsten Zug, welchen schon die Klagelieder dem Bilde Tennyson's gaben und dem die Bezeichnung hinzugefügt werden könnte: er lächelt wol, aber er kennt kein Lachen.

Seine muntern Tonweisen sind denn auch sehr spärlich. Das dem Spaße noch am nächsten verwandte seiner Gedichte: „Amphion", steht ganz vereinzelt da und das längere lyrische „Selbstgespräch Will Waterproof's" entbehrt des echten Humors. Im Volkston gehalten und mit einer gewissen Possirlichkeit ausgestattet, ist das in England beliebte Gedicht „Die Gans", dessen erste Verse etwa wie folgt lauten:

Ich kannt' ein elend altes Weib,
Zerlumpt, verdorrt und grindig,
Bei der pocht' einst ein Fremdling an,
Das Wetter war just windig.

Im Arme hielt er eine Gans
Und redete bedächtig:
Hier nimm die Gans und halt dich warm,
'S ist draußen kalt und nächtig.

Sie faßt die Gans bei einem Bein —
Wer macht sich viel Beschwerde? —
Da fiel ein glänzend goldnes Ei
Mit Klappern auf die Erde.

Natürlich läßt die Alte sich's nun allzu wohl sein, wird üppig und feist, aber ihrer Natur nach um nichts besser und so, als sie endlich auch noch der Gans übel zusetzt und dem guten Thiere sogar das Gackern legen will, kommt der Fremde wieder und holt die Gans fort. Wie das ihr bekommt, ist mit ergötzlichem Grausen ausgeführt,

Digitized by Google

und die Wirkung des Gedichts hat etwas von der Herbheit eines altdeutschen Todtentanzes.

Oft genannt und von nachweisbarem Einfluß auf eine ganze Reihe Gedichte mit orientalischer Färbung ist die umfangreiche Dichtung „Die Lotos-Esser", eine Schiffsbruchepisode höchst verzauberten Colorits, indem die Mannschaft eines sturmverschlagenen Schiffs unter sanfte Insulaner geräth, welche einzig von der Frucht der Lotospflanze leben und die Gestrandeten zu derselben halb berauschenden, halb einschläfernden Kost bekehren, bis denselben in mühelosem Dahinträumen und unter dem ewigen Blau des glücklichsten Himmels die nordisch-strebsame Auffassung des Menschenlebens völlig abhanden kommt und alles ringsum ihnen in einem Zwielicht von Genuß und Wunschlosigkeit verdämmert.

Dieses Gedicht hat, möchte man sagen, einen wirklichen Opiumduft. Man fühlt sich wie selbst mit verzaubert und berauscht.

Als weitabliegend von allen bisherigen Stoffen sind endlich noch zwei Gedichte zu berücksichtigen, das eine „Oenone", das andere „Ulysses" bezeichnet und beide eigenartig genug. Oenone, die frühere Geliebte des Paris, klagt ihrer Mutter, wie Paris ihr durch die Einmischung der Göttinnen entfremdet sei, und beschreibt bei dieser Gelegenheit den Vorgang mit dem Preisapfel. Das Gedicht „Ulysses" leiht dem ungeduldigen Unmuth des „göttlichen Dulders" Worte, indem nach dem langen Abenteurerleben die Rast daheim „bei dem alternden Weibe" ihm drückend wird und er seine alten Gefährten zu neuen Weltfahrten aufruft. Die Idee, Ulysses zu einer Art von Columbus zu machen, ist jedenfalls fruchtbar, wie wenig sie auch aus dem Geist der großen Dichtung Homer's herausgewachsen ist und wie sehr sie auch den eigentlichen Grundzug des Helden aufhebt: die Sehnsucht nach Weib und Kind, um welcher Sehnsucht willen wir ihm gerade eine so warme Theilnahme schenken. Für Tennyson's moderne Empfindungsweise ist das Gedicht wie kaum ein anderes charakteristisch.

Am freiesten aber hat er dieser seiner Richtung auf das unmittelbar die Geister Beschäftigende in seinem Gedicht „Die Prinzessin" die Zügel schießen lassen. Denn hier kommen in parodischer Weise diejenigen Fragen zur Sprache, welche diesseit und jenseit des Oceans zu Gunsten der Erweiterung der Frauenrechte aufgeworfen worden sind und die sich unlängst bekanntlich in Anträgen Stuart Mill's und Professor Fawcett's bis ins ehrbare Unterhaus Bahn gebrochen haben. Es hat, dies etwa der Inhalt des Gedichts, eine Fürstentochter, Prinzessin Ida, sich zur Erlöserin ihres ganzen Geschlechts aufgeworfen, und so ist ihr zur Durchführung ihrer großen Weltverbesserungsplane von ihrem Vater ein Bezirk zugewiesen worden, auf welchem sie, fern von allen Männern, eine Hochschule für das weibliche Geschlecht gegründet hat. Ihre eigene Erzieherin, eine spinsterartige Lady, Blanche, und eine jüngere Freundin, Lady Psyche, stehen ihr als Professoren zur Seite und die Sache prosperirt aufs beste. Aber die Prinzessin war als Kind einem Königssohne aus der Nachbarschaft verlobt worden. Dieser dringt mit zwei Freunden, alle drei als Mädchen verkleidet, in das Heiligthum ein und bringt, da er bald erkannt wird, alles in Verwirrung. Nun soll er sterben, wird aber, als sein Vater mit Heeresmacht heranzieht, freigegeben, und nachdem die nun auf die Männer übergegangene Fehde durch ein blutiges Turnier zum Austrag gebracht worden ist, müssen die weiblichen Studenten sich zu Krankenpflegerdiensten herbeilassen, wo denn alles in Liebe endet.

Wie man hiernach schon sieht, ist der Humor der Situation nicht im entferntesten ausgebeutet worden. Pope würde im Geschmack seines scurrilen „Weibes von Bath" die Sache viel lustiger tractirt haben. Swift hätte das Ganze im Tone seiner „Petition der Göttin Minerva" abgethan und ohne Zweifel die Lacher, trotz aller Verstöße gegen die

Digitized by Google

gute Sitte, auf seiner Seite gehabt. Die letztere aber ist die hohe Priesterin in dem Musenhaine Tennyson's, und so steht er seinem erotisch-drolligen Thema denn mit gebundenen Händen gegenüber.

Im übrigen ist auch dieses Gedicht voll poetischer Schönheiten und gar manche Stelle erweckt das lebhafteste Bedauern, daß dem gelungenen Einzelnen nicht das Ganze entspricht. Er selbst nennt es a medley, einen Mischmasch, und das ist es in der That, insofern es den Eindruck macht, als vermische sich hier in gezwungener Weise Ernst und Scherz, sodaß eine unerquickliche Halbwirkung herauskommt.

Eine Probe des Gedichts mag sich im Versmaße des Originals hier anschließen:

Bei Tagesanbruch kam die Pförtnerin
Der hohen Schule. Lilafarbne Kleider
Die Tracht der Akademiker, mit Gürteln
Von Gold, sonst alles Seidenstoff, und seiden
Auch die Kapuzen dran, — das bracht' sie uns.
Und als wir nun, wie Dämmerfalter prächtig,
So ausstaffirt, that sie uns knicksend Meldung:
Prinzessin Ida warte unsrer.
Stracks
Marschirten wir, der erste ich, ihr nach,
Durch einen Säulengang, den Lorber rings
Umgab, hinaus in einen Hofraum dann
Von lichtem Marmor; classische Reliefs
Die Friese oben; weite, heitre Bögen
Von einem Pfeiler zu dem andern; Blumen
In großen Urnen zwischendurch. Die Musen
Und Grazien, zu dreien jede Gruppe,
Umstanden eine sprudelnde Fontaine.
Und hier und da auf des Gegitters Rand
Ein Buch, auch eine Laute wol.
Doch eilig
Vorüber ging's und dann sofort treppauf,
Bis wir im Saale angelangt.
Da saß
An einem Tisch voll Büchern und Papier,
Auf einem Thron, zu dessen beiden Seiten
Zwei zahme Leoparden ruhten, da
Saß die Prinzessin selber, eher weit
Vergleichbar einer Göttin, deren Heimat
Ein Lichtplanet in nächster Sonnennähe,
Als einer Erdgebornen; solchen Ausdruck
Besaßen ihre Augen, solche Macht
Und Anmuth athmete ihr ganzes Wesen,
Von den geschwungnen Brauen bis hinab
Auf ihrer langen Hände zarte Spitzen,
Ja, bis auf ihre Füße niederwärts.
Von ihrem Sitz erhob sie sich und sprach:
„Wir heißen euch willkommen. Ruhm und Ehre
Erwerbt ihr schon durch euern Eintritt euch,
Die ersten Früchte, die der Fremde pflückt,
Doch wird mit lautrer Stimme noch die Nachwelt
Eurer gedenken, und man wird euch jenseit
Des Grabes jenen Edeln zugesellen,
Die meinem Namen sich vermischt.
Doch wie?
Sind denn bei euch die Damen gar so groß?"
„Diejenigen vom Hofe", sprach Cyril.

Digitized by Google

„Vom Hofe?“ gab zur Antwort sie, „da kennt
Ihr wol den Prinzen?“ Und von neuem jener:
„Gewiß, und zwar als schönste Blume dieses
Jahrhunderts. Eure königliche Hoheit
Betet er an, als gäb's in aller Welt
Nur eine Rose, diese!“ — Aber sie
Versetzte: „Hätten wir doch kaum erwartet
In unserm eignen Schlosse solch ein leeres
Geschwätz zu hören, leichte Münze, wie sie
Nur unter Männern Curs hat, Flittertand
Von Complimenten. Eure Flucht hierher,
Aus eurer bücherlosen Wildniß, ließ
Auf Wissensdurst und Machtverlangen schließen,
Doch was ihr redet, zeigt euch noch als Kind.
Fürwahr, wir denken nicht an jenen.
Damals,
Als an dies große Werk die Hand wir legten,
Beschlossen wir, die Ehe abzuschwören.
Und ihr auch, werthe Damen, möchtet billig,
Da ihr hier einmal eingetreten seid,
Valet dem ganzen Possentreiben sagen,
Das uns zum Spielzeug macht der Männerwelt,
Auf daß dereinst, wenn es denn euer Wille,
Ihr, auf gerechter Wage abgewogen,
Eure Geschicke denen mögt vereinen,
Die jetzt sich noch für unsre Herren halten.“
Bei diesen großen Worten senkten wir
Die Blicke auf den Estrich, unsrer Lage
Uns nur zu sehr bewußt; ein Offizier —
Ein weiblicher — erhob sich dann und las
Uns die Statuten vor, sothanen Inhalts:
Drei Jahre lang wird nicht nach Haus geschrieben,
Drei Jahre lang geht's über dieser Freistatt
Grenzmarken nicht hinaus, drei Jahre lang
Spricht man mit keinem Mann, — und was dergleichen
Noch mehr war, alles unsrerseits sofort
Mit unsrer Unterschrift bestätigt. Darauf
Betraten wir den Lehrsaal. „Und nun sehet
Euch vor!“ so sprach sie, „ihr seid grünes Holz.
Habt Acht, daß sich das grüne Holz nicht werfe.
Hier unsre Aula, unsre Marmorbilder,
Nicht solche, wie die Männer deren lieben,
Schmeidige Odalisken oder Götzen
Der Mode oder wilde Weiber, seien
Von Osten oder Westen sie, nein, jene,
Die dem Sabiner Herrscherlehren gab,
Und jene andre, die um Babylon
Wälle und Mauern zog; die schlecht bewährte
Karische Artemis, und Rhodope,
Von der die Pyramide Clelia
Erbaut ward, dann auch noch Cornelia
Sammt jener aus Palmyra, deren Obmacht
Aurelian erlag und dort mit Brauen
Römischen Schwunges Agrippina. Weilet
Bei diesen hier und streifet ab was immer
Von früher euch noch anklebt, denn es adelt
Der Anblick edler Formen das in uns,
Was höher als die Sinne, sie die Mittler

Digitized by Google

Dieſer Veredlung. O erhebt zum Höhern
Eure Naturen, machet unſre Ziele
Zu euern, ringt nach Freiheit. Iſt das Wiſſen,
Vernehmt's, ihr Mädchen, doch hinfüro nicht mehr
Ein Brunnen, der verſiegelt daliegt — trinket,
Trinkt tief, bis alles abſtarb, das in euch
Noch nach dem Sklaven ſchmeckt, des leeren Hirns
Sündiges Beiwerk: Schmäh- und Schwatz- und Klatſchſucht,
Denn beſſer nicht ſein, als nicht edel ſein.
Und nun verlaßt uns, geht!
Es wird euch heute,
Euch und die neuen von der letzten Woche
Ein Vortrag Lady Pſyche's feierlich
Begrüßen; maſſenweiſe drängt es ſich
Heran und füllt den Bienenſtock."
Sie ſprach's
Und winkte uns: wir ſei'n entlaſſen. So
Begaben wir uns denn zur Lady Pſyche.
Als wir — quer übern Hof ging unſer Weg —
Bei ihr nun eingetreten, ſahen wir,
Tauben vergleichbar, die auf einem Strohdach
Früh morgens ihre weißen Köpfe ſonnen,
In Reih und Glied geduldig beieinander
Die Schülerinnen ſitzen. Jene ſelbſt
Stand hinter einem Pult von Atlasholz,
Eine Brünette, feurig, wohlgebaut,
Mit falkenart'gen Augen, dieſſeits, ſchien es,
Der zwanzig noch. Zu ihrer Linken ſchlief
Ihr Töchterchen Aglaia, kaum im zweiten
April des Lebens erſt, von glänzenden
Gardinen überhängt, die oben faltig
In einem Stern ſich einten.
Lady Pſyche,
Nachdem wir uns geſetzt, warf einen Blick
Nach unſrer Seite; und „'s iſt meine Schweſter",
Gab Florian uns flüſternd zu verſtehn.
Doch lauter kaum als weiland in das Schilf
Die Worte „Eſelsohren" einer raunte.
Und Cyril leiſe drauf: „Verwettert hübſch!"
„O ſtill doch", brummte ich. Und ſie begann.

Aus dem Vortrage der Lady Pſyche hier noch eine Stelle, an welcher ſich die Zuhörer Karl Vogt's erbauen mögen. Sie ſagt:

Alles könnten
Sie lernen hier, was Weiber je gelernt,
Und wenn es heiße: Weiberhirn ſei kleiner
Als Männerhirn, — das möge ſie nicht ſchrecken.
Auch Männer geb' es ja mit kleinen Köpfen,
Die ihren ſeien nicht die ſchlechtſten; häufig
Erſetze Qualität die Quantität;
Dann wiſſe man ja auch, gleichwie die Hand
Durch die Hantierung wachſe, ſo das Hirn;
Sei wirklich Männerhirn gewicht'ger, nun,
Dies ſei der Grund; denn ſeine Stärke habe
Von Anfang an der Mann gemisbraucht, um
Den Vorſprung ſich zu ſichern. Freilich ſei er
Schon um Jahrtauſende dadurch voraus,
Doch reife ja das Weib in kürzrer Zeit
Als er, und habe auch ein längres Leben.

Digitized by Google

Ich glaube im Vorstehenden mit ziemlicher Vollständigkeit zusammengetragen zu haben, was ein ungefähres Bild von Tennyson als Mensch und Dichter bieten kann.

Ueber den feinen Wohllaut einer großen Anzahl seiner Gedichte werden sich, wie schon erwähnt, nur diejenigen klar werden, denen das Englische nicht allzu fremd ins Ohr klingt. In der Uebertragung geht ihr eigentlichster Reiz verloren. Bei andern seiner Dichtungen vermißt das deutsch gewöhnte Ohr wahrscheinlich den Reim. Wir sind in Lyrik und Epos noch nicht wie die Engländer seit Milton über das Bedürfniß des Reims oder der antiken Versmaße hinaus, so sehr wir uns auf der Bühne auch mit dem Jambus befreundet haben.

Dies sind zwei Seiten der Poesien Tennyson's, welche verhindern werden, daß er, außer in einzelnen seiner am besten gelungenen Dichtungen, große Verbreitung bei uns finden wird. Ein weiterer Grund hierfür liegt in seiner den Extremen abholden Richtung. Wenn Shelley Englands Prüderie verhöhnt, wenn Byron Englands Krämergeist verspottet, so kirrt das unser Ohr und wir sind schon halbwegs zum Lauschen aufgelegt. Aber was gehen uns, die wir die politischen Mittelschattirungen des fremden Landes aus der Ferne kaum in ihrer Verschiedenheit zu erkennen vermögen, was gehen uns Aeußerungen an, welche dem gemäßigten Fortschritt das Wort reden? Nun beherrscht aber dieser Ton des Maßhaltens Tennyson's Muse durchaus und der vor allem in die Ferne wirkende Ton des Großartig-Gewaltsamen klingt fast nirgends an unser Ohr.

Somit ist Tennyson auch von dieser Seite ein specifisch englischer Dichter und zwar ein der großen Mehrheit seiner Nation um so inniger verwandter, als er, schon von seinem ersten Auftreten an, diesen Grundsätzen anhing, Grundsätze, zu denen sich so ziemlich allerorten immer die Mehrheit eines Volks bekannt hat. Getragen und gehoben erscheint diese Gesinnung aber bei Tennyson durch warme Vaterlandsliebe und schlichte Ueberzeugungstreue. Er gilt den Engländern für dasjenige, worauf man gerade in England einen sehr großen Nachdruck legt, für einen Charakter. Denn Tennyson hat sich mit eigenen Kräften und abseits von jeder Reclame seinen Weg gebahnt. Er ist auch im Glück der einfache Mann geblieben, der er zur Zeit seiner Ruhmlosigkeit war, und er hat sich nie tiefer gebückt, als es seiner geraden Natur gemäß war.

Bezeichnend für ihn nach dieser Seite hin ist sein Dankgedicht an Victoria bei Gelegenheit des ihm zuerkannten Dichterlorbers.

„Mögen unsere Kinder dereinst sagen", so mahnt er die Königin darin, „daß der Hof unserer Königin rein war und ihr Leben lauter; daß Gott ihr friedliche Tage schenkte; daß ihr Land Ruhe hatte; daß sie als Mutter, als Weib und als Königin tausend Ansprüche besaß auf allgemeine Verehrung; mögen sie sagen, daß sie von Rathgebern umgeben war, welche die rechte Zeit zur Erweiterung der Freiheit allemal zu benutzen wußten, damit ihr Thron, von der unbezwingbaren See umflutet, mehr und mehr auf der breiten Basis des Volkswillens ruhe."

Gewiß, man kann bei einer Veranlassung wie diese nicht ernster ins Gewissen reden und nicht weniger schmeicheln, als es Tennyson hier gethan hat.

Und deswegen hat er auch, seit ihn seine Erfolge überhaupt der Menge wahrnehmbar und vernehmbar machten, eine so ungezählte Zuhörerschaft. Er ist kein Homer, er ist kein Goethe. Aber der Herzschlag der ungeheuern Mehrheit seines Volks hat bei großen Veranlassungen mit dem seinigen übereingestimmt, genau übereingestimmt, und deshalb horcht man, so weit die englische Flagge weht, auf seine Stimme.

Ich werde nie den Eindruck vergessen, welchen eins seiner Gedichte auf ein Concertauditorinm in Jersey hervorbrachte. Es war das den „Sechshundert von der leichten Brigade" gewidmete Gedicht, welches Häuflein im Krimkriege, wie man sich erinnern wird, durch eiften kopflosen General in die Mitte der russischen Stellung hineingejagt

Digitized by Google

wurde und fast ganz zu Grunde ging. Ein irischer Sergeant trug das Gedicht vor. Das Publikum bestand aus einer zumeist normännischen Bevölkerung, die sich noch kaum des Französischen entwöhnt hatte. Und doch blieb kaum ein Auge trocken und jeder flammte vor nationaler Begeisterung.

Eins derjenigen Gedichte aber, in welchen Tennyson am nachdrücklichsten zu der ganzen Nation als Mahner geredet hat, ist die Ode auf Wellington's Tod. Sie ist als Kunstwerk betrachtet vielleicht wieder etwas zu lang, dafür strömt sie aber voll aus dem Herzen. Ich übersetze hier diejenige Stelle, in welcher Tennyson die Fahne der Pflicht in ihrer vollen strengen Majestät entrollt:

Nicht einmal oder zweimal nur ward hier
Zu Lande — die Geschichte unsrer Inseln
Verbürgt's — der Pfad der Pflicht zugleich zum Weg
Des Ruhms. Wer jenen wandelt, einzig nur
Das Rechte wollend, frei von Selbstsucht, er
Wird vor dem Ende seiner Laufbahn noch
Die rauhe Distel sich in lichtem Purpur
Entfalten sehen, allen Gartenrosen
Ringsum in ihrer Wollust zur Beschämung.
Nicht einmal oder zweimal nur ward hier
Zu Land der Pfad der Pflicht zum Weg des Ruhms.
Wer ihr, der Pflicht allein gehorsam, rastlos
Mit Herz und Hand und Fuß ihr nachstrebt, immer
Dem fernen Lichte nach, das von dem Ende
Des langen Hohlwegs ihm entgegenwinkt,
Dem wird es tagen, daß der Weg der Pflicht
Zwar über rauhe Felsen, doch auch wirklich
Bis auf das glänzend goldne Hochland führt,
Deß Mond und Sonne unser Herrgott selbst ist.
So strebte er; sein Tagwerk ist gethan.
Mag denn, solang' nur immer Nationen
Im Wettkampf, mag sein großes Beispiel denn
Wie ein Koloß weit, weithin sichtbar dastehn,
Ein Vorbild festen Sinnes dem Soldaten,
Dem Staatsmann eins der Unbestechlichkeit;
Bis überall, wo man Geschichte schreibt,
Der Pfad der Pflicht der Weg des Ruhmes werde.
Und mag das Land, von dessen Haus und Herd
Der Knechtschaft Schimpf er fern hielt, wenn es Feste
Und frendige Ereignisse mit Spielen
Begeht, mit Pomp und Lichtglanz in den Straßen,
Mag stets von neuem es des immer treuen,
Des eisenharten Führers Ruhm verkünden,
Mit Preis und Ehre, Ehre, Ehre, Ehre,
Mit Preis und ew'ger Ehre seinem Namen!

Und nachdem dieses Bruchstück — zu dem Nachrufe an den Prinzen Albert ein würdiges Gegenstück — den Dichter in dem beneidenswerthen Augenblicke gezeigt hat, wo ihm in Worte zu fassen vergönnt war, was in jenem Augenblicke ganz England bewegte, mag hier mit einem Sylvesterliede geschlossen werden, das über England hinaus sich an die ganze Menschheit wendet, soweit sie von Sylvestergedanken weiß:

Sylvesternacht.

Läut' aus, du wildes Glockenerz,
In Winternacht und Sturmgebraus,
Läut' du das alte Jahr hinaus,
Läut' aus, es stirbt, schon stockt sein Herz.

Digitized by Google

Das alte aus, das neue ein!
Welch heller, freudenheller Klang!
Läut' aus was falsch und lügenkrank,
Und was da wahr ist, läut' herein.

Läut' aus, was uns nicht nützt, noch dient,
Des Kummers Rost, den stumpfen Harm,
Die Fehde zwischen reich und arm,
Läut' ein, was Unrecht tilgt und sühnt.

Läut' aus, was schon zu lang bewahrt,
Die alten Formen der Partein,
Läut' ein Gesetze, schlicht und rein,
Und Sitten milder, würd'ger Art.

Läut' aus die Noth, den kargen Lohn,
Der Zeiten glaubenslosen Frost,
Läut' aus mein Lied, so arm an Trost,
Läut' Klänge ein von vollerm Ton.

Läut' aus, was Stand vom Stande trennt,
Läut' Dünkel aus, läut' aus was feig,
Läut' ein der Wahrheit biedres Reich,
Läut' ein des Guten Regiment.

Läut' aus, was niedrig macht und klein,
Die Gier nach Gold, nach Saus und Braus,
Läut' tausendjähr'gen Krieg hinaus,
Läut' tausendjähr'gen Frieden ein.

Läut' Herzen ein, die frei und weit,
Die kühn und stark und mild bedacht,
Läut' aus die Finsterniß, die Nacht,
Läut' ein den Heiland künft'ger Zeit.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

Eine der parlamentarischen deutschen Berühmtheiten und ein charakterfester Parteimann, Karl Mathy, ist am 4. Febr. 1868 gestorben. Mathy ward in einer der traurigsten Perioden der deutschen Geschichte geboren. Es war im Jahre 1807, am 17. März. Die französischen Heere erfüllten damals beinahe das ganze Deutschland. In Oesterreich allein schien man sich nicht aufgegeben zu haben; doch auch in Preußen hatten jene patriotischen Bestrebungen schon begonnen, welche innerhalb weniger Jahre das Volk zu einem Heere umschaffen und den vaterländischen Boden vom Feinde befreien sollten. In diesen Jahren der Fremdherrschaft wuchs der Knabe in seiner Vaterstadt Manheim heran, wo sein Vater Professor der Mathematik am Lyceum war. Er besuchte zuerst die ebengenannte Gelehrtenschule, dann, von 1824 an, die Universität Heidelberg, wo er sich dem Studium der Verwaltungs- und Finanzwissenschaften widmete. Schon damals zeichnete sich der Jüngling durch mannichfache Talente vor seinen Commilitonen aus. Nach einem fünfjährigen Studium und nach einer Reise, die ihm nach Frankreich zu machen vergönnt war, bestand er 1829 die Staatsprüfung, worauf er als Praktikant im Steuerfach verwendet ward. Der junge Mann war aber kaum in seiner neuen Stellung heimisch geworden, als die Kunde von den Julitagen in Paris auch die deutsche Welt erschütterte und den begabten Jüngling dem eng umschriebenen Kreise der Beamtenthätigkeit entriß, um ihn in eine Bewegung zu ziehen, die ihn für immer festhielt. Er

Digitized by Google

ward Redacteur eines Oppositionsblattes. Es schien damals in Baden, nach dem Tode des Großherzogs Ludwig (30. März 1830) und der Thronbesteigung Leopold's, ein anderer Geist in die Verwaltung gekommen zu sein. Ein liberales Ministerium, von dem aufrichtig constitutionell gesinnten Ludwig Winter geleitet und von der Kammermehrheit getragen, hatte eine Reihe Reformen durchgeführt, welche Baden für eine freilich nur kurze Zeit zum Musterstaate des deutschen Constitutionalismus machten. Selbst die Censur war gefallen und ein Preßgesetz mit Preßfreiheit eingeführt worden. Zu gleicher Zeit wurden die Ausgaben beschränkt, trotz dessen aber noch einige hunderttausend Gulden zur Besserstellung der Volksschullehrer und für andere Gegenstände des Gemeinwohls erübrigt. Inzwischen war die französische Bewegung in ein ruhigeres Bette geleitet und die polnische Revolution unterdrückt worden, worauf, am 28. Juli 1832, auch das badische Preßgesetz, als mit den Bundesgesetzen unvereinbar, außer Wirksamkeit gesetzt wurde. Diese Rückschrittstendenzen trafen auch unsern jungen Journalisten, denn die Regierung fand es nun mit ihrer Würde für unverträglich, einen Beamten zu bezahlen, der ihr auf anderm Felde entgegenarbeitete, und stellte ihm daher die Alternative, entweder sein Journal aufzugeben oder den Staatsdienst zu verlassen. Mathy, obgleich ohne Vermögen, wählte das letztere. Aber wie die Wogen der Reaction stiegen, ward ihm auch seine Thätigkeit auf dem Felde der Publicistik verkümmert; die Censur und die Polizei zeigten sich mächtiger als der junge Zeitungsschreiber, der sich noch dazu erst kürzlich verheirathet hatte, und dem jetzt nur Ein Weg übrigblieb, der Weg ins Ausland, zur Gründung eines ganz neuen Lebens. So zog er denn mit Weib und Kind fort in die Schweiz, um hier sein Glück zu versuchen.

In Solothurn hatte er Freunde, die ihn als einen tüchtigen Mann empfahlen. Infolge dessen wählte ihn die Gemeinde Grenchen, welche eben im Begriffe stand, eine Bezirksschule zu errichten, zu ihrem Lehrer. Grenchen, ein Dorf von etwa 2000 Einwohnern, die größte Landgemeinde des Cantons, liegt nicht weit von der berner Grenze in den Vorhügeln des Jura. „Gegen Süden", so erzählt Mathy selbst in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" von Gustav Freytag, „senken sich saftige Wiesen und wohlbestellte Felder nach der Aar hinab, welche raschen Laufs durch die Thalebene dem Rhein zueilt. Jenseit der Aar steigt das Gelände wieder sanft hinan zu dem hügeligen Emmenthal, und hinter ihm erhebt sich die Alpenkette, die urner und schwyzer Berge im Osten, der Rigi als einzeln stehende Vorwacht, in der Mitte Finsteraarhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau, bis zu den Savoyer Alpen, aus denen der Montblanc gewaltig hervorragt. Nach Westen glänzen die Spiegel der Seen von Biel, Neuenburg und Murten. Schwerlich wird sich irgendwo eine Landschaft gleich lieblichen und dabei großartigen Charakters dem Auge darbieten. Die Häuser im Dorfe ziehen sich vereinzelt und in Gruppen zerstreut bis hoch an dem Berge hinauf, fast jedes mit einem Gärtchen und einer Hausmatte umgeben, von Obstbäumen beschattet; durch das Dorf schlängelt sich in mehrern Verzweigungen der klare Bach. Ungern weichen die Strohdächer dem vorgeschriebenen Ziegeldache. Die Wirthschaft der Einwohner umfaßt Feld- und Wiesenbau, Wald- und Sennwirthschaft, die Butter- und Käsebereitung auf dem kostbarsten Besitze, den Bergweiden. Auch Wein wird gebaut." So war die Gegend, wo der Flüchtling nun leben sollte. Nicht weniger interessant, und vielleicht noch origineller war das Völkchen, dessen Nachwuchs seinem Unterricht anvertraut war. Die Grenchener sind vom Stamme der Alemannen, groß, schlank, von ungewöhnlicher Körperkraft, stets rasch bereit sich selbst Hülfe zu verschaffen, bei welchen Gelegenheiten auch die Messer nicht in der Tasche zu bleiben pflegen. Die Frauen sind schön, und Mathy will nicht selten jene „Altarbildschönheiten" unter ihnen gefunden haben, die auch sonst in katholischen Ortschaften hier und da im Verborgenen blühen. Trotz seiner Rauheit und Wildheit ist das

Digitized by Google

Volk heiter, aufgeweckten Geistes, und mit der Hand zur Arbeit ebenso geschickt und bereit wie zum Streit. Das gegenseitige Vertrauen ist hier beinahe unerschütterlich; die Thüren der Wohnungen schließen sich weder bei Tag noch bei Nacht; ein Diebstahl ist unerhört.

Die Gemeinde, obgleich katholisch, hatte den fremden „Ketzer" zum Lehrer der neuen Schule gewählt. Freilich nicht ohne heftige Opposition, die noch lange nach Mathy's Einsetzung sich hier und da wieder kundthun sollte. Die feierliche Vorstellung des Lehrers durch den Pfarrer, am Ostermontage des Jahres 1838, in der Kirche zu Grenchen geschah übrigens so wie es einem kräftigen und seiner Kraft sich bewußten Volke ziemt: kein Miston störte die Feier. Der Guardian der Franciscaner von Solothurn, welcher die Rede an die Versammlung hielt, zeigte sich voll Toleranz und Milde, und Mathy gegenüber äußerte er, selbst über Religion könne er mit den Schülern reden: „Sie brauchen ja die wenigen Unterschiedslehren, die uns trennen, nicht zu berühren."

Doch je toleranter sich die Franciscaner zeigten, um so fanatischer waren die Jesuiten und ihr Anhang. Die Presse der Ultramontanen suchte dem Ketzer zu schaden, wo sie konnte; der Pfarrer des Orts, „ein stattlicher, schöner Mann und Liebling der Frauen", hielt die Kinder von dem Besuche der Schule zurück, und so weit ging der Haß der Partei, daß dem fremden Ketzer sogar einmal die Milch einer kranken Kuh ins Haus geschickt wurde, sodaß alle seine Kinder daran erkrankten. Nach und nach aber gewann Mathy das ganze Dorf. Bei dem Pfarrer ließ er ein ihm im Orte geborenes Töchterlein taufen, worauf dieser an ihm selbst leise Bekehrungsversuche machte, und die Bevölkerung gewann er durch die jedem Auge sich offenbar machende gute Einwirkung der Schule auf Kenntnisse und Sitten des ganzen jungen Geschlechts. Schon der Besuch der Schule durch Kinder der nahe gelegenen Orte des Cantons Bern und des französischen Jura hatte einen mächtigen Eindruck auf die widerspenstigen Grenchener gemacht. War doch ein zweiunddreißigjähriger Mann von den Höhen des Juragebirges herabgestiegen und hatte sich in Grenchen als Knecht verdingt, zu dem einzigen Zwecke, um die neue Schule besuchen zu können. Im Orte selbst äußerte sich die Einwirkung derselben auf verschiedene Weise. Die bekannte Händelsucht der Grenchener nahm offenbar mehr und mehr ab; einige der Knaben waren bald geschickt genug, um ihre Aeltern in der Führung der deutschen und französischen Correspondenz und in der Abfassung und Prüfung ihrer Rechnungen unterstützen zu können; ja eines Tags hielt ein funfzehnjähriger Knabe der Schule, dessen braver Vater unverschuldet in Gant gerathen war, vor versammelter Gemeinde eine Rede, in der er die Sache vortrug und um Nachlaß der Schuld — die Gemeinde war Hauptgläubiger — bat. Die harten Männer wurden durch die warme Beredsamkeit des Knaben zu Thränen gerührt und strichen die Schuld. Solche und ähnliche Vorfälle verknüpften mehr und mehr das Leben der Schule und des Lehrers mit demjenigen der Gemeinde, sodaß, als im Jahre 1841 Mathy ins Vaterland zurückberufen ward, die Trauer um seinen Abzug allgemein war. „Es war ein kalter dunkler Wintermorgen, als wir vom Wirthshause, in dem wir die letzte Nacht zugebracht hatten, abfuhren. Groß war unsere Ueberraschung, als wir in der frühen Stunde und der grimmigen Kälte die Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, gedrängt vor dem Hause und längs der Landstraße stehen sahen. Sie wollten uns noch einmal die Hand drücken, sie riefen Lebewohl zu, und noch andere Rufe vernahm ich: «Es ist gefehlt, daß ihr von uns fortgeht», «Ihr müßt wiederkommen», «Ihr sollt das Bürgerrecht haben»; sie hoben die Kinder in die Höhe: «Seht ihn noch einmal, seht sie noch einmal!» Die Peitsche knallte und der Wagen fuhr davon." Mathy hatte die ganze Zeit seines Aufenthalts in der Schweiz, so lieb ihm derselbe auch geworden war und so segensreich seine Wirk-

Digitized by Google

samkeit sich erwies, die Augen nicht von Deutschland abgewendet, die Kämpfe des wissenschaftlichen und politischen Lebens mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgend. Mit den Freunden im Vaterlande und mit der Welt der Presse war er natürlich in Verbindung geblieben. Da war es ein karlsruher Verleger, der in dem Kampfe des Liberalismus gegen das Blittersdorf'sche System ein Preßorgan für jenen gründen wollte, und zum Redacteur dieses Blattes ward Mathy ausersehen. Er hatte angenommen, sollte jedoch nur kurze Zeit in dieser Stellung bleiben, denn der Verleger starb schnell hinweg, und das Unternehmen ging ein. Aber das Bedürfniß eines solchen Organs war mit dem Verleger nicht gestorben, im Gegentheile steigerte es sich mit der steigenden Erbitterung der Parteien, die damals gerade den Gipfelpunkt erreicht zu haben schien.

Der badische Bundestagsgesandte von Blittersdorf, ein entschiedener Feind alles constitutionellen Wesens, war von Frankfurt ab- und nach Karlsruhe berufen worden, wo er das Ministerium des Aeußern mit der ausgesprochenen Tendenz übernahm, gestützt auf die Wiener-Conferenz-Beschlüsse von 1834, die constitutionelle Entwickelung des Landes zu hemmen und das absolut monarchische Princip wieder zur alleinigen Geltung zu bringen. Anfänglich neben dem liberalen Ludwig Winter und von diesem in seinen Planen gehemmt, war er nach dessen Tode, 31. März 1838, der einflußreichste Mann im Lande, beinahe dessen Alleinherrscher geworden. Aber die Erschütterungen des Jahres 1840, die französischen Drohungen und das Erwachen eines politischen Lebens in Preußen traten ihm hemmend in den Weg. Der Volksgeist auch in Baden war von neuem erwacht, und die Kammer widerstrebte unermüdlich den verderblichen Einflüssen des Systems, das übrigens wie ein Alp auf dem Lande lastete. Besonders war es der sogenannte Urlaubsstreit, der die Gemüther damals aufs heftigste erbitterte und der am 19. Febr. 1842 eine Auflösung der Kammer zur Folge hatte. Der Einfluß des Ministers ging so weit, daß die Mitglieder der Opposition nicht einmal mehr in der außerbadischen Presse eine Zufluchtsstätte für ihre Vertheidigungsschriften gegen die schmählichsten Angriffe, die sie erfuhren, finden konnten. In dieser Zeit hatte Mathy die Redaction des „Landtagsblatt" übernommen, in welchem er auf seine scharfe, einschneidende Weise das Gebaren der Regierung und des Ministers bekämpfte. Um eine gefügige Kammer zusammenzubringen, hatte dieser nämlich nicht verschmäht, die polizeiliche Spionierei aufs äußerste zu treiben, Conduitenlisten anzulegen und überhaupt jedes Mittel der Einwirkung auf die Wahlen für erlaubt zu halten und in Anwendung zu bringen. Dennoch aber mislang das Manöver. Verstärkt kehrte die Opposition in die Kammer zurück, unter den neugewählten Mitgliedern auch Mathy, welchen die Stadt Konstanz geschickt hatte; Blittersdorf, weder in Karlsruhe noch selbst in Frankfurt die gewünschte Energie findend, der er zur Durchführung seiner Plane bedurfte, erschien zuerst gar nicht mehr in der Kammer und kehrte im folgenden Jahre (1843) wieder auf seinen frühern Posten nach Frankfurt zurück. Freilich war hierdurch nicht viel mehr als eine Personaländerung gewonnen, denn der für Blittersdorf eingetretene von Dusch war von keinem andern Geiste beseelt als sein Vorgänger, nur besaß er nicht die Eigenschaften, die Kühnheit und die Energie des Willens, welche jenen auszeichneten; und die übrigen Collegen derselben, die Herren von Rüdt, Jolly, Böckh, von Freydorf, blieben nach wie vor am Ruder. Die Kämpfe in der Kammer wie außerhalb derselben waren daher kaum minder heftig als zuvor, und Mathy hatte Gelegenheit genug, zuerst in seinem „Landtagsblatt" und später in der „Rundschau" die ganze Fülle seiner besonders auf volkswirthschaftlichem Gebiete großen Kenntnisse und seines reichen publicistischen Talents zu entfalten. Auch mancher Artikel des „Staats-Lexikon" von Rotteck und Welcker hat von diesen Kenntnissen und Talenten ein glänzendes Zeugniß abgelegt. Als Redner dagegen zeigte sich Mathy anfangs mistrauisch gegen sich selbst, zurückhaltend, trat selten auf die Tribüne, und nur da ge-

Digitized by Google

brauchte er seine Beredsamkeit, wo er sich auf sicherm wohlbekannten Boden fühlte, dann aber war er ein um so gefürchteterer Gegner. Er zeigte sich dann allen überlegen. Aber freilich war all diese Thätigkeit nur von geringem positiven Erfolge begleitet, denn obgleich das Ministerium hier und da durch eine liberale Maßregel einlenken zu wollen schien, so ward eben dennoch in gleichem Geiste fortregiert, ohne daß die öffentliche Meinung im Grunde viel beachtet worden wäre. Dies geschah besonders und mit erneuter Gewalt, seit die Camarilla, unter dem Ministerium des Urbildes der Bureaukraten, Rettig, zur höchsten Macht gelangt war. Selbst die Ernennung des sehr populären Nebenius zum Minister des Innern (1845) änderte nur wenig an diesem Treiben, blieb doch sonst alles beim alten, nur daß die Verwaltung unter den widerstreitenden Einflüssen von Nebenius und Rettig wie ein Rohr hin- und herschwankte und außer in der kleinlichsten Verfolgungssucht keine Uebereinstimmung und Einheit mehr in der Regierung zurückgeblieben zu sein schien. Der Ton in der Kammer wurde daher auch von Tag zu Tage gehässiger, die Verhältnisse gespannter; eine abermalige Kammerauflösung am 9. Febr. 1846 war die Folge. Aber die Aufregung im Lande ward durch diese Maßregel nur noch größer, und als die neuen Wahlen abermals eine oppositionelle Majorität brachten, erklärte selbst Blittersdorf im April von Frankfurt aus, daß ein Ministerium Bekk nun aus der Noth helfen müsse, freilich nur als ein Auskunftsmittel, das am Ende selbst an der liberalen Opposition sich rächen werde. Die Ernennung Bekk's hatte indessen wenigstens die Folge, daß der Ton der öffentlichen Discussion gemäßigter, das Gebaren der Polizei und der Bureaukratie weniger gesetzlos ward; aber freilich beschränkte sich der Fortschritt darauf, denn da trotz Bekk's Eintritt das alte System noch fortbestand, so blieb auch die Opposition mistrauisch, und bei der Abstimmung über das Budget gab eine Minorität von 19 Mitgliedern gegen 38 ihr Votum dagegen ab. Unter diesen befand sich, mit Welcker, Soiron, Bassermann, auch Mathy. Man sieht daraus, welche Stellung derselbe damals der Regierung gegenüber einnahm. Bei dieser Abstimmung machte sich zum ersten male der Bruch innerhalb der Opposition selbst deutlich bemerkbar, der sie in Radicale und Liberale, in Ganze und Halbe, wie Struve sich ausdrückte, theilen sollte; und Mathy gehörte also damals der ersten Richtung an. Indessen änderte dies nichts an seinen Principien, die stets der constitutionellen Monarchie zugewandt waren, und die nur die Ausschreitung eines gesetzlosen Systems bekämpften, von einer Staatsform aber, welche über die constitutionelle Monarchie hinausgehen würde, nichts wissen wollten. Dies zeigte sich besonders klar bei der Umgestaltung des Ministeriums in noch liberalerm Sinne, welche von Mathy in der „Rundschau" als ein bedeutender und erfreulicher Schritt zur Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Regierung und Volk bezeichnet ward. Dies geschah im December 1846. Und in der That klärte sich das Verhältniß zwischen der Regierung und der constitutionellen Opposition mehr und mehr, während die Radicalen, mit Hecker an der Spitze, eine neue, energischere Opposition mit ganz andern Zielen zu bilden suchten. So ging das Jahr 1847 vorüber und 1848 brach an.

Als die Bewegung von 1848 hereinbrach, war der Bruch zwischen den Constitutionellen und den Radicalen schon vollendet. Wer daran noch hatte zweifeln können, der mußte durch die Kammersitzung vom 1. März überzeugt werden, jene Sitzung des Adressensturms, in welcher Hecker beantragte, ein von seiner Partei ausgearbeitetes Programm durch eine Deputation oder durch die Kammer, und zwar mit Umgehung der constitutionellen Formen, vor die Regierung zu bringen. Diese widersetzte sich natürlich einem solchen Vorhaben, und Mathy stellte den Antrag, die Angelegenheit ganz der Geschäftsordnung gemäß in die Abtheilungen zu verweisen, was auch angenommen wurde. Und wie sehr die Regierung selbst ihn bereits als eine ihrer Stützen betrachtete, zeigt der

Digitized by Google

Umstand, daß sie ihn, mit dem Abgeordneten Straub und den zum Regierungsdirector in Konstanz ernannten Abgeordneten Peter in diese Stadt entsendete, um die durch Fickler, den Redacteur der „Seeblätter", aufgeregte Bevölkerung des Seekreises, welche bereits ganz republikanisch sein sollte, zu beruhigen. Zum förmlichen, vollständigen und unwiderruflichen Bruche aber zwischen ihm und seinen alten Freunden und Genossen kam es indessen erst am 8. April. An diesem Tage wollte sich nämlich Fickler von Mannheim nach Konstanz zurückbegeben, um die Leitung der Bewegung in dieser Stadt, wo sein Einfluß sehr groß war, zu übernehmen, und Mathy, der ihn am Bahnhofe zu Karlsruhe sah, veranlaßte dessen Verhaftung. Mathy vereitelte durch diesen Schritt alle Plane der Actionspartei, welche bereits zum Ausbruch reif geworden waren und zu deren Ausführung Fickler eben seine Reise unternommen hatte. Es ist begreiflich, daß der ganze Haß der Partei diesen Mann treffen mußte, der ihre Plane so entschieden kreuzte, und den sie jetzt um so mehr als Verräther betrachtete, als er früher zu den Ihrigen gezählt wurde. Aber Mathy's Kühnheit und Entschlossenheit hielt selbst diesem Hasse stand. Noch am Nachmittage dieses 8. April, an welchem die Verhaftung morgens stattgefunden hatte, wagte Mathy in Manheim zu erscheinen, wo ihn einige der Führer der republikanischen Partei zur Rede stellten. Volkshaufen sammelten sich vor seiner Wohnung, die vielleicht nur durch die Dazwischenkunft einiger Abtheilungen der Bürgerwehr geschützt wurde. Von dieser umgeben und von der Volksmenge gefolgt, begab sich Mathy hierauf von seiner Wohnung auf das Rathhaus, wo er eine Erklärung aufsetzte, dahin lautend: er habe sich überzeugt, „daß Fickler im Auslande Verbindungen mit Deutschen und Ausländern gepflogen habe, welche einen bewaffneten Einfall in Baden bezweckten". Diese Erklärung wurde schnell gedruckt und verbreitet. Aber die Menge unten war ungeduldig geworden, sie verlangte drohend Mathy's Erscheinen. Selbst die Bürgerwehr schien zu schwanken. Da zeigte sich Mathy auf dem Altan des Rathhauses, verlas die Erklärung und erklärte, daß er die That, hätte er sie nochmals zu thun, nochmals thun würde. Diese Entschlossenheit imponirte der Menge, sodaß auch sie in das Lebehoch der Bürgerwehr für ihn einstimmte. Der Vorfall entschied vorerst den Sieg der constitutionellen Partei. Schon am folgenden Tage reiste Hecker in der Stille von Manheim ab und begab sich auf Umwegen, auf dem linken Rheinufer und durch die Schweiz reisend, nach Konstanz. Aber freilich konnte der Eindruck dieser Vorfälle nur vorübergehend sein. Zwar suchte sich die Regierung mehr und mehr aus liberalen Elementen zu ergänzen, und Mathy selbst ward als Staatsrath in das Staatsministerium berufen; doch nur wenige Wochen konnte er an dessen Arbeiten theilnehmen, denn größere Interessen riefen ihn kurz darauf nach Frankfurt.

In dem Funfziger-Ausschuß, an welchem Mathy theilnahm, nahm er dieselbe Parteistellung ein, die er früher in Baden eingenommen hatte; ebenso später im Parlament, wohin er durch den württembergischen Wahlkreis Neuenburg-Wildbad geschickt worden war. Als Redner zeigte er auch hier denselben Charakter, den man in der badischen Kammer an ihm gekannt hatte, dagegen nahm er einen um so thätigern Antheil an den Arbeiten der volkswirthschaftlichen Commission und ward dann auch als Unterstaatssecretär in das Reichsministerium berufen. Mit dem Sturze des Parlaments aber neigte sich auch seine politische Laufbahn zunächst dem Untergange zu, denn selbst in Baden, wo nach dem Siege der preußischen Waffen und der blutigen Verfolgung der Republikaner die Reaction wieder festen Fuß gefaßt hatte, fand der frühere Retter in der Noth keine Gnade mehr, sondern ward einfach entlassen (8. Juni 1849).

Von dieser Zeit an beginnt wieder ein anderes Leben für den schon so vielfach geprüften Mann. Nach seiner Entlassung aus dem badischen Staatsdienste trat er zuerst wieder in die Bassermann'sche Buchhandlung ein, welche ihm früher schon einmal eine

Digitized by Google

Zuflucht gewesen war; dann war er nacheinander bei verschiedenen großen Finanzunternehmungen des Vaterlandes beschäftigt, so 1854 bei dem Schaafhausen'schen Bankverein zu Köln, bei der Berliner Discontogesellschaft, 1858 bei der Bank zu Gotha, zu deren Gründern und Directoren er gehörte, endlich 1859 bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt zu Leipzig. Die politischen Neugestaltungen dieses Jahres gaben indeß auch Mathy's Schicksalen eine neue Wendung. Denn mit der Osterproclamation des Großherzogs Friedrich waren auch in Baden wieder liberalere Grundsätze verkündigt worden und ein neues politisches Leben erwacht. Infolge dessen ward Mathy zurückberufen und zuerst (1863) zum Director der Hofdomänenkammer und am 30. Jan. 1864 zum Handelsminister ernannt. In dieser Stellung blieb er, bis die Ereignisse des Frühlings 1866 ihn auf kurze Zeit von seinem Posten entfernten; nach dem Tage von Königgrätz aber kam die von ihm stets verfochtene Politik und mit ihr auch er selbst wieder ans Ruder. Als das Ministerium Lamey am 27. Juli entlassen worden war, ward Mathy zum Minister der Finanzen und des Handels und zum Vorsitzenden im Staatsministerium ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem in der Nacht vom 3. auf den 4. Febr. 1868 erfolgten Tode gewirkt hat.

In seiner Familie hatte Mathy viel Unglück erlebt. Alle seine Kinder sind nach und nach vor ihm gestorben, ein Sohn 1853 im blühendsten Alter. Sein Leben ist mit einer der bewegtesten Epochen der deutschen Geschichte eng verknüpft; doch haben die Wandlungen der Zeit ihn selbst stets seinen Principien treu gefunden.

Am 12. Febr. 1868 starb in Paris Léon Foucault, von dem vor etwa 20 Jahren ganz Europa sprach, als er durch Pendelschwingungen einen augenscheinlichen Beweis für die Rotation der Erde um die Sonne geliefert hatte.

Jean-Bernard-Léon Foucault wurde am 18. Sept. 1819 als der Sohn eines Verlagsbuchhändlers in Paris geboren, studirte anfangs Medicin, beschäftigte sich aber vorzüglich mit der Physik und von 1839 an mit dem Daguerreotype gleich nach dessen Erscheinen. Er arbeitete bis 1847 mit den Herren Donné und Hippolyte Fuzeau, bereitete während dreier Jahre den mikroskopischen medicinischen Cursus des ersten vor und löste von dieser Zeit an verschiedene Probleme des Lichts und der Optik. Er erfand im Jahre 1844 den Appareil illuminateur, welcher Apparat jetzt häufig angewandt wird, um das elektrische Licht an Stelle der mangelnden oder ungleichen Sonnenstrahlen zu setzen, im Jahre 1856 den elektromagnetischen Regulator, und machte zahlreiche Versuche, welche in der Photographie eine Menge nützlicher Verfahrungsweisen eingeführt haben. Von F. Arago ermuthigt, setzte Foucault seine Versuche allein fort und begründete für das Längenbureau die Theorien der Mechanik und der Vibrationen des Lichts tiefer. Diesen letztern Forschungen verdankt man die Anwendung eines freien in dem Raume sich bewegenden Pendels, durch den die Bewegung und Rotation der Erdkugel sinnlich nachgewiesen wird; das Gyroskop, eine andere Anwendung des Pendels (1846—54); Beobachtungen in Betreff der Wärme und des Magnetismus, die sich besonders auf glühende Herde und metallische Körper beziehen. Für diese Arbeiten erhielt er die Copley-Medaille, die ihm von der Königlichen Gesellschaft in London zuerkannt wurde, das Kreuz der Ehrenlegion im December 1850 und den Titel als Physiker des Observatoire im März 1855. Seitdem wurde Foucault zum Titularmitgliede des Längenbureau ernannt und zu derselben Zeit am 26. März 1862 für ausnahmsweise Dienste zum Offizier der Ehrenlegion befördert. Im Jahre 1865 wurde er an Stelle Clapeyron's zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt.

Er hat nur Denkschriften verfaßt, welche von 1843—56 in die „Comptes rendus de l'Académie des sciences" eingerückt worden sind, und mehrere wissenschaftliche Ab-

Digitized by Google

handlungen in der „Bibliothèque d'instruction populaire". Seit dem April 1845 redigirte er den wissenschaftlichen Theil des „Journal des Débats".

Zu demselben Journal vom 15. Febr. widmet Prevost-Paradol dem Verstorbenen folgenden Nachruf:

„Es ist immer ein peinliches Schauspiel und ein lebhafter Schmerz, einen unserer Genossen in der Kraft seines Alters und Talents verschwinden zu sehen; aber Foucault, der uns im Alter von 49 Jahren entrissen wird, erweckte nicht blos die Idee des Talents; er war nicht blos eine große und originelle Intelligenz; in ihm fand sich eine seltenere Kraft von einer erhabenern Ordnung, nämlich die geheime Gabe, welche die Erfinder macht, und die leichter an dem Werke zu erkennen als zu definiren ist. Foucault hatte diese Gabe von dem Himmel empfangen. Er fühlte diese beständige Unruhe des Geistes, welche nur im Besitz des Wahren Ruhe findet, aber eine vergängliche Ruhe, denn jede in den Wissenschaften erlangte Wahrheit ist nur ein Gesichtspunkt, von dem man eine neuzuübersteigende Schranke, ein neuzueroberndes Land entdeckt. Foucault besaß nicht blos den wunderbaren Instinct, welcher den Geist fähig macht, scheinbar unbesiegbare Hindernisse zu übersteigen oder zu umgehen, sondern die Hindernisse zogen diese scharfsichtige Intelligenz lebhaft an, und ohne im mindesten zu Chimären geneigt zu sein, war er doch immer versucht, sich besonders in der Mechanik mit den schwierigsten Problemen zu befassen, als wenn es ihm am Herzen liege, irgendeine Herausforderung der Natur aufzunehmen. Wie viel mal hat der Erfolg und selbst ein populärer Erfolg ihn in seiner nur allzu kurzen Laufbahn für seine scharfsinnige Kühnheit belohnt! Es würde ganz unnütz sein, hier die Arbeiten aufzuzählen, die seine Jugend berühmt gemacht haben, und die ein Unterpfand der größten Zukunft waren, diese Arbeiten sind allen bekannt, welche sich für die Wissenschaft interessiren, deren Gegenstand nichts Geringeres als das Weltall selbst ist, mit allen den geheimnißvollen Gesetzen, welche es lenken und erhalten."

Wir wollen ferner hier noch einiges aus einem sehr ausführlichen Artikel mittheilen, welchen Dr. A. Donné im „Journal des Débats" vom 2. März veröffentlichte:

„Vor 30 Jahren besuchte ein junger Mann mit matten, aber tiefen Augen meine Vorlesungen über Mikroskopie, die ich im Hospital der Klinik der medicinischen Falcultät in Paris zu halten hatte. Nach der Vorlesung näherte sich dieser junge Mann meiner Tafel, nahm meine Instrumente, prüfte sie Stück für Stück, und sich dann mit einem kalten und ruhigen Tone an mich wendend, fragte er: «Mein Herr, Sie haben uns gesagt, daß sich das so verhalte; ich glaube, das ist nicht richtig, es verhält sich vielmehr so und so.» Ich fand die Bemerkung anfangs etwas dreist, aber da sie mir nach einigem Nachdenken richtig schien, so schenkte ich ihr Beachtung. «Sie beschäftigen sich also mit mikroskopischen Beobachtungen?» frug ich ihn eines Tages. «Ja, aber ...» «Nun gut, besuchen Sie mich, wir werden plaudern.» Dieser junge Mann war der damals 19 Jahre alte Foucault. «Würde es Ihnen Freude machen», sagte ich zu ihm, «die Gegenstände meiner Vorlesung ganz in der Nähe zu studiren, über meine Instrumente zu verfügen? (Die Sammlung war sehr vollständig.) Würden Sie mir wol helfen, die schwierigen Versuche meiner Vorlesungen vorzubereiten?» «Sehr gern!»

„So lernte ich Foucault kennen, so hatte ich den geschicktesten Präparator, so arbeiteten wir zusammen und waren durch eine enge Freundschaft verbunden, die so lange wie sein kurzes Leben gedauert hat. Seitdem hat er sich weit über jene kleinlichen Forschungen zu den Sommitäten der Wissenschaften erhoben, er hat Originalität der Erfindung, einen seltenen Scharfsinn in der Zusammensetzung der Apparate gezeigt, die geeignet sind, die Gesetze der Natur nachzuweisen. Er hat darin eine Präcision angewandt, die unübertroffen geblieben ist. Da ich selbst zu Gunsten eines Freundes nicht über-

Digitized by Google

treiben mag, so werde ich nicht sagen, daß Foucault ein Genie war, eine Bezeichnung, welche Männern wie die Newton, Lavoisier, Cuvier u. s. w. vorbehalten bleibt, sondern ich werde mich darauf beschränken, zu sagen, daß er Genie hatte, was sicher von keinem Kenner bestritten werden wird. Alle seine Arbeiten tragen das Siegel der Erfindung an sich und sie sind mit einer Vollendung ausgeführt, die nur höhern Geistern erreichbar ist, welche fähig sind, die delicatesten Fragen der Wissenschaft zu behandeln. Nun hat Foucault sich nur mit großen Fragen, mit Gesetzen erster Ordnung beschäftigt und hat das mit Mitteln gethan, die ihm gehörten; durch neue, kühne Verfahrungsweisen, die in den classischen Abhandlungen nicht angegeben waren, ist es ihm gelungen, die größten Schwierigkeiten zu überwinden. Er hatte den Instinct der Präcision in einem solchen Grade, daß wir nicht glauben, den Resultaten, die er als bestimmt angegeben, könne etwas hinzugefügt, oder etwas an ihnen verändert werden; als Experimentator war er am schwierigsten zu befriedigen, und nichts ging aus seinen Händen als im vollendeten Zustande. Er dachte ununterbrochen an das Problem, mit dem er sich beschäftigte, und betrachtete es von allen Seiten, ehe er die Lösung desselben vorschlug und den Beweis derselben unternahm. Seine Hände waren nicht weniger geschickt als sein Geist scharfsinnig; er stellte die Instrumente, die er ersann, selbst her und ebenso die Modelle, die er an Mechaniker vertheilte, zur Anfertigung entsprechender Apparate, die dann stets mit einer untadelhaften Genauigkeit fungirten. Als Beispiel führen wir seine schöne Arbeit über die Bewegung der Erde an, die er durch die Schwingungen des Pendels nachwies. Als er seine Denkschrift darüber abgefaßt hatte, brachte er sie Biot, um dessen Urtheil zu erfahren. Der große Physiker wollte an das Resultat nicht glauben und sagte zu ihm: «Es ist unmöglich und Sie sind im Irrthum.» «Aber, mein Herr, ich habe den Versuch gemacht, allerdings im Kleinen, aber unter solchen Bedingungen der Genauigkeit, daß der Schwingungsplan unveränderlich bleibt, während die Erde sich dreht und ihren Platz verändert.» «Lassen Sie mir Ihre Denkschrift», sagte Biot zu ihm, «und in drei Tagen kommen Sie wieder zu mir.» Drei Tage nachher findet sich Foucault ein. «Sie haben recht und ich brauche Ihren Versuch gar nicht zu sehen», war die Antwort, die er von Biot empfing."

Nachdem Dr. Donné erwähnt hat, daß Foucault nicht die Kunst verstanden habe, liebenswürdig in der Gesellschaft zu sein, da er seine Meinungen fest behauptet und kein Zugeständniß gemacht habe, daß er aber der treueste Freund gewesen und 30 Jahre lang für ihn geblieben sei, fährt er fort: „Dieser junge Mann, dessen zartes Gehirn durch das Uebermaß von Nachdenken sobald zerstört werden sollte, hatte von Zeit zu Zeit das Bedürfniß der Ruhe. Wenn ich ihn ermüdet sah, führte ich ihn bald mit mir auf einer Reise oder nahm ihn mit mir auf meinen stillen Landsitz in der Picardie; so waren wir zusammen in England, so verlebten wir zu unserer Erholung ganze Monate in dem far niente fern von Paris und dann ging er nicht aus dem Hause oder machte höchstens kurze Spaziergänge im Garten. Kam eine Gesellschaft, die ihm nicht gefiel, so zog er sich mit einem mathematischen Werke und seiner Bleifeder, die ihn nie verließ, in einen Winkel zurück; er entwarf Berechnungen, zeichnete geometrische Figuren oder Apparate. So verlebte er drei Monate, fühlte sich dann wieder gekräftigt und kehrte nach Paris zurück, um seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Warum konnte ich ihn doch nicht bei meiner letzten Reise mit mir nehmen, als ich ihn als Mitglied der Prämiencommission der allgemeinen Ausstellung so unter der Last der Arbeit gebeugt sah!

„In diesem so ausgezeichneten Geiste gab es indessen eine Lücke; er war für Wahrheiten der moralischen und philosophischen Ordnung wenig zugänglich; Discussionen über diese Gegenstände interessirten ihn nur mittelmäßig und er wunderte sich fast darüber, daß Menschen, die er sehr schätzte, sich leidenschaftlich für Fragen interessirten, die er

Digitized by Google

für unlösbar hielt. Wenn man aber von der Wissenschaft und ihrer Zukunft sprach, dann war er in seinem Elemente.

„Foucault besaß nicht den Ehrgeiz, sich in die Akademie aufgenommen zu sehen, und da er auf keine Stelle, keinen Lehrstuhl Anspruch machte, so konnte er dies Piedestal entbehren und in seinem Cabinet bleiben, wo sich einzufinden kein französischer oder fremder Gelehrte verfehlte. Welcher Freund der Wissenschaften hat nicht diese Donnerstag-Matinéen gekannt, welche der Unterhaltung über jede Art wissenschaftlicher Gegenstände und der Wiederholung seiner schönsten Versuche gewidmet waren? Sie bildeten eine Versammlung der ausgezeichnetsten Männer, eine wahre kleine Akademie, deren Mittelpunkt er war. Er würde weit eher das Institut als diese Versammlungen, die sich nur für ihn bildeten, geopfert haben. Aber seinen Freunden lag daran, daß er in diese berühmte Körperschaft aufgenommen werde, wo sein Platz so gut bezeichnet war. Er entschloß sich, die erforderlichen Schritte zu thun, und nach einiger Verzögerung wurde er endlich Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Diese Wahl war im voraus von der öffentlichen Meinung bestätigt, denn Foucault war populär. Die Jugend schätzte außer seinem bekannten Verdienste die Unabhängigkeit seiner Stellung und sie wußte es ihm Dank, daß er seine ganze Zeit und sein Vermögen dem Fortschritt der Wissenschaft widmete. Er war nicht reich, aber er erfreute sich eines Wohlstandes, der ihm erlaubte, vor keiner Ausgabe zurückzuweichen, um sich von den geschicktesten Künstlern oft sehr theuere Apparate herstellen zu lassen. Ich habe ihn monatelang Arbeitern täglich 6—10 Frs. für die Herstellung und Montirung dieser feinen Instrumente bezahlen sehen.

„Ueberdies hatte sich für ihn eine Kasse eröffnet, die jedesmal zu seiner Verfügung stand, wenn er einen kostspieligen Versuch unternehmen wollte. Für seinen schönen Beweis der Bewegung der Erde mit Hülfe des großen Pendels, den jedermann 1851 so bewundernswerth im Panthéon hat functioniren sehen, schickte ihm der Kaiser, der damals nur Präsident der Republik und keineswegs ein Millionär war, wie ich glaube, 10000 Frs. Foucault machte es sich zur Pflicht, diese Summe nur zum Vortheil der Wissenschaft zu verwenden, und legte sie sorgsam beiseite. Seit jener Zeit nahm er zuweilen seine Zuflucht zu dieser kostbaren Kasse, aber stets mit Vorsicht, und trug Sorge, dann eine Audienz zu erbitten, um seinen hohen Beschützer zum Zeugen seiner interessantesten Entdeckungen zu machen!"

Die Theilnahme des Kaisers folgte ihm über das Grab. Der „Moniteur universel" vom 4. März veröffentlichte folgende Note:

„Der Kaiser hat beschlossen, daß die Veröffentlichung und die Vollendung der Werke des Hrn. Léon Foucault, des berühmten Physikers, dessen Verlust die Wissenschaft beklagt, auf Kosten der kaiserlichen Chatoulle stattfinden wird. Eine jährliche Summe von 10000 Frs. wird dieser Aufgabe und namentlich der Fortsetzung der Versuche und der Herstellung der von Hrn. Foucault beabsichtigten Apparate gewidmet werden. Durch diese patriotische Initiative will der Kaiser dem Lande nach dem Tode dieses Gelehrten die Frucht der von ihm begonnenen großen Arbeiten bewahren. Auf Befehl des Kaisers hat der Minister des öffentlichen Unterrichts die Erfüllung dieser Aufgabe einer Commission übertragen, die in folgender Art zusammengesetzt ist: Hr. Rolland, Generaldirector der Manufacturen des Staats; Hr. Wolf, Astronom am kaiserlichen Observatoire; Hr. Lissajous, Professor am kaiserlichen Lyceum Saint-Louis; Hr. J. Regnauld, Professor an der medicinischen Facultät in Paris; Hr. Dr. A. Martin."

Der Gedanke ist sicher lobenswerth, aber es ist kaum anzunehmen, daß es diesen Männern gelingen wird, die Apparate herzustellen, die Foucault's Geist beschäftigten. Jedenfalls ist der Erfolg abzuwarten.

Digitized by Google

Revue der bildenden Künste.

In der Architektur sind in letzter Zeit viele beachtenswerthe Werke zum Theil projectirt, zum Theil begonnen oder vollendet. An hervorragender Stelle muß hier von zwei Concurrenzen berichtet werden, die wieder einmal einen erhebenden Beitrag zur Geschichte jener künstlerischen Wettrennen abgeben.

Im Jahre 1861 beschloß die Stadt Florenz, dem herrlichen Dome Santa-Maria del fiore von Arnolfo di Cambio mit der berühmten Kuppel Brunellesco's durch Hinzufügung einer Façade den letzten Abschluß zu geben. Leider war man nicht in dem glücklichen Falle wie beim Kölner Dom, die Originalrisse der im 14. Jahrhundert nach Giotto's Plane begonnenen, aber nie vollendeten und später wieder zerstörten Façade aufzufinden, und mußte also an die Kunst der lebenden Architekten appelliren. In der ersten Concurrenz hatte die Mehrzahl der 58 Concurrenten das Dreigiebelsystem gewählt, die einzige selbständige Formation der gothischen Architektur, welche in Italien ausgebildet ist und die in den hauptsächlichsten gothischen Domen des Landes, wie zu Siena und Orvieto, vorliegt; aber die aus Professoren der verschiedenen italienischen Akademien bestehende Jury empörte sich in starken Ausdrücken gegen dieses Princip der Lösung der Aufgabe, und sämmtliche Plane wurden einfach ad acta gelegt, zugleich aber die Preisrichter und noch einige namhafte Architekten zu einer neuen Concurrenz aufgefordert. Da sich unaufgefordert noch mehrere Künstler an der Concurrenz betheiligten, einige sogar mit mehrern Plänen, so gingen 38 Projecte ein, welche einer Art von internationaler Jury von neun Mitgliedern zur Begutachtung vorgelegt wurden. Diese einigte sich bald über das Princip der dreigiebeligen Façade, die doch wieder von vielen Concurrenten beliebt worden war, als das der Sache Angemessenste; außer dem specifisch-italienisch-gothischen Charakter dieses Abschlusses bestimmte dazu besonders der Umstand, daß in einem Frescobilde des Simone di Martino aus der ersten Zeit des Dombaues ein Modell des Domes getragen wird, welches deutlich das Dreigiebelsystem in der Façade und also die dahin gehende Intention des ersten Erbauers erkennen läßt. Unter die nach Ausscheidung von 23 unbedeutenden Entwürfen noch übrigbleibenden 15 Pläne, die zur engern Auswahl gestellt wurden, waren indessen auch Versuche abweichender Lösungen, sofern sie an sich verdienstlich waren, aufgenommen. Eine seltene Uebereinstimmung der Urtheile stellte sich nun für das Project nach dem Dreigiebelsystem von dem florentiner Architekten Emilio de Fabris heraus, indem von den sechs anwesenden Preisrichtern nur einer für ein anderes Project stimmte, einer bei der engern Wahl sich der Abstimmung enthielt und der übrigen compacten Majorität sich nach Mittheilung der 15 Hauptpläne von den Abwesenden der eine mit voller Entschiedenheit, ein anderer mit einigem Schwanken und gewissem Bedenken anschloß, während der letzte ein neues Schiedsgericht wünschte. Der nach den bekannt gewordenen Abbildungen der besten Pläne wirklich an sich sehr schöne und befriedigende, den ihm am nächsten kommenden noch unendlich überlegene Plan wurde nun der Commission mit einigen Vorschlägen zu leichten und unwesentlichen Aenderungen zur Ausführung empfohlen. Nach einjährigem Deliberiren kam die florentiner Deputation zu dem ohne Motive verkündigten Beschluß, die Theilnehmer der letzten Concurrenz sowie sämmtliche Architekten Europas noch zu einem dritten Wettrennen einzuladen, und zugleich wurden dieselben Jurymitglieder zu einer abermaligen Ausübung ihrer Function aufgefordert. Die Franzosen verfagten, nur die langmüthigen Deutschen und die bei der nationalen Sache lebhaft interessirten Italiener folgten der letztern Aufforderung, und die acht Kampfrichter (statt berufener elf) traten im März 1867 zur neuen Berathung zusammen. Aus dieser ging abermals mit 5 gegen 3 Stimmen das nach den Andeutungen der frühern Jury verbesserte Project von Emilio de Fabris als Sieger in der Concurrenz

Digitized by Google

hervor; hoffentlich ist damit diese leidige Angelegenheit zum Abschluß gelangt. Ob zu einem allseitig befriedigenden und dem besten möglichen, bleibt freilich dahingestellt, denn unter den Stimmen gegen Emilio de Fabris war die schwerwiegende Gottfried Semper's, der in erster Linie für eine basilikenartige Façade seinen Einfluß geltend machte, alsdann für ein anderes dreigiebeliges Project, das von Partini, seine Stimme abgab, welches dadurch Stimmengleichheit für und wider erlangte. Erst als bis zu der Abstimmung über Emilio de Fabris als den letzten Concurrenten keine Majorität erzielt war, soll für diesen durch den Wunsch der Jury, zu einer Entscheidung zu kommen, jene schwache Majorität erzielt worden sein. Leider hat Semper seine Ansicht nicht selbst dargestellt, sondern es liegt nur ein Bericht über sein an Ort und Stelle verfaßtes Gutachten vor, welches für denjenigen, der die Pläne selbst nicht vor sich hat, nicht deutlich wird und jener Schärfe theilweise ermangelt, die Semper's Auslassungen stets charakterisirt.

Eine andere Concurrenz von kaum minderer Bedeutung ist noch zu keinem Resultat gelangt, hat aber zu einem interessanten Zwischenfall, nämlich zur Auflehnung eines namhaften Künstlers gegen die Unfähigkeit und Ungerechtigkeit der Jury Veranlassung gegeben. Gleichzeitig mit der letzten florentiner Concurrenz lief der Termin für die Einsendung der Entwürfe zu den neuen Museumgebäuden in Wien ab. Auf dem großen Platz am Burgthore sollten zwei einander genau entsprechende Gebäude, das eine für die Gemäldegalerie des Belvedere, das Münz- und Antikencabinet, die Ambraser und eine noch nicht aufgestellte ethnographische Sammlung, das andere für das Mineralien- und das Naturaliencabinet, errichtet werden. Vier Architekten waren beauftragt, Pläne zu entwerfen, der kraft seiner amtlichen Stellung der Geburtsstätte des Programms nahe stehende Moritz Löhr, sodann Heinrich Ferstel und Theophil Hansen, gegenwärtig die bedeutendsten Baumeister Wiens, wo nicht Deutschlands, und ein jüngerer Künstler Karl Hasenauer, der sich auch in Florenz mit in die erste Reihe der Anwerber gestellt hat. Löhr und Hasenauer richteten sich streng nach dem Programm und verfielen der eine in Nüchternheit, der andere in Ueberladung. Ferstel und Hansen als selbständige und bedeutende Künstler verbesserten das Programm und ergriffen mit Klarheit und Kraft die Gelegenheit, durch Erschaffung eines großen Ganzen dem neuen Stadttheil einen stattlichen architektonischen Mittelpunkt zu geben. Beide Entwürfe werden als in Idee und Durchführung höchst gediegen und werthvoll geschildert, doch von den meisten wird dem Hansen'schen die Ueberlegenheit zugestanden. Die aufs wunderbarste zusammengewürfelte Jury verwickelte sich bei der Beurtheilung in die augenscheinlichsten Widersprüche und Inconsequenzen, tadelte das Programm und beurtheilte wieder gerade die Projecte, die von demselben abgewichen waren, nach jenem; bald wurde die Zweckmäßigkeit, bald die schwungvolle künstlerische Behandlung in die erste Linie gestellt, kein Vergleichungspunkt für alle Pläne gleichmäßig festgehalten und durchgeführt. Schließlich kam die Jury zu dem schwer zu qualificirenden Resultat, die so ungleich werthvollen Projecte fast ganz einander gleichzustellen und mit der Bemerkung, daß keins derselben zur sofortigen Ausführung empfohlen werden könne — was vernünftigerweise auch gar nicht zu verlangen war — ihr Mandat niederzulegen, ohne ihm genügt zu haben. Ferstel protestirte sofort gegen ein solches Erkenntniß, Hansen that dasselbe später, als er erfuhr, daß mit Uebergehung von ihm und jenem eine neue Concurrenz auf Grund des alten Programms und nach den Andeutungen der incompetenten Jury eröffnet war, zu der sie beide Monate später auf die Vorstellungen mehrerer wiener Künstlervereine u. s. w. gleichfalls hinzugezogen werden sollten. Hansen weist ohne Scheu die Unwürdigkeit eines solchen Benehmens nach und appellirt an eine internationale Jury. So liegt die Sache noch. Eine Entscheidung zur Redressirung der gethanen verwerflichen Schritte ist nicht gefaßt worden.

Digitized by Google

Trotz dieser ewig wiederkehrenden Schreckniſſe der Concurrenzen werden deren täglich neue und für die wichtigſten und umfaſſendſten Arbeiten und mit zuweilen unerhörten Programmen eröffnet. Leider ſteht auch Berlin, das noch lange Jahre zu thun haben wird, ehe es ſich an den Anblick des jetzt im Aeußern vollendeten Wäſemann'ſchen Rathhauſes ohne Aufopferung ſeines äſthetiſchen Gewiſſens gewöhnt hat, eine neue große Concurrenz bevor: Der König hat an ſeinem vorigen Geburtstage die Wiederaufnahme des Dombauprojects befohlen, als eines Denkmals ſeines Dankes für die glorreichen Ereigniſſe des Jahres 1866, und die Miniſter des Cultus und der öffentlichen Arbeiten haben infolge deſſen eine freie Concurrenz ausgeſchrieben, deren Bedingungen aber ſo ungünſtig ſind, daß kaum auf eine ſehr allgemeine Theilnahme wenigſtens von ſeiten bedeutender Künſtler wird gerechnet werden können. Die Nationalgalerie in Berlin ſchreitet im Bau langſam, aber ſtetig vorwärts; ſie wird unter der Leitung von Strack nach Stüler's Plänen aufgeführt. Ein anderer Bau geht daſelbſt ſoeben der Vollendung entgegen, das neue chemiſche Laboratorium der Univerſität von Cremer. Wie deſſelben treffliches Anatomiegebäude iſt es im Ziegelrohbau durchgeführt, übertrifft aber dieſes an Reichthum und Geſchmack der Gliederungen und der Details. Es iſt ein würdiges und erfreuliches Werk, das mit tiefem Verſtändniß für die Natur und die Erforderniſſe des Materials entworfen iſt und mit ſeiner künſtleriſch ſchönen Durchbildung die größte Zweckmäßigkeit in ſeinen räumlichen Einrichtungen verbindet. In Paris war man nicht wenig geſpannt auf die für den Napoleonstag bevorſtehende Enthüllung der Façade der neuen Großen Oper. Der Plan des Gebäudes iſt von Charles Garnier, dem eine weitere und eine engere Concurrenz den Auftrag verſchafft hat. Die Dimenſionen ſind ungeheuer; der Zuſchauerraum wird 2000, die Bühne 400 Perſonen faſſen. Bei dieſer Koloſſalität ging dem Baumeiſter die Einheit der Idee und die organiſche Gliederung vollſtändig verloren. Es iſt nicht ſchwer, vier bis fünf ganz disparate Theile aufzuzeigen, die nur äußerlich zu einem Ganzen zuſammengeleimt ſind; ſo wirkt namentlich die Hinteranſicht, als ob der eigentliche Bau, wie wol bei ältern Kirchen mitunter geſchehen, durch fremdartige Anbauten verkleidet wäre. Zu dieſem chimäriſchen Körper war es freilich ſchwer, ſich das Geſicht vorzuſtellen, aber die Ueberraſchung dennoch groß und peinlich, als ſich herausſtellte, daß auch dieſes ein ganz ſelbſtändiger, ohne innern Zuſammenhang daſtehender Theil des Baues iſt. Wunderbar linkiſche, ja ſogar fehlerhafte Conſtructionen, eine nicht glückliche Polychromie (in Naturfarben verſchiedenſter Geſteine), eine die Maſſen- und Größenwirkung aufhebende Zergliederung der Façade laſſen eine wahrhafte Befriedigung nicht aufkommen. Als Merkwürdigkeit verdient beiläufig angeführt zu werden, daß Mozart's Büſte den Ehrenplatz in der Mitte der Façade erhalten hat, trotzdem er nicht Franzoſe war, und als eine noch größere Merkwürdigkeit, daß rundherum unter den Componiſten einer vermißt wird, den noch dazu die Franzoſen ſich mit demſelben Rechte zueignen könnten wie die Engländer unſern Händel, Gluck, den Vater der modernen Oper! Das ganze Opernhaus iſt ein rechtes Wahrzeichen vom Geiſte des Imperialismus: eine öde Koloſſalität und eine koloſſale geiſtige Oede, äußerer Prunk und innere Armuth, verwirrende Einzelheiten ohne leitende Idee, oder dieſe wenigſtens zu ſchwach oder zu verkehrt, um das Ganze zu beherrſchen, zu durchdringen und zu beleben. Künſtleriſch viel bedeutender und erfreulicher iſt das kleinere Theater zu Leipzig, das vor kurzem eröffnet worden iſt. Der ſtattliche Bau nach den Plänen des Baumeiſters Langhans erhebt ſich auf dem Auguſtusplatze und gliedert ſich klar und kräftig. Nur wachſen die Flügel deſſelben nicht organiſch aus dem Hauptkörper heraus, und die Ausgeſtaltung der ſchwachen Riſalite an den Enden der Vorderfronte zu kleinen giebelbekrönten Façaden wirkt beinahe kleinlich und ſtört die ſonſt geſchloſſene Einheit des Werkes. Weitaus der be-

Digitized by Google

bedeutendste moderne Theaterbau jedoch ist leider nur noch Project, wenngleich Aussicht ist, ihn, zwar modificirt, eines Tages wirklich werden zu sehen. Es ist das vom Könige von Baiern projectirte Festtheater zu München, zu dem Gottfried Semper die Pläne gemacht hat. Auch die Umgebung und der Zugang war ursprünglich mit in die Anlage hineingezogen; doch werden diese weitsehenden Pläne wol an der Kostbarkeit der Ausführung scheitern. Das Theater selbst ist nach einem streng gegliederten Plane im größten Maßstabe gedacht und im edelsten Renaissancestil wie die frühern Hauptwerke Semper's durchgeführt. Das Innere zeigt einige neue Einrichtungen; so soll besonders das Orchester den Blicken des Publikums entzogen und die Bühne lediglich von oben her beleuchtet werden, eine gewiß höchst wesentliche Verbesserung, wenn es gelingt, sie ohne anderweitige Nachtheile durchzuführen. Auch in Franzensbad ist ein bemerkenswerther Theaterbau im Renaissancestil aufgeführt vom Baurath Hügel. Für ein czechisches Nationaltheater in Prag war eine Concurrenz ausgeschrieben, und der Bau ist infolge derselben dem Architekten J. Zitek in Prag, dem Erbauer des neuen Museums in Weimar, nach einstimmigem Beschluß der Jury übertragen worden. Unter den andern dem öffentlichen Nutzen und Gebrauch gewidmeten Bauten dürfte der unlängst dem Verkehr übergebene neue stuttgarter Bahnhof voranzustellen sein. Um denselben den Anforderungen des unglaublich gesteigerten modernen Verkehrs entsprechend zu machen, wurde der sehr umfassende Plan von den Bauräthen Abel, von Klein und Morlock entworfen und mit Aufwendung bedeutender Mittel ausgeführt. Der Bahnhof ist im Innern mit doppelter Ankunfts- und Abfahrtshalle versehen, um den Verkehr nach den verschiedenen Richtungen voneinander zu sondern. Weite Räume und eine einfache Eleganz charakterisiren den Bau, und derselbe gipfelt in seiner künstlerischen Entfaltung in der Vorhalle und der Façade. Gekuppelte Säulen, die rundbogige weitgespannte Wölbungen tragen, erwecken den Eindruck gediegener Pracht, und die weiten erfreulichen Räume, höchst praktisch den Bedürfnissen einer so vielbesuchten Centralverkehrsstation entsprechend, machen in ihrer schönen Ausstattung einen wohlthuenden Totaleindruck. Auch in Berlin werden die neuen Bahnhöfe auf breiterm Grundplan und mit größerm Comfort angelegt als die alten, die längst schon nur mit künstlichen und beschwerlichen Aushülfen dem wachsenden Verkehr annähernd genügen. Der bedeutendste Bau ist hier der Bahnhof der Berlin-Görlitzer Bahn, vom Baumeister Orth entworfen; im Ziegelrohbau ausgeführt und ein keineswegs zu verachtender Bau, wenngleich von schwer zu überwindender Trockenheit. Die Dimensionen desselben sind sehr beträchtlich. Ein ähnlich großartiges Centrum für den Straßenverkehr einer großen Stadt ist in der Victor-Emanuel-Galerie zu Mailand geschaffen worden. Von einer englischen Gesellschaft unternommen, ist sie nach den Plänen des Ingenieurs Giuseppe Menzoni mit Aufbietung bedeutender Arbeitskräfte in etwa drittehalb Jahren errichtet. Sie besteht aus zwei rechtwinkelig sich durchschneidenden Galerien, in deren Kreuzungspunkte sich über einem Octogon eine mächtige Kuppel erhebt. Eine große Anzahl von Statuen und Frescogemälden mailändischer Künstler schmückt die Haupttheile, die Decoration ist durchweg reich und künstlerisch angeordnet; die ganze Bedeckung aus Glas und Eisen construirt.

Für den künstlerischen und wissenschaftlichen Verkehr soll in London ein unvergleichlicher Mittelpunkt geschaffen werden; die Königin hat in Southskensington den Grundstein zu einer Hall of arts and sciences gelegt, welche 6000 Plätze enthaltend zu großen Versammlungen aller Art im Interesse der Kunst und Wissenschaft, zu Concerten u. s. w. benutzt werden soll. Die Halle erinnert in ihrer Anlage an das Colosseum in Rom und verspricht wol ihrem trefflichen Zwecke in ausreichendem Maße zu entsprechen. Künstlerisch freilich vermochten die auf der Weltausstellung vorhandenen Modelle wenig

Digitized by Google

zu befriedigen. Wie in so vielen großen öffentlichen Gebäuden Englands spricht sich die nackte Zweckmäßigkeit mit um so größerer Langweiligkeit aus, je gewaltiger die Dimensionen bemessen sind. Theilweise ähnlichen Zwecken soll das neue Conservatorium in Wien dienen. Die frühern Räume desselben reichen schon längst für das Bedürfniß nicht mehr aus, und bei Gelegenheit der Stadterweiterungsplane hat man auf Errichtung eines neuen umfangreichen Gebäudes Rücksicht genommen. Der Kaiser hat auf Ansuchen nicht nur einen schönen Bauplatz nächst der Ringstraße an der Wien geschenkt, sondern auch das Ergebniß zweier Staatslotterien zum Baufonds überwiesen. Auch sonstige namhafte Zuschüsse sind gewährt worden. So hat denn der Bau nach den Plänen Theophil Hansen's, die sieggekrönt aus einer Concurrenz hervorgegangen waren, begonnen werden können. In edler Einfachheit treten uns die gefällig aufgebauten Renaissanceformen der Façade, die geschlossenen Massen und die prachtvoll rhythmischen Verhältnisse des Baues entgegen. Der Schmuck ist verhältnißmäßig nur sparsam zugelassen, aber dadurch um so wirksamer. Das Gebäude enthält zwei Concertsäle, einen für 2000, den andern für 600 Personen, geräumige Bibliothek, Lehrsäle u. s. w., und wird vollendet ein hervorragender Schmuck der Stadt werden, wie sie diesem Meister schon so viele verdankt und noch mehr verdanken könnte, wenn Pläne wie der obenerwähnte zu dem Museum, oder die seit Jahren fertigen, aber durch die Verfassungskrise in Vergessenheit gerathenen zu den beiden Häusern der Landesvertretung zur Ausführung gelangten. In einen ganz andern Kreis menschlicher Bedürfnisse gehört ein einfacher und gediegener Bau in ernsten klaren Verhältnissen, nicht ohne eine gewisse spröde, aber doch ansprechende Schönheit, die Eidgenössische Bank in Bern, von Blotnizky entworfen, durchweg aus trefflichem Material aufgeführt. Der Stil ist der einer etwas massigen, aber dadurch selbst in mäßigen Proportionen imposanten Renaissance, während man an der bremer Börse von Heinrich Müller wunderlich genug den ältern Umgebungen zu Liebe gothische Formen in Anwendung gebracht hat. Natürlich hat man auch in England bei einer Gelegenheit, wo es galt, ein imposantes monumentales Bauwerk aufzuführen, zur Gothik, freilich in den uie so streng und sozusagen lebensfeindlich ausgebildeten Formen der florentinischen Gothik gegriffen, in dem neuen gewaltigen Assisenhofe in Manchester. Die inländische Kritik preist dies Werk als epochemachend und als einen glänzenden Beweis dafür, daß die Erfordernisse einer modernen Administration sich wohl mit den Formen mittelalterlicher Architektur vereinigen lassen. Großartig ist das von A. Waterhouse entworfene Gebäude jedenfalls, und zweckentsprechend mag es auch sein; dennoch dürfte letzteres eher trotz als wegen der gothischen Formen erreicht sein, und jener Beweis dadurch nicht als zur Genüge erbracht gelten können. Befremdlich aber im höchsten Grade bleibt es, daß auch in Dresden die Gothik in jüngster Zeit hat in Aufnahme kommen können; um so mehr, als der so entschieden ausgesprochene architektonische Charakter dieser Stadt im offenbarsten innern Widerspruche mit der Gothik steht. Die neue Kreuzschule und der Restaurationsbau der Sophienkirche, die nicht einmal in sich eine befriedigende Anwendung der Stilformen zeigen, fallen so ganz aus ihrer Umgebung heraus. In München war für den Bau des neuen Rathhauses zu einer Concurrenz gegriffen worden, und dann dem Ingenieur Zenetti die Entwerfung eines Grundplanes aufgetragen. Darauf fing man an, sich um den Stil zu streiten, in dem die Façade gehalten werden sollte, als wenn Grundriß und Façade nicht in nothwendiger Wechselwirkung stehen müßten. Zu dieser Ueberzeugung hätte man doch in München endlich gelangt sein sollen, wo so viele abschreckende Beispiele vom Gegentheil vorliegen, und es lag wol nahe, sich bei dieser Gelegenheit aus der architektonischen Misère des königlich patentirten Zukunftsstils herauszureißen. Man neigte endlich stark zur Gothik,

Digitized by Google

und ein Entwurf in gothischem Stil von einem jungen Architekten Hauberrisser, dem übrigens ein achtbares Talent von Urtheilsfähigen nicht abgesprochen wird, ist denn auch schließlich definitiv angenommen worden. Bereits hat die Grundsteinlegung stattgefunden.

Im übrigen kann die Anwendung der Gothik auf gottesdienstliche Gebäude, besonders wenn sie dem katholischen Cultus dienen sollen, auch als für sehr wohl geeignet erachtet werden. Der bedeutendste Bau dieser Gattung ist zweifelsohne die Votivkirche in Wien von dem obenerwähnten Heinrich Ferstel, der für dieses Werk in Paris den großen Ehrenpreis errungen hat, nachdem er früher aus einer sehr umfangreichen Concurrenz als Sieger hervorgegangen. In den Formen hat sich der Architekt, seiner eigenen Aeußerung nach, an diejenigen Vorbilder der Frühgothik gehalten, „in welchen der Stil das Constructionsschema vollständig durchdrungen hat, ohne noch zu einem decorativen Schema und zu übergroßem Reichthum entwickelt zu sein". Die Kirche, die den Dank des Kaiserstaats für die Errettung des Monarchen aus großer Lebensgefahr zum Ausdruck bringen soll, ist in nicht großen Verhältnissen, aber sehr reiner und edler Durchbildung entworfen. Sie ist wichtig und selbst epochemachend für die wiener Architekturgeschichte, als das erste neugothische Werk daselbst, und zugleich technisch als der erste Monumentalbau in Stein, der den Reichthum Oesterreichs an schönem Baumaterial nach langer Vernachlässigung wieder zu Ehren bringt. Auch zu einer zweiten gothischen Kirche ist in Wien der Grundstein gelegt. Der Architekt, Oberbaurath F. Schmidt, hat hier den Versuch gemacht, den Kuppelbau mit dem gothischen Bausystem in Verbindung zu bringen. Die Kuppel von beträchtlicher Weite ruht auf acht freistehenden Pfeilern und wird im Innern von einem Kapellenkranze umgeben. An der Hauptfaçade erheben sich zwei Thürme, die indessen in der Höhe der Kuppel untergeordnet sind, sodaß diese den ganzen Bau dominirt und ihm den Charakter aufprägt. Das Innere soll mit Frescogemälden geschmückt werden. Weniger zu billigen ist die Anwendung des gothischen Stils für protestantische Gotteshäuser, wie in der neuen Kirche in Stuttgart nach den Plänen des Oberbauraths Leins, einem nicht ganz klar durchdachten und gegliederten Bau, oder in der bereits weiter im Aufbau vorgeschrittenen, aber doch von ihrer Vollendung noch ziemlich entfernten Nikolaikirche zu Hamburg von dem englischen Architekten Scott. In dieser Beziehung muß man dem schon genannten Baumeister Orth seinen Beifall zollen, der sich in den Entwürfen für die neue Zionskirche in Berlin an romanische Formen angelehnt hat. Leider ist der Bau lediglich auf die Seitenansicht berechnet und macht in der Façade einen fast beängstigenden, sozusagen engbrüstigen Eindruck. Einer gewissen Trockenheit und Sterilität hat sich der Architekt auch bei diesem Bau nicht erwehren können. Bei weitem tiefer gegriffen hat am selben Orte Professor Adler in seiner der Vollendung entgegenschreitenden Thomaskirche. Er hat die romanischen Formen nur für die Construction und die Decoration, und zwar frei benutzt, im Grund- und Aufriß sich aber vollkommene Selbständigkeit bewahrt und den Bedürfnissen einer protestantischen Gemeinde dabei aufs glücklichste zu entsprechen gewußt, wie sich auch im ganzen Charakter des Bauwerkes die gesunde, auf breit verständiger Grundlage beruhende Art des Protestantismus, ein besonnenes Maß und eine gedankenvolle Strenge ausprägen. Eine ähnliche Veranlassung wie die Votivkirche in Wien ließ binnen Jahresfrist die Kapelle am Sommergarten zu Petersburg entstehen, die, aus freiwilligen Beiträgen erbaut, am Jahrestage des Attentats eingeweiht wurde. Ein Säulenperistyl außen von grauem Marmor, innen von farbigem Gestein und Mosaik schließt die Stätte der That ein. Eine Gedenkkapelle ist auch das unter Leitung des Architekten Georg Dollmann in Baden-Baden aufgeführte letzte Werk Leo's von Klenze, von dem Fürsten Stourdza zum Gedächtniß

Digitized by Google

seines in blühendem Alter hinweggerafften Sohnes errichtet, dessen sterbliche Ueberreste in der Krypta ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Es ist ein reicher, zierlicher Bau von guten Verhältnissen. Das Innere ist mit Fresken von Hauschild geschmückt. Auch in Genf wurde vor einiger Zeit eine neue russische Kirche vollendet. Sie ist im russisch-byzantinischen Stil ausgeführt, mit fünf Kuppeln, über einem quadratischen Grundriß. Der Plan ist nach den Angaben der kunstliebenden Großfürstin Marie vom Professor Grimm in Petersburg gemacht.

Neben der Errichtung neuer Gebäude nimmt auch die Vernichtung älterer im Zusammenhang mit den Plänen zu ihrer Erneuerung unser Interesse in Anspruch. Der ehrwürdige Sanct-Bartholomäusdom zu Frankfurt am Main, die Krönungskirche der deutschen Kaiser, ist zu derselben Zeit, als man damit umging, den seit 1512 unvollendet gebliebenen Thurm nach den Originalrissen fertig auszubauen, zum Theil ein Raub der Flammen geworden. Glücklicherweise hat das Feuer im Innern der Kirche nichts zerstört. Die Restaurationsarbeiten, die bereits von einem „Dombauverein" (ob in der rechten Weise?) angebahnt und vorbereitet werden, müssen nun einen ungleich größern Umfang annehmen, doch steht zu hoffen, daß Frankfurt in seinem schönen Dom mit dem höchst originell abgeschlossenen Thurm bald wieder ein weithin erkennbares Wahrzeichen besitzen wird. Auch Her Majesty's Theatre in London ist durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört worden. Der künstlerisch ganz unbedeutende Bau wird wahrscheinlich durch ein würdigeres Gebäude ersetzt werden. Die Arbeiten zur Wiederherstellung des vor einigen Jahren abgebrannten herzoglichen Residenzschlosses zu Braunschweig werden rasch gefördert und schreiten infolge dessen rüstig der Vollendung entgegen. Das Aeußere des imposanten Bauwerkes ist beinahe vollendet, und auch die schöne in Kupfer getriebene Quadriga mit der Brunonia von Professor Howald, die, das mühevolle Werk langer Jahre, beim Brande leider mit zu Grunde ging, entsteht bei Benutzung der während der ersten Bearbeitung gemachten Erfahrungen mit erfreulicher Schnelligkeit wieder. Bereits sind eine erhebliche Anzahl wesentlicher Theile vollendet, sodaß an einer baldigen glücklichen Wiederherstellung des Ganzen nicht zu zweifeln ist. Im August 1867 ergriff durch unvorsichtiges Umgehen mit den Lichtern bei einer kirchlichen Handlung das Feuer die Kapelle Del Rosario in San-Giovanni e Paolo zu Venedig. Der Brand vernichtete leider eine große Anzahl wichtiger und schöner Kunstwerke, unter ihnen eins der besten Werke Giovanni Bellini's, eine Madonna mit Heiligen, und ein Hauptwerk Tizian's, auf dessen Veräußerung die Republik einst die Todesstrafe setzte; das große Altarbild stellte die Ermordung des Petrus Martyr dar, und sein Verlust wiegt schwer für die Freunde der Kunst.

Doch wenn hier der Gedanke mit der beklagenswerthen Thatsache versöhnt, daß das edle Meisterwerk der Wuth der blinden Naturgewalten zum Raube gefallen, so ist die Vorstellung geradezu empörend, daß in einer geordneten öffentlichen Galerie eine gleich herrliche Schöpfung eines der größten Meister des Cinquecento durch Unverstand und Ungeschick verwüstet werden konnte und durfte. Eine der edelsten Zierden der berliner Gemäldegalerie, die Madonna mit dem Kinde auf dem Throne, verehrt von acht Heiligen, von Andrea del Sarto, ein großes Altarbild, von Vasari beschrieben, von allen Freunden der Kunst zu allen Zeiten bewundert, seit 1836 in Berlin, ist im Sommer 1867 ohne alle Veranlassung einer vollständigen, „gründlichen" Restauration unterworfen worden, in der es der plumpen Behandlung seiner Restauratoren zum Opfer gefallen ist. Nach einer beispiellosen Verputzung, der große Stücke der Farbe gänzlich wichen, wurde der Kreidegrund ungeschickt und fahrlässig ausgestopft und dann das Bild nicht sowol übermalt als vielmehr überpinselt, und zwar, da der Restaurator ein Mann ohne alle künstlerische Bildung ist, in so abschreckender Weise, daß es wahrhaft traurig

Digitized by Google

mit anzusehen ist. Aller Schmelz und alle Harmonie des Colorits, durch die sich nach dem übereinstimmenden Urtheil der competentesten Kenner dieses Werk vor allen Oelbildern Andrea's auszeichnete, ist erbarmungslos zerstört, die innigen ausdrucksvollen Köpfe sind in glotzende Fratzen verkehrt und so von dem ganzen ehemals hochgepriesenen Werke nichts als die allgemeinen Züge der Composition übriggeblieben.

Da die Museumsverwaltung in der Hand eines Generaldirectors mit ausgedehnter Machtvollkommenheit, von der er ohne jede Rücksicht auf den Beirath höchst einsichtiger Abtheilungsdirectoren stets uneingeschränkten Gebrauch gemacht hat, durch häufige Missgriffe aller Art schon lange gewichtige Stimmen gegen sich erweckt hatte, so konnte es nicht fehlen, daß sich bei diesem neuen eclatanten Fall, der ohne Wissen des (abwesenden) Galeriedirectors ausschließlich der Generaldirection zur Last fiel, ein wahrer Sturm in der unabhängigen Presse erhob, dem die Akademie der Künste durch ihren Vorgang, die berliner Künstlerschaft durch ihre Zustimmung in Adressen und Petitionen an Ministerium und Landtag großes Gewicht verliehen, und endlich das Abgeordnetenhaus durch eine sehr eingehende und verständnißvoll geleitete Debatte einen kaum geahnten Nachdruck gab. Selbst des Publikums bemächtigte sich eine sonst bei dergleichen Gelegenheiten nicht gewöhnliche Erregung. Zwei Vertheidiger, die sich der allgemeinen Uebereinstimmung gegenüber endlich finden ließen, vermochten nicht im mindesten das Gewicht der erhobenen Vorwürfe abzuschwächen. Zuerst ging der Herausgeber der „Deutschen Kunstzeitung“ („Dioskuren“) in diesem Sinne vor, indem er, vorsichtig „seine eigene Incompetenz betonend“ (ipsissima verba!), wie er sagte, lediglich die Ansicht vortrug, welche die mit der Leitung der Restauration Beauftragten von der Sache gehabt, wonach das — allen Zeugnissen zuwider — schon längst durch Restaurationen arg entstellte Bild jetzt nichts mehr und nichts weniger zeigen soll, als was von Andrea's eigener Arbeit unter einer „braunen Sauce“ noch übriggewesen, mit der jene frühern Verunglimpfer des Bildes ihre ungeschickte Flickarbeit verdeckt hätten, und die von den frühern Bewunderern als „goldiger Ton“ gepriesen sei. Ein zweiter, ungenannter Ritter fand sich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung“, und sein Aufsatz wurde von der norddeutschen Schwester der letztern reproducirt; er gibt alles zu, und weist zum Trost nur auf die analogen Vorfälle in andern Galerien hin; nebenbei mahnt er, auch der Verdienste des Generaldirectors mit mehr Billigkeit zu gedenken, und erschöpft sich in einer phrasenreichen, aber haltlosen Polemik gegen das Auftreten der Landesvertretung. Diese beiden Rechtfertigungen, die sich im Thatsächlichen widersprechen, im übrigen nichts Haltbares darbieten, haben der Sache nur den sehr zweifelhaften Dienst geleistet, die entgegenstehenden Meinungen zu schroffern Aeußerungen zu drängen, und eine Gereiztheit hineinzutragen, die ans Persönliche anstreift und mit der Sache gar nichts zu thun hat. Eine genügende thatsächliche Bürgschaft aber gegen die Wiederholung ähnlicher Vorkommnisse ist zwar durch Beschluß des Abgeordnetenhauses gefordert und durch die Regierung zugesagt, jedoch bis zur Stunde noch nicht gegeben.

Im wiener Belvedere, das selbst leidige Erfahrungen in Restaurationen genug gemacht hat, ist, um endlich dem Unwesen dieser systematischen Bilderschlächterei gründlich zu steuern, der sehr zeitgemäße Entschluß zur Begründung einer Restaurirschule gefaßt worden. Die Anregung dazu geht von dem Galeriedirector Engert aus, der, selbst im Restaurationsfache durch lange Praxis und gewissenhafte Beobachtung sehr erfahren und durch glänzende Restaurationsarbeiten erprobt, die Leitung der Schule übernehmen wird. Es wäre zu wünschen, daß diesem Beispiel bald anderwärts nachgeeifert würde.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Ein deutscher Maler in Abyssinien.

Von Richard Andree.

Die Europäer, welche sich in den Landschaften am obern Nil und im östlichen Sudan als Handelsleute niedergelassen haben, meistens Levantiner und Italiener, gehören mit wenigen Ausnahmen dem Abschaume der Menschheit an. Daß jenen Franken kein Verbrechen — Diebstahl, Raub, Mord oder Sklavenhandel — schlecht genug ist, wenn es darauf ankommt, den Seckel oder den Harem zu bereichern, darüber herrscht unter den vielen ehrenhaften Reisenden, welche in neuerer Zeit jene Gegenden besucht haben, nur Eine Stimme. Eine natürliche Folge des Treibens jener Menschen war die Abneigung und Feindschaft der Eingeborenen gegen die lasterhaften Weißen, und mit Recht sah jeder Farbige in ihnen die grimmigsten Bedrücker. So wurde ein ewiger Kriegszustand zwischen beiden Theilen geschaffen, welcher einem ehrlichen Handel die Thore verschloß und den Entdeckungsreisenden, die von den Eingeborenen mit jener wüsten Gesellschaft verwechselt werden, ihr ohnehin schweres Werk noch lebensgefährlicher gestaltete.

Auch in dem benachbarten Abyssinien haben die Europäer sich kaum einen bessern Ruf erworben, und wäre hier nicht die Regierung ihren Ausschreitungen entgegengetreten, so würden sich ähnliche Verhältnisse wie in Ostsudan oder am Weißen Nil auch im Gebiete des Blauen Flusses wiederholt haben. Selbst Reisende, die sich in der Wissenschaft einen Namen machten, gaben durch ihr Privatleben in Abyssinien Anlaß zu argen Skandalen und schändeten den europäischen Namen. Viele unter ihnen waren oder wurden zu Abenteurern ganz gewöhnlichen Schlags, wie der französische Marineoffizier Lefébvre oder Rochet d'Héricourt, der einst den König von Schoa mit „ungeborenem Hippopotamus" von einer schlechten Krankheit heilen wollte und auch wissenschaftlichen Humbug trieb. Andere, wie der Engländer Coffin, sanken noch unter die bodenlos liederlichen Abyssinier herab, und noch andere, gegen deren Privatleben sich allerdings nichts einwenden läßt, gaben durch ihre unberufene Einmischung in die politischen oder religiösen Verhältnisse des Landes Anlaß zu gerechten Klagen und Verfolgungen. Hierhin ist der größere Theil der Missionare zu rechnen, welche bald im französischen, bald im englischen Interesse arbeiteten, sich selbst, je nach ihrem katholischen oder protestantischen Standpunkte, untereinander zum Ergötzen der Eingeborenen heftig befehdeten und durch ihr oft streitsüchtiges und hochmüthiges Benehmen größtentheils die unangenehmen Folgen herbeiführten, unter denen sie dann gewöhnlich zu leiden hatten. Die Ansicht steht durchaus nicht vereinzelt da, welche den größern Theil der Schuld an dem gegenwärtigen abyssinisch-englischen Kriege dem Verhalten der europäischen Glaubensboten, welche den ihnen gesteckten Wirkungskreis eigenmächtig überschritten, und dem wenig diplomatischen Benehmen der Vertreter Englands zuschreibt. Mußten auch später Schuldlose mit unter deren Sünden leiden, so haben doch andererseits der König Theodor II., wie frühere abyssinische Herrscher zur Genüge gezeigt, daß sie einen Unterschied zwischen den Fremden zu machen wußten, welche aus den verschiedensten Gründen in ihr Land kamen. Der englische Consul

Digitized by Google

Walther Plowden wurde der wärmste Freund des Königs Theodor, und der Irländer John Bell, welcher vor dem Zelte des Fürsten gleich einem treuen Hunde schlief, ließ für ihn im Kampfe gegen den Schefta Geret sein Leben. Dafür schlachtete ihm aber Theodor, der eben ein Aethiopier ist und aus seiner Haut nicht herauskann, 1700 Gefangene von der Bande der Rebellen zur Sühne, deren Gebeine heute noch auf der Hochebene von Wogara bleichen. Großartig klingt das Lob, welches Ludwig Krapf dem kühnen Reformator Theodor im Jahre 1855 zollte, und wer Heuglin's neuestes Werk über Abyssinien gelesen hat, der wird von einem einseitigen Urtheile über den heutigen Beherrscher Aethiopiens frei sein. Der berühmte Reisende, welcher den Negus von der rechten Seite zu nehmen wußte, verließ reich beschenkt dessen Lager, während zu derselben Zeit andere Europäer ihres Betragens wegen in Ketten gelegt wurden. Wer als Fremder in Abyssinien die nöthige Achtung vor dem Fürsten und Gesetz oder Herkommen bewahrte, hat dort selten über rauhe Behandlung zu klagen gehabt, wer sich aber darüber hinaussetzte, hatte die Folgen zu verspüren.

Wie früher John Bell die Würde eines Lika Mankuas des Königs einnahm, d. h. Träger des königlichen Kleides in der Schlacht, weil er um den Feind über die Person des Herrschers zu täuschen gleich diesem gekleidet gehen mußte*), so ist heute der erste Würdenträger nach dem Könige Theodor und dessen nächster Vertrauter ein wackerer Anhaltiner, dessen an spannenden Einzelheiten reichen Lebensgang wir hier zum ersten male mittheilen wollen.

Christoph Eduard Zander, der als Maler die Heimat vor nun 20 Jahren verließ und sich nach einer an Abenteuern reichen Laufbahn zu jener eigenthümlichen Stellung emporschwang, wird in Dessau, wo er noch immer den besten Ruf genießt, als ein Mann von bescheidenem anspruchlosen Wesen und tiefreligiösem Charakter geschildert. So lange er auch nun von seinem Vaterlande entfernt ist, dem er eine warme Liebe in der rührendsten Weise stets bewahrt hat, so viel Roheit und Verkommenheit der Sitten ihn auch umgab, er ist niemals auf die Stufe derjenigen herabgesunken, mit denen er, theils aus freier Wahl, theils durch die Umstände gezwungen, zu leben genöthigt war. Die liebenswürdige Einfachheit und Bescheidenheit seines Wesens, die sich in seinen Schriften und Briefen zu erkennen gibt, müßte unsere Theilnahme schon allein für diesen Mann erregen, wenn nicht sein seltsamer Lebenslauf und die werthvollen Nachrichten, die er uns über Abyssinien gibt, Anlaß dazu würden, ihm unser volles Interesse zuzuwenden. Ohne seine Persönlichkeit im geringsten in den Vordergrund zu drängen, ist es ihm bei seinen Mittheilungen stets um die Sache zu thun, und überall tritt uns in ihnen jene genaue Vertrautheit mit den Verhältnissen des Landes entgegen, welche, abweichend von manchen flüchtigen Berichten über Abyssinien, hervorgeht aus einem langen Aufenthalte in jenem jetzt doppelt interessanten Alpenlande.

Die Möglichkeit, Zander's Lebenslauf sowie Auszüge aus seinen Arbeiten hier veröffentlichen zu können, verdanke ich der gnädigen Erlaubniß des Herzogs von Anhalt, der mit der größten Liberalität mir Zander's Manuscripte und Zeichnungen zur Benutzung überließ. Außerdem stand mir eine Reihe von Privatbriefen Zander's an einen Freund in Dessau zur Verfügung. Was die Manuscripte Zander's betrifft, so enthält das erste, datirt Ade Pascha in Antitscho, 24. Dec. 1849, seinen Reisebericht, sowie allgemeine Bemerkungen über das Reich Tigrié und dessen Bewohner. Das zweite, datirt Magdala in Woro Haimano, 12. Oct. 1859, betitelt „Die Agricultur in Abyssinien", weist jedoch weit mehr auf, als der Titel sagt, namentlich Schilderungen des socialen Zustandes der abyssinischen Landbevölkerung, welche uns völlig neue Gesichtspunkte eröffnen. Die Zeich-

*) Krapf, „Eighteen years' residence in eastern Africa", S. 454.

Digitized by Google

nungen endlich, weit über hundert an der Zahl, sind wol die charakteristischsten, die bisher aus Abyssinien nach Europa gelangten. Dr. August Petermann, welcher Gelegenheit hatte, dieselben einzusehen, sagt darüber: „Diese Zeichnungen, landschaftlicher, ethnographischer und architektonischer Art, sind mit einer künstlerischen Vollendung ausgeführt, wie sie nur höchst selten ein Reisender an Ort und Stelle anzufertigen im Stande ist, und aus diesem Grunde sowol wie ihres sachlichen Interesses wegen wäre es sehr zu wünschen, daß wenigstens ein Theil davon in würdiger Weise zur Veröffentlichung gelangte.“*) Nirgends treten uns die verschiedenen Volkstypen Abyssiniens (Leute aus Tigrié und Amhara, Gamanten, Galla, sogenannte Schangalla, Priester, Frauen in den verschiedensten Beschäftigungen) besser entgegen als in diesen saubern Federzeichnungen. Mit bewunderungswürdigem Fleiße sind die architektonischen Details der riesigen Kaiserburg in Gondar und ihre Sculpturen wiedergegeben, ebenso die höchst interessanten Holzschnitzereien in der Kirche Lalibela daselbst. Die Landschaftsbilder endlich (es befinden sich darunter Ansichten von Magdala, Gondar, dem Tanasee, die grottesken Bergformen Semiens und Tigriés) lassen auch denjenigen, der nicht so glücklich war, einen Blick in die herrlichste Gebirgslandschaft der Welt thun zu können, die Großartigkeit der „unter die Tropen gerückten Alpenwelt“ ahnen.

Bei Benutzung dieser Quellen war es durchaus nothwendig, die Schreibweise Zander's umzuändern, da diesem im Verlaufe der Zeit der flüssige Gebrauch der deutschen Schriftsprache abhanden gekommen zu sein scheint. Ein Vorwurf ist ihm hieraus natürlich nicht zu machen, da auch andere Reisende, z. B. Livingstone, an sich dieselbe Erfahrung machten und den durch die lange Abwesenheit von der Heimat und andauernden Gebrauch einer fremden Sprache veranlaßten Mangel auch offen eingestanden.

1) Zander's Jugend. Reise nach Massaua und zu Dr. Schimper. Dr. Schimper, Gouverneur von Antitscho. Ausflug in die Kolla des Marebthals.

Zander's Wiege stand in dem freundlichen und gesegneten Lande Anhalt. Er ward am 22. Oct. 1813 in der kleinen Stadt Radegast geboren, wo sein Vater ein wohlhabender Müller war. Zunächst erlernte er die Landwirthschaft, die er praktisch einige Zeit lang als Verwalter auf einer herzoglichen Domäne ausübte, wandte sich dann aber zur Malerei und hielt sich zu seiner Ausbildung längere Zeit in München auf. Der junge Mann, dessen erster Schrei mit dem Geklapper der Mühlräder zusammenhallte, der als Knabe den Mechanismus des Mahlwerkes frühzeitig kennen lernte und den Müllerburschen allerlei praktische Handgriffe absah, zeigte aber neben seiner Kunst ein ausgesprochenes Talent zu allen technischen und mechanischen Arbeiten. Stundenlang konnte er auf dem Exercirplatz in München den Uebungen der Artillerie zuschauen, wodurch er sich bald eine genaue Kenntniß dieser Waffe verschaffte. Hatte er die Palette und den Pinsel beiseitegeworfen, so studirte er technische Werke und legte hierdurch, der Liebhaberei nachgehend, den Grund zu seinem spätern abenteuerlichen Fortkommen.

Da es ihm nicht gelang, als Maler und Zeichner seinen Unterhalt hinreichend zu erwerben, beschloß er dem Vaterlande den Rücken zu kehren und in der Fremde sein Glück zu versuchen. Durch das Studium von Reisebeschreibungen war er auf Ostindien aufmerksam gemacht worden; allein einige Freunde riethen ihm sich nach Abyssinien zu dem berühmten Botaniker Dr. Wilhelm Schimper aus Manheim zu begeben, der dort als Gouverneur des Districts Antitscho in Tigrié bei dem damaligen Herrscher Ubié eine hervorragende Stellung einnahm.

*) Einige dieser Bilder bringt die leipziger „Illustrirte Zeitung“. Eine größere Anzahl wird ein im Laufe des Sommers 1868 bei O. Spamer in Leipzig erscheinendes Werk, „Abyssinien und seine Grenzländer“, vom Verfasser dieses Aufsatzes, in wohlgelungenen Holzschnitten enthalten.

Digitized by Google

Mit geringen Mitteln versehen reiste er im Frühjahre 1847 nach Alexandria, hielt sich einige Zeit in Kairo auf und zog dann bescheiden mit zwei Kamelen durch die Wüste nach Suez. Eins trug ihn selbst, das andere sein leichtes Gepäck. Damals gingen die stolzen und kostspieligen Dampfer, welche heute das Rothe Meer von einem Ende zum andern durchkreuzen, noch nicht mit der Regelmäßigkeit wie in unsern Tagen, und Zander sah sich genöthigt, in einem elenden arabischen Fahrzeuge, das alle Abende an der Küste halt machte, die Reise anzutreten. Was eine einmonatliche Fahrt durch diesen Meeresarm in brennender Sonnenhitze ohne gehörige Verpflegung heißen will, davon haben die vielen tausend Touristen keine Ahnung, welche von Suez bis Aden heute auf den wohlausgerüsteten Steamern der Peninsular and Oriental Company wie in einem schwimmenden Hotel ersten Ranges dahindampfen. Zander aber hatte kaum genügende Nahrung; das Trinkwasser in den Lederschläuchen war übelriechend geworden und wimmelte von Würmern, die Mannschaft unfreundlich. Kein Wunder, daß sich bei ihm heftige Ruhr einstellte, die seinem Leben ein baldiges Ende zu bereiten drohte. Als daher am 12. Sept. 1847 sein Boot bei Massaua Anker warf, glaubte er schon dort, wo auch unser Landsmann, der Botaniker Hemprich, begraben liegt, seinen Tod zu finden. Allein zu seinem Glücke lag die hamburger Brigg Afrika dort im Hafen, deren Kapitän Rodatz ihn freundlich aufnahm, gut verpflegte und so an dem ausgehungerten, kranken Manne zum Lebensretter wurde.

In dem nahe gelegenen, freundlich zwischen Bäumen versteckten Dorfe M'Kullo, das als eine Art Vorstadt von Massaua gelten kann, bereitete sich Zander auf seine Reise vor. Dort haben die meisten massauer Familien ihre Hütten und viele Geschäftsleute eine Frau mit Kindern und Sklavinnen wohnen, von denen sie sich täglich Milch und Holz in die Stadt bringen lassen. Ein besonderer Vorzug des Ortes sind seine Brunnen mit klarem süßem Wasser. Ist auch das Klima nicht besonders günstig, so erholte sich der Kranke bei guter Pflege doch ziemlich. Endlich am 8. Nov. 1847 brach er mit schwerem, sorgenvollem Herzen auf, um der ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Die Nachrichten, welche Zander nämlich aus Abyssinien erhalten hatte, klangen keineswegs tröstlich; weit und breit, so hieß es, sei das Land im Aufruhr, und gerade die Grenzdistricte, welche er zunächst zu durchziehen hatte, befanden sich in einem Zustande der schrecklichsten Anarchie. Von wenigen Dienern begleitet durchzog er die Samhara, das ausgebrannte Schlackenfeld am Fuße der gewaltigen abyssinischen Berge, die zwischen 8000 und 9000 Fuß hoch jäh aus der Ebene hier ansteigen. An den schwarzen Bergen klettern die breitschirmigen Mimosen mühsam empor und nur in wenigen Niederungen, die zeitweilig von Regenbächen durchströmt sind, findet man dunkelgrüne Euphorbienbüsche, zu denen sich in bessern Lagen Tamarisken, Christusdorn, Balsamsträucher, Stapelien gesellen, während der Cissus überall an den Sträuchern umherklettert und reiche Guirlanden bildet. Hier erhielt der Reisende einen Vorgeschmack jener reichen Natur, die im Gebirge herrscht, wo immer neue Zauberbilder vor dem Auge auftauchen und sich das Schatzkästlein Afrikas eröffnet. Im Lichte der südlichen Sonne spielte das mächtige Tarantagebirge in den herrlichsten Farben: ein ewiger Wechsel von Licht und Schatten, von Helle und Dunkel war bemerkbar. Je näher er dem Gebirge kam, desto mehr trieb er das Maulthier zu schnellem Laufe an, um bald die Luft der Gebirgsthäler genießen zu können.

Der am meisten begangene Paß, den auch Salt, Rüppell und viele andere Reisende zogen, jener von Taranta, wurde gleichfalls von Zander eingeschlagen. Schroffe Bergmassen, welche aus senkrechten Schichten von Urthonschiefern und Trachyten bestehen, thürmten sich gleich Riesenmauern zu beiden Seiten des Weges auf, der in Zickzacklinien an Lavaergüssen vorbei, ansteigend in die Region der Tamariske und der Armleuchter-

Digitized by Google

euphorbie führt, die einem zum Baume gewordenen Cactus gleicht. Abends wurde ein großes Feuer angemacht, daran der Schenkel einer Gazelle geröstet und dann unter einer Decke geschlafen; denn kalter Thau fällt hier häufig, und je höher der Reisende stieg, desto empfindlicher wurden die Nächte. Endlich war die Paßhöhe erklommen, der nächste Fluß senkte sich schon nach Westen ab, er gehört nicht mehr dem Rothen Meere, wohl aber dem Nilgebiete an. Abyssiniens Grenze, die allerdings nicht so scharf gezogen erscheint wie die Grenze eines europäischen Staates, war überschritten und das Dorf Halai, das erste des Landes, erreicht. In diesem Orte, der als Grenz- und Handelsstation einige Wichtigkeit besitzt, lebte damals der Engländer W. Coffin, der in den Reisen von Salt, Rüppell und Isenberg häufig erwähnt wird; bei ihm quartierte Zander sich ein. Allein sein Gastgeber, der nun schon über 20 Jahre in Abyssinien wohnte, war ganz gesunken und stand bezüglich seines Lebenswandels noch unter den liederlichen Eingeborenen, er verzehrte das Fleisch roh und betrank sich täglich in Honigwein.*)

In der unsaubern Hütte dieses herabgekommenen Europäers schrieb Zander einen Brief an Dr. Schimper. Er stellte ihm seine Lage vor, setzte freimüthig seine Absichten auseinander und bat um guten Rath, wie er es anzustellen habe, um im Lande sein Fortkommen zu finden. Die Antwort auf dieses Schreiben traf ihn jedoch wie ein Donnerschlag; sie schnitt ihm geradezu jegliche Hoffnung ab und rieth zur Umkehr, denn Schimper, der so viele verkommene Abenteurer nach Abyssinien hatte ziehen sehen, war vorsichtig geworden. Zander jedoch, der die weite Reise gewagt, war nicht der Mann, um sich niederbeugen zu lassen; er beschloß dennoch vorwärts zu gehen und direct mit Schimper zu verkehren.

Die Reise war eine ungemein schwierige. Die ganze Gegend zwischen Halai und Adoa, der Hauptstadt Tigriés, war von Rebellen durchschwärmt und überall herrschte Anarchie. Verschiedene Häuptlinge und Districtsvorsteher versuchten sich dem Detschasmatsch Ubié gegenüber zu unabhängigen Fürsten aufzuwerfen und durch List oder Kühnheit ihren Nebenbuhler zu verdrängen. Es war ein Krieg aller gegen alle, denn die verschiedenen Rebellenführer hatten im Durchschnitte keinen andern Zweck, als die Bewohner einiger Gegenden, die in einem kurzen Frieden etwas Eigenthum erlangt hatten, auszuplündern. „Ueberall, wo ich in die Nähe einer Ortschaft gelangte, wurde ich von den wilden Horden angehalten, die mir Geld abpressen wollten. Doch schon die geringe Kenntniß, welche ich zu Halai von diesen Menschen erlangt hatte, gewährte mir den Nutzen, in der passenden Weise, d. h. derb und kräftig gegen sie aufzutreten zu können, sodaß ich meistens ungefährdet durchkam. Allein an einigen Stellen, wo man sich nicht so kurz abspeisen lassen wollte, mußte ich mir mit den Waffen in der Hand einen Weg bahnen."

So gelangte Zander, durch die herrlichen Berglandschaften Tigriés ziehend, am 7. Dec. nach Amba Seo, dritthalb Stunden nördlich von Adoa, wo Dr. Schimper seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Da dieser gerade abwesend war, so nahm Zander sein Quartier in einer Bauerhütte. Aber wie schildert er uns diese Hütten des Abyssiniers: „In und außer seinem Hause oder vielmehr seiner Strohhütte ist alles voller Schmuz und Unrath. In der Regenzeit gleichen die Wohnungen einer Kloake, der man sich nicht nähern

*) Ueber Coffin, welcher 1810 als Kammerdiener des Lords Valentia nach Abyssinien kam, vgl. Rüppell, I, 325. 340. Der damalige Beherrscher Tigriés, Detschasmatsch Sabagadis, betraute ihn mit einer diplomatischen Mission an die britische Regierung, um dieser den Hanfilabusen behufs Gründung einer Militärcolonie abzutreten. Die kleinen Fürsten in Tigrié haben sich dem Auslande gegenüber stets als Landesverräther gezeigt; genau so wie Sabagadis verfuhr 1859 Agau Negussié, der die Insel Dessi an Frankreich verkaufte, ohne eigentliche Macht über dieselbe zu besitzen. Krapf fand Coffin 1855 noch in Halai.

Digitized by Google

kann, ohne Gefahr zu laufen, in diesen Mistsümpfen zu versinken. Um eine Wohnung zu errichten, haut der Eingeborene krumme und grade, dünne und dicke Holzstangen ab, die er in einem Kreise in den Boden pflanzt, wobei er einen schmalen Raum für die Eingangsthür freiläßt. Die Stangen werden nun mit Bast und dünnen Ruthen umwunden und die Zwischenräume mit Reisig ausgefüllt. Im Innern wird diese Ringwand dann mit etwas Erdmörtel überzogen. Hierauf wird das Ganze mit einem pyramidenförmigen Dache, das gleichfalls aus Stangen, Reisig und Bast zusammengesetzt ist, gekrönt und mit einer drei Fuß langen, holzigen Grasart belegt. Nun ist die Wohnung vollendet und der Einzug kann stattfinden. Alle Familienmitglieder nebst Knechten und Mägden schlafen hier beisammen. Die Küche, die Mühle, das Maulthier, falls ein solches vorhanden, die Hühner, sie alle finden hier ihren Platz. Auch das Getreide hat hier in großen aufrecht stehenden Erdtonnen oder wohlverdeckten Gruben seine Stelle. Der Hausherr ruht auf seiner Alga (oder Arat), einem hölzernen Bettgestell mit vier zwei Fuß hohen Beinen, über das schmale Riemen von ungegerbter Rindshaut gezogen sind. Die übrigen Bewohner betrachten einige auf dem Boden liegende Felle als gemeinsame Schlafstätte. Selten wird eine solche Behausung ausgekehrt und unzähliges Ungeziefer plagt die schmutzigen Bewohner. Der Küchenrauch, Asche, Staub und Unrath aller Art häufen sich im Verlaufe eines Jahres dermaßen an, daß man das Innere mit einem Schornstein vergleichen kann."

Aus einer solchen Hütte erlöste Zander die Rückkehr Schimper's, und sei es nun, daß das offene, schlichte Wesen des jungen Malers ihm gefiel, oder daß die seit langer Zeit nicht gehörten Laute der Muttersprache den Doctor umstimmten — sein Benehmen gegen Zander war ein ganz anderes, als es der Brief vorhersehen ließ, er nöthigte Zander zum Essen, bot ihm Quartier an und faßte bald Vertrauen zu dem Landsmanne. „Dr. Schimper aus Manheim", so schrieb 1849 Zander, „ist jetzt ein Mann von 45 Jahren, aber noch so rüstig wie ein Dreißiger. Hier befindet er sich nun schon seit 14 Jahren, fortwährend mit naturwissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, die eine ganz bedeutende Lücke in unsern Kenntnissen ausfüllen. Seit sieben Jahren ist er mit einer Tochter des Landes verheirathet, die ihn mit drei Kindern beschenkt hat. Der District Antitscho, mit welchem ihn der Detschasmatsch Ubié belehnt hat, ist groß und schön, voller wildromantischer Berge und saftiger Wiesen; er enthält 17 Ortschaften mit 7 Kirchen. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 2500 Seelen. Diese haben für Schimper's Unterhalt zu sorgen; d. h. sie liefern ihm den vierten bis fünften Theil ihrer Ernteergebnisse, dann etwas Vieh und sämmtliche Gerichtsgebühren ab, welche durchaus nicht unbedeutend sind. Außerdem leistet Antitscho eine directe Geldsteuer oder vielmehr Baumwollstoffsteuer. Dazu kommt, daß Schimper in Gemeinschaft mit dem Regenten Ubié eine Eisenmine von großer Ergiebigkeit besitzt, welche sie jedoch nicht selbst betreiben, sondern verpachtet haben. Antitscho ist ungemein fruchtbar und gut bewässert; seine höchsten Bergspitzen ragen bis zu 9000 Fuß an und übertreffen durch ihre kühnen, romantischen Formen, durch die jähen Abstürze und weiten Plattformen alles Aehnliche. Ueber dieses Land herrscht nun als Lehnsherr Dr. Schimper, ein durchaus rechtlicher und äußerst braver Mann, von lebhaftem, durchdringendem Geist; was ihn in meinen Augen besonders hochstellt, ist die wahre Religion, die ihn beseelt. Nach meiner Ankunft bei ihm lernten wir uns von Tag zu Tag besser kennen; er faßte immer mehr Vertrauen zu mir, und jetzt, nachdem zwei Jahre verflossen sind, habe ich fast die Stellung eines Sohnes bei ihm eingenommen. Den Tag über füllen verschiedene Arbeiten meine Zeit aus; namentlich habe ich Insekten gesammelt, von denen ich bereits 8500 Exemplare nach München und 15000 Stück nach Paris an die Akademie der Wissenschaften sandte. Rückt der Abend heran, dann beginnt unser gemüthliches Stilleben; mit Schimper

Digitized by Google

zusammen rauche ich ein Pfeifchen des starken abyssinischen Tabacks, und dazu trinken wir aus einem Thonkrug hiesiges Bier oder aus Büffelhornbechern Honigwein, wobei unwillkürlich unsere Gedanken nach der lieben Heimat schweifen, von der wir dann lange, lange plaudern. Meine beständige Wohnung ist zu Ade Paschа in Antitscho. Dicht neben Schimper's Hause steht meine eigene Hütte und Wirthschaft. Verheirathet bin ich nicht, denn es ist mir rein unmöglich, eine Abyssinierin zu nehmen. O, welches Glück wäre es, hier eine Europäerin zu besitzen!"

Indessen Zander blieb nicht auf dem einen Flecke stehen. Seine Stellung als Gehülfe Schimper's bei dessen naturwissenschaftlichen Arbeiten trieb ihn bald hierhin, bald dorthin, er lernte Land und Leute kennen und erwarb unter der Leitung jenes Gelehrten schätzbare naturwissenschaftliche Kenntnisse, die seine Mittheilungen über Abyssinien sehr werthvoll machen. Lebhaft schildert er eine Excursion in das tiefe Thal des Marebflusses. Dieser Strom ist vermöge seines Charakters einer der eigenthümlichsten der ganzen Erde. „Dort hinten", so sagten die Eingeborenen zu Zander, „wo der Mareb aus den Hochlanden in die Kolla (die heiß-feuchte Niederung) tritt, hat er sich ein tiefes Loch, einen grausigen Schlund in die Erde gewühlt; in dieses sinkt allabendlich die Sonne, um ihren Schlaf zu halten." Hängt dieser Aberglaube vielleicht mit der seltsamen Hydrographie des Mareb zusammen? Seine Quelle liegt im Lande Hamasién, dann bildet er, südlich fließend, eine Spirale, die bei Gundet sich nach Westen wendet und in die Kolla von Serawié eintritt. Weiter durch das Niederland der Kunama oder Bazen fließend, heißt der Mareb Sona; dort verliert er ganz den Charakter des ursprünglichen Bergstroms. In der Regenzeit, vom Juli bis in den September, wird er ein regelmäßiger Fluß; in den übrigen Monaten erscheint nur sein Sandbett, das Wasser selbst aber fließt größtentheils unterirdisch fort und tritt nur hier und da, Teiche bildend, an die Oberfläche. So ist er ein halb ober-, ein halb unterirdischer Strom. „Die Thalgegend am Mareb, welche ich mit Schimper durchstreifte, liegt nur 4000 Fuß über dem Meere, gehört also dem abyssinischen Tieflande an. Hier in diesen Thälern, die keines Menschen Freund sind, herrschen die verschiedensten Krankheiten, Aussatz und Fieber. Das letztere, vorzugsweise in den Monaten September, October, November und December auftretend, zeigt einen typhusartigen Charakter. Der Kranke stirbt daran sehr schnell, gewöhnlich schon in ein bis acht Tagen. Sobald sich die ersten Anzeichen, heftige Kopfschmerzen, einstellen, rettet noch ein starker Aderlaß zugleich mit Abführungsmitteln, werden diese aber versäumt, so ist der Patient unrettbar verloren. Auch ist die Krankheit sehr ansteckend. Der davon Befallene, welcher, Heilung suchend, in sein höher gelegenes gesundes Dorf heimkehrt, theilt das Uebel allen Insassen mit, und häufig stirbt dann die Ortschaft bis auf den letzten Menschen aus. Man könnte dem Uebel wol steuern, aber die Abyssinier sind erstens von allen Hülfsmitteln gänzlich entblößt und dann von einem großen medicinischen Aberglauben beherrscht. Sie glauben steif und fest an den bösen Blick, dem sie alles Unheil, namentlich Krankheiten zuschreiben. Der Kranke wird mit Amuleten und Zauberformeln geradezu überschüttet und der Exorcismus angewandt; auch Sympathiemittel sollen helfen. Das Gefährlichste aber für den Patienten sind die Arzneien, die ihn sicher in die andere Welt befördern. Von allen Seiten kommen die Gevattern zusammengelaufen, der eine bringt dieses, der andere jenes Mittelchen, und das alles muß der Unglückliche verschlucken; eigentliche Aerzte gibt es in Abyssinien nicht.

„Das ungesunde Marebthal zeigt sich mit seinen begrenzenden Bergen als eine undurchdringliche Wildniß. Der Graswuchs, den Reiter fast verdeckend, schießt zu einer Höhe von 6—9 Fuß empor. Das Gestrüpp, der Wald, sind fest geschlossen. Wehe dem, der es wagen wollte, dort einzudringen! Fast alle jene Mimosen, Akazien, Pterolobien sind mit scharfen, dichtstehenden, oft hakenförmigen Dornen bewaffnet, welche den

Digitized by Google

kecken Eindringling strafend zurückweisen. Im Januar, als wir das Thal besuchten, hatte sämmtliches Holz seinen reichen Laubschmuck verloren, und die gefallenen Blätter hatten das niedrige Unterholz fast ganz unsichtbar gemacht. Der Boden ist mit vulkanischem Felsgetrümmer gleichsam übersäet, und zwischen diesem erkennt man die Spuren der wilden Thiere, die hier in unglaublicher Anzahl hausen. Rudelweise, einzeln oder gepaart sieht man die verschiedensten Gazellen, prächtige Antilopen in immer wechselnden Formen. Durch das schilfartige Gras ziehen in ungeheurem Völkern Frankolin- und Perlhühner hin, deren Fleisch vortrefflich mundet, während oben in der Luft unzählige Raubvögel kühn ihre Kreise ziehen oder scharfblickende Geier auf ein gefallenes Thier lauern. Auch die liebliche Stimme der Sänger fehlt nicht, so wenig wie bunte Papagaien und langstelziges Wassergeflügel. An Raubthieren fand ich fünf Arten (Abarten?) Leoparden, deren größte dem Löwen an Stärke ziemlich gleichkommt. Groß und stark, frech und häufig treten hier die gefleckten Hyänen auf; es mangelt nicht an Luchsen, Schakalen und wilden Katzen. Mit mächtigen Hauern bewaffnet, alles vor sich aufwühlend, kommen zwei Arten wilder Schweine hier vor; an feuchten Stellen errichtet unter Schilf und Gebüsch das menschenscheue Rhinozeros seine Lagerstatt; verwüstend, alles niederstampfend, dringt der kluge Elefant in die Holzungen ein, und schnaubend setzt in Heerden der furchtbar wilde Büffel, das gefährlichste Jagdthier, durch die Niederungen. Seine Haut ist so dick, daß keine Kugel sie zu durchbohren vermag, dafür liefert sie aber dem abyssinischen Krieger auch die geschätztesten Schilde. In dem Flusse selbst und in Lachen lauert das Krokodil, zusammengeringelt liegt die prächtige, buntgefleckte Boa im Grase, neben ihr drohen kleinere, aber äußerst giftige Schlangen und gefährliche Skorpione.

„Wir gingen den Mareb abwärts. Unsere Straße war das Flußbett, das in dieser Jahreszeit fast ganz ausgetrocknet ist und nur hier und da Pfützen oder Tümpel zeigt. Eines Abends schlugen wir unser Nachtlager nur 50 Schritte vom Flußbett entfernt auf einem mächtigen Granitblocke auf. Alle unsere Leute schliefen, auch Dr. Schimper schlummerte sanft; nur ich, nebst zwei Wachen, konnte keinen Schlaf finden. Prächtig beschien der volle Mond die Landschaft und ließ mich in der klaren Luft weit und breit alles erkennen. Meine Büchse, Pistolen und die scharfgeschliffene abyssinische Lanze lagen hülfbereit neben mir, und die blauen Wölkchen meiner Tabackspfeife halfen mir die Zeit vertreiben. So lauschte ich dem nächtlichen Treiben und Jagen des Raubwildes, dem infernalischen Concert, das von allen Seiten ertönte. Für einen Neuling ist dieses Jagen, Treiben, Würgen und Morden fürchterlich; für mich aber, der ich tagtäglich von diesen Scenen umgeben bin, haben sie ihren Schrecken verloren. So in Betrachtungen versunken und gemüthlich die Pfeife auf dem Granitblocke dampfend, vernahm ich, wie plötzlich leise Schritte sich der Wasserpfütze im Flußbett näherten. Es waren vier Löwen von außerordentlicher Größe, die hierher zur Tränke eilten und, von uns ungestört, hier eine halbe Stunde verweilten. Dann schritten sie majestätisch in das Dickicht zurück.

„Ob Freund H., ob mein Freund K. in Dessau hier wol auch ihre Jagdpassion entwickeln würden? Doch die sitzen lieber hinter dem Ofen bei einer Partie Whist oder Solo, als hier unter Löwen und andern Bestien. Schlimmer aber als alle diese angeführten Raubthiere ist der Mensch, der hier am mittlern Mareb wohnt, der wilde Bazen. Wir wurden zweimal angegriffen, allein unsere Haltung, unsere Waffen verschafften uns den Sieg. Zum Schlusse hätte es jedoch mit uns zu Ende sein können. Wir hatten am fernsten Orte unserer Excursion elf Tage halt gemacht und am zwölften in der Frühe die Heimreise angetreten. Am Nachmittag schon hatten sich dann gegen 300 jener Thiermenschen unserer Lagerstätte genähert, um uns zu überfallen und niederzumachen. Sie fanden das Nest leer."

Digitized by Google

2) Die Missionen in Abyssinien. Politische Verhältnisse von 1830—1850. Das Heerwesen. Zander als Hofbaumeister. Das Alpenland Semién. Geld und Handel. Heirathen. Blutrache. Justiz. Leichenschmaus.

Zu jener Zeit, als Zander bei Schimper war, blühte in Adoa noch die katholische Mission, mit deren Leuten Zander in freundschaftlichem Verkehr stand, wol schon um deswillen, weil Schimper selbst an der Ausbreitung des Katholicismus sein Interesse hatte. Die katholische Kirche betrachtete Abyssinien seit der Verjagung der Jesuiten im 17. Jahrhundert immer nur wie eine abgefallene, aber wiederzuerobernde Provinz und beschloß auch, diese Eroberung wieder einzuleiten. Im Jahre 1838 kam mit den Gebrüdern d'Abbadie, über deren Lebenswandel Zander ein sehr ungünstiges Urtheil fällt, der Italiener Giuseppe Sapeto nach Adoa, welcher bei Ubié bald großen Einfluß gewann und der die Vertreibung der protestantischen Missionare Isenberg, Krapf und Blumhardt durchsetzte. An dem Piemontesen Justin de Jacobis, früher Beichtvater der Königin von Neapel, erhielt Sapeto einen tüchtigen, kenntnißreichen Nachfolger, der bald eine bedeutende Rolle beim Detschas Ubié spielte und von diesem sogar mit der Gesandtschaft betraut wurde, welche 1841 den neuen koptischen Kirchenfürsten (Abuna) aus Aegypten nach Adoa bringen sollte. „Der Bischof", fährt Zander fort, „wird nicht aus dem abyssinischen Volke gewählt*), sondern durch eine zahlreiche politische und geistliche Gesandtschaft von den Kopten in Aegypten gegen eine Zahlung von 7000 Maria-Theresia-Thalern erbeten, welche Summe der koptische Patriarch in Kairo erhält, der sie unter seine geistlichen Untergebenen vertheilt. Nach dem Gesetz soll der neue Abuna (d. h. Unser Vater) nicht unter 40 Jahren alt und mit keinerlei Gebrechen behaftet sein. Bei der letzten Bischofswahl im Jahre 1841 wurde aber beides umgangen, denn der neue Abuna, Abba Salama, war ein einäugiger junger Mensch von 20 Jahren, welcher seine Bildung in der Missionsanstalt des Anglikaners Lieder, eines Deutschen, in Kairo erhalten hatte und der erst nach dem Eintreffen der abyssinischen Gesandtschaft die Weihe erhielt. Für sein jugendliches Alter entwickelte der neue Abuna ein seltenes Intriguentalent. Während seiner achtjährigen Anwesenheit (bis 1849) im Lande förderte er die Interessen der Engländer, mit denen er lebhafte Verbindungen unterhielt, ungemein thätig. Er sendet Abgeordnete nach Aden, erregt Zwistigkeiten unter den verschiedenen Häuptlingen im Lande, die er äußerst geschickt zu nähren weiß, und besitzt eine so uneingeschränkte Macht, daß selbst der mächtige Fürst Ubié in starker Besorgniß lebt und trotz aller Anstrengungen bisher diesen gefährlichen Menschen nicht los werden kann. Der Chef der katholischen Mission, Hr. von Jacobis, ist ein Mann von großem Geist und wissenschaftlichen Kenntnissen, aber äußerst arm an praktischen Lebenserfahrungen. Dieser Mangel bewirkte auch seine Ausweisung, wozu noch besonders beitrug, daß er das allerschlechteste abyssinische Gesindel um sich versammelte, und sich dadurch das Mißfallen des Hofes und die Entrüstung aller Eingeborenen zuzog. Nicht wenig trug die Feindschaft des Abuna zu seinem Sturze bei.**) Die Gehülfen, welche Jacobis beigegeben waren, zeigten sich als Leute der gewöhnlichsten Art, ohne die geringsten Fähigkeiten für ihren Beruf. Ihre

*) Zufolge des weisen Gesetzes, welches im 13. Jahrhundert der später heilig gesprochene Tekla Haimanot gab, der letzte Abuna aus abyssinischem Blute und Regenerator der sogenannten „Salomonischen Dynastie".

**) De Jacobis kehrte nach jener ersten Vertreibung wieder zurück, begann abermals eine vorwiegend politische Rolle zu spielen und wurde im Februar 1855 nach der Schlacht bei Debr Eskié von Theodor II. zum zweiten male bei Todesstrafe aus dem Lande verwiesen. Er starb am 31. Juli 1860 zu Halai. Ganz ohne Wirkung war indessen seine Mission nicht; mehrere Gemeinden in Okulekusai und das Hirtenvolk der Irop sind Katholiken geblieben.

Digitized by Google

tägliche Arbeit bestand in Essen, Trinken, unzüchtigem Leben und Schlafen. Die protestantische Mission unter Isenberg war nicht viel besser. ...“

Die verschiedensten Missionsgesellschaften glaubten von jeher in dem „christlichen“ Abyssinien ein ganz besonderes Feld für ihre Thätigkeit zu erblicken. Seit 1830 warfen sich Katholiken und Protestanten mit einer wahren Wuth auf dieses Land und unglaubliche Summen wurden erfolglos zur Bekehrung der Abyssinier verschwendet. Es wäre leicht, hier ein Dutzend solcher Versuche aufzuführen, die stets die allergröbsten Misgriffe der Glaubensboten aufweisen. Gewöhnlich mischten sich die geistlichen Herren in die politischen Verhältnisse, spielten Intriguen und waren den gegebenen Verhältnissen gegenüber stets vorurtheilsvoll befangen. Leere Hoffnungen traten an die Stelle wirklicher Erfolge. Reisende, die ungetrübten Blicks Land und Leute kennen lernten, waren deshalb auch fern von gleichen Täuschungen und stellten mit seltener Einmüthigkeit das Erfolglose der Missionsbestrebungen dar. So Munzinger, Baker, Brehm u. a. Bischof Gobat, der 1830 gezwungen wurde, Abyssinien zu verlassen, fand, „daß der Leichtsinn dieses Volks nicht leicht die Wahrheit des Evangeliums auf Herz und Leben wirken lasse“, und Isenberg selbst erklärte 1843: „Die Abyssinier haben sich durch gleichgültige Vernachlässigung und ungläubige Verachtung des Evangeliums, durch ihr starres Anhangen an ihren eingewurzelten Thorheiten und Sünden einer längern Fortdauer der evangelischen Mission in ihrem Lande für unwerth erklärt, und dem Herrn hat es in seinem Wunderrathe gefallen, sie für die nächste Zukunft aufzuheben.“ Statt nun fern zu bleiben, begingen die Missionare neue Thorheiten, oder benahmen sich, wie neuerdings die abyssinischen Judenmissionare Stern und Rosenthal, durchaus illoyal, wodurch nicht wenig Ursache zu jenen Verwickelungen gegeben wurde, die den gegenwärtigen Krieg der Engländer gegen König Theodor herbeiführten. Von Wichtigkeit ist es nun, das Urtheil eines so tief religiösen und frommen Mannes wie Zander, der das Land durch und durch kennen lernte, über die Missionen zu vernehmen. An einen Lehrer G. in Dessau schreibend, bemerkt er: „Für Dich, lieber Freund, wäre hier kein Boden, denn Schulen kennt man in Abyssinien nicht. Der einzige Unterricht, den die Kinder beiderlei Geschlechts hier empfangen, besteht darin, daß man sie vom vierten oder fünften Jahre an mit dem Vieh auf die Weide ziehen läßt, d. h. sie müssen das Hütegeschäft besorgen. Das ist die einzige Erziehung, die sie empfangen. Alle abyssinischen Missionare, die bisher hier waren, haben ihre Aufgabe durchaus falsch angegriffen, indem sie sich an die Erwachsenen wandten. Das Volk könnte nur einzig und allein dadurch gehoben werden, daß man sich der Kinder von früh auf sorgfältig annähme und sie gut erzöge. Eine Mission, die sich ungehindert dieser Aufgabe hingeben würde, könnte unendlichen Segen und Nutzen stiften, allerdings nicht für die Gegenwart, wohl aber für die Zukunft. Doch die bisherigen Leiter aller Missionen sammt ihren Gehülfen waren rein unfähig, eine solche Aufgabe zu vollführen, und die Missionshäupter wurden stets von Eitelkeit, Hochmuth und grenzenloser Selbstsucht regiert. Sie schütteten stets das Kind mit dem Bade aus.“ Das Urtheil lautet hart, aber es ist allen Thatsachen gegenüber unbedingt wahr.

Ungemein klar, kurz und bündig stellt uns Zander auch die politischen Verhältnisse Abyssiniens im Zusammenhange dar, wie sie vor dem Auftreten des großen Königs Theodor II. sich gestaltet hatten. Er gibt dabei manche neue Gesichtspunkte, die uns um so schätzenswerther erscheinen müssen, als unser Einblick dadurch in die gegenwärtige Entwickelung der Ereignisse wesentlich erweitert wird. „Abyssinien erscheint uns als eine seltene Ausnahme unter den Staaten, weil sich daselbst die Regierungsform längstvergangener Zeiten fast unverändert bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Schon die Titel der Angestellten, die noch immer im Gebrauche sind, geben uns einen Begriff von der bewunderungswürdigen Staatsorganisation der alten Zeit. Das Land befand sich

Digitized by Google

glücklich im Besitze einer Civilisation, welche die tiefststehenden Nachbarländer bei weitem überragte. Von seiner einstigen Größe und Macht reden noch heute die alten Ruinen und nur die herrliche Natur, welche beständiger ist als der Mensch, der sie beherrschen soll, hat jene große Zeit überdauert. In jener glücklichen Periode glich Abyssinien meinem deutschen Vaterlande zur Zeit des Kaiserreichs. Wie dort so herrschte auch hier das Feudal- und Lehnswesen und an der Spitze des Ganzen stand der Negus. Noch immer sind die Ereignisse nicht richtig erforscht und beurtheilt worden, welche das einst glückliche Land zersetzten und ins Unglück stürzten. Aber so viel wissen wir: seit 200 Jahren geht die Desorganisation mit Riesenschritten vorwärts. Ich vermuthe, daß weniger zufällige Ereignisse, als die Vermischung allzu verschieden gearteter Volksstämme eine wesentliche Ursache des Verfalls war, worauf schon der statt Aethiopien aufgekommene Name Habesch, Abyssinien, d. h. Land der Vermischung, hindeutet. Die Kaiser, welche sich allzu sehr von den öffentlichen Geschäften zurückzogen, überließen zu sehr die Macht ihren Verwaltern (Ras), die durch den Misbrauch derselben sich zu Herren ihrer Herren machten, und es scheint mir fast gewiß, daß hierin die Endursache des Verfalls zu suchen ist, welcher Abyssinien zu vernichten droht. Die Kaiser, obwol sie ihren geheiligten Titel bewahrten, sind zu einem Nichts herabgesunken, jeder Einwirkung auf die Regierung des Landes beraubt und von materiellen Sorgen gedrückt. Seit mehr als hundert Jahren wohnen sie in einer elenden Strohhütte zu Gondar und leben von einem almosenähnlichen Einkommen, von der Marktbutterſteuer jener Stadt sowie einigen Ackerzehnten, zusammen im Betrage von jährlich kaum 300 Maria-Theresia-Thalern. Zu bewundern bleibt dabei, daß die zu einem Nichts herabgesunkenen Kaiser stets nach den sorgfältig aufrecht erhaltenen Legitimitätsprincipien aus der gleichen Familie erwählt und von dem Ras ernannt wurden, welcher die zeitliche Macht in Gondar ausübte. Wie in der Politik, so zeigt auch die Religion die Conservirung der Form als besondere Eigenthümlichkeit. Die Hauptformen, wie sie zur Zeit der Apostel bestanden, werden streng gehandhabt, während der innere Glaube vollkommen verschwunden ist. Auch hier macht sich ein buntes Gemisch bemerkbar, neben der vorherrschenden katholischen Urreligion, von deren Dasein die Leute jedoch selbst keine Ahnung haben, finden sich in dem äußerlichen abyssinischen Cultus besonders jüdische und koptische Elemente, zu denen sich heidnische und mohammedanische Zuthaten gesellen.

„Seit dem Jahre 1830 etwa ist der zu Gondar wohnende Kaiser dieses Landes theils der unterthänige Diener des Ubié, theils, und dieses ist öfter und gewöhnlich der Fall, derjenige des Ras Ali. Die Detschasmate, d. h. Herzoge und Großherzoge, aufgebracht durch das ungesetzmäßige Vorgehen des Ras (Majordomus), haben es nicht versäumt, soviel als möglich sich unabhängig zu machen, wodurch natürlich wieder der Einfluß des Ras in seiner Eigenschaft als Verwalter des Gesammtstaats untergraben wurde. Dieser hat durch Misbrauch seiner Amtsgewalt selbst seinen Einfluß vernichtet und so steht er heute nur als Parteiführer den verschiedenen Lehnsherren und Mitregenten des Kaisers, d. h. den Detschasmaten oder Herzogen, feindlich gegenüber. Um seine Macht aufrecht zu erhalten und zu vergrößern, benutzt er die Mithülfe verschiedener mohammedanischer Gallastämme, mit denen er verbunden und verwandt ist, worauf schon sein Name Ali hindeutet. Zwischen diesem Ras oder Majordomus, dem Diener oder Befehlsvollstrecker des Kaisers, und den Detschasmaten, den Lehnsherren der einzelnen Landesdistricte und Provinzen, besteht ein gewaltiger Unterschied. Die innern Fehden und Kriege nun, welche durch die Eifersucht der fast unabhängig gewordenen Häuptlinge hervorgerufen wurden, zerrütteten das Land und boten den äußern Feinden Gelegenheit sich desselben leicht zu bemächtigen. Einerseits setzten sich im Süden heidnische und mohammedanische Gallastämme fest, während andererseits die Türken und mit ihnen der

Digitized by Google

Mohammedanismus vordrangen. Die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Großen war nur auf die kleinen persönlichen Interessen gerichtet. Niemand schaute mehr auf das große Ganze oder nach außen hin, die Beziehungen zur Fremde verloren sich und die Civilisation wurde vernichtet. Der Rückschritt war schneller als der Fortschritt, und es ist leicht erklärlich, daß viele Reisende nur von wilden Horden sprechen, die sie in Abyssinien gesehen hatten. Sie fanden keine Spur der ehemaligen Blüte mehr vor und Beobachtungsmangel bei vielen ließ das Bild noch trauriger erscheinen. Ganz zweifellos aber erscheint es, daß schon ein verhältnißmäßig kleines Unheil hinreicht, die am Rande des Abgrundes stehende abyssinische Nation vollkommen zu vernichten.

„Seit 1830 hat der Detschasmatsch Ubié, Regent von Tigrié, sich viele kleine Häuptlinge unterworfen, wobei er den scheinbaren Zweck verfolgte, den Kaiser in seine ursprüngliche Macht wieder einzusetzen und die Einheit wiederherzustellen. Die Kraft und Gewandtheit, welche er hierbei entwickelte, konnten vielleicht als Bürgen für einen günstigen Erfolg angesehen werden, wenn nicht europäische Einwirkungen und Rivalität die Sache verhinderten. Durch die Neigung des Ras Ali zum Mohammedanismus und die hieraus für Abyssinien entspringende Gefahr, war Ubié 1841 bestimmt worden, alle christlichen Stämme zu vereinigen und an die Spitze der Geistlichkeit einen neuen Abuna zu stellen, um den Ras erfolgreicher bekriegen zu können.

„Ubié blieb Sieger — doch ein tückischer Zufall wollte es, daß er nach der siegreichen Schlacht einer kleinen feindlichen Streifschar in die Hände fiel und Gefangener des Ras Ali wurde. Dieser, der schon auf der Flucht begriffen war, kehrte nun um, nahm aufs neue seine Stellung ein, gab aber aus Furcht vor dem Misfallen des Volks dem Ubié seine Freiheit wieder. Leider geschah dieses jedoch etwas zu spät, da während der Abwesenheit des Herrschers in Tigrié selbst eine Revolution ausgebrochen war, an deren Spitze Ubié's eigener Bruder, Merssо, stand. Auch hatten mehrere der kleinen, früher unterjochten Häuptlinge versucht, sich unabhängig zu machen. Der heimkehrende Detschasmatsch hatte nun mit den größten Widerwärtigkeiten zu kämpfen; allein, ausgerüstet mit Schlauheit und Energie, überwand er alle Hindernisse. Nur von 24 Getreuen begleitet zog er aus, um Merssо zu bekriegen, der sich in der Alpenlandschaft Semién festgesetzt hatte. Das kühne Unternehmen glückte über alles Erwarten; die zerstreute Armee sammelte sich um ihren alten Führer, der nun auf diese Weise verstärkt, wieder nach Tigrié zog, wo der Prätendent Balgata Araia schleunig die Flucht nahm und auch der Nebrid*) von Axum, Wolda Selassié, der sich auch aufgelehnt hatte, geschlagen und gefangen genommen wurde. Bald waren die großen Provinzen Wolkait, Enderta u. s. w. gleichfalls dem Ubié wieder unterthan.

„Die bewunderungswürdige Energie, welche dieser Fürst in der Ueberwindung der Schwierigkeiten entwickelte, vergrößerte seine Macht fortdauernd und bald stand er mächtiger als je zuvor da. Kaum waren sechs Jahre verflossen, als 1846 und 1847 Ubié von neuem gegen den Ras auszog, der diesmal jedoch, wohlvorbereitet und verstärkt durch die mohammedanischen Galla, ihm kräftig entgegentrat. Zaudernd standen sich beide Herrscher mehrere Monate lang einander gegenüber, ohne daß der eine oder der andere zum Angriff überzugehen wagte, bis in beiden Heeren Hungersnoth ausbrach und beide Fürsten zum Rückzuge genöthigt waren. Die Folge dieses unentschiedenen Feldzugs war ein Friede, der bis zum Jahre 1850 währte. Wie wenig auch in Abyssinien ver-

*) Nebrid bedeutet Hüter der Bundeslade. Die Abyssinier glauben, daß Menilek, der Sohn der Königin von Saba und des Königs Salomo, welcher in Jerusalem bei seinem Vater erzogen wurde, die echte Bundeslade aus dem Tempel stahl und nach Axum brachte, wo sie noch heute als kostbare Reliquie gezeigt wird. Zu ihrer Beschützung wurde ein besonderes Amt creirt.

Digitized by Google

wandtschaftliche Rücksichten in der großen Politik beachtet werden, mag man daraus erkennen, daß der Ras der Schwiegersohn Ubié's ist.

„Auch diesmal, während Ubié ins Feld gezogen war, benutzte der berüchtigte Balgata Araia dessen Abwesenheit, um sich aufzulehnen und Plünderungszüge im Lande zu unternehmen. Sowie der alte Fürst jedoch wieder erschien, zog er sich in seine unzugänglichen Schlupfwinkel zurück, die von 1847—49 fortdauernd durch eine Armee Ubié's beobachtet wurden. Das Amt eines Balgata, d. h. Salz-Grenzwächter, ist ein ungemein wichtiges, da das Salz, welches aus dem Grenzlande kommt, im abyssinischen Finanzwesen die größte Rolle spielt. (Vgl. darüber weiter unten.)

„Im Jahre 1849 zerfiel Abyssinien in drei Theile, mit verschiedenen voneinander unabhängigen Herrschern an der Spitze; daneben versuchten kleinere Häuptlinge gleichfalls ihre Selbständigkeit aufrecht zu erhalten. Mit Ubié, dem Beherrscher Tigrié's verbunden, doch von ihm unabhängig, waren in Godscham der Detschasmatsch Goscho und dessen kriegerischer Sohn Buru; in Westabyssinien, namentlich in Koara, der Detschasmatsch Kasa (nachmaliger König Theodor II.), ein Sohn des verstorbenen Fürsten Konfu; außerdem einige kleine Fürsten in Lasta. Diese, mit Ubié verbundenen Fürsten theilten dessen Absicht, die alte Kaiserwürde wiederherzustellen.

„Der dritte Theil Abyssiniens endlich wird durch den König (Negus) von Schoa repräsentirt, dessen im Süden gelegenes Land durch einen schmalen von Galla besetzten Streifen von dem übrigen Reiche getrennt wird. Ist nun auch diese Ländertrennung die Ursache, daß das regierende Haupt in Schoa den Titel Negus führt, wodurch dessen Unabhängigkeit von dem übrigen Abyssinien anerkannt wird, so besteht doch zwischen Schoa und den Ländern Amhara und Tigrié eine ununterbrochene Beziehung.

„Zu all diesen innern Schwierigkeiten und Verwickelungen gesellt sich nun noch verwirrend der europäische Einfluß. Ubié hat sich der französischen, Ras Ali der englischen Protection hingegeben und beide rivalisirende Mächte wirken durch diese Fürsten gegeneinander. Am liebsten hätte jedoch Ubié deutsche Protection gehabt, doch bei der großen Schwäche Deutschlands nach außen hin kann dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen.

„Das Heer, mit welchem Ubié seine Siege erfocht, war aus dem Lande Amhara rekrutirt und glich vollkommen einer Bande Zigeuner. Jedenfalls wird es falsch sein, nur im geringsten an diese Armee einen europäischen Maßstab anlegen zu wollen, da Disciplin, Ordnung und geregelte Exercitien gänzlich unbekannte Dinge in diesem Lande sind. Jeder Soldat kann, wenn es ihm beliebt, in den Dienst treten und denselben auch wieder nach Belieben verlassen; aber diese Leute kommen keineswegs allein. Mit ihnen gehen ihre Frauen, welche für sie zu sorgen und zu kochen haben, diesen folgen wieder scharenweise die Kinder und den Beschluß machen die Diener, deren jeder Soldat einen hat. So schwillt die Armee durch den Troß um das Doppelte oder Dreifache an, hindert dadurch die Beweglichkeit und wird zum Unglücke der Gegend, in welche sie gleich einem Heuschreckenschwarm sich ergießt. Die Ausrüstung des einzelnen Soldaten besteht in einem gekrümmten Säbel, in der Lanze, dem runden Schild aus Büffelhaut und aus einer Luntenflinte. Die Patronen werden in einem Ledergürtel um den Leib getragen; die Hülse besteht aus Rohrhalmen, die Lunte ist aus Bast geflochten. Doch sind im ganzen nur wenige Krieger mit Flinten bewaffnet, die Lanze ist immer noch die hauptsächliche Waffe, höher aber schätzt der Soldat noch seine geschriebenen Zauberformeln, welche ihn hieb- und stichfest machen sollen. Er trägt sie in Leder eingenäht an einem Halsbande. Die Cavalerie ist mit Maulthieren beritten und jeder einzelne Mann steht im Range höher als ein Fußsoldat. Besondere Uniformen existiren nicht und die gewöhnliche Landeskleidung ist auch diejenige des Soldaten. Die Löhnung der Krieger besteht in Naturproducten, Getreide und Fleisch, das dann von den nachfol-

Digitized by Google

genden Weibern sogleich gemahlen, gekocht und zerstückelt wird. Fehlen aber Fleisch und Getreide zur Besoldung, so wird ein Plünderungszug in die Umgegend ausgeführt und der Soldat auf diese Weise schadlos gehalten.

„Die militärischen Grade eines abyssinischen Heeres sind gerade so verschieden wie in Europa und man hat alle Abstufungen vom Lieutenant bis zum General. Das größte Verdienst- oder Ehrenzeichen ist eine Löwenhaut, die jedoch nur am Tage der Schlacht getragen wird. Ist dieselbe noch außerdem mit Maria-Theresia-Thalern behängt, so gilt dieses als ein besonderes Würdezeichen und höherer Ordensgrad. Das zweitgrößte Ehrenzeichen ist ein mit Silber beschlagener Schild, das dritte endlich besteht in silbernen, etwa eine Spanne breiten Armringen. Was nun die Schlachten betrifft, die von solchen Heeren geliefert werden, so muß man wiederum den europäischen Begriff ganz außer Acht lassen, da der Charakter derselben ein wesentlich verschiedener ist. Die beiden feindlichen Heere rücken so nahe gegeneinander vor als irgendmöglich und beobachten sich genau. Nun ist etwa nicht die Fähigkeit, der Muth oder die Tapferkeit der einzelnen Partei ausschlaggebend, sondern einzig und allein die numerische Stärke. Der schwächere Theil ergreift die Flucht und mordend, sengend und brennend folgt ihm der Sieger. Alles was dieser auf seinem Wege findet, einerlei ob Feind oder Freund, wird niedergemacht und dabei vor allem auf die Erlangung von möglichst vielen jener barbarischen Siegeszeichen gesehen, nämlich auf die abgeschnittenen Schamtheile der Verwundeten und Erschlagenen, die nach beendeter Schlacht dem Oberbefehlshaber gegen eine Belohnung abgeliefert werden. Oftmals ereignet es sich in dem Getümmel, daß die verfolgende Partei selbst untereinander in Kampf geräth, um möglichst viele Schamtheile zu erlangen.

„Da kein Abyssinier seine Steuern freiwillig zahlt, so wird das Heer in Friedenszeiten zur Eintreibung derselben benutzt, wobei der Landesfürst noch den Vortheil genießt, seine Armee nicht unterhalten zu müssen, da diese Last dann dem Volke zufällt. Der Sold der hohen Generale besteht in Ländereien, von welchen sie die Steuern beziehen. Für Kleidung und Waffen muß der Soldat selbst sorgen; die Cavalerie erhält ihre Pferde oder Maulthiere jedoch vom Regenten. Läßt ein Cavalerist sein Thier durch Fahrlässigkeit zu Schaden kommen und ist selbiges zum Dienste hierdurch untauglich geworden, so muß er dafür ein anderes aus eigenen Mitteln anschaffen."

Nachdem Ubié seine Kriege glücklich zu Ende geführt und auch der unruhige Balgata Araia nicht wagte aus seinem Schlupfwinkel hervorzubrechen, konnte der Regent sich den Werken des Friedens widmen; und indem hier verschiedene seiner Lieblingsplane zur Ausführung kamen, brachte ihn der Zufall mit Zander zusammen, der nun seine Carriere in Abyssinien begann. „Ubié", berichtet unser Gewährsmann, „hatte einen bessern Begriff von der Baukunst als seine Landsleute, die nicht über die Architektur ihrer elenden runden Strohhütten hinauskommen können. Er mochte wol ahnen, daß es in der Welt auch schönere und bessere Häuser gebe. Deshalb sandte er im October 1849 einen Brief an Hrn. Dr. Schimper nach Amba Seo, welcher die Bitte enthielt, ihm sechs tüchtige Bauleute aus Deutschland kommen zu lassen. Da nun der Staat blutarm ist und Ubié keine Ahnung davon hatte, mit welchen bedeutenden Kosten eine Reise von Europa nach Abyssinien verknüpft ist, so beriethen wir hin und her, wie wol Ubié's Wunsch zu befriedigen sei. Endlich schlug ich vor, daß ich selbst mich dem Fürsten als Baumeister antragen wolle, und daß ich gesonnen sei, alle die Werke auszuführen, welche er herstellen lassen wolle. Schimper war über meinen Vorschlag sehr erfreut und sofort wurde beschlossen, das Resultat unserer Berathung dem Ubié persönlich vorzutragen. Dieser hielt sich damals in seiner Residenz Hauseen auf, zwei Tagereisen südöstlich von Abe Pascha, Dr. Schimper's Wohnsitz in Antitscho. Dort angelangt erhielten wir gleich am nächsten Vormittage Audienz bei Ubié, welchem Schimper meine Absicht vortrug.

Digitized by Google

Für meine erste Arbeit verlangte ich, falls sie gelungen sei und des Fürsten Beifall erhalten sollte, ein großes Stück gutes, zur Cultivirung fähiges Land, sowie alles hierzu nöthige Vieh. Ubié war über meinen Antrag außerordentlich erfreut und gab zu allem sofort seine Genehmigung. Während wir seine Gäste waren, wurden wir reichlich mit Essen und Trinken aus seiner Küche versehen, namentlich mit Honigwein (Mäs) und Fleisch; allein die königlichen Speisen waren derart stark mit rothem Pfeffer gewürzt, daß ich sie nicht genießen konnte. Dann entließ mich Ubié mit der gnädigen Versicherung, daß er mich sofort davon in Kenntniß setzen wolle, wenn er den Bau zu beginnen gedächte.

„Er hielt Wort. Zunächst verlangte er, daß ich eine nicht kleine Thurmglocke aufhängen solle, die erste, die hier aufgehängt werden soll.*) Ich versprach das dazu nothwendige Bauwerk auszuführen und überfandte ein Modell nebst der nöthigen Zeichnung dem Fürsten. Mit diesem Schritt trat ich in eine neue, ganz veränderte Lebensstellung. Bei der Ankunft meines Modells in Haufeen war Ubié ganz entzückt und sofort wurde mein Bote zurückgesandt mit dem Auftrage, daß ich selbst gleich erscheinen möchte. In Begleitung Dr. Schimper's machte ich mich alsbald auf den Weg nach Haufeen, und obgleich dort gerade großer Audienztag war, wurden wir auf der Stelle vorgelassen. Ubié drückte mir die größte Zufriedenheit über meine Arbeit aus und ertheilte mir den Befehl, ungesäumt an den Ort, wo der Bau ausgeführt werden sollte, abzureisen. Dieser Ort, Debr Eskié, d. h. Klosterblüte, liegt am südöstlichen Abfall des herrlichen Alpenlandes Semién und dient allen Verwandten des Fürsten Ubié sowie seiner Mutter zum Aufenthalt.

„Endlich, am 2. Juni 1850, trat ich in Begleitung Schimper's meine Reise nach dem neuen Bestimmungsorte an, wobei ich einen sehr großen Theil Semiéns kennen lernte. Der Weg nach Debr Eskié führte mich über zwei große Bergriesen, den Silke bei Mai Zachlo, an dem ich bis zu einer Höhe von 11200 Fuß gelangte, und über den Bachit, den ich in 13200 Fuß Höhe passirte. Dieses an landschaftlichen Schönheiten überreiche, ja vielleicht einzig dastehende Land kann wie ein einziger kolossaler Berg mit einem weiten Plateau angesehen werden, aus dem sich viele Berge, vor allem aber vier mächtige Gipfel erheben: der Ras Tetschen 14200 Fuß, der Bachit 14000 Fuß, der Aba Jaret 13300 Fuß und der Silke 13200 Fuß hoch über dem Meere. Diese nahe beisammenliegenden Riesen senden nach Südost, Süden, Südwesten und Westen sanft und allmählich verlaufende große Zweige oder Aeste aus, die fast als Ebenen zu betrachten sind. Der Rücken derselben sowie die von ihnen eingeschlossenen zahlreichen kleinen lieblichen Thäler sind alle bis zu einer Höhe von 11200 Fuß vortrefflich angebaut. Das entzückte Auge erblickt hier einen üppig grünen Teppich wogender Gerstenfelder, abwechselnd mit den saftigsten Wiesengründen, dazwischen zahlreiche Ortschaften und helle klare Gebirgswässer, die in Cascaden von den steilen Gebirgswänden herabströmen. Ueber dem lieblichen Bilde aber thronen hoch in den blauen Lüften die mächtigen Trachytkuppen der Bergriesen, die zur Regenzeit oft von glänzendem Hagel überzogen sind und dann weit in das Land hineinleuchten. Schnee fällt nicht so häufig, meist nur an starken Nebeltagen; doch ein kurzer Sonnenblick genügt um ihn wieder hinwegzuschaffen; aber an der Nordseite der Berge erhält sich an geschützten Orten, zumal in Felsenritzen, das Eis und der Firn das ganze Jahr hindurch.

Die ebenen Landschaften Semiéns ziehen sich bis hart zum Abfall des Gesammtberges, der alles trägt, nach dem Bellegasstrome hin. Hier haben sie noch eine Höhe von

*) Wahrscheinlich ist dies dieselbe Glocke, welche Rüppell 1831 dem Ubié geschenkt hatte. Es gibt nur wenig Glocken in Abyssinien, statt ihrer behilft man sich mit dem Anschlagen von Schiefer- oder Steinplatten.

Digitized by Google

9000 Fuß über dem Meere. Die Region zwischen 11000 und 13000 Fuß in Semién bietet so vortreffliche, grasreiche, für die Schafzucht geeignete Hutungen dar, wie ich sie anderwärts niemals gesehen habe. Dagegen ist Semién äußerst arm an Holz; nicht etwa, daß dieses des Klimas wegen nicht fortkommen könne, sondern einzig und allein ist es die Agricultur, welche dem Holzwuchs hinderlich wird. An Kirchenplätzen und Ortschaften dagegen sieht man die melancholischen Juniperusbäume kräftig und groß gedeihen. Weiter im Hochlande eine große Erica, deren Stamm bei 1 Fuß Durchmesser 20—30 Fuß hoch wird. Als Charakterpflanzen des Hochlandes, jener an die Grenze des Schnees hinanragenden Alpenmatten, müssen aber der Kossobaum, dessen Blüten das bekannte abyssinische Bandwurmmittel liefern, und vor allen andern die Gibarra (Dschibarra, Rhynchopetalum montanum) angesehen werden. Diese Lobeliacee, eine der merkwürdigsten Pflanzen unserer Erde überhaupt, steigt bis zu einer Höhe von 13000 Fuß an. In dieser Region, wo nur noch wenige Thiere, unter anderm der scheue abyssinische Steinbock, hausen, wo der Pflanzenwuchs allmählich zu ersterben droht und bald die Herrschaft des Schnees beginnt, tritt uns die Gibarra plötzlich baumförmig mit einer Höhe von 12—16 Fuß entgegen. Ihr blatternarbiger hohler Stamm hat einen Durchmesser von 6—8 Zoll; auf ihm erhebt sich ein Büschel herabhängender, länglicher, zugespitzter Blätter, und aus diesen, die der Krone einer Palme ähneln, tritt, zwei Drittel der ganzen Höhe des Gewächses einnehmend, die mächtige Blütenähre hervor, besetzt mit Tausenden kleiner grüner und blauer Blütchen. Der passendste Vergleich, den ich für diese Aehre finden kann, ist der mit einer Boaschlange.

„Ist so das eigentliche Hochland Semiéns arm an Baumwuchs, so sind doch die zwischen 9000 und 5600 Fuß Meereshöhe liegenden Abhänge desselben reich mit Wald bestanden. Diese Abfälle sind allenthalben sehr steil und wild und müssen als die Grenzen des Gesammtberges angesehen werden. Auf der Nordseite Semiéns liegt ein isolirter Berg, der, wenn man ihm sich von Adoa nähert, mit seinen jähen Abstürzen und wildgeformten Spitzen einen Anblick darbietet, wie er in dem an herrlichen Berggestalten überreichen Abyssinien selbst nicht noch einmal gefunden wird. Es ist dieses der bis zu 11200 Fuß ansteigende Aberie, der auf seinem etwa 30 Morgen großen Gipfel ein fruchtbares Plateau bildet; der hinaufführende Weg ist nur den Eingeweihten bekannt, und hier ist es, wo Ubié in Zeiten der Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte findet. Von den Ortschaften Semiéns will ich hier nur die zwei bedeutendsten erwähnen: Mai Zachlo, die Residenz Ubié's, liegt am Westfuße des Aberie; die zweite Residenz ist Entschetkab, vier Stunden südwestlich vom Bachit auf einem Ausläufer desselben und zwei Stunden von meinem neuen Wohnsitze Debr Eskié."

Nachdem sich Zander an Ort und Stelle eingerichtet und Schimper wieder in sein Land Antitscho zurückgekehrt war, begann unser Landsmann den Bau der Kirche von Debr Eskié, welche wenige Jahre nach ihrer Vollendung bestimmt war, als Krönungsort der neuen Sonne, welche über Aethiopien aufging, zu dienen, denn dort setzte der Abuna am 11. Febr. 1855 dem Detschasmatsch Kasa die Königskrone aufs Haupt und rief ihn als Theodoros II. zum Negus Negast za Aithiopia aus. „Der Bau", meldet Zander einem Freunde, „verursacht mir viel Verdruß, da diese Wilden an Ordnung nicht gewöhnt sind, doch das soll mich nicht niederbeugen. Der Regent hat mir über alle Arbeiter die vollste Autorität gegeben, und so wirke ich denn hier als Oberhofbaumeister und Oberhofmaler des Fürsten Ubié. Ich empfinde nur einen großen Mangel an Werkzeugen, da diese hier nicht zu haben sind, und ich ersuche Sie dringend, mir die im beiliegenden Verzeichnisse aufgeführten Gegenstände kaufen und einsenden zu wollen; meine Zukunft hängt davon ab. Sonst leide ich keinerlei Noth, da Ubié für alle meine Bedürfnisse reichlich sorgt. Meine Küche bestellen nach abyssinischer Weise zwei Mägde

Digitized by Google

und ein Diener fungirt zugleich als Dolmetscher, da hier in Semién die Amharasprache geredet wird, welche ich jetzt noch nicht verstehe."

Zander war jetzt bereits vier Jahre in Abyssinien, er verstand die Tigriésprache vollkommen und erlernte jene von Amhara. Im Auftrage Ubié's unternahm er häufig Reisen, die ihn weit und breit durch das Land führten, nicht allein durch jene Provinzen, über welche Ubié gebot, sondern auch in die dem Ras Ali untergebenen Districte. Dadurch dehnte er seine Kenntnisse immer weiter aus; auch versäumte er nicht, seine Erfahrungen über Land und Leute niederzuschreiben. Wir entnehmen seinem Manuscripte hier einige Abschnitte, welche uns einmal Zander's Anschauungsweise zeigen, andererseits manches Neue bieten und die Berichte verschiedener neuer Reisenden ergänzen:

„Bekanntlich ist der Maria-Theresia-Thaler die allein gültige Münze in Abyssinien*) und alle übrigen Geldsorten sind kaum oder nur mit bedeutendem Verluste unterzubringen. Als Scheidemünze circuliren Baumwollzeug und Salzstücke; ersteres namentlich in Tigrié. Die abyssinische Elle reicht vom Ellnbogen bis zur Spitze des Mittelfingers, variirt also nach der Länge des Armes immer um ein Geringes; 20 solcher Ellen nennt man Ferki, 10 Ellen Krane, 5 Ellen Kirbab, $2\frac{1}{2}$ Ellen Selesit. Letzteres ist das kleinste Stück und somit die kleinste Scheidemünze. Der Werth dieser Baumwollsorten ist jedoch niemals ein fixer, sondern er fällt und steigt nach verschiedenen Umständen. Im Durchschnitt kann man aber annehmen, daß man für einen Maria-Theresia-Thaler eine Ferki und eine Krane Baumwollstoff, also 30 abyssinische Ellen erhält. Noch wichtiger als Münze ist das Salz, das zugleich den bedeutendsten Handelsartikel des Landes bildet. Man bezieht es aus dem Lande Taltal, ungefähr drei Tagereisen südlich von Massaua, wo es zwischen dem Hochplateau Abyssiniens und dem Rothen Meere in einer durchaus vulkanischen Gegend gefunden wird, die auch reich an gediegenem Schwefel ist, der oft mit dem Salze zusammen vorkommt. Von dort wird es von den Abyssiniern geholt und bis weit in das Innere Afrikas versendet. Dieses Salz wird in 1 Fuß lange, $1\frac{1}{2}$ Zoll breite und ebenso starke Stücken (Amolen) ausgehauen und bildet, auf diese Weise geformt, links vom Takazié das circulirende Geld. Von welcher Wichtigkeit dieser Artikel für Abyssinien ist, mag man daraus erkennen, daß mit der Ausbeute und Ausfuhr desselben sich, wie ich glaube, etwa ein Achtel der Gesammtbevölkerung beschäftigt. In Az Ebié, dem der Salzebene zunächstgelegenen abyssinischen Orte am Abfalle des Hochplateau, gelten 100 solcher Salzstücke 1 Maria-Theresia-Thaler; in Adigrat, anderthalb Tagereisen weiter westlich, erhöht sich der Werth schon so, daß man nur 80 Stück für 1 Thlr. erhält; noch zwei Tagereisen weiter gelten 60 Stück 1 Thlr.; in Wogara, drei Tagereisen südlich von Adoa, erhält man 45; in Gondar, nochmals zwei Tagereisen weiter südlich, 30—40 Stück für 1 Thlr. Ein Esel, welcher je nach seiner Stärke 80—120 Amolen zu tragen vermag, hat von Az Ebié an der Grenze bis nach der Hauptstadt Gondar nicht weniger als 16 Zollstätten zu passiren, und an jeder derselben muß ein Salzstück gezahlt werden, während ein Lastträger nur die Hälfte, also bis Gondar 8 Amolen als Zoll zu entrichten hat. Bei guten Transportmitteln und guten Wegen würde der Gewinn aus dem Salzgeschäfte ein erträglicher sein, da jedoch wegen der schlechten Fußpfade die Reise von Az Ebié bis Gondar beiläufig 14 Tage dauert, so muß der Gewinn für einen Europäer gleich Null sein. Ein Abyssinier dagegen, welcher die Zeit nicht, d. h. als volle Null betrachtet und auf der Reise von

*) Mit der Prägung von 1780 und gewissen Specialitäten im Kopfputz des Brustbildes der Kaiserin gilt er als Einheit in ganz Nordostafrika. Die österreichische Regierung behielt sich auf der pariser Münzconferenz 1867 ausdrücklich das Recht vor, auch ferner noch Maria-Theresia-Thaler mit jener Jahreszahl prägen zu dürfen.

Digitized by Google

trockenem Brot lebt, gewinnt noch bei dem Geschäfte. In Gondar kauft man für das Salz Häute, Wachs und Baumwollstoffe, die dort besser als in Tigrié gearbeitet werden, und verkauft sie in letzterm Lande dann wieder mit gutem Gewinn. Der Salzhandel ist das belebende Element in Abyssinien und von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit in nationalökonomischer und politischer Beziehung. Er findet mit Ausnahme der Monate Juli, August und September das ganze Jahr hindurch statt. In jenen drei Monaten aber, der eigentlichen Regenzeit, wird er durch die Feuchtigkeit der Luft verhindert, da diese das Gewicht der Salzstücke von Stunde zu Stunde verringert. Sehr bedeutend sind auch die Salzmassen, die weiter nach dem Innern Afrikas versandt werden. Ein Träger schleppt 50 Stück von Az Ebié bis Gondar und zahlt 8 Stück an Zoll, kommt also mit 42 Stück am Ziele an, nachdem er 14 Tage unterwegs war, und hat nun wenig über 1 Maria-Theresia-Thaler verdient. Trotz dieses geringen Verdienstes begegnet man alltäglich Hunderten von Salzträgern auf der Straße. Ich gehe hier deshalb so genau in die Einzelheiten des Salzhandels ein, weil das Wohl und Wehe des Landes von demselben fast ganz abhängig ist und weil die Türken die Absicht haben, sich der Taltalebene zu bemächtigen. Als ich mich 1848 auf kurze Zeit in Massaua befand, machte mir der damalige türkische Gouverneur den Antrag, mit ihm nach der Salzebene zu reisen, um dort für ihn eine genaue Karte die ganze Umgegend aufzunehmen, da er namentlich von der Ausbeute der reichen Schwefellager sich großen Gewinn versprach. Eine Besitznahme jenes Landstriches durch die Türken wäre aber für Abyssinien das schwerste Unglück, da dessen ganzer Wohlstand vom Salzhandel abhängig ist.

„Der Handel nach außen ist bisjetzt sehr gering und beschränkt sich vorzugsweise auf etwas Elfenbein, Bisam, Goldstaub, Gummi, Wachs, Häute u. s. w. Aus der Fremde bezieht Abyssinien dagegen vorzugsweise Baumwollstoffe und etwas Taback. Im Innern beschränkt sich die Handelsbewegung außer dem Salz auf Getreide, von dem die Nordostabyssinier auch ein wenig nach Massaua ausführen, auf Pferde, Maulthiere, Esel, Rindvieh, Ziegen, Schafe, Butter, irdene Gefäße, Leder, Waffen, Korbflechtereien, Trinkbecher aus Horn, Wachs, Honig und Eisen, das von vorzüglicher Güte ist und aus sehr erzreichen Minen (in Tigrié) gewonnen wird."

Aus dem reichen Kapitel der Sitten und Gebräuche theilen wir nur dasjenige mit, was geeignet scheint, frühere irrige Ansichten zu verbessern oder Neues zu bieten:

„Eine abyssinische Heirath ist ein rein bürgerlicher Act. Unter Hinzuziehung des Ortsältesten kommen die Brautleute mit den beiderseitigen Verwandten zusammen und nun beginnen die Verhandlungen über die Hauptsache, nämlich die Aussteuer. Sind beide Theile in dieser Beziehung zufrieden gestellt, so ist die Heirath vollzogen und das Pärchen lebt nun zusammen. Finden Mann und Frau alsdann, daß sie zusammenpassen, so erfolgt nach vier bis sechs Jahren auch noch die kirchliche Trauung; ist aber das Gegentheil der Fall, so geht man einfach wieder auseinander, wobei nur die Aussteuer zurückzuerstatten ist, da ohne dieses keine Trennung stattfinden kann. Liebe, Zuneigung und Treue sind in einer abyssinischen Ehe gänzlich unbekannte Dinge und einzig nur allein kettet der materielle Vortheil die Gatten aneinander. Ohne den geringsten Anstoß zu erregen, hält sich der wohlhabende oder reiche Mann noch beliebig viele Nebenweiber. Die größte Unzüchtigkeit ist in Abyssinien keine Schande so gut wie alle übrigen Laster; denn der Dieb oder Mörder steht genau in derselben Achtung da wie der rechtschaffene Mann. Jeder Mord zieht unzweifelhaft Blutrache nach sich, und ich bin der Ansicht, daß diese Einrichtung für ein solches Land etwas sehr Gutes an sich hat, denn ohne die Blutrache würde des Mordens kein Ende sein, da sie allein Furcht gegen einen beabsichtigten Mord einflößt. Damit will ich jedoch keineswegs die Schrecken verkennen, welche sie in ihrem Gefolge hat, denn manchmal ereignet es sich, daß sich ganze Ortschaften aus Blutrache

Digitized by Google

gegenseitig aufreiben. Wird ein Mörder auf frischer That ergriffen, so wird er zum Regenten geführt, der das Todesurtheil über ihn ausspricht. Dann wird er der Familie oder den Verwandten des Ermordeten übergeben, welche die Hinrichtung in der entsetzlichsten Weise selbst ausführen. Ist der Mörder ein vermögender Mann, so tritt er mit der Familie des Ermordeten in Unterhandlung und bietet dieser ein Blutgeld; einigen beide Parteien sich über dasselbe und hat die Zahlung der Summen stattgefunden, so geht der Mörder frei aus und die That wird als ungeschehen betrachtet. Wenn dagegen beim Könige bereits Klage erhoben, oder der Mörder vor diesem zur Aburtheilung schon erschienen ist, so kann keinerlei Loskauf mehr stattfinden und der Mörder fällt der Gerechtigkeit anheim. Noch besteht ein zweiter Weg, auf welchem er sich der Strafe entziehen kann, wenn er nämlich nach vollbrachter That in eins der Klosterasyle flüchtet und darinnen bleibt. Sobald er dieses jedoch verläßt, fällt er der Gerechtigkeit oder der Blutrache anheim.

„Andere Verbrechen werden meistens auf dem Wege der Privatabfindung geschlichtet. Kindermord, wenn er von den eigenen Aeltern ausgeübt wird, gilt keineswegs als Verbrechen, denn das Gesetz lautet: die Aeltern sind Herren und Eigenthümer ihrer Kinder, und ein jeder kann mit seinem Eigenthume frei schalten und walten wie er will. Alle Klagen und Streitsachen werden einfach mündlich abgethan. Bei Anhängigmachung derselben haben zunächst beide Parteien Bürgen zu stellen, die für alles verantwortlich gemacht werden, namentlich für die Zahlungen. Die Gerichtsgebühren bestehen in Naturalien. In gewöhnlichen Streitsachen über das Mein und Dein ist der Ortsälteste Schiedsrichter; in peinlichen Dingen dagegen der Regent. Die Gerichtsverhandlungen selbst werden im Freien abgehalten und hierbei hat ein jeder das Recht, mit hineinzusprechen, was natürlich den größten Lärm verursacht. Ist die eine oder andere Partei mit dem Urtheilsspruche nicht zufrieden, so kann sie sich einen andern Richter wählen. Die letzte Instanz ist der Regent.

„Todesfälle und Begräbnisse geben den Abyssiniern Anlaß zu großen Festlichkeiten. Stirbt jemand, so versammeln sich sofort die Bewohner der Ortschaft und die Freunde aus den umliegenden Dörfern, um das entsetzlichste Klagegeheul anzustimmen, bis der Todte aus dem Hause fortgeschafft ist. Dieses geschieht gewöhnlich sehr schnell und das Begräbniß findet manchmal schon eine Stunde nach erfolgtem letzten Seufzer statt. Von Gefühl, Rührung oder Trauer ist bei diesem ganzen Acte aber nicht die geringste Spur zu entdecken. In dem Sterbehause wird nun eine ganze Woche lang täglich dreimal das fürchterlichste Todtengeheul angestimmt. Ist diese Zeit vorüber, so folgt das Makbar oder Todtenfest, zu dem sich allerlei Volk aus der Umgegend, die Geistlichkeit an der Spitze, versammelt. Wieder beginnt das entsetzliche Geheul und aus dem Kreise heraus treten einzelne Personen, welche mit beredter Zunge lange Reden zum Lobe des Dahingeschiedenen halten. Kaum hat der Sprecher seinen Sermon geendet, so fällt die Menge aufs neue mit Gebrüll und Geschrei ein; ein neuer Redner löst die Heuler ab und neuer Lärm bezeichnet den Beschluß seiner Ansprache. So dauert das Reden und Heulen abwechselnd drei bis vier Stunden fort, bis die Kräfte erschöpft sind und dieser Theil der Feier sein Ende erreicht. Es folgt nun der Todtenschmaus, welcher von den Kindern des Verstorbenen gegeben wird; allein nur dann, wenn diese bereits erwachsen sind. Ist dieses noch nicht der Fall, so wird die Schmauserei hinausgeschoben, bis jene majorenn sind. Bei der Teska, so nennt man den Todtenschmaus, läßt der Wohlhabende vier bis sechs Ochsen schlachten und Bier und Honigwein in ungeheuern Quantitäten herbeischaffen. Tische kennt die gastirende Menge nicht, das rohe Fleisch, Brundo, wird stark in rothen Pfeffer und Salz getaucht und so als Leckerbissen in großen Mengen verschlungen. Auch wenn eine Kuh, ein Ochse, Schaf oder Ziege infolge einer Krankheit fällt, verzehrt der

Digitized by Google

Abyssinier ohne Scheu das Fleisch dieser Thiere. Etwas civilisirter erscheint ihre Lieblingsspeise Teps, die aus wenig geröstetem Fleisch besteht, das man einfach auf glühende Kohlen wirft. Noch höher aber stellen sie die Gedärme des Rindviehes, welche sie sammt den darin enthaltenen Excrementen, in kleine Stückchen zerschnitten und mit Pfeffer und Salz bestreut, roh und ungekocht verschlingen. Nach solchen barbarischen Scenen endigt ein Geplärr der Geistlichkeit, das ein Gebet vorstellen soll, den Todtenschmaus."

3) Zander's Heirath. Kasa, der Emporkömmling. Zander, der Liebling Theodor's. Ackerbau. Sociale Stellung der Landbevölkerung. Abyssinien als Ziel europäischer Auswanderung.

Kehren wir nun zu Zander's persönlichen Verhältnissen zurück. Der Bau der Kirche zu Debr Eskié zog sich, wol hauptsächlich wegen mangelnder Werkzeuge, ungemein in die Länge, und Zander war deshalb genöthigt, fortwährend im Hochlande Semién zu bleiben. Im März 1853 wurde ihm die Freude zutheil, in seiner abgelegenen Wildniß mit Landsleuten zusammenzutreffen, und zwar mit Theodor von Heuglin, welcher damals als Kanzler des österreichischen Consulats in Chartum mit dem Consul Dr. Reitz über Galabat nach Abyssinien vorgedrungen war und auch Semién besuchte. „Hr. von Heuglin", schreibt Zander, „ist mir ein sehr werther Freund geworden; ich gab ihm meinen Diener auf die Rückreise mit; aber dieser ist nach Jahr und Tag noch nicht wieder zurückgekehrt." Aus der Heimat gingen jedoch keine Briefe ein und schon glaubte Zander sich ganz vergessen, als am 27. Juni 1854 endlich ein Schreiben aus Dessau bei ihm anlangte, und sofort setzte er sich nieder, um dasselbe zu beantworten. „Nach langem, langem schmerzlichen Hoffen auf Nachrichten von meinem stets geliebten Vaterlande und von unvergessenen, hochgeschätzten Freunden wurde endlich heute mein sehnlicher Wunsch erfüllt", so beginnt er einen Brief, der über seine fernere Lage Auskunft ertheilt. Sogleich zu praktischen Dingen übergehend, verlangte er die Zusendung von Instrumenten, welche geeignet sind, Feuerschloßgewehre in Percussionsgewehre zu verwandeln, nebst 500 Stück Pistons, die für ihn von größtem Nutzen sein würden, da Ubié ihn bereits zweimal gefragt habe: „Ist es dir nicht möglich, meine Flinten mit Percussionsschlössern zu versehen?" Fortfahrend in dem Berichte über seinen Lebensgang erzählt er in seiner gemüthlichen und einfachen Weise folgende naive und reizende Geschichte seiner Heirath: „Seit einem Jahre und einem Monate bin ich auf Befehl des Regenten Ubié verheirathet und vor zwei Monaten ist mir unter Gottes Beistand auch ein Töchterlein geboren worden. Es ist ganz deutschen Charakters, weiß und blond, sehr wohlgestaltet und schön und erhielt in der Taufe nach abyssinischem Ritus die Namen Maria Sophia. Zwanzig Monate sind jetzt verflossen, da veranstaltete Ubié eine großartige Schmauserei, zu der an einem Tage nicht weniger als 300 Kühe abgeschlachtet wurden; alles war guter Dinge und der Honigwein floß in Strömen. Auch ich war besonders von Ubié eingeladen worden; bei ihm angelangt, befahl er sofort, daß ich mich neben ihn auf seine Alga setzen sollte. Das Weilen auf diesem Platze gilt für die größte Auszeichnung bei Hofe, welche nur den Mitgliedern des höchsten Adels zutheil wird. Ubié hatte mich im Laufe der Zeit genau kennen gelernt und sehr lieb gewonnen, sodaß ich schon vor zwei Jahren in den hohen Adel erhoben wurde und zu jeder Zeit ungehinderten Eintritt bei ihm hatte. An diesem Tage war er ganz besonders heiterer Laune, er sprach viel mit mir und fragte mich nach allen möglichen Dingen, unter anderm, warum ich nicht verheirathet sei? Offen und rund heraus erklärte ich ihm denn, daß die Töchter seines Landes mir keineswegs gefielen, da ihnen das, was wir an den Frauen vor allem schätzten, fehle, nämlich Ehrbarkeit und Tugend. Du hast recht, entgegnete mir Ubié, sie taugen alle zusammen nicht für dich, denn du bist ein ordentlicher Mann. Ich werde selbst für dich sorgen und dir eine passende Frau aussuchen. Kaum waren

Digitized by Google

fünf Monate vergangen, so erfüllte Ubié bereits sein Wort. Während dieser Zeit hatte er nach allen Richtungen des Landes Boten ausgesandt, die für mich eine geeignete Frau suchen sollten, keiner aber hatte eine schickliche gefunden. Da langten eines Tags mohammedanische Kaufleute hier an, unter denen sich ein Sklavenhändler befand, welcher sieben schöne Sklavinnen feilhatte. Ubié ließ sich die Mädchen vorführen und suchte unter allen die schönste aus, um sie mir zum Weibe zu schenken. . . . Das Vaterland meiner Frau ist Lima; die Bewohner sind Galla, der Regent oder Oberhäuptling des Landes heißt Ababokiwo. Meine Frau zählt jetzt 16 Jahre. Sie hat mich liebgewonnen, ist mir treu ergeben, und von Charakter sanft; ihr Verstand ist scharf und hell. Was sie aber besonders auszeichnet, ist Sittsamkeit und Tugend.*) Mein Haus wird durch drei Mägde und drei Diener bestellt; unter letztern befindet sich auch ein Sklave (Schangalla), welchen mir Ubié schenkte. Außerdem erhalte ich in monatlichen Raten frei geliefert alles nöthige Getreide, Fleisch, Butter, Salz und Pfeffer, sowie monatlich $1\frac{1}{4}$ Ctr. Honig, aus dem für mich Honigwein bereitet wird."

Zander's Urtheil über seine Frau könnte übertrieben erscheinen. Allein halten wir es zusammen mit den Lobsprüchen, welche andere europäische Reisende den Gallamädchen ertheilen, so kommt es uns noch sehr bescheiden vor. Der Engländer Baker besuchte 1862 die Sklavenhändler zu Metemmé in Galabat. „Sie wohnten", so erzählt er, „in großen Mattenzelten und besaßen viele junge Mädchen von außerordentlicher Schönheit, deren Alter zwischen 9 und 17 Jahren wechselte. Diese liebenswürdigen Gefangenen mit einer schönen braunen Farbe, zart geformten Zügen und Gazellenaugen waren Gallamädchen und waren von abyssinischen Händlern hierher geführt worden, um an die türkischen Harems verkauft zu werden. So schön diese Mädchen sind, taugen sie zu keiner schweren Arbeit und kränkeln und sterben bald, wenn man sie nicht freundlich behandelt. Man sieht mehr als eine Venus unter ihnen, und nicht genug, daß ihr Gesicht und ihr Wuchs vollendet schön sind, beweisen sie denen, welche sie gut behandeln, die größte Anhänglichkeit und werden brave und treue Frauen. Es liegt etwas eigenthümlich Gewinnendes in der natürlichen Anmuth und Milde dieser jungen Schönheiten, deren Herzen jenen wärmern Liebesgefühlen, welche unter rohern und rauhern Stämmen selten bekannt sind, eine rasche Antwort geben. Ihre Formen sind auffallend elegant und anmuthig, die Hände und Füße namentlich außerordentlich zart. Die Nase ist gewöhnlich leicht gebogen und mit großen und schön geformten Oeffnungen versehen. Das schwarze und glänzende, aber ziemlich grobe Haar reicht etwa bis zum halben Rücken hinunter. Diese Mädchen sind außerordentlich stolz und hochgesinnt und lernen merkwürdig schnell. In Chartum haben sich mehrere der angesehensten Europäer mit solchen reizenden Damen verheirathet, welche ihren Männern ohne Ausnahme große Liebe und Ergebenheit beweisen. In Galabat betrug der Preis für eine dieser Naturschönheiten zwischen 25 und 40 Thlrn."

Fort und fort erfreute sich Zander der Gunst Ubié's, der glücklich alle seine Feinde daniederzuwerfen wußte und mit eiserner Hand die Herrschaft über Tigrié führte. Doch auch seine Stunde sollte schlagen, und er, der so viele andere Fürsten aus ihrem Besitzthum vertrieben, von einem Emporkömmling besiegt werden.

Wol alle Völker, die sich in einer unglücklichen politischen Lage befinden, hoffen auf die Erscheinung eines großen Helden, der plötzlich auftretend, die Bedrücker des Landes daniederwirft und dieses zurück zur alten Macht und Größe führt. So geht auch in

*) Unter den Handzeichnungen Zander's im Besitze des Herzogs von Anhalt befindet sich auch als Typus einer Lima-Galla das Porträt seiner Frau nebst ihrem Töchterchen. Das Gesicht zeigt schöne edle Züge von durchaus kaukasischem Gepräge; ihre Tracht und die Frisur der Haare ist die landesübliche.

Digitized by Google

Abyssinien die Sage, daß ein Kaiser Tadros (Theodoros) erstehen werde, um den alten Glanz Aethiopiens wiederherzustellen; von ihm hieß es, er sei vom Himmel bestimmt, die Mohammedaner zu überwältigen und Mekka zu zerstören. Dann aber, wenn er sein mildes Scepter schwingt, kehrt Ruhe und Frieden bei dem geplagten Volke ein. Wol kam der Held — aber der ersehnte Frieden blieb aus. In der westabyssinischen Provinz Koara erhob sich der Detschasmatsch Kasa; Ras Ali, der gefürchtete Herrscher des Centralstaates Amhara, nicht minder der Detschasmatsch Goschu von Godscham und sein Sohn Buru erlagen den gewaltigen Schlägen des jungen Mannes, der mit seinen lanzenbewaffneten Kriegern kühn genug war, selbst den Kanonen der Aegypter am Flusse Rahad sich entgegenzuwerfen. Noch stand Ubié in Tigrié fest. In seiner Hauptstadt spielten damals die katholischen Missionare, namentlich de Jacobis, wieder eine große Rolle. Sie hatten den alten schlauen Greis ganz auf ihre Seite zu bringen gewußt und dadurch die Feindschaft des Kirchenfürsten Aba Salama im hohen Grade erregt. Hierauf baute Kasa seinen Plan. Um den Abuna auf seiner Seite zu haben, ließ er ihn von Adoa nach Gondar kommen und versprach ihm, wenn er ihn zum Könige krönen wolle, die Katholiken zu vertreiben. Der Vertrag wurde geschlossen, die Katholiken zuerst in Amhara verjagt und ihr Protector Ubié aufgefordert, sich zu unterwerfen und Tribut zu bezahlen. Allein dieser, der 25 Jahre im Schoße des Glücks gesessen und an sein Ende nicht glauben mochte, ließ es auf eine Entscheidung durch die Waffen ankommen. Groß und bedeutend waren die Vorbereitungen, die von beiden Seiten zum Feldzuge getroffen wurden, denn der Tag, welcher über Abyssiniens Zukunft entscheiden sollte, war gekommen.

Ueber die Hochebene von Wogara rückte im Januar 1855 das Heer des Kasa nach Semién, Ubié's Stammlande, vor; ihm entgegen zog von Enderta her der alte Landesfürst und mit ihm als Oberbefehlshaber der Artillerie, die aus zwei vom Könige Ludwig Philipp geschenkten Kanonen bestand, Eduard Zander. Immer höher winden sich die Truppen in die Alpenpässe hinauf, sie erklimmen Pfade, die sonst nur vom flüchtigen Steinbock betreten werden, immer schneidender weht die Luft dort oben und der Schnee fällt in weißen Flocken auf die braunen, leichtbekleideten Krieger herab, die am Fuße des mächtigen Bachit aufeinandertreffen und sich zögernd beobachten. Hier das Alter, die Erfahrung und eine erprobte Macht; dort die Jugend und die Siegesgewißheit, welche rasche Erfolge und Glück verliehen haben. Schon zauderte man wochenlang. Da bricht mit einem male, es war am 9. Febr. 1855, Ubié mit seiner gesammten Streitmacht auf. Beim Dorfe Debela kommt es zur entscheidenden Schlacht, in der Ubié's Heer vernichtet, er selbst gefangen, einer seiner Söhne getödet wurde. Sein ganzer Schatz, 60000 harte Maria-Theresia-Thaler, 7000 Flinten und auch die beiden von Zander commandirten Kanonen fielen in die Hände des glücklichen Kasa, der nun am Ziele seiner Wünsche angelangt war.

Nicht fern von der Walstatt steht die Kirche Debr Eskié, welche Zander mit so vieler Mühe und Noth erbaute. Dorthin begab sich schon zwei Tage nach der Schlacht, umringt von seinen Generalen und geführt vom Abuna, der siegreiche Kasa. Sein Stern war glänzend aufgegangen und immer fester wurzelte bei ihm der Gedanke, daß er berufen sei, das große äthiopische Reich wiederherzustellen. An die alte Sage anknüpfend, ließ er sich vom Abuna zum Könige Tadros II. krönen und begann seine Herrschaft, die reich an wahrhaft großen Momenten, aber auch reich an blutigen Schrecken ist.

Während de Jacobis und die Katholiken unter Androhung der Todesstrafe schleunig das Land verlassen mußten, verzieh der König den Generalen seines Feindes und nahm sie in seine eigenen Dienste. Vor allem mußte ihm aber der praktische, in allen technischen

Digitized by Google

Dingen erfahrene Zander ein willkommener Gehilfe sein; er erkannte dessen Tüchtigkeit und betraute ihn sofort wieder mit dem Obercommando über die Artillerie. „Ein Deutscher, Namens Sander aus Dessau", schrieb 1855 Ludwig Krapf, der kurze Zeit nach jener Katastrophe in Abyssinien eintraf, „ist der Geschützmeister des neuen Königs." Bei dieser Stelle blieb er jedoch nicht, immer höher schwang sich der unternehmende Mann auf, immer unentbehrlicher wußte er sich zu machen. Er wurde zum Befehlshaber der befestigten Insel Gorgora (Korkara) im Tanasee ernannt, wo er die Schatzkammer und ein Zeughaus des Königs zu hüten hatte. Am 24. Nov. 1857 schreibt er denn aus der Hauptstadt Gondar: „Flüchtig was meine Person betrifft: Der Kaiser Tadros ist mein warmer Freund. Vor einer Woche hat er mich zur höchsten Hofstelle befördert, wobei er mir sagte: Zander, du bist mein größter Diener, du giltst mir als Sohn." Gleichzeitig bittet er dringend darum, ihm die nöthigen Werkzeuge zur Anfertigung starker Schrauben zu schicken, da der Kaiser ihm den Auftrag gegeben habe, in Godschem eine Kettenbrücke über den Nil zu bauen. Ohne jene Instrumente aber könne er das große Werk nicht ausführen, auf dessen Vollendung Theodor stark hoffe, da er vor allen Dingen gute Verkehrswege in seinem Lande herstellen wolle.

Seit jener Zeit werden die Briefe Zander's seltener. Dafür langte aber die prächtige Sammlung der höchst charakteristischen Zeichnungen aus Abyssinien und der werthvolle Aufsatz über die Agricultur des Landes in Dessau an. Seinen letzten Brief, datirt vom 24. Oct. 1859 mit einem Nachtrage von 1862, überbrachte Theodor von Heuglin. Zander theilt darin mit, daß der König in seinen Gnadenbezeigungen nicht nachgelassen habe. „Meine Verhältnisse verbessern sich durch Gottes Gnade und Beistand stetig; mein geliebter Kaiser Theodoros hat mich wiederum vor einem Jahre (also etwa 1858) mit großer Gunst überschüttet. Ich bin in den Stand des höchsten Adels erhoben worden und im militärischen Range der Nächste nach dem Kaiser." Als Heuglin 1862 seinen Zug in das Lager des Königs Theodor zu Etschebed im Gallalande, jenseit des hohen Kollogebirges, unternahm, traf er auch wieder mit seinem alten Freunde Zander zusammen. Und das Wiedersehen der beiden Landsleute nach neunjähriger Trennung war ein recht herzliches. „Zander," so schreibt Heuglin in seinem neuesten Werke"*), ist Maler, ein äußerst gemüthlicher, praktischer Mensch, dem der König volles Vertrauen schenkt und ihn deshalb viel in seiner Nähe hat. Er kam in abyssinischer Kriegertracht mit schwarzem Lemd (kurzem Pelz); neben ihm führte ein Diener sein Staatsmaulthier mit silbernem Sattelzeug, ein anderer trug den silberbeschlagenen Schild, wieder andere seine Lanzen und Gewehre. Zander, der mit einem seidenen Gewande belehnt war, legte bei der Annäherung des Königs die hohe Auszeichnung an. Es ist dies ein langes Ueberkleid aus buntem, weiß, gelb und rothem indischen Seidenstoff, vorn zuweilen mit kleinen Silberknöpfchen geziert. Der so Belehnte ist berechtigt, in diesem Hemd, und nicht wie seine übrigen Landsleute mit entblößter Schulter, vor dem Landesfürsten zu erscheinen; er ist hoffähig und darf auf Reisen für sich und seine Dienerschaft in jedem Orte, wo er übernachtet, eine Quantität Brot beanspruchen."

Zander, der zu einer so bedeutenden Stellung sich emporgeschwungen hatte, suchte dieselbe, soweit es die traurigen Verhältnisse gestatteten, auch im Nutzen des Landes anzuwenden. Er trug sich entschieden mit reformatorischen Ideen und glaubte in Theodor den Mann zu sehen, der wirklich das Volk wieder zu einer höhern Stufe heben könne. Die vorzüglichen Eigenschaften des großen Herrschers, bei dem wir jedoch niemals vergessen dürfen, daß er ein Abyssinier ist, berechtigten Zander auch vollkommen hierzu und er studirte, um solche Reformen vorzubereiten, immer eifriger die socialen Verhältnisse

*) „Reise nach Abyssinien" (Jena 1868), S. 339. 340. 347.

Digitized by Google

des Landes. Eine Frucht dieser Thätigkeit ist die genannte Abhandlung über die Agricultur Abyssiniens, welche allerdings weit mehr enthält, als der Titel angibt. Nach einem Ueberblick der Geologie und Oberflächengestaltung des Landes, einer Schilderung der Höhenschichten und ihrer hauptsächlichsten Charakterpflanzen, sowie des Klimas, geht Zander speciell auf die Agricultur und die sociale Stellung des Landmanns über. Diesem Abschnitt, welcher des Neuen viel bietet und auch besonders geeignet erscheint, wichtige Winke demjenigen zu ertheilen, der etwa, wie jetzt die Engländer, es auf eine dauernde Niederlassung absehen könnte, entnehmen wir das Folgende:

„Der Abyssinier hat durchschnittlich eine Einfelderwirthschaft und nur hier und da Zweifelderwirthschaft. Er düngt nicht, obgleich er den Nutzen der Felderdüngung sehr gut kennt. Allein seine Unlust zur Arbeit und sonstigen Thätigkeit, seine Stellung zur Regierung, sind für ihn Hindernisse, die er niemals zu überwinden vermag. Diese Indolenz wird vorzüglich durch die Größe und den Reichthum seines Landbesitzes genährt, denn schon wenn der vierte Theil der weit ausgedehnten Felder bestellt ist, sind die Lebensbedürfnisse des Eigenthümers gesichert. Gewöhnlich liegt der dritte Theil brach; wo der Boden sehr humusreich ist, bestellt man jedoch nur die Hälfte. Man muß die traurigen Zustände mit eigenen Augen gesehen haben, um einen Begriff von Brachfeldern zu erhalten, die drei Jahre lang, ohne vom Pflug berührt zu werden, wüst liegen! Ein solches «Ackerfeld» gleicht gewissermaßen einer gut aufkeimenden Waldung, denn die wilde Vegetation wuchert in Abyssinien ungemein schnell; man scheut auch das Ausroden der Baumwurzeln und begnügt sich damit, die Stämme ein bis zwei Fuß über dem Boden abzuhauen. So sieht man die Felder mit großen und kleinen, oft Jahrhunderte alten Stämmen und Wurzeln bedeckt. Und nun erst die Steine, die groß und klein, oft so dicht, daß man kaum den Boden erkennt, über den Acker zerstreut liegen! Nicht einmal den kleinsten Stein entschließt sich der Abyssinier auf die Seite zu schaffen. Wie viel gutes Ackerfeld geht also auch hierdurch verloren!

„Naht die Zeit heran, daß diese Ackerwüste bestellt werden soll, so sendet der Eigenthümer oder Bauer seinen Knecht dorthin; hat er Lust dazu, so geht er auch wol selbst auf das Feld. Dort angelangt, besteht die einzige Arbeit darin, das aufgewucherte Gestrüpp, Strauchwerk und Holz niederzuhauen. Dies geschieht gewöhnlich gleich nach der Ernte im November, December, Januar, und von dieser Periode bis zur Bestellzeit hat das abgehauene Reisig Zeit auszutrocknen; alsdann wird es in Brand gesetzt. Leicht und oft ereignet es sich nun hierbei, daß auch die benachbarten Wildnisse Feuer fangen und ein großer Brand über viele Meilen Landes sich verwüstend erstreckt. Die von dem verbrannten Holzwerk zurückgebliebene Asche jedoch macht die einzige Düngung des Landes aus. Stellen sich dann die ersten Regengüsse ein, so wird der Pflug angesetzt und der Boden hintereinander zweimal umgepflügt, einmal der Länge und einmal der Breite nach. Die Saat wird schon vorher ausgestreut und mit untergepflügt; eine nachherige Aussaat kennt der Abyssinier nur bei Tief und Dakuscha, bei welchen die Hände der Weiber und Kinder dann das Geschäft des Eggens besorgen. Da, wo bei herrschender Zweifelderwirthschaft die Felder von Holz und Gestrüpp frei sind, werden dieselben zweimal gepflügt; einmal gleich nach der Regenzeit und das zweite mal bei der Aussaat. In den Hochländern, wo Holzwuchs und Gestrüpp seltener, ja in vielen Gegenden gar nicht anzutreffen sind, hat der Bauer leichteres Spiel, namentlich beim Gerstenbau.

„Das einzige Ackerwerkzeug des Abyssiniers ist der Pflug, aber was für ein Pflug! Ist die Umackerung und Einsaat vollendet, so gleicht die ehemalige Wüste einem Felde, das von einer Heerde Schweine durchwühlt wurde. Lange Furchen zieht der Abyssinier nicht; schon nach 20—30 Schritten lenkt er wieder um, vollendet so ein gewisses Stück und beginnt da, wo er abgesetzt, von neuem. Man stelle sich vor, wie viel von dem be-

Digitized by Google

reits fertig gepflügten Lande von den Zugthieren wieder zertreten wird. Diese sind Ochsen, die in einem gemeinschaftlichen Joche gehen und nur durch die Stimme oder Peitsche des Pflügenden gelenkt werden. Da sie zügellos sind, so wenden sie sich bald rechts, bald links und ziehen demgemäß krumme Furchen. Egge und Walze sind in Abyssinien unbekannte Größen. Tritt nun die eigentliche Regenzeit ein, dann grünt das Feld lustig von Unkräutern und Schmarotzerungethümen, die von Frauen und Kindern ausgegätet werden müssen. Im Hochlande dagegen, namentlich auf den Plateaux, trifft man, weil dort das Gestrüpp mangelt, trotz des unbehülflichen Pfluges, trefflich cultivirte und gereinigte Felder.

„Tritt die Erntezeit ein, so wird alles Getreide mit gezähnten Sicheln — Sensen sind unbekannt — geschnitten, und zwar nur eine Spanne lang unter der Aehre. Der Stohverlust kümmert den Abyssinier nicht; er bindet das Getreide auch nicht in Garben, sondern wirft es auf Haufen, die an Ort und Stelle mit langen Stöcken ausgedroschen oder von Ochsen ausgetreten werden. Nachdem das meiste Stroh entfernt, reinigt man das Getreide durch Emporwerfen mittels hölzerner Gabeln; der Wind vertritt Wurfschippe und Sieb, doch bedient man sich in einzelnen Gegenden auch hölzerner Schaufeln. Um die mühsame Reinigung von sechs bis acht Scheffeln Getreide zu vollenden, braucht ein Mann einen ganzen Tag. Scheunen gibt es nicht und sind auch weniger nothwendig, da nach Schluß der Regenzeit kein Regen mehr eintritt.

„Ist eine Ackerwüste nur einigermaßen fruchtbar, so erzielt man von Tief (Eragrostis abesinica) in zwei Jahren zwei Ernten, da dieses Getreide mit geringem Boden fürliebnimmt. Folgendes sind die durchschnittlichen Ernteergebnisse, doch ist dabei zu bemerken, daß der Ertrag der Mais- und Dakuschaarten in den tiefer gelegenen Ländern am Mareb, Takazié und Nil nicht als Norm anzunehmen ist, da hier der Ertrag, je nach der Bodengüte, oft drei- und vierhundertfältig ausfällt. Je 1 Scheffel Tief gibt 30, Mais 150, Weizen 10, Dakuscha 20, Lein 24, Gerste 12, Linsen 6, Saubohnen 10, Schimbera 8 und Nuk (eine Oelfrucht) 40 Scheffel Ernteergebniß.

„Die Hauptursache der Unlust und Unthätigkeit der Abyssinier zu jeder ackerbautreibenden Beschäftigung liegt in ihrer Stellung zur Regierung. Diese läßt es sich nicht im geringsten angelegen sein, den Bauer zur Arbeit aufzumuntern, anzutreiben und zu unterstützen. Der Regierung ist es vollkommen gleichgültig, ob die Leute Ackerbau treiben und wie sie denselben treiben. Das Regiment war stets ein despotisches; erzielt der Bauer viel, so nimmt die Regierung auch viel; erntet er wenig, so nimmt sie trotzdem viel. Hierzu gesellen sich noch andere Lasten: stete Einquartierung und Frondienste aller Art. In einer unbestimmten, willkürlichen Anzahl von Frontagen muß der Landmann die Aecker der Regierung und der hohen Beamten bestellen; er muß Baufronen leisten, wenn ein hoher Herr bauen will, und dazu das nöthige Holz oft viele Tagereisen weit auf dem Rücken herbeischleppen. Es kommt vor, daß 100 Menschen an einem einzigen großen Balken tragen müssen. Man bedenke dabei aber, welche Wege zu passiren, welche Abgründe zu überschreiten, welche Höhen zu erklimmen sind! Gestrüpp, Dornen, Steine, alles hindert den Transport; denn gebahnte Wege und Straßen besitzt das Land nicht. Außer dem Holze muß der Bauer noch Steine, Stroh, Mörtel, Wasser und was sonst von nöthen, zum Bau herbeischaffen.

„Eine Hauptlast, die schwer auf dem Volke drückt, ist der Adel. Es gibt einen niedern, Mossesо, und einen höhern, Mokunnen genannt. An diesen schließt sich drückend an die Dienerschaft des Regenten, die Heerführer, alle aus der Adelsklasse, endlich diejenigen, welche wir nach europäischen Begriffen als Räthe und Minister bezeichnen. Alle diese Beamten sind nicht von der Regierung besoldet. Der Herrscher belehnt sie, je nach Rang und Stellung, mit Ländereien, von denen sie gesetzliche Steuern zu beziehen haben;

Digitized by Google

allein sie alle, groß und klein, erlauben sich Ausschreitungen und Bedrückungen, gegen die der Bauer wol klagt, aber die Klagen gelangen nicht an den Thron. Oft wird der Landmann von diesen liebenswürdigen Leuten bis auf die Haut ausgeplündert. Derjenige, welcher vom Herrscher mit einem Lande belehnt wird, ist unumschränkter Herr über alle Bewohner desselben und die Gerichtsbarkeit liegt ganz in seinen Händen; diese weiß er vortrefflich zu seinem Nutzen auszubeuten, und nur in halsnothpeinlichen Sachen ist der Regent Richter. Willkürlich darf der Lehnsherr keine Steuern erheben, von denen der Regent übrigens ein Drittel für sich zu beziehen hat. Erhebt nun der Regent seine Steuerquote, so kann jener in demselben Maße die seinigen einziehen. Sie besteht in Geld, Getreide, Baumwollzeug, Vieh, Butter, Honig, Pfeffer, Salz und Zwiebeln. Auch außerordentliche Steuern kennt Abyssinien.

„Der Abyssinier ist fester Grundbesitzer, und die Regierung kann über den Grundbesitz ihrer Unterthanen nicht willkürlich verfügen oder denselben nach Gutdünken an sich ziehen, es sei denn durch rechtskräftigen Urtheilsspruch. Dieser letztere kann nur dann eintreten, wenn der Eigenthümer kinderlos oder ohne Verwandte, nähere oder fernere, stirbt. Dann zieht die Regierung die Ländereien des Verstorbenen für ewige Zeiten an sich. Zeitweilig wird die Regierung Besitzerin eines Grundstücks, wenn dessen Eigenthümer die darauf lastenden Abgaben und Steuern nicht zu entrichten vermag. Sie behält dieselben so lange, bis diese bezahlt sind, oder übergibt sie unterdessen einem andern Wirthschafter, der die schuldige Summe vorstreckt, doch nur so lange, bis der rechtmäßige Eigenthümer wieder zahlungsfähig ist und die vollständigen Steuern entrichtet sind. Oft übernimmt die Gemeinde dieses Geschäft; Verkauf der Ländereien findet selten statt.

„Hier wäre wol der Ort, einige Worte über Ansiedelungen vom Vaterlande aus nach Abyssinien einzuschalten. Unter der gegenwärtigen Regierung können dieselben niemals stattfinden. Der Auswanderer, er komme, woher er wolle, kann wol hier in Abyssinien Grundstücke käuflich erwerben, doch vermag er niemals sichere Garantie für deren dauernden Besitz zu erhalten, denn alle Regierungen des Landes waren bis zum heutigen Tage Willkürherrschaften. Bei einem Regierungswechsel ist der Ansiedler sicher zu Grunde gerichtet, am gewissesten dann, wenn er das Land von einem Einwohner kaufte, dessen Verwandte ihm seinen Erwerb bei der neuen Regierung streitig machen können. Dann stellt sich gewöhnlich heraus, daß der Verkäufer nur zeitweiliger Besitzer der Ländereien war, und das abyssinische Recht gibt unter solchen Umständen den Verwandten das Land zurück. Etwas besser ist der Ansiedler daran, wenn er von der Regierung ein Grundstück erwirbt und den Kaufabschluß unter Zuziehung von Zeugen in das Kirchenbuch eintragen läßt. Aber wie lange ihm das Land gesichert bleibt, weiß Gott allein!

„Gesetz und Gerechtigkeit waren in Abyssinien nur dem Namen nach vorhanden. Doch die gegenwärtige Regierung des vortrefflichen Kaisers Theodor läßt schöne Hoffnungen in meinem Herzen wach werden. Der Herr möge stets über meinem Kaiser, welchen ich von ganzer Seele liebe, seinen reichen Segen und Frieden walten lassen!

„Vermöge der Verschiedenartigkeit seines Klimas dürfte sich Abyssinien zum Anbau aller europäischen Culturpflanzen eignen, die unter vaterländischer Geschicklichkeit herrlich gedeihen werden. Der Reis ist unbekannt; Kaffee wird so gut wie gar nicht und noch dazu höchst ungeschickt angebaut; stark cultivirt wird er in den Gallaländern Limu, Enarea und Kaffa, und die von dort stammenden Sorten sind besser als der arabische Kaffee aus Mokka. Vierzig Pfund Kaffee gelten in Abyssinien einen Maria-Theresia-Thaler. Schwarzer Pfeffer, Baumwolle, Indigo könnten vorzüglich gebaut werden. Für Zuckerrohr und Runkelrüben findet sich geeigneter Boden. Ich selbst habe in Tigrié Runkelrüben cultivirt, die eine bedeutende Größe erreichten und viel zuckerhaltiger als die vaterländischen

Digitized by Google

waren. Alle Gewürze der Gewürzinseln und die verschiedensten Oelpflanzen würden gedeihen; Oelgewinnung und die dazu nothwendigen Geräthe sind hier unbekannt. Desgleichen fehlt guter Flachs und Hanf zum Spinnen und Weben. Beeren, Früchte, Wein, sie alle fänden hier zusagenden Boden.

„Doch mit Schmerz muß ich bekennen, daß alles dieses, solange der gegenwärtige Zustand des Landes dauert, solange nicht eine radical veränderte Regierungsweise eintritt, eitler Wunsch bleiben wird. Denn erst, wenn die Regierung eine unbeschränkte Cultivirung des Landes durch Deutsche, Engländer, Franzosen u. s. w. zuläßt und unterstützt, kann aus diesem etwas werden. Durch die Abyssinier selbst kann eine nutzbringende Cultur niemals geschaffen werden, denn sie sind bitter arm, es fehlen ihnen alle Instrumente, welche den Anbau fördern könnten, oder die Arbeiter, die sie zu verfertigen verständen. Auch ist ihr geistiges Besitzthum arm, dürftig, auf niederer Stufe stehend; sie sind entblößt von allen guten Eigenschaften, ihnen fehlt Liebe und Lust zur Arbeit, Sinn für die Natur."

Es ist hier nicht der Ort zu entwickeln, wie weit den gerügten Mißständen durch die englische Expedition nach Abyssinien abgeholfen werden kann. So viel aber erscheint sicher, daß dieselbe keine vorübergehende sein wird. Abyssinien als Vormauer Indiens, als Schlüssel zum Rothen Meere, kann dereinst bei seiner großen Culturfähigkeit in der Hand der Engländer noch zu einem blühenden Reiche gestaltet werden, und dann dürften auch die Wünsche unsers Landsmannes, der sich seiner neuen Heimat mit so vieler Liebe widmet, ohne das alte Vaterland zu vergessen, in Erfüllung gehen.

Die letzten Nachrichten von Zander datiren aus der allerneuesten Zeit. Der Herzog von Anhalt, welchem das Schicksal seines Landeskindes warm am Herzen liegt, ertheilte dem berühmten Afrikareisenden Gerhard Rohlfs, als dieser sich zum englischen Expeditionscorps nach Abyssinien begab, den Auftrag, Erkundigungen über Zander einzuziehen. Rohlfs ist dem nachgekommen und hat im Februar 1868 berichtet, daß Zander sich fortwährend in der Umgebung des Königs Theodor befinde. Möge ihm die Rückkehr in die Heimat gelingen!

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling.

Vierter Artikel.

Der Sturz Belcredi's.

„Nichts hat sich verändert: es ist nur ein Franzose mehr da!" Das waren die Worte, welche der „Moniteur" nach der Wiederherstellung der Bourbonen dem Grafen von Artois in den Mund legte. So fand auch Graf Belcredi nach dem Prager Frieden, es habe sich weiter nichts verändert, als daß eine Provinz weniger da sei; um so leichter aber müsse es sein, das zum Tode verwundete Reich den Feudalen und Ultramontanen in die Arme zu werfen, die von Deutschland losgerissenen Deutsch-Oesterreicher den slawischen Föderalisten in die Hände zu spielen. Wie während des Kriegs Benedek's welthistorischer „Plan", so ward jetzt des Staatsministers „Plan" für die Reorganisirung der Monarchie zum Gegenstande beißender Spöttereien voll verzweifelter Resignation. Aber wie leicht es dem Grafen auch war, einen „Plan", der nur auf gänzliche Planlosigkeit hinauslief, in undurchdringliches Geheimniß zu hüllen, zwei entscheidende Punkte leuchteten dennoch gleich Sternen aus dem Dunkel der Nacht hervor. Die „sistirte"

Digitized by Google

Verfassung glaubte Belcredi auf dem Blachfelde von Königgrätz für immer los geworden zu sein, und mit dem deutschen Bürgerthume brauchte er, seiner Meinung nach, jetzt weniger denn je zu rechnen. Laut höhnten die officiösen Organe: „Solange die Centralisten an der Februarverfassung festhalten, verhandelt niemand mit ihnen; und geben sie dieselbe auf, so haben sie kein Recht mehr, zu verlangen, daß man überhaupt mit ihnen verhandle.“ Und wieder ging die Dreistigkeit der Regierungsblätter so weit, daß sie zu erzählen wußten, wie der Staatsminister Deputationen aller möglichen slawischen Stämme ermahnt habe, jetzt nicht zu arg auf den Deutschen Holz zu hacken, da die armen Teufel es ohnedies durch den Prager Frieden schwer genug hätten. Die Deutschen auf die Großmuth, auf die Herablassung, auf das Mitleid der Czechen und Slowenen angewiesen! Die Deutschen als die alleinigen Opfer des Tages von Königgrätz hingestellt, der im Gegentheile den Slawen und der regierenden Clique die Herrschaft über die Monarchie als herrliche Morgengabe eingebracht! Kaum daß der Abschluß der Friedenspräliminarien und die Verhängung des Belagerungszustandes über Wien der Regierung nach außen Luft geschafft und den Deutsch-Oesterreichern die Zunge geknebelt, als Minister und Slawen sich auch schon anschickten, an dem verheerenden Brande, der über das Reich hereingebrochen, ihre Suppe zu kochen. Vom 9. bis 11. Aug. fand im Hotel Zur Stadt Frankfurt in Wien eine von den Führern der Czechen inscenirte Réunion statt, die sich selber gar pompös einen „Slawencongreß“ zu taufen beliebte; aber allerdings, zu Belcredi's großem Verdruß, nur die absolute Unmöglichkeit darlegte, die slawischen Stämme unter Einen Hut zu bringen, geschweige denn sie als ein Gegengewicht zu Gunsten der Staatseinheit wider die magyarischen Prätensionen in die Wagschale zu werfen. Außer Rieger und Palacky hatte sich Bischof Stroßmayer aus Agram eingefunden; auch Graf Goluchowski wohnte Einer Sitzung bei. Aber die Polen, zu allen Zeiten die Diplomaten spielend, separirten sich alsbald und gingen ihre Wege für sich, da sie darauf speculirten, bei der täglich mehr hervortretenden Ungeberdigkeit der Czechen an deren Stelle die Lieblinge Belcredi's zu werden. Die Kroaten, denen der pesther Centralismus auf dem Nacken saß, verlangten ihrerseits in einen wiener Reichsrath einberufen zu werden, wo sie mit den Czechen, Polen und Slowenen die Deutschen zu majorisiren versprachen. Die Corporation, in die sie ein Lustrum hindurch sich einzutreten geweigert, sollte ihnen jetzt, wo die Regierung von einer solchen Versammlung nichts mehr hören wollte, Schutz gegen die Magyaren gewähren. Gewiß auch ist, daß Belcredi mit diesem Plane kokettirte, obschon er selbstverständlich an dessen Ausführung nicht im Traume denken konnte, ohne sich mit Ungarn und selbst mit seinem eigenen Collegen Mailáth auf offenen Kriegsfuß zu stellen. Die Czechen begehrten einen Reichssenat mit drei Generallandtagen für Böhmen, Mähren, Schlesien als Länder der Wenzelskrone, für Galizien mit der Bukowina und für Innerösterreich. Diese Zumuthung jedoch empörte die wackern Slowenen dermaßen, daß sie der Einladung nach der „Stadt Frankfurt“ gar nicht Folge leisteten, denn sie verlangten einen Generallandtag in Laibach für Krain, Görz, Istrien und Triest — das war ihr „Plan“, mit dem, als die Wasser des „Slawencongresses“ sich längst verlaufen, der Bürgermeister Dr. Costa von Laibach sich in aller Stille zum Staatsminister auf den Weg, dort aber ein gelindes Fiasco machte. Das czechische Project dagegen ward im Staatsministerium unverhohlen mit günstigen Augen betrachtet. Graf Belcredi nahm es entgegen und seine Blätter vertheidigten es eifrig. Wenn trotzdem von diesem Slawen-Conventikel her das Zerwürfniß des Staatsministers mit den Czechen datirt, so lag der Grund darin, daß dieselben, statt das gewünschte Gegengewicht für die Magyaren abzugeben, jetzt dem geschwächten Reiche gegenüber doppelt fest an der Forderung hielten: die Wenzelskrone dürfe nicht um Ein Haar breit weniger unabhängig von Wien gestellt werden als die Stephanskrone. Rieger

Digitized by Google

muß schon sehr verstimmt vom „Slawencongreß" fortgegangen sein; denn bereits am 25. Aug. suchte er sich in einem Briefe an den oberösterreichischen Autonomisten Wiser mit dieser Partei in Verbindung zu setzen. Da er ihr Goluchowski als einen „gar nicht so reactionären Mann" empfahl und für den Föderalismus plaidirte, der sich „nicht mit blind nachgebeteten constitutionellen Formeln, wie occidentale Bedürfnisse sie geschaffen, begnüge", hörte man selbstverständlich nicht auf ihn. Jetzt vollständig verbittert, nahmen die Czechen keinen Anstand mehr, mit ihren letzten Planen und ihrer offenen Feindseligkeit gegen Belcredi ans Licht zu kommen. Im Laufe des September stellten Bezirksvertretungen, wie die von Melnik und Weißwasser, das Begehren, der projectirte prager Generallandtag müsse das Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht erhalten, auch ein eigenes verantwortliches böhmisches Ministerium sich gegenüber haben — und wurden aufgelöst, weil sie für dies Programm durch Mittheilung an andere Bezirksvertretungen Propaganda machten. Die prager Journale „Politik" und „Narodni Listy" waren nunmehr die eifrigsten, auf den Rücktritt des Staatsministers zu dringen; selbst vom Septemberpatent wollten sie nichts mehr wissen und feierten seinen Jahrestag nur durch die Klage, daß jene Haupt- und Staatsaction für das Czechenthum *keine* „freie Bahn" eröffnet habe. Auch nahm die Bewegung, welcher die Sistirungspolitik so leichtfertig in Böhmen die Schleusen aufgezogen, mehr und mehr einen hussitischen Charakter an, der es Belcredi immer schwieriger machte, nach oben hin die Czechen als Stützen des Reichs darzustellen. Es war schon ein harter Schlag gewesen, als der Bürgermeister von Brünn, Dr. Giskra, den Anfeindungen, die er wegen seines Benehmens während der preußischen Occupation zu erdulden hatte, mit einem Schreiben entgegentrat, das Major Caprivi im Namen des Generals Voigts-Rheetz abgefaßt und in dem es wörtlich hieß: „In Brünn sind wir während dieses Feldzugs *zum ersten male* Bürgern begegnet, denen man es ansah, daß das Unglück ihres Vaterlandes auf ihnen lastete und die mit männlicher Würde, aber schwerem Herzen ihrer Pflicht, der Stadt die Lasten feindlicher Besatzung zu erleichtern, genügten." Dann kam das Land und namentlich seine Hauptstadt seit dem Friedensschlusse und Abzuge der Preußen aus der Aufregung der Krawalle und politischen Processe gar nicht heraus. Mitte September begannen die Straßenscenen damit, daß in Prag und dem benachbarten Karolinenthal der Pöbel jene Vorräthe an Lebensmitteln plünderte, welche Bürger der Stadt den abmarschirenden Preußen abgekauft hatten und bei deren Einbringung sie von preußischen Patrouillen nur lässig geschützt wurden. Wüster Patriotismus gab den Vorwand ab: der „nationale" Haß gegen die das deutsche Bürgerthum und theilweise die verachteten Israeliten repräsentirenden Händler war das eigentliche Motiv. Die Hetzjagd entsprang genau derselben Quelle wie jener przibramer Spectakel, der im Februar eine Art historischer Berühmtheit erlangt und zu dem famosen Stribro-(Silber-)Geschrei Anlaß gegeben. Arbeiter und Werkführer in den Staatsbergwerken zu Przibram waren jahrelanger großartiger Unterschleife bezüchtigt worden; das beuteten die „Nationalen" zu einem Generalsturm auf ihre beiden „bêtes noires", die wiener Regierung und die Juden, die bei dem Betruge als Hehler fungirt, aus. So ward Stribro für die Judenhetzen des Frühjahrs ein um so beliebterer Schlachtruf, als darin alle roh hussitischen Leidenschaften der Czechen, inclusive der Geldgier verkörpert und mit einem politischen Anstrich übertüncht erschienen. Den Besitzenden ward dermaßen angst, daß, als die Preußen am 18. Sept. um 11 Uhr nachts Prag verließen, ein österreichisches Bataillon noch vor Tagesanbruch, nach den getroffenen Anordnungen, einrücken mußte. Ende September begannen dann die Krawalle gegen die Jesuiten, die sich, aus Italien vertrieben, wie überall so auch in Prag einnisteten und dort Geld zur Gründung von Gymnasien sammelten. Man warf ihnen die Fenster ein und demonstrirte in den Kirchen, wo sie predigten. Der Superior, den eine Deputation prager

Digitized by Google

Bürger um die Entfernung des Ordens ersuchte, erwiderte, er sei vom Cardinal Fürsten Schwarzenberg auf die Bitte vieler hoher Adelichen ins Land gerufen worden — und lächelte herablassend, als man sich anheischig machte, ihm eine Gegenpetition mit 300000 Unterschriften für die Ausweisung der Jünger Loyola's in kürzester Frist zu unterbreiten. Endlich kamen Anfang October Urlaubermeutereien hinzu, bei denen allerdings auch wieder die Tüchtigkeit der österreichischen Administration in wunderbarem Lichte erschien. Es wurden z. B. Urlauber von böhmischen Regimentern, die in Wien standen, erst nach Prag befördert, um dann dort mit 20 Kr. (etwa 3 Sgr.) Abfertigung nach ihrer Heimat in Ungarn entlassen zu werden — das verworrene Verhältniß der Truppenkörper zu ihren Depots trug die Schuld daran. Währenddessen nun wurden die Processe wegen der Märztumulte in Schüttenhofen, Hostomic u. s. w. abgeschlossen und die Monstreanklage in Sachen des przibramer Silberdiebstahls sowie die Untersuchungen in Betreff der Septemberskandale vorbereitet. Das alles warf düstere Schatten auf jenes Kronland, auf das Graf Belcredi in erster Linie gerechnet, um gleichzeitig gegen Ungarn und das Deutschthum Front zu machen! Zum entsprechend grellen Abschlusse fehlte nichts mehr als jenes Attentat gegen das Leben des Kaisers, welches ein übereifriger, wichtigthuerischer Engländer Palmer bei der Anwesenheit Sr. Maj. in Prag (während der ersten Novembertage) entdeckt haben wollte. Die Anklage zerfloß in Nichts; es blieb nur der Ruin eines armen Teufels von Schneider, Namens Pust. Welche Fortschritte aber die Aussöhnung der Nationalitäten unter dem Sistirungsrégime gemacht, das trat in wahrhaft bengalischer Beleuchtung hervor, als auf die erste Nachricht von dem sogenannten Attentate, das der Monarch mit den Worten an den prager Gemeinderath: „Machen Sie sich nichts daraus, meine Herren!" am richtigsten kennzeichnete, die Journale in Wien, voll Todesangst, zu welchen extremen Maßregeln gegen das Deutschthum der Vorfall führen könne, gleich hervorhoben, daß der vermeintliche Schuldige ein Czeche sei!

So mußte denn für die wankende Freundschaft der Czechen, die um so unsicherere Bundesgenossen für ein feudales Cabinet wurden, als die Jesuitentumulte auch die Masse der „Nationalen" bei den Kirchenfürsten und Magnaten in übeln Ruf gebracht, ein Ersatz gefunden werden; daher kam es, daß die Polen und Graf Goluchowski das Fett von der slawischen Suppe abschöpften, die im Hotel Zur Stadt Frankfurt gebraut war. Belcredi mußte die drei Provinzen, auf die er sich hauptsächlich stützen konnte, Galizien, Böhmen und Tirol mit seinen Glaubenseinheitlichen, möglichst fest in die Hand zu bekommen suchen, da sich im Ministerium denn doch bedenkliche Zersetzungssymptome kundgaben. Bereits am 7. Sept. hatte der Kriegsminister von Franck wegen Kränklichkeit seinen Abschied genommen und den Feldmarschallieutenant von John, Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht bei Custozza, zum Nachfolger erhalten. Diese Gelegenheit nun benutzte Graf Belcredi, um sich durch die Wiederherstellung des Armeeobercommandos, an dessen Spitze Erzherzog Albrecht trat, neue Stützen in der Generalität zu gewinnen. Wenig kümmerte ihn dabei, daß es für die Interessen der Monarchie kaum etwas Verhängnißvolleres geben konnte als die Restaurirung dieser Institution, die aus den Schrecken des Bürgerkriegs 1849 hervorgegangen war und mit der selbst die Altconservativen weiter zu wirthschaften sich schon vor sieben Jahren entschieden geweigert hatten. Das Armeeobercommando war im October 1860 aufgelöst worden, weil es für einen noch so starren Absolutisten unmöglich war, inmitten der österreichischen Finanzmisère sich als Minister über Wasser zu erhalten, wenn als Chef der Armee ein Erzherzog, nicht nur ohne alle Controle oder Verantwortung vor einer Volksvertretung, sondern sogar außerhalb alles Connexes mit dem Conseil und unerreichbar für dessen übrige Mitglieder dastand. Bruck hatte es versucht, so zu arbeiten, und war dadurch zu dem bösen Streiche mit den 111 Mill. Nationalanleihe, ja zum Selbstmorde gedrängt.

Digitized by Google

Am 22. Sept. 1867 stellte Graf Belcredi diesen unnatürlichen Mechanismus wieder her und — rieb sich vergnügt die Hände, weil es ihm gelungen, mit der definitiven Entrückung des Heeres aus dem Bereiche des Parlamentarismus dem Constitutionalismus eine neue Todeswunde zu versetzen. Die Czechen sollten gezügelt werden, indem Böhmen (28. Sept.) den Grafen Rothkirch-Panthen zum Statthalter bekam, da der bisherige Vicestatthalter Graf Lazansky für seine Dienstleistungen gegen die Deutschen und für seine eilige Abreise bei der Annäherung der Preußen denn doch durch den hohen Orden, den der Staatsminister ihm hatte verleihen lassen, hinlänglich belohnt erschien. Die Wahl des Grafen Rothkirch nun bedeutete, daß Graf Belcredi, ohne sich den Deutschen zu nähern, doch den Czechen ein Avis geben — vor allen Dingen aber seinen wichtigsten Stützen bei Hofe, den Ultramontanen, ein neues Pfand bieten wollte, wie die Regierung fester denn je entschlossen sei, die Jesuiten zu Herren des Staats zu machen. Letztere Absicht gab bei allen wichtigen Ernennungen während des Herbstes in erster Linie den Ausschlag und zieht sich, wie ein rother Faden, durch die gesammte Politik des Staatsministers nach dem Prager Frieden. Durch die rührendste Sorgfalt für die aus Italien vertriebenen Jünger Loyola's glaubte Belcredi sich das an Einfluß zu ersetzen, was er doch vielleicht bei Königgrätz eingebüßt. Graf Rothkirch, ein Mann von 59 Jahren, der die Beamtencarrière in Böhmen und der Bukowina durchgemacht, dann Ende 1863 von Schmerling zum Oberstlandmarschall erhoben war, hatte durch die Art, wie er den Landtagsdebatten während der letzten Session präsidirt und die Deutschen in ihren verfassungsmäßigen Rechten verkürzt, genug bewiesen, daß er kein Freund seiner Landsleute sei. Die Czechen wieder hatten nach dem Kriege denn doch ganz andere Prätensionen, als daß ihnen ein Cavalier genehm gewesen wäre, mit dem selbst Schmerling noch zur Noth ausgekommen. Sie erinnerten sich jetzt, daß Se. Exc. nur sehr wenig czechisch radebreche und daß, als 1848 davon die Rede gewesen, den Grafen zum Statthalter Böhmens zu machen, die czechischen Blätter mit schwarzem Rande erschienen seien. Daher waren die Deutschen zwar trostlos, um so mehr als die gleichzeitige Ernennung des Grafen Nostitz zum Oberstlandmarschall, von welchem Posten ihn Schmerling November 1863 wegen seiner gar zu prononcirt czechisch-feudalen Gesinnung abberufen, ihnen deutlich zeigte, was sie zu erwarten hätten. Aber auch die Czechen sahen jetzt klar, daß die „Nationalen" nur die Schultern herhalten sollten, um den Gaugrafen zur Herrschaft zu verhelfen. Graf Belcredi war zufrieden, als der neue Statthalter sofort die energischsten Maßregeln gegen jede Störung der Jesuiten ankündigte. Ja, der Staatsminister betrachtete es als einen abermaligen positiven Gewinn, daß in den ersten Octobertagen die prager Universität eine ihrer schönsten Zierden, den gefeierten Romanisten Brinz, verlor, der den Sistirungsmännern in der Eigenschaft eines „aus dem Reiche" hereinberufenen Aufgeklärten und eines wackern Kämpen für das Deutschthum im böhmischen Landtage wie im Abgeordnetenhause ein doppelter Greuel war. Vergebens hatte der Professor dem Staatsminister erklärt, wie schwer er sich von Oesterreich trenne und wie ungern er dem Rufe nach Tübingen folge; vergebens hatte die wiener Universität sich bei Sr. Exc. erboten, ihm ein Katheder einzuräumen. Der Staatsminister erwiderte, das alles vornehm ignorirend, er fände es „nur natürlich", daß Brinz nach Tübingen gehe, und gedenke demselben „kein Hinderniß" in den Weg zu legen. Ward doch ein Lehrstuhl für die Jesuiten frei! Seine ganze, in den Ländern der Wenzelskrone so übel vergoltene Liebe wandte Belcredi nunmehr den Polen zu. Die Ruthenen begriffen, daß sie vollständig geopfert waren, als am 23. Sept. Graf Goluchowski mit den ausgedehntesten Vollmachten, die Verwaltung Galiziens von allen nichtpolnischen Elementen zu purificiren, mehr zum Vicekönige als zum Statthalter in Lemberg ernannt ward. Aus allem, was seither geschehen, ergibt sich, daß Goluchowski, damals 54 Jahre alt, nur unter

Digitized by Google

Bedingungen acceptirte, die ihn eher zum Herrn als zum Diener des Ministeriums stempelten; aber Graf Belcredi konnte in seiner Lage nicht wählerisch sein, sondern mußte es eben darauf ankommen lassen, ob er den Polen nicht einen neuen Wielopolski lieferte. Den Anschein hatte es ganz; denn dieselbe „Gazeta Narodova", die Goluchowski 1849 als Statthalter Ostgaliziens unterdrückt, begrüßte ihn heute mit einem Jubel, über dessen versteckte Tendenz sich niemand einer Täuschung hingeben konnte. Von polnischer Seite wurde eine ganze Geschichte der Ernennung Goluchowski's zum besten gegeben, der wir zwar ein „valeat quantum" vorausschicken müssen, die aber jedenfalls sehr viel des Wahren enthält. Belcredi hatte schon längst daran gedacht, sich durch Preisgebung der Ruthenen und Deutschen in Galizien bei den Polen zu insinuiren. Allein Mensdorff's Einsprache, die in diesem Falle um so mehr galt, als der Graf unmittelbar vor seiner Ernennung zum Minister Statthalter in Lemberg gewesen, verhinderte jeden Schritt in der Richtung; die beiden Statthaltereiräthe Summer und Wohlfarth, die für das Regiment in Galizien maßgebend und daher die ersten Opfer Goluchowski's waren, blieben auf ihren Posten. Erst dem, für das Sistirungsrégime in so vielen Punkten nicht unvortheilhaften Tage von Königgrätz dankte es Belcredi, daß er auch in Galizien freie Hand bekam. Revertera berichtete aus Petersburg über russische Umtriebe; ähnliche Warnungen, als denke Fürst Gortschakow an eine Theilung Oesterreichs, sollen von Napoleon aus Paris eingelaufen sein, und das putzte man nun in Wien so auf, als sei Gefahr im Verzuge, wenn die Ruthenen nicht eiligst durch ein starkes polnisches Nationalregiment im Zaume gehalten würden. So zog denn Goluchowski fast wie ein Souverän in Lemberg ein, nachdem er noch von Wien aus telegraphisch Ordre gegeben, zu diesem Zwecke die Staatscarrosse von Krakau nach Lemberg zu bringen und das Statthaltereipalais so gründlich zu renoviren, daß der Tapezierer allein 8000 Fl. erhielt. Der Empfang war ein ungemein feierlicher und solches Prunks würdig — nur von seiten der Ruthenen betheiligte sich außer ihrem Metropoliten Litwinowicz niemand daran. Auch die Israeliten, eingedenk dessen, daß Goluchowski nicht eben der Mann sei, um glühende Kohlen für ihre Anstrengungen zur Verhinderung seiner Wahl in den Landtag auf ihr Haupt zu sammeln, schickten Vertrauensadressen. Ja, so hoch gingen die Wogen des Enthusiasmus, daß Graf Belcredi noch im September das seit langen Jahren nicht verliehene Ehrenbürgerrecht der Stadt Lemberg erhielt, wofür in der Angst ihres Herzens sogar die Ruthenen im Gemeinderathe stimmten, während die Juden sich des Votums enthielten. Für so viel Gunst sich dankbar zu erweisen, trieb den Grafen Goluchowski schon sein eigenes Herz an; er siedelte die vertriebenen Jesuiten nicht nur in Tarnopol an, sondern übergab ihnen auch seine eigenen Söhne zur Erziehung. Der dritte Bundesgenosse Belcredi's war Graf Toggenburg, der durch die Abtretung Venetiens disponibel gewordene Statthalter dieses Kronlandes. Der alte Ultramontane, der als Bach'scher Handelsminister eiligst sein Gewerbegesetz zurückgezogen, weil die Pfarrer gepredigt, der Weg zur Hölle sei mit Gewerbefreiheit gepflastert, war eine zu gute Prise, als daß der Staatsminister ihn sich hätte entgehen lassen sollen. Toggenburg kam als Statthalter von Tirol nach Innsbruck, wo ihm der freisinnige Fürst Lobkowitz Platz machen mußte; war letzterer doch von Schmerling dorthin geschickt worden, um dem Protestantenpatente Bahn zu brechen! Auch in Tirol war das Zeichen, in dem es zu siegen galt, dasselbe wie in Prag und Lemberg; auch Graf Toggenburg ließ es seine erste Sorge sein, den Jesuiten nicht nur in Tirol, sondern auch in Vorarlberg ein warmes Nest zurechtzumachen — daß die Erbitterung darüber, namentlich in dem „Cantönli" in Meuterei auszubrechen drohte, war ihm sehr gleichgültig. Kamen doch in Triest, in Görz, in Schlesien und wo nicht? — ähnliche Scenen vor! Ging doch der Minister selbst aus einem ganz analogen Kampfe in Wien ruhmbedeckt hervor! In der richtigen Ueberzeugung, daß es vor allen

Digitized by Google

Dingen die „überlegene Intelligenz" gewesen, die auf den Schlachtfeldern Böhmens gesiegt, beschloß der patriotische Gemeinderath der Reichshauptstadt, auf eigene Kosten ein Lehrerseminar nach preußischem Muster zu errichten. Allein die hohe Geistlichkeit, den Cardinal Rauscher an der Spitze, erhob ein Zetergeschrei, man wolle die frommen Wiener in eine Bande von „Strolchen und Mordbrennern" verwandeln, und der Staatsminister „sistirte" die Ausführung des Beschlusses „bis zur meritorischen hohen Beschlußfassung auf Grund der bestehenden Gesetze", d. h. des Concordats! Das geschah Ende September, und ebenso resultatlos blieb drei Wochen später die mit allen gegen drei geistliche Stimmen gefaßte Resolution der Commune wider die Ansiedelung der Jesuiten in Wien. Selbst nach dem Concordate war die Regierung hier zum Einschreiten berechtigt, da dessen Art. 18 die Ordensansiedelung durch die Bischöfe ausdrücklich von dem „Einverständnisse" der weltlichen Macht abhängig erklärt. Aber Graf Wimpffen hatte bei den Friedensverhandlungen mit Italien nur das Eine Ziel im Auge, einen Paragraphen nach Art desjenigen im Züricher Vertrage durchzusetzen, der in der Lombardei allen von Italien nicht geduldeten Orden die freie Verfügung über ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum zusicherte. Das Bestreben, diesmal Aehnliches für Venetien zu erzielen, mislang; indessen nahmen Loyola's kluge Jünger Geld genug mit, um sich in Oesterreich anzukaufen, wo das Sistirungsministerium keine wichtigere Aufgabe kannte, als den widerstrebenden Bevölkerungen die verhaßten Colonisten aufzuzwingen. Davon versprach Belcredi sich eine Consolidirung seines Systems — und hiergegen konnte unmöglich in Betracht kommen, daß Graf Wimpffen über seine Sorge für die Jesuiten bei den Negociationen mit Menabrea ganz vergaß, die den tapfern Tirolern gemachte Zusage zu halten, wonach bei der Grenzregulirung ihnen mehrere zur Landesvertheidigung unentbehrliche und erst durch die österreichische Verwaltung zu Venetien geschlagene Pässe reservirt werden sollten. Auch die Rücksicht auf Süddeutschland fiel nicht in die Wagschale, obschon sich eben damals in den Kammern von München und Stuttgart das Schicksal des Südbundprojects entschied, dessen Realisirung möglicherweise Oesterreich einen Theil des zu Prag Verlorenen wieder hätte einbringen können. Was ging es die Grafen Esterházy und Belcredi an, wenn sogar der treue Freund Oesterreichs, der würtembergische Abgeordnete Hölder, ausrief: „Lange genug habe ich am großdeutschen Programm festgehalten; aber jetzt kann von Oesterreich nicht mehr die Rede sein, wo es auch nach Königgrätz, statt an die Regulirung seiner Verfassung zu gehen, nur an die Installirung der Jesuiten denkt!"

Die Verfassung sollte warten, bis Esterházy und Belcredi mit ihren Goluchowski, Rothkirch und Toggenburg, mit den Jesuiten und dem Concordate, mit der Generalität und den ungarischen Altconservativen das Heft wieder so fest gepackt, daß es thöricht war, in diesem Reiche überhaupt noch von Verfassung zu sprechen! Ein Uebelstand war es freilich, daß die Regierung sich am Ende doch entschließen mußte, den über Wien aus Rücksicht auf die „Kriegsereignisse" verhängten Belagerungszustand, den sie auch beibehalten, nachdem Erzherzog Albrecht die Truppen in die „Friedensgarnisonen" entlassen (16. Sept.), am 4. Oct. nach dem Abschlusse des Friedens mit Italien aufzuheben. Aber von einer Wiederaufnahme der Verfassungsarbeiten war darum noch so wenig die Rede, daß selbst das kaiserliche Handschreiben vom 13. Oct., welches „den Völkern die dankbarste Anerkennung für die Beweise der Treue und edeln Aufopferung" aussprach und den Landtagen bei ihrem nächsten Zusammentritte mitgetheilt werden sollte, der großen staatsrechtlichen Frage mit keiner Silbe erwähnte. Noch andere Umstände trugen zur Vervollständigung der allgemeinen Entmuthigung bei, indem sie klar bewiesen, daß es die Losung des Ministeriums war, immer und überall der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen. Drei Namen wurden aus dem letzten Kriege neben dem des

Digitized by Google

Siegers von Custozza mit Enthusiasmus, mit Genugthuung, mit inniger Theilnahme genannt: der Tegetthoff's, des Helden von Lissa; Gablenz', der den ersten Tag von Trautenau gewonnen; und Benedek's. Mitte September nun ward Gablenz ohne Auszeichnung in Disponibilität versetzt — man sagt, er habe schonungslos darauf verwiesen, daß er nach dem dänischen Feldzuge auf die absolute Nothwendigkeit der sofortigen Einführung von Hinterladern gedrungen, ohne Gehör zu finden. Vierzehn Tage später ward Tegetthoff des Escadrecommandos enthoben „mit der Bestimmung für eine andere Dienstesverwendung"; die Ungnade lag hier um so offener vor, als der neucreirte Posten eines Flotteninspectors gleichzeitig nicht an den Admiral, für den er doch wie geschaffen erschien, sondern an den General der Cavalerie Erzherzog Leopold vergeben ward. Auch war der Grund nicht weit zu suchen für jeden, der sich erinnerte, daß der Tagesbefehl, mit dem Tegetthoff seinerzeit das Commando übernommen, mit den Worten anhub: „Endlich nach langem Bedenken hat man sich in Wien entschlossen, mir den Oberbefehl anzuvertrauen." Desgleichen war es bekannt, daß er bei Lissa gegen Befehl geschlagen. Schließlich hatte er drei Tage vor seiner Enthebung in einem Tagesbefehle an sein Geschwader auf der Rhede von Fasana mit nachdrücklichstem Selbstbewußtsein die „spät begonnenen Vorbereitungen, die allen Schiffen ohne Ausnahme karg zugemessen", hervorgehoben und die volle Ehre des Tages ausschließlich dem „vortrefflichen Geiste" der Mannschaften vindicirt. Als Genugthuung für Königgrätz nahm das Publikum (21. Oct.) die einfache Pensionirung Benedek's, seines Generalstabschefs Henikstein und des Chefs seiner Operationskanzlei Krismanic schweigend hin. Allein tief verstimmend wirkte, daß vorher am 13. Oct. die „Wiener Zeitung" ein kaiserliches Genugthuungsschreiben an den Hauptgegner Benedek's, den dieser noch vor Königgrätz vom Commando seines Armeecorps entfernt, an den General der Cavalerie Grafen Clam-Gallas richtete. Daß derselbe vom Kriegsgerichte absolvirt war, befremdete niemand; daß aber der Kaiser ihm in so feierlicher Weise seine „vollständige Schuldlosigkeit" attestirte und der Freude darüber Ausdruck gab, sich einen „tapfern General" voll „wahrer Hingebung makellos erhalten" zu sehen — das schrieb man nur den hohen Verbindungen dieses Heerführers in feudalen und klerikalen Kreisen zu. Dank hatte übrigens die Regierung auch von der andern Seite keinen, denn der General ließ nunmehr ein Memorandum gegen Benedek los, das, gestützt auf die kaiserlichen Lobsprüche, einen unerhörten Ton anschlug. Die „Wiener Zeitung" mußte, um weitern Spectakel zu verhindern, eiligst allen Betheiligten Stillschweigen auferlegen. Erst am 4. Dec. nahm der ärgerliche Handel ein Ende, indem Se. Maj. befahl, von einer kriegsgerichtlichen Untersuchung gegen Benedek, Henikstein und Krismanic Abstand zu nehmen, obschon der oberste Militärjustizsenat erklärte, daß zu einer solchen hinlängliches Material vorliege. Der Leser kann sich leicht denken, welchen Eindruck der, diese Erledigung begleitende Commentar der „Wiener Zeitung" machen mußte, da derselbe, um Benedek's zerknirschten Seelenzustand zu veranschaulichen, erzählte, der Feldzeugmeister habe versichert, für sein Verschulden gegen den obersten Kriegsherrn jede über ihn verhängte Strafe „mit reglementsmäßigem Danke entgegennehmen" zu wollen ..., als ob Staat und Volk bei der Katastrophe nur passive Zuschauer gewesen wären! Dem Grafen Belcredi war inzwischen ein neues Mittel geboten worden, sich in seiner Stellung zu befestigen, indem er den Kaiser auf dessen Rundreise nach Mähren, Böhmen und Schlesien (18. Oct. bis 9. Nov.) begleitete. Eine solche Consolidirung war um so nothwendiger für ihn, als es denn doch kein Geheimniß war, daß der bisherige spiritus rector des ganzen Cabinets, Graf Esterházy, schon aus Rücksicht für Ungarn über Bord geworfen werden müsse. Andererseits war Graf Mensdorff es nicht nur herzlich müde, im Auswärtigen Amte fremde Intentionen auszuführen und den Sündenbock für die Miserfolge fremder Staatsweisheit abzugeben. Zu seiner Ehre muß man ihm auch nachsagen, daß

Digitized by Google

er alles aufbot, was in seinen Kräften stand, um den deutschfeindlichen Bestrebungen des Staatsministers entgegenzutreten. Nicht minder war es ein offenes Geheimniß, daß seit dem 3. Juli bereits von Baron Beust als dem zukünftigen Lenker der auswärtigen Politik Oesterreichs viel gesprochen wurde, und daß neben dem Grafen Mensdorff auch der Kronprinz von Sachsen thätig war, um dem Deutschenhaß der Sistirungsmänner ein Paroli zu biegen. Ende September und Anfang October waren daher sowol Baron Beust als auch Graf Andrássy in Ischl bei dem Kaiser gewesen, und da nun einmal augenscheinlich eine Hinneigung zum Dualismus nicht zu umgehen war, kam für den Grafen Belcredi alles daranf an, sich bei der unausbleiblichen Reorganisirung der Regierung so zu stellen, daß bei der nothgedrungenen vorläufigen Anerkennung des Parlamentarismus jenseit der Leitha in den Erblanden der klerikal-feudale Föderalismus aufrecht erhalten blieb. Dieser Zweck erforderte, daß er selber es war, der dem zukünftigen pesther Ministerium und dem Baron Beust in den Sattel half, denn nur dann konnte das von ihm angestrebte Compromiß zu Stande kommen; nur ehe seine beiden Gegner im Besitze der Macht waren, konnte er hoffen, ihnen Bedingungen aufzuerlegen, die ihm gestatteten, in den Erblanden mit Jesuiten, Polen, Slowenen, Czechen und den schwarzen Czechen des glaubenseinheitlichen Tirol gegen das Deutschthum weiter zu operiren. Graf Andrássy-Gyula nun, der prädestinirte Conseilpräsident Ungarns, lag seit dem Prager Frieden eigentlich immer auf der Landstraße zwischen Pesth und Wien, um eine Einigung zwischen der Deák-Partei und den Sistirungsmännern zu Wege zu bringen. Dabei ließ er es mindestens ruhig geschehen, daß Belcredi's officiöse Leibtrompeter triumphirend verkündeten, die Einsetzung eines ungarischen Ministeriums werde die Position des Staatsministers nur befestigen. So klammerte sich denn die letzte Hoffnung der Deutsch-Oesterreicher an Beust, dessen Privatfreunde überall laut versicherten: nie und nimmer werde er in ein Cabinet Belcredi eintreten. Auch diese Zusage sollte sich als trügerisch erweisen. Die prager Reise — das begriff jedermann — mußte den Ausschlag in dem Gewirre von Portefeuilleintriguen geben, in die sich auch von Paris her Metternich zu Gunsten des eigens von Rom herbeieilenden Hübner, des bei jeder Krisis sich als „verfügbar" präsentirenden Staatsmannes, einmischte. Stand doch die Wiedereröffnung der auf den 19. Nov. einberufenen Landtage in der ganzen Monarchie vor der Thür! Die Situation aber bewies, daß die Officiösen die strenge Wahrheit sprachen, wenn sie sagten: „In Prag erfolgt entweder eine Verwerfung des Sistirungssystems mit dem Ausscheiden Belcredi's, oder eine feierliche Sanctionirung desselben mit dem Verbleiben des Staatsministers im Amte. Beust mit Belcredi würde das System nicht nur fortsetzen, sondern befestigt und gekräftigt ganz formell neu inauguriren." Das — wir *lassen* uns diesen einzig wahren Standpunkt nun einmal nicht verrücken — *das* und keine andere war die Sachlage im Herbste 1866, und wer die dann doch in anderer Richtung erfolgende Wendung für das Resultat kluger Vorausberechnung Beust's ausgeben möchte, der irrt oder schmeichelt. Denn wir werden sehen, wie mit dem Manifest vom 2. Jan. wegen Berufung eines „außerordentlichen" Reichsraths ganz genau das im October von Belcredi angebahnte Compromiß zu Stande kam, das ihm freien Spielraum ließ, die Deutsch-Oesterreicher seiner ultramontan-gaugräflich-nationalen Coalition ans Messer zu liefern. Ein sehr böses Omen für die Deutschen war es schon, daß nur der Staatsminister und nicht der absolutistisch, aber entschieden deutsch gesinnte Erzherzog Albrecht, wie es anfangs im Plane lag, den Kaiser auf seiner Rundreise begleitete. Als ein noch größerer Triumph Belcredi's mußte es betrachtet werden, daß Niederösterreich von dem Itinerarium des Monarchen ausgeschlossen blieb, obgleich auf dem kleinen Raume dieser Provinz doch wochenlang nahezu die gesammte feindliche Armee gelagert. Endlich aber ging nun gar die trübste Ahnung in Erfüllung, als infolge des

Digitized by Google

Ministerraths, der telegraphisch auf den Hradschin nach Prag beordert war, am 30. Oct. Baron Beust als Minister des Auswärtigen und wenige Tage darauf auch als Minister des kaiserlichen Hauses an Mensdorff's Stelle trat, und den Ungarn zu Liebe wol Esterházy ziemlich ungnädig entlassen ward (der Mann empfing, nach allem was vorgefallen, den Befehl, sofort um seine Dimission einzukommen, mit dem naiven Staunen des Unglaubens!); Belcredi dagegen in Amt und Würden verblieb. So war denn das Undenkbare geschehen; der Protestant, der Sachse war College des czechischen Concordatsministers geworden! Und in drei Artikeln (4. bis 6. Nov.) enthüllte die redselige „Abendpost" die Politik des frisch consolidirten Sistirungsrégime. In der Verfassungsfrage bleibe es bei dem bisherigen System, das nur in ein „beschleunigteres" Tempo trete. Im Finanzprogramm sang der unverwüstliche Graf Larisch sein altes Lied: nur der „Pessimismus" könne die Lage gar so schlimm finden, da wir ja jetzt gegen eine „Ueberschwemmung mit Papiergeld" gesichert seien! Das hatte der Minister das Herz niederzuschreiben in dem Moment, wo selbst die k. k. Staatsschulden-Controlscommission die Ueberwachung der Notenausgabe, wie selbige praktikirt ward, für völlig illusorisch erklärte und mit ihrem Rücktritte drohte, wenn ihr nicht die Möglichkeit geboten werde, die Ablieferung des Notenpapiers an die Staatsdruckerei zu beaufsichtigen, da mit der bloßen Mitsperre für die bereits fertigen Noten nichts gethan sei; die Controle der Emission nütze nichts, wo dem Minister die Anfertigung und heimliche Ausgabe à la Bruck freistehe! Ein vorübergehendes Interesse erregte blos die Erklärung des Kriegsministers: „Die höchste Sorge der Militärbehörden müsse sich jetzt dem geistigen Zustande der Armee zuwenden; denn der Geist sei die wirksamste Waffe des Heeres und daher die Vermehrung der Intelligenz in der Armee mit allen Mitteln anzustreben." Ein Kriegsminister, dem es Ernst war mit solchen Worten, hätte denn doch vor allen Dingen Protest einlegen müssen gegen Belcredi's offenkundiges Bemühen, unsere Gymnasien (seit dem Prager Frieden mußten wieder die Zöglinge aller Klassen bei Strafe täglich eine halbe Stunde vor Beginn des Unterrichts sich in der Kirche zum Gottesdienste versammeln, von wo sie in die Schule geführt wurden) wieder in die vormärzliche Verkommenheit der Jesuitenschulen mit der berüchtigten ratio studiorum als Lehrplan, zurückzuführen! Ein Bild so trostloser Niedergeschlagenheit, wie bei der Rückkehr des Kaisers am 9. Nov. abends, hatte daher Wien kaum am Tage nach der Schlacht von Königgrätz dargeboten. Trotz der polizeilich angesagten Illumination waren die Straßen von dem Nordbahnhofe nach Schönbrunn, mit Ausnahme der ärarischen Gebäude, fast ganz dunkel, auch hatte sich zum Empfange außer den officiellen Persönlichkeiten beinahe niemand eingefunden: die dynastisch-loyalste Bevölkerung der Welt enthielt sich jedes begrüßenden Zurufs und unter düsterm Schweigen rollten die Hofequipagen durch die Jägerzeile und Ringstraße dahin. War doch das Ersuchen des niederösterreichischen Landesausschusses, welches dessen Präsident, Landesmarschall Fürst Colloredo, dem Staatsminister auf der Rückfahrt überbracht: Se. Exc. möge den Monarchen bewegen, bei der Heimkehr auch in die Kriegsschäden und Bedürfnisse der Provinz unter der Enns aus eigener Anschauung einen Einblick zu gewinnen, da ja der Besuch in Schlesien gezeigt, daß die kaiserliche Fürsorge nicht blos den Schlachtfeldern, sondern allen vom Feinde occupirt gewesenen Kronlanden gelte, so gut wie vergeblich geblieben. Das waren die Auspicien, unter denen am 19. Nov. die Landtage zusammentraten.

Was Graf Belcredi sich eigentlich bei dieser Landtagssession gedacht, das gehört zu einem „Plane", den er wol als ebenso tiefes Geheimniß mit sich ins Grab nehmen dürfte wie Benedek den seinigen. Nicht nur wurde über die Verfassungsfrage das unbedingteste Stillschweigen beobachtet; auch an Gesetzvorlagen fehlte es so vollständig, daß es doch wirklich beinahe wie absichtliche Ironie aussah, wenn z. B. dem niederösterreichi-

Digitized by Google

schen Landtage nur der Entwurf einer neuen Waffenmeisterordnung unterbreitet wurde. Durfte die Regierung sich wundern, wenn man ihr einerseits die unbeschreiblichste Rathlosigkeit, andererseits die jetzt offenkundig hervortretende Absicht vorwarf, unter dem Deckmantel der Sistirung zum perennirenden Absolutismus zurückzukehren? Nur muß man sich nicht einbilden, daß die parlamentarischen Trümmer der Reichsrathsepoche dem Cabinet an haltlosester Zerfahrenheit etwas nachgaben! Wohl hatte schon am 10. Sept. zu Aussee in Steiermark eine Versammlung deutsch-österreichischer Abgeordneter stattgefunden, an welche, wie erwähnt, Rieger und Goluchowski sich vergeblich zu drängen versuchten. Dieselbe bestand aus jenen Reichsrathsdeputirten Steiermarks und Oberösterreichs, die immer der Länderautonomie das Wort geredet, sowie aus derjenigen Gruppe der Centralisten, welche stets gegen die Anwendung der Verwirkungstheorie auf Ungarn plaidirt hatten: Kaiserfeld, Rechbauer, Wiser, dann Berger und Schindler. Gegen das ausseer Programm ließ sich nichts Vernünftiges einwenden: Dualismus, begrenzt durch die gemeinsame parlamentarische Behandlung der wirklich gemeinsamen Angelegenheiten, Verwerfung des Föderalismus und daher Vereinbarung mit Ungarn nicht durch die Landtage, sondern durch den Reichsrath der Erbländer. Wäre letzteres Organ zur Hand gewesen, so hätte, Ungarn gegenüber, mindestens noch ein Kampf für die Einheit der Monarchie versucht werden können. Da aber das Septemberpatent mit klugem Vorbedacht eben das Rad, ohne welches es in Ungarn sowie in der Westhälfte der Monarchie unmöglich war, aus dem Absolutismus herauszukommen, entfernt hatte, so war der nervöse Kaiserfeld, der seine politischen Programme mit derselben fieberhafter Hast wie Eötvös wechselt, 14 Tage später bereits dahin gelangt, in dem Kernpunkte der Frage der „gemeinsamen parlamentarischen" die constitutionelle Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten zu substituiren. Damit war denn glücklich die kaum gewonnene Klarheit wieder gründlichst verwischt und ein klaffender Riß in der deutschen Partei selber unrettbar bloßgelegt. Denn „constitutionell" wollten ja auch die Magyaren sein, indem sie das Reich in zwei Theile zerrissen; nicht minder die Föderalisten, indem sie den Reichsrath in Generallandtage zersetzten; am allermeisten aber die Feudalen und Jesuiten, indem sie mit Phrasen vom „wahren Constitutionalismus" im Gegensatze zu „todtem Formelkrame", die sie dem Rundschauer der „Kreuzzeitung" abgelauscht, Wappenbuch und Concordat zum Inbegriff unserer Verfassung stempelten. Am 4. Oct., wo der Belagerungszustand in Wien aufgehoben wurde, hatten dort centralistische Abgeordnete aus Mähren, Böhmen, Niederösterreich, die den Hauptaccent auf ein Reichsparlament legten, bei Skene eine erste Zusammenkunft gehalten. Ihr wohnten unter anderm die ehemaligen Collegen Schmerling's, Hein und Pratobevera, bei. In einem zweiten Meeting kam es am 18. Oct. zur Vereinbarung eines vom Professor Hasner entworfenen Manifestes, in welcher die Fraction „Festhalten an dem Maße der in der Reichsvertretung gegebenen gemeinsamen Angelegenheiten und an deren gemeinsamer parlamentarischer Behandlung in einer Reichsvertretung" auf ihre Fahnen schrieb. Jedes „Abweichen von diesen legalen Bahnen in Delegirtenversammlungen und Landtagsvoten" ward gleichmäßig perhorrescirt. Die Versöhnlichkeit gegen Ungarn fand nur einen homöopathischen Ausdruck in der Versicherung „loyaler Bereitwilligkeit zu Zugeständnissen jenseit dieser Grenze", und zwar nur dort „wo dieselben in einer bis auf unsere Tage fortlaufenden Geschichte ihren Ausgangspunkt nehmen". Durch letztere Clausel wurde der Einfall zurückgewiesen, die Ferdinandea Böhmens oder vielmehr die Rechte, welche Böhmen vor der Schlacht am Weißen Berge und vor der „verneuerten Landesordnung" besessen, auf Eine Stufe mit Ungarns „avitischer" Verfassung zu stellen. Da dieser alte Schmerling'sche Standpunkt, gleichzeitig den Magyaren zu trotzen und den Slawen die Faust zu zeigen, nach Königgrätz unhaltbarer denn je war, so zogen sich viele einsichtige Schmerlingianer, wie Kuranda,

Digitized by Google

Baron Tinti, Freiherr von Eichhof, von dem Meeting zurück. Wie wenig Ernst überhaupt bei der ganzen Sache war, zeigte am besten, daß Hasner, der Urheber des Programms, gleich darauf sein Mandat als Mitglied des prager Landtags niederlegte, obschon er wußte, daß jeder weitere Verlust einer deutschen Stimme für seine Landsleute in Böhmen der Gnadenstoß war. Die deutsch-österreichische Partei war mithin in einen so chaotischen Brei aufgelöst, daß ihre, vier Tage vor Eröffnung der Landtage in Wien zusammentretenden Delegirten sich nur im allgemeinen darüber verständigen konnten, in den zu erlassenden Adressen alle Angriffe auf die Sistirungspolitik zu concentriren, einmüthig die sofortige Berufung des Reichsraths zu verlangen und jede Verletzung Ungarns zu vermeiden. Da mußte dann freilich die volle Kraft der Initiative an die Magyaren übergehen und der Dualismus, dem Oesterreich zutrieb, bedeutend weniger „gemäßigt" ausfallen, als die Deutschen ihn mit einer Bezeichnung von classischer Unbestimmtheit wünschten. Die Officiösen jedoch hatten dafür keinen Sinn, daß an der Impotenz der Deutschen die Einheit des Reichs in Trümmer ging; sie jubelten nur darüber, daß jene Ohnmacht eine Stütze für den Grafen Belcredi abgab.

Septemberpatent, Concordat und Jesuiten, das waren die drei großen Themata für die deutschen Landtage: und hier bietet der niederösterreichische das beste Spiegelbild, wie der Haß gegen das feudal-ultramontane Treiben sich seit der vorigen Session bis zur Verachtung und hart ans Revolutionäre streifenden Wuth gesteigert. „Oesterreich und die Türkei haben Ein Regierungssystem, das der Willkür!" rief einer der Redner; und vom Concordat sprechend, fügte ein wiener Abgeordneter hinzu: „Wir wollen nicht, daß unsere Söhne unter der Herrschaft des Krummstabes zu einer Menagerie von Trotteln ausarten; wir wollen nicht, daß die Dynastie des Hauses Habsburg mit Rudolf dem Kinde ausgeht!" Erschreckt und voll Entsetzen brach daher auch Cardinal Rauscher die Verbindung ab, die er aus instinctiver Furcht vor Ungarn in der vergangenen Session noch mit den Liberalen, weil sie zugleich Centralisten waren, aufrecht erhalten. Dennoch ward am 28. Nov. mit allen gegen blos acht Stimmen eine Adresse angenommen, welche die wachsende Zerklüftung der Nationalitäten, das Umsichgreifen eines zersetzenden Pessimismus, die in erschreckender Progression zunehmende Zerrüttung der Finanzen, die Hervorrufung allgemeiner Todtenstille als das Werk der Sistirungsära kennzeichnete; dagegen hervorhob, daß die Verständigung mit Ungarn „um kein Atom gefördert" und Rettung nur in der „schleunigen Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Zustände" zu suchen sei. Am 3. Dec. folgte Oberösterreich, dessen Adresse ausdrücklich betonte, daß „volle ungeschminkte Wahrheit ein unabweisliches Gebot der Pflicht" geworden sei; die Räthe der Krone „reichsverderberischer Rath- und Thatlosigkeit" zieh; außer der Verfassungsfrage aber auch „das Zurückbleiben Oesterreichs auf geistigem Gebiete, insbesondere im Volksunterrichte" brandmarkte und „die endliche durchgreifende Umgestaltung der Monarchie in einen freien Culturstaat der Neuzeit" begehrte. Natürlich war man denn hier auch mitten im Concordat- und Jesuitenstreite, den Hann, Wiser, Figuly mannhaft durchfochten, während der linzer Bischof Rudiger und der von Belcredi abgeordnete Regierungscommissarius um die Wette das Concordat vertheidigten, den Jüngern Loyola's ein Loblied sangen und die Zustimmung des Ministeriums zu dem neuen Gymnasium, das den Jesuitenschulen ein Paroli biegen sollte, rundweg verweigerten. Beiläufig bemerkt, dieser Commissarius, Weihbischof Kutschera, fungirte zugleich in der Abtheilung des Staatsministeriums für Cultus und Unterricht als vortragender Ministerialrath in allen, auch den protestantischen Schulangelegenheiten! Waren in Linz nur acht Stimmen, so war in Troppau am 6. Dec. nur Ein Votum gegen die verfassungstreue Adresse, welche „die Sistirung als die wichtigste Ursache des vaterländischen Unglücks" an den Pranger stellte; und einmüthig protestirte der Landtag Schlesiens zwölf Tage darauf gegen

Digitized by Google

die Ansiedelung der Jesuiten in dieser Provinz. Am 6. Dec. reclamirte Salzburg die „Reichsvertretung"; am 10. Dec. protestirte Graz, „daß die Bahnen des Septemberpatents vollständig verlassen werden müssen". Am 14. Dec. erklärte Kärnten, daß es „an der Rechtscontinuität festhalte" und daß „die gemeinschaftliche parlamentarische Behandlung der gemeinsamen Angelegenheiten geradezu eine unabweisliche Nothwendigkeit für den Fortbestand des Reichs" sei; und am gleichen Tage faßte der vorarlberger Landtag eine Resolution, daß er noch immer ganz derselben Ansicht sei, wie er sie in seiner vorjährigen Adresse ausgesprochen habe, die wegen Mangel an Ehrerbietung gegen die Krone nicht angenommen worden war. Im Lande der Glaubenseinheit machte die Regierung kein größeres Glück. Zunächst wurden bei den Neuwahlen im Trentino überall die gouvernementalen Candidaten geschlagen und die im Sinne der Italianissimi ernannten Deputirten erschienen abermals nicht in Innsbruck. So mußten die Anhänger des Septemberpatents auf dem tiroler Landtage ruhig den Hohn einstecken, daß ja nach ihren Grundsätzen diese Versammlung durch das Ausbleiben der Welschtiroler ebenso zu einer bloßen „Fiction" herabgedrückt sei wie der Reichsrath durch die Renitenz der Magyaren. Aber obwol des Beistandes ihrer italienischen Gesinnungsgenossen beraubt, hielten die deutschen Liberalen dennoch den Kopf hoch. Laut proclamirte Baron Ingram seinen „Abscheu" vor dem Absolutismus, als den sich das Septemberpatent entpuppt ... es sei, als höre man an einem Sarge hämmern. Den Ruf nach „Beseitigung des Concordats" wagte Universitätsrector Geyer: „überall in den Regierungskanzleien herrscht Todtenstille", fügte er hinzu, „nur die Notenpresse arbeitet Tag und Nacht". Als nun die klerikale Majorität zwei Tage hintereinander dem Landtage die Annahme einer Adresse aufzwingen wollte, die nach der Charakteristik des wackern Bürgermeisters von Bozen, Streiter, „Glaubenseinheit, Rothfrackstände und Postulatenlandtage" begehrte; als Belcredi endlich im Begriffe stand, infolge seiner vollständigen Hingabe an die Ultramontanen nun auch aus Innsbruck den ersehnten Dank für das Septemberpatent einzuheimsen, von dem Streiter sagte, es habe „die Zerfahrenheit und die Nationalitätenhader" auf den Gipfel getrieben: da machte die liberale Minorität an zwei aufeinanderfolgenden Tagen (19. und 20. Dec.) den Landtag beschlußunfähig und erzwang dessen Schließung durch die Erklärung, sich jedesmal entfernen zu wollen, sobald diese Adresse wieder auf die Tagesordnung gesetzt werde. Auch auf den vier slawisch-italienischen Landtagen (Istrien, Görz, Dalmatien, Triest) machte die Regierung die alte Erfahrung, daß diese Körperschaften sich nur um ihre Privatangelegenheiten kümmerten und im übrigen allenfalls nach Italien hinüberschielten, wie denn der triester Landtag die Errichtung einer juristischen Facultät mit italienischer Unterrichtssprache beantragte. Blos der Landtag von Parenzo erließ (4. Dec.) eine Adresse, die aber ebenso wenig des Septemberpatents wie der Februarverfassung erwähnte, sondern die ausgedehnteste Autonomie und „Achtung vor den geheiligten säcularen Rechten der Völker" begehrte und die „Nothwendigkeit einer constitutionellen Regierung mit ernsthaft verantwortlichen Organen" betonte. In Krain hielten Deutsche und Slowenen sich die Wage wie das vorigemal, sodaß gar keine Adresse zu Stande kam und Graf Auersperg (Anastasius Grün) beim Sessionsschlusse (29. Dec.) dieselbe durch eine Rede über die Lage des Reichs ersetzte. Auch in Brünn hielt die Mittelpartei des Grafen Mittrowsky und Staatsanwalts Chlumetzky, ganz wie vor einem Jahre, das Zünglein der Wage zwischen Deutschen und Czechen haarscharf in der Schwebe. Mit Einer Stimme Mehrheit wurde am 29. Nov. ein Antrag des Czechenführers Prazak auf Abänderung der Wahlordnung zum Nachtheile des deutschen Elements abgelehnt. Die Adreßdebatte (4. bis 6. Dec.) endete mit Verwerfung des deutschen wie des czechischen Antrags und mit der Annahme einer völlig farblosen Loyalitätsadresse, die nur auf den kaiserlichen Dank für die während des Kriegs bewiesene Treue

Digitized by Google

erwiderte, aber weder die Reichsverfassung, noch das Septemberpatent, noch sonst eine politische Frage berührte. Desgleichen wurde mit drei Stimmen Mehrheit am 21. Dec. ein Antrag zu Falle gebracht, der die Möglichkeit, die Wahlordnung mit einfacher Majorität zu revidiren, auch noch über die, gegenwärtig zu Ende gehende erste Legislaturperiode hinaus aufrecht erhalten sollte. Für Mähren war durch die Verfassungssistirung die Gesetzgebung zu einem absoluten Stillstande verdammt! Eine entschiedene Niederlage dagegen erlitt die Regierung auf dem Landtage der Bukowina, der sich vor zwölf Monaten ganz in der Atmosphäre des lemberger' bewegt und ohne weiteres den Dank für das Septemberpatent votirt hatte. Diesmal acceptirte sogar das Majoritätsvotum der czernowitzer Adreßcommission den Dualismus, wie das Ministerium ihn in dem Rescript zur Eröffnung des ungarischen Landtags soeben auf seine Fahnen geschrieben, und das Minoritätsvotum forderte ausdrücklich die Wiederherstellung der sistirten Verfassung. Im Plenum nahmen dann 15 gegen 11 Stimmen die Minderheitsadresse an. In Böhmen verhinderte allerdings die feudal-klerikale Partei noch den Ausbruch offener Feindseligkeiten gegen die Sistirungspolitik, da die jungczechische Fraction der „Narodni Listy" sich zu ohnmächtig fühlte, sobald sie sich von den Prälaten und Großgrundbesitzern trennen wollte. Insofern also drang Graf Leo Thun durch, als er beim Beginn der Adreßdebatte ausrief, dieselbe dürfe sich nicht zu einem Generalsturme auf das Ministerium gestalten. Auch wurde am 6. Dec. der Entwurf der czechischen Commissionsmajorität mit 126 gegen 91 Stimmen angenommen und jener der deutschen Minderheit, der sich genau an das ausseer Programm anschloß, verworfen. Aber die Majoritätsadresse selber enthielt am Ende nur schlechten Trost für den Grafen Belcredi: denn um die Mehrheit zu gewinnen, hatte Graf Clam-Martinitz als Verfasser dem starr nationalen Standpunkte Concessionen machen müssen, deren Unerfüllbarkeit ebenso sehr auf der Hand lag wie ihr crasser Widerspruch zu der jüngsten Politik des Ministeriums. Während dieses in dem Eröffnungsrescript des pesther Landtags eine bedeutende Schwenkung zum Dualismus hin vollzogen und das Octoberdiplom mit seiner Abgrenzung der gemeinsamen Angelegenheiten über Bord geworfen, hielt die böhmische Adresse als Consequenz dieser Wandlung fest, daß Ungarn keine Concession gemacht werden dürfe, die nicht auch ipso facto der Wenzelskrone zufiele. Daß ein jungczechischer Randoleur gleich die auf das Kronland entfallenden Steuern bewilligen lassen wollte, blieb wol eine vereinzelte Erscheinung. Aber auch die Adresse bestand zwar noch auf dem Octoberdiplom, legte jedoch den Hauptaccent auf die Krönung und darauf, daß unter den „legalen Vertretern", welche bei der Reconstruction des Reichs für die Länder der Wenzelskrone mitzuwirken hätten, nur der böhmisch-mährisch-schlesische Generallandtag verstanden werden könne. Das war nun bei der Haltung Mährens und Schlesiens eine offenkundige Unmöglichkeit, sodaß auf die klaffenden Wunden, welche die Reden Plener's und Herbst's dem Sistirungsregimente, insbesondere der Finanzwirthschaft desselben, schlugen, die Adresse nur sehr spärlichen Balsam träufelte. Ministerium und Landtag schieden daher in großer Verstimmung voneinander, nachdem die Versammlung, weitere Zugeständnisse in Betreff ihrer Zusammensetzung nicht mehr erwartend, noch am 20. Dec. den Antrag des Grafen Thun angenommen, daß auch in der zweiten Legislaturperiode die einfache Majorität zur Revision der Wahlordnung genügen solle. Die geschäftsordnungswidrige Behandlung des Antrags hatte einen Protest der deutschen Partei in der Stärke von 96 Abgeordneten unter Herbst zur Folge, auf den die Czechen mit einem Gegenprotest von Fürst Lobkowitz und Genossen antwocteten. Vollends aber hatte Belcredi es mit den Jungczechen verschüttet, deren Interpellation über die Jesuitenwirthschaft der Statthalter in der Schlußsitzung dahin beantwortete, daß er sie dem Staatsminister übersendet habe! Noch viel wilder als zwischen Böhmen und Deutschen in Prag war im lemberger Landtage, dem derzei-

Digitized by Google

tigen Steckenpferde des Grafen Belcredi, der Kampf zwischen Polen und Ruthenen entbrannt. In dieser Körperschaft, wo vor einem Jahre den Urhebern des Septemberpatents ein Weihrauchwirbel entgegenqualmte, wurde jetzt eine regierungsfreundliche Adresse, die gar viel von Lahmlegung der Centralisation und einer mit der Auferstehung Polens zusammenfallenden Mission Oesterreichs radotirte, nur noch mit 84 gegen 40 Stimmen votirt. Die Ruthenen petitionirten in ihrem Gegenentwurfe zur Abwechselung wieder einmal um die Herstellung der Februarverfassung und um die Absonderung des galizischen Landtags in eine ruthenische und eine polnische Curie. Die Antwort war, analog dem Sprachengesetze, das den Czechen in der vorjährigen Session beschert war, die unmittelbare Centralisation des ganzen Königreichs unter dem Statthalter Goluchowski. Schmerling hatte auf Bitte der Ruthenen Ende 1861 eine besondere Statthaltereiabtheilung in Krakau für Westgalizien bewilligt. Jetzt wurde der Landtagsbeschluß, der dieselbe aufhob und das polnische wie das ruthenische Galizien, in 74 Kreise getheilt, direct der lemberger Statthalterei unterstellte, sanctionirt. Graf Belcredi that das um so lieber, als dabei eine Menge deutscher Beamten brotlos wurden, wie denn auch der galizische Landtag in dieser Session zum ersten male seit seinem Bestehen in polnischer, statt in deutscher Sprache eröffnet worden war. Einmal der ihnen drohenden Behandlung inne geworden, setzten die Ruthenen sich nun aber auch mit ganz anderer Urwüchsigkeit zur Wehre als die Deutsch-Böhmen, und die Art, wie Landmarschall Fürst Sapieha sie behandelte, mußte sie völlig aus Raud und Band bringen. Als es am 21. Dec. zur Abstimmung über einen Antrag kam, der den bäuerlichen ruthenischen Bezirken zwölf Vertreter entzog, um sie den städtischen, d. h. polnischen Repräsentanten zuzulegen, votirten 42 Ruthenen gegen 82 Polen. Die erforderliche Zweidrittelmehrheit war also nicht vorhanden und der Gesetzentwurf gefallen. Sobald in dieser Ueberzeugung ein Ruthene eines Bedürfnisses wegen den Saal verlassen, ließ aber Sapieha die zweite Lesung (!) vornehmen, die nunmehr 41 gegen 82 Stimmen ergab, und als der Ruthene, sofort wieder hereingeholt, bei der dritten Lesung das alte Verhältniß herstellte, proclamirte der Fürst den Antrag als angenommen, weil die dritte Lesung reine Formsache sei! Noch kam ein neues Schulgesetz zur Debatte, das einerseits durch Einsetzung eines eigenen galizischen Unterrichtsraths das Königreich von Wien emancipirte, aber auch den großen Vorzug hatte, durch die Art, wie dieser Schulrath organisirt wurde, die Oberherrlichkeit des Klerus über das Schulwesen, welche das Concordat geschaffen, zu brechen; andererseits die ruthenische Sprache lediglich auf die Volksschulen beschränkte und schon von den Mittelschulen ausschloß. Am 27. Dec. verhinderten die Ruthenen einen Beschluß, indem sie die Versammlung beschlußunfähig machten. Am 31. Dec. aber schrie der Landesmarschall, als sie sich wieder erhoben und ehe sie, ihre Sachen zusammenraffend, durch die Saalthür verschwinden konnten, wie ein Auctionator: „Angenommen in erster, zweiter, dritter Lesung!“ und unter entsetzlichem Tumult ward die Session geschlossen.

„Nun, Sie sehen, ich lebe noch!“ meinte Graf Belcredi zu einem seiner Bekannten nach überstandener Landtagscampagne. Dennoch mußte er sich sagen, daß er nicht nur nirgends Boden gewonnen, sondern in der Steigerung der Erbitterung und des Nationalitätenhaders großartige Fortschritte gemacht. Selbst in Tirol hatte er kein Terrain erobert: dafür aber hatte er die Bukowina verloren und die Ruthenen zu tödlichen Feinden, während gleichzeitig seine Stellung zu den Czechen und Polen sich derartig umgekehrt, daß er nicht mehr der Führer, sondern der Geschobene war. Noch bedenklicher war es, daß von seinen neuerworbenen Freunden, den Jesuiten, weder die Czechen noch die Polen etwas hören wollten. Am allerschlimmsten aber erschien, daß er, Ungarn gegenüber, die in der Thronrede vom 14. Dec. 1865 und in dem Rescript vom 3. März 1866 feierlich verkündeten Principien, gemeinsame constitutionelle Behandlung der Ge-

Digitized by Google

sammtstaatsangelegenheiten innerhalb der Grenzen, die das Octoberdiplom festgestellt, sowie Verweigerung jeder parlamentarischen Sonderregierung für die Länder der Stephanskrone, weit von sich geworfen. Indeß er, um sich zu halten, drüben den einheitlichen Parlamentarismus für die eine Hälfte der Monarchie zugab, wuchs ihm in der westlichen Reichshälfte der Föderalismus, aber ein Föderalismus, in welchem jedes Partikelchen die Magyaren zu copiren trachtete, über den Kopf. Das war denn doch der potenzirte Dualismus, wenn man das Antipodenthum beider Gruppen so weit trieb, daß in der einen starre Centralisation, in der andern nackter Pluralismus herrschen: und von irgendwelchen Gesammtstaatsangelegenheiten oder gemeinsamer Behandlung derselben konnte füglich dann nicht mehr die Rede sein. Auch hatte der Graf durch seine Fügsamkeit nicht das Mistrauen der Ungarn erschüttert, sondern nur ihr Vertrauen, ihn mitsammt seinen altconservativen Collegen zu stürzen, um ein Beträchtliches gehoben. Bei Eröffnung des Reichstags erklärte „Napló“: „Man sei nach zwei traurigen Friedensschlüssen allem Anschein nach von einer constitutionellen Entwickelung weiter als je entfernt“ ... ein trübseliges Bekenntniß für eine Partei, deren Werk das ganze Sistirungsministerium war. Eötvös sagte gleich darauf im Unterhause, über die gegenwärtige Regierung denke er gerade so wie der Vorredner Tißa (von der Linken), dennoch würden die Wünsche des Landes bald in Erfüllung gehen, aber freilich nicht unter dieser, sondern unter der nachfolgenden Regierung. Dessenungeachtet war das Eröffnungsrescript vom 17. Nov., als Antwort auf die Apriladresse, dem Landtage unzweifelhaft um einen gewichtigen Schritt entgegengekommen. Dasselbe bezeichnete nämlich das Elaborat der Funfzehner-Subcommission „als geeigneten Anknüpfungspunkt für das Zustandekommen des Ausgleichs“ unter der Bedingung, daß darin noch Vorsorge für die Wahrung des einheitlichen Heeres-, Zoll-, Staatsschulden- und indirecten Steuerwesens getroffen würde. Ja, es gab auch weiter zu, daß die detaillirte Verwirklichung dieser Bedenken sowie die Modification der im Märzrescript als revisionsbedürftig bezeichneten 1848er Artikel erst „im Wege eines verantwortlichen Ministeriums“, also nach Ernennung desselben vollzogen werde. Alles, was die Regierung noch verlangte, war mithin die principielle Erklärung des Landtags, bereitwillig auf ihre Forderungen eingehen zu wollen, nachdem die factische Wiederherstellung der Verfassung erfolgt sein werde. Aber der Landtag beharrte dabei, gar nicht eher über die Abänderung der 1848er Gesetze zu verhandeln oder das Elaborat über die gemeinsamen Angelegenheiten vor das Plenum gelangen zu lassen, als bis er sich ein ungarisches Ministerium gegenübersah. Hinter der Weigerung der Sistirungsmänner, in einem Streite nachzugeben, der durch ihre jetzige Schwenkung scheinbar zu einer ganz gleichgültigen Formsache herabgesunken war, vermuthete der Reichstag nicht ohne guten Grund die versteckte Absicht, die Deákisten nur erst einmal zur Darreichung des kleinen Fingers zu bewegen, der dann schon die ganze Hand nach sich ziehen werde. Sagte doch Tavernikus Sennyey bei der Adreßdebatte im Oberhause ganz offen: „Zwei parlamentarische Regierungen unter Einem Fürsten betrachte er als nahezu unmöglich.“ Ein offenherziges Geständniß für eine Partei, die eben die Ansätze zu einem einheitlichen Parlament zerstört und jetzt den parlamentarischen Dualismus in das Gebiet der Chimären verwies! Mystisch, aber ganz im Sinne des Rescripts, das nur die Entscheidung auf die lange Bank schieben wollte, fuhr der Baron fort: „Nicht der Ausgangspunkt, nur der Schlußstein der Verfassung könne das ungarische Ministerium werden.“ Da leuchtete denn doch der Wink klar hervor, nur die „freie Bahn“ offen und alles in der Schwebe zu erhalten, bis der Feudalismus und das Concordat nach Ueberwindung der Niederlage von Königgrätz wieder auf festen Beinen ständen. „Ungarn“, fügte der Redner hochtrabend hinzu, „muß moralisch der Schwerpunkt des Reichs werden, weil es den andern Ländern die Fackel der Verfassungsmäßigkeit vorangetragen.“ Aber in beiden Hälften

Digitized by Google

der Monarchie war man sich darüber klar, daß es die Feudalen und Altconservativen gewesen, die 1865 wie 1851 nicht die Fackel des Lebens, sondern die ausgelöschte Fackel des Todes für Oesterreichs constitutionelle Bestrebungen getragen. Wenn Deutsch-Oesterreich politisch hinter andern deutschen Stämmen zurückgeblieben ist, so liegt einer der wichtigsten Gründe hierfür darin, daß ein hartes Geschick dasselbe an „interessante" Nationalitäten geschmiedet, die ihm, um ihren mächtigen Klerus und Adel geschart, die Brandfackel ins Haus warfen, bei dem ersten Versuche, dasselbe wohnlich einzurichten. Der magyarische Stamm nun hatte, zu seiner Ehre sei's gesagt, keine Lust mehr, sich zu diesem Spiele herzugeben. Somit gerieth das Ministerium in die Alternative: sich durch jede Concession an die Erblande in Ungarn vollends zu discreditiren, ohne dieselbe der Leitha an Terrain zu gewinnen, weil die Deutschen überzeugt waren, daß ein Widerstandsversuch der Regierung gegen Pesth nur dem Föderalismus, als der bequemsten Handhabe des feudal-jesuitischen Absolutismus, zugute komme. Von Concessionen an Ungarn wiederum profitirte der Staat nichts, weil, solange in Wien die Sistirung am Ruder war, der pesther Reichstag in seinem vollauf gerechtfertigten Mistrauen jeden Machtzuwachs nur zur Lockerung der letzten Bande zwischen den deutsch-slawischen Provinzen und den Ländern der Stephanskrone benutzte. Im Unterhause hatte Tisza schon 107 Stimmen für sich, als er beantragte, den Faden der Verhandlungen für abgerissen zu erklären, da die Forderungen der frühern Adressen unerfüllt geblieben seien. Doch siegte Deák mit 227 Stimmen, indem er vorschlug, in einer neuen Adresse zwar die alten Gravamina und namentlich die sofortige Wiederherstellung der Verfassung zu urgiren; zugleich aber zu versprechen, daß der Landtag seinerzeit, wenn die Siebenundsechziger-Commission das Elaborat des Funfzehner-Ausschusses dem Plenum unterbreiten werde, die Bemerkungen des Rescripts über die gemeinsamen Angelegenheiten in Erwägung ziehen wolle. Schon am 15. Dec. wurde eine Adresse in diesem Sinne angenommen, die jedoch, um die Majorität zu erhalten, einen ungemein barschen Ton anschlagen mußte. Von der Revision der 1848er Artikel war mit keiner Silbe die Rede. Die Bemerkungen zu der Vorlage über die gemeinsamen Angelegenheiten könne der Reichstag gegenwärtig nicht in Verhandlung ziehen, da die betreffende Ausarbeitung erst den Siebenundsechziger-Ausschuß passiren müsse: diesen Theil des Rescripts werde der Landtag mithin nur dann beantworten, „wenn er in der Lage sein werde, über den ganzen Entwurf zu berathen". In hundert Wendungen nun wiederholte die Adresse, daß daran gar nicht zu denken, ehe nicht durch Einsetzung eines ungarischen Ministeriums die factische Wiederherstellung der Verfassung vollzogen sei. „Absolute Gewalt auf der einen Seite und auf der andern Seite eine ihrer verfassungsmäßigen Freiheiten beraubte Nation werden nimmermehr zum Ausgleiche gelangen", dieser Satz bildete den Angelpunkt des ganzen Schriftstücks. Nachdem das Oberhaus am 19. Dec. der Adresse beigetreten, ward sie am 23. in Wien dem Kaiser übergeben, der Antwort durch ein Rescript verhieß. An demselben Tage wurde auch die kroatische Adresse in der Hofburg unterbreitet. Wie wenig es der Regierung gelungen war, auch nur die Slawen für sich zu gewinnen, darüber hatte sie auf dem agramer Landtage eigenthümliche Erfahrungen gemacht. „Unter dem Einflusse dieses Ministeriums", rief der Führer der Nationalen, Bischof Stroßmayer, „werden wir nicht das kleinste Gesetz zu Stande bringen, weil es aus Männern besteht, die weder politischen Charakter noch irgendeine politische Bedeutung haben." Im übrigen trieben die Kroaten ihr altes Spiel, dessen man aber nachgerade in Wien nicht minder überdrüßig geworden war als in Pesth. Wie 1848 schoben sie die Reichseinheit vor, sobald sie sich durch die Magyarisirungsgelüste Ungarns bedroht sahen, um dann, wie erst jüngst unter Schmerling, dem Reiche hinterdrein ein Schnippchen zu schlagen. Aber auf diese Leimruthe gingen die Deutsch-Oesterreicher nach den Erfahrungen von 1861 nicht mehr, um so weniger, als die agra-

Digitized by Google

mer Herren denn doch auch dem Deák zu gut abgesehen, „wie er sich räuspert und wie er spuckt", um nicht selbst ihre dürftigen Scheinanerbieten zu Gunsten des Gesammtstaats durch kindische Nachäffung der pesther und prager Forderungen bezüglich ihrer eigenen Selbständigkeit gleich lahm zu legen. Das zeigte sich sowol bei der Adreßdebatte wie bei der Discussion des Berichts jener Regnicolardeputation, die vor dem Ausbruche des Kriegs in Pesth mit den Delegirten des ungarischen Landtags verhandelt hatte. Die Adresse sowie die Resolution bezüglich der Stellung zu Ungarn hielten starr an dem alten Standpunkte fest und wurden daher auch beide Angelegenheiten zusammen am 17. bis 19. Dec. absolvirt. In der Adresse forderte der Landtag natürlich wieder Dalmatien, die Militärgrenze, und diesmal auch noch die Quarnerischen Inseln; wenn er die gemeinsamen Angelegenheiten in dem Sinne des Octoberdiploms bemessen wollte, so war dies Zugeständniß um so werthloser, als jetzt nicht blos jenes Diplom längst zerrissen war, sondern Kroatien selbst die zu dem Diplom wie die Faust aufs Auge passende Forderung hinzufügte, gleich den Ländern der Wenzels- und der Stephanskrone müßten auch die der „Zwonimirs"-Krone statt der alten Dicasterialregierung ihr verantwortliches Ministerium bekommen. In Betreff Ungarns bewegte sich der Landtag auf dem Boden des Artikels 42 von 1861, der die Bande zwischen den Magyaren und Kroaten für zerrissen erklärte: das „dreieinige Königreich" habe nicht den entferntesten Beruf, den pesther Reichstag zu beschicken, und werde sein Verhältniß zum Gesammtstaate direct mit der Krone ohne Theilnahme Ungarns ordnen. Mit diesen Documenten nun fand die Adreßdeputation in der Hofburg eine ungemein kühle Aufnahme. Der Kaiser erwiderte auf Stroßmayer's lange kroatische Ansprache deutsch, was die Herren besonders kränkte: er werde das Weitere veranlassen. Beust, den sie mit einer Auseinandersetzung über die Wichtigkeit der Südslawen für die orientalische Frage beehrten, dankte ihnen ironisch für ihre „interessanten" Aufschlüsse. Bei dem Hofkanzler Kussevic aber, der ihnen reinen Wein darüber einschenkte, daß sie jetzt Ungarn werden müßten, kam es gar zu einer förmlichen Scene mit dem Baron Jellacic, dem Bruder des 1848er Banus. Ihn erinnerte der Kanzler, daß der Hof, nach den Begünstigungen, die der Familie Jellacic widerfahren, das Recht habe, sich von ihm einer regierungsfreundlichen Haltung zu versehen. Der Baron replicirte, indem er auf die Verdienste seines verstorbenen Bruders um die Monarchie hinwies, und der Hofkanzler entgegnete sehr barsch, daß man über diese sogenannten „Verdienste" heute anders denke als vor 18 Jahren. Tief verstimmt kam die Adreßdeputation nach Agram zurück, und der Landtag nahm sofort am 31. Dec. eine Wahlordnung an, welche dem kroatischen Elemente für immer das Uebergewicht über das magyarische sichern sollte; protestirte auch im bangen Vorgefühle der Dinge, die da kommen sollten, gegen jede Octroyirung eines Wahlgesetzes: ward aber eben dieser Haltung wegen und auch, weil er sich bei der Rekrutirung störrisch bewies, am 10. Jan. 1867 vertagt.

Baron Beust war mittlerweile am 21. Dec. in Pesth gewesen, um sich in directe Verbindung mit den Führern der Deák-Partei zu setzen, die zugleich die zukünftigen Minister sowie die leitenden Persönlichkeiten des Siebenundsechziger-Ausschusses waren. Er ward in Pesth sehr gut aufgenommen; und hier wurden zu jenen Vereinbarungen die Grundsteine gelegt, die dann im Laufe des Januar von dem unablässig zwischen Pesth und Wien hin- und herreisenden Grafen Andrássy zu einem vollständigen Programm ausgearbeitet wurden. Die Deákisten erklärten präcis, welche Concessionen sie sowol im Sinne des Novemberrescripts von dem Siebenundsechziger-Elaborat als auch bei der Revision der 1848er Gesetze machen könnten. Man verständigte sich, und Graf Andrássy machte sich anheischig, die von der Regierung verlangten Abänderungen in dem großen Verfassungsausschusse durchzuführen. Sobald dies geschehen, sollte das ungarische Ministerium installirt werden, um das amendirte Elaborat sowie die Revision der 1848er

Digitized by Google

Artikel vor das Plenum zu bringen. Um aber hier seines Erfolges sicher zu sein, begehrte Graf Andrássy eine durchaus einheitliche Zusammensetzung des Ministeriums, das ein streng parlamentarisches Majoritätscabinet ohne jede Beimischung altconservativer Elemente sein müsse. Ohne Widerspruch zu finden, hat Baron Beust später im Reichsrathe erklärt, daß Graf Belcredi diesen Abmachungen nicht fremd gewesen sei. Andererseits steht es nicht minder fest, daß Beust, und das mit allergrößtem Rechte, seine Reise nach Pesth mit dem durchschlagenden Grunde motivirte: der Zwecklosigkeit der Verhandlungen müsse endlich ein Ende gemacht werden; denn ihm komme es vor, als ob man eine Verständigung gar nicht wolle; sonst müsse man anerkennen, wie das Siebenundsechziger-Elaborat neben ungeheuer viel dummem Zeuge, unter einem Wuste von Klagen, Bitten, Reminiscenzen, historischen Deductionen doch auch einige fruchtbare politische Gedanken enthalte. Längst hatten Trefort und Deák der Regierung dasselbe gesagt: mußten doch Belcredi und Mailáth fühlen, daß sie verloren waren, sobald die Liberalen dies- und jenseit der Leitha sich die Hand reichten. Nach der erwähnten Aussage Beust's im Abgeordnetenhause hebt sich daher die Situation, wie sie sich um die Jahreswende gestaltete, ziemlich durchsichtig dahin ab: Belcredi ließ seinen Busenfreund Mailáth fallen und verzichtete vorläufig, wenigstens scheinbar, auf die Ausrottung des Parlamentarismus in Ungarn. Noch saß Beust nicht so fest im Sattel, als daß der Vater der Sistirungspolitik nicht hätte hoffen sollen, sich durch diese Concession um so freiere Hand für sein feudal-ultramontan-nationales Régime in den Erblanden zu sichern. Auf einem kleinen Umwege ließ sich jedoch vielleicht noch der vorgesteckte Zweck erreichen. Wenn die Liberalen in Pesth ans Ruder gelangen, was half es ihnen, falls Belcredi dafür sorgte, daß mittlerweile in Wien eine slawisch-klerikale Föderalisten- und Gaugrafenversammlung das Heft in die Hand bekam und höhnisch den angetretenen Ausgleich zurückwies? Auch im September 1848 waren es ja die czechischen Deputirten gewesen, die im wiener Reichstage für die Abweisung der vom pesther Landtage entsendeten Friedensdeputation den Ausschlag gaben! Beust wiederum mag sich darauf verlassen haben, daß, sobald nur erst in Ungarn ein deákistisches Ministerium regiere, die Verfassungspartei sowie das Deutschthum in den Erblanden von Tage zu Tage erstarken und die pesther Regierung selbst begreifen müsse, wie sie in kürzester Frist verloren sei, wenn auf der andern Seite der Leitha slawisches Regiment herrsche und einerseits mit Concordätlern und Altconservativen, andererseits mit den Slowaken, Serben, Kroaten, Rumänen Ungarns ein Bündniß abschlösse. So wirft die Erklärung Beust's, daß Belcredi mit den pesther Decemberpunktationen einverstanden war, nur ein um so helleres Licht auf die unbestreitbare Thatsache, daß von jetzt ab der Krieg bis aufs Messer zwischen beiden Staatsmännern begann. Gleich am 31. Dec. wurde denen, die an der Aussöhnung mit Ungarn arbeiteten, ein tüchtiger Knüppel zwischen die Beine geworfen in Gestalt einer Verordnung, welche der ganzen Monarchie die allgemeine Wehrpflicht octroyirte. Diese nochmalige Anwendung des Septemberpatents auf Ungarn, sozusagen dicht vor Thoresschluß, rief in Pesth einen wahren Sturm des Unwillens hervor: darin, daß die Ordonnanz allen wesentlichen Bestimmungen gleich Gesetzeskraft verlieh, den gleichgültigen Rest aber als eine Vorlage für eine nicht existirende Reichsvertretung „der verfassungsmäßigen Behandlung vorbehielt", erblickte man nur eine Ironisirung des constitutionellen Princips. Im Unterhause beantragte Madarasz von der äußersten Linken eine Resolution des Inhalts, daß die Verordnung vom 31. Dec. „ungesetzlich, ungiltig und unausführbar" sei, sowie, daß „jeder Ungar, der zu ihrer Realisirung mittelbar oder unmittelbar hülfreiche Hand leiste, sich den gesetzlichen Strafen aussetze", die einzeln aus dem ungarischen Corpus juris aufgezählt wurden. Auch Tisza von der Linken war empört, daß „der Landtag nur als constitutioneller Deckmantel für absolutistische Zwecke benutzt werde"; wenn das Einschreiten gegen diese Octroyirung

Digitized by Google

ohne Erfolg bliebe, müsse die Versammlung auseinandergehen. So wurde denn am 15. Jan. im Unterhause mit allen Stimmen gegen die Madarasz', und am 17. bei den Magnaten einstimmig eine Adresse Deák's angenommen, deren Quintessenz sich in den Stellen abspiegelt: „Heben Ew. Maj. diese Verordnung und überhaupt alle Verfügungen auf, die mit Verletzung unserer Verfassung durch die absolute Gewalt erlassen sind, und stellen Ew. Maj. factisch ehemöglichst unsere Verfassung wieder her. Das Ziel, welches die Sicherheit und die geistigen wie materiellen Interessen des Reiches erheischen, kann nur erreicht werden, wenn die Verfassungsmäßigkeit sowol in Ungarn als auch in Ew. Maj. übrigen Ländern vollkommen und in klarer Wirklichkeit ins Leben tritt." Am 22. Jan. wurde diese Adresse in Wien übergeben und die betreffende Deputation vom Kaiser freundlichst dahin beschieden: er hoffe, daß ein demnächst zu erlassendes Rescript allen Beschwerden ein Ende machen werde. Allein die Wirkung des Schriftstücks war nicht blos auf Ungarn beschränkt, sie erstreckte sich auch auf die Erblande. Die Anspielung auf die Verfassungsmäßigkeit in den deutsch-slawischen Kronländern war ein Wink mit dem Zaunpfahle, daß, wie groß auch die Zurückhaltung Ungarns bei allen nicht in seinen Bereich gehörigen Fragen gewesen, der pesther Landtag sich denn doch nicht der Cognition darüber enthalten könne, ob dasjenige Organ, mit dem er über die gemeinsamen Angelegenheiten werde pactiren müssen, die legale, zum Abschlusse berechtigte Vertretung der Erblande sei. Lag doch die Gefahr in dieser Richtung nur zu offen da. Der Reichsrath hatte mit dem ungesetzlichen hermannstädter Landtage über Siebenbürgen eine Vereinbarung getroffen, welche nach Schmerling's Sturze als null und nichtig ignorirt wurde: zugleich aber stürzte mit der Herausreißung des Großfürstenthums aus dem Verbande des Reichsraths die ganze westleithanische Verfassung zusammen. Wie leicht also konnte Ungarn, wenn es das Mandat der erbländischen Repräsentation, mit der es jetzt verhandeln sollte, nicht genau prüfte, später erleben, daß die neue Verfassung des Reichs, der es Theile der seinigen opfern wollte, wegen Mandatlosigkeit des andern Contrahenten für hinfällig erklärt wurde, die einmal abrogirten Rechte Ungarns aber nicht wieder zum Leben zu erwecken waren? Und Graf Andrássy ließ in Wien so manches Wort fallen, daß jener slawische Reichsrath, an dessen Herstellung der Staatsminister seit Neujahr arbeitete, von dem pesther Landtage als legitimer Bevollmächtigter der Erblande nicht werde anerkannt werden. So bestätigte sich Beust's Rechnung, daß ihm Succurs aus Ungarn nicht ausbleiben werde.

Am 2. Jan. nämlich hatte Belcredi durch einen wahren Meisterstreich der bisherigen Sistirung der Februarverfassung deren Beseitigung substituirt, indem er mittels kaiserlichen Patents auf den Trümmern des engern Reichsraths eine slawische Beseda errichtete und dieser Föderalistenversammlung die Abgabe jenes „gleichgewichtigen Votums" übertrug, welches das Septemberpatent den „legalen Vertretern" der Erblande bezüglich des Ausgleiches mit Ungarn vorbehalten. Baron Beust's Unterschrift auf diesem Patent konnte allerdings kaum anders gemeint sein als die Zustimmung des Staatsministers zu dessen Vereinbarungen mit Andrássy. Dessenungeachtet mußte der bloße Umstand, daß jene Signatur dastand, die Deutschen vollständig an Beust irremachen. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß in dem Moment, wo die Herstellung der Verfassung in Ungarn so gut wie ein fait accompli war, Belcredi mit Beust's Hülfe durchsetzte, was ihm allein selbst in der Fülle seiner Macht nicht gelungen. Jubelte nicht das „Vaterland", jetzt endlich entschließe sich die Regierung, den Liberalen zu sagen, daß die „Sistirung" identisch mit Aufhebung sei, eine Lehre, die man ihnen schon vor anderthalb Jahren hätte ertheilen sollen? Frohlockte nicht Rieger, dessen Erwartungen vor vier Monaten schon so weit gedämpft waren, daß er mit den deutschen Autonomisten verhandelte: „richtig benutzt, entscheidet dieser Moment über die slawische Zukunft Oesterreichs?" Einer der heu-

Digitized by Google

tigen Collegen Beust's sagte damals von ihm: „Das ist ein sehr gefährlicher Mann, der durch seine Manier, die Dinge auf die leichte Achsel zu nehmen, großes Unheil über Oesterreich bringen kann!" Unser Urtheil ist, daß Baron Beust bei seinem Compromiß mit Belcredi den feinen Diplomaten spielte, dabei aber von dem Staatsminister um so gründlicher überlistet ward, als dieser mit Einem mal eine nie geahnte Rührigkeit und Behendigkeit für die Verwirklichung seines Projects entwickelte und Beust die innern Verhältnisse Oesterreichs noch viel zu wenig kannte, um auch nur die Tragweite der Maßregel klar zu durchschauen. Daß Baron Beust, als er sich mit der Leitung der Geschicke Oesterreichs belastete, auch auf sein Glück vertrauen mußte, wollen wir nicht leugnen. Daß er manche der Factoren, die zu seinen Gunsten wirkten, wie das Mistrauen der Magyaren und den zähen Haß der Deutschen gegen Belcredi, ganz richtig veranschlagt, ist gleichfalls unzweifelhaft. Wenn er aber aus diesem Kampfe mit dem Staatsminister siegreich hervorging, so hat den Ausschlag wahrlich nicht sein Geschick und seine Vorausberechnung gegeben, es haben dabei in erster Linie Momente mitgewirkt, die sich jedem Calcul entziehen. Er mußte die Entscheidung vor Erneuerung der 17 cisleithanischen Landtage provociren. Denn er selbst hat später im Reichsrathe zugestanden, daß er sogar nach Belcredi's Sturze sich noch in einer übeln Lage befunden hätte, wenn die Landtage von Böhmen, Mähren und Krain nicht so freundlich gewesen wären, ihre Auflösung zu provociren, sodaß er den schlimmsten Theil der slawischen Erbschaft, die sein Vorgänger ihm hinterlassen, durch die Fehler seiner Feinde los ward. Das Januarpatent nämlich vernichtete durch Einen Streich die Februarverfassung, indem es die berechtigten Ansprüche der Erblande auf eine cisleithanische Centralvertretung zu erfüllen vorgab, gleich jenem Maler, der mit Einem Pinselstriche ein lachendes Gesicht in ein weinendes verwandelte. Die 17 Landtage wurden aufgelöst und die regelmäßigen Neuwahlen ausgeschrieben. Die auf den 11. Febr. einberufenen neuen Landtage sollten dann die Wahlen für einen „außerordentlichen" Reichsrath vornehmen, wobei es in ihr Belieben gegeben war, entweder das in der Februarverfassung vorgeschriebene Gruppensystem einzuhalten, oder frei aus dem Plenum zu wählen. Das solchergestalt gebildete Abgeordnetenhaus sollte dann über die Propositionen des pesther Landtags „berathen", wobei ihm als Erste Kammer einfach das Schmerling'sche Herrenhaus an die Seite gesetzt ward. Mit andern Worten: nachdem Belcredi in Ungarn den Dualismus acceptirt, gestand er nunmehr, wie die Sistirung des engern Reichsraths, für welche er so schöne Phrasen von Autonomie und Völkerrecht ins Feuer geführt, gar keinen andern Zweck gehabt habe, als in dem Abgeordnetenhause den Slawen, Gaugrafen und Jesuiten die unbedingteste Majorität zu sichern, sodaß die Revision der Februarverfassung nur in dem Sinne des Concordats, des Feudalismus und der „Nationalen" erfolgen konnte, womit denn auch der Hebel gegeben war, einen heilsamen Dämpfer auf den Parlamentarismus der Ungarn zu setzen. Dafür aber, daß Belcredi in seinem „Außerordentlichen" nicht nur die Mehrheit, sondern sogar die zur Verfassungsrevision erforderliche Zweidrittelmajorität hatte, war ausreichend gesorgt. Wenn die neugewählten Landtage einfach aus dem Plenum wählten, ohne an die verfassungsmäßigen Gruppen gebunden zu sein, so war es klar, daß die unzweifelhaften czechischen Majoritäten in Prag und Brünn nicht Einen Deutsch-Böhmen oder Deutsch-Mährer, die polnische Majorität in Lemberg nicht Einen Ruthenen, die slowenische in Laibach nicht Einen krainer Deutschen, die „glaubenseinheitliche" in Innsbruck nicht Einen Liberalen in den „Außerordentlichen" sandte. Damit hatte Belcredi vollauf die Mehrheit und dieselbe war leicht bedeutend zu steigern, weil einerseits noch die Deputirten der kleinen slawischen Landtage dazu kamen, andererseits sich voraussehen ließ, daß gerade die feindseligen deutschen Landtage sich an das verfassungsmäßige Gruppensystem halten würden. Dadurch ward denn so mancher ganz

Digitized by Google

verfassungstreue Landtag, selbst der niederösterreichische gezwungen, aus der Großgrundbesitzer-Curie ein paar Feudale von echtem Schrot und Korn in den „Außerordentlichen" zu schicken: denn dafür, daß bei diesen Neuwahlen das gemäßigt liberale Element aus den Landtagsboten des Großgrundbesitzes allenthalben fast ganz ausgeschieden wurde, sorgte die Regierung schon. So trefflich waren die Würfel präparirt, daß, wie sie auch geschüttelt werden mochten, sie immer auf die feudal-ultramontane Seite gegen das constitutionelle Bürgerthum, für die „interessanten" Nationalitäten wider die Deutsch-Oesterreicher fallen mußten. Ein wirksames Mittel der Gegenwehr war nicht leicht zu finden. Wählten die deutschen Landtage gar nicht, so drohte die Regierung mit Ausschreibung directer Wahlen: und daran, daß die Deutsch-Oesterreicher etwa, gleich den Magyaren und Szeklern Siebenbürgens, oder den Italienern Südtirols, jahrelang nicht müde geworden wären, immer auf der Walstatt zu erscheinen und immer per majora denselben, das Mandat nicht benutzenden Abgeordneten ihre Stimmen zu geben, war natürlich nicht zu denken: bei dem ersten Anlaufe wären Minoritätswahlen zu Stande gekommen. Es mußte also gewählt werden, aber mit dem Zusatze: für den regelmäßigen Reichsrath, sobald Se. Maj. ihn einberufen würde; nicht für den „Außerordentlichen" — nur so konnte man die unmittelbaren Wahlen abschneiden. Dann aber stellte sich Kaiserfeld's Bedenken als richtig heraus, daß gerade die nach Gruppen wählenden Landtage ihrer Abgeordneten am wenigsten sicher seien: denn sie mußten Großgrundbesitzer wählen; sie durften denselben keine Instructionen ertheilen, weil das Januarpatent und die Februarverfassung dies gleichmäßig verboten. Also wäre vielleicht kein einziges Kronland ganz unvertreten geblieben, da es kaum wahrscheinlich ist, daß die adelichen Herren sich lange geweigert hätten, das ihnen für den gesetzmäßigen Reichsrath übertragene Mandat auch im „Außerordentlichen" auszuüben, wenn der Kaiser es anbefahl. Der Trost also, daß eine Repräsentanz ohne Deutsche von vornherein mit Unfruchtbarkeit geschlagen sei, war nicht viel werth. Denn außer diesen Großgrundbesitzern und den „glaubenseinheitlichen" Tirolern tragen ja die ärgsten Czechomanen unter den Magnaten in Brünn und Prag rein deutsche Namen; ja auch unter den bürgerlichen Elementen der Czechen und Slowenen kommen so urslawische Benennungen wie Brauner, Grünbaum, Zeithammer, oder Bleiweis und Einspieler häufig genug vor. Nominell hätte es mithin gewiß in dem „Außerordentlichen" an Deutschen nicht gefehlt. Was also beginnen? Man konnte eben nur das relativ Beste thun; und da war es denn schon ein Gewinn, daß Kaiserfeld, der diesmal mit einer Erklärung die Initiative ergriff, wenigstens die unglückselige Idee beseitigte, etwa gar auf Grund des Januarpatents für den „Außerordentlichen" zu wählen und diesen dann unter Protest zu verlassen. „Das Patent schlägt unserer Verfassung den Boden aus", schloß das Manifest des steirischen Deputirten, „protestiren wir nicht durch Wahlverweigerung, so waren alle unsere Adressen nur eitle Renommage und wir politische Kinder. Geben die Deutschen nach, so ist es für lange um sie geschehen, ohne daß sie Oesterreich gerettet haben werden." Demgemäß beschloß denn auch eine, von Ober- und Niederösterreich, Steiermark, Böhmen, Mähren, Schlesien, Salzburg, Krain beschickte Deputirtenconferenz, die am 13. Jan. in Wien bei dem Baron Pratobevera abgehalten ward und der sich die Liberalen von Kärnten, Tirol und Vorarlberg brieflich anschlossen: die Wahlen für den „Außerordentlichen" abzulehnen und auf Grund der Februarverfassung die Wahlen für die Landesausschüsse sowie für den legalen Reichsrath vorschriftsmäßig zu vollziehen.

Alles kam mithin für den Grafen Belcredi darauf an, die Wahlen, welche Ende Januar und Anfang Februar stattfanden, fest in die Hand zu nehmen. Und da entfaltete der Staatsminister nun eine praktische Energie und Rücksichtslosigkeit in der Anwendung seiner Mittel, daß es denen wie Schuppen von den Augen fiel, die ihn bis

Digitized by Google

dahin für einen doctrinären Träumer voll Sanftmuth und Milde genommen. Ja, indem er den Adel, den Klerus und die Bureaukratie für sich aufbot, entwickelte er einen Pressionsapparat, der an dem Ausgange des Kampfes von vornherein nicht den leisesten Zweifel gestattete. Gleich am 2. Jan. ging ein förmlicher Ukas Belcredi's an die Statthalter ab. Der Mann, der verbriefte Verfassungen als „Fictionen" behandelte, klagte darin, daß „die Zeit ein unheilvolles Gepräge tiefer Erschütterung der Autorität an sich trüge", und hielt der Beamtenwelt als ihre „heiligste Pflicht" vor, bei den Wahlen „das Beispiel treuester Pflichterfüllung zu geben". Diesem Erlasse zufolge „gestatteten die heiligsten Interessen des Thrones und des Staates nicht, ein Auftreten, das im Kampfe gegen die Intentionen der Regierung ist, ja auch nur ein rath- und thatloses Zusehen bei den Wahlen zu dulden". Graf Toggenburg in Tirol secundirte dem Minister sofort mit einem Circular, das den Beamten mit dürren Worten anbefahl, „in keinem Falle bei den Landtagswahlen Männern, die für die Nichtbeschickung des «Außerordentlichen» votiren würden, ihre Stimmen zu geben". Daß man es hier mit keinen leeren Drohungen zu thun habe, sah die Bureaukratie, als Belcredi einen der einflußreichsten Führer jener Mittelpartei, die bisher auf dem mährischen Landtage den Ausschlag gegeben, den Staatsanwalt-Substituten Chlumetzky aus Brünn, nach Wien beschied und ihm die Alternative stellte, auf jede Theilnahme an der Wahlbewegung oder auf sein Amt zu verzichten. Chlumetzky that sofort das letztere: für alle seine Collegen aber war es ein Memento mori, daß selbst einem untergeordneten richterlichen Functionär nicht mehr eine so gemäßigte Opposition gestattet sein sollte wie die der mährischen Mittelpartei, die doch jede Demonstration für wie gegen das Septemberpatent hintangehalten hatte. Gleichzeitig arbeitete die ungestempelte Kreuzerpresse, welche der Minister seit November illegalerweise in Wien, Prag, Graz und andern großen Städten gegründet, um die unabhängigen Volksblätter, die allein 1 Kr. Stempel zahlen müssen, todt zu machen, mit offenen Denunciationen gegen Beamte, die sich „wider den Willen des Kaisers" auflehnten. Desgleichen publicirten Belcredi und Komers in der zweiten Januarhälfte eine Reihe von Verordnungen „über die Reform der politischen Verwaltung" für die einzelnen Kronlande, wie Salzburg, Galizien, Krain, Kärnten u. s. w., wobei neben dem offenkundigen Zwecke, Einführung der Gemeindeautonomie und Trennung der Justiz von der Administration, immer noch die geheime Absicht verfolgt ward, bei der Reorganisation die neuen Bezirke so zu legen, daß in den Ländern mit gemischter Bevölkerung die Deutschen den Slawen geopfert wurden. Vortrefflich bewährte sich die Liga der Regierung mit dem Klerus. Selbst dem Cardinal Rauscher war in der letzten Landtagssession bei den Angriffen auf das Concordat sein Centralismus dermaßen abhanden gekommen, daß er Hirtenbriefe zu Gunsten des „Außerordentlichen" erließ. Allein seine wunderbare Volkraft konnte dies Bündniß erst da entfalten, wo der Staatsminister durch den Curatklerus auf dem Lande zugleich über die „Nationalen" gebot. So in Krain, wo die Bauern unter Führung des Pfarrers und mit Kirchenfahnen zur Wahlurne förmlich wallfahrteten, selbst in den paar Städten die Wahlversammlungen durch Invasionen vom Lande terrorisirt und außerhalb der Großgrundbesitzercurie lauter Slowenen in den Landtag gewählt wurden. Daß einer davon gleichzeitig als Lehrer an der wiener Handelsakademie fungirte, die mit dem Gelde deutscher Kaufleute gegründet ist, schadete in dem „gemüthlichen" Oesterreich nichts, wo man es im Gegentheil ganz unbegreiflich fand, daß einzelne Blätter an dieser Allianz des Professors Klun mit dem Ministerium und den Pfaffen in Krain, um das deutsche Bürgerthum, das den Herrn besoldete, todtzumachen, etwas auszusetzen hatten! In Mähren wurde eine vom olmützer Kapitel ausgehende Wahlbroschüre in czechischer Sprache durch Regierungsbeamte colportirt, worin geradezu die Rechtstitel

Digitized by Google

Franz Joseph's auf die Thronfolge bestritten wurden, solange er die Privilegien der Wenzelskrone nicht anerkannt habe. Wenn der Staatsminister später erklärte, diesem Unfuge fern gestanden zu haben, so beweist das eben nur, daß ihm die Zügel des Regiments in Mähren bereits ebenso wie in Krain entschlüpft und in die Hände des Klerus übergegangen waren. Denn daß dies Pamphlet von den Staatsdienern eifrigst verbreitet wurde, steht fest; Bürgermeister Giskra in Brünn ließ noch in aller Eile eine Uebersetzung davon für den Erzherzog Albrecht nach Wien besorgen, der es vielleicht zuzuschreiben ist, wenn in der mährischen Großgrundbesitzercurie die Bevollmächtigten der dort angesessenen Erzherzoge gegen die feudal-nationale Liste stimmten. Im übrigen that auch das Bündniß mit dem Adel allenthalben seine Schuldigkeit: überall, Wien voran, stimmten die mit dem Hofe zusammenhängenden Magnaten für die gouvernementale Liste, sodaß die Großgrundbesitzercurie der meisten Landtage jetzt fast nur aus gesunden Gaugrafen bestand, womit denn namentlich in Böhmen und Mähren der Regierung eine zermalmende czechisch-feudale Majorität gesichert war. Freilich gibt es, beiläufig bemerkt, auch wieder Kronländer, wo gerade der Großgrundbesitz das freiheitlichere Element vertritt, weil er nur behäbigen, meist bürgerlichen Wohlstand, kein Magnatenthum repräsentirt und sich dabei, sei es wie in Tirol durch den Kampf gegen „glaubenseinheitlichen" Stumpfsinn, sei es wie in Krain durch das Ringen deutscher Cultur mit slowenischer Roheit, zum Hort aufgeklärten Freisinnes durchgearbeitet; aber da bildete denn auch eben die Großgrundbesitzercurie eine Insel, die von der reactionären Brandung der andern Curien vollkommen überflutet ward. Der Staatsminister mochte sich daher mit gerechtem Stolze sagen, daß er geleistet, was irgend zu leisten war, und daß er alle Ursache habe, mit dem Ergebnisse zufrieden zu sein. Allein er hatte auch noch ein übriges gethan, indem er sich durch ein äußerst gewandtes Kunststück den Weg mitten ins feindliche Lager bahnte. Wer den Deutsch-Oesterreicher nicht kennt, der sollte es für unmöglich halten, daß unter den obwaltenden Umständen eine Bewegung in Gang gebracht wurde, welche mit einem gewissen Erfolge die Losung proclamirte: „Der eigentlich Freisinnige ist Belcredi, weil er uns das «gleichgewichtige Votum» Ungarn gegenüber wahren will, während Beust die Erblande willenlos nach der Magyarenpfeife tanzen läßt! Die eigentlichen Reactionäre sind jene, die nach der Februarverfassung rufen, obschon wir deren Nichtsnutzigkeit unter Schmerling zur Genüge erprobt; während wir vielmehr den slawischen Brüdern die Hand reichen sollten, um den «Außerordentlichen» zu einer Constituante emporzuheben und uns dann die kremsierer Verfassung zurückzuerobern!" Dennoch glückte es Belcredi, eine solche Agitation in Gang zu bringen. Den Anfang machte am 8. Jan. eine Amnestie, die allen unter Schmerling verurtheilten föderalistischen Journalisten die Rechtsfolgen des Spruchs nachsah, d. h. ihnen ihr Wahlrecht wiedergab. Dann wurde im stillen vielen 1848er Verurtheilten ihr Wahlrecht restituirt, weil sie doch jedenfalls für die kremsierer Verfassung eintraten und dadurch natürlich praktisch nur das eine Resultat herbeiführten, der Februarverfassung eine Reihe von Stimmen zu entziehen. Allerdings fehlte es nicht an Männern, die nicht Lust hatten, die Demokratie zur Handlangerin des Feudalismus zu erniedrigen; der bekannte Dr. Fischhof erklärte in den Zeitungen, daß er gar nicht daran denke, von dem Wahlcertificate Gebrauch zu machen, das der Minister ihn ins Haus geschickt. Dagegen stimmte Schuselka seine Wochenschrift „Reform" nach dem ministeriellen Diapason; der zurückgekehrte ungarische Emigrant Franz Pulszky ließ sich von Belcredi zu Unterhandlungen mit den Parteiführern der Liberalen bei Pratobevera misbrauchen, bis diese ihn spazieren schickten; es bildete sich in Wien eine deutsch-föderale Partei, die aus einigen, freilich nur theilweise deutschen Bürgern und Gemeinderäthen, mit dem letzten wiener vormärzlichen Censor Umlauf an ihrer Spitze, bestand und den Slawen Brüdergruß und Freundschaft im Namen der wahren

Digitized by Google

Demokratie bot. Abwechselnd drohte und schmeichelte Belcredi, wie er dem Abgeordneten Schindler sagte: „Die Deutschen thun nicht gut daran, mich im Stiche zu lassen; die Czechen treten mit Forderungen an mich heran, denen ich isolirt auf die Dauer kaum werde widerstehen können!“ In den wiener Wählerversammlungen arbeiteten radicale Redner als kryptogame Agenten der Sistirungspolitik und sie drangen wirklich in einem der demokratischsten Bezirke durch. Was konnte Graf Belcredi mehr verlangen? was brauchte Baron Beust weiter, um sich gründlich zu überzeugen, daß er mit der Unterzeichnung des Januarpatents den Streit auf ein Feld hatte verpflanzen lassen, wo er seinem Gegner auch nicht annähernd gewachsen war?

Einen Kummer hatte der Staatsminister allerdings inzwischen erlitten: Graf Larisch war am 21. Jan. von dem Posten des Finanzministers zurückgetreten und hatte seinen Sectionschef, Baron Becke, zum provisorischen Nachfolger erhalten. Noch am 30. Dec. hatte Larisch seinen unverwüstlichen Humor bewiesen, indem er die Veröffentlichung des Finanzgesetzes für 1867, welches ein Deficit von 78 Millionen präliminirte, mit einem Motivenberichte begleitete, worin es unter anderm wörtlich hieß: „Eine besonnene und leidenschaftslose Erwägung der Sachlage könne nicht verkennen, daß das beharrlich angestrebte Ziel der Herstellung eines völligen Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen bereits nahe gerückt sei.“ Aber das hatte ihn denn doch etwas aus dem Gleichgewichte gebracht, daß er am 8. Jan. endlich in die auszugsweise Veröffentlichung jenes Berichts vom 14. Sept. hatte willigen müssen, in dem die Staatsschulden-Controlscommission mit ihrem Rücktritt drohte, falls ihr nicht die Mittel geboten würden, die Fabrikation der Staatsnoten erfolgreich zu überwachen. An demselben Tage wurde ein Gesetz publicirt, wonach jede Anweisung des Ministers zur Anfertigung oder Herausgabe von Noten der Gegenzeichnung seitens der Commission bedurfte, und die Excellenz unter Ueberwachung ihrer eigenen Subalternbeamten gestellt wurde, indem diese „bei persönlicher Verantwortlichkeit und Haftung“ angewiesen wurden, eine etwaige Ordre des Grafen Larisch ohne Contrasignatur der Commission „auf keinen Fall in Vollzug zu setzen“. Das war selbst für einen Larisch zu stark! Jedenfalls indessen stand Belcredi's Partie vortrefflich, hundertmal besser als diejenige Beust's: da erfuhr Wien nach zwei Feiertagen am 3. Febr. plötzlich, der Staatsminister habe seine Dimission eingereicht und dieselbe sei angenommen worden. Die Ueberraschung grenzte an Verblüffung: der Mann, der den Jammer von Königgrätz überlebt, mußte jetzt ohne einen sichtbaren äußern Anstoß weichen, mußte weichen in eben dem Momente, wo er plein pouvoir erhalten, seinen Schlachtplan diesseit der Leitha ganz nach eigenem Ermessen durchzuführen, und wo er sich zu dem Behufe in einer Weise das Terrain geebnet und die Figuren zurechtgelegt, daß, wenn auch nicht sein eigener Erfolg gesichert, doch der seiner Gegner mindestens ganz gewaltig viel schwerer war als vor dem Erlasse des Januarpatents. In jedem andern Lande wäre Belcredi entweder gleich nach der pesther Reise Beust's oder erst nach regelrechtem Scheitern seines Versuchs, den „Außerordentlichen“ zu Stande zu bringen, gestürzt; ihn nach Neubildung der Landtage und doch, ehe man die Action derselben probirt, zu entlassen, dazu konnte ein triftiger Grund schwerlich vorliegen. Die allgemeinern Motive, welche die Dimission Belcredi's wie diejenige Schmerling's herbeigeführt, glauben wir bloßgelegt zu haben. Was die Wahl des Zeitpunktes anbetrifft, waltete augenscheinlich das eine wie das andere mal ein hoher Grad von Zufälligkeit ob, wobei noch die Analogie bleibt, daß weder Schmerling in seiner Drangsalirung der Ungarn, noch Belcredi in der Maßregelung der Deutschen über ein gewisses Maß hinauszugehen gestattet ward. Der centralistische Gensdarmen-Constitutionalismus Schmerling's wie Belcredi's Sistirungspolitik waren welkes Laub; aber auch das dürrste Blatt wird immer erst durch einen Herbstwind vom Aste gelöst. Wo nun ein Land wie Oesterreich

Digitized by Google

einerseits durch seine Lage dem Luftzuge jeder europäischen Frage ausgesetzt ist und andererseits durch den fahrigen, jeder stetigen, nachdrücklichen Haltung abholden Charakter der Bevölkerung in einer absprungenden Politik wesentlich bestärkt wird: da müssen denn freilich die Provisorien der entgegengesetztesten Richtung einander in gar buntem Wirrwarr und in gar unerwarteter Weise ablösen. Wer die Monarchie erretten will, der muß zuerst die Ueberzeugung erwecken, daß den Provisorien ein Definitivum gefolgt ist: so leicht aber und sobald wird ihm das niemand glauben!

Der deutsche Tabacksbau und die Tabacksteuer.

Erster Artikel.

Cultur der Tabackspflanze und Umfang des Tabacksbaues im Zollverein.

Als um die Mitte des Jahres 1867 das Gerücht sich verbreitete, daß man, um die Mittel zur Deckung der durch die Neugestaltung der politischen Verhältnisse unsers großen deutschen Vaterlandes zum Theil außerordentlich erhöhten Staatsbedürfnisse zu gewinnen, unter anderm auch daran denke, die zur Zeit nur in einem Theile des Deutschen Zollvereins eingeführte Besteuerung des im Inlande erbauten Tabacks auf das gesammte Gebiet des Vereins auszudehnen, zugleich aber eine wesentliche Erhöhung nicht allein der zeitherigen Steuersätze für den inländischen, sondern auch der Zollsätze für den aus dem Auslande eingeführten Taback eintreten zu lassen, endlich den im Inlande zubereiteten und verarbeiteten Taback mit einer entsprechenden Steuer zu belegen, — da konnte es bei der Concurrenz der Interessen der zahllosen Menge von Producenten, Händlern, Fabrikanten und Consumenten nicht ausbleiben, daß die Frage der Tabacksbesteuerung bald allgemein discutirt, ja daß sie in kürzester Frist eine im wahren Sinne des Wortes brennende Tagesfrage wurde. Nicht blos alle diejenigen, denen der Taback zum vermeintlich unentbehrlichen Bedürfniß geworden, fühlten die Berechtigung wie Befähigung in sich, zur Sache zu sprechen, auch die Presse bemächtigte sich des Gegenstandes, Versammlungen und Vereine, ja eigens zu diesem Zweck zusammengetretene Corporationen setzten ihn auf die Tagesordnung.

Bei dem Odium, das allen Steuern mehr oder weniger anhaftet, fast noch mehr aber jedes Project einer Steuererhöhung zu begleiten pflegt, konnte es nicht überraschen, daß sich eine gewisse Einhelligkeit in der allgemeinen Anschauung zu erkennen gab, die den Charakter der bestimmtesten Opposition an sich trug, und die sich für um so berechtigter hielt, je weniger begründet die Voraussetzungen, je übertriebener die Gerüchte waren, auf denen sie zu einem guten Theile basirte. Mit allen gesetzlichen Mitteln müsse man, so lautete die Parole, einem Project entgegenarbeiten, „welches das Volk bis in seine untersten Schichten noch mehr anspanne", ja „welches das Nationaleinkommen schwäche und obendrein noch gerade den gemeinen Mann besonders treffe, der in dem einzigen Genusse, den er sich über das gewöhnliche Sattwerden hinaus erlauben dürfe, empfindlich verkümmert werde", „welches die unmittelbar Betheiligten, die nach Hunderttausenden zählen, vor eine Zukunft stelle, die um so schrecklicher für sie sei, als sie in ihrer Dunkelheit und durch ihr plötzliches Hereinbrechen die klare Einsicht verschließe". Infolge dessen bildete sich eine förmlich centralisirte Agitation, die in Wort und Schrift gegen die drohende Gefahr ankämpfte, und der es gelang, eine Aufregung und Bestürzung zu erzeugen, welche einen großen Theil der Händler und Fabrikanten bewog, mit einer sol-

Digitized by Google

chen Hast seine Vorräthe zu completiren, daß, wie in einem uns vorliegenden Berichte angeführt wird, die Eisenbahnen den Transport nicht vermitteln konnten, daß man Landfuhrwerk miethete, um den Tabak noch schnell über die zollvereinsländische Grenze zu bringen, und daß man diese Fuhrwerke zu Preisen bezahlte, die sonst nur bei der Flucht vor dem Feinde vorkommen können.

Am größten war die Bestürzung in Süddeutschland, also in demjenigen Theile des Zollvereins, in dem der Tabacksbau die größte Ausdehnung gewonnen hat, ohne bisher ein Object der Besteuerung gewesen zu sein. Was die Baumwolle für Lancashire in England, für Lanakshire in Schottland, für die Grafschaften York, Chester, Derby, Nottingham, für Manchester und andere britische Städte, das sei, wenn auch in kleinerm Maße, so sagte man, der Tabak für Baden und Baiern, für Hessen, für die Kreise Manheim, Heidelberg, Schwetzingen, Karlsruhe, Baden, für Nürnberg, die bairische Vorderpfalz, für den alten Wonnegau und die Provinz Starkenburg; für alle diese dichtbevölkerten Gegenden müsse jede Steuer, möge sie von den Producenten, den Händlern oder Fabrikanten erhoben werden, ganz ähnliche verhängnißvolle Rückwirkungen haben wie eine Baumwollsteuer für das industriöse Inselvolk jenseit des Kanals. Bei dieser Sachlage war es begreiflich, daß die Opposition gerade in Süddeutschland einen sehr günstigen Boden fand, und daß man bei der hier ohnehin großentheils herrschenden Abneigung gegen die politische Neugestaltung Deutschlands die Frage der Tabacksbesteuerung vielfach sogar benutzte, um politisches Kapital aus derselben zu machen, und zwar mit solchem Erfolge, daß es eine Zeit lang sogar den Anschein gewann, als ob die beabsichtigte allgemeine Einführung einer Tabacksteuer im Zollverein selbst dessen Fortbestehen gefährden könnte. Zwar ist der gesunde Sinn des süddeutschen Volks schließlich durchgedrungen. Der neue Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867 ist, obwol er in Art. 3, §. 4, die ausdrückliche Vereinbarung enthält: „Der im Umfange des Vereins gewonnene oder zubereitete Tabak soll einer übereinstimmenden Besteuerung unterworfen werden", auch von den süddeutschen Landesvertretungen angenommen worden, und damit sind Süddeutschland die jedenfalls bedenklichen Folgen erspart geblieben, die eine Lostrennung desselben vom Zollverein politisch wie materiell im nothwendigen Gefolge gehabt haben würde. Allein ist damit auch zugleich constatirt, daß sich in Süddeutschland wie anderwärts die anfänglich herrschende Aufregung über die drohende Gefahr der Tabacksbesteuerung gelegt hat, um einer ruhigern Erwägung der Dinge Platz zu machen, so darf doch nicht unverhohlen bleiben, daß noch vielfach geschürt wird, und daß es immer noch unter der Asche glimmt, die zur hellen Flamme wieder auflodern wird, wenn das erste deutsche Zollparlament die Frage der Tabacksbesteuerung in den competenzmäßigen Kreis seiner Berathungen und Beschlüsse ziehen wird.

Es dürfte daher gerade gegenwärtig an der Zeit sein, jener brennenden Frage einmal sine ira et studio näher zu treten, sie vom rein objectiven Gesichtspunkte aus, mit Berücksichtigung des Für und Wider zu beleuchten. Um eine vollständige Orientirung über den Gegenstand zu ermöglichen, werden wir zunächst die wirthschaftliche Bedeutung des Tabacksbaues nachzuweisen versuchen, die Cultur der Tabakspflanze in ihren Hauptphasen beschreiben, den gegenwärtigen Umfang des Tabacksbaues im Zollverein darlegen und hierauf in die Frage der Besteuerung näher eintreten. Die Zahlen, denen man in der nachfolgenden Darstellung begegnen wird, sind fast durchgängig officiellen Ursprungs und machen daher Anspruch auf besondere Zuverlässigkeit. Auch in sonstiger Beziehung sind wir vielfach in der Lage gewesen, die vorhandenen officiellen Quellen benutzen zu können, ein Umstand, der geeignet sein dürfte, der Arbeit erhöhtes Interesse zuzuwenden.

Unter den mannichfachen in Deutschland cultivirten Handelsgewächsen ist der Tabak eins der wichtigsten und einträglichsten. Mögen auch klimatische und Witterungsverhält-

Digitized by Google

nisse seine Erträge zuweilen erheblich schmälern, im allgemeinen läßt sich mit Recht behaupten, daß er die auf ihn verwendete Mühe reichlich lohnt. Was ihn als landwirthschaftliche Culturpflanze besonders schätzbar macht, ist, daß er zu seinem Gedeihen keinen besonders guten Boden verlangt, daß er vielmehr selbst den geringsten Sandboden nicht verschmäht, und daß er zu seiner Zeitigung keinen so langen Zeitraum bedarf wie viele andere Gewächse. Auf der andern Seite gibt es aber wol kaum ein zweites landwirthschaftliches Culturgewächs, das so viel Handarbeit beansprucht wie der Tabak. Er verlangt die sorgfältigste Bearbeitung des Bodens, vorzügliche Düngung, gründliche Säuberung vom Unkraute und eine beständige Pflege, die von dem Augenblick an beginnt, in welchem der Samen in die Erde gelangt und die jungen Pflanzen versetzt werden, und bis zu dem Zeitpunkte dauert, bis die gewonnenen Blätter dem Händler in das Magazin geliefert werden. Der Tabacksbau eignet sich daher ganz besonders für den kleinern Grundbesitzer, für den Häusler und Tagelöhner, indem er diesem Gelegenheit gibt, seine und seiner Angehörigen Handarbeit zu verwerthen, da die Culturarbeiten vorzugsweise auch durch Frauen und Kinder verrichtet werden können. Daß indessen auch große Wirthe mit Nutzen Tabak bauen können, lehrt das Beispiel der Pfälzer und Ukermärker. Durch reichliche Düngung und zahlreiche tiefe Bodenlockerungen bringt der Tabak den Boden zugleich in einen besonders guten Culturzustand, der bei vernünftiger Bewirthschaftung und Schonung der Bodenkraft durch nicht übertriebene Production auf die ganze Ackerwirthschaft günstigen Einfluß äußern muß. Der Tabacksbau ist hiernach eins der Mittel, eine dichte ländliche Bevölkerung mit stark getheiltem Grundbesitz nicht nur zu erhalten, sondern auch zu größerm Wohlstande zu bringen, als es durch den Getreidebau möglich sein würde, und zwar in Gegenden, welche sich für andere Culturen entweder nicht eignen oder für andere Producte keinen Absatz haben, während Tabak immer seinen Handelsweg findet. Für die armen Sandgegenden der norddeutschen Ebene, Mittelfraukens, des breiten Rheinbeckens an der Neckar- und Mainmündung, das sandige Werrathal u. s. w. ist der Tabacksbau der Haupthebel der Cultur geworden; durch ihn sind wohlhabende Dörfer und üppige Fluren entstanden, wo sonst kaum der Pflug ging und krüppelhafte Kiefern, Wachholder und Ginster den Boden um ärmliche Hütten bedeckten.*)

Sind in dem Vorstehenden die wirthschaftlichen Vortheile gekennzeichnet, welche der Tabacksbau vermittelt, so dürfen doch auch die Nachtheile nicht verschwiegen bleiben, die er im Gefolge hat. Hierher gehört zunächst, daß durch ihn die Bodenkraft übermäßig erschöpft wird, weil die Tabacksbauer in der Regel nicht über viel Land gebieten, daher nicht oft, zuweilen gar nicht wechseln können, und daß infolge dessen große Massen von Dünger verbraucht und andern Culturen entzogen werden. Allerdings führt aber auch der starke Düngerverbrauch (bis zu 200 Ctr. auf den preußischen Morgen) zu einer Düngerbenutzung, wie sie außerdem fast nicht gekannt ist, namentlich zur sorgfältigen Aufbewahrung aller Düngestoffe und zur Verwerthung des Unrathes aus den Städten. Hiernächst steigert der Tabacksbau den Kauf- und Pachtpreis des Bodens bis zu einer Höhe, bei welcher anderer landwirthschaftlicher Betrieb nicht bestehen kann. Eine Folge davon ist die Vernachlässigung der Culturen zu Nahrungsmitteln und des Futterbaues. Die Vernachlässigung des Futterbaues aber ist es insbesondere, die oft sehr nachtheilig wirkt; denn während die fehlenden Nahrungsmittel bei den gegenwärtigen Communicationsmitteln leicht aus andern Gegenden herbeigeschafft werden können, ist dies mit dem Viehfutter nicht der Fall, und es tritt besonders in Jahren, welche Futtermangel mit

*) von Viebahn, Statistik des zollvereinten und nördlichen Deutschland (Berlin 1862), II, 799.

Digitized by Google

sich bringen, oft ein empfindlicher Nachtheil für die Viehzucht, also auch für Fleisch-, Milch- und Butterproduction ein, welcher nicht nur die Tabacksbauer, sondern auch die ganze Umgegend trifft. Diese Wahrnehmung hat man hauptsächlich in den futterarmen Jahren 1857—59 zu machen gehabt, und eine Folge davon ist die seitdem eingetretene nicht unerhebliche Verminderung des Tabacksbaues gewesen. Urtheilsfähige Männer halten diese Abnahme für eine der Landwirthschaft günstige Wendung und geben dem Wunsche Ausdruck, daß der Tabacksbau überall da, wo er in übermäßigem Umfange betrieben wird, auf das rechte Maß zurückgeführt werde, sowie, daß er sich nicht in Gegenden ausbreite, welche für andere Culturen günstigere Verhältnisse darbieten. Wäre es möglich, den Tabacksbau in denjenigen Gegenden, welche ihm besonders günstig sind, auf eine dem Allgemeinen nicht nachtheilige Ausdehnung zu beschränken, sowie von ungeeigneten Plätzen und Gegenden fern zu halten, so würde er als eine den Nationalreichthum sehr fördernde Cultur zu betrachten und demgemäß zu unterstützen sein.*)

Der Tabacksbau ist nur möglich und vortheilhaft in Gegenden, welche eine hohe Sommertemperatur und einen milden Herbst haben, weil der Taback als eine Pflanze aus warmen Erdstrichen die Kälte sehr scheut, leicht erfriert und nur durch hohe Wärme eine besondere Güte erreicht. Vorzüglich sagen ihm solche Gegenden zu, in denen sich häufig atmosphärische Niederschläge ereignen. Am günstigsten für den Taback ist die südöstliche, dann die nordwestliche Lage; auch auf Hügelabhängen gegen Süden gedeiht er vortrefflich, weil hier das Feld der ganzen Stärke der Mittagssonne ausgesetzt und gegen Nord- und Nordostwinde geschützt ist. Fehlen solche Hügel, dann wählt man Lagen, welche durch Bäume, Hecken u. s. w. gegen die Einwirkung heftiger rauher Winde geschützt sind.

Was die für den Taback geeignetsten Bodenarten anlangt, so wird deren Wahl zum Theil bedingt durch die Verwendung, welche das zu gewinnende Product finden soll. Auf schweren Bodenarten kann man nur fette, zur Schnupftabacksfabrikation geeignete Tabacke (Carottengut) bauen; auch Bodenarten, welche, außer an Kalk, reich an schwefelsaurer Thonerde sind, liefern einen schweren nicotinreichen Taback. Leichte Tabacke werden nur auf sandig-lehmigem und humusreichem Boden gewonnen. Ein kräftiger sandiger Lehmmergelboden, auch stark kalkhaltige Bodenarten bringen in der Regel die besten Tabacke hervor. Auf leichten Bodenarten bei entsprechender Düngung erzielt man am sichersten das beste Pfeifengut, auf mittlerm Boden dagegen das beste Cigarrendeckblatt. Da Taback sehr gut in Sandboden, namentlich in kraftvollem sandigen Boden gedeiht, so hat sich sein Anbau hauptsächlich in solchen Gegenden verbreitet, welche größere Flächen von Sandboden aufzuweisen haben, und gegenwärtig wird fast überall nur Sandboden dazu benutzt.

Die gebräuchlichsten Tabacksarten, welche in Deutschland angebaut werden, sind der Marylandtaback, der Cubataback, der virginische Taback, der Brasiltaback. Die am häufigsten cultivirten Spielarten sind vom Marylandtaback der Schaufel- oder Duttentaback, der Ohiotaback, der ungarische, der griechische Taback; vom Cubataback der Ammersforter und Gunditaback; vom virginischen der Finzer, Friedrichsthaler, der weißrippige, der schmalblätterige (auch Hirschzungen- oder Hängetaback genannt); vom Brasiltaback der kleine und großblätterige. Wegen seiner vorzüglichen Qualität hat man neuerdings auch vielfach den Havañataback angebaut und zwar mit günstigem Erfolge.

Bei der Wahl der einen oder der andern dieser Sorten ist zunächst deren Verhalten zu den verschiedenen Bodenarten zu berücksichtigen. Die harten starkwüchsigen Arten wie der Friedrichsthaler vertragen den schwersten Boden, weil ihr kräftigeres Wurzelvermögen die in solchem Boden vorkommenden Schwierigkeiten überwindet. Die zartern Sorten

*) von Viebahn, a. a. O., S. 808.

Digitized by Google

dagegen verlangen leichten, milden, humusreichen Boden mit älterer Bodenkraft; doch gedeihen auch manche feinere Sorten, wie z. B. der Ammersforter in schwerem Boden. Außerdem entscheidet bei der Wahl der anzubauenden Tabacksorten die augenblicklich herrschende Richtung des Tabacksmarktes. Man verlangt nämlich jetzt entweder ein gutes Deckblatt für Cigarren oder ein feines Pfeifengut. Alle Tabacke, welche nicht in die eine oder andere Kategorie gehören, sind gegenwärtig von geringem Werth. Als das Hauptziel aber, auf welches zur Zeit das Streben des Tabacksbauers gerichtet sein muß, gilt die Gewinnung eines schönen kräftigen Deckblattes, weil dieses mehr gesucht ist und theuerer bezahlt wird als das beste Pfeifengut. Die besten Tabacksorten sind daher diejenigen, welche die meisten und besten Deckblätter liefern und dabei Krankheiten, namentlich dem Rost, am wenigsten ausgesetzt sind. Da, wo Deckblatterziehung stattfindet, werden hauptsächlich der Ammersforter, der Dutten, Gundi und Finzer nebst einer Menge anderer Spielarten angebaut. Die spitzblätterigen und weißrippigen Tabacke trifft man nur noch in solchen Gegenden an, welche sich wegen der Bodenbeschaffenheit nicht zur Deckblatterziehung eignen, dagegen wegen der Qualität und des Geschmacks berühmt sind. Dort wird auch das bessere Cigarrenfüllsel gezogen.

Der Taback nimmt keine bestimmte Stelle in der Fruchtfolge ein. Bei der Dreifelderwirthschaft kommt er gewöhnlich ins Brachfeld; häufig folgt er auch nach Hafer, Hackfrüchten, Rothklee, Luzerne, oder er wird auch wiederholt auf einem und demselben Felde angebaut.

Die erste Bedingung, um die höchsten Erträge an Taback von einer gewissen Fläche zu erzielen, ist die Anwendung eines entsprechenden kräftigen, sehr schnell wirkenden Düngers; denn eine sehr schnelle Ernährung und ein dadurch bedingtes, rasches Wachsthum der Tabackspflanze bringt reine und gute Blätter hervor. Die verschiedenen Düngerarten äußern eine verschiedene Wirkung auf die Beschaffenheit des Tabacks. Sehr stickstoffreiche Düngemittel, wie Schaf- und Pferdemist, namentlich in frischem Zustande angewendet, liefern einen sehr beizenden, widrig riechenden Taback. Durch Rindviehmist wird ein sehr angenehm riechendes Blatt erzeugt, während Schweinemist einen Taback von fenchel- oder anisartigem Geschmack und Geruch liefert. Menschliche Excremente eignen sich besonders für leichtern Boden und liefern einen guten Rauchtaback. Nach Jauche werden die Blätter zähe und gut und liefern ein angenehm riechendes Pfeifengut, auch ein gutes Deckblatt. Der nach Gründüngung gebaute Taback hat schöne, gelbbraun gefärbte Blätter und liefert einen guten Rauchtaback von angenehmem Geschmack und mildem Geruch. Dagegen gibt Pferch einen groben Knellergeruch. Durch Düngung mit Guano erhält der Taback die so beliebte Fettigkeit. Aufgelöstes Knochenmehl, Hornspäne, Wollenlumpen, Malzkeime liefern ein sehr gutes Deckblatt. Von den mineralischen Düngemitteln äußern namentlich Kali und Kalk günstige Wirkung.

Zu Deckblatt wird stärker gedüngt als zu Pfeifengut. Die Güte des Deckblattes hängt nämlich, abgesehen vom Geschmack und Geruch, hauptsächlich von seiner Größe ab, und es ist deshalb zu seiner vollkommenen Ausbildung eine bedeutendere Menge organischer Stoffe nöthig. Bei dem Pfeifengut dagegen ist hauptsächlich wichtig der Gehalt an solchen Substanzen, welche den Geschmack, den Geruch sowie die anregende Wirkung des Tabacks bedingen, d. h. also auf die Menge des Nicotins.

Bei der Bearbeitnng des Tabacksfeldes kommt es hauptsächlich auf tiefe Lockerung und vollständige Reinigung vom Unkraute an. Da der Taback zu seinem besten Gedeihen einen gelockerten Boden verlangt, so wird der Acker schon im Herbst gepflügt und den Winter hindurch in rauher Furche liegen gelassen. Sobald im Frühjahr der Boden so weit getrocknet ist, daß mit der Bearbeitung begonnen werden kann, wird die rauhe

Digitized by Google

Furche gekrimmert und geeggt. Nach etwa 14 Tagen gibt man eine Ruhrfurche von 9 Zoll Tiefe.

Nur der Brasil (auch Bauern- oder Veilchentaback genannt) kann auf leichtem Boden unmittelbar auf das Feld gesäet werden. Alle andern Arten und Sorten des Tabacks müssen auf Samenbeete gesäet werden, von denen die daselbst erzogenen Pflänzchen auf den Acker versetzt werden. Die Saat geschieht von Ende Februar bis Mitte März. Damit die Pflanzen möglichst frühzeitig zur Entwickelung gelangen, wird der Samen in der Regel vorher erst angekeimt. Die Anlage der Samenbeete selbst, bei denen warme, sonnige, gegen Wind geschützte Lage ein Haupterforderniß ist, erfolgt auf verschiedene Weise. Tabackkutschen nennt man Beete, die in der Art hergestellt werden, daß man an einem geschützten Orte einen Fuß von dem Boden erhaben auf Stangen, welche auf Steinen ruhen, einen 5 Fuß breiten Boden von Dielen oder Spaltholz anlegt, den Rand mit aufstehenden Borden einfaßt, darauf 3—4 Zoll hoch feingesiebte sandige Gartenerde oder Mistbeeterde oder Erde von demjenigen Felde, auf welches der Tabak gepflanzt werden soll, legt und auf diese Erde den Tabacksamen säet. Gerüstbeete bestehen aus hölzernen Gabeln, die so tief in die Erde geschlagen werden, daß sie noch 2—3 Fuß aus derselben hervorragen, und in die man starke Stangen, über diese aber wieder Querstangen, auf letztere Mist und auf den Mist Erde legt. An manchen Orten wendet man gewöhnliche Mistbeete oder ausgegrabene, mit Mist gefüllte Gartenbeete, auch gewöhnliche Garten- oder Samenbeete an, die auf der nördlichen Seite entweder ein aufgestelltes Bret oder einen höhern Erddamm zum Schutz erhalten. Während der ersten 2—3 Tage nach der Saat bleiben die Beete mit Strohmatten bedeckt. Ehe der Samen aufgeht, wird täglich einmal mit gestandenem Wasser begossen. Bei Wind und Kälte werden die Beete auch später bedeckt, bei warmer Witterung und warmem, feinem Regen gelüftet. Sobald die Pflänzchen ihre ersten Blätter gebildet haben, wird gegätet und hierauf unmittelbar mit fetter Erde zugeworfen, was so oft wiederholt wird, als sich Unkraut zeigt. Später wird nur noch mit fetter Erde zugeworfen, um den jungen Pflanzen immer frische Nahrung zu verschaffen und ihre Bewurzelung zu begünstigen. Nach jedem Zuwerfen wird mit lauem, nach Befinden mit Jauche oder aufgelöstem Knochenmehl oder Guano vermischtem Wasser begossen. Außerdem muß für Vertreibung des Ungeziefers, namentlich der Regenwürmer, Schnecken, Werren und Maulwürfe Sorge getragen werden.

Wenn die Pflänzchen 3—4 Zoll hoch sind und 6—8 Blätter getrieben haben, was in der Regel Anfang bis Mitte Juni der Fall ist, erfolgt das Aussetzen derselben auf den Acker. Die Entfernung der Pflanzen wechselt zwischen 20 und 32 Zoll im Quadrat.

Sobald die Setzlinge angewachsen sind, wird der Boden mit der Handhacke behackt, was später so oft wiederholt wird, als sich Unkraut zeigt. Kurze Zeit nach dem letzten Behacken wird behäufelt, was jedoch nur für je zwei und zwei Reihen geschieht, sodaß die Pflanzen nur von Einer Seite angehäufelt werden. Beim Behacken wird der Tabak häufig gedüngt. Man wendet dazu bei feuchter Witterung verdünnte Jauche an.

Sobald der Tabak Blütenkronen treibt, werden dieselben ausgebrochen, damit den Blättern nicht die Nahrung entzogen wird. Man nennt diese Operation das Köpfen. Die Zahl der stehen bleibenden Blätter wechselt je nach dem schwächern oder stärkern Wachsthum der Stauden zwischen 6 bis höchstens 12, und je nach der Verwendungsart des Tabacks läßt man durchschnittlich beim Deckblatt 8, beim Pfeifengut 12 Blätter stehen.

Ist das normale Wachsthum der Pflanzen durch das Köpfen gehindert, so treiben dieselben aus den Blattwinkeln Nebenzweige. Dieselben müssen aber aus demselben Grunde, aus dem das Köpfen geschieht, ausgebrochen werden. Man nennt diese Opera-

Digitized by Google

tion das Geizen. Dasselbe wird wiederholt, sobald sich die Nebenaugen nach dem Abbrechen des aus dem Hauptauge hervorgetretenen Zweiges entwickeln. Auch der später an den Wurzeln zum Vorschein kommende Geiz muß entfernt werden. Alle diese Arbeiten dürfen jedoch nie vorgenommen werden, wenn die Tabackspflanzen vom Regen oder Thau noch naß sind; denn wenn man auch nur an ein nasses Tabacksblatt streift, so bekommt dasselbe Roststlecke und verdirbt.

Wurde der Taback Anfang oder Mitte Juni verpflanzt, und war die Witterung während des Sommers günstig, so kann derselbe von Ende Juli bis Ende September geerntet werden. Die Ernte geschieht, sobald die Blätter gelbliche Flecke bekommen, wie marmorirt aussehen, stark riechen, sich trocken anfühlen, pergamentartig und schlaff sind. Das Deckblatt wird in der Regel geerntet, noch ehe es zur völligen Reife gekommen, wenn es nur einzelne gelbliche Stellen zeigt, weil es dann sehr zähe ist und getrocknet eine dunklere Farbe annimmt. Dagegen läßt man die zu Pfeifengut bestimmten Blätter so lange stehen, bis die Blätter gelbe Flecken bekommen und ein marmorirtes Aussehen erhalten. Die Ernte selbst geschieht auf zweifache Weise, entweder durch periodisches Abbrechen der einzelnen Blätter oder durch Abnehmen des ganzen Stockes sammt den Blättern. Das erstere Verfahren gilt als das bessere. Die untersten Blätter werden dabei zuerst abgenommen; sie bilden das Sand- oder Erdgut; 2—4 Wochen nach dem Abblatten des Sandgutes folgt das Abnehmen des Best- und Mittelgutes, d. h. der mittlern und obern Blätter. Das Sand- oder Erdgut hat einen nur geringen Werth; in der Regel wird es zu leichtem Rauchtaback verwendet. Sind die abgebrochenen Blätter abgetrocknet, so werden sie gewöhnlich mit starken Strohseilen in kleine Bunde gebunden und so auf den zur Abfuhr bestimmten Wagen geladen; häufig werden aber auch die Blätter nur vorsichtig in einem mit Flechten oder Bretern versehenen Wagen eingelegt, oder das Einbringen wird in viereckigen Körben bewerkstelligt.

Ist der Taback eingebracht, so erfolgt das Trocknen desselben. Zu diesem Behuf wird er zunächst entweder auf Schnuren oder auf Stäbchen gereiht. Die erstere Methode ist die gewöhnlichere. In manchen Gegenden, z. B. in Schlesien und Sachsen, reiht man die geernteten Tabacksblätter an Bindfaden und hängt diese Schnuren an den Außenseiten der Wohnungen und Wirthschaftsgebäude zum Trocknen auf. Bei diesem Verfahren erfolgt jedoch das Trocknen der Blätter nur langsam und sehr ungleich; auch schimmeln und faulen die Blätter mehr oder weniger, weil sie zu dicht aneinandergereiht werden. Wo es sich darum handelt, ein gutes Handelsproduct zu gewinnen, erfolgt das Trocknen in besondern luftigen, der Feuchtigkeit aber unzugänglichen und gegen die unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen geschützten Trockenschuppen (Tabacksstadeln). In diesen Schuppen werden die Schnuren oder Stäbe an Stangen aufgehängt. Je nach der Witterung ist der Taback nach 8—12 Wochen hinreichend trocken. Ist letzteres der Fall, dann wird der Taback abgehängt; die Blätter werden sorgfältig glatt nebeneinandergelegt, in etwa 2 Fuß hohe Haufen aufgeschichtet, mit Bretern und Steinen beschwert und so zwei Tage lang gepreßt. Nachdem die Blätter in Bündel gebunden und letztere nochmals gepreßt worden sind, ist der Taback so weit fertig, um dem Großhändler und Fabrikanten übergeben werden zu können. Nur die guten großen Deckblätter werden, damit ihr Transport leichter und unbeschadet von statten geht, häufig noch einer besondern Operation unterworfen, die man Streichen nennt. Die schönsten und größten Blätter, hauptsächlich solche ohne Falten, werden auf einen Feuchtigkeitsgrad von 10—15 Proc. Wassergehalt gebracht; dann nimmt der Arbeiter ein Blatt, glättet dasselbe auf dem Knie oder auf einem Tische sorgfältig, streicht ein zweites und legt dieses gleichmäßig mit der Rippe auf die Rippe des ersten Blattes. Sobald 15—18 Blätter aufeinander-

Digitized by Google

liegen, wird um die Stiele ein langes Sandblatt dreimal fest gewunden und die Enden desselben, nachdem sie einigemal umgedreht worden, in die Blätter hineingesteckt.

Kann der Tabak sogleich nach dem Pressen und Binden verwerthet werden, so gilt dies für den Producenten als das Vortheilhafteste. Andernfalls muß der Tabak noch der Gärung unterworfen werden. Dieselbe ist ein Vorbereitungsstadium der Fabrikation, und man versteht darunter jene durch Aufhäufen der Blätter herbeigeführte Erhitzung, welche den Blättern in Farbe, Elasticität und Feinheit ihre bleibenden Eigenschaften verleiht. Da ein Gärungshaufen nicht aus weniger als 20 Ctr. Blätter bestehen darf, so ist der kleine Tabacksbauer, welcher nicht mindestens 20 Ctr. Tabacksblätter producirt, von dem Gärenlassen des Tabacks ausgeschlossen, und auch für den großen Producenten hält man nur unter der Voraussetzung, daß derselbe sehr genau mit den Ansprüchen der Fabrikation oder der Mode vertraut ist oder sich damit leicht bekannt machen kann, also in der Nähe von Tabacksfabriken, die Gärung einträglich und empfehlenswerth, weil nur auf diese Weise mit hinlänglicher Sicherheit jedem Product die für seine Verwendung passende Farbe gegeben und von vornherein das weniger dazu geeignete oder zu einer bestimmten Verarbeitung der Gärung nicht bedürftige Blatt mit richtigem Blick ausgeschieden werden kann.

Behufs der Versendung wird der Tabak in der Regel in Fässer eingepackt. Die weniger feinen Blätter werden gewöhnlich eingepreßt. Der feinblätterige Tabak dagegen darf, weil er leicht bricht, ebenso wenig gepreßt werden wie Cigarrendeckblätter.*)

Was den Ertrag an trockenen Blättern anlangt, so schwankt derselbe je nach Jahren, Gegend, Boden, Cultur und Sorte zwischen $4^1/_2$ und 11 Centner vom Morgen. In Baden und Baiern hat man sogar schon 21 Ctr. Blätter gebaut. Auf schwerem Boden gewonnener Tabak fällt mehr ins Gewicht als der von sandigem Boden; auch ist das Gewicht bei den Sorten verschieden. In der magdeburger Gegend hält man 8 Ctr. vom Morgen für einen richtigen Durchschnittsertrag. Im hessischen Werrathale rechnet man als gute Ernte 12 Ctr. gutes Blatt und 2 Ctr. Sandblatt auf den Acker von 150 Ruthen. In Oberhessen schwankt der Ertrag von 5,75—10 Ctr., in Rheinhessen von 8—11 Ctr., bei Darmstadt von 7,25—11,99 Ctr. In der badischen Pfalz war der niedrigste Ertrag in fünf Jahren 8,1, der höchste 11,5 Ctr. vom badischen Morgen. Da die Preise der Blätter, sogar der verschiedenen in einer und derselben Gegend gewonnenen Blätter, außerordentlich schwankend sind, so stellt sich auch der Geldertrag als sehr verschieden heraus. In Baden wechselt der Preis von 3—30 Fl. für den Centner. Im Jahre 1856 war der Preis im Oberrheinkreise 15 Fl. 7 Kr., in der Pfalz 21 Fl. 4 Kr., im Durchschnitt 19 Fl. 55 Kr., wobei sich der Gesammtertrag vom Morgen auf 229 Fl. 34 Kr. stellte. Im Jahre 1857, wo der Tabacksbau die größte Ausdehnung erreicht hatte, kostete der Centner dort im Durchschnitt nur 15 Fl. 1 Kr., und der Ertrag vom Morgen stellte sich auf 152 Fl. 7 Kr. Im Jahre 1858 war der Preis auf 12 Fl. 1 Kr., der Ertrag vom Morgen auf 127 Fl. 3 Kr. gesunken, 1859 sogar auf 10 Fl. 7 Kr., der Morgenertrag auf 85 Fl. 5 Kr. Bei solchen Preisen bringt der Tabacksbau allerdings einen so geringen Gewinn, daß er nicht bestehen kann. Der Tabacksbauer hat dann nur den Vortheil, daß sein Tagelohn bezahlt ist, während er bei guten Preisen außerdem einen ansehnlichen Reingewinn erzielt. In der Pfalz hat man die Redensart, daß der Tabacksbau so lange lohne, als der Preis mit zwei Zahlen schreibe (10 Fl. und darüber). In Niederbaiern, wo für den Centner im Jahre 1857 36—50 Fl. bezahlt wurden und der Durchschnittspreis 26 Fl. 20 Kr. betrug, wurde der

*) W. Löbe, Anleitung zum rationellen Anbau der Handelsgewächse (Stuttgart 1868), Abtheilung 2, S. 36.

Digitized by Google

Ertrag vom Tagewerk, zu 12 Ctrn. angenommen, durchschnittlich auf 318 Fl. geschätzt, bei dem unerhörten Preise von 50 Fl. der Centner also auf 600 Fl. Von letzterm Betrage würden, die Productionskosten ebenso unverhältnißmäßig hoch zu 150 Fl. angenommen, 450 Fl. Reingewinn bleiben. Solche Beispiele sind aber nicht maßgebend, und selbst in der Pfalz war der höchste Preis nur 26 Fl. Vor 1850 berechnete man den Durchschnittsertrag vieler Jahre in der Pfalz auf 186 Fl., die Productionskosten auf 72 Fl. 18 Kr., den Reingewinn also auf 113 Fl. 42 Kr. Auf dem Sandlande des hessischen Werrathals berechnet man bei dem Preise von 7 Thlrn. für den Centner den Gewinn vom hessischen Acker (nicht ganz ein preußischer Morgen) auf 98 Thlr. 7 Sgr., die Kosten auf 58 Thlr. 25 Sgr., ohne die Handarbeit, sodaß für letztere und Bodenrente 39 Thlr. 12 Sgr. bleiben. In Sachsen hat man vom preußischen Morgen, mit den besten pfälzer Sorten (Gundi, Ammersforter, Dutten) bebaut, zuweilen 175 Thlr. Rohertrag, also mindestens 100 Thlr. Reinertrag erzielt.*)

Bei der Verschiedenheit dieser Angaben wird es nicht gewagt erscheinen, wenn man in einem großen Durchschnitt in Uebereinstimmung mit der Angabe landwirthschaftlicher Schriftsteller den Ertrag vom preußischen Morgen auf 10 Ctr. Blätter und $1\frac{1}{2}$ Ctr. Abfall und Geiz berechnet. Von diesen 10 Ctrn. Blätter sind 9 Ctr. Best- und Mittelgut, 1 Ctr. Sandgut. Durchschnittlich kann man den Preis für den Centner Best- und Mittelgut auf 10 Thlr., für den Centner Sandblatt auf $4\frac{1}{3}$ Thlr., für den Centner Abfall und Geiz auf $1\frac{2}{3}$ Thlr. berechnen. Der preußische Morgen liefert hiernach durchschnittlich einen Bruttoertrag von 96 Thlrn. Von diesem Bruttoertrag gehen ab an Productionskosten:

Für Samen und Pflanzenerziehung	2	Thlr.	6 Sgr.
Bodenrente	6	„	— „
Düngung	11	„	— „
Bearbeitung des Ackerlandes	4	„	— „
Pflanzung	2	„	10 „
Behacken und Behäufeln	1	„	15 „
Ernte	2	„	15 „
Trocknen	4	„	20 „
Zinsen für Trocken- und Lagerräume	2	„	15 „
Zurichtung zum Verkauf	3	„	— „
Summa . . .	39	Thlr.	21 Sgr.

sodaß also der preußische Morgen einen Reinertrag von rund 56 Thlrn. gewährt. Dabei ist einerseits keine Rücksicht auf etwaige Steuer genommen, während andererseits nicht in Anschlag gekommen ist, daß der Tabak eine ausgezeichnete Vorfrucht für Weizen bildet.**)

Darf nun zwar nicht unberücksichtigt bleiben, daß auch Jahrgänge vorkommen, in denen die Erträge des Tabacksbaues einen Reinertrag überhaupt nicht abwerfen, sondern höchstens die Culturkosten decken, so sind dies doch immerhin nur Ausnahmefälle, deren Folgen um so eher zu überwinden sind, als sie durch die Ernten günstiger Jahre wieder ausgeglichen werden, und im allgemeinen wird dadurch nichts an dem Satze geändert: daß der Tabacksbau einen der einträglichsten Culturzweige bildet. Es ist dies ein Erfahrungssatz, der nicht erst von heute oder gestern datirt; ihm ist es jedenfalls zuzuschreiben, daß sich der Tabacksbau in einzelnen Gegenden Deutschlands bereits seit mehrern Jahrhunderten eingebürgert hat. In dieser Beziehung möge beispielsweise erwähnt sein, daß der Tabacksbau in Baiern und Thüringen bereits 1630, in der Mark 1681, in

*) von Viebahn, a. a. O., S. 808.

**) Löbe, a. a. O., S. 77.

Digitized by Google

dem Gebiete der vormaligen pfälzischen Länder 1697 eingeführt wurde, in letzterm aber bald zu solcher Bedeutung gelangte, daß die Landesherren „zur Aufrechthaltung des Landes- und Handelscredits" über die gehörige Düngung und Säuberung der Felder, zur Vermeidung von „Brand- und Sporflecken" beim Aufhängen, über Lagerung u. s. w. besondere Bestimmungen erließen und eigene Behörden ernannten, welche darüber zu wachen hatten, daß jene genau beobachtet wurden.*)

Die genannten Ländergebiete waren es übrigens, von denen aus der Tabacksbau sich allmählich erst in andere Gegenden Deutschlands verbreitet hat, ohne daß es ihm jedoch überall gelungen wäre, festen Fuß zu fassen. Es ist vielmehr zu constatiren, daß er vielfach theils über das Stadium des — wennschon vielleicht selbst in größerm Maßstabe und Jahrzehnte hindurch fortgesetzten — Versuchs gar nicht hinausgekommen ist, theils aber auch selbst da, wo er Jahre hindurch befriedigende Resultate geliefert, ja in gewisser Blüte gestanden hat, nach und nach wieder verschwunden ist. Die Ursache dieser Erscheinung mag häufig darin ihren Grund haben, daß man die Ungunst der klimatischen und Bodenverhältnisse bei der Einführung des Tabacksbaues zu wenig berücksichtigt hatte; zieht man indessen in Betracht, daß sich dieselbe auch in solchen Gegenden geltend machte, die an sich als wohl geeignet für den Tabacksbau angesehen werden müssen, so wird man ihre Haupterklärung in einem andern Umstande zu suchen haben, dem man häufig zu wenig oder gar keine Rechnung getragen hat. Nicht überall nämlich, wo man Tabak bauen kann, soll man auch Tabak bauen. Zur Verwerthung des Products ist ein Tabacksmarkt, eine Concurrenz unter den Käufern nöthig, und diese ist nur möglich, wo eine ganze Gegend in großer Ausdehnung den Tabacksbau betreiben kann. Das ist beispielsweise der Fall in der Rheinthalebene, und hier wieder vorzüglich in der Pfalz und in der Hardt, weil diese vermöge ihrer Bodenverhältnisse allein auf Tabak- und Hopfenbau, welcher letztere aber zu sehr großer Ausdehnung sich nicht eignet, angewiesen sind. Dem vielfach herrschenden Bestreben, den Tabacksbau zu verbreiten, muß man entschieden in jenen Gegenden entgegentreten, wo er nur vereinzelt in Aufschwung kommen kann.**)

Wir haben bereits an einer frühern Stelle gezeigt, daß die Tabackspflanze sich am vortheilhaftesten in solchen Gegenden entwickelt, in denen milde Feuchtigkeit und viel Sonnenwärme herrschen. Es ist daher erklärlich, daß der Tabacksbau, wenngleich er über das ganze Gebiet des Zollvereins verbreitet ist, doch immer die warmen Ebenen und weiten Flußthäler aufsucht, daher in dem gebirgigen Mitteldeutschland weniger, in den eigentlichen Gebirgsgegenden gar nicht zu suchen ist.***)

Obschon der Tabacksbau in Deutschland bereits in frühern Zeiten in erheblichem Umfange betrieben wurde, ist er doch zu seiner gegenwärtigen Bedeutung erst im Laufe der letzten Jahrzehnte, ganz besonders aber erst seit den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts gelangt. Wir werden uns daher darauf beschränken nachzuweisen, wie sich die Anbauverhältnisse von letzterm Zeitpunkte an gestaltet haben. Zu dem Ende folgt nachstehend zunächst eine seinerzeit von der preußischen Regierung veranlaßte und den übrigen Zollvereinsregierungen mitgetheilte Uebersicht, deren Angaben sich auf einen Durchschnitt der Jahre 1850—53 gründen.

---

*) Zur Tabacksteuerfrage. Denkschrift des Comité des zollvereinsländischen Vereins der Tabacksfabrikanten, Producenten und Händler (Berlin 1867), S. 87.

**) Agronomische Zeitung, XI, 53.

***) von Viebahn, a. a. O., S. 799.

Digitized by Google

Ueberſicht
des zollvereinsländiſchen Tabacksbaues im Durchſchnitt der Jahre 1850—53.

1. Vereinsſtaaten.	2. Bevölkerung. Köpfe.	3. Zahl der preußiſchen Morgen des mit Tabak bepflanzten Landes.	4. Durchſchnittlicher Ertrag auf den Morgen.	5. Geſammtertrag nach den Angaben in den Spalten 3 und 4.	6. Durchſchnittspreis. Thlr.	Sgr.	Pf.
1. Preußen	17,286484	35232	6,8	239577	5	29	6
Außerdem Luxemburg*)	192632	—	—	—	—	—	—
2. Baiern	4,565256	23007	5,6	128839	6	15	—
3. Sachſen	1,987612	226½	10,9	2468	5	10	—
4. Würtemberg**)	1,733263	431	7,1	3060	6	24	6
5. Hannover***)	1,840932	1945	—	13226	—	—	—
6. Baden	1,354756	22513½	6,8	153091	7	10	3
7. Kurfürſtenthum Heſſen . .	727201	1294	8,1	10481	6	—	—
8. Großherzogthum Heſſen .	865480	4211	6,9	29055	7	4	3
9. Thüringen	1,024929	1086	8,6	9339	5	20	3
10. Braunſchweig†)	247461	39	—	265	—	—	—
11. Naſſau	429060	20	10,9	218	7	21	9
12. Oldenburg††)	229106	—	—	—	—	—	—
13. Frankfurt a. M.	74867	10⁹/₁₀	10	106	6	2	10
Zuſammen . . .	32,559039	90015⁹/₁₀		589725			

Hiernach waren in dem fraglichen Zeitraume im geſammten Gebiete des Zollvereins rund 90016 preußiſche Morgen mit Tabak bebaut, die einen Ertrag von 589725 Ctrn. lieferten. Die hierauffolgenden Jahre weiſen eine ſtetige Zunahme bis zum Jahre 1858 nach, in welchem die Tabaksculturen mit dem enormen Geſammtflächengehalte von 111887 preußiſchen Morgen ihren Höhepunkt erreichten. Um ſo rapider war aber infolge der durch übermäßige Production eingetretenen Preisminderung, verbunden mit einer inzwiſchen erfolgten Erhöhung des Tabackszolles in der nordamerikaniſchen Union, der Rückſchlag, der ſich nunmehr einſtellte. Im Jahre 1859 waren nämlich nur noch 81787, 1860 nur noch 72564 preußiſche Morgen mit Tabak bepflanzt. Die größte Reduction trat aber im Jahre 1861 mit 55885 Morgen und 354335 Ctrn. Ertrag ein.

Gegen die Jahre 1850—53 war hiernach im Jahre 1861 die Geſammtfläche des mit Tabak bebauten Areals um 34130⁶/₁₀ Morgen, die Production aber um 235390 Ctr., alſo um ein reichliches Drittel, gegen das Jahr 1858 aber gar um die Hälfte geſunken. Dieſe Reduction war indeſſen ebenſo wenig eine durch die Verhältniſſe gerechtfertigte, als ſich die Maſſenproduction der Jahre 1857 und 1858 von Vortheil erwieſen hatte. Die Folge davon war, daß der Tabacksbau alsbald wieder raſche Fortſchritte machte, dergeſtalt, daß die Production bereits im Jahre 1862 auf 435193, 1863 auf 682051,

*) In Luxemburg wurde Tabacksbau nicht betrieben.
**) Die Angaben des Preiſes ſind mangelhaft.
***) Als durchſchnittlicher Ertrag iſt der in Preußen ermittelte angenommen.
†) Wie zu 5.
††) In Oldenburg wurde Tabacksbau nicht betrieben.

Digitized by Google

1864 auf 676140, im Jahre 1865 sogar auf 767149 Ctr. stieg, die auf 93668 Morgen gewonnen wurden. Auf die einzelnen Ländergebiete vertheilte sich die Production des Jahres 1865 in folgender Weise*):

	Morgen.	Ctr.
Alte preußische Landestheile nebst Anhalt, den weimarischen Enclaven und Rudolstadt	27597	208867
Neue preußische Landestheile, Hannover, Kurhessen, Nassau, Oberamt Meisenheim, Frankfurt a. M.	3388	33076
Sonstige norddeutsche Länder: Sachsen, Thüringen, Braunschweig	923	9138
Süddeutsche Länder:		
Baden	33669	300282
Baiern	22192	166249
Hessen	5113	41087
Würtemberg	786	8450
Insgesammt	93668	767149

Diese erhebliche Steigerung der Production im Jahre 1865 war indessen eine nur vorübergehende. Bereits im folgenden Jahre sank dieselbe auf das ungefähre Niveau des Jahres 1864 herab. Die schon früher betonte Wahrnehmung, daß einer zu rapid gesteigerten Production bald eine beträchtliche Abnahme folgte, machte sich also auch jetzt wieder geltend. Es wird nicht ohne Interesse sein, die Production der einzelnen Länder im Jahre 1866 näher zu verfolgen, weshalb nachstehend die officielle Uebersicht für dieses Jahr, zumal dieselbe die neueste ist, vollständig wiedergegeben wird. (S. umstehende Tabelle.)

Im Vergleich mit dem Jahre 1865 ergibt sich hiernach für das Jahr 1866 eine Abnahme in der Gesammtproduction um 103731 Ctr. oder ungefähr 15 Proc., und was besonders auffällig erscheint, diese Abnahme trifft hauptsächlich die süddeutschen Staaten, und hier wieder die Hauptproductionsländer Baden und Baiern, nämlich ersteres mit 56542, letzteres mit 30590 Ctr., während die Abnahme in den alten Landestheilen Preußens mit 9715 Ctrn. eine verhältnißmäßig geringere ist, in den neuen Landestheilen sogar eine kleine Steigerung sich bemerklich macht. Wollte man indessen aus der Thatsache, daß die verminderte Production hauptsächlich in Baden und Baiern hervortritt, den Schluß ziehen, daß hier der Tabacksbau im allgemeinen im Rückschreiten begriffen sei, so würde man gleichwol irren. Es ist vielmehr zu constatiren, daß in beiden Ländern die seit langer Zeit Tabak bauenden Bezirke von der Abnahme wenig berührt wurden, während dieselbe in jenen Gegenden, in denen der Tabacksbau erst neuerdings eingeführt wurde, sehr erheblich war. In letztern hat, soviel insbesondere Baden anlangt, hauptsächlich der Umstand bedeutende Einwirkung gehabt, daß die Badische Gesellschaft für Tabacksproduction und Handel nicht mehr wie in frühern Jahren Accorde auf Lieferungen grüner Tabacksblätter abschloß und die Bauern, welche keine Einrichtungen zum Trocknen des Tabacks haben, deshalb den Bau ganz unterlassen mußten. In andern Bezirken, insbesondere jenen mit sehr leichtem Boden, hat die im Ertrage weniger günstige Ernte des Jahres 1865 Veranlassung zur Einschränkung des Tabacksbaues gegeben. An manchen Orten einer größern Anzahl von Bezirken, wo bisher nur wenig Tabak gebaut wurde, ist sein Anbau ganz eingestellt worden.**)

Hat hiernach aber die Reduction des Jahres 1866 einerseits nur dazu gedient, normale Verhältnisse da herbeizuführen, wo der Tabacksbau, sei es infolge mangelhafter

*) Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins im Großherzogthum Baden, 1867, Nr. 25.
**) Ebend.

Digitized by Google

Uebersicht über Anpflanzungen, Ertrag und Preis des Tabacks in den Staaten des Zollvereins für das Jahr 1866.*)

Vereinsstaaten.	Ackerland der tabacksbauenden Gemeinde-Feldmarken überhaupt	Mit Tabackwaren bepflanzt	Menge des gewonnenen Tabacks in getrockneten Blättern			Preise eines Centners getrockneter Blätter		
			überhaupt.	Ertrag für den Morgen. höchster	Ertrag für den Morgen. niedrigster	höchster	mittlerer	niedrigster
	preußische Morgen.		Ctr.	Ctr.	Ctr.	Thlr.	Thlr.	Thlr.
1. Preußen:								
Ostpreußen	7,098259	738	4687	14	1 1/3	14	8 1/3	3
Westpreußen	2,646669	1848	12613	7 1/12	4 1/12	7 1/2	5 2/3	3 5/6
Posen	2,772294	1251	5080	9	1	10	6 1/2	3
Pommern	3,233025	5090	39642	12	1	10	6	2
Schlesien	2,332065	2651	23298	12	2	13	6 1/3	3
Brandenburg:								
Berlin	—	—	—	—	—	—	—	—
Regierungsbezirk Potsdam	1,061406	6624	46617	12	1	8	5 1/2	3
Darunter in den mecklenburgischen Enclaven Rossow, Retzeband und Schöneberg	5652	2	6	3	1	—	—	—
Frankfurt	2,085019	2004	11779	10	1	9	6	3
Sachsen	888636	2837	19326	7		—	4 16/30	—
Darunter in dem braunschweigischen Amte Calvörde	13459	393	2922	7		—	4 17/30	—
Westfalen	86590	11	150	21	2	13 1/2	8 1/2	4 1/6
Rheinland	447151	2340	24996	27	4	16	8	3 1/3
Summa	22,651114	25394	188188	7,4				
Dazu ehemalige Landestheile von								
Hannover	—	2316	18563	13	3	8	5 1/2	3
Kurhessen	122981	1031	15309	20	2	7	4 1/2	2/3
Nassau	3073	105/180	6	9	4	13	9 1/2	6
Frankfurt a. M.	—	71/180	3	—	—	—	—	—
Oberamt Meisenheim	7495	34	255	9	7	8	7 1/2	7
Summa	—	28776	222324	7,7		—	—	—
Außerdem:								
Anhalt	47604	782	4862	11	3	—	5 1/3	—
Allstedt und Oldisleben	16087	59	604	18	7	—	4 23/300	—
Schwarzburg-Rudolstädtische Unterherrschaft	25260	735	5498	14	4	—	4 1/3	—
Summa	—	30352	232288	7,69		—	—	—
Luxemburg	—	—	—	—	—	—	—	—
2. Baiern	12,288656	18917	135659	17,92	3,36	11,23	5,14	3,2
3. Sachsen	80173	64	622	14,98	2,76	12	6,4	2,8
4. Würtemberg	145043	884	6760	—	—	6,25	5,21	4
5. Baden	674062	30234	243740	25	2	17,4	6,19	2,10
6. Großherzogthum Hessen	1,600513	4679	36402	8	3,4	8,9	6,13	4,17
7. Thüringischer Verein	187348	907	6946	21,6	3	15	—	3
8. Braunschweig	—	18/180	1	8		6	5	4
9. Oldenburg	—	—	—	—	—	—	—	—
Zusammen	—	86037	663418	7,71		—	—	—

Bemerkungen. In Baiern ist die Größe des Ackerlandes in den Regierungsbezirken überhaupt angenommen; in Würtemberg die Gesammtfläche des Ackerfeldes, der Gärten und Länder der Oberamtsbezirke in den tabacksbauenden Gemeinden; in Baden das Ackerfeld der tabacksbauenden Gemeinden der Amtsbezirke; im Großherzogthum Hessen das Ackerland der Kreise, in welchen Taback gebaut wird; im Thüringischen Verein das Ackerland der Gemeindefeldmarken überhaupt.

*) Preußisches Handelsarchiv, 1867, S. 673.

Digitized by Google

Einrichtungen oder aus andern Gründen, mit wirklichem Vortheil nicht betrieben werden konnte, so darf andererseits wol nicht mit Unrecht angenommen werden, daß sie, insoweit sie in ungünstigen Ernteverhältnissen des Vorjahres ihren Grund hat, eine nur vorübergehende sein wird. Hiervon aber auch abgesehen, bleibt selbst die Production des Jahres 1866 theils im Vergleiche mit frühern Jahren, theils im Hinblick auf die Production anderer tabacksbauender Länder immer noch eine sehr erhebliche. In letzterer Beziehung möge erwähnt sein, daß nur die durchschnittliche Production Oesterreichs (780000 Ctr. nach von Reden), Rußlands mit Polen (1,050000 Ctr.) und Amerikas (1,813000 Ctr.) diejenige des Zollvereins überragt (d. h. der Menge nach).

Nimmt man den Durchschnittswerth eines Centners Tabak nur auf 8 Thlr. an, so repräsentirt die Gesammtproduction des Jahres 1865 einen Ertragswerth von weit über 6, die des Jahres 1866 von weit über 5 Mill. Thlrn. Daß durch die weitere Verarbeitung, die Fabrikation und den Handel mindestens noch ebenso viel in Umlauf gesetzt werden, darf wol nicht für eine irrige Annahme gelten. Daraus ergibt sich aber zur Genüge die hohe Bedeutung des zollvereinsländischen Tabacksbaues, eine Bedeutung, die sich vor allem in Süddeutschland geltend macht. Wie schon die mitgetheilten Uebersichten erkennen lassen, ist es nämlich Süddeutschland, auf welches der überwiegend größte Theil der gesammten zollvereinsländischen Tabaksproduction entfällt. Beispielsweise kamen von den 1865 im ganzen Zollverein geernteten 767149 Ctrn. Tabak auf die Staaten jenseit des Mains 516068 Ctr. oder 67,27 Proc. und davon auf Baden allein 300282 Ctr. oder 39,01 Proc. der gesammten zollvereinsländischen Tabacksernte. Die Erzeugung des Rohtabacks, die industrielle Veredlung desselben und der Handel mit den daraus sich ergebenden Erzeugnissen gehören demnach in Süddeutschland zu den naturwüchsigen, mit den volkswirthschaftlichen Verhältnissen der Bevölkerung auf das innigste verwachsenen productiven Geschäften. Was bei dem oft bis ins Aeußerste zertheilten Grund und Boden in Süddeutschland im Stall des kleinen und kleinsten Grundbesitzers die Ziege ist, das ist auf seinem schmalen Acker der Tabak.

Die einzelnen Jahrgänge weisen zwar auch in Süddeutschland zum Theil die erheblichsten Schwankungen nach; allein im Durchschnitt der letzten Jahrzehnte gibt sich hier eine fortwährende Steigerung in der Production und deren Reinerträgen kund. In letzterer Beziehung möge darauf hingewiesen werden, daß sich gegenwärtig die Preise der bessern süddeutschen Tabacke den Preisen verzollter amerikanischer Blätter von mittlerer Güte nähern, solche selbst übertreffen. Während die frühern Preise sich zwischen 8—12 Fl. bewegten, sind dieselben gegenwärtig auf 15—20 Fl., für die feinsten Sorten sogar bis auf 50 Fl. für den Centner gestiegen. Ursache und Wirkung hiervon sind vorzugsweise die Verbesserungen im Anbau, richtigere Auswahl der Sorten, rationellere Behandlung, herbeigeführt hauptsächlich durch den Umstand, daß der Tabacksbau mehr und mehr auch in die Hände der größern und intelligentern Grundbesitzer übergegangen ist, wodurch die süddeutschen Tabacke, gemeinhin Pfälzer genannt, zu einem sehr gesuchten Ausfuhrartikel und dann auch zum Gegenstande einer lohnendern Verwendung im Lande geworden sind. Anders sind die Verhältnisse im nördlichen Theile des Zollvereins. Hier ist der Tabacksbau seit der Bildung des Vereins eher zurückgegangen als vorgeschritten, wie denn beispielsweise in Preußen die mit Tabak bebaute versteuerte Fläche schon im Jahre 1827 39141 Morgen, 1832 39225 Morgen, 1835 39205 Morgen betrug. Die Ursachen dieser, bei der ohne Zweifel starken Zunahme des Verbrauchs doppelt auffallenden Erscheinung sind die vermehrte Zufuhr der süddeutschen und der ausländischen Rohtabacke, ferner in einzelnen Gegenden, daß der Anbau der Runkelrüben und Kartoffeln zur Zucker- und Spiritusfabrikation den Tabacksbau mehr oder weniger verdrängt

Digitized by Google

hat. Außerdem mag aber auch der Umstand, daß die Verkaufspreise häufig den größten Schwankungen unterworfen waren, wesentlich zur Beschränkung des Tabacksbaues beigetragen haben.*)

Betrachten wir die Tabacksproduction in den einzelnen Zollvereinsstaaten noch etwas näher, so zeigt sich, was zunächst Preußen anlangt, auch hier die Einwirkung des Sandbodens auf die Verbreitung des Tabacksbaues; man hat ihn daher in der Hauptsache nur auf dieser Bodenart zu suchen. Von den einzelnen Provinzen wird namentlich in Pommern, Schlesien, Brandenburg, Sachsen und Rheinland Tabacksbau in größerm Umfange betrieben, während er in den übrigen Provinzen weniger bedeutend ist. Wie in andern Ländern ist der Tabacksbau auch in Preußen im Laufe der Jahre den erheblichsten Schwankungen in Ansehung seines Umfanges unterworfen gewesen. Im Jahre 1858 erreichte er mit einer Gesammtfläche von 41317 Morgen seinen Höhepunkt, während er im Jahre 1861 mit 20596 Morgen seinen größten Rückgang zeigte. Seitdem ist er zwar in einzelnen Jahren wieder erheblich gestiegen; allein die letztverflossenen Jahre zeigen bereits wieder eine Tendenz zu starkem Rückgange. Es liegt dies besonders wol darin, daß ein großer Theil der Tabacksfelder mit gutem Boden jetzt zum Anbau der Runkelrübe benutzt wird. Dieser Anbau zu Zwecken der Zucker- und Spiritusfabrikation wird auf besserm Boden den Tabacksbau vielleicht nie wieder so hoch steigen lassen als in frühern Jahren. Preußen besteuert den Tabak auf dem Felde nach der Bodenfläche und erhebt in vier nach der verschiedenen Güte und Ertragsfähigkeit des Bodens abgestuften Klassen vom Morgen in der ersten Klasse mit 9 Ctrn. angenommenem Ertrag 6 Thlr., in der zweiten Klasse mit $7\frac{1}{2}$ Ctrn. 5 Thlr., in der dritten Klasse mit 6 Ctrn. 4 Thlr., in der vierten Klasse mit $4\frac{1}{2}$ Ctrn. 3 Thlr. Steuer. Tabacksbau bis zu 6 Quadratruthen Fläche ist steuerfrei. In welchem Verhältnisse die einzelnen Steuerklassen bei der Gesammtproduction in den verschiedenen Provinzen vertreten sind, ergibt die nachstehende Tabelle, welche sich auf die alten Landestheile und das Jahr 1866 bezieht.**) (S. nebenstehende Tabelle.)

Felder erster Klasse hatten hiernach nur die Provinzen Sachsen, Westfalen und Rheinland; am stärksten war die zweite und dritte Klasse vertreten, Erfahrungen, die sich seither stets wiederholt haben. Die besten Ernten und den besten Tabak liefern seit Jahren das Rheinland und Sachsen, den geringsten Ertrag und Tabak fast immer Schlesien. Wie sehr sich die mit Tabak bebaute Fläche unter einzelne kleine Grundbesitzer vertheilt, beweist die Thatsache, daß in Schlesien im Jahre 1856 an der in nichtsteuerpflichtigem Umfange bebauten Fläche von 148 Morgen 21 Quadratruthen nicht weniger als 11898 Tabacksbauer betheiligt waren. Die Zahl derjenigen, welche unter 6 Quadratruthen, also steuerfrei Tabak bauen, wird für den ganzen Staat auf 120000 geschätzt. Der in Preußen gezogene Tabak gehört meistens zu den geringern Sorten, obschon vereinzelt bessere Blätter gebaut werden und das Bestreben der Pflanzer und landwirthschaftlichen Vereine dahin geht, die bessern Sorten einzuführen. Daß letzteres mit Erfolg geschehen kann, beweist die Thatsache, daß man in neuerer Zeit türkischen Tabak in Posen gebaut und so gelungen fabricirt hat, daß ihn Kenner nicht von dem echten türkischen unterscheiden konnten.***) Der beste Tabak wird in der Rheinprovinz gewonnen, namentlich in den Kreisen Kleve, Rees, Kreuznach, Wittlich und Saarlouis. Auch der in der Uckermark (den Kreisen Prenzlow und Angermünde der Provinz Brandenburg) gewonnene Tabak ist von besonderer Güte. Eigentlich fabrikmäßig wird deshalb in der Hauptsache auch

*) von Reden, Erwerbs- und Verkehrsstatistik des Königstaats Preußen, Abtheilung 3, S. 1895.

**) Preußisches Handelsarchiv, 1867, 125.

***) von Viebahn, a. a. O., S. 802.

Digitized by Google

Provinz.	Flächeninhalt der im Jahre 1866 mit Tabak bepflanzten Grundstücke.										In nicht steuerpflichtigem Umfange mit Tabak bepflanzt.		Gesammtflächeninhalt der mit Tabak bepflanzten Grundstücke.	
	Steuerklasse und Angabe des Tabacksbaues in jeder Klasse.								Gesammtflächeninhalt.					
	1. Klasse.		2. Klasse.		3. Klasse.		4. Klasse.							
	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.	Morgen.	□R.
Ostpreußen	—	—	7	47	206	45	15	82	228	174	509	65	738	59
Westpreußen	—	—	69	102	1758	142	19	47	1847	111	139	179	1987	110
Posen	—	—	13	45	1038	93	5	110	1057	68	193	84	1250	152
Pommern	—	—	4053	25	763	157	65	90	4882	92	207	124	5090	36
Schlesien	—	—	—	—	2240	48	273	25	2513	73	137	101	2650	174
Brandenburg:														
Regierungsbezirk Potsdam	—	—	6099	116	141	152	338	33	6579	121	44	3	6623	124
Regierungsbezirk Frankfurt	—	—	3	6	1774	178	36	124	1814	128	189	94	2004	42
Sachsen	264	52	2184	88	118	160	259	128	2827	68	10	45	2837	113
Westfalen	6	117	3	173	—	—	—	—	10	110	—	26	10	136
Rheinland	1419	87	841	149	49	132	12	162	2323	170	17	9	2340	179
Zusammen	1690	76	13276	31	8093	27	1026	81	24086	35	1449	10	25535	45

Digitized by Google

nur der in der Rheinprovinz und der Ukermark gebaute Taback, von welchem letztern der in Vierraden bei Schwedt gewonnene den vorzüglichsten Ruf hat, behandelt. Ein großer Theil wird an den Productionsorten und in deren Nähe verzehrt, was wol ohne Ausnahme von dem auf steuerfreien Flächen gewonnenen Gute gilt.

Von den neuen preußischen Landestheilen sind es nur Hannover und Kurhessen, in denen der Tabacksbau stellenweise von einiger Bedeutung ist. Nassau und Frankfurt a. M. haben nur Versuchsanbau. In Hannover war der Tabacksbau in frühern Jahren bei weitem stärker als gegenwärtig. Es gibt Gegenden, in denen die Production von 25000 auf 4—5000 Ctr. gesunken ist. Zur Zeit sind es hauptsächlich die Gegend von Nienburg zu beiden Seiten der Weser, bei Nordheim, Hammerstedt, Duderstadt, sowie die Gegend von Nordheim und Göttingen (besonders bei Nörden), welche Tabacksbau haben. Auch in Ostfriesland (bei Aurich) hat man neuerdings Taback, und zwar auf Moorboden, zu bauen angefangen. Im allgemeinen hat Hannover viel Boden für Taback, und könnte seine Sandgegenden durch dessen Anbau ebenso heben wie dies anderwärts geschehen ist. Das Weserthal hat zum Theil sehr gute Lagen. In Kurhessen ist der Tabacksbau schon seit 200 Jahren eingeführt, hat sich aber stets in mäßiger Höhe gehalten und nicht weiter als über das Thal der Werra und die Gegend von Hanau verbreitet. Zumeist ist er unter den kleinen Besitzern vertheilt. An 752 Ackern, welche im Jahre 1860 im Kreise Eschwege in 37 Gemeinden mit Taback bebaut waren, hatten nicht weniger als 1200 Pflanzer theil; die Zahl der einzelnen Parcellen aber war wenigstens noch einmal so groß. Der in Kurhessen erzeugte Taback hat verschiedenen Werth. Der in der Gegend von Hanau gebaute steht dem Pfälzer wenig nach, während an der Werra noch häufig die alten Sorten gebaut werden. Besonders steht der Taback der Herrschaft Schmalkalden, darunter besonders der von Broderode, tief im Thüringerwalde liegend, in übelm Geruch.

Von den übrigen norddeutschen Staaten ist der Tabacksbau in keinem von irgend erheblicher Bedeutung. Was zunächst Sachsen anlangt, so hielt sich hier in der ganzen Zeit von 1834—56 die Größe des steuerpflichtigen mit Taback bestellten Areals durchschnittlich auf der Höhe von einigen 20000 Quadratruthen. Nur einmal in diesen 23 Jahren überstieg sie den Betrag von 30000 Quadratruthen. Funfzigmal betrug sie zwischen 25- und 30000, fünfmal zwischen 25- und 20000, fünfmal zwischen 20- und 15000 und nur zweimal zwischen 15- und 10000 Quadratruthen. Für die Jahre 1834—46 stellt sich ihr Durchschnitt auf 20919, für die Jahre 1847—56 auf 26456 Quadratruthen. Die Jahre 1857 und 1858 ergeben den noch nicht dagewesenen und nicht wieder vorgekommenen Betrag von einigen 40000 beziehentlich 50000 Quadratruthen. Seitdem ist aber die Production in schnellen Schritten zurückgegangen und der Tabacksbau aus Gegenden, in denen er früher schwunghaft betrieben wurde, fast verschwunden. Es wurden nämlich bebaut Quadratruthen: 1856 24500, 1857 47020, 1858 56537, 1859 18990, 1860 14340, 1861 6522, 1862 8797, 1863 15767,$_2$, 1864 14269,$_6$, 1865 11318,$_{75}$, 1866 8757,$_{80}$. Der Ertrag an trockenen Blättern gestaltete sich in derselben Zeit folgendermaßen: 1856 2268,$_4$, 1857 4401,$_2$, 1858 5100,$_{30}$, 1859 1447,$_{98}$, 1860 880,$_{20}$, 1861 436,$_{36}$, 1862 683,$_{52}$, 1863 1582,$_{75}$, 1864 1088,$_{30}$, 1865 1015,$_{21}$, 1866 622,$_{14}$ Ctr. Als höchster Ertrag vom sächsischen Acker werden 60 Ctr. in den Jahren 1856, 1857 und 1863, als niedrigster Ertrag 1 Ctr. im Jahre 1863 angegeben. Die höchsten Preise eines Centners trockener Blätter schwankten zwischen 10$^1/_3$ Thlr. (1861), 20 Thlr. (1863), die mittlern zwischen 4$^2/_3$ Thlr. (1863), 8$^5/_6$ Thlr. (1857), die niedrigsten zwischen 1$^2/_3$ Thlr. (1861), 3 Thlr. (1865). Jene hohen Preise erzielte man hauptsächlich da, wo man die besten pfälzer Sorten cultivirte, wie bei Leipzig und Dresden, und der Ertrag steigerte sich hier nicht selten auf den außer-

Digitized by Google

ordentlich hohen Betrag von 175—180 Thlr. vom preußischen Morgen. Der Hauptsitz des sächsischen Tabacksbaues, welcher freilich neben demjenigen der südwestdeutschen Staaten und Preußens kaum noch in Betracht kommt, bilden auch gegenwärtig noch wie früher die dresdener und zittauer Gegend.*)

In Thüringen kann man mit Ausnahme von Meiningen, welches an der Werra bei Wasungen und Salzungen und Umgegend viel Tabak baut, den daran grenzenden Gebietstheilen des ehemaligen Kurfürstenthums Hessen (Schmalkalden) und der in den Tabellen bei Preußen mit aufgeführten schwarburg-rudolstädter Unterherrschaft, den Tabacksbau nur Versuchscultur nennen. Dabei baut man noch die alten geringen Sorten und erzeugt einen Tabak von der schlechtesten Art.

Braunschweig hat seinen hauptsächlichsten Tabacksbau in dem von Preußen umschlossenen und in der Tabelle bei Preußen mit aufgeführten Amte Calvörde. Im übrigen kommen nur im Weserthale bei Borsfelde und Veltenhof einige Culturen von verschwindender Bedeutung vor, die indessen ein gutes Blatt liefern. In den gleichfalls bei Preußen mit aufgeführten anhaltischen Herzogthümern hat sich der früher verhältnißmäßig nicht unbedeutende Tabacksbau seit Einführung des Zuckerrübenbaues auf dem guten Boden ganz erheblich vermindert und wird gegenwärtig nur noch auf Sandboden hauptsächlich in der Gegend von Oranienbaum betrieben.

Unter den süddeutschen Staaten ist es Baden, welches in Bezug auf den Tabacksbau die erste Stelle einnimmt. Ja dieser Staat ist überhaupt von allen Zollvereinsstaaten derjenige, der den meisten und besten Tabak liefert, derjenige, in dem der Tabak das wichtigste Product des gesammten wirthschaftlichen Betriebes bildet. Was die Verbreitung des Tabacksbaues in den einzelnen Gegenden des Landes anlangt, so wird derselbe zwar in allen vier Kreisen, in die das Großherzogthum politisch eingetheilt ist, betrieben; die Anpflanzungen im Seekreise sind jedoch nur als Versuche zu betrachten. Der Hauptsitz des Tabacksbaues ist die sogenannte Pfalz, der Unter- und Mittelrheinkreis, vorzugsweise der erstere, in welchem der Anbau nicht mehr als die Hälfte, in manchen Jahren über zwei Drittel der im ganzen Lande mit Tabak bebauten Fläche einnimmt. Obenan steht jederzeit der Amtsbezirk Schwetzingen. Darauf folgen die Amtsbezirke Ladenburg, Heidelberg, Weinheim, Philippsburg. Im Mittelrheinkreise bauen die Amtsbezirke Karlsruhe, Bruchsal und Lahr den meisten Tabak. Die Bodenrente, welche der Tabacksbau in Baden gewährt, stellt sich in einzelnen Jahren über 200 Thlr. durchschnittlich für den badischen Morgen (100 badische Morgen = 141 preußische Morgen); ja es sind Fälle vorgekommen, in denen sie sich sogar auf 4—500 Thlr. Rohertrag gesteigert hat. Diese günstigen Verhältnisse werden herbeigeführt durch besondere Güte der Blätter infolge sorgfältiger Cultur, Wahl der einträglichsten gesuchtesten Sorten, allerdings aber auch durch ganz besonders günstige Lagen- und Bodenverhältnisse. Man baut vorzugsweise Sorten, die sich zu Cigarren, besonders zu Deckblatt eignen, und der pfälzer Tabak ist vor allem dazu gesucht und geht zu diesem Gebrauch nicht nur in alle inländischen, in bremer und hamburger Fabriken, sondern auch ins Ausland. Allgemein spricht sich im Handel die Ueberzeugung aus, daß kein Tabak dem Havanatabak so nahe kommt als der Pfälzer, daß sich keiner, selbst der amerikanische nicht so leicht mit demselben zu einer vorzüglichen Cigarre verschmelzen läßt. Es ist deshalb auch Thatsache, daß keine, wenigstens von den mittlern Cigarren, geraucht wird, die nicht pfälzer Tabak enthält.**) Die verbreitetste, einträglichste und zu aller Art Fabrikation geeignete Sorte ist neuerdings der Gunditabak geworden, der von dem Orte Ottersheim aus sich ver-

*) Zeitschrift des königlich sächsischen Statistischen Bureau, Jahrg. 13 (1867), S. 56.

**) Agronomische Zeitung, XI, 54.

Digitized by Google

breitet hat, wohin er durch einen Auswanderer von da, Namens Gund, gebracht wurde. Das feinste, schönste Deckblatt gibt der großblätterige Duttentabak, welcher vorzüglich von Wiesloch bis an die hessische Grenze gebaut wird. Der Ammersforter und Friedrichsthaler werden vorzüglich auf schwerern Bodenarten gebaut; sie geben großen Gewichtsertrag und meist vorzügliches Carottengut. Die leichten Cigarrendeckblätter werden mehr im Unterrheinkreise, die schwerern im Mittelrheinkreise südlich von Karlsruhe und im Oberrheinkreise (Oberländer) gebaut.*) Diejenigen Theile Badens, welche Tabak bauen, ragen durch einen glücklichen Wohlstand hervor. Nie ist in diesen Theilen, selbst in den traurigsten Hungerjahren, eine wirkliche Noth entstanden. Der Werth der Liegenschaften in den tabacksbautreibenden Districten hat sich mit dem Emporblühen der Tabacksindustrie auf eine nicht geahnte Höhe emporgeschwungen; es reiht sich hieran ein ansehnlicher Handel sowie eine höchst bedeutende Fabrikation. Vor kaum drei Jahrzehnten noch war der pfälzer Tabak unter dem Namen „Kneller" in der niedrigsten Rangstufe der Tabacksgattungen bekannt; heute wetteifert er an den Märkten der wichtigsten Seehäfen Englands, Spaniens und sogar in Afrika mit den edelsten Tabacken von Westindien, Ostindien und von Amerika und hat sogar einen entschiedenen Vorzug vor vielen dieser überseeischen Sorten gewonnen. Der überwiegend größte Theil des Exports von Tabacksblättern aus den Zollvereinsstaaten entfällt deshalb auch gegenwärtig auf Baden. Einen nicht weniger geahnten Aufschwung wie der Handel mit Tabacksblättern hat die Cigarrenfabrikation gewonnen, die vor 30 Jahren noch kaum dem Namen nach bekannt war. Zu dieser Zeit wollte man nur Cigarren rauchen, welche in Bremen, Hamburg oder Holland gearbeitet waren. Heute ist der Südwesten Deutschlands das Centrum, nach welchem sich die Aufträge für Cigarren andrängen. Die jährliche Ausfuhr von Cigarren hat sich in dieser verhältnißmäßig kurzen Zeit in Baden und den zunächst angrenzenden Ländern auf ungefähr 500 Mill. Stück gehoben, welche einen Werth von circa 4 Mill. Fl. reprüsentiren. Diese Fabrikation beschäftigt nicht weniger als 10000 Arbeiter und fließen dafür jährlich etwa 2 Mill. Fl. für Arbeitslöhne, Kistchen u. s. w. in die Taschen der arbeitenden Klassen. Es ist dies ein Export, welcher einzig dasteht und die Ausfuhr von Tabacken aus andern Ländern Europas weit hinter sich läßt. Auch die Rauch- und Schnupftabacksfabrikation ist in Baden von großer Bedeutung. Sie umfaßt ungefähr 40000 Ctr. jährlich, wovon ebenfalls ein sehr großer Theil exportirt wird.

Nächst Baden ist es von den süddeutschen Staaten Baiern, in dem der Tabacksbau, sowol was räumliche Ausdehnung als Beschaffenheit des gewonnenen Products anlangt, Anspruch auf besondere Bedeutung macht. Zwei Gegenden sind es hier hauptsächlich, welche Tabak bauen, die Rheinpfalz und Mittelfranken. In der Pfalz ist es die Rheinebene bis an den Fuß der Hardt, in Mittelfranken vorzüglich der östliche sandige Theil in der Gegend von Nürnberg. Die übrigen Gegenden haben nur geringen Tabacksbau. Der in der bairischen Pfalz gebaute Tabak ist dem badischen gleich und wird im Handel nicht von letzterm unterschieden. Auch baut man in der Rheinpfalz dieselben Sorten. Die Tabacks-, besonders aber die Cigarrenfabrikation ist sehr bedeutend. Schon im Jahre 1852 gab es im Landcommissariat Speier zwölf Cigarrenfabriken, die 20 Mill. Stück fertigten. In den östlichen alten Landestheilen Baierns hat der Tabak nicht den Ruf wie in der Pfalz, und man baut hier auch mehr Tabak zum inländischen Verbrauch, darunter häufig den schweren Friedrichsthaler, Salonichi und Domingo, jedoch auch die pfälzer Sorten Gundi- und Duttentabak.

Das Großherzogthum Hessen schließt sich an den pfälzer Tabacksbau an und verfolgt gleiche Zwecke wie dieser, wie denn auch hauptsächlich die pfälzer Sorten Gundi und

*) von Viebahn, a. a. O., S. 802 und 803.

Digitized by Google

Ammersforter cultivirt werden. Der Hauptsitz, um nicht zu sagen der ausschließliche Sitz des hessischen Tabacksbaues, ist gegenwärtig die Provinz Starkenburg. Von den 4779½ Morgen, die im Jahre 1866 im ganzen Großherzogthum mit Taback bebaut waren und einen Ertrag von 30402 Ctrn. in getrockneten Blättern (zu einem Werthe von 455025 Fl. bei einem durchschnittlichen Preise von 12½ Fl. pro Centner) lieferten, kamen allein auf die Provinz Starkenburg 4753 Morgen mit 36239 Ctrn. Ertrag, während auf Ober- und Rheinhessen zusammen nur 26½ Morgen mit einem Ertrage von 163 Ctrn. entfielen. Im Jahre 1857 dagegen gab es in Rheinhessen 412¼ hessische Morgen mit 3334 Ctrn., in Oberhessen 65¾ Morgen mit 497¾ Ctrn. Ertrag. Von den elf Kreisen Starkenburgs sind es wieder hauptsächlich vier, in denen der Tabacksbau von Bedeutung ist: Heppenheim, Bensheim, Offenbach, Wimpfen. An der Gesammtfläche und dem Erträgnisse des Jahres 1866 war Heppenheim mit 3855 Morgen und 30017 Ctrn. oder nahezu vier Fünftel der im ganzen Lande mit Taback bepflanzten Fläche, Bensheim mit 462 Morgen und 3633 Ctrn., Offenbach mit 193 Morgen und 823 Ctrn., Wimpfen mit 165 Morgen und 1333 Ctrn. betheiligt; in den übrigen Kreisen überstieg das Tabacksareal noch nicht einmal 36 Morgen.*) In den genannten vier Bezirken ist auch die Tabacksfabrikation von Bedeutung, namentlich die Schnupftabacksfabrikation, für welche indessen das inländische Erzeugniß nicht ausreicht. Einen besondern Ruf genießt die Schnupftabacksfabrikation von Offenbach.

In Würtemberg ist der Tabacksbau hauptsächlich in den Oberämtern Cannstadt, Ludwigsburg, Heilbronn, außerdem bei den Orten Mühlacker, Dürrmenz, Hall, Knittling verbreitet. Man baut die pfälzer Sorten, jedoch mehr die schwerern (Friedrichsthaler) zu Pfeifen- und Carottengut, in guten Lagen Gundi- und in den besten Dutten- oder Schnupftaback.**)

Ueber den Tabacksbau der nicht zum Zollverein gehörigen deutschen Gebiete (Deutsch-Oesterreich natürlich ausgeschlossen) fehlt es an zuverlässigen Angaben. Daß derselbe jedoch stellenweise nicht unbedeutend sein kann, geht aus der Angabe von Reden's***) hervor, welcher die durchschnittliche jährliche Tabacksproduction des nicht zollvereinten Deutschlands auf rund 25000 Ctr. schätzt.

Obwol, wie bereits erwähnt, namentlich in Süddeutschland Tabacke von ganz vortrefflicher Beschaffenheit gewonnen werden, so sind es doch hauptsächlich zwei schlimme Eigenschaften, welche man dem in Deutschland, überhaupt in kältern Gegenden gebauten Tabac zum Vorwurf macht. Er ist nämlich reich an dem unter dem Namen Nicotin bekannten heftigen Gifte, und dann hat er einen übeln unter dem Namen Kneller bekannten Geruch. Der Kneller ist für den Tabac das, was für gewisse Branntweine der Fusel ist, und dieser Kneller ist allen deutschen Tabacken, selbst den pfälzer unbedingt eigenthümlich. Erfahrene und gewissenhafte Cigarrenfabrikanten suchen zwar durch eine eingreifende Fermentation den Nicotingehalt der deutschen Blätter zu vermindern; allein, daß dies mit einem befriedigenden Erfolge geschehen, muß deshalb bezweifelt werden, weil das Nicotin zwar an sich ein ebenso flüchtiger Stoff wie das Ammonium, im Tabac aber an eine vegetabilische Säure gebunden ist und dadurch seine Flüchtigkeit großentheils verloren hat. Andererseits scheint das Aroma zu dem Nicotin in einem umgekehrten Verhältnisse zu stehen; denn gerade diejenigen Tabacke, welche das feinste Aroma entwickeln, haben am wenigsten Nicotin, und jene Tabacke, welche knellern, sind am reichsten daran. Diese Thatsachen lassen es aber begreiflich erscheinen, daß und warum die im Großhandel und zum Export gesuchten vorzüglichern deutschen Tabacke fast ausschließlich in

*) Zeitschrift für die landwirthschaftlichen Vereine des Großherzogthums Hessen, 1867, Nr. 26.

**) von Biebahn, a. a. O., S. 804.

***) a. a. O., S. 1890.

Digitized by Google

der Eigenschaft als Deckblätter begehrt sind, daß dagegen die deutschen Einlagen und Umblätter im Auslande höchstens von Regien gekauft werden, wo sie eine Art Zwangscurs haben. Zwar hat man neuerdings bei Versuchen, die man mit dem Anbau direct aus der Havaña bezogener Samen gemacht hat, ein völlig knellerfreies Product erhalten; allein abgesehen davon, daß das letztere von außerordentlicher Stärke war, fragt es sich auch, wie sich die Sache späterhin bei der nothwendigerweise eintretenden Ausartung der Samen gestalten wird, und ob die Ergebnisse auch in weniger günstigen Lagen auf weniger günstigen Bodenarten dieselben sein werden. Im allgemeinen wird man deshalb wol zur Zeit noch zu der Behauptung berechtigt sein: daß man aus deutschen Blättern allein eine wirklich gute Cigarre nicht machen kann. Schon dieser Umstand läßt es aber erklärlich erscheinen, daß der deutsche Tabacksbau, so bedeutend dessen Erträge auch sind, das inländische Bedürfniß noch bei weitem nicht zu befriedigen vermag, daß vielmehr noch eine starke Einfuhr ausländischer, hauptsächlich überseeischer Tabacke stattfindet.

In welchem Umfange letzteres geschieht, dafür geben die Einfuhrlisten des Zollvereins den sichersten Ausweis. Hiernach wurden in den Jahren 1842—64 verzollt:

	Unbearbeitete Tabacksblätter	Fabricirter Rauchtabak	Cigarren	Schnupftabak
1842 . . .	248749 Ctr.	35271 Ctr.	— Ctr.	— Ctr.
1843 . . .	278411 „	14813 „	15974 „	90 „
1844 . . .	271419 „	16422 „	21123 „	142 „
1845 . . .	323039 „	15890 „	23777 „	130 „
1846 . . .	292650 „	14939 „	24426 „	103 „
1847 . . .	319757 „	13127 „	26580 „	137 „
1848 . . .	233816 „	12002 „	22710 „	107 „
1849 . . .	296018 „	11451 „	31511 „	91 „
1850 . . .	300519 „	9841 „	31258 „	102 „
1851 . . .	291882 „	11474 „	31672 „	106 „
1852 . . .	335727 „	11585 „	17964 „	84 „
1853 . . .	331348 „	11010 „	16741 „	71 „
1854 . . .	360819 „	9921 „	11841 „	86 „
1855 . . .	412505 „	9442 „	10109 „	99 „
1856 . . .	504703 „	9130 „	10656 „	95 „
1857 . . .	426599 „	6418 „	9804 „	105 „
1858 . . .	472536 „	7881 „	9102 „	115 „
1859 . . .	529290 „	7779 „	9712 „	74 „
1860 . . .	585912 „	8271 „	11262 „	121 „
1861 . . .	595917 „	7507 „	11432 „	78 „
1862 . . .	583914 „	7670 „	11594 „	72 „
1863 . . .	572518 „	7591 „	12084 „	57 „
1864 . . .	605238 „	9388 „	11888 „	60 „

Die Einfuhr von Rohtaback hat hiernach erheblich zugenommen: sie ist von 248749 Ctrn. im Jahre 1842 auf 605238 Ctr. im Jahre 1864 oder im Verhältniß von 100 : 243 gestiegen, was für einen bedeutend vermehrten Consum spricht. Hauptsächlich werden westindische und südamerikanische sowie holländische Tabacke eingeführt, während der Bezug von ungarischen, russischen und türkischen Tabacken nicht erheblich ist. Die Verzollungen von fabricirtem Rauchtaback und Cigarren haben sich dagegen vermindert, wobei bezüglich der letztern die mit dem 1. Oct. 1851 ins Leben getretene Erhöhung des Zollsatzes von 15 Thlrn. auf 20 Thlr. in Betracht kommt. Die Einfuhr von Cigarren war seit 1842 von Jahr zu Jahr stärker geworden und im Jahre 1851 auf 31672 Ctr. gestiegen. Die Zollerhöhung brachte dann einen Rückgang, sodaß 1864 nur noch 11888 Ctr., mithin 25 Proc. weniger als 1843 und 60 Proc. weniger als 1851 eingeführt worden sind.

Digitized by Google

Von den zum Eingange verzollten unbearbeiteten Tabacksblättern kamen aus:

	den Niederlanden Ctr.	Bremen Ctr.	Hamburg Ctr.	der Nordsee Ctr.	der Ostsee Ctr.
1858 . . .	101937	321393	32146	5280	8387
1859 . . .	115486	354412	36452	7892	11699
1860 . . .	129184	392258	44537	10399	5585
1861 . . .	130948	402409	40179	8877	8750
1862 . . .	109586	406471	41626	7412	8404
1863 . . .	121580	372864	49667	5969	7931
1864 . . .	125591	411050	44392	6318	6999

Der Hauptmarkt für die Bezüge des Zollvereins ist Bremen: von den 605238 Ctrn., die im Jahre 1864 zur Verzollung gelangten, kamen 411050 Ctr. oder etwas über 67 Proc. von daher, während von den Niederlanden nur 125591 Ctr. oder 20 Proc. importirt wurden. Den Haupttheil der verzollten Cigarren stellte dagegen Hamburg: in den Jahren 1858—64 wurden von dort 37042 Ctr., also im Durchschnitt jährlich 5300 Ctr. eingeführt, während Bremen nur mit 24298 Ctrn. oder einem jährlichen Durchschnitt von 3470 Ctrn. betheiligt war.*)

Aus der Menge der verzollten Einfuhr und der inländischen Production nach Abzug der von letzterer erfolgten Ausfuhr nach dem Auslande läßt sich leicht die jährliche Consumtion des Zollvereins an Tabak und Tabacksfabrikaten berechnen. Um zu einer solchen Berechnung zu gelangen, wird es deshalb zunächst erforderlich sein, nachzuweisen, wie sich der Absatz des im Zollverein gewonnenen Tabacks nach dem Auslande seither gestaltet hat. Der Vergleichung halber soll hierbei wieder die Zeitperiode 1842—64 als Anhalt dienen. Ausgeführt wurden während dieser Zeit:

	Rohe Tabacksblätter	Fabricirter Rauchtabak	Cigarren	Schnupftabak
1842 . . .	16882 Ctr.	47567 Ctr.	— Ctr.	— Ctr.
1843 . . .	8729 „	40517 „	2010 „	2994 „
1844 . . .	16861 „	28316 „	2246 „	10817 „
1845 . . .	12346 „	28528 „	3161 „	10975 „
1846 . . .	19354 „	28845 „	3671 „	10976 „
1847 . . .	18328 „	26770 „	3038 „	11202 „
1848 . . .	15858 „	25494 „	3189 „	10973 „
1849 . . .	26272 „	38827 „	5325 „	25197 „
1850 . . .	48471 „	15758 „	5706 „	8184 „
1851 . . .	74800 „	15138 „	16819 „	10189 „
1852 . . .	49244 „	13867 „	14412 „	10514 „
1853 . . .	128314 „	16223 „	22254 „	10766 „
1854 . . .	127292 „	10583 „	40444 „	8955 „
1855 . . .	169480 „	8875 „	33660 „	8015 „
1856 . . .	156741 „	19955 „	49296 „	12880 „
1857 . . .	139255 „	14035 „	74604 „	8072 „
1858 . . .	67038 „	10048 „	41192 „	7702 „
1859 . . .	81829 „	9863 „	75518 „	7079 „
1860 . . .	88505 „	10244 „	67922 „	7687 „
1861 . . .	131281 „	10976 „	14421 „	8250 „
1862 . . .	149248 „	11702 „	12279 „	8370 „
1863 . . .	142561 „	15082 „	17173 „	7701 „
1864 . . .	163593 „	14670 „	20689 „	8127 „

*) Bienengräber, Statistik des Verkehrs und Verbrauchs im Zollverein für die Jahre 1842—64 (Berlin 1868), S. 100 und 101.

Digitized by Google

Die Ausfuhr von unbearbeiteten Tabacksblättern ist hiernach in dem fraglichen Zeitraume bedeutend gestiegen, von 16882 Ctrn. in 1842 auf 163593 Ctr. in 1864, also im Verhältniß von 100 : 969; sie umfaßt beinahe den vierten Theil des im Zollverein überhaupt gewonnenen Quantums. Ebenso hat die Ausfuhr von Cigarren wie 100 : 1029 und von Schnupftaback wie 100 : 271 zugenommen, während von fabricirtem Rauchtaback 63 Proc. weniger ausgeführt worden sind, was wol hauptsächlich daher rührt, daß der Genuß desselben fast überall durch die Cigarren verdrängt worden ist. Der Werth der Ausfuhr berechnet sich:

	1843.	1864.
Für unbearbeitete Tabacksblätter auf . .	104748 Thlr.	1,963116 Thlr.
„ fabricirten Rauchtaback	1,418095 „	513450 „
„ Cigarren	100500 „	1,034450 „
„ Schnupftaback	499100 „	1,219050 „
Zusammen . . .	2,072443 Thlr.	4,730066 Thlr.

ist also im Verhältniß von 100 : 228 gestiegen.

Wohin der ausgeführte Taback gegangen, läßt sich aus den Ausfuhrlisten des Zollvereins vom Jahre 1858 ab mit ziemlicher Bestimmtheit ersehen. Von den Tabacksblättern gingen nach

	Oesterreich	der Schweiz	Frankreich	den Niederlanden	Hamburg	Bremen
	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.
1858 . . .	3232	34936	6962	17545	1062	667
1859 . . .	375	42826	12002	21750	1599	1165
1860 . . .	37	37997	8578	32023	2478	1542
1861 . . .	181	29744	11599	79713	2533	1319
1862 . . .	974	35454	6661	94716	2533	1444
1863 . . .	379	30575	10826	90649	2243	2309
1864 . . .	26238	28741	26074	69621	2216	1473

Der Hauptabsatz erfolgte nach der Schweiz, nach Frankreich und den Niederlanden, während er nach Hamburg und nach Bremen weniger erheblich war. Auch die österreichische Regierung, die in den Jahren 1858—63 nur geringe Bezüge von vereinsländischem Taback gemacht, ist 1864 an der Ausfuhr mit einem ziemlich bedeutenden Quantum betheiligt gewesen.

Die ausgeführten Cigarren waren der Hauptmenge nach bestimmt für:

	Rußland und Polen	die Schweiz	Frankreich	die Niederlande	Bremen	Hamburg
	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.	Ctr.
1858 . . .	1647	2420	4380	16266	11983	2866
1859 . . .	1646	4875	5904	40256	18675	2489
1860 . . .	1700	2030	4636	42668	10622	3562
1861 . . .	1033	2822	1523	3664	3119	1501
1862 . . .	1058	2210	1301	2155	970	3029
1863 . . .	2947	2163	2522	4140	1698	2148
1864 . . .	2144	2053	4504	5254	2224	2600

An dieser Ausfuhr, die, wie der Augenschein lehrt, in den letzten Jahren erheblich gesunken ist, sind hauptsächlich die größern Tabacksfabriken in den preußischen Provinzen Brandenburg, Westfalen und Rheinland, sowie in Baiern, Baden und Sachsen betheiligt gewesen.*)

*) Bienengräber, a. a. O., S. 103 und 104.

Digitized by Google

Eine Vergleichung der einzelnen Theile der Ein- und Ausfuhr mit der inländischen Production gibt an die Hand, wie bedeutend die jährliche Consumtion an Tabak im Zollvereine ist. Bereits im Jahre 1842 kamen auf den Kopf der Gesammtbevölkerung $2^3/_4$ Pfd. Seitdem ist aber der Verbrauch noch erheblich gestiegen. Für das Jahr 1864 läßt sich derselbe folgendermaßen berechnen:

1) Der inländische Tabackgewinn betrug	676140 Ctr.
2) An ausländischen Tabacksblättern und Fabrikaten sind zum Eingange verzollt worden	626574 „
Zusammen . . .	1,302714 Ctr.
Davon sind jedoch abzusetzen die nach dem Auslande ausgeführten Tabacksblätter und Fabrikate mit . .	207079 „
Bleiben . . .	1,095635 Ctr.

die zur Consumtion gekommen sind. Es kommen hiernach auf den Kopf der Gesammtbevölkerung 3,19 Pfd., ein Verbrauch, wie er sich in dieser Höhe in wenig andern Staaten ergibt, da z. B. in England nur 0,35 Pfd., in Frankreich 1,15 Pfd., in Oesterreich 1,81 Pfd. auf den Kopf treffen. Zieht man aber bei Feststellung des Tabacksverbrauchs nicht die gesammte Bevölkerung, sondern nur die Zahl der männlichen Bevölkerung nach zurückgelegtem 14. Lebensjahre in Betracht, so würde sich der Verbrauch an Tabak sogar auf 9,46 Pfd. für den Kopf stellen.*)

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

In Biarritz, dem Favoritseebade Napoleon's III., starb am 5. Nov. 1867 der spanische Marschall Leopold O'Donnell, Graf von Lucena und Herzog von Tetuan, welcher als Ministerpräsident viele Jahre hindurch in seinem Heimatslande eine wichtige Rolle gespielt hat. Eine ausführliche Biographie dieses Mannes, dessen Name mit der jüngsten Geschichte Spaniens untrennbar verbunden ist, haben wir bereits im Jahre 1858 in dieser Zeitschrift veröffentlicht.**) Es bleibt uns daher nur übrig, diesen Lebensabriß bis zum Tode O'Donnell's fortzusetzen und zu ergänzen. Als O'Donnell (der am 12. Jan. 1809 auf der Insel Teneriffa geboren war) im October 1856 das Präsidium des Ministerraths an Narvaez abgeben mußte, war er auch bereits auf Mittel bedacht, wie er aufs neue den Weg zum Staatsruder sich ebnen könnte. Seinem Scharfblicke entging es nicht, daß eine Verschmelzung der damals bestehenden politischen Parteien im Lande großen Anklang finden würde. Er stellte sich deshalb eine solche Fusion zur nächsten Aufgabe, trat nach Erreichung dieses Ziels an die Spitze der neugebildeten Partei, der sogenannten „Liberalen Union", und gewann hierdurch in kurzer Zeit einen solchen Einfluß, daß ihn, bei eingetretener Ministerkrisis (am 30. Juni 1858), die Königin neuerdings mit dem Vorsitze im Ministerrathe betraute. Gleichzeitig wurde er zum Kriegs- und Colonialminister ernannt. Auf diesem Posten behauptete sich O'Donnell nahezu fünf Jahre. In der Zwischenzeit zettelte er einen Krieg mit Marokko an, in welchem er selbst (am 27. Nov. 1859) den Oberbefehl übernahm.

*) Bienengräber, a. a. O., S. 105 und 106; von Reden, a. a. O., S. 1894; Dieterici, Handbuch der Statistik des preußischen Staates (Berlin 1861), S. 270.

**) Vgl. „Unsere Zeit", Erste Folge, II, 45—59.

Digitized by Google

An der Spitze eines Heeres von 50000 Mann brachte er den Mauren eine Niederlage nach der andern bei.*) Besonders entscheidend war der Sieg, welchen O'Donnell am 4. Febr. 1860 bei Tetuan erfocht. Zwei Tage später hielt die spanische Armee in Tetuan ihren Einzug. Die Wegnahme dieser Stadt, deren Besitz bei den Friedensunterhandlungen sehr in die Wagschale fallen mußte, ward in ganz Spanien mit endlosem Jubel begrüßt und O'Donnell's Verdienst durch seine Ernennung zum Herzog von Tetuan und zum Granden erster Klasse von Spanien belohnt. Am 25. März 1860 kam bereits der Friede zu Stande. Marokko trat an Spanien das Gebiet zwischen dem Meere und der Schlucht von Anghera ab, zahlte 20 Mill. Piaster Kriegsentschädigung und mußte sich endlich auch dazu verstehen, einen Handelsvertrag abzuschließen, in welchem Spanien große Vortheile eingeräumt wurden. Andere Erfolge, welchen dem spanischen Nationalstolze schmeichelten, wurden unter O'Donnell's Régime noch in Asien und Amerika errungen. In Cochinchina nämlich fochten (1858—59) spanische Truppen sehr wacker an der Seite eines französischen Expeditionscorps und in Westindien bereicherte sich (im Frühjahre 1861) die spanische Macht durch den freiwilligen Anschluß der Republik San-Domingo. Allerdings war dieser Besitz nur ephemer, aber er dauerte doch einige Jahre und nicht durch O'Donnell's Schuld ward er von Spanien wieder aufgegeben. Ein großer Fehler, den der Ministerpräsident beging, war der Streit, in welchen er Spanien mit der südamerikanischen Republik Peru verwickelte. Auch mit Mexico fing er Händel an, indem er spanische Truppen unter Prim an der französisch-englischen Expedition gegen Juarez theilnehmen ließ; doch rief er dieselben, zum Glücke für Spanien, bereits nach dem Vertrage von Soledad (19. Febr. 1862) ins Heimatland zurück. Während dieser Unternehmungen nach außen hielt O'Donnell im Innern Ruhe und Ordnung aufrecht und wirkte mit nicht geringem Erfolge für den Aufschwung der wirthschaftlichen und commerziellen Verhältnisse. Am 3. März. 1863 mußte er mit allen seinen Collegen im Ministerium einem neuen Cabinet (Miraflores) Platz machen, wurde indeß schon am 21. Juni 1865 wiederum an die Spitze der Regierung berufen. Diesmal hatte der Marschall einen schweren Stand. Alle Parteien vereinigten sich, ihm Verlegenheiten zu bereiten, namentlich die Progressisten, welche am 22. Juni 1866 einen Straßenaufstand in Madrid hervorriefen. Einige Tage später (11. Juli) überließ O'Donnell, obwol die Kammern die von ihm erlangte Suspendirung der constitutionellen Garantien bewilligt hatten, dem Marschall Narvaez die Zügel der Regierung. Seit dieser Zeit lebte er zumeist in Paris, und nur die Sommermonate wie auch die letzten Lebenstage brachte er in Biarritz zu, wo ihn, wie schon oben erwähnt, am 5. Nov. 1867 der Tod ereilte. Die Nachricht von seinem Hinscheiden rief in allen politischen Kreisen Spaniens eine schmerzliche Sensation hervor. Die öffentlichen Blätter aller möglichen Parteien gaben der allgemeinen Trauer ihren Ausdruck. So sagte „La Politica", eins der hervorragendsten Organe der madrider Tagespresse: „Die Lücke, welche der Tod O'Donnell's zurückläßt, wird nicht nur für eine Partei, sondern für die ganze Nation fühlbar werden. Er ist abgetreten in einer Lebensperiode, in welcher er durch seine Energie, seinen Muth und seine Geistesgaben dem Vaterlande noch ausgezeichnete Dienste hätte leisten können. Sogar seine politischen Gegner müssen seinen Tod beweinen." Die irdischen Ueberreste O'Donnell's wurden nach Madrid gebracht und dort mit denselben Ehrenbezeigungen, wie wenn ein Prinz des königlichen Hauses gestorben wäre, zur Ruhe bestattet. Am Grabe des Verblichenen hielt der Ministerpräsident, Marschall Narvaez, Herzog von Valencia, eine ergreifende Trauerrede. „Da

*) Näheres über diesen Feldzug findet der Leser in dem Artikel „Marokko und der spanisch-marokkanische Krieg" („Unsere Zeit", Erste Folge, V, 273—300).

Digitized by Google

stehen wir", sagte er, „vor dem Leichname eines tapfern Kriegers, welcher den Gefahren Trotz zu bieten wußte und über unsere Heere großen Glanz verbreitet hat. Obgleich er zu wiederholten malen sein edles Blut im Dienste seines Vaterlandes und für dessen Institutionen vergossen, durfte man doch glauben und wir hofften es alle, daß seine Existenz hienieden noch mehrere Jahre dauern würde, um weitere Dienste zu leisten; doch, als er auf dem Höhepunkt seiner glorreichen Laufbahn angelangt, noch lange glücklich hätte leben können im Kreise der Seinen, hat der Herr ihn zu sich gerufen! Seine Königin hat einen treuen Unterthanen, das Vaterland einen seiner hervorragendsten Diener und die Armee einen Führer verloren, welcher ihr zu den schönsten Siegespalmen verhalf und dessen hohe Talente als Befehlshaber nur schwer ersetzt werden können."

An demselben Tage, an welchem Marschall O'Donnell starb, erlag in Paris der seinerzeit vielgenannte Minister Ludwig Philipp's, Graf Duchâtel, einem langjährigen Uebel. Charles Marie Tanneguy Graf von Duchâtel war am 19. Febr. 1803 in Paris geboren, wo sein Vater, der später von Napoleon in den Grafenstand erhoben wurde, als Staatsrath und Generaldirector der Registrirung eine einflußreiche Stellung innehatte. Der Sohn betrat frühzeitig die Carrière des Journalismus, nachdem er durch eingehende juristisch-politische Studien ein umfangreiches Wissen erworben. Er betheiligte sich (1823) an der Gründung sowie an der Redaction des „Globe" und zeigte, obwol er damals erst 20 Jahre alt war, schon ausgezeichnete Anlagen zum Publicisten. Die nationalökonomischen Artikel, welche er in dem genannten Blatte veröffentlichte, wurden von den Lesern einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt. Eine noch viel größere Beachtung fand Duchâtel's Werk „Traité de la charité dans ses rapports avec l'état moral des classes inférieures de la société" (Paris 1829; 2. Aufl., 1836). In diesem Buche schilderte der Autor zunächst die Ursachen des Elends, welches in den untern Klassen der Gesellschaft zu Hause ist, und gab Mittel an die Hand, wie den Uebelständen abgeholfen werden könnte. „Man kann", sagte Parieu am Grabe Duchâtel's, „diese Auseinandersetzungen nicht lesen, ohne von der Energie betroffen zu werden, mit welcher Duchâtel der niedern Volksklassen sich annahm." Außer diesem Werke schrieb der Graf, von einigen kleinern, minder bedeutenden Producten abgesehen, nur noch die „Documents historiques sur la France" (Paris 1834), die eine vollständige statistische Geschichte Frankreichs enthalten. Ohne Zweifel hätte er sich noch mehr mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, wenn nicht seit der Julirevolution die politische Carrière fast ausschließlich seine Thätigkeit absorbirt hätte. Kaum war nämlich Ludwig Philipp auf Frankreichs Thron gestiegen, so wurde bereits Duchâtel als Staatsrath in das Finanzministerium berufen. Drei Jahre später (1833) kam er als Deputirter des Arrondissements Jouzac (im Departement Nieder-Charente) in die Kammer, in welcher er zum Berichterstatter über das Budget des Finanzministeriums gewählt wurde. Am 4. April 1834 erfolgte seine Ernennung zum Handelsminister. Als solcher bewerkstelligte er eine durchgreifende Reform des französischen Zollwesens; zur Durchführung anderer Verbesserungen hatte er keine Gelegenheit mehr, da er bereits am 22. Febr. 1836 aus dem Cabinet austrat. Im September desselben Jahres wurde ihm wieder ein Ministerportefeuille übertragen, das der Finanzen, welches er bis zum 15. April 1837 innehatte. In der Zwischenzeit schuf er einen Fonds für außerordentliche gemeinnützige Arbeiten und legte den Kammern eine ganze Reihe großartiger Entwürfe vor. Dem nachfolgenden Ministerium (Molé) machte Duchâtel in der Deputirtenkammer heftige Opposition. Nachdem er hierauf in dem sogenannten Transactionscabinet, dessen Vorsitzender Marschall Soult war, einige Monate (12. Mai 1839 bis 25. Jan. 1840) als Minister des Innern thätig gewesen, übernahm er am 29. Oct. 1840 dasselbe hohe

Digitized by Google

Amt wieder, welches er von nun an bis zur Februarrevolution ununterbrochen bekleidete. Während dieser langen, mehr als siebenjährigen Periode hatte Duchâtel mit den Oppositionsparteien mannichfache Kämpfe zu bestehen, besonders in den letzten Jahren, als die Frage der Wahlreform die Gemüther aufzuregen begann. Taub gegen alle Vorstellungen derjenigen, welche die Gefahren der Reformbewegung wohl erkannten, beging Duchâtel wie auch Guizot den großen Fehler, sich in einer verderblichen Sicherheit zu wiegen und alle Wünsche nach Aenderungen der innern Politik der Regierung schroff abzuweisen. Die Folge hiervon waren die Vorgänge des 24. Febr. 1848, welche den König Ludwig Philipp zur Flucht nach England nöthigten. Auch Duchâtel begab sich auf britischen Boden, von wo er indeß schon im Sommer desselben Jahres nach Paris zurückkehrte. Dort lebte er seitdem in stiller Zurückgezogenheit, sich viel mit schönen Künsten beschäftigend. Bei dem Leichenbegängniß Duchâtel's, welches am 9. Nov. 1867 stattfand, waren zahlreiche Mitglieder der Académie des sciences morales et politiques und der Académie des beaux arts (welchen beiden Instituten der Verblichene als Mitglied angehört hatte) anwesend. Die Zipfel des Bahrtuchs hielten Thiers, Guizot und zwei andere Mitglieder des Instituts.

Am 8. Jan. 1868 starb auf seinem Schlosse Boitzenburg in der Ukermark der gewesene preußische Ministerpräsident Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg, derselbe, welchen König Friedrich Wilhelm IV. bei Ausbruch der Märzrevolution in Berlin mit der Bildung des neuen Cabinets betraute, und auf den Georg Herwegh in seinem Gedichte mit dem „ukermärkischen Granden" anspielte. Geboren am 10. April 1803 in Berlin, war Graf Adolf der Sprosse einer alten reichbegüterten Familie, welche im 10. Jahrhundert aus Holland nach Brandenburg ausgewandert war. Wie die meisten seiner Vorfahren widmete er sich dem Staatsdienste, nachdem er in Göttingen die juristischen Studien zurückgelegt hatte, und avancirte vom Auscultator rasch zum Assessor, dann zum Landrath in der Ukermark. Im Anfang des Jahres 1833, also noch vor erreichtem 30. Lebensjahre, stieg er zum Präsidenten der Regierung in Stralsund empor. Von dort kam er später in gleicher Eigenschaft nach Aachen, wo er während der kölner Kirchenstreitigkeiten taktvoll und versöhnlich wirkte. Im Jahre 1839 ward er als Regierungspräsident nach Merseburg versetzt und im folgenden Jahre an Flottwell's Stelle, der durch seine Germanisirungspolitik bei den Polen sehr unpopulär war, zum Oberpräsidenten der Provinz Posen ernannt. In dieser Stellung blieb er zwei Jahre lang, unaufhörlich bemüht, eine Versöhnung der Polen mit den Deutschen anzubahnen. Daß ihm dies nicht in dem Maße gelang, wie er gehofft und gewünscht hatte, lag nur in der Unmöglichkeit, den immer mehr hervortretenden Ansprüchen der Polen zu genügen. Im Juni 1842 wurde Graf Arnim-Boitzenburg als Minister des Innern in das Cabinet berufen. Diese Ernennung wurde vom Volke mit Jubel aufgenommen. Arnim war als Freund englischer Sitten bekannt, und so glaubte man, daß er auch zum Constitutionalismus sich hinneige. Bald indeß zeigte es sich, daß man seinen Freisinn sehr überschätzt hatte. Zwar machte der Graf den Freiheitsbestrebungen einige nicht unwichtige Concessionen, indem er unter anderm die geheime Polizei abschaffte; dagegen zeigte er sich der Presse gegenüber sehr rigoros und verscherzte vollends alle Sympathien, als er die liberalen badischen Abgeordneten Itzstein und Hecker aus Berlin auswies. Bald darauf (1845) trat Graf Arnim aus dem Ministerium. Auf dem Vereinigten Landtage von 1847 gehörte er als Besitzer des Majorats Boitzenburg (welches ihm bei der Vertheilung der Familiengüter zugefallen war und jährlich 80000 Thlr. eintrug) der Herrencurie an. Er zeichnete sich dort als geistvoller, gewandter Redner aus und suchte bei jeder Gelegenheit zwischen der Regierung und der Opposition vermittelnd thätig

Digitized by Google

zu sein. Dies mag wol auch der Grund gewesen sein, daß Graf Arnim in der Schreckensnacht vom 18. zum 19. März 1848 den Auftrag erhielt, ein neues Ministerium zu bilden, in welchem er selbst den Vorsitz führen sollte. Zehn Tage später trat er wieder zurück, weil er mit dem von seinem Vetter, Baron Heinrich Alexander von Arnim, entworfenen, vom Könige proclamirten Grundsatze: „Preußen muß in Deutschland aufgehen", nicht übereinstimmte. Auch das ihm bald darauf übertragene Mandat für die frankfurter Nationalversammlung legte er nach kurzer Zeit nieder und zog sich auf seine Güter in der Uckermark zurück, wo er die Broschüren „Die deutsche Centralgewalt und Preußen" (Berlin 1848) und „Die Verheißungen vom 21. März" (Berlin 1849) schrieb. In der erstern entwickelte er ein förmliches großpreußisches Programm, während er in der letztern zu beweisen suchte, daß in der von ihm als Ministerpräsidenten unterzeichneten Proclamation vom 21. März 1848 mit den gewisse Rechte betreffenden Verheißungen nicht diese Rechte in ihrem ganzen Umfange gemeint seien. Im Frühjahre 1849 wurde er in die Zweite Kammer gewählt, wo er auf der äußersten Rechten Platz nahm und gegen die Theorie bezüglich der Fortdauer des einmal festgestellten Etats auftrat. Am 30. Nov. 1854 gelangte er als erbliches Mitglied in das Herrenhaus. Dort gewann er rasch ebenso großen Einfluß, wie er vordem auf dem Vereinigten Landtage und in der Zweiten Kammer besessen. Er stand nämlich an der Spitze einer regierungsfreundlichen, sehr conservativen Fraction, die sich, besonders nach dem Jahre 1858, immer mehr der feudalen Reaction zuwendete. Die Vorlagen des Ministeriums Schwerin-Auerswald zur Regulirung der Grundsteuer hatten den Grafen Arnim-Boitzenburg anfangs zum Gegner; später half er indeß eine Vermittelung herbeiführen, sodaß beide Kammern im Mai 1861 über den Gesetzentwurf sich einigten. Eine ganz andere Rolle, die nichts weniger als vermittelnd war, spielte er im Herbst 1862, indem er zu einem Conflict zwischen dem Herrenhause und dem Abgeordnetenhause das Signal gab. Er stellte nämlich den Antrag, das vom Abgeordnetenhause amendirte Budget zu verwerfen und die Regierungsvorlage wiederherzustellen. Am 11. Oct. 1862 wurde dieser Antrag vom Herrenhause mit großer Majorität zum Beschlusse erhoben, zwei Tage später vom Abgeordnetenhause für verfassungswidrig und null und nichtig erklärt. Diesen beiden, einander so diametral entgegenstehenden Voten folgte unmittelbar der Schluß der Landtagssession und etwas später die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Hierdurch wurde der Verfassungsconflict nicht wenig gesteigert, und Graf Arnim-Boitzenburg, den die öffentliche Meinung hierfür verantwortlich machte, hatte in der Folge so viele Vorwürfe zu erleiden, daß er, noch im Jahre 1862, zu seiner Rechtfertigung eine Broschüre schrieb, die er „Das Recht des Herrenhauses bei Festsetzung des Staatshaushalts" betitelte und in welcher er, ohne seine Gegner zu überzeugen, nachzuweisen suchte, daß sein Vorgehen im Herrenhause und der Beschluß des letztern ganz correct gewesen seien. Seit dieser Zeit ist der Graf in keiner Weise besonders hervorgetreten. Aus seiner Ehe mit Karoline Gräfin von der Schulenburg-Wolfsburg ist eine zahlreiche Familie hinterblieben. Von den Töchtern ist eine (Maria) mit Hrn. Karl von Savigny, dem letzten Gesandten Preußens am deutschen Bundestage, und eine andere (Sophie) an Harry Freihern von Arnim, Gesandten des Norddeutschen Bundes in Rom, vermählt.

In der Nacht vom 25. zum 26. Aug. 1867 starb in Dresden der verdienstvolle Culturhistoriker Friedrich Gustav Klemm, welcher fast vier Decennien hindurch literarisch thätig gewesen war und in zahlreichen gediegenen Schriften die Resultate seines langjährigen Forschens niedergelegt hatte. Geboren am 12. Nov 1802 in Chemnitz, wurde er theils in Freiberg, theils in seiner Vaterstadt erzogen, worauf er an der leipziger Universität sich hauptsächlich dem Studium der Geschichte widmete. Im Früh-

Digitized by Google

jahre 1825 erlangte er in Jena den Doctorgrad. Fast gleichzeitig übersiedelte er nach Dresden, um die Schätze der dortigen königlichen Bibliothek zu ergründen. Zwei Jahre später veröffentlichte er sein Erstlingswerk „Attila, nach der Geschichte, Sage und Legende dargestellt" (Leipzig 1827). Um dieselbe Zeit schrieb er eine „Geschichte Baierns" (3 Bändchen, Dresden 1827). Diesem Werke folgte „Herfest", ein Gedicht in sechs Gesängen (Zerbst 1829). Im Jahre 1830, zur Zeit der Julirevolution, versuchte sich Klemm auch auf politischem Gebiete, indem er in Nürnberg den „Krieg- und Friedenskurier" redigirte. Seine Mußestunden in dieser Stadt füllte er mit dem Studium der alterthümlichen Denkmäler aus, an denen Nürnberg so reich ist. Im November 1831 kehrte er nach Dresden zurück, wo er als zweiter Secretär an der königlichen Bibliothek angestellt wurde. Im Sommer 1833 erhielt er auch die Aufsicht über die sächsische Porzellansammlung im Japanischen Palais, deren vorzüglichste Schätze er 1834 in einem Werkchen beschrieb, in welchem auch Nachweisungen über die Geschichte der Gefäßbildnerei in Thon und Porzellan enthalten waren. Bald darauf erfolgte seine Ernennung zum Bibliothekar, welche Stelle er 18 Jahre lang bekleidete, bis er (1852), unter Enthebung von der gleichfalls bis dahin geführten Verwaltung der obenerwähnten Porzellansammlung, zum Hofrath und Oberbibliothekar befördert wurde. Als solcher war er ununterbrochen bis 1863 thätig, in welchem Jahre ein Augenleiden ihn nöthigte, um seine Entlassung aus dem öffentlichen Dienste anzusuchen. Die Glanzperiode seiner literarischen Thätigkeit fällt in die Jahre 1843—58. Während dieser Zeit schrieb Klemm seine Hauptwerke, unter denen die „Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit" (10 Bde., Leipzig 1843—52) den ersten Platz einnimmt. Der Autor bespricht darin zuerst die Urzustände der Menschheit, dann die Jäger-, Fischer- und Hirtenvölker der „passiven Menschheit", worauf er die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker der „activen Menschheit" eingehend schildert. Die folgenden Abtheilungen des Werks, und zwar der 5. bis 10. Band, behandeln die Staaten von Anahuac, das alte Aegypten, China und Japan, das Morgenland, dann das alte vorchristliche und schließlich im unmittelbaren Anschlusse daran das christliche Europa. Eine Ergänzung dieses Werks ist die „Allgemeine Culturwissenschaft" (Leipzig 1854—55), aus zwei Bänden bestehend, von denen Bd. 1 „Werkzeuge und Waffen", Bd. 2 „Das Feuer. Die Nahrung. Getränke. Narkotika" betitelt ist. Fast um dieselbe Zeit, wie das ebengenannte, entstand Klemm's drittes Hauptwerk: „Die Frauen" (6 Bde., Dresden 1854—58), welches culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern enthält. Von den übrigen Schriften desselben Verfassers verdienen noch hervorgehoben zu werden: „Chronik der Stadt Dresden und ihrer Bürger, von den ältesten bis auf unsere Zeiten" (3 Bde., Dresden 1833—38); „Handbuch der germanischen Alterthumskunde" (Leipzig 1835); „Zur Geschichte der Sammlungen für Wissenschaft und Kunst in Deutschland" (Zerbst 1837); „Italica. Bericht über eine im Jahre 1838 im Gefolge des Prinzen (jetzigen Königs) Johann von Sachsen unternommene Reise nach Italien" (Dresden und Leipzig 1839); „Freundschaftliche Briefe" (Leipzig 1847; 2. Aufl., 1850); „Ferienreise nach Linz, Salzburg, Kloster Göttweig und Wien" (Dresden 1853); ferner „Die Hölzer und Geschiebe als die Ahnen der menschlichen Urwerkzeuge" (Dresden 1854) und endlich „Vor 50 Jahren" (2 Bde., Stuttgart 1865). Außer diesen eigenen Werken gab Klemm noch Engelhardt's „Geschichte des sächsischen Vaterlandes" (Leipzig 1836) heraus und besorgte auch die 8. Auflage von Engelhardt's „Vaterlandskunde für Schule und Haus im Königreich Sachsen".

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Vom engliſchen Königshofe.

The Early Years of his Royal Highness the Prince Consort, compiled, under the direction of her Majesty the Queen, by Lieut. General the Hon. C. Grey. (London, Smith, Elder u. Comp., 1868.)

Leaves from the Journal of our Life in the Highlands from 1848 to 1861. Edited by Arthur Helps. (London, Smith, Elder u. Comp., 1868.)

Schriftſtelleriſche Erzeugniſſe, wenn ſie in die Oeffentlichkeit dringen, gehören vor das Forum der Kritik, mögen ſie aus der Dachſtube oder vom Throne kommen; das iſt die Regel, und daß es nicht an ſolchen fehlt, die gewiſſenhaft und ohne Rückſicht auf Rang und Namen dieſelbe befolgen, davon wiſſen verſchiedene gekrönte Autoren der Gegenwart zu erzählen. Ohne Ausnahme indeſſen iſt auch dieſe Regel nicht und die obigen beiden Werke darf man wol mit Rückſicht auf die Beweggründe, denen ſie ihre Entſtehung verdanken, und im Hinblicke auf die Verhältniſſe, unter welchen ſie vor das Publikum gelangten, aus der Zahl der Bücher, die unter den Maßſtab ſtrenger künſtleriſcher Beurtheilung fallen, ausſchließen. Nicht um vor der Welt als Schriftſtellerin zu glänzen, nicht aus Eitelkeit oder Selbſtüberſchätzung hat ſich die Verfaſſerin dem literariſchen Kreiſe angeſchloſſen, nein es iſt die trauernde Gattin im Witwenſchleier, die dem vielgeliebten, unvergeßlichen Gemahl aus der Fülle des Herzens ſchlicht und ungekünſtelt ein Denkmal errichtet. Die Beſorgniß, es möchte das Denkmal der Erinnerung verſtümmelt oder entſtellt doch aus dem engern Freundeskreiſe ſeinen Weg in die Oeffentlichkeit finden, hat die Herausgabe veranlaßt.

Im äußerſten Weſten der Hauptſtadt im Parke von Kenſington ſteht ein maſſives, rothes Haus. Penſionirte Angehörige des Hofes, ältere Damen führen dort ein ſtilles, beſchauliches Daſein. Vor einigen dreißig Jahren wuchs in dieſen Räumen ein junges Mädchen in der Zurückgezogenheit unter der mütterlichen Obhut heran. Begabt mit ſchönen Vorzügen des Geiſtes und Herzens, eine einnehmende Erſcheinung, dabei ſchlicht und einfach, blühte dieſes Veilchen faſt im Verborgenen auf. Und doch war das Kind der Witwe in Kenſington berufen, die Krone eines großen und mächtigen Reichs zu tragen, zu herrſchen über viele Millionen in allen Theilen der Welt. Es war die Prinzeſſin Victoria von Großbritannien und Irland.

Als Georg III. im Jahre 1820 das Zeitliche ſegnete und ſein Sohn Georg IV. ihm folgte, war des letztern einzige Tochter Charlotte nicht mehr unter den Lebenden, ſodaß nach ihm der Herzog von Clarence als Wilhelm IV. den Thron beſtieg. Da auch dieſer keine Nachkommenſchaft beſaß, ſo ſtand ſeines Bruders, des frühverſtorbenen Herzogs von Kent, Tochter Victoria als präſumtive Thronerbin da. Erbinnen ſind ein geſuchter Artikel auf dem Jahrmarkte des Lebens und Kronen lockende Preiſe. So konnte es auch hier an Bewerbern nicht fehlen und wenn auch ihre Zahl nicht ſo groß war wie die der Freier, welche weiland Frau Penelope die Bürde der Krone tragen helfen wollten, ſo wurden doch ſchon eine Reihe Partien ſtill, aber eifrig discutirt, noch ehe

Digitized by Google

die junge Prinzessin die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Einstweilen traten indessen die von verschiedenen Seiten gehegten Wünsche nicht über das Stadium der Erörterung hinaus. So kam das Jahr 1836 heran und die Prinzessin Victoria war mittlerweile 17 Jahre alt geworden, da erschienen eines Tages als Gäste am englischen Hofe, oder vielmehr in Kensington bei der Herzogin von Kent, der Herzog von Koburg mit seinen beiden Söhnen, Ernst, dem Erbprinzen, und Albert, letzterer ein hübscher, runder, aber noch nicht ausgewachsener Junge im Alter der Prinzessin. Der Besuch war ein verwandtschaftlicher, aber die Welt wollte wissen, es handle sich um etwas mehr und um nichts Geringeres als eine Bewerbung um die junge Thronerbin. Es ist zuweilen sonderbar, wie die Welt auf solche Gedanken kommt; besonders in Fällen, wo jedermann das größte Interesse hat, seinen Antheil bei einem Project zu verbergen; aber hier war es natürlich und im Hinblick auf die vergangenen Ereignisse war die Idee einer solchen Verbindung sehr nahe liegend.

Blicken wir zurück auf das Jahr 1814. Siegreich waren die Verbündeten in Paris eingezogen. Die lange mit tiefem Ingrimm getragene französische Zwingherrschaft war gebrochen und ein unendlicher Siegesjubel tönte durch die Länder, die so viele Jahre unter dem Drucke des fränkischen Imperators geseufzt hatten. Kaiser Alexander von Rußland benutzte seine Anwesenheit in Paris zu einem Besuche am englischen Hofe, und der Regent, der nachmalige Georg IV., feierte die fremden Gäste mit glänzenden Festlichkeiten. Unter dem zahlreichen Stabe, der dem Zaren über den Kanal folgte, war auch ein junger Prinz aus deutschem Hause, der an der Spitze russischer Cavalerie mit in die französische Hauptstadt eingerückt war, jetzt mit dem Hofstaate einquartiert wurde und mit gar bescheidener Wohnung fürliebnahm, da es ihm an Mitteln fehlte sich mehr standesgemäß unterzubringen. Es war Prinz Leopold von Sachsen-Koburg, der nachmalige König der Belgier. Was er als König von Belgien anerkanntermaßen war, das Haupt der Familie, das war schon der dreiundzwanzigjährige Prinz im stillen. Als achtzehnjähriger Jüngling auf dem Congreß von Erfurt schon hatte er die Interessen des Hauses unabläßig im Auge, und Napoleon, der mit richtigem Blicke die Begabung des jungen Mannes erkannte, suchte ihn für französische Dienste zu gewinnen und machte, als das nicht gelang, den ältern Bruder, den Herzog Ernst, dafür verantwortlich, daß Prinz Leopold nicht in die russische Armee trete. Später wurden die Aufforderungen zum Dienste in der französischen Armee so dringend, daß der Prinz es für gerathen hielt das Feld zu räumen und nach Wien und Italien zu reisen. Es war das im Jahre 1812, als der Kaiser die deutschen Fürsten nach Dresden beschied. Im Jahre vorher hatte Leopold sein nachmals so viel gerühmtes diplomatisches Talent bethätigt, indem er seinem Bruder einen günstigen Territorialausgleich mit Baiern auswirkte. Als der Stern Napoleon's auf den Eisfeldern Rußlands erbleichte, eilte Prinz Leopold auf die erste Kunde von der Wendung der Dinge nach München, entflammte seinen Freund, den deutschgesinnten Kronprinzen Ludwig, noch mehr für die vaterländische Sache und begab sich von dort nach Breslau. Nach kurzem Verweilen vertauschte er das preußische Hoflager mit dem russischen in Kalisch und war, wie er selbst sagt, der erste deutsche Prinz, der für Deutschlands Befreiung das Schwert zog. Wacker und mit Auszeichnung kämpfte er die nun folgenden siegreichen Schlachten mit und hatte sich bereits einen guten Namen erworben, als er mit dem russischen Kaiser nach der Einnahme von Paris nach England kam.

Die Familienverhältnisse des englischen Hofes waren damals sehr unerquicklicher Natur. Georg III. war geisteskrank, der Regent, später Georg IV., mit seiner Gemahlin zerfallen, in seinem Privatleben keineswegs achtungswerth und nach außen hin ein eitler, prunksüchtiger Geck. Die Geschichte hat über ihn strenges Gericht gehalten. Seine Tochter

Digitized by Google

war dem Prinzen von Oranien verlobt. Da erschien Prinz Leopold auf dem Schauplatze. Er kam, sah und siegte. Das Herz der Tochter des Regenten hatte der junge Krieger im Sturme errungen und der Oranier mußte geschlagen den Rückzug antreten. Ob es wahr ist, was eine Dame, die dem englischen Hofe seit ihrer Kindheit nahe gestanden, in einem ebenerschienenen Buche behauptet, daß nämlich die Großherzogin von Oldenburg dem Verlobten der Prinzessin Charlotte bei einem großen Balle absichtlich mehr Champagner aufgedrungen, als ihm gut war, und ihn dann seiner engagirten Tänzerin und Braut in ziemlich unsicherer Haltung zugeschickt, daß sie ferner die von diesem Bilde wenig erbaute Prinzessin mit dem Prinzen Leopold zusammengebracht habe, mag dahingestellt bleiben. Es verschlägt wenig, ob es in den Gemächern der Hofdame Miß Elphinstone war, wo Leopold die Zuneigung der Prinzessin gewann, genug er wurde angenommen, brachte die übrigen Familienmitglieder, besonders den Herzog von Kent, auf seine Seite, machte sich bald populär, und der Vater der Prinzessin gab schließlich, obwol mit Widerstreben, seine Einwilligung. Klugheit, Takt und Energie sicherten dem armen Prinzen die Hand der einstigen Thronerbin. Nicht lange jedoch blieb er seiner verlobten Braut nahe. Die jüngste seiner Schwestern, Victoria, vermählt mit dem Prinzen von Leiningen, wird plötzlich zur Witwe, und unverzüglich eilt Leopold nach Deutschland hinüber, ihr bei Regelung der Vormundschaft und sonstigen Angelegenheiten mit Rath und That an die Hand zu gehen. Mit den beiden Brüdern sehen wir ihn kurz darauf beim Wiener Congreß, wo er die Interessen Ernst's, der bei diplomatischen Verhandlungen wenig Geschick und viel blinden Eifer an den Tag legte, glücklich vertrat und ein günstiges Resultat erzielte. Der zweite Bruder, Ferdinand, damals in österreichischen Militärdiensten, gewann bei den Festlichkeiten jener Tage auch einen schönen Preis. Die Erbtochter des Fürsten Koharh wurde seine Braut, seine Nachkommen sitzen bekanntlich auf dem Throne Portugals.

Während der Hundert Tage zogen die Koburger wieder mit aus. Leopold kam nicht ins Feuer, ging aber bei Beendigung des Kriegs nach Paris und erwirkte seinem Bruder eine Gebietserweiterung. Der Herzog von Kent, Bruder des Regenten, war mit anwesend und vermittelte den Briefwechsel zwischen seiner Nichte, Prinzessin Charlotte, und ihrem Verlobten, dem Prinzen Leopold. Erst als dieser kurz darauf wieder in Familienangelegenheiten nach Berlin ging, erhielt er dort einen Brief des Regenten mit förmlicher Einladung nach England zu kommen. Am 2. Mai 1816 fand die Vermählung des jungen Paares statt, aber die glückliche Ehe war nur eine kurze. Ende 1817 starb die Prinzessin bei der Entbindung, und Prinz Leopold sah plötzlich das Band zerrissen, das ihn mit dem Hause Hannover verknüpfte. Die Heirath der verwitweten Fürstin von Leiningen mit dem Bruder des Regenten, dem Herzog von Kent, stellte indessen noch im Jahre 1818 die Verbindung zwischen den Koburgern und der englischen Königsfamilie wieder her — der Herzog von Koburg hatte sich im Jahre vorher mit der Prinzessin Luise von Gotha vermählt und erhielt in dem Jahre, in welchem der Herzog von Kent und die Fürstin von Leiningen ihren Bund schlossen, einen Sohn, den Thronerben und jetzigen Herzog Ernst II. Ein Jahr später, am 24. Mai 1819, wurde dem Herzog von Kent in Kensington eine Tochter geboren, die in der Taufe den Namen Victoria wie ihre Mutter erhielt, und einige Monate darauf erblickte in Koburg, oder vielmehr auf dem herzoglichen Schlosse Rosenau, wieder ein Prinz das Licht der Welt, den die Geschichte als den Prinzen Albert kennen gelernt hat. Um die Wiege der beiden, durch die Verwandtschaft einander nahe stehenden Kinder, die so kurz nacheinander geboren wurden, wob das innige Verhältniß unter den Mitgliedern der Familie Koburg ein festes Band. Die Großmutter, die verwittwete Herzogin von Koburg, schrieb von ihrem Wohnort nicht fern von der Rosenau an die Schwiegertochter dort und die Tochter im fernen

Digitized by Google

England und gedenkt der Kinder mit all der Zärtlichkeit, welche Großältern für ihre Enkel hegen. Brief um Brief meldet, was die kleinen Prinzen machen, wie Ernst zahnt und mürrisch ist wie ein junger Dachs und Albertchen ein allerliebstes schönes Kind ist, schwächer als der Bruder, aber lebhaft wie ein Wiesel. Albertchen war der Liebling der Großmutter, die damals schon in ihrer Stille und Zurückgezogenheit die Kinder im Geiste heranwachsen sah und aus Albert und Victoria ein Paar machte.

Das Jahr 1820 war für die in England lebenden Koburger ein ereignißreiches. Fast zu gleicher Zeit stiegen Georg III. und sein Sohn, der Herzog von Kent, in die Gruft ihrer Ahnen, und der Regent bestieg als Georg IV. den Thron. War schon zu Lebzeiten beider die Stellung der Familie Kent keine beneidenswerthe gewesen, so wurde sie durch den Tod des Herzogs noch schwieriger. Fast ganz von Geld entblößt, war seine Gemahlin auf die Unterstützung ihres Bruders Leopold angewiesen, vor dessen Ehrenhaftigkeit sowie seinen Fähigkeiten der neue König, sein Schwiegervater, einen beträchtlichen Respect hatte. Seinen ebenverstorbenen Bruder hatte Georg schon als Regent ungroßmüthig behandelt. Er war überhaupt kein edler Charakter und unter der Krone stachen seine schlimmen Eigenschaften um so mehr hervor, als er jetzt weniger Veranlassung hatte sie zu verbergen. Sein altes Zerwürfniß mit seiner Gemahlin, der nunmehrigen Königin, kam zum offenen Bruch, Leopold, zu dem jedermann seine Zuflucht nahm, stand zwischen König und Königin in der mislichsten Stellung. In Koburg war die verwitwete Herzogin erkrankt und der König gab durch Lord Lauderdale dem Prinzen unverhohlen den Wunsch zu erkennen, er möge diesen Vorwand benutzen, um das Land zu verlassen; aber Leopold blieb. Er trotzte dem Zorne des Königs und besuchte die unglückliche Königin, die Mutter seiner verstorbenen Charlotte, als sie von allen verlassen und verurtheilt war. Georg war außer sich und konnte diesen Schritt dem Prinzen nie vergeben. Nur eine formelle Aussöhnung kam zu Stande, und dann ging Leopold nach der Heimat zurück, pflegte die kranke Mutter, brachte sie nach ihrer Wiederherstellung nach Genua und von dort wieder nach Hause zurück und vernachlässigte, während er so die Pflichten des Sohnes erfüllte, nicht einen Augenblick seine Beziehungen und Verbindungen an den verschiedenen Höfen.

In Koburg wuchsen die Prinzen Ernst und Albert in der Stille heran. Als der ältere fünf Jahre alt war, gingen sie in die Hände des Erziehers, Hrn. Florschütz, über, der volle 15 Jahre ihren Bildungsgang überwachte. Die Großmutter fand es hart, den vierjährigen Albert schon der weiblichen Obsorge entrissen zu sehen, aber die Knaben fanden sich leicht in die freundliche Art ihres Lehrers. Ernst entwickelte sich kräftig, Albert war ein zarter, finniger Knabe, der trotz seiner Schwächlichkeit über den ältern Bruder und die Gespielen bald eine gewisse Ueberlegenheit geltend machte. Er blieb der Liebling der Großmutter, und wenn sie in ihren Briefen an die Herzogin von Kent von deren Töchterchen Victoria spricht, so wird allemal gleich nachher Albertchen erwähnt. Gotha kam nach dem Ableben des letzten Herzogs, Schwiegervaters des Herzogs von Koburg, durch Familienvertrag an den letztern, und dort fand der kleine Albert in seiner Stiefgroßmutter eine neue Freundin, die mit rührender Liebe bis zu ihrem Tode an ihm gehangen.

Bekanntlich hatte die Herzogin von Kent, die jüngste Prinzessin von Koburg, noch drei Schwestern. Eine davon war schon frühe an den Großfürsten Konstantin von Rußland verheirathet, aber später von demselben getrennt, eine zweite mit dem Herzog Alexander von Würtemberg vermählt, und die älteste hatte dem Grafen Mensdorff-Pouilly ihre Hand gereicht. Der Familie Mensdorff in Mainz, wo der Graf Gouverneur war, machten die Prinzen 1829 den ersten Besuch über die Grenzen der Heimat hinaus. Die Prinzen fanden in ihren Vettern liebe Spielgefährten und es knüpfte sich zwischen dem

Digitized by Google

Prinzen Albert und dem Grafen Arthur Mensdorff eine Freundschaft fürs Leben. Beide begannen auf Veranlassung des Prinzen eine Naturaliensammlung, die er im spätern Leben vervollständigte und die heute noch von der Königin fortgesetzt wird.

Die Jahre von der Reise nach Mainz, 1829, bis zum Jahre 1835 verliefen den Prinzen in Koburg in der ganzen Stille des Lebens an einem kleinen Hofe. Von Koburg ein Ausflug nach der Rosenau, von dort nach Oeslau, gelegentlich zu einem Besuch bei der Großmutter in Gotha, das waren die einzigen Unterbrechungen. Knaben von gleichem Alter kamen mit den Söhnen des Fürstenhauses dieselben Spiele zu spielen, die ein jeder in diesen Jahren durchmacht. Zur Abwechselung kommen die Vettern Mensdorff oder die Koburg-Kohary von Wien herüber und nehmen an diesen Vergnügungen theil. Dazwischen geht der Unterricht des Raths Florschütz seinen ruhigen Gang. Besonders Prinz Albert zeigte so viel Fügsamkeit und ließ sich so gern von dem Erzieher leiten, daß dieser noch in spätern Tagen jener Zeit mit Freuden gedachte. Das sinnige Gemüth des Prinzen entwickelte sich naturgemäß mit dem regelmäßigen Fortgange seiner Bildung. Die Ordnungsliebe, zu der hier der Grund gelegt wurde, findet sich später in dem Manne Albert und zeigt sich in seiner Vorliebe für alles, das systematisch und consequent war. Ehrenhaftigkeit und Biederkeit, die den Mann auszeichneten, wir finden sie schon beim Knaben bei kleinen Gelegenheiten. Bei einem Besuche der Mensdorffs erlustigen sich die Knaben mit kriegerischem Spiel. Eine Festung wird angegriffen, Albert ist unter den Angreifern. Bei dem Kriegsrathe, den die jungen Kämpfer halten, theilt einer mit, daß er einen geheimen Steg entdeckt habe, wo man unbemerkt an den Feind gelangen könne. „Nein", ruft aber Albert, „ein sächsischer Ritter geht geradeaus an den Feind." „Wir thaten es" — erzählt Graf Arthur Mensdorff in einem Briefe an die Königin — „und mit solchem Feuer, daß ich in der Hitze des Gefechts aus Versehen von dem Prinzen einen Hieb auf die Nase erhielt, davon ich heute noch die Narbe trage."

Neben der Romantik tritt bei dem an Kopf und Herz gesunden Knaben auch das muthwillige Element zu Tage; besonders der Prinzessin Karoline von Reuß-Ebersdorf gegenüber ließ der junge Prinz demselben manchmal die Zügel schießen, erhielt aber auch nicht selten seine Neckereien mit gleicher Münze zurück. Wenn er der Prinzessin die Taschen ihres Ueberwurfs mit weichem Käse füllt und dann mit der größten Dienstfertigkeit ihr den Mantel anziehen hilft, so prakticirt ihm die Prinzessin, die seinen Widerwillen gegen Frösche kennt, dafür einen ganzen Korb dieser verhaßten Thiere ins Bett, zu seinem großen Schrecken, als er abends sein Lager sucht.

Langsam und doch schnell wieder vergingen den Prinzen so die Jahre der Kindheit. Die Mutter starb 1831, den Kindern deshalb kein so fühlbarer Verlust, weil sie schon seit 1824 von dem Vater getrennt und seit 1826 geschieden war. Härter war der Tod der Herzogin von Koburg, der Großmutter, die ihren Enkeln mit der größten Zärtlichkeit zugethan war und fast schon bei der Geburt des Prinzen Albert eine Heirath zwischen ihm und dem andern Enkelkinde, Prinzessin Victoria, geplant hatte. Die alte Dame erinnerte sich, wie nahe ihr Lieblingssohn Leopold einst dem Throne Englands gestanden, und mag manches mal dem letztern, den sie noch vor ihrem Tode auf dem Throne Belgiens sah und besuchte, von ihrem Herzenswunsche erzählt haben.

Mit der Confirmation der beiden Prinzen im Jahre 1835 schloß die Zeit der Zurückgezogenheit im Vaterhause ab. Die verwandten Höfe von Mecklenburg und Berlin werden besucht und die Vorstellung der jungen Leute bezeichnet ihren Eintritt in die Welt. Die Reise dehnt sich aus bis Dresden, Prag, Wien, Pesth, von wo aus die Rückkehr nach Koburg angetreten wird. Ueberall machten die bescheidenen, des Glanzes noch ungewohnten, stillen Prinzen den angenehmsten Eindruck. Die Stiefgroßmutter, verwitwete Herzogin von Gotha, empfing die Zurückgekehrten mit mütterlicher Liebe.

Digitized by Google

Albert besonders wandte sich das ganze Herz der betagten Dame zu, und der junge Mann, der fast keine Mutter gekannt hatte, erwiderte diese Zuneigung mit kindlicher Wärme. Mit dem Director des Gymnasiums in Gotha, Dr. Leo Bode, finden wir den jungen Albert um diese Zeit in brieflichem Verkehr. Er hat seine Reiseeindrücke verarbeitet, Material zu einer Schrift „Ueber die Anschauungsweise der Deutschen" gesammelt und sendet dasselbe dem Philologen zur Beurtheilung. Daß der Prinz sich gern mit ernsten Dingen, mit abstracten Gegenständen beschäftigte, tritt in der Folgezeit noch mehr hervor.

Ihren ersten Besuch in Brüssel bei dem auf den Königsthron gelangten Prinzen Leopold hatten die koburger Prinzen schon im Jahre 1832 gemacht. Seitdem waren nun vier Jahre vergangen. Ernst, der Erbprinz, war 17, Albert 16 Jahre alt geworden, die bekanntlich kurz vor Albert geborene Prinzessin Victoria von Großbritannien und Irland, die Cousine der Prinzen, war zur Jungfrau herangeblüht und König Leopold, wie immer um die Interessen des Hauses besorgt und des Wunsches seiner verstorbenen Mutter eingedenk, hatte eine Verbindung zwischen dem Hause Hannover und seiner eigenen Familie längst erwogen und mit seinem langjährigen Freunde und Vertrauten, dem Baron Stockmar, besprochen. Schon standen mehrere andere Bewerber für die Prinzessin im Felde. Wilhelm IV. begünstigte den Prinzen Alexander der Niederlande. Wenn etwas geschehen sollte, so mußte es bald geschehen, und so machte sich denn der Herzog von Koburg mit seinen beiden Söhnen trotz der ihm wohlbekannten Abneigung gegen eine neue Verbindung mit Koburg und alles, was dazu führen konnte, auf den Weg nach England. Bei der Tante in Kensington kehrten die Prinzen mit ihrem Vater ein, und hier unter dem mütterlichen Dache hatte Prinzessin Victoria die erste und beste Gelegenheit, ihn, der ihre Stütze auf dem Wege durchs Leben sein sollte, kennen zu lernen. Bei Hoffestlichkeiten, deren späte Stunden dem Prinzen Albert nicht zusagten, und im häuslichen Kreise hatte sie ihn fortwährend vor Augen. „Der Prinz war damals", so sagt die Königin, „viel kleiner als sein Bruder; sehr einnehmend von Gesicht, aber sehr untersetzt, was sich später verlor. Er war höchst liebenswürdig natürlich, unaffectirt und munter; er interessirte sich für alles, spielte mit der Prinzessin Klavier, zeichnete, kurz beschäftigte sich unaufhörlich."

So war der erste Eindruck gewesen, und unter den bei der Sache hauptsächlich thätigen Personen galt die Heirath für eine in der Stille abgemachte Sache. Die beiden Prinzen gingen bald darauf nach Brüssel hinüber und verlebten unter den Augen des Königs der Belgier fast ein halbes Jahr, bis Weihnachten 1836, um dann im darauffolgenden Frühjahre die Universität Bonn zu beziehen. Im Kreise mehrerer Jugend- und Standesgenossen, unter denen sich der Prinz Wilhelm von Löwenstein befand, lebten die jungen Koburger ein genußreiches Studentenleben. Bei Fichte, Löbell und Perthes wurden Collegien gehört und Prinz Albert wandte sich mit einem Eifer den Wissenschaften zu, welchen Rath Florschütz, sein Erzieher, der als Begleiter auch jetzt noch den Prinzen nahe blieb, nicht genug zu loben weiß. Der Prinz von Löwenstein erwähnt auch, daß mehrfach bei Spaziergängen Prinz Albert wissenschaftliche Erörterungen angeregt und so lange verfolgt habe, daß der Erzieher es für angemessen hielt, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Dabei wurde musicirt und der Fechtboden besucht. Gelegentlich auch versetzten Studentenlieder, die in der kleinen Prinzengesellschaft erschallten, den Obersten von Wichmann, den neuzugetretenen, militärischen Gouverneur der Koburger, der sehr enge Ideen über das Passende und Standesgemäße hatte, in gelindes Grauen.

Die ruhigen Studien an der rheinischen Alma mater wurden plötzlich durch ein für den Prinzen Albert wichtiges Ereigniß unterbrochen. Wilhelm IV. von England starb am 20. Juni 1837 und Prinzessin Victoria, mit welcher der Prinz schon einige Briefe gewechselt, bestieg als Königin den Thron. Albert beeilte sich ihr seine Glück-

Digitized by Google

wünsche zu Füßen zu legen. „Ich möchte Sie bitten", bemerkt er am Schlusse seines kurzen Schreibens, „auch zuweilen Ihrer Vettern in Bonn zu gedenken und ihnen die Freundlichkeit zu bewahren, die Sie ihnen bisjetzt erwiesen haben. Seien Sie versichert, daß wir im Geiste stets bei Ihnen sein werden."

Das Gerede über eine Verbindung der nun achtzehnjährigen Königin mit dem Prinzen von Koburg hatte mit der Thronbesteigung beträchtlich zugenommen. Die Sache gewann durch dieses Ereigniß im höchsten Grade an Bedeutung, und König Leopold hielt es für gerathen, für den Augenblick den Gedanken an die Heirath etwas in den Hintergrund treten zu lassen. So wurde denn statt des ursprünglich beabsichtigten Ferienaufenthalts in Brüssel von den Prinzen eine Herbstreise nach der Schweiz und Norditalien gemacht. Albert sammelte die Ansichten der besuchten Orte und sandte sie in einem kleinen Album mit einer getrockneten Alpenrose und einem in Ferney von Voltaire's altem Diener erhaltenen Autograph des französischen Philosophen der Königin zum Geschenk und Erinnerungszeichen an diese Reise. Ueber München kehrten die jungen Reisenden, nach einem Abstecher nach Koburg und Gotha zur Großmutter, zur Musenstadt Bonn zurück. Ein Besuch in Brüssel bei dem Oheim Leopold sollte Weihnachten gemacht werden, und die Prinzen freuten sich beide auf diese Reise. Einem andern Ereignisse, der Trennung, die nach so vielen Jahren ununterbrochenen Zusammenseins den Brüdern im Frühjahr bevorstand, sahen sie jetzt schon nicht ohne Wehmuth entgegen.

Die Weihnachtstage in Brüssel brachten dem Prinzen Albert auch die erwartete Aufklärung in Betreff seiner Hoffnungen auf die Hand der jungen Königin. Sie habe ihren Sinn nicht geändert, eröffnete König Leopold seinem Neffen, halte sich aber noch für zu jung zum Heirathen und wünsche auch, daß der Prinz älter sei, wenn er in England als Bewerber erscheine. Ein solcher Bescheid, obwol er nicht die Hoffnung ausschloß, hatte doch etwas Entmuthigendes, wenn er auch von dem Empfänger weniger in diesem Sinne aufgefaßt wurde als von seinem Vater, dem Herzog von Koburg. Der Gedanke selbst auf seiten der Königin war ein sehr natürlicher. Bei seinem Aufenthalt in Kensington war Prinz Albert bei allen guten Eigenschaften nur erst halb dem Knabenalter entwachsen, das Aeußere, das ganze Auftreten mußte nothwendig den Eindruck machen, der dem noch nicht ausgewachsenen Jünglinge unausbleiblich anklebt. Dieser Eindruck war bei der achtzehnjährigen Jungfrau zurückgeblieben. Sie sagte sich und mußte sich sagen, daß sie der Stütze eines Mannes bedürfe. Wenn sie nicht selbst auf den Gedanken kam, so fehlte es gewiß nicht an solchen, die sie darauf hinleiteten. Andererseits wog der Familieneinfluß schwer in der Wagschale und die Mutter, die Herzogin von Kent, sowol wie der Oheim in Brüssel redeten dem jungen Vetter wacker das Wort.

So galt es zunächst, wie schon bemerkt, „abzuwarten", und sich nun auf die Zukunft vorzubereiten war in Uebereinstimmung mit König Leopold's Rathschlägen des Prinzen nächste Sorge. Die Trennung der beiden Brüder blieb einstweilen noch verschoben und dem Universitätsaufenthalt wurde noch ein Semester zugesetzt, das Prinz Albert vorzugsweise auf moderne Sprachen und Politik verwendete. Eine Reise nach Italien sollte nach dem Plane des Königs der Belgier ein Weiteres dazu beitragen, dem jungen Bewerber um die Hand der englischen Königin mehr männliche Selbständigkeit und sicheres Wesen zu geben.

In der Zwischenzeit ging der Herzog von Koburg, der am wenigsten mit dem Aufschube einverstanden war, nach London zur Krönung und erhielt von der jungen Souveränin den englischen Hausorden vom Hosenbande. Kurz nach seiner Rückkehr suchten die Söhne nach dem Schluß des bonner Sommersemesters die heimatlichen Laren auf, zur großen Freude der Großmutter, die ihren lieben Albert wieder in Gotha bei sich sah und von Koburg aus häufige Briefe von ihm erhielt. In diesen Briefen wie überhaupt

Digitized by Google

in seiner Correspondenz mit denen, die ihm werth waren, erscheint der Prinz von der liebenswürdigsten Seite. Ein helles freundliches Gemüth, ein warmes, für alle Zuneigung empfängliches Herz spiegeln sie alle wieder. Der Universitätszeit erinnert sich der Prinz mit denselben elegischen Gefühlen wie jeder andere Musensohn, der dort an der Weisheit Brüsten gehangen und das gesellige Zusammensein mit muntern Altersgenossen gekostet. „Ich glaube", schreibt er an den Prinzen Löwenstein, „für immer werden mir die heitern Tage, welche wir zusammen theils in nützlicher Beschäftigung, theils in frohem Zusammensein zubrachten, als die glücklichsten meines Lebens erscheinen. Trotz der großen Ungeniertheit herrschte stets die vollkommenste Harmonie. Wie schön waren unsere Winterconcerte, unsere theatralischen Versuche, Spaziergänge nach dem Venusberg, die Schwimmbahn, der Fechtboden! Ich darf gar nicht an alles zurückdenken. Ernst geht nach Dresden, um sich dort dem Mars zu opfern; er will sich dort ganz ins militärische Wesen stürzen. Meine italienische Reise werde ich in kurzem beginnen. Ich werde Dir zuweilen von verschiedenen Punkten aus Nachricht geben; Du mußt mir aber auch schreiben. Ich will Dir immer Punkte angeben wohin. In 10—12 Tagen werde ich schon die Heimat im Rücken haben. Ich will nicht eher abreisen, als bis auch Ernst sein Schiff flott macht, damit er nicht allein zurückbleibt; die Trennung wird uns fürchterlich schwer werden; wir waren bisjetzt, solange wir denken können, noch keinen Tag ohne den andern. Ich mag mir den Augenblick gar nicht vergegenwärtigen."

Einige Tage, nachdem Ernst dann wirklich geschieden war, schreibt Prinz Albert an die Großmutter, die verwitwete Herzogin von Gotha, unter anderm: „Wenn ich Dir lange nicht schrieb, so geschah es, weil wir in den letzten Tagen wirklich noch sehr viel zu besprechen und zu besorgen hatten. Du wirst es mir bestimmt nicht übel nehmen. Das «Wir» werde ich mir nun wol abgewöhnen müssen und mich immer des so egoistisch und kalt lautenden Ichs bedienen müssen. In Wir klang alles viel weicher, denn das Wir drückt die Harmonie mehrerer Seelen aus, das Ich drückt mehr den Widerstand des einzelnen gegen die äußern Kräfte, jedoch auch das Vertrauen auf eigene Stärke aus."

Für die Reise nach Italien, welche der in Koburg Zurückgebliebene jetzt antrat, war statt des langjährigen Erziehers Florschütz ein neuer Reisebegleiter ausersehen. Baron Stockmar, König Leopold's langjähriger Freund und Vertrauter, der Freund und Vertraute des ganzen Hauses Koburg, machte sich trotz seiner schwachen Gesundheit auf, den jungen Neffen seines königlichen Freundes, den beide als zukünftigen Gemahl der Königin auserkoren hatten, in das Land zu führen, wo die Citronen blühen. Durch Tirol über Verona, Mantua und Bologna gelangten die Reisenden nach Florenz. An letzterm Orte harrte ihrer ein junger englischer Offizier, Lieutenant Seymour (jetzt Generalmajor und dienstthuender Kammerherr bei der Königin), König Leopold und Stockmar hatten ihn zum Genossen des Prinzen bestimmt. Im Umgange mit ihm sollte Albert noch manches lernen, was ihm für England wünschenswerth und nothwendig war. Von Florenz ging die Reise nach Rom, von Rom nach Neapel. Kunst- und Naturgenuß, Gesellschaften, Bälle, Festlichkeiten wechselten an allen diesen Orten in ununterbrochener Reihenfolge ab, doch fand der Prinz überall Zeit und Gelegenheit, seinen Freunden und Angehörigen seine Reiseeindrücke zu schildern. Langsam ging es dann wieder dem Norden zu. In Mailand trafen die Reisenden mit dem Herzog von Koburg und dessen Neffen, dem Grafen Hugo Mensdorff, zusammen. Stockmar kehrte nach Koburg heim und die übrige Gesellschaft begab sich zuerst nach Genf, wo der junge Seymour wegen Beendigung seines Urlaubs Abschied nahm und von da aus ebenfalls nach Koburg zurückkehrte.

Ein Familienfest sah am 21. Juni 1839 dort den Vater mit seinen beiden Söhnen zusammen. Es wurde die Volljährigkeit des Erbprinzen Ernst mit aller Feierlichkeit pro-

Digitized by Google

clamirt und zu gleicher Zeit Albert durch besondern Act der Gesetzgebung, obwol er noch ein Jahr jünger war, desgleichen für mündig erklärt. Die Absicht des Herzogs bei dieser Handlung ist kaum zweifelhaft. Mehr noch als sein Sohn war er der Ungewißheit in Betreff der englischen Heirath müde. Gegen einen Aufschub hatte der Prinz im Jahre vorher, als ihm König Leopold die Sachlage vorstellte, nichts einzuwenden gehabt, wenn ihm nur eine feste Zusage ertheilt würde. Der Herzog hatte die Folgen vor Augen, wenn nach mehrjährigem Warten das Project doch nicht zur Reife gelangen würde. König Leopold gab in den Bedenken beiden recht, lobte Albert in jeder Beziehung (dem Baron Stockmar gegenüber), fand ihn geistig wie körperlich sehr entwickelt, kannte aber doch die Verhältnisse in England zu gut, um nicht zu wünschen, daß sein Neffe einigermaßen reifer den vielen Schwierigkeiten seiner Stellung als Gemahlin der Königin entgegentreten möchte. Stockmar scheint für den Erfolg der Bewerbung und den glücklichen Ausschlag der Heirath die entschiedensten Hoffnungen gehabt zu haben.

Im Januar 1839 ging der Herzog von Koburg nach Karlsbad und sein Sohn Albert sollte ihn begleiten. Mit des letztern Planen, die auf einen stillen Aufenthalt auf der Rosenau und englische Sprach- und Geschichtsstudien gerichtet waren, stimmte dieser Wunsch keineswegs überein, und er klagt in einem Briefe an Stockmar, wie wenig das Leben in Karlsbad seinem Geschmack zusage; indessen machte er gute Miene zum bösen Spiele.

Zu dieser Zeit wurde auf Anregung des Herzogs in England die Heirathsangelegenheit abermals aufs Tapet gebracht, doch entsprach das Resultat keineswegs den gehegten Erwartungen. Es war von einer vierjährigen Frist die Rede, und die Königin schob die Sache weiter als je in den Hintergrund zurück. Da riß dem Herzog wie seinem Sohn die Geduld und man beschloß, die Angelegenheit auf die kürzeste Weise zu Ende zu führen. Albert sollte mit seinem Bruder nach England gehen und persönlich erklären, er sei nicht gesonnen, länger auf unbestimmte Erwartungen hin sich zu binden. Die Reise ging über Brüssel, von wo die Brüder am 8. Oct. mit einem Briefe des Königs Leopold nach Windsor aufbrachen.

„Meine theuerste Victoria!“ so schrieb der König, „Ihre Vettern werden selbst die Ueberbringer dieser Zeilen sein. Ich empfehle sie Ihrem Wohlwollen. Sie sind gute, ehrliche, junge Leute, die Ihre Freundlichkeit wohl verdienen. Pedantisch sind sie nicht, sondern wirklich verständig und zuverlässig. Ich habe ihnen gesagt, daß es Ihr größter Wunsch sei, sie möchten Ihnen gegenüber ganz unbefangen sein.

„Ich bin überzeugt, wenn Sie ihnen etwas zu sagen haben, so werden sie sich glücklich schätzen, es zu hören.“

Drei Jahre waren nun verflossen, seit die Prinzen am englischen Hofe zuerst mit ihrem Vater erschienen waren, und in diesen drei Jahren war mit Albert eine bedeutende Veränderung in der äußern Erscheinung eingetreten. Aus dem halberwachsenen Jüngling war ein stattlicher, schlanker, hochgewachsener, junger Mann, eine höchst gewinnende Persönlichkeit geworden. Schöne regelmäßige Züge, aus denen Sanftmuth und Intelligenz blickten, waren dem Prinzen, wo er auch sich zeigte, eine angenehme natürliche Empfehlung, und auch am englischen Hofe verfehlten sie ihre Wirkung nicht. Der erste Eindruck war ein durchschlagender. Nicht eine Woche waren die koburger Prinzen noch am englischen Hofe, da hatte die junge Königin ihre frühern Vorsätze, noch einige Jahre mit ihrer Vermählung zu warten, überwunden und Lord Melbourne, dem damaligen Premier, ihren Entschluß eröffnet. Der alte Herr hatte in väterlichem Tone seine Billigung ausgesprochen und das junge Mädchen, das die Würde einer Krone trug, mußte auch die Bürde auf sich nehmen und dem Manne ihrer Wahl ihr Herz und ihre Hand anbieten.

Tags darauf gegen Mittag, als die Prinzen von der Jagd kamen, ließ die Königin

Digitized by Google

ihren jungen Vetter zu sich entbieten und sagte ihm, was die Verhältnisse von ihr verlangten. „Sie erklärte mir", schreibt Albert der Großmutter, „in einem wahren Ergusse von Herzlichkeit und Liebe, ich habe ihr ganzes Herz gewonnen und ich könne sie überglücklich machen, wenn ich ihr das Opfer bringen wolle, mit ihr mein Leben zu theilen, denn als ein Opfer sehe sie es an; das einzige, was sie besorgt machte, wäre, daß sie meiner nicht werth wäre. Die freudige Freimüthigkeit, mit der sie mir dies sagte, hat mich wirklich ganz bezaubert und hingerissen, ich konnte nicht anders als ihr beide Hände reichen, die sie mit Zärtlichkeit an sich riß. Sie ist wirklich gar gut und liebenswürdig, und ich bin fest überzeugt, der Himmel hat mich in keine schlechten Hände gegeben und wir werden glücklich zusammen sein."

Große Freude war in der Familie Koburg, als Briefe an König Leopold und den „treuen" Stockmar (die Königin nennt ihn so) die Kunde berichteten. Der König ruft in seiner Antwort an die Königin Victoria aus: „Ich möchte mit dem alten Simeon sagen: «Nun, o Herr, laß deinen Diener in Frieden dahinfahren»", und ertheilt ihr die besten Rathschläge, verfehlt auch nicht ihr zu bemerken, daß Albert in der That ein Opfer bringe. Albert, der auf seine Mittheilung an Baron Stockmar einen warmen, väterlichen Brief dieses biedern, treuen Freundes seines Hauses erhalten, erwidert darauf in einem Schreiben, welches das Programm enthält, das der Prinz in seinem Leben und Handeln unter schwierigen Umständen und Verhältnissen stets im Auge behalten und ausgeführt hat: „Eine Persönlichkeit, ein Charakter, der die Achtung, die Liebe und das Vertrauen der Königin und der Nation erweckt, muß die Grundlage der Stellung sein. Jene Persönlichkeit bürgt für die Gesinnung, die den Handlungen zu Grunde liegt, und sollten auch Mißgriffe geschehen, so werden sie leichter jener Persönlichkeit zugute gehalten, als oft die großartigsten schönsten Unternehmungen eines Mannes unterstützt werden, zu dem man Vertrauen zu fassen nicht im Stande ist. Bin ich also ein edler Fürst im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie Sie mir zurufen, so wird mir besonnene und kluge Handlungsweise um so leichter und deren Resultate um so segensreicher. Ich will den Muth nicht sinken lassen, mit kräftigem Vorsatz und Eifer kann es nicht fehlen, in allem edel, männlich, fürstlich zu bleiben. Zum Handeln bedarf es erst guten Rathes, den Sie mir am besten geben könnten, wenn Sie sich entschließen wollten, wenigstens das erste Jahr meines Hierseins Ihre Zeit mir zu opfern."

Am 15. Oct. war die Erklärung gemacht worden und die Königin kam zuerst mit ihrem Premier überein, die Sache vorläufig geheimzuhalten und nach Eröffnung des Parlaments erst anzukündigen. Nachträglich jedoch kam man von diesem Plane zurück und beschloß nach der Abreise des Prinzen (14. Nov.) unverzüglich den Geheimen Rath zusammenzuberufen und von der bevorstehenden Verbindung in Kenntniß zu setzen. So wurden denn am 15. Nov. die Mitglieder der königlichen Familie brieflich von der Verlobung unterrichtet, und am 29. Nov. sah sich die Königin vor den 23 versammelten Mitgliedern des Geheimen Rathes und mußte die von Lord Melbourne verfaßte Erklärung verlesen. „Der Saal war gefüllt, als ich eintrat", so beschreibt sie selbst diese Scene, „aber ich wußte kaum, wer vor mir war. Ich sah Lord Melbourne nur, der mich mit Thränen im Auge freundlich anblickte, aber er war nicht in meiner Nähe. Ich las darauf meine kurze Erklärung und fühlte, wie meine Hände zitterten, machte aber keinen einzigen Fehler. Ganz glücklich war ich, als ich damit zu Ende war. Lord Lansdowne erhob sich sodann und beantragte die Veröffentlichung dieser Anzeige, und dieselbe erschien darauf in der amtlichen «Gazette»."

Kaum war die Verlobung des jungen Paares zur vollendeten Thatsache geworden, so wuchsen auch schon die Dornen auf dem Pfade, den der Prinz fortan zu wandeln hatte, reichlich hervor. Die Wogen der Parteien gingen damals hoch und die Gegensätze stan-

Digitized by Google

den sich schroff genug gegenüber. Den Tories war es kurz vorher unmöglich gewesen, ein Ministerium zu Stande zu bringen, die Whigs triumphirten, und die geschlagene Partei, von der Ansicht ausgehend, daß ihre Niederlage nicht auf dem rechten, geraden Wege, sondern durch Palastintriguen, durch Vermittelung von Hofdamen, bewerkstelligt worden sei, war nicht in der nachgiebigsten Stimmung. Zwischen den zwei feindlichen Lagern galt es nun verschiedene Punkte zu regeln: zunächst die Naturalisirung des Prinzen, dann die Bildung seines Hofstaats, ferner die Bestimmung seines Ranges und schließlich sein jährliches Einkommen.

Am 16. Jan. 1840 eröffnete die Königin das Parlament in Person und zeigte demselben ihren Entschluß an, sich mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg zu verbinden. Der erste Stein des Anstoßes fand sich bei der Adreßdebatte. Auf unerklärte Weise hatte sich das Gerücht verbreitet, der Prinz sei ein heimlicher Katholik. Lord Melbourne hatte, um Erörterungen vorzubeugen, die Confession des Prinzen nicht genannt, aber dadurch die Sache nur schlimmer gemacht. Obgleich keineswegs daran zweifelnd, daß der Prinz Protestant, und mit der Thatsache bekannt, daß er von protestantischer Familie sei, konnte der Herzog von Wellington doch nicht umhin, die Auslassung des Wortes „protestantisch" der Regierung als Schwäche gegenüber den irischen Parlamentsmitgliedern auszulegen und dessen Einfügung zu verlangen, damit das Volk sehe, daß England noch ein protestantischer Staat sei, was auch schließlich durchging.

Die Adreßdebatte war indeß nur das Vorspiel zu ernstern Kämpfen. Statt wie sonst wol bei ähnlichen Gelegenheiten, wo man dem königlichen Hause eine unangenehme Erörterung ersparen will, sich mit der Opposition über das dem Prinzen zu votirende Jahreseinkommen unter der Hand zu benehmen und dann die Angelegenheit im Unterhause glatt und einfach durchzubringen, trat Lord John Russell mit einem Antrage auf 50000 Pfd. St. Jahresrente hervor, welcher der schärfsten Opposition gewiß war. Die Folge war ein Gegenvorschlag, 21000 Pfd. St. zu votiren, der indessen bei der Abstimmung fiel, und die Rente wurde schließlich durch einen dritten Vorschlag, der zur Annahme kam, von der Gegenpartei auf 30000 Pfd. St. reducirt.

Während dieser Vorgänge weilte Albert am väterlichen Herde in Koburg. Es war kein sehr angenehmer Vorgeschmack, den er aus den Briefen gewann, wenn der Kurier ihm Nachrichten aus seiner zukünftigen Heimat brachte, und um so weniger erquicklich, wenn es sich um durchaus persönliche Angelegenheiten, wie die Bildung seiner eigenen Umgebung handelte, wo auch der Parteigeist sein Wort mitredete. Aber ernst wie der Prinz seine Aufgabe ins Auge gefaßt hatte, schon ehe ihm die Hand seiner königlichen Braut gewiß war, trat er ihr auch jetzt entgegen und fügte sich in das Unvermeidliche. Die Reibungen zwischen den Tories und den Whigs, die ihm einerseits so empfindlich fühlbar wurden, gaben ihm auf der andern Seite eine gute Lehre, und der Oheim in Brüssel und Baron Stockmar daheim waren gewiegte Rathgeber besonders in den innern Verhältnissen Englands. Die Königin, sich naturgemäß an den väterlichen Lord Melbourne anlehnend, hatte bisher entschiedene Sympathien für die Whigs gehegt und an den Tag gelegt. Der Mann ihrer Liebe mußte aber die Folgen tragen. Er sah die Lage indessen trotz der gegen ihn gekehrten Bitterkeit mit unbefangenem Auge an und bildete sich seinen Lebensplan nach den so früh gemachten Erfahrungen.

Frei, nach keiner Seite gebunden vor die Parteien zu treten, in keiner Weise selbst einzugreifen, möglichst klare Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen und dieselbe der Königin zur Verwerthung zu übermitteln, kurz in der Denkweise der Königin seine eigene Individualität aufgehen zu lassen, das war sein Programm, das er redlich und consequent durchgeführt, das ihm langsam und schrittweise die Achtung der Parteien, die Anerkennung des Landes gesichert hat.

Digitized by Google

Mit schwerem Herzen sagte der Prinz dem Vaterhause, den Angehörigen, besonders der Großmutter in Gotha, der die Trennung von ihrem Liebling unendlich schwer wurde, Lebewohl und reiste, begleitet von den beiden zu seiner Einholung abgesandten Cavalieren, der nebeligen Küste Altenglands zu, das ihm eine neue Heimstätte bieten sollte. Der Kanonendonner, die geschmückten Straßen, die begrüßenden Volksscharen, die Festlichkeiten des Hofes waren nicht geeignet, das Herz des jungen Mannes zu berauschen; erst in seiner Häuslichkeit in Windsor, fern vom lärmenden Getriebe der Hauptstadt, wurde ihm wohl. Er brachte die Erinnerungen des kleinen koburger Hofes mit und verpflanzte das Stilleben der eigenen Familie auf den englischen Boden. Der Königin der zärtlichste, aufmerksamste Gatte, einfach in seinen Gewohnheiten, begabt mit Lust und Neigung für Wissenschaft und Kunst sowol wie für praktische Bestrebungen auf dem Gebiet des Ackerbaues und der Viehzucht, durch Ehrgeiz und Vorliebe getrieben, dem Beispiele des Oheims in Brüssel nachzueifern und in den Gang der auswärtigen Politik einzugreifen, fand der Prinz mehr als ausreichende Beschäftigung für seine Stunden und war abends, wenn das gesellschaftliche Leben recht zu pulsiren anfängt, müde und schläfrig wie ein angestrengt arbeitender Familienvater. Auch wol aus andern Gründen liebte Prinz Albert Gesellschaften nicht sehr: er fühlte das Eigenthümliche seiner Stellung, er war sich der Thatsache wohl bewußt, daß er die erste Stellung nach der Königin nur durch einen Act königlicher Machtvollkommenheit, nicht durch Beschluß des Parlaments einnehme. Wie man in England über den Ausländer im allgemeinen und über ihn selbst insbesondere denke, war ihm ebenfalls nicht unbekannt, und alles das wirkte zusammen, in Verbindung mit seinen ernsten Vorsätzen, dem Gatten der Königin eine gezwungene, unbehagliche Position vor dem Publikum zu geben. Der Mann, der es für seine Pflicht hielt, sich stets öffentlich in streng gezogenen Grenzen zu bewegen, nie in den Vordergrund zu treten, aber auch niemand zu nahe an sich herankommen zu lassen, konnte kaum bei Lebzeiten große Popularität gewinnen.

In Bezug auf die Staatsgeschäfte, besonders die auswärtigen Angelegenheiten, mit denen sich der Prinz bekannt zu machen suchte, hatte er ebenfalls keinen leichten Stand. Greise Staatsmänner, die seit den Tagen ihrer Jugend am Ministertische gesessen und die Geschicke des Landes gelenkt, sahen den lernbegierigen, jungen Prinzen, der noch erst vor einigen Jahren kaum dem Knabenalter entwachsen vor ihnen stand, nicht mit den freundlichsten Augen an, und besonders Lord Palmerston, kurz angebunden wie er war, machte aus seiner Abneigung, den jungen Prinzen aus dem kleinen deutschen Fürstenhause in die täglichen Geschäfte des Foreign office einzuweihen, wenig Hehl. Daß die Königin es ihrem Minister als eine persönliche Unbill nachtrug, was er von freundlichem Entgegenkommen und ehrfurchtsvollem Benehmen gegen ihren Gatten unterlassen hatte, war nur zu natürlich, und es fehlte nicht an solchen, die diese Abneigung schürten. Wohlunterrichtete und glaubwürdige Personen erzählen als Factum, daß vor der Vermählung der Königin gelegentlich eines amtlichen Besuches, den Lord Palmerston in Windsor gemacht, eine Skandalgeschichte zwischen ihm und einer verheiratheten Hofdame im Schlosse vorgekommen. Die Dame hatte aus irgendeinem Grunde laut um Hülfe gerufen, und das Abenteuer des alten galanten Herrn blieb kein Geheimniß. Böse Zungen trugen später der Königin den Vorfall zu und der berühmte Diplomat wurde für alle Zeiten von seiner Souveränin mit Widerwillen und einer gewissen Angst angesehen. Einen Ausbruch haben diese Gefühle gefunden, als in der Folgezeit Palmerston wegen seiner eigenmächtigen Anerkennung des neuen Kaisers der Franzosen plötzlich entlassen wurde. Allerdings mußte einige Monate später die Königin für den Fehler, ihren persönlichen Gefühlen nachgegeben zu haben, die Vergeltung hinnehmen. Lord Derby, der neue Pre-

Digitized by Google

mier, präsentirte den ungnädig entlassenen Palmerston auf der Liste seines Cabinets, und der letztere zog alsbald wieder in das Auswärtige Amt ein.

Eingeschränkt, zurückgedrängt, eifersüchtig überwacht, ungünstig beurtheilt, suchte der Prinz am häuslichen Herde, im Schoße seiner Familie Ersatz für die fehlende Anerkennung und Werthschätzung, die ihm erst nach seinem Ableben, dann aber auch einstimmig und willig gezollt wurde. In seinem Hause wollte er Herr sein und wurde er Herr, wenngleich man ihm auch da Hindernisse in den Weg zu legen suchte. Wie er sonst ernst und ehrlich seine Pflicht erfüllte, hat England erst großentheils erkannt, als er nicht mehr unter den Lebenden weilte. Sein Leben als Familienvater aber war vor aller Augen, und das Familienleben des gegenwärtigen englischen Hofes hat der Nation nach dem nicht sehr erbaulichen Wandel früherer Könige ein leuchtendes Beispiel gegeben.

Wenn der Hof nach Beendigung der Parlamentssession nach dem Norden zog, dann athmete Prinz Albert auf. In Schottland hörte der Zwang, das Beengende des Lebens in London und Windsor auf. Die Krone drückte dort nicht die Trägerin, noch ihn, der die Bürde, aber nicht die Würde trug. Der Prinz fühlte sich frei und „gemüthlich" wie daheim in Koburg und Gotha. Das ganze Leben im kleinen Hause mit kleinem Gefolge der besonders Begünstigten da draußen unter den ernsten Schotten und ihren fast wie mittelalterliche Stammeshäuptlinge dastehenden Edelleuten war in vielen Punkten den patriarchalischen Zuständen zu Hause sehr ähnlich. Hier wie dort konnte der Prinz die Büchse über die Schulter werfen und begleitet von einem einzigen Diener auf den Birschgang gehen. Abends bei der Heimkehr erzählt er der Gattin, was er geschossen und nicht geschossen und nimmt sie dann und wann selbst mit hinaus auf den Anstand. Da ist nicht der ewige officielle Hofschatten, der oft lästige Begleiter, den die Etikette vorschreibt. Die Etikette ist suspendirt und der Prinz plaudert in der freundlichsten, leutseligsten Weise mit seinem Jäger oder Leibdiener. Es ist eine eigenthümliche Art Leute, diese persönlichen Diener des Hofes in den großen Adelsfamilien in Schottland. Der wilde, rauhe Charakter des Landes erfordert für die Herren einen andern Jagdbegleiter als den Wildhüter oder Büchsenspanner. Der Jäger findet sich, mit seinem Begleiter allein, auf dessen Gesellschaft und Unterstützung angewiesen. Das Vergnügen ist sehr anstrengend und gleiche Anstrengungen schließen Herrn und Diener aneinander an. Die Damen bedürfen nicht weniger des eingeborenen Dieners bei der Leitung ihres Pony auf den rauhen, oft gefährlichen Gebirgspfaden, und Weg und Gegend bringen es mit sich, daß auch sie mit ihrem Begleiter freundlich und leutselig verkehren. Gerade diese Behandlung, so verschieden von der, die dem gepuderten Hausdiener widerfährt, ist der Grund, weshalb unter diesen Gillies, wie sie mit dem mittelalterlichen Worte genannt worden, häufig durchaus nicht unbemittelte Pächterssöhne gefunden worden, die stattlich, unabhängig und selbstbewußt wie echte Gebirgssöhne sich diesem mittelalterlichen Knappendienst mit der traditionellen Treue alter Gefolgsleute widmen.

In den Aufzeichnungen der Königin finden wir eine Reihe dieser Diener erwähnt; auch wie und wann sie an den Hof gekommen und wie sie schließlich in günstigen Stellungen versorgt oder gestorben sind. Prinz Albert bevorzugte mehrere von ihnen, und wie die Königin ihm in allen andern Dingen folgte, so hat sie auch die Diener nicht vergessen, denen der theuere Todte gewogen war. Ein gewisser Brown, der hier zu erwähnen ist, ein treuer, zuverlässiger Mann, der seit 20 Jahren bei allen Ausflügen der königlichen Familie der Königin oder des Prinzen Albert Pferd geführt hat, der wegen seines taktvollen Benehmens von beiden begünstigt wurde und von der Königin noch heute in der Erinnerung an die Tage vollen, ungetrübten Familienglückes begünstigt wird, ist in England wie anderwärts vielfach zum Helden abgeschmackter und böswillig erfundener Skandalmärchen gemacht worden. Nur der Unverstand, der Land und Leute und die

Digitized by Google

Verhältnisse in Schottland nicht kennt, kann diesen Erfindungen Glauben schenken. Daß diese und ähnliche Geschichten Glauben finden, beweist ebenso wenig für ihre Wahrheit als die Verbreitung des Gerüchts: Prinz Albert sei katholisch, oder die Königin werde zur katholischen Kirche übergehen, als Beweis für diese sinnlosen Annahmen aufgeführt werden könnte.

Dieses Leben in den Hochlanden gestaltete sich für die königliche Familie wie eine schöne Idylle. In dem ungestörten Frieden des einsamen Schlosses von Balmoral, in der romantischen Wildheit der ursprünglichen Natur wurde Prinz Albert froh und munter und Weib und Kinder waren glücklich mit ihm. Bei gelegentlichen Ausflügen sehen wir die Edeln des Landes mit ihren Dienstmannen in der malerischen Tracht Schottlands, die Dudelsackpfeifer voraus, in Wehr und Waffen erscheinen, der Souveränin ihre Huldigung zu bringen. Wie vor Jahrhunderten in die Farben ihres Clans gekleidet, tanzen die jungen Männer den Schwertertanz. Der Willkommentrunk, einheimischer Whisky mit der Würze des Rauchgeschmacks, wird credenzt, und die rauhen Laute der Landessprache erschallen in herzlichem Zurufe zur Begrüßung der Königsfamilie.

Manchmal auch begibt sich die kleine Gesellschaft im Schlosse, begleitet von zwei vertrauten Dienern, in einer alten Kutsche mit Postpferden hinaus und durchstreift die Gegend incognito. Dann werden Prinz Albert und die Königin Lord und Lady Churchill genannt, Lady Churchill, die begleitende Dame, heißt Miß Spenser und General Grey Dr. Grey. Im kleinen Dorfwirthshause wird eingekehrt. Eine Bauerndirne wartet bei Tische auf und später wird gescherzt und geplaudert und herzlich gelacht, wenn einer der Diener unwillkürlich mit Ew. Maj. herausplatzt, oder im Hausflur von Dr. Grey's Titeln spricht. Prinz Albert sitzt dabei, hört zu und legt Patience. Gelegentlich auch werden die Reisenden vom Wetter überrascht und im nächsten Wirthshause ist die nächste Sorge, Kleider zu trocknen.

Die Kinder tummeln sich wacker umher und folgen den Aeltern auf ihren Fahrten. Wir begegnen der heutigen Kronprinzessin von Preußen; die Aeltern nennen sie Vicky an manchen Stellen und hören, wie sie als kleines Mädchen bei Empfangsfeierlichkeiten ganz entschlossen dreinschaut und wie ihr, die noch ein Kind war vor wenig Tagen, der Kronprinz von Preußen ein Zweiglein weißes Heidekraut, „was Glück bedeutet", überreicht und dabei einen Anknüpfungspunkt findet, ihr sein Hoffen und Verlangen zu gestehen.

Ein Jahr um das andere pilgerte so die Königsfamilie nach Norden und freute sich des Stillebens in den Bergen Schottlands bis zum Jahre 1861. Zurückgekehrt von einem größern Ausfluge, bemerkte die Königin damals in ihrem Tagebuche: „Wir kehrten bei herrlichem Mondscheine heim, äußerst vergnügt über unsere angenehme Expedition. Ach, ich fürchte nur, es ist unsere letzte größere Expedition." Es war in der That die letzte. Der Tod des Prinzen machte einen Riß in die glückliche Familie.

Schon sind mehrere Jahre über das Grab des Prinzen dahingegangen, welcher der Königin ihr Ein und Alles war, aber die Wunde, die ihrem Herzen der Verlust des Gemahls geschlagen, ist noch nicht geheilt. Langsam nur und mit Ueberwindung tritt sie aus ihrer Zurückgezogenheit hervor, und wenn sie heute auf einen Tag von Windsor nach der Hauptstadt hinüberkommt, um Empfang abzuhalten, so erscheint sie im Trauergewande. Mancherlei Verzögerungen und Hinderungen in den Staatsgeschäften sind die nothwendige Folge dieser Abgeschlossenheit. Bei einem Ministerwechsel wie vor wenigen Wochen und noch bei mancher andern Veranlassung wird es im Getriebe der Staatsmaschine fühlbar, daß die Königin abwesend ist.

Lange schon haben deshalb erst mit leisen Anspielungen, dann lauter und zuletzt mit Ungeduld die Organe der öffentlichen Meinung angedeutet, es dürfe wol an der Zeit

Digitized by Google

sein, die Trauerperiode zu schließen. Die treuen Hoflieferanten und andere Ladenbesitzer haben noch jüngst eine Petition mit demselben Gesuche eingereicht, indessen ist außer persönlicher Anwesenheit der Königin bei den Damenpräsentationen während der Saison und einem Besuch im Standlager von Aldershott bisjetzt noch keine Concession gegenüber den Forderungen der Unterthanen gemacht worden.

Besänftigend haben jedenfalls die beiden vorliegenden Bücher gewirkt. Beide verfehlten nicht, Aufsehen zu machen, und haben in unglaublich kurzer Zeit schon eine Reihe Auflagen erlebt. In ihrer schlichten Darstellung, in ihrer anspruchslosen Erzählung dessen, was im Hause, im Privatleben der Regentenfamilie sich zugetragen, bis der schwere Schlag über sie hereinbrach, haben beide Bücher, besonders aber das letztere, eine Partei gewonnen. Sie haben die Sympathien der Familienmütter geweckt, die da wissen, was ein glückliches Haus ist. Diese können mit der alleinstehenden königlichen Frau ihren Verlust fühlen und schätzen. Für ein weiteres Publikum sind die „Jugendjahre des Prinz-Gemahls" von größerm Interesse. Es ist eine Zusammenstellung von Mittheilungen verschiedener Personen, die dem Prinzen nahe gestanden, eine Reihe Briefe des Prinzen, verbindender Text mit Noten der Königin und im Anhange ein Bruchstück aus den Erinnerungen des verstorbenen Königs Leopold von Belgien. Geschichtlichen Werth hat das Buch dadurch schon, daß es mit der ernsten Absicht zusammengestellt worden ist, Wahres zu berichten, daß absichtliche Entstellung augenscheinlich fern liegt und daß im äußersten Falle Liebe und Pietät nur Verdienste vielleicht vergrößert, welche die Welt schon als unbestreitbar groß anerkannt hat.

UNIVERSITY Library. Of California

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage.

Vierter Artikel.

Der luxemburger Handel.

1) Die Stellung der luxemburger Regierung zur Zeit des Kriegs 1866. Ihre Erklärungen bezüglich des preußischen Besatzungsrechts. Die angerufenen Verträge. Beginn der diplomatischen Einmischung Frankreichs. Das Kaufgeschäft. Die Interpellation Thiers' und die Antwort Rouher's. Deren Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich. Deutschlands Antwort durch Veröffentlichung der Schutz- und Trutzbündnisse. Die Stellung der öffentlichen Meinung und der Parteien in Deutschland zur luxemburger Frage. Luxemburg, seine Geschichte und der Geist seiner Bewohner. Officielle Mittheilung des Annexionsplans in Berlin. Die Interpellation im norddeutschen Reichstage. Der Abschluß des norddeutschen Verfassungswerks. Krieg oder Frieden? Wägung der Kräfte und Chancen. Moment der Krisis.

Als Object für eine gelegentliche Gebietserweiterung hatte Napoleon das kleine mit Deutschland nur in lockerm Zusammenhange stehende Großherzogthum Luxemburg ausersehen. Die Möglichkeit, hier einen kleinen Vortheil für Frankreich davonzutragen, scheint Napoleon schon zur Zeit des Kriegs von 1866 ins Auge gefaßt zu haben. So feierlich er seitdem auch in wiederholten Kundgebungen jedes Annexionsgelüst verleugnet hat, ebenso vorsichtig war er stets darauf bedacht, diese Möglichkeit nicht gänzlich fallen zu lassen. Selbst im Lavalette'schen Rundschreiben sind einige versteckte Redewendungen enthalten, welche einen solchen Vorbehalt errathen lassen. Der Hinweis auf Savoyen und Nizza und die Aeußerung, daß Frankreich nur solche Gebietserweiterungen wünschen könne, die seinen innern Zusammenhang nicht ändern und ihm Völker gleicher Sitte

Digitized by Google

und gleichen Nationalgeistes verbinden, kann allenfalls ebenso auf Luxemburg bezogen werden wie auf Belgien und die französische Schweiz. Offenbar aber war dabei nur an mögliche Eventualitäten gedacht, keineswegs waltete eine bestimmte Absicht ob.

Schon bei Beginn des Kriegs von 1866 stand das Großherzogthum Luxemburg so gut wie außerhalb Deutschlands. Bei der verhängnißvollen Abstimmung vom 14. Juni über den österreichischen Mobilisirungsantrag hatte der Vertreter Luxemburgs seine Stimme gegen diesen Antrag abgegeben; eine Parteinahme für Preußen oder eine Anerkennung des von diesem eingenommenen Rechtsstandpunktes war dabei keineswegs maßgebend, die Abstimmung vielmehr nur eine Consequenz der Negation κατ' ἐξοχήν, an welcher die allen deutschen Interessen indifferent, wenn nicht feindlich, gegenüberstehende luxemburgische Regierung bei ihren Abstimmungen am Bunde fast ausnahmslos festgehalten hatte. Nichts war dieser willkommener als der von Preußen proclamirte Bruch des Bundes. Noch war keine der Schlachten in Böhmen geschlagen, noch also keineswegs entschieden, ob die Bundesmajorität nicht mit den Waffen den Bund aufrecht erhalten und, wie schon einmal auf diplomatischem Wege geschehen, Preußen zwingen werde, in das alte Joch zurückzukehren, als schon Hr. Tarnaco, der Staatsminister für Luxemburg, im Auftrage des König-Großherzogs die Räumung Luxemburgs seitens der preußischen Garnison in Anregung brachte. Der großherzogliche Minister stützte sich bei diesem Ansinnen auf folgende, in einer Note vom 23. Juni niedergelegte Deduction: „Die Anwesenheit preußischer Truppen in Luxemburg beruht auf Specialconventionen, die vom Bundestage nicht nur sanctionirt, sondern auch speciell zur Ausführung von Bestimmungen abgeschlossen, deren Basis das Bundesrecht ist." Da Preußen den Bundesverband als gelöst betrachte, halte die großherzogliche Regierung die Frage für berechtigt, wie es fortan die Stellung seiner Truppen in Luxemburg ansehe. Der preußische Gesandte im Haag erwiderte am 1. Juli, daß er der aufgestellten Deduction nicht beipflichten könne, da das preußische Besatzungsrecht auf Verträgen ruhe, die einen europäischen Charakter trügen, also in ihrer ferneren Rechtsgültigkeit von der Existenz des Deutschen Bundes unabhängig seien. Tarnaco antwortete umgehend mit einer geschickt motivirten Rechtsverwahrung. Eine weitere Debatte über die angeregte Frage, erklärte er gleichzeitig, wolle die großherzogliche Regierung vertagen, schon jetzt aber mache sie ihre Vorbehalte und lege Protest ein.

Die Deduction der niederländischen Regierung, daß die durch Specialverträge zwischen den Monarchen Preußens und des Großherzogthums für ersteres gewonnenen Rechte, die sich schließlich bis auf ein ausschließliches Besatzungsrecht in Friedenszeiten und die Ernennung des für Kriegszeiten mit großen Vollmachten ausgestatteten Gouverneurs erstreckten, sämmtlich in dem Verhältniß Luxemburgs als Bundesfestung wurzelten, mit diesem Verhältniß also stehen und fallen müßten, hat unstreitig von vornherein die praesumtio juris für sich. Schon in der Wiener-Congreß-Acte (Beilage 10 d. d. 31. Mai 1815), in welcher dem König der Niederlande Luxemburg als selbständiges Großherzogthum zugesprochen wird, wird Luxemburg als Bundesfestung bezeichnet (Art. 3). In dem Territorialvertrage vom 8. Nov. 1816, in welchem der König der Niederlande dem König von Preußen das partielle Besatzungsrecht überträgt, wird ausdrücklich auf diesen Charakter als Bundesfestung Bezug genommen, außerdem aber das volle Souveränetätsrecht des König-Großherzogs speciell gewahrt. Art. 4 dieses Vertrags lautet:

Da der Art. 3 des zu Wien am 31. Mai 1815 abgeschlossenen Tractats und der Art. 67 der Wiener-Congreß-Acte bestimmt haben, daß die Festung Luxemburg als deutsche Bundesfestung betrachtet werden solle, so wird diese Bestimmung durch gegenwärtige Convention aufrecht erhalten und ausdrücklich bestätigt.

Da indessen Se. Maj. der König von Preußen und Se. Maj. der König der Niederlande in seiner Eigenschaft als Großherzog von Luxemburg willens sind, die übrigen Bestimmungen besagten Artikels den durch den pariser Tractat vom 20. Nov. 1815 vorgefallenen Veränderungen

Digitized by Google

anzueignen und für die vereinigte Vertheidigung ihrer respectiven Staaten auf die wirksamste Art und Weise Sorge zu tragen (et pourvoir de la manière la plus efficace à la défence combinée de Leurs états respectifs), so sind Ihre Maj. übereingekommen, in der Festung Luxemburg gemeinschaftlich Besatzung zu halten, ohne daß diese blos und allein in militärischer Beziehung getroffene Uebereinkunft dem landesherrlichen Rechte Sr. Maj. des Königs der Niederlande, Großherzogs von Luxemburg, auf die Stadt und Festung Luxemburg den geringsten Eintrag thun könnte.

Aus der beiläufigen Bezugnahme dieses Artikels auf die zwischen den Monarchen Preußens und Luxemburgs vereinbarte „gemeinsame Vertheidigung ihrer respectiven Staaten" würde Preußen schwerlich ein außerhalb des Bundes bestehendes Recht herzuleiten vermocht haben. Dagegen existirte ein anderer Vertrag, der dies eher ermöglichte und die Sache wenigstens als controvers erscheinen ließ. Es war der sogenannte frankfurter Territorialrecess vom 20. Juli 1819, der die Unterschriften Oesterreichs, Preußens, Rußlands und Englands trug. In diesem internationalen Vertrage war zwar im Art. 35 die vorstehende Stipulation (Art. 4 vom 2. Nov. 1816) wörtlich wiederholt, im Art. 37 aber war die nachstehende Bestimmung enthalten, deren Tragweite allenfalls als über die Grenzen und den Bestand des Deutschen Bundeshinausgehend aufgefaßt werden konnte:

Im Falle des Kriegs, wo entweder die eine oder andere der beiden Monarchien, Preußen oder die Niederlande, bedroht wäre und die Festung in Belagerungszustand erklärt würde, sind die Befugnisse des Gouverneurs unbeschränkt u. s. w. (en cas de guerre, au si l'une ou l'autre des deux monarchies de Prusse ou des Pays-Bas était menacée d'une guerre, et que la forteresse soit déclarée en état de siège, les pouvoirs du gouverneur seront illimités ...).

Ob aber vom Standpunkte des strengen Rechts nicht dennoch das Bundesverhältniß als Voraussetzung gelten muß, mag dahingestellt bleiben. Da die in Betracht kommenden Verträge nicht ausschließlich zwischen der preußischen und der niederländisch-luxemburgischen Regierung abgeschlossen waren, so hatte erstere jedenfalls Veranlassung, den europäischen Charakter derselben zu betonen und auf Grund derselben einseitige Forderungen Luxemburgs abzulehnen. Noch im Jahre 1839 hatten die frühern Verträge gelegentlich der Londoner Conferenzen, welche die Abtretung eines großen Theils des Großherzogthums Luxemburg an Belgien besiegelten, eine neue Sanction der Großmächte (diesmal einschließlich Frankreichs) erhalten. Große Hoffnungen waren an diese Sanction freilich nicht zu knüpfen. Sobald die Großmächte, wie vorauszusehen, die Verträge als mit dem Bunde für gefallen erachteten, blieb für Preußen kein anderer Berufungsmoment übrig als das in seinen Specialconventionen mit den Niederlanden beruhende gegenseitige Schutzbündniß. Trat der eine Theil von diesem Bündniß zurück, so konnte der andere ihn nicht wohl festhalten.

Die officiellen Verhandlungen zwischen Preußen und der großherzoglichen Regierung ruhten, nachdem Luxemburg seinen Protest notificirt hatte, bis in den Herbst hinein. Es scheinen indeß in der Zwischenzeit preußischerseits im Haag Andeutungen wegen einer Annexion Luxemburgs an Preußen gemacht worden zu sein. Als eine Art von Entschädigung hatte Preußen dafür die Freigebung Limburgs zu bieten, dessen Eintritt in den Norddeutschen Bund es auf Grund des Prager Friedens zu fordern gewissermaßen berechtigt war. Die niederländische Regierung widerstrebte indeß energisch und suchte sich dabei der Unterstützung Frankreichs zu versichern.*) Um den Eintritt Luxemburgs wie

*) Eine Rede, welche der niederländische Minister des Aeußern gegen Ende des Jahres 1867 in der Kammer hielt, läßt wenigstens hierauf schließen. In derselben hieß es: „Bismarck wollte nicht auf Limburg verzichten. In einer Unterredung mit dem Minister des Aeußern bot zwar der preußische Gesandte Perponcher den Austritt Limburgs aus dem Verbande mit Deutschland

Digitized by Google

Limburgs in das provisorische Bündniß der norddeutschen Staaten, aus dem später der Norddeutsche Bund erwuchs, hat man sich indeß in Berlin nie ernstlich bemüht. Wie Bismarck später gelegentlich einer Interpellation äußerte, „wäre es ein zweifelhafter Vortheil gewesen, in einem Bunde von dieser Intimität in dem Großherzog von Luxemburg ein Mitglied zu haben, welches in seiner Eigenschaft als König der Niederlande seinen Schwerpunkt und seine Interessen außerhalb des Bundes hatte und möglicherweise vielfach im Widerspruch mit dem Bunde haben konnte".

Einmal von der Gefahr sich freifühlend, wegen Luxemburgs und Limburgs mit unangenehmen Zumuthungen angegangen zu werden, auch bereits Frankreich hinter sich wissend, nahm das haager Cabinet im October die Sache wieder auf. In einer nach Berlin gerichteten Depesche erklärte es das preußische Besatzungsrecht als hinfällig geworden. Mit einer ähnlichen Erklärung eröffnete die Regierung zu Anfang des November die luxemburger Ständeversammlung, wobei die Bemerkung einfloß, daß das Großherzogthum die durch die Auflösung des Deutschen Bundes gewonnene volle Unabhängigkeit zu wahren wünsche. Damit trat abermals eine Pause in der officiellen Behandlung der Sache ein. Norddeutschland begann sich bundesstaatlich zu constituiren, Luxemburg blieb aus dem Spiele. Von niederländischer Seite aber ward jetzt eine Intrigue ins Werk gesetzt, die namentlich auf die Stimmung der französischen Nation berechnet war.

In Paris erschien plötzlich in einem hervorragenden Journal eine Reihe von Artikeln, welche Preußen vorwarfen, mit allen Mitteln dahin zu streben, Holland aus der Reihe der selbständigen Mächte zu streichen und sich dies Königreich direct oder indirect zu annectiren. So lächerlich die Insinuation war, so begann man sich in Paris doch plötzlich lebhaft für die bedrängten Niederlande zu interessiren. Bis heute ist es nicht aufgeklärt, ob diese Anregung des deutsch-niederländischen Streits in der französischen Presse von holländischer oder französischer Seite ausgegangen ist. Zur Zeit, als die Sache auf der politischen Tagesordnung stand, ging allgemein das Gerücht, daß eine dem König der Niederlande sehr nahe stehende Dame sich für den Verkauf Luxemburgs an Frankreich interessire und der Realisirung ihrer Wünsche in dieser Weise vorgearbeitet habe. Auch heute noch bleibt es wahrscheinlich, daß der Kaiser Napoleon der Idee, Luxemburg zu erwerben, erst ernstlich näher getreten ist, als ihm die günstige Gelegenheit dazu von niederländischer Seite unter der Hand entgegengetragen worden war.

Gegen Ende des Februar 1867 begann plötzlich ein diplomatischer Schriftwechsel zwischen Paris und dem Haag in Sachen Luxemburgs. Es unterliegt keinem Zweifel, daß außerhalb desselben noch ein nichtofficieller Verkehr zwischen den beiden Höfen gepflogen worden ist; die erste der vom französischen Gelbbuch veröffentlichten Depeschen läßt sogar einen engen Zusammenhang mit dem ebenerwähnten Preßmanöver durchblicken. Diese Depesche ist von dem Marquis de Moustier an den französischen Gesandten im Haag gerichtet und trägt das Datum vom 27. Febr. 1867. Sie beginnt damit, daß der niederländische Gesandte in Paris über die von seiner Regierung wegen Luxem-

---

an, aber nur gegen eine Entschädigung, was aber van Zuylen rundweg abschlug. Die luxemburgische Frage war aufgeworfen worden lange Zeit bevor man davon im Publikum sprach, sowie sich auch im Luxemburgischen eine sehr bedeutende Partei befand, welche die Einverleibung in Frankreich anstrebte. Bis zum 19. März 1867 blieb die holländische Regierung dieser Frage ganz fremd. Als aber die Sachen an dem Punkte angekommen waren, wo es sich nur um die Unterzeichnung des Abtretungsacts handelte, wurde Graf von Bylandt beauftragt, Bismarck in Kenntniß zu setzen. Die Regierung that gegenüber Preußen, was sie gegen Frankreich ein Jahr vorher gethan hatte, als es sich um die Einverleibung Luxemburgs in Preußen handelte.

Digitized by Google

burgs mit Preußen gepflogenen Verhandlungen Mittheilung gemacht habe. Jene Verhandlungen, hieß es, hätten vorläufig mit der Aeußerung des Grafen Bismarck abgeschlossen, daß er den Austrag der Sache dem Norddeutschen Parlament vorbehalte. Dieser allgemeinen Orientirung folgt dann folgendes Exposé:

„Das haager Cabinet scheint zu fürchten, daß Preußen, nicht zufrieden mit den Erleichterungen, welche sein Handel in Holland wie in den niederländischen Colonien findet, sich auf eine gewisse Rassengemeinschaft und auf die geographische Lage der Niederlande stützen könnte, um eine außerordentliche Stellung zu wünschen und eine intime Allianz herbeizuführen, deren Resultat die Vervollständigung seines Handels- und Militärsystems besonders vom maritimen Standpunkte wäre. Angesichts derartiger Bestrebungen von seiten einer Regierung, welche so bekannte Beweise von der Schnelligkeit ihrer Entschlüsse und Handlungen gegeben, war es für das haager Cabinet von der höchsten Wichtigkeit zu wissen, welches das Handeln Frankreichs in dem Falle sein würde, daß Holland ohne jede Provocation von Deutschland bedroht würde. Die Mittheilung, welche uns Hr. van Lightenvelt überreichte, war geeignet, unsere ganze Obsorge auf sich zu ziehen, und ich bitte Sie in einer Unterredung mit dem Minister des Aeußern ergründen zu wollen, was an den Besorgnissen der holländischen Regierung wegen der Gefahren, von welchen ihre Unabhängigkeit und ihre Rechte bedroht wären und für die wir selbst nicht gleichgültig zu bleiben vermöchten, begründet sein könnte. Diese Mittheilung regt übrigens zwei Fragen von hoher Wichtigkeit an: die Frage von Limburg und die von Luxemburg, deren Lage bisher eine unentschiedene geblieben ist. Ich behalte mir vor, sie eingehender in einer nächsten Depesche zu behandeln. Moustier."

Es liegt auf der Hand, daß diese Mittheilung weit mehr dazu angethan war, die niederländische Regierung in ihrer Furcht vor Preußen — wenn sie überhaupt eine **solche gehegt hat** — zu bestärken, als diese Befürchtungen zu mindern. Wahrscheinlich aber hatte sie keinen andern Zweck, als den bereits eingefädelten Handel in die officielle Bahn hinüberzuführen. Das ganze Schriftstück läßt den Zweck erkennen, eine Urkunde zu schaffen, mit der man später vor die Oeffentlichkeit treten konnte, um bei einem übeln Ausgange der Affaire von höherm Gesichtspunkte sich einigermaßen rechtfertigen zu können.*)

Folgenden Tags sandte Moustier eine Depesche nach, die das Mittel, durch welches Frankreich und die Niederlande von den ihnen drohenden Gefahren befreit werden sollten, schon sehr deutlich erkennen läßt. In diesem diplomatischen Schriftstück werden zunächst alle „verjährten Uebereinkünfte", durch welche Luxemburg und Limburg infolge eines „Systems des Mistrauens" an Deutschland geknüpft waren, für beseitigt erklärt. Limburg, heißt es, sei nichts anderes mehr als eine holländische Provinz, und Luxemburg ein unabhängiger Staat. Bezüglich des erstern wird außerdem noch bemerkt, daß die erklärten Sympathien der Bevölkerung Deutschland fremd, dagegen Frankreich zugewandt seien. Diese Thatsachen müsse die französische Regierung nothwendig in Betracht nehmen; sie würde es nur bedauern können, wenn man jenseit des Rheins nicht dieser Meinung wäre. Dächte man dort anders, so müsse Frankreich die sich daraus kundgebenden

*) Alle französischerseits im sogenannten Gelbbuch veröffentlichten Depeschen über Luxemburg müssen mit großer Vorsicht aufgenommen werden. Es sind fast gar keine Actenstücke mitgetheilt worden, die zur Kenntniß einer fremden Macht gebracht worden sind; der französischen Regierung blieb also freie Hand, ihre Acten vor der Veröffentlichung zu purificiren und zu rectificiren. Hieraus erklärt es sich, daß von dem mislungenen Kaufgeschäfte meist nur andeutungsweise die Rede ist und von vornherein durch fast ausschließliche Betonung der bedrohlichen Stellung Preußens in Luxemburg der kaiserlichen Politik der Rückzug offen gehalten wurde.

Digitized by Google

weitern Tendenzen, die den französischen widerstrebten, ins Auge fassen, es müsse besorgen, daß Preußen, von gewissen Theorien fortgerissen, sich verleiten lasse, den Blick über „seine unbestrittenen Grenzen" hinauszurichten. Die Räumung Luxemburgs und der volle Verzicht auf Limburg sei daher unbedingt zu fordern. Da indeß die Verhandlungen des Königs der Niederlande mit dem berliner Cabinet bereits gescheitert seien, so werde die kaiserliche Regierung die Sache in die Hand nehmen. Einen officiellen Schritt aber halte dieselbe nicht für angethan, vielmehr sei in anderer Weise vorzugehen, um die nationale Eigenliebe nicht ins Spiel zu bringen.

Um der diplomatischen Feinheit der weitern Deduction keinen Eintrag zu thun, lassen wir den weitern Inhalt der Depesche im Wortlaut folgen:

Es gibt eine Combination, welche durch eine gründliche Modification der gegenseitigen Stellungen das ganze Beweissystem umstürzen würde, auf welches vielleicht die Vertheidigung des gegenwärtigen Verhältnisses sich stützen könnte. Was das berliner Cabinet, aus Gründen, welche ich hier nicht zu erörtern habe, dem König der Niederlande nicht zugestehen will, könnte zwischen Preußen und uns der Gegenstand eines ehrenwerthen und freundschaftlichen Ausgleichs werden. Es ist in der That nicht wahrscheinlich, daß die preußische Regierung, welche sich täglich bemüht, ihre Beziehungen zu Frankreich herzlicher zu machen, darauf denken könnte, außerhalb ihrer Grenzen, und so nahe den unsrigen, gegen jedes Recht eine vom Standpunkte seiner natürlichen Vertheidigung überflüssige Besatzung zu verlängern, deren im höchsten Grade offensiver Charakter gegen uns nicht ermangeln könnte, unsere aufmerksamste Obsorge in Anspruch zu nehmen. Für wie groß man unsere Langmuth auch halte, und welches auch unser Wunsch sein mag, jedes Zerwürfniß zu meiden, so war es doch offenbar, daß wir über kurz oder lang uns ohne Zurückhaltung hierüber auseinandersetzen mußten, und der Augenblick scheint in der That gekommen, wo längeres Schweigen ein Beweis gegen uns wäre. Ich gehe noch weiter, und nach meinem Gefühl darf man annehmen, daß das berliner Cabinet, wenn es eine Vereinigung des Großherzogthums mit Frankreich gutwillig hinnähme, glauben würde, einen Beweis von politischer Geschicklichkeit zu geben und uns eine moralische und materielle Genugthuung zu gewähren, welche den Beziehungen der beiden Länder einen höhern Grad von Intimität geben und so neue Bürgschaften für den Frieden Europas bieten würde. Ohne weiter in die Gründe einzugehen, auf welche diese Hoffnung sich mit einigem Recht stützen kann, muß die Hypothese einer Cession, sei es als Mittel oder als Zweck, nothwendigerweise zwischen uns und der Regierung des König-Großherzogs erörtert werden, und Se. Maj. wird vielleicht glauben, indem sie sich eines Fürstenthums entäußert, dessen Stellung schwierig und fraglich geworden ist, einen auch seinen holländischen Unterthanen angenehmen Act zu thun, da diese in keinerlei Weise durch das Großherzogthum und die Luxemburger in Mitleidenschaft gezogen werden möchten, deren Sympathien durchaus für Frankreich sind, und die lebhaft besorgen, sich mit Deutschland vereinigt zu sehen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Zustimmung der Einwohner in unsern Augen nicht minder nothwendig wäre als die des Königs, wenn eine Vereinigung mit Frankreich vollzogen werden sollte. Zugleich würden wir der Existenz einer preußischen Garnison und den Erwägungen, welche sich an die Erhaltung unserer guten Beziehungen zu dem berliner Cabinet und den andern Mächten knüpfen, gebührend Rechnung tragen. Es würde jedoch uns allein zustehen, mit der preußischen Regierung eine vertrauliche und freundschaftliche Unterhandlung zu eröffnen, von welcher unsere versöhnlichen Absichten jeden Grund eines Conflicts fern halten würden. Diese Bemerkungen sollen Ihnen als Richtschnur bei den Unterredungen dienen, welche Sie mit dem Minister des Aeußern oder mit Sr. Maj. selbst haben werden. Wenn der Gedanke der Abtretung einen gewissen Bestand gewönne, so würden Sie mir darüber sofort berichten, jedoch nicht aus dem Auge verlieren, daß unser Hauptziel vor allem ist, das Großherzogthum von allen Servituten befreit zu sehen, die auf einem politischen System beruhen, welches gegen Frankreich zu einer andern Zeit errichtet wurde. Diese Servituten heute forterhalten wollen, wäre ein Anachronismus, selbst wenn man sich noch auf einen Schein von Rechtmäßigkeit stützen könnte. Moustier.

Nach Ausweis dieses Schriftstücks hatte also die Ansicht, Frankreich habe Anspruch auf „moralische und materielle Genugthuung" wegen der preußischen Siege, selbst in der Sprache der französischen Diplomatie, trotz aller entgegenstehenden feierlichen Versicherungen Napoleon's, wieder volle Berechtigung gewonnen. Der Minister des Aeußern, aus dessen

Digitized by Google

Feder die in mehr als einer Beziehung sonderbare Depesche geflossen, ist derselbe, dessen Amtsantritt die Verkündigung der im Lavalette'schen Rundschreiben niedergelegten Grundsätze als Programm vorausging. Der Chauvinismus konnte sich eines Siegs rühmen; wie eine Wetterfahne hatten sich die Dinge nach seinem Willen gewandt. In Einem Punkte aber hatte die französische Diplomatie bei ihren frühern Anschauungen consequent beharrt. Sie zeigte noch dasselbe Vertrauen auf ihre kleinen unter der Decke spielenden Manöver der Cabinetspolitik, mittels deren sie schon 1860 in den Besitz des linken Rheinufers zu gelangen hoffte. Wie damals sollte auch diesmal ihr Annexionsgelüst an der deutschen Haltung der preußischen Regierung scheitern.

Daß Napoleon's Bestreben auf den Erwerb Luxemburgs gerichtet war und die Entfernung der preußischen Garnison nur zu diesem Zwecke gefordert wurde, liegt auf der Hand. Wenn in der vorstehenden Depesche angedeutet wird, daß Frankreich die Annexion einzig und allein darum ins Auge fasse, um Preußen, das vor Holland doch nicht zurückweichen könne, Gelegenheit zu geben, mit Anstand abzuziehen, so zeigt dies nur, wie wenig die französische Diplomatie dessen eingedenk blieb, daß nur ein Schritt zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen liegt. Die französische Behauptung, Frankreich sei in seiner Sicherheit bedroht, wenn die Preußen in der Festung Luxemburg verblieben, war eine eitle Phrase, die der klare Blick des Kaisers sofort durchschauen mußte. Wir werden weiter unten Gelegenheit finden, der strategischen Bedeutung des Platzes zu gedenken.

Bis über die Mitte des März hinaus wurden die Verhandlungen wegen der Cession Luxemburgs zwischen Paris und dem Haag nur unter der Hand fortgeführt. Das französische Gelbbuch veröffentlicht aus dieser Zeit keine Depesche. Der Gesandte im Haag scheint überhaupt bei dem ganzen Handel, wenigstens als officielle Person, keineswegs eine Hauptrolle gespielt zu haben. Aus einer vom 21. März datirten Depesche Moustier's ist ersichtlich, daß zwischen den Cabineten von Paris und dem Haag über den Handel alles im Reinen war und daß man in Paris auch schon mit den Resultaten der Wühlereien der Agenten, die in Luxemburg das Plebiscit vorzubereiten hatten, zufrieden sein zu können glaubte. Nur ein einziger Punkt erschien dem Marquis Moustier noch bedenklich: das Verhältniß zum berliner Cabinet. Er instruirt den Gesandten, alles aufzubieten, um den König der Niederlande von der bereits kundgegebenen Absicht zurückzubringen, Preußen von den bisher gepflogenen Verhandlungen Kenntniß zu geben. Die französische Diplomatie werde hierfür allein Sorge tragen. Von Frankreich vertraulich vorgetragen werde die Sache ein Mittel der Annäherung und nicht eine Ursache des Haders werden. Ob Frankreich Preußen mit einem fait accompli überraschen wollte, oder ob es dem König von Holland gegenüber ein energischeres Auftreten des berliner Cabinets fürchtete als dem Kaiser Napoleon gegenüber, mag dahingestellt bleiben. Unmöglich aber konnte es daran glauben, Preußen werde sich freuen, Frankreich eine Concession machen zu dürfen.

Tags nach Abgang dieser Depesche, am 22. März, soll das Kaufgeschäft abgeschlossen worden sein. Näheres ist darüber bisher nicht bekannt geworden, da beide Theile bald darauf Ursache fanden, die Sache geheimzuhalten. Nach einer Aeußerung Lord Stanley's im britischen Parlament soll das Geldgeschäft des Königs der Niederlande nicht derartig gewesen sein, daß ihm der Rücktritt von demselben besonders schwer gefallen wäre. Fama behauptet, daß die Dame, die den ganzen Handel eingefädelt haben soll, die Höhe der Summe weniger angesehen habe als die baldige Flüssigmachung eines größern Kapitals.

In der ersten Hälfte des März gelangte der luxemburger Handel zur Kenntniß der europäischen Cabinete; gleichzeitig drangen Gerüchte darüber, die von Tag zu Tag an Consistenz gewannen, in die Oeffentlichkeit. Noch am 14. März ließ die französische Re-

Digitized by Google

gierung alle diese Gerüchte durch die amtliche Presse als völlig grundlos dementiren; acht Tage später war es weltbekannt, daß Frankreich mit dem König der Niederlande wegen käuflicher Erwerbung des Großherzogthums unterhandelte. Eine Erregung, wie sie zur Zeit des Kriegs kaum stärker gewesen war, erfaßte die Gemüther, so in Frankreich wie in Deutschland.

Auf französischer Seite war die nationale Eitelkeit und Ruhmsucht, seit einem vollen Jahre nicht zur Ruhe gekommen, vielmehr durch Hoffnungen und Enttäuschungen immer aufs neue in Flammen gesetzt worden. Diese Flammen sollten um die Mitte des März durch einen mit dem luxemburger Handel noch außer Beziehung stehenden parlamentarischen Vorgang abermals aufs lebhafteste geschürt werden. Thiers interpellirte die Regierung über die äußere Politik und bot sein ganzes oratorisches Talent auf, die seitherige Haltung Frankreichs anzugreifen und für sich selbst Triumphe zu ernten. Der alte Parlamentsheld durfte sich rühmen, vorausgesagt zu haben, wie die Dinge kommen würden und nach französischer Anschauung auch gekommen waren. Er erinnerte daran, daß er schon vor drei Jahren wörtlich gesagt habe: „Die italienische Einheit wird die Mutter der deutschen Einheit werden; sie wird Frankreichs Politik fälschen, indem sie es nöthigen wird, Oesterreichs Feind zu werden, dessen Allianz ihm im Orient und selbst in Deutschland nothwendig sein wird." Er verwies dann auf Schleswig-Holstein. Für „das große Unglück der Annexion" machte er den Kaiser allein verantwortlich. Vielleicht nicht ganz ohne ein gewisses Recht behauptete er, hätte Frankreich gar nicht existirt, so würden Rußland, England und Schweden zu jener Zeit Preußen die Spitze geboten haben. Dann berief sich Thiers mit besonderm Stolz auf seine vorjährigen Reden, in denen er das Gleichgewichtsprincip gegenüber dem Neutralitätsprincip in einer Weise verfochten hatte, daß ihm schon damals die öffentliche Meinung lauten Beifall zujubelte. Er hielt daran fest, daß es in Frankreichs Hand gelegen habe, Italien den Krieg zu verbieten und dadurch Preußen am Kriege zu verhindern. Um die Gemüther aufs äußerste zu reizen, erging er sich in einer Glorificirung Bismarck's, von dem er ganz so sprach wie einst Bossuet von Cromwell. Nach mächtigem Beifallssturme fügte Thiers noch die Mahnung hinzu, seine Politik, der die Ereignisse recht gegeben, la politique du bon sens zu adoptiren, „denn", schloß er, „kein einziger Fehler darf mehr gemacht werden".*)

Die Regierung war dem ungeheuern Eindruck der Thiers'schen Rede gegenüber in der schwierigsten Lage, sie konnte und wollte ihre eigene Politik nicht verleugnen, ebenso wenig der Tagesströmung schroff entgegentreten. Der Staatsminister Rouher gab bei Beantwortung der Thiers'schen Rede eine Erklärung ab, die Frankreich bewies, daß die Regierung den politischen Anschauungen Thiers' und den ganz analogen der großen Masse keineswegs fern gestanden hatte, und daß sie selbst das Resultat ihrer Politik nur als einen Rechnungsfehler betrachte. Europa aber mußte daraus erkennen, daß die „weise Mäßigung", die man dem Kaiser bis dahin noch vielfach nachrühmte, keineswegs auf dem Boden großer politischer Anschauungen ruhte, daß die Zeit vorbei war, in der die Geschicke Europas in seiner Hand lagen. Rouher legte u. a. das folgende Geständniß ab:

Der Krieg brach aus; das Los der Schlachten entschied. Ich zögere nicht, es zu sagen: der 3. Juli war ein schwerer Tag für die Männer, welche die Geschicke dieses Landes leiten. Sowol die Armee wie die öffentliche Meinung hatten geglaubt, Preußen werde seinen kühnen Versuch theuer bezahlen müssen; man hielt es für gewiß, daß es eine Schlappe erleiden werde. Seinem Erfolge, diesem unvorhergesehenen Ereignisse gegenüber, fühlten wir patriotische Beklemmungen (angoisses). Diejenigen, die außerhalb der Regierung, inmitten der

*) „Il n'y a plus une seule faute à commettre." Doppelsinnig, daher auch: Mouvement en sens divers.

Digitized by Google

Familienfreuden, ihrer Vergnügungen oder ihrer Geschäfte standen, die über die öffentlichen Angelegenheiten Tagesgespräche laut werden lassen und leichtfertig die schwierigsten Situationen besprechen durften, konnten über diese Ereignisse mit der Sorglosigkeit der Unverantwortlichkeit reden: aber im Innern der Regierung fühlte man, ich wiederhole es, patriotische Beklemmungen. Die Entschlüsse, die wir fassen sollten, konnten die Zukunft für Jahrhunderte vorzeichnen, und wir hatten nur Minuten, um zu berathen. Wir kamen zu der Ansicht, daß wir uns nicht schmollend zurückziehen, aber auch nicht zu Drohungen oder Krieg übergehen durften; so suchten wir denn den Frieden zu erhalten oder doch sobald als möglich wiederherzustellen. Wir nahmen die Vermittlerrolle an.

Preußen war es jetzt offen ins Gesicht gesagt, daß Frankreich seine Niederlage gewünscht, daß es in Angst und Schrecken gerathen, als es die preußischen Siege erfahren. Welcher Werth ist da Rouher's weiterer Erklärung beizulegen, daß man die geschichtlichen Thatsachen hinnehmen wolle? Und doch zählt der Staatsminister Rouher noch immer zu den gemäßigtsten Politikern Frankreichs. Der Partei der Kaiserin gegenüber bekämpft er energisch das Kriegsgelüst des Chauvinismus und Ultramontanismus.

Vielleicht geschah es mehr um dem französischen Ehrgeiz eine Genugthuung zu geben und die „Beklemmungen" zu lindern, als aus Gründen der hohen Politik, wenn Rouher auch auf die Erwähnung der luxemburger Angelegenheit in der französischen Presse Bezug nahm und dem Phantasiegebilde einer Annexion Hollands folgende geharnischte Worte entgegenstellte: „Wie? Preußen wäre nicht auf Jahrhunderte zufrieden gestellt? Seine Grenzen wären durch den Vertrag von Nikolsburg nicht abgesteckt? Es will bis zum Zuyderzee vordringen? Preußen hat in dieser Beziehung Frankreich die unbedingtesten Bürgschaften gegeben. Hätte Frankreich dem keinen Glauben beigemessen, so würde es dessen Ansprüche nicht geduldet haben. (Sehr gut! Sehr gut!) Frankreich nahm die Consequenzen eines Kriegs an, der seine Grenze und, wie ich meine, seine Nothwendigkeit hatte. Aber maßlose Ansprüche und schrankenlose Begehren nimmt es nicht an. (Sehr gut!) An dem Tage, wo Preußen den Zuyderzee in Schach setzen wollte, würden Frankreich und England eine Sprache vernehmen lassen, die es Preußen begreiflich machen müßte, daß die Zeit toller Anmaßungen vorüber ist."

Noch einige andere Auslassungen in jener Rede Rouher's verdienen die Beachtung des Geschichtschreibers der Gegenwart. Den Vorwurf Thiers', daß Frankreich durch seine Nichtintervention die deutsche Einheit verschuldet habe, suchte Rouher auch dadurch zurückzuweisen, daß er die Genesis dieses Einigungswerks auf die Entstehung des Zollvereins zurückdatirte. Bei dieser Gelegenheit citirte der Staatsminister die Auslassung eines Publicisten aus dem Jahre 1839. Es heißt darin: „L'unité politique de l'Allemagne est au fond des coeurs; l'intérêt secret des peuples la souhaite et l'attend, qu'elle vienne de la Prusse ou d'ailleurs. Qui est-ce, en effet, qui y perdrait en définitive? les souverains. Qui est-ce qui gagnerait? les populations. Toutefois, quelle que soit la force des choses à laquelle ils obéissait, on ne peut s'empêcher d'être étonné de la facilité, du flegme avec lequel les divers gouvernements de l'Allemagne s'acheminent vers l'accomplissement d'un aussi grand fait. Quand les choses seront prêtes, quand la situation sera mûre, il suffira d'un événement, d'un homme peut-être, pour amener le résultat." Im Saale ertönte der Ruf: „L'homme existe!" Außerdem kamen in Rouher's Rede unter Hinweis auf Preußen und Deutschland die Worte vor: „Wenn der Kaiser den Frieden von Villafranca unterzeichnet hat, so that er dies, weil er Frankreich um Italiens willen nicht weiter gefährden wollte."

Endlich ist noch einer Auslassung zu erwähnen, der einzigen, die sofort von deutscher Seite eine Beantwortung fand. Rouher vindicirte der französischen Politik ausschließlich das Verdienst, daß die süddeutschen Staaten im Frieden mit Preußen so milde Bedingungen erhalten hatten. „Unsere Fürsorge", sagt der Minister, „erstreckte sich über alle.

Digitized by Google

Wir thaten dem Sieger Einhalt, als er Baiern 900000 Einwohner nehmen wollte, und erlangten mildere Bedingungen für Sachsen, Würtemberg und die übrigen Staaten."

Die directe Antwort auf diese über alles Maß hochfahrende Aeußerung, die indirecte auf den anmaßlichen Ton, in dem sich die Regierung wie die Deputirten in der ganzen Verhandlung Preußen und Deutschland gegenüber bewegt hatten und der in der ganzen Presse sein Echo fand, erfolgte schon am 20. März, unmittelbar nachdem man in Deutschland von den Debatten Kenntniß erlangt hatte. Sie bestand in nichts Geringerm als in der Veröffentlichung der zwischen Preußen und den drei süddeutschen Staaten noch vor dem Prager Frieden geschlossenen und bis dahin vollständig geheimgehaltenen Schutz- und Trutzbündnisse. Beachtenswerth bleibt, daß es Baiern war, welches, jedenfalls im Einverständniß mit Preußen, mit diesen Veröffentlichungen den Anfang machte.

Die Erregung in Frankreich ward dadurch selbstredend noch maßlos gesteigert. Die Presse, auch die imperialistische, sprach laut von einer Verletzung des Prager Friedens, den man in Paris noch heute allgemein so betrachtet, als ob er mit Frankreich und nicht ausschließlich mit Oesterreich geschlossen sei. In dieser Stimmung erhielten die Franzosen die erste sichere Kunde von der luxemburger Affaire. Daß die öffentliche Meinung des ganzen Landes dem Kaiser jetzt die Freiheit des Handelns vollständig verschränkte, darf schon vorgreifend erwähnt werden. Ehe wir ihren Kundgebungen weiter folgen, haben wir den Blick nach Deutschland zu wenden.

Keineswegs zur Freude der Franzosen hatten sich in Deutschland die Dinge günstiger gestaltet, als es nach den blutigen Ereignissen des Sommers von 1866 irgend erwartet werden durfte. Preußen hatte in den annectirten Ländern keine unüberwindlichen Schwierigkeiten gefunden. Mit bewunderungswürdiger Thatkraft hat es seine Heeresorganisation auf dieselben ausgedehnt. Roon's organisatorisches Talent hatte sich aufs neue glänzend bewährt. Noch war der Winter nicht eingetreten und die Regimenter der neuen Landestheile waren unter Anschluß an die aus den alten Provinzen hinübergenommenen Stämme formirt und in den erweiterten Verband der Armee eingefügt. Dabei war alles vorbereitet, die Contingente der Staaten des Norddeutschen Bundes mit dem preußischen Heere zu einer großen nationalen Bundesarmee zu verschmelzen. Mit den norddeutschen Regierungen gelangte Preußen rasch und glücklich zur Verständigung über den Verfassungsentwurf des neuen Bundes. Es verstand das Selbstgefühl der Einzelstaaten zu schonen, gleichzeitig aber fest auf denjenigen Concessionen zu beharren, die um des Ganzen willen geboten waren. So konnte schon zu Anfang Februar der Verfassungsentwurf publicirt und noch im Laufe desselben Monats der constituirende Reichstag auf Grund allgemeiner directer Volkswahlen berufen werden. Die Stimmung in ganz Norddeutschland war eine gehobene, vertrauensvolle und hoffnungsreiche. Eine neue Partei, die sich die nationalliberale nannte und neben Wahrung der Volksfreiheit Bismarck's Programm in der äußern und deutschen Politik zu dem ihrigen gemacht hatte, half über die Schwierigkeiten hinweg. Indem sie die besten Kräfte der alten Oppositionspartei mit neuen tüchtigen Elementen verschmolz, gelangte sie zu einer Macht, an der sich das Widerstreben der im allgemeinen geringen Zahl von Particularisten und Ultramontanen brach.

Auch im südlichen Deutschland war die Stimmung eine der nationalen Einigung günstige. Mochten auch Tausende, deren Herz an Oesterreich hing, widerstreben, so beherrschte doch der Haß gegen Preußen das politische Gebiet zur Zeit bei weitem weniger als vor dem Kriege. In der bairischen Kammer hatte sich der Minister von der Pfordten schon unmittelbar nach dem Abschluß des Friedens gegen die von Napoleon importirte

Digitized by Google

Idee eines Südbundes ausgesprochen. Die Majorität der Zweiten Kammer that das Gleiche, verlangte sogar in einer mit großer Majorität gefaßten Resolution „engsten Anschluß an Preußen". Am Schlusse des Jahres war der Minister von der Pfordten in seiner Stellung als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten durch den Fürsten Hohenlohe ersetzt worden. Obgleich dieser von allgemeiner Sympathie begrüßte Staatsmann weder den Südbund principiell verwarf, noch auch zu nennenswerthen Opfern an der Vollsouveränetät Baierns zu Gunsten eines einigen Deutschlands bereit war, ward seine Politik doch von dem nationalen Gedanken beherrscht und dem frevelhaften Gelüst mittelstaatlicher Hochstapler, die stets eine Anlehnung an Frankreich suchten, vollständig fremd.

In Baden wurde der Südbund von Regierung und Volksvertretung aufs allerentschiedenste verworfen, die allgemeinen Sympathien wandten sich Preußen zu, in der Kammer gelangte sogar die Ansicht zu offenem Ausdruck, daß der Eintritt in den Norddeutschen Bund nur eine Frage der Zeit sei. Nur in Würtemberg hatte der alte Preußenhaß bei den Ultramontanen, Particularisten und einer nur auf schwäbischem Boden gedeihenden ultraradicalen Partei noch festen Boden. Auch der noch immer Würtembergs große Politik lenkende Minister von Varnbüler hatte mit seinen Traditionen noch nicht gebrochen. Dasselbe war in noch höherm Maße bei dem hessischen Minister von Dalwigk, dem Anbeter Ludwig Napoleon's, der Fall, hier aber bei der Stellung, in die der kleine Staat eingerückt, um so indifferenter, als sich in seiner Bevölkerung eine starke deutsche Partei herausgebildet hatte. Trotz aller Machinationen der Ultramontanen, Particularisten und kosmopolitischen Demokraten, die sammt und sonders den Luxemburger Conflict als eine willkommene Gelegenheit, Preußen und seine Politik anzugreifen, freudig begrüßten, läßt sich behaupten, daß ein gemeinsames Nationalgefühl zur Zeit ganz Deutschland durchdrang. Die luxemburger Angelegenheit ließ dies Nationalgefühl auch sofort in den lebhaftesten Kundgebungen zum Ausdruck gelangen. Es schien fast, als begrüße man die Gelegenheit freudig, sich selbst und dem Auslande den Beweis liefern zu können, daß der häusliche Zwist des vergangenen Jahres das gemeinsame Interesse an der Integrität des Gesammtvaterlandes nicht beeinträchtigt habe.

So wichtig es war, angesichts französischer Annexionsgelüste des principiis obsta eingedenk zu bleiben und die drohende Gefahr durchaus ernst zu nehmen, so ist doch nicht zu bestreiten, daß die Bedeutung des Objects, um das es sich handelte, von vornherein sehr überschätzt worden ist. Wesentlich lag dies in einer ehrenwerthen idealistischen Regung der Nation begründet, aber auch absichtliche Uebertreibungen wirkten dabei mit. Die Freunde Oesterreichs, Ultramontane und Particularisten, ergriffen mit Eifer die Gelegenheit, den alten Deutschen Bund zu verherrlichen, dessen „rein defensive Tendenz" Deutschland vor Zumuthungen, wie sie eben von Frankreich ausgegangen, geschützt habe. Die Wortheiden dieser Parteien wiesen fast stolz auf die Ungefährlichkeit dieses Bundes hin, dem gegenüber sich Frankreich nie durch Preußens Stellung in Luxemburg habe für „bedroht" erachten dürfen. Von der Geschichte ihrer Zeit wußten jene Tendenzmenschen freilich wenig, sonst würden sie sich des Worts „defensive Tendenz" nicht prahlend bedient haben. Wie in einem unserer frühern Artikel dieser Darstellung bereits erwähnt wurde, war es der Zar, der Deutschland dies Wort zuerst und zwar in der demüthigendsten Weise entgegengeschleudert hatte.*)

*) Als sich am 24. April 1859, angesichts Napoleon's unberechtigter Einmischung in Italien, die deutsche Bundesversammlung zu dem Beschluß aufraffte, das Bundesheer auf den Kriegsfuß zu setzen, erklärte zuvörderst England, dessen maritimen Schutz niemand erbeten hatte, es werde die deutsche Handelsflotte ihrem Schicksal preisgeben, wenn der Bund Oesterreich beistehe; gleich darauf aber erging ein Rundschreiben des petersburger Cabinets an die europäischen Höfe, durch welches Fürst Gortschakow den Cabineten notificirte: der Bund habe seine rein defensive Natur zu wahren; sofern er Oesterreich gegen Frankreich mit Truppen unterstütze, werde der

Digitized by Google

Im Interesse dieser Parteien lag es selbstverständlich, die Bedeutung Luxemburgs maßlos zu übertreiben, um die Gefahren für deutsche Ehre und deutsches Gebiet, welche Preußens Politik heraufbeschworen, ins grellste Licht zu stellen. Die äußerste Demokratie stimmte aus analogen Gründen in dasselbe Lied ein.

Luxemburg ist unstreitig ein altes deutsches Reichsland, dessen Fürstengeschlecht im 14. und 15. Jahrhundert sogar die Kaiserkrone getragen hat. Aber es ist dem Reiche schon in frühern Jahrhunderten lange entfremdet gewesen. Im Jahre 1440 kam es an Burgund, 1496 mit diesem an Oesterreich, 1555 infolge der Theilung des Reichs Karl's V. mit den Niederlanden an Spanien, also unter Fremdherrschaft. In diesem Verhältniß verblieb es länger als anderthalb Jahrhunderte. Mit Ausnahme der Jahre 1684—97, während deren es dem Reiche des vierzehnten Ludwig einverleibt war, wurde es von spanischen Statthaltern regiert. Durch den Frieden von Rastadt 1714 fiel es wieder an Oesterreich, ward aber im Frieden von Campo-Formio 1797 abermals an Frankreich abgetreten, um erst 1814—15 wieder mit Deutschland vereinigt zu werden.

Schon diese wechselvollen Geschicke haben auf das Nationalitätsbewußtsein der Bewohner den ungünstigsten Einfluß geübt. Die Nachbarschaft des mächtigen Frankreichs, des jeder nationalen Homogenität entbehrende Belgiens, und ebenso die der preußischen Rheinprovinz, welche selbst einer Reihe von Jahrzehnten bedurft hat, um wieder zu einem festen Nationalbewußtsein zu erstarken, haben auch in jüngerer Zeit nichts dazu beitragen können, Luxemburg für Deutschland zu erwärmen. Noch weniger dazu angethan war das Verhalten des Deutschen Bundes, der es unter Verleugnung seiner Grundpflichten ruhig geschehen ließ und 1839 sogar ausdrücklich darein willigte, daß das Land zerrissen und fast die Hälfte desselben mit Belgien vereint wurde. Was heute noch Luxemburg heißt, beträgt 46 Quadratmeilen und zählt nicht 200000 Einwohner.

Es hätte eines Volkscharakters bedurft, wie wir ihn trotz aller ihm anhaftenden particularistischen Selbstsucht in den Holsten und Angeln zu achten nie aufhören werden, um unter solchen Verhältnissen in jenem winzigen Grenzlande Sinn und Opferfähigkeit für die deutsche Nationalität zu wahren. Davon aber ist bei den Luxemburgern nicht im entferntesten die Rede. Nur die untern Volksschichten haben die deutsche Sprache und zwar in maßlosester Verunstaltung gewahrt; die Sprache der besser Situirten, die Geschäfts- und Amtssprache ist die französische, wenn auch das Verständniß des Deutschen fast allgemein ist. Anhänglichkeit an Deutschland gab sich, als die Gefahr ihm entfremdet zu werden auftauchte, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nirgends kund, nur in gewissen Kreisen zeigte sich Widerstreben gegen die Annexion an Frankreich. Das mattherzige „Wir wollen bleiben, was wir sind" (d. h. Luxemburger), das den Refrain des gangbarsten Volksliedes bildet, drückt die in nationaler Beziehung durchaus indifferente Stimmung des Landes am richtigsten aus. Die französischen Agenten vermochten daher diesem nationalen Indifferentismus gegenüber ebenso wenig eine belangreiche Zahl eifriger Parteigänger für sich zu gewinnen, als die patriotische Erregung Deutschlands Widerhall fand. Die materiellen Interessen waren die einzigen, an denen die Herzen hafteten. „Wir wollen den Zollverein mit Deutschland nicht aufgeben", hieß es allgemein, „aber wir wollen nichts zur Wehrhaftigkeit Deutschlands beitragen, und darum am wenigsten in den Norddeutschen Bund treten. Müssen wir den Zollverein opfern, dann ist's am besten für uns, wir kommen an Frankreich."

Zar seine Haltung danach bemessen. Diese Anmaßung war es, die Wilhelm I., damals noch Prinz-Regent, bestimmte, zu jener Mobilmachung zu schreiten, aus der die Reorganisation der Armee erwuchs. Die Zeit der rein defensiven Haltung war damit wenigstens für Preußen zu Ende.

Digitized by Google

In einem kleinlichen Gefühl der Misgunst gegen die stolze Stellung, welche Preußen im Jahre 1866 gewonnen, theilte die Bevölkerung zur Zeit im allgemeinen den Wunsch ihres Großherzogs, die preußische Besatzung möge die Festung Luxemburg zu räumen veranlaßt werden. Als man sich später klar machte, welche bedeutenden materiellen Erwerbsquellen damit verloren gehen würden, kam man theils davon zurück, theils sprach man offen den Wunsch aus, die Truppen irgendeiner andern fremden Macht, gleichviel welcher, möchten an Stelle der Preußen die Festung besetzen.

Um der Luxemburger willen sich für Luxemburg zu ereifern, lag sonach für Preußen und Deutschland wenig Grund vor. Es kamen also nur zwei Dinge in Betracht: zunächst der nationale Ehrenpunkt, die Frage, ob es dem Könige von Holland gestattet sein solle, ein deutsches Gebiet an Frankreich zu verkaufen, damit Napoleon den Heißhunger des Chauvinismus auf einen Moment beschwichtigen könne, und ferner die militärtechnische Frage, ob der Verlust der Festung Luxemburg Deutschlands Vertheidigungskraft schwäche. Beider Momente sei später gedacht, wenn es sich um die Lösung des Streites handelt, zunächst haben wir die weitere Entwickelung der Dinge ins Auge zu fassen, für welche fast ausschließlich die nationale Erregung, der gewaltige Druck der öffentlichen Meinung in Deutschland wie in Frankreich maßgebend war.

Eine Interpellation, die der hannoverische Abgeordnete von Bennigsen, der Gründer des Nationalvereins, am 1. April im constituirenden norddeutschen Reichstage an den Grafen Bismarck richtete, gab zu der Bewegung der Gemüther in Deutschland den mächtigsten Anstoß. Bennigsen frug, ob die Gerüchte über zwischen Frankreich und den Niederlanden schwebende Verhandlungen in Betreff der Abtretung des Großherzogthums begründet seien und ob die preußische Regierung in der Lage sei zu erklären, daß sie die Verbindung Luxemburgs mit Deutschland und das preußische Besatzungsrecht aufrecht erhalten wolle. Bennigsen begründete seine Interpellation in beredten, zündenden Worten unter Hinweis auf die Verträge und unter Hervorhebung des Umstandes, daß die Festung Luxemburg mit den nach den Befreiungskriegen Frankreich auferlegten Entschädigungsgeldern neu hergestellt worden sei. Dem Gedanken der nationalen Integrität und den historischen Erinnerungen gab er ergreifenden Ausdruck. Ein Argument aber, das er für die Gesinnungen der deutschen Luxemburger, die im Beginn der Krisis noch in sehr idealem Lichte betrachtet wurden, beibrachte, stand auf schwachen Füßen. Es war ein Privatbrief eines einzelnen. Obgleich darin der deutsche Charakter des Landes sehr betont wurde, klangen doch selbst in der Stelle, die Bennigsen vorlas, die materiellen Interessen vor. „Käme es", hieß es darin, „zu einem suffrage universel, so genügte ein irgend annehmbarer Vertrag mit Preußen, um das Votum im deutschen Sinne zu sichern."

Bismarck hätte es, um in der diplomatischen Action freiere Hand zu haben und den ganzen Handel, ehe er auf den großen Weltmarkt gelangte, rückgängig machen zu können, vielleicht lieber gesehen, die Sache wäre nicht in solcher Weise vor die Oeffentlichkeit gezogen worden, oder noch in einem Stadium gewesen, in dem er jede officielle Kenntniß hätte verleugnen können. In letzterm Sinne hat er sich wenigstens dem französischen Botschafter gegenüber geäußert, wenn es auch immerhin möglich bleibt, daß dies nur diplomatische Courtoisie war und er das Zuhülfekommen der öffentlichen Meinung im Herzen willkommen hieß. Daß der nationale Wille ein mächtiger, sogar bestimmender Factor für seine Politik in dieser Frage war, hat Bismarck zur Zeit in Wort und That bekundet. Die Strömung der öffentlichen Meinung war der Richtung gefolgt, die er ihr 1866 gewiesen, er brauchte ihr nicht mehr entgegenzuwirken. Ganz Deutschland sah fast ausnahmslos vertrauend auf ihn; es war sich bewußt, daß seine Ehre unverletzt bleiben, jeder verwegene Schachzug aber vermieden

Digitized by Google

werden würde. Bestand ein Unterschied zwischen der Nation und dem ihres politischen Lenkers, so war es der, daß die Nation dem Kriege leichtern Herzens ins Auge sah als der Staatsmann, dem die Verantwortung dafür oblag. Ein solches Verhältniß ist fast immer ein Zeichen von gesunden hoffnungsvollen Zuständen.

Die Dinge lagen nicht mehr so, daß Bismarck mit einer freimüthigen Antwort hätte zurückhalten können, wenn dies auch in seinen Wünschen gelegen hätte. Dem Könige der Niederlande war angesichts der Stimmung, die sich in Deutschland schon in den letzten Tagen des März kundgegeben hatte, unheimlich geworden. Kam es zum Kriege, so stand seine Krone auf dem Spiele, denn die Ergebnisse eines Kampfes, wie er sich dann entwickelt haben würde, mußten nothwendig weit über Luxemburg hinausreichen. Es hätte sich verwirklichen können, was man leichtfertig in der pariser Presse ausgesprochen hatte, Deutschland hätte seine Grenzen bis an den Zuyderzee erweitern können. Selbst in dem Falle, daß Frankreich den Sieg davongetragen, drohte Holland das Geschick, das ihm der erste Napoleon bereitet hatte. Deutschland würde dann später schwerlich zum zweiten mal die Niederlande dem Hause Nassau-Oranien zurückzuerobern geneigt gewesen sein. Der König-Großherzog hielt es daher für angethan, sich für seinen Handel der Zustimmung der Großmächte und speciell derjenigen Preußens zu versichern. Noch am 26. März hatte er an den Kaiser der Franzosen schriftlich die Bitte gerichtet, die Sache mit Preußen ins Reine zu bringen, am 29. März war sogar der Prinz von Oranien in Paris eingetroffen, um Napoleon mitzutheilen, „daß der König, von dem Wunsche beseelt, ihm angenehm zu sein, in die Cession willige und Se. kaiserl. Maj. bitte, sich mit Preußen zu verständigen" (französisches Gelbbuch von 1867). Aber noch ehe der Prinz Paris erreicht, hatte sich des Königs Sinn geändert. Er beschied den preußischen Gesandten zu sich und machte ihm folgende Mittheilung: „Ich habe Sie zu mir kommen lassen, weil ich Ihnen sagen wollte, daß der Kaiser der Franzosen mir Vorschläge für die Abtretung Luxemburgs an Frankreich gemacht hat. Ich habe nichts ohne Vorwissen Preußens thun wollen, und glaubte daher nicht besser handeln zu können, als wenn ich Sie offen unterrichtete. Ich habe dem Kaiser der Franzosen geschrieben, daß ich es seiner Loyalität überlasse, sich hierüber mit dem Könige von Preußen zu verständigen. Ich bitte Sie also, dem Könige hiervon zu berichten. Se. Maj. wird hoffentlich die Offenheit, mit der ich in dieser Angelegenheit verfahre, anerkennen."

Bismarck war infolge dessen, als er von Bennigsen's Interpellation erfuhr, schon officiell von der Sache unterrichtet. Er theilte dem französischen Botschafter sofort mit, daß ihn das Verfahren des Königs von Holland in die unangenehme Lage versetze, dem Reichstage Mittheilung zu machen. Die Interpellation beantwortete der preußische Minister zunächst mit einer rein objectiven Darlegung des Sachverhältnisses, soweit dasselbe der preußischen Regierung officiell bekannt war. Er erklärte, daß der Großherzog von Luxemburg durch die Auflösung des Deutschen Bundes als solcher dieselbe „Souveränetät europäischen Charakters" erhalten habe, wie sie ihm als König der Niederlande beiwohne. Unter besonderm Hinweis auf die Stimmung des Landes und die Doppelstellung seines Souveräns legte er dann die Gründe dar, warum man bei Errichtung des Norddeutschen Bundes keine Pression geübt habe, dessen Eintritt zu erwirken. Daß auch die Stimmung in Frankreich dabei ins Gewicht gefallen, gestand Bismarck unumwunden zu.

Speciell den ersten Theil der Interpellation anlangend, beschränkte sich seine Antwort auf Mittheilung zweier Thatsachen. Er refe rirte zuvörderst, was der König der Niederlande dem preußischen Gesandten gesagt hatte,, und fügte hinzu, daß der letztere angewiesen sei, zu antworten, daß Preußen und seine Bundesgenossen zur Zeit keinen Beruf hätten, sich über die Sache zu äußern, und dem Könige der Niederlande überlassen müßten, auf eigene

Digitized by Google

Verantwortung zu handeln, Preußen aber, wenn es später in die Lage kommen sollte, eine Stellung zur Sache einzunehmen, sich vorher versichern werde, wie dieselbe von den Mitunterzeichnern der Verträge von 1839 und von der öffentlichen Meinung in Deutschland, die im Reichstage eben ihr angemessenstes Organ findet, aufgefaßt werde. Außerdem machte Graf Bismarck die mit Heiterkeit begrüßte Mittheilung, daß der niederländische Gesandte in Berlin die guten Dienste seiner Regierung für die vorauszusehenden bezüglichen Verhandlungen zwischen Preußen und Frankreich angeboten habe. Preußen aber habe dies dankend abgelehnt, „da Verhandlungen dieser Art nicht schwebten".

Ueber den zweiten Theil der Interpellation, das Festhalten an der Verbindung Luxemburgs mit Deutschland und an dem preußischen Besatzungsrecht, bat Bismarck aus politischen Rücksichten bindende Erklärungen nicht zu fordern. Er schloß mit dem Ausdruck der Zuversicht, daß es den verbündeten Regierungen gelingen werde, zweifellose Rechte deutscher Staaten und deutscher Bevölkerungen im Wege friedlicher Verhandlungen zu schützen.

Trotz aller diplomatischen Zurückhaltung machte die Rede den befriedigendsten Eindruck. Die Angelegenheit kam im Reichstage nicht mehr zur Sprache, hatte aber die unverkennbare Wirkung, das Verfassungswerk des Norddeutschen Bundes lebhaft zu fördern. Schon am 16. April, lange vor völligem Austrag des luxemburger Handels, schlossen die Sitzungen nach kaum funfzigtägiger Dauer mit dem glänzenden Ergebniß einer zwischen den Regierungen und dem Volke vereinbarten Verfassung. Der letzte aus der Initiative des Reichstags hervorgegangene Artikel räumte angesichts der gereizten Stimmung Frankreichs die Barrière der Mainlinie im Princip hinweg, indem er die Rechtsanschauung der Regierungen wie der Nation vor Europa also manifestirte: „Der Eintritt der Südstaaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidiums im Wege der Gesetzgebung."

Unmittelbar nach jener Interpellation im norddeutschen Reichstage begann man im Haag Reue zu empfinden, überhaupt auf den Handel eingegangen zu sein. Am 4. April trug der Telegraph sogar die Meldung durch Europa, daß der König von Holland dem französischen Gesandten erklärt habe, er trete von dem ganzen Handel zurück. In Paris aber hielt man, wie die Sprache der officiösen Presse zeigt, trotz dessen und zwar sehr entschieden an der Annexionsidee fest. Der hochofficiöse „Constitutionnel" schrieb sogar am 3. April: „Je kleiner die Erwerbung, desto delicater würde es sein, Frankreich zu sagen, daß ihm selbst eine so geringfügige Vergrößerung untersagt werden solle." Die öffentliche Meinung nahm diesen Gedanken, der jetzt lange in den verschiedensten Formen ausgesprochen wurde, auf und die Angelegenheit gestaltete sich für sie zu einer Ehrensache zwischen Frankreich und Preußen. Ein Kriegslärm, wie er selbst 1866 nicht gehört worden war, ging durch das ganze Land. Am 5. April sanken die Curse an der Börse um fast $2\frac{1}{2}$ Proc. Die einsichtslose Masse schrie nach Krieg aus Haß und Neid gegen Preußen, dem durchaus eine militärische oder politische Niederlage bereitet werden sollte; selbst die Opposition, die sich dem reinen Chauvinismus im allgemeinen fern hielt, stimmte in dies Kriegsgeheul ein, wenn auch ihrerseits nur in der Absicht, der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Feinde des Imperialismus von einem Kriege den Sturz des Throns erwarteten; sie waren es daher, die den Lärm zumeist schürten.

Jedem Einsichtigen war es klar, daß der Kaiser den Krieg nicht wollte, nicht wollen konnte. Napoleon stand einfach vor einem bereits als gescheitert zu betrachtenden kleinlichen Unternehmen der Cabinetspolitik; er durfte nicht weiteres mehr anstreben als einen möglichst verlustlosen Rückzug. Eine volle diplomatische Niederlage würde aber seine

Digitized by Google

Krone ebenso gefährdet haben wie ein unglücklicher Feldzug; auf die Chancen eines Kriegs wider Willen mußte er es darum wenigstens insoweit ankommen lassen, als es nothwendig war, eine compromittirende politische Schlappe zu vermeiden.

Daß die Chancen eines Kriegs zur Zeit für Frankreich keineswegs günstig waren, ergibt eine einfache Betrachtung.

Was zunächst die große europäische Constellation anbelangte, so war es gewiß, daß England neutral geblieben wäre und daß Oesterreich sich von vornherein nicht mit Frankreich verbündet, sondern wahrscheinlich ganz dieselbe Haltung angenommen hätte, die Frankreich 1866 beobachtete. Freie Hand und reine Interessenpolitik sonder Liebe und sonder Haß war zur Zeit das Programm des Hrn. von Beust, der seit einem halben Jahre Oesterreichs Geschicke leitete. Ueber Rußlands Haltung war es schwerer ein bestimmtes Urtheil zu fällen. Es würde sich indeß keinesfalls mit Frankreich gegen Preußen verbündet haben, möglicherweise aber den Moment, da Frankreich in Deutschland engagirt war, benutzt haben, im Orient seine Ziele zu verfolgen. Bei dem Weltkriege, der daraus hätte entstehen müssen, wäre Deutschland nur unsern seiner eigenen Grenzen, Frankreich aber gleichzeitig im Orient engagirt gewesen. Italien konnte aus nahe liegenden moralischen Gründen zur Zeit nicht füglich gegen Preußen eintreten, auch schien es keine Lust zu haben, unter die Vormundschaft Frankreichs zurückzukehren. Einen zuverlässigen Bundesgenossen durfte Napoleon nur in dem schwachen Dänemark erkennen. Der Krieg würde sich also in der Hauptsache zunächst als ein Einzelkampf zwischen Frankreich und Deutschland entwickelt haben. Preußen hatte dann keineswegs zu fürchten, daß die Zahl seiner Feinde sich mehre, sofern sich der Sieg an seine Fahnen heftete. Es würden die Interessen keines der neutralen Staaten dadurch wesentlich verletzt worden sein, wenn Deutschland in einem Kriege gegen Frankreich seine Grenzen bis zu den Vogesen erweitert hätte; England, Oesterreich, Italien, selbst Belgien und die Schweiz hatten dagegen allen Grund, einer Erweiterung Frankreichs nach Osten zu widerstreben. Nimmt man selbst den voraussichtlich ungünstigsten Fall an, daß in Wien die Politik der Rache und der Misgunst über ein richtiges Verständniß des eigenen Interesses den Sieg davongetragen hätte, und daß man zu Frankreich in innigere Beziehungen als zu Preußen und Deutschland getreten wäre, so war doch immer kein actives Auftreten der Macht Oesterreichs gegen Deutschland zu gewärtigen. Oesterreich würde ähnlich wie zur Zeit des Krimkriegs seine Kraft zusammengehalten und ein wachsames Auge nach Osten gerichtet haben, um Rußland den Weg nach Konstantinopel zu verlegen.

Die Frage nach den Chancen des Kriegs reducirt sich daher im wesentlichen auf diejenige nach den eigenen Kräften, über welche beide Theile zu verfügen hatten. Daß die moralischen Factoren auf Deutschlands Seite überwogen, bedarf keines Beweises. In Frankreich drängten eitle Ruhmsucht und abenteuerlicher Hang, außerdem noch Haß gegen das bestehende Regiment zum Kriege. Daß Frankreichs Ehre und Sicherheit an Luxemburg hafte, glaubte in Wahrheit niemand. Deutschland dagegen würde für seine Einheit, seine Ehre, seine Integrität gekämpft haben. Der höchste sittliche Aufschwung würde durch die Nation gegangen sein; allseits gab sich das Streben kund, dem Auslande zu zeigen, daß wir dem Fremden gegenüber Ein Volk sein und bleiben wollen. Süddeutschland würde mit dem Norden an Muth und Tapferkeit gewetteifert, Baiern, Schwaben und Badenser würden wie die Löwen gekämpft haben, schon um es den Preußen gleichzuthun. Diese aber würden den Ruhm von Königgrätz zu wahren verstanden haben.

An realen Factoren warf Deutschland ein gleiches Uebergewicht in die Wagschale. Was das numerische Verhältniß anlangt, so verfügte Frankreich im mobilen Zustande, d. h. nach kriegerischer Verwerthung aller Reserven, auch der nur zwei Monate eingeübten, über 600000 Combattanten. Darunter zählte das eben in decimirtem Zustande

Digitized by Google

heimgekehrte mexicanische Expeditionscorps. Rechnet man von diesen 600000 Mann 100000 für Paris und Lyon, 150000 für die Festungen und Depots und 50000 für Algier, die übrigen Colonien und zu andern Zwecken ab, so ergibt sich, daß es mit höchstens 300000 Mann im freien Felde auftreten könnte. Norddeutschland, einschließlich Hessen-Darmstadts und Badens, verfügten über 14 Armeecorps, die, durchschnittlich auch nur zu 30000 Mann Feldtruppen angenommen, 420000 Mann ergeben, welche Zahl durch Baiern und Würtemberg allermindestens um 60000 Mann, also auf 480000 Mann gesteigert worden wäre. Numerisch war es also Frankreich im freien Felde um 60 Proc. überlegen. Die gesammte Landwehr und die Ersatztruppen blieben dann noch im Innern zurück. Aufgabe dieser starken Reserven wäre es gewesen, Landungen an der deutschen Nordküste, zu welchen Frankreich seine große Flotte zweifellos verwerthet hätte, abzuwehren, während die ganze Feldarmee den Krieg auf französischen Boden getragen hätte. Mochte die Flotte Frankreichs auch eine noch so mächtige Beihülfe gewähren, mochte sie geeignet sein, den deutschen Handel tief zu schädigen, Küstenstädte zu ruiniren, Diversionen zu ermöglichen, Entscheidungen vermochte sie nicht zu geben, einen Zug nach Paris nicht aufzuhalten.

Qualitativ waren die deutschen Truppen den französischen mindestens gleich; der letzte Krieg hatte dies gezeigt. Die ehedem so sehr gefürchtete Kriegserfahrung lag diesmal auf deutscher Seite. Ganz enorm aber war der Vorsprung in der Bewaffnung. Preußen stand noch einzig und allein mit dem Zündnadelgewehr da; leider hat es diesen Vorsprung heute verloren. Was im übrigen die Kriegsausrüstung betrifft, so hat sich später gezeigt, daß Frankreich in keineswegs günstiger Lage war. Infolge der mexicanischen Expedition, die größern Aufwand gekostet hatte, als man dem Lande gestehen wollte, wiesen Arsenale und Magazine große Lücken in ihren Beständen auf; außerdem fehlte es an Pferden und waren die Festungen an den Grenzen in vernachlässigtem Zustande.

An Führern hatte Preußen eine Reihe der bewährtesten Männer aufzuweisen, von denen mehrere ihre Feldherrnprobe im vollsten Sinne des Worts bestanden hatten. Frankreichs Kriege in den letzten Jahrzehnten haben tapfere und tüchtige Generale, aber keine Feldherren herauszubilden vermocht. Es mochte ihrer dennoch besitzen, der Kaiser selbst mochte sich als solcher bewähren, auf einen Vorzug konnte es unbedingt nicht pochen.

Unter solchen Umständen durfte Deutschland es auf eine Waffenentscheidung ankommen lassen. Es drängte sich sogar die ernste Erwägung auf, ob es nicht angethan erscheine, die Entladung des im Westen heraufziehenden schweren Ungewitters dadurch unvermeidlich zu machen, daß man Napoleon jegliche Concession verweigere. Er wäre dann zum Appell an die Waffen gezwungen gewesen. Es konnten Jahrhunderte vergehen, ehe ein Moment gleicher Gunst der Verhältnisse wiederkehrte. Binnen weniger als einem Jahre waren, wie damals schon vorauszusehen, Frankreichs Arsenale, Magazine und Ställe wieder gefüllt, die Truppen waren mit trefflichen Hinterladern bewaffnet, das Heerwesen derart reorganisirt, daß im Moment der Gefahr gewaltige personelle Kräfte zur Verfügung standen. Unbedingt war zu jener Zeit die Frage berechtigt, ob ein Compromiß in der luxemburger Differenz nicht nur eine Vertagung des Kriegs bedeute, ob Frankreich nicht im günstigen Moment den Kriegsfall vom Zaune brechen werde, um seine alte Anmaßung, keine ebenbürtige Macht neben sich aufkommen zu lassen, zur Geltung zu bringen.

Während solche Erwägungen neben dem tiefen Friedensbedürfniß, das Handel und Wandel wie die Unfertigkeit der staatlichen Verhältnisse fühlbar machten, in Deutschland platzgriffen, brauste und kochte es an der Seine. Ohne Sang und Klang war die Weltausstellung am 1. April eröffnet worden, die Politik beherrschte alle Interessen. Alle Leidenschaften aufregend predigte die Presse in maßlosester Weise Krieg, der eine Theil unter Schürung der Nationaleitelkeit und des Preußenhasses, der andere unter heftiger

Digitized by Google

Schmähung des Kaisers und seines Regiments. Die Zügellosigkeit ihrer Sprache erinnerte vielfach an die Zeiten der Revolution. Die Regierung verlor selbst die Macht über diejenigen Blätter, die in gewöhnlichen Zeiten in ihrem Dienste stehen, denn auch in das Beamtenthum war der blinde Kriegsfanatismus gedrungen. Die sonst das Prädicat „halbamtlich" führende „Patrie" schrieb das freche Wort: „Frankreich verlangt Luxemburg zum Lohne dafür, daß es im vergangenen Jahre Deutschland gestattet hat, seine innern Angelegenheiten zu ordnen." Die „Agence Havas" telegraphirte in die Provinzen: „Unsere Langmuth hinsichtlich des berliner Cabinets und des Norddeutschen Bundes reicht seit einem Jahre über die Erwartungen Europas hinaus. Heute muß man eingestehen, daß das Maß voll ist." Das „Journal de l'Empire" („Pays") sagte in einem seiner sich täglich wiederholenden Kriegsartikel: „Frankreich müsse den Frieden Europas mit Füßen treten, um mit dem Blute des deutschen Volks die Schande abzuwaschen, mit welcher Frankreichs Fahne durch seinen in Mexico und Deutschland verschuldeten Irrthum befleckt worden." Ueber alles Maß hinaus ging die Sprache des Friedensidealisten Girardin, der in seiner „Liberté" das Empire als vollständig degenerirt erklärte und zwischen bitterm Hohn und voller Ueberzeugung schwankend die Hoffnung aussprach, „daß Frankreich in einem Blutbade seine Kräfte aufs neue stählen werde". Der ultramontane „Univers" predigte, „daß die protestantische Ketzerei in Deutschland ausgetilgt werden müsse. Denn Preußen sei die Sünde Europas". Nur zwei Blätter von Bedeutung, das „Journal des Débats" und der „Temps", waren maßvoller, aber auch sie erklärten, daß Frankreich die Satisfaction erlangen müsse, die Preußen aus Luxemburg abziehen zu sehen.

Die Lage des Kaisers war eine schwierige.

Unter solchen Verhältnissen steigerte sich die luxemburger Angelegenheit zur Krisis. Zwischen Preußen und Frankreich ruhten alle Verhandlungen, die Diplomatie der Neutralen trat ins Mittel.

2) Beginn der diplomatischen Action. Die ersten Schritte des Hrn. von Beust. Lord Stanley im britischen Unterhause. Die Sendung des Grafen Taufffirchen und des Hrn. von Beust Standpunkt gegenüber Deutschland und Frankreich. Die österreichischen Vermittelungsvorschläge und ihre Aufnahme in Paris und Berlin. Napoleon's definitives Zurücktreten von dem Annexionsproject. Hrn. von Beust's Ansichten über die Chancen Deutschlands bei einem Kriege mit Frankreich. Eine captatio benevolentiae. Bismarck's Skepticismus angesichts der französischen Rüstungen. Rußlands Conferenzvorschlag. Annehmen oder Ablehnen? Politische Erwägungen. Die strategische Bedeutung Luxemburgs. Preußens letzte Bedingungen bei Annahme des russischen Conferenzvorschlags. Die Conferenz und ihr Ergebniß.

Nachdem der König der Niederlande dem preußischen Gesandten im Haag seine Absicht, Luxemburg an Frankreich abzutreten, mitgetheilt, wandte sich Graf Bismarck ungesäumt an die Cabinete von London, Wien und Petersburg, um deren Standpunkt gegenüber den durch eine solche Territorialveränderung berührten Verträgen von 1839 kennen zu lernen. Hierdurch erst erhielt die europäische Diplomatie von der luxemburgischen Angelegenheit officielle Kenntniß. Es steht fest, daß diesem Schritte der preußischen Regierung bereits vertrauliche Mittheilungen der französischen Diplomatie vorausgegangen waren; das österreichische Rothbuch erwähnt derselben schon in einer am 22. März an den Fürsten Metternich gerichteten Depesche.

Diese Depesche, mittels deren Hr. von Beust Oesterreich wieder in die große diplomatische Action einführte, verdient Beachtung. Zunächst gibt sie in sehr origineller Deduction die ernste Besorgniß des österreichischen Staatsmannes zu erkennen, Frankreich möge sich Preußen und Deutschland gegenüber in einen Krieg verwickeln, in dem, wie damals die Dinge lagen, die Chancen auf deutscher Seite erkannt werden mußten.

Digitized by Google

Hr. von Beust sagt unter anderm: „Ich muß Sie (Metternich) darauf hinweisen, daß das Terrain, auf dem man sich engagirt, dem Hrn. von Bismarck außerordentlich günstig ist. Das Kaufgeschäft, geschlossen von Cabinet zu Cabinet, zum Vortheil einer fürstlichen Kasse über eine Bevölkerung, die seither für deutsch angesehen wurde und zum Zollverein gehört, — die Preußen im Besitz — beati possidentes — und folglich Hüter eines festen Platzes, der bisher als eine Schutzwehr Deutschlands angesehen wurde — wahrhaftig, das ist etwas, um ganz Deutschland bei einem ausbrechenden Conflict zu erhitzen. Hr. von Bismarck würde alle Karten in der Hand haben (aurait beau jeu), um an den nationalen Patriotismus zu appelliren und alle Parteien um die Fahne Preußens zu sammeln. Es liegt wahrlich nicht im wohlverstandenen Interesse Frankreichs, einen plausibeln Vorwand dazu zu liefern, daß man die Volksleidenschaften Deutschlands derart gegen dasselbe aufrege. Als aufrichtige Freunde können wir zu einer Action Frankreichs auf einem Gebiete nicht ermuthigen, wo ihm nach unserer Anschauung im Falle eines Conflicts Gefahren drohen könnten." Im weitern Verlauf der Depesche heißt es, daß diese Betrachtungen nur dann Geltung erlangen würden, wenn sich Preußen in den Handel zwischen Frankreich und Holland einmischen würde. Wenn es sich indeß später darum handeln sollte, Arrangements zwischen diesen drei Mächten zu treffen und Schwierigkeiten zu ebnen, so würde das wiener Cabinet sich beeilen, seine guten Dienste anzubieten. „Dieselben", heißt es schließlich, „würden nicht zu verachten sein, namentlich in Berlin, und wir würden sie im Interesse des allgemeinen Friedens gern leisten."

Daß dieses sehr frühzeitige Anerbieten der guten Dienste Oesterreichs — noch schwebte kein Conflict — ausschließlich auf dem Wunsche nach Erhaltung des Weltfriedens beruhte, darf von vornherein verneint werden. Beust hat unbedingt die Gelegenheit sehr lebendig erfaßt, Oesterreich auf diplomatischem Gebiete wieder eine Rolle spielen zu lassen. Er selbst hat später in einer Parlamentsrede auf seine Thätigkeit beim Austrag der luxemburger Affaire als eine Bewährung der neuen Machtstellung des Kaiserstaats hingewiesen. Und nicht ohne Berechtigung, denn die ganze diplomatische Action in dieser wichtigen Angelegenheit blieb längere Zeit hindurch fast einzig in seiner Hand. Hr. von Beust bewies dabei eine Verleugnung seines früher so oft betonten Herzens für Deutschland, die wir an dem Minister Oesterreichs zu tadeln kein Recht haben, wenn auch kaum zu bestreiten ist, daß sich der Friede bei einer für Deutschland sympathischern Haltung gleichfalls hätte erhalten lassen. Daß der Friede überhaupt erhalten wurde, daran hat der österreichische Staatsmann unstreitig einen hervorragenden Antheil.

Am 31. März sandte Hr. von Beust ein Memorandum in die diplomatische Welt, das als Oesterreichs Antwort auf die bereits erwähnte Depesche Bismarck's betrachtet werden kann, wenn auch möglicherweise die erste Anregung dazu durch die vorangegangenen Mittheilungen aus Paris gegeben wurde. Mittels dieses Memorandums wurde zunächst dargelegt, daß aus den Verträgen von 1839 „kein Einspruchsrecht der Mächte gegen eine freiwillige Verfügung des Königs der Niederlande über seinen Antheil (an Luxemburg) abgeleitet werden könne". Um das Entäußerungsrecht des Königs noch evidenter zu machen, verwies Hr. von Beust darauf, daß das englische Protectorat über die Jonischen Inseln in ganz gleicher Weise mittels der Verträge von 1815 seitens der europäischen Mächte garantirt worden sei, daß aber darum dem Verzicht auf dieses Protectorat nichts im Wege gestanden habe. Hr. von Beust regt dann selbst die Frage an, „ob speciell vom Standpunkte Preußens aus versucht werden könne, gegenüber den nichtdeutschen Mächten geltend zu machen, daß Preußen sich im Prager Friedensvertrage die Reorganisation Deutschlands vorbehalten habe, und daß Luxemburg als eine Provinz des ehemaligen Deutschen Reichs und Deutschen Bundes, auch abgesehen von der Existenz

Digitized by Google

des Reichs und des Bundes, jedenfalls unter den allgemeinen Begriff Deutschland falle". Sein Memorandum beantwortet diese Frage ausweichend damit, daß eine solche Deduction in Paris nicht sehr plausibel gefunden werden dürfte, in Berlin aber deren Anregung vielleicht ebenso wenig willkommen sein würde, weil sie der preußischen Regierung ihre Verantwortlichkeit gegenüber der öffentlichen Meinung erschwere. Was endlich das preußische Besatzungsrecht anbelangt, so erklärte Hr. von Beust kurz, daß der luxemburgische Regierungsdirector Tarnaco dessen gänzliche Hinfälligkeit mit Gründen nachgewiesen habe, „deren volle Richtigkeit jedes unbefangene Urtheil werde anerkennen müssen".

Die in der ganzen deutschen Nation vorwaltenden Rechtsanschauungen fanden also von seiten des Hrn. von Beust nicht den geringsten Schutz, während dem Kaiser Napoleon und dem Könige von Holland durch dessen Gutachten ein nicht zu unterschätzender moralischer Beistand geleistet wurde.

Nicht viel besser erging es Preußen von seiten des britischen Cabinets. Am 5. April gab Lord Stanley dem Parlament über den Standpunkt der Regierung Aufschluß. Er erklärte zunächst, „es sei weltbekannt, das die französische Regierung jenes luxemburgische Gebiet zu besitzen wünsche, und daß der König von Holland bereit war, es unter gewissen Bedingungen zu cediren", eine Auslassung, die insofern historische Bedeutung hat, als man später von französischer Seite alles aufgeboten hat, die Annexionsabsichten zu verleugnen, oder doch als etwas nur Nebensächliches erscheinen zu lassen. Stanley machte dann die Mittheilung, daß die britische Regierung die Garantie von 1839 „als im Interesse des Königs von Holland erfolgt" betrachte, woraus folge, daß sie auf den vorliegenden Fall keine Anwendung finde. England sei entschlossen, der ganzen Angelegenheit gegenüber die stricteste Reserve zu beobachten. Aus Stanley's Aeußerungen ging indeß wenigstens der Wunsch hervor, daß England das Zustandekommen des Kaufgeschäfts nicht wünsche. Der Staatssecretär knüpfte seine diesfälligen Hoffnungen daran, daß der König von Holland außer der Geldentschädigung und der Volksabstimmung auch noch die Zustimmung der europäischen Mächte und insbesondere Preußens als Bedingung für die Abtretung aufgestellt habe. Preußen, meinte er, werde niemals seine Zustimmung geben.

In derselben Sitzung erklärte übrigens Lord Stanley noch, daß ihm eben der niederländische Gesandte die amtliche Mittheilung gemacht habe, der König von Holland habe von der Abtretung Luxemburgs Abstand genommen.

Diese Wendung der Dinge, deren wir bereits früher gedachten, kann nur als ein siegreiches Ergebniß der nationalen Bewegung in Deutschland betrachtet werden, sie hätte in gleichem Maße als eine entschiedene Niederlage der Napoleonischen Politik gelten müssen, wäre die Sache damit abgethan gewesen. Eine solche Niederlage war der Kaiser nicht mehr stark genug zu tragen. Aus dieser Ueberzeugung schöpften der Chauvinismus und die dem Empire feindlichen Parteien ihre Kraft; gestützt auf dieselbe drängten sie die Regierung auf dem einmal betretenen Wege weiter.

Zunächst beabsichtigte der Kaiser, die Annexion trotz der rückgängigen Bewegung des Königs der Niederlande dennoch ins Werk zu setzen. Die bereits erwähnten Auslassungen der officiösen pariser Presse geben dafür zweifelloses Zeugniß. An dieser Tendenz hielt er aber nur so lange fest, als noch nicht jede Hoffnung geschwunden war, Oesterreich in seine Netze zu ziehen. In Wien aber war man bei aller Freundschaft keineswegs gewillt, an der Seite Frankreichs gegen Deutschland in die Schranken zu treten. Der Gedanke, an Preußen Rache zu nehmen, war im wesentlichen schon überwunden; es hatte die Erkenntniß platzgegriffen, daß eine Wiedereroberung der alten Stellung in Deutschland mit der Hülfe Frankreichs unmöglich sei. Was für ein Deutschland wäre es gewesen, wie hätte Oesterreich mit Ehren an dessen Spitze treten können, wenn das linke Rhein-

Digitized by Google

ufer Frankreich als Lohn für seine Hülfe zugefallen, vielleicht gar der Rheinbund wieder aufgerichtet worden wäre? Ausschließlich um Luxemburgs oder gar um der Interessen Oesterreichs willen würde Frankreich keinen Krieg geführt haben. Mag es wahr sein, daß Hr. von Beust, der kurz nach der Schlacht von Königgrätz von Wien nach Paris eilte, dort um das bewaffnete Eintreten Frankreichs gegen Preußen geworben hat — jetzt dachte er anders. Er wollte sich Frankreich verpflichten, er wollte Deutschland Oesterreichs Bedeutung als Großmacht zeigen, aber er wollte auch den Frieden, dessen der Kaiserstaat so sehr bedurfte, um sich innerlich wieder aufzuraffen.

Schon am 8. April depeschirte Beust nach Paris, er habe aus den Mittheilungen des Fürsten Metternich ersehen, daß der Kaiser Napoleon möglicherweise einen Versuch machen werde, sich Oesterreich zu nähern, dieses aber werde sich nach wie vor volle Freiheit der Action wahren und sich nach keiner Seite hin engagiren. Mittels derselben Depesche ließ Hr. von Beust nach Paris die Mittheilung gelangen, daß man dem wiener Cabinet von Berlin wie von München aus „einige Avancen" gemacht, worauf dieses höfliche, aber ausweichende, dieselbe Reserve sichernde Antworten ertheilt habe.

Als die Dinge in dieses Stadium gelangt waren, hatten die directen diplomatischen Verhandlungen zwischen Paris und Berlin schon längere Zeit geruht. Frankreich begann, wenn auch ohne auffällig zu rüsten, sich militärisch auf den Krieg vorzubereiten; besonders viel geschah für die Flotte. Preußen that nichts der Art, es verharrte in schweigender Ruhe. Eine Aufforderung, Luxemburg zu räumen, war ihm von keiner Seite gestellt worden, es hatte also keine Veranlassung, irgendeine Erklärung abzugeben. Dennoch wurde die Situation mit jedem Tage kritischer.

In der ersten Hälfte des Monats April hatte die bairische Regierung es übernommen, eine Annäherung zwischen Preußen und Oesterreich behufs gemeinsamen Frontmachens gegen Frankreich herbeizuführen. Sie sandte in der Person des Grafen Taufkirchen einen diplomatischen Unterhändler nach Berlin, der sich bald darauf nach Wien begab mit der Vollmacht, dem Hrn. von Beust im Namen des Grafen Bismarck „den Abschluß einer Allianz zwischen Preußen und Oesterreich zu bevorworten, einer Allianz, die sich auf sämmtliche deutsche Staaten erstrecken würde". Beust's erste Frage war selbstverständlich, was man Oesterreich zu bieten habe? Taufkirchen sprach von der unbedingten Garantie der deutschen Besitzungen Oesterreichs und von der temporären Garantie der nichtdeutschen. Als höchsten Preis aber bezeichnete er die Sicherung des Weltfriedens, da Rußland der dritte im Bunde sein werde, also ein Einverständniß geschaffen werde, dem gegenüber Frankreichs Macht nicht ausreiche. Taufkirchen deutete endlich — hier nur als bairischer Staatsmann, nicht als Vollmachtträger Bismarck's redend — darauf hin, daß ein preußisch-österreichisches Bündniß den süddeutschen Staaten die Möglichkeit gewähren werde, ein größeres Maß von Selbständigkeit zu wahren, und daß sich aus demselben schließlich zwischen dem Norddeutschen Bunde, den Südstaaten und Oesterreich ein bleibendes engeres Vertragsverhältniß ergeben werde, welches den frühern Deutschen Bund ersetzen könne.

Hrn. von Beust genügten diese Offerten nicht. Den Versicherungen Taufkirchen's, daß Oesterreich die Thore Deutschlands wieder in einer Art geöffnet werden sollten, in der es den Südstaaten abermals freigestanden hätte, ihre Anlehnung in der wiener Hofburg zu suchen und den alten Zwiespalt zu erneuern, schenkte er wenig Vertrauen. Was nach Wegfall dieser Perspective übrigblieb, wog er dann auf der Wage der Interessenpolitik und fand es zu leicht. Nach Beust's eigenen Aufzeichnungen*) schien ihm die Allianz der drei

*) Depesche an den Grafen Wimpffen, österreichischen Gesandten in Berlin, vom 19. April 1867. (Nr. 47 des Rothbuchs von 1868.)

Digitized by Google

großen Mächte der Mitte und des Ostens Europas noch immer keine ausreichende Garantie, Frankreich zur Wahrung des Friedens zu zwingen, und, was ihm selbst die österreichische Presse verdacht hat, ebenso wenig eine ausreichende Gewähr für den Sieg im Falle gemeinsamen Kampfes. Er hielt an der Möglichkeit fest, daß die also Alliirten „am Rhein, unter den Alpen, am Adriatischen Meere das Gesetz des Siegers annehmen müßten". „Aber selbst diesen unwahrscheinlichen Fall beiseitegelassen", meinte Hr. von Beust, „würde Oesterreich sich nicht auf eine möglicherweise zum Kriege führende Allianz einlassen können, die es der Gefahr aussetze, daß man ihm nach siegreichem Austrage das Prager Friedensinstrument in die Hand drücke und für dessen erfolgreiche Vertheidigung danke."

Diese Worte lassen schon deutlich genug erkennen, daß der Wiedergewinn eines Machteinflusses Oesterreichs auf die deutschen Angelegenheiten noch immer in den Wünschen Beust's liegt und zu den Zielen seiner Politik gehört, denn der Prager Friede, auf den Hr. von Beust so ironisch Bezug nahm, hat Oesterreich nichts anderes geraubt als eben seine Stellung in Deutschland. Noch viel evidenter tritt dies aus einer andern Auslassung Beust's hervor. Den Fall, daß Frankreich sich durch die mächtige Allianz wirklich bestimmen ließe, Frieden zu halten, ins Auge fassend, wenn Beust ihn auch keineswegs als den voraussichtlichen gelten ließ, da ja Napoleon „Italien und der Revolution in den Ländern seiner Gegner (Polen?) noch viel zu versprechen habe" und ein den französischen Nationalstolz verletzendes Zurückweichen der Dynastie gefährlich werden könne, warf er die Frage auf, in welcher Lage Oesterreich, das jetzt gar nicht bedroht sei, in die neue Friedensepoche eintreten würde. Er beantwortete diese Frage selbst mit den inhaltschweren Worten:

> „Oesterreich hätte sie zu bezahlen durch die Feindschaft Frankreichs, die ihm doppelt gefährlich sein würde, weil sie zugleich in Deutschland eine so gut als unbedingte Abhängigkeit von dem guten Willen Preußens im Gefolge hätte."

Der Hauptwerth der Freundschaft Frankreichs beruht also in den Augen des Hrn. von Beust darin, daß Oesterreich mit französischer Hülfe dem weitern Vorschreiten des von Preußen begonnenen deutschen Einigungswerkes sein Veto entgegenzustellen vermag. Anders sind diese Worte doch kaum zu deuten. Mag es jedem deutschen Manne die Zornesadern schwellen machen, wenn sich französische Anmaßung unsern nationalen Bestrebungen in den Weg zu stellen sucht, schmerzlicher muß es uns berühren, daß das verwandte Oesterreich, nachdem ein jahrhundertelanger Zwiespalt endgültig ausgetragen, heute noch seinen Vortheil in der Schwäche und Zersplitterung Deutschlands erkennt. Bei aller Hochachtung vor den Leistungen Beust's als österreichischer Reichskanzler wird es schwer, die Nothwendigkeit zu erkennen, die ihn zwingt, seinem frühern Vaterlande in dieser Weise gegenüberzutreten.

Taufffkirchen's Mission scheiterte vollständig, wie es übrigens schon deshalb vorauszusehen war, weil Beust durch seine am Tuilerienhofe bereits eingeleiteten Vermittelungsversuche, auf deren Gelingen er aus mehr als einem Grunde den höchsten Werth legte, schon engagirt war.

Schon am 8. April, demselben Tage, an welchem Hr. von Beust die Allianz mit Frankreich abgelehnt hatte, war eine zweite Depesche von Wien nach Paris expedirt worden, mittels deren Oesterreich seine Vermittlerrolle formell antrat. Hr. von Beust hatte dem Fürsten Metternich den Auftrag ertheilt, das pariser Terrain zu sondiren, ob einer von den beiden folgenden Vorschlägen Aussicht auf Annahme habe:

1) Luxemburg verbleibt dem Könige von Holland und Preußen räumt die Festung unter Verzicht auf sein Garnisonrecht.

2) Luxemburg wird mit Belgien vereinigt, welches dagegen an Frankreich denjenigen

Digitized by Google

Gebietsstreifen abtritt, worauf die kleinen Festungen gelegen sind, die Frankreich 1814 belassen, 1815 aber entzogen wurden.

Am folgenden Tage ward dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Wimpffen, von der an den Fürsten Metternich gerichteten vertraulichen Depesche (Beust nannte sie, obgleich sie später ins Rothbuch aufgenommen wurde, ein Privatschreiben, damit ja eintretendenfalls nicht von einem diplomatischen Misserfolge die Rede sein konnte) Kenntniß gegeben. Ein bestimmter Auftrag ward nicht daran geknüpft, dem Gesandten jedoch angedeutet, daß man auch Preußen Concessionen machen könne, die ihm die Annahme der Vermittelung ermöglichen würden. Hr. von Beust erkannte rechtzeitig, daß das berliner Cabinet auf die seinerseits in Paris gemachten und ausschließlich auf die Ehrenrettung Napoleon's berechneten Vorschläge nicht ohne weiteres eingehen werde. Er betonte daher das Arrangement, welches Luxemburg bei Holland ließ, und stellte als Ersatz für den Verzicht Preußens auf sein seitheriges Besatzungsrecht die Schleifung der Festung und die Neutralisirung des Großherzogthums in Aussicht. Bezüglich des andern Projects, welches Luxemburg an Belgien geben sollte, wurde bemerkt, daß Frankreich für den Gebietsstreifen, den ihm Belgien dagegen abzutreten hätte, die pecuniäre Entschädigung des Königs von Holland und „der Eigenthümer der Festungswerke" aufzuerlegen sein würde. Dem Gesandten ward aber ausdrücklich bemerkt, „diese Ideen nicht etwa als Vorschläge des k. k. Cabinets zu betrachten", sondern nur als Andeutungen, um an ihrer Hand die Elemente eines friedlichen Einvernehmens aufzusuchen. Hr. von Beust wollte um keinen Preis eine ablehnende Antwort haben oder sich gar in Paris eine Blöße geben.

Graf Bismarck erwies sich gegenüber den Andeutungen, die ihm Graf Wimpffen machte, nicht ganz unzugänglich; er konnte auch um so eher auf eine Besprechung eingehen, als er sich dadurch ebenso wenig engagirte, wie Hr. von Beust zu thun für gut befunden hatte. Die guten Dienste Oesterreichs nahm er unter der Bedingung, daß dabei weder die öffentliche Meinung in Deutschland sowie die Cabinete von London und Petersburg verletzt würden, ohne weiteres an. Von den beiden Lösungsideen gab er zunächst derjenigen den Vorzug, welche Luxemburg Belgien zutheilte. In der von Europa garantirten Neutralität dieses Staats scheint der preußische Staatsmann zur Zeit die größere Gewähr gegen das Wiederauftauchen französischer Annexionsgelüste erkannt zu haben.

In Paris fielen die Propositionen Beust's in der bedingungslosen Form, in der sie zuerst vorgetragen wurden, auf den besten Boden. Napoleon, die Gefahren eines Kriegs in ihrer ganzen Schwere würdigend, ließ dem Fürsten Metternich sofort bestimmt erklären, daß die französische Regierung jede Combination wohl aufnehmen werde, „deren Basis das Zurücktreten Frankreichs von der Annexion Luxemburgs sei"*), vorausgesetzt, daß die Räumung der Stadt und der Festung Luxemburg erreicht werde. Marquis Moustier fand persönlich dasjenige Project annehmbar, welches Frankreich die kleinen belgischen Festungen verschaffen würde, der Kaiser aber wurde später anderer Ansicht.

Die erste große Concession war also von französischer Seite gemacht, denn der ganze Conflict war aus dem Annexionsproject hervorgegangen und keineswegs aus den Bedenken, die Frankreich wegen der gefahrdrohenden Stellung der Preußen in der Festung Luxemburg hegte. Warum hätte sonst auch Frankreich diese Bedenken nicht in Nikolsburg oder bei Gelegenheit seiner Compensationsforderungen zur Geltung gebracht? Und

*) Oesterreichisches Rothbuch, Urkunde Nr. 8. Die Stelle lautet in der vom 14. April datirten Depesche Metternich's wie folgt: „. . . que le Gouvernement Impérial accueillerait toute combinaison qui aurait pour base la renonciation au Luxembourg par la France, pourvu que l'on obtint l'évacuation de la forteresse . . ."

Digitized by Google

warum beharrte Frankreich, wie es seine hochofficiöse Presse ausweist, zu Anfang April noch auf dem Annexionsproject, als der König von Holland bereits von dem Handel zurückgetreten war? Daß der Länderschacher, der Uebergang eines deutschen Gebiets an Frankreich für Preußen den casus belli sofort herbeigeführt hätte, während es in Rücksicht auf sein sehr zweifelhaft gewordenes Besatzungsrecht von vornherein zu einer Transaction bereit war, ist heute zur Evidenz erwiesen. Von einem Zurückweichen Preußens, mit dem die französische Regierungspresse später prahlte, kann da nicht wohl die Rede sein. Das eben veröffentlichte niederländische Orangebuch bringt eine telegraphische Depesche des niederländischen Gesandten in Berlin vom 3. April, also dem Tage, an dem das Zurücktreten des Königs der Niederlande von dem Verkaufe des Großherzogthums bekannt wurde, die den ursprünglichen Standpunkt Preußens klar erkennen läßt. Sie lautet kurz: „Graf Bismarck hat mir gesagt: Sie retten den Frieden Europas.“*)

Während Preußen auf diplomatischem Gebiete noch immer in Schweigen verharrte und seine officiöse Presse wiederholt versicherte, daß jede Veranlassung zu einer Kundgebung fehle, solange Frankreich der preußischen Regierung keine Zumuthung wegen Luxemburgs stelle, betrat Frankreich mittels einer Depesche vom 15. April das internationale Forum. In dieser Depesche ist der vollständige Verzicht auf das Annexionsproject ausgesprochen. Nach einer eingehenden Bezugnahme auf die Kundgebung des Grafen Bismarck im Reichstage, die als vollständigste Anerkennung der französischen Rechtsanschauung gedeutet wird, heißt es am Schlusse: „Die kaiserliche Regierung ist geneigt, auf alle versöhnenden Vorschläge einzugehen, welche mit ihrer Würde und mit ihren Pflichten gegen das Land vereinbar sind. Sie glaubt fest, daß die Mächte dies nicht verkennen und Preußen veranlassen werden, den allgemeinen Interessen Rechnung zu tragen, welche bei dieser Frage im Spiele sind. Der Rückzug der Garnison von Luxemburg wird uns selbst möglich machen, auf ein Gebiet zu verzichten, in dessen Abtretung sein rechtmäßiger Souverän gewilligt hat, und nach welchem uns die Wünsche der Bevölkerung riefen; der Friede Europas wird so gesichert sein; wir wünschen nichts anderes.“

Preußischerseits wurde der österreichischen Vermittelung, welche die französische Regierung zu der vorstehenden wichtigen Kundgebung veranlaßt hatte, zuvörderst nicht die mindeste Folge gegeben. Graf Bismarck betrachtete die Unterhaltung mit dem Grafen

*) Das Mitte März 1868 erschienene Orangebuch gibt noch andere interessante Aufschlüsse, die namentlich die Ansicht rechtfertigen, daß das ganze Annexionsproject von Frankreich ausgegangen ist, wenn auch die Fama recht behalten mag, daß eine dem Könige von Holland nahe stehende Dame bei den Verhandlungen die Hand im Spiele gehabt, vielleicht sogar eine erste Anregung gegeben hat, die dann in Paris mit Freuden aufgegriffen wurde. Die niederländische Regierung, von innern Schwierigkeiten gedrängt und das Bedürfniß einer Rechtfertigung fühlend, hat es nämlich noch zu Anfang März 1868 für angethan erachtet, dem Marquis Moustier Vorstellungen darüber machen zu lassen, daß seine im Rothbuch veröffentlichten Depeschen, speciell die vom 27. und 28. Febr., glauben ließen, „die niederländische Regierung habe die Initiative zu dem Vorschlage ergriffen, welcher auf die Vereinigung Luxemburgs mit Frankreich abzielte“. Dem Berichte, den der mit dieser Vorstellung betraute Gesandte seiner Regierung erstattete, entnehmen wir folgende Stellen: „Mr. le Marquis de Moustier convint qu'en effet ces expressions, prises littéralement, pouvaient donner lieu à une appréciation erronée et contraire aux faits tels qu'ils se sont déroulés' ... Quant à l'idée de la cession du grand-duché, Mr. de Moustier reconnaît volontiers que le gouvernement néerlandais n'en a nullement pris l'initiative, qu'aucune négociation officielle (!) entre le deux pays n'a eu lieu à ce sujet et que par consequent il ne saurait être question de froideur ou de mécontentement provenant de ce que cette idée de cession ne se saurait pas réalisée, puisque le gouvernement ne s'y est pas mêlé directement et ne saurait en être rendu responsable ...“ Holland will danach den Echec nicht auf sich sitzen lassen.

Digitized by Google

Wimpffen ganz so, wie sie Hr. von Beust zu Anfang selbst angesehen wissen wollte, als ein vertrauliches Pourparler, das keinen von beiden Theilen im mindesten binde. Indeß scheint man in Wien aus den dabei gefallenen Andeutungen Bismarck's kühnere Hoffnungen geschöpft zu haben, als der preußische Staatsmann zu eröffnen geneigt war. Zu nicht geringer Enttäuschung lief am 18. April plötzlich aus London die Mittheilung ein, daß Preußen einer Kundgebung seines Gesandten zufolge zu einer Räumung Luxemburgs keineswegs geneigt sei. Wahrscheinlich hing diese Kundgebung noch mit der Mission des Grafen Taufkirchen zusammen. Für den Fall nämlich, daß es gelungen wäre, Oesterreichs Allianz zu gewinnen, erschien preußischerseits nicht die geringste Concession geboten. In Wien aber nahm man das betreffende Telegramm nur um so ernster, weil nach seinem Eingang Taufkirchen's Antrag bereits abgelehnt war.

Jetzt galt es für Hrn. von Beust alle Taue in Spannung zu bringen, um die Vermittelung nicht scheitern zu lassen. Ein maßloses Fiasco wäre die Folge gewesen, da man in Paris von dem, was Graf Wimpffen über seine vertrauliche Unterredung mit Bismarck gemeldet, unbefugterweise Gebrauch gemacht hatte und Frankreichs Haltung darauf fußte. Es galt also gleichzeitig Frankreich bei seinen Zusagen festzuhalten und den Grafen Bismarck zum Entgegenkommen zu bestimmen. Zu ersterm Zwecke wurde eine Circulardepesche bezüglich der Taufkirchen'schen Mission an die Großmächte gerichtet, die den Zweck hatte, Oesterreich vor dem Verdachte einer Hinneigung zu Deutschland zu schützen. Dann wurden in Berlin endlich officielle Vorstellungen gemacht und die Unterstützung derselben am Hofe zu Petersburg nachgesucht. Das russische Cabinet hatte sich bis dahin den Vermittelungsversuchen des Hrn. von Beust gegenüber sehr indifferent verhalten, eine Theilnahme an denselben ausdrücklich abgelehnt und erklärt, „es werde nichts gegen Preußen unternehmen". In dem Stadium indeß, in welches die Sache jetzt getreten war, durfte Hr. von Beust hoffen, daß Rußland, welches die Erhaltung des Weltfriedens zweifellos wünschte, sich nicht mehr vollständig ablehnend verhalten werde.

Am 17. April hatte Hr. von Beust eine noch als ausschließlich zur Information des Gesandten dienend bezeichnete Depesche nach Berlin expedirt, die namentlich darum besonderes Interesse beansprucht, weil der österreichische Minister darin die Chancen eines Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich gegeneinander abwägt, aber zu ganz andern Resultaten gelangt, als sie seine unter dem 22. März an den Fürsten Metternich gerichtete Kundgebung erwarten läßt. Er raisonnirt wie folgt:

Versetzen wir uns einen Augenblick in die Lage Preußens. Wir begreifen vollkommen, daß diese Macht für den Kriegsfall aus der Stärke und Bereitschaft der gehobenen Moralität und überlegenen Bewaffnung ihres Heeres mächtige Gründe der Zuversicht schöpfen kann, wir unterschätzen gewiß auch nicht die Stütze, welche das erregte Nationalgefühl im Süden wie im Norden Deutschlands, alle widerstrebenden Elemente niederhaltend, ihr gewähren wird.

Aber wir glauben andererseits den Erwägungen, welche einen Krieg Preußens gegen Frankreich als ein hohes Wagniß erscheinen lassen, mindestens das gleiche Gewicht zuerkennen zu müssen. Eine Explosion der zeither mühsam zurückgedrängten Unzufriedenheit der französischen Nation ist mit den größten politischen und socialen Gefahren verbunden, und wenn auch diese Gefahren allgemeine europäische sind, so würde es doch Preußen sein, welches sich den ersten Wirkungen des heftigen Sturms entgegenstellen müßte. Einen entschiedenen Vortheil hat zweitens Frankreich durch seine Flotte voraus, welche diesmal, ungehindert vom englischen Dreizack, eine in den frühern deutsch-französischen Kriegen nicht vorgekommene Rolle spielen und einen nicht geringen Theil der Streitkräfte Preußens beschäftigen würde. Durch diese Diversion wird Preußen drittens gehindert sein, den süddeutschen Staaten den Schutz, den es ihnen durch formelle Bündnisse zugesichert hat, rechtzeitig und ausreichend zu gewähren, und zugleich sind alle diese Gefahren und Nachtheile von der Art, daß sie durch eine Allianz mit Rußland nicht im entscheidenden Augenblicke von Preußen abgewendet werden können. Man wird gewiß zugeben müssen, daß diese Umstände schwer genug in die Wagschale der Vortheile Frankreichs fallen.

„Hätten wir eine Politik der Wiedervergeltung gegen Preußen im Sinne", heißt es dann

Digitized by Google

weiter, „wir müßten in der That einigen Reiz verspüren, den gefährlichen Funken eher anzuschüren, als ihn zu ersticken. Wenn wir uns dessenungeachtet eifrig um den Frieden bemühen, wenn wir dem berliner Hofe zu den nothwendig gewordenen Zugeständnissen an Frankreich rathen, so beweisen wir dadurch am besten, daß wir gegen jeden solchen Reiz unempfindlich sind, und Ew. u. s. w. u. s. w. werden hierfür mit allem Freimuth die Anerkennung des Grafen Bismarck beanspruchen dürfen."

Im weitern Verlaufe dieser Depesche nimmt Beust auf das ihm von Taufkirchen proponirte Allianzproject Bezug. Wie er dem bairischen Diplomaten bereits gesagt, sei Oesterreich einer solchen Allianz keineswegs für alle Fälle abgeneigt, jedoch komme dabei alles auf den Preis an; dieser Preis aber könne nicht von Oesterreich bezeichnet, er müsse ihm angeboten werden.

Erst mittels weiterer Depeschen vom 20. und 23. April wird Graf Wimpffen angewiesen, im Sinne des vom Kaiser Napoleon nunmehr definitiv angenommenen Vermittelungsvorschlags (Aufgeben des Annexionsprojects, dagegen Räumung der Festung seitens der Preußen) thätig zu sein. Der jüngsten dieser Depeschen entnehmen wir folgende, einer captatio benevolentiae sehr ähnliche Deduction:

Wer sich nicht ausschließlich bei der Schwierigkeit des Tages aufhält, wer den Blick etwas mehr in die Ferne richtet, der wird der Meinung sein, daß Preußens Interesse nicht den Krieg mit Frankreich wegen eines Garnisonsrechts von secundärem Werth, sondern die Annahme des Neutralisirungsvorschlags und das dadurch bedingte Fallenlassen des französischen Compensationsanspruchs erheische.

Kaiser Napoleon hat bestimmt ausgesprochen, daß Frankreich im Falle der Zurückziehung der preußischen Truppen aus der Festung die Forderung der Annexion des Großherzogthums aufgeben werde. Wenn man vor allem hieran festhält, und wenn man weiter erwägt, daß die absolute Trennung Luxemburgs von den Niederlanden in Holland gewünscht wird und dort bereits zu einer populären Sache geworden ist, so kann man nicht zweifeln, daß in nicht ferner Zukunft Luxemburg sich entschiedener an Deutschland anschließen und zuletzt damit aufhören werde, sich in den Norddeutschen Bund aufnehmen zu lassen. Dieses Grenzland wird aber dann wieder definitiv für Deutschland gewonnen sein, und für die militärische Sicherheit Deutschlands wird auch in anderer Weise als durch den luxemburgischen Felsenwall gesorgt werden können.

Fast scheint es, als ob Hr. von Beust die Neutralisirung, deren Garantie seitens der Großmächte auf Schwierigkeiten zu stoßen drohte, damit hinwegräumen wollte. Namentlich England hatte sich weder zur Uebernahme besonderer Verpflichtungen noch zu einer lebhaften Unterstützung der Beust'schen Bemühungen sehr bereit gezeigt.

In Berlin verharrte man noch immer in der seitherigen Zurückhaltung. Die immer kriegerischer sich gestaltende öffentliche Meinung in Deutschland, deren äußerste Schonung geboten erschien, hielt ebenso sehr von dem Eingehen auf unsichere Transactionen zurück, wie das wachsende Mistrauen gegen Frankreich. Immer lauter und überzeugender drangen Gerüchte von französischen Rüstungen über die Grenze. Wie sich später erwies, sind denn auch zur Zeit 70000 Mann aus der Zahl der Reserven zu den Fahnen berufen und eine außerordentlich große Zahl von Pferden angekauft worden. Die Armee, in dieser Weise von 385000 auf 455000 Mann (einschließlich 50000 Nichtstreitbarer) vermehrt, war dadurch freilich noch immer nicht in der Lage, einen Kampf gegen Preußen und Deutschland aufzunehmen. Dies aber ließ sich zur Zeit von Berlin aus nicht übersehen und Preußen hatte allen Grund, auf seiner Hut zu sein, um nicht in völlig unkriegsfertigem Zustande überrascht zu werden. Die militärische Bewegung in Frankreich, die mit dem Kriegslärm der Chauvinisten und Ultramontanen Hand in Hand ging, nahm deshalb Bismarck's Aufmerksamkeit weit mehr in Anspruch als die diplomatische Action. Preußischerseits wurden noch immer nicht die mindesten militärischen Vorbereitungen getroffen, aber in der officiösen Presse wie im diplomatischen Verkehr wurde sehr verständlich ausgedrückt, daß der Friede nicht zu retten sein würde, sobald die französischen Rüstungen Preußen

Digitized by Google

dazu zwingen würden, eine Mobilmachungsordre zu erlassen. Schon aus moralischen Gründen war dies erklärlich; die neuaufgerichtete norddeutsche Heeresmacht durfte nicht mit einer mattherzigen Demonstration debutiren. Was die Stellung Preußens den Vermittelungsvorschlägen gegenüber betrifft, so scheint sich Preußen nur in Petersburg darüber eingehend geäußert zu haben. Aus einer Depesche des dortigen österreichischen Gesandten an Hrn. von Beust vom 23. April erfahren wir, daß Graf Bismarck sich dahin ausgelassen habe, er werde nur auf ein solches Arrangement eingehen, das als radicale Lösung zu betrachten sei und die Garantien, welche der Vertrag von 1839 Deutschland gewähre, nicht verändere. Man wollte also Frankreich die Möglichkeit entziehen, die luxemburger Affaire wieder aufzunehmen, wenn es seine damals in keineswegs glücklicher Verfassung befindliche Armee in schlagfertigern Stand gesetzt hätte.

Infolge dieser Mittheilungen trat Rußland mit einem Vorschlage auf, der den Beust'schen Vermittelungsvorschlägen den Weg zur Realisirung eröffnete. Fürst Gortschakow proponirte eine europäische Conferenz, in der alle Signaturmächte des Vertrags von 1839 die schwebende Angelegenheit berathen und zum Austrag bringen sollten. Als Sitz dieser Conferenz brachte der russische Reichskanzler London in Vorschlag und zwar in der ausgesprochenen Absicht, England für die Sache zu gewinnen. Was die specielle Lösung anbelangt, so legte Rußland im Interesse Preußens den Hauptaccent darauf, daß Luxemburgs Neutralität unter die Collectivgarantie der europäischen Mächte gestellt werde; es begünstigte dabei den Plan, Luxemburg an Belgien zu geben, dessen Neutralität dadurch eine neue Stütze erhalten hätte, war aber entschieden dagegen, daß Frankreich gleichzeitig eine Erweiterung durch belgisches Gebiet zugestanden werde.

Kehren wir vorläufig noch einmal zu den Bemühungen der österreichischen Diplomatie zurück. Graf Wimpffen konnte erst am 25. April eine einigermaßen bestimmte Antwort Bismarck's nach Wien melden. Der preußische Staatsmann erklärte, seinerseits der von Napoleon acceptirten Lösung, welche Luxemburg als selbständiges Großherzogthum unter dem Könige von Holland bestehen ließe, nicht entgegentreten zu wollen, stellte aber dabei positiv die Bedingung, daß die Initiative des Verlangens der Räumung nicht von Frankreich, das er dazu keineswegs für berechtigt hielt, sondern von dem einzig Betheiligten, dem Könige von Holland ausgehe. Einen entgegenkommenden Schritt, der dem Verzicht Napoleon's auf die Annexion entsprochen hätte, wollte Preußen seinerseits also nicht thun. Außer jener Bedingung stellte Graf Bismarck noch die kategorische Forderung einer Garantie der Großmächte für die künftige Neutralität. Eine bindende Verpflichtung übernahm er mit diesen Erklärungen immer noch nicht; er bezeichnete dieselben vielmehr ausdrücklich als nichtamtliche, da die Haltung Preußens durch die Stimmung in Deutschland bedingt werde. Außerdem deutete der preußische Minister an, daß schließlich alles davon abhänge, ob es Frankreich mit seinem Entgegenkommen Ernst sei. Graf Bismarck, schreibt der österreichische Gesandte, glaube zwar noch an die persönliche Friedensliebe Napoleon's, fürchte aber ernstlich, daß dieser durch die Zustände und die Stimmung in Frankreich, wie sie ihm von seiner Umgebung, der Luxemburg nur ein Vorwand sei, geschildert würden, in den Krieg hineingetrieben werde. Angesichts der französischen Rüstungen stehe daher Preußen vor der unmittelbaren Nothwendigkeit, zur Mobilisirung des Heeres zu schreiten.

Von österreichischer Seite wurde richtig erkannt, daß jetzt alles darauf ankomme, diese Rüstungen zu verhindern, sollte nicht der Krieg ebenso unvermeidlich werden, wie dies 1859 und 1866 der Fall war. Die Zeit drängte also. Umgehend antwortete Hr. von Beust, daß die Bedingungen, welche Graf Bismarck gestellt, keine Schwierigkeiten veranlassen würden.

Das Cabinet der Tuilerien hatte inzwischen alle Anstrengungen gemacht, die euro-

Digitized by Google

päischen Höfe seiner aufrichtigen Friedensliebe zu versichern, und wer die Lage des Kaisers reiflich erwog, konnte nicht daran zweifeln, daß diese Versicherungen ernst gemeint waren. Ebenso wenig aber war ein Zweifel möglich, daß irgendeine Concession von preußischer Seite gemacht werden müsse, sollte nicht Napoleon zwischen die Alternative eines Kriegs oder der äußersten Gefährdung seines Throns gestellt werden. Weder das eine noch das andere entsprach den Wünschen der Neutralen, und so vereinigten sich denn alle dahin, Preußen den Verzicht auf sein Besatzungsrecht anzurathen. Kaiser Alexander von Rußland setzte sich selbst in directe Correspondenz mit dem Könige von Preußen, um diesen zur Erhaltung des Friedens zu bestimmen. Napoleon hatte inzwischen bereits dem Fürsten Metternich erklärt, daß er die vom Grafen Bismarck angedeuteten Bedingungen (Initiative Hollands für den Räumungsantrag und Neutralitätsgarantie) vollständig (immédiatement et presque chaleureusement) acceptire.

Bis dahin hatte Preußen noch keine Entscheidung getroffen; alle Kundgebungen Bismarck's, von denen die österreichische Diplomatie zur Erreichung ihrer Zwecke den ausgiebigsten Gebrauch gemacht hatte, waren persönliche Meinungsäußerungen vertraulicher Natur; der preußische Minister hatte sich vollständig freie Hand gewahrt und es stets betont, daß Preußen überhaupt zu keiner Concession bezüglich Luxemburgs veranlaßt werden könne, da noch niemand, dem ein Recht dazu beiwohne, eine solche gefordert habe. Jetzt indeß trat die Sache in ein anderes Stadium. Rußlands Conferenzvorschlag war ganz dazu angethan, Preußen zu einer friedlichen Entscheidung zu veranlassen, ohne ihm vor der deutschen Nation das Onus eines Zurückweichens vor Frankreich aufzuerlegen.

Es galt also Annehmen oder Ablehnen. Ein weiteres ruhiges Abwarten war unmöglich, da die französischen Rüstungen mit jedem Tage den Beginn der Gegenrüstungen nothwendiger erscheinen ließen. Die Entscheidung war nicht leicht. Es galt zwischen drei Wegen zu wählen:

1) den Ansprüchen Frankreichs, die in ihrer jetzigen Gestalt von den übrigen Großmächten mehr oder weniger befürwortet wurden, ein entschiedenes quod non entgegenzustellen, die preußische Besatzung zu belassen und sich, ruhig abwartend, der Dinge gegenwärtig zu halten, die da kommen würden;

2) die kriegerische Initiative gegen Frankreich zu ergreifen, um im Wege der Gewalt ein für allemal Garantien für die Integrität des deutschen Bodens zu erzwingen;

3) entschieden in den Weg friedlicher Transaction einzutreten und es zu prüfen, ob auf dem durch die vermittelnden Mächte geebneten Wege ohne Schädigung der nationalen Ehre ein ausreichendes Aequivalent für das Besatzungsrecht auf Luxemburg zu gewinnen sei, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß damit der Frieden nicht nur vorläufig gewahrt, sondern seine fernere Erhaltung gesichert werde.

Der erste dieser drei Wege wäre, wenn die große Politik, wie leider so oft geschieht, nach dem Maßstabe bürgerlicher Verhältnisse bemessen werden könnte, unbedingt der nächstliegende und natürlichste gewesen. Nichts war einfacher, als zu sagen: „Kommt und holt's euch!" Zunächst aber blieb zu bedenken, daß bei einem kriegerischen Contact zweier großen, ganze Nationalitäten vertretenden Mächte, wie Deutschland und Frankreich, eine kriegerische Komödie, wie sie noch 1832 vor Antwerpen gespielt wurde, unmöglich war, daß vielmehr ein Völkerkrieg in den größten Dimensionen auf diesem Wege unvermeidlich geworden wäre. Bei einem solchen Kriege hätte dann der Vortheil der Initiative ganz in Frankreichs Hand gelegen. Der Kaiser Napoleon hatte sich bis dahin wohl gehütet, einen casus belli auf die Tagesordnung zu setzen, er hatte vielmehr durch seinen Verzicht auf die Annexion des Großherzogthums Deutschland jede directe Veranlassung entzogen, denselben seinerseits zu stellen. Was die Räumung der Festung an-

Digitized by Google

belangt, so hatte er einfach ganz ebenso, wie es Preußen gethan, die Rechtsanschauungen der europäischen Großmächte angerufen. Mit dem ihm günstig lautenden Votum derselben konnte er sich beliebige Zeit beruhigen. Seinen Franzosen hatte er gesagt, daß das Verbleiben der preußischen Garnison in Luxemburg der Krieg sein werde, Europa und speciell Preußen gegenüber aber noch nicht. Ohne seinen bis dahin bereits ins Werk gesetzten wenig umfangreichen Rüstungen eine dem Auge auffälligere Ausdehnung zu geben, sogar unter vorläufiger Wiederentlassung der einberufenen Verstärkungsmannschaften konnte er sich für einen solchen Krieg im größten Maßstabe vorbereiten. Die Legislative und mit ihr die ganze Nation würde auf eine Heeresorganisation eingegangen sein, die alle Wünsche des Kaisers erfüllt hätte. Wenn dann die ganze Infanterie mit Chassepots ausgerüstet und ausgebildet gewesen, wenn alle Vorbereitungen zur Aufstellung einer Million Soldaten getroffen, wenn alle Festungen dem Stande des neuen Geschützwesens gemäß retablirt gewesen wären, dann wäre es dem Kaiser leicht gewesen, jeden Augenblick auf das Votum der europäischen Großmächte zu recurriren und mit der luxemburger gleichzeitig die Rheinfrage zum Austrag zu bringen. Ganz im Belieben Napoleon's hätte es gelegen, wie lange Handel und Wandel von ganz Europa unter dem Drucke dauernder Kriegsgefahr hätte danieder liegen müssen; Deutschlands innere politische Entwickelung, alle höhern geistigen Interessen, seine ganze materielle Wohlfahrt würde gegen die Wehrfrage in den Hintergrund getreten sein. Der Zustand wäre unerträglich gewesen.

Es wäre schließlich die zweite Alternative unabweisbar geworden, und dies erwogen, würde dieselbe an und für sich den Vorzug vor der ersten verdient haben. Einmal auf die kriegerische Initiative angewiesen, wäre es Pflicht der Selbsterhaltung selbst gewesen, sobald als möglich an die Waffen zu appelliren, um den gewaltigen Vortheil auszubeuten, der aus einer numerischen Ueberlegenheit von 60 Proc. im freien Felde, aus dem Vorsprunge in der Bewaffnung der Infanterie, aus der bis in die jüngsten Reihen des Heeres hinabreichenden kriegerischen Bewährung, aus der Erprobung der Generale, aus den ruhmvollen Erinnerungen der jüngsten Vergangenheit und dem ganz Deutschland zur Zeit lebhaft durchglühenden Nationalgefühl erwachsen mußte.

Aber dazu wäre möglicherweise das einfache „bellum alicui inferre" nöthig geworden, da es ja ganz in des Gegners Hand lag, Deutschland einen formell berechtigten casus belli beliebig lange vorzuenthalten. An Frankreich die Forderung von Garantien zu stellen, daß es nie Luxemburg und mit ihm den Rhein beanspruchen wolle, wäre doch nicht wohl angegangen und hätte im Grunde nichts anderes als eine Kriegsprovocation bedeutet. Wir dürfen uns keineswegs unbedingt gegen ein so einfaches Verfahren aussprechen, da wir an anderer Stelle den Satz adoptirt haben, daß die Berechtigung zum Kriege weit mehr und fast ausschließlich in der ursächlichen Streitfrage zu suchen sei, als sie in dem speciellen zum Kriege führenden Conflict zu erkennen ist. Die ursächliche Streitfrage, die Frage, ob Deutschland ferner noch die Suprematie, welche Frankreich seit Richelieu's Zeiten auf dem Continent geübt, gelten lassen solle, trat allerdings klar genug in den Vordergrund. Was aber würde das moderne Europa, was selbst das Gewissen des friedliebenden und in Fragen der äußern Politik keineswegs weitsichtigen deutschen Volks gesagt haben, wenn Preußen, wie es Napoleon 1859 gethan, den casus belli vom Zaune gebrochen hätte? Die schleswig-holsteinische Frage und das Markten um den formellen Rechtspunkt beim Todesgang des Deutschen Bundes hatten gezeigt, ein wie großes Gewicht das deutsche Gewissen auf den speciellen Conflict legt.

Eine Provocation des Kriegs im angedeuteten Sinne würde Deutschland die Sympathien ganz Europas, vor allem Englands, entfremdet haben, sie würde auch den Cabineten Süddeutschlands den Vorwand gegeben haben, sich ihren Vertragspflichten gegen Preußen zu entziehen. Die Demokratie Süddeutschlands, deren Kriegsgeheul eine klar

Digitized by Google

sehende Celebrität derselben Partei (Bamberger) zu jener Zeit in der Presse ins rechte Licht gestellt hat, würde die Regierungen und das süddeutsche Philisterthum wahrlich nicht an Preußens Seite getrieben haben. Der erste Kampf, den Deutschlands Norden und Süden gemeinsam kämpfen, muß unbedingt ein auch formell berechtigter und dabei aus dem vollen Nationalbewußtsein hervorgegangener sein. Aus dem Stande der luxemburger Frage, d. h. nach dem Verzicht Napoleon's auf die Annexion, war ein dieser Bedingung entsprechender Kriegsfall nicht direct abzuleiten.

Ehe wir uns dem letzten Wege zum Austrage zuwenden, wollen wir gestehen, daß zwischen den beiden oben angedeuteten noch manche Zwischenpfade denkbar blieben. Ihre Gangbarkeit hing aber immer vom Willen des Gegners und von andern Zufälligkeiten ab, und eine gewissenhafte Politik durfte sich ihnen nicht anvertrauen. Jede Unklarheit, jedes laisser-aller auf gut Glück hätte Deutschlands materielle und politische Wohlfahrt aufs äußerste gefährdet.

Wollte Preußen Scilla und Charybdis vermeiden, weder den Krieg in einer den Anschauungen unserer Zeit widerstrebenden Weise provociren noch es in Frankreichs Belieben stellen, *wann* es seinerseits losschlagen wolle, so blieb ihm nichts übrig, als den dritten Weg zu betreten, den der friedlichen Transaction. In ganz Deutschland wurden bereits zahlreiche Stimmen in diesem Sinne laut, man begann den Ehrenpunkt ruhiger zu erwägen. Mehr und mehr wurde es gewürdigt, daß die ruhige feste Haltung des berliner Cabinets bereits den Kaiser der Franzosen gezwungen hatte, von einem Plane zurückzutreten, durch den er sich vor den Augen Europas und vor der eigenen Nation auffällig engagirt hatte, mehr und mehr faßte auch die Ueberzeugung Wurzel, daß vom völkerrechtlichen Standpunkte aus Preußen einen Anspruch auf sein Besatzungsrecht nicht mehr geltend machen konnte, nachdem alle europäischen Großmächte ihre Garantie für erloschen erklärt hatten. Vom nationalen Standpunkt gab man sich um so eher mit dem negativen Ergebniß zufrieden, daß der Anfall eines deutschen Landes an Frankreich beseitigt, das principiis obsta gewahrt sei, als die Haltung der Luxemburger während der Krisis jede Theilnahme für dieselben auf Null reducirt hatte. Nach allen Kundgebungen dieser größtentheils degenerirten Grenzbevölkerung leitete nichts als das roheste materielle Interesse ihre Wünsche und Bestrebungen. Der Zollverein war nach Ausweis der Prüfungszeit, in welcher die Gesinnung der Bevölkerung sich frei kundgeben konnte, das Einzige, was sie an Deutschland kettete. Während Luxemburg den Abfud seiner untern Volksschichten an die französischen Fremdenregimenter abzugeben gewohnt war, zitterten die andern Gesellschaftsklassen davor, die Pflicht, das Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen, mit dem übrigen Deutschland theilen zu müssen.

Unter diesen Umständen konnten also nur noch zwei Punkte technischer Natur vorwiegend in Frage kommen:

1) Hat die Festung Luxemburg an und für sich eine solche militärische Bedeutung, daß durch ihr Verschwinden aus der Zahl der festen Plätze, wie dies durch die proponirte Schleifung der Werke bedingt war, die Offensiv- und Defensivkraft Deutschlands belangreich vermindert wird?

2) Welche Garantien werden Deutschland an Stelle des preußischen Besatzungsrechts dafür geboten, daß nicht schließlich jenes zweifellos germanische Land abermals der romanischen Herrschaft anheimfalle und gleichzeitig Frankreich in Luxemburg eine Offensivposition gegen Deutschland gewinne?

Die Beantwortung der *ersten* Frage fordert zu einem flüchtigen Streifzuge ins Gebiet der Strategie heraus.

Eine Festung hat nie schon darum militärische Bedeutung, weil sie überhaupt eine Festung oder auch eine starke Festung ist, sondern nur dann, wenn sie als solche be-

Digitized by Google

stimmte strategische Zwecke erfüllt. Schon seit den Zeiten Turenne's ist man von der Ansicht zurückgekommen, daß ein Land durch ein System an seiner Grenze gelegener fester Plätze vertheidigt werden könne; heute weiß das jeder, dem nur eine ungefähre Kenntniß der jüngsten Kriegsgeschichte beiwohnt. Um ihrer selbst willen wird eine Festung heute nicht mehr belagert, diese Ehre widerfährt ihr nur, wenn ihr Besitz dem Gegner nothwendig oder in hohem Grade nützlich ist. Vor dem Regierungsantritt Friedrich's des Großen überstieg die Zahl der Belagerungen noch die der Schlachten, während der Zeit seiner Regierung kamen auf 100 Schlachten 67 Belagerungen, in den Kriegen der französischen Republik auf 100 Schlachten 20 Belagerungen, in denen des ersten Kaiserreichs auf ebenso viel Schlachten nur 16 Belagerungen. Der Krieg in Italien von 1859 und der deutsche Krieg von 1866 weisen keine Belagerung auf.

Festungen aber, die nicht zur Belagerung herausfordern, lohnen den Aufwand für bauliche Unterhaltung und Ausrüstung mit Munition und Geschütz nicht, noch weniger aber die Brachlegung eines wesentlichen Theiles der im Falle verwendbaren Streitkraft als Besatzung. Nur unter Einer Bedingung hat die Behauptung Berechtigung, daß jeder feste Punkt im Lande Bedeutung gewinne, sobald das Gebiet, in dem er liegt, einer feindlichen Invasion anheimfalle. Diese Bedingung beruht in einem ausgebildeten System freiwilliger Landesvertheidigung. Wenn in Zukunft die militärische Dienstpflicht in ganz Deutschland für Linie und Landwehr mit dem 32. Lebensjahre abschließt, wird eine so gewaltige Zahl kräftiger, kriegstüchtiger und militärisch gebildeter Männer vorhanden sein, daß jede alte Stadtmauer als Defensionspunkt wieder eine gewisse Bedeutung erlangen kann. Der Feind wird dadurch, will er seine Requisitionen eintreiben, seine Verbindungslinien für Munitions-, Lebensmittel-, Kranken- und Nachschubstransporte sichern, zu zahllosen Detachirungen gezwungen, die zuletzt seine Offensivkraft vollständig lähmen. Von einer solchen Verwerthung Luxemburgs kann aber bei der geringen Begeisterung der Luxemburger für die Sache Deutschlands und ihrer noch geringern Neigung, sich kriegerisch zu ereifern, nicht die Rede sein.

Für die Beurtheilung des Werthes von Luxemburg können also nur die eigentlich strategischen Momente in Betracht kommen, welche heute noch zur Anlage neuer Festungen oder zur Unterhaltung vorhandener herausfordern. Wir wollen dieselben wie folgt zusammenfassen.

Das erste Moment ist die Sicherung der Landeshauptstädte. Die große moralische, politische und materielle Bedeutung dieser Centralpunkte des ganzen staatlichen Lebens, der Verkehrsadern und der Reichthümer des Landes, zwingt den Angreifer wie den Vertheidiger, alles an ihren Besitz zu setzen. Sind sie befestigt, so bilden sie entweder den Hauptrückzugspunkt der geschlagenen Armee und die große Entscheidung fällt unter ihren Mauern, oder ihre Werke gewähren ihnen, mit andern Besatzungen versehen, einen vorläufigen Schutz, während der Feldarmee volle Freiheit der Action gewahrt bleibt. In nicht ferner Zeit werden alle Hauptstädte direct oder indirect befestigt sein. Luxemburg zählt aber für Deutschland nicht in die Reihe der Capitalen.

Das zweite Moment ist die geeignete Lage und Einrichtung eines Platzes, um als verschanztes Lager zum Sammelpunkt einer geschlagenen Armee zu dienen. Olmütz war dazu eingerichtet, lag aber nicht am richtigen Punkte, Pardubitz lag am richtigen Punkte, war aber nicht dazu eingerichtet, Luxemburg liegt weder am richtigen Punkte noch ist es ein verschanztes Lager.

Das dritte Moment beruht in dem Bedürfniß geeigneter fester Punkte zur militärischen Basirung, d. h. zur Anhäufung großer Schätze von Lebensmitteln und Kriegsgeräth aller Art an den Ausgangspunkten kriegerischer Operationen, für Offensivunternehmungen also an den Grenzen des Landes. Um diese Schätze nicht jeder Schwankung

Digitized by Google

des Kriegsglückes preiszugeben, ist die Befestigung der betreffenden Punkte geboten. Die meisten größern Festungen erfüllen diesen Zweck. Luxemburg zählt nicht in die Reihe derselben, weil es weder an dem Ausgangspunkte einer Operationslinie liegt — Thionville und Metz, Longwy und Verdun sperren die aus Luxemburg nach Frankreich führenden Straßen und Bahnen gleich beim Eintritt ins Land — und weil es ferner nicht auf norddeutschem Bundesgebiet liegt, sich also deshalb schon als Basirungspunkt nicht empfiehlt. Speciell für eine Belagerung von Thionville und Longwy wäre Luxemburg allerdings ein trefflicher Basirungspunkt. Das aber ist ein viel zu einseitiger Zweck, der seine Erhaltung als Festung keineswegs lohnen würde.

Das vierte Moment ist ganz specifisch strategischer Natur und gliedert sich mannichfaltig.

Gedenken wir zuerst eines uns heute besonders nahe liegenden Zweckes. Eine selbst kleine und schwache Festung kann als zeitweiliger Sperrpunkt einer Schienenstraße oder eines Stromes (Königstein an der Elbe) schon eine hohe Bedeutung haben. Das Bedürfniß solcher vertheidigungsfähigen Sperrpunkte an den Bahnen macht sich gegenwärtig im höchsten Grade geltend. Wäre Turnau oder ein anderer Punkt an der österreichischen Transversalbahn befestigt gewesen, so wären die preußischen Armeen in Mähren fast verhungert, da alle andern Bahnen durch Festungen coupirt waren. In dieser Beziehung hilft kein Ignoriren, kein Umgehen, kein Beobachten und kein Einschließen. Man müßte eben eine Bahn in ansehnlicher Entfernung um den Platz herumführen und diese noch immer durch ein Truppencorps gegen Ausfälle der Besatzung sichern. Als ein solcher Sperrpunkt ist Luxemburg in gewissem Sinne zu groß; die Bahn, die es sperrt, ist überdies wenig wichtig. Das Bedürfniß an Besatzung ist im Verhältniß zum Zweck, der dadurch erreicht werden soll und an andern viel wichtigern Punkten unerreicht bleibt, ein zu bedeutendes. Mit dem Kapital, dessen Zinsen durch die Erhaltung der Werke und die Armirung Luxemburgs absorbirt werden, und der von jenem Platze beanspruchten Truppenzahl kann bei Saarbrück, Torgau, Görlitz u. s. w., wo strategisch unendlich wichtigere Bahnen der fortificatorischen Absperrung noch harren, diese gesichert werden.

Ein fernerer, großartigerer Zweck der Festungen ist die Sicherstellung eines strategischen Abschnittes. Es handelt sich dabei um die Defensive wie um die Offensive. Zieht sich beispielsweise eine geschlagene Ostarmee hinter die Rheinlinie (Mainz-Wesel) zurück, so werden ihr die großartigen Brückenköpfe von Köln, Koblenz u. s. w. den gefahrlosen Rückzug sichern, sie werden der Verfolgung gerade da ein Ziel setzen, wo diese am unheilvollsten wirken müßte, am Ufer des Stromes. Schon Königgrätz erfüllte diesen Zweck einigermaßen und würde ihn in höherm Maße erfüllt haben, wenn der Commandant den Misgriff vermieden hätte, die Thore des Platzes stundenlang zu sperren, gleichzeitig aber die Inundation zu spannen und dadurch die Umgebung der Festung in einen Sumpf zu verwandeln. Nimmt — wir kehren an den Rhein zurück — die geschlagene deutsche Armee dann hinter dem Strome Stellung, um Verstärkungen heranzuziehen, so werden ihr die Festungen die Bewachung des jenseitigen Ufers erleichtern; Ausfälle der Besatzung werden dem Feinde die Heranziehung seines Brückenmaterials erschweren u. s. w. Zur Ermöglichung einer gewaltsamen Stromüberschreitung kann es dann für den Feind sogar nothwendig werden, die Festungen zu beiden Seiten des Uebergangspunktes zu cerniren. Ist der Feind aber zur Abzweigung starker Cernirungscorps, also zur Schwächung seiner Feldarmee gezwungen, so hat die Festung schon dadurch einen großen Zweck erfüllt. Koblenz kann beispielsweise durch 15000 Mann Landwehren nachhaltig vertheidigt werden; zu seiner Neutralisirung gehören aber schon doppelt soviel Feldtruppen, zu seiner Belagerung eine Armee von mindestens 50000 Mann.

Wichtiger noch als dieser rein defensive Zweck ist die durch Festungen dieser Art ge-

Digitized by Google

botene Gelegenheit zum Wiederergreifen der Offensive. Unbemerkt und ohne die Schwierigkeiten einer Stromüberschreitung angesichts des Gegners kann die hinter den Strom zurückgedrängte Armee, sobald sie wieder kampftüchtig, in jedem Augenblicke zur Offensive übergehen. Mit der freien Wahl zwischen verschiedenen, durch Festungen gesicherten Uebergangspunkten wächst ihre strategische Manövrirfreiheit. Das berühmte Festungsviereck, wo zwei Parallelströme durch je zwei Festungen gedeckt waren, hatte gerade in dieser Manövrirfreiheit, deren volle Verwerthung freilich einen Radetzky erforderte, seine hohe Bedeutung. Luxemburg sperrt keine solche strategische Barrière, die Elz (Alzette) ist eine elende Wasserrinne.

Trotz dessen, daß Luxemburg in keine einzige der ebenangegebenen Kategorien paßt, hatte es durch einen mehr zufälligen Umstand im specifisch preußischen Interesse eine gewisse Wichtigkeit, die aber in Wegfall kommen mußte, sobald man die Möglichkeit in Abrede stellt, daß Preußen noch einmal auf eigene Hand, ohne das übrige Deutschland, in einen Krieg mit Frankreich verwickelt werden könnte. Solange diese Möglichkeit bestand, wurde ein hoher Werth auf die Vertheidigung der Saar- und Mosellinien gelegt, welche das preußische linke Rheinufer gegen Frankreich decken. Diese Linien können durch das Großherzogthum Luxemburg umgangen werden, da, wie jede Generalkarte zeigt, die Mosel weiter aufwärts die Grenze zwischen diesem Lande und der Rheinprovinz bildet. Es war nun bei der Richtung der Straßenzüge und der Terraingestaltung zwar nicht gerade wahrscheinlich, daß der Feind sich durch den nur zwei Meilen breiten Raum zwischen der Mosel und der Festung, oder auch zwischen dieser und der belgischen Grenze hindurchdrängen würde; hatte er das aber versucht, so würde die Festung ihm sehr lästig werden können.

Es liegt auf der Hand, daß Frankreich den Weg über Luxemburg und durch die Eifel nicht wählen würde, wenn es auch das übrige Deutschland als feindliches Gebiet betrachten durfte, da ihm in einem solchen Falle viel geeignetere Angriffslinien offen stehen. Sieht man indeß von den veränderten politischen Verhältnissen Deutschlands gänzlich ab, so muß wenigstens anerkannt werden, daß die zuletzt in Betracht genommene Bedeutung des Platzes vollständig verschwand, wenn ein Mittel gefunden wurde, Frankreich den Weg über Luxemburg politisch ebenso zu verlegen, als es bis dahin militärisch durch die Festung geschehen war. Dies Mittel war in der Neutralisirung des Landes geboten. Man hat nun zwar eingeworfen, daß sich Frankreich bei einem künftigen Kriege vielleicht ebenso wenig um die Neutralität Luxemburgs kümmern werde wie 1805 um die preußische Landesherrlichkeit in Ansbach und Baireuth. Dieser Einwand zerfällt in Nichts. Will Frankreich garantirte Neutralitäten nicht respectiren, so stehen ihm durch Belgien ganz unvergleichlich bessere Wege offen, um die Mosellinie nordwestlich zu umgehen, als der über Luxemburg. Es läßt sich daher apodiktisch behaupten: die strategische Bedeutung von Luxemburg steht und fällt mit der Neutralität Belgiens.

Ließ sich für Luxemburgs Neutralität eine Gewähr erzielen, wie sie für Belgien vorhanden war, so war damit gleichzeitig diejenige Garantie geboten, von welcher in der zweiten der oben gestellten Fragen die Rede war. Leichten Herzens würde sich Frankreich gewiß nicht entschließen, einer solchen Garantie zum Trotz auf die Annexion auszugehen, möchte es auch immer dessen gewiß sein, daß darum weder England seine Flotte noch Rußland seine Armeen in Kriegsbereitschaft setzen würde.*) In eine ungünstige

*) Wie England seine Garantie auffaßt, geht aus folgenden sehr freimüthigen Aeußerungen hervor, die Lord Stanley am 14. Juni 1867 im Unterhause that: „Was speciell uns, d. h. unsere Garantie betrifft, so haben wir in neuester Zeit nichts gethan, als unsere Garantie erweitert, die wir schon früher für die Neutralisirung sowol wie für den Besitz Luxemburgs geleistet hatten. Dabei bitte ich zu bedenken, daß, während der Gegenstand unserer bisherigen Garantie eine starke,

Digitized by Google

politische Lage aber würde Frankreich dadurch jedenfalls kommen und so leicht keinen Bundesgenossen finden, wenn ihm Deutschland dieserhalb den Krieg erklären wollte. Dadurch aber, daß Preußen mit zu den Garanten jener Neutralität gehört, hat Deutschland das volle unbedingte Recht erlangt, Frankreich in diesem Falle kriegerisch entgegenzutreten, ein Recht, das ihm in der damaligen Situation wenigstens formell nicht beiwohnte.

Die strategische Bedeutung Luxemburgs wurde von allen wissenschaftlichen Autoritäten der zur Zeit nicht wenig kriegslustigen preußischen Armee ganz in dem von uns dargelegten Sinne gewürdigt. Niemand erkannte in dem Verzicht auf jenen festen Platz, sofern derselbe dadurch nicht in den Besitz eines voraussichtlichen Gegners gelangte, einen Verlust für die deutsche Wehrkraft. Das einzig reale Object dieses Streits erschien eines Kriegs unbedingt nicht werth. Unter diesen Verhältnissen war es denn kaum anders möglich, als daß Preußen dem Friedensbedürfniß Europas Rechnung trug und den von Rußland ausgegangenen Conferenzvorschlag annahm.

Welche Bedingungen Graf Bismarck an die Annahme knüpfte, ist in den Hauptpunkten bereits erwähnt worden. Um den Ehrenpunkt vollständig zu wahren, erklärte er noch, daß Preußen nur mit völlig freier Hand in den Rath der europäischen Mächte, die auf Anrufung des Landesherrn über Luxemburg beschließen sollten, eintreten werde. Nachdem sich der König von Holland dem Ersuchen Rußlands, die Conferenz zu berufen, gefügt, bot nur diese Bedingung noch Schwierigkeiten. England, bis dahin schon abgeneigt, eine Garantie zu übernehmen, wollte nicht abermals eine londoner Conferenz scheitern sehen. Dies verzögerte deren Zusammentreten, was mit jedem Augenblick die Gefahr preußischer Gegenrüstungen näher heranrücken ließ. Angesichts dieser Gefahr, die den Frieden Europas und den Ruhm des Hrn. von Beust gleichmäßig bedrohte, machte das österreichische Cabinet die gewaltigsten Anstrengungen, den Widerstand Englands zu brechen. Es gelang ihm endlich, in London an den drohenden Ernst Preußens glauben zu machen, und England, dessen Handel an der Erhaltung des Friedens das größte Interesse hatte, — gab nach.

Die Conferenz trat am 7. Mai in London zusammen. Außer Holland und den fünf Großmächten war Italien in Rücksicht auf seine gewachsene Machtstellung und Belgien seiner nahe berührten Interessen wegen betheiligt. Schon am 11. Mai gelangten die Vollmachtträger dieser Staaten zum Abschluß eines die Sache endgültig zum Austrag bringenden Vertrags. Die Einleitungsworte desselben wahrten den von Preußen festgehaltenen Standpunkt, von welchem aus Frankreich in der luxemburger Frage keinerlei Forderungen zu erheben berechtigt war. Sie lauten:

Se. Maj. der König der Niederlande, Großherzog von Luxemburg, hat mit Rücksichtnahme auf die Veränderung, welche in der Lage des Großherzogthums veranlaßt wurde, infolge der

im Besitz einer fremden Macht befindliche Festung war, er jetzt ein verhältnißmäßig unbedeutendes Object für kriegführende Parteien geworden ist. Und ferner ist zu bedenken, daß wir es jetzt mit einer Collectivgarantie zu thun haben, worunter zu verstehen, daß für den Fall einer Verletzung der Neutralität sämmtliche Tractatmächte zur Collectivaction aufgefordert werden können, ohne daß eine derselben einzuschreiten verpflichtet wäre. Eine derartige Garantie besitzt offenbar mehr den Charakter einer moralischen Sanction des Vereinbarten, denn einer eventuellen Verbindlichkeit zur bewaffneten Intervention. Aus ihr entspringt für jeden einzelnen das Recht, aber nimmermehr die Verpflichtung zum Kriegführen. Erwägen wir doch früher Geschehenes. Wir haben die Schweiz garantirt, trotzdem würden wir kaum die Verpflichtung fühlen, für sie zu den Waffen zu greifen, wenn sich Europa zum Angriff gegen sie verbände. So waren wir bei den für Polen getroffenen Arrangements mit betheiligt, ohne daß wir Krieg geführt hatten, als sie gebrochen wurden."

Digitized by Google

Auflösung der Bande, welche dasselbe mit dem frühern Deutschen Bunde verknüpften, Ihre Maj. den Kaiser der Franzosen, den Kaiser von Oesterreich, die Königin von England, den König der Belgier, den König von Preußen und den Kaiser von Rußland eingeladen, ihre Vertreter in einer Conferenz zu London zu versammeln, um sich mit den Bevollmächtigten Sr. Maj. des König-Großherzogs über neue Arrangements zu verständigen, die im allgemeinen Interesse des Friedens zu treffen wären.

Und Ihre genannten Majestäten haben, nachdem sie diese Einladung angenommen, in gemeinsamer Uebereinstimmung beschlossen, dem Wunsche zu entsprechen, welchen Se. Maj. der König von Italien kundgegeben hat, an einer Berathung theilzunehmen, die bestimmt ist, ein neues Pfand der Sicherheit für die Aufrechthaltung der allgemeinen Ruhe zu bieten.

Der Inhalt des Vertrags ergibt sich in der Hauptsache aus unserer Darstellung der diplomatischen Action. In Art. 1 wird die Aufrechterhaltung des Großherzogthums als souveräner Staat unter dem Hause Nassau-Oranien stipulirt. Art. 2 spricht die Neutralisirung des Großherzogthums aus. Er lautet:

Das Großherzogthum, in den Grenzen, wie sie durch den den Verträgen vom 19. April 1839 angefügten Act unter der Garantie der Höfe von Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Preußen und Rußland festgestellt sind, wird künftig einen für immer neutralen Staat bilden. Es wird gehalten sein, dieselbe Neutralität den andern Staaten gegenüber zu beobachten. Die hohen contrahirenden Mächte verpflichten sich, das durch gegenwärtigen Artikel stipulirte Princip der Neutralität zu respectiren. Dies Princip ist und bleibt unter die Sanction und die Garantie derjenigen Mächte gestellt, welche diesen Vertrag unterzeichnen; ausgenommen davon ist Belgien, das selbst ein neutraler Staat ist.

Art. 3 erklärt angesichts dieser Neutralisirung die Erhaltung einer Festung für zweck- und gegenstandlos (sans nécessite comme sans objet)*) und bestimmt, daß Luxemburg aufhören solle, eine befestigte Stadt zu sein. Im Art. 4 heißt es, daß der König von Preußen sich bereit erkläre, seinen Truppen den Befehl zu ertheilen, nach Ratification des Vertrags mit der Räumung des Platzes, der Abführung des Kriegsmaterials u. s. w zu beginnen. Art. 5 bestimmt die Schleifung der Festung. Der König von Holland verpflichtet sich darin, „die nöthigen Maßregeln zu treffen, um die genannte Festung in eine offene Stadt zu verwandeln und zwar mittels einer Schleifung, wie er sie für nöthig erachten werde, um den im Art. 3 ausgesprochenen Intentionen der hohen contrahirenden Mächte zu genügen" (de convertir la dite place forte en ville ouverte, au moyen d'une démolition que S. M. jugera suffisante pour remplir les intentions des hautes parties contractantes exprimées dans l'article III). Unbedingt läßt dieser Artikel dem König von Holland allzu freie Hand. Da eine gründliche Schleifung der in Felsen gehauenen Festung etwa 1 Mill. Thlr. kosten würde, partielle Rasirungen der mit Werken überladenen Umwallung aber den Platz eher stärker machen können als schwächer, so kann keck behauptet werden, daß dieser Paragraph nie zur Wahrheit werden wird. Die Sicherheit Deutschlands wird dadurch glücklicherweise nicht bedroht. Um dem Wortlaut des Paragraphen gerecht zu werden, muß indeß noch bemerkt werden, daß der König von Holland darin gleichzeitig das Versprechen ablegt, auch in Zukunft die Befestigungen Luxemburgs nicht wiederherzustellen, dort auch kein anderes militärisches Etablissement zu errichten. Art. 6 des Vertrags löst alle Beziehungen, welche frühere Verträge zwischen Luxemburg und dem seit 1839 zum Deutschen Bunde gehörendeu Limburg hergestellt hatten. Limburg wird in diesem Artikel als integrirender Theil

*) Belgien nahm im Hinblick auf Antwerpen und seine festen Plätze an diesem Paragraphen mit Recht Anstoß, was folgende Nachtragserklärung zum Protokoll veranlaßte: „Es ist wohl verstanden, daß der Art. 3 dem Rechte anderer neutralen Staaten keinen Eintrag thut, ihre festen Plätze auf ihren Territorien zu erhalten und nöthigenfalls zu verbessern."

Digitized by Google

Hollands bezeichnet. Die Ablösung dieses Landes von Deutschland hatte Preußen übrigens schon am 5. April dem niederländischen Gesandten in Berlin gegenüber aus freien Stücken zugestanden. Jenes winzige Territorium hatte für Deutschland absolut keine Bedeutung.

In ganz Deutschland gab sich eine hohe Befriedigung darüber zu erkennen, daß Preußen durch seine Haltung den Frieden Europas gerettet hatte. Der bittere Hohn seiner Gegner im Lager der süddeutschen Demokratie, der Particularisten und Ultramontanen war bereits verstummt, als die selbstbewußte Haltung des berliner Cabinets das leichtfertig heraufbeschworene Gespenst des Kriegs im kritischen Moment gefahrdrohender hatte erscheinen lassen, als es von vornherein erwartet wurde. Ein Opfer an der Ehre Deutschlands hatte Preußen, wie seine ganze Haltung zeigt, unbedingt nicht gebracht. Kaiser Napoleon konnte sich in Wahrheit weder eines moralischen noch eines realen Erfolgs rühmen. Jedermann erkannte, daß Preußens von ganz Europa im Interesse des Friedens geforderte Verzichtleistung auf ein bestrittenes und fast werthloses Besatzungsrecht nicht in Vergleich zu bringen war mit dem von ihm erzwungenen Verzicht Napoleon's auf eine mit den kleinlichsten Mitteln der Cabinetspolitik eingeleitete Gebietserweiterung. Stolzer und mächtiger hat Deutschland auf eigene Hand seit Jahrhunderten Frankreich nicht gegenübergestanden, als zur Zeit jenes luxemburger Conflicts. An der vollen Ebenbürtigkeit der beiderseitigen Machtstellung hat außer Hrn. von Beust kaum jemand zu zweifeln gewagt; das vollgültigste Zeugniß dafür gibt Napoleon's eigene Haltung. Mag es immer beklagt werden, daß das Band zwischen Luxemburg und Deutschland durch das erzielte Abkommen noch vollständiger gelöst worden ist, als es bis dahin schon der Fall war, so ist doch der Zukunft dadurch nichts vergeben. Wenn erst Deutschland den Preis, um den es heute noch ringt, gewonnen, wenn es als eine einheitliche, mächtig gebietende, freiheitlich entwickelte Nation in Europa die Stellung vollständig errungen hat, die ihm gebührt, dann mag die luxemburger Frage aufs neue auftauchen, dann wird vielleicht auch in jener heute geradezu vaterlandslosen Bevölkerung sich ein Zug regen, dem selbst die Cabinete Europas keinen weitern Widerstand entgegenzustellen vermögen.

Der deutsche Tabacksbau und die Tabacksteuer.

Zweiter Artikel.

Die Tabacksteuer.

Trotz des außerordentlich hohen Verbrauchs an Taback hat es seither im Zollverein nicht gelingen wollen, die im Tabacksconsum sprudelnde reiche Finanzquelle dergestalt zu erschließen, daß sie einen besonders erheblichen Ertrag für das Ganze wie für die Einzelstaaten gebildet hätte. Diese Thatsache ist auffällig genug, um eine eingehendere Erklärung zu verdienen, weshalb zunächst das bisher im Zollverein herrschend gewesene System der Tabacksbesteuerung Betrachtung finden mag.

In dieser Beziehung ist zu bemerken, daß seither nur der aus dem Vereinsauslande eingeführte Taback ein Object der gemeinsamen Besteuerung gebildet hat, dergestalt, daß nur von dergleichen Taback ein Eingangszoll für gemeinschaftliche Rechnung sämmtlicher Zollvereinsstaaten erhoben worden ist, welcher zur Zeit beträgt vom Centner roher Blätter 4 Thlr., Taback in Rollen, abgerollten oder entrippten oder geschnittenen Blättern, Carotten oder Stangen zu Schnupftaback, Tabacksmehl und Abfälle 11 Thlr., Cigarren und Schnupftaback 20 Thlr. Für Rohtaback wurde früher vom Centner 5½ Thlr.

Digitized by Google

erhoben, dieser Satz aber beim Anschlusse Hannovers und Oldenburgs (vom 1. Oct. 1851 ab) auf 4 Thlr. herabgesetzt. Dagegen betrug der Zoll für Cigarren und Schnupftabak bis zum Jahre 1842 nur 11 Thlr., von da an bis Ende September 1851 nur 15 Thlr., wurde aber vom 1. Oct. 1851 an zum Schutze der vereinsländischen Fabrikation auf 20 Thlr. erhöht. Von den im Inlande aus ausländischem Tabak bereiteten und nach dem Auslande ausgehenden Tabacksfabrikaten wird vertragsmäßig an diejenigen, welche die dieserhalb ertheilten Zollvorschriften befolgen, eine Zollrückvergütung auf Vereinsrechnung geleistet, welche zur Zeit 2 Thlr. 10 Sgr. vom Zollcentner Nettogewicht beträgt.

Der inländische Tabak wird nach dem Vertrage vom 4. April 1853 nur von Preußen, Luxemburg, Sachsen, Hannover, Kurhessen, Thüringen, Braunschweig und Oldenburg in der Weise, und zwar überall nach gleichen Sätzen, besteuert, daß die Tabacksländereien nach Kreisen in vier Klassen eingeschätzt sind, und in der ersten Klasse 6, in der zweiten 5, in der dritten 4, in der vierten 3 Thlr. für den preußischen Morgen der mit Tabak bebauten Ländereien erhoben werden. Indem angenommen wird, daß in der ersten Klasse 9, in der zweiten $7\frac{1}{2}$, in der dritten 6 und in der vierten $4\frac{1}{2}$ Ctr. Tabak vom Morgen gewonnen werden, beträgt die Steuer vom Centner 20 Sgr. Tabacksländereien von weniger als 6 Quadratruthen bleiben steuerfrei. Diese Steuer, deren Entrichtung übrigens erst dann stattfindet, wenn der Tabacksbauer die Hälfte seines Erntegewinns in andere Hände bringt oder, wenn eine Veräußerung des Tabacks nicht erfolgte, spätestens bis Ende Juli des nach der Ernte folgenden Jahres, beruht sonach auf einer Schlußfolgerung aus dem Flächeninhalt des mit Tabak bepflanzten Grundstücks und dem bekannt gewordenen mittlern Ertrage des Tabackslandes in dem Kreise, wo dieses Grundstück gelegen ist, auf die Menge des auf letzterm producirten Tabacks. Auf den im einzelnen Jahre erzielten wirklichen Ertrag wird nur insoweit Rücksicht genommen, als eine völlige oder theilweise Steuerremission eintritt, wenn durch Hagelschlag oder Ueberschwemmung vor oder während der eigentlichen Tabacksernte mindestens der sechste Theil des gesammten, von einem Tabackspflanzer mit Tabak bestellten Landes so stark beschädigt wird, daß von diesem Theil entweder nicht ein Viertheil oder nicht die Hälfte des Ertrags gewonnen wird, welcher ohne einen solchen Unfall gewonnen worden sein würde. Unter die einzelnen Staaten wird die Steuer nicht getheilt; jeder Staat behält vielmehr die in seinem Gebiete aufkommende Steuer für sich. Dagegen findet zwischen den betheiligten Staaten völlig freier Verkehr mit Tabak statt. Da die übrigen Vereinsstaaten (gegenwärtig also nur noch die süddeutschen) den inländischen Tabak nicht besteuern, so erlegt der aus denselben nach den Staaten, in denen Steuer erhoben wird, übergehende Tabak eine Uebergangsabgabe, welche 20 Sgr. vom Centner beträgt, also den gesetzlichen Betrag derjenigen Steuer ausmacht, welche vom inländischen Tabak erhoben wird. Der Ertrag dieser Uebergangsabgabe, deren richtiger Eingang übrigens mit Sicherheit nicht zu verbürgen ist, da eine Bewachung der Grenzen zwischen den einzelnen Zollvereinsstaaten nicht stattfindet, wird unter den Staaten, welche die gleichmäßige Besteuerung des inländischen Tabacks haben, nach Verhältniß der Bevölkerung vertheilt.

Die Zollerträge, welche der ausländische Tabak für den Verein aufbrachte, betrugen:

1842 . . .	1,775683	Thlr.	oder pro	Kopf	1,90 Sgr.
1843 . . .	1,934587	„	„	„	2,10 „
1844 . . .	1,991809	„	„	„	2,09 „
1845 . . .	2,309422	„	„	„	2,43 „
1846 . . .	2,133008	„	„	„	2,24 „
1847 . . .	2,291635	„	„	„	2,33 „
1848 . . .	1,754441	„	„	„	1,79 „
1849 . . .	2,222475	„	„	„	2,26 „

Digitized by Google

1850 . . .	2,224528	Thlr.	oder pro	Kopf	2,24 Sgr.
1851 . . .	2,217090	„	„	„	2,23 „
1852 . . .	2,332802	„	„	„	2,34 „
1853 . . .	1,958522	„	„	„	1,92 „
1854 . . .	1,788866	„	„	„	1,64 „
1855 . . .	1,955832	„	„	„	1,80 „
1856 . . .	2,332132	„	„	„	2,14 „
1857 . . .	1,973309	„	„	„	1,80 „
1858 . . .	2,159631	„	„	„	1,93 „
1859 . . .	2,398398	„	„	„	2,14 „
1860 . . .	2,662229	„	„	„	2,38 „
1861 . . .	2,695985	„	„	„	2,41 „
1862 . . .	2,653306	„	„	„	2,29 „
1863 . . .	2,616353	„	„	„	2,26 „
1864 . . .	2,763180	„	„	„	2,39 „

Die Einnahmen sind von 1842—64 von 1,755683 Thlrn. auf 2,763180 Thlr. im Verhältniß von 100 : 156 gestiegen; der Steuerertrag pro Kopf hat sich aber nur von 1,90 Sgr. auf 2,39 Sgr., also wie 100 : 126 erhöht.

Als wie wenig ergiebig diese Einnahme verhältnißmäßig bezeichnet werden muß, ergibt sich am deutlichsten, wenn man dieselbe in Vergleich stellt mit dem Reinertrag der Einnahme von Taback in andern Staaten. Dieselbe berechnet sich nämlich beispielsweise für England auf 34,30 Sgr., für den Kirchenstaat auf 21,93 Sgr., für Spanien auf 21,05 Sgr., Portugal auf 20,30 Sgr., Frankreich auf 18,72 Sgr., Sardinien auf 11,84 Sgr., Oesterreich auf 11,48 Sgr. für den Kopf der Bevölkerung.*) Sie ist also in England um mehr als das Vierzehnfache, in Oesterreich um fast das Fünffache höher als die des Zollvereins im Jahre 1864, in welchem sie noch dazu am höchsten war.

Für diejenigen Staaten, welche den inländischen Taback besteuern, repräsentirt zwar die Einnahme aus den Eingangszöllen vom ausländischen Taback nicht das volle Einkommen aus dem Taback; es treten vielmehr noch die Erträge der inländischen Steuer und der Uebergangsabgabe hinzu. Allein wie wenig beide Abgaben auf das schließliche Ergebniß einwirken, wird aus der Angabe begreiflich werden, daß die inländische Steuer für den ganzen Tabakssteuerverein beispielsweise im Jahre 1856 nur 144400 Thlr., 1857 nur 202500 Thlr., 1858 nur 230200 Thlr. ertrug, während an Uebergangsabgaben aufgekommen sind

	1862			1863			1864		
	Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.
in Preußen . . .	58819	4	7	58656	20	10	73123	29	9
„ Luxemburg . .	3036	1	6	2761	—	6	3583	15	7
„ Sachsen . . .	11113	29	6	11880	2	6	13007	2	—
„ Hannover . .	4826	15	6	5238	8	2	8002	19	2
„ Kurhessen . .	8191	24	—	9645	22	—	9730	6	6
„ Thüringen . .	4685	29	6	4579	23	—	5861	2	—
„ Braunschweig .	312	22	6	588	6	—	339	—	—
„ Oldenburg . .	40	2	—	58	9	8	129	19	5
Zusammen . .	91026	9	1	93408	2	8	113777	4	5

Die verhältnißmäßig geringe Einträglichkeit der Einnahmen aus dem Tabackszoll und beziehentlich der Tabakssteuer hat zwar einzelnen Zollvereinsregierungen bereits in frühern Jahren wiederholt Veranlassung gegeben, die Frage einer entsprechendern Besteuerung des Tabacks in Anregung zu bringen. Allein alle hierauf abzielende Versuche sind an dem auf verschiedenen Seiten stets dagegen hervorgetretenen Widerspruche gescheitert.

*) Bienengräber, a. a. O., S. 101 und 102.

Digitized by Google

Die erste Anregung in dieser Beziehung erfolgte bei der im Jahre 1854 in Berlin abgehaltenen zehnten Generalzollconferenz seitens der kurhessischen und würtembergischen Regierung. Nachdem der Zollverein — so ließ die kurhessische Regierung damals erklären — eine bereits zwanzigjährige Dauer erreicht habe und auf weitere zwölf Jahre erneuert worden sei, trete immer mehr das Bedürfniß hervor, daß hinsichtlich der innern indirecten Abgaben durch Gemeinschaftlichkeit derselben sowol der Hauptzweck des Vereins, der freie Verkehr im Innern, vollständiger erreicht werde, wie dieses bisher der Fall gewesen sei, als daß auch diese innern Abgaben den richtigen Grundsätzen der Besteuerung mehr angepaßt werden. Ganz besonders nöthig erscheine dies in Beziehung auf die beiden Gegenstände: Tabak und Salz. Fast in allen Staaten könnten, wie die Budgets auswiesen, die Bedürfnisse derselben nur zum geringern Theile durch directe Beiträge der Staatsangehörigen aufgebracht werden. Die directen Steuern erschienen drückend, veranlaßten viele Ausfälle, seien schwer beizutreiben, und insbesondere fehle es an einem praktisch anwendbaren sichern Maßstabe zur gerechten Vertheilung. Daher suchten die Staatsverwaltungen die Mittel zu ihren hoch gestiegenen Bedürfnissen hauptsächlich durch die indirecte Besteuerung herbeizuschaffen. Da die einzelnen Vereinsregierungen aber in ihren Anordnungen über die innern indirecten Steuern, welche hauptsächlich nur auf die Consumtion gelegt werden könnten, durch die Zollverträge gebunden seien, so erscheine es als ein höchst billiger Anspruch an den Verein, daß derselbe zu einer solchen gemeinsamen Anordnung der innern Besteuerung die Hand biete, welche richtigen Principien entspreche und den Bedürfnissen der meisten Staaten die fehlenden Mittel zu gewähren im Stande sei. Nur Auflagen auf Gegenstände von ganz allgemeinem Verbrauch könnten aber dem Staate diese Mittel gewähren; es sei dringendes Gebot, daß man nicht sowol die unentbehrlichen Bedürfnisse des ganz Unbemittelten als vielmehr solche Gegenstände, die zwar auch zum allgemeinen Verbrauche gehören, die aber zum Leben entbehrlich erscheinen, vorzugsweise besteuere. Neben dem Branntwein u. s. w. gehöre dahin ganz besonders der Tabak. Bei der großen Verbreitung dieses entbehrlichen Genußmittels sollte daher nach richtigen Grundsätzen die Steuer vom Tabak in jedem Staate eine sehr erhebliche Einnahmequelle bilden, und es sei für einen Mangel einer Finanzverwaltung zu erklären, wenn ihr eine solche Quelle fehle, während Gegenstände wie Salz mit hohen Abgaben belastet seien. Alle andern großen Staaten in Europa hätten daher entweder auch den Verkauf des Tabacks zum Staatsmonopol gemacht oder doch wie England eine hohe Steuer aufgelegt. Die Steuer vom Tabak im Zollvereine entspreche dagegen keineswegs diesen Grundsätzen. Zoll und Steuer brächten jährlich nicht $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. im Zollvereine ein, während das Monopol mehr als das Zehnfache, eine tüchtige Besteuerung aber doch wol das Sechsfache aufbringen könnte. Die richtigste Maßregel sei daher jedenfalls die Einführung des Tabacksmonopols; denn nur damit sei es möglich, die Steuer so aufzulegen, daß die Consumenten nach Verhältniß der Qualität und des Preises des Tabacks gehörig herangezogen würden, sodaß damit der höchste angemessene Ertrag der Steuer erzielt werden könne. Die kurhessische Regierung trage daher principaliter auf Einführung des Tabacksmonopols als gemeinschaftlicher Maßregel des Zollvereins an. Wenn indessen zur Einführung des Monopols keine allseitige Geneigtheit sich finden sollte, so liege es doch im Interesse sämmtlicher Vereinsstaaten, eine höhere Besteuerung des Tabacks einzuführen. Hierbei ergebe sich freilich die Schwierigkeit, welche in der Verschiedenheit des Werthes der Tabacksorten liege. Es würde sehr verkehrt erscheinen, die verschiedenen Sorten ganz gleich zu besteuern; denn dies wäre gerade die größte Ungleichheit. Allein diese Schwierigkeit lasse sich überwinden, da schon der große Unterschied zwischen inländischem und fremdem Tabak den ersten Anhalt biete und bei letzterm auch eine Unterscheidung nach dem Werthe mög-

Digitized by Google

lich sei. Daneben wäre es erforderlich, daß man das Object der Steuer da, wo es zuerst greifbar wird, erfasse, also den inländischen Taback bei der Production, den ausländischen bei dem Import. Was den Betrag der Steuer für den inländischen Taback betreffe, so würde derselbe mit den Zollsätzen von ausländischen rohen Tabacksblättern in ein angemessenes Verhältniß zu setzen sein. Auf geringem Boden und bei minder günstigem Klima könne man einen jährlichen Ertrag von mindestens 5 Ctrn. Taback für den preußischen Morgen rechnen, auf dem besten Boden und in besonders guter Lage bis zu 10 Ctrn. Nähme man auf das Pfund dieses Tabacks eine Steuer von etwa 3 Kr. an, so würde der geringste Steuersatz für einen mit Taback bebauten preußischen Morgen auf 15 Thlr. zu bestimmen und von da auf 20, 25 und 30 Thlr. zu steigern sein, wonach die bebauten Ländereien nach vier Klassen zur Steuer anzuschlagen wären und ein Steuersatz von 3 Thlrn. für den Centner Taback unterstellt wäre. Der Zoll für die geringsten Sorten ausländischer Tabacksblätter würde dagegen zu 10 Thlrn. für den Centner angenommen werden können, sodaß die Differenz zwischen dem Zolle und der Steuer 7 Thlr. auf den Centner betragen und der inländische Taback hiernach gegen den ausländischen noch mehr als bisher bevorzugt sein würde. Für die bessern Sorten ausländischer roher Tabacksblätter würde mit dem Zolle auf 15, 20 und 25 Thlr. hinaufzugehen sein, und zwar nach einer Abschätzung, welche durch Sachverständige, die bei jedem Hauptzollamte zu bestellen wären, bewirkt werden müßte. Der Satz von 20 Thlrn. würde auch für alle entrippten und zum Schneiden vorgerichteten Blätter in Anwendung zu bringen sein. Geschnittener Taback und Canasterrollen wären zu 25 Thlrn., Schnupftabacke zu 30 Thlrn. vom Centner zu verzollen. Für Cigarren würden die Zollsätze zu 40 und 50 Thlrn. nach der Qualität zu bestimmen sein, dergestalt, daß alle Havanacigarren zum höchsten Satze zu verzollen wären. Da es sich empfehle, den inländischen Taback nach dem Flächengehalte des damit bepflanzten Bodens zu besteuern, so könne ohne weiteres das in Preußen u. s. w. bestehende Gesetz für den ganzen Zollverein zu Grunde gelegt werden. Nach diesem Vorschlage würde sodann freier Verkehr mit Taback im ganzen Vereine eintreten.

Auch die würtembergische Regierung machte im Anschluß an die Vorschläge Kurhessens auf die Nothwendigkeit einer ausgiebigern Besteuerung des Tabacks aufmerksam. Und zwar werde, um den finanziellen Zweck mit möglichster Schonung der vereinsländischen Production und ohne Zwischenzölle zu erreichen, das Absehen auf eine gleichmäßige, gemeinsame, das vereinsländische und das ausländische Erzeugniß in entsprechendem Verhältnisse treffende Besteuerung des Tabacks gerichtet sein müssen. Das Zweckmäßigste in dieser Beziehung würde aber auch nach ihrer Ansicht die Einführung des Tabacksmonopols sein, auf welche daher im Anschlusse an die Erklärung der kurhessischen Regierung in erster Linie angetragen werde. Wenn indessen allerdings nicht zu verkennen sei, daß der Uebergang zum Monopol in den Zollvereinsstaaten bei der großen Ausdehnung, welche hier die Tabacksfabrikation und der Handel mit Taback schon gewonnen habe, mit besondern Schwierigkeiten und bedeutenden Opfern verbunden sein würde, und wenn daher zur Zeit unüberwindliche Bedenken in dieser Beziehung obwalten sollten, so dürfe doch bei den dringenden finanziellen Gründen, welche für die höhere Besteuerung des Tabacks sprächen, auf die allseitige Geneigtheit zu einer anderweiten, zu diesem Ziele führenden Vereinbarung mit Zuversicht gerechnet werden. Als eine solche dürfte sich aber nach dem Vorschlage der kurhessischen Regierung die gemeinsame Einführung einer Productionssteuer vom inländischen Taback nach Art der schon in Preußen u. s. w. bestehenden in Verbindung mit einer angemessenen Erhöhung der Eingangszölle vom ausländischen rohen und fabricirten Taback empfehlen. Die letztere sei unerläßlich theils wegen der unabweisbaren Rücksichten auf den inländischen Tabacksbau, welcher

Digitized by Google

durch eine einseitige Aenderung des bisherigen Steuerverhältnisses gegenüber dem fremden Product empfindlich beeinträchtigt würde, theils weil die ganze Maßregel, auf den inländischen Taback beschränkt, von so geringem finanziellen Erfolge sei, daß sie kaum der Mühe lohnen würde. Hiernach finde sich die würtembergische Regierung veranlaßt, in zweiter Linie dem Vorschlage der kurhessischen Regierung auf Einführung einer Productionssteuer vom inländischen Taback beizutreten, vorbehaltlich der nähern Erörterung der beantragten Steuer- und Zollsätze, bei deren Bemessung dem Interesse der inländischen Production möglichst Rücksicht zu tragen sein würde.

Von den übrigen Vereinsregierungen erklärten nur Baiern und Baden ihr unbedingtes Einverständniß mit der vorgeschlagenen Einführung des Tabacksmonopols, indem sie beide anerkannten, daß der Taback ein vorzügliches Besteuerungsobject bilde, und daß es nur sehr wünschenswerth wäre, eine ergiebige Erhöhung der Zollvereinseinnahmen durch dasselbe ermöglichen zu können, während Sachsen und Nassau sich zwar nicht im Princip gegen das Monopol erklärten, jedoch der Ansicht Ausdruck gaben, daß die Einführung desselben im Zollvereine auf schwer zu besiegende Hindernisse stoßen werde.

Von seiten Baierns ging man davon aus, daß eine Besteuerung der inländischen Tabacksproduction mit richtigen staatswirthschaftlichen Principien nicht vereinbar erscheine, indem sie ohne sehr hohe Veranlagung ein irgend ergiebiges finanzielles Ergebniß nicht in Aussicht stellen, bei Zugrundelegung sehr hoher Steuersätze aber den Fortbestand dieses jeder Ermunterung würdigen Feldbaubetriebs erheblich gefährden würde. Auch lasse sich für die Gemeinschaftlichkeit des Ertrags einer solchen Besteuerung bei der großen Verschiedenartigkeit der Productionsverhältnisse der einzelnen Vereinsstaaten und beim Mangel mehrerer anderer Voraussetzungen keine richtige Grundlage erblicken. Eher würde noch die Einführung einer Besteuerung der Tabacksfabrikate zu näherer Erwägung geeignet erscheinen, wennschon man sich nicht verhehlen könne, daß auch einer derartigen Steuer sowol in Bezug auf die Klassifikation des Steuerobjects als auf den Erhebungsmodus und die Controle große Hindernisse entgegenstehen. Als der richtigste und ausführbarste Weg, um aus der Besteuerung des Tabacks eine ergiebige Staatseinnahme zu erzielen, sei dagegen die Einführung des Tabacksmonopols auf gemeinschaftliche Rechnung zu bezeichnen. Diese Maßregel würde den Staatsfinanzen den erheblichsten Nutzen gewähren und auch die commerzielle Verbindung mit Oesterreich vortheilhaft befestigen.

Baden vermochte zwar der Ansicht, daß eine Tabacksbesteuerung nothwendig mit erheblicher Belästigung, ja mit einer Verkümmerung des einheimischen Tabacksbaues verknüpft sei, nicht beizustimmen, glaubte vielmehr, daß sich die Steuer ohne irgendwelche Gefährdung des Tabacksbaues einrichten lasse, sowie daß auch der Handel mit Taback neben der Besteuerung fortbestehen werde und nur die Tabacksfabrikation nach Umständen eine erhebliche Umgestaltung erleiden könne. Dagegen schien auch ihr, indem sie davon ausging, daß die neu einzuführende Tabacksbesteuerung — den dermaligen Tabackseingangszoll nicht eingerechnet — das ausländische Erzeugniß wenigstens ebenso hoch treffen müsse als das einheimische, daß sie eine beträchtliche sein, vom Gesammtverein und für Rechnung desselben eingeführt werden und mit möglichst wenig Beschwerde für Producenten und Consumenten einen möglichst hohen Ertrag nachhaltig zu verbürgen geeignet sein müsse, unter den praktisch gewordenen Besteuerungsweisen keine mehr sich zu empfehlen als das Tabacksmonopol. Dem Vorschlage, die Besteuerung der Tabacksproduction nach Art der in Preußen u. s. w. bestehenden einzuführen, erklärte die badische Regierung sich nicht anschließen zu können. Auch hielt sie den Versuch einer Verbesserung dieser Besteuerungsmodalität für einen voraussichtlich fruchtlosen und darum für angezeigt, daß man, wenn man das Monopol nicht einführen wolle, die Besteuerung des inländischen

Digitized by Google

wie ausländischen Tabacks bei Gelegenheit der Fabrikation oder auch ein Monopol des Tabacksankaufs durch den Staat in nähere Erwägung ziehe.

Alle übrigen Vereinsregierungen erhoben Widerspruch gegen die Einführung des Tabacksmonopols; ja mehrere derselben sprachen sich sogar gegen jede Erhöhung des Tabackszolles wie der Tabacksteuer aus.

Die preußische Regierung insbesondere wies darauf hin, daß eine höhere Besteuerung auf dem Wege des Monopols oder des An- und Verkaufs des inländischen Erzeugnisses durch den Staat die inländische Tabacksproduction, den Handel und die Fabrikation, welche im Zollverein einen erheblichen Aufschwung genommen hätten, wenn nicht vollständig vernichten, doch in hohem Grade benachtheiligen würde. Ebenso wenig könne die Einführung einer Fabrikationssteuer vom Tabak nach den Erfahrungen, welche darüber in andern Ländern gesammelt seien, für angemessen erachtet werden. Es bliebe vielmehr nur eine angemessene Besteuerung der inländischen Tabacksproduction übrig, wie solche seither in Preußen u. s. w. bestanden und sich bewährt habe, wennschon sich nicht verkennen lasse, daß auch mit dieser Art der Besteuerung bei beträchtlich höhern als den jetzt bestehenden Sätzen und bei einer Gemeinschaftlichkeit der Steuer nicht unerhebliche Bedenken verbunden seien, die insbesondere in der größern Schwierigkeit der Veranlagung beständen.

Die großherzoglich hessische Regierung erklärte auf eine Besteuerung des inländischen Tabacks nur dann eingehen zu können, wenn sie die Production nicht erheblich belaste, gleichzeitig aber mit einer namhaften Erhöhung des Eingangszolles vom ausländischen Tabak verbunden werde. Nassau war eventuell mit Einführung einer Productionssteuer nach dem Flächengehalte des mit Tabak bepflanzten Bodens einverstanden, und auch Frankfurt am Main erklärte sein Einverständniß mit einer höhern Besteuerung des Tabacks unter Ausschluß des Monopols und der Fabrikationssteuer.

Hannover, Braunschweig und Oldenburg lehnten die Einführung des Tabacksmonopols ebenso wie eventuell eine gemeinschaftliche (höhere) Besteuerung der inländischen Tabacksproduction und Erhöhung der Zollsätze für Tabak ab. Braunschweig und Oldenburg machten insbesondere geltend, daß, wenn die Einführung des Tabacksmonopols schon in einem einzelnen Staate erheblichen Bedenken unterliege, diefelbe in einem Staatenverein mit noch viel größern Schwierigkeiten verbunden sei, sowie daß man eine höhere Besteuerung des Tabacks sich für Zeiten der Noth aufsparen möge.

Hiernach war weder über die Einführung des Tabacksmonopols, noch über die eventuelle Einführung einer gemeinsamen Productionssteuer, verbunden mit einer Erhöhung der Eingangszölle auf ausländischen Tabak, eine Einigung zu erzielen. Da indessen fast allgemein anerkannt wurde, daß der Tabak sich ganz besonders zu einer höhern Besteuerung eigne, einigte man sich wenigstens dahin, die nöthigen Vorbereitungen zur Anbahnung einer künftigen Verständigung treffen zu wollen, zu welchem Behufe zunächst der Umfang der gesammten inländischen Tabacksproduction ermittelt werden sollte.

Als noch in demselben Jahre (1854) die elfte Generalzollconferenz in Darmstadt zusammentrat, kam die würtembergische Regierung nochmals auf den Gegenstand zurück, indem sie wiederholt aufs lebhafteste für die gemeinsame Einführung des Tabacksmonopols eintrat, eventuell aber den Vorschlag machte, das Monopol wenigstens für private Rechnung der Einzelstaaten oder eines Vereins von mehrern Staaten einzuführen, woran sich sodann die weitere Frage knüpfe, ob nicht einem jeden einzelnen Staate die Einführung des Monopols zu überlassen und hiermit gleichsam ein Anfang zu dessen allmählicher Ausdehnung über den Gesammtverein zu bilden sein möchte. Da indessen die frühern Gegner des Tabacksmonopols wie einer Erhöhung der Tabacksteuer auch bei dieser Gelegenheit als solche wieder hervortraten, vermochte auch der eventuelle Vorschlag Wür-

Digitized by Google

tembergs nicht einmal bei den Freunden des Monopols sich Anklang zu verschaffen, indem diese nur für das Monopol als gemeinsame Maßregel des Vereins sich aussprachen, nimmermehr aber zugeben wollten, daß sich jeder einzelne Vereinsstaat bezüglich des Tabacks allen andern Vereinsgliedern gegenüber abschließe. Gelang es hiernach aber auch auf dieser Conferenz nicht, die Tabackssteuerfrage einer entsprechenden Lösung entgegenzuführen, so gab doch wenigstens die preußische Regierung die bestimmte Erklärung ab, daß sie im Hinblick darauf, daß die höhere Besteuerung des Tabacks für eine den Verhältnissen vollkommen entsprechende Maßregel zu halten sei, ernstlich damit umgehe, Vorschläge, welche zu diesem Ziele zu führen geeignet seien, vorzubereiten und selbige ihren Zollverbündeten zur gemeinschaftlichen Erwägung mitzutheilen, wenn sie zu der Ueberzeugung gelange, daß die früher bereits hervorgehobenen Schwierigkeiten sich in geeigneter Weise beseitigen ließen.

Diese Zusage fand eine verhältnißmäßig schnelle Erfüllung. Bereits im Juni des Jahres 1856 wurden von der preußischen Regierung in einer besondern ausführlichen Denkschrift den verbündeten Regierungen bestimmt formulirte Vorschläge eröffnet, die gelegentlich der um dieselbe Zeit in Eisenach, später in Weimar zusammengetretenen zwölften Generalzollconferenz zur Verhandlung gelangten. In dieser Denkschrift hielt die preußische Regierung ihren frühern Standpunkt im wesentlichen fest, indem sie die Einführung des Monopols ebenso wie einer Fabrikationssteuer als unausführbar, dagegen die Erhöhung des Eingangszolles vom Taback und der Productionssteuer unter Ausdehnung der letztern auf den ganzen Zollverein als die zur Erreichung des angestrebten Zieles unter den obwaltenden Verhältnissen allein geeignete Maßregel erklärte. Und zwar sollte nach dem Vorschlage der preußischen Regierung der Eingangszoll auf rohe Tabacksblätter von 4 Thlr. auf 6 Thlr. erhöht, die Productionssteuer für den inländischen Taback aber unter Aufhebung der Klassenbesteuerung und Einführung eines Steuersatzes für alle Tabacksländereien auf den Betrag von 10 Thlrn. für den preußischen Morgen zu 180 Quadratruthen normirt werden. Die seitherige Steuerbefreiung gewisser Minimalflächen sollte hierbei ebenso in Wegfall gebracht, als die einzuführende Productionssteuer im Falle der Ausfuhr des Tabacks oder der Fabrikate nirgends zurückerstattet, auch die bis dahin für ausgehende Fabrikate aus fremdem Taback gewährte Zollvergütung ferner nicht weiter gewährt werden. Die durch diese Steuerreform zu erwartende Mehreinnahme wurde auf etwas über $1\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. berechnet, ein Betrag, dem gegenüber Preußen allerdings selbst seinen Vorschlag nur als den ersten nothwendigen Schritt zur Erreichung einer bedeutenden Einnahme vom Taback bezeichnete.

Von den verschiedenen Vereinsregierungen erklärten indessen nur die thüringischen Staaten — mit Ausnahme Meiningens — ebenso Braunschweig, Nassau und Frankfurt am Main ihre unbedingte Zustimmung zu den preußischen Vorschlägen. Baiern, Würtemberg (welches übrigens im Princip lebhaft zustimmte), Großherzogthum Hessen knüpften ihr eventuelles Einverständniß an den Eintritt erheblicher Modificationen, namentlich an die Voraussetzung der Aufrechterhaltung der zeitherigen Exportbonification sowie einer Vergütung der Verwaltungskosten. Sachsen wollte das Klassensystem mit einer nur allmählich erhöhten Steigerung der einzelnen Sätze beibehalten, auch den Zollsatz für ausländischen Rohtaback nur allmählich erhöht wissen. Kurhessen erklärte den Vorschlägen nur mit der Modification zustimmen zu können, wenn der Zollsatz vom Rohtaback auf 8 Thlr., vom fabricirten Rauchtaback auf 15 (eventuell $13\frac{1}{2}$ Thlr.), von Cigarren- und Schnupftaback auf 24 (eventuell $22\frac{1}{2}$ Thlr.), daneben auch die inländische Steuer etwas mehr erhöht würde, als preußischerseits vorgeschlagen. Baden wies darauf hin, daß es mit Durchführung der preußischen Vorschläge eine Steuer- und Zollmehreinnahme von höchstens 60000 Thlrn. gewinnen würde, dagegen auf den vieljährigen Absatz

Digitized by Google

seiner Tabacksfabriken ins Ausland verzichten und seine Tabacksproducenten mit einer neuen Steuer von 220000 Thlrn. belasten müßte. Ein solches Ergebniß könne selbst dann nicht für annehmbar erklärt werden, wenn dabei die ungestörte Forterhaltung des Tabacksbaues, die bei jeder Besteuerung als eine für Baden ganz unerlaßliche Voraussetzung aufgestellt werden müsse, verbürgt wäre. Letzteres sei indessen nicht einmal zu erwarten. Eine Tabacksteuer in der von der preußischen Regierung vorgeschlagenen Weise sei vielmehr, zumal da die einmal erlegte Steuer auch bei der Ausfuhr des Tabacks nicht rückvergütet werden solle, ganz geeignet, allmählich vom Tabacksbau gänzlich abzuhalten und diese für die gesammte Landwirthschaft vielfach nützliche Cultur nach und nach aus dem Vereinsgebiete zu verdrängen. Einer Besteuerung des im Inlande erzeugten Tabacks erklärte hiernach Baden nur dann zustimmen zu können, wenn man — abgesehen von dem Monopol, das auch gegenwärtig wieder als die erprobteste Besteuerungsweise bezeichnet werden müsse — sich für eine Besteuerung des inländischen Rohtabacks in der Hand des ersten Käufers entschließen könnte, einer Besteuerungsmodalität, die hauptsächlich den Vorzug habe, daß sie nicht von einem fingirten, sondern vom wirklichen Ertrage und nicht von dem Producenten, sondern dessen Abnehmer, fast ausschließlich also von Fabrikanten oder Händlern erhoben würde. Hannover, Oldenburg und Meiningen lehnten es überhaupt ab, sowol auf die preußischen Vorschläge als auf eine Erhöhung der Tabacksbesteuerung einzugehen.

Bei der Lage der abgegebenen Erklärungen waren sonach die preußischen Vorschläge als zur Zeit abgelehnt zu betrachten. Von der Mehrheit der Vereinsregierungen wurde jedoch dringend der Wunsch ausgesprochen, daß man die Frage der Tabacksbesteuerung damit nicht als eine erledigte betrachten, sondern fortwährend im Auge behalten und darauf Bedacht nehmen möge, wie die fast allseitig als höchst wünschenswerth erkannte Maßregel der Verwirklichung entgegengeführt werden könne. Mit Bezug hierauf wurden zwar gelegentlich der in der Zeit vom 12. Aug. bis 3. Dec. 1858 in Hannover abgehaltenen dreizehnten Generalzollconferenz preußischerseits die frühern Vorschläge wiederholt; allein da die dissentirenden Regierungen lediglich auf dem alten Standpunkte verharrten, war auch diesmal ein Erfolg nicht zu erzielen, und ebenso wenig fand ein bei der vierzehnten Generalzollconferenz in Braunschweig im Jahre 1859 von Baden unter Bezug darauf, daß die im Jahre 1853 eingetretene Ermäßigung der Eingangsabgabe von Rohtabak für die Consumenten nicht merkbar geworden, für die Zollkasse aber entschieden nachtheilig gewesen sei, gestellter Antrag auf Erhöhung des Eingangszolles für unbearbeitete Tabacksblätter und Stengel von 4 Thlr. auf den frühern Satz von $5\frac{1}{2}$ Thlr. vom Centner Annahme.

Seitdem hat die Frage der Tabacksbesteuerung im Zollverein gänzlich geruht, und wir würden in Bezug auf dieselbe bei dem Widerspruche, dem bei der frühern Organisation des Vereins selbst die wohlgemeintesten Vorschläge Preußens auf seiten einzelner Vereinsregierungen so häufig begegneten, und an dem dieselben so oft scheitern mußten, jedenfalls auch heute noch auf dem alten Flecke stehen, hätte nicht die durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 herbeigeführte Neugestaltung des Zollvereins und seiner innern Verfassung auch in dieser Beziehung das Terrain geebnet, sodaß es jetzt bald gelingen mußte, eine vertragsmäßige Basis für die Einführung einer gemeinsamen Besteuerung des inländischen Tabacks zu gewinnen.

Daß aber Preußen gerade bei der Reconstruction des Zollvereins Bedacht darauf nahm, sich und beziehentlich dem Verein die erforderlichen Handhaben zu sichern, um die so vielfach ventilirte Frage einer ausgiebigern Besteuerung des Tabacksgenusses ihrer endlichen Erledigung zuzuführen, das wird ihm um so weniger verdacht werden können, als die Gründe, welche schon vor einem Jahrzehnt einer derartigen Maßregel das Wort

Digitized by Google

redeten, inmittels infolge der veränderten politischen Lage Deutschlands nur noch in erhöhtem Grade sich geltend machen. In der That wird niemand zu leugnen vermögen, daß, wenn bereits im Jahre 1854 die baldige entsprechende Lösung dieser Frage als durch die Lage des Staatshaushalts mit unabweisbarer Nothwendigkeit geboten bezeichnet wurde, es gegenwärtig im Hinblick einerseits auf die fortwährenden Rückschläge in den vorhandenen Einnahmequellen und andererseits auf die nach allen Seiten unendlich gesteigerten ordentlichen und außerordentlichen Staatsbedürfnisse mehr wie je dringende Pflicht der Regierungen ist, sich nach neuen, nachhaltigen Einnahmequellen umzusehen. Daß sich aber eine solche Quelle in einer ausgiebigern Besteuerung des Tabacks, und zwar sowol des vereinsländischen als des fremden Erzeugnisses, darbiete, wird sich kaum verkennen lassen. Es läßt sich schwerlich ein Verbrauchsgegenstand finden, der sich so ganz zu einer Besteuerung und zwar zu einer hohen Besteuerung eignet als der Tabak, da es sich dabei keineswegs um ein nothwendiges Bedürfniß, sondern um einen, wenn auch allgemein verbreiteten Gegenstand des Luxus handelt, da ferner der schon sehr verbreitete Tabacksverbrauch fortwährend und selbst da, wo er mit sehr hohen Abgaben belegt ist, an Ausdehnung gewinnt, und weil endlich, selbst wenn die höhere Belastung desselben eine Beschränkung des Verbrauchs zur Folge haben würde, dies vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus nicht eben zu beklagen wäre.

Die früher (im ersten Artikel, S. 635) mitgetheilte Berechnung ergibt zur Genüge, wie bedeutend der Consum von inländischem Tabak im Zollverein ist. Man kann ihn durchschnittlich auf mindestens zwei Fünftel des gesammten Tabacksverbrauchs annehmen. Darf es hiernach aber nicht überraschen, daß der Eingang fremden Tabacks und somit die Zolleinnahme aus demselben bei weitem nicht in dem Verhältnisse sich steigert wie in andern Staaten, so geht daraus zugleich mit Evidenz hervor, daß, wenn aus dem Tabak überhaupt eine erhebliche Mehreinnahme bezogen werden soll, der inländische Tabak nicht unbesteuert bleiben darf.

Letztere Erwägung muß jedem Project auf Herbeiführung einer ausgiebigern Tabacksbesteuerung als Ausgangspunkt dienen, und es kann sonach nur die Frage entstehen, auf welchem Wege das angestrebte Ziel sich am leichtesten und sichersten erreichen lassen wird. Um aber eine rationelle Basis für eine Lösung dieser Frage zu gewinnen, wird es gut sein, sich die in concreto vorhandenen factischen Verhältnisse gegenwärtig zu halten, d. h. nicht außer Acht zu lassen, daß einem allerdings bedeutenden Consum eine bedeutende Production, eine bedeutende Fabrikation, ein großartiger Handel entspricht, die insgesammt nicht ohne Nachtheil für das Ganze erheblich beeinträchtigt, noch viel weniger in ihrer Existenz bedroht werden dürfen. Wir wollen damit sagen, daß es sich bei der gegenwärtigen Lage der Dinge für den Zollverein nicht sowol darum handeln kann, an Stelle des bereits Bestehenden etwas ganz Neues zu setzen, gewissermaßen tabula rasa zu machen, als vielmehr zunächst nur darum, die Wege zu ebnen, auf denen man nach und nach mit Sicherheit dazu gelangen wird, aus dem Tabacksconsum eine reich und nachhaltig fließende Einnahmequelle zu erlangen. Dies führt aber von selbst auf denjenigen Standpunkt, welchen die preußische Regierung nach der obenerwähnten Denkschrift bereits im Jahre 1856 einnahm und, wie inzwischen bekannt geworden, auch gegenwärtig in der Hauptsache noch einnimmt. Daß dieser Standpunkt zur Zeit der allein richtige, weil den einmal bestehenden Verhältnissen Rechnung tragende ist, wird eine nähere Betrachtung derjenigen Wege alsbald klar stellen, welche sich für die Erreichung einer bedeutenden Mehreinnahme aus dem Tabak überhaupt als möglich denken lassen. Als denkbar in dieser Beziehung sind nämlich nach den Ausführungen der mehr erwähnten Staatsschrift, welche den nachfolgenden Betrachtungen zum Theil zu Grunde gelegt wurde, zu bezeichnen entweder die Einführung des Tabacksmonopols, oder die Einführung

Digitized by Google

einer Fabrikations- und Verkaufssteuer unter Beibehaltung des Eingangszolles und Generalisirung der in einzelnen Staaten bestehenden Productionssteuer, oder endlich Erhöhung des Eingangszolles und der Productionssteuer unter Ausdehnung der letztern auf den ganzen Zollverein.

Was zunächst das Tabacksmonopol, d. h. den ausschließlichen Betrieb der Tabacksfabrikation und des Tabackshandels seitens des Staats anlangt, ein System der Besteuerung, unter dem, abgesehen von England mit einer dem Wesen nach dem Monopol sehr nahe kommenden Einrichtung, in Europa nicht weniger als 116 Mill. Menschen oder 43,7 Proc. der Gesammtbevölkerung, nämlich Oesterreich mit Liechtenstein, Frankreich, Spanien, Italien, Polen leben*), und das auch bereits in Preußen längere Zeit bestanden hat, bis es im Jahre 1787 aufgehoben, 1797 wieder eingeführt, bereits durch Patent vom 20. Dec. 1797 aber für immer beseitigt wurde, so muß zwar anerkannt werden, daß dasselbe das finanziell erfolgreichste System der Tabacksbesteuerung ist, wie dies unter anderm durch die in Oesterreich und Frankreich diesfalls gemachten Erfahrungen mehr als zur Genüge bestätigt wird. In beiden Staaten ist nämlich trotz der sehr hohen Abgaben, welche sie in den Monopolpreisen vom Tabak erheben, eine fortwährende Zunahme der Consumtion und infolge derselben ein anhaltendes Steigen des Ertrags wahrzunehmen gewesen. In Oesterreich — woselbst das Tabacksmonopol bereits 1670 eingeführt wurde, bis 1784 mit einem Erträgnisse von nur 1,925000 Fl. verpachtet war, infolge Patents vom 8. Mai 1784 von der Regierung selbst übernommen, 1828 in Südtirol und durch Patent vom 29. Nov. 1851 auch für Ungarn eingeführt wurde — gestalteten sich die Ertragsverhältnisse beispielsweise in den Jahren 1851—56 nach Stein**) folgendermaßen:

	Betriebskapital.	Ertrag.	Netto.
1851 . . .	14,821204 Fl.	13,926703 Fl.	93,9 Proc.
1852 . . .	19,375278 „	17,210977 „	88,7 „
1853 . . .	17,320513 „	21,382625 „	123,4 „
1854 . . .	20,278016 „	22,129915 „	109,4 „
1855 . . .	20,361034 „	25,866491 „	127,4 „
1856 . . .	22,485932 „	26,557517 „	118,1 „

Nach Rau***) war der Reinertrag im Durchschnitt jährlich: 1821—40 5,600000 Fl., 1841—50 12,100000 Fl., 1851—60 21,000000 Fl., 1861 34,700000 Fl., 1862 36,500000 Fl. In Frankreich, wo das Monopol seit Ludwig XIV. eingeführt ist, steigerte sich das Einkommen aus demselben in dem Zeitraume von 1815—54 nach Freiherr von Hock†) in folgender Weise:

	Bruttoertrag.	Reinertrag.	Absatzmenge.
1815 . . .	53,900000 Frs.	32,100000 Frs.	9,800000 Kilogr.
1825 . . .	67,300000 „	44,000000 „	12,800000 „
1835 . . .	74,400000 „	51,700000 „	12,800000 „
1845 . . .	111,900000 „	82,500000 „	18,500000 „
1850 . . .	122,100000 „	88,900000 „	19,200000 „
1852 . . .	131,200000 „	98,700000 „	20,500000 „
1853 . . .	139,300000 „	105,200000 „	21,500000 „
1854 . . .	145,700000 „	110,300000 „	22,900000 „

Nach Rau††) stieg die Reineinnahme bereits im Jahre 1860 auf 124,700000 Frs.,

*) Stein, Lehrbuch der Finanzwissenschaft (Leipzig 1860), S. 382.
**) Stein, a. a. O., S. 351.
***) Rau, Finanzwirthschaft, §. 204.
†) von Hock, Die Finanzverwaltung Frankreichs (Stuttgart und Augsburg 1857), S. 355.
††) Rau, a. a. O., §. 204.

Digitized by Google

1862 sogar auf 162,000000 Frs. Lassen diese Zahlen an der finanziellen Vorzüglichkeit des Monopols einen Zweifel nicht aufkommen, so muß hiernächst auch zugestanden werden, daß dasselbe die Vorzüge einer gutangelegten Consumtionssteuer in seltenem Grade in sich vereinigt. Die Steuer trifft in Wirklichkeit nur den Verbraucher des Gegenstandes, auf welchen sie gelegt ist, und nur in dem Maße, als er sich dessen bedient; sie wird in den kleinsten, von der freien Bestimmung des Steuerpflichtigen abhängigen Beträgen, somit größtentheils unmerklich entrichtet; sie trifft den Reichen und Bemittelten stärker als den Armen — wie dies unter anderm die Erfahrung in Frankreich zeigt, wonach der Gewinn beim Monopol mit der Feinheit des Tabacks und mithin mit der Wohlhabenheit der Klasse steigt, die ihn braucht*) — und läßt sich den Kaufmitteln des einzelnen Consumenten so genau anpassen wie bei keiner andern Erhebungsweise. Endlich mag, zumal nach den Erfahrungen, die man in Ungarn gemacht hat, woselbst die Zahl der Pflanzer bei der Einführung des Monopols nur 40113 mit 35136 Joch betrug, während dieselbe im Jahre 1856 unter der Herrschaft des Monopols bereits auf 83575 mit 60241 Joch gestiegen war**), zwar auch nicht bestritten werden, daß die inländische Tabaksproduction an sich sehr wohl neben dem Monopol bestehen kann, da der zunehmende Bedarf an Fabrikaten es schon der Staatsregie zur unabweisbaren Nothwendigkeit macht, durch Anbietung lohnender Preise zur Tabaksproduction aufzumuntern, auch den Producenten in der Regel damit gedient ist, daß sie auf einen sichern Absatz rechnen können. Allein trotz alledem würden sich der Einführung des Monopols im Zollverein nur schwer zu überwindende Schwierigkeiten entgegenstellen. Sieht man nämlich auch ganz ab von der principiellen Verwerflichkeit des Monopols, die darin begründet ist, daß es aus der Kasse der Consumenten unverhältnißmäßig mehr nimmt, als es in die Staatskasse bringt, wie dies die Einnahmeergebnisse Oesterreichs und Frankreichs zur Genüge nachweisen, indem die Erhebungskosten im Jahre 1862 für den ersten Staat auf 46, für den letztern aber immer noch auf 27 Proc. der Roheinnahme sich berechneten***), so würde schon in Bezug auf den Anbau des Tabacks die Abhängigkeit des Landwirths von der Regie namentlich nach der Richtung hin schwer empfunden werden, als wenigstens der kleinere Grundbesitzer, in dessen Händen ja ein überaus großer Theil des vereinsländischen Tabaksbaues sich befindet, sich nur schwer oder gar nicht in die erforderlichen Controlen finden würde. Dadurch würde aber der Mehrzahl der Landleute der Tabaksbau bald verleidet und die Regie gezwungen werden, den größern Landwirthen höhere Preise zu bewilligen oder selbst Tabak zu bauen. Hiernächst würde aber das Verbot der Tabaksfabrikation der Fabrikation zum Export einen schweren Schlag versetzen, was begreiflich erscheinen wird, wenn man erwägt, daß allein im Jahre 1854 bereits 40444 Ctr. Cigarren, d. h. nahe an 400 Mill. Stück aus dem Zollverein ausgeführt worden sind. Auch die Ausfuhr von rohen Blättern würde infolge der Beschränkungen der Tabakscultur wahrscheinlich ganz aufhören, da nur solcher Tabak ausgeführt werden könnte, dessen Anbau zu diesem Zwecke besonders declarirt und erlaubt worden wäre, der Landwirth aber Anstand nehmen möchte, Tabak zu bauen, für den er im Inlande keinen Markt hätte, den er vielmehr ohne Rücksicht auf Conjuncturen ausführen müßte, bezüglich dessen überdies alle die Controlen einträten, welche für den zum inländischen Verbrauch bestimmten Tabak angeordnet sind. Dazu kommt, daß Ausfuhr roher Blätter und Fabrikation Hand in Hand gehen müssen, indem häufig nur gewisse Theile der Pflanzen, z. B. Cigarrendeckblätter, ausgeführt werden können, der Rest aber im Lande Verwendung finden muß. In Frankreich bestehen zehn Tabaksmanufacturen,

*) von Hock, a. a. O., S. 354.

**) Stein, a. a. O., S. 381.

***) Deutsches Staatswörterbuch, von Bluntschli und Brater, IX, 741 (Stuttgart und Leipzig 1865).

Digitized by Google

und auch im Zollverein würden nicht mehr Fabriken errichtet werden können, theils zur Verminderung der Generalkosten, theils weil die nothwendige Gleichmäßigkeit in den Fabrikaten in zahlreichen Manufacturen sich nicht würde festhalten lassen. Die Folge der Fabrikation in nur wenigen Anlagen wäre Anhäufung zahlreicher Arbeiter an den Fabrikorten, wohin die derzeitigen Tabacks- und Fabrikarbeiter nur zum geringen Theile folgen könnten. Sodann würde aber die Frage der Entschädigung der bestehenden Fabriken mit den größten Schwierigkeiten verbunden sein, Schwierigkeiten, deren Größe recht deutlich in die Augen springen wird, wenn man erwägt, daß nach den amtlichen Gewerbetabellen des Zollvereins bereits im Jahre 1861 3323 derartige Fabriken vorhanden gewesen sind, die 54038 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt haben. Hiervon trafen auf

Preußen	1386	Fabriken mit	24697	Arbeitern
Baiern	197	„ „	2432	„
Sachsen	394	„ „	5060	„
Baden	172	„ „	3592	„
Kurhessen	85	„ „	2604	„
Großherzogthum Hessen .	215	„ „	3827	„

Ueberdies ist das Gewerbe der Tabacks- und Cigarrenfabrikanten dermaßen zersplittert, daß der Begriff einer Cigarrenfabrik kaum noch zu bestimmen ist. Der Tabackshandel müßte jedenfalls ohne jede Entschädigung schon um deswillen beseitigt werden, weil derselbe so verbreitet ist, daß gewiß mehrere Millionen erforderlich sein würden, um etwa nur Entschädigung für Miethe und Verkaufseinrichtungen zu gewähren. Wie schwer aber durch eine solche Maßregel der Volkswohlstand geschädigt werden würde, bedarf keines nähern Beweises. Weitere gewichtige Bedenken gegen das Tabacksmonopol beziehen sich sodann auf Abwendung von Defraudationen. Die Eingangszölle im Zollverein sind gegenwärtig so bemessen, daß die Zollvereinsgrenze mit einer im Verhältniß zur Beamtenzahl anderer Länder geringen Zahl von Beamten überwacht werden kann, und daß die Ueberwachung auf einen schmalen Grenzbezirk hat beschränkt werden können; auch ist es für zulässig erachtet worden, selbst die früher bestandene Binnencontrole fast allgemein aufzuheben. Die Belastung des Tabacks mit einer in Monopolform erhobenen hohen Steuer würde dieses höchst erfreuliche Ergebniß der Zollvereinseinrichtungen, und zwar lediglich im Interesse des Tabacksmonopols, völlig vernichten; sie würde die Visitation der Taschen, die Verfolgung von Haus zu Haus zur nothwendigen Folge haben, Maßregeln, die in den Staaten des Zollvereins einer längstvergessenen Zeit angehören. Trotz aller Controlen und Androhung schwerer Strafen hat man in Frankreich für nothwendig erachtet, in den Gebieten längs der West- und Nordgrenzen nach 5 verschiedenen, durch 19 Departements laufenden Zonen Tabak zu Preisen zu verkaufen, welche sich zu den Preisen im Innern wie 22 zu 72 verhalten, indem, je näher die betreffende Zone der Landesgrenze liegt, um so geringer der darin bestehende Tabackspreis ist. Im Zollverein würde man nicht in der Lage sein, eine ähnliche Anordnung treffen zu können; denn infolge dessen würden in dem größern Theile von Baden, in einem Theile der preußischen Rheinprovinz, den Provinzen Westfalen und Hannover geringere Tabacksregiesätze einzuführen sein, die betreffenden Einwohner mithin geringer, und zwar nicht unbedeutend geringer als andere Zollvereinsangehörige besteuert werden müssen, ein in einem Vereine von Staaten nicht statthaftes Verhältniß. Die erheblichste Schwierigkeit endlich in Betreff der Einführung des Tabacksmonopols im Zollverein würde in des letztern Organisation liegen. Da es nämlich nicht statthaft sein würde, jeder einzelnen Regierung den Ankauf des in ihrem Gebiete gewonnenen Tabacks sowie die Fabrikation zu überlassen, indem dadurch die größte Ungleichheit in den Fabrikaten und indirect in der Belastung der Unterthanen herbeigeführt werden würde, so würde die

Digitized by Google

Handhabung des Monopols einer eigenen Centralregiebehörde übertragen werden müssen. Dies würde aber der Natur der Sache nach nicht eine collegialische, von Majoritätsbeschlüssen abhängige, sondern könnte nur eine bureaukratische Behörde sein, d. h. sämmtliche Zollvereinsstaaten müßten die selbständige Handhabung der Tabacksregie Einem Chef überlassen, der, mit gehörig ausgedehnter Gewalt versehen, völlig unabhängig von den Einzelregierungen dastände. Nun würde zwar die Durchführung einer solchen Einrichtung in den Staaten des Norddeutschen Bundes mit Rücksicht darauf, daß die Einnahme aus dem Monopol lediglich in die Bundeskasse fließen würde, unschwer zu bewirken sein; daß aber auch die süddeutschen Staaten sich damit einverstanden erklären sollten, muß ebenso stark bezweifelt werden, als es den bestehenden Vereinbarungen gegenüber gewiß ist, daß ihnen eine derartige Maßregel nicht aufoctroyirt werden könnte.

Nach alle diesem aber darf die Annahme als gerechtfertigt gelten, daß die Einführung des Tabacksmonopols im Zollverein nicht thunlich ist.*)

Von einzelnen Seiten ist zwar noch eine etwas gemilderte Form des Monopols für den Verein vorgeschlagen worden, darin bestehend, daß die Producenten verpflichtet würden, ihr ganzes Erzeugniß an den Staat gegen den laufenden Preis abzugeben, wie dies in den Staaten geschieht, wo das eigentliche Monopol besteht, und der Staat sodann den Verkauf an die Fabrikanten mit Auflegung der Steuer zu übernehmen hätte. Allein zieht man in Betracht, daß der Weg dieses Monopols nicht mit Erfolg betreten werden könnte ohne gleichzeitige eindringende Ueberwachung der Fabrikation, so folgt schon hieraus, daß dasselbe dem förmlichen Monopol nicht voranzustellen wäre, zu welchem letztern es übrigens mit Nothwendigkeit schon deshalb führen würde, weil es dem Staate wol kaum immer gelingen möchte, die angekauften Vorräthe sämmtlich an den Mann zu bringen.

Daß hiernächst aber auch das in England mit einem Erträgniß, das noch circa $4\frac{1}{2}$ Mill. Thlr. mehr beträgt als die gesammte Einnahme des Zollvereins, bestehende System der Besteuerung des Tabacksconsums, das darauf beruht, daß es die ganze Steuerkraft des Tabacks durch den Zoll erschöpft, daher aber neben einem Zollsatz, der den Taback ebenso sehr und vielleicht noch mehr vertheuert als das Monopol (er beträgt ungefähr 85 Thlr. für den Centner Blätter und 225 Thlr. für den Centner Cigarren), noch das (durch eine Parlamentsacte vom Jahre 1652 im Interesse der amerikanischen Colonien erlassene) Verbot des Anbaues von Taback im Inlande enthält**), für den Zollverein nicht ausführbar sein würde — um dies klar zu machen, dazu bedarf es nur eines einfachen Hinweises auf die im 19. Jahrhundert wol kaum anzuzweifelnde absolute Unmöglichkeit, eine Cultur, die sich auf circa 90000 preußische Morgen erstreckt, mit Einem Schlage zu vernichten.

Ebenso wenig wie das Monopol würde aber auch die Einführung einer Fabrikations- und Verkaufssteuer für den Zollverein ausführbar sein. Es muß zwar anerkannt werden, daß sich aus der Verfassung des Zollvereins erhebliche Bedenken gegen eine solche Art der Besteuerung nicht würden ableiten lassen, daß vielmehr die Erhebung dieser Steuer den Einzelstaaten ohne besondere Gefahr der Benachtheiligung des Gesammtinteresses würde überlassen werden können; allein die mit diesem System verbundenen strengen Controlen sind so tief einschneidender Art, daß schon hieraus die Unhaltbarkeit desselben sich unschwer ableiten läßt. In der That weisen auch sowol die Erfahrungen, die man in Frankreich mit einer combinirten Fabrikations- und Verkaufssteuer, als diejenigen, welche man in Würtemberg und Rußland mit einer bloßen Verkaufssteuer gemacht hat, auf das unzweideutigste darauf hin, daß es kaum noch ein zweites System gibt, das so wenig

*) Im allgemeinen noch zu vergleichen die classische Schrift officiösen Ursprungs „Der Zollverein und das Tabacksmonopol" (Berlin 1857).

**) Es wird deshalb von Stein, a. a. O., S. 375, als „Monopolzollsystem" bezeichnet.

Digitized by Google

geeignet ist, auf die Dauer sich halten zu lassen, als dieses. Die Erfahrungen insbesondere, die man in Frankreich in dieser Beziehung gemacht, sind um so lehrreicher, als die strenge Napoleonische Verwaltung dafür bürgt, daß man das Mögliche erreicht hat. Nachdem nämlich in Frankreich das Tabacksmonopol nach hundertjährigem Bestehen im Jahre 1791 aufgehoben worden war, führte man im Jahre 1797 eine Fabrikations- und Debitsteuer unter Beibehalt der Eingangszölle ein, welche später bedeutend erhöht und verändert und hauptsächlich durch nachstehende Einrichtungen und Anordnungen charakterisirt wurde: alle Tabackspflanzungen über 20 Quadratfuß mußten der Steuerbehörde innerhalb bestimmter Zeit angemeldet werden. Alljährlich wurde der neugeerntete Tabak wie die etwa noch vorhandenen frühern Vorräthe dem Gewichte nach festgestellt und contirt. Der legale Verblieb des contirten Tabacks mußte, nach Abrechnung gewisser Procente, die für Abgang durch Fermentirung zugute gerechnet wurden, nachgewiesen, für das etwa Fehlende aber der dreifache Betrag der Steuer gezahlt werden. Der Tabacksbauer durfte deshalb Tabak auch nur auf Begleitschein und nur an Fabrikanten und Großhändler verkaufen, welche mit Licenz versehen waren, oder zum Markte transportiren; außerdem mußte er aber ein Register führen, in dem er Tag für Tag, ohne eine Linie desselben zu übergehen oder etwas zwischen die Linie zu schreiben, die Menge, die Beschaffenheit und die Sorte des verkauften Tabacks, sowie Namen und Wohnort der Käufer eintragen mußte. Verdorbener Tabak wurde nur abgeschrieben, wenn er in Gegenwart von Steuerbeamten verbrannt wurde. Außer den Tabacksbauern durfte niemand rohen Tabak bei sich aufbewahren. Fremder Tabak wurde von der Douane oder aus dem Entrepot nur entlassen gegen eine die Fabrik, für welche er bestimmt war, bezeichnende Declaration. Der Tabak ging zu den Fabriken unter Begleitschein. Wer eine Tabacksfabrik etabliren wollte, hatte dies zu declariren und jährlich eine Licenz zu lösen. In seinem Gewerbebetriebe war er fortwährender Controle unterworfen. Fabricirter Tabak in Mengen von mehr als 20 Pfd. durfte nur mit Begleitschein transportirt werden. Der Tabak mußte mit Vignetten, welche die Regierung gegen Erstattung der Kosten lieferte, versehen sein. Betrug das Fabrikat über 5 Proc. mehr als der bezogene Rohtaback, so mußte die Fabrikations- und Verkaufssteuer entrichtet werden. Der Tabackshandel bedurfte einer Licenz, welche für je 2 Pfd. wahrscheinlich zu verkaufenden Tabacks 10 Cent. kostete. Wollte der Fabrikant in Mengen unter 2 Pfd. verkaufen, so bedurfte er ebenfalls der Handelslicenz. Tabackshändler durften keinen Rohtaback und keine Instrumente haben, die zur Tabacksfabrikation dienen. Die Fabrikationssteuer, welche vor dem Eingange der Rohtabacke in das Fabriklokal zu entrichten war, betrug 40 Cent. für das Zollpfund des zur Fabrikation verwendeten Tabacks und 10 Cent. für jedes von dem Fabrikanten verkaufte (nicht exportirte) Zollpfund. Der Eingangszoll betrug 396 Frs. für 100 Kilogramme in französischen, 440 Frs. in fremden Schiffen. Contrebande in Banden, bewaffnet, wurde mit mindestens zehn Jahren Eisenstrafe belegt; bei dem Gebrauch der Waffen trat Todesstrafe ein. Die Untersuchung wurde von Specialgerichtshöfen geführt. Die Umgehung der Fabrikationssteuer wurde mit 1000—3000 Frs. und Confiscation bestraft, im ersten Rückfalle dem Doppelten, im zweiten Rückfalle zugleich mit Schließung der Fabrik. Wurde außerdem noch eine Eingangszolldefraude ermittelt, so wurden diese Strafen verdoppelt.

Trotz dieser harten Strafen und scharfen Controlen brachte aber die Tabacksteuer in Frankreich nur $14\frac{1}{2}$ Mill. Frs. ein. Angenommen aber, der wirkliche Verbrauch habe nur 300000 Ctr. betragen, so hätten statt dessen 37 Mill. Frs. einkommen müssen, nämlich die Fabrikationssteuer mit 50 Cent. für 1 Pfd. 15 Mill. Frs., die Verkaufs-, Fabrik- und Großhandelslicenz 2 Mill. Frs., der Eingangszoll (Einfuhr von einem Drittel

Digitized by Google

fremder Tabacke angenommen) 20 Mill. Frs. Bei einer Verbrauchsmenge von 300000 Ctrn. wären demnach fast zwei Drittel der Abgaben defraudirt worden.

Abgesehen von diesem Hinweis auf die Geschichte der französischen Fabrikationssteuer, die um so mehr maßgebend ist, als man damals die Cigarren wol kaum kannte, die Controle des Cigarrenverkehrs aber viel schwieriger ist als die des Tabacks in Packeten, hat die preußische Regierung auch in Zahlen die Unausführbarkeit einer Fabrikationssteuer für den Zollverein nachgewiesen. Sie hat nämlich berechnet, daß, wenn man auf diesem Wege eine Mehreinnahme von 10 Mill. Thlrn. (gegenüber der jetzigen Einnahme von etwa 2 Mill. Thlrn.) erzielen wollte, die Steuersätze unter Berücksichtigung des durch die Steuererhöhung eintretenden Minderconsums und der vermehrten Aufsichtskosten dergestalt normirt werden müßten, daß fremde Cigarren und Schnupftaback 31 Thlr., fremder Taback in Rollen 25 Thlr., fremder Rohtaback 20 Thlr., inländischer Taback 14 Thlr. vom Centner zu zahlen haben würden. Eine solche Steuer würde sich aber, wenn auch deren Form sowie der Zeitpunkt der Erhebung theilweise bei der Einfuhr oder der Production, theilweise bei dem Eingange in die Fabriken, theilweise als Debitssteuer mit möglichster Zweckmäßigkeit regulirt würde, selbst mit den strengsten Control- und Strafbestimmungen nicht halten lassen. Am wenigsten aber würde sich die Erhebung einer Steuer von 14 Thlrn. für den Centner inländischen Tabacks, dessen Preis durchschnittlich zu 8 Thlrn. berechnet werden kann, der aber theilweise nur 2—3 Thlr. beträgt, sicherstellen lassen, selbst wenn man dieselbe zum größten Theile erst bei dem Eingange in die Fabriken einziehen wollte. Wenn man in den Gegenden, wo Taback gebaut wird, die jetzige Zahl der Steuerbeamten selbst um das Fünffache vermehren wollte, dieselben würden schwerlich im Stande sein, den Tabacksbau und die eingeernteten Blätter zu überwachen. Schon die Feststellung der Menge der letztern würde überaus schwierig und belästigend sein. Außerdem aber würden nur wenige Landwirthe im Stande sein, die in Frankreich vorgeschriebene Buchführung zu handhaben; die strengsten Strafen würden nur zur Aufgabe des Tabacksbaues führen. Aus der Darstellung der französischen Einrichtungen ergeben sich auch die Schwierigkeiten der Controle der Tabacksfabriken. Es ist hierbei besonders der bedeutende Unterschied im Gewicht der Rohtabacke und der Fabrikate in Betracht zu ziehen, ein Unterschied, der bis zu 40 Proc. beträgt und jede Controle schwächt, indem man nicht die sonstigen Ingredienzen des Tabacks — bis auf den Sand, welcher zu geringen Tabacken gemischt wird — unter Aufsicht nehmen kann. Eine wirksame Fabrikencontrole könnte nur in stehender Bewachung jeder Fabrik durch mehrere ganz zuverlässige, höher besoldete Beamten unter der Voraussetzung gefunden werden, daß die Einfriedigung und der Verschluß der Fabriken völlig sichernd wären. Beständen im Zollverein vielleicht 100 Fabriken, so würde eine solche Controle wol ausführbar sein, nicht aber gegen mehr als 3000. Wollte man aber direct oder indirect die Zahl der Fabriken zu vermindern suchen, so würde die Folge unzweifelhaft nur die sein, daß ein factisches Tabacksmonopol zu Gunsten weniger Fabrikanten etablirt und das Publikum wie die Tabacksbauer denselben auf Gnade oder Ungnade übergeben würden. Auch die Controle der Tabackshändler würde trotz zahlreicher Beamten überaus schwierig sein. Ein Zoll von 20 Thlrn. auf rohe Tabacksblätter und 26 Thlrn. auf fabricirten Taback würde der kräftigsten und zahlreichsten Grenzbewachung Trotz bieten, wie denn in Frankreich selbst unter der obenmitgetheilten strengen Napoleonischen Strafgesetzgebung der Schleichhandel mit Taback blühte, und wie er heutzutage noch hier wie in Oesterreich blüht, trotzdem die Franzosen und Oesterreicher neben ihren Douaniers und Grenzjägern noch die strengste Ueberwachung des innern Verkehrs und des Eingangs in den Städten, im Interesse der Consumtionssteuern namentlich von Getränken, haben, eine Ueberwachung, welche es im Zollverein, wie schon früher erwähnt, nicht gibt.

Digitized by Google

Noch viel weniger aber als eine combinirte Fabrikations- und Debitsteuer würde eine bloße Verkaufssteuer zum Ziele führen, möge man nun die Tabackshändler und Fabrikanten mit bestimmten Patentabgaben belegen, oder von den einzelnen zum Verkauf kommenden Tabacksquantitäten eine Abgabe erheben. In Würtemberg wurde im Jahre 1821 nach Aufhebung des Tabacksmonopols neben Erhebung des Eingangszolles von ausländischem Taback auf sämmtliche Tabacksfabrikanten und Händler die Summe von 40000 Fl. nach ihren eigenen Angaben über ihren Vertrieb ausgeworfen, wobei besondere Untersuchungen über die Richtigkeit dieser Angaben und Strafmaßregeln gegen Umgehung der Abgabe vorbehalten wurden. Der Erfolg der Auflage war aber durchaus ungenügend. Schon in den ersten zwei Jahren konnte nur die Hälfte der repartirten Summe von 40000 Fl. eingezogen werden, da die Angaben der Tabackshändler über ihren Vertrieb weit unter der Wirklichkeit blieben und der ungleich größere Theil unbilligerweise von den leichter zu controlirenden Fabrikanten hätte eingetrieben werden müssen. Es wurde daher diese Modalität der Besteuerung wieder aufgehoben, an ihre Stelle aber eine andere gesetzt, die darin bestand, daß neben der Erhebung eines erhöhten Eingangszolles für ausländische Blätter und Fabrikate die Tabacksfabrikanten und Händler je nach der Größe ihres innern Absatzes mit Klassensteueransätzen belegt wurden, welche alljährlich in jedem Amtsbezirk durch eine Commission bestimmt wurden, die aus drei Beamten und zwei von diesen gewählten Mitgliedern des Handelsstandes zusammengesetzt war. Diese Klassensteueransätze stiegen für die Fabrikanten von dem niedrigsten Betrage von 30 Fl. bei einem Verschleiße von 20 Ctrn. und weniger bis zum höchsten von 1200 Fl., bei Kaufleuten vom niedrigsten Betrage von 10 Fl. bei einem Verschleiße von 2 Ctrn. und weniger bis zum höchsten von 300 Fl. Aber auch diese Besteuerung hatte keinen genügenden finanziellen Erfolg. Der Ertrag derselben belief sich im Jahre 1825—26 nur auf 29889 Fl. 48 Kr. brutto und 28230 Fl. 35 Kr. netto, und überdies fanden sich einzelne Steuerpflichtige noch durch die ihnen zugeschriebenen Steueransätze beschwert. Es wurde deshalb auch diese Besteuerung unter weiterer Erhöhung der Eingangszollsätze 1826 wieder aufgehoben. Die Erhebung einer Abgabe von den einzelnen zum Verkauf gelangenden Tabacksquantitäten erfolgt zur Zeit in Rußland. Neben den außerordentlich hohen Eingangszollsätzen für ausländischen Taback und Tabacksfabrikaten wird nämlich noch eine innere Verbrauchsabgabe mittels sogenannter Banderolen, d. h. mittels bestempelter Umschläge erhoben, in denen aller Taback, sowol der vom Auslande eingeführte als der im Inlande zubereitete allein verkauft werden darf. Diese Umschläge sind so eingerichtet, daß ohne ihre Zerstörung der in ihnen enthaltene Taback nicht verwendet werden kann, und sie werden bei den Accisebehörden unter entsprechender Controle des Erlöses verkauft. Dabei stehen die Tabacksfabrikanten und Händler unter genauer Aufsicht, wogegen der inländische Tabacksbau gar keiner Beschränkung unterworfen ist. Der Ertrag dieser Abgabe ist jedoch außerordentlich gering. Er belief sich im Jahre 1847 bei einer Bevölkerung von 53 Millionen nur auf 1,019000 Silberrubel, im Jahre 1856 bei einer Bevölkerung von 62 Millionen nur auf 2,200000 Silberrubel. Die gesammten Tabacksgefälle betrugen aber in Rußland im Jahre 1847 nur die enorm geringe Summe von 1,900000 Silberrubeln, woraus man leicht auf die bedeutende Umgehung der Abgabenvorschriften schließen kann.

Man ersieht hieraus: jede Fabrikations- und Consumtionssteuer scheitert schließlich an der Schwierigkeit der Controlen. Sie im Zollvereine einführen wollen, hieße daher ein Experiment machen, von dessen Mislingen man von vornherein überzeugt sein müßte. Und doch, wird man entgegnen, scheint eine derartige Absicht zu bestehen. Es ist hierauf zu erwidern, daß allerdings der neue Zollvereinigungsvertrag, insofern er die Bestimmung enthält, daß auch der im Vereine zubereitete Taback einer gemeinsamen Besteuerung

Digitized by Google

unterliegen soll, die Einführung einer Fabrikationssteuer in Aussicht nimmt. Allein, daß es in der Absicht gelegen habe, dieses Project jetzt oder auch nur bald zu verwirklichen, scheint sehr unwahrscheinlich. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß es lediglich Absicht gewesen ist, die Thunlichkeit der Einführung einer solchen Besteuerungsmodalität sich für den Fall dringenden Bedarfes den süddeutschen Vereinsregierungen gegenüber im Princip zu sichern. Dafür spricht auch schon die Thatsache, daß der dem ersten deutschen Zollparlament vorzulegende Entwurf zu einem Tabackssteuergesetz nichts von einer Fabrikationssteuer enthält, sondern lediglich das anstrebt, was, wie bereits gesagt, zur Zeit allein möglich ist, die allgemeine Einführung einer erhöhten Productionssteuer vom inländischen Tabak neben gleichzeitiger Erhöhung der Eingangszollsätze vom ausländischen.

In der That muß es, wenn man den ausländischen Tabak nur im finanziellen Interesse der Besteuerung unterzieht, schon als rationellen wirthschaftlichen und finanziellen Grundsätzen widersprechend bezeichnet werden, das mit dem ausländischen concurrirende inländische Erzeugniß steuerfrei zu lassen, zumal wenn der Consum von inländischem Tabak so bedeutend ist wie im Zollverein. Es läßt sich kein vernünftiger Grund dafür anführen, den inländischen Tabacksbau gar nicht oder auch nur ganz ausnahmsweise niedrig zu besteuern. Gewiß ist es zwar, daß die seitherige Steuerbefreiung, beziehungsweise die seitherige geringe Besteuerung einen bedeutenden Anreiz für die Pflege und Ausdehnung des Tabacksbaues gewährt hat, dergestalt, daß die Cultur des Tabacks selbst auf Bodenarten, die dazu in der That ungeeignet sind, und unter klimatischen Verhältnissen Eingang fand, unter denen ein guter Tabak nicht gewonnen werden kann. Allein ebenso gewiß ist es, daß der Tabacksbau auch bei einer Besteuerung nicht verschwinden wird, daß er wenigstens überall da nicht verschwinden wird, wo seine Cultur als eine naturwüchsige bezeichnet werden kann. Nur die eine Forderung muß bei der Besteuerung des inländischen Tabacks gestellt werden, daß dabei ein angemessenes Verhältniß zwischen den durchschnittlichen Werthsätzen des inländischen und des ausländischen Erzeugnisses eingehalten wird, d. h. also, daß der im Durchschnitt geringere inländische Tabak nicht mit demselben Steuersatze belegt wird wie der in der Regel werthvollere ausländische. Wollte man die inländische Steuer gleich hoch normiren wie den Eingangszoll, so würde man dadurch die große Mehrzahl der Pflanzer zwingen, den Tabacksbau ganz aufzugeben, dadurch aber nicht blos die Fabrikanten in große Verlegenheit setzen, sondern auch durch die dann unausbleiblich eintretende erhebliche Preissteigerung der ausländischen Tabacke die Consumenten empfindlich benachtheiligen. Auf der andern Seite liegt aber auch kein Grund vor, die Differenz zwischen der inländischen Steuer und dem Eingangszolle zu Gunsten der erstern unverhältnißmäßig hoch zu normiren. Es würde dies nur eine künstliche Begünstigung des inländischen Tabacksbaues sein, indem man dadurch zum Nachtheile der Zollkasse den Consum von inländischem Tabak über die Gebühr steigern würde.

Steht die Nothwendigkeit der Besteuerung des inländischen Tabacks im Princip fest, so kann es sich nur darum handeln, die zweckmäßigste Art und Weise für die Durchführung dieser Maßregel ausfindig zu machen. Hier bieten sich aber zwei Wege dar: die Besteuerung des wirklichen Tabacksgewinnes, des geernteten Products, oder eine fixirte Productionssteuer.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ertragsbesteuerung an sich das rationellere System ist und von diesem Gesichtspunkte aus den Vorzug verdienen würde. Allein soll dieselbe irgendeinen nennenswerthen Ertrag liefern, so erfordert sie so vielfache und strenge Controlen, daß Production und Handel in entschiedener Weise belästigt werden müssen. Die Erfahrungen, die man in dieser Beziehung in Preußen und Baden in frühern Jahrzehnten gemacht hat, lassen dies deutlich erkennen. In Preußen wurde im Jahre 1819 eine Steuer auf den inländischen Tabak gelegt, die nach dem Gewichte des Products

Digitized by Google

erhoben wurde und 1 Thlr. vom Centner betrug. Trotz dieses verhältnißmäßig geringen Satzes mußte jedoch diese Steuer bereits im Jahre 1828 wieder aufgehoben werden, weil keine so viel Beschwerden veranlaßt hatte als diese, und doch bedeutend defraudirt worden war. In Baden wurde seit dem Jahre 1812 von allen in den Handelsverkehr übergehenden inländischen Tabacksblättern je bei dem ersten Uebergange derselben an einen Käufer eine Accisabgabe von 24 Kr. vom Centner auf Grund einer hierbei vorzunehmenden obrigkeitlichen Verwiegung nebst einer Wagegebühr von 6 Kr. entrichtet (daher auch Wagesteuer genannt). Diese Abgabe war aber so wenig ergiebig, daß sie beispielsweise im Jahre 1820 nur 26800 Fl. abwarf, und sie stieß allerorten auf solchen Widerwillen, daß sie bereits Ende des Jahres 1820 wieder abgeschafft werden mußte.

Eine fixirte Productionssteuer nach Art der gegenwärtig bereits in einem Theile des Zollvereins bestehenden, d. h. also eine Besteuerung der Tabacksproduction nach dem Flächengehalte des dazu verwendeten Landes, hat allerdings im Princip das gegen sich, daß sie von dem im einzelnen Jahre wirklich erzielten Ertrage gänzlich absieht, daß sie gewissermaßen nur die Hoffnung besteuert, daß sie daher denselben Taback nach den zufälligen Schwankungen der Ernte ganz ungleich trifft. Allein diesen Schattenseiten steht die gewichtige Thatsache gegenüber, daß sie die einfachste Art und Weise der Besteuerung ist, die weder die Producenten belästigt, noch Handel und Fabrikation stört. Denn während eine Ertragsbesteuerung, wenn sie nur einigermaßen erhebliche Einnahmen gewähren soll, eine Controle des Pflanzers auf dem Felde, dann eine solche im Trockenhause, weiter eine solche bei der Wage, dann im Magazin und endlich noch beim Fabrikanten nothwendig machen würde, also Controlen vom ersten Momente der Production an bis zur Fabrikation, setzt die fixirte Productionssteuer nichts voraus als die Declaration der mit Taback zu bebauenden Flächen seitens des Producenten und deren Vermessung seitens der Steuerverwaltung. Ist diese Vermessung erfolgt, so ist der Maßstab für die Steuererhebung gewonnen und der Producent kann frei schalten und walten. Man hat zwar häufig das noch gegen diese Art der Besteuerung eingewendet, daß sie es dem Producenten, da die Tabackspreise mit seinem zufälligen Ertrage in gar keiner Beziehung ständen, nicht immer möglich mache, die Steuer völlig auf den Preis des Products zu schlagen, ihn vielmehr sogar der Möglichkeit aussetze, den Reinertrag in Steuerverlag aufgehen zu sehen; auch hat man behauptet, daß sie ihrem Wesen nach eine doppelte, eine erhöhte Grundsteuer sei. Allein dem erstern Einwande ist damit zu begegnen, daß der inländische Taback überhaupt nur vom Zolle abhängt, d. h. daß er, wenn der ausländische Taback zollfrei eingelassen werden würde, großentheils aufhören würde, daß sonach der Preis des inländischen Tabacks, solange zugleich der ausländische Taback mit einer beträchtlich höhern Abgabe belegt ist, ein höherer ist als er im Gegentheil sein würde, und daß der Producent in diesem höhern Preise die ausgelegte Steuer zurückempfängt. Daß aber die Besteuerung nach dem Flächengehalte des mit Taback bepflanzten Bodens nicht als eine zweite Grundsteuer angesehen werden kann, ergibt sich daraus, daß sie nicht auf die Ertragsfähigkeit des Grundstücks im allgemeinen, sondern auf das specielle Erzeugniß gerichtet ist, welches letztere auch nicht wie viele andere Dinge zu einem andern Gebrauche als dem üblichen verwendet werden kann.

Wird man hiernach aus Gründen der Zweckmäßigkeit, d. h. weil eine Erhebung der Tabackssteuer nach dem Ergebniß der Ernte ohne Aufwendung unverhältnißmäßiger Aufsichtskosten und ohne große Belästigung der Production und des Handels nicht zu controliren sein würde, der Besteuerung nach dem Flächeninhalte den Vorzug geben müssen, so wird dies doch nur unter dreierlei Voraussetzung geschehen können: einmal nämlich darf die Steuer nicht in einem zu frühen Stadium vor dem Uebergang des geernteten Products in den Handelsverkehr erhoben werden, weil niemand weniger geneigt und ge-

Digitized by Google

eignet ist, Steuervorschüsse zu machen als der Landwirth, und zu hoch gespannte Anforderungen in dieser Beziehung nur vom Tabacksbau abschrecken würden; dann aber muß für Fälle außerordentlichen Miswachses ein verhältnißmäßiger Erlaß an der Steuer eintreten, und endlich muß im Falle der Ausfuhr des inländischen Erzeugnisses, sei es als Rohproduct oder als Fabrikat, verhältnißmäßige Steuerrückvergütung gewährt werden. Die beiden letztern Forderungen ergeben sich schon aus der Natur der Steuer als einer innern Consumtionssteuer; es würde unbillig und ungerecht sein, eine Steuer von etwas zu erheben, das in diesen innern Consum gar nicht übergeht. An und für sich würde man zwar auch noch wünschen müssen, daß es ausführbar sein möchte, die Steuer so aufzulegen, daß die verschiedenen Qualitäten des Products nicht nach gleichmäßigen, sondern nach verschiedenen Sätzen getroffen würden. Allein in dieser Beziehung stellen sich die erheblichsten praktischen Schwierigkeiten entgegen. Jede der verschiedenen Sorten mit einer ihrer Besonderheit entsprechenden Steuer zu belegen, ist ebenso unmöglich, wie es undurchführbar ist, den Eingangszoll für den ausländischen Tabak nach den verschiedenen Gattungen abzustufen. Aber auch selbst nur die Beibehaltung des zeitherigen Klassensteuersystems im Tabacksteuerverein, dem das Princip einer Abstufung der Steuer nach der größern oder geringern Güte des gebauten Tabacks zu Grunde lag, würde in einer Ausdehnung der Productionssteuer auf den gesammten Zollverein kaum möglich sein. Bereits in ihrer Denkschrift vom Jahre 1856 hat die preußische Regierung darauf hingewiesen, daß die Veranlagung nach den verschiedenen Klassen nur höchst ungleichmäßig hat erfolgen können, und daß, ganz abgesehen von den Ungleichmäßigkeiten, welche dadurch entstanden, daß in Einem Kreise immer nur Eine Klasse bestand, die ursprünglichen Veranlagungsgrundsätze sehr verschieden zur Anwendung gebracht worden sind. Der wesentliche Grund dieser Erscheinung lag in der Schwierigkeit der Ertragsermittelung. Dazu kam, daß auf die Beschaffenheit des Tabacksproducts keine Rücksicht genommen werden sollte, solche Rücksicht aber dennoch hier und da genommen wurde. Oft hing die Klassificirung eines Kreises von der Güte des Ackers ab, der zufällig gerade mit Tabak bepflanzt war. Bei einer Erhöhung der Steuer unter Beibehaltung der verschiedenen Klassen würden die bestehenden Ungleichmäßigkeiten als unerträgliche hervortreten. Eine Revision der Veranlagung würde diese Ungleichmäßigkeiten nur dann einigermaßen beseitigen können, wenn dieselbe mit einer Bonitirung aller zum Tabacksbau bestimmten oder künftig zu bestimmenden Tabacksländereien verbunden würde, und zwar in der Art, daß die Abschätzung nicht blos nach Kreisen, sondern mindestens nach Gemeinden erfolgte, da in jedem Kreise und selbst fast in jeder Gemeinde der verschiedenartigste Boden getroffen wird. Die Unausführbarkeit einer solchen Maßregel liegt aber schon im Hinblick auf die ganz unverhältnißmäßig hohen Kosten auf der Hand, und unter allen Umständen würde sich eine irgendwie gleichmäßige Veranlagung in den einzelnen Vereinsstaaten nicht verbürgen lassen. Es ist zwar der Vorschlag gemacht worden, das Gebiet des Zollvereins nach klimatischen Verhältnissen in vier Klassen zu theilen, sodaß bis zur Weser in der ersten, bis zur Elbe in der zweiten, bis zur Oder in der dritten und östlich von der Oder in der vierten Klasse die Steuer erhoben würde. Aber schon für Preußen hat sich die Unzulässigkeit dieser Klassificirung klar herausgestellt. Alle diese Schwierigkeiten lassen sich nur durch Aufhebung der Klassenbesteuerung und Einführung Eines Satzes für alle Tabacksländereien beseitigen. Daß diese Maßregel nicht so bedenklich ist, als es auf den ersten Anblick scheinen könnte, beweist der Gang, welchen die Ausführung des Klassensystems in Preußen genommen hat. Es waren nämlich in Preußen bebaut im Durchschnitt der Jahre 1851—53:

Digitized by Google

in der	1.	Klasse	2217 Morgen	oder	6,5 Proc.
„	2.	„	5200 „	„	15,2 „
„	3.	„	23545 „	„	69,2 „
„	4.	„	3095 „	„	9,1 „
		Summa	34057 Morgen	oder	100,0 Proc.

im Durchschnitt der Jahre 1864—66:

in der	1.	Klasse	1795 Morgen	oder	7,3 Proc.
„	2.	„	13702 „	„	54,6 „
„	3.	„	8488 „	„	33,8 „
„	4.	„	1081 „	„	4,3 „
		Summa	25066 Morgen	oder	100,0 Proc.

Es ist also auch in Preußen schon zeither überwiegend Ein Steuersatz in Anwendung gekommen, und der Tabacksbau hat sich mehr und mehr dem dazu geeigneten Boden zugewendet. Daß eine und dieselbe Steuer den Boden allerdings nicht überall gleichmäßig trifft, kann natürlich nicht verkannt werden; indessen kommt in Betracht, daß bei dem Tabacksbau der Ertrag wesentlich von der Cultur abhängig ist, und daß von den Productionskosten reichlich vier Fünftel und selbst mehr auf Dünger und Arbeit, dagegen nur ein Fünftel und weniger auf die eigentliche Bodenrente zu rechnen ist. Auch wird mit Recht darauf hingewiesen, daß ein einheitlicher Tabackssteuersatz zur Auswahl geeigneten Bodens und zu einer sorgfältigen Cultur zwingt, geeigneter Boden aber fast ohne Ausnahme in jedem Kreise, zumal in den eigentlichen Tabacksgebieten, vorhanden ist, und daß in der Erziehung eines guten und reichlichen Products die Möglichkeit geboten ist, in dessen Preise die Steuer wiederzugewinnen. Ein einheitlicher Steuersatz, der wenn ein irgend erheblicher finanzieller Erfolg damit erzielt werden soll, nothwendigerweise mit einer Erhöhung den seitherigen verschiedenen Sätzen gegenüber verbunden sein muß, wird allerdings die Folge haben, daß in Gegenden, welche sich nach Boden und Klima zur Tabackscultur entschieden nicht eignen, diese Cultur aufgegeben werden muß. Allein es kann als kein Verlust für den Nationalwohlstand angesehen werden, wenn der Tabacksbau überall da unterbleibt, wo er wegen ungünstiger klimatischer und Bodenverhältnisse eine Rente nicht abwirft. Auch wird es bei dem jetzigen intensivern Betriebe der Landwirthschaft nicht schwer halten, in dem Anbau anderer lohnender, zugleich die Verwerthung der Arbeitskraft der Frauen und Kinder vermittelnder Handelsgewächse Ersatz für den Tabacksbau zu finden.

Wir haben die feste Ueberzeugung, daß eine Productionssteuer, die den im Vorstehenden als durchführbar bezeichneten Anforderungen Rechnung trägt und zugleich ein angemessenes Verhältniß zu den Zollsätzen für den ausländischen Taback einhält, der inländischen Production, soweit dieselbe überhaupt auf einer rationellen Basis beruht, keinen Eintrag thun wird, und wir freuen uns, daß diese Anschauungsweise auch da an maßgebender Stelle mehr und mehr Boden gewinnt, wo man zeither gewöhnt war, der Besteuerung des inländischen Tabacks überhaupt und der Einführung der preußischen Productionssteuer insbesondere im Princip feindlich entgegenzutreten. Einen bestimmten Ausdruck hat dies unter anderm gefunden in dem siebenten Bericht der Handelskammer der Pfalz auf das Jahr 1867, wo es S. 17 folgendermaßen heißt: „Die Verallgemeinerung der preußischen Tabackssteuer würde keine erhebliche Beschränkung der Tabackscultur zur Folge haben, Süddeutschland dagegen von der lästigen Uebergangssteuer befreien und uns dem Ziele der innern vollkommenen Verkehrsfreiheit um einen Schritt näher bringen. Selbst durch eine mäßige Erhöhung der Productionssteuer würde die inländische Tabackscultur nicht gefährdet sein, wenn diese Steuer wegen Miswachses ganz oder theilweise erlassen, auch nicht vor der nächstfolgenden Ernte erhoben und der Eingangszoll auf aus-

Digitized by Google

ländischen Rohtaback, Blätter wie Stengel, und auf Cigarren entsprechend erhöht, endlich bei der Ausfuhr ein angemessener Rückzoll gewährt werden würde."

Den hier gestellten Anforderungen wird aber in der neuen Tabacksteuervorlage fast durchgängig in der befriedigendsten Weise Rechnung getragen. In derselben wird nämlich die Steuer vom inländischen Tabak für je drei Quadratruthen preußisch mit Tabak bepflanzten Bodens auf 6 Sgr. (21 Kr.), oder für den preußischen Morgen auf 12 Thlr., also auf einen Satz normirt, bei dem unter der jedenfalls zutreffenden Annahme, daß die Beseitigung des Klassensystems den weniger einträglichen Boden vom Tabacksbau ausschließen wird, auf geeigneten Bodenarten aber der jährliche Ertrag sich durchschnittlich auf etwas über 7 Ctr. trockener Blätter berechnen läßt, der Centner Tabak durchschnittlich nicht höher als mit 1 Thlr. 20 Sgr. besteuert sein wird. Um den ärmern Landleuten die bisherige Vergünstigung, sich wenigstens einen Theil ihres Bedarfs billig zu beschaffen, nicht völlig zu entziehen, sollen Flächen unter drei Quadratruthen steuerfrei gelassen werden. Die Declaration der zum Tabacksbau in steuerpflichtigem Umfange zu benutzenden Flächen soll vor Ablauf des Monats Juli erfolgen. Vermessungskosten treffen den Pflanzer nicht. Die Steuer soll nach der Ernte zur einen Hälfte im Monat December, zur andern Hälfte im Monat April, also zu einem Zeitpunkte erhoben werden, zu dem das gewonnene Product zumeist durch Verkauf in andere Hände übergegangen sein wird. Die Steuer für den ins Ausland versendeten Tabak soll vergütet werden, sofern die vorgeschriebenen Controlen Erfüllung finden. Der geringste Vergütungssatz für den Centner Rohtaback (unter Ausschluß des sogenannten Geiz) soll 1 Thlr., für Tabacksfabrikate 1 Thlr. 5 Sgr. betragen; der Bundesrath des Zollvereins soll jedoch ermächtigt sein, die Ausfuhrvergütung zeitweise oder dauernd bis auf 1 Thlr. 10 Sgr. für Rohtaback und 1 Thlr. 15 Sgr. für Fabrikate zu erhöhen. Ein Erlaß an der Steuer soll eintreten, wenn durch Miswachs oder andere Unglücksfälle, welche außerhalb des gewöhnlichen Witterungswechsels liegen, die Ernte auf dem Felde ganz oder zum größern Theile verdorben ist. Der Eingangszoll von dem aus dem Auslande eingeführten Tabak soll vom Centner bei dem Rohtaback von 4 Thlrn. auf 6 Thlr. (10 Fl. 30 Kr.), bei Cigarren von 20 Thlrn. auf 25 Thlr. (43 Fl. 45 Kr.) erhöht werden; dagegen sollen die zeitherigen Zollsätze von 11 Thlrn. für fabricirten Tabak und von 20 Thlrn. für Schnupftabak unverändert fortbestehen. Der von ausgeführtem ausländischen Tabak entrichtete Zoll soll nach den vom Bundesrathe zu treffenden nähern Bestimmungen erstattet werden. Jedenfalls soll der für inländischen Tabak normirte geringste Vergütungssatz auch für Tabak, welcher ganz oder theilweise aus ausländischen Blättern besteht, gewährt werden.

Es darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß ein Steuersatz von 1 Thlr. 20 Sgr. für den Centner Tabak im allgemeinen nicht zu hoch gegriffen ist, wie denn auch ein durchaus angemessenes Verhältniß zwischen diesem und dem in Aussicht genommenen Zollsatze für ausländischen Rohtaback besteht. Wird nämlich der gewöhnliche Durchschnittspreis für den Centner inländischen Tabacks auf 6—7 Thlr. angenommen, so betrug die zeither im Tabacksteuerverein zur Erhebung gekommene auf 20 Sgr. pro Centner angenommene Steuer ungefähr 10 Proc. des Werthes. Dagegen belief sich der durchschnittliche Werth der in den Jahren 1851—66 nach Bremen, dem Haupttabacksmarkte für Deutschland, importirten Tabacke auf 19,547 Thlr. pro Centner, also bei einem Zollsatze von 4 Thlrn. etwa 20, bei einem Zollsatze von 6 Thlrn. etwa 30 Proc. vom Durchschnittswerth. Wollte man dieses Verhältniß bei dem inländischen Tabak gleichfalls einhalten, so müßte man die Steuer von diesem auf 2 Thlr. normiren. Es ist indessen von einem solchen Satze um deswillen abgesehen worden, weil anerkannt wird, daß die Grundlage für die Berechnung des Durchschnittswerthes des inländischen Tabacks höchst unsicher ist. Dagegen

Digitized by Google

hat man es auch nicht für ausführbar erkannt, die Steuer lediglich in demselben Verhältniß wie den Zoll, d. h. wie zwei zu drei, also von 20 Sgr. auf 1 Thlr. zu erhöhen, weil dadurch der Zollschutz für den inländischen Tabacksbau nur vergrößert und eine starke Vermehrung des Verbrauchs von inländischem auf Kosten des Verbrauchs von ausländischem Tabak herbeigeführt werden würde. Auch davon hat man abgesehen, die Differenz zwischen inländischer Steuer und Eingangszoll auf gleicher Höhe zu halten wie bisher, in welchem Falle man dahin gelangt sein würde, erstere gleichfalls um 2 Thlr., also von 20 Sgr. auf 2 Thlr. 20 Sgr. zu erhöhen. Es würde sich ein solcher Satz zwar durch die Erwägung rechtfertigen lassen, daß dabei der inländische Tabak einen dem Betrage nach gleichen Schutz genießen würde wie bisher. Wenn man aber gleichwol davon Abstand genommen hat, die inländische Steuer bedeutend niedriger zu normiren, so ist dabei die Rücksichtnahme auf das den Producenten treffende Risico der Ernte, das auch durch einen etwaigen Steuernachlaß nicht völlig ausgeglichen wird, den Wegfall des Klassensystems sowie die zeitherige Steuerfreiheit in Süddeutschland maßgebend gewesen. Aus alledem aber ist ersichtlich, wie sehr man bemüht gewesen ist, den Interessen des vereinsländischen Tabacksbaues alle nur mögliche Rücksicht angedeihen zu lassen, und daß weder die norddeutschen noch die süddeutschen Tabackspflanzer Ursache haben, sich über die in Aussicht genommene Höhe der Steuer zu beschweren, die norddeutschen nicht, weil der denselben seither gewährte Zollschutz noch um 1 Thlr. erhöht wird, die süddeutschen aber ebenso wenig, weil auch sie, die bisher einen Zollschutz von 4 Thlrn. pro Centner genossen, diesen noch um 10 Sgr. erhöht sehen. Dazu kommt, daß es ganz in der Hand des Pflanzers liegen wird, durch Auswahl bessern Bodens, Verwendung von mehr Dünger und sorgfältigere Bearbeitung den Durchschnittsertrag noch erheblich zu steigern, mithin den Steuersatz zu mindern und den Zollschutz zu erhöhen.

Auch die vorgeschlagene Erhöhung der Zollsätze von ausländischem Tabak kann zu erheblichen Bedenken keinen Anlaß bieten. Wenn man, was zunächst den Rohtabak anlangt, bedenkt, daß nicht einmal die in den letzten Jahren eingetretene erhebliche Steigerung der Durchschnittspreise des ausländischen Tabacks, die sich beispielsweise in Bremen im Jahre 1864 auf 22,55, 1865 auf 20,13, 1866 auf 19,14 Thlr. (1864—66 also durchschnittlich auf 20,57 Thlr.) berechneten, während sie 1851 nur 15,84, 1852 nur 12,65, 1853 nur 15,07 Thlr. (1851—53 also durchschnittlich 14,25 Thlr.) betrugen, auch nur den geringsten nachtheiligen Einfluß auf Import und Consum gehabt hat, ja daß beide trotzdem erheblich gestiegen sind, so wird man wol kaum in der Annahme fehlgehen, daß ein kaum ein Drittel dieser Preissteigerung betragender Zollaufschlag ebenso wenig von nachtheiligen Wirkungen begleitet sein wird, letztere wenigstens, wenn sie sich wirklich bemerklich machen sollten, nur sehr vorübergehender Natur sein würden. Man darf dies um so mehr voraussetzen, als der durch die Zollerhöhung zu erwartende Preisaufschlag bei den feinern Sorten überhaupt kaum in die Wagschale fallen kann, bei den ordinärern Sorten aber durch eine leicht zu bewirkende Aenderung des Verhältnisses der Mischung mit inländischem Tabak in einer für die Consumenten kaum merkbaren Weise sich ausgleichen läßt. Nur die Frage könnte entstehen, ob es, wenn man den Zollsatz für Rohtabak erhöht, nicht angezeigt sein möchte, auch eine Erhöhung der Abgabe vom fabricirten Tabak eintreten zu lassen. Die Vorlage dürfte aber diese Frage mit Recht verneinen durch den Hinweis darauf, daß die Verminderung der Zolldifferenz der Fabrikation nicht fühlbar werden wird, da die Fabrikationskosten pro Centner nicht die Hälfte erreichen und der dabei sich ergebende Abfall andere durch das Zollsystem geschützte Verwendung findet. An und für sich muß es sogar als sehr wünschenswerth bezeichnet werden, daß die seitherige unverhältnißmäßige Differenz zwischen Rohtabak und fabricirtem Rauchtabak etwas ausgeglichen wird. Ebenso dürfte es durch die Verhältnisse vollständig

Digitized by Google

gerechtfertigt erscheinen, daß der seitherige Eingangszoll auf Schnupftabak unverändert belassen werden soll. Da der Import von Schnupftabak schon seither fortwährend im Rückschreiten begriffen gewesen ist, würde eine Erhöhung des auf ihn gelegten Zolles keinerlei finanziellen Erfolg haben, wohl aber eine Abnahme des Imports und somit eine Erhöhung des Schutzes der inländischen Fabrikation begründen. Das letztere Bedenken scheint sich zwar auch gegen die vorgeschlagene Erhöhung des Eingangszolles von Cigarren von 20 auf 25 Thlr. geltend zu machen, da schon der gegenwärtige Zollsatz so hoch über dem einzuführenden Rohtabak steht, daß ein erhöhter Zollschutz für die inländische Fabrikation in keiner Weise nothwendig oder auch nur wünschenswerth erscheint. Allein um die Anbahnung eines solchen erhöhten Zollschutzes handelt es sich in Wirklichkeit auch gar nicht; der vorgeschlagenen Zollerhöhung liegt ein gewiß richtiges Princip in der Annahme zu Grunde, daß, nachdem einmal die im Jahre 1851 eingetretene Erhöhung des Cigarrenzolls die Cigarrenfabrikation für den Massenbedarf nach dem Inlande verlegt hat, eine verhältnißmäßige Herabsetzung des Cigarrenzolls diese Wirkung nicht mehr rückgängig machen, daß aber auf der andern Seite eine mäßige Erhöhung des Cigarrenzolls nicht wieder eine Vermehrung der inländischen Fabrikation auf Kosten des Imports, sondern lediglich eine höhere und entsprechend einträgliche Besteuerung des Verbrauchs der kostbarsten Cigarren herbeiführen wird.

Was schließlich die Steuervergütung für den ausgeführten Tabak anlangt, so hört man zwar vielfach die Forderung aufstellen, daß dieselbe im Hinblick auf die durch die Fermentation nothwendig eintretenden Gewichtsverluste mindestens in der Rückvergütung des vollen angenommenen Durchschnittssteuersatzes bestehen müsse, und es wird daher denjenigen, die diese Forderung stellen, die neue Vorlage mit ihren geringern Sätzen keine volle Befriedigung gewähren. Allein der Steuerverwaltung ist es jedenfalls nicht zu verdenken, daß sie zu verhindern bestrebt ist, Exportbonificationen in Ausfuhrprämien sich umwandeln zu sehen, und dagegen eine schützende Maßregel darin findet, daß sie bei Feststellung des Vergütungssatzes nicht den durchschnittlichen, sondern den unter günstigen Verhältnissen zu erzielenden Ertrag, im vorliegenden Falle also statt eines solchen von $7^1/_6$ einen solchen von 12 Ctrn. annimmt. Daß Erträge von letzterm Umfange keineswegs außerhalb der Möglichkeit liegen, ist früher gezeigt worden.

Wenden wir uns noch zu der Frage, in welcher Weise sich die zu erwartenden finanziellen Erfolge der projectirten neuen Tabacksbesteuerung voraussichtlich gestalten werden, so wird es wol kaum gewagt erscheinen, sich der Auffassung der preußischen Regierung in der Annahme anzuschließen, daß eine Verminderung des Tabacksconsums infolge derselben kaum zu befürchten stehen wird, ja daß selbst nicht einmal eine erhebliche Minderproduction von inländischem Tabak vorausgesetzt zu werden braucht, da man infolge der Beseitigung des Klassensystems bemüht sein wird, auch auf einem einigermaßen reducirten Flächengehalte dasselbe Quantum zu bauen wie seither. Von dieser Annahme ausgehend und unter Berücksichtigung der zu gewährenden Rückvergütungen wird der Ertrag der inländischen Steuer auf 738000 Thlr., des Eingangszolls von ausländischem Tabak und Tabackfabrikaten nach Abzug der Ausfuhrvergütungen auf 4,850000 Thlr. berechnet. Wird dieser Summe die Durchschnittseinnahme des Vereins in den Jahren 1864—66 mit rund 2,790000 Thlrn. entgegengehalten, so ergibt sich daraus eine Mehreinnahme von 2,060000 Thlrn. brutto, oder nach Abzug von 15 Proc. an Erhebungskosten von 1,949300 Thlrn. netto, von welcher Summe auf den Norddeutschen Bund 75,7 Proc. oder 1,475620 Thlr. entfallen. Unter Abrechnung der zeitherigen durchschnittlichen Einnahme aus der Productionssteuer und der Uebergangsabgabe mit 199710 Thlrn. reducirt sich indessen die effective Mehreinnahme für den Norddeutschen Bund auf 1,275910 Thlr. Man hält sich indessen zu der Annahme berechtigt, daß sich für die neueingetretenen

Digitized by Google

Staaten und Gebiete (Mecklenburg, Lauenburg, Schleswig-Holstein) eine verhältnißmäßig höhere Mehreinnahme ergeben wird, da die Bevölkerung derselben an den Verbrauch von amerikanischem Tabak gewöhnt ist.

Es ist allerdings zuzugestehen, daß die den aufgestellten Berechnungen zufolge zu erwartende Mehreinnahme keineswegs allzu hoch ist. Allein immerhin muß sie als ein bedeutungsvoller Anfang für eine ergiebigere Einnahme aus dem Tabacksconsum angesehen werden, und dann läßt sich ihr gegenüber um so sicherer erwarten, daß die Annahme der neuen Tabackssteuervorlage nicht auf unbesiegbare Hindernisse stoßen werde, als sie, was namentlich Süddeutschland gegenüber zu betonen, den inländischen Tabacksbau durchaus nicht in Frage stellt, unter allen Umständen aber, abgesehen davon, daß sie die bisherige Principlosigkeit in der Besteuerung des Tabacksconsums beseitigt, zugleich dreierlei gewichtige Vortheile vermitteln wird, nämlich

1) Herstellung völlig freien Verkehrs mit Tabak und Tabacksfabrikaten innerhalb des Zollvereins;

2) Gewinnung der Mittel zur Befriedigung finanzieller Mehrbedürfnisse des Staats, die sonst durch andere, die Gesammtheit ungleich mehr drückende Abgaben beschafft werden müßten, daneben aber

3) die Thunlichkeit, für gewisse beabsichtigte Tarifreductionen und Zollbefreiungen, letztere namentlich auf nothwendige Lebensbedürfnisse, den unumgänglich nothwendigen Ersatz zu gewähren.

Wir glauben, diese Vortheile sind so gewichtiger Art, daß auch unsere süddeutschen Brüder bei der schließlichen Entscheidung kaum in Zweifel darüber werden sein können, auf welche Seite sie sich zu stellen haben. Wir glauben dies um so mehr, als ihnen ja damit keinerlei schweres Opfer angesonnen wird und als, wenn selbst für sie die pecuniären Erfolge etwas geringer sein sollten als sie wünschen, in dieser Mindereinnahme nur ein billiger Beitrag zu den Kosten zu erblicken sein würde, die für die Sicherheit und Größe Deutschlands und sonach auch für sie mit aufgewendet werden müssen.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Ueberblicken wir die in der letzten Zeit sich bemerkbar machenden Concertunternehmungen, so waren es auch in der zweiten Hälfte der Wintersaison 1867—68 wiederum überwiegend Unternehmungen zweiten, dritten Ranges, welche in anerkennenswerthem Grade sich bestrebten, ihre Programme durch Vorführung guter auswärtiger Kräfte und fesselnder Novitäten wie unbekannt gebliebener werthvoller Werke der Vergangenheit möglichst anziehend und gehaltvoll zu gestalten. Manche derselben verdienen deshalb zuweilen unleugbar mit mehr Recht Erwähnung und Beachtung als diejenigen großen und vornehmen Institute, welche, für jüngere Talente und Erscheinungen schwer zugänglich, es vorziehen, jahraus jahrein in der Abgeschlossenheit eines engern Gesichtskreises zu verharren. Wir halten es daher für unsere Pflicht, auch ferner auf einzelne, oft ziemlich unbeachtet im stillen für regern Kunstsinn wirkende Leiter bescheidenerer Unternehmungen als auf die eigentlichen Pionniere des Geistes auf diesem Gebiete die Aufmerksamkeit zu lenken. Erwähnung verdient in dieser Beziehung unter anderm Richard Faltin in Wiborg, welcher im hohen Norden Finlands unter eigenthümlichen Schwierigkeiten aus drei so schwer zu amalgamirenden Nationalitäten wie Finnen, Schweden und Russen einen tüchtigen künstlerischen Kern für Bildung eines Orchesters, eines gemischten Chors und eines Männergesangvereins gebildet hat. Unter anderm mußte Faltin für

Digitized by Google

manche dort noch gar nicht vorhandene Blasinstrumente erst Dilettanten mühsam anlernen, um dann mit jenen Kräften die kalten Nordländer zu lebhaften Beifallsbezeigungen fortzureißen, ein bei frühern Concertversuchen ganz unerhörter Fall. Dennoch ist, zumal bei der jetzt dort herrschenden starken Hungersnoth, das für jene abgelegenen Zonen doppelt werthvolle Unternehmen noch immer in Frage gestellt, hauptsächlich infolge der wunderlichen Ansicht des dortigen Publikums: jeder Künstler müsse es sich zur Ehre rechnen, ihm etwas vorzumusiciren; ihn dabei pecuniär zu stützen, zumal ihn durch eine gesicherte Stellung zu fesseln, sei erniedrigend für ihn und unnobel seitens der Kunstliebhaber!

Als ein immer wichtigerer Vorposten für deutsche Kammermusik in Paris bewährt sich der schon früher genannte junge Autor und Pianist Bonewitz. Seine mit vortrefflichen Kräften ausgestatteten „Sitzungen" haben allmählich solchen Anklang gefunden, daß er dieselben nunmehr in „populäre" verwandelt und alle jüngern deutschen Componisten eingeladen hat, ihm ihre Werke zur Vorführung in denselben anzuvertrauen. Hofpianist Theodor Ratzenberger, der sich früher abwechselnd mit dem Violinvirtuosen Ritter bei den wohllebigen Würzburgern mit Erhöhung ihres künstlerischen Geschmacks abmühte, hat jetzt in Düsseldorf, Wesel, Hamm, Dortmund ein ergiebigeres Feld für seine Thätigkeit gefunden und ist emsig bemüht, jene Städte mit classischen wie neuen Kammermusikwerken bekannt zu machen. Viel Mühe mit ihren Programmen geben sich ferner Dr. Taubert in Torgau, ein Sohn des berliner Hofkapellmeisters, welcher unter anderm kürzlich eine Aufführung der „Antigone" mit Mendelssohn's Musik ermöglichte (in Jena ist soeben „König Oedipos" mit neuer Musik von Lassen zur Aufführung gelangt), ferner J. Schondorf in Güstrow, dessen Concertinstitut den eigenthümlichen Namen „Schillerverein" führt, Organist Rein in Eisleben, Theodor Schneider in Chemnitz, zumal, was Kirchenaufführungen mit erläuternden Programmen über die Autoren betrifft, und Carlberg in Brünn, welcher nach vergeblichen Anstrengungen und überaus bittern Erfahrungen in Berlin und Wien hier endlich glücklich mit seinem feurigen Unternehmungsgeist gelandet zu sein scheint und recht erfolgreich die besten am Orte vorhandenen Kräfte im Theater zu großen Oratorienaufführungen (etwas für Brünn noch Neues) vereinigt. Schornstein in Elberfeld hatte kürzlich den Muth, Theile von Schumann's „Genoveva" und Wagner's „Fliegendem Holländer" aufzuführen, und auch in dem benachbarten Barmen bietet A. Krause dem Publikum manche neuere Erscheinungen. Daß die meisten unserer größern Concertinstitute bezüglich der Vorführung neuer Werke schon längst von zwei so heterogenen Regionen wie Nordamerika und Rußland überholt wurden, hatten wir schon früher Gelegenheit zu erwähnen, desgleichen daß sich in Oberitalien lebhaftes Interesse für deutsche Musik zu regen beginnt. Die hauptsächlichsten Regungen dafür zeigen sich nach wie vor in Florenz, Mailand und Turin; auch in Rom sind deutsche wie italienische Künstler in diesem Sinne thätig, besonders Rosati, Kuon und Pinelli, die kürzlich aus 50 tüchtigen Künstlern (professori) ein Orchester gebildet haben, mit welchem sie Orchesterwerke von Bach, Mozart, Weber, Mendelssohn u. s. w. mit solchem Anklange ausführen, daß die Concerte in der Regel vollständig wiederholt werden müssen. In Florenz ist nächst der schon früher als Gründerin des ersten Dilettantengesangvereins gerühmten Frau Laussot neuerdings hauptsächlich die dortige Quartettgesellschaft für die Pflege deutscher Kammermusik und eine Gesellschaft für historische Concerte (concerti conferenze) zu erwähnen, in denen die aufzuführenden Stücke durch Vorträge namhafter Fachkenner, wie Gannuzzi und Casamorte, erläutert werden. In Mailand macht sich besonders Bazzini mit seinem Quartettverein um Einführung deutscher Kammermusik verdient.

Petersburg und Moskau wurden in keine geringe Aufregung versetzt durch die Anwesenheit von Hector Berlioz aus Paris, welchen nach Rubinstein's Scheiden die Großfürstin Helene zur Leitung der Concerte der Musikgesellschaft in der schmeichelhaftesten

Digitized by Google

Weise nach Petersburg einlud. Dieser kunstsinnigen Fürstin gebührt unter anderm auch das Verdienst, Gluck (erst jetzt) in Rußland bekannt gemacht zu haben und zwar durch eine Aufführung des „Orpheus" in ihrem Palais, der soeben die erste öffentliche dieses Werks an der dortigen Oper mit der prächtigen Lawrowsky als Orpheus gefolgt ist. Von der Großfürstin Helene erwirkten die persönlich nach Petersburg gekommenen Directoren des Conservatoriums zu Moskau für Berlioz einen längern Urlaub. Ueber eins der dort von ihm geleiteten Concerte schrieb Berlioz an einen pariser Freund unter anderm: „Wir waren 500 Ausführende, und das Auditorium bestand laut polizeilicher Zählung aus 12600 Zuhörern. Ich mag nicht versuchen, Dir den Beifallssturm zu beschreiben bei dem «Fest» aus meinem «Romeo und Julie» und bei dem Offertorium aus meinem Requiem. Nur stand ich bei diesem letzten Stücke wahre Todesangst aus, weil man es infolge der Wirkung, die es in Petersburg gemacht hatte (aus allem Zusammenhang gerissen), durchaus an den Anfang haben wollte. Wie ich den Chor von 300 Sängern immer seine beiden eintönigen Noten wiederholen hörte, stellte ich mir sofort lebhaft das Zunehmen der Langeweile unter dieser großartigen Zuschauermasse vor und war in größter Besorgniß, daß man mich nicht zu Ende kommen lassen würde. Aber die Menge hatte meine Gedanken verstanden, ihre Aufmerksamkeit verdoppelte sich und der Ausdruck meiner resignirten Demuth hatte sie ergriffen. Beim letzten Takte brach von allen Seiten ein immenser Beifallssturm los; ich ward viermal zurückgerufen, Orchester und Chor stimmten mit ein, ich wußte nicht mehr wohin. Das ist der größte Eindruck, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe. Man schickte sogleich eine Depesche an die Großfürstin, um sie von dieser förmlichen Volksaufregung zu benachrichtigen." Viel stärker als von seinem vorjährigen wiener Triumphzuge erschüttert und entkräftet, begab sich der greise Meister, nachdem er in Petersburg hierauf noch einige Concerte geleitet, nach Monaco, dem modernen Nizza, um sich von seinem russischen Feldzuge gründlich zu erholen.

In Deutschland wurde im letzten Vierteljahr in Bezug auf Quantität der Concerte Wien von Berlin bedeutend überflügelt. Drei bis vier Aufführungen fast an jedem Abende, die Theater ungerechnet, waren hier das Uebliche. Erst seit den letzten Wochen ertönten auch aus Wien, Warschau, London und Paris Stoßseufzer, daß dort die Flut des Gebotenen ebenfalls nicht mehr zu bewältigen sei. Infolge zu starker Concurrenz bestritten in Berlin die meisten Concertgeber kaum die Kosten, so z. B. selbst das gefeierte Quartett der Gebrüder Müller; mehrere mußten die Zahl ihrer Soiréen zum Nachtheil der für dieselben bestimmten Novitäten erheblich beschränken. In Leipzig wurde am 5. März das hundertfünfundzwanzigjährige Bestehen der Gewandhausconcerte festlich begangen. Das Programm enthielt Notizen über deren Gründung und die Programme früherer Jubiläen und bestand durchgängig aus Compositionen von den Dirigenten der letzten 25 Jahre, nämlich von Mendelssohn, Gade, Rietz, F. Hiller, Reinecke und David.

Wenden wir uns zu den in den letzten Monaten am meisten gefeierten Virtuosen, so haben wir vor allem die Fortsetzung des von Rubinstein im November begonnenen Triumphzuges durch Nord- und Süddeutschland zu berichten, in welchem er, glücklicherweise nur kurze Zeit, durch einen in Baden-Baden erlittenen Unfall aufgehalten wurde. Von dort concertirte er hauptsächlich den Rhein hinab bis Holland, hierauf in Belgien und augenblicklich in Paris. Auch Taussig concertirte mit keineswegs geringerm Erfolge in Holland, am Rhein und in einigen ostdeutschen Städten. Das gleichzeitige Auftreten beider Klavierheroen mußte unwillkürlich zu interessanten Vergleichen anregen, in welche auch Bülow zuweilen hineingezogen wurde. In der Hauptsache stimmen diese Parallelen mit dem überein, was wir bereits früher*) in dieser Beziehung darüber

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1., 718.

Digitized by Google

gesagt haben. „Rubinstein", sagt ein „Rheinisches Blatt", „braucht allerdings keinen Vergleich zu scheuen; nennt man die besten Namen, so wird auch der seine genannt, und mit vollem Rechte. Es ist richtig, daß Tausig und Bülow Eigenschaften besitzen, die ihm abgehen; die Technik ist bei jenen vielleicht noch vollendeter, die Herrschaft über das Instrument noch absoluter, während es bei Rubinstein allerdings vorkommen kann, daß die Leidenschaft mit ihm durchgeht und die Finger momentan den Gehorsam aufsagen. Rubinstein's Tongemälde sind in großen Zügen gemalt, Charakterbilder, erfüllt von Geist und feurigem Leben — um den Charakter vor allem ist's ihm zu thun und wenig kümmert's ihn, wenn ein geringfügiges Detail verzeichnet ist." (Vgl. hiermit Ehrlich's geistvolle Parallele der drei Klavierheroen in der „Vossischen Zeitung" vom 6. Febr. 1868 und „Rubinstein's Charakteristik" in Nr. 11 der „Gartenlaube"). Ueber Johannes Brahms vermögen wir diesmal nicht so Günstiges zu berichten als in der letzten „Revue". Während Brahms in Wien, Pesth und andern Städten Süddeutschlands und der Schweiz als Autor wie als Pianist mit entschiedenem Erfolge aufgetreten war, fiel seine Aufnahme bei der von ihm hierauf in Norddeutschland fortgesetzten Concerttour ziemlich kühl aus. Besonders ungünstig war für ihn seine Vereinigung mit Stockhausen, durch dessen hochbeliebte Leistungen er sich mit den seinigen förmlich in den Schatten gestellt sah. Die dresdener, leipziger und berliner Presse besprach dieselben ziemlich durchgängig abweisend und wollte ihn weder als Pianist noch als Autor und noch weniger als Accompagneur anerkennen, Erscheinungen, die wir uns bei einem Künstler von so hervorragender Begabung nicht anders zu erklären vermögen als durch das noch bedenklich Unausgeglichene, Launische, strengerer Selbstkritik Ermangelnde in seinem ganzen Wesen. Neue Erfolge errang dagegen Klara Schumann in Norddeutschland, Belgien und England, Jaell mit Frau in Mitteldeutschland, Nizza und Monaco, Brassin in Brüssel, Anna Mehlig in der Schweiz und in Wien, Alide Topp (in gutem Andenken von der Tonkünstlerversammlung in Karlsruhe) in Neuyork, und die in Wien geschätzte Pianistin Fichtner in ganz ungewöhnlichem Grade in dem für einen so seltenen Genuß überdankbaren Odessa. Der junge Violinvirtuose Wilhelmj wurde in Florenz besonders als geistvoller Ausleger deutscher Quartettmusik gefeiert und unmittelbar hierauf in Petersburg, wo soeben Ferdinand Laub für die kaiserliche Oper für die nächsten fünf Jahre gewonnen worden ist. Ole Bull tauchte in Neuyork, Chicago u. s. w. auf, wo er besonders die nordamerikanischen Hinterwäldler mit seinen an sich allerdings längst veralteten Virtuosenkunststückchen nicht wenig elektrisirte. London sandte dem Continent eine ganz hervorragende Kraft in dem Violinvirtuosen Ludwig Strauß, während die dänische Violinistin Norman-Neruda in Mitteldeutschland und Paris namhafte Anerkennung errang. Das Becker'sche florentiner Quartett concertirte am häufigsten in Wien, Berlin und am Rhein und mußte fast überall eine oder mehrere Soiréen zugeben. Jean Becker ist übrigens ein Sohn des berühmten Leibmamluken Napoleon's I., Rustan Begh, der sich bekanntlich in Mannheim verheirathete. Das wohlbekannte Quartett der braunschweiger Gebrüder Müller hat seit kurzem ebenfalls eine neue ausgedehntere Kunstreise unternommen. Leider hat sich diesmal der Führer desselben nicht mit betheiligen können, weil ihn die erst neuerdings in Rostock übernommene Stellung als städtischer Kapellmeister daselbst fesselt. Doch haben die Gebrüder an L. Auer aus Hamburg einen ausgezeichneten Ersatz gewonnen. Von Violoncellisten errangen gebührende Triumphe F. Grützmacher aus Dresden in Holland, wo ihn außer andern Auszeichnungen der akademische Musikverein in Leyden zum Ehrenmitgliede ernannte, und Davidoff von Petersburg, ebenfalls einer der eminentesten Virtuosen, in einigen deutschen Städten und neuerdings in Paris.

Die von Gesangkoryphäen errungenen Triumphe waren so zahlreich, daß wir uns auf die Erwähnung weniger beschränken müssen. Die größte Sensation erregte Pauline

Digitized by Google

Lucca in Petersburg, wo sie das Publikum an einem Abende 22 mal hintereinander hervorrief. Dasselbe Publikum bewies übrigens dem einst gefeierten Mario auf das deutlichste, daß er gar keine Stimme mehr habe. Minder erfreuliche, ja höchst negative Sensation machte Niemann in Dresden durch plötzliche Abreise und Contractbrüchigkeit. Ein wegen sehr zarter Beziehungen nicht vor die Oeffentlichkeit gehörender Privatconflict schien den sonst so stark über allen Eindrücken stehenden Gesangheroen diesmal so stark aus den Angeln gehoben zu haben, daß er es vorzog, 4000 Thlr. Conventionalstrafe und den (allerdings das Publikum am herbsten treffenden) Verlust aller fernern Gastspiele an allen Bühnen des deutschen Cartelvereins über sich ergehen zu lassen. Die durch ihre Coloraturen wie durch Contractbrüchigkeit glänzende, in Wien gefeierte Ilma von Murska lieferte übrigens hierzu ein erbauliches Seitenstück, indem sie Vermögenscoucurs erklärte. In Amerika hat sich Frau Parepa-Rosa zur gefeiertsten Sängerin aufgeschwungen. Innerhalb eines Jahres sang sie dort vor einer Viertelmillion Menschen in ungefähr 25, oft Hunderte von englischen Meilen auseinanderliegenden Städten überall mit derselben Sensation. Kraft einer allen klimatischen Einflüssen trotzenden Prachtstimme und eines wundervollen Gedächtnisses tritt sie oft in einer Woche zwei- bis dreimal in einer Oper auf, singt dazwischen ein paar hundert Meilen entfernt in einem Oratorium und erscheint in derselben Woche noch an zwei bis drei andern Orten in Concerten. Carlotta Patti ist ihrem neuesten Triumphzuge durch Südfrankreich in Marseille durch die Hiobspost entrissen worden, daß ihr Mann, der frühere Tenor Scola, über der Todesnachricht seines wahnsinnigen Vaters ebenfalls wahnsinnig geworden ist.

Von wichtigen Personalveränderungen verdient Erwähnung, daß Generalmusikdirector Lachner in München und Hofkapellmeister Eckert in Stuttgart infolge tiefer liegender Conflicte ihre Stellungen aufgaben und sich, ersterer in Wien, letzterer in Berlin zur Ruhe setzten. Die münchener Stellung wurde Bülow übertragen, die stuttgarter Abert und Doppler.

Reicher als frühere Quartale war das letzte an dramatischen Novitäten. In Paris machte nicht geringe Sensation des sechsundachtzigjährigen Auber reizende neue Oper „Un premier jour de bonheur". Auber hat sich auch diesmal von jedem Einfluß der Neuzeit freigehalten und ist seiner frühern Compositionsweise treu geblieben. Er hat überhaupt gewisse Formeln und Wendungen, denen er selten untreu wird, eine Behandlung der Instrumentirung, die ganz ihm gehört, und einen nur ihm eigenthümlichen Stil. Er kennt z. B. nicht verschiedene Arten, um eine und dieselbe Situation auszudrücken, andererseits hat sich aber sein Genie eine solche Frische der Triebkraft und eine so große Leichtigkeit der Erfindung bewahrt, daß er sich noch heute frei von jeder eigenen Reminiscenz zu erhalten vermag. Die Ensemblestücke des neuen Werks sind mit einer überraschenden Kraft behandelt, ohne daß die Stimmen je vom Orchester unterdrückt würden, und überall tritt in dem letztern das außerordentliche Geschick und jene unendliche Sorgfalt zu Tage, die Auber auf die geringsten Details zu verwenden liebt. Am Abend der ersten Aufführung ging eine sympathische Strömung durch das ganze Haus, der sich niemand zu entziehen vermochte, mehrere Nummern mußten wiederholt werden und der Erfolg des reizenden Werks war sofort ein ganz entschiedener. Kurz darauf würdigte der Kaiser den noch jugendlich frischen Nestor einer längern Unterhaltung, an deren Schluß er zu ihm mit feiner Anspielung auf den Titel sagte: „Das ist übrigens nicht Ihr erster Glückstag", worauf Auber mit noch feinerer Schmeichelei erwiderte: „Nein, Sire, aber der heutige ist mein zweiter." Andererseits errang in Paris besonders Offenbach, dessen Cancaneuse „Die Herzogin von Gerolstein" mit den ersten 200 Vorstellungen 870000 Frs. Reinertrag einbrachte, mit einer weit über seinen bisherigen Fabrikaten stehenden hübschen Spieloper „Robinson" namhaften Erfolg. Außerdem

Digitized by Google

wurde daselbst dank den Bemühungen Victor Wilder's, des Arrangeurs von Mozart's Fragment „Die Gans von Kairo", Schubert's „Häuslicher Krieg" schnell zum beliebten Repertoirestück. Meyerbeer's „Afrikanerin" präsentirte sich neuerdings unter anderm sogar auch in Algier, doch sollen die dort einheimischen Neluscos sehr bald manches Unechte an ihrer importirten Schwester herausgefunden haben. Gounod's „Romeo und Julia" und die kürzlich in Paris mit vielem Erfolge aufgeführte seltsame Oper von Thomas: „Hamlet", drohen bereits in Deutschland, z. B. in Wien und Dresden, heimisch zu werden. Die Oper „Mignon" von Thomas ist in Weimar mit vielem Erfolg zur Aufführung gekommen. So behaupteten sich ganz erfolgreich auf der berliner Hofbühne Langert's „Fabier", welche bereits früher in dieser Zeitschrift eingehender gewürdigt wurden*), und auf der wiesbadener Reinecke's „König Manfred", ein durchweg nobles Werk, auf welches wir noch eingehender zurückkommen. Frischern Aufschwung nahm das frankfurter Stadttheater seit dem Tode des Dr. von Guaita, welches den bisher auf allen Wagner'schen Opern ruhenden Bann sofort aufhob. Von erfolgreichern deutschen Opernnovitäten verdienen schließlich noch Erwähnung: in Weimar „Der Held des Nordens" von Karl Götze, welches Werk einen wesentlichen Fortschritt in Götze's Schaffen bekunden soll, in Laibach „Esmeralda" von dem begabten jungen Kapellmeister Friedrich Müller, in Gotha „Die Johannisnacht" des dortigen geschätzten Bassisten Eilers, und in Magdeburg eine recht hübsche komische Oper des Opernsängers Steinhardt in Stuttgart „Hero und Leander". Nicht so enthusiastische Aufnahme als sonst fanden einige russische Novitäten. Am meisten gefiel noch in Moskau die nach zwanzigjähriger Pause neu einstudirte Oper „Rußlan und Ludmilla", hauptsächlich, weil sie von dem beliebten Glinka ist. Saloman's „Rose der Karpaten" konnte sich nicht halten, weil die Musik trotz einzelner Schönheiten zu oratorienartig und monoton ist, und am wenigsten hat Kaschparoff's „Donnerwetter" eingeschlagen, was um so auffallender, als sonst das russische Publikum alles Nationale mit zuweilen lächerlicher Ostentation achtet.

Von Verlagsnovitäten verdienen hauptsächlich Erwähnung einige größere Schöpfungen von Bruch, Gernsheim, Bülow und Rheinberger. Es ist schon wiederholt ausgesprochen worden, daß gerade die heranwachsende Generation von dem Strom der gegenwärtigen Bestrebungen sich ergriffen zeigt, und es ist um so bedeutsamer, wenn gerade die begabtesten unter den jüngern Tonkünstlern in ihren Schöpfungen der Richtung der Zeit sich anschließen und somit dieser selbst mittelbar Vorschub leisten. Was Max Bruch betrifft, so ist auf ihn bei aller kernig frischen Originalität Wagner unverkennbar von nachhaltigem Einflusse gewesen. Von ihm, oder doch durch ihn inspirirt, hat Bruch die blühende, farbenreiche, charakteristisch nuancirende Instrumentirung, die Mannichfaltigkeit und den Reichthum der Harmonik; auch kommt bei ihm bereits das Princip einer gegenseitig bedingten organischen Wirksamkeit von Poesie und Musik zum Durchbruch. Seine Musik verdichtet sich zu dramatischer Knappheit und die Melodie zeigt sich entschiedener durch den Text bedingt, kurz er erscheint unleugbar gerade da am bedeutendsten, wo er rückhaltslos in Wagner's bestem Sinne schafft. Am entschiedensten hält sich Bruch in seiner neuen Chorballade „Schön Ellen" (Op. 24, Bremen, Cranz) auf der Höhe der obigen Forderungen. Geibel's treffliche poetische Behandlung, seine dramatisch bis zum Schluß sich gipfelnde Steigerung und plastisch kraftvolle Charakteristik machen den Stoff zu einem dankbaren musikalischen Vorwurf, und Bruch hat es vortrefflich verstanden, im Wetteifer mit dem Dichter demselben seinerseits zündende Wirkung abzugewinnen, und selbst die in Bezug auf Declamation u. s. w. zu Tage tretenden Mängel verschwinden größtentheils unter der sichern einheitlichen Conception, unter der meist festen und knappen

*) Vgl. „Unsere Zeit", Neue Folge, III, 1., 240.

Digitized by Google

Zeichnung und unter dem das Ganze belebenden schwungvollen Zuge, weshalb wir das jugendfrische Werk allen bessern Concertinstituten auf das wärmste empfehlen. Nicht ebenso durchgängig auf gleicher Höhe hat sich Bruch in seinem Männerchorwerke „Salamis, Siegesgesang der Griechen" (Op. 25, Breslau, Leuckart) gehalten; zumal in dem der Composition allerdings nicht günstigen mittlern Theile des Lingg'schen Gedichts hat sich der Autor in nicht wohl zu rechtfertigendem Grade in einer wenn auch charaktervollen, doch zu erbitterten und wilden Schilderung der ja bereits besänftigten Wuth des Meeres gegen die Perser ergangen. Die hierauffolgenden Zeilen der Dichtung dagegen entbehren in der Musik kraftvollen Aufschwunges, und erst im letzten Moment rafft sich der Siegesgesang wiederum wahrhaft zu einem solchen auf. Dennoch ist das Ganze groß, voll Charakter und mit ganz hervorragender Begabung angelegt, und Anfang und Ende des interessanten Werks leuchten mit feurig aufjauchzendem, durch üppige Instrumentirung prächtig gehobenem, kurz wahrhaft dithyrambischem Schwunge. Denselben Text in gleicher Form hat F. Gernsheim componirt (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), auch haben merkwürdig genug beide Autoren sich ihre Werke gegenseitig zugeeignet. Gernsheim hat in seinem Werke nicht den sinnlichen Glanz, nicht die Farbenpracht und den dithyrambischen Schwung Bruch's, ist aber dafür in seiner viel einfachern Factur ungleich geschlossener, einheitlicher und kerniger und wird wegen seiner klaren, leicht eingänglichen und doch dabei ganz wirkungsvollen Anlage vielleicht häufig dem Bruch'schen Werke vorgezogen werden. Von Hans von Bülow ist bei Schott in Mainz als Op. 10 eine heroische Ouverture und ein kriegerischer Triumphmarsch (Marche des impériaux) zu Shakspeare's „Julius Cäsar" in Partitur erschienen. Die Ouverture, ein früheres Werk Bülow's, wird zwar durch spätere Erzeugnisse, wie „Sängers Fluch" und „Nirwana", übertroffen, verdient aber schon insofern Beachtung, als sie, die überkommene Ouverturenform noch festhaltend, eine vermittelnde Brücke von der Tradition zu den specifisch neudeutschen Werken überhaupt bildet. Jene Form gewinnt übrigens dadurch concrete Motivirung, daß bei streng psychologischer Entwickelung durchweg der Verlauf des Dramas in seinen Hauptzügen im Auge behalten wird. Die Form entwickelt sich straff und streng logisch, die Themen haben ausgeprägte Physiognomien und sind von plastischer Charakteristik. Gerade deshalb stehen dieselben im Widerspruch mit lieb gewordener Gewöhnung, und zwar um so mehr, je knapper die Form, je mehr der Verfasser sinnlich reizvolle Concessionen verschmäht und je weniger man sich von dem geistigen Inhalte Rechenschaft gibt, während sich nach oftmaligem Hören der Eindruck solcher Werke gewöhnlich entgegengesetzt gestaltet. In dem Triumphmarsche waltet durchgängig ein eigenthümlicher, vornehmer Geist, der sich in stilvoller Form ausprägt, und heben sich die verschiedenen Themen charakteristisch voneinander ab. Bei seiner glanzvollen, farbenreichen Instrumentirung kann dem besonders gegen den Schluß hin sich wirksam steigernden Marsche der Erfolg nicht fehlen. J. Rheinberger zeigt sich in seinem bei Fritzsch in Leipzig in Partitur und vierhändigem Klavierauszuge erschienenen symphonischen Tongemälde „Wallenstein" (Op. 10) einerseits als begabter und hoffnungsvoller Tonsetzer, andererseits einem so schwierigen Stoffe noch nicht hinreichend gewachsen. Die Gedanken, oft stark an Beethoven erinnernd, entbehren meist noch hinreichender Prägnanz, die Ausführung besteht noch zu überwiegend aus einem breiten, oft ermüdenden Aneinanderreihen matterer Phrasen; sie entbehrt concifer Steigerungen, die uns lebendig genug in die Situation hineinziehen, uns anhaltend und mächtig in derselben fesseln. Sieht man dagegen von dem Titel ab, so erscheint das Werk in viel günstigerm Lichte und bekundet Talent und Routine wenigstens in vielen interessanten Einzelheiten.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der Kampf zwiſchen Centraliſation und Decentraliſation in Frankreich und in Deutſchland.

Von Karl Biedermann.

Erſter Artikel.

Die Centraliſation und ihre Geſchichte.

1) Das franzöſiſche Centraliſationsſyſtem im Gegenſatz zur Freiheit der Gemeinden. Die Centraliſation und die Privatthätigkeit. Einfluß dieſes Syſtems auf den Volksgeiſt. Finanzielle Folgen und politiſche Gefahren deſſelben.

Von mehrern Seiten her zugleich iſt neuerdings der Streit um Centraliſation und Decentraliſation oder Selbſtverwaltung ſtärker angeregt worden, ein Streit, der niemals ganz geruht hatte, ſondern nur von Zeit zu Zeit vertagt worden war. In Frankreich haben tiefere Geiſter, die ſich nicht von dem allgemeinen Vorurtheil bleuden ließen, zum Theil ſchon ſeit länger her mit ernſter Warnung auf die tiefen Schäden hingedeutet, welche dem politiſchen, ſocialen und ſittlichen Leben dieſes Landes aus der übertriebenen adminiſtrativen Centraliſation erwachſen; ja im Jahre 1865 ſchien es, als ſollte eine förmlich organiſirte Agitation für Decentraliſation ins Werk geſetzt werden. Dieſe Anregung ermattete zwar bald wieder und verlief ohne äußerlich ſichtbares Reſultat, allein im Jahre 1867 brachten der Vandalismus und die ungemeſſene Bauwuth des Seinepräfecten Hrn. Haußmann die Frage: ob es denn naturgemäß ſei, daß ein einziger allmächtiger Beamter oder die hinter ihm ſteheude Regierung ſolchergeſtalt ſchrankenlos über eine ganze Stadt verfügen könne, und ferner die Frage: ob es denn zum Heile Frankreichs gereiche, daß man künſtlich allen Glanz und Reiz des Lebens in Paris zu concentriren ſuche, abermals nicht blos auf die Tagesordnung der öffentlichen Discuſſion, ſondern ſogar auf die Tribüne des Geſetzgebenden Körpers.

In Deutſchland iſt die Frage größerer Decentraliſation längſt praktiſch geworden und hat in verſchiedenen Landesgeſetzgebungen bereits Fleiſch und Blut gewonnen. Seit 1867 iſt dieſelbe auch in dem größten deutſchen Staate, Preußen, welcher bisher vorwiegend das Princip ſtraffer adminiſtrativer Centraliſation pflog, ernſter in Angriff genommen und nicht blos im Landtage und in der Preſſe lebhaft erörtert, ſondern auch durch geſetzgeberiſche Vorarbeiten über endliche Einführung der ſchon längſt erſehnten Kreisordnung ihrer thatſächlichen Löſung wenigſtens entgegengeführt worden. Auch in Oeſterreich hat das parlamentariſche Miniſterium Auersperg-Giskra Vorlagen wegen einer Verwaltungsreorganiſation gemacht, denen wenigſtens das Beſtreben größerer Vereinfachung und Decentraliſation der Verfaſſung ſichtlich zu Grunde liegt, wenn auch die dortigen Verhältniſſe nach den Erklärungen des Miniſters Giskra im Reichsrath nur eine ſehr allmähliche Verwirklichung dieſes Gedankens geſtatten werden.

Unter ſolchen Umſtänden ſcheint es angezeigt, die wichtige Streitfrage zwiſchen Centraliſation und Decentraliſation oder Selbſtverwaltung nach ihrem gegenwärtigen Stande

Digitized by Google

und ihrem geschichtlichen Verlaufe, nach der Bedeutung, die sie für die politische, wirthschaftliche, sociale und sittliche Gestaltung des Staats- und Volkslebens gehabt hat und noch hat, nach den Anschauungen, die sich darüber geltend machen, und nach den verschiedenartigen Versuchen, sie praktisch zu lösen, einer nähern Besprechung zu unterziehen.

Wir beginnen damit, daß wir ein deutliches Bild des Gegensatzes, um den es sich handelt, zu geben suchen, indem wir die thatsächlichen Folgen des einen Poles, der übertriebenen Centralisation, wie sie besonders in Frankreich sich zeigt, in einer Reihe von Erscheinungen vorführen. Wir werden sodann wieder von einer andern Seite denselben Gegenstand beleuchten, nämlich durch Veranschaulichung der geschichtlichen Entwickelung des Systems der Centralisation einerseits, der Selbstverwaltung andererseits in den drei modernen Hauptculturländern England, Frankreich, Deutschland, wobei wir zugleich Gelegenheit finden werden, den Gegensatz der politischen und der administrativen Centralisation und die Nothwendigkeit einer strengen Unterscheidung beider deutlich zu machen. Und endlich werden wir es unternehmen, die Forderungen größerer Decentralisation, wie sie in Deutschland mehr und mehr sich geltend machen, an der Hand der damit bereits theilweise gemachten Erfahrungen näher zu beleuchten und zu formuliren.

In den großen gewerbreichen Städten Deutschlands, wie Berlin, Köln, Breslau, Dresden, Leipzig u. s. w., ja auch in denen zweiten Ranges, sehen wir jahraus jahrein mannichfache Verbesserungen und Verschönerungen ins Leben treten, prachtvolle und kostspielige Bauten, gemeinnützige Einrichtungen aller Art, wie Wasserleitungen und Gasbeleuchtungen, Schul-, Armen- und Krankenanstalten, Museen und Theater u. a. m., und zwar lediglich entweder durch die freie Selbstbestimmung der Gemeindeorgane, oder durch den Gemeinsinn und die Association der Privaten; wir sehen dafür Hunderttausende, ja Millionen aufgewendet, ohne daß die Staatsgewalt davon in der Regel auch nur Notiz nimmt, geschweige daß sie sich berechtigt glaubt, gar in diese Unternehmungen einzureden oder den Gemeinden Vorschriften zu machen, was sie thun oder nicht thun sollen.

Das ist der Segen einer freien Selbstverwaltung!

Wenden wir den Blick hinüber nach Frankreich und zumal in dessen Hauptstadt Paris, so sind die dort in neuester Zeit vorgegangenen Veränderungen allerdings noch von ganz andern Dimensionen. Nicht blos ganze Straßen, sondern ganze Stadttheile sind dort niedergerissen und zum Theil neu aufgebaut, zum Theil in öffentliche Plätze oder breite Boulevards verwandelt worden. Das jährliche Budget von Paris ist dadurch zu der schwindelnden Höhe von 245 Mill. Frs. (für 1868) angewachsen und die Commune ist mit einer kolossalen Schuldenlast beladen. Aber alle diese Zerstörungen, diese Neubauten, diese Umgestaltung der ganzen Physiognomie der Stadt, diese Vertreibung eines großen Theiles der Bevölkerung aus ihren bisherigen Quartieren, diese Ueberbürdung der Gemeinde mit ungeheuern Schulden, alles dieses ist geschehen ohne die freie Zustimmung oder die Befragung der Gemeinde, vielmehr durch einfache Decrete der Regierung und ihres Organs, des Seinepräfecten Hrn. Haußmann, höchstens mit der natürlich völlig werthlosen Zustimmung einer nicht freigewählten, sondern von der Regierung ernannten sogenannten Gemeindevertretung.

Das sind die Folgen der aufs äußerste getriebenen Centralisation!

Was würde man hier bei uns sagen, wenn es der Regierung beikäme, einer Gemeinde wie Berlin oder Leipzig aufzugeben, eine Wasserleitung für ein paar mal hunderttausend Thaler oder ein neues Theater für eine halbe Million zu bauen, oder ihre Anlagen abzubrechen und in anderm Stile wieder aufzurichten; oder umgekehrt, wenn man sie an der einen oder andern dieser Unternehmungen, die sie beschlossen hätte, hindern wollte!

In Paris und in ganz Frankreich findet man das Vorgehen der Regierung ganz

Digitized by Google

natürlich und in der Ordnung, oder wenn es vielleicht auch einige gibt, welche über die Willkür des Präfecten, die weder die anmuthigen Schattengänge des Luxembourggartens, noch die geweihten Grabstätten des Montmartre verschont, sich unwillig äußern, oder welche mit Schrecken die furchtbar wachsende Schuldenlast der Stadt betrachten, so fehlt es doch an gesetzlichen Mitteln, die Regierung oder Hrn. Haußmann auf diesem Wege aufzuhalten, denn die Staatsgewalt oder die Verwaltung ist in Frankreich alles, die Gemeinde und der einzelne sind nichts.

Und nicht etwa blos die Hauptstadt ist es, die diesem unmittelbaren und schrankenlosen Einflusse der Regierungsgewalt unterliegt. Auch in andern großen Städten Frankreichs werden Präfecturpaläste und andere kostspielige Bauten auf Kosten der Gemeinden nach dem bloßen Befehle der Regierung errichtet. Lyon, Bordeaux, Marseille, Besançon u. s. w., sie alle sind „haußmannisirt", wie sich ein neuerer französischer Schriftsteller beißend ausdrückt. Umgekehrt darf die kleinste Gemeinde in dem entferntesten Winkel von Frankreich keinen öffentlichen Brunnen repariren und keinen neuen Feldwächter anstellen, ohne daß deshalb zuvor die Erlaubniß des Präfecten eingeholt, wenn nicht gar darüber nach Paris berichtet werden muß.

Noch unlängst wurde durch einen einzigen Federstrich des Hrn. Haußmann die sogenannte Bannmeile, d. h. die unmittelbare Umgebung von Paris, welche bis dahin nicht zur Stadt gehörte, derselben einverleibt und damit zugleich den hohen Octroigebühren, die jeder Verbrauchsartikel in Paris zahlt, unterworfen. Und als einige größere Industrielle im Interesse ihrer Arbeiter, deren Lebensunterhalt dadurch natürlich vertheuert ward, den Schutz der Gerichte dagegen anriefen, griff die Regierung zu dem in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel: der Staatsrath, die oberste Verwaltungsinstanz, zog die Sache an sich und verhinderte eine richterliche Entscheidung.

Einer der wenigen französischen Schriftsteller, die sich von dem allgemeinen Vorurtheil der Franzosen von der Vortrefflichkeit dieser Centralisation frei erhalten haben (einem Vorurtheil, dem selbst Männer wie Guizot, Thiers u. a. unterlagen), der Verfasser zweier äußerst scharfsinniger Schriften gegen dieses System, Raudot*), macht in der zweiten derselben einige Vorschläge zur Milderung dieses Systems und zur Herstellung wenigstens eines kleinen Maßes von Selbstverwaltung, sagt aber selbst von diesen Vorschlägen: sie würden vielleicht zu kühn erscheinen und die Gemüther seiner Landsleute, die sich so sehr in der Gewohnheit der administrativen Knechtschaft herangebildet hätten, als unerhörte Neuerungen erschrecken. Und welches sind diese kühnen, diese schreckenerregenden Vorschläge? Raudot verlangt die Ernennung aller Maires (Bürgermeister oder Ortsvorstände) durch die Gemeinderäthe, die Freiheit des Zusammentretens dieser Räthe, eine wenigstens theilweise Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen, endlich die Ernennung aller Beamten und Bediensteten der Gemeinde sowie der Lehrer an den Schulen durch die Bürgermeister und die Gemeinderäthe.

Wie man sieht, sind dies alles Dinge, die bei uns in unbestrittener Geltung bestehen und von jedermann als selbstverständlich betrachtet werden. Anders in Frankreich, dem Lande ungemessener Centralisation. Dort werden die Maires oder Gemeindevorstände sämmtlich von der Regierung ernannt, und es gilt schon als ein besonderes Zugeständniß, wenn diese sie aus der Mitte der von den Gemeinden gewählten Gemeinderäthe nimmt. Dort dürfen die Vertreter der Gemeinde nur auf Berufung durch den Maire, als das Organ der Regierung, zusammentreten. Dort sind die Verhandlungen derselben der Oeffentlichkeit entzogen. Dort endlich bedarf es, wie schon erwähnt, zur Anstellung des

*) Die beiden Schriften heißen: „De la décadence de la France" (1850), und „De la grandeur future de la France" (1851).

Digitized by Google

geringsten Gemeindebeamten einer Autorisation entweder des Präfecten oder gar von Paris aus. Daß man in der Hauptstadt der Landes, in Paris, sogar die freie Wahl des Gemeinderaths durch die Gemeinde abgeschafft und derselben eine Ernennung von Regierungs wegen untergeschoben hat, war schon oben angedeutet.

Aber nicht blos die Gemeinden sind willenlose Werkzeuge in den Händen der Regierung, sondern auch die Selbstthätigkeit der Privaten wird zum großen Theile erstickt oder verkümmert und entartet unter dem alles ertödtenden Drucke dieser Centralisation.

In England und Nordamerika durchaus, in Deutschland wenigstens zu einem großen Theile ist es dieser Geist der Selbstthätigkeit und ein kräftig entwickelter, sich frei bewegender Associationstrieb, welcher die bedeutendsten Unternehmungen, die großartigsten gemeinnützigen Einrichtungen ins Leben gerufen hat. Ein Ausfluß dieses Geistes der Selbstthätigkeit und des Selbstvertrauens war jene bekannte Antwort, welche eine Deputation der londoner Kaufmannschaft einem der ersten Könige aus dem Hause Hannover gab, als dieser, noch in seinen festländischen Vorstellungen befangen, sie fragte, was er für den Handel Londons thun könne. „Ihn sich selbst überlassen, Ew. Maj.", entgegneten die stolzen Kaufleute der City. Das gerade Gegentheil ist in Frankreich an der Tagesordnung. Dort betrachtet jedermann die Regierung als die über allem waltende und alles vermögende Vorsehung, die jedem helfen, die Interessen aller Klassen wahren, allen Uebeln der Gesellschaft, selbst die Naturereignisse nicht ausgenommen, entweder vorbeugen oder abhelfen müsse. Und wirklich unternimmt es die Regierung, zumal die gegenwärtige, nicht selten, diese Rolle der Vorsehung zu spielen, in den natürlichen Gang des Verkehrs und der Privatthätigkeit einzugreifen. Es geschieht dies bisweilen zum augenblicklichen Vortheil der einen, aber freilich meist auf Kosten der andern und schließlich oft zum größten Unheil der Gesammtheit.

So hat man zu verschiedenen Zeiten, um die Bevölkerung von Paris in guter Stimmung zu erhalten, den Preis der ersten Lebensmittel, besonders des Brotes, künstlich auf einer bestimmten mäßigen Höhe erhalten, indem man die Stadtkasse nöthigte, den Ausfall zu decken. So versuchte die jetzige kaiserliche Regierung, durch Ermunterung und Begünstigung großer Centralcreditinstitute den Geldumlauf und den Unternehmungsgeist künstlich zu leiten und zu fördern, förderte aber damit großentheils nur den Schwindel und brachte durch den schließlichen Miserfolg dieser Unternehmungen eine Menge von Privaten ins Unglück. So unternahm sie den Umbau von Paris theilweise mit zu dem Zweck, um den Arbeitern künstlich Beschäftigung zu verschaffen, aber sie vertheuerte ihnen auf der andern Seite wieder den Lebensunterhalt durch die enorme Steigerung der Miethen und die nothwendige Erhöhung des Octroi.

Daher kommt es auch, daß, so oft das Volk in Frankreich und namentlich in Paris durch irgendetwas Noth leidet, seien dies nun Misernten, Handelskrisen, oder sonst welche Störungen des öffentlichen Wohlbefindens und Lebensbehagens, dasselbe allemal geneigt ist, die Regierung dafür verantwortlich zu machen, von ihr zunächst Abhülfe zu verlangen und, wenn die Regierung diese nicht leisten kann, wie dies denn in der Regel der Fall ist, ihr entweder im geheimen zu grollen, oder auch öffentlich seine Unzufriedenheit zu bezeigen.

Wie sehr durch dieses System einer Bevormundung, Gängelung und Unterstützung des Volks von oben her der öffentliche Geist erschlafft und verweichlicht, der Bürger daran gewöhnt wird, immerfort jede Anregung und Leitung nur von der Regierung oder ihren Organen, nicht von sich selbst und seinesgleichen zu erwarten, dafür gibt es die mannichfaltigsten Beispiele, zum Theil komische, zum Theil aber auch sehr ernste. Hier nur einige davon!

Im Elsaß — man bemerke wohl, demjenigen Theile Frankreichs, wo das germanische

Digitized by Google

Element trotz alles künstlichen und gewaltsamen Gallisirens doch noch einen Rest seiner alten Eigenthümlichkeit behalten hat — im Elsaß also fing man vor einigen Jahren an, auf eigene Hand, unabhängig von der Initiative der Regierung und der sonst in allen Dingen tonangebenden Hauptstadt, sogenannte Volks- oder Gemeindebibliotheken (wie wir sie in Deutschland an vielen Orten haben) zu errichten. Einzelne energische Männer stellten sich an die Spitze. In dem von ihnen erlassenen Aufruf war geradezu dieser Versuch einer Initiative der Provinz als der erste Schritt bezeichnet, um die „Decentralisation", von der man viel spreche, für die man aber nichts thue, praktisch in Angriff zu nehmen. Die Sache hatte Erfolg. Als dann in den letzten Jahren die Mangelhaftigkeit des französischen Volksunterrichts vielfach in der Presse und auch im Gesetzgebenden Körper discutirt ward, gingen eben jene Männer einen Schritt weiter und versuchten, auf demselben Wege der bloßen Privatassociation (da es den Gemeinden in Frankreich an der nöthigen Selbständigkeit dazu fehlt) durch Begründung von Unterrichtsanstalten dem wahrgenommenen Mangel abzuhelfen. In einem darüber abgelegten öffentlichen Rechenschaftsberichte erzählt nun der Hauptleiter dieser Bewegung, Hr. Jean Macé, es sei ihm mehrfach begegnet, daß man auf seine Aufforderungen zum Beitritt mit der Frage geantwortet habe: welche Autorität denn an der Spitze stehe, ob der Herr Präfect, oder der Herr Unterrichtsminister, oder wer sonst, und er habe Mühe gehabt, die Leute zu verständigen, daß dies unnöthig sei und daß es vollkommen ausreiche, wenn sich eine Anzahl Privaten auf eigene Hand verbänden und nach eigenem Antriebe handelten.

Der berühmte französische Nationalökonom Michel Chevalier sagt in seinen „Briefen über Nordamerika" (1836), indem er das große Talent der englischen und neuenglischen Rasse für Colonisirung, für Cultivirung eines noch rohen Bodens schildert, dagegen den Mangel an Colonisationstalent bei seinen Landsleuten beklagt, zur Erklärung dieser Erscheinung Folgendes: „Der Franzose hat überall und bei allem was er thut das Bedürfniß, den Arm seines Nebenmannes zu fühlen wie in Reihe und Glied. Man werfe auf ein urbar zu machendes Land einzelne Amerikaner, sie werden bald eine Menge kleiner Mittelpunkte bilden, welche, indem ein jeder von sich aus sich erweitert, allmählich einen größern Kreis umschließen. Handelt es sich dagegen um Franzosen, so muß man sofort mit ihnen in die neue Heimat eine ganz fertige gesellschaftliche Ordnung mitbringen, ausgebildete sociale Beziehungen oder wenigstens einen festen Rahmen solcher und Anknüpfungspunkte für weitere Verbindungen, mit Einem Worte: ein abgeschlossenes Ganzes mit seinem einheitlichen sichtbaren Mittelpunkt."

Wie wahr dies ist, zeigt die Geschichte der französischen Colonien zur Genüge. Die meisten derselben haben sie entweder wieder verloren oder selbst aufgegeben, und die nun beinahe vierzigjährige Geschichte der Colonie Algier ist nur eine einzige Reihenfolge von immerfort wechselnden, insgesammt mehr oder weniger verfehlten Experimenten. Zwar hat jüngst der Gouverneur von Algier, Marschall Mac Mahon, dem Senat vorgerechnet, daß diese Colonie demselben nur 60 Mill. Frs. mehr gekostet als eingebracht habe, und daß dafür ein Umsatz von 4 Milliarden Frs. (seit 1830) an Ein- und Ausfuhr zwischen dem Mutterlande und Algier erzielt worden sei, allein er ließ dabei die Ausgaben für den militärischen Schutz der Colonie außer Berechnung, weil, wie er sagte, dies eine Schule für die Armee sei, deren Kosten also den Generalkosten für diese letztere zugerechnet werden müßten. Wenn man diese etwas naive Berechnung nicht gelten läßt, so dürfte sich die Bilanz ganz anders stellen. Was aber die Frage nach dem wirthschaftlichen Wohlbefinden der Provinz betrifft, so hat die neueste Hungersnoth (1868) darauf eine furchtbare Antwort gegeben.

Eine andere charakteristische Erscheinung, die damit eng zusammenhängt, ist die Vorliebe der Franzosen für die Anstellung und Versorgung im Staatsdienst, die unverhältniß-

Digitized by Google

mäßige Werthschätzung dieser Carrière im Vergleich zu allen andern Lebens- und Berufsstellungen. Und hierbei tritt wieder die eigenthümliche Beobachtung hervor, daß dieser Zudrang zu den Staatsversorgungen und diese Unlust, sich durch eigene Kraft eine selbstständige Existenz zu schaffen, am stärksten in denjenigen Bevölkerungen Frankreichs sich zeigt, in denen am meisten das celtisch-romanische Element vorherrscht, weniger in denjenigen, welche noch mehr germanische Elemente enthalten und ehemals der germanischen Gesellschaftsordnung angehörten. Ein Schriftchen aus dem Jahre 1852 („Les limites de la Belgique") behauptet, es sei eine bekannte Thatsache, daß von zehn Bittstellern bei den Ministern allemal neun aus dem Süden kämen, und daß, während der Norden die Hälfte des Budgets aufbringe, der Süden drei Viertel desselben verzehre. Der bekannte französische Statistiker Baron Dupin führt an, daß die 32 nördlichen Departements fast 16 Mill. Frs. Patentsteuer entrichteten gegen nur 9 der 54 Departements des Südens.

Die Zahl der unmittelbar oder mittelbar vom Staate besoldeten Beamten in Frankreich ist denn auch kolossal; sie betrug nach Raudot, der sich dabei auf das Budget beruft, schon im Jahre 1850 nicht weniger als 535365, davon allein 344000 im Ministerium des Innern (ungerechnet eine Menge von Agenten der Ministerien des Ackerbaues und des Handels). Sie wird seitdem nur noch gewachsen sein. Schon obige Aufstellung ergibt 1 Beamten auf 67 Einwohner, oder, wenn man nur die unmittelbaren Staatsbeamten rechnet (mit Abzug der etwa 300000, welche die Communen bezahlen müssen), 1 auf 190. In Preußen rechnet man etwa 1 Beamten auf 500 Einwohner.

Um diese enorme Zahl von Beamten, die sämmtlich von der Centralregierung zu Paris abhängen (auch diejenigen, welche von den Communen bezahlt werden), begreiflich zu finden, muß man sich vergegenwärtigen, wie in Frankreich verwaltet wird. Wir geben eine Skizze davon zur nähern Ausführung dessen, was wir schon früher andeuteten, nach den Angaben des obengenannten französischen Schriftstellers. Die französische Regierung hat das Recht, fast alle öffentlichen Beamten im ganzen Lande, sowol Staats- als Gemeindebeamten, zu ernennen. Die Regierung nimmt selbst alle Steuern, die directen wie die indirecten, ein. Sie ordnet alles an, entweder selbst oder durch ihre nächsten Organe, die Präfecten. Wie schon früher erwähnt, können die Communen nicht das Geringste unternehmen ohne die vorgängige Genehmigung des Ministers oder des Präfecten, sie haben nicht einmal das Recht, die Beamten und Diener, die sie bezahlen müssen, selbst anzustellen. Ein wesentlicher Theil ihres Vermögens, die Gemeindewaldungen, sind der Selbstverwaltung derselben gänzlich entzogen und werden von Staats wegen durch eine gemeinsame Behörde verwaltet. Ebenso sind die auf Kosten der Departements auszuführenden öffentlichen Arbeiten lediglich in den Händen der Präfecten. Die Generalräthe, die nur einmal des Jahres zusammenkommen, haben zwar eine berathende Stimme, aber alle Angelegenheiten, die vor sie kommen, sind im voraus eingeleitet und so gut wie entschieden durch die Präfecten und deren Agenten. Aber auch diese Organe des Staats werden zu bloßen Maschinen gemacht, indem man sie daran gewöhnt, nur nach den Winken von oben zu handeln, indem man durch häufige Versetzungen verhindert, daß ein solcher Beamter einen persönlichen Einfluß auf die Bevölkerungen gewinne und gleichsam in einem bestimmten Kreise festwurzle, indem man sie zwingt, ihres Avancements wegen immerfort ihren Blick auf Paris gerichtet zu halten, immer nur das zu thun, wovon sie hoffen dürfen, daß es dort gefallen und die Aufmerksamkeit der Regierung auf sie ziehen werde.

So kommt es, daß selbst die höchsten Staatsbeamten, die Präfecten, rath- und thatlos sind, sobald die Ordre von Paris ausbleibt, während sie andererseits, was von dort aus befohlen wird, unbedingt vollziehen, ohne zu fragen, ob es gut und recht ist, oder das

Digitized by Google

Gegentheil. Völlig willenlos und sklavisch nach oben, spielen sie die Despoten nach unten.

Auch die Presse empfindet den Einfluß dieser alles absorbirenden Allmacht der Hauptstadt und der Regierung in einer für den Geist des Volks sehr nachtheiligen Weise. Die öffentliche Meinung für ganz Frankreich wird in Paris fix und fertig gemacht, die Provinzen sind nur das Echo, die Nachbeterinnen der Hauptstadt. Die Provinzialpresse wird meist von Paris aus sowol mit politischen als mit Feuilletonartikeln versorgt, sodaß auch hierin die allerwärts bemerkbare, in der Consequenz der Centralisation liegende Uniformität zu Tage tritt. Ein sehr großer Theil der Provinzialblätter ist in den Händen der Regierung, wird von derselben (ähnlich wie unsere Amtsblätter) durch amtliche Anzeigen und Zwangsabonnements unterstützt und muß dafür natürlich das Lied dessen singen, dessen Brot sie ißt. Das zweite Kaiserthum hat außerdem noch ein besonderes Organ gegründet, durch welches sie den öffentlichen Geist in den Provinzen bearbeitet, das „Journal des villes et campagnes". Nur wenige größere Provinzialblätter bewegen sich etwas unabhängiger, aber auch von diesen übt keins einen irgendwie maßgebenden Einfluß auf die öffentliche Meinung des ganzen Landes. Während in dem doch so ziemlich centralisirten Preußen fast jede Provinz ein oder mehrere politische Organe hat, die ihren eigenen Weg gehen und nicht blos in der Provinz, sondern meist auch im übrigen Lande beachtet werden, ja während manche davon, z. B. die „Kölnische Zeitung", die „Magdeburgische Zeitung", die beiden großen schlesischen Zeitungen, sich nicht selten herausnehmen, den berliner Blättern eine nachdrückliche Opposition zu machen, hört man in Paris selbst von Provinzialblättern ersten Ranges, wie dem „Sémaphore de Marseille", dem „Salut public de Lyon", der „Gironde" in Bordeaux u. a., nur höchst selten eins citiren, geschweige als eine Macht respectiren. Der Verfasser dieses Artikels erinnert sich noch sehr wohl, welchen merkwürdigen Eindruck es ihm machte, als er in Nancy ein dortiges Blatt in die Hand nahm und auf der ersten Seite, da wo die pariser Blätter den Premier Paris haben, gleichfalls einen solchen Artikel mit der Ueberschrift Paris las, in dem ganz so gesprochen ward als ob Autor und Leser des Artikels sich in der Capitale befänden. Ein Blick auf den Titel des Journals war nöthig, um sich zu überzeugen, daß man nicht ein pariser Blatt in der Hand habe.

Auch in anderer Beziehung zeigt sich diese totale Abhängigkeit der Provinzen von Paris in Bezug auf politisches Denken und Thun. Das folgende komische Beispiel davon theilte dem Verfasser ein Mann mit, der sich eine Zeit lang in Lyon aufgehalten hat. Als eines Tages dort die Rede auf die Julirevolution gekommen, habe ihm ein Lyoner erzählt, welche Aufregung in Lyon durch die Nachrichten von Paris hervorgebracht worden sei. Man habe sich angeschickt, ebenfalls eine Agitation zu organisiren. Alles sei Feuer und Flamme gewesen, donnernde Reden seien gehalten, revolutionäre Erklärungen vorbereitet worden. Da plötzlich habe der Telegraph von Paris (es gab damals nur erst optische Telegraphen) wegen eingetretenen Nebels zu spielen aufgehört, „und nun", habe der Erzähler ausgerufen, „denken Sie sich unsere Verlegenheit! Wir wußten nun nicht mehr, was wir thun sollten"! Der Zug ist bezeichnend für das ganze französische Staatsleben.

Von den vielen drastischen Bemerkungen Raudot's über die Folgen der unmäßigen Centralisation wollen wir nur einige anführen, die in der beredtesten Sprache der Welt, in Ziffern, den schlagenden Beweis von der Verkehrtheit der in Frankreich bestehenden Einrichtungen liefern. Eine der merkwürdigsten unter diesen Einrichtungen sind die sogenannten Gemeinschaftlichen Fonds. Ungerechnet die öffentlichen Arbeiten, welche von Staats wegen durch das ganze Land ausgeführt werden, hat der Minister des Innern auch noch eine namhafte Summe baar zur Verfügung, welche er an die Departements

Digitized by Google

und an die Communen vertheilt, sei es zur Armenunterstützung, sei es zur Gründung gemeinnütziger Anstalten und öffentlicher Bauten, zur Wiederherstellung historischer Denkmäler u. s. w. Raudot taxirt die Summe dieser Unterstützungen für das Jahr 1851 auf 14 Mill. Frs. Entweder hat er dabei nur einzelne und zwar die mindest kostspieligen Unterstützungen solcher Art im Auge gehabt, oder das System hat sich seitdem in einem fabelhaften Maßstabe entwickelt. Denn eine im Jahre 1868 erschienene kleine Schrift des berühmten Statistikers Horn gibt die Summe der sogenannten „Ausgaben aus speciellen Hülfsquellen", welche, wie Horn sagt, in die Kassen der Departements und der Gemeinden zurückfließen, für das Jahr 1866 auf 271 Mill. Frs. an.

Natürlich findet ein förmliches Kirchthurmrennen nach der Theilnahme an diesen Gemeinschaftlichen Fonds statt. Dies ist für die Präfecten und die Regierung ein treffliches Mittel, die Willfährigkeit ganzer Bezirke, z. B. bei Wahlen, für sich zu gewinnen, für die gewählten Abgeordneten aber eine unwiderstehliche Versuchung, ihre Mandate sich dadurch zu sichern, daß sie ihren Wahlkreisen solche Wohlthaten zuwenden, was ihnen weiter nichts kostet als höchstens das Aufgeben ihrer politischen Ueberzeugung und das Gehen mit der Regierung durch dick und dünn. Dies ist der politische Nachtheil der Sache; der wirthschaftliche ist nicht geringer. Statt gut zu verwalten und Ersparnisse zu machen, beeifert sich jedes Departement, möglichst viel zu brauchen, weil es um so mehr Aussicht hat, aus den gemeinschaftlichen Fonds Zuschüsse zu erhalten, also auf allgemeine Unkosten bei sich kostspielige Anlagen auszuführen. Raudot erzählt auch in dieser Beziehung eine hübsche Anekdote, die er selbst erlebt hat. „Das erste mal", sagte er, „als ich an dem Generalrathe meines Departements theilnahm, bezeichnete ich in meiner Naivetät als Neuling gewisse mögliche Ersparnisse und griff die Ausgabeposten für Bauten, die mir unnütz schienen, an. Da erhob sich aber ein anderes Mitglied, welches zugleich Abgeordneter und Berichterstatter über das Staatsbudget war, und fertigte mich mit den Worten ab: «Der Rath mag sich hüten, auf diesen Weg einzugehen; wenn Sie Ersparungen machten, würde das Departement keinen Anspruch auf die Gemeinschaftlichen Fonds haben, man muß im Gegentheil bedeutende Ausgaben ansetzen, die uns gestatten, ein gutes Theil zu fordern.»"

Was ist die Folge eines solchen Systems? Daß die Mittel, die der Staat erst den Departements und Communen abnimmt, statt sie ihnen zur eigenen Verwendung zu lassen, nicht etwa immer den bedürftigsten wieder zufließen, sondern in der Regel denen, die am eifrigsten und kecksten zu betteln verstehen, oder die sich der einflußreichsten Fürsprache in Paris erfreuen, oder die zufällig in der Lage sind, der Regierung Gegendienste leisten zu können. Am besten kommt begreiflicherweise immer Paris selbst weg. Von 13½ Mill. Frs. erhielt dasselbe allein fast 2 Millionen, also über ein Siebentel, während die 85 andern Departements sich in den Rest theilen mußten; von einem Fonds für zufällige Hülfsleistungen, der im ganzen 420000 Frs. betrug, fielen 232902 auf Paris. Im Jahre 1847 wurden von den 1321 Mill. Staatseinnahmen Frankreichs (ohne Algier) 552 Millionen in dem einen Departement der Seine, also in Paris, wieder verausgabt. Ueberhaupt kommen bei jenem Princip der Ausbeutung der Departements und der willkürlichen Rückerstattung die größten Ungleichheiten vor. Im Jahre 1844 zahlten 77 Departements 502 Millionen mehr in den Staatsschatz, als sie wieder daraus empfingen, wogegen 8 Departements 52 Millionen mehr empfingen, als sie gegeben hatten; das eine Seinedepartement allein machte auf diese Weise einen Profit von 321 Mill. Frs. Gleichwol müssen die Einwohner von Paris die Ehre, diesem „Herzen Frankreichs" anzugehören, und das Vergnügen an dem prunkenden Glanze der Hauptstadt theuer genug bezahlen. Nach Horn kommt auf eine Familie in Frankreich überhaupt im Durchschnitt ein jährlicher Steuersatz von 240 Frs. (d. i., wie Horn nachweist, ein Viertel ihres Einkommens, da

Digitized by Google

man im Durchschnitt auf eine Familie in Frankreich nicht mehr als 1000 Frs. Einkommen rechnen kann), auf eine solche in Paris aber von etwa 600 Frs.

Neben den politischen und wirthschaftlichen kommen noch die moralischen und socialen Folgen jener künstlichen Centralisation in Betracht. Darüber enthält eine neuere satirische Schrift: „Paris en Amérique", von Edouard Laboulaye (die, beiläufig gesagt, in kurzer Zeit 17 Auflagen erlebt hat)*) eine Reihe der treffendsten Bemerkungen. Mit beißendem Spott geißelt sie das in Frankreich herrschende System im Vergleich mit der ausgedehnten Selbstverwaltung in Amerika und ihrem Einfluß auf den Volkscharakter. Es sei uns vergönnt, daraus das folgende köstliche Zwiegespräch wiederzugeben, das der Verfasser zwischen einem Manne, der die französischen Anschauungen mit den amerikanischen vertauscht hat, und seiner noch gänzlich in jenen befangenen Gattin in Scene gehen läßt. Es handelt sich um die Erziehung und die Zukunft ihres Sohnes:

„Du fühlst also keine besondere Neigung, keinen speciellen Beruf in dir?", fragte ich Henri.

„Nein, Papa, das ist deine Sache. Vorausgesetzt, daß ich in Paris bleiben, reiten und mich mit meinen Freunden amusiren kann, ist mir alles gleichgültig."

„Dich amusiren", rief ich, „woher hast du denn solche Grundsätze? Lieber Freund, der Mensch ist nicht zu seinem Amusement auf der Erde. Die Arbeit ist Gottes Gebot, der Zügel unserer Leidenschaft, die Ehre und das Glück unsers Lebens. In Amerika gibt es keinen jungen Menschen deines Alters, der nicht völlig selbständig wäre und das volle Gefühl seiner Pflicht und Würde besäße."

„Daniel", sprach Jenny mit sichtbarer Ungeduld, „warum quälst du dieses Kind, das nichts wünscht als dir zu gefallen? Warte doch ein wenig, er wird dasselbe thun wie jedermann."

„Das heißt er wird nichts thun."

„Er wird eine Stelle bekommen."

„Das ist's ja, was ich sagte", versetzte ich empört über diese widerliche Schwäche. „Eine Stelle, das ist das große Wort, mein Sohn bekommt eine Anstellung!"

„Wie jedermann heutzutage", erwiderte meine Frau. „Zeige mir einen einzigen Sohn aus einem guten Hause, der etwas anderes thut!"

„Warum willst du den Sonderling spielen?"

„Was?" sagte ich zu Henri, „du willst nicht lieber deines Glückes Schmied sein und deine Stellung nur deiner Arbeit und deinem Talent verdanken? Hat denn die Unabhängigkeit keinen Werth? Willst du nicht Advocat, Arzt, Fabrikant, Kaufmann werden?"

„Warum schlägst du ihm nicht lieber vor, Krämer zu werden?" sagte Jenny mit einer Geringschätzung, die mich aufbrachte.

„Schön, Madame, also für eigene Rechnung Zucker abwiegen ist etwas Schimpfliches; aber für Rechnung der Regierung Briefe siegeln und Quittungen aneinanderfädeln ist etwas Edles, etwas Rühmliches! Und um dahin zu gelangen, muß man bitten, betteln, seine Ansichten verleugnen, Leuten schmeicheln, deren Hand man nicht berühren möchte."

„Jedermann thut dasselbe", erwiderte Jenny. „Hältst du dich für verständiger und tugendhafter als andere?"

„O Vorurtheil, Vorurtheil!" rief ich. „Alter Paul Louis, du hast recht, wir sind ein Volk von Bedienten!"

In dieser trefflichen Satire ist zugleich noch eine andere Folge des französischen Centralisationssystems berührt, welche in volkswirthschaftlicher und sittlicher Hinsicht sich nicht

*) Von derselben ist auch eine deutsche Uebersetzung erschienen (Erlangen, E. Besold).

Digitized by Google

weniger verhängnißvoll erweist als jene weitverbreitete Stellenjägerei. Es ist das der unwiderstehliche Zug nach Paris, der alle Franzosen beherrscht und jeden einzelnen mit dem prickelnden Triebe erfüllt, dort zu leben, weil nur in Paris leben für die Mehrzahl der Franzosen wirklich leben heißt, weil ihnen Paris alles und das ganze Frankreich außerhalb Paris nichts ist.

Die nächste Folge davon in wirthschaftlicher Hinsicht ist die, daß jeder nach den Mitteln strebt, in Paris leben zu können. Der Geschäftsmann betreibt sein Geschäft eine Zeit lang allerdings mit großem Eifer, ja mit einer gewissen fieberhaften Hast, um so viel zu erwerben, daß er womöglich in Paris entweder als wohlhabender Mann, oder wenigstens als kleiner Rentier sich amüsiren und an den Strahlen der Centralsonne Frankreichs sich wärmen könne.

Es ist bekannt, daß in Frankreich viel seltener als in England oder Deutschland ein Geschäft durch mehrere Generationen hindurch stetig fortgesetzt wird. Man sucht dort reich zu werden und zieht sich dann zurück. Nicht die Arbeit und der allmählich wachsende Erwerb, nicht die betriebsame Erweiterung eines Geschäfts, um es vergrößert und fester begründet seinem Sohne oder einem andern Geschäftsnachfolger zu übergeben, nicht dies, sondern nur der Erwerb, um das Erworbene in Ruhe zu genießen, ist dort in der Regel (natürlich manche ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet) der höchste Zweck geschäftlicher Betriebsamkeit.

Nach Paris drängt sich ferner alles, was auf irgendeine Weise, durch welches Mittel es auch sei, dort sein Glück zu machen hofft. Nach Paris findet daher eine fortwährende Wallfahrt aus den übrigen Departements, sowol aus den Städten als vom Lande, statt.

Schon längst sind die französischen Statistiker auf die socialen Folgen dieser künstlichen Bevölkerungsbewegung in Frankreich aufmerksam geworden. Ihr hauptsächlich schreibt man es zu, daß die Bevölkerungszunahme Frankreichs im allgemeinen eine so geringe ist, daß sie hinter derjenigen fast aller andern europäischen Staaten so weit zurücksteht. Die Bevölkerung Frankreichs stieg von 1816 auf 1848 nur von 30 Millionen auf 35,700000, während in demselben Zeitraume sich diejenige Preußens von 10 auf 16½ Millionen erhob. Letztere vermehrte sich also um 65 Proc., erstere nur um 19 Proc. Die jährliche Bevölkerungszunahme in Frankreich betrug im Jahre 1851 nur ungefähr ⅕ Proc., im Jahre 1856 wenig mehr als $^1/_{10}$, im Jahre 1861 etwas über ⅓, im Durchschnitt von 10 Jahren etwa ⅕ Proc., während in Preußen die Bevölkerung jährlich um mehr als 1 Proc. zunimmt, ebenso in Sachsen und andern deutschen Ländern. Was aber besonders charakteristisch ist und den innern Zusammenhang dieses mangelhaften Bevölkerungszuwachses mit der übertriebenen Centralisation schlagend erweist, ist der Umstand, daß nicht etwa in allen Departements eine, wenn auch geringe Zunahme der Bevölkerung stattfand, sondern nur in einem Theile derselben, während in andern die Bevölkerung entweder stehen blieb oder gar zurückging. So fand in den fünf Jahren von 1851—56 eine Zunahme nur in 32 von den 86 Departements statt, von 1856—61 in 57 Departements, während 29 zurückgingen. Eine bedeutende Zunahme findet sich regelmäßig nur in dem Departement der Seine, d. h. in Paris. Da nun Frankreich nur eine ganz geringe Auswanderung außer Landes hat (jährlich kaum mehr als 20000, d. i. etwa ein Sechstel der deutschen Auswanderung), so läßt sich diese unregelmäßige Bevölkerungsbewegung kaum anders erklären als dadurch, daß theils überhaupt die Triebkraft im Volke, die Fähigkeit, eine Familie zu nähren, und der damit in natürlicher Wechselwirkung stehende Drang, eine solche zu begründen, in Frankreich ungleich geringer ist als anderwärts, theils die Auffaugung einer Menge von Kräften aus den übrigen Landestheilen durch den großen Polypen Paris jene entvölkert, ohne daß doch dieses Paris

Digitized by Google

selbst im Verhältniß zu dem gemachten Raube wächst. Die Einwohnerzahl von Paris stieg in den fünf Jahren von 1851—56 um etwas über 8 Proc., also im Jahre durchschnittlich $1^3/_5$ Proc.; Berlin steigerte seine Bevölkerung in drei Jahren um ungefähr 11 Proc., also im Jahre um $3^2/_3$ Proc.

Paris leidet also nicht am wenigsten unter den Uebeln der politischen und socialen Verkünstelung, welche eine übertriebene Centralisation schafft; es büßt gleichsam selbst für das Unrecht, welches es dem übrigen Lande zufügt. Man könnte es einem an Hypertrophie oder Erweiterung leidenden Herzen vergleichen, welches ebensowol selbst krankt als es den übrigen Körper kranken macht. Indem aller Reiz des Lebens für den Franzosen in Paris, in dessen Zerstreuungen und Erregungen, in dessen Schaustellung von äußerm Glanz und von gesellschaftlicher Geltung concentrirt ist, wird natürlich auch die Sucht, an allen diesen Genüssen und Vorzügen theilzunehmen, gerade hier aufs höchste gesteigert. Abgesehen daher von dem industriellen und commerziellen Schwindel, der mehr als irgendwo sonst in Paris herrscht und der alles daran setzt, um so rasch als möglich ein Vermögen zu erjagen, damit er in dem allgemeinen Strome des Vergnügens mitschwimmen und in der Gesellschaft eine Rolle spielen könne — ein Vermögen „ohne Arbeit und ohne Ehre", wie ein französischer Staatsmann die kolossalen Börsenspeculationen nannte — abgesehen von den vielerlei politischen, gesellschaftlichen und sittlichen Unwürdigkeiten, zu denen dort ohne Scham und Scheu so viele greifen, um Carrière oder Fortune zu machen, abgesehen von alledem, ist selbst das innerste Heiligthum des Familienlebens, der edelste Nerv sittlichen und menschlichen Empfindens durch die Ansteckung jenes furchtbaren Uebels allgemein grassirender Genußsucht aufs tiefste angefressen. Es ist bekannt, daß der Franzose und vor allem der Pariser eine starke Familie für ein Unglück, die Beschränkung der Kinderzahl auf das geringste Maß für etwas Wohlanständiges, für eine Sache des guten Tones hält. Die durchschnittliche Kinderzahl einer Ehe ist daher in ganz Frankreich selten mehr als 3 Proc., während man in Deutschland zwischen 4 und 5 Proc. rechnet. Es ist eine ausgemachte Sache, daß durch das in weitesten Kreisen verbreitete Weggeben der Kinder an Ammen oder sogenannte Ziehmütter (und zwar nicht blos der außerehelich geborenen, sondern auch sehr vieler Kinder aus Familien) eine förmliche systematische Decimirung der nachwachsenden Bevölkerung erzielt wird. Man hat berechnet, daß in den vielen kleinen Ammenbureaux zu Paris von den denselben übergebenen Kindern nahezu $20^1/_2$ Proc. sterben, in dem großen, seit ein paar Jahren errichteten Ammenbureau 35 Proc., endlich bei den einzelnen Ziehmüttern über 48 Proc.

Die Folgen dieser Zerstörung des Bevölkerungstriebes von innen heraus durch einen socialen Krebsschaden machen sich auch bereits in Frankreich nach einer Seite hin fühlbar, wo dies für die auf kriegerische Größe und auf den Ruhm, das erste Militärvolk der Welt zu sein, besonders eifersüchtige französische Nation ganz vorzüglich empfindlich werden muß. Bei den Erörterungen über das neue Militärgesetz im vorigen Jahre ist der auffallende Umstand mit zur Sprache gekommen, daß die Zahl der zur Einstellung in die Armee vorhandenen und tüchtigen Jünglinge keineswegs auch nur im Verhältniß zu der obschon selbst so langsam wachsenden Bevölkerung zunimmt. In den Jahren 1816—23 betrug die Zahl der zwanzigjährigen Jünglinge bei 30 Mill. Einwohnern 288000; in den Jahren 1855—62, bei mehr als 36 Millionen, nur 309000, während sie eigentlich 347000 betragen mußte. Auch hat man bekanntlich das Militärmaß sehr tief herabsetzen müssen (auf 1,55 Meter), um nur die nöthige Zahl Rekruten zu erhalten.

Kommen wir endlich noch auf eine letzte Seite der schädlichen Folgen der übertriebenen Centralisation zurück! Offenbar ist diese Centralisation geschaffen worden, um von einem Punkte aus, durch einen Druck im Mittelpunkte der das ganze Land um-

Digitized by Google

spannenden und die feinsten Fasern des Volkslebens mit ihrem Räderwerk erfassenden Maschinerie eine ganze Nation zu einer einzigen gleichförmigen Bewegung anregen und ebenso schnell wieder in eine starre Ruhe versetzen zu können. Dieser Zweck ist insofern auch vollständig gelungen, als der Spruch: „Wer Paris hat, hat Frankreich", in voller Wahrheit besteht. Allein eben hierin liegt auch wiederum eine große Gefahr, sowol für die äußere als für die innere Sicherheit des Landes. Ein auswärtiger Feind, der Paris erobert, ist damit im vollen Besitze Frankreichs. Sowol Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege als Friedrich Wilhelm III. von Preußen nach der Schlacht bei Jena konnten ihre Hauptstadt verlassen und dem Feinde preisgeben, ohne damit ihr Land aufzugeben. Spanien vermochte sich gegen das französische Joch zu erheben, obschon Madrid in den Händen des Feindes war. Napoleon war verloren, sobald die Alliirten sich der Hauptstadt bemächtigt hatten.

Nicht minder groß ist die innere Gefahr. Der Franzose ist freilich durch das System der Centralisation daran gewöhnt, sich willenlos und widerstandslos von Paris aus gängeln zu lassen, und jede Regierung, welche in Paris sich zur Herrschaft zu bringen und zu behaupten weiß, darf ihrer Anerkennung im Lande gewiß sein. Aber eben darum ist auch jede Regierung in ihrem Bestande abhängig von den Launen und Leidenschaften der pariser Bevölkerung. Solange diese Bevölkerung entweder durch die Machtmittel der jeweiligen Regierung niedergehalten und eingeschüchtert, oder durch die Künste der Schmeichelei und die Bezauberungen äußern Glanzes bei Gutem erhalten wird, so lange ist Paris und folglich Frankreich ruhig, lenksam, unterwürfig. Sobald aber in dieser zusammengedrängten Masse von Kräften, von Bestrebungen, von Leidenschaften guter und böser Art — gleichsam in diesem mit Blut überfüllten Gehirn Frankreichs — ein Reiz und eine zuckende Bewegung entsteht, so hat die Regierung auch nichts mehr, worauf sie sich gegenüber dieser Bewegung stützen könnte. So kommt es, daß die Franzosen, nach dem Ausspruche eines ihrer geistreichsten Schriftsteller, zugleich das der Selbstregierung unfähigste und doch auch dem ruhigen Bestande einer Regierungsgewalt am meisten gefährliche Volk sind, daß sie ebenso wenig einen Herrn entbehren, als ihn lange ertragen können, daß sie heute eine durch constitutionelle Formen beschränkte Regierung mit der schrankenlosen Freiheit der demokratischen und socialen Republik zu vertauschen trachten, um morgen sich einem militärischen Absolutismus der ärgsten Art in die Arme zu werfen, und daß sie daher ewig schwanken zwischen Revolution und Despotismus, unfähig, wie es scheint, jener wahren Freiheit, die sich auf eine ausgedehnte Selbstverwaltung und auf möglichste Freiheit des einzelnen innerhalb der festen Schranken der Gesetze gründet.

2) Anfänge eines Rückschlags gegen das System in der öffentlichen Meinung Frankreichs.

Man hat neuerdings in Frankreich angefangen, das Unnatürliche und Verderbliche der übertriebenen Centralisation einzusehen. Eine kleine, aber an Talenten und Charakteren reiche Schule von Politikern hat mit kühner Hand an das tiefgewurzelte und langverjährte Vorurtheil der Nation zu rühren gewagt, hat auf die Gefahren der bestehenden Zustände und auf die unleugbaren Vortheile des entgegengesetzten Systems, des Systems möglichst ausgedehnter Selbstverwaltung, wie es in England und Amerika so reiche Früchte trägt, aufmerksam gemacht. An der Spitze dieser Schule stand der leider zu früh verstorbene A. de Tocqueville, der Verfasser der beiden classischen Schriften „De la démocratie en Amérique" und „L'ancien régime et la révolution". Nächst ihm gehören dazu die obengenannten Schriftsteller Raudot, Laboulaye u. a. Sogar Guizot, der als Minister niemals das Geringste gethan, um dem immerfort wachsenden Uebel der übertriebenen Centralisation zu steuern, vielmehr ebenso wie alle seine Vor-

Digitized by Google

gänger und Nachfolger (von denen, um dies beiläufig zu erwähnen, Thiers in seiner „Geschichte des Consulats und des ersten Kaiserreichs" ein feuriger Lobredner der durch Napoleon auf die Spitze getriebenen Ausbildung des absolutistischen Verwaltungsmechanismus ist), die durch die administrative Centralisation dem jeweiligen Inhaber zur Verfügung gestellten Mittel eines fast schrankenlosen Einflusses auf die öffentliche Meinung bestens ausgebeutet hat, auch Guizot gesteht nachträglich in seinen „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps" das Verderbliche dieses Systems ein. Allein die große Masse nicht blos des Volks überhaupt, sondern auch der sogenannten politisch Gebildeten ist noch tief in jenem Vorurtheil befangen. Im Jahre 1848, als es sich um den völligen Neubau des französischen Staatswesens handelte, kam in der Commission der Nationalversammlung auch die Frage in Anregung, ob man nicht die Gemeinden von der drückenden Vormundschaft der Centralregierung einigermaßen befreien, ihnen ein gewisses Maß von Selbstverwaltung ertheilen solle. Aber selbst diese damaligen Republikaner vermochten sich zu der Höhe eines solchen Gedankens nicht zu erheben, die Meinungen waren getheilt und es gelang nicht, einen einmüthigen Antrag deshalb in die Nationalversammlung zu bringen.*) Im Jahre 1865 ging der Anstoß zu einer Agitation für Milderung der zu großen Centralisation von dem Gemeinderathe der Hauptstadt des ehemals deutschen Lothringen, Nancy (Nanzig) aus. Mehrere andere Gemeinden desselben Departements schlossen sich an, ein kleiner Theil der pariser Presse (in erster Linie der „Temps") schien die Bewegung zu ermuntern; aber sehr bald fand man sie bedenklich, witterte dahinter legitimistische und andere retrograde Bestrebungen, und lenkte in die altgewohnten Bahnen wieder ein. Um dieselbe Zeit wurden durch das selbstthätige Vorgehen von Gemeinden und Grundbesitzern in mehrern Gegenden Frankreichs Vicinal-Schienenwege ins Leben gerufen. Aber wo geschah dies? In den beiden rheinischen Departements, also in den ehemals zu Deutschland gehörigen, dem Grundstock ihrer Bevölkerung nach germanischen Landestheilen. Als die andern Departements zur Nachfolge aufgefordert wurden, lehnten sie dies ab.

Die große Masse der Franzosen besteht aus gedankenlosen Geschöpfen der Centralisation und ist so ganz in dieses System hineingeboren und erzogen, daß sie gar keinen Begriff davon hat, wie es nur überhaupt anders sein könne. Es sind das jene Schablonenmenschen, wie sie Laboulaye so treffend schildert, für welche der „Gensdarm" die incarnirte Vorsehung ist und welche sich ohne den allgebietenden Herrn Präfecten und Sousprăfecten sammt einem Heer von Gensdarmen gar keine göttliche und menschliche Ordnung als möglich denken können.

Es gibt aber auch eine Klasse von Vertheidigern der Centralisation, welche mit Bewußtsein oder doch instinctiv dieselbe als eine Nothwendigkeit für Frankreich betrachtet. Wir sprechen hier nicht von den Anhängern eines despotischen und willkürlichen Regiments, die natürlich ihren Vortheil darin finden, vielmehr von unabhängigen und selbst freisinnigen Politikern, die aber gleichwol von der Idee, daß Frankreich ohne Centralisation nicht bestehen könne, sich nicht zu trennen vermögen. Der Verfasser dieses Artikels hatte bei einem Aufenthalte in Paris im Jahre 1844 Gelegenheit, mit Männern wie Carnot und Lerminier über die Frage sich zu unterhalten. Auf seine Bemerkung, ob sie nicht die übermäßige Centralisation als nachtheilig für Frankreich erachteten, erhielt er die Antwort, daß ohne dieselbe Frankreich zerfallen, oder daß mindestens leicht eine gefährliche Reaction der Provinzen gegen das Centrum eintreten könnte. Das Beispiel

*) Der Verfasser hat dies aus dem Munde Tocqueville's, der selbst Mitglied jener Commission war.

Digitized by Google

der Vendée und ihres zähen Widerstandes gegen die 1789 geschaffene Ordnung der Dinge mußte als Beweis für diese Behauptung dienen.

Nun ist allerdings in der geschichtlichen Entwickelung des französischen Staats, in der Art und Weise, wie derselbe eine Anzahl zum Theil ziemlich heterogener und durch kein natürliches nationales Band verknüpfter Völker- und Landschaften meist ziemlich gewaltsam an sich und untereinander zusammengekettet hat, es liegt, sagen wir, darin etwas, was jener Ansicht von der Nothwendigkeit einer straffern Centralisation gerade dort eine gewisse Berechtigung zu verleihen scheint. Es ist dies dasselbe Argument, welches in der ersten Revolution den Girondisten von den Jakobinern entgegengehalten ward, als jene dem starren Centralisationsfanatismus dieser Einhalt zu thun versuchten. Wir werden darauf weiter unten, bei der Betrachtung dieser geschichtlichen Entwickelung der französischen Zustände, zurückzukommen haben. Wäre dem wirklich so, dann freilich würde dies ein Anzeichen sein, daß der französische Staat überhaupt kein naturwüchsiges und gesundes Leben habe, und dann müßte an einer gründlichen Heilung seiner innern Schäden, damit aber auch an einer gedeihlichen Zukunft desselben gänzlich verzweifelt werden.

Was aber speciell jenes Beispiel der Vendée betrifft, so ist es allerdings auffallend, daß selbst noch heute das einzige Element, welches der sonst allmächtigen Centralisation einen hartnäckigen und nicht ganz erfolglosen Widerstand entgegensetzt, das katholische und das gewöhnlich mit diesem verbundene legitimistische ist. Der katholische Pfarrer, der Curé, ist vielleicht der einzige, der den Einfluß auf die örtlichen Kreise, zum mindesten auf dem Lande, einigermaßen dem Präfecten und seinem Werkzeuge, dem Maire, streitig machen kann. Das zeigt sich sogar unter dem zweiten Kaiserreich, welches doch gewiß jenes System der Staatsallmacht zur höchsten Virtuosität ausgebildet hat. Die katholische Presse in den Provinzen hat in neuester Zeit bedeutende Fortschritte gemacht; fast die Hälfte der unabhängigen Provinzialblätter, nach Abrechnung der Regierungsblätter, gehört (nach einem Artikel im 6. Heft des 21. Bandes der „Historisch-politischen Blätter") dieser Richtung an; die meisten davon sind in den letzten 15—20 Jahren entstanden.

Von dieser Seite haben also auch die Bedenken der liberalen französischen Politiker gegen die Einräumung größerer Localfreiheiten scheinbar eine gewisse Begründung. Aber doch nur scheinbar. Denn eben der Umstand, daß der Katholicismus seine Hauptwurzeln in den Provinzen hat und sich vorzugsweise auf seinen örtlichen Einfluß stützt, gibt einen Fingerzeig, daß dieser Einfluß auch nur mit denselben Mitteln wirksam zu bekämpfen ist, nämlich durch eine Kräftigung und Aufklärung des Local- und Communalgeistes, was aber wiederum nicht anders geschehen kann als durch einen Nachlaß der künstlichen Centralisation, durch Erweiterung und Ermuthigung der Selbstregierung des Volkes. Gegen eine von oben her octroyirte Freiheit und Aufklärung werden die Elemente weltlicher und geistlicher Reaction immer im Vortheil sein, indem sie den Localgeist dagegen und damit zugleich gegen die Staatsgewalt auch in ihren berechtigten Einheitsbestrebungen aufstacheln; wenn man aber diesen Localgeist mehr sich selbst überläßt und ihm gestattet, sich frei zu entwickeln und zu bethätigen, so wird er sich allmählich gegen eben jene reactionären Gewalten kehren, als die einzigen, welche dann seiner freien Entwickelung im Wege stehen. Um sich von der Richtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, darf man nur die Geschichte des Katholicismus und seiner Kämpfe gegen die Staatsgewalt und insbesondere gegen irgendwelche fortschrittliche Tendenzen dieser letztern in dem streng centralisirten Frankreich mit derjenigen Belgiens vergleichen, wo die locale und communale Selbstverwaltung eine ziemlich ausgedehnte ist.

Digitized by Google

3) Die politische und die administrative Centralisation, ihre Gegensätze in der Geschichte Englands, Frankreichs und Deutschlands.

Noch eine andere irrige Meinung trägt dazu bei, viele sonst sehr freisinnige und intelligente Politiker, besonders in Frankreich, zum Theil aber auch bei uns, wenigstens in den größern Staaten, gegen eine Erweiterung des Princips der Selbstverwaltung und eine Lockerung der Fesseln einer planmäßig centralisirten Verwaltung einzunehmen. Es ist das die Verwechselung der politischen und der administrativen Centralisation. Man muß wohl unterscheiden zwischen diesen beiden Arten von Centralisation, nämlich zwischen der nothwendigen Einheit der Regierung und Gesetzgebung in allen den Angelegenheiten, welche gleich und gemeinsam sein müssen, weil sie alle Theile des Staatsganzen und alle Bürger des Landes betreffen, und der unnöthigen oder übertriebenen Einmischung der Staatsgewalt in solche Angelegenheiten, welche nur den einzelnen oder einzelne Kreise des Volks angehen und daher auch ohne die directe Mitwirkung des Staats ihre zweckmäßige Erledigung finden. Das Gegentheil der politischen Centralisation ist der Particularismus, die Anmaßung der einzelnen Theile eines von Natur zusammengehörigen Ganzen, ein Sonderleben zu führen und getrennt für sich das zu sein und zu gelten, was naturgemäß nur das Ganze als solches sein und gelten kann. Das Gegentheil der administrativen Centralisation ist die Selbständigkeit und freie Selbstthätigkeit der einzelnen Kräfte, einer jeden in ihrem natürlichen Bereich und in Erfüllung ihrer natürlichen Functionen. Die politische Centralisation, das ist die Einheit des Staats als eines Individuums in seinem Verhältniß zu andern Staaten gleichfalls als Individuen. Die Selbstverwaltung, das ist der Ausdruck der Mannichfaltigkeit und Vielgestaltigkeit des Volkslebens in seinen innern Verhältnissen, in den Beziehungen seiner einzelnen Elemente zueinander. Durch die politische Centralisation ist ein Staat stark und mächtig nach außen hin, indem er alle die Kräfte, deren er nach dieser Seite hin bedarf, in fester Hand zu einer einheitlichen Action zusammenfaßt. Eine ausgedehnte Selbstverwaltung dagegen macht, daß im Innern alle Kräfte sich frei entwickeln, gedeihen und erstarken, welche dann ihren Ueberschuß an den Staat für dessen äußere Machtzwecke abgeben. Ein Staat ohne politische Einheit oder Centralisation ist wie ein Körper, dessen einzelne Gliedmaßen nicht einem gemeinsamen Willen gehorchen, sondern ungeordnete und wol gar gegeneinander wirkende Bewegungen ausführen, wie in einem Zustande des Schwindels oder der Trunkenheit. Ein Staat mit übertriebener administrativer Centralisation dagegen gleicht einem Körper, in welchem das Hirn, mit Blut überfüllt und dadurch krankhaft gereizt, auch die einzelnen Glieder in eine krampfhafte Bewegung versetzt, welcher früher oder später die Lähmung folgt.

Die Verwechselung beider Arten von Centralisation hat einen doppelten Nachtheil. Auf der einen Seite sieht man die Gegner der berechtigten und nothwendigen politischen Centralisation oder Einheit, die Particularisten, sich häufig hinter den Vorwand verschanzen, als ob das nach außen einheitlich organisirte Staatswesen nothwendig auch nach innen seine Verwaltung centralisiren und so die freie Bewegung der Theile ersticken, ihre natürliche Mannichfaltigkeit und Eigenart durch Nivellirung zerstören müßte. Da schreit man denn über „französische Zustände", denen das deutsche Volk, direct entgegen seinem geschichtlichen Grundcharakter, zugeführt werden solle. Auf der andern Seite pflegen die Schwärmer für eine administrative Centralisation, besonders in Frankreich, diese, wie schon oben erwähnt, damit zu vertheidigen, daß sie behaupten, sie aufgeben heiße die Einheit und Stärke der Regierung aufgeben, heiße den Verfall oder doch die Schwäche des Staats herbeiführen.

Wir können die Unterschiede dieser beiden Arten von Centralisation am besten an

Digitized by Google

der Geschichte der drei größten und bedeutendsten modernen Culturstaaten studiren, welche eben darin die merkwürdigsten Contraste darbieten: Englands, Frankreichs und Deutschlands. England ist so glücklich gewesen, schon früh die Vortheile der politischen Centralisation sich anzueignen, dabei aber der Auswüchse und der Gefahren der administrativen Centralisation sich zu erwehren. Frankreich hat die Einheit und Machtfülle des Staats in gewisser Beziehung und für gewisse Arten der Action vielleicht in noch höherm Grade entwickelt, aber nur um den Preis eines gefährlichen Uebermaßes administrativer Centralisation, welches unter Umständen auch wieder eine Quelle bedenklicher Schwäche, selbst nach außen hin, werden kann. Deutschland hat das doppelte Unglück gehabt, in seinem Streben nach politischer Einheit von früh an zu scheitern, dazu aber auch noch wenigstens eine lange Zeit hindurch im Punkte der Selbstverwaltung großen Mangel zu leiden und mit allen Uebeln einer falschen Centralisation behaftet zu sein. Erst seit kaum zwei Menschenaltern hat es angefangen, in dieser letztern Beziehung allmählich auf eine richtigere Bahn einzulenken, und erst in der allerjüngsten Vergangenheit hat es erfolgreiche Schritte zur Gewinnung der politischen Einheit gethan.

In den Uranfängen der Geschichte unsers Volks war das Princip individueller Freiheit und größter Selbständigkeit der einzelnen Theile weitaus überwiegend. Der Germane lebte mit seiner Familie oder Sippschaft unabhängig und meistentheils gesondert für sich auf seinem Stück Erde, ähnlich wie etwa noch heute der Ansiedler oder Squatter im fernen Westen Amerikas. Höchstens verband er sich mit seinen Nachbarn in einem gewissen Umkreise zu einer Gemeinde; hier wurden die nothwendigen gemeinsamen Angelegenheiten und die Verhältnisse der einzelnen untereinander durch Beschlüsse der Gemeindeversammlung, unabhängig von jeder andern Gewalt, geregelt, wie dies ebenfalls heutzutage in jenen freien Ansiedelungen im Westen der Vereinigten Staaten vorkommt. Allmählich verbanden sich wol eine Anzahl Gemeinden zu einer größern Gaugemeinde, die Gaugemeinden wieder zu einer Stammgenossenschaft oder einer Art von Staat, insbesondere wo es galt, mit vereinten Kräften zu Schutz und Trutz nach außen als ein Ganzes sich zu behaupten. Aber so sehr überwog damals der Trieb der Unabhängigkeit, daß selbst diese Einheit meist nur als eine vorübergehende Nothwendigkeit betrachtet und nicht selten wieder aufgelöst ward, wenn die Noth, die sie erzeugt hatte, vorüber war.

Dies ward anders, als das Bedürfniß des Zusammenhaltens nach außen sich zu einem bleibenden und umfassendern gestaltete. So in jenen Militärcolonien, die von Deutschland aus auf fremdem Boden, hier in Gallien, dem heutigen Frankreich, dort auf den britischen Inseln, infolge der großen Völkerwanderung im 5. Jahrhundert n. Chr. sich niederließen, das Land eroberten, die bisherigen Besitzer desselben entweder verdrängten oder sich unterwarfen. Die Noth trieb hier zu einer festen militärischen Organisation; die einzelnen mußten einen Theil ihrer Freiheit und Unabhängigkeit aufgeben und sich der Oberherrschaft eines einzigen unterordnen. Indessen blieb doch noch immer ein gut Theil Unabhängigkeit zurück. Zwar durfte der oberste Herr, der König, die Volksgenossen zum Kriege aufbieten und sie mußten ihm Heeresfolge leisten (in der Regel doch nur, wenn die Gesammtheit oder mindestens die Führer der einzelnen Kreise, die Großen, ihre Zustimmung dazu gegeben), im übrigen aber ordneten noch immer die einzelnen Kreise, die Gemeinden oder Gaue, ihre Angelegenheiten in der Versammlung und dem Gerichte der freien Genossen unter sich, und auch wenn der König fortan die Richter oder Beamten für diese einzelnen Kreise ernannte, so war es doch nicht deren Ermessen, sondern der Wille der Gesammtheit freier Männer, welcher entschied.

In England trat allerdings eine bedeutende Verschärfung des einheitlichen Elements, beinahe bis zum völligen Despotismus, damals ein, als um die Mitte des 7. Jahr-

Digitized by Google

hunderts eine neue Eroberung durch einen zwar auch ursprünglich germanischen, aber in langen Kriegszügen zu andern Sitten und Gewohnheiten erzogenen Stamm, die Normannen, stattfand. Das ganze Land ward eingetheilt in eine Art von Militärbezirke, gleichsam wie ein großes stehendes Heerlager. Alle Gewalt ging vom Könige aus und ward eine Zeit lang fast schrankenlos und meist sehr tyrannisch geübt. Aber allmählich brach, durch allerhand äußere Verhältnisse begünstigt, der alte Trieb individueller Freiheit und Unabhängigkeit doch wieder durch. Die Königsgewalt ward durch die Großen beschränkt, und weil diese dabei sich auf das Volk stützen mußten, so kam diese Umgestaltung auch dem letztern zugute. Die alten Gemeindefreiheiten, die hier niemals ganz erloschen waren, lebten wieder auf; die Leitung der einzelnen Volkskreise, die eine Zeit lang in den Händen königlicher Beamten war, ging wieder an Eingesessene dieser Kreise selbst, an die Angesehensten, die großen Grundbesitzer im Kreise, über, die zwar ihr Amt vom Könige empfingen, aber dasselbe mehr wie ein Vertrauensamt als Gleiche unter Gleichen und im Zusammenwirken mit diesen, nicht nach Befehlen und Winken von oben verwalteten. Die allgemeinen Angelegenheiten wurden von einer Vertretung des ganzen Landes verwaltet, welche sich neben den König stellte und in welcher außer den Großen auch gewählte Abgeordnete der einzelnen Kreise Sitz und Stimme, ja allmählich eine die Macht der Großen und selbst des Königs überwiegende Geltung erhielten. So ward und so ist bis auf den heutigen Tag in England die Einheit des Reichs nach außen und in allen gemeinsamen Angelegenheiten nach innen fest begründet und gesichert durch die Macht des Parlaments, d. h. des erblichen Trägers der Krone und der beiden Häuser der Landesvertretung. Ueber Krieg und Frieden, über alles, was zum Schutze des Reichs und seiner Macht nach außen nothwendig ist, also Heer und Flotte sammt den dazu nöthigen Geldmitteln, sodann über die Gesetzgebung im ganzen Bereiche der allgemeinen Verkehrsinteressen, Handel, Zölle, Maß und Gewicht, Geld- und Creditwesen, Communicationsmittel, ferner über bürgerliches und Strafrecht, überhaupt über alle Rechtsverhältnisse allgemeiner Natur, über alles dieses verfügt das Parlament als Träger der obersten Staatsgewalt mit völlig unbeschränkter Macht, und es gibt im ganzen Umfange der vereinigten drei Königreiche keine Gewalt, die sich diesen gesetzgeberischen Befugnissen des Parlaments und den auf Grund derselben getroffenen Anordnungen der Vollziehungsorgane des Staats, der Minister und ihrer Beamten, zu widersetzen wagte. Dagegen bewegt sich das Volksleben in allen andern Beziehungen vollkommen frei, unberührt, ja man könnte sagen völlig ignorirt von der Staatsgewalt. Die Angelegenheiten der Gemeinden werden von den innerhalb der Gemeinden selbst dazu bestellten Organen, die der Grafschaften von den Friedensrichtern, Männern des öffentlichen Vertrauens, die zwar, wie schon erwähnt, von der Krone bestellt sind, aber sich vollkommen frei nur innerhalb der Schranken der Gesetze bewegen, verwaltet. Die Rechtsprechung erfolgt zwar durch königliche Richter, aber unter Mitwirkung von Männern des Volks, von Geschworenen. Dazu kommt endlich eine ihrem Rechte nach durchaus unbeschränkte, in ihren Wirkungen außerordentlich ausgedehnte Associationsfreiheit, welche nicht blos in engern Kreisen überall da ergänzend eintritt, wo die Privatthätigkeit des einzelnen nicht ausreicht, sondern welche auch die riesigsten, für den Gesammtverkehr in seinen weitesten Dimensionen berechneten Unternehmungen ohne irgendwelche positive Unterstützung, Leitung oder Anstoß gebende Anregung der Staatsgewalt in Angriff nimmt und ausführt, welche z. B. ganz England mit einem Netze von Eisenbahnen bedeckt hat, ohne daß der Staat dazu nur ein einziges Pfund Sterling beigetragen. Einzelne Ansätze zu einer mehr centralisirenden Regierungsweise, namentlich im Punkte der Sicherheitspolizei (wie sie besonders unter des verstorbenen Palmerston Ministerium vorkamen), der Gesundheits- und Armenpflege und

Digitized by Google

ganz neuerdings des Schulwesens, ändern an dem Grundcharakter dieses englischen Selfgovernment nichts.*)

Ganz anders war der Verlauf der Dinge in Frankreich. Die Einzelfreiheit ging dort frühzeitig verloren, aber auch das Königthum ward bekämpft und geschwächt durch eine übermächtige Feudalaristokratie, welche den größten Theil der Gewalt im Staate an sich riß.

Am Ende der karolingischen Periode (im 10. Jahrhundert) war es so weit gekommen, daß da, wo heute der eine streng centralisirte französische Staat besteht, nahe an 60 getrennte und beinahe völlig unabhängige Herrschaften, größere und kleinere, Land und Volk unter sich getheilt hatten. Da gelang es einem dieser Fürstengeschlechter, den Grafen von Paris, aus dem Hause Capet, die übrigen nacheinander unter seine Oberherrschaft zu beugen. So ward allmählich die politische Einheit Frankreichs hergestellt; allein man blieb dabei nicht stehen; das mehr und mehr erstarkende Königthum artete in Despotismus, die nothwendige Staatseinheit in eine alles verschlingende und unterdrückende Staatsallmacht aus. Eine gewisse natürliche Veranlassung und Nöthigung dazu lag allerdings in dem Umstande, daß hier eine Masse von an sich ungleichartigen und eigentlich nicht zusammengehörigen Völker- und Landschaften zu einem einzigen Reiche verschmolzen wurden. Das fehlende nationale Band mußte, so schien es, ersetzt werden durch eine künstlich geschaffene politische Uniformität. So entstand nach und nach jenes System administrativer Centralisation, welches alle Stände und alle Kreise des Volks gleichmäßig dem alleinigen Willen des Königthums und seiner unbeschränkten Gewalt zu unterwerfen trachtete. Schon unter Ludwig XIV. (im 17. Jahrhundert) war dieses System so weit ausgebildet und befestigt, daß dieser Monarch mit Recht sagen konnte: „Der Staat, das bin ich." Denn in der That gab es im ganzen Umfange des französischen Staatsgebiets keine Gewalt, welche sich dem Willen des Königs, auch wenn dieser in Willkür und Tyrannei ausartete, mit Erfolg hätte widersetzen können, keinen Kreis des Volkslebens, welcher sich auch nur in seinen nächsten und eigensten Angelegenheiten mit einer ähnlichen Freiheit bewegt hätte wie die Gemeinden und Grafschaften in England. In den Städten war die Verwaltung fast überall in den Händen von Magistraten, die nicht aus freien Wahlen der Bürgerschaft hervorgingen, sondern deren Mitglieder ihre Stellen vom Könige gekauft hatten. An ihrer Spitze war ein königlicher Beamter, der Prévot. Daneben bestanden allerdings meist sogenannte Municipalversammlungen, aber sie waren gänzlich bedeutungslos und daher wurden sie von den Orten gar nicht mehr beschickt. Auch die Magistrate waren bloße Maschinen. Der königliche Intendant und auf seinen Bericht der Staatsrath ordnete beinahe alles an, was in den Städten zu geschehen oder nicht zu geschehen hatte, und die Gemeinden ließen es sich gefallen. Sie durften keine Abgabe sich selbst auferlegen, ihre Güter weder selbst verwalten noch verpachten, nicht über die Ueberschüsse ihrer Einnahmen verfügen, keinen Bau ausführen, außer nach den Weisungen und nach den Plänen, die ihnen von oben zukamen; selbst städtische Feste wurden von Paris aus anbefohlen. Auf dem Lande war die Leitung der Gemeindeangelegenheiten den feudalen Grundherren entnommen, aber nur scheinbar an die Gemeinden zurückgegeben, denn die der Form nach von ihr gewählten Beamten durften ebenfalls nur nach den Befehlen des Intendanten oder seines Stellvertreters irgendetwas thun, und in den meisten Fällen mußte man, und wäre es nur wegen der Reparatur eines Kirchendachs, in Paris anfragen. Die Justiz ward allenthalben von königlichen Richtern verwaltet; eine Zuziehung von Volks-

*) Vgl. Gneist, „Die Communalverfassung und Verwaltung Englands" (als zweiter Theil seiner „Geschichte der englischen Verfassung und Verwaltung"); „Westminster Review", 1868, Heft 1 („Dangers of democracy").

Digitized by Google

genossen, von Geschworenen, fand nicht statt. Der königliche Staatsrath war die höchste Macht über alles, über die Verwaltung und selbst über die Justiz; im Staatsrath aber entschied wieder unbedingt der souveräne Wille des Königs. Selbst in Provinzen, wo die alten Stände sich der Form nach erhalten hatten, die sogenannten Pays d'états (es waren ihrer nur fünf), waren diese Stände in gänzliche Abhängigkeit von der königlichen Gewalt verfallen. Sie konnten keinen gültigen Beschluß von irgendwelcher Bedeutung fassen ohne die Genehmigung des Staatsraths oder des Königs selbst.

Ein Schatten von Selbständigkeit bestand noch in den sogenannten Parlamenten, den obersten Gerichtshöfen der einzelnen Provinzen, besonders in dem Parlament von Paris. Sie sollten eigentlich die persönliche Freiheit der einzelnen und die wohlerworbenen Rechte von Körperschaften, von Gemeinden und Provinzen, gegen die Ausschreitungen der nichts respectirenden Verwaltung schützen. Aber auch sie waren ohnmächtig gegenüber der Allgewalt des Königthums. Wenn sie gegen die Anordnungen der Regierung als ungesetzliche Einsprache thaten, so brauchte nur der König, dafern er auf diese Vorstellungen nicht hören wollte, das Vollgewicht seines persönlichen Willens in die Wagschale zu werfen, brauchte nur (nach einer eigens dafür erfundenen Form) persönlich mit allem Pomp der Majestät, in einem sogenannten lit de justice, in der Sitzung des Parlaments zu erscheinen, und der Widerspruch mußte verstummen, das Parlament mußte sich fügen.*)

Einige Zeit vor der Revolution von 1789 hatte die Regierung Ludwig's XVI., wahrscheinlich selbst betroffen über die gänzliche Erstorbenheit des öffentlichen Geistes, als sie der Hülfe desselben zur Rettung des in größten materiellen Verfall gerathenen Staats zu bedürfen einsah, eine Wiederbelebung dieses Geistes versucht. Sie hatte in den Provinzen, in den Arrondissements, in den Gemeinden volksthümliche Organe eingesetzt, gewählte Versammlungen, welche mit den königlichen Beamten die Angelegenheiten der betreffenden Kreise verwalten oder den letztern bei der Verwaltung derselben Rath ertheilen sollten. Aber es war offenbar zu spät für eine solche Reform; die plötzliche Veränderung der ganzen Verwaltungsmaschine brachte, wie Tocqueville bemerkt, nur Unordnung und Unbehagen hervor und half den Ausbruch der Revolution beschleunigen. Die Anfänge dieser Revolution selbst (im Jahre 1788 und 1789) zeigen uns ein merkwürdiges Schauspiel. Wie ein Extrem gewöhnlich das andere hervorruft, so geht der Rückschlag des so lange unterdrückt gewesenen Volksgeistes bei seiner ersten Wiedererhebung im Haß gegen den vom Centrum aus geübten Druck so weit, sich von der Unterordnung unter dieses Centrum beinahe gänzlich losfagen zu wollen. Da die Localitäten, die Gemeinden, seit lange zu völliger Ohnmacht verdammt gewesen waren, so konnte die Bewegung nur von den Provinzen ausgehen, welche in der Erinnerung an ihre alten verbrieften Rechte einen gewissen legalen Boden und in ihren historischen Ständen, wie sehr diese auch zu bloßen Schemen geworden waren, immerhin gegebene Organe des Widerstandes besaßen. Und da viele dieser Provinzen ehemals ein selbständiges Staats- oder Stammesleben geführt hatten, so wachte diese Tradition jetzt wieder auf und erzeugte hier und da förmliche separatistische oder doch föderalistische Bestrebungen. Ein französischer Schriftsteller, der die äußerst dankenswerthe Arbeit auf sich genommen hat, die Regungen des französischen Volksgeistes unmittelbar vor und in der Revolution von 1789 aus authentischen Documenten zu studiren, Chassin, in seinem höchst interessanten Werke „Le génie de la

*) Durch die äußerst werthvollen authentischen Ermittelungen Tocqueville's in seinem Buche „L'ancien régime et la révolution" ist jetzt unwiderlegbar constatirt, daß wirklich dies der Zustand Frankreichs schon vor der Revolution von 1789 war, daß nicht erst diese die Centralisation geschaffen hat. Vgl. Richter, „Staats- und Gesellschaftsrecht der Französischen Revolution" (1866).

Digitized by Google

révolution" (Paris 1865), berichtet in dieser Beziehung folgende bisher noch kaum gekannte oder beachtete Thatsache: „Im Jahre 1788 waren die Dauphiné, die Bretagne, die Grafschaft Bean auf dem Punkte, sich untereinander zu conföderiren; in Lothringen sprach man sogar davon, daß diese Provinz sich von Frankreich trennen und der schweizer Eidgenossenschaft anschließen sollte; alle Theile des Landes erhoben sich, oder suchten sich zu erheben unter der Führung der Parlamente zur Erhaltung oder Wiedererlangung ihrer historischen Privilegien." Erst in den Wahlen zu den Generalständen von 1789 verliert sich diese föderalistisch-separatistische Richtung und macht einer entschieden nationaleinheitlichen Platz, mit welcher aber eine ebenso entschiedene Tendenz des Decentralisirens, der Herstellung möglichster Freiheit des Individuums, der Gemeinden und Bezirke, des Widerstandes gegen den Despotismus unverantwortlicher Agenten der Centralgewalt Hand in Hand geht.*)

Welch lehrreiches Beispiel! Kann es einen schlagendern Beweis geben, daß der Despotismus mit seiner künstlichen Centralisation, mit der gewaltsamen Unterdrückung aller individuellen und communalen Freiheiten es dennoch nicht dahin bringt, ein wahres Nationalgefühl zu schaffen und gefährliche Absonderungstendenzen zu beseitigen? Während keine auch noch so energische Entwickelung der Einzel- und der Gemeindefreiheit der Einheit des Ganzen gefährlich werden kann (denn weder der einzelne noch die Gemeinde ist im Stande und kann nur daran denken, ein Sonderleben für sich zu führen, sich aus dem Gesammtverbande des Staats herauszulösen), ist dies dagegen wol der Fall mit jenen größern Gruppen, den Provinzen, sobald solche auf gewissen historischen oder Stammeseigenthümlichkeiten ruhen. Und zwar um so mehr, je mehr die Bewegung der engern Kreise stagnirt, weil sich dann um so eher ein beschränkter Provinzialgeist an der Stelle des immer zu einem größern Ganzen hinstrebenden Geistes allgemeiner Thätigkeit und Freiheit ausbildet.

Und noch eine zweite wichtige Lehre können wir aus jener Erscheinung entnehmen. Die Opposition gegen den monarchischen Despotismus hatte einen föderalistischen oder separatistischen Charakter nur so lange, als die Bewegung in den Händen gesonderter Stände, namentlich der beiden obersten, des Adels und der Geistlichkeit, sich befand. Mit dem Augenblicke, wo diese zurücktreten vor dem erwachenden allgemeinen staatsbürgerlichen Bewußtsein, das im dritten Stande repräsentirt ist, verwandelt sich die föderalistische Richtung in eine nationale, die Richtung auf Wiederherstellung der alten feudalen Zustände in eine solche auf Herstellung eines modernen Staats auf den beiden untrennbaren Grundlagen der Freiheit und der Einheit.

Chassin hat auch diesen so äußerst lehrreichen Entwickelungsproceß, den die Französische Revolution in ihrem ersten Stadium durchmachte, treffend geschildert, wenn er sagt: „Der Abscheu gegen den Despotismus erzeugt eine allgemeine Erhebung gegen das, was wir heutzutage Centralisation nennen. Allein, ausgebeutet von der Aristokratie, drohte diese decentralistische Bewegung eine einseitige und ausschließliche Richtung zu nehmen. Es stand zu befürchten, daß die historische Eifersucht der Provinzen mit der politischen und socialen Eifersucht der drei Stände sich verbände. Wenn die Abgeordneten in Versailles mit dem Entschlusse eintrafen, in einzelne Gruppen gesondert nur vor allem für jeden einzelnen Theil Frankreichs die Wiederherstellung der alten Vorrechte zu fordern, welche das Königthum verletzt oder aufgehoben hatte, so war eine allgemeine Reform des Staats und der Gesellschaft unmöglich. Die Leiter der öffentlichen Meinung, die wahren Urheber der Revolution von 1789, schlugen einen andern Weg ein. Indem sie die Rechte des Bürgerthums proclamirten, in welchem nach ihrer Ansicht Adel und Geist-

*) Chassin, I, 458.

Digitized by Google

lichkeit aufgehen mußten, wollten sie an Stelle der drei Stände eine einzige Nation schaffen. Sie wollten eine moralische und politische Einheit des französischen Volkes schaffen, welches sich selbst nach für alle gleichen und gemeinsamen Gesetzen regieren sollte. Diese gleichmäßige Freiheit sollte vom einzelnen Bürger zur Gemeinde, vom Bezirk, der nur eine erweiterte Gemeinde ist, zum Departement, als einer umgebildeten Provinz, aufsteigen und endlich in der Regierung ihren Mittelpunkt finden, welche letztere nicht dazu dawäre, um den Gebrauch dieser Freiheit zu regeln und zu beschränken, sondern um dieselbe der Gesammtheit der Gruppen und der Individuen zu verbürgen."

Diese besonnene Richtung hielt indeß die Revolution nicht lange ein. Zum Theil war sie durch die Nothwendigkeit einer straffen Anspannung und einer rücksichtslosen Verwendung aller Kräfte der Nation gegen äußere und innere Feinde zur Centralisation und zur Misachtung der Einzelfreiheit getrieben, zum Theil beschritt sie diesen Weg auch in unabweisbarer logischer Folge des Princips, welches nur zu bald zur Herrschaft gelangte, des Princips, alles im Staat und in der Gesellschaft nach gewissen abstracten Vorstellungen zu uniformiren, und ein bestimmtes Ideal von Freiheit nicht sowol aus der Nation zu entwickeln als vielmehr derselben gewaltsam aufzudrücken. Die Führer der äußersten Parteien, welche ihren Stützpunkt in der leichtbeweglichen und lenksamen Masse der pariser Bevölkerung suchten und fanden, blickten mit Argwohn und Besorgniß auf jede selbständige Regung in den Provinzen, wo sich denn auch allerdings hier und da ein Widerstand gegen das allzu maßlose Treiben der Hauptstadt kundgab. Die gemäßigte Partei der Girondisten aber versah es darin, daß sie den centralisirenden Tendenzen ihrer Gegner nicht sowol die freie Bewegung der kleinern Kreise, der Gemeinden und der Bezirke, als vielmehr die Selbständigkeit der Provinzen entgegenstellten, was allerdings, wie die Dinge lagen, als eine Gefährdung der politischen Einheit des Staats und eine Begünstigung des Föderalismus, der sich erst vor kurzem so bedenklich geregt hatte, erscheinen mußte.

So kam es, daß nicht blos die Eigenthümlichkeiten und die besondern Einrichtungen der einzelnen Provinzen, soweit es deren noch gab (was man, da diese meist feudaler Art waren und in die neue Zeit nicht mehr paßten, hätte billigen können), sondern daß, was jedenfalls unnöthig, auch die altherkömmlichen historischen Namen derselben mit einem Federstrich ausgetilgt und an die Stelle der Provinzen bloße Verwaltungsabtheilungen, Departements, gesetzt wurden, die ihrerseits wieder in Unterabtheilungen, Cantons, zerfielen, von denen selbst die Gemeinden bloße Unterunterabtheilungen waren. Allerdings waren unter den von der Nationalversammlung decretirten Freiheiten mehrere, die, wie man meinen sollte, einer Erneuerung jener centralistischen Allregierung Schranken hätten setzen müssen, wie z. B. die völlige Gewerbefreiheit; es waren darunter auch Bestimmungen über die Selbstverwaltung der Gemeinden und Cantone durch allgemeine Wahlversammlungen u. s. w. Allein diese wie andere Freiheiten blieben zum großen Theil auf dem Papiere stehen, ohne jemals recht ins Leben zu treten. Schon die gemäßigte Verfassung von 1791 erklärte die Gemeinden in allen wichtigen, besonders in Vermögensangelegenheiten wiederum für unmündig, indem sie dieselben von den Districts- und Departementsversammlungen abhängig machte. „Die Gemeinde ward", wie Richter bemerkt, „selbst in dem großen Freiheitsstrom der Revolution nur zu einem ohnmächtigen Verwaltungsgliede des Staats, das nur so viel Freiheit hat, als dieser ihm gewährt."

Als nun vollends die Bergpartei von Paris aus im Namen der Freiheit das ganze Land terrorisirte, da duldete sie auch keinen Schein von Selbständigkeit, von unabhängiger Bewegung oder selbst nur freier Meinungsäußerung, da erstickte sie jede solche alsbald durch blutige Decrete oder durch Commissarien, die sie mit unumschränkten Vollmachten in die Departements entsendete.

Digitized by Google

Napoleon I. brauchte daher nur die leeren Formen der Freiheit, die niemals wirklich Fleisch und Blut geworden, aufzuheben, um die Centralisationsmaschine fix und fertig zu haben. Er bildete dieselbe zur höchsten Vollkommenheit aus, indem er ihr überall den Charakter militärischer Strenge und Unbedingtheit aufprägte. Ganz Frankreich ward eine disciplinirte und fortwährend unter den Waffen und unter dem Kriegsrecht stehende Armee. Insbesondere waren es die Aemter der Präfecten, Sousprafecten und Maires, die Napoleon zu allezeit bereiten und zuverlässigen Werkzeugen seines absolutistischen Staatswillens gestaltete.

Auch nach der Restauration der Bourbons ward daran im wesentlichen nichts geändert, ebenso wenig unter dem Julikönigthum. Zwar die Spitze des Gebäudes, die Staatsgewalt, ward mit parlamentarischen Einrichtungen umgeben, um ihren Uebergriffen vorzubeugen, allein der ganze ungeheuere Apparat der so ausgedehnten und so verwickelten Verwaltungsmaschinerie blieb nach wie vor derselbe, folglich auch die Unselbständigkeit der einzelnen Volkskreise, der Gemeinden und Bezirke, die Abhängigkeit der Privaten in ihrem ganzen Sein und Thun von den Einwirkungen der Regierung. So, um nur eins anzuführen, stammt jedes Gesetz, welches Versammlungen von mehr als 20 Personen zu gemeinsamer Berathung schlechthin verbot, aus der Revolution von 1789, und bestand unverändert fort unter zwei sogenannten constitutionellen Monarchien.

Es war allzu bequem für die jeweiligen Machthaber, nicht blos für die Inhaber der Krone, sondern auch für die Führer politischer Parteien, welche in den Besitz von Ministerposten gelangten, eine fertige Maschinerie vorzufinden, die sie nur nach ihren Planen zu stellen und in Gang zu setzen brauchten, um sicher zu sein, daß ihre politischen Ansichten und Bestrebungen sofort in allen Theilen des Landes zur Geltung und Verwirklichung kämen, als daß auch nur einer von ihnen sich hätte entschließen mögen, an eine durchgreifende Aenderung dieses Systems zu denken oder Hand anzulegen. Weder Molé, noch Guizot, noch Thiers, noch sonst einer der parlamentarischen Minister aus der Zeit Ludwig Philipp's, am allerwenigsten dieser „Bürgerkönig" selbst, haben jemals daran gedacht, von der Staatsallmacht das Geringste aufzugeben.

Die Revolution von 1848 that dies ebenso wenig. Die Einführung der Republik war so sehr das Werk einer Ueberrumpelung, eines revolutionären Handstreichs, daß auch ihre Durchführung und Erhaltung nur durch die fortwährende strengste Geltendmachung eben dieser unbedingten Herrschaft von Paris über die Departements verbürgt erschien. Selbst die aufrichtigsten Republikaner, ja vielleicht sie am meisten, wagten es nicht, gerade in diesem Moment die Zügel jener Herrschaft zu lockern. So blieb abermals der Apparat der Vielregiererei und Centralisation unangetastet, und so ward es dem dritten Napoleon, dem Stifter des zweiten Kaiserthums, leicht gemacht, diesen Apparat durch Einsetzung einiger neuen Hebel und durch eine veränderte Stellung der Räder abermals zum Werkzeug eines militärisch-bureaukratischen Cäsarismus zu machen.

So ist denn das System administrativer Centralisation mit der ganzen Geschichte Frankreichs, mit den Traditionen, Sitten und Gewohnheiten des französischen Volks dergestalt verwachsen, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn die große Masse der Franzosen — eine kleine Zahl heller denkender Köpfe ausgenommen — in dieses System sich völlig hineingelebt und dasselbe mit allen seinen Consequenzen in ihre ganze Denk- und Lebensweise aufgenommen hat.

Deutschland hatte mit Frankreich, mit dem es geraume Zeit lang Ein Reich bildete, auch den Gang seiner innern Entwickelung anfänglich gemein. Das Feudalwesen mit seinen ebenso sehr der politischen Einheit wie der Selbstregierung und Freiheit des Volkes feindseligen Tendenzen gelangte auch hier zu größter Blüte. Aber, während in Frankreich das Königthum, als der Repräsentant der Einheit, allmählich dieser aristo-

Digitized by Google

kratischen Vielherrschaft Meister wurde, fand in Deutschland das Umgekehrte statt. Die einheitliche Macht des Reichs zerbröckelte mehr und mehr durch die zu immer größerer Selbstherrlichkeit und Unbeschränktheit gelangende Macht der Landesherren, die aus bloßen Beamten des Kaisers, was sie ursprünglich waren, allmählich zu wirklichen Souveränen, wenn nicht dem Namen, so doch der Sache nach, sich erhoben. In demselben Maße aber starben die Einrichtungen, in denen noch Spuren der altgermanischen Volks- und Gemeindefreiheit fortgelebt hatten, wie die Gauverfassung, das Genossenschaftsgericht und anderes mehr, allmählich ab und verschwanden zuletzt ganz. Die Einführung des Römischen Rechts in Deutschland brachte Einrichtungen und Anschauungen mit, welche einer Erweiterung der monarchischen Gewalt und der centralisirenden Staatsleitung auf Kosten der Einzelfreiheit nur zu günstig waren. Die Reformation und die ihr folgenden Religionskriege und Friedensschlüsse wirkten insofern in ähnlicher Richtung, als sie das so wichtige Gebiet der kirchlichen Angelegenheiten durch die Proclamirung des landesherrlichen jus reformandi fast gänzlich, zumal in den Ländern des neuen Glaubens, an die Staatsgewalt banden und der freien Selbstthätigkeit der Gemeinden entzogen. Die Pflege der wirthschaftlichen Interessen, welche um die gleiche Zeit mehr und mehr Bedeutung gewann und sich, bei dem allmählichen Zurückgehen der frühern Mittelpunkte derselben, der großen Reichsstädte, immer überwiegender in den landesherrlichen Territorien concentrirte, schien eine einheitliche Leitung und den Rückhalt einer starken Regierungsgewalt zu erheischen, und das Beispiel anderer Länder, insbesondere Frankreichs, wies verlockend auf diese Richtung hin.

Was daran in Deutschland noch fehlte, vollendete der Dreißigjährige Krieg mit seinen furchtbaren Verwüstungen, indem er einestheils alle die Schranken, welche bis dahin die Ausbreitung des Absolutismus noch gehemmt hatten, besonders die ständischen Gewalten, vollends lähmte, und anderntheils die Selbstthätigkeit und den Gemeinsinn im Volke beinahe bis auf die letzte Spur ertödtete. Von da an sehen wir die Willkür der Staatsgewalt und ihrer Organe in reißender Progression auch in Deutschland wachsen, die Selbständigkeit der einzelnen Volkskreise in eben dem Maße abnehmen. Die ungeheuere Zersplitterung des Deutschen Reichs in nahezu 300 beinahe völlig souveräne Staaten (abgesehen von einer fünfmal so großen Zahl reichsritterschaftlicher Besitzungen) beschleunigte diesen Proceß noch mehr. Die kleinen und kleinsten dieser Staaten waren kaum viel mehr als große Rittergüter, wo eine wenig zahlreiche Bevölkerung einer unverhältnißmäßig großen Hof- und Staatsdienerschaft gegenüberstand, wo jeder einzelne beinahe unmittelbar unter den Augen des regierenden Herrn lebte und in einer oder der andern Beziehung persönlich von demselben abhängig war. In den größern Staaten, welche eine gewisse politische Rolle auch nach außen spielen wollten, erschien es als eine Art von Nothwendigkeit, daß die Regierung über alle Kräfte des Volkes unmittelbar verfügte, um diesen Zweck wenigstens annähernd zu erreichen. Dazu endlich machten die Bedrückungen der bevorrechteten Stände einen Schutz durch die fürstliche Gewalt vielerorten zu einer Nothwendigkeit, und die Bevölkerung ließ sich selbst ein weitgehendes Eingreifen dieser letztern um einen solchen Preis gefallen.

So entstanden in Deutschland ähnliche Verhältnisse wie in Frankreich, wenn auch nicht so planmäßig durchgeführte. Auf dem Lande blieb die Gewalt der feudalen Grundherrschaften noch immer eine ziemlich ausgedehnte; ein selbständiges Gemeindeleben bestand dabei noch weniger als in den Städten, welche zum Theil wenigstens der Form nach ihre eigene Verwaltung beibehielten. Diese Verwaltung ward geführt durch Magistrate, die nicht aus der freien Wahl der Bürgerschaften hervorgingen, sondern sich selbst ergänzten, neben denen höchstens eine Scheinvertretung der Bürgerschaften in der Form sogenannter Viertelsmeister, weiterer Räthe u. dgl. bestand. Aber in diese Verwaltung

Digitized by Google

griffen die Landesbehörden vielfach ein, theils indem sie die Besetzung der Rathsstellen an sich rissen, theils indem sie gewisse Rechte der städtischen Verwaltungen, z. B. das Patronatsrecht, das Recht der Vermögensverwaltung, das Recht, Gemeindeabgaben aufzulegen, und anderes mehr für sich in Anspruch nahmen. In Preußen wurden unter dem Vater Friedrich's des Großen die sogenannten Kämmereikassen geradezu als königliches Eigenthum behandelt, die Ueberschüsse daraus zu den königlichen Kassen eingezogen. Die königlichen Behörden verfügten unbeschränkt über städtischen Grund und Boden, über das städtische Bauwesen, über die städtische Polizei. In Sachsen sprach die Landesregierung sich das Recht zu, städtische Beamte ein- und abzusetzen, ihre Zahl zu mehren oder zu mindern. In andern Ländern waren sogar die Bürgeraufnahmen von dem Landesherrn abhängig, und selbst die Berufung der Bürgerschaft bedurfte einer besondern landesherrlichen Genehmigung.

Der erste bedeutsame Schritt zu einer Wiederherstellung der Gemeindefreiheit und der Selbstverwaltung geschah in Preußen, — nach der furchtbaren Katastrophe von Jena — durch die Stein'sche Städteordnung von 1808, welche den städtischen Gemeinden die Wahrnehmung ihrer eigenen Angelegenheiten zurückgab. Zugleich ward darin durch die Einführung gewählter Magistrate und neben diesen geordneter Bürgervertretungen (Stadtverordnetenversammlungen) die freie Mitwirkung der Bürgerschaften hergestellt. Der Regierung blieb nur ein Recht der Bestätigung und der Oberaufsicht vorbehalten. Stein wollte dieses Princip der Selbstverwaltung auch auf weitere Kreise ausdehnen, theils durch Zuziehung von Eingesessenen der Kreise zu den mit der Verwaltung dieser betrauten Regierungscollegien, eine Einrichtung, die nur vorübergehend und unvollständig, nicht dauernd ins Leben trat, theils durch die Schaffung von Provinzialvertretungen, die zuletzt in einer Reichsvertretung gipfeln sollten. Statt dieses Ausbaues von unten herauf legte der Nachfolger Stein's, Hardenberg, das ganze Gewicht auf die Ausbildung eines wohlorganisirten, hierarchisch gegliederten, von Einem Geiste beseelten und von Einem Punkte aus geleiteten Beamtenthums. Der „intelligente Beamtenstaat" ward auf lange Zeit in Preußen das Ideal einer zeitgemäßen Verwaltungsordnung, selbst für viele Liberale. Für die Provinzen ward 1823 ein Vertretungsorgan in den Provinzialständen geschaffen, freilich in einer dem feudalen Element ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht einräumenden, darum nicht volksthümlichen Form.

Die andern deutschen Länder erhielten nach und nach ebenfalls mehr oder weniger freie Gemeindeverfassungen, freilich meist blos für die Städte, für das Land wenigstens nur mit allerhand Beschränkungen. Daneben blieb aber überall eine vielverzweigte, streng in sich gegliederte, alle ihre Impulse von oben empfangende Bureaukratie nach französischem Muster bestehen. Selbst in den constitutionellen Staaten glaubte man alles gethan, wenn man die Spitzen dieser Bureaukratie, die Minister, einer sogenannten Verantwortlichkeit unterwarf, die doch in Wahrheit keine war. Dieser Beamtenstaat, wie er noch heute ziemlich unangetastet in dem größern Theil von Deutschland besteht, hat naturgemäß die Neigung, soviel als möglich in alle Verhältnisse des Volkslebens einzugreifen, gebietend oder verbietend, alles nach seiner Schablone zu regeln, immer und überall nur seinen Traditionen und den von oben her vorgeschriebenen Maximen zu folgen. Er sucht daher fortwährend seine Gewalt, soviel er nur kann, auszudehnen, die Gegenstände und die Formen seiner Einwirkung auf alle Lebenskreise des Volks zu vermehren. Er kann sich schwer an den Gedanken gewöhnen, daß irgendetwas Gutes und Nützliches geschehen oder doch auf die rechte Weise geschehen, irgendetwas Schlimmes verhütet werden könne, außer durch seine directeste Dazwischenkunft. Er sieht in jeder Einrichtung, die diesem seinem Streben des Allesregierens, dem unbeschränkten „administrativen Ermessen" Schranken setzt, fast immer nur eine dem wahren Wohle des Staats feindselige und gefahrdrohende

Digitized by Google

Neuerung, die er widerwillig erträgt und gegen die er sich verpflichtet fühlt einen fortwährenden offenen oder geheimen Krieg zu führen. Ein freies Gemeindewesen, eine ausgedehnte Associationsfreiheit der Privaten, eine die Selbstthätigkeit des Volks vertretende und ermuthigende Presse, — das alles sind für ihn Erscheinungen, die er höchstens duldet, weil er muß, mit denen er sich aber niemals so recht von Herzen befreunden kann, weil er darin lauter unberechtigte Eingriffe in die Allmacht, Allweisheit und Unfehlbarkeit des Staats und seiner selbst, der den Staat repräsentirt, erblickt. Vollends widerwärtig ist ihm eine mit wirksamen Rechten ausgestattete und diese Rechte kräftig übende Volksvertretung, welche alle seine Handlungen controlirt und seinem bureaukratischen Ermessen überall die feste Schranke des Gesetzes entgegenhält.

Der Kampf um Selbstverwaltung oder Centralisation, der gegenwärtig in Deutschland lebhafter entbrannt ist, kann daher, wenn er zu einem gedeihlichen Ziele führen soll, nicht damit enden, etwa nur hier und da die Machtsphäre des bureaukratischen Systems etwas zu verengern oder der freiern Bewegung der Einzelnen und dem selbständigen Gebaren engerer und weiterer Volkskreise etwas mehr Luft und Duldung zu verschaffen, sondern er muß darauf hinausgehen, eine grundsätzliche Umgestaltung der ganzen herrschenden Ansicht vom Staate, seinen Befugnissen und Verpflichtungen zu erzeugen; er muß das festgeschlossene System bureaukratischer Verwaltung durchbrechen, um der Selbstthätigkeit des Volks, der Privaten, freien Raum und sichern Boden zu schaffen; er muß zwar dem Staate geben, was des Staates ist, und dies im vollen, uneingeschränkten Maße, aber ebenso auch der Selbstverwaltung das, was dieser von Natur und Rechts wegen gehört; er muß mit Einem Worte die politische Centralisation und eine darauf ruhende starke Regierungsgewalt nicht blos unangetastet lassen, sondern, soweit nöthig, noch mehr befestigen, dagegen die administrative Centralisation auf das Allernothwendigste beschränken und jeder neuen unnatürlichen Ueberwucherung derselben für alle Zeit nach Kräften vorbeugen.

Adalbert Stifter.

Ein Essay von Rudolf Gottschall.

Mit Adalbert Stifter hat die österreichische Literatur einen ihrer hervorragendsten Repräsentanten verloren, der namentlich als Meister prosaischer Darstellung den ersten Rang unter den Autoren des Kaiserreichs einnimmt. Allerdings hat sich sein Entwickelungsgang nicht in aufsteigender Linie bewegt; er hat eine bestimmte Höhe nicht überschritten und in letzterer Zeit unsichere und fragwürdige Versuche auf dem Gebiete großer zusammenhängender Composition gemacht; aber die Summe dessen, was er geschaffen, sichert ihm die warme Anerkennung des österreichischen und deutschen Publikums.

Adalbert Stifter wurde am 23. Oct. 1805 in dem Marktflecken Oberplan in dem südlichen Böhmen geboren. Sein Vater, Johann Stifter, war Hausbesitzer und Leinweber, seine Mutter, Magdalena Friepeß, die Tochter des Fleischers Franz Friepeß in Oberplan. So in den beschränktesten kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwachsend, erhielt er die ersten, mächtig nachwirkenden Anregungen von der umgebenden Natur: der düstere Böhmerwald mit seinen Waldseen, die Moldau mit ihren Felsufern und Burgen prägten sich tief in das Gemüth des Knaben. Es waren diese feststehenden Naturbilder, die er in seinen Dichtungen später so stimmungsvoll zu beleuchten wußte. Es ist die benachbarte Scenerie seines Geburtsorts, die er in einer seiner schönsten Erzählungen: „Der Hochwald", so

Digitized by Google

meisterhaft darstellte, und dieser Geburtsort Oberplan ist die Heimat seines letzten Helden Witiko, dessen Fahrten ihm zu einer fast topographischen Schilderung jener Gegenden Veranlassung gaben.

Nicht die breiten fruchtbaren Ebenen, nicht die schneebedeckten Hochalpen, jene hinausweisend auf ein Feld freischaffender Thätigkeit, diese gigantisch emporzeigend in den Himmel und das Gemüth zu erhabenen Gedanken aufrichtend, erwecken solch inniges Naturgefühl, solche Lust an träumerischem Versenken in die innerste Seele der Landschaft, wie das düster umwaldete Mittelgebirge mit seinen traulichen Thälern, stillen Einsamkeiten und lockenden Fernsichten. War es doch im Nordwesten des Böhmerwaldes, dort wo der Gebirgsstock des Fichtelgebirges aus ihm herauswächst, in jenen ganz ähnlichen Waldthälern, wo die Muse eines Dichters erwachte, der an Innigkeit des Naturgefühls nur von Stifter erreicht wurde, wo der junge Jean Paul zuerst mit träumerischen Augen die Herrlichkeit der Welt in sich einsog! Wunsiedel und Oberplan sind zwei Heimatstätten deutscher Naturlyrik.

Stifter besuchte die Schule in Oberplan und hatte einen trefflichen Lehrer an Joseph Jenne, der seine Schüler besonders im Abfassen von Briefen und Aufsätzen übte. Jenne gab den Rath, den jungen Stifter auf das Gymnasium zu schicken; der Kaplan von Oberplan gab ihm zu diesem Zweck Vorunterricht in der lateinischen Sprache, doch erklärte er seinen Zögling für vollkommen talentlos. Inzwischen verunglückte Stifter's Vater, indem er zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich 1817 von dem eigenen umstürzenden Flachswagen erschlagen wurde. So schien wegen der Mittellosigkeit der Familie die Zukunft des Knaben ganz in Frage gestellt zu sein. Indeß brachte ihn sein Großvater 1818 in die Benedictinerabtei Kremsmünster in Oberösterreich, in der sich ein Gymnasium befand, und stellte ihn dem Lehrer und Priester Placidius Hall vor, der sich von Haus aus für ihn interessirte und ihm später ein zweiter Vater wurde. Nach wohlbestandener Prüfung wurde Stifter in das Gymnasium aufgenommen und zeichnete sich so aus, daß er schon am Ende des ersten Schuljahres den ersten Klassenpreis erhielt. Angeregt durch den Lehrer der Poesie, Ignaz Reischel, wandte sich Stifter schon früh mit besonderer Vorliebe der Dichtung zu und studirte mit Eifer die römischen, griechischen und deutschen Dichtwerke. Auch verfaßte er selbst bereits insgeheim Gedichte. Nebenbei widmete er sich dem Zeichnen in seinen Mußestunden und lernte die Aquarellmalerei. Schon als Kind hatte er nach allen Büchern gehascht, die ihm in die Hände fielen; auch in Kremsmünster blieb eine vielseitige Lektüre seine Lieblingsbeschäftigung. So war Stifter auch außerhalb der eigentlichen Schulstudien vielfach angeregt, als er das Gymnasium im Herbst 1826 verließ, um sich in Wien dem Studium der Rechte zu widmen. Die Beschäftigungen seiner Muße setzte er fort; doch der juristischen Facultät wurde er bald untreu, indem er sich mit besonderm Eifer der Mathematik und den Naturwissenschaften widmete und sich zu einer Professur in diesen Fächern vorbereitete. Auch nach Ablauf seines akademischen Trienniums konnte er sich indeß nicht für eine bestimmte Carrière entscheiden; er hatte als Maler Fortschritte gemacht und die Aquarellmalerei mit der Oelmalerei vertauscht; auch als Schriftsteller war er regsam geblieben, ohne indeß etwas von seinen schriftstellerischen Versuchen zu veröffentlichen. So waren diese künstlerischen Studien nicht im Stande, ihm eine äußere Existenz zu gründen, und er mußte sich seinen Lebensunterhalt durch Privatstunden verdienen, die er in der Physik und Mathematik ertheilte. Durch diese Stunden kam er indeß in die Kreise der gebildeten höhern Aristokratie, die seinem weitern Fortkommen sich förderlich erwies. Im Hause der Baronin von Münk, einer eifrigen Beschützerin der Dichtkunst, fühlte er sich bald heimisch und von ihr ging die erste Anregung aus, daß der Dichter seine Versuche der Oeffentlichkeit übergeben möchte. So erschienen seine ersten Erzählungen in der „Iris"

Digitized by Google

und in andern Jahrbüchern und Zeitschriften, und fanden bald solchen Anklang, daß im Jahre 1844 bei Heckenast in Pesth eine erste Sammlung in zwei Bänden unter dem Titel „Studien" erscheinen konnte. Wir fügen gleich hinzu, daß der dritte und vierte Band dieser „Studien" im Jahre 1847, der fünfte und sechste im Jahre 1850 erschienen.

Trotz der Unsicherheit seiner Lebensverhältnisse hatte sich Stifter verheirathet, und zwar mit Amalie Monhaupt, der Tochter des Veteranenoffiziers aus den Befreiungskriegen Philipp Monhaupt. Die Hochzeit fand am 15. Nov. 1837 statt. Er wahrte sich vor der traurigen Vereinsamung des Hagestolzen, die er später mit so meisterhaften Zügen geschildert, und aus diesem Negativbild ist ein Schluß auf das Glück seiner Ehe erlaubt.

Inzwischen hatte der junge Novellist Zutritt zu bedeutenden Persönlichkeiten gefunden, die ihm zum Theil durch dauernde Freundschaft verknüpft blieben. Seine eifrige Beschäftigung mit den exacten Wissenschaften brachte ihn in Beziehungen zu Andreas Baumgartner, einer Autorität auf diesem Felde, Professor der Physik und nachmaligem Minister, der ihm ein treuer Freund blieb. Er wurde in die Salons der Aristokratie eingeführt; Anna, Fürstin von Schwarzenberg, Witwe des Feldmarschalls Karl von Schwarzenberg, eine ungewöhnlich begabte Frau, gehörte zu seinen Gönnerinnen, ebenso Graf Ferdinand Colloredo von Mansfeld, dessen Sohn Joseph er unterrichtete. Auch dieser, welcher später Fürst wurde, blieb Stifter's inniger Freund. Ebenso war Stifter der Lehrer des jungen Fürsten Richard Metternich, des spätern österreichischen Botschafters in Paris; er weihte den künftigen Diplomaten in die Geheimnisse der Mathematik und Physik ein, Kenntnisse, von denen derselbe später gewiß nur einen sehr mäßigen Gebrauch machen konnte, da die Diplomatie nicht zu den exacten Wissenschaften gehört.

Im Frühling 1848 ging Stifter, wie er schon öfter im Sommer gethan hatte, mit seiner Gattin in sein geliebtes Oberösterreich und verlebte den Winter und den folgenden Sommer in Linz. Im Herbst 1849 erhielt er von dem Unterrichtsministerium einen Ruf als Schulrath und Inspector der Gymnasien von Wien und Unterösterreich, lehnte aber das Amt ab und bat den Minister, ihn als Schulrath und Volksschuleninspector in Oberösterreich wirken zu lassen, da er Land und Leute hier genau kenne. Der Minister bewilligte das Gesuch, sodaß Stifter im Jahre 1850 nach Linz übersiedelte, dort die gewünschte Amtsthätigkeit antrat und lange Jahre hindurch fortführte.

Die sechs Bände „Studien", die gleichzeitig zum Abschluß gekommen waren, hatten inzwischen dem Autor einen weit über die österreichischen Landesgrenzen hinausreichenden Ruf verschafft. Sie waren ein neues Lebenszeichen österreichischen Geistes, nicht verwandt dem Lerchenruf österreichischer Freiheitslyrik, der damals in alle Lüfte schmetterte, aber ebenso wenig befangen in der Engherzigkeit der spießbürgerlichen Gemüthlichkeit, die in den Declamations- und Witzübungen eines Castelli und Saphir gipfelte; es war ein geistiges Stilleben, das in diesen Studien hervortrat, das nirgends gegen die Polizeischranken Metternich's anprallte, aber durch seine innere Vertiefung sich wesentlich von der seichten Behaglichkeit und Beschränktheit der damaligen österreichischen Prosaiker unterschied. Während Grillparzer und Halm das höhere, rhythmisch beflügelte Drama, Anastasius Grün und Nikolaus Lenau die politische und skeptische Lyrik Oesterreichs auch in Deutschland zu glänzender Anerkennung gebracht hatten, gab es keinen österreichischen Novellisten und Romandichter von Ruf; ja die österreichische Prosa im Lande ob und nieder der Enns blieb eigenthümlicher Abweichungen vom deutschen Sprachgenius verdächtig, jener Abweichungen, denen der Kanzleistil des kaiserlich königlichen Beamtenthums bis in die neueste Zeit hinein die officielle Weihe gibt. Stifter's Prosa erschien von Anfang an von classischen Tendenzen durchdrungen; sie war originell, doch nicht durch gewohn-

Digitized by Google

heitsmäßige Sprachsünden, sondern durch die Prägnanz eines eigengearteten Talents, welches der Darstellung ein scharfes und bestimmtes Gepräge gab. Dabei hatte sie anmuthige Grazie und bewegte sich in schöner Gliederung; man fühlte gleich, es war ein Meister, der hier auf der Klaviatur der Sprache spielte.

Die „Studien" Stifter's mochte man als Novellen, als Erzählungen bezeichnen; sie ließen sich doch nur mit Mühe in diesen Rahmen einspannen, ja sie zeigten nach dieser Seite hin sogar viele bedenkliche Lücken. Die Freunde der Novelle und ihrer spannenden Conflicte, der Erzählung und ihrer buntwechselnden Abenteuer legten gewiß eine große Zahl der Stifter'schen Erzählungen mit Unbefriedigung beiseite, da ihnen die Anreizung der Phantasie durch spannende Erfindung nur zum Theil eigen ist. In Stifter's Augen sollte der Titel „Studien" nur ein Ausdruck bescheidener Selbstschätzung sein; er selbst sagt in der Vorrede zum ersten Bande: „In beiden folgenden Versuchen wird dem Publikum eine Sammlung loser Blätter vorgelegt, die sich zu verschiedenen Zeiten von meinem Schreibtisch verloren hatten. Es lag eigentlich nie in meiner Absicht als Schriftsteller aufzutreten, sondern wie die meisten Menschen eine Lieblingsspielerei haben, der sie sich zur Erheiterung hingeben, so liebte ich es, an gegönnten Stunden mich in Bildern und Vorstellungen zu ergehen, wie sie eben der Gemüthslage zusagten, und solche Dinge zu Papier zu bringen; allein wie es mit jeder Liebhaberei geht, daß man sie nämlich immer weiter treibt, so ging es auch hier. Die Zeit am Schreibtische ward endlich die liebste und gewünschteste, und wie jede heimliche Liebe zuletzt eine offene wird, wird es auch die Schriftstellerei — und ist man einmal so weit, daß man mehrere zerstreute Blätter in den Händen des Publikums weiß, so ist der Schritt ein ganz leichter, daß man sie sammelt und ein Buch daraus macht, ob mit Recht oder Unrecht weiß der Verfasser ja selber nie, da er aus seinen Arbeiten zuletzt doch immer nur das Gewollte herausliest, nicht das Gewirkte. Auf diese Weise entstanden folgende Bände und auf diese Weise wünscht der Verfasser, daß man ihr Erscheinen entschuldige."

Nicht von diesem Standpunkte des Dilettantismus, den der Verfasser aus Bescheidenheit für sich in Anspruch nimmt, der aber dem Publikum gegenüber stets ein ungerechtfertigter bleibt, erscheint der Titel „Studien" annehmbar, sondern mehr vom Standpunkte des bildenden Künstlers aus, der in seiner Mappe hier skizzirte, dort farbenbunt ausgeführte Bilder aus Natur und Menschenleben heimbringt, Studien, die kleine Kunstwerke oder Cabinetsstücke sein können, aber meistens als Vorarbeiten zu größern Gemälden noch über sich hinausweisen. In der malerischen „Studie" überwiegt oft die sorgfältige Ausführung des Details; ja es kann irgendein einzelnes Versatzstück, das in die verschiedensten Decorationen der Natur paßt, an und für sich aber keinen künstlerischen Eindruck hervorzurufen vermag, herausgegriffen und selbständig behandelt werden. Durch dies Ueberwiegen der saubersten Detailausführung, das oft bis zur Bevorzugung des landschaftlichen Hintergrundes vor den Familien- und geschichtlichen Gruppen der Erzählung fortgeht, unterscheiden sich Stifter's Novellen als „Studien" von den gewöhnlichen novellistischen Unterhaltungsschriften, in denen meistens die raschablaufende Handlung allein den Sinn gefangen nimmt.

Hier macht sich nun gleich der Einwurf geltend, der seit Lessing's „Laokoon" mit größerm oder geringerm Recht der beschreibenden Poesie als einer unberechtigten Mischgattung, als einem Uebergriff der Dichtkunst in das Gebiet der Malerei entgegentritt. In der Allgemeingültigkeit, mit welcher dieser Vorwurf ausgesprochen und von einzelnen Literarhistorikern wie von Gervinus selbst den lyrischen Schilderungen Byron's entgegengehalten wird, beruht er indeß auf einem vollkommenen Mißverständniß, sodaß Lessing's „Laokoon" nach dieser Seite hin eines revidirenden Commentars bedarf. Lessing wendet sich nicht gegen die Schilderung als solche, sondern er weist nur nach, wie sich die dich-

Digitized by Google

terische Darstellung von der malerischen unterscheiden muß. Ihm schweben dabei die schlechten Muster der damaligen beschreibenden Dichtung vor, welche wie Haller's „Alpen" nur versificirte Naturgeschichte waren und die Erscheinungen dadurch schilderten, daß sie ihre Merkmale,, eins nach dem andern, aufführten. Statt dessen ermahnt Lessing die Poesie, die bei ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nützen kann, diejenige zu wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von der sie ihn braucht. Er will ihr keineswegs alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen, sondern ihr nur den Weg verleiden, auf dem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem sie die Fußstapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen.

Ueber diesen Unterschied in der Darstellungsweise von Malerei und Dichtkunst hat Lessing einige treffende Bemerkungen gemacht, die ihre Geltung immer behaupten. Freilich konnte er nicht erwarten, daß er mit denselben auf lange Zeit den ästhetischen Horizont der deutschen Kunstweisheit wie mit Bretern vernageln und der Geistesarmuth der Pedanten eine Wehr und Waffe geben würde, mit der sie gelegentlich blind dreinschlägt. Denn Lessing hat mit jenen Bemerkungen keineswegs die Fülle der Kunstregeln in Betreff der schildernden Poesie erschöpft, wie dies theils außerhalb seiner Intentionen lag, indem er nur die Regeln hervorhob, welche zur Bestimmung der Grenzlinien der Malerei und Dichtkunst dienen konnten, theils auch für ihn eine Unmöglichkeit war, indem er wie jeder Kunstrichter seine Entscheidungen nur nach den vorliegenden Mustern füllte und die neuen Bahnen, welche die Talente der Zukunft einschlagen würden, nicht berücksichtigen konnte.

Mit Goethe's „Werther", den Dichtungen Jean Paul's, Byron's, Victor Hugo's, der spätern deutschen Naturlyrik trat nämlich die beschreibende Naturpoesie, die früher, in Kleist's „Frühling" und Thomson's „Jahreszeiten", mit der empfindenden nur durch ein lockeres Nebeneinander verbunden war, mit dieser in eine so innige Einheit, daß sich beide als gesonderte Elemente nicht mehr scheiden ließen. Sie wuchsen aus einem tiefern geistigen Mittelpunkt heraus, aus dem Centrum einer Weltanschauung, die mit orientalischer Naturmystik und modernem Pantheismus ebenso zusammenhing, wie mit jener Religiosität Schleiermacher's, welche in der Vermittelung des einzelnen mit dem Universum Sinn und Aufgabe aller Religionen fand. Lessing's Regeln galten nur für die äußerliche, wir möchten sagen, realistische Schilderung und verdienen von unsern Realisten mehr beachtet zu werden, als dies meistens der Fall ist; sie verlieren ihre uneingeschränkte Geltung gegenüber einer Naturpoesie, welche aus den Tiefen der Empfindung herausdichtet, aus dem Gefühl der Einheit aller Wesen, des Menschen und der Natur. Freilich, der Hauptsatz Lessing's läßt sich durch eine erweiternde Interpretation auch auf diese moderne Naturschilderung übertragen, jener Satz, daß der Dichter die Schönheit nicht nach ihren Bestandtheilen, sondern nach ihrer Wirkung schildern soll. In jener Verschmelzung der Schilderung und Empfindung ist die Wirkung immanent, von Haus aus mitgesetzt. Das Naturbild erzeugt die Stimmung, aber aus dieser Stimmung heraus wird es vom Dichter nachgeschaffen.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen schweifen wir nicht ab von der Charakteristik Stifter's, sondern wir setzen die wesentlichen und zum Theil streitigen Punkte fest, die bei der Schätzung dieses Autors ins Gewicht fallen. Die Studien Stifter's bewegen sich zum großen Theil in Naturschilderungen, aber diese Schilderungen sind keine trockenen Beschreibungen, sie sind von einem stimmungsvollen Hauch beseelt, durchdrungen von einer Naturandacht, für welche nichts gleichgültig und äußerlich bleibt, die alles in das innere Heiligthum der Seele hereinzieht. Lessing's Tadel der beschreibenden Poesie kann daher die „Studien" nicht treffen, denn diese umläuft nur die äußere Peripherie der Welt und

Digitized by Google

folgt höchstens einer oder der andern geistigen Tangente; in Stifter's „Studien" aber werden stets die Radien zu dem geistigen und seelischen Centrum gezogen. Es sind Dithyramben und Elegien der Naturlyrik, die sich hier in Prosa auseinanderfalten, ohne ihren Schwung und ihre Bedeutung zu verlieren.

Stifter hat hierin einen großen Vorgänger, Jean Paul; man hat öfter auf die Verwandtschaft dieser beiden Autoren aufmerksam gemacht, ohne indeß ihre Aehnlichkeit auf das rechte Maß zurückzuführen. Der Humor Jean Paul's ist Stifter verschlossen; die unendliche Fülle sprühender Einfälle und Vergleichungen fehlt ihm ebenso wie das Barocke, Buntscheckige, Gesuchte, welches durch diese geistigen Extratouren in die Jean Paul'sche Darstellung kommt. Freilich vermissen wir auch die Weite des Horizonts, welche bei Jean Paul durch die Fülle des aufgenommenen geistigen Materials, bei aller oft äußerlichen Aufspeicherung, keineswegs beengt wird. Wo es aber die Dithyrambik des Naturgefühls gilt, da schlug allerdings der Puls der Empfindung bei beiden in denselben Takten, und der Eigenthümlichkeit Jean Paul'scher Ausdrucksweise, die mit einer kühnen Bildlichkeit die Natur beseelt, ist niemand so nahe gekommen wie Stifter; es gibt Stellen in Stifter, die von Jean Paul abgefaßt sein könnten. Der Einfluß des letztern ist unverkennbar; ein Beweis hierfür liegt darin, daß gerade in dem ersten Bande der „Studien" die Jean Paul'sche Darstellungsweise überwiegt, während Stifter sich später mehr von derselben loszumachen suchte und in das Fahrwasser Goethe's einlenkte. „Der Condor" ist durchaus in Jean Paul'schem Geist entworfen und ausgeführt. Wer die Schilderung der Luftschiffahrt mit derjenigen im „Campanerthal" vergleicht, wird den bestimmenden Einfluß des ältern Meisters herausfühlen; es ist keine Copie, es ist ein verwandter Geist, welcher so bedeutsamer Anregung folgt. In den „Feldblumen", vielleicht der frischesten Erzählung Stifter's, in welcher eine gewisse jugendliche Munterkeit herrscht, ist die Wahl der Kapitelüberschriften aus dem Bereich der Botanik mit ihrer selten schlagenden, meist nur hereinschimmernden Bedeutung ganz im Jean Paul'schen Geschmack; ja die „Bunten Steine" erinnerten später ganz direct an die mineralogischen Kapitel der „Flegeljahre". Auch die stilistische Gleichartigkeit in den ersten „Studien" ist auffallend; wo der Stil hier, wie bei Jean Paul, einen dithyrambischen Aufschwung nimmt, da reiht sich kurzathmig Bild an Bild, durch Gedankenstriche wie durch ebenso viele Polysyndetons mehr verbunden als getrennt. Dieser Odenstil der Streckverse findet sich gleichmäßig bei beiden Autoren, wie wir durch mehrfache Parallelstellen beweisen könnten. Die Aehnlichkeit erstreckt sich auf viele Eigenheiten. Beide Autoren lieben in ihren Naturschilderungen die kosmischen Perspectiven, selbst wenn sie damit den nächsten Eindruck aufheben; beide schildern selten einen Sonnenauf- und -Untergang, wo sie nicht zugleich über das nächste Landschaftsbild und das Farbenspiel des Horizonts hinaus in die Erd- und Himmelsweite führen. Jean Paul liebt es, die Sonne im Westen nach „Amerika" wandern zu lassen; er vergißt über der lichten halben Erdkugel nicht die andere dunkle Erdhälfte, und wenn er uns gar in sein philosophisches Arkadien zu seinen „hohen Menschen" führt, dann verdrängt eine siderische Schwärmerei die andere; dann blicken wir in den „blauen glimmenden" Abgrund, die Nacht „deckt alle hintereinander ruhenden Himmel auf", Sonnen leuchten uns voraus, fliegende Himmel ziehen uns mit Frühlingslüften entgegen. Aehnliche Stellen, wenn auch mit gedämpfterm Ton, finden sich zahlreich bei Stifter; mitten unter den Entzückungen eines farbenprächtigen Naturschauspiels denkt er auf einmal an die rollende Erde im unendlichen Raum; die kosmische Phantasie entzieht uns dem Reiz der nächsten Gegenwart.

Wie die Vorliebe für Astronomie hat Stifter mit Jean Paul auch die Vorliebe für Mechanik gemein. Beide lieben geheimnißvolle Mechanismen, welche sie indeß weniger zu romanhaften Ueberraschungen als vielmehr zu wunderlicher Ausschmückung benutzen.

Digitized by Google

Wir brauchen nur an die Inselbrücke des Lords Horion im „Hesperus" und dann wieder an Stifter's geheimnißvolle Thüren und Thore in der „Narrenburg" und auf der Insel des „Hagestolzen" zu erinnern, um diesen verwandten Zug zu beweisen. In der Composition besteht zwischen beiden Autoren der Hauptunterschied, daß Stifter sich zu beschränken und seine Erfindung zum Abschluß zu bringen weiß, während Jean Paul ins Breite hinausarbeitet und doch noch fragmentarisch bleibt. Eine Erzählung Stifter's erinnert indeß an Jean Paul'sche Lieblingsmotive; die Erfindung zur „Narrenburg" könnte von diesem Autor herrühren; dies Testament ist ein ebenso wunderliches Motiv wie das Testament in den „Flegeljahren". Nur hätte Jean Paul dasselbe zu einem mehrbändigen Roman ausgebeutet und für diese Lebensläufe in auf- und absteigender Linie gewiß kein Ende gefunden, während Stifter dagegen hier mit einem reichen Motiv etwas verschwenderisch umgeht. Offenbar eignete sich dasselbe vortrefflich für einen Novellencyklus, wie Boccaccio's „Decameron", Chaucer's „Canterbury Tales", Tieck's „Phantasus", der sich ungezwungen aus ihm herleiten ließ. Stifter begnügte sich mit einem, noch dazu sehr grell beleuchteten Gemälde und ließ alle übrigen Lebensläufe ungeschrieben.

Auch mit Leopold Schefer hat man unsern Autor verglichen; dieser Vergleich ist indeß im ganzen unzutreffend. Die Naturpoesie Schefer's athmet eine Trunkenheit, welche gegen die stille Klarheit der Stifter'schen Naturschilderungen auffallend absticht. Der Opiumrausch einer Weltanschauung, in welcher die sittliche Zurechnungsfähigkeit mehr- oder weniger verlöscht, ist im allgemeinen der Stifter'schen Darstellung fremd, die den kühnen Wagnissen der Schefer'schen Dialektik und ihrem, die Einheit der Sittlichkeit durch den Wechsel der Volkssitten zersetzenden Vorgange nicht folgt, sondern sich in Bezug auf moralische Fragen schlicht und einfach an das Hergebrachte hält. Gleichwol hat auch Stifter eine Erzählung geschrieben, die sich befremdlich genug neben den übrigen ausnimmt und die man in die gesammelten Schefer'schen Novellen einschmuggeln könnte ohne Gefahr rascher Entdeckung; es ist die Erzählung „Abdias", über welcher derselbe Fatalismus wie über vielen Novellen Schefer's brütet, und welche auch durch das gleiche orientalische Colorit in Bezug auf die äußere Schilderung denselben nahe gerückt wird. Die Einleitung der Novelle enthält Grübeleien über das Menschenschicksal; doch sie stellt mehr das Problem auf, als daß sie eine befriedigende Lösung gibt; denn wenn sie zuletzt die Kette der Ursachen und Wirkungen als eine durch die Unendlichkeit des Alls hängende Blumenkette aufzufassen sucht, so stimmt dieser Optimismus schlecht zu der schneidenden Härte des Causalitätsgesetzes und jener Naturnothwendigkeit, die im Geschick des einzelnen mit Recht oft als ein willkürlicher Eingriff empfunden wird, und wenn der Autor sich zu der Ansicht neigt, daß weiter schreitende Vernunft kein Unglück mehr erkennen werde, sondern nur Verschulden, so hat diese Vertröstung, der zunächst das Thatsächliche widerspricht, doch nur den Werth eines künftigenden Mythos, der mit dem goldenen Zeitalter zugleich im Schose der Zukunft schlummert. Die Erzählung selbst beweist nichts zu Gunsten desselben; auf sie paßt das düstere Nornenlied, mit welcher sie eröffnet wird: „Es gibt Menschen, auf welche eine solche Reihe Ungemach aus heiterm Himmel fällt, daß sie endlich dastehen und das hagelnde Gewitter über sich ergehen lassen: sowie es auch andere gibt, die das Glück mit solchem ausgesuchten Eigensinn heimsucht, daß es scheint, als kehrten sich in einem gegebenen Falle die Naturgesetze um, damit es nur zu ihrem Heile ausschlage. Auf diesem Wege sind die Alten zu dem Begriffe des Fatums gekommen, wir zu dem mildern des Schicksals; aber es liegt auch etwas Schauerndes in der gelassenen Unschuld, womit die Naturgesetze wirken, daß es ist als lange ein unsichtbarer Arm aus der Wolke und thue vor unsern Augen das Unbegreifliche. Denn heute kommt mit derselben soliden Miene Segen und morgen geschieht das Entsetzliche. Und ist beides aus, dann ist in der Natur die Unbefangenheit wie früher. Was den

Digitized by Google

Alten «Fatum» war, furchtbar letzter starrer Grund des Geschehenen, über den man nicht hinaussieht: das ist uns «Schicksal», also ein von einer höhern Macht Gesendetes, das wir empfangen sollen. Der Starke unterwirft sich auch ergeben, der Schwache stürmt mit Klagen dawider und der Gemeine erstaunt dumpf, wenn das Ungeheuere geschieht, oder er wird wahnwitzig und begeht Frevel." Stifter selbst gibt zu, daß man durch die Lebenswege des Abdias zur Frage angeregt werde: warum nur dieses? „und hineingelockt in ein düsteres Grübeln über Vorsicht, Schicksal und letzten Grund aller Dinge". Eine fatalistische Beleuchtung, wie sie Schefer liebt, schwebt über diesen wechselnden Lebensbildern. Abdias, ein Jude, der in den Trümmern einer alten Römerstadt des Atlas lebt, wird von harten Schicksalsschlägen getroffen. Die Pocken befallen ihn auf seinen kaufmännischen Wanderungen und entstellen ihm das Gesicht, sodaß er die auf das Aeußerliche gerichtete Liebe seiner Deborah verliert; die Sendlinge des Beis rauben ihm alle Schätze aus seiner unterirdischen Wohnung; sein Weib stirbt im Kindbett infolge einer Versäumniß, die mit pathologischer, fast unschöner Bestimmtheit ausgemalt wird; er wandert mit der blinden Tochter Ditha nach Europa; hier erhält diese durch einen in das Haus einschlagenden Blitz das Licht der Augen wieder, wird aber dann selbst in einem Garbenhause auf dem Felde von einem Blitz erschlagen. Hier haben wir das blinde Spiel der Naturgewalten, die segnend und verderbend in das menschliche Leben eingreifen. Derselbe Blitz heilt und tödtet, ist Sinn in diesem Spiel? „Das Gewitter, welches dem Kinde mit seiner weichen Flamme das Leben von dem Haupte geküßt hatte, schüttete an dem Tage noch auf alle Wesen reichlichen Segen herab und hatte wie jenes, das ihr das Augenlicht gegeben, mit einem schönen Regenbogen im weiten Morgen geschlossen." Nicht blos der Gedankengang, auch die Darstellungsweise Stifter's hat hier mit der Schefer'schen große Aehnlichkeit; eine traumhafte Beleuchtung schwebt über den Ereignissen, die sich grell abheben in schneidenden Contouren und aufeinanderfolgen wie schreckhafte Träume. Anklänge an diesen Fatalismus finden sich nur noch in Stifter's „Hochwald". Auch hier bricht das Verhängniß ebenso unerbittlich wie unverschuldet herein, grausam das Familienglück und die Hoffnungen der Liebe zerstörend.

Noch ein dritter Autor außer Jean Paul und Schefer fordert zu Parallelen mit Stifter heraus; es ist dies Charles Sealsfield, dessen Naturpoesie an Innigkeit nicht hinter der Stifter'schen zurücksteht, die aber bei ihren kosmopolitischen Horizonten und in ihrer exotischen Pracht zu den ebenso heimatlichen wie heimlichen Idyllen der letztern einen großartigen Gegensatz bildet. Charles Sealsfield ist, seitdem seine Herkunft aus Mähren feststeht, ein Concurrent Stifter's um den Preis der österreichischen Prosa. Originalität und Prägnanz der Darstellung, sowie ein oft hinreißender Schwung ist auch Sealsfield's transatlantischen Weltgemälden eigen; doch ist seine Prosa etwas kosmopolitisch, in der Liberalität ihrer Aneignungen fast trödelbunt und mehr Improvisation als künstlerisch erwogen und gegliedert, während Stifter's Stil durchweg das treffende Wort an die bezeichnende Stelle rückt und auch um sorgfältiges Gleichmaß der Perioden bemüht ist, abgesehen von der manierirten chronikartigen Schlichtheit seines letzten Werks, in welchem die Sätze eine erkünstelt naturwüchsige Bildung aufweisen, als ob dem Satzbildner noch keine Ahnung des periodischen Organismus aufgegangen wäre!

Die Landschaftsmalerei und die naturwissenschaftlichen Studien Stifter's wirkten gleichmäßig bestimmend auf den Charakter seiner Erzählungen. Er gebietet in seinen Schilderungen nicht blos über die Grundfarben, sondern auch über ihre Mischungen mit einer, die Sprache bereichernden Mannichfaltigkeit. Die von der Palette genommenen Epitheta überwiegen in seinen Naturschilderungen. Da ist die zerfallene Ritterburg vom Thale wie ein „luftblauer" Würfel anzusehen; die breiten Waldesrücken steigen lieblich „schwarzblau" dämmernd ab gegen den Silberblick der Moldau; der Halbmond wird jede Minute

Digitized by Google

sichtlich glänzender an dem bereits „stahlblauen" Osthimmel. Das sind derartige blaue Farben aus dem „Hochwalde", deren sprachliche Abtönung auf die Phantasie wirkt als sähe sie ein Landschaftsbild vor sich auf der Staffelei. Auch später in den „Bunten Steinen", in denen die Naturdithyrambik bereits einer ruhigern Darstellung weicht, bleibt die Virtuosität der Farbengebung, die auf genauer Naturbeobachtung ruht. Ein Meisterstück derselben ist die Erzählung „Kalkstein". Der öden Landschaft aus dieser nackten grauen Steinart, welche rundliche breite Hügel bildet, an ihren Füßen langgestreckte Sandbänke, werden hier alle Farbentöne mit einer Andacht abgelauscht, daß, was in der Wirklichkeit auf den minder achtsamen Wanderer den Eindruck einer Wüste, einer prosaischen unschönen Naturumgebung machen würde, hier uns mit dem Zauber eines magischen Colorits entgegentritt. Diese Magie wird nicht durch fremdartige Beleuchtung hervorgerufen, sondern gerade durch die Treue und Sorgfalt, mit der die geheimen Reize und Spiele der Natur erkannt und dargestellt werden. Da wird uns das Wasser des Flusses geschildert, das in der grauen und gelben Farbe des Steines und Sandes durch den Widerschein des Himmels oft dunkelblau erscheint; wir wandern nach dem Gewitter durch die Kalksteinhügel, die glattgewaschen vom unermeßlichen Regen der Nacht, weiß und glänzend unter dem Blau des Himmels und unter den Strahlen der Sonne dastehen, und in zarten Abstufungen ihre gebrochenen Glanzfarben in grau, gelblich, röthlich, rosenfarbig weisen, während dazwischen die länglichen, nach rückwärts immer schönern, luftblauen Schatten liegen. „O wie langweilig", würden tausend Leser bei der Fahrt durch diese Kalksteinwüste ausrufen — ist der Dichter nicht ein Zauberer, der ihnen den Farbenreichthum der Oede erschließt und das todte Bild belebt durch das eigene, ihm abgelauschte Leben?

Die Sicherheit der Zeichnung geht indeß bei Stifter nicht verloren über dem Glanz des Colorits; er ist weit entfernt von jener verwaschenen Landschaftsmalerei, deren Producte man hier und dort in den Kunstausstellungen findet und welche die Formen auflöst in zerfließenden Farben und hin- und herspielenden Beleuchtungseffecten. Er zeichnet die Umrisse mit sicherer Hand, wir brauchen blos an die ehrwürdigen Berghäupter zu erinnern, die den Alpensee im „Hagestolzen" umschließen, man würde die Contouren derselben wiedererkennen, wenn man wandernd in diese Berge gelangte. Dieselbe Sorgfalt wendet Stifter auf die Zeichnung des Hausraths, der Geräthschaften, der Wohnung an, ihrer Einfriedigung und Umgebung; überall scharfe, sichere Umrisse. Wo es Darstellung der Menschen, ihrer Züge, ihres Benehmens gilt, da achtet der Dichter wol auf die Lessing'schen Regeln; er baut nicht fertige Bilder hin aus einer Folge todt aneinanderhängender Merkmale, sondern er läßt die Eigenthümlichkeit und die Schönheit als Wirkung aus geistiger Bewegung hervorgehen.

Derartige Schilderungen des Details in der Natur, mag das Auge des Malers auch ihre seltensten Farbenspiegelungen beobachten, sind doch nur möglich auf Grund naturwissenschaftlicher Studien, denen sich das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen erschließt. Ihre Voraussetzung ist die Kenntniß des einzelnen. Der Dichter darf uns zwar nur mit eigenen Augen sehen lassen, nicht durch das Mikroskop und Teleskop; aber die Gewöhnung, mit Hülfe dieser Instrumente der formbildenden Natur in ihre geheimsten Verstecke zu folgen und dort noch gegliederte Schönheit zu sehen, wo für das unbewaffnete Auge alle Grenzen verschwimmen, schärft den Blick für die Erkenntniß des Kleinen und gibt der Darstellung des oft reizvollen Details Sicherheit und Bestimmtheit. Stifter ist sich seiner Stärke wohl bewußt, er schreibt in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" eine Apotheose des Kleinen. „Weil wir schon einmal von dem Großen und Kleinen reden", sagt er, „so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler

Digitized by Google

anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen des Getreides, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm, der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist." Offenbar ist diese Beweisführung falsch, wenn es sich um das ästhetisch Große und Kleine handelt; Stifter spricht von dem was groß und klein ist, für den Denker, für das geistige Auge der Wissenschaft. Mag diese uns immerhin lehren, daß die elektrische und magnetische Kraft auf einem ungeheuern Schauplatz wirke, daß sie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet sei, daß sie alles umfließe und sanft und unabläßig verändernd, bildend und lebenerzeugend sich darstelle; mag der Blitz immerhin blos ein ganz kleines Merkmal dieser Kraft, sie selbst aber das Große in der Natur sein, für das ästhetische Gefühl gilt immer nur die Erscheinung, ihm ist das Gewitter und der Blitz das Große und Erhabene, und nicht die allgemeine Kraft, aus der die gewaltige Naturerscheinung hervorgeht. Doch diese Betonung der wissenschaftlichen Tendenzen ist eine nicht gering zu schätzende Eigenthümlichkeit Stifter's. Was seiner Darstellung daraus Ersprießliches erwuchs: das ist vor allem die große Correctheit, ein äußerlicher Vorzug, der aber von der Naturlyrik mehr als billig verabsäumt wird. Das Gefühl einer so sichern Grundlage erweckt Vertrauen zu dem Autor. Detailmalerei ohne Correctheit führt zu Verzeichnungen und Bodenlosigkeiten. Es bedarf indeß keines Abstechers in seltener betretene Gebiete, oder zu jenen weniger geläufigen Vertretern der Pflanzen- und Thierwelt, um die Sicherheit wissenschaftlicher Kunde zu bewähren; im Gegentheil, gerade die bekanntesten Gestalten und Geschöpfe der Natur werden oft in Berührungen und Beziehungen gebracht, die ihrem Wesen fremd sind. Unsere Naturmaler lassen oft die Blume blühen ohne Kenntniß der Jahres- und Tageszeit, des Blumenkalenders und der Blumenuhr, und weisen den lebenden Creaturen in der Pflanzenwelt Heimatstätten an, wo sie nimmer zu hausen pflegen. Sie lassen aus diesem oder jenem Gestein Bergformen hervorgehen, wie sie nie von demselben gebildet werden, und in ihrer landschaftlichen Beleuchtung fallen die Lichtreflexe oft von der verkehrten Seite. Zur Vermeidung dieser Fehler genügt auch nicht die Beobachtung allein, da diese stets nur das Einzelne ins Auge fassen kann und nur unsichere Analogieschlüsse gestattet für ein anderes Einzelne; dazu bedarf es der wissenschaftlichen Kenntniß, die bereits aus einer Fülle von Beobachtungen die zweifellosen Resultate gezogen hat.

Für diese wissenschaftlich begründete Detailmalerei läßt sich eine große Zahl von Proben aus Stifter's Schriften anführen; wir wollen nur ein Meisterstück derartiger Schilderung mittheilen, das Naturleben in der Heide, und zwar um so mehr, als es eine willkommene Parallele verstattet mit ähnlichen Schilderungen einer lyrischen Dichterin, die sich ebenfalls durch seltene Wahrheit des Details auszeichnet und deren Domäne gleichfalls die Heide ist. Die westfälischen Heidebilder einer Annette von Droste-Hülshof sind ein lyrischer Pendant zu den folgenden Prosabildern Stifter's, welche den Heideknaben in der Mitte seines Reichs darstellen: „Auf dem Hügel des Roßberges gründete

Digitized by Google

er sein Reich. Unter dem überhängenden Blocke bildete er nach und nach durch manche Zuthat und durch mühevolles mit spitzen Steinen bewerkstelligtes Weghämmern einen Sitz, anfangs für einen, dann füglich für drei geräumig genug; auch ein und das andere Fach wurde vorgefunden oder hergerichtet, oder andere bequeme Stellen und Winkel, wohin er seinen Heidesack legte und sein Brot und die unzähligen Heideschätze, die er oft hierher zusammentrug. Gesellschaft war im Uebermaße da. Vorerst die vielen, großen Blöcke, die seine Burg bildeten, ihm alle bekannt und benannt, jeder anders an Farbe und Gesichtsbildung, der unzähligen kleinen nicht zu gedenken, die oft noch bunter und farbenfeuriger waren. Die großen theilte er ein, je nachdem sie ihn durch Abenteuerlichkeit entzückten oder durch Gemeinheit ärgerten, die kleinen liebte er alle. Dann war der Wachholder, ein widerspenstiger Geselle, unüberwindlich zähe in seinen Gliedern, wenn er einen köstlichen, wohlriechenden Hirtenstab sollte fahren lassen, oder Platz machen für einen anzulegenden Weg; seine Aeste starrten rings von Nadeln, strotzten aber auch in allen Zweigen von Gaben der Ehre, die sie jahraus jahrein den reichlichen Heidegästen auftischten, die millionenmal Millionen blauer und grüner Venonen. Dann waren die wundersamen Heideblümchen, glutfarbig oder himmelblau brennend, zwischen dem sonnigen Grase des Gesteins, oder jene unzählbaren kleinen, zwischen dem Wachholder sprossend, die ein weißes Schnäbelchen aufsperren, mit einem gelben Zünglein darinnen, auch manche Erdbeere war hier und da, selbst zwei Himbeersträucher und sogar, zwischen den Steinen emporwachsend, eine lange Haselruthe. Böse Gesellschaft fehlte wol auch nicht, die er vom Vater gar wohl kannte, wenn sie auch schön war, z. B. hier und da, aber sparsam, die Einbeeren, die er nur schaute, weil sie so glänzend schwarz waren, so schwarz, wie gar nichts auf der ganzen Heide; seine Augen ausgenommen, die er freilich nicht sehen konnte. Fast sollte man von der lebenden und bewegenden Gesellschaft nun gar nicht mehr reden, so viel ist schon da, aber diese Gesellschaft ist erst vollends ausgezeichnet. Ich will von den tausend und tausend goldenen, rubinenen, smaragdenen Thierchen und Würmchen gar nichts sagen, die auf Stein, Gras und Halm kletterten, rannten und arbeiteten, weil er von Gold, Rubinen und Smaragden noch nichts sah, außer was der Himmel und die Heide zuweilen zeigte; aber von andern muß gesprochen werden. Da war einer seiner Günstlinge, ein schnarrender, purpurflügeliger Springer, der dutzendweise vor ihm auflog und sich wieder hinsetzte, wenn er eben seine Gebiete durchreiste; da waren dessen unzählbare Vettern, die größern und kleinern Heuschrecken, in weißfarbiges Grün gekleidete Haiducken, lustig und rastlos zirpend und schleifend, daß an Sonnentagen ein zitterndes Gesinge längs der ganzen Heide war; dann waren die Schnecken mit und ohne Häuser, braune und gestreifte, gewölbte und glatte, und sie zogen silberne Straßen über das Heidegras oder über seinen Filzhut, auf den er sie gern setzte; dann die Fliegen, summende, singende, piepende, blaue, grüne, glasflügelige; dann die Hummel, die schläfrig vorbeiläutete; die Schmetterlinge, besonders ein kleiner mit himmelblauen Flügeln, auf der Kehrseite silbergrau mit gar anmuthigen Aeuglein, dann noch ein kleinerer mit Flügeln wie eitel Abendröthe; dann endlich war die Ammer und sang an vielen Stellen, die Goldammer, das Rothkehlchen, die Heidelerche, daß von ihr oft der ganze Himmel voll Kirchenmusik hing, der Distelfink, die Grasmücke, der Kibitz und andere und wieder andere. Alle ihre Nester lagen in seiner Monarchie und wurden aufgesucht und beschützt. Auch manch rothes Feldmäuschen sah er schlüpfen und schonte sein, wenn es plötzlich stillhielt und ihn mit den glänzenden, erschrockenen Aeuglein ansah."

In diesem trefflichen Heidebild ist die Naturkenntniß überall der anschaulichen Darstellung dienstbar gemacht, und so fast in allen Studien Stifter's. Die Gefahr dagegen, daß die wissenschaftliche Kunde direct und in lebhaftem Ton in die Erzählung eingreift,

Digitized by Google

hat Stifter in seinen spätern Veröffentlichungen nicht immer vermieden. Wenn er in der Erzählung „Kalkstein" in einer Schilderung des hereinbrechenden Gewitters Bemerkungen verwebt wie die folgende: „Solche laufende gedunsene Nebel sind bei Gewittern oft schlimme Anzeichen; sie verkünden immer Windausbrüche, oft Hagel und Wasserstürze", so fühlen wir uns plötzlich vom Gebiet der Poesie auf das der Meteorologie versetzt.

Wenn wir die Berechtigung der Stifter'schen Naturdarstellung an und für sich dargethan haben, so bleibt doch noch die Frage übrig, wie sich dieselbe als ein Theil in die Composition seiner Erzählungen einfügt. Und hier macht sich freilich das gerechte Bedenken geltend, daß das Gefüge der Composition meistens durch dieselbe verschoben wird und die Harmonie der Theile darunter leidet. Wir würden sogar einer Studie verstatten, daß sie die Natur zur Heldin macht und die Menschen zur Staffage herabdrückt; dann aber müßte nirgends die Intention des Autors hervortreten, uns für das Geschick der Menschen in erster Linie zu interessiren. Wo eine Spannung erregt wird, verlangen wir auch ihre Befriedigung, und die berechtigte epische Hemmung darf nie so weit gehen, daß uns das Ziel ihr gegenüber als unbedeutend erscheint.

Dieser Fehler zeigt sich schon in der ersten Studie „Condor". Als die hervortretendste Partie derselben wird nur die Schilderung der Luftschiffahrt, die mit glänzenden Farben ausgeführt ist, in der Erinnerung haften. Gleichwol ist sie für den eigentlichen Inhalt der Novelle gleichgültig; es ist nur ein einzelner Charakterzug der Heldin, der mit solcher Breite illustrirt wird. Fast sonderbar sticht dagegen die Knappheit ab, mit welcher die eigentliche Novelle mehr angedeutet als durchgeführt wird. Die ganze psychologische Entwickelung tritt namentlich gegen den Schluß hin, wo sie eigentlich erst zu interessiren beginnt, wo kühnere Wandlungen beginnen, welche vergebens der Motivirung harren, nur in Gestalt eines Schatteurisses vor uns. Diese psychologische Verschämtheit ist eine Eigenheit der Stifter'schen Darstellung; die innern Vorgänge bleiben, im scharfen Gegensatz zu der breiten Detailmalerei der äußern Dinge, halb verschleiert. Der Novellist darf die Vergangenheit umfloren und lange Zeit errathen lassen, wenn er nur bei der schließlichen Entschleierung einen klar motivirten Vorgang vor unsern Augen enthüllt. In der Erzählung „Heidedorf" kehrt der Knabe Felix nach langer Weltwanderung in das heimatliche Dorf zurück; er erzählt nur dieses oder jenes von seiner Vergangenheit; wir ahnen aus seiner Einrichtung, daß er eine Braut heimzuführen gedenkt. Und diese vom Autor erregte Spannung wird nur in so flüchtiger Weise befriedigt, daß ein Brief seine Wünsche kreuzt und ihm die Hand der Geliebten wegen seiner selbstgewählten Stellung versagt wird. Es ist wol fein gedacht, daß Felix zuletzt ein Märtyrer der Heide wird; doch bei unserer gänzlichen Unbekanntschaft mit der Leidensgeschichte selbst liegt in der lakonischen Fassung dieses Bescheides keineswegs eine Steigerung der Wirkung. Und da unser Interesse für die umgebende Natur ein lebhafteres ist als das für die Menschen, die sich in ihr bewegen, so ist auch unsere Spannung größer, ob der längsterwartete Regen die verlechzenden Gefilde erquicken, als ob Felix die erwartete Braut heimführen wird. Jene Spannung hat der Autor mit dem Aufgebot all seiner künstlerischen Mittel erregt, diese nur durch einzelne Andeutungen wach gerufen. So empfinden wir am Schluß volle Befriedigung, als der ganze Heidehimmel grau wird und ein dichter sanfter Landregen niederträufelt, und vergessen darüber ganz den Korb, den der Held erhalten hat.

Eine andere Verschiebung der Composition findet im „Hochwalde" statt, jener vielleicht köstlichsten Naturschilderung Stifter's, in welcher die heimatlichen Gegenden des Böhmerwaldes, die Scenerie des düstern Waldsees am Fuße des Dreisesselberges, mit fesselnder Meisterschaft dargestellt werden. Doch hier contrastirt die Breite des Natur-

Digitized by Google

bildes in auffallender Weise mit der überstürzten Darstellung der Katastrophe, der Zerstörung des Schlosses und ihrer Folgen. Welche Fülle von Geist und Leben entlockt der Autor dem stillen Walde, in welchem sich doch nur Einfaches und Alltägliches zuträgt, und in wie ärmlichem Chronikstil wird das historische Ereigniß, der Angriff der Schweden auf die Burg, und der gewaltsame Zusammenbruch des Familienglückes erzählt. Wir bedauern das um so mehr, als der Autor das Talent, Spannung zu erregen, gerade in dieser Erzählung glänzend bekundet. Wenn die in den Wald geflüchteten Töchter des Hauses durch das Fernrohr auf der weitschauenden Höhe nach der Burg des Vaters blicken, ob dieselbe noch auf ihrem Felsen steht, so ist hier ein malerisches Motiv auf das glücklichste verwerthet, um uns auf den Fortgang der Handlung gespannt zu machen. Unser Herz klopft mit dem der Töchter, als sie das Rohr auf die theuere Heimatstätte richten; wir freuen uns, als der kleine blaue Würfel noch am Waldesrande sichtbar ist; wir sind ärgerlich auf den Nebel, der uns lange Tage die Fernsicht verdeckt, oder wenn später ein kleines Wölkchen am Waldessaume gerade das gewünschte Ziel verhüllt; wir jubeln mit dem ersten Mädchen, das den kleinen Würfel wieder erblickt; wir erschrecken mit dem zweiten, als sie ihn ohne Dach sieht und fremde schwarze Brandflecken auf dem Mauerwerk. Dies Hangen und Bangen in schwebender Pein ist meisterhaft geschildert und bei aller Einfachheit der Mittel doch mächtig spannend. Wie tritt dagegen die Liebesepisode zurück, die so wenig vorher angekündigt wird, daß ihr Hereinbrechen in die Waldeinsamkeit bei allem Reiz der Schilderung doch etwas Befremdendes hat!

In der That, wenn man dem Dichter des „Hochwaldes" in das Atelier seiner Erfindung folgen wollte — man würde gewiß die Entdeckung machen, daß das landschaftliche Motiv bei ihm meist das erste und verlockende ist; die Urwaldscenerie im „Hochwald", die Luft- und Wolkenräume im „Condor", die Heide im „Heidedorf", die Pußta in „Brigitte", die Wüste in „Abdias", der Alpensee im „Hagestolzen" — und daß er dann zu diesem lockenden landschaftlichen Motiv erst eine hineinzuverwebende Geschichte hinzu erfunden hat. Seine begeisternde Muse ist die Natur, das Menschengeschick eine Zuthat, vielleicht ein Zugeständniß. Je nach dem Glück der Stunde blieb die Novelle ein oberflächliches Beiwerk des Naturgemäldes, oder sie verschmolz mit demselben zu einem mehr künstlerischen Ganzen. Zu diesen gelungenen Erzählungen gehört der aus „Feldblumen" gewundene Kranz des ersten Bandes; das die Handlung fortspinnende Motiv ist im Grunde ein Capriccio; doch wie lebendig, wie ungezwungen und frisch ist die Schilderung. Hier klingen Natur und gesellschaftliches Leben noch heiter ineinander; in die frische Darstellung verwebt sind ansprechende und sinnige Betrachtungen; das Ganze ist warm empfunden und hat die Art und Weise eines Ergusses, während man bei den spätern Erzählungen Stifter's stets die künstlerische Intention und die reservirte Haltung herausmerkt. Ferner gehört zu den Erzählungen von ineinandergreifender Composition eine der spätern: „Der Hagestolz"; hier hat der Autor ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen dem Naturgemälde und der Darstellung der menschlichen Handlung erreicht, ja der Nachdruck des Ganzen ruht hier auf dem Charaktergemälde des auf seiner Insel im Bergsee so wundersam verschanzten Hagestolzen. Das Hinschmelzen dieses starren Sonderlings in dem Bedürfniß und Gefühl warmer Zuneigung ist am Schluß ergreifend geschildert, wie überhaupt in dieser Erzählung eine echt romanhafte Spannung erregt und in befriedigender Weise gelöst wird. Das Naturpanorama tritt hier prächtig vor uns hin; die Insel mit den Klosterträmmern, die den See umwohnende Alpenwelt in wechselnder Beleuchtung. Gleichwol kann man das Bedenken nicht unterdrücken, daß die Einsamkeit des Hagestolzen hier als eine zu künstlich geschaffene erscheint und daß dieselbe mitten in der bewegten Welt viel schärfer hervortreten würde als in dieser durch alle möglichen und unmöglichen Maschinerien gesicherten Absperrung. Eine dritte Er-

Digitized by Google

zählung mit weiser Mischung der beiden Elemente, des Naturbildes und des Menschenschicksals, ist „Brigitte"; die ungarische Steppe bleibt hier ein warm colorirter Hintergrund für die Gruppe zweier langgeschiedener Eheleute, die sich wiederfinden, und für das bengalisch beleuchtete Motto: „Die reinigendste, die allerschönste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen." Beiläufig ein Motiv, das man in Stifter's „Brigitte" stets edel und berechtigt gefunden, in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue", auf Autorität unserer Literarhistoriker hin, stets als unwürdig und schwächlich getadelt hat. Der große Vorzug der Erzählung besteht darin, daß die Natur hier nicht ein ruhender Hintergrund ist, sondern in die Handlung mit eingreift. Die Steppenwölfe, welche den jungen Stephan gefährden, führen die Katastrophe herbei.

„Die Narrenburg" ist ein phantastisches Capriccio, welches an Jean Paul, Tieck, Hoffmann erinnert und eigentlich aus der Stifter'schen Darstellungsweise herausfällt. Es war hier mehr die Architektur- als die Landschaftsmalerei, welche den Autor anzog: die Darstellung der verschiedenen Baustile, in denen die Gebäude der Narrenburg aufgeführt sind. Das Testament ist Jean Paulisch, wie wir oben bereits erwähnten, und der wahnsinnige Castellan ein Hoffmann'sches Versatzstück. Wenn schon hier das Naturgemälde zurücktrat, so ist dies noch mehr in der Erzählung „Das alte Siegel" der Fall, welche am meisten einen novellistischen Charakter und noch dazu einen pikanten neufranzösischen Zug hat. Trotz aller Verschleierung und zarten Verschämtheit, die der Stifter'schen Muse eigenthümlich ist, schimmert hier die Grellheit des ursprünglichen Motivs aufdringlich genug hindurch. Die Liebesepisode des jungen Hugo und der geheimnißvollen Cöleste schwebt in einem eigenthümlichen Dämmerlichte, das auch später nicht der wünschenswerthen Klarheit weicht. Man fragt sich immer noch, was überwiegend war in Herz und Geist der liebenswürdigen Sünderin, die leidenschaftliche Neigung oder die Speculation, eine kinderlose Ehe zu verbessern? Uebrigens ist dieser Hugo einer der wenigen Stifter'schen Helden, welche nicht in Naturschwelgerei und schönseligem Lebensgenuß aufgehen, sondern den Trieb zu energischer That besitzen und im Feuer der Befreiungskriege bewähren.

Gegenüber dieser pikanten Novelle ist die „Mappe des Urgroßvaters" eine Idylle zu nennen. Wie Jean Paul die Landschullehrer, einen Wuz, Fibel, Quintus Fixlein zu Helden seiner Idyllen wählte, so zieht Stifter es vor, einen Landarzt zum Träger der seinigen auszuwählen. Hier ist nicht von spannenden Ereignissen, nur von stiller Wirksamkeit die Rede. So tritt von selbst das Naturbild in den Vordergrund, und die Schilderung einer Winterreise des Landarztes zeigt, mit welcher Meisterschaft der Autor die Eigenthümlichkeit der Landschaft in jeder Jahreszeit zu erkennen und zu gestalten weiß.

Mit dem Erscheinen des sechsten Bandes der „Studien" schließt Stifter's erste Epoche, und man kann wol sagen, seine schriftstellerische Glanzepoche ab. Seine Amtsthätigkeit, die er als Schulrath in Linz bis 1865 fortführte, ebenso unterstützt wie anerkannt von dem befreundeten Statthalter Oberösterreichs, Freiherrn Eduard von Bach, ließ ihm indeß hinlängliche Muße, schriftstellerischen Neigungen nachzugehen. Er veröffentlichte im Jahre 1853 zwei Bände Erzählungen unter dem Titel „Bunte Steine", im Jahre 1857 eine dreibändige Erzählung: „Nachsommer", und in den Jahren 1865—67 die ebenfalls dreibändige geschichtliche Erzählung „Witiko". Gegen Ende 1863 begann er zu kränkeln und fand in dieser Zeit die wirksamste Unterstützung bei dem trefflichen Körper- und Seelenarzt Dr. Essenwein, der ihm ein theilnehmender Freund wurde. Dem Rathe Essenwein's und Oppolzer's folgend, besuchte Stifter im Frühling 1865, 1866 und 1867 Karlsbad und brachte den Sommer größtentheils im Bairischen Walde am Fuße des Dreisesselberges zu. Im November 1865 wurde er zum Hofrath ernannt und mit seinem

Digitized by Google

ganzen Gehalt in den Ruhestand versetzt. Er lebte nun in Linz ausschließlich seinen dichterischen und wissenschaftlichen Bestrebungen und trieb zu seiner Erholung Malerei und Blumenpflege. So sehr er als Dichter einheimisches Gewächs pflegte und Feldblumenkränze zu winden liebte, so hatte er doch als Blumist eine Vorliebe für exotische Pflanzen und besaß namentlich eine nicht unansehnliche Cactussammlung. An Auszeichnungen mannichfacher Art fehlte es dem beliebten Autor nicht. So erhielt er im Jahre 1867 das Ritterkreuz des Falkenordens vom Großherzog von Weimar, nachdem er bereits 1854 vom Kaiser von Oesterreich mit dem Franz-Joseph-Orden decorirt worden war. Während sich Stifter mit der Vervollständigung der „Mappe des Urgroßvaters" zum Zweck einer abgesonderten Herausgabe beschäftigte und an einer andern geschichtlichen Erzählung, „Zavis" (von Rosenberg), arbeitete, jedenfalls einem böhmischen Pendant zu „Witiko", stellte sich das Leiden, von dem man ihn ganz genesen glaubte, wieder bei ihm ein und er verschied infolge eines heftigen Rückfalls am 28. Jan. 1868 in Linz. Oesterreich verlor in ihm seinen ersten Prosaiker, Deutschland einen Meister in der Darstellung landschaftlichen und geistigen Stillebens.

Freilich auf diesem Gebiete war kaum eine Steigerung möglich, und wenn Stifter in der zweiten Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit dasselbe zu erweitern suchte oder sich auf ein anderes Gebiet begab, welches etwas seitab von dem heimischen Terrain seiner Muse lag, so konnte hier der Fortschritt mit Recht angezweifelt werden, und die Erfolge entsprachen nicht den Erwartungen.

Schon in den „Bunten Steinen" zeigte sich die Gefahr einer einseitigen Richtung, die sich ihren aparten Stil schafft — die „Manier". Wo der freie Fluß und Guß schwindet, da treten alsbald Verhärtungen und Verknöcherungen ein. Die Erfindung wird wunderlich und strebt durch das Bizarre zu wirken; die Darstellung sucht die Würde in einem steifen Faltenwurf. Stifter selbst will in den „Bunten Steinen" allerlei Spielereien für junge Herzen liefern; doch es sind meistens höchst seltsame Exemplare, die er zur Schau stellt. Die Erfindung der meisten Erzählungen könnte nur ansprechend werden durch eine humoristische Behandlung; die feierliche Grandezza aber, mit welcher hier die unbedeutendsten Ereignisse dargestellt werden, erhöht nur den Eindruck des Trivialen.

Sehen wir uns nur die Erzählungen des ersten Bandes näher an. Die erste Erzählung: „Granit", könnte mit größerm Recht „Wagenschmiere" heißen. Wenn der Mann, der diese Flüssigkeit zum Verkauf hat, dem jungen Helden der Geschichte die Füße einschmiert und dieser dann die saubere Stube der Mutter mit seinen Fußstapfen verunreinigt, so kann diese Begebenheit bei einer humoristisch-witzigen Darstellung vielleicht Heiterkeit erregen; doch mit diesem nicht wankenden Ernst erzählt, ist sie geradezu von einer unleidlichen Banalität. Entschädigen mag dafür die reizende Wald- und Kinderidylle aus der Pestzeit; doch ist die äußere Verknüpfung der Rahmenerzählung mit dieser poetischen Einlage so lose, daß man die innere Ungleichartigkeit doppelt empfindet. In der zweiten Erzählung: „Kalkstein", ist der im Wasser des Flusses herumplätschernde Pfarrer eine Figur, die, mit einiger Bonhomie und Jovialität ausgestattet, in der humanen Fürsorge für die Kleinen des Dorfes einen durchaus erquicklichen Eindruck machen müßte. Doch in diesem Ernst der Zeichnung und Auffassung erscheint er mehr an einer fixen Idee leidend und die Vorgeschichte aus der Gerberei sowie die Jugendliebe, deren Erinnerungen mit frischgewaschener Wäsche aufs engste verknüpft sind, haben etwas Gesuchtes in den Motiven, das ebenfalls nur durch freies Spiel des Humors gemildert werden konnte. Die Vorzüge der Naturmalerei in dieser Novelle haben wir bereits hervorgehoben, müssen aber noch hinzufügen, daß auch hier dem Motiv die künstlerische Freiheit fehlt, indem es einer mineralogischen Specialität entlehnt ist. Der dritte bunte Stein: „Turmalin", gehört offenbar zu den farbigen Glasstücken, von denen der Autor in der

Digitized by Google

Einleitung spricht. Hier ist alles verzwickt und verzwackt; der Rentier ein Sonderling, das Kind mit dem großen Kopf eine Hoffmann'sche Fratze. Das, was bei der ganzen Geschichte interessiren könnte, ist blos angedeutet, von psychologischer Entwickelung keine Spur, nirgends eine Aufklärung darüber, warum der zurückgekehrte Rentier Pförtner in einem verlassenen Hause wird; dagegen wird die Aeußerlichkeit hier mit einer unerträglichen Breite ausgemalt, unerträglich deshalb, weil es sich hier nur um die Schilderung städtischer Localitäten und Einrichtungen handelt, denen der freie poetische Hauch des Naturlebens fehlt.

Mehr oder weniger gilt dies auch von den andern „Bunten Steinen", etwa das Krystallglas des „Christabends" ausgenommen; es sind viel bunte Schlacken und Scherben darunter, seltsam geformt, doch meist von trockener Bizarrerie. Das Befremdliche kann nur durch den Fluß des Humors zu künstlerischer Geltung gebracht werden.

Mit der Erzählung „Nachsommer" betrat Stifter das Gebiet des dreibändigen Romans. Der Stoff war kaum so ausgiebig und reich wie derjenige vieler „Studien"; doch die Behandlung ging in epische Breite. Das an und für sich berechtigte Thema des Romans war der Entwickelungsgang des Helden, der hier indeß mit zu scharfer Betonung des pädagogischen Elements vorgeführt wurde. Wenn Stifter sich früher an Jean Paul anlehnte, so lehnt er sich in diesem Roman an das Goethe'sche Muster an. Der Grundgedanke des „Nachsommers" ist schon mit den frühesten Träumereien unsers Autors verwebt; seine ersten Keime finden sich in den „Feldblumen", wo sie gleichsam noch maigrün am Boden haften, während sie sich im „Nachsommer" zu einem breitästigen Baum entfaltet haben. In dem Kapitel „Wiesenbocksbart", dessen Ueberschrift schon einen phantastischen Zug andeutet, phantasirt der Held von idealen Ehepaaren, die er an einen schönen See haben möchte, z. B. dem Traunsee, der so reizend aus schönem Hügellande ins Hochgebirge zieht. „Dort baue ich zwei, drei Landhäuser fast altgriechisch einfach, mit Säulenreihen gegen den See, nur durch einen schönen Blumengarten von ihm getrennt. Aus dem Garten führen zehn breite Marmorstufen zu ihm hinunter, wo unter Hallen die Kähne angebunden sind, die zu Lustfahrten bereit stehen. Der Garten hat Glashäuser für die Tropengewächse, sie sind ganz aus Glas mit eisernem Gerippe, nur äußerlich mit einem Drahtgitter gegen den Hagel überspannt. Auch ganz gläserne Säle fehlen ihm nicht, daß man wie in einer Laterne mitten in der Paradiesesaussicht schwebe. Von dem Garten wieder auf zehn Stufen steigt man zum Landhause, das den Eintretenden mit einer Säulenrundung empfängt. Diese Rundung ist durch Glas zu schließen, hat an der Hinterwand Sitze und rings stehen rundblätterige Topfpflanzen als da sind: Oleander, Camellien, Orangen u. s. w. Zwischen diesen glänzen Marmorbilder. Zu den Seiten dieser Halle und über ihr sind die Zimmer, zu denen breite, sanfte lichte Treppen mit Standbildern führen. Das ebene Dach ist ganz mit Blumen, Bäumchen und Sitzen bedeckt. Von ihm ragt der astronomische Saal empor. Auch ein paar Spiegelzimmer dürfen nicht fehlen, von dem Fußboden bis zur Decke Spiegelebenen, im Vieleck gestellt, mit veränderlichem Neigungswinkel, daß man im lustigen Humor die Aussicht durcheinanderwirren und stückweise zerwerfen kann. Der naturwissenschaftliche Saal ist hinten im Baumgarten. Am Hause rückwärts bilden zwei Flügel einen Hof mit — nicht Ställen, sondern — Zimmern für die Thiere, die fast ängstlich rein gehalten werden. Man hegt deren allerlei und jede Gattung hat ihren geräumigen Spielplatz. Der Obst- und Gemüsegarten ist sehr groß und liefert durch gute Pflege genug und erlesenes Obst in die Winterbehältnisse. Park ist keiner, weil ohnehin einer da ist, den die Natur meilenweit umhergelegt hat mit Seen, Strömen, Alpenwässern, Matten, Felsen, Wäldern, Schneebergen u. s. w., nur mit kunstlosen Pfaden und Ruheplätzen wird nachgeholfen, aber nur äußerst vorsichtig, daß ja nichts verkleinlicht werde. Die einzelnen Landhäuser

Digitized by Google

— denn die Ehepaare sind die besten Freunde — sind durch Säulengänge verbunden, in denen im Sommer die Orangensammlung steht. In diesem Tusculum nun wird gelebt und eine Schönheitswelt gebaut. Der Himmel segnete die Ansiedelung mit Weltgütern (sonst hätten sie die Landhäuser gar nicht erbauen können) und keiner der Männer ist an ein sogenanntes Geschäft gebunden, das ihm die allerschönsten Lebensjahre wegfrißt und das Herz ertödtet, sondern jeder weiht seine Thätigkeit nur dem Allerschönsten und sucht, soviel an ihm ist, das Reich der Vernunft auf Erden zu gründen. Wissenschaft und Kunst werden gepflegt und jede rohe Leidenschaft, die sich äußert, hat Verbannung aus dem Tusculum zur Folge. Kurz, ein wahres Götterleben beginnt in dieser großartigen Natur unter lauter großen sanften Menschen. Auch für ihre etwa kommenden Kinder ist mir nicht bange; sie werden schon recht erzogen werden."

Das ist das Motiv, das Stifter, wenn auch mit veränderter Scenerie, im „Nachsommer" ausgeführt; der Cultus des καλον καγαθον als Lebensaufgabe, die behagliche schöne Existenz auf der Grundlage reichzugemessener Lebensgüter, das Götterleben lauter großer sanfter Menschen. Auch die Leidenschaft, welche das olympische Göttermahl bisweilen störte, den Zeus seine ambrosischen Locken schütteln ließ und die lilienarmige Here zu geifernden Gardinenpredigten anregte, ist aus dem Kreise verbannt, wo Stifter Nektar und Ambrosia credenzt. Hier herrscht eine Sanftheit wie bei den lotosessenden Sterblichen und das Leben bewegt sich nur nach dem sanften Stundenzeiger einer Blumenuhr.

Den Mittelpunkt der Handlung bildet das Rosenhaus. „Das Haus war über und über mit Rosen bedeckt und wie es in jenem fruchtbaren hügeligen Lande ist, daß, wenn einmal etwas blüht, gleich alles miteinander blüht, so war es auch hier; die Rosen schienen sich das Wort gegeben zu haben, alle zur selben Zeit aufzubrechen, um das Haus in einen Ueberwurf der reizendsten Farbe und in eine Wolke der süßesten Gerüche zu hüllen."

Ein solches Rosenhaus ist die ganze Dichtung; aber sie theilt noch eine andere Eigenthümlichkeit mit dieser Wohnung der stillen und sanften Menschen. Von dem Haupteingang des Hauses führt ein mit Marmor gepflasterter Gang herein; doch um diesen so edeln und schönen Marmor, der an sich so vortrefflich ist und hier ganz meisterhaft geglättet war, zu schonen, stehen stets einige Paare gelblicher Filzschuhe bereit, in welche man hineinfährt, wenn man über den glatten Spiegel des Fußbodens dahinwandeln will.

Wir rathen jedem Leser, diese gelblichen Filzschuhe anzuziehen, wenn er über den classischen Marmor der Stifter'schen Dichtung zu wandern gedenkt. Machen doch auch alle ihre Helden und Heldinnen den Eindruck, als ob sie in diesen Filzschuhen durch die Handlung glitten; man hört keinen lauten Schritt und nirgends trübt ein Hauch, ein Flecken die Stätte, die sie wandelnd weihen. Kein Heiligenschein umgibt ihre Stirnen, es geht kein ambrosisches Leuchten von ihnen aus, aber man muß näher hinsehen, um sich zu überzeugen, daß es nicht gemalte Menschen sind, die, aus dem Rahmen herausgetreten, unter den Lebenden einherschreiten. Dabei sind es keine Schwärmer, wie die Helden Jean Paul's und die Helden der Stifter'schen „Feldblumen", keine Victors und Emanuels, die in Sonnenaufgängen und Sternenhimmeln schwelgen; es sind praktische Menschen, die sich auf Blumenzucht, Garten- und Feldbau, Kunsttischlerei, Stallfütterung verlegen, das Nützlich-Schöne ohne Schwärmerei betreiben, nur mit Verständniß, mit klarem Blick und Geschmack.

Doch eine Gefahr brachte die Breite der Ausführung mit sich. Was als utopistische Träumerei, gleichsam nur mit den phosphoreścirenden Linien der Phantasie hingezeichnet, stimmungsvoll wirkt und jedes Gemüth anzieht, das macht, in der realen Darstellung, die jedes Detail erschöpft, doch einen andern Eindruck, als der Dichter beabsichtigte, den Eindruck einer Schönseligkeit, einer Pflege des Lebensgenusses, einer optimistischen Ab-

Digitized by Google

sperrung von der Welt, eines gewissen Mangels an Thatkraft und Muth, sich auch mit den Herbheiten der Existenz einzulassen. Daß diese Isolirung überdies eine künstliche ist, läßt sich leicht nachweisen. Der ästhetische Rosenhof mit seiner Blumenpracht und seinen Prunksälen ist im Grunde doch immer eine Besitzung, deren Bestand auf landwirthschaftlicher Grundlage ruht. Nun führt uns der Autor auch in die Landwirthschaft ein, in die Ställe und Scheunen, zu den von hohen Gebüschen umfangenen Düngerstätten; wir erfahren manches über Wiesenbau, Baumzucht u. s. w.; aber dies ganze landwirthschaftliche Gemälde macht einen ähnlichen Eindruck, als wäre es ein Bild mit Puppen in einem Drehkasten, der nicht aufgezogen worden ist. Alles steht still, liegt wie in tiefer Ruhe vor uns; nirgends sehen wir Leben und Bewegung; der ganze landwirthschaftliche Verkehr mit der Außenwelt, Handel und Wandel ist nicht vorhanden. Es würde uns um jede Illusion bringen, wenn wir den schönseligen Baron sähen, wie er seine Wirthschaftsbücher revidirt oder gar in der nächsten Stadt im Schatten seiner zum Verkauf ausgestellten Wollsäcke promenirt. Derartige Berührungen mit der profanen Menschheit sind ausgeschlossen; diese Goldfischchen plätschern alle in einer Krystallglocke umher und führen ein ästhetisch schimmerndes Leben.

Außer dem Rosenhof und seiner Idylle sind es Bergwanderungen des jungen Helden im Hochgebirge, die zu Naturschilderungen Veranlassung geben. Die Klarheit und Durchsichtigkeit der Stifter'schen Darstellung tritt in diesen Alpenbildern sehr vortheilhaft hervor; doch wird der Eindruck, namentlich wenn man sie mit den Alpenbildern des „Hagestolzen" vergleicht, oft durch eine gewisse naturwissenschaftliche Absichtlichkeit getrübt; es fehlt jener Schmelz des Colorits, jene Wärme der Empfindung und Begeisterung, durch welche in den „Studien" das Naturbild in stimmungsvolle Beleuchtung gerückt wird. Die Entwickelung des Helden selbst entbehrt zu sehr aller jener scharfen Einschnitte, der Wandlungen und Katastrophen, welche sie bedeutsam machen könnten. Sie erscheint mehr als eine pädagogische Studie, welche einen vorbildlichen Sinn hat, als ein ausgeführter Erziehungsplan, dem man indeß mit Recht den Vorwurf machen dürfte, daß die Naturwissenschaft fast ausschließlich als bildendes Element betont und die Geschichte mit allen ihren großen Problemen ganz beiseitegesetzt wird. Die Erzählung selbst verläuft wie ein ruhiger Strom in geebnetem Bette. Die Liebe des jungen Selbstbiographen zu Natalien erscheint mehr als ein ästhetisches Empfinden, das weit entfernt ist von der Glut der Leidenschaft, und selbst die Vorgeschichte des alten Barons, die noch am meisten novellistisches Leben hat, ist in ihren Voraussetzungen höchst einfach und wenig fesselnd. Zwei Liebende müssen nach dem Willen der Aeltern ihre Wünsche vertagen; getrennt voneinander werden sie sich entfremdet und heirathen beide ohne Liebe nur aus Achtung. Diese Ehen werden durch den Tod gelöst; die Liebenden finden sich wieder, und in diesen Spätsommer der Empfindung spinnt uns der Dichter mit silbernen Fäden ein. Es sind die späten Rosen des Rosenhofs. Doch holt ein so ehrwürdiges Gefühl von zäher Dauer das Versäumte ein? Ist mit dem Zauber der Wehmuth nicht zugleich der Stachel eines verfehlten Lebens verbunden und hat nicht die Vorliebe des Dichters für solche ohnmächtige Empfindungen, denen die echte Lebensfreudigkeit fehlt, etwas Mißliches?

In der That, die Beleuchtung dieser Rosenidylle des Spätsommers, der Geist, der das ganze Werk durchweht und den Bildungsgang des jungen Helden bestimmt, dürfte kaum von ethischem Standpunkt aus gebilligt werden; es ist der Geist des Quietismus, in dessen verfänglichen Aether alle Gestalten getaucht sind, und noch dazu eines Quietismus, der sich mit den äußern Dingen einläßt, doch nur insoweit er sie zu seinem ästhetischen Behagen gebrauchen kann. Die schönen Seelen Goethe's versenken sich in die Mysterien der Religion, die Einsiedler Jean Paul's in die Tiefen ihres Naturenthusiasmus; doch diese Rentiers Stifter's haften im ganzen an der Oberfläche der äußern Dinge,

Digitized by Google

deren gefällige Gestaltung sie pflegen, und meinen sich mit der Bedeutung des Lebens abgefunden zu haben, wenn sie sich eine harmonische und anmuthige Umgebung schaffen. Damit hängt denn auch die Marmorglätte und Marmorkälte des Stils zusammen, dessen Adel und Reinheit mustergültig ist, dem aber doch jener Gluthauch der Empfindung, welcher die ersten Studien des Autors charakterisirte, und selbst die wohlthuende Wärme der spätern fehlt. Ist es doch bezeichnend genug, daß er bewegter und belebter wird, nicht gegenüber den großen Wundern der Natur und Kunst, sondern bei den Productionen des Kunstgewerbes, das doch nur für den Comfort und den Schmuck des Lebens sorgt. Dem Juwelier, der einen Smaragdschmuck gefaßt, wird die begeistertste Würdigung zutheil, welcher wir in der ganzen Erzählung begegnen. „Er huldigt keinem Zeitgeschmacke, sondern nur der Wesenheit der Dinge und hat ein so tiefes Gemüth, daß der höchste Ernst und die höchste Schönheit daraus hervorblicken. Oft wehte es mich aus seinen Gestalten so an wie aus den Nibelungen oder wie aus der Geschichte der Ottonen." Welchem großen Künstler könnte ein höheres Lob gespendet werden?

In dem Quietismus des „Nachsommers" liegt zugleich eine optimistische Schönfärberei unsers Erdenlebens, welche den denkenden Geist zum Widerspruch herausfordert. Es ist zwar das Recht der Idylle, das Vollglück in der Beschränkung darzustellen, wie es Jean Paul sowol definirt als auch trefflich gedichtet hat; doch solche ungetrübte Idyllen verlangen ein kleineres Maß. Eine dreibändige Erzählung kann nur ermüdend wirken, wenn sie gar keine zersetzenden geistigen Elemente in sich aufnimmt und sich in lauter arkadischen Stimmungen bewegt. Ueberhaupt ist es nicht die Aufgabe der Poesie, eine Harmonie darzustellen, deren Accorde von Haus aus in reinem Vollklang ertönen, sondern nur eine Harmonie, welche durch Ueberwindung der Dissonanzen geschaffen wird. Der Mangel an Humor, an Witz, an freien und kühnen Gedankenverbindungen erhöht die Eintönigkeit der Stifter'schen Darstellung, die es im „Nachsommer" wol zu vielen sinnigen Betrachtungen und plastischen Schilderungen bringt, uns aber zuletzt unter der erstickenden Fülle der Rosen, die er über uns ausstreut, den Athem raubt, wie es einst den Opfern des berüchtigten Sonnenpriesters auf dem Throne der Cäsaren widerfuhr.

Bei weitem größer als die Kluft zwischen dem „Nachsommer" und den „Studien" ist diejenige, welche sich zwischen Stifter's letztem Werk: „Witiko" (3 Bde., 1865—67) und allen seinen frühern Schriften aufthut. Hier betrat Stifter zum ersten mal den Boden der Geschichte und gab einen historischen Roman, der sich von allem, was auf diesem Gebiete bräuchlich ist, wesentlich unterscheidet.

Schon in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" hatte Stifter erklärt, daß er in der Geschichte des menschlichen Geschlechts manche Erfahrungen zu sammeln bemüht gewesen sei, und daß er einzelnes aus diesen Erfahrungen zu dichtenden Versuchen zusammengestellt habe; doch die Erlebnisse der letzten Jahre hätten ihn gelehrt, seiner Kraft zu mistrauen, sodaß er jene Versuche liegen ließ, bis sie besser ausgearbeitet oder als unerheblich vernichtet würden.

Möglich, daß sich „Witiko" bereits damals in der „Studienmappe" des Dichters befand! „Witiko" ist ein böhmischer Held, dessen Wiege wie die Wiege Stifter's an dem Ufer der obern Moldau stand. Verwickelt in die böhmischen Händel, welche zur Zeit der ersten Hohenstaufen das Land verheerten, zeichnet er sich durch seine Treue gegen den Herzog Wladislav aus, dem er mit den gerüsteten Waldleuten beisteht im Kampfe gegen die rebellischen Fürsten von Mähren, gegen den Gegenherzog Konrad von Znaym. Er hilft in mehrern Gefechten die siegreiche Entscheidung herbeiführen, erhält zum Lohne dafür eine Herrschaft in seiner Heimatgegend und baut sich eine Herrenburg südlich von Friedberg auf einer weitschauenden Höhe des Böhmerwaldes. Unter Friedrich Barbarossa

Digitized by Google

zieht er mit gegen Italien und betheiligt sich mit seiner Heerfolge an den Kämpfen mit Mailand. Er freit ein deutsches Mädchen, Bertha von Ingelbach, die ihm gleich bei dem Beginn seiner hier dargestellten Erlebnisse, mit Waldrosen geschmückt, im Bergwald begegnet. Die Waldrose, schon der Väter Zeichen, nimmt Witiko in sein erneuertes Wappen auf.

In dieser schlichten Erzählung ist durchaus nichts, was den Reiz romanhafter Spannung hätte; ja, man fragt sich, was den Dichter wol dazu begeistern konnte, aus einer fern liegenden Zeit einen Helden zu wählen, dessen Leben kaum hinreichendes Interesse für die Theilnahme der Gegenwart bietet?

Die Antwort darauf ist eine leichte; die Muse des Dichters war sein Heimatsgefühl, und wie sie schon früher gern zurückkehrte zu jenem „schwermüthig schönen Waldthale, dessen Bild der Dichter im Herzen trug seit der Zeit, als es ihm gegönnt war, dort zu wandeln und einen Theil jenes Doppeltraums zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich vereint gibt, den Traum der Jugend und der ersten Liebe", so fühlte er sich auch mächtig angeregt, diese geliebten Waldgegenden einmal mit den Gestalten der Vorzeit zu bevölkern, seinen Geburtsort Oberplan mit einem geschichtlichen Schimmer zu beleuchten, der jene entlegenen Bergthäler doch nur im Vorübergehen streifte. Da belebte sich auf einmal die Scenerie; alle die Stätten, die seinem Empfinden heilig sind, hallten die Fußtritte wandelnder Männer und den Lärm der Waffen wieder; hier waren Sammelplätze, von wo der Zug aus ging gegen Prag, der Herzogsstadt, nach Znaym in Mähren, nach Mailand in der Lombardei, und mittendrin stand ein jugendlicher Held, der sich hervorthat überall und Glanz und Ehre über diese weltferne Waldeinsamkeit brachte.

Der Wald, wo Witiko der anmuthigen Bertha begegnet, ist südlich von den Dreifesselsteinen, dem Hohenstein und Blockenstein, zu dessen Füßen am einsamen Bergsee die reizende Idylle des „Hochwaldes" spielt, ungefähr ein halbes Jahrtausend später; es ist dieselbe Scenerie, nur wilder, nur weniger gelichtet, doch im wesentlichen unverwandelt. Der Zusammenhang der beiden Erzählungen, dieser kurzen Studie aus dem Dreißigjährigen Kriege und jener langen Erzählung aus der Zeit der Hohenstaufen, ist indeß noch ein engerer.

In der Einleitung zum „Hochwald" erwähnt Stifter das Wiesenthal von Friedberg und die zerfallene Ritterburg von Sanct-Thoma auf der südwestlichen Höhe und schildert mit jener Begeisterung, welche pietätvollen Erinnerungen eigenthümlich ist, die Burgtrümmer und die entzückende Rundschau von ihnen aus: „Oft saß ich in vergangenen Tagen in dem alten Mauerwerke, ein lieb gewordenes Buch lesend oder blos den lieben aufkeimenden Jugendgefühlen gehorchend, durch die ausgebröckelten Fenster zum blauen Himmel schauend oder die goldenen Thierchen betrachtend, die neben mir in den Halmen liefen oder statt all dessen blos müßig und sanft den stummen Sonnenschein empfindend, der sich auf Mauern und Steine legte, oft und gern verweilte ich dort selbst, als ich das Schicksal derer noch nicht kannte, die zuletzt diese wehmüthige Stätte bewohnten. Ein grauer viereckiger Thurm steht auf grünem Weidengrunde, von schweigendem zerfallenem Außenwerke umgeben, tausend Gräser und schöne Waldblumen und weiße Steine im Hofraume liegend und von außen umringt mit vielen Platten, Knollen, Blöcken und andern wunderlichen Granitformen, die ausgesäet auf dem Rasen herumliegen. Keine Stube, kein Gemach ist mehr in wohnbarem Zustande, nur seine Mauern, jedes Mörtels und Anwurfes entkleidet, stehen zu dem reinen Himmel empor und tragen hoch oben manche einsame Thür oder einen unzugänglichen Söller, nebst einer Fensterreihe, die jetzt in keinem Abendroth mehr glänzen, sondern eine Wildniß schöner Waldkräuter in ihren Simsen tragen. Keine Waffen hängen an den Mauerbögen, als die hundert goldenen

Digitized by Google

Pfeile der schiefeinfallenden Sonnenstrahlen; keine Juwelen glänzen aus der Schmuckniſche als die ſchwarzen befremdeten Aeuglein eines brütenden Rothkehlchens; kein Tragebalken führt vom Mauerrande ſein Dach empor, als manch ein Fichtenbäumchen, das hoch am Saume im Dunkelblau ſein grünes Leben zu beginnen ſucht; Keller, Gänge, Stuben, alles Berge von Schutt, geſucht und geliebt von mancher dunkeläugigen Blume. Einer der Schutthügel ragt von innen bis gegen das Fenſter des zweiten Stockwerks empor. Dem, der ihn erklimmt, wird ein Anblick, der, obwol im geraden Gegenſatze mit den Trauerdenkmalen ringsum, dennoch augenblicklich fühlen läßt, daß eben er die Vollendungslinie um das beginnende Empfinden lege, nämlich über alle Wipfel der dunklen Tannen hin ergießt ſich dir nach jeder Richtung eine unermeſſene Ausſicht, ſtrömend in deine Augen und ſie faſt mit Glanz erdrückend. Dein ſtaunender und verwirrter Blick ergeht ſich über viele, viele grüne Bergesgipfel in webendem Sonnenduft ſchwebend und geräth dann hinter ihnen in einen blauen Schleierſtreifen — es iſt das geſegnete Land jenſeit der Donau mit ſeinen Getreidehängen und Obſtwäldern — bis der Blick endlich auf jenen ungeheuern Halbmond trifft, der den Geſichtskreis umfaßt, die Noriſchen Alpen. Der Große Briel glänzt an heitern Tagen wie eine lichte Flocke am Himmelsblau hängend, der Traunſtein zeichnet eine blaſſe Wolkencontour in den Kryſtall des Firmaments. Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht wie ein luftiger Feengürtel um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum ſichtbare Lichtſchleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrſcheinlich die Schneeberge der fernern Züge. Dann wende den Blick auch nordwärts; da ruhen die breiten Waldesrücken und ſteigen lieblich ſchwarzblau dämmernd ab gegen den Silberblick der Moldau; weſtlich blauet Forſt an Forſt in angenehmer Färbung und manche zarte ſchöne blaue Rauchſäule ſteigt fern aus ihm zu dem heitern Himmel auf. Es wohnet unſaglich viel Liebes und Wehmüthiges in dieſem Anblick.“ Es iſt die Geſchichte dieſer weitſchauenden Burg, welche die Phantaſie des Dichters fortwährend beſchäftigt. Die Zerſtörung der Burg durch die Schweden iſt das Thema des „Hochwaldes“; die Gründung der Burg durch „Witiko“ iſt der Gipfelpunkt des geſchichtlichen Romans, der den Namen dieſes Helden trägt. So knüpft ſich an locale Jugenderinnerungen die ſchöpferiſche Begeiſterung des Dichters.

Wohl aber muß der Poet ſich fragen, ob die innere Wärme ſeiner Empfindung auch ausgiebig und nachhaltig genug iſt, um ein größeres geſtaltenreiches Werk zu beleben und ſich mitzutheilen an zahlreiche Leſer, denen die Gegenden von Oberplan und Friedberg an und für ſich ſo gleichgültig ſind wie irgendwelche Bergthäler deutſcher Mittelgebirge?

Und dieſe Frage hat Stifter verſäumt ſich vorzulegen. Der Inhalt des Romans kann die Gegenwart nicht ſympathiſch berühren. Die innern Unruhen und Kämpfe Böhmens können uns kaum näher gerückt werden durch die Andeutung, daß die Sache, für welche Witiko mit Wladislav gegen die mähriſchen Fürſten kämpft, die Sache des Volks, der kleinen Leute iſt gegenüber der Herrſchſucht der Großen. Wird doch unſere wärmſte Antheilnahme für den Augenblick aufgeſpart, wo Witiko, durch Geſchenk des Herzogs, jene ganzen Waldgegenden zu eigen erhält und den freien Waldleuten zum Herrn geſetzt wird. So patriarchaliſch dieſe Herrſchaft geſchildert wird und ſo groß der Jubel der Männer von Oberplan und der Umgegend iſt, daß ſie einem ſo lieben Herrn pflichtig werden, der Zug unſerer Zeit geht nicht auf die Einſetzung, ſondern auf die Aufhebung ſolcher Pflichtigkeit, und dieſe Erhöhung des Helden über ſeine Mitkämpfer kann bei uns kein Gefühl der Rührung oder willigen Zuſtimmung hervorrufen.

Wer das Culturgemälde einer ſo entlegenen Vergangenheit entrollt, der wird eine große Klippe zu vermeiden haben, die Fehler gegen das Coſtüm, nicht blos das äußere Coſtüm der Lebensweiſe und der Sitten, ſondern auch das innere des Denkens und

Digitized by Google

Empfindens. Derartige Verstöße finden sich nicht in Stifter's „Witiko"; es herrscht nach allen Seiten hin die größte Treue und Sorgfalt in Wahrung des alterthümlichen Tons. Doch indem der Dichter jene Charybdis vermied, gerieth er hier in eine kaum minder verderbliche Scylla. Die alterthümliche Darstellungsweise, die den schlichten Stil biblischer Erzählungen und alter Chroniken drei Bände hindurch mit unerschütterlicher Consequenz festhält, wird auf die Länge dumpf, reizlos, langweilig und gibt den Gestalten eckige Umrisse und den Empfindungen einen frostigen Ausdruck.

So kosmopolitisch unsere Malerei ist und Heiligenbilder wie Götterbilder nach der Schablone liefert, ohne den Anforderungen des Zeitgeistes und der eigenen Inspiration Rechnung zu tragen, so wird es doch keinem Maler einfallen, im Stil eines Lukas Cranach seine Aufgaben zu lösen und eckige Gestalten zu malen, während die Kunst diesen Standpunkt längst überwunden hat. Stifter aber sucht im „Witiko" den Stil der modernen Prosa und Darstellungskunst auf den Standpunkt der Chronik herabzustimmen, und so erscheint auch dies Werk als eine „Studie", aber als eine unberechtigte, eine Studie im altfränkischen Stil von höchst erkünstelter Schlichtheit, deren Eindruck nur Ermüdung und Unbehagen ist. Kunstliebhaber mögen die meisterhafte Durchführung der gewählten Form schätzen; die Wahl dieser Form selbst ist ein entschiedener Misgriff. Schon die Wiederholungen derselben Formel, die oft seitenlang fortgehen, sind Formspielereien von einer Gedankenlosigkeit, die auf den gebildeten Sinn ertödtend wirken muß. Die Einfachheit der damaligen Cultur wird in solcher Form wol mit Homerischer Objectivität wiedergegeben; aber sie ist geistlos und der Gegenwart fremd. In Bezug auf das innere Leben tritt die Seichtigkeit dieser Darstellungsweise störend hervor. Die Chronik schildert nur das Geschehene, aber nicht die Motive, durch welche das Geschehene zur That wird, das ist Sache der Dichtung. Stifter aber läßt seinen Helden oft fortreiten, wir wissen nicht wohin und warum, und nach der breitesten Schilderung des Rittes erfahren wir erst ganz flüchtig den Zweck desselben. Die Motive, warum er die Mährenherzoge entkommen läßt, werden uns erst spät aufgeklärt und spielen dann auch noch verschwommen ineinander. Auch die Absicht romanhafter Ueberraschung ist in der Regel nicht vorhanden und könnte nur bei der Rettung des mährischen Bischofs Zdig in Betracht kommen. Ohne Ziel aber ist keine Spannung möglich und in die Tiefen der Seele hinabzusteigen ist nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht des Dichters.

Was an dem Werke erfreuen kann, wenn auch mehr die Kunstliebhaberei als den Kunstsinn, das ist das feine Schnitzwerk, die alterthümliche Ciselirarbeit, mit der einzelne geschichtliche Ereignisse und Gruppen ausgeführt sind: die Belagerung von Prag, die Schlacht bei Znaym, der Bischofssitz in Passau, die Burg der Babenberger auf dem Kalenberg, der Burgbau im Thomaswalde. Von holdseliger Keuschheit ist die Waldrosenidylle und die Liebesepisode Witiko's und Bertha's.

So verfehlt auch diese böhmische Chronik ist, die uns Stifter als geschichtlichen Roman auftischt, so kann dies die Bedeutung eines Schriftstellers nicht abschwächen, dessen inniges Naturgefühl und dessen meisterhafte Darstellung ihm nach wie vor einen Ehrenplatz auf dem deutschen Parnaß sichern.

Digitized by Google

Persien und die Türkei.

Von Hermann Bámbéry.

Nichts bekundet so sehr den Verfall des Islams, nichts so sehr seine schwache Aussicht auf eine dauernde Zukunft, als der sich allenthalben fühlbar machende Mangel an einheitlichen Ideen, als der Mangel eines Instincts, der zu gemeinschaftlicher Abwehr gegenüber dem zum bedrohlichen Schreckbild heranwachsenden Feinde führen könnte. Ob je derartige Tendenzen im Staatencomplexe der islamitischen Welt existirt haben, könnte niemand mit unbedingter Sicherheit behaupten. Lange ist es schon her, daß die Befolger der Lehre des arabischen Propheten, sich unter ein gemeinschaftliches Panier scharend, von der hellodernden Fackel ihres Glaubens auf einen und denselben Weg geleitet worden. Diese Fackel brannte nur unter den ersten Chalifen, während der Kreuzzüge und an einigen Orten zu der Zeit, als sich unbändige Mongolenscharen aus der officina gentium Mittelasiens, Verderben und Verwüstung einhertragend, gegen Westen stürzten. Ja man wäre fast geneigt zu behaupten, daß mit dem Erwachen des Lebensfunkens occidentalischer Welt das vom Koran angezündete Licht der Einheit in solchem Maße abnahm, in welchem der erste zur mächtigen Leuchte an dem weiten Horizonte seines jetzigen Wirkungskreises heranwuchs.

Wenn wir vom Innern Chinas über ganz Asien und Afrika bis zu den westlichen Ufern des Atlantischen Oceans hin auf das gigantische Reich des Islams blicken, wird uns dieser Mangel an einheitlichen Ideen dennoch nirgends so sehr befremden, als in der Türkei und Persien. Diese, mit Recht die islamitischen Großstaaten genannt, zählen eine compacte Masse von ungefähr 30 Millionen Rechtgläubigen, von 30 Millionen Menschen, die in Mohammed, den gottgesandten Propheten, in seiner Lehre den einzigen Weg zur Seligkeit erblicken; 30 Millionen, die auf Europa, als das uralte Nest des Giaurenthums, mit Abscheu hinsehen müssen, denen die Bekriegung der Andersdenkenden als erste Pflicht auferlegt ist. Wir Europäer pflegen uns im Taumel unsers schon sichern Sieges über den Osten nie in Combinationen über die einer eventuellen Allianz entsprießenden Kräfte einzulassen; unsere Cabinete haben in ihren diplomatischen Transactionen nie die Tragweite eines derartigen Schrittes in Betracht gezogen. Gleichwol könnte die letzte Anstrengung der den Todeskampf ringenden mohammedanischen Völker, sobald sie sich noch einmal vereinigten, ihnen einen gewaltigen Strich durch die Rechnung machen. Obwol entnervt, könnte der auf dem Boden liegende Feind sich krampfhaft zusammenraffen und ihnen kein unbedenklicher Gegner werden. Natürlich waren, wie die nächste Vergangenheit uns lehrt, alle derartigen Vorsichtsmaßregeln unnütz. Ich schreibe dieses nicht so sehr der großen Weisheit unserer Staatsmänner als eben ihrem falschen Sicherheitsgefühl zu, welches durch das thörichte Verfahren erstgenannter Großstaaten unterstützt wird. Tief durchdrungen von der Idee, daß die abendländische Civilisation viel erhabener, viel wohlthuender als die des Morgenlandes ist, wollen wir durch den Nachweis der irrthümlichen Politik, durch welche sich die Türkei und Persien schon lange und besonders in letzterer Zeit hervorthun, nicht gerade Anlaß geben, die Aufgabe Europas in Asien zu erschweren. Was kommen muß, wird kommen! Unser Einfluß wird und soll stets in wachsender Strömung gegen diese beiden Länder gerichtet sein, doch ist es im Interesse des hochwichtigen Gleichgewichts, wenn wir wünschen, statt vereinzelter und getrennter Kräfte eine starke einheitliche Barrière den hab- und ruhmsüchtigen Bestrebungen einer allzu großen europäischen Macht entgegentreten zu sehen. Gutes Einvernehmen zwischen den Höfen von Konstantinopel und Teheran würde den Fortschritt in der neuen Aera

Digitized by Google

keinesfalls stören, es könnte die Absicht des wohlmeinenden Europas ebenso sehr unterstützen, wie den Intriguen und weitgreifenden Planen des Hofes von Petersburg den Weg verrammeln.

Es mag vielen befremdend erscheinen, daß wir an die Eintracht solcher heterogenen Elemente, wie Türken und Perser, glauben können. Es ist wahr, die nationale, sociale und religiöse Differenz ist eine gewaltige, eine weit größere als alle derartigen Erscheinungen auf dem Felde politisch-socialer Zustände des Abendlandes. Die heutige Bevölkerung Irans, ein buntes Gemisch von den Ureinwohnern dieses Landes, von Türken, Arabern, Beludschen, Kurden und allerlei andern Ingredienzen asiatischer Volksmassen, hat trotz ihres chamäleonartigen Ursprungs dennoch das Gepräge altiranischer Cultur in ihrem Aeußern behalten; sie ist geschmeidig, körperlich und geistig flink, höflich und phantasiereich, theils unterthänig, theils arrogant stolz, von merklicher Rührigkeit, ohne das Epitheton „arbeitsam" zu verdienen, mit Einem Worte, ein großes Gemisch von Tugend und Laster, die ebenso wenig im einzelnen wie im ganzen mit den Charakterzügen der Türken verglichen werden können. Die Türken, die auch nichts anderes als ein Amalgam von seldschukischen Abenteurern, Griechen, Armeniern, Slawen, Kurden, Arabern u. s. w. sind, haben als kräftig herrschende Rasse die Eigenheiten ihres nationalen Charakters verbreiten können; dieser ist überall scharf ausgeprägt; ihre Indolenz, Schwerfälligkeit, Mangel an Witz und äußerlicher Grazie sticht so gewaltig von den Eigenschaften ihres Nachbars ab, daß man Türken und Perser bei näherer Betrachtung wirklich für Elemente ansehen muß, die nicht nur in keiner Nachbarschaft, sondern in gar keiner Berührung miteinander gelebt haben. Daß sich infolge dieser ursprünglichen Eigenschaften die beiden Staaten anders gestalten mußten, ist wol einleuchtend. Der Iranier, ob Eingewanderter oder Ureinwohner, hat sich stets als Musterbild islamitischer Cultur betrachtet, in sich den Meister in Poesie, Musik, Philosophie und andern Wissenschaften gesehen und den Türken als den Repräsentanten der rohen Kraft und als Barbaren gescholten. Dieses ist eine althergekommliche Sitte, welche, da die Verwüster und Zerstörer Irans zumeist Türken waren, durch die Geschichte gerechtfertigt ist, und wenngleich das alte Verhältniß hier heute bei weitem nicht mehr existirt, haben die Perser doch, als urwüchsige Orientalen, die sich an das Alte starr anklammern, hierin ihre Ideen nicht verändern wollen. Respect konnte ihnen ihr westlicher Nachbar nie einflößen, aber auch sie dem letztern nicht, der in ihnen die Hinterlistigen und Feigen, die Wahrheitslosen, die Menschen ohne jedes Princip sieht. In Iran haben der häufige Dynastienwechsel und die mit demselben verbundenen Bürgerkriege wilde Tyrannei, diese wieder List und Trug geschaffen. Es bildeten nicht nur sämmtliche Provinzen sehr selten ein compactes Ganze, der Parteienkampf sonderte sogar einzelne Stämme und Familien ab, jeder hatte sein unmittelbares, eigenes Interesse vor Augen, und auf die Wohlfahrt des ganzen Landes war man wenig oder gar nicht bedacht. In der Türkei, wo die Tyrannei schwächer, die Furcht vor den christlichen Elementen stärker war, haben die Osmanli, ob de pur sang oder Proselytenabkömmlinge, stets fest vereint gegen innere oder äußere Feinde zusammengehalten. Auch die Anhänglichkeit an das Herrscherhaus, das seit der Gründung des Reichs hier nicht wechselte, war eine bedeutend stärkere als im Nachbarlande, und dieser Unterschied findet sich noch heute in allen Institutionen, in allen Sitten und Gebräuchen beider Völker vor.

Was aber am meisten den Samen des Zwiespalts säete und jede Möglichkeit des einheitlichen Zusammenlebens hinderte, das war die Religion. Man muß nicht glauben, daß das Schisma durch den Successionsstreit der ersten Chalifen, durch die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der Prätensionen Ali's eine derartige Kluft schuf, wie wir sie heute

Digitized by Google

zwischen den beiden Glaubensgenossen antreffen; nein, diese ist nur von der Herrschsüchtigkeit und dem Egoismus hierarchischer oder weltlicher Fürsten im Laufe der Zeit so erweitert worden; man hat Schiismus für identisch mit Iranismus erklärt, man hat in jeder Annäherung an sunnitische Elemente schon zur Zeit der Dilemiten eine Gefahr für die Selbständigkeit Irans erblickt; es darf uns daher nicht wundern, wenn die beiden Sekten es nach mehr als hundertjährigem Streben und Trachten in dieser Richtung so weit gebracht haben, daß sie sich untereinander, besonders wie dies von seiten der Iranier der Fall ist, kaum als Glaubensgenossen mehr betrachten wollen. Kleinigkeiten, wie z. B. die Form der Waschungen, der Gebete, die Kleidertracht u. dgl. Aeußerlichkeiten, haben für die Orientalen eine fast unglaubliche Tragweite. Daß der Perser beim Gebete statt des Teppichs das fünfeckige Ziegelchen aus kerbelaischer Erde gebraucht, daß er bei den frommen Waschungen den Unterarm nicht in der Richtung vom Ellnbogen zur Hand, wie es die Sunniten thun, sondern umgekehrt von der Hand gegen den Ellnbogen zu wäscht*); daß er jeden, der nicht dem Koran folgt, für unrein und befleckend, und nicht wie der Sunnite blos für einen Ungläubigen ansieht, daß er sich im Gebet statt nach der südöstlichen Richtung gegen Mekka lieber gegen Kerbela und Nedschef wendet, sind nicht nur einfache Religionsgebräuche, sondern mächtige Lebensfragen, die eine Religionstrennung von wilderer Erbitterung hervorgerufen haben, als bei uns in Europa selbst im allerersten Anfange des Protestantismus stattfand.

Die Existenz der Glaubensverschiedenheit und des mächtig erweiterten Bruchs wird niemand leugnen können. Daß man, um diesen letztern herbeizuführen, während der verflossenen Jahrhunderte alle möglichen Hebel in Bewegung setzte, darf uns nicht wundern. In jener Zeit hatte der Islam noch keinen gefahrvollen Gegner, Rußland und Europa existirten nur dem Namen nach, der Islam war selbst der Angreifer und hatte wirklich an Defensivmaßregeln nicht zu denken. Desto mehr kann es uns heute, namentlich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, befremden, wie Türken und Perser, vollauf überzeugt, daß die russischen Plane gleich einem verhängnißvollen Damoklesschwerte über ihrem Haupte hängen, dennoch immer in der frühern über Zwist und Uneinigkeit brütenden Stellung verharren. Daß sie, die in dem Kindesalter schon aus der Lockmann'schen Fabel des Löwen mit den zwei kämpfenden Ochsen das „Divide et impera" in klarster Anschaulichkeit kennen gelernt haben, dennoch nicht einsehen wollen, wie alle Tendenzen des Hofes von Petersburg auf ihren gemeinschaftlichen Untergang hinarbeiten, das ist um so auffallender, als man in Teheran und in Konstantinopel, den großsprecherischen Ton europäischer Civilisation gebrauchend, mit vieler Wichtigkeit von Diplomatie, diplomatischen Kniffen und politischen Combinationen spricht. Daß dieses Gebaren der betreffenden Höfe, namentlich des Hofs von Teheran, nicht der Weg zum Heile sei, und daß man von der Politik der Sefeviden heute schon abstehen müsse, das hat Nadir-Schah in seinem übrigens scheiternden Versuche, den Bruch zwischen Sunniten und Schiiten zu heilen, uns

*) Diese Sitte erinnert mich an einen scherzhaften Fall, der mir während meines Incognito in Bochara begegnete. Wie bekannt, pflegt die Verschiedenheit des Waschens des Unterarms sichtbare Folgen nach sich zu ziehen. Den Sunniten wachsen an diesem Theile des Körpers, infolge fünfmaliger täglicher Waschungen von der zartesten Jugend an, die Haare mit der Spitze zur Handfläche, bei den Schiiten umgekehrt, mit der Spitze zum Ellnbogen; und da man aus dieser Lage des Haarwuchses auf die Religionssekte des Betreffenden zu schließen pflegt, so stelle man sich das Staunen und die Verwunderung einiger Bocharioten vor, als sie bei mir entdeckten, daß meine Haare weder auf- noch abwärts, sondern rund um den Arm herumwuchsen. „Ein merkwürdiger Muselman das", sagten sie, „eine unbekannte Rasse"; und ich werde gewiß noch heute von vielen als eine Fehlgeburt islamitischer Haarwüchsigkeit angesehen.

Digitized by Google

schon zur Genüge bewiesen. Es war die Expedition Peter's des Großen nach den kaukasischen Ufern, die ihm einen Wink für die Ersprießlichkeit der Allianz der beiden Großmächte gab. Mit seinem Tode wurde die Idee wieder gänzlich aufgegeben, und die Dynastie der Kadscharen hat seit der Thronbesteigung derselben trotz all ihres türkischen Ursprungs, trotz allen Hasses, welchem sie von seiten ihrer echt persischen Unterthanen ausgesetzt ist, es nicht nur unterlassen, dem Hause der ottomanischen Fürsten, dieser alten Stammverwandten, sich zu nähern, sondern einzig und allein die Kadscharen sind es, die nicht nur jede mögliche Gelegenheit versäumt haben, den Haß der Völker auszurotten, die sogar seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zur Anfachung der Flamme des Zwiespalts am meisten beitrugen, uneingedenk dessen, daß diese Flamme ebenso sehr dem Siegeszuge ihrer gemeinschaftlichen Feinde leuchtet, wie Iran selber mit der gefährlichsten Brandwunde bedroht.

Von der Zeit an, wo General Olivier durch Napoleon nach Teheran geschickt wurde, um ein Bündniß zwischen Persien und der Türkei gegen Rußland zu Stande zu bringen — Versuche, die übrigens trotz aller mächtigen Kämpfe des Aga-Mehmed-Chan, Stifters der kadscharischen Dynastie, gegen die anstürmende Macht Rußlands scheiterten — bis heute, wo Rußland am Araxes fußt und am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres, in den ehemaligen tschirkassischen Bergen, Festungen errichtet, haben sich für Türken und Perser manche Gelegenheiten dargeboten, ihrem gemeinschaftlichen Feinde bedeutende Hindernisse in den Weg zu legen.

Es ist merkwürdig, daß diese brennende Frage einer Föderation nicht nur keinem von den beiden Theilen eingefallen ist, sondern daß man alle erdenklichen Veranlassungen zu Zwistigkeiten aufsuchte. Es waren zumeist die Grenzwirren, welche sowol unter Feth-Ali-Schah und Mohammed-Schah, wie später unter Sultan Mahmud und Sultan Abdul-Medschid einer Einigung störend in den Weg traten. Wie bekannt, ist bei der orientalischen Regierungsweise die vom Centralpunkte der Verwaltung fern liegende Provinz am schlechtesten regiert, am meisten der Anarchie und Zügellosigkeit ausgesetzt, sodaß der Mangel an Communication nicht nur Waarentransporte, sondern selbst die Ueberbringung der Regierungsbefehle erschwert. Ja, so wie im ganz gewöhnlichen Leben der Höfling und Beamte in Gegenwart seines Herrn zittert, während er bei stufenweiser Entfernung von der Schwelle des großherrlichen Palastes die überspannte Ehrfurcht und knechtische Unterwürfigkeit verliert, so verlieren auch die Beamten, entfernt von der strafenden Hand ihres Oberherrn, nicht nur bald allen Respect, sondern geberden sich wie anmaßende unumschränkte Vasallen. Dieses Verhältniß ist am meisten auf die Grenzprovinzen der Türkei und Persiens anzuwenden, auf jenes Stück Land, welches sich von Bajazid bis zum Meere von Basra erstreckt. Die Ejalete von Kurdistan und Arabistan waren namentlich bei den Türken noch vor 30 Jahren mehr als Lehen betrachtet, die betreffenden Paschas, die als Gouverneure dahin geschickt wurden, handelten stets auf eigene Faust und haben sich mit politischen Combinationen sehr wenig beschäftigt. Ebenso steht es noch heute mit den Walis, die von Teheran nach der Westgrenze des Reichs geschickt werden. Da hier, wie zu alten Zeiten, die Aemter den Meistbietenden zufallen, so pflegen die betreffenden Chans, denen nur ihre Bereicherung und nicht die Verwaltung der Provinzen am Herzen liegt, sich nur wenig um das friedliche Zusammenleben, um die einheitlichen Ideen des Islams zu bekümmern. Hier gilt noch heute der Schah viel weniger als der Sultan vor 30 Jahren. Kein Wunder daher, wenn auf allen Punkten, wo diese Großstaaten sich als Grenznachbarn berühren, fortwährend Streitigkeiten entstehen, kein Wunder, wenn in jedem Augenblick durch stete Reibung der Beamten Funken

Digitized by Google

emporsprühen, die bei ungeschickter oder willkürlicher Handhabung bald in die helle Flamme der Zwietracht ausschlagen.

Die kleinlichen Kämpfe und Wirren verschweigend, wollen wir nur die Kriege, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vorgefallen, berühren. Im Jahre 1821 (1236 der Hegira) haben die Gouverneure von Erzerum und Azerbajdschan die beiden islamitischen Staaten in eine Fehde verwickelt. So wie es heute der Fall ist, so waren auch damals die kurdischen Nomadenstämme Ursache hierzu. Abbas-Mirza überschritt die Grenzen Irans, nahm Toprakale, Diadin, Bidlis und andere Grenzorte Turkestans ein. Die Türken fielen indeß bei Kirman-Schah ins Perserland, wurden aber von hier zurückgedrängt, von den Persern geschlagen, und wäre der befehligende persische General nicht an seinen Wunden gestorben, so wäre Bagdad gewiß gefallen. Auch im Norden waren die persischen Waffen glücklich. Abbas-Mirza, der tüchtige Sohn Feth-Ali-Schah's, schlug den Gouverneur von Erzerum gänzlich aufs Haupt, bis endlich nach vielem Blutvergießen von beiden Seiten Friede geschlossen wurde; und außer der großen Beute, welche die habsüchtigen Söhne Irans in ihren Besitz brachten, blieb alles wie vorher. Hierauf herrschte zwischen beiden einige Zeit Friede, ein Friede, den der schwere Kampf, welchen Persien gegen Rußland zu bestehen hatte, und nicht die Friedfertigkeit an sich schuf; denn kaum war Feth-Ali-Schah nach einer siebenunddreißigjährigen Regierung gestorben und in dem prächtigen Mausoleum zu Kum beigesetzt, als Mehmed-Schah, oder besser gesagt, sein vom Hofmeister zum Premierminister avancirter Vezier, auf die drollige Idee kam, die Fabrikate seiner Kanonengießereien, denen der frühere Pädagog und Gelehrte mit vollem Eifer anhing, im offenen Treffen versuchen zu wollen.

Es war im Jahre 1843, als das Bombardement und Massacre von Kerbela die Herzen der schiitischen Perser aufs tiefste verletzte und ein solch gewaltiges Gefühl des Hasses und Zornes gegen die Sunniten und deren Repräsentanten, den Sultan von Konstantinopel, erregte, daß das kriegslustige Cabinet von Teheran sich auch wirklich bald mit der Türkei in einen Krieg eingelassen hätte, wenn der ruhmsüchtige Eifer des sonderbaren Veziers durch den unglücklichen Ausgang des Kriegs mit Afghanistan nicht gedämpft worden wäre. Bekanntlich ist jene einige Tage weit von Bagdad gelegene Stadt dadurch, daß sie in ihrem Innern die Ueberreste Imam Hussein's, dieses allbeliebten Nationalmärtyrers Irans, birgt, schon früh zum Heiligthum des schiitischen Zelotismus geworden. Es pilgern jährlich hunderttausend Schiiten zu seinem Grabe nach dieser Stadt. Selbst die Todten wollen hier ihren langen Schlaf vollbringen, was die Türken nicht im mindesten genirt, da Lebendige und Verstorbene nur nach Bezahlung eines tüchtigen Eingangszolles zugelassen werden. Nach dem Besitze dieses Kerbela und Nedschef lechzen die Iranier schon lange; sie meinen, es gehöre zum tragischen Charakter der Geschichte des Hauses Ali, daß die Ruhestätte der im Leben hart verfolgten Märtyrer auch nach dem Tode in den Händen ihrer Erzfeinde bleibe. Es wird dieses in zahlreichen Elegien besonders hervorgehoben, und wenn wir die sehr häufig precäre Stellung der Türkei in diesem Theile ihres Reichs in Betracht ziehen, so scheint es in der That, als ob die Perser ebendeswegen Kerbela und Nedschef den Osmanlis nicht entrissen hätten, um den tragisch-romantischen Epopöen, an denen ihr nationaler, religiöser Humbug so reich ist, ein schärferes Colorit verleihen zu können. Die Perser haben diese Orte nur einmal, und das auch nur auf kurze Zeit im Besitz gehabt. Dessenungeachtet strebt Volk und Regierung stets nach dieser Richtung hin.

In Kerbela wimmelt es immer von Persern. Man schmiedet öffentlich und frei revolutionäre Pläne gegen die türkische Regierung, und trotzdem, daß letztere als Muster der Duldsamkeit angesehen werden kann, mußte sie dennoch sich hier und da zu einer Züchtigung verstehen. Es sind also die gewaltigen Niedermetzelungen und Brandschatzungen,

Digitized by Google

mit welchen die an Gehorsam nur wenig gewöhnten Perser heimgesucht wurden, als natürliche Folge der Dinge zu betrachten.

Im erwähnten Jahre haben beinahe 18000 Perser in einigen Stunden ihr Leben eingebüßt. Es muß ein schreckliches Blutbad gewesen sein, dessen Erinnerung noch heute im Busen jedes Iraniers das wildeste Rachegefühl erweckt.

Hierzu gesellten sich die schon früher bestehenden, später aber mit noch größerer Zügellosigkeit auftretenden Grenzstreitigkeiten von Kurdistan, einer Provinz, die zwischen der Türkei und Persien getheilt, unsagliches Unheil angestiftet hat. Die unter ottomanischer Botmäßigkeit stehenden Kurden sind sunnitisch, die unter den Persern schiitisch. Doch weil eigentlich beide Theile unter gar keiner Botmäßigkeit stehen und Religionsdifferenzen nur als geheiligter Vorwand zu Raub, Mord und Plünderung gebraucht werden, so hat Anarchie in den romantischen Thälern des schönen Kurdistans von jeher, besonders aber damals so viel Unheil gestiftet, daß das Zetergeschrei und der Hülferuf der Leidenden, welcher in Konstantinopel ungehört blieb, sogar bis an die Ufer der Seine, Themse und Newa drang. Ob zum Zweck friedlicher Veranlassung oder in Verfolgung gewisser politischer Tendenzen, Frankreich, England und Rußland haben, besonders nachdem der schändliche Beder-Chan-Beg in seinem Ausrottungskampfe gegen die christlichen Nestorianer sich hervorgethan, diese Zustände nicht mehr länger ruhig mit ansehen können. In einer Conferenz zu Erzerum wurde beschlossen, daß eine gemischte Commission dieser Staaten im Verein mit persischen und türkischen Beamten die Grenzstreitigkeiten beilegen und die betreffenden islamitischen Großstaaten aussöhnen solle. Fünf Jahre dauerten nur die Präliminarien zum Frieden, und erst im Jahre 1848 konnten die betreffenden Commissare, nämlich Derwisch-Pascha für die Türkei, Mirza-Dschafer-Chan für Persien, Colonel Williams für England und Colonel Ktschirikoff für Rußland, über eine genauere Grenzmarkirung, die vom Basra bis zum Berge Ararat sich erstrecken sollte, zu verhandeln beginnen. Diese schwierige Arbeit war 1852 beendet.

Es folgte hierauf ein scheinbarer Friede zwischen den Höfen von Teheran und Konstantinopel, ein Friede, den nicht ein aufrichtiges Verständniß von beiden Seiten, sondern vielmehr auswärtige Kriege und innere Unruhen der betreffenden Staaten veranlaßten. Persien hatte mit den Kämpfen in Chorasan, Afghanistan und der Unterdrückung der Babis zu thun; die Türkei war durch den Krimkrieg beschäftigt, und wenn man es auch von seiten beider Staaten an Ursachen zu Händeln nicht fehlen ließ, so ist doch der Ausbruch eines Kriegs bis heute stets verhindert worden.

Bei der Thronbesteigung des jugendlichen Nasredin-Schah hätte man allgemein glauben sollen, der Hof von Teheran werde die Bahn einer vernünftigen Politik betreten, die Aera eines friedlichen Zusammenlebens mit der Türkei einleiten. Auch hierin irrte man sich. Nasredin, in dem man mit Recht den eigentlichen Reformator Irans erblicken kann, da Einführung der europäischen Institutionen, der Eintritt ins europäische Staatenconcert, eigentlich unter ihm beginnt, war dennoch unglücklicherweise theils vom Ungestüm seines jugendlichen Charakters, theils von der traditionellen Politik aller iranischen Regenten und namentlich des Hauses Kadschar's so verblendet, daß auch er dieses einzige Mittel der Selbsterhaltung aus Princip verschmähte und sich, anstatt nach Konstantinopel, lieber nach Petersburg wandte. Daß er sich damit selbst in die Höhle des lauernden Löwen begab, das kam ihm nicht in den Sinn. Wenn auch religiös aufgeklärt, gab er doch lieber den durch schiitisch-sunnitische Differenz blühenden persischen Achonden (Geistlichen) Gehör, die ihm fortwährend ins Ohr raunten, daß ein Bündniß mit den allerschwärzesten Ungläubigen für Iran ersprießlicher wäre als das mit einer sunnitischen Macht, die im Grunde genommen doch ein und denselben Koran, ein und denselben

Digitized by Google

Propheten anerkennt. Rußland, das schlaue und wachsame Rußland, hatte es natürlich nie versäumt, diesen groben Fehler mit aller Geschicklichkeit auszubeuten. Der Hof von Teheran wurde förmlich umstrickt; die damaligen Repräsentanten des Hofes von Petersburg, Fürst von Dolgoruki und Hr. von Anitschkoff, die seit der Ermordung des russischen Gesandten Griboyedeff im Innern des königlichen Palastes wohnen, standen wie Mitglieder der königlichen Familie, ja wie die aufrichtigsten Freunde der kabscharischen Interessen in hohem Ansehen bei dem Regenten; ja es ist zu bewundern, wie es anglo-französischen Insinuationen gelang, die persische Armee während des Krimkriegs von einem Zusammenstoße mit den Türken zurückzuhalten, da der Hof von Teheran damals schon im Begriffe war, sich mit den Russen gegen Sultan Abdul-Medschid zu vereinen. Natürlich waren im Cabinet des Schahs einige nüchterne Minister, die von einem derartigen Vorhaben abriethen, und in denen die Gesandten Frankreichs und Englands auch eine wesentliche Stütze fanden. Nach dem Falle von Sewastopol hatte die letztgenannte Friedenspartei wegen ihrer Enthaltsamkeit frohlockt, und wie sehr man sich auch durch die große Gefahr, die dem Islam im Westen drohte, hätte belehren lassen sollen, dennoch ging man, nachdem die Kanonenschüsse von der Alma und von Inkerman verhallt waren, bald wieder wie früher ans thörichte Werk der Entzweiung.

In den letzten Decennien hat Persien alles angewendet, um einerseits bei sich zu Hause den Türkenhaß zu schüren, andererseits im neu angeknüpften europäisch-diplomatischen Verkehr gegen die Türken zu intriguiren und zu zeigen, daß die Perser, ein altes Culturvolk, dem Geiste des 19. Jahrhunderts viel näher stünden als die noch immer den Janitscharen nicht verleugnenden Türken.

Trotz dieser Betheuerungen wollte die schiitische Geistlichkeit mit dem Regenten an ihrer Spitze den rohen, schon an Fetischismus grenzenden Ali-Cultus noch vermehren. Dieser Chalif ist, wie bekannt, von einer Sekte nicht nur über Mohammed, sondern selbst über Gott erhoben worden. Man nennt diese Ali-Ullas, und ich führe es nur an, um zu beweisen, daß hier keine Nothwendigkeit vorhanden gewesen wäre, dem Ali-Cultus noch einen officiellen Nachdruck zu verleihen; doch ein Ali-Cultus ist identisch mit schmerzhaftem Bedauern der Unglücksfälle der Fatimiden, das Bedauern mit Haß gegen Sunniten, und dieser wieder mit Rachegefühlen gegen Türken und gegen die türkische Regierung. So folgerte man in Teheran, und um dieses Princip consequent durchzuführen, ließ der Schah zur Erbauung seiner Unterthanen in einem verborgenen Theile Indiens eine mirakelartige Entdeckung machen. Es war das Bild Ali's auf Leinwand und mit Oelfarben gemalt. Bisher hatte man diesen Chalifen nur nach einem Porträt, welches ihn dicht verschleiert darstellte, gekannt, oder vielmehr nicht gekannt; man wollte ein Bild mit seinen heiligen Zügen haben. Wenn auch nur, um zu beweisen, daß die Malerei trotz aller sunnitischen Gegenbehauptungen durch den Islam nicht verboten war, mußte ein derartiges Bild als Demonstration sich zeigen. Das Bild wurde auf feierliche Weise nach Teheran gebracht; ein mit Diamanten besetzter Orden (Timsal) wurde zu seinen Ehren gestiftet, welcher heute nur den allerhöchsten Würdenträgern und nie einem Ungläubigen verliehen wird. Ja man ging sogar mit der Idee um, den Grand-Cordon dieses Ordens dem Sultan von Konstantinopel in der Form einer Auszeichnung überschicken zu wollen.

Nicht minder anstößig sind für die Repräsentanten der Hohen Pforte am Hofe zu Teheran die fortwährenden Bemühungen der persischen Regierung, gerade solchen Festtagen einen gewissen Glanz zu verleihen, wo es sich um eine derartige Verherrlichung schiitischer Größen, um eine öffentliche Beschimpfung und kindische Verhöhnung des Sunnitismus handelt. Es ist hier zunächst das Fest Omer Suzani (Omerverbrennen) zu erwähnen, wobei dieser tüchtigste Chalif und Gründer des Islams, den die

Digitized by Google

Schiiten am meisten hassen, in der Form eines mit Stroh ausgestopften Männleins bei Tage in den Städten herumgeführt, bei Nacht mit Pulver gefüllt und durch eine hinten eingesteckte Rakete in die Luft gesprengt wird. Soweit ich mich erinnere, hat Haydar-Efendi, der türkische Gesandte, in Teheran während der Zeit meines dortigen Aufenthalts dagegen protestirt. Oeffentlich enthielt man sich auch dessen, doch desto wilder tobte man außerhalb der Stadt; und wie sehr derartige Demonstrationen den Charakter der Türkenfeindlichkeit an sich tragen, beweist am besten die Handlung des Grafen Gobineau, damaligen Gesandten Napoleon's, der, um seinen antitürkischen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, selbst als Repräsentant des allerchristlichsten Frankreichs einen Omer in die Luft sprengen ließ. Daß hierdurch die klaffende Wunde, welche der Fanatismus altislamitischer Tendenzen schuf, anstatt zu vernarben, immer greller aufgerissen wurde, muß jedem bald einleuchtend sein. So wie in den dramatischen Passionsspielen, in welchen das tragische Ende Hussein's und Ali Egber's dargestellt wird, ein ungläubiger fränkischer Gesandter, empört über die Roheit des sunnitischen Jesits, Parteigänger der Schiiten wird, so hat man im alltäglichen Leben der Volksstimmung eine solche Richtung gegeben, daß die großen Massen in Persien Europa, oder vielmehr dem christlichen Element, freundlicher gesinnt sind als ihren mehrhundertjährigen Nachbarn und Glaubensgenossen der Türkei. Das in der Sprache der Osmanlis nur nach der Einnahme von Konstantinopel dem Griechischen entlehnte Wort Efendi (αὐθέντης), der Selbständige, und als Spottitel schon den usurpatorischen Chalifen beigelegt, ist mit Antichrist identisch; Osmanli und Brite, deren Allianz hierorts selbst im Volke nicht unbekannt ist, sind als wilde Beelzebubianer angeschrieben, denen gegenüber man Russen und Franzosen jederzeit den Vorzug gibt, und da die Perser in frühern Zeiten auf ihren Pilgerfahrten nach Mekka, Jerusalem und Bagdad von türkischer Anarchie wirklich viel zu leiden hatten, was übrigens heute gar nicht mehr der Fall ist, so hat die Erinnerung an vergangene Leiden, mit dem vorsätzlich genährten Hasse der Jetztzeit vereint, die Gefühle einer Erbitterung erregt, die keine Versöhnung zuläßt.

Was das Feld der diplomatischen Intriguen und der Rivalität betrifft, haben die Perser doch ohne sonderlichen Nutzen die Trugspiele und Spiegelfechtereien unserer Diplomaten sich angeeignet.

Um die Türkei nachzuahmen, die seit Sultan Mahmud mit Europa einen ununterbrocheuen diplomatischen Verkehr angeknüpft hatte, wollten sich auch die Perser mit dem Abendlande in einen Gesandtenaustausch einlassen. Der mit feinen persischen Manieren begabte und mit stattlichem Ansehen ausgerüstete außerordentliche Gesandte, Feruch-Chan, war ganz das passende Individuum, um mit persischer Spiegelfechterei von Civilisationsgelüsten und durch Durst nach Europäisirung so manchen seichten europäischen Minister bethören zu können. Morier's Hadschi Baba war schon vergessen; man nahm die prahlerischen Großthuereien für baare Münze an, und namentlich französische Oberflächlichkeit war es, die hinters Licht geführt wurde. Nicht nur gelang es dem erwähnten Perser, mit den meisten Staaten Europas auf einer Reise diplomatische Verbindungen anzuknüpfen, er wirkte sogar für seinen Herrn in Teheran von Napoleon den Titel Empereur aus, welchen dieser ohne jede Weigerung gleich gewährte, und der König von Persien nennt sich bisweilen auch wirklich Empereur de Perse.

Die Wichtigkeit unserer diplomatischen Posten am Bosporus ist mir stets einleuchtend gewesen, doch habe ich um so weniger das lächerliche Gebaren derselben in Teheran verstehen können. Diese petits rois im Orient, am Hofe des Schahs sowol als auch am Hofe des Sultans, machen, sobald es an Soiréen, Receptionen, Gratulationen und Repräsentanzen fehlt, selbst aus den allerkleinlichsten Zwistigkeiten in ihrer Haushaltung bald eine question politique, um namentlich dort, wo weniger zu thun ist, die gewichtigste

Digitized by Google

politische Miene anzunehmen. Was England, Rußland und die Türkei in Teheran zu suchen haben, das wird infolge mittelbarer oder unmittelbarer nachbarlicher Verhältnisse für niemand mehr ein Gegenstand des Zweifels sein; aber was Frankreich in Teheran will, ist und bleibt mir wirklich ein Räthsel. Daß Napoleon III. häufige und bedeutende Fehler machen kann, hat die jüngere Geschichte bewiesen, doch ist es beinahe unbegreiflich, welchen Nutzen die Politik des Kaiserreichs daraus zu ziehen vermag, daß sein Repräsentant dort, wo Frankreich gar keine politischen oder commerziellen Zwecke zu vertreten hat, durch stetes Intriguiren sich hervorthut! Nicht einmal in der Rolle eines unthätigen Zuschauers kann ich den französischen Minister in Teheran an seinem Orte finden. Als der Träger der Politik seines Cabinets sollte er, da es sich in Teheran nur um die orientalische Frage, um Mittelasien handeln könnte, den Schah, je nachdem es die Verhältnisse erfordern, auf die eine oder andere Seite ziehen. Er sollte entweder Rußland gegen die Türkei und England, oder beide gegen Rußland unterstützen; rein französische Politik kann er nicht treiben und hat auch keine zu betreiben. Daß eine derartige Vermittlerrolle der großen Nation nicht ziemt, will ich verschweigen, sie ist aber obendrein auch ganz nutzlos, denn die Perser wissen es ganz gut, wie sie es mit Frankreich in dieser Hinsicht zu halten haben. Man legt auch nicht das mindeste Gewicht darauf, ob man mit dem französischen Gesandten auf gutem oder schlechtem Fuß stehe, denn dieser mag sich auch noch so sehr für einen einflußreichen Rathgeber halten, wie dieses z. B. beim Grafen von Gobineau der Fall war, der Hof von Teheran sieht dennoch die französische Vermittelung als ein unschuldiges Spiel an.

Ohne irgendeinen Werth für die betreffende Regierung ist der französische Einfluß in der persischen Hauptstadt auch noch sehr störend für das, was wir europäisches oder abendländisches Interesse im allgemeinen nennen. Da die Absorbirnng des ganzen islamitischen Ostens durch Rußland von Europa ein für allemal nicht gebilligt werden kann und darf, und daher die Vereitelung sämmtlicher, nach diesem Ziele strebenden Anstrengungen des Hofes von Petersburg jedem nüchtern denkenden europäischen Staat als erste Pflicht auferlegt ist, so wäre die Vermittlerrolle eines französischen Diplomaten in Teheran nur dann ersprießlich, wenn dieser vereinigt mit England und der Türkei den König der Perser auf einen Weg leiten würde, welcher den Planen von Petersburg entgegen ist. Leider ist dieser einzige wohlthuende Dienst nur wenig oder selten geleistet worden, nicht etwa aus principieller Hinneigung zu den russischen Interessen, sondern aus Mangel an einem leitenden Princip überhaupt. Die Stellvertreter der großen Nation wollen um jeden Preis gefeiert sein. Man begnügt sich, wenn man bombastische Berichte, hochwichtige Neuigkeiten nach Paris senden kann; man ist entzückt über einen Hasenrücken, den der Jagd liebende persische Kaiser in die Gesandtschaftsküche schickt, und über viele andere derartige Kleinigkeiten, sodaß der vorher erwähnte Beruf bewußt oder unbewußt gänzlich vernachlässigt wird und französischer Einfluß bald mit den Russen, bald gegen die Russen, aber immer in unentschiedener Parteistellung hervortritt, daß es uns gar nicht verwundern darf, wenn die durch List und Intrigue im Alterthum schon hochberühmten Perser von den Franzosen sagen: „Fransiz hitsch reng nedared" („Der Franzose hat gar keine Farbe").

Die englische Gesandtschaft, welche hier eher als äußerster Vorposten Indiens zu betrachten ist, denn als eine regelmäßige Repräsentanz, wurde auch nur durch die afghanischen Wirren hier erforderlich, und hat es trotz ihrer ewigen Plackereien, der herater Angelegenheiten, der sigistaner Grenzwirren, noch nie versäumt, zur Herstellung einer bessern Eintracht zwischen Türken und Persern mit voller Kraft thätig zu sein. John Bull wandelt immer Arm in Arm mit den sunnitischen Repräsentanten am persischen Hofe. Diese Allianz existirt manchmal im Verborgenen, wie z. B. zu Sir Henry

Digitized by Google

Rawlinson's Zeiten, der, um den Persern besser zu gefallen, sich jeder öffentlichen Berührung mit den Sunniten enthielt; ein andermal wieder ganz offen und frei, wie z. B. gegenwärtig, wo Charles Allison von den Persern wegen seiner auffallenden Anhänglichkeit an die türkische Gesandtschaft der christliche Efendi genannt wird. Natürlich ist es Selbstinteresse, welches eine derartige entente cordiale dictirt, und es ist beinahe als gewiß anzunehmen, daß die englischen Insinuationen in der persischen Hauptstadt nicht nur Türken und Perser friedlich gesinnt machen könnten, sondern letztere auf der Bahn des Fortschritts zur europäischen Civilisation bedeutend unterstützen würden, wenn nicht Rußland, das um jeden Preis Zerwürfnisse und Anarchie wünscht, und von Peter dem Großen bis heute unter verschiedenen Schicksalschancen darauf hinzielt, unserer gemeinschaftlichen Aufgabe im Osten hier nicht so hemmend in den Weg treten würde.

Daß Rußland sich in solcher Weise geberdet, wird niemand neu erscheinen; es ist nur befremdend, wie die Perser, diese abgefeimten Intriguanten, diese von Gottes Gnaden zu allen möglichen diplomatischen Kunstkniffen geborenen Morgenländer das Verderbliche dieser Politik nicht einsehen und nicht nur zu Hause und in jeder Frage mit den Russen, ihren künftigen Schutzherren, sondern selbst an fremden europäischen Höfen in brüderlicher Eintracht einherschreiten.

Persien ist in Konstantinopel, London, Paris und Petersburg vertreten; an ersterm Orte schon am längsten, am letztern erst in allerneuester Zeit. Wenn ich erwähne, daß Mirza-Hussein-Chan, der gegenwärtige Bevollmächtigte des Schahs am Bosporus, nicht nur einer der genialsten, sondern entschieden der genialste Diplomat der Perser, trotz seines Aufenthalts an einem islamitischen Hofe mit dem Fürsten Labaloff oder General Ignatieff in innigerer Freundschaft lebt als mit dem genialen Fuad-Pascha oder Ali-Pascha, wird man mir wol einwenden können, daß dieses eine herkömmliche Sitte sei, sich eher an die diplomatischen Collegen als an die Beamten der betreffenden Regierung, wo man beglaubigt ist, anzuschließen; doch bleibt es nicht auffallend, daß dieses Verhältniß selbst in Paris, London und Petersburg existirt? Warum sollen die Stellvertreter des Schahs und des Sultans nicht hier wenigstens, wo es sich um die Wahrung der Interessen gegenüber dem gemeinschaftlichen Gegner handelt, fester zusammenhalten, und warum sollen an der Seine die langen Pelzmützen der Perser im Gesandtschaftspalais des Barons Budberg mehr gesehen werden als in der Rue Presbourg bei einem Mehmed-Djemil-Pascha? Warum sollen die Unterthanen des Schahs im Auslande, wo kein persischer Repräsentant weilt, lieber dem Schutze der russischen Gesandtschaft oder des russischen Consulats anvertraut werden als einem türkischen? Es ist merkwürdig, daß sich die türkischen und persischen Gesandten selbst auf den öffentlichen Soiréen sorgfältig meiden, ich habe es sowol in Paris als auch in London nur mit Widerwillen ansehen können, wie die Stellvertreter der islamitischen Großstaaten, wenngleich unter dem gastfreundlichen Dache eines und desselben Herrn vereinigt, sich geflissentlich auswichen.

Daß dieses äußerliche Benehmen nur eine Folge der von Grund aus feindlichen Tendenzen ist, kann man ohne allen politischen Scharfsinn errathen. Der Perser wird entschieden gegen türkische Interessen stimmen und intriguiren, wo es ihm nur möglich ist; ja er wird mit sprühender Ironie den Osmanli überall in den Schatten stellen, um sich selber auf dessen Kosten hervorzuthun.

Ist doch selbst die Auffassung der europäischen Civilisation bei den betreffenden islamitischen Regierungen bedeutend verschieden! Was der schlichte, biedere Osmanli unter dem Ausdrucke „à la Franca" versteht, das ist aus den letzten Umgestaltungen in Konstantinopel, aus den Institutionen, die dort geschaffen wurden und geschaffen werden sollen, ja aus allen europafreundlichen Werken der Türken ziemlich bekannt; was aber

Digitized by Google

die Perser unter dem mächtigen Elixir „civilisation européenne" begreifen, ist bei weitem undurchsichtiger, und es wird nicht überflüssig sein, diesen Begriff auseinanderzusetzen. Der Iranier, der sich vorzugsweise geistreich und genial dünkende Asiate, den man schon in alten Zeiten „le Français de l'Orient" nannte (was übrigens für keinen von beiden schmeichelhaft ist), will gleich so manchem genialen Schüler, ohne sich mit den Elementen der Schule zu befassen, auf einmal gelehrt, auf einmal europäisch werden. Anstatt sich in Sprachen oder andern Normalschulgegenständen zu unterrichten, will der nach Paris gesandte militärische Zögling gleich das hohe Geniefach und die Strategie studiren, er will gleich mit Einem Schlage ein tüchtiger General werden; und weil man sich um jeden Preis von den Türken, den Vorgängern europäischer Schulung, in allem unterscheiden will, so begegnen wir oft den drolligsten Misgriffen, die von seiten der persischen Regierung auf diesem Felde begangen werden. Abgesehen von den vielen tausend Dukaten, welche die sonst karge Regierung des Schahs für die Errichtung von Webstühlen, Kanonengießereien, Glasfabriken verschwendet, die aber bald aus Mangel an Arbeitern und Ueberfluß an Unterschleifen zu Grunde gehen, verrammelt man in höchst seltsamer Weise in Iran europäischen Industrieproducten den Weg. So haben die Minister, da zu einer Zeit bei der Armeeadjustirung infolge gewisser commerzieller Umstände die Knöpfe zu hoch zu stehen kamen, einige persische Studenten nach Paris geschickt, um sie in der edeln Kunst der Knopffabrikation unterrichten zu lassen. Es war auf meiner Rückreise nach Trapezunt, als ich diesen durchgebildeten Industriemännern auf der Grenze Irans begegnete. Man merkte ihnen noch stark das pariser Studentenleben an, und ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als mich die jungen Perser über die Genialität ihrer Regierung belehren wollten, die nicht so wie die türkische Regierung für die theoretische Ausbildung ihrer Zöglinge Geld verschwende, sondern aus ihnen praktische Männer, d. h. Knöpfemacher bilde. Dergleichen und noch größere Fehlgriffe machen sich auch in den inländischen Instituten bemerkbar, in welchen die von der Natur wirklich begabte persische Jugend in abendländischer Bildung und Wissenschaft unterrichtet werden soll.

Persien ist infolge der schwierigen Landreise, welche von Europa zu demselben führt, mehr entfernt als selbst China. Die Zahl der europäischen Glücksritter ist hier kleiner als anderswo, daher auch die Wahl von Lehrern, Instructoren u. s. w. eine weit schwerere ist. Soll es uns daher wundern, wenn die Regierung so manchen biedern Handwerker vom Abendlande hier als Doctor und Bezirksphysikus anstellt; wenn mancher schlichte Photograph hier Professor der Chemie wird; wenn mancher brave und abenteuerliche Haudegen sich hier zum Genieoffizier, zum leitenden Generalissimus emporschwingt?

Derartige Erscheinungen waren im Orient im Laufe unsers Jahrhunderts überall anzutreffen, sie sind im Anfange nicht zu vermeiden und bei den Persern nur deshalb zu rügen, weil sie sich, unbewußt, daß sie gegenüber andern islamitischen Staaten in den Schatten treten, für die Ersten und Besten unter ihresgleichen halten.

Der Beobachter der persisch-türkischen Differenzen wird, wenn er die ununterbrochene Kette von Neckereien, Feindseligkeiten und kindischer Rivalität mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, nicht überrascht sein, wenn ihm die Tagespresse anzeigt, daß der Ausbruch eines türkisch-persischen Conflicts in nächste Nähe gerückt sei.

Dieser Ausbruch ist wie von alten Zeiten her auf der Westgrenze Irans, und zwar dort, wo es mit dem Paschalik von Bagdad zusammenstößt, zu befürchten, in dieser Provinz, die von jeher eine der heiklichsten Stellen am ottomanischen Staatskörper war, und noch obendrein ein Feld, wo das Ministerium der innern Angelegenheiten in der Türkei die meisten Fehler begangen hat. Abgesehen davon, daß die Gouverneure von Bagdad bald mit den Beduinenstämmen, Benillam, Montefik, zu thun haben, die sich auf dem arabischen

Digitized by Google

Stufenlande herumtreiben, und mit deren Unterwürfigkeit unter die Pforte es sich ebenso verhält wie mit der Botmäßigkeit der Turkomanen unter der Regierung des Schahs; daß sie bald wieder mit den unruhigen Abenteurern im Norden, den Kurden, in offene Fehde verwickelt sind, so kommen noch hinzu die Grenzwirren mit der persischen Regierung, welche die Verwaltung am meisten erschweren. Dem Uebel radical abzuhelfen, war bis heute beinahe unmöglich. Bei Verleihung unumschränkter Macht hat Willkür und Habsucht der betreffenden Beamten die Pforte jeden Augenblick in Verlegenheit versetzt. Wollte man sie beschränken und alle ihre Anordnungen von Konstantinopel aus sanctioniren, so trat die allzu große Entfernung und der Mangel an Communication hemmend in den Weg. Sanftmüthige Gouverneure wurden ebenso bald von den Persern überlistet wie aufbrausende und kriegerische, und haben es sogar manchmal zu feindlichen Berührungen gebracht. So war die Verwaltung des in Europa berühmten Serdar Ekrems Omer-Pascha eine wahre Schreckenszeit für die Perser. Ist schon selbst der Name Omer ihnen aus der tiefsten Seele verhaßt, so hat man ihm noch dazu als einem Renegaten alle mögliche Bosheit gegen schiitische Gläubige in die Schuhe geschoben, und wenngleich die Pforte nach ihm den schläfrigen und von hohem Alter ohnehin zur Thatlosigkeit geneigten Serkiatib Mustafa-Pascha zum Gouverneur von Bagdad einsetzte, so mußte der nach einiger Unterbrechung auf ihn folgende Namik-Pascha, ein von Natur aufbrausender Mann, ein fanatischer Sunnit und mohammedanischer Zelot, um die Fehler seines Vorgängers gut zu machen, jede Möglichkeit zu einem guten Einvernehmen vernichten. Während der ganzen Zeit des Guberniums Namik-Pascha's, der als Kriegsminister nach Konstantinopel berufen wurde, ist kein Monat vergangen, wo nicht zwischen diesen beiden Regierungen durch das Organ der ottomanischen Gesandtschaft in Teheran einerseits und durch den Gesandten in Konstantinopel andererseits ein mit den gröbsten Invectiven ausgestatteter Notenwechsel gepflogen worden wäre. Bald galt es die Verletzung irgendeines Grenzortes, bald den Einbruch einer kurdischen Razzia zu entschuldigen, bald flüchtete sich ein in Persien proscribirter Beamter oder Prinz auf türkischen Boden, bald wieder ein des Treubruchs oder Diebstahls beschuldigter türkischer Offizier aufs iranische Territorium. Diese politischen Ueberläufer wurden auf beiden Seiten sorgfältig gehätschelt; ja man bemühte sich sogar, einander in Munificenz zu übertreffen. Nicht unbedeutend ist die Summe, welche die betreffenden Regierungen in der Form einer Pension an derartige Individuen verschwenden. Das soeben (Mai 1868) erschienene und den fremden Gesandten in Teheran überschickte Grünbuch der Perser (eine lächerliche Nachäffung von seiten einer Regierung, die nicht nur keinen Begriff von Constitution, sondern nicht einmal von Regierung im allgemeinen hat) mag die Sache in ein noch so grelles antitürkisches Licht stellen, wenngleich keiner von den beiden Streitenden von Schuld und Vergehen rein zu waschen ist; gleichwol ist es fraglos, daß dennoch nur der Hof von Teheran und seine von russischer Seite aufgewiegelte Politik den Samen der Zwietracht unaufhörlich streut und es mit aller Gewalt zu einem öffentlichen Ausbruche bringen will.

Was man schon jetzt von einer Befestigung Teherans, von Truppenconcentrirungen an der Grenze, mit Einem Wort, von kriegerischen Vorbereitungen spricht, das scheint mir übereilt zu sein. Der jugendliche Nasredin-Schah, nach Lorbern dürstend, an denen seine Regierung übrigens nicht sehr reich ist, mag wol einige Lust verspüren, sich mit den Türken zu messen, ein Eifer, der ihm übrigens bei dem kläglichen Zustande seiner Armee gewiß theuer zu stehen kommen wird; doch die Turkomanen und der an seinen Grenzen wüthende Bruderkrieg in Afghanistan, und nicht eine nüchterne Ueberlegung der Dinge, werden ihn vor Unglück bewahren. Sollte Rußland die orientalische Frage ein zweites mal in die Phase eines Krimkriegs versetzen, dann wäre persische Neutralität nicht so gewiß wie 1854.

Digitized by Google

Aber nicht nur in der allerneuesten Zwistigkeit möchte ich dem Hofe von Teheran die Schuld des Friedensstörers zur Last legen; diese Schuld trifft ihn von jeher und in jeder Angelegenheit. Schon daß der religiöse Bruch dieser beiden Sekten sich in eine politische Kluft verwandelte, ist, wie wir am Anfange dieses Aufsatzes angedeutet, einzig und allein die Schuld der Perser. Dies beweist am besten der Umstand, daß Perser, von denen alle Handelsstädte des ottomanischen Reichs überschwemmt sind, von den sunnitischen Türken bei weitem nicht so gehaßt werden, wie das umgekehrt der Fall ist, indem in Iran jeder Unterthan des Sultans nicht nur allem möglichen Schimpf von seiten des rohen Pöbels ausgesetzt ist, sondern an vielen Orten sich einem schmählichen Tribut, genannt Sunnisteuer, unterwerfen muß. Unterthanen des persischen Königs leben von Belgrad bis Kairo, von Basra bis Antivari ohne irgendeinen Druck oder Zwang; ja der schlichte Osmanli ist ihm vielmehr so freundlich gesinnt, daß er sich sogar mit ihm in Schwägerschaft einläßt, was ihm die Religion gestattet. Was würden die Iranier mit einem Sunniten in Schiraz, in Jezd oder in Kerman thun, wo dieser sich fern von der Schutzmacht des ottomanischen Gesandten befindet? Weder die betreffende Behörde, noch der Schah, ja keine irdische Macht könnten ihn vor Bosheit und Fanatismus schützen; sein Verbleiben wäre eine Unmöglichkeit. Ist nicht dieser Mangel an Rücksicht auf gleiche Behandlung an sich selbst schon eine schreiende Ungerechtigkeit im Staatsleben? Kennzeichnet eine solche willkürliche oder unwillkürliche Intoleranz nicht schon genug die Barbarei? Dieses anmaßende Benehmen von der Seite des schwachen Irans gegenüber dem in jeder Hinsicht stärkern und mächtigern ottomanischen Reiche wird den Mangel an politischer Reife und an Rechtsgefühl der sich allzu weise dünkenden Minister des Schahs genug bezeichnen. Doch wir können einen zweiten und wichtigern Umstand anführen, der von dem unparteiischen Beobachter ostmohammedanischer Staatsverhältnisse nicht übersehen werden darf. Auf dem ganzen Gebiete des Islams gibt es nur Einen Punkt, wo sich dieser mit seinem Feinde, dem Christenthum, berührt, nur Ein Punkt, wo er, der geschwächte und gedemüthigte, den Angriffen seines mächtigen Feindes ausgesetzt ist. Dieser Punkt ist die Türkei. Wäre nur Ein Funken von Einigkeitsgefühl bei den verschiedenen Staaten des Islams vorhanden, so müßten sie sämmtlich, und zwar mit vereinter Kraft, auf Beschützung und Bewachung dieses einzigen Punktes hinzielen, sie müßten wissen, daß, im Falle diese Schutzmauer eine Bresche erhält oder niedergeschossen wird, sie sämmtlich auf Gnade und Ungnade einer unbesiegbaren Kraft preisgegeben sind. Daß Turkestan, Afghanistan, Aegypten, Marokko und die übrigen Duodezstaaten von islamitischem Glaubensbekenntniß hieran nie gedacht haben und auch nicht denken wollen, ist wol nachtheilig für sie alle, aber in Betracht ihrer Roheit nicht zu verwundern. Um so mehr ist dieses aber von seiten Persiens befremdend, da das Land von allen übrigen das älteste staatliche Band besitzt, am meisten die gemeinschaftliche Gefahr wittern sollte, und, was lächerlich genug ist, sich dennoch am meisten gegen diesen einzigen Punkt, mit dem auch sein Heil verflochten ist, mit feindlicher Gesinnung anstürmt. Ich habe früher bemerkt, daß sich im Krimkriege, damals, als die abendländischen Ritter des Kreuzes für den Halbmond in die Schranke traten, die persische Sonne und der Löwe sich eher gegen Norden wendeten und nur mit vieler Mühe von einem russischen Bündniß abzuhalten waren. Aber nicht nur damals war es der Fall, sondern immer, wenn die Türkei von christlichen Elementen angegriffen wird, sehen wir die klügelnden, aber von Grund aus verblendeten Perser sich zu den Feinden des Halbmondes gesellen. Seit den Zeiten Peter's des Großen hat Persien alle russischen Plane mittelbar oder unmittelbar unterstützt, es kokettirte mit Mehemed-Ali zu zeiten des Aufstandes, es versuchte mit jedem abtrünnigen Vasallen der Pforte gemeinschaftliche Sache zu machen, und ich bin fest überzeugt, daß, im Fall die orientalische Frage dem kritischen Augenblick

Digitized by Google

ihrer Lösung näher gebracht werden sollte, die Perser sich zu denjenigen gesellen werden, die für Vertreibung der Türken aus Europa am lebhaftesten stimmen.

Wahrlich eine lächerliche Parodie auf iranischen Scharfsinn und diplomatische Klugheit!

Was die Türken fehlen, das bezieht sich nicht sowol auf Persien allein, wie auf die übrigen islamitischen Staatsgenossenschaften. So wie die Herrscher des Hauses Osman durch das wollüstige Rauschen der Wellen des Bosporus, nachdem sie diesen in ihren Besitz gebracht hatten, bald in süßen Schlaf eingelullt wurden, auf weitgreifende politische Ideen verzichteten und nur hier und da eine Allianz im östlichen Asien suchten, wie dieses auch in neuerer Zeit aus einer Correspondenz Sultan Murad's mit der Scheï-bani-Dynastie in Bochara hervorgeht, so hat man sich in den letztern Zeiten nicht aus Verachtung, nicht aus Gehässigkeit, sondern vielmehr aus Mangel an herrschenden Principien, aus kalter Indolenz auf diesem Wege auch Persien nur wenig genähert. Nur nachdem die regelmäßige gesandtschaftliche Verbindung mit Europa angeknüpft wurde, hat man die Schah-Benders (Consuln) mit Gesandtschaften vertauscht, doch auch hierin war man zu karg; Iran hat in Bagdad, Basra, Erzerum, Trapezunt, Konstantinopel, Smyrna, Beiruth, Alexandria, Belgrad und Saloniki Consulate und Agenten; die Türkei hat nur in Teheran einen Gesandten, in Kirman-Schah einen Consul, aber schiitischer Religion, und in Isfahan den Schatten eines Agenten. Ist das nicht ein sonderbares Verhältniß, welches den schläfrigen Charakter der Osmanli in seiner ganzen Nacktheit zeigt? Indolenz daher und nicht principielle Feindseligkeit ist auch als Ursache anzuführen, daß die von Zeit zu Zeit auftauchenden persischen Streitigkeiten von türkischer Seite nicht sogleich beigelegt werden. In Teheran beschäftigt man sich mit leeren Intriguen, mit noch eitlerm Fortschritte in der Civilisation, und, ruhig sitzend im Innern des Festlandes, scheint man beinahe völlig ignoriren zu wollen, was die Türken von den diplomatischen Noten der accreditirten Gesandtschaften, von den brennenden Fragen in Kreta, Epiros, von der immer wachsenden Geldverlegenheit, den aufgedrungenen Planen zu Reformen u. s. w. zu leiden haben. Die Türkei ist ohnehin, ob infolge eigener Verschuldung oder nicht, vollauf und genug beschäftigt. Wahrlich, Persien könnte ihr im eigenen Interesse das meiste leisten, wenn es die Neckereien mit seinen Nachbarn möglichst verhüten und auf friedliche Eintracht bedacht sein würde. Heute könnte Besonnenheit noch nützen, doch wenn des Nachbars Haus einst in Flammen steht, dann wird es sicher zu spät sein.

Franz Bopp,

der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Von Adalbert Kuhn.

Unter den Männern der Wissenschaft im 19. Jahrhundert, nicht in Deutschland allein, sondern in der ganzen gebildeten Welt, nimmt Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft, dessen Leben und Wirken wir im Folgenden in kurzen Zügen schildern wollen, eine der ehrenvollsten Stellen ein.

Das Leben eines Gelehrten pflegt in der Regel an hervorragenden Ereignissen nicht eben reich zu sein, denn seine Thaten liegen auf dem Gebiete der Wissenschaft und ihre Bedeutung für das Leben entwickelt sich oft erst den nachfolgenden Geschlechtern. Auch das Leben Bopp's bildet keine Ausnahme von dieser Regel, und wenn wir, was er gewirkt und geschaffen, betrachten wollen, so haben wir im großen und ganzen nur seiner

Digitized by Google

schriftstellerischen Thätigkeit zu folgen. Bopp war am 14. Sept. 1791 zu Mainz geboren und der Sohn eines kurfürstlichen Marstallbeamten. Als der kurfürstliche Hof sich nach der Besetzung von Mainz durch die Franzosen nach Aschaffenburg zurückzog, folgten ihm Bopp's Aeltern dahin nach und hier erhielt er später auf dem Gymnasium seine erste Ausbildung. „Ausgezeichnet durch alle Klassen", sagt Dr. K. J. Windischmann, als er ihn im Jahre 1816 in die gelehrte Welt einführte, „ließ er insbesondere in den philosophischen Cursen bedeutenden Scharfblick und vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft an sich erkennen. Diese widmete er vor allem der Sprachforschung, sogleich vom Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinem Gesetz abzugewinnen." Windischmann selber war es aber auch, der durch seine philosophischen Vorträge, die er in dem mit dem Gymnasium verbundenen Lyceum hielt, Bopp ganz besonders zu diesen Studien anregte, und durch den vertrauten Umgang mit diesem Manne, der ihn mit Begeisterung für den Orient und die indische Literatur insbesondere erfüllte, entwickelte sich nun in Bopp das Verlangen, sich ganz diesen Studien zu widmen und sich deshalb nach Paris zu begeben, um die orientalischen, ganz besonders die indischen Handschriften der dortigen Bibliothek für seine Zwecke durchzuarbeiten und abzuschreiben. Mit geringen Mitteln ausgestattet, begab er sich im Herbste des Jahres 1812 dorthin und wandte alsbald seinen ganzen Eifer dem Studium des Sanskrit und der indischen Literatur zu, ohne doch dabei das des Persischen und Arabischen zu vernachlässigen. Sowol an E. von Chézy als an Silvestre de Sacy, sowie auch an A. W. von Schlegel, Raynouard, Fauriel und Langlès fand er Gönner und Freunde, die ihm in seinen Forschungen vielfach hülfreiche Hand boten, und nach einem vierjährigen Aufenthalt daselbst, während dessen er zweimal seine deutschen Landsleute siegreich einziehen sah, veröffentlichte er, als erste Frucht seiner Studien, sein Conjugationssystem der Sanskritsprache, in welchem er eine Uebersicht über die Verbalbildung im Sanskrit gab und dieselbe zugleich mit der der griechischen, lateinischen, persischen, germanischen, insbesondere der gothischen Sprache verglich. Dieser grammatischen Abhandlung waren zugleich Uebersetzungen aus dem „Rāmājana" und „Mahābhārata" nach dem Sanskritexte im Metrum des Originals sowie einige Auszüge aus vedischen Schriften nach Colebrooke's wörtlicher englischer Uebersetzung beigefügt. So betrat er denn gleich mit diesem Erstlingswerk die Bahn, deren Verfolgung er die Kräfte seines ganzen Lebens widmete, indem er indische Sprache und Literatur als den Mittelpunkt, von dem alle seine weitern Forschungen ausgehen sollten, hinstellte. Hier offenbarte sich gleich bei seinem ersten Auftreten jener geniale Scharfblick, der ihn fast nie verließ und zu so glänzenden Resultaten in seiner vergleichenden Grammatik führte. Sein Lehrer Windischmann führte, wie bereits erwähnt, in einer vom 16. Mai 1816 datirten Vorrede den jungen Mann mit warmen Worten der Empfehlung in die gelehrte Welt ein, und seiner Bemühung sowie dem Inhalt der von Bopp gelieferten Uebersetzungen aus dem Sanskrit hatte derselbe es zu verdanken, daß sowol der König Max I. von Baiern als auch der damalige Kronprinz, der spätere König Ludwig I., ihm die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien in London und Paris gewährten. Als Frucht dieses Aufenthalts gab dann Bopp eine der Perlen der indischen Dichtung, den „Nalas", in der Ursprache mit wörtlicher lateinischer Uebersetzung heraus*), indem er wohl erkannte, daß, wenn das Studium des Sanskrit in Europa gedeihen sollte, vor allem Texte und, bei dem Mangel an Wörterbüchern, mit möglichst wörtlicher Uebersetzung zu beschaffen waren. Es war das zweite in Sanskritsprache in Europa

*) Nalus, carmen sanscritum e Mahábhárato: edidit, latine vertit et annotationibus illustravit Franciscus Bopp (London, Strasburg, Paris 1819).

Digitized by Google

gedruckte Buch und A. W. von Schlegel besprach es in einer sehr anerkennenden Recension in der „Indischen Bibliothek“ (I, 97—128), in der er sowol die Schönheit des Gedichts als auch die Verdienste des Herausgebers gebührend würdigte, dabei aber auch Gelegenheit nahm das Conjugationssystem zu besprechen, wobei er von dem Versuche Bopp's, die Personalendungen der Zeitwörter im Indischen und den verwandten Sprachen aus Anhängung der persönlichen Fürwörter, sowie die Bildung mehrerer Zeiten durch Antreten eines Hülfszeitwortes zu erklären, sagt, daß er in den meisten Punkten nicht mit ihm einverstanden sei. Das sind aber gerade die Punkte, welche die heutige Sprachwissenschaft allgemein anerkennt und, abgesehen von einigen Irrthümern, die Bopp später berichtigte, die Grundlagen, auf denen er seine ganze Wissenschaft in der Folge auferbaute! Bopp's nächste Arbeit war denn auch eine umgearbeitete und erweiterte Uebersetzung seines Conjugationssystems, die, im Jahre 1820 in den „Annals of oriental literature“*) veröffentlicht, außer der Conjugation nun auch die Declination in den Kreis der Forschung zog. Dabei beschäftigte ihn das Studium der indischen Handschriften unausgesetzt und er hatte wol den Plan nach Indien zu gehen, den ihm mehrere Aeußerungen Windischmann's in der erwähnten Vorrede zuschreiben, noch nicht aufgegeben; wir wissen indeß nicht, welche Umstände ihn an der Ausführung desselben hinderten. Von hoher Bedeutung für die Gestaltung seiner äußern Lebensverhältnisse wurde aber hier für ihn der Verkehr, in welchen er mit Wilhelm von Humboldt trat, der damals preußischer Gesandter in London war; er führte denselben in die Kenntniß der indischen Sprache und Literatur ein, und so wurde der Grund gelegt zu dem innigen Verhältniß zwischen den beiden Männern, welches bis zum Tode des berühmten Staatsmannes und Sprachforschers bestand, der unter anderm jeden im Druck vollendeten Bogen seines eigenen Hauptwerks Bopp's Kritik unterwarf, wie wir aus Alexander von Humboldt's Vorrede zum Kawiwerke seines Bruders erfahren. Von London kehrte Bopp darauf in seine Heimat zurück, wo sich das bairische Ministerium vergeblich bemühte, ihm eine Professur an der würzburger Universität zu verschaffen, da die dortige philosophische Facultät das Sanskrit für einen Luxusartikel erklärte. Dies veranlaßte Bopp, sich nach Göttingen zu wenden, wo ihm die philosophische Facultät die Doctorwürde honoris causa ertheilte; allein bereits nach einem nur halbjährigen Aufenthalte dort ging er an die Universität zu Berlin, wohin er durch die Vermittelung der beiden Humboldt gerufen wurde, um zunächst 1821 die außerordentliche, bald danach die ordentliche Professur der orientalischen Literatur und allgemeinen Sprachkunde zu übernehmen; die königlich preußische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn bereits im folgenden Jahre zu ihrem ordentlichen Mitgliede, und als im Jahre 1842 die Friedensklasse des Ordens pour le mérite gestiftet wurde, ernannte ihn König Friedrich Wilhelm IV. nicht nur ebenfalls zum Ritter dieses Ordens, sondern füllte auch das Diplom eigenhändig mit Bopp's Namen in Devanagarischrift aus. So lebte nun Bopp von 1821 ab rastlos wirkend durch Schrift und Wort bis an sein Lebensende in Berlin, wo er sich auch am 9. Aug. 1825 mit seiner hinterbliebenen Gattin Luise, geborene Matthis, verheirathete. Aus dieser Ehe entsprangen vier Kinder, von welchen ihn aber nur ein Sohn, jetzt Stadtgerichtsrath in Berlin, und eine Tochter, vermählt mit dem Staatsanwalt Wendt zu Stargard in Pommern, überlebten.

Die Bahn, welche Bopp gleich mit seinem Conjugationssystem und dem dazu gegebenen Anhange betreten hatte, verfolgte er von da ab unabläßig, indem er einmal an der weitern Erforschung der indogermanischen Sprachen arbeitete, dann durch Heraus-

*) Analytical comparison of the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic languages showing the original identity of their grammatical structure.

Digitized by Google

gabe von grammatischen Schriften, durch Textausgaben, Uebersetzungen und ein Glossar das Studium der Sanskritsprache zu fördern bemüht war. Einige Episoden des „Mahâbhârata“ und ein ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache waren die nächsten von ihm veröffentlichten Arbeiten. Durch dieselben gewann das Sanskritstudium bald so festen Boden in Deutschland, daß schon nach wenigen Jahren eine neue, lateinisch abgefaßte Grammatik erscheinen konnte, der dann noch drei Auflagen seiner „Kritischen Grammatik der Sanskritsprache“ in kürzerer Fassung gefolgt sind. Inzwischen hatte Bopp schon durch einzelne in der Akademie zu Berlin gelesene Abhandlungen sein Hauptwerk, die „Vergleichende Grammatik“, so weit vorbereitet, daß er im Jahre 1833 die erste Lieferung desselben erscheinen lassen konnte; vollendet wurde es im Jahre 1842. Eine zweite gänzlich umgearbeitete Ausgabe in drei Bänden erschien 1857—61 und eine dritte nur wenig veränderte Ausgabe ward noch im letzten Lebensjahre des Verfassers im Druck begonnen und wird mit Benutzung seiner handschriftlich hinterlassenen Zusätze von den Hinterbliebenen veröffentlicht werden. Mit diesem großen Werke schuf sich Bopp ein unvergängliches Denkmal seines Namens, das seinen Ruhm nicht nur über das deutsche Vaterland hin verbreitete, sondern weit über die Grenzen desselben hinaus zu allen gebildeten Völkern trug und ihm von da ab bis an sein Lebensende zahlreiche Beweise dankbarer Anerkennung nicht nur aus den meisten Ländern Europas, sondern auch aus Asien und Amerika zuführte.

Die Größe dieses einzigen Werkes bestand aber nicht nur etwa in dem großartigen Umfange des in ihm verarbeiteten Sprachstoffs, der sich in den verschiedensten Gestalten von den Ufern des Ganges und Indus durch den größten Theil des südwestlichen Asiens und fast ganz Europas bis zu den Eisbergen Islands ausdehnt und die Sprachen der Inder, Baktrer, Perser, Armenier, der Griechen und Italer, der Germanen, Litauer, Slawen und Celten umfaßt, sondern darin, daß hier zum ersten mal der Beweis geführt wurde, daß die Sprachen aller dieser und der von ihnen abstammenden Völker einer gemeinsamen, uns nicht mehr erhaltenen Muttersprache entsprungen sind, deren Gebilde wir, an der Hand der Vergleichung von Jahrhundert zu Jahrhundert, ja mindestens drei Jahrtausende zurückschreitend, ohne daß uns eine schriftliche Quelle von ihrem Dasein Kunde gäbe, zu einem großen Theil fast mit mathematischer Gewißheit wiederherzustellen im Stande sind. Die Verwandtschaft dieser Sprachen untereinander war allerdings schon vor Bopp, namentlich von Sir William Jones und andern erkannt worden, und wie hätten auch solche Uebereinstimmungen, wie sie z. B. sanskritisch mâtar, griechisch μάτηρ und μήτηρ, lateinisch mâter, althochdeutsch muoter, oder sanskritisch nâman, lateinisch nômen, griechisch ὄνομα, gothisch namo bieten, selbst dem Laien noch Zweifel an ihrem gemeinsamen Ursprunge lassen können? Ja, man hatte auch vor ihm schon die Uebereinstimmung einiger grammatischen Bildungen erkannt*), aber Bopp's Streben ging gleich von seinem ersten Auftreten an dahin, nicht blos das lautlich Uebereinstimmende nachzuweisen, sondern auch in dem lautlich verschiedenen die gemeinsame Grundlage und die Gesetze der Entwickelung aufzuzeigen, nach denen sich das Verschiedene in den einzelnen

*) „Die Sanskrit ist, es mag mit ihrem Alterthum sein wie es will, von wunderbarer Bauart: sie ist vollkommener als das Griechische, reicher als das Lateinische und viel feiner gebildet als beide; aber doch hat sie in den Wurzeln der Zeitwörter und ihren grammatikalischen Formen eine stärkere Verwandtschaft, als blos der Zufall hätte bewirken können. Ja, diese Verwandtschaft ist so auffallend, daß jeder Philolog nach angestellter Untersuchung glauben muß, daß sie alle drei aus einer gemeinschaftlichen Quelle entsprungen sind, die vielleicht nicht mehr existirt“ (W. Jones' Abhandlungen, übersetzt von Fick, herausgegeben von Kleuker, I, 11). Im Folgenden spricht Jones die Vermuthung aus, daß auch die gothische, celtische und persische Sprache mit der Sanskrit verwandt sein möchten.

Digitized by Google

Sprachen so und nicht anders gestalten mußte. Und in diesem Streben, das scheinbar Verschiedene zu einen, erkannte er bereits in seinem Conjugationssystem, daß die Bildung des einfachen Verbums auf Verbindung der Begriffswurzeln mit Pronominalwurzeln beruhe, daß bhavā*mi*, ich bin, und bhava*ti*, er ist, aus dem Stamme bhava (Wurzel bhū, werden, sein) durch Anfügung derselben Pronominalstämme gebildet seien, die sich in den Pronominalformen mā-m, me (ma-i), ma-t (mich, mir, von mir), ta-m, te-na, ta-sja (ihn, durch ihn, seiner) u. s. w. zeigen und daß auch das s der zweiten Person bhava*si* nach einem häufigen Lautwechsel auf das ursprüngliche t des Pronomens zweiter Person sanskritisch tv-am, lateinisch tu, griechisch τύ, σύ, gothisch thu zurückzuführen sei. So einfach und natürlich uns dieser Gedanke erscheint, zumal heutzutage, wo er dem für das Verständniß grammatischer Bildungen geschärften Blicke schon durch die Beobachtung nahe liegt, daß die Mehrzahl der aus den ältern indogermanischen hervorgegangenen modernen Sprachen, da die Personalendungen mehrfältig ganz geschwunden sind, sich desselben Mittels zur Personalbezeichnung bedient, nur daß die Pronomina jetzt der Verbalform vorangesetzt werden, während sie in alter Zeit hinten angefügt wurden, so einfach und natürlich also uns heute dieser Gedanke erscheint, so sehr wich er doch von der Anschauungsweise der Männer ab, die zu damaliger Zeit die Stimmführer in allem, was das indische Alterthum und die Sprachforschung betraf, waren, nämlich der beiden Schlegel. Während Friedrich von Schlegel die Personalendungen sowie die Stamm- und Tempusbildungen als Gestalten ansieht, die aus der Wurzel gleichsam wie aus einem lebendigen Keime in geheimnißvoller Weise hervorgewachsen sind, steht auch sein Bruder ziemlich genau auf demselben Standpunkte, nur daß er wiederholt geradezu ausspricht, daß die Silben, welche die Beziehungen des Wurzelbegriffs ausdrücken, also z. B. μι, mi in griechisch δίδωμι, sanskritisch dadāmi, litauisch dūmi, ich gebe, an und für sich betrachtet *nichts* bedeuten. Bopp also erkannte ganz im Gegensatz dazu, daß Personal-, Numeral-, Modal- und Temporalbeziehungen an der Wurzel durch von außen an dieselbe antretende bedeutungsvolle Silben, in denen er in den ersten Fällen Pronominalwurzeln, in den andern bereits vorhandene Verbalformen erkannte, ausgedrückt werden, und er führte die verschiedenen Formen dieses Ausdrucks in den verschiedenen indogermanischen Sprachen auf ihre ursprüngliche Gestalt zurück, indem er die Gesetze des Lautwandels, aus denen die Verschiedenheit hervorgegangen war, oder des Lautverlustes, denen die Endungen unterliegen, an der Hand der Analogie nachwies und aus den ältesten uns vorliegenden Formen auf die ursprüngliche Form und Bedeutung zurückschloß. In dieser Weise durchforschte er das ganze Gebiet der Formenlehre der indogermanischen Sprachen und alle Theile seiner „Vergleichenden Grammatik" sind voll von überraschenden Entdeckungen und Beweisen genialen Scharfblicks. Müssen wir nun diesen auch ganz besonders bewundern, so verdient doch auch der nimmer rastende Eifer, der ihn bis ins Greisenalter zu immer weiterer Ausdehnung und Begründung seiner Forschungen trieb, unsere höchste Anerkennung; denn außer dem Sanskrit, dem Lateinischen, Griechischen und Gothischen, die er schon im Conjugationssystem zur Grundlage seiner Untersuchungen gemacht hatte, zog er im weitern Fortgang seiner Studien auch noch das Zend nebst dem Altpersischen, die germanischen Sprachen, das Altslawische, das Litauische nebst dem Altpreußischen und Lettischen, die celtischen Sprachen, das Albanesische, Armenische, Georgische in den Kreis des von ihm durchforschten Gebiets, wobei er sich durch blos äußere Hindernisse durchaus nicht abschrecken ließ, wie er denn z. B. einer erheblichen Augenschwäche schon seit langen Jahren durch den Gebrauch einer Lupe beim Lesen zu Hülfe kam. Nur so war es ihm denn allerdings auch möglich, sein Werk zu einer solchen Abrundung und Vollendung zu bringen, daß es aller weitern Specialforschung als Grundlage dienen muß.

Digitized by Google

Neben dieser umfassenden Thätigkeit, die sein Hauptwerk in Anspruch nahm, beschäftigten dann Bopp, wie wir schon oben kurz erwähnt haben, noch andere Werke, wohin namentlich das „Glossarium sanscritum" zu rechnen ist, das zuerst 1830 erschien und noch zwei Auflagen erlebte, von denen die letzte kurze Zeit vor seinem Tode vollendet wurde. Dies Werk bildet durch seine den Wurzeln und ihren Ableitungen beigegebenen Vergleichungen mit den verwandten Sprachen sehr oft eine Ergänzung und Erweiterung des in der „Vergleichenden Grammatik" behandelten Stoffs, indem die dort aufgestellten Gesetze hier durch eine größere Anzahl von Beispielen weiter begründet werden. Allerdings hat hier zuweilen der von Bopp so erfolgreich ausgeführte Gedanke, daß nicht immer der Gleichklang in den Wörtern, sondern gar oft vielmehr die aus den Lautgesetzen nachweisbare Verschiedenheit in der Gestalt derselben ihre Verwandtschaft darthun, doch eine zu große Ausdehnung erfahren, die manchem Widerspruch ausgesetzt war von solchen, welche sich die etymologische Durchforschung der einen oder andern Sprache insbesondere zu ihrer Aufgabe gemacht hatten; allein es darf auch ebenso wenig verschwiegen werden, daß er sich bis zu seinen letzten Lebensjahren die Freiheit des geistigen Blickes bewahrte, die solchen Einwürfen ihr Recht angedeihen ließ, sodaß in der letzten Ausgabe des Glossars nicht weniges der Art verschwunden ist, was geeignet war, namentlich jüngere Forscher, denen ja das Buch vorzugsweise zur Leitung dienen mußte, zu verwirren. An diese Arbeit reihen wir denn auch am besten die Erwähnung seiner Abhandlung über die Verwandtschaft der malaiisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen an, welche im Jahre 1841 erschien; auch sie ging aus dem Gedanken hervor, daß oft das scheinbar lautlich weit voneinander Verschiedene dennoch in naher Verwandtschaft stehe, und einige Andeutungen Wilhelm von Humboldt's scheinen sie zunächst angeregt zu haben; allein die beigebrachten Beweise waren doch von der Art, daß Bopp selbst sie später wol kaum noch für ausreichend gehalten hat, da er sich wenigstens an einer Stelle der „Vergleichenden Grammatik" (I², §. 87, 2, S. 123 fg.) über diese Verwandtschaft mit geringerer Entschiedenheit, als er es sonst in solchen Fällen zu thun pflegt, ausdrückt. Auch die bereits zwei Jahre früher (1839) erschienene Abhandlung über die celtischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Germanischen, Litauischen und Slawischen müssen wir in diesem Zusammenhange betrachten, da es auch in ihr Bopp sich vorzugsweise zur Aufgabe gestellt hatte, in dem scheinbar ganz Unvereinbaren die Züge der gemeinsamen Verwandtschaft nachzuweisen. Wir haben schon oben gesehen, daß bereits William Jones auf die Möglichkeit einer Verwandtschaft des Celtischen mit den indogermanischen Sprachen hingewiesen hatte, den Nachweis einer solchen jedoch hatte zuerst, wenigstens in einigen Punkten, Prichard in einer eigenen Schrift*) geliefert und A. Pictet hatte ihn in seiner vom Institut gekrönten Preisschrift**) in umfassenderer Weise weiter geführt. Aber es blieben, namentlich in der Nominaldeclination des Irischen, welches der Hauptvertreter des einen der beiden celtischen Sprachzweige ist, so räthselhafte Erscheinungen übrig, welche dem Celtischen einen von den übrigen indogermanischen Sprachen scheinbar so abweichenden Charakter aufprägen, daß man an eine engere Verwandtschaft desselben mit diesen immer noch nicht recht glauben mochte. Bopp selbst hatte noch im Jahre 1823 in seiner in der Akademie gelesenen Abhandlung über die Pronomina der beiden ersten Personen das Celtische als der engern Gemeinschaft der indogermanischen Sprachen nicht angehörig bezeichnet und auch Pott hatte noch im zwei-

*) The eastern origin of the Celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanscrit, Greek, Latin and Teutonic languages (Oxford 1831).

**) De l'affinité des langues Celtiques avec le Sanscrit (Paris 1837).

Digitized by Google

ten Theil seiner „Etymologischen Forschungen" (1836) sich im ganzen an Bopp's Ansicht angeschlossen. Um so glänzender war daher jetzt der von Bopp geführte Nachweis, daß in den in ihrer Verbindung mit dem Artikel den Nominibus vortretenden Buchstaben und in den in demselben Falle im Anlaut der Nomina erscheinenden Lautveränderungen die Reste der ehemaligen Declination des Artikels vorhanden waren, die nur durch die Schrift aus dem Auslaut des Artikels in den Anlaut der Nomina herübergezogen waren, und damit war der größte Theil der einer Verwandtschaft des Celtischen mit den indogermanischen Sprachen entgegenstehenden Schwierigkeiten hinweggeräumt. Die Entdeckung dieser Lautgesetze gehört wie die der Auslautgesetze mehrsilbiger Wörter im Altslawischen zu den glänzendsten Zeugnissen von Bopp's Scharfblick, und es ist sehr zu bedauern, daß er, durch andere Forschungen von den celtischen Sprachen abgelenkt, verhindert wurde sie später in umfassenderer Weise in der zweiten Auflage seiner „Vergleichenden Grammatik" zu behandeln.

Von andern grammatischen Arbeiten Bopp's aus spätern Jahren sind noch seine „Abhandlungen über die kaukasischen Glieder des indoeuropäischen Sprachstammes" (1847), sowie „Ueber die Sprache der alten Preußen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen" (1853) und „Ueber das Albanesische" (1855) anzuführen. Das Accentuationssystem des Sanskrit und Griechischen behandelte er noch in einem eigenen Werke, welches 1854 erschien und nachwies, daß selbst die Principien der Accentuation in diesen beiden Sprachen in den Grundzügen übereinstimmen.

Wenn nun auch in allen diesen Schriften dem Sanskrit vermöge der größern Ursprünglichkeit seiner Formen eine bedeutende Stelle in der Untersuchung eingeräumt wurde, so ließ sich Bopp doch dadurch den Blick nicht für solche Fälle trüben, wo diese Sprache im Nachtheil gegen die übrigen erscheint; er nahm überall, wo es die Sachlage gebot, Gelegenheit, zu erklären, daß auch ihr trotz ihrer üppigen Formenfülle nur der Rang einer Schwester unter den übrigen verwandten Sprachen gebühre, und daß sie nicht selten bald von der, bald von jener unter diesen an Alterthümlichkeit übertroffen werde. Aber wie sehr er das auch erkannte, so war er doch auch stets sich bewußt, daß ohne sie das vergleichende Sprachstudium auf indogermanischem Gebiet nicht zu vollständig genügenden Resultaten gelangen könne. Daher war er bemüht, in den wiederholten Ausgaben seiner „Sanskritgrammatik" alles aufzunehmen, was der Fortschritt der Sanskritstudien, namentlich auf dem Gebiet der Vedas, ans Licht brachte, und die Mittel zu einem eingehendern Studium derselben zugänglicher zu machen. Seine Ausgaben der Episoden des „Mahâbhârata", die schon oben erwähnt sind, und von denen die des „Nalas" 1832 in einer zweiten Auflage erschien, waren daher mit feinem Geschmack aus einer oft wüsten Masse ausgewählt und wohl geeignet, bei dem Anfänger neben dem Interesse an der Sprache auch das an der Dichtung und dem Geiste des indischen Volks wach zu halten, und er hatte ihnen zugleich, um ihr Studium zu erleichtern, Uebersetzungen theils beigegeben, theils folgen lassen. Die lateinische Uebersetzung des „Nalas" ist nun allerdings, wie dies A. W. von Schlegel schon in der Anzeige der ersten Ausgabe des Gedichts ausgesprochen hatte, kein Muster eines classischen Latein, aber sie hatte doch das Verdienst, das Verständniß des Originals dem Anfänger sehr wesentlich zu erleichtern. Seine im Versmaß des „Çloka" verfaßten deutschen Uebersetzungen geben meist ein treues Bild des Originals, und dies veranlaßte ihn auch die des „Nalas", die er bereits beim Beginn seiner Studien „in der ersten Begeisterung über den Fund", wie er selbst sagt, angefertigt und von der er bereits früher (in „Ardschuna's Himmelsreise", 1824) fünf Gesänge veröffentlicht hatte, im Jahre 1838 vollständig herauszugeben, als Rückert's Bearbeitung dieses Gedichts, welche „in origineller Weise Oestliches mit Westlichem, Ueberliefertes mit Eigenthümlichem paarend, den Ruhm der Damajanti im wohlklingendsten

Digitized by Google

deutschen Reim verherrlichte", bereits in zweiter Auflage erschienen war. Bopp's Absicht war, „das unübertreffliche Meisterwerk in der ihm am meisten entsprechenden Form, und soweit es der Unterschied der Sprache zuläßt, in seinem uralten Colorit und majestätischen Rhythmus, ohne irgendeine Zuthat und ohne wesentliche Auslassung dem deutschen Leser vor Augen zu stellen", und man darf ihm das Zeugniß nicht versagen, daß er den Eindruck, den das Original macht, im ganzen mit Treue wiedergegeben hat, daß ihm aber nicht selten auch Sprache sowie Metrum etwas zwängende Fesseln angelegt haben. Trotz dieser Mängel aber steht seine Uebersetzung dem indischen Gedichte viel näher als Rückert's Ueberarbeitung.

Das ungefähr ist in kurzen Umrissen die Schilderung von Bopp's schriftstellerischer Thätigkeit, an die sich seine Wirksamkeit als Lehrer an der berliner Universität in den beiden Hauptrichtungen derselben auf das Sanskrit und die vergleichende Sprachforschung anschloß; seine Vorträge, die, wie es die Natur des Gegenstandes mit sich brachte, nur einen kleinern Kreis von Zuhörern hatten, betrafen abwechselnd „Sanskritgrammatik" und „Vergleichende Grammatik", sowie sie der Erklärung indischer Schriftsteller gewidmet waren. Auch bei den letztern trat die sprachliche Behandlung in den Vordergrund, und er kam hier wie in der „Sanskritgrammatik" gern auf die aus der Sprachvergleichung gewonnenen Resultate zurück, die ja den Mittelpunkt seiner ganzen Wirksamkeit bildete. Durch diese Vorträge ebenso wie durch seine Schriften bildete er einen Kreis von Schülern heran, welche die von ihm begründete Wissenschaft immer mehr zu vertiefen und zu erweitern bemüht waren, und durch ihre mit den seinigen vereinten Bemühungen hat die heutige Sprachwissenschaft den festen Grund gewonnen, auf dem alle folgenden Zeiten weiter bauen müssen.

Bopp hatte das große Glück, daß er die Ziele, die er sich in frühem Jünglingsalter gestellt: „auf dem Wege der Sprachforschung in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinem Gesetz abzugewinnen", an seinem Lebensabend ihrem ganzen Wesen nach erreicht hatte; er hatte die große Freude, das, was er an Wahrheit in redlichem und rastlosem Bemühen zu Tage gefördert zu haben sich bewußt war, auch als solche bei seinem Volke nicht nur, sondern in der ganzen gebildeten Welt anerkannt zu sehen, und es war ihm noch vergönnt es zu erleben, daß alle, welche sich durch seine Lehre in Rede und Schrift als seine Schüler bekannten, ihm an dem Tage, wo ihn Windischmann vor 50 Jahren in die gelehrte Welt eingeführt hatte, ihre Dankbarkeit für das, was der Meister geschaffen, dadurch an den Tag legten, daß sie ihm die Mittel zu einer Stiftung übergaben, welche seinen Namen und den Geist seiner Forschung auch in kommenden Geschlechtern fort und fort lebendig zu erhalten bestimmt ist. Obwol ihn bereits im Jahre 1864 ein Schlaganfall betroffen hatte, hob ihn doch die Freude, diesen Tag, den 16. Mai 1866, erlebt zu haben, noch einmal mächtig empor und ließ es die ferner Stehenden kaum ahnen, daß seine geistige und körperliche Kraft schon im Hinschwinden begriffen war. Nur der stärkende Sommeraufenthalt in dem benachbarten Charlottenburg hielt ihn noch so weit aufrecht, daß er darauf mit Hülfe eines seiner Schüler die Herausgabe der dritten Auflage seines Glossars und des Druckes der ersten Bogen seiner „Vergleichenden Grammatik" leiten konnte; seine Vorlesungen hatte er bereits früher einstellen müssen und bald, nachdem er seinen Aufenthalt in Charlottenburg mit dem in Berlin wieder vertauscht, erlag er einer kurzen Krankheit am 23. Oct. 1867.

Wir haben uns bemüht, Bopp's Leben und Wirken in der Wissenschaft zu zeigen, und wollen es uns nicht versagen, ihn, wenn auch nur in wenigen Zügen, als Menschen zu schildern. Den Grundzug seines Charakters bildete eine herzgewinnende Freundlichkeit

Digitized by Google

und Milde; er kam allen mit Wohlwollen entgegen, und mit derselben Liebe und Treue wie seiner Wissenschaft als Gelehrter hing er auch seiner Familie als Gatte und Vater an; der Schmerz, daß er zwei Kinder, einen Sohn, Dr. A. Bopp, den er nur kurze Zeit eine eigene Existenz zu Ottweiler in der Rheinprovinz begründen zu sehen die Freude hatte, und eine Tochter nur wenige Jahre vor seinem Tode verlor, beugte ihn sehr, um so mehr, als der des Sohnes plötzlich und unerwartet kam, da er beim Baden verunglückte. Mit seinem wahrhaft menschlichen Wohlwollen war eine seltene Bescheidenheit gepaart, die um so anerkennenswerther erschien, als er schon seit langen Jahren gewohnt war, seine Leistungen überall als bedeutend gefeiert zu sehen. Ihr schloß sich eine unparteiische Gerechtigkeit an, die auch der Ansicht des Gegners in durchaus objectiver Behandlung ihr Recht angedeihen ließ, oder, wo er nicht zustimmen konnte, in Ruhe die Gegengründe entwickelte. Zahlreiche Stellen seiner „Vergleichenden Grammatik" legen davon Zeugniß ab und auch in seinen frühern Schriften kann man dieselbe Beobachtung machen; eine persönliche Polemik lag seinem Wesen fern und wir wüßten kaum ein paar vereinzelte Fälle einer solchen namhaft zu machen, wo ihn das „fast zum Präkrit herabgesunkene Sanskrit" sowie ein, eines großen Namens unwürdiges, mattes Epigramm eines sonst durch Geist wie durch Reinheit und Schönheit der Form hervorragenden Dichters, oder die aus stärkerm Selbstgefühl hervorgegangene Sprache eines ältern Schülers zu schärferer persönlicher Abwehr veranlaßte.

Bopp's politische und religiöse Ansichten hatten sich auf demselben Boden edler Menschlichkeit entwickelt wie die übrigen Züge seines Charakters; er huldigte in der Politik ebenso sehr dem wahrhaft menschlichen Fortschritt als er dem so leicht in Ungerechtigkeit ausartenden Parteitreiben fern blieb, aber er nahm ein reges Interesse an der Entwickelung des politischen Lebens und übte seine Bürgerpflicht ohne Scheu und Furcht. Bei Gesprächen über religiöse Angelegenheiten konnte niemand ahnen, daß er im Katholicismus erzogen sei; er war ein Feind alles Gewissenszwanges, und wie er seine Kinder in der protestantischen Lehre erziehen ließ, so hatte er sich auch seine Grabstätte neben der seiner ihm vorangegangenen Tochter auf einem protestantischen Kirchhofe ausgesucht, wo er nun in der Nähe von Marheineke, dem nahen Verwandten seiner hinterbliebenen Gattin, ruht.

Wir müßten die Schilderung von Bopp's Leben und Wirken als unvollendet betrachten, wenn wir uns nicht am Schlusse vergegenwärtigen wollten, welche Folgen seine glänzenden Entdeckungen für die Sprachwissenschaft im allgemeinen und für die Geschichtswissenschaft gehabt haben. Die an allen Haupt- und mehrern Nebenvertretern eines ganzen Sprachstammes bis ins einzelnste durchgeführte Zergliederung der sprachlichen Gebilde hat den Blick für die richtige Erkenntniß der Sprachformen im allgemeinen so geschärft, daß erst jetzt der Weg für eine allgemeine Sprachwissenschaft geebnet ist, wobei die Vergleichung des Baues der verschiedenen Sprachstämme untereinander immer mehr zu der Ueberzeugung geführt hat, daß die Annahme einer einzigen Ursprache aufgegeben werden müsse. Andererseits hat aber diese in den Ursprung der einzelnen Sprachgebilde tief eindringende und ihn erhellende Forschung auch erst eine wissenschaftliche Darstellung der Einzelsprachen möglich gemacht und bereits manche Irrthümer der ältern Grammatiken hinweggeräumt. Bopp hatte noch kurz vor seinem Tode die Freude zu erfahren, daß die Versammlung der Philologen und Schulmänner, welche im Herbst 1867 in Halle tagte, sich nach lebhafter Discussion mit großer Mehrheit für die Einführung der Resultate der vergleichenden Sprachforschung in den Unterricht in den alten Sprachen erklärte. Mit einem bessern Verständniß des Ursprunges der Sprachgebilde wird aber nothwendig auch ein besseres und lebendigeres Verständniß der alten Sprachen überhaupt Hand in Hand gehen, wenn auch die Früchte auf diesem Felde nur langsam reifen werden.

Durch die Sprachvergleichung ist es ferner aber auch gelungen, inschriftliche Denk-

Digitized by Google

mäler, deren Inhalt uns bisher für unenträthselbar galt, im ganzen mit voller Sicherheit zu entziffern und so wenigstens einen Theil von Sprachen ans Licht zu ziehen, von denen uns die alten Schriftsteller meist nur wenige einzelne Wörter überliefert hatten, die kaum ein unsicheres Urtheil über den Charakter dieser Sprachen gestatteten. Auf diesem Wege sind die altpersischen Denkmäler der Achämeniden, die Inschriften der Umbrer und Osker, sowie die der alten Gallier entziffert worden und haben uns wichtige Beiträge sowol zur Sprachkunde als auch zur Geschichte dieser Völker geliefert.

Ferner hat die indogermanische Sprachvergleichung das wichtige geschichtliche Resultat gehabt, daß sie die enge Verwandtschaft des größten Theiles der Völker, welche von den Mündungen des Ganges bis nach Island wohnen, in unwiderleglicher Weise dargethan hat, und man darf hoffen, daß es ihr im weitern Laufe der Untersuchungen immer mehr gelingen wird, auch die engern Verwandtschaftsverhältnisse der einzelnen Völker klar zu legen, wie denn jetzt schon z. B. feststeht, daß die Indier und Iranier, ehe auch sie sich voneinander trennten, durch ein solches engeres Band miteinander verbunden waren. Durch solche Untersuchungen ist denn auch die Anregung für die Forschung auf dem Gebiete anderer Sprachstämme gegeben und durch sie ist ein im ganzen sicherer Ueberblick über die Völker- und Sprachgruppen der ganzen Erde gewonnen worden.

Wenn aber die Geschichte auf diesem Wege Kenntniß von Völkerzusammenhängen einer fernen Urzeit erhalten hat, von der keine andere Quelle uns Kunde gibt, so haben die Sprachen uns auch noch in den allen oder doch den meisten gemeinsamen Wörtern eine Quelle bewahrt, aus denen wir uns von dem Culturzustande dieser Völker zu der Zeit, wo sie noch nicht voneinander getrennt waren, ein Bild entwerfen können. Und da vermögen wir denn mit hoher Gewißheit zu erkennen, daß sie in geordneten Familien- und Stammesverhältnissen lebten, daß ihnen der größere Theil unserer heutigen Hausthiere und die ersten Anfänge des Ackerbaues bekannt waren, wenn sie auch vielleicht nur eine einzige Getreideart kannten, welche entweder unsere heutige Gerste selbst oder eine derselben nahe verwandte Pflanzengattung war. Wir vermögen endlich mit gleicher Gewißheit zu erkennen, daß sie lichte Götter verehrten, die ihnen nach dem ewigen Gesetze des Wandels der Gestirne des Tages und der Nacht Zeiten und Leben ordneten und daher von ihnen als Schöpfer des Rechts und der Sitte heilig gehalten wurden.

Alle diese Schachte des Wissens eröffnet oder die Wege zu ihnen bereitet zu haben, ist das unsterbliche Verdienst Bopp's, und solange es die Menschheit zu ihren höchsten Aufgaben zählen wird, über das innerste Wesen und Werden ihres Geistes ins Klare zu kommen, so lange wird auch sein Name unter den besten genannt werden.

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

In der ersten Hälfte des März 1868 starb im Alter von 82 Jahren in Paris der Maler François-Edouard Picot, einer der geachtetsten Veteranen der historischen Malerei.

Picot wurde 1786 in Paris geboren und entwickelte schon sehr früh seine Anlagen für die Malerei. Um sich in dieser Kunst auszubilden, trat er in das Atelier des Malers Vincent. Im Jahre 1813 wurde ihm für ein Gemälde: La mort de Jacob, der erste große Preis der Schule der schönen Künste zuerkannt, das hohe Ziel, das in Paris alle jungen Maler im Auge haben, weil damit das große Stipendium für eine weitere Ausbildung in Rom verbunden ist. Auch Picot vervollkommnete sich in Rom. Nach seiner Rückkehr von dort stellte er in Paris im Salon der jährlichen Kunstausstellung sein Gemälde: La mort de Saphira, aus, welches in den Besitz der Saint-Severinkirche

Digitized by Google

übergegangen ist, und in einer folgenden Ausstellung Amour et Psyche, das seinen Ruf fester begründete und die Veranlassung dazu gab, daß er mit der Ausführung zweier Plafonds im Louvre beauftragt wurde, wo er große allegorische Compositionen ausführte, nämlich: Der Genius der Künste, der Aegypten für Griechenland entdeckt, und Die Städte des Vesuv, den Schutz der Cybele anflehend gegen die Ausbrüche des Vulkans.

Auch unter der Julimonarchie fand er von seiten des Staats Beschäftigung. Im Museum in Versailles findet man von ihm: L'Entrée du duc de Guise à Calais, ein Porträt Talma's und zwei neue allegorische Compositionen an den Plafonds im Saale von 1830 und in der Galerie der Schlachten. In dem Hémicycle von Notre-Dame de Lorette hat er die Krönung der Jungfrau und mit Flandrin die innere Verzierung von Saint-Vincent de Paul gemalt.

Alle seine Werke zeichnen sich durch eine große Genauigkeit der Zeichnung, die Mäßigung der Farbe und die Eleganz der Pinselführung aus. Das Atelier Picot's war mit dem Léon Cognet's das berühmteste dieses Jahrhunderts; in demselben haben sich Künstler ausgebildet, die jetzt zu den größten Malern gerechnet werden.

Seit einigen Jahren lebte Picot in seinem kleinen Hotel in der Rue Larochefoucauld zurückgezogen, aber keineswegs gleichgültig gegen die Bewegung in der Kunstwelt. In seinen Functionen als Mitglied der Prüfungsjury für die Gemälde, welche im Salon zugelassen werden sollten, vertrat er stets mit großer Entschiedenheit seinen Standpunkt. Er war nämlich die festeste Stütze und der überzeugteste Vertheidiger der classischen Schule. In der Mitte des Areopags, wo seine Erfahrung und seine Urtheile ihm soviel Autorität gaben, kämpfte er beständig mit einer seltenen Ausdauer gegen das Umsichgreifen der realistischen Malerei; zuweilen ganz allein gegen alle seine Collegen, trug er schließlich doch glänzende Siege davon, die ihm stets große Freude gewährten.

Im Jahre 1836 wurde Picot an Carle Vernet's Stelle zum Mitgliede der Akademie der schönen Künste gewählt und 1852 erfolgte seine Ernennung zum Offizier der Ehrenlegion.

In Wiesbaden starb am 14. Oct. 1867 der Schriftsteller W. O. von Horn, bekannt durch seine zahlreichen Volksschriften und seinen trefflichen Kalender: „Die Spinnstube." Geboren am 15. Aug. 1798 in dem Dorfe Horn auf dem Hundsrück, hieß er eigentlich Philipp Friedrich Wilhelm Oertel und war der Sohn eines evangelischen Predigers, welcher 1804 nach Bacharach versetzt wurde. In dieser anmuthig gelegenen Rheinstadt verlebte Oertel seine eigentlichen Kinderjahre. Dem Wunsche seines Vaters folgend, wie auch aus eigener Neigung bereitete er sich im älterlichen Hause frühzeitig zum theologischen Studium vor. Erst 16 Jahre alt, bezog er die Universität Heidelberg und schloß sich dort besonders eng an Professor F. H. Ch. Schwarz an, dem er durch sein ganzes Leben befreundet blieb. Nach Absolvirung seiner Studien 1818 kam er als Candidat des Predigtamts nach Manebach, unweit von Bacharach, wo er seinem erkrankten Vater, der einige Jahre zuvor auf die kleine Pfarrstelle daselbst sich zurückgezogen hatte, als Gehülfe zur Seite stand. Im folgenden Jahre (1819), als der Vater starb, wurde der Sohn an dessen Stelle von der Gemeinde Manebach zum Pfarrer ausersehen. Sechzehn lange Jahre blieb Oertel auf diesem Posten. Er vermählte sich während dieser Zeit (am 19. Aug. 1822) mit einer Tochter des nassauischen Cabinetsraths von Saint-George in Weilburg. Im Jahre 1835 ging er als Superintendent nach Sobernheim im Nahethal. Dort blieb er, von seiner Gemeinde und Diöcese geliebt, bis zum Jahre 1863. Nach dieser Zeit privatisirte er bis zu seinem Tode in Wiesbaden, wo er ein reizend gelegenes Landhaus besaß.

Als Schriftsteller trat Oertel schon 1820 auf. In dankbarer Erinnerung an seinen Geburtsort nahm er von diesem den Schriftstellernamen W. O. von Horn an. Unter diesem

Digitized by Google

Pseudonym ist er weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt. Die ersten seiner literarischen Arbeiten wurden in der „Didaskalia", dem Beiblatt des „Frankfurter Journal" abgedruckt. Es waren historisch-romantische Erzählungen, welche beim Publikum viel Anklang fanden. Seinen eigentlichen Ruf als Volksschriftsteller begründete sein „Friedel". Dieser Erzählung, welche durch ihre volksthümliche, leichtverständliche Sprache sich rasch einen ausgedehnten Leserkreis erwarb, folgten allmählich viele andere, welche 1859 zu Frankfurt a. M. in 13 Bänden gesammelt erschienen. Eine neue Ausgabe veranstaltete Horn 1861 und 1862 in 12 Bänden. Mit besonderer Vorliebe sind darin rheinische Geschichten und Sagen behandelt. Eine mindestens ebenso große Verbreitung wie Horn's Erzählungen fand der seit 1846 von ihm herausgegebene Volkskalender „Die Spinnstube". In den Jahren 1858—66 gab W. O. von Horn auch eine Zeitschrift: „Die Maje, ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande", heraus, welche allerlei Aufsätze zur Belehrung und Unterhaltung brachte.

Am nachhaltigsten wirkte der Verblichene auf die Volksbildung durch seine Jugendschriften, welche er seit 1853 in 75 Bändchen (5 alljährlich) zu Wiesbaden erscheinen ließ, „um die kindlichen Leser von den romanhaften Gebilden der sonstigen Jugendschriften zur Auffassung wirklicher Lebensverhältnisse hinüberzuleiten". Einzelne von ihnen sind in fast alle neuern Sprachen, selbst in das Polnische und Czechische übersetzt worden. „Man kann", sagt Merget in seiner „Geschichte der deutschen Jugendliteratur", „nicht sagen, daß sie alle vorzugsweise jugendliche Leser im Auge haben. Sie werden auch von Leuten der verschiedenen Stände, die zur Unterhaltung Bücher in die Hand nehmen, gelesen werden. Vorzugsweise behandeln sie das Leben historischer Personen, auch selbst von Literaten, wie Christian Fürchtegott Gellert, ebenso geschichtliche Begebenheiten. Wir erwähnen z. B. folgende Schriften: „Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen", „Das Leben Derfflinger's", „Das Leben des Prinzen Eugenius", „Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher" u. s. w. Wie man sieht, Altes, Neues und Neuestes ohne Beachtung der Zeitfolge. Auch den übrigen Erzählungen, wie „Der Lohn einer guten That", liegen wahre Begebenheiten zu Grunde. Alles ist gut gemeint und hat fromme, sittliche Tendenz. Der Stil ist nicht eben anregend, die Erzählung oft durch erbauliche Betrachtungen unterbrochen. Treffend bemerkt auch ein ungenannter Biograph Horn's in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung": „Was in seinen (Horn's) Schriften, die ja auch, wie alles Menschliche, ihre Mängel, und dazu ihre deutlich hervortretenden, haben, so sehr anspricht, das ist die herzliche Gemüthlichkeit, die sie durchweht, die sittliche Lauterkeit und Reinheit, die echte Natürlichkeit und, nach der religiösen Seite hin, die echte Frömmigkeit, sowie nach der politischen Seite sein deutscher Patriotismus ohne parteilichen Beigeschmack. Aergert man sich auch bisweilen über seinen Satzbau und möchte ihn zur Rede stellen über seine langen Perioden, gleich hat er wieder auch den verdrossenen Leser unwiderstehlich gepackt und, man mag wollen oder nicht, zu Thränen gerührt. Es ist wunderbar, wie seine schmucklose Darstellung fesselt und welche Gewalt er ausübt über das Gemüth. Denn seine Darstellungsweise ist durchaus schlicht und einfach. Er verzichtet darauf, in der Weise der Romanschriftsteller die Erwartungen der Leser bis auf den Ausgang zu spannen und die Lösung der Verwickelungen ins Weite hinauszuschieben."

Kurz vor seinem Tode vollendete W. O. von Horn noch das schöne Werk: „Der Rhein. Geschichte und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte."

Digitized by Google

Theatralische Revue.

Das berliner Hoftheater hat im Laufe der Wintersaison 1867—68 keine einzige neue Tragödie gebracht; es gewinnt fast den Anschein, als ob das Trauerspiel für die Hauptstadt Norddeutschlands, gegenwärtig die politische Metropole von ganz Deutschland, eine untergegangene dramatische Species sei. Das Zufallspublikum des berliner Schauspielhauses wenigstens scheint an dem Trauerspiel so wenig Gefallen zu finden, daß der Schauspieldirector Hr. Düringer ihm derartige Gerichte gar nicht vorzusetzen wagt.

Hat die Stunde des deutschen Trauerspiels überhaupt geschlagen?

Wir glauben es nicht, solange der Sinn für classische Trauerspiele noch so lebendig ist, daß sie auf dem Repertoire der großen Bühnen ihre regelmäßige Stelle behaupten. Es sind Fehler der dichterischen Production und Fehler der Bühnenleitungen, wodurch das moderne Trauerspiel, wenn nicht ganz von den Bühnen verbannt, doch nur zu einer ausnahmsweisen Geltung gebracht wird.

Die Bühnenleitungen begeben sich in die vollkommenste Abhängigkeit vom Publikum; sie richten sich mit der liebenswürdigsten Nachgiebigkeit nach den Neigungen, Launen und Grillen desselben; sie bringen nur zur Aufführung, was gefällt, was Kasse macht. Dieser Maßstab ist, mit wenigen Ausnahmen, der gleiche bei den Hoftheatern wie bei den Stadttheatern. Eine Direction, welche den Muth hätte, ein künstlerisches Programm dem Publikum zu octroyiren, an demselben festzuhalten, wie widerwillig es begrüßt werde, sich durch einzelne leere Häuser von seiner Durchführung nicht abschrecken zu lassen, sondern erziehend und bildend zu wirken, sich einen gleichgesinnten, für dieselben Principien begeisterten Kern unter den Zuschauern zu schaffen, an den allmählich die principlose Menge anschießt — eine solche Direction oder Intendanz ist in unserer Zeit als ein weißer Rabe zu betrachten und am wenigsten im vergoldeten Käfig der großen Hoftheater zu suchen, von dem allein doch ein tonangebender wahrhaft nationaler Einfluß ausgehen kann. Eine Ausnahmestellung behauptet nur immer noch das wiener Burgtheater, welches in Bezug auf die Pflege dichterischer Production deutscher ist und nationaler als die andern ersten deutschen Bühnen. Eine nicht geringere Mitschuld daran, daß die Tragödie zum Aschenbrödel des Theaters geworden ist, tragen die neuen Tragiker selbst, indem sie bei der Wahl ihrer Stoffe der berechtigten Abneigung des modernen Publikums gegen das Costüm und den Gedankeninhalt derjenigen Zeitalter, deren geistige Sonne bereits hinter dem Horizont des unserigen herabgesunken ist, keine Zugeständnisse machen. Sie glauben im Gegentheil, die tragische Würde und Bedeutung werde durch die Zeitferne erhöht, etwa wie die Himmelserscheinungen am Horizont, durch das Medium der zahlreichen dazwischenliegenden Luftschichten gesehen, voller und farbenreicher glänzen; doch sie vergessen, daß jedes Zeitalter seine eigenen Tragödien hat, daß die Angelpunkte der tragischen Motive in verschiedenen Zeiten verschieden sind, und daß vor allem jedes Geschlecht der Menschen das Recht hat, den Gedankenkreis, in dem sich sein Streben bewegt, auf der Bühne wiederzufinden.

Leichter freilich ist der Kothurn zu handhaben, wenn die Stoffe sich in der Dämmerung der Mythe oder des grauen Alterthums bewegen, wo die anscheinende Prosa der realen Verhältnisse der dichterischen Erfindung keine Hemmungen in den Weg legt, wo die Einfachheit der Verhältnisse größere Züge gestattet und mit den kleinern auch die Verzeichnungen ausschließt, zu denen diese am meisten Veranlassung geben, wo die Stoffe, durch Mythe und Geschichte gestaltet, bis zu einem gewissen Grade fertig vorliegen. Diese Leichtigkeit mag die jüngern Talente verlocken, sich an antiken Stoffen zu versuchen, die auch in der That sich für eine dramatische Studienmappe trefflich eignen. Doch erst an den historischen Stoffen der neuen Zeit, an den Stoffen des modernen Lebens vermag

Digitized by Google

sich die echte dramatische Gestaltungskraft zu bewähren; hier nur ist Dauerndes für die Nationalliteratur zu schaffen; hic Rhodus, hic salta! Der preisgekrönte Dichter des „Brutus und Callatinus", Albert Lindner, hat, gewiß den Mahnungen unbefangener Kritik folgend, welche sich durch die Entscheidung des berliner Preiscomité nicht verblenden ließ, ein Drama „Katharina II." gedichtet und schon bei Beginn der Wintersaison 1867—68 an die Bühnen versendet. Wir haben bisher nicht gehört, daß dieses Stück irgendwo zur Aufführung gekommen sei. Seltsam — ein preisgekröntes Talent, auf welches die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet ist, ein moderner Stoff, der für ausgezeichnete Darstellerinnen gewiß eine glänzende Aufgabe bietet — und eine ganze Saison geht vorüber, ohne daß irgendeine Bühne sich um das Stück kümmert. Auch von den Bühnen in Karlsruhe und Weimar verlautet nichts, die sich bisher als besondere Pflegerinnen des jungen Talents erwiesen. Wir kennen das Stück nicht, doch sollte der Schluß nicht erlaubt sein, daß sich hier, wo es sich um selbständige Gestaltung eines geschichtlichen Stoffs der Neuzeit und um freie Erfindung handelt, das dramatische Talent Lindner's nicht ausreichend gezeigt hat? Denn einen vielbehandelten Stoff noch einmal zu dichten, einen antiken Stoff von einfachen und unverwirrbaren Verhältnissen, das ist eine Studie, deren Gelingen selbst noch keinen Maßstab abgibt für die selbständige Bedeutung eines Talents und für die Fähigkeit, aus den ungegliederten Massen neuer Geschichte eine Gestalt und ein tragisches Einzelgeschick fesselnd hinauszuheben und mit weiser Oekonomie zu sondern, was als undramatisches Residuum in der Retorte des künstlerischen Processes zurückbleiben muß.

Eine Anlehnung an die antike Mythe wird jungen Talenten immer willkommen sein, daher die immer neuen Versuche auf diesem Gebiet. So ist am Hoftheater zu Berlin ein Trauerspiel „Phädra" aufgeführt worden, dessen Verfasser der Prinz Georg von Preußen ist. An diese Aufführung, der sich die berliner Hofbühne selbstverständlich nicht entziehen konnte, knüpft die Kritik der berliner Residenz bereits die besten Hoffnungen für eine erhöhte Theilnahme des Hofes für das Trauerspiel. Dem Drama des Prinzen Georg wird eine edle und schwunghafte Haltung nachgerühmt. Auch weicht es in der Composition von der Racine-Schiller'schen „Phädra" ab, indem das Verhältniß zu Hippolyt hier nur die letzten Acte ausfüllt, während in den ersten die kretenser Beziehungen der Heldin im Vordergrunde stehen. Dadurch erscheint indeß bei stofflich reicherer Handlung doch die Einheit des Conflicts gefährdet. Kapellmeister Taubert hat zu dieser antiken Tragödie eine Musik componirt, durch welche wol der Eindruck derselben gesteigert, aber auch ihre Entfremdung dem modernen Drama gegenüber vermehrt wird.

Ebenso ungünstig wie die Stoffe der antiken Mythe erscheinen für das moderne Trauerspiel die Stoffe der mittelalterlichen Vorzeit, obgleich unsere Dramatiker immer wieder mit Vorliebe zu denselben zurückkehren. In Karlsruhe wurde ein Trauerspiel „Attila" von Consentius aufgeführt, das nicht ohne dramatisches Mark, nicht ohne Energie ist; doch der wilde Hunnenfürst erscheint unserm Jahrhundert nicht mehr als das dramatische Ideal des Welteroberers und die barbarischen Zustände des Volks und der Zeit, aus denen seine gigantische Gestalt herauswächst, sind einem civilisirtern Geschlecht antipathisch. Gleichwol kann der Dramatiker nicht darüber hinweg, am wenigsten auf der Bühne, wo schon im Costüm und den scenischen Aeußerlichkeiten die Culturzustände der vorgestellten Epoche und oft mit sehr beredter Anschaulichkeit mitsprechen.

Auch Joseph Weilen's „Drahomira", welche nicht nur am Burgtheater zu Wien sich behauptet, sondern ihren Rundgang über viele süddeutschen Bühnen macht, ist einer für die Dramatik der Gegenwart besonders ungünstigen Zeit, den Kämpfen des Christen- und Heidenthums, entnommen und spielt noch dazu in dem Czechenlande, das durchaus die deutschen Sympathien verscherzt hat. Trotz der Ungunst des Stoffes hält es sich

Digitized by Google

durch das Talent des Autors, der in dieser Bühnenfürstin unsern tragischen Darstellerinnen eine bedeutende Aufgabe gestellt hat, und überdies die schon in „Tristan" vorhandenen Vorzüge schwunghafter Diction, leidenschaftlicher Situationsmalerei und künstlerischer Contrastirung der Charaktere von neuem bewährt hat.

Einen bei weitem günstigern Stoff behandelt G. Scholz in seinem historischen Drama „Gustav Wasa", welches in Wiesbaden zuerst mit Erfolg zur Aufführung kam und seitdem an einigen andern Theatern inscenirt und zur Aufführung angenommen worden ist. Schon Kotzebue hat das dramatisch Wirksame dieses Stoffs herausgefühlt und zur Geltung zu bringen gesucht. Das Scholz'sche Drama besitzt eine schwunghafte Diction und ist nicht ohne Kenntniß der Bühnenwirkungen componirt. Eingehender werden wir darauf zurückkommen, wenn es an einem ersten deutschen Theater aufgeführt worden ist.

Inzwischen ist auch ein russisches Trauerspiel: „Der Tod Iwan's des Furchtbaren", von Alexis Grafen von Tolstoy, deutsch von Karoline von Pawloff, am Hoftheater zu Weimar zur Aufführung gebracht worden, eine Novität russischer Dichtung, die in Petersburg, Moskau und Nowgorod große Erfolge gehabt hat und sich auch in Weimar auf dem Repertoire behauptet. Der Held des Dramas, Iwan der Furchtbare, ist eine Art von russischem Richard III., der durch Greuel und Schreckniße die Größe Rußlands begründet. Das ganze Zeitalter trägt die Tünche halbasiatischer Barbarei und der bluttrunkene Despot ist nach dieser Seite hin primus inter pares. Die Intrigue hat seltsamerweise Aehnlichkeit mit der Intrigue in Brachvogel's „Narciß"; es handelt sich um einen Mord durch psychische Mittel. Der an einer Herzkrankheit leidende Fürst soll sich vor Zorn und Schreck hüten, und gerade diese für ihn tödlichen Affecte sucht sein nach dem Throne strebender Günstling Boris Godunoff bei dem Fürsten zu erregen, sodaß dieser an einem dramatisch motivirten Herzschlag stirbt ähnlich wie die Pompadour. Boris Godunoff freilich bleibt am Leben, erringt die Herrschaft und das russische Volk hat nur einen Tyrannen mit einem andern vertauscht. Die Charakteristik hat Mark und Wildheit, die Sprache Energie, das Costüm des rohen, bluttriefenden Zeitalters ist mit einer Treue geschildert, welche gerade einer weitern Verbreitung des Stücks auf der modernen deutschen Bühne hinderlich sein wird. Der anwesende Dichter wurde am Schluß der weimarischen Aufführung hervorgerufen, gewiß der erste russische Poet, welchem auf deutschen Bühnen eine derartige Auszeichnung zutheil wurde. Jedenfalls hat Otto Lehfeld, der für die Darstellung solcher eisernen Wütheriche grandiose Mittel besitzt, zur günstigen Aufnahme des russischen Dramas wesentlich beigetragen. Gleichzeitig erfahren wir von Petersburg, daß die dortige deutsche Bühne von den bisherigen hemmenden Censurschranken befreit und die Aufführung der Schiller'schen Dramen „Die Räuber", „Cabale und Liebe", „Fiesco" und „Tell" gestattet ist.

Der Versuch, Byron's „Manfred" auf dem Hoftheater zu München mit der Schumann'schen Musik zu insceniren, hatte nur einen succès d'estime, da in dieser hochpoetischen Dichtung die Lyrik in einem, für die Bühnenwirkung ungünstigen Maße überwiegt, und dieselbe nur als ein Monodrama mit Staffage und scenischer Ausstattung betrachtet werden kann.

Das dramatische Fragment „Esther" von Grillparzer ist bei einer Wohlthätigkeitsakademie von den Schauspielern des Burgtheaters zu Wien und dann auch auf der letztern Bühne selbst aufgeführt und mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Selbst die realistischen Kritiker, wie Laube, rühmen die dichterischen Schönheiten und die dramatische Fassung, welche der Großmeister österreichischer Dramaturgie diesem kleinen Juwel gegeben hat.

Ein älteres Trauerspiel von dem Herausgeber dieser Zeitschrift: „Lambertine von Méricourt", war die erste Novität des neuen Stadttheaters zu Leipzig. Das Drama stellt auf dem Hintergrunde der Französischen Revolution zwei bedeutende Frauencharaktere,

Digitized by Google

Lambertine und Manon Roland, einander gegenüber, die Furie und die Aspasia der Revolution, und verwebt den Untergang der beiden Frauengestalten in den Untergang der Gironde. Einzelne grellbeleuchtete Scenen, wie die Ermordung des Grafen Saint-Eu bei dem Tuilerienſturme durch die Weiber der Halle, wurden von der Kritik getadelt. Jedenfalls erwies ſich das Stück bei der großartigen Inſcenirung, die es auf der leipziger Bühne fand, als effectvoll, um ſo mehr, als die Hauptrollen, Aufgaben für tragiſche Künſtlerinnen erſten Ranges, von den Fräulein Link und Ziegler glänzend zur Geltung gebracht wurden.

In dieſen beiden darſtellenden Talenten, deren erſtes ſich durch Innigkeit des Gefühlsausdrucks und hinreißende Energie der Leidenſchaft bei noch ungenügender Beherrſchung der Plaſtik, das zweite durch die Größe impoſanter Mittel und durch antiken Adel der Darſtellung auszeichnet, erwächſt dem deutſchen Theater eine erfreuliche Ausſicht für die Zukunft der Tragödie. Das Contingent tragiſcher Darſtellerinnen iſt, auch von einer Janauſcheck, Seebach, Wolter, Bulyowski abgeſehen, immerhin noch zahlreich genug. Frl. Ulrich und Frl. Langenhaun in Dresden, Frl. Luiſe Wolff in Wiesbaden, Frau von Bärndorff, die von Hannover abgegangen iſt und nächſtens, dem Vorgange des Frl. Janauſcheck folgend, eine Rundreiſe in Nordamerika unternehmen wird, bleiben ſtets eine Ermuthigung für die productiven Kräfte der Gegenwart, die ſich der Tragödie zuwenden. In Stuttgart rühmt man Frau Wahlmann, in Breslau Frl. Widmann; auch an jüngerm Nachwuchs fehlt es nicht.

Weit mislicher ſieht es mit den Helden der Tragödie aus; die gefeiertſten Darſteller der letzten Epoche ſcheinen der Bühne verloren zu ſein. Emil Devrient, der Vertreter der idealen Schiller'ſchen Richtung auf dem Gebiet der darſtellenden Kunſt, ſcheidet noch bei ſelten friſcher Kraft von den weltbewegenden Bretern. In Gotha, Weimar, Leipzig und Dresden wurde der ſcheidende Künſtler bei ſeinem letzten Gaſtrollencyklus noch einmal enthuſiaſtiſch gefeiert. Mit einem wehmüthigen Scheideblick auf den realiſtiſchen Nachwuchs nimmt er ſelbſt in ſeinem Entlaſſungsgeſuch Abſchied von der Bühne. In der That fehlt der Erſatz für dieſen Darſteller. Einem Poſa, einem Taſſo gegenüber beſitzt die junge Schule, in welcher der zerſetzende Verſtand überwiegt, nicht mehr die begeiſterte Hingebung, den idealen Zug, ohne welche dieſe Geſtalten ihr wahres Leben einbüßen. Ausgehöhlt von einem Skepticismus, dem der Glaube an die Wahrheit dieſer Charaktere verloren gegangen iſt, können ſie auf der Bühne keine volle Wirkung mehr ausüben; ſie werden muſiviſch zuſammengekünſtelt und zuſammengeklügelt; es fehlt die elektriſche Strömung, die zündend in das Publikum einſchlägt.

Von den neuen Schauſpielen ſind Laube's „Böſe Zungen" in erſter Linie zu nennen, das erſte frei erfundene oder wenigſtens friſch aus der Gegenwart herausgegriffene Drama dieſes Autors, das in der kurzen Zeit ſeiner Exiſtenz bereits viel von ſich reden machte. Laube hatte daſſelbe der wiener Generalintendanz eingereicht; es mußte wegen einiger Cenſurbedenken eine längere Quarantäne aushalten. Inzwiſchen griff Laube, der, nachdem er ſein dramaturgiſches Portefeuille niedergelegt, in die Reihen der kritiſchen Oppoſition übergegangen war, in den Feuilletons der „Neuen Freien Preſſe" das neue Burgtheaterregime, namentlich auch den Generalintendanten Friedrich Halm, mit einem unermüdlichen Pelotonfeuer an. Er datirte von ſeinem Rücktritt den Verfall des Burgtheaters, der allerdings für ein glücklich in Schwung geſetztes und jahrelang trefflich organiſirtes Inſtitut etwas jählings einzutreten ſchien. Ueber ſeine Verdienſte um Hebung des Burgtheaters gab er gleichzeitig in andern Feuilletonartikeln: „Das Burgtheater von 1849—67", eine genaue Auskunft. Dieſer dramaturgiſche Rechenſchaftsbericht iſt in hohem Grade intereſſant; denn Laube ſtellt in demſelben nicht blos den Gang ſeiner Verwaltung dar,

Digitized by Google

er schildert auch mit gewohnter frischer Anschaulichkeit und in keck umrissenen Zügen die Darsteller und die Stücke, die er dem Burgtheater erworben hat, und fügt die Miniaturporträts der dramatischen Schriftsteller ein. Diese Charakteristik ist originell; denn die Autoren werden zum ersten mal vom Standpunkt der modernen Bühnentechnik dargestellt, ein Maßstab der Beurtheilung, dem auch Shakspeare unterworfen wird, nicht ohne heftigen und wohlbegründeten Protest gegen die Bühnenunkunde seiner Commentatoren. Diese resolute Anwaltschaft der modernen Bühne, der gegenüber auch manches dichterische Renommée erblaßt und die tiefere poetische Bedeutung oft in Schatten tritt, hat doppelten Werth in Deutschland, wo ein großer Theil der Dramatiker die Bühne noch immer als ein nothwendiges Uebel betrachtet und es verschmäht, derselben Zugeständnisse zu machen. Die Bühne aber soll für den Dramatiker sein, was der Vers für den Dichter ist; kein Hemmniß, das man mühsam überwindet, sondern ein tragendes Element, das selbst anregend und inspirirend wirkt. Dann muß aber der Dichter nicht blos ihre Anforderung anerkennen, sondern sich ganz in sie hineinleben und mit ihr verwachsen.

Friedrich Halm, ermüdet durch die fortwährenden Angriffe auf die von ihm geleitete Bühne, durch diese unermüdliche Polemik, in welcher sich Heinrich Laube als der tapfere hallenser Kämpe von früher und wohlgeübt in den journalistischen Quarten, Terzen und Finten zeigte, sandte dem Exdirector sein Drama „Böse Zungen" zurück, ein Schritt, den er damit zu motiviren suchte, daß er in Laube's eigenem Interesse zu handeln glaube, indem diesem doch an einer Aufführung auf einem so schlechten Theater, wie ihm die Burg jetzt erscheine, nichts gelegen sein könne.

Den „Bösen Zungen" war damit die Bühne verwehrt, auf der sie jedenfalls den größten Erfolg gehabt hätten und welche dem Dichter auch bei der Abfassung des Stücks vorschwebte. Dafür umgab das Stück jetzt die bengalische Glorie des Märtyrerthums; die „Bösen Zungen" machten zunächst einen Rundgang durch die deutschen Zeitungen von der Adria bis zur Ostsee, welchem der Rundgang über die deutschen Bühnen folgte.

Zwischen den Theatern von Leipzig und Prag fand das erste Rennen um den Preis der ersten Aufführung statt; Prag wurde von Leipzig, das bei literarischen Ereignissen rührig seine Priorität zu wahren sucht, um eine Nasenlänge geschlagen. Der Erfolg in Leipzig war ein sehr günstiger, Frl. Ziegler eine treffliche Darstellerin der Ministerwitwe von Straß. Prag hatte dagegen wieder voraus, daß der Dichter selbst der ersten Aufführung beiwohnte und in Person mit dem Lorber gekrönt werden konnte. Inzwischen ist das Stück auch in Wien selbst im Theater an der Wien und im Wallnertheater in Berlin mit Erfolg gegeben worden.

Heinrich Laube hat in den „Bösen Zungen" die Vorzüge des modernen französischen Dramas, die politische und sociale Strömung, die in das Familienleben geleitet wird, und einen von den Gedanken der Zeit durchdrungenen Dialog, dem deutschen Schauspiel anzueignen gesucht, und da er sehr gewandt ist in der Technik der Bühne und sociale Gruppen zu beherrschen weiß, ist ihm der Wurf seines Stücks im ganzen gelungen. Der Selbstmord des Ministers von Bruck und dessen hinterlassene Rechtfertigungsschrift gab ihm die äußern Anknüpfungspunkte für das Drama, mit welchem er die faulen Flecke der österreichischen Bureaukratie zu geißeln suchte. Der Untergang eines tüchtigen Staatsmanns von organisatorischem Talent an der Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit der Verhältnisse, in deren Sündenfall er mit hereingezogen wird, ist im Grunde ein tragischer Stoff. Doch diese Tragödie liegt bereits hinter uns, wenn der Vorhang des Laube'schen Stücks aufgeht, und ist überdies um ihre tragische Spitze gebracht, indem der Selbstmord des Ministers zu einem natürlichen Tode abgemildert wird. Das Stück selbst führt uns den Kampf um die Ehrenrettung des Ministers vor, ein Kampf, welcher in erster Linie von seiner Witwe, der eigentlichen Heldin des Stücks, ausgefochten wird.

Digitized by Google

„Böse Zungen" scheint auf den ersten Blick dasselbe Thema zu behandeln wie Scribe in seiner Comédie „La Calomnie". Doch wenn auch bei Laube viele Elemente des Scribe'schen Stücks, wie die Verleumdung durch die Presse, mit hereinspielen, so ist der Grundzug seines Stücks doch ein wesentlich anderer. Es handelt sich bei ihm um eine Verleumdung von Staats wegen, um den officiellen Ehrentodtschlag durch ein überdiensteifriges Beamtenthum, um den Jesuitismus derartiger Würdenträger, denen jedes Mittel recht ist, um zum Ziele zu gelangen. Dieser Rath Fischer, der mit Hülfe eines problematischen Barons aus den Kronländern den Diebstahl der „rothen Mappe" ausführt, ist der Repräsentant des Spitzelthums und polizeilichen Handlangerthums, das seine Verdienste um den Staat auf allen erdenklichen Schleichwegen zu vermehren sucht. Das ganze Pathos des Stücks wendet sich gegen die Ehrendiebe, welche am Schluß auch von der Staatsgewalt an den Pranger gestellt werden. Die Sprache der sittlichen Entrüstung, deren Energie in der Schlußscene des zweiten Acts gipfelt, findet lebhaften Widerklang in den Herzen des Publikums und sichert den Erfolg des Stücks. Die Charaktere sind gut individualisirt, doch die Liebesscenen in eine sehr blasse Beleuchtung gerückt, der eigentliche Held des Dramas, der junge Gesandtschaftsattaché, mehr Zuschauer als Hebel der Handlung, der Schluß allzu schablonenhaft durch ein allerhöchstes Handbillet herbeigeführt und die Motivirung des für die Handlung wichtigen Diebstahls allzu äußerlich.

Aehnliche Anläufe, ein Schauspiel mit socialen Tendenzen zu gestalten, tauchen hier und dort vereinzelt auf. Ein Schauspiel von A. May: „Das Stammschloß", ist am Hoftheater zu München zur Ausführung gebracht worden, ein Drama von gleicher Einfachheit der Composition und sympathischer, zeitgemäßer Haltung wie die andern Stücke dieses Autors. Noch schlichter ist das, zuerst am münchener Actientheater aufgeführte Drama von Melchior Meyr: „Wer soll Minister sein?" Würdig und sinnvoll gehalten, ist dieses Drama doch zu sehr auf innerliche Motive gestimmt und kaum mehr als der inscenirte Monolog eines Fürsten über die Vergebung eines Portefeuille; die Verherrlichung unabhängiger und männlicher Gesinnung macht einen wohlthuenden Eindruck; doch das Drama verlangt schärfere Einschnitte der Handlung und ein frischeres Leben. Schauspiele von so feierlichem Ernst, ohne Mischung mit humoristischen Elementen, werden auf der Bühne leicht eintönig.

Von Adolf Calmberg ist in Zürich ein Drama: „Der Sohn des Millionärs", zur Aufführung gebracht worden, welches den Einfluß geistlicher Corporationen auf das Gesellschaftsleben darstellt. Ebenso fand ein Drama: „Valentine", von dem Artilleriehauptmann F. C. Schubert in Ulm beifällige Aufnahme. Für das Woltersdorff-Theater in Berlin schreibt Karl Görlitz Stücke mit wechselndem Erfolge; die „Ersten Komödianten von Berlin" gefielen, „Moderner Schwindel" machte Fiasco. Die Versuche, ein Volksschauspiel zu schaffen, verdienen Beachtung, selbst wo sich dieselben noch unter dem Niveau künstlerischer Schätzung bewegen. Die Concurrenz mit dem französischen Liederspiel und der parodistischen Oper Offenbach's wird immer keine leichte sein, obgleich die letzte Oper des Componisten: „Die Großherzogin von Gerolstein", am Friedrich-Wilhelmstädter Theater zu Berlin kein sonderliches Glück machte. Gleichwol soll sich die Tantième, welche der Componist von dieser Bühne für das Jahr 1867 bezogen hat, auf 7100 Thlr. belaufen, während seine Gesammteinnahme an Bühnenhonoraren sich auf 240000 Frs. belief.

Außer dem „Aschenbrödel" von Benedix hat diese Saison keine Lustspiele aufzuweisen, welche die Runde über die Bühnen machen; man müßte denn die beiden Laube'schen Dramen „Der Statthalter von Bengalen" und „Böse Zungen", welche der Autor selbst als Schauspiele getauft hat, den Lustspielen zuzählen, da sie jedenfalls in das Genre der französischen Comédie gehören.

Digitized by Google

Das Hoftheater zu Berlin brachte drei neue Lustspiele: „Politische Grundsätze", von Otto Girndt, ein behende componirtes Stück dieses productiven Autors, das indeß auch in Bezug auf Situationskomik gegen seine frühern zurücksteht; „Der Hollandgänger", von Paul Frohberg (Pseudonym für Friedrich Adami), eine westfälische Dorfgeschichte, in welche eine fridericianische Anekdote, Voltaire und Friedrich der Große verwebt sind, bei humoristischer Frische doch von lockerster Fügung und im ganzen unwürdiger Haltung und Charakteristik des großen, um den Fortschritt der Menschheit hochverdienten Schriftstellers; endlich „Vor den Kanonen", von Rudolf Genée, welches die Begegnung des Königs Karl XII. und der Gräfin Aurora von Königsmark zum Mittelpunkt hat, bei ansprechendem Dialog indeß eine fesselnde dramatische Dialektik vermissen läßt. Diese Stücke gefielen in Berlin, ohne indeß weitere Kreise auf den deutschen Bühnen zu beschreiben.

Die diesmalige Wintersaison in Paris hat in Bezug auf das Drama keine besonders glänzenden Erfolge aufzuweisen. Einige der productivsten Schriftsteller haben gefeiert, namentlich der sonst so bewegliche Victorien Sardou, der Schloßherr von Marly, der sonst kaum einen Sommer vorübergehen läßt, ohne durch die Abfassung eines Stücks die Erwerbung anderer Schlösser anzubahnen, die für französische Autoren keineswegs châteaux d'Espagne sind.

Inzwischen sind einige ältere Kämpfer wieder auf dem Kampfplatz erschienen, in ihrer Reihe der Mitarbeiter Scribe's, Ernest Legouvé. Sein vieractiges Lustspiel: „Miss Suzanne", das am Gymnasetheater zur Aufführung kam, behandelt eine Art von chemischem Experiment, das eine Mutter mit ihrem Sohne unternimmt. Um der Anziehungskraft, die eine Opernlorette auf diesen erwachsenen, mit Epauletten und Orden geschmückten Sohn ausübt, entgegenzuwirken, benutzt sie ein allerliebstes Mädchen, Tochter eines Holzschnitzers, das sie an sich zu locken weiß und das mittels ihrer Reize jene verderbliche Anziehungskraft neutralisiren und ablenken soll. „Miss Suzanne", in Amerika auf amerikanische Weise erzogen, ist daran gewöhnt, daß man ihre Liebenswürdigkeit zu solchen frommen Zwecken ausbeutet. Wird sie doch von einer Madame Tavernier auf das Land eingeladen und erhält dafür einen anständigen Gehalt, daß sie den sechzigjährigen Gatten dieser Dame, der stets auf der Wanderschaft ist, um seine Billetsdoux anzubringen und seine Akrostichen vorzulesen, an das Haus fessele. So wird sie auch von Madame de Brignole angewendet, um den jungen Cavalerieoffizier zu verhindern, daß er immer in die Rue de Ponthieu sich begebe. Die naive Miß Suzanne weiß nicht, welcher Magnet den tapfern Cavalerieoffizier in diese Straße lockt. Sie schlägt indeß, ohne es zu wissen und zu wollen, ihre Nebenbuhlerin, ein Verdienst, das der Liebhaber damit belohnt, daß er sie an die Stelle derselben zu setzen sucht. Miß Suzanne, die an eine legitime Heirath dachte, fühlt sich durch diese Wendung der Dinge sehr enttäuscht und flüchtet sich rasch in eine Ehe mit einem jungen Holzschnitzer, einem Zögling ihres Vaters. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen." Das Stück kann kaum für etwas anderes gelten, als für eine Persiflage der übereifrigen Mutterliebe, welche in der Bevormundung eines mündigen Sohnes so weit geht, die Neigungen desselben von dort, wo ihm Gefahren drohen, dorthin abzulenken, wo er selbst gefährlich wird. Der Dichter selbst aber scheint Partei für die fürsorgliche Mutter zu ergreifen.

In directem Gegensatz zu diesem Drama steht „Madame Desroches" von Léon Laya, ein Stück, das am Théâtre français zur Aufführung kam, wo die akademischen Poeten wie Laya und Doucet stets auf sichere Annahme ihrer Productionen rechnen dürfen. Hier ist die Heldin eine Mutter, die ihre Tochter haßt, eine Bankiersfrau von bewundernswerther Geschäftsroutine, von einem heroischen Charakter, der keinen Widerspruch duldet. Ihr Geiz ist nicht geringer als ihre Herrschsucht; sie haßt die Tochter um so

Digitized by Google

mehr, als diese ein selbständiges Vermögen von 200000 Frs. hat, ein Vermächtniß einer Tante. Wir bemerken dabei wiederum, daß die neuen französischen Lustspieldichter sehr gewissenhaft in der Angabe der Geldsummen sind, um die es sich bei Testamenten und Heirathen handelt, und uns gewiß keine Ziffer schenken. Madame Desroches zögert nicht, ihre Tochter dem ersten zuzusagen, der um sie wirbt; doch diese hegt bereits eine stille Neigung zu einem Contreadmiral, der ihr ein verschließbares Album zum Geschenk gemacht hat, offenbar um ihren geschriebenen Empfindungen ein vor den Nachforschungen der Mutter sicheres Asyl zu geben. Doch der weibliche Drachen bemächtigt sich dieser Mappe, verlangt den Schlüssel, um hinter die Confessions zu kommen, und droht, das Heiligthum zu erbrechen, als ein günstiger Fahrwind die Segel des Contreadmirals schwellt, sodaß dieser zur rechten Zeit erscheint mit dem Salutschuß: „Luise, willst du mich heirathen?“ Nach dieser Effectscene schwächt sich indeß die Wirkung des Stücks ab; denn es bleibt dem Dichter noch die schwierige Aufgabe, dem auf die Spitze gesteigerten Haß der Mutter gegen die Tochter und den Liebhaber am Schluß die Einwilligung zur Ehe abzutrotzen, um einen versöhnenden Abschluß herbeizuführen. Darüber aber verliert Madame Desroches die eherne Consequenz, die sie bisher auszeichnete, und der Charakter zerbröckelt uns unter den Händen. Léon Laya ist ein Dichter, dessen Dialog etwas rhetorisch Pomphaftes und eine gewisse kokette, gelecte Grazie hat.

Besser als diese Stücke ist die Comédie „Les sceptiques“, von Felicien Mallefille, die indeß nicht am Théâtre français zur Aufführung kam, weil der Dichter sich nicht zu den vom Lesecomité gewünschten Abänderungen verstehen wollte, und schließlich an einem der kleinsten pariser Theater, dem Théâtre de Cluny, gegeben wird. Der Skepticismus ist ein so tiefgehender Zug der Zeit, daß er gewiß sich für die Behandlung in einem Lustspiel besonders eignet; doch die Wendung, die Mallefille dem Thema gibt, ist theils eine zu äußerliche, theils eine zu tragische; seine Skeptiker zweifeln nur an der Tugend der Mädchen und Frauen oder setzen dieselbe ohne Grund auf die Probe; es fehlt ihnen jener tiefer gehende Skepticismus, welcher sich gegen die Autorität der Sitten und Meinungen auflehnt. Am besten ist noch der Herzog von Billepreneuse gezeichnet, eine aristokratische Gestalt nicht ohne Sarkasmus, hinter dem sich die Trauer um ein selbstverschuldetes Fehlschlagen einer Jugendliebe verbirgt. Er hatte die Geliebte auf die Probe setzen wollen, indem er vorgab, sie zu verlassen, und ihr dafür die reichsten Schätze anbot. Sie nahm das Anerbieten nicht an und verschwand. Er sieht sie wieder als Gräfin Aspremont; sie weist seinen erneuerten Liebesantrag zurück; er ersucht sie um ein letztes Rendezvous und droht sich unter ihren Fenstern zu erschießen, wenn sie es nicht bewilligen würde. Um den Skandal zu vermeiden, erfüllt sie diesen Wunsch; doch sie wird gesehen und muß, um einen auf die Schwiegertochter fallenden Verdacht zu widerlegen, die Thatsache eingestehen. Jetzt glaubt man dem Skeptiker nicht, als er die Unschuld der Gräfin betheuert; es bleibt ihm nichts übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen, um die Wahrheit seiner Worte zu bestätigen. Tragisch ist gewiß diese Nemesis, die den verzweifelnden Zweifler dadurch ereilt, daß sich der Zweifel jetzt gegen seine eigenen Worte kehrt; doch die Comédie ist dadurch geschädigt; während für das Trauerspiel weder die Verwickelungen noch der an Schlagworten und geistigen Treffern reiche, aber nicht über den leichten Conversationston hinausgehende Stil ausreichen.

Das eigentliche Ereigniß der Saison war Emile Augier's Drama „Paul Forestier“, das am Théâtre français Sensation erregte. Augier ist allerdings derjenige Dichter, der die Schlagworte der öffentlichen Meinung oder die Probleme der herrschenden Sitte am prägnantesten in einschmeichelnden Versen auszuprägen weiß; er findet den treffenden und zündenden Ausdruck und das ist eine hohe Mitgift des dichterischen Talents. Den Ruhm freilich, den er mit seiner „Gabriele“ errungen, ein Apostel des Familienglücks

Digitized by Google

zu sein und des häuslichen Herdes, hat er schon durch „Les pauvres lionnes“, offenbar das keckste aller Demi-Monde-Dramen, eingebüßt, und es ist mehr als fraglich, ob „Paul Forestier“ diesen Ruhm ihm wiederzuschaffen vermag. Dem Anschein nach ist das Stück wieder eine Verherrlichung des ehelichen Glücks, das aus allen Gefahren gerettet hervorgeht; aber die Ausführung ist mit dieser Tendenz und mit dem harmonischen Schlußaccord in Widerspruch. Unsere Theilnahme ist nicht der würdigen, aber langweiligen Gattin des Künstlers gewonnen, sondern jener leidenschaftlichen Lea, die aus der künstlerischen Vorexistenz vor der Ehe wie ein Gewitter in dieselbe hereinfährt, mit dem ganzen Pathos der freien Liebe, deren Rechte sie mit edler Entrüstung wie unveräußerliche Menschenrechte in Anspruch nimmt, mit jenem Schlagwort, das sie der Gattin entgegenruft:

On n'en est pas jalouse — et comme on a raison,
L'auberge porte-t-elle ombrage à la maison?

Hier empört sich die freie Liebe sogar gegen die Gleichgültigkeit der Gattinnen, die auf außerhäusliche Verhältnisse nicht einmal eifersüchtig sind; die Sprache der Buhlerin klingt wie die Sprache echter Leidenschaft gegenüber der dumpfen, auf ihr Recht stolzen Liebe der Ehe. Um diesen Effect abzustumpfen, zeigt Augier allerdings die Wandelbarkeit solcher Leidenschaft in einer höchst verfänglichen Scene und gibt so dem Vater des Künstlers, einem trefflich gezeichneten Charakter, Gelegenheit, den Altar dieser fahrenden Göttin im Herzen des Sohnes umzustürzen und die aus den Fugen gehende Ehe wieder einzurenken. So schließt das Stück unter bengalischer Beleuchtung; aber diese Kunstfeuerwerkerei kann nicht darüber täuschen, daß der ästhetische Eindruck nicht mit dem moralischen zusammenfällt und Lea die Heldin des Stücks bleibt.

Neben diesen neuen Dramen versucht man in Paris immer wieder von neuem die Einbürgerung Shakspeare's auf dem Theater, ohne indeß mit den Shakspeare-Dramen nachhaltig Erfolge zu erzielen. Der romanische Instinct der Franzosen ist dem scharf ausgeprägten germanischen Genius Shakspeare's fremd, ihr moderner Instinct treibt sie, Dramen von sich abzuweisen, deren Stoffe verschollenen Zeiten angehören und zu den brennenden Fragen der Gegenwart keine Beziehung haben. Gleichwol ist noch immer eine ecclesia militans von Shakspeare-Gläubigen in Frankreich, an deren Spitze der geniale Victor Hugo steht. Einzelne Mitglieder dieser ecclesia, wie Blaze de Bury in der „Revue des deux Mondes“, nehmen sogar gegen Rümelin und seine Gesinnungsgenossen Partei, auf Grund der gehässigen Anklagen, welche das „Shakspeare-Jahrbuch“ gegen dieselben schleuderte. Dergleichen Polemik ist dem französischen Geist nur von außen aufgeimpft; denn selbst die Shakspearianer, die sich mit dem Dichter liebevoll beschäftigen und seine Werke für die Bühnen einrichten, gehen ja weiter in der praktischen Kritik der Umformung als die radicalsten deutschen Theoretiker. Wie hat George Sand das Drama: „If you like it“, für die französische Bühne mehr umgeworfen als eingerichtet, und was würden die deutschen Shakspearianer zu dem „König Lear“ von Lacroix sagen, einer jüngst im Odéon aufgeführten Shakspeare-Einrichtung, in welcher z. B. der böse Sohn Edmund gänzlich aus dem Drama entfernt ist? Aehnlich verhielt es sich schon früher mit dem „Macbeth“ von Lacroix. Und trotz dieser Zugeständnisse an den Geschmack der Menge gehen die Shakspeare'schen Gestalten fremd wie aus einer andern Welt an dem pariser Publikum vorüber.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Abyssinien und der Krieg mit England.

Erster Artikel.

Land und Leute und Kaiser Theodor.

Seit vielen Jahren stehen sich die Besitzungen, welche die beiden Großmächte des Westens am Rothen Meere erworben haben, wie zwei feindliche Schlachtlinien gegenüber. Schon in der Gruppirung dieser Besitzungen an beiden Seiten des Rothen Meeres spricht sich unverkennbar ein feindliches rivalisirendes Princip aus, eben ein naturgemäßes Ergebniß der hohen welthistorischen Bedeutung, welche das Rothe Meer immer mehr gewinnt.

Wo sich solche europäische Machtverhältnisse in barbarischen Regionen entwickeln, scheint ein eigenthümliches Verhängniß stets einen Conflict derselben mit der betreffenden europäischen Macht in der Weise hervorzurufen, daß sie gewissermaßen die letztere zwingt, gegen sie vorzugehen. So haben denn auch die Beziehungen Englands zu Abyssinien, die Berührung der europäischen mit einer trotz des uralten Christenthums wesentlich afrikanischen Cultur, zu einem Zusammenstoß geführt, der dieses große, fruchtbare, gesunde, malerisch schöne Land, das durch seine Lage die gesammte Rothe-Meerstraße beherrscht, der großen Westmacht in die Hände liefert.

Wir legen hier zunächst eine kurze Beschreibung Abyssiniens und der Verhältnisse, welche den Krieg mit England im Jahre 1867 und 1868 herbeigeführt haben, vor.

1) Geographische Uebersicht.

Abyssinien erstreckt sich zwischen dem 8. und 16.° nördl. Br. in einer Länge von 500 und einer Breite von 400 englischen Meilen und enthält an 245000 englische Quadratmeilen. Die Bevölkerung beträgt gegen 4 Millionen.

Das Land wird verschiedentlich Abyssinien, Abassien, Abessinien, Habessinia genannt, welche Namen sämmtlich Corruptionen des arabischen Worts Habesch (Mischung) sind und dem Lande von den arabischen Stämmen beigelegt wurden, weil es von Völkerschaften vermischten Stammes bewohnt wird. Die Einwohner nennen sich selbst jedoch Itjopier, Aethiopier, und ihr Land Mangesta Itjopia, Königreich Aethiopien. Abyssinien ist das Land Cusch und Ludim der alten Juden.

Abyssinien ist ein Hochland, bestehend aus Plateaux von durchschnittlich 7000 Fuß Höhe mit Randgebirgen, die sich 12—14000 Fuß hoch erheben, welche Plateaux durch tiefe Abgründe und Thäler mit meistens senkrechten Seitenwänden voneinander geschieden sind. Es bildet ein orographisches Ganzes, zu welchem sämmtliches Land zwischen dem Nil und dem Rothen Meere von der Breite von Suakin im Norden bis zum Sobat Hawasch und der Bai von Tadschura im Süden gehört, diese abyssinische Hebung selbst ist dreifach gegliedert, woraus, da es ein allgemeines Gesetz ist, daß die einzelnen Hebungstheile sich voneinander isolirt verhalten, jene tiefen Erdspalten entstehen, die den rauschenden Gewässern Abyssiniens zu Betten dienen.

Digitized by Google

Die Bodenhebung Abyssiniens ist eine überaus kühn und mächtig entwickelte. Die Hebungsrichtung ist wie immer kreis-, resp. bogenförmig. Von den drei Hebungslinien, aus denen das Ganze besteht, ist die dritte oder südlichste die wichtigste. Sie zieht eine große Spirale um den Tanasee, welche nichtgehobene Mitte gewissermaßen das hydrographische Herz des ganzen Organismus bildet. Sie beginnt im Südosten des Tana am äußersten Ostknie des Abai nach dessen Austritt aus dem See mit dem mächtigen Talba-Wahagebirge in einem Bogen nach Nordwesten. Nach einer Lücke, in welcher der oberste Quellfluß des Abai entspringt und nordöstlich dem Tana zufließt, folgt das zweite Glied der Hebung, das zweite Lagossa-Plateau im Westen des Tana, in einem Bogen nach Norden. In der nun folgenden Lücke entspringt der Atbara, der zweite Hauptfluß des Landes, und fließt in der durch die Lage der Lücke vorgezeichneten Richtung nach Nordwesten weiter in das Tiefland dem Nil zu. Es folgt nun in einem prachtvollen Bogen nach Osten die orographische Krone des Landes, Samien, die höchste Hebung in Abyssinien, begrenzt im Osten von der tiefen Erdspalte, in welcher der oberste Takasse oder Setit strömt, im Südosten von den steilen Abgründen, durch die der wilde Reb sich hindurchstürzt. Nach dieser höchsten Hebung tritt eine Gabelung der Linie ein; denn sie setzt sich fort östlich vom Takasse in Lasta, welches vom Takasse umzogen wird, und jenseit des Reb, westlich vom Takasse, in dem weidenreichen Plateau von Begemeder, welches sich bis zum tiefen Baschilo, dem nördlichsten Hauptnebenfluß des Abai, erstreckt. Hierauf setzt sich die Hebungslinie in den Hochlanden von Schoa und der Wollo Gallas und so südlich vom Abai bis zum Weißen Nil fort.

Der Bahr Tana (Zana), der schöne See, um den sich dieses gewaltige Ammonshorn von Hochgebirge windet, gewährt mit seiner weiten glänzenden Oberfläche, prachtvoll umringt von reichbewaldeten Ufern, einen entzückenden Anblick. Er mißt gegen 30 Meilen im Durchmesser und hat eine sehr beträchtliche Tiefe. In der Regenzeit bringt die große Anzahl von Strömen, die sich von allen Seiten in den Fluß ergießt, eine enorme Masse Schlamm in den See, aber diese Niederschläge verursachen keine merkliche Veränderung seiner Conformation. Reizende Eilande, auf denen Kirchen und Klöster im dunkelgrünen Laube emporragen, unterbrechen hier und da den Wasserspiegel. In der Mitte des Sees erhebt sich Sanct-Stephan, ein runder massiger Berg, daneben liegt die flache Insel Dek, nach der gewöhnlich die Staatsgefangenen transportirt werden. Diese Inseln zeichnen sich durch ihre köstlichen Citronen und Apfelsinen aus. Die Anwohner befahren den See noch mit derselben Art von flachen Kähnen, die aus dem riesigen Papyrus, welcher von der Dicke eines Mannesarms und erstaunlicher Länge an seinen Ufern wächst, gemacht werden, wie bereits in Jesaias 18, 1. 2 von dem Lande „jenseit der Flüsse von Aethiopien" erwähnt wird. Ein großes Uebel ist die beträchtliche Menge von Flußpferden. Wassergeflügel, wie Enten, Gänse u. dgl. sind in großer Anzahl vorhanden und so zahm, daß sie stehen bleiben, fressen, und sich baden und putzen, während der Schütze ihre Gefährten in Masse erlegt. Die Höhe des Sees beträgt 6000 Fuß.

Die Umgebung des Sees besteht aus reichem angeschwemmten Boden, dessen gewellte Oberfläche wesentlich verschieden ist von den flachen Plateaux und tiefen Erdspalten des gehobenen Landes. Dembea, welches aus den weiten Strecken solchen Landes im Norden besteht, ist die schönste Provinz im Lande. Man reitet hier zwei Tage lang über eine prachtvolle Ebene, bewässert von zahlreichen Flüssen, die sämmtlich südwärts dem See zuströmen, und bedeckt mit wohlhabenden Dörfern, welche Getreide aller Art anbauen und von Gärten umgeben sind, in denen Früchte in allen Farben, namentlich die glänzenden scharlachenen Hülsen der rothen Pfefferpflanze in der Sonne glühen. Die beiden bedeutendsten Städte in Abyssinien, Gondar und Kurata, liegen in Dembea auf den Vorbergen des Plateau von Samien.

Digitized by Google

Der Abai, Melka, Bahar el Asarek, Blauer Nil, der Hauptfluß Abyssiniens, fließt aus der Südostecke des Tana und durch die weite und tiefe Hebungslücke zwischen dem Anfang- und dem Endbogen der von dem erhobenen Lande gebildeten Spirale im weiten Bogen nach Nordwesten. Der obere Theil dieses großen Thales in Abyssinien vereinigt die höchsten landschaftlichen Reize; durch die riesigen Bäume, die fetten Savannen, die steilen Schlünde rollt und rauscht der Fluß, ein flatterndes Schaumband, daher.

Zwischen den bogenförmigen Erdspalten, welche die Betten des Takasse, Setit und Atbara im Süden, Annesley-Bai und das Bette des Mareb oder Chor el Gasch im Norden einnehmen, liegt die zweite abyssinische Hebungslinie. Dieselbe tritt in der gebirgigen Halbinsel im Osten von Annesley-Bai aus Land und erhebt sich dann vom Soneragebirge 10000 Fuß hoch zu dem massiven 7000 Fuß hohen Plateau von Tigre, das sich nach Westen zu in der hügeligen Steppe der Bazen, noch weiter westlich in einer wegen Wassermangel unbewohnten Steppe mit weiten muldenartigen Vertiefungen allmählich senkt. Das Plateau ist von beiden Seiten von Randgebirge umzogen, das sich an 1500 Fuß über die Ebene erhebt. An dem Punkte aber, wo in der Länge von Kassala die Landstufe nach Norden umbiegt, hört diese Berandung auf und endet mit zwei 2000 Fuß über die Ebene emporsteigenden Eckpfeilern, im Norden am Gasch, mit dem Abu Gaml, einem schwarz zugespitzten Felsenberge mit jäh absteigenden Wänden, im Süden am Setit (Takasse) mit dem Esehr, einem mächtigen eine Meile langen Doppelberge. Der Takasse oder Setit, welcher mit dem Atbara die zweite abyssinische Landstufe von der ersten scheidet, fließt in einer tiefen Erdspalte mit steilen Wänden und bildet bereits im obern Laufe ein schönes breites Thal, wo er in der trockenen Zeit aus einer Reihe von seeartigen Stellen von sehr beträchtlicher Tiefe, dem Lieblingsaufenthalt der Hippopotamus (Gomari) mit seichtern Stellen, die an drei Fuß tief sind und nur mäßige Strömung haben, dazwischen, besteht und viele riesige Hippopotamen, Krokodile und Zitterrochen (Torpedo) enthält. Das Bett des Atbara nach dessen Vereinigung mit dem Setit ist eigentlich dieselbe bogenförmige Erdspalte und das Ganze daher derselbe Fluß. Dieser bildet überall eine höchst prachtvolle Landschaft, doppelt prachtvoll in der afrikanischen Wildniß, wo ein stets fließendes breites Gewässer eine so große Seltenheit ist; das Wiesengrün der Ufer ist glänzend, die dichte Uferbewaldung kräftig und duftig, die Schar von Wassergeflügel und sonstigen Vögeln, von Wild aller Art, welche die Landschaft beleben, überraschend groß.

Der Chor el Gasch, welcher eine mit dem Takasse-Atbara ganz parallele Erdspalte einnimmt, scheidet mit der offenbar zu derselben Spalte gehörende Annesley-Bai die zweite von der dritten abyssinischen Hebungslinie. Dieselbe bildet einen fast völlig geschlossenen Kreis. Sie beginnt östlich von der Mündung des Barkaflusses in das Rothe Meer, südlich von Sanakin, mit dem Dschebel el Hamra, setzt sich dann in den Gebirgen der Mensa und Bogos fort und erreicht ihre höchste Höhe westlich von der Annesley-Bai in dem Tarantagebirge, 13000 Fuß. Durch die schmale Lücke zwischen dem Taranta und dem Plateau von Tigre führt der Tarantapaß, der gewöhnliche Zugang zum Hochlande von Abyssinien. Der Paß hat zwar keine besondern Schwierigkeiten, führt aber bei tiefen Schlünden, durch welche das Wasser sich mit wilder Gewalt herabstürzt, vorbei. Das Gebirgsland zieht sich nun längs des Nordufers des Gasch westwärts als die stark bevölkerte Hochebene Seleft-Bogodat und das Gebirge von Algeden und dreht sich dann nach Nordosten in dem großartig domgipfeligen Dschebel Kassala, dem langgestreckten Makran, worauf eine weitere lange Reihe von Gebirgen, wie das Maman, Iskaneh, Uriba, Schaba, Erwa einen Bogen zurück nach Nordosten bis Sanakin beschreibt. Inmitten dieses Hochlandringes durchzieht der Barkafluß, welcher von allen Seiten her beträchtliche Zuflüsse erhält, die flache Ebene Barka (Tiefland), welche dichter Graswuchs

Digitized by Google

und vereinzelte Waldung bedeckt. Neben diesen drei Hauptstufen bildet eine secundäre Hebung die niedrige sandige und salzige Küstenstufe bis zum Hawasch und zur tiefen Bai von Tadschara, welche die abyssinische Landbildung von der centralafrikanischen scheiden. Der Hawasch, welcher an der Nordgrenze von Schoa entspringt und wie alle größern Flüsse in Abyssinien in seinem Laufe einen großen Bogen beschreibt, ist ein sehr breiter und tiefer Fluß und war deshalb früher von großer Bedeutung, indem er, wie der Nil, von den Eingeborenen in eine große Menge von Kanälen zur Befruchtung der Felder vertheilt wurde.

Im westlichen Hochlande von Abyssinien herrscht besonders Porphyr, dann Basalt, Trachyt, Dolorit vor. Die östlichen Abhänge der Berge von Begemeder sind mit prächtigen Basaltsäulen besetzt. Eisen und Steinkohlen sind in großer Menge vorhanden, werden jedoch nur wenig abgebaut. Schwefel wird an vielen Stellen gefunden. Gold wird aus dem Sande mehrerer Gebirgsströme gewonnen.

Der Boden wird an Fruchtbarkeit kaum irgendwo übertroffen. Man erzielt mit Leichtigkeit drei Ernten im Jahre. Die Vegetation wird durch die zahlreichen Flüsse, deren es über 200 gibt, stets neu belebt.

Infolge der Verschiedenheit der Höhe gewährt Abyssinien alle Verschiedenheiten des Klimas, von dem kalten, schneidenden Winde des eisigen Nordens bis zu der schwülen Hitze der Tropen. In den Tiefthälern ist die Malaria oft verderblich, während auf den hohen Gebirgszügen, wie Samien, die Kälte so heftig ist, daß ihre schneebedeckten Gipfel stets unbewohnbar sind. Das Jahr zerfällt in die Regenzeit und die trockene Zeit. In den nördlichen und westlichen Provinzen beginnt die Regenzeit früh im Mai, in den östlichen und südlichen erst Anfang Juli. Am Sanct-Johannistage, den 11. Sept., hält man die Regenzeit für beendigt und 14 Tage darauf am Maskal oder Kreuzesfeste die trockene Zeit für regelmäßig angefangen. Der Regenfall ist verschieden, an manchen Stellen sehr beschränkt. Die Sommermonate sind angenehm, obgleich die Hitze mitunter sehr drückend ist. Auf den höhern Plateaux ist des Abends ein Feuer immer willkommen. Ueberhaupt ist auf den Plateaux die Sommerhitze nicht größer als in Portugal. In den Thälern und Tiefländen ist dagegen die Hitze fast unerträglich, sowol für den Europäer wie für den Abyssinier. Diese Verschiedenheit der Wärme erzeugt häufige und heftige Gewitter, begleitet von starken Regengüssen.

An der Küste ist das Klima wesentlich heiß und trocken. Vom November bis März sind die Nächte kühl, und die Tageshitze ist unter dem Obdach von Haus oder Zelt recht wohl erträglich. Vom April bis October sind die Nächte schwül und die Tageshitze ist eine wahre Ofenglut. Vom Mai bis August finden schreckliche Sandstürme statt, während welcher die Luft so verdunkelt wird, daß man selbst große Gegenstände, wie ein Zelt, in der Entfernung von wenigen Schritten nicht erkennt.

Die große Verschiedenheit der Temperatur und der sonstigen Einflüsse, welche das Pflanzenleben bedingen, verursacht, daß sich in Abyssinien die Pflanzen fast aller Zonen vereinigt finden; man trifft hier sowol die großartigste tropische Vegetation wie die verzwergten Producte alpiner Regionen. Am Flußufer bauen Jasmin, Rose, Lilie, Jonquille ihre duftenden Lauben, überschattet von den breiten Zweigen der Sycamore. In der Niederung stehen zwischen dem Bamban, dem hohen und groben Grase, das giftige Kalquol und die Zibera, deren 15—20 Fuß langer Stengel große, schöne Blätter bedecken. Auf dem Hügel versammelt sich die düstere Gruppe mächtiger Cedern. Der Kaffee, auch als Obst gegessen, ist hier einheimisch. Die am meisten cultivirten Früchte sind die schwarze Weintraube, Pfirsich, Granatapfel, Zuckerrohr, Citrone, Orange, Tamarinde, Dattel, Feige. Eine Feigenart von außerordentlicher Größe ist die Ensette, nach Ludolph die Dudaim des Moses (? Schlafapfel). Gerste und Weizen gedeihen

Digitized by Google

wol auf den höhern Plateaux; das beliebteste Getreide ist jedoch Teff (Poa Abyssinica), eine kleine Hirse, die, außer in den niedrigsten Thälern, überall angebaut wird und gedeiht. Die Kartoffel wird jetzt vom Volke immer mehr geschätzt, der Tabak, zwar überall angebaut, ist aber nicht von besonderer Güte. Das Enbud, ein nicht schlechtes Ersatzmittel für Seife, wächst wild an schattigen Stellen. Das liebliche Kosso (Brayera Abyssinica) wächst am besten in Agaumedar.

Wilde Thiere sind vielleicht in keinem Theile von Afrika so zahlreich. Der Elefant wandert umher in großen Heerden, namentlich in Galabat und Walkait. Der Löwe wohnt in den tiefen Schlünden und im Dickicht am Flusse. Der Leopard schleicht bei den Städten und Dorfschaften umher. Die Hyäne, ein halb geheiligtes Thier, ist überall vorhanden. Die Zibethkatze wird wegen des von ihr gewonnenen Parfums sehr viel gezogen. Der Hippopotamus und der Büffel sind im Tanasee und den großen Flüssen zahlreich. Antilopen trifft man überall in großer Anzahl. Ueberaus zahlreich sind auch die Affen, sie erscheinen manchmal in so großen Scharen, daß man sie in der Entfernung für feindliche Armeen gehalten hat. Adler, Geier, Raben und sonstige Raubvögel sind in zahlreichen Arten vertreten. Rebhühner, Wachtel, Perlhühner, Schnepfen, Enten, Gänse gibt es in solcher Menge, daß der Schütze sie mit geringer Mühe erlegt. Von Schlangen finden sich mehrere giftige Arten. An manchen Stellen trifft man Skorpione in großer Menge; doch ist ihr Biß nicht gefährlich. Die Biene ist überaus zahlreich; Honig ist eins der wichtigsten Erzeugnisse des Landes. Die Heuschrecke ist in den letzten Jahren eine wahre Landesplage gewesen, ebenso die Wespe Zalzal, welche, wie die Zeze in Südafrika, unter den Viehheerden große Verwüstungen anrichtet. Dieselbe ist auch deswegen merkwürdig, weil sie an mehrern Stellen im Alten Testament erwähnt wird, die bisher, weil man diese schreckliche Wespe nicht kannte, nicht recht verstanden worden sind. Die Zalzal wurde zuerst von dem Reisenden Bruce nach England gebracht. Sie wird in Jesaias 7, 18 erwähnt, als „die Fliege, welche in den äußersten Theilen Aegyptens ist". Sie wird aber auch wenigstens zweimal mit Namen erwähnt. Die eine Stelle ist 5 Moses 28, 42: „Alle Bäume und Früchte des Landes soll die Zalzal verzehren." Es scheint hier, daß der Verfasser mit der Lebensweise des Insekts nicht genau bekannt gewesen, da es keine Pflanzen frißt, sodaß die Uebersetzung Heuschrecke dem Sinne noch richtiger ist. Die andere Stelle, die bisher von den Commentatoren nie richtig verstanden worden ist, erhält jetzt einen einfachen bestimmten Sinn. Jesais 18, 1: „Wehe dem Lande der geflügelten Zalzal, das jenseit der Flüsse Aethiopiens ist", das ist natürlicherweise Abyssinien, während die bisherigen Uebersetzungen keinen rechten Sinn geben. Das Wort Zalzal kommt sonst noch in Hiob 40, 31 vor, wo es aber Speer übersetzt wird. Das hebräisch-abyssinische Zalzal und das südafrikanische Zeze sind offenbar nur dialektische Abweichungen desselben Worts; die Thiere selbst sind jedoch nicht, wie vermuthet worden, identisch. Die Zeze, Glossina morsitans, ist in Livingstone's „Missionary Travels" abgebildet; sie ist wenig größer als die gewöhnliche Hausfliege und von der braunen Farbe der gemeinen Honigbiene, nur daß der Aftertheil des Leibes drei oder vier gelbe Querstreifen hat. Die abyssinische Zalzal, von Sir Samuel Baker in dessen „Nile Tributaries of Abyssinia" die Serutfliege genannt, hat die Größe einer Wespe und einen orangefarbenen Leib mit schwarzen und weißen Ringen. Beide aber haben denselben speerartigen Rüssel. Die Zeze hält sich hauptsächlich in Gegenden auf, die von den Elefanten frequentirt werden, während die Serutfliege gewöhnlich mit den Wanderzügen der Giraffen erscheint.

Jede Provinz Abyssiniens hat große Viehheerden. Am berühmtesten wegen Schönheit ihrer Rinder sind Dembea, Damot und das Walloland. Begemeder (d. i. Schafsland) rühmt sich besonders seiner Schafzucht. Ziegen werden in den Gebirgsgegenden

Digitized by Google

von Lasta und Samien in großer Menge gehalten. Die besten Pferde kommen von Schoa und Geddscham; die übrigen sind von geringerm Schlage, den indischen Tadoos sehr ähnlich. Schwarze Pferde sind am zahlreichsten und werden auch am meisten geschätzt. Maulesel, die beliebtesten Saumthiere in Abyssinien, werden besonders im Gallalande, Schoa und Tigre in Menge gezüchtigt. Der Sanga oder Gallaochse erreicht eine Größe, daß man ihn in der Entfernung mitunter für einen Elefanten hält; seine Hörner werden an 4 Fuß lang und haben an der Wurzel über 20 Zoll im Umfange; sie werden zu Krügen für Wein, Milch und andere Getränke benutzt. Der Sanga wird als Schlachtvieh gebraucht; das kleinere Vieh hauptsächlich zur Zug- und Pflugarbeit.

Die abyssinische Rasse ist augenscheinlich eine vermischte, wie schon der Name besagt von Habesch, Vermischung, im Gegensatz zum Zies (Yeez), das Ursprüngliche, die ursprüngliche Sprache der alten Aethiopier. Es besteht daher auch beträchtliche Verschiedenheit zwischen den verschiedenen Stämmen. Der Einwohner von Tigre und der von Amhara, der Agau, der Falascha, der Galla, unterscheiden sich wesentlich voneinander. Im allgemeinen spricht sich in den Zügen der Abyssinier eine Mischung der kaukasischen und der afrikanischen Rasse aus; doch scheinen sie den Kaukasiern jedenfalls näher zu stehen als die Hindu. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, die Nase aber gerade und die Lippen fein; das Haar ist schwarz und lang und etwas kraus, Hände und Füße klein, die Gliedmaßen wohlgebaut, der Wuchs von mittlerer Größe. Die Frauen haben kurze Gliedmaßen, langes auf Nacken und Schultern herabfallendes Haar; diejenigen, welche in den Harems der Großen gehalten werden, haben größtentheils eine lichtere Hautfarbe. In der Jugend sind die Frauen manchmal ansprechend; aber wenige können hübsch genannt werden. Frühzeitige Ehen zerstören bald ihre Form. Die Gallas haben hellere Hautfarbe als die Abyssinier; ihr Haar ist länger und mehr seidenartig, ihre Züge zierlicher, und man findet unter ihnen wirklich hübsche Männer und Frauen. Die Sprache der Amhara ist, wie der Stamm selbst, vermischt; die Wörter lassen sich größtentheils auf das Zies, Arabische und Hebräische zurückführen. Das Tigre steht dem Zies beträchtlich näher als das Amharische. Die Agau haben eine eigene Sprache, welche weder mit dem Amharischen, noch mit dem Zies, noch mit dem Galla sich verwandt zeigt. Die Gallasprache ist ebenfalls ganz verschieden von jeder abyssinischen Sprache. Die Falascha haben dieselbe Sprache wie die Kaurata; diese werden beide für jüdischer Abstammung gehalten, ihre Sprache ist aber mit dem Hebräischen durchaus nicht verwandt.

Die Kleidung des Abyssiniers besteht hauptsächlich aus der Schama, einem langen losen Ueberwurf oder Mantel. Dieselbe wird gleichmäßig von allen Klassen, vom Diener und Bauer wie vom Edelmann getragen; nur ist die Schama des Armen aus grobem, die des Reichen aus roth gestreiftem feinem Zeuge. Nur die Priester tragen den Turban. Alte Mönche oder Nonnen bedecken sich den Kopf mit einer weißen Kappe. Beide Geschlechter verwenden große Quantitäten Butter auf ihr Haar, um es glatt und glänzend zu erhalten. Die Priester und die untern Klassen rasiren sich den Kopf einmal des Monats. Die Soldaten lassen sich das Haar lang wachsen und flechten es in Zöpfe, welche wohl gebuttert und mit einem aus einem duftigen Blatte bereiteten Pulver gepudert werden. Jeder Mann trägt weiße, baumwollene Hosen. Dieselben werden in Amhara lang bis auf den Fuß, in Tigre kurz bis ans Knie getragen. Der Krieger trägt außerdem einen 20—30 Ellen langen baumwollenen Gürtel. Wenn der Krieger zu Felde zieht, trägt er statt des Baumwollzeugs eine Schama, einen über die Schulter fallenden Pelzkragen, oder einen kurzen Mantel von rothem, schwarzem oder buntem Tuche oder Seide. Das Tragen eines Hemdes ist ein Vorrecht, welches speciell vom Negus verliehen wird, eine Auszeichnung, die gewissermaßen die Ritterwürde ertheilt.

Digitized by Google

Die Frauentracht besteht in einem langen Hemde von einheimischem Baumwollzeuge, das bis auf die Füße hinabgeht und von einem baumwollenen Gürtel festgehalten wird. Die wohlhabendern tragen auch den Gabier oder Schama wie die Männer. Die Wäsera oder Damen tragen gestickte Calicothemden über einem von einheimischen Baumwollzeug. Die Stickerei ist mitunter sehr geschmackvoll. Wenn sie ausgehen, tragen die Wäsera auch gestickte Beinkleider, „Libalua", und eine nach Art der spanischen Mantilla über den Kopf geworfene Schama verhüllt Körper und Gesicht dermaßen, daß nur die dunkeln schwarzen Augen hinaussehen. Die Wäsera von Roa tragen über der Schama einen reichgestickten blauseidenen Burnus. Fast von jedem Frauenzimmer werden zehn Silberringe am kleinen, vier am Zeige- und vier am dritten Finger getragen. Zum Geschmeide der Damen gehören sonst noch: der Deri, eine kleine silberne Kette, die Goditscha oder Ohrringe von vergoldetem Silber, die Ualua oder Haarnadel von vergoldetem Silber, der Ambar oder Armband, und die Ugerkitab und Alua, zwei Arten von Ankelbändern. Junge Mädchen haben den obern Theil des Kopfes rasirt; die über 16 Jahren und verheirathete Frauen tragen das Haar lang, in Zöpfe geflochten, die vorn zusammengebunden werden und hinten frei herabfallen. Zu dieser Coiffure wird eine Masse von Butter verbraucht. Hände und Füße werden mit Guschiwat gefärbt und die Augenwimpern mit Kul geschwärzt.

Die hauptsächliche Speise des Volks besteht aus flachen sauern Tefkuchen, zu welchen Butter und Gewürz gethan werden. Wohlhabendere haben einmal des Tags eine Mahlzeit von Wat, ein Gericht von Quanta (sonngetrocknetem Fleisch) oder Hammelfleisch oder Geflügel, gekocht mit Gemüse und einer starken Portion von rothem Pfeffer, Zwiebeln und Butter. Arme Leute und Soldaten auf dem Marsche leben mitunter monatelang von Tschimbera, gedörrtem Korn. Man sieht also, daß die wunderbaren Geschichten, welche Bruce und Salt von den Brindofesten oder den Schmäusen von rohem Fleisch oder von lebendem Vieh erzählen, gegenwärtig in Abyssinien sehr bezweifelt werden müßten, weil nur sehr wenig Leute die Mittel zu solchen Festen haben würden. Doch wird allerdings rohes und noch warmes Fleisch für eine große Delicatesse gehalten. Tedsch, ein Meth, bereitet aus Honig, Wasser und den bittern Guitschoblättern, ist das beliebteste Getränk, doch haben nur wenige die Mittel, sich diesen Genuß zu verschaffen. Talla aus gegorener Gerste bereitet ist das gewöhnliche Getränk. Kaffee und Taback werden, als nach Mohammedanismus schmeckend, von der Kirche verdammt, dagegen ist Schnupftaback allgemein beliebt.

Die Wohnungen des Volks sind gewöhnlich elende Hütten von Lattenwerk und Lehm.

Außer Gondar, Kurata und Adoa gibt es keine Städte von Bedeutung. Die Abyssinier ziehen kleine in der Nähe ihrer Felder und Weiden belegene Dörfer den Städten vor. Keine ihrer Städte hat irgendetwas Anziehendes. Die Stadtwohnungen sind von den ländlichen durchaus nicht verschieden; man hat hier dieselben kreisrunden Hütten mit Lehmwänden und Strohdach. Hier wie dort steht der Stall der Maulesel neben der Alga des Herrn; hier wie dort ist derselbe Schmuz, dasselbe Ungeziefer. Gondar, die bisherige Hauptstadt des Reichs, hatte vor seiner Zerstörung durch den Negus Theodor gegen 25000 Einwohner und dabei nicht weniger als 44 Kirchen mit 317 Priestern oder Diakonen. Es enthielt die großartigen Ruinen des Negus Gimp, des kaiserlichen Palastes, ein prachtvolles Quartier mittelalterlicher Hallen und Thürme, welches durch Menana, des Ras Ali Mutter, zerstört wurde, die, erbittert über die Unbeliebtheit ihrer Familie, erklärte: „Da wir keine Monumente unserer Macht hinterlassen können, so wollen wir keins von andern stehen lassen", und ferner: das Etschege Biet, das Viertel, wo sich die Residenz des Etschege, des Obersten der Mönchsorden, des einflußreichsten Mannes

Digitized by Google

im Lande nach dem Negus und dem Abuna, befand, und wo außerdem die Priester, Mönche und Kirchendiener wohnten; das Abuna Biet, welches Viertel gänzlich dem Abuna, dem Patriarchen von Abyssinien, gehörte; das Islam Biet, das mohammedanische Viertel, in der untern Stadt, ein besonders reicher und wohlgebauter Stadttheil, wo die Dschibbesch oder mohammedanischen Kaufleute wohnten, sehr ehrenwerthe Leute, wie es die religiöse Minorität in einem Lande öfters ist. Dem Negus Gimp gegenüber liegt ein ähnliches kleines Schloß, ebenfalls mit Thürmen an den Ecken, dies war der Palast des abyssinischen Majordomus, des Ras, welcher stets bereit war, je nach Umständen seinen Souverän zu bewachen oder zu bedienen. Gondar ist 370 englische Meilen entfernt von Massaua, der Hafenstadt am Rothen Meere.

Kurata, am Abhange des malerischen Kegelbergs gelegen, welcher das Thal des Arno-Garno im Nordosten des Tana überschaut, ist eine Stadt von Priestern und Kaufleuten und nach der Zerstörung von Gondar jedenfalls die erste Stadt in Abyssinien, wie es auch immer, wenn auch nicht so groß wie Gondar, doch viel besser gebaut und malerischer gelegen ist. Die Stadt enthält viele stattliche Steinhäuser und eine Anzahl von Kirchen. Eine von diesen Kirchen wird für das größte Heiligthum in Abyssinien gehalten und deshalb gilt die Stadt selbst für eine heilige. Niemand außer dem Negus und dem Abuna ist es erlaubt, durch die engen und steilen Straßen der Stadt zu reiten. Kurata ist der centrale Markt und Stapelplatz von Abyssinien. Es hat viel durch die Abschaffung des Sklavenhandels gelitten, welcher einen sehr wichtigen Theil dieses Handels ausmachte. Es ist wahrscheinlich der erste Platz in der Welt für Zibeth; denn in der Stadt wird eine ungeheuere Anzahl Zibethkatzen gezogen; manche Kaufleute besitzen an 3000. Der secretirte Zibeth wird sorgfältig in dichtverschlossenen Ochsenhörnern verpackt. Die reiche Handelsstadt war bisher der Hauptplatz im Lande in Bezug auf theatralische, musikalische und gymnastische Vorstellungen. Man berichtet von wirklich wundervollen Leistungen, was Gewandtheit und Stärke betrifft. Abyssinische Akrobaten könnten vielleicht in Europa Glück machen. Die Stadt ist zum Zeichen ihrer Heiligkeit von einem Hain majestätischer Cedern und Sycamoren umgeben, welcher so dicht ist, daß man die Stadt vom See aus nicht zu erkennen vermag. Der ganze Bergabhang ist überhaupt so mit Vegetation überwachsen, daß man aus der Entfernung hier mehr das Bild der üppigen, von der Hand des Menschen unberührten Natur, als den geschäftigen Sitz eines weitumfassenden Handels und Verkehrs zu gewahren vermeint.

Bei den größern Städten werden regelmäßige Wochenmärkte gehalten. Sonst wird ein Platz in einer gleichen Entfernung von einer Anzahl Dörfer zum Marktplatz erwählt, an welcher einsamen Stelle, wo sich keine Häuser in der Nähe befinden, sich wöchentlich Hunderte versammeln, um zu kaufen und zu verkaufen. Beim Lager des Negus ist täglich Markttag.

Der abyssinische Landmann ist für einen Afrikaner ein fleißiger Arbeiter. Der Boden braucht freilich nur gekratzt zu werden, um jährlich drei Ernten zu liefern. Der primitive Pflug, eine hölzerne Gabel, würde sich für jeden andern als den fruchtbaren Boden dieses Landes durchaus untauglich erweisen. Unter einer regelmäßig constituirten Regierung würde die Landbevölkerung eine wohlhabende und glückliche sein; gegenwärtig aber ist sie außer den sehr beträchtlichen Abgaben fortwährenden allseitigen Plünderungen unterworfen und kaum im Stande sich am Leben zu erhalten; zerlumpt, halb verhungert, erliegt der Landmann bei allen Anstrengungen schließlich nur zu oft dem Mangel.

Handwerke werden vom Volk nur wenige geübt. Die Weber, Töpfer, Schmiede und sonstigen Metallarbeiter sind die Felascha oder Juden. Silberschmiede, Grobschmiede, Zimmerleute hält das Volk für im Bunde mit dem Bösen stehende Hexenmeister, welche als unehrlich gemieden werden.

Digitized by Google

Die wenigen Kaufleute des Landes handeln mit Matama in Galabat und Massaua. Elfenbein, Gold, Wachs, Honig, Vieh wird von ihnen ausgeführt, Baumwollzeug, rothes Surattuch, Taback für Schnupftaback, Seidenzeug eingeführt. Sie sind gewöhnlich reich und stehen in großem Ansehen.

Die Bettler sind überaus zahlreich, wie dies nothwendig der Fall sein muß, da nicht nur die Noth so viele Menschen, die von der Soldateska und von den Beamten der Regierung ihrer letzten Habe beraubt worden, an den Bettelstab bringt, sondern auch die freie Wahl. Bettelei ist nicht nur der leichteste, sondern auch der sicherste und sogar der ehrenvollste Erwerbszweig. Der Bettler steht bei dem Volke in einer Art von religiösem Ansehen. Er genießt daher im vollsten Maße sein otium cum dignitate.

Das Land wird schwer bedrückt durch die Taufende von Priestern, Kirchen erheben sich auf allen Seiten, und jeder ist eine zahlreiche Geistlichkeit beigegeben. Die Priester sind im allgemeinen unwissend und bigot. Viele können nicht lesen, wenige schreiben. Sie lernen eine Anzahl äthiopischer Gebete auswendig. Diese werden singend vorgetragen und dabei gewisse Tänze ausgeführt. Die Jungfrau Maria, gewisse Heilige und Anachoriten werden thatsächlich höher verehrt als die Gottheit. Die verschiedenen gottesdienstlichen Ceremonien sind ein wunderliches Gemisch von Christenthum, Judenthum und Heidenthum.

Jedes Dorf hat eine Kirche, jede Stadt mehrere. Die Kirchen sind die stattlichsten Gebäude, die das Land besitzt. Stets von Guitschobäumen und Cedern umgeben und auf hervorragenden Stellen errichtet, erhöhen sie sehr das malerische Ansehen der Landschaft. Sie sind sämmtlich nach einem Plane erbaut: ein großes kreisrundes Steingebäude, welches aus drei concentrischen Kreisen zusammengesetzt ist. Der runde innere Raum bleibt den Augen des Volks verborgen und darf nur von Priestern betreten werden. Es stellt das Allerheiligste vor und enthält den Tabot oder die Arche, eine kleine Lade, wo die heiligen Bücher bewahrt werden. Der zweite Cirkel, wo die Priester den Gottesdienst verrichten, ist die eigentliche Kirche, da der dritte Cirkel, das Kirchenschiff, wo die Gemeinde sich versammelt, nur ein bedeckter Gang ist. Der zweite und der dritte Cirkel sind mit Malereien geschmückt, welche die beliebtesten Heiligen vorstellen, Sanct-Michael, Sanct-Georg, die Apostel, der Heiland, die Jungfrau, Gott, den Teufel, frühere Kaiser. Jeder Abyssinier, welcher vor seinem Tode gebeichtet hat, ist zu einem Begräbniß unter den Cedern und Guitschobäumen des Kirchhofs berechtigt.

Die Religion ist ein eigenthümliches Gemisch von Christenthum und Judenthum. Ihr Hauptheiligthum ist die Arche, welche sie zur Zeit Salomo's aus Jerusalem erhalten zu haben behaupten. Sowol die männlichen wie die weiblichen Kinder werden beschnitten. Sie enthalten sich des Genusses von Blut, von erwürgten Thieren und Schweinefleisch, beobachten die von Moses vorgeschriebenen Reinigungen und Waschungen. Stirbt der Bruder eines Mannes ohne Nachkommenschaft, so ist der letztere gehalten, dessen Witwe zu heirathen. Der siebente Tag ist der Sabbat. Andererseits haben sie sämmtliche christliche Glaubensartikel, glauben an die Dreieinigkeit, an die Erlösung durch Christus. Sie haben dieselben kanonischen Bücher des Alten und Neuen Testaments wie die abendländischen Kirchen; das erstere ist aus der griechischen Version der Septuaginta, das letztere aus dem griechischen Texte ins Aethiopische übersetzt. Es wird jedoch auch der apostolischen Constitution des Sanct-Clemens göttliche Autorität zugeschrieben.

An der Spitze der Geistlichkeit steht der Abuna oder Patriarch, welcher dem von Alexandria untergeordnet ist. Sein Amt ist sehr einträglich. Er verfügt über alle Pfründen ohne Controle, was ihm große Emolumente bringt. Jeder, der in den geistlichen Stand tritt, muß ihm eine Gebühr entrichten. Jährlich wird für ihn im ganzen

Digitized by Google

Reiche eine allgemeine Sammlung von Salz und Wollzeug veranstaltet. Außerdem sind ihm in Dembea, Godschâm und Tigre beträchtliche Ländereien angewiesen. Jede Pfarre hat einen Komos, welcher dem Kirchspiele vorsteht, und dem alle übrigen Priester und Diakonen des Kirchspiels untergeordnet sind. Gleiches Ansehen mit dem Komos haben die Debararas, eine Art von jüdischen Leviten oder Sängern, welche behaupten, daß sie von den Juden abstammen, und daß ihre Gesänge, Tänze und Trommelschlagen dieselben seien wie die beim Gottesdienst im jüdischen Tabernakel in Jerusalem und wie die Tänze des Königs David vor der Arche. Die gegenwärtig bestehenden Mönchsorden sind die des Thelko Haymanout und des Alba Eustacius; beide haben eine sehr scharfe Disciplin.

Nachdem das Christenthum bereits im 4. Jahrhundert eingeführt worden war, blieb Abyssinien wegen der Unterbrechung der Verbindung mit der übrigen Christenheit zunächst den koptischen Einflüssen überlassen, welche, da die Unterjochung Aegyptens durch die Mohammedaner die Kirche von Alexandria zu einer unterdrückten und verfolgten machte, nur barbarische waren. Thelko Haymanout, der Organisator der abyssinischen Kirche im 12. Jahrhundert, setzte außerdem fest, daß der Abuna, welcher seine Investitur von dem Patriarchen von Alexandria erhält oder erhalten soll, stets ein Ausländer sein sollte. Die Folge war, daß die abyssinische Geistlichkeit, obgleich in früherer Zeit wenigstens eine theologisch oder scholastisch gelehrte, sich doch gewöhnlich unter unwissende und anmaßende Mönche, die aus einem elenden koptischen Kloster gekommen waren, gestellt fand. Der intellectuelle Fortschritt ist dadurch wesentlich gehemmt. Noch weit nachtheiligere Wirkungen aber hatte es, als die Portugiesen, nachdem sie im 16. Jahrhundert das abyssinische Reich vom Untergang gerettet hatten, die Jesuiten einführten. Ihre Ungeschicklichkeit, Anmaßung, Grausamkeit brachte es dahin, daß das Volk sich einmüthig gegen sie und gegen den schwachen König erhob, der sich ihnen übergeben hatte. Infolge jener Ereignisse hat sich im Volke jener tiefe Haß gegen die Europäer und namentlich gegen die Missionare festgesetzt, welcher gar viel dazu beigetragen hat, die gegenwärtigen Verhältnisse herbeizuführen.

Die Missionen in Abyssinien wurden vom Protestantismus begonnen, indem im Jahre 1830 der schweizer Missionar Gobat, jetzt protestantischer Bischof von Jerusalem, dahin entsandt wurde. Derselbe blieb drei Jahre im Lande und vermeinte nicht unerhebliche Erfolge erzielt zu haben, was denn die englische Missionsgesellschaft veranlaßte, einige mährische Brüder nach Tigre zu entsenden. Mit der ihnen eigenthümlichen, steifen, aber plumpen Dogmatik zeigten sie wenig Sinn für die Traditionen des Volks, namentlich nicht für den Cultus des Ewigweiblichen, die tiefe Marienverehrung, da davon nichts in ihrem Katechismus stand. Sie verhöhnten in rücksichtsloser Weise die Gefühle des Volks. Sie schlachteten z. B. an einem feierlichen Fasttage eine Kuh, verschenkten das Fleisch an einen jeden, der kommen wollte, und betrachteten es als einen großen Triumph, einige arme Menschen veranlaßt zu haben, ihre Gewissensscrupel ihrem Appetit zu opfern. Die Folge von dem allen war, daß die Mährischen Brüder aus Abyssinien vertrieben wurden. England sandte jedoch Missionen und beharrte darauf, sie ohne Erlaubniß zu senden, gegen den Wunsch und die ausdrückliche Erklärung, daß sie wegbleiben sollten. Unterdessen aber überließ England den Türken das abyssinische Kloster in der heiligen Stadt Jerusalem.

Die Hauptwaffe der abyssinischen Armee ist die Reiterei. Sowol Reiterei wie Fußvolk sind mit Lanze, Schwert und Schild bewaffnet. Viele besitzen große Geschicklichkeit mit der Lanze. Doch verließ sich der Negus Theodor am meisten auf die Anzahl seiner Flintenschützen, welche freilich meistens nur schlechte Musketen führen. Die Artillerie ist unbedeutend und läßt sich auch nur schwer im Gebirge verwenden, wie denn Abyss-

Digitized by Google

sinien ohne diese Schutzmauer längst von Aegypten erobert worden wäre. Die Auszeichnung für Tapferkeit besteht in der Bitua, einer Armspange von vergoldetem Silber, die am rechten Arm getragen wird. Die Erscheinung der Armee ist eine imponirende. Was an Ordnung und Disciplin mangelt, wird durch die malerische Tracht und den kriegerischen Geist ersetzt. Reiterei, Fußvolk, Gepäck, Troß rollt an dem Zuschauer vorüber wie eine gewaltige Wolke, in der die Tausende von Lanzen glitzern und blitzen. Aber diese brillante Armee ist ein furchtbarer Fluch für das Land. Sie lebt nicht sowol von Sold wie von Raub und Erpressung, zu welchem Behufe eine Proviuz nach der andern heimgesucht wird, welche sie füttern, kleiden und bezahlen muß. Tritt Mangel ein, so wird dem Bauer das letzte Brot entrissen und zur Strafe dafür, daß er es zurückbehalten hat, wird ihm die Hütte über dem Kopfe angesteckt und die sprossende Ernte im Felde zerstört.

Magdala, am Flusse Beschilo, am Rande des hohen Plateau Wallo auf einem hohen Amba (Berge) gelegen, ist die Hauptfestung des Landes. Das Gebirge hat zwei Gipfel, welche durch das einige hundert Fuß tiefer gelegene Plateau Salanger voneinander getrennt sind. Der nördliche Gipfel ist wegen Mangel an Wasser und auch, weil er nicht so geräumig ist, unbewohnt. Die Seitenwände beider Gipfel bestehen aus senkrechten 700 Fuß hohen Basaltsäulen. Die südliche Amba, welche die Festung enthält, ist dreiviertel Meile lang und 8—1200 Schritt breit. Die drei Eingänge zur Festung sind mit starken Schanzen bedeckt und haben je zwei durch senkrechte Zwischenräume voneinander getrennte starke Thore. Rings um die Kante des Gipfels zieht sich ein starker Wall mit Schießscharten. Die Festung enthält die Wohnhäuser des Königs, eine Kirche, die Schatzkammer, das Gefängniß, die Hütten der Garnison und mehrere weite offene Plätze. Die Besatzung besteht gewöhnlich aus 1200 Mann, von welchen die Hälfte Musketiere sind. Die Anzahl der Gefangenen betrug im vorigen Jahre 400, die Gesammtzahl der Einwohner 4000. Magdala liegt 9000 Fuß hoch und hat daher ein gemäßigtes Klima. Die Sonne scheint zwar manchmal recht warm, das Thermometer steigt aber niemals sehr hoch, und auf den benachbarten hohen Fallabergen sind die Gipfel während neun Monate im Jahre mit Schnee und Eis bedeckt. Der Platz ist im ganzen der Gesundheit zuträglich. Katarrh und leichte Halsbeschwerden sind häufig und Blattern und Fieber brechen mitunter im Gefängnisse aus; doch würde sich dies bei größerer Sorgfalt leicht verhüten lassen.

Das Princip, welches, wenigstens anfänglich, des letzten Negus Theodor socialen Reformbestrebungen zu Grunde lag, war das des demokratischen Despotismus: wie er sein Heer der Ordnung und einem einheitlichen Willen unterworfen hatte, so sollte auch die Prärogative des Feudalismus unterdrückt werden. Der Feudalismus ist allerdings ziemlich stark entwickelt; doch sind im allgemeinen die Einrichtungen des Landes volksthümlich. Das Gesetz wird hauptsächlich nach dem alten königlichen Codex (Tarika Nagast), welcher auf den Justinianischen Codex begründet ist, gepflegt. Das Eigenthum ist wohl bestimmt und beschützt, die Rechte der Person, der Familie sichergestellt. Bei allen wichtigen Streitigkeiten kann man an den Negus appelliren. Andererseits werden politische Strafen und die Schrecken des Kriegs gemildert durch die Unverletzlichkeit der zahlreichen Gedem (Asyle). Doch werden diese guten Einrichtungen durch die thatsächlichen Zustände mehr als neutralisirt; der Adel ist auf steten Fehden und Raubzügen, die Kirche habgierig, die Gerechtigkeit käuflich, die Ehe durch das ansteckende Beispiel der Großen zunichte gemacht.

Während der Regierung Theodor's, welcher alle großen Herren, die nicht im Gefängniß sind, nöthigte, sich bei ihm aufzuhalten, war das jeweilige königliche Lager der Mittelpunkt des Landes. Gewöhnlich wählte der Negus dazu einen Bergabhang; wenn

Digitized by Google

er nur einige Tage blieb, so ward ein Zelt aufgeschlagen, blieb er länger, so waren einige Hütten bald erbaut. Das Lager ward in einem Kreise um die Wohnung des Souveräns aufgeschlagen. Dieser Kreis bestand wieder aus einer großen Anzahl kleinerer Kreise, indem jeder Herr wieder in ähnlicher Weise von seinen Kriegern und Männern umlagert ward. Auf dem Marsche ward dieselbe Ordnung befolgt. Wo der Kaiser halt zu machen gedachte, ward zuvörderst ein kleines rothes Zelt aufgeschlagen; wie die Truppen ankamen, traten sie dann in ihre bestimmten Quartiere ein, und es fand keine Verwirrung statt. Ein solches Lager gewährte einen großartigen Anblick. Die rothen, schwarzen und weißen Zelte hoben sich in dem klaren Sonnenlicht in scharfen Umrissen von den dunkeln Formen des Berges ab, während man schon aus großer Entfernung das geschäftige Summen, wie das einer großen Stadt, vernahm und meilenweit im Umkreise die nicht minder geschäftigen Rauchsäulen aufsteigen sah.

2) Kaiser Theodor und die Gefangenen.

Theodor war bei seinem Tode 49 Jahre alt. Er war dunkler als die meisten seiner Unterthanen, hatte jedoch nichts vom Neger an sich, sondern ganz europäische Züge. Der Kopf erschien wohl geformt, das lange Haar in große Zöpfe geflochten, die Stirn hoch, das dunkle Auge tiefliegend, die Nase gerade, der Mund groß, die Lippen dünn. Er war wohl gewachsen, ein trefflicher Reiter, ein tüchtiger Speersmann und ein nicht zu ermüdender Fußgänger. Wenn er bei guter Stimmung war, erschien sein Gesichtsausdruck ansprechend, sein Lächeln anziehend, sein Benehmen höflich; wenn er aber zornig war, so sah er furchtbar aus, das schwarze Gesicht ward aschfarben, das Auge, von Blut unterlaufen, sprühte Feuer, von den zusammengepreßten Lippen blieb nur der weißliche Rand um den Mund zu sehen, das Haar schien sich emporzurichten und sein ganzes Benehmen war das eines wilden, unbezähmbaren Wütherichs.

Kassa Kuaranja, der Negus Theodor, war der Sohn des in der fruchtbaren Provinz Kuara im Westen Abyssiniens wohnhaften Dedschatsch (Herzog) Hailo Marjam, welcher seine Abkunft von dem königlichen Stamme Menilek's, des Sohnes des jüdischen Königs Salomo und der Makada, Königin von Scheba, ableitete, aber schon frühzeitig starb und seine Witwe in so bedrängter Lage zurückließ, daß sie ihren und ihres Sohnes Unterhalt nur mit dem Sammeln des Kusso, eines Krauts, das man in Abyssinien gegen den dort so häufigen Bandwurm anwendet, erwerben konnte. Kassa wurde jedoch bald nach seines Vaters Tode nach dem Kloster Tschanker am Tanasee geschickt, um sich zum Priester auszubilden. Er las hier mit besonderm Eifer die abyssinische Geschichte und faßte in jugendlicher Begeisterung den Entschluß, das Vaterland, das damals unter der Regierung der Menene, Fürstin von Dembea, der Mutter des nominellen Königs von Abyssinien, Ras Ali, von den unaufhörlichen Fehden der Häuptlinge aufs tiefste zerrüttet war, in seiner alten Macht und Größe wiederherzustellen. Als er nun herangewachsen war, wurde das Kloster vom Dedschatsch Mara, einem dieser Häuptlinge, angegriffen und geplündert; Kassa konnte nur mit genauer Noth entfliehen. Er trat jetzt in den Kriegsdienst der Menene, und der junge schöne Mann schwang sich bald zu ihrem Günstlinge und zum Befehlshaber ihrer Garde empor. Es kam jedoch zu einem Zerwürfniß mit Menene wegen eines Liebesverhältnisses mit deren Tochter Zubedsche. Kassa floh in die Wüste, besaß aber bereits einen so großen Einfluß, daß er bald eine zahlreiche Schar gleichgesinnter Genossen um sich versammelte, mit denen er ein wildes Abenteurer- und Räuberleben führte. Menene selbst führte die königlichen Truppen gegen ihn heran, diese widerstanden aber seinem stürmischen Angriffe nicht. Menene erlitt eine solche Niederlage, daß sie sich genöthigt sah, ihn nicht nur mit der Provinz Dembea zu belehnen, sondern auch ihm Zubedsche's Hand zu gewähren. Kassa glaubte sich schon jetzt

Digitized by Google

in der Lage, an die Ausführung seiner Plane zu gehen. Er wandte sich sofort gegen die verhaßten Aegypter, welche während der innern Unruhen in Abyssinien die abyssinische Gallabat, das Land der Tagruri, in Besitz genommen hatten. Matama, die Hauptstadt von Gallabat, während eines Markttags überfallend, zog er mit reicher Beute davon. Als er hierauf aber Saleh-Bei, den ägyptischen Befehlshaber, der sich in einer starken Stellung am Flusse Ratschad verschanzt hatte, anzugreifen wagte, wurden seine wilden, obwol kühnen Scharen von der ägyptischen Artillerie arg zugerichtet, und Kassa mußte sich schleunig in seine Gebirge zurückziehen. Menene frohlockte über seine Niederlage und häufte Beleidigung auf Beleidigung. Es kam wieder zur Fehde; Quaderad, Menene's General, erlitt jedoch eine völlige Niederlage und wurde sammt seinen obersten Offizieren gefangen genommen. Menene führte sodann ein zweites Heer gegen Kassa, wurde aber von Kassa selbst verwundet und abermals sich ihm zu unterwerfen genöthigt, worauf Ras Ali, ihr Sohn, ihn im Besitze von Gondar bestätigte. Der Ras wußte jedoch sehr wohl, daß dem Kassa damit keineswegs der ruhige Besitz der Provinz gewährt war. Gocho, der mächtigste Häuptling in derselben, weigerte sich, sich zu unterwerfen. In mehrern Schlachten am Tanasee wurde Kassa vom Gocho vollkommen besiegt und zuletzt genöthigt, mit nur wenigen Genossen in dem Dickicht am Tanasee Zuflucht zu suchen. Gocho verfolgte ihn bis in diesen Versteck und rief eben vom Pferde herab aus: „Wer wird mir diesen Schurken, diesen Landstreicher gefangen nehmen?" als eine Kugel ihm durch den Schädel schlug und ihn todt niederstreckte. Kassa hatte gut gezielt. Es ist ein altes Herkommen in Abyssinien, daß, wenn der Anführer fällt, die Fehde als entschieden gilt. Kassa sprang demnach aus dem Gebüsch hervor, indem er Gocho's Leuten zurief: „Seht, euer Anführer ist todt, und ihr seid nur todte Hunde vor mir; was wollt ihr thun?" Die Leute, von solcher Kühnheit überrascht, unterwarfen sich Kassa. Diejenigen, welche sich widersetzten, wurden niedergemetzelt.

Ras Ali, jetzt für seine Krone besorgt, bot nunmehr alle seine Kräfte auf, um Kassa zu vernichten. Allein erst unter dem Befehl des Generals Aligas Faras, dann unter Ali's eigenem Befehle bei Aichal wurden die königlichen Truppen gänzlich geschlagen, schließlich am Blauen Nil, wohin der Ras geflohen war, zersprengt. Nachdem Kassa sodann noch Beurron, den Sohn Gocho's, der sich gegen ihn in seinem festen Schlosse auf dem Amba Dschebela hielt, und zwar durch die Bestechung der Gattin desselben, besiegt und eingekerkert hatte, befand er sich im Besitz von ganz Amhara.

Noch blieb, ehe Kassa in Besitz von ganz Abyssinien gelangte, Oubie, welcher Tigre unabhängig beherrschte, übrig. Derselbe war bei seinem Volke sehr beliebt und damals der mächtigste Fürst in Abyssinien. Er beabsichtigte selbst, sich zum Negus zu machen. Kassa gewann nun zuvörderst Jacobi, der sich seit dem Jahre 1838 als Missionar der Propaganda zu Rom im Lande befand und einen großen Einfluß besaß, sowie Salama, den neueingesetzten Abuna von Abyssinien, durch Bestechungen und Versprechungen für sich. Er sandte sodann Oubie eine Aufforderung, ihm Tribut zu zahlen und ihn als Negus anzuerkennen. Der alte Oubie hielt es für am besten, eine fabische Politik anzuwenden, und sandte seinen General Kokobie mit Geschenken, um mit Kassa zu unterhandeln. Dieser gewann aber auch den Kokobie und ließ sich mit allen dreien, Salama, Jacobi und Kokobie, in ein Complot zum Sturze Oubie's ein. Als nun Salama den Kassa als „Negus Negast z'Aithiopiya", König der Könige von Aethiopien, proclamirte, erkannte Oubie, daß ihm nichts übrigblieb, als zum Schwerte zu greifen. In der Ebene von Dereskie (10. Febr. 1855) trafen sich beide Heere, und es kam zu einer blutigen Schlacht, während welcher der Verabredung nach Kokobie mit seinen Truppen zu Kassa überging. Oubie wurde gefangen genommen, sein Sohn getödtet, Kassa am folgenden Tage in der Kirche von Dereskie vom Abuna als Theodor II. zum Negus gekrönt.

Digitized by Google

Der Name sollte den Charakter seiner Regierung bezeichnen. Theodor I., welcher im Jahre 1434 starb, wird für einen Schutzheiligen des Landes gehalten. Nach einer allgemeinen im Lande gehenden Sage, welche bereits von Bruce erwähnt wird, soll ein zweiter Negus Theodor das äthiopische Reich in seinem frühern Glanze wiederherstellen, den Islam zerstören, Jerusalem dem Halbmond entreißen. Er, Kassa, sollte dieser zweite Theodor, der Wiederhersteller des Reichs sein. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß er damals die Kraft wie auch den Willen in sich spürte, dies zu werden.

Die Eroberung des Plateau von Amba-Hai vollendete die Unterwerfung von Samien; in der dortigen Festung fanden sich 40000 Maria-Theresia-Thaler, Gold- und Silberbarren in großer Anzahl und 7000 Carabiner. Nachdem er dann bald darauf auch die aufständischen Fürsten von Godscham und Schoa gezüchtigt hatte, war Theodor unbestritten Herr von ganz Abyssinien. Er wandte sein Gemüth jetzt seinem Lieblingsproject zu, den Türken die fruchtbaren Provinzen im Sudan, besonders aber die die Verbindung mit dem Meere gewährenden Küstenlande, welche vormals abyssinisch gewesen sind, wieder abzunehmen. Es kam auch bald genug zu Feindseligkeiten, in welchen jedoch die bereits bis Kassala, der Hauptstadt von Takka, vorgedrungenen Abyssinier eine arge Schlappe erhielten und wieder in ihre Gebirgswälle zurückgetrieben wurden.

Neue Verwickelungen im Süden verhinderten Theodor damals, seine kriegerischen Operationen gegen die Türken weiter fortzusetzen. Doch blieb die Erwerbung jener türkischen Provinzen immer der erste Herzenswunsch des Negus und seine Erbitterung über die erlittene Schlappe eine desto tiefere. Er bewarb sich nun um die Freundschaft der großen Mächte der Christenheit im Westen und hoffte sie zu einem Bündniß gegen die Ungläubigen bewegen zu können. Als sich schließlich herausstellte, daß jene großen Mächte keinen solchen Beistand zu leisten gewillt seien, daß sie vielmehr Geneigtheit zeigten, dem Todfeinde beizustehen, so läßt sich wol denken, wie enttäuscht, wie entrüstet der Negus von Abyssinien sein mußte.

Theodor war aber damals genöthigt, sich nach dem Süden zu wenden. In der Gebirgskette, welche Schoa von dem übrigen Abyssinien trennt, sitzen die mohammedanischen Wollos, eine vorgeschobene Colonie der Gallas. Die Wollos bildeten eine Conföderation von unabhängigen Häuptlingen, unter welchen Darket, Fürstin von Uorra, und Adara-Bille, Fürst von Tehaladere, die mächtigsten waren. Sie hatten sich seit längerer Zeit als fanatische Feinde der abyssinischen Fürsten, gegen die sie unermüdlich Raubanfälle ausführten, bei diesen höchst verhaßt gemacht. Theodor hatte gelobt, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Sie hatten damals, angeführt von der Fürstin Darket, die Ufer des Flusses Batschilo verwüstet, die Häuser und namentlich die Kirchen der Christen geplündert. Theodor marschirte gegen sie und beabsichtigte, indem er das linke Batschiloufer zur Basis seiner Operationen nahm, zur Eroberung des ganzen Wollolandes. Die Darket zog sich zurück; die Wollos nahmen jedoch unter Adara-Bille eine Schlacht an. Sie wurden in Stücke gehauen; ihr Anführer fiel auf dem Felde, und die Gefangenen wurden schonungslos verstümmelt. Die Ueberlebenden flüchteten sich in das unersteigliche Gebirge und überließen das übrige Land dem Sieger, welcher es ausplünderte und Tausende von Gefangenen wegschleppte, die unter die Soldaten vertheilt wurden. Damals legte Theodor die Festung Magdala an. Obgleich Sieger, hatte er den größten Theil seiner Armee verloren.

Theodor führte während seiner ersten Regierungsjahre ein mäßiges, ordentliches Leben und zeigte sich als ein ebenso gerechter Fürst wie tapferer General. Er führte eine Reihe durchgreifender Reformen ein. Das dringendste Bedürfniß Abyssiniens war, die Landstraßen und das flache Land von den Räuberbanden zu befreien, die jeden Pfad behelligten. In einer Proclamation vom August 1855 wurde befohlen, „daß jedermann

Digitized by Google

zu seiner väterlichen Beschäftigung zurückkehren solle, der Handelsmann zu seinem Laden, der Bauer zu seinem Pfluge". Auf die Beobachtung dieses Decrets wurde mit drakonischer Strenge gehalten, und die Straßen waren in kurzer Zeit von den Banden gesäubert. Man erzählt, daß die Leute von Tischba vom Ifaggebirge damals in Theodor's Lager erschienen, um den Negus um Erneuerung der Privilegien, welche der Negus Lalibela ihren Vorfahren für Ausübung ihres Berufs ertheilt, zu bitten. „Was für ein Beruf ist dies?" fragte der Negus. „Wir sind von jeher Straßenräuber gewesen", war die Antwort. „Hört", erwiderte der Negus, „das ist ein gefährliches Geschäft. Ich verzeihe euch, was geschehen ist, und will euch die Gelegenheit geben, ehrliche Leute zu werden. Ich schenke euch die Ebene von Lamge sowie auch Pflüge und Ochsen, um sie zu bebauen. Wollt ihr mein Anerbieten annehmen?" „Gewiß nicht", erklärten die Räuber, „wir halten uns an den Wortlaut des Edicts." Der Negus gewährte ihnen sodann ihre Forderung und entließ sie. Die Leute glaubten den Negus eingeschüchtert zu haben und kehrten vergnügt heim. Als sie jedoch beim Engpaß von Ferka angelangt waren, kam eine Schwadron Neftenja (Carabiniere) herangeritten, deren Anführer sie folgendermaßen anredete: „Meine Freunde, es mag wol wahr sein, daß der Negus Lalibela euch einen Freibrief gab, welcher euch ermächtigt, auf der Landstraße zu rauben; aber Claudius, ein Heiliger sowie ein Negus, ermächtigt die Soldaten des Staats, Straßenräuber zu erschießen. Carabiniere, feuert!"

Nachdem also die Räuber von den Straßen verschwunden waren, wurden auch die Karavanenstraßen in wegsamen Zustand gesetzt, dann neue Straßen nach verschiedenen Richtungen gebaut. Der Verkehr wurde von einer Anzahl drückender Abgaben befreit und Zoll hinfort nur an drei bestimmten Eingangsstellen erhoben. Der barbarische Gebrauch, Mörder den Verwandten des Ermordeten auszuliefern, wurde abgeschafft und Verbrecher den öffentlichen Beamten ausgeliefert. Für die Landbevölkerung wurden Friedensrichter bestellt. In der Armee wurde zum ersten male regelmäßige Besoldung eingeführt und der Soldat genöthigt, seine Speisen zu kaufen. Von besonderer Wichtigkeit und im entschiedenen Gegensatz mit den umliegenden mohammedanischen Ländern aber war es, daß der Sklavenhandel abgeschafft wurde. Die Armen wurden unter des Negus besondern Schutz genommen, und in den ersten Morgenstunden hatte jeder Nothleidende bei ihm persönlich Zutritt, um seine Klagen vorzubringen.

Theodor wurde bei der Einführung dieser innern Reform sehr von zwei Engländern geleitet, welche einen großen Einfluß ausübten, James Bell und Walter Metcalfe Plowden. Der letzte war als englischer Consul nach Gondar berufen und hatte bereits im Jahre 1849 einen Handelsvertrag mit Ras Ali abgeschlossen. Er hatte früh vorhergesehen, daß Kassa sich zu großen Dingen emporschwingen werde, und sich eng an ihn angeschlossen. Er lebte theilweise von der Liberalität Theodor's und gebrauchte nur selten den Titel Consul; denn Theodor weigerte sich, Plowden als Consul anzuerkennen. Er erklärte, zur Feststellung seiner Herrschaft sei nothwendig, daß das Volk von keiner andern Macht und Autorität wisse als von der seinigen. Plowden war dem Abyssinier treu ergeben und bestand keineswegs auf Anerkennung seiner Consularwürde. Bell hatte früher in der englischen Flotte gedient, war aus Liebe zu Abenteuern nach Abyssinien gekommen und hegte gleichfalls die größte Anhänglichkeit und Verehrung gegen Theodor. Er wurde dessen Busenfreund und erhielt die ehrenhafte, aber freilich gefährliche Stelle eines Likamankus, eines der vier Offiziere, welche in der Schlacht dieselbe Kleidung wie der Negus zu tragen hatten, um die für ihn bestimmten feindlichen Geschosse irrezuleiten. Theodor, begierig mit England in nähern Verkehr zu treten, beabsichtigte damals eine Gesandtschaft an die Königin Victoria zu entsenden. Plowden schrieb darüber an seine Regierung. Lord Clarendon's, des damaligen englischen Mi-

Digitized by Google

nisters des Auswärtigen, Antwort (1856) enthielt den ersten Tropfen der Bitterkeit, welche die so warmen Freundschaftsgefühle, die Theodor damals für England hegte, erkalten machte. Clarendon erklärte, daß Ihre Maj. die Königin von England bereit sei, eine abyssinische Gesandtschaft zu empfangen, falls der König von Abyssinien allen Absichten auf Eroberungen in Aegypten und Massaua entsagen wolle. Theodor erklärte, dies habe unter den obwaltenden Umständen für ihn nur den Sinn, daß er bei Angriffen nicht das Recht der Wiedervergeltung gegen Aegypten ausüben solle. Doch so sehr er sich gereizt fühlte, so verursachte dies doch keine Unterbrechung der freundlichen Verhältnisse zwischen Theodor und den beiden Engländern in seinem Lande.

Theodor, keineswegs geneigt, seinen Eroberungsplanen zu entsagen, bestrebte sich vor allem, seine Armee zu vermehren. Er unterhielt ein Heer von 150000 Kriegern und hatte also einschließlich des Trosses an 800000 Personen zu versorgen. Dies konnte nicht bewerkstelligt werden, ohne die Nation schwer zu bedrücken. Fortwährend vermehrter Druck steigerte Unzufriedenheit zur Empörung, namentlich in den entferntern Provinzen.

Said, Vicekönig von Aegypten, sandte im Jahre 1856 den christlichen Patriarchen von Alexandria, den Abuna Daud (David), nach Abyssinien, um den Frieden an der Grenze zu sichern und Schutz für die Mohammedaner in Abyssinien zu erlangen. Theodor fragte, ob es Eifer für die Sache der Christen oder Gehorsam gegen Said-Pascha sei, was ihn nach Abyssinien gebracht habe. Eine Reihe der heftigsten Auftritte zwischen dem Negus und dem Patriarchen folgte, welcher letztere den erstern excommunicirte. Der Abuna von Abyssinien löste den Bann, wurde darauf aber selbst vom Patriarchen excommunicirt. Der Patriarch kehrte schließlich unverrichteter Dinge nach Kairo zurück. Um sich zu rächen, veranlaßte er, daß die Abyssinier ihr Kloster in Jerusalem, welches von dem alten Negus von Aethiopien für abyssinische Pilger nach dem Heiligen Lande gegründet worden, verloren. Das Kloster nebst Dependenzien wurde an den russischen Bischof für 60000 Thlr. verkauft, welche in die Kasse des Patriarchen flossen. Die Abyssinier protestirten; der Pascha von Jerusalem, wahrscheinlich durch ein Bakschisch gewonnen, steckte die Mönche ins Gefängniß und bestätigte die Confiscation.

Im Innern hörten die Aufstände nicht auf, obgleich sie von Theodor stets unterdrückt wurden. Seine genaue Terrainkenntniß, die gewaltige Schnelligkeit und vollkommene Geheimhaltung seiner Märsche war stets ihres Erfolgs gewiß. Er gibt Befehl, sich zu bestimmter Stunde zu versammeln, verschwindet mit einer Schar, vielleicht 1000 Mann, auf einige Tage, und die niedergebrannten und zerstörten Dorfschaften verkünden das Werk des Siegers. Im Jahre 1859 wurde Schoa erobert, doch mit großer Nachsicht behandelt. Dann machten die Wollo-Galla wieder Einfälle in christliches Gebiet. Während der Negus abwesend war, um diese unverbesserlichen Räuber zu züchtigen, entstand zu Hause in Amhara selbst eine äußerst gefährliche Rebellion. Garad, des Negus eigener Schwager, erhob das Banner der Empörung. Während eines Streifzugs nach Gondar stieß er plötzlich auf Plowden, welcher nur ein kleines Gefolge bei sich hatte. Plowden wurde sofort angegriffen und sein Gefolge in die Flucht geschlagen. Er starb nach einigen Tagen an den Wunden, die er in diesem Gefechte erhalten hatte. Theodor kehrte siegreich in seine Hauptstadt zurück, und groß war sein Kummer, als er vernahm, daß Plowden von den Rebellen fortgeschleppt worden und gestorben sei. Er sandte Boten zu dem aufständischen Häuptling und löste den Leichnam um einige tausend Thaler aus. Er beweinte inbrünstig seinen vielgeschätzten Freund und schwor dann zusammen mit Bell Rache gegen den Verräther Garad, gegen den sie sofort auszogen. Derselbe zog sich in die Wälder von Woggera zurück, und es gelang ihm, hier einige Zeit einem Zusammenstoß auszuweichen. Allein vergeblich flüchtete er sich vom Walde ins Thal, vom Dickicht ins Gebirge, die Verfolgung war ihm stets auf den Fersen. Endlich wurde er

Digitized by Google

in einen Winkel getrieben und mußte standhalten, indem er auf allen Seiten außer in der Fronte von steilen Abgründen umgeben war. Wie er von den Truppen des Negus umzingelt wurde, machte er plötzlich einen verzweifelten Ausfall auf jenen Theil des sich zusammenziehenden Cordons, wo Theodor und Bell in Person befehligten. Aus der dichten Waldung, wo er stand, hervorstürzend, schleuderte er einen Speer gegen den Negus. Aber dieser, unübertroffen in jeder kriegerischen Gewandtheit, sprang behende zur Seite, und das Wurfgeschoß durchbohrte das Herz eines Offiziers. Sofort zog Bell eine Pistole, und von der Kugel getroffen stürzte Garad todt zu Boden, und Plowden war gerächt. In demselben Augenblick kam jedoch der Bruder Garad's heran, sandte Bell seinen Speer in die Stirn, und der Busenfreund des Negus lag leblos neben dem Leichnam des von ihm erlegten Rebellen. Jetzt aber sprang Theodor seinem englischen Freunde zu Hülfe und ließ sich in einen wüthenden Zweikampf mit dem siegenden Rebellen ein. Der Kampf war nur kurz: mit einem furchtbaren Schwerthieb warf Theodor Bell's Todtschläger zur Erde. Die rebellische Mannschaft wurde sodann von den Truppen des Negus bis auf den letzten Mann zusammengehauen und ihre Leichname den Hyänen überlassen. Theodor's Schmerz über den Verlust seiner beiden wohlgeprüften englischen Freunde kannte keine Grenzen. „Ich bin jetzt allein", rief er aus. Um das Maß der Betrübniß voll zu machen, starb zu derselben Zeit seine Gemahlin Tsubedge, welcher er aufrichtig zugethan war, und die auf ihn einen mächtigen Einfluß ausgeübt hatte. Seit dieser Unglückszeit war er plötzlichen Zornausbrüchen unterworfen.

Noch blieb die bedeutendste von allen Insurrectionen zu besiegen, die des Negusie, welcher ganz Tigre von Abyssinien abgerissen hatte. Im Januar 1861 marschirte Theodor nach dem Tembengebirge, wo Negusie sein Lager aufgeschlagen hatte. Die Intriguen des Negus, seine Versprechungen und Drohungen, hatten aber bereits die unglückliche Armee des Negusie fast aufgelöst. Als der Negus vor dem Lager der Tigreer angekommen war, erließ er sofort eine Proclamation, in welcher er allen denjenigen, welche noch in derselben Nacht das Lager des Negusie verlassen würden, Verzeihung gelobte und ihnen drei Gedem (Zufluchtsstätten) anwies, nämlich die Kirche in Axum, die in Adoa und sein eigenes Lager; wogegen diejenigen, welche noch am folgenden Tage unter Waffen angetroffen würden, keine Gnade zu erwarten hätten. Am folgenden Morgen hatte Negusie nur noch seine getreuen Agau und Tigreer bei sich; der größte Theil der Soldaten war auseinandergegangen und zu ihren heimischen Dorfschaften zurückgekehrt, während die Häuptlinge, die am meisten compromittirt waren, sich nach den beiden Kirchen von Axum und Adowa zurückgezogen hatten. Der unglückliche Negusie weinte vor Wuth, als er seine Anhänger um sich sammelte, durchbrach mit ihnen die königliche Armee und erreichte mit 20 Reitern das Gebirge. Bauern, die ihn an einem fehlenden Zahn erkannten, ergriffen ihn hier und brachten ihn nebst seinem Bruder zum Negus. In der Gegenwart des Siegers benahm sich Negusie nur mit geringer Würde. Theodor zeigte sich anfänglich zur Gnade geneigt; er sagte den beiden Brüdern, daß er ihnen ihre Lehen lassen würde, wenn sie ihm den Tribut zahlen wollten. Die beiden Gefangenen begaben sich voll von Hoffnung zur Ruhe; allein am folgenden Tage hatte der Wind sich gedreht. Der Negus ließ ihnen die rechte Hand und den linken Fuß abhauen und befahl zur Steigerung der Grausamkeit, daß ihnen nichts gereicht werde, um den brennenden Durst zu stillen, welcher immer bei dieser schrecklichen Verstümmelung stattfindet. Tesama, Negusie's Bruder, erlag noch an demselben Tage; Negusie selbst hielt drei Tage lang aus; dann bat er seinen unerträglichen Leiden durch das Schwert ein Ende zu machen. Trotz des zugesagten Asyls wurden die ersten Offiziere des Negusie in Axum hingerichtet.

Digitized by Google

Nunmehr wieder in unbestrittenem Besitz der ganzen Mangesta Itjopia, konnte Theodor II. wieder seine volle Aufmerksamkeit seinem alten Lieblingsprojecte, der Eroberung der anliegenden ägyptischen Provinzen, zuwenden. An Gelegenheit zu Reibungen zwischen Ägypten und Abyssinien fehlte es nicht. In den Barkagebirgen, nordwestlich von Massaua, wohnten mehrere Stämme, welche vor einigen Jahrhunderten aus Abyssinien ausgewandert waren und noch immer die Oberhoheit Abyssiniens nominell anerkannten, obgleich sie nach der türkischen Eroberung Nubiens im Jahre 1820 in Ägypten einverleibt worden waren. Sie hatten in den letzten Jahren infolge der schweren Bedrückungen der ägyptischen Behörden den dringenden Wunsch ausgesprochen, unter die abyssinische Regierung zurückzukehren. In Mai-Gowa in Westabyssinien und in Gondar selbst hatte sich eine Anzahl aus Ägypten flüchtiger Beduinen zusammengefunden. Ihr Führer war der wohlbekannte Ued-Nimr, der Sohn des Pantherkönigs, vom Negus zum General in der Armee gemacht und mit dem wichtigen Besitze von Kafta belehnt. Derselbe machte unaufhörlich Streifzüge ins ägyptische Gebiet, wo er die Araberstämme brandschatzte, und im Mai 1860 machte er sogar einen großen Zug gegen die Schukrie, den mächtigsten Araberstamm, wo er die Steuern im Namen Theodor's II. eintrieb, worauf der Gouverneur von Chartum sich denn endlich aufmachte und Mai-Gowa niederbrannte.

Unter solchen Umständen kam am 7. Oct. 1862 Kapitän Duncan Cameron, der neue englische Consul, an, welcher den verstorbenen Plowden ersetzen sollte. Er wurde von Theodor in seinem Lager in Godscham sehr feierlich empfangen. Die Escorte wurde von 6000 Mann Reiterei und Fußvolk gebildet und bei Ankunft des Zugs ein Salut von 12 Kanonenschüssen gefeuert. Es muß jedoch wohl bemerkt werden, daß ungeachtet dieser Ehrenbezeigungen Cameron nicht als Consul empfangen und auch nie als solcher anerkannt wurde, wie dies auch bei Plowden der Fall gewesen war. Er wurde eben nur als ein Privatmann empfangen. Die Unterhandlungen mit Plowden betreffs des englischen Consulats in Abyssinien und der abyssinischen Gesandtschaft in England waren, wie bemerkt, infolge Lord Clarendon's Bedingung zu Gunsten der Aegypter abgebrochen worden. Die schließliche Erklärung des Negus hierüber war die folgende gewesen: „Ich kann das Consulat nicht bewilligen, da ich in der Geschichte unserer Institutionen nichts der Art finde." Aus der abyssinischen Gesandtschaft aber wurde nichts, weil die englische Regierung sich geweigert hatte, dieselbe zu empfangen, falls die abyssinische Regierung nicht die Bedingung zu Gunsten Aegyptens annehmen wollte. Plowden wurde zwar zum Consul bestellt, aber in Massaua, in türkischem Gebiet, nicht in Abyssinien.

Theodor war über die Ankunft Cameron's erfreut, denn er setzte voraus, daß England jetzt die Bevorzugung der Türken aufzugeben und seinen Wünschen mehr entgegenzukommen gedenke. Er nahm also das Beglaubigungsschreiben und die Geschenke, welche Cameron von seiner Regierung überbrachte, sehr freundlich entgegen und traf Vorbereitungen für die Gesandtschaft, durch welche ein Freundschaftsvertrag abgeschlossen werden sollte. Er gab demnach Cameron die Weisung, sich baldmöglichst auf seinen Posten in Massaua zu begeben, da er von dort die ihm übergebene Botschaft am besten befördern und eine Antwort zurückbringen könnte. Anstatt dies aber zu thun, fand Cameron zu Theodor's großer Verwunderung für gut, in Abyssinien zu bleiben. Der Negus verlangte von ihm fortwährend, er möchte mit seiner Botschaft abreisen, er säumte jedoch und erklärte dem Negus schließlich, er könne vielleicht noch ein halbes Jahr bleiben, falls sein Geschäft noch nicht beendet sein sollte. Der Negus, welcher von keinem andern Geschäfte Cameron's in Abyssinien wußte oder wissen wollte, als die ihm vertraute Botschaft zu überbringen, ließ Cameron vor sich fordern. Die Entschuldigungen, die Ca-

Digitized by Google

meron nun vorbrachte, ließ er jedoch nicht gelten und bot ihm ein Geschenk von 1000 Thlrn. für seine Auslagen an. Cameron weigerte sich, dieses Geschenk anzunehmen. Er habe, sagte er, Geld genug in Gondar liegen; er werde über das gefällige Anerbieten seiner Regierung berichten; wenn er aber Geld von ihm annehme, so könne er seine Stelle verlieren. Es hielt schwer seinen Dolmetscher zu bewegen, dies zu übersetzen, da in Abyssinien die Ablehnung eines solchen königlichen Anerbietens eine Beleidigung ist. Der Negus schwieg eine halbe Stunde. Er sagte dann, alles, was er wünsche, sei Freundschaft. Darauf schrieb er den folgenden Brief:

„Der König von Abyssinien an die Königin von England. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, ein Gott in Dreieinigkeit. Der von Gott Erwählte, König der Könige, Theodoros von Aethiopien an Ihre Maj. Victoria Königin von England. Ich hoffe, Ew. Maj. befindet sich wohl. Mit Gottes Hülfe befinde ich mich wohl. Weil meine Vorfahren, die Kaiser, ihren Schöpfer vergessen hatten, hat er ihr Reich den Gallas und Türken überliefert. Aber Gott erschuf mich, erhob mich aus dem Staube und stellte dieses Reich meiner Herrschaft zurück. Er verlieh mir Macht und befähigte mich an der Stelle meiner Vorväter zu stehen. Durch seine Macht vertrieb ich die Gallas. Was aber die Türken anbelangt, so habe ich ihnen gesagt, daß sie das Land meiner Väter verlassen müßten. Sie weigern sich. Ich bin jetzt im Begriff, mit ihnen zu kämpfen. Hr. Plowden und mein verstorbener Großkämmerer, der Engländer Bell, pflegten mir zu sagen, daß es eine große christliche Königin gebe, welche alle Christen liebt. Wenn sie mir sagten, wir können dich mit ihr bekannt machen und Freundschaft zwischen euch herstellen, so freute ich mich sehr. Ich widmete ihnen meine Liebe, indem ich glaubte, Ew. Maj. Wohlwollen erhalten zu haben. Alle Menschen sind sterblich, und meine Feinde tödteten, um mir zu schaden, meine Freunde. Allein mit Gottes Hülfe habe ich diese Feinde vertilgt und auch nicht einen leben lassen, obgleich sie von meiner eigenen Familie waren, sodaß ich mit Gottes Hülfe Eure Freundschaft erlangen möchte.

„Weil die Türken die Seeküste besetzt halten, wurde ich verhindert, Euch eine Gesandtschaft zu senden, als ich in Noth war. Consul Cameron ist mit einem Briefe und mit Geschenken der Freundschaft angekommen. Ich war sehr froh, mit Gottes Hülfe von Euerm Wohlbefinden zu hören und Eurer Freundschaft versichert zu werden. Ich habe Euere Geschenke erhalten und danke Euch sehr.

„Ich fürchte, daß, wenn ich Gesandte nebst Freundschaftsgeschenken durch Vermittelung des Consuls Cameron senden wollte, sie von den Türken gefangen genommen werden.

„Und ich wünsche nun, daß Ihr Anstalten treffen mögt für das sichere Geleit meiner Gesandten auf dem ganzen Wege.

„Ich wünsche, eine Antwort auf diesen Brief durch Consul Cameron zu erhalten, und daß er meine Gesandtschaft nach England geleiten möge. Seht, wie der Islam die Christen unterdrückt."

Cameron nahm diesen Brief in Empfang, hat aber nie die gewünschte Antwort zurückgebracht. Und weil er dieses sein erstes und dringlichstes Geschäft nicht auszurichten vermochte, erklärte Theodor, daß er überhaupt nichts im Lande zu suchen habe.

Einige Monate nach Cameron kam Le Jean, der bekannte Reisende, als französischer Consul in Gondar an. Der Negus ließ auch ihm einen glänzenden Empfang zutheil werden und drückte seine Freude über diesen officiellen Beweis der freundschaftlichen Gesinnung der französischen Regierung aus. Theodor hatte bereits vorher Hrn. Bardel, Cameron's Secretär, welcher von Geburt ein Franzose war, mit einem sehr verbindlichen Schreiben an den Kaiser Napoleon III. nach Massaua gesandt. Theodor ersuchte Le

Digitized by Google

Jean, ihn auf einem Zuge, welchen er mit 40000 Mann gegen das aufständische Tedla-Gualu unternahm, zu begleiten, was Le Jean auch bereitwillig that. Welche gefährliche Stimmung damals in Theodor's eigenem Lager herrschte, zeigt sich daraus, daß eine Anzahl Edelleute sich unterwegs verschwor, den Negus während eines Nachtmarsches zu überfallen und zu tödten. Das Haupt der Verschworenen war der Statthalter der Provinz Alafa, welcher zu seinem Unglücke seiner Frau das Geheimniß mittheilte. Als er am Morgen zu Pferde stieg, um sich nach dem Lager zu begeben, trat die Dame zu ihm und bat ihn, ihr ein theueres Kleid, das sie begehrte, zu kaufen. Der Statthalter weigerte sich, und die Frau erwiderte ruhig: „Das sollst du mir bezahlen!" Er legte diesen Worten keine Bedeutung bei, sie aber hielt Wort. Einige Tage darauf stellte sie sich dem Negus vor und machte ihn mit allen Einzelheiten der Verschwörung bekannt. Theodor blickte ihr ins Auge und sagte: „Man thut niemals etwas ohne irgendein Interesse an der Sache zu haben. Was hat dich zu einer Angabe veranlaßt, die zur Bestrafung deines Ehemannes und deines Sohnes führen wird?" „Ich dachte", sagte sie, „daß irgendeiner unter den Verschworenen die Verschwörung verrathen würde, und daß dann meine Angehörigen unrettbar verloren sein würden. Indem ich zu dir komme, um dir das Complot anzuzeigen, habe ich das Recht, von dir ein Leben zu fordern, das meines Sohnes, des einzigen, der mir theuer ist." Sie wurde von Theodor entlassen, ohne ein Versprechen erhalten zu haben. Früh am folgenden Morgen wurden in der Mitte eines Quarré von Truppen 18 von den Verschworenen vor den Negus gebracht und jedem von ihnen die rechte Hand und der linke Fuß abgehauen. Der Sohn des Statthalters von Alafa wurde so wenig verschont wie die andern.

Von Schoa bis Tigre gab es unaufhörliche Rebellionen, und der Negus wurde des beständigen Bekämpfens derselben beinahe müde. Stets steigerte sich seine Erbitterung, immer furchtbarer, immer grausamer wurden die Strafen, immer tiefer stieg er in den Blutstrom hinab, sodaß die Rückkehr immer schwieriger wurde. Nicht mehr war jetzt die Rede von der Beglückung seines Volks durch Wiederherstellung des Wohlstandes und des Friedens. Er nannte sich jetzt nur die Geisel der Bösen. Und er ließ jetzt auf die Kanonen und Haubitzen die Worte graviren: „Die Geisel der Böseu, Theodoros."

Um das Heer um sich zu erhalten, überlieferte Theodor unter den geringfügigsten Vorwänden eine schöne Provinz nach der andern allen Excessen einer ungezügelten Soldateska. Manchmal gestattete er nur eine Razzia auf Pferde, Maulesel und Silbergeld, oft aber lautete der umfassende und lakonische Befehl: „Eßt alles." Während der drei Monate vom März bis Juni 1863 wurden 14 Provinzen, der Schweiz an Flächenraum gleich, auf solche Weise „gegessen".

Anfang September 1863 kam der von Theodor mit seinem Briefe an den Kaiser der Franzosen nach Massaua entsandte Bote mit dem Antwortschreiben zurück. Theodor, stolz auf den diplomatischen Erfolg, beschied alle in Abyssinien sich aufhaltenden Europäer nach Gondar, um der Lesung des kaiserlichen Briefs aus Frankreich beizuwohnen. Derselbe forderte in festen, obwol höflichen Ausdrücken die Duldung der von Frankreich beschützten katholischen Mission in Abyssinien. Diese Forderung erregte den größten Zorn des Negus. „Ich kenne", rief er aus, „die Taktik der europäischen Regierungen, wenn sie ein östliches Königreich zu annectiren wünschen. Sie schicken erst Missionare, dann Consuln, um den Missionaren zu helfen, und dann Bataillone, um den Consuln zu helfen. Ich bin kein Radscha von Hindostan, um mich so behandeln zu lassen; ich will lieber gleich mit den Bataillonen zu thun haben." Es folgten mehrere heftige Scenen, und schließlich antwortete Theodor am 28. Sept. 1863 auf die Herausforderung Frankreichs, wie er jene Forderung zu nennen beliebte, mit dem an Le Jean ertheilten Befehl, sein Land zu verlassen. Le Jean befand sich, merkwürdig genug, in Moguna,

Digitized by Google

einem Dorfe am Fuße des Guna, des höchsten Berges in Begemeder, den er zu ersteigen vorhatte, als Sudie, der vertraute Freund Theodor's, ihm diese Botschaft überbrachte. Le Jean beeilte sich, nach Massaua zurückzukehren, ehe noch die Nachricht von seinem Zerwürfniß mit Theodor auf der Heerstraße bekannt wurde, um den Unannehmlichkeiten, welche ihm die örtlichen Behörden sonst bereiten möchten, zu entgehen.

Um dieselbe Zeit erhielt der Negus den Besuch des Hrn. H. Stern, eines im Dienste der englischen Missionsgesellschaft stehenden deutschen Geistlichen, rühmlichst bekannt durch seine kühne Reise nach Yemen und als Verfasser des trefflichen Werks über Abyssinien, betitelt „Eine Mission unter den Falascha". Er wurde vom Negus kalt empfangen, welcher sagte: „Ich bin euerer Bibel überdrüßig." Er erhielt Erlaubniß, nach Massaua zurückzukehren, war jedoch so unvorsichtig, dessenungeachtet in Abyssinien zu bleiben. Er überraschte den Negus mit einem zweiten Gesuche im October 1863, worauf dieser erzürnt zu ihm sprach: „Du hast mich sehr beleidigt, weil du die Erlaubniß, nach Massaua zurückzukehren, nicht benutzt hast; weil du ein Fremder bist, verzeihe ich dir, aber diejenigen unter meinen Unterthanen, welche dich besser belehrt haben sollten, werde ich streng bestrafen." Er ließ sodann Stern's zwei vertrauten Dienern eine so schreckliche Bastonnade geben, daß der eine in der folgenden Nacht, der andere nach einigen Tagen starb. Stern, gezwungen, ein stummer Zuschauer dieses entsetzlichen Schauspiels zu sein, biß sich, wie unwillkürlich, in den Zeigefinger, eine Geberde, welche bei den Abyssiniern die Drohung eines augenblicklich machtlosen Zorns bedeutet. Theodor, welchem diese Bewegung nicht entging, ließ den Missionar erst nach Hause gehen, dann aber zurückrufen, wie es hieß, zum Abendessen an der königlichen Tafel. Als Stern sodann zurückgekommen war, wurde er auf dem Erdboden ausgestreckt und ihm gleichfalls die Bastonnade gegeben, sodaß er eine Zeit lang das Bett hüten mußte.

Hierauf fand bei sämmtlichen Agenten der englischen Bibelgesellschaften Haussuchung statt, man fand dabei eine Anzahl von Briefen in deutscher und englischer Sprache vor, die auf das Leben Theodor's und die letzten Ereignisse in Abyssinien Bezug hatten. Theodor ließ diese Papiere übersetzen und gerieth über deren Inhalt in die äußerste Wuth. Er ertheilte sofort Befehl, die drei schuldigsten Missethäter zu verhaften; die Soldaten aber, die diese Unterscheidung nicht zu machen verstanden, schlugen jeden Angehörigen der Jenda- und Darna-Missionsanstalten in Fesseln, einschließlich zweier junger Damen, der Fräulein Flad und Rosenthal. Der Negus verhörte die erstere abgesondert, indem er hoffte, durch Einschüchterung von ihr ein Bekenntniß zu erlangen. Sie sagte einfach, daß es Gebrauch unter den Franken sei, von allen interessanten Dingen auf ihren Reisen Notizen zu machen. Als er fand, daß er nichts weiter erforschen konnte, gab er die beiden Damen sowie Hrn. Flad frei. Um sich den Anschein von Unparteilichkeit zu geben, ließ er alle Europäer nach Gondar kommen, wo eine Art von Staatsgericht gehalten wurde. Auch wurden die Herren Flad und Rosenthal vor dasselbe citirt, bei denen die schlimmsten Documente gefunden worden waren. Nachdem die Anklageacte verlesen worden war, fragte der Negus die Geschworenen, welches Urtheil ein europäisches Gericht über diejenigen fällen würde, welche gegen ihren Souverän sprächen. „Todesstrafe", erwiderte der Vorsitzende des Gerichts, „wir aber erflehen Ew. Maj. Barmherzigkeit für Fremde, welche nach unserer Ansicht mehr aus Misverständniß als aus Absicht schuldig sind." „Ich will gnädig sein", sagte Theodor, „und verwandle die Strafe, welche ihr ihnen zugetheilt habt, in Gefängnißstrafe, in Fesseln für Stern und Rosenthal." Indem er sich hierauf gegen letztern wandte, fuhr er fort: „Wie darfst du dich unterstehen, über einen Fürsten zu urtheilen, von dem du nichts weißt, als was du durch Hörensagen erfuhrst? Es ist dir jedoch vielleicht unbekannt", setzte er spöttisch hinzu, „daß das Gesetz unsers Landes dir ein Hülfsmittel bietet, das ich dich

Digitized by Google

gern benutzen sehen möchte, wie es einem Manne ziemt, der Herz hat, du kannst über mich alles ungestraft sagen, was du willst, vorausgesetzt, daß du deine Worte zu Pferde, das Schwert in der Hand, gegen einen meiner Kämpen aufrecht erhalten kannst. Gefällt dir das?" Man kann sich wol vorstellen, wie Hr. Rosenthal, der sich stets nur mit theologischen Waffen vertraut gemacht hatte, diesen Vorschlag aufnahm.

Kurze Zeit darauf wurde der englische Consul Cameron gefangen genommen und in Eisen geschlagen. Als Cameron im November 1862 Abyssinien verließ, nahm er zwar den ihm vom Negus aufgedrungenen Agenten, welcher ohne Zweifel ein Spion war, mit, entließ ihn jedoch, sowie er über die Grenze gekommen war, wodurch Theodor sich beleidigt fand. Sodann hatte eine lange Reise, welche Cameron im Sennaar und in Gallabat zur Förderung der commerziellen und politischen Interessen Englands gemacht hatte, in Theodor den Argwohn erregt, daß er sich mit seinen Todfeinden, den Aegyptern, gegen ihn verbinde. Besonders aber hatte es Theodor gereizt, einen Brief vom londoner Amt des Auswärtigen zu erhalten, welcher von Lord Russell und nicht von der Königin von England unterzeichnet war. „Ich schrieb an Victoria", sagte er, „und nicht an diesen Hrn. (Ato) Russell, von dem ich nichts weiß." Alle diese Umstände trugen wesentlich dazu bei, Theodor zu dem Entschlusse zu bringen, den englischen Consul nach dessen Rückkehr nach Abyssinien demselben Schicksal zu unterwerfen wie die Missionare. Doch ist diese Sache noch lange nicht genugsam aufgehellt. Cameron wurde in einem Zelte am Ufer des Flusses Kaha in der Nähe des königlichen Hauptquartiers in Fesseln gefangen gehalten. Dasselbe war mit seinen Dienern und europäischen Employés der Fall.

Trotz dieser schweren Beleidigungen ihres Vertreters glaubte die englische Regierung noch nicht den Weg der Güte verlassen zu dürfen. Sie beschloß einen neuen Consul hinzusenden, welcher einen Brief der Königin Victoria an den Negus überbringen sollte, mit dem Ersuchen, die europäischen Gefangenen zu entlassen und deren Heimkehr zu gestatten. Es hielt freilich schwer, jemand zu finden, der das Wagniß unternehmen wollte, gleichsam in die Höhle des Raubthiers einzudringen, um dieses zur Auslieferung seines Raubes zu überreden. Es ließ sich auch kein Engländer zur Uebernahme dieses Postens herbei; doch glaubte man endlich die geeignete Persönlichkeit in Hrn. Rassam gefunden zu haben, einem geborenen Syrier, welcher früher mit Layard bei den Ninive-ausgrabungen associirt gewesen war, sich später in England aufgehalten hatte und gegenwärtig eine Regierungsanstellung in der englischen Colonie Aden hatte. Hrn. Rassam waren jedoch zwei Engländer attachirt, Dr. Blanc, ein Arzt, und Lieutenant Prideaux, von der indischen Armee zu Bombay. Die Gesandtschaft ging am 20. Juli 1864 von Aden ab. In Massaua hatte sie ein volles Jahr zu warten. Rassam zeigte mehr Vorsicht, als eigentlich mit der Würde eines britischen Vertreters vereinbar; anstatt sofort kühn vorwärts zu gehen, fragte er bei dem Negus um Erlaubniß zum Eintritt in Abyssinien an und wartete dann dessen Antwort geduldig ab. Dieselbe traf erst am 8. Aug. 1865 ein. Diese so spät eintreffende Antwort drückte große Verachtung der Gesandtschaft aus. Die Sprache war keineswegs höflich und es war nicht einmal das königliche Siegel beigegeben. Anstatt Rassam die freie Wahl seiner Route zu überlassen, oder ihm die kürzeste und beste anzugeben, wurde er angewiesen, sich durch den ägyptischen Sudan nach Matama in Gallabat, im Westen von Abyssinien, zu begeben, was einen Umweg von 400 Meilen ausmachte, und ihm von seiner Ankunft in Matama Anzeige zu machen. Unter solchen Anzeichen begonnen, konnte die Mission keinen großen Erfolg versprechen.

Am 15. Oct. 1865 trat Rassam seinen gefahrvollen Weg an. Seine Karavane bestand aus 60 Kamelen mit dem Gepäck der Mission und den Geschenken für den Negus, unter einer Bedeckung von türkischen Irregulären. Nach einer interessanten

Digitized by Google

Reise über Ain, Mahaber, Kassala, Quedaref, kam Rassam am 21. Nov. in Matama an, sodaß er, wenn man sieben Tage, die er auf Kamele zu warten hatte, abrechnet, die Reise von 440 Meilen in 30 Tagen zurückgelegt hatte. Er machte sofort Anzeige von seiner Ankunft an Theodor, der jedoch erst am 25. Dec. seine Antwort, und zwar eine ziemlich höfliche, ertheilte sowie Kamele und eine Escorte gewährte. Das königliche Lager befand sich damals in Damot. Der Weg dahin führte durch die Provinzen Tschelga, Dembea, Dagossa, Wänadega, Agaumedar und Damot, indem der Tana links liegen blieb. Die drei erstgenannten Provinzen waren vor einigen Jahren dem Zorne des Tyrannen erlegen; jedes Dorf war verbrannt, jedes Saatfeld verwüstet, die Einwohner vor Hunger umgekommen oder in die Armee getreten. Jetzt, da der Negus nach Verlauf von drei Jahren die Verzeihung verkündigt hatte, waren einige eben nach ihrer zerstörten Heimstätte zurückgekehrt. Am 25. Jan. wurde das königliche Lager erreicht. Nachdem sie die Uniform angethan, wurden die Herren von der Gesandtschaft zur Audienz geleitet. Als sie an den hohen Kegelberg herankamen, wo die bunten Lagerzelte aufgeschlagen waren, eröffnete sich ihren Blicken ein überraschend prachtvolles Schauspiel. Die ganze Bergseite hinan zogen sich die Linien der Musketiere und Speerleute, sämmtlich in Galakleidung; über das reichgestreifte Seidenhemd fiel die schwarze, braune, oder rothe Schama herab, die blanken Lanzenspitzen strahlten in der Sonne, wie sie durch das dunkle Laub der Cedern hindurchschien. Unten im Thale bildete die Reiterei, an 10000 Mann stark, ein doppeltes Spalier. Rechts standen, mit kostbaren Gewändern angethan, fast alle den Silberschild und die Bitua tragend, das Pferdegeschirr mit silberplattirtem Zierath besetzt, sämmtliche Offiziere der Armee und des Hofstaats. Alle waren zu Pferde, einige auf wirklich edel aussehenden Thieren, die von den Plateaux von Gedscham und den Hochlanden von Schoa stammten. Auf der linken Seite standen dicht die Reiterschwadronen. Die Pferde, wenn auch weniger zierlich, als bei den Aristokraten, waren stark und kräftig. Oben, vor dem königlichen Zelte, stand Ras Engedda, der Staatsminister, unterschieden von allen durch seinen feinen Anstand und seine einfache Kleidung. Entblößten Hauptes, die Schama gegürtet, zum Zeichen des Respects, richtete er die königliche Begrüßungsbotschaft aus. Nach diesem Austausch von Complimenten stiegen Rassam und die Missionsmitglieder zu Pferde und ritten nach den königlichen Zelten, indem die Offiziere und Beamten voranritten und die Reiterei folgte. Bei einem kleinen Zelte von rothem Flanell, welches zum Empfang der Mission bestimmt war, stiegen die Mitglieder derselben ab. Nachdem sie hier gerastet und eine kleine Collation eingenommen hatten, wurden sie zum Negus geleitet. Als sie das kleine Plateau auf dem Berggipfel erreicht hatten, brachte ein Offizier erneute Grüße von Sr. Majestät. Sie schritten langsam zu dem schönen Durbarzelte von rother und gelber Seide, zwischen einer doppelten Reihe von Musketieren, welche auf ein Signal in recht anständiger Weise ein Salut feuerten. Als sie den Eingang des Zeltes erreicht hatten, erkundigte der Negus sich abermals nach ihrem Befinden. Rassam näherte sich sodann dem Throne und behändigte die Zuschrift der Königin von England. Der Negus nahm dieselbe freundlich entgegen und ersuchte die Herren, sich auf den prachtvollen Teppichen, welche den Boden bedeckten, niederzulassen. Der Negus saß auf einer Alga und war bis an die Augen in eine Schama gehüllt, dem Zeichen der Macht und Würde in Abyssinien. Ihm zur Rechten und Linken standen je vier Großwürdenträger in reichen Seidengewändern, und hinter ihm wachte ein vertrauter Hausdiener, welcher eine doppelläufige Pistole in jeder Hand hielt. Der Negus äußerte einige Beschwerden über die europäischen Gefangenen und bedauerte, daß durch ihr Betragen die früher zwischen den beiden Nationen bestandene Freundschaft unterbrochen worden sei. Er freue sich sie zu sehen und hoffe, daß alles wieder zum Guten kommen werde. Er meinte, daß die

Digitized by Google

Herren, da sie so weit gekommen, ermüdet sein müßten, und entließ sie. Sie blieben in der Nähe des Negus bis zum 5. Febr. Während dieser Zeit wurden sie mit der größten Höflichkeit behandelt, hatten mehrere Privatzusammenkünfte und wurden reichlich mit Brot, Schafen, Kühen und Geld versehen.

Es wurde festgesetzt, daß die Gesandtschaft sich in Kurata aufhalten sollte, bis die englischen Gefangenen aus Magdala angekommen sein würden, und der Negus begleitete sie selbst einige Stationen zum Tanasee. Das Land war entvölkert; die Einwohner waren geflohen, obgleich die Plünderung in diesem Theile von Damot noch nicht begonnen hatte und die Saaten für die Sichel bereit standen. Die Saaten wurden sodann von den Soldaten eingeerntet, das Schwert zur Sichel gemacht. Unterdessen verließ der Negus das Lager mit einer großen Abtheilung Reiterei und bald darauf verkündeten die Rauchsäulen weit und breit das erbarmungslose Wirken des Despoten und der Seinigen.

Unterwegs wurde der Gesandtschaft brieflich angezeigt, daß der Negus Sorge tragen werde, sobald die Gefangenen zu ihr stoßen, sie in Ehren und Sicherheit aus dem Lande zu geleiten. Der Offizier, welcher den Befehl hatte, sich nach Magdala zu begeben und die Gefangenen an die Gesandtschaft zu übergeben, gehörte zu deren Escorte. Die Gesandtschaft besaß ein demüthiges Entschuldigungsschreiben von Theodor an die Königin von England. So zog man frohen Sinnes durch die Ebene von Agaumeder und erreichte am 10. Febr. den Tana, über den man in den eigenthümlichen Papyrusbooten des Landes setzte. Man ergötzte sich unterwegs an der paradiesischen Schönheit der Insel Dek und ahnte nicht, welche große Leiden man selbst unschuldigerweise hier verursachte. Den Einwohnern war eine Contribution von 10000 Thlrn. für die Gesandtschaftsausgaben auferlegt worden, eine für sie fast unerschwingliche Summe, welche schließlich nur dadurch zusammengebracht werden konnte, daß das Mädchen auch die letzte Silberkette aus ihrem Brautschatze, die Matrone auch ihre neueste Schama zum Opfer brachte.

In Kurata, der heiligen Stadt, wurden die Gesandten von der Geistlichkeit mit dem größten Pomp empfangen. Sie blieben daselbst vom 14. Febr. bis zum 13. April. Am 12. März kamen die Magdala-Gefangenen an, sowie mehrere, die zu Gaffat, der Station für die europäischen Handwerker, halb gefangen gehalten worden waren, welchen beiden jetzt die Erlaubniß ertheilt worden, das Land zu verlassen. Die europäischen Handwerker in Gaffat waren bereits vorher sammt ihren Familien auf Befehl des Negus zu den Gesandtschaftsmitgliedern geschickt, um, wie der Negus sagte, den Herren Gesellschaft zu leisten.

Am 13. April wurden sie wieder vor den Negus beschieden, der, wie es hieß, seine lieben Freunde vor ihrer Abreise noch einmal zu sehen wünschte. Sie begaben sich demnach über den Tana zurück nach Zagay, wo das königliche Hoflager aufgeschlagen war. Sie waren von den europäischen Handwerkern aus Gaffat begleitet; die Gefangenen wurden ebenfalls, jedoch auf einem andern Wege abgeführt. In Zagay wurden sie mit den üblichen Ehrenbezeigungen empfangen. Ras Engedda und verschiedene hohe Beamte kamen ihnen am Seeufer entgegen, und reichgeschmückte Maulesel wurden ihnen aus den königlichen Ställen geliefert. Sie wurden in die große Audienzhalle gebracht, welche zu beiden Seiten mit Offizieren angefüllt war. Der Thron, welcher am obern Ende der Halle stand, war leer, der Platz um ihn her aber war von hohen Würdenträgern angefüllt. Ras Engedda führte die Gesandtschaftsherren vor. Nach einigen Schritten verbeugte er sich und küßte den Erdboden. Dies war ein verabredetes Zeichen des Verraths. Sowie es gegeben war, stürzten sich auf jeden der Herren neun Personen, welche ihnen im Augenblicke Degen, Wehrgehenk, Mützen, die ganze Uniform vom Leibe rissen, worauf sie an Schulter und Arm gepackt und in diesem schimpflichen Zustande nach

Digitized by Google

dem obern Ende der Halle geschleppt wurden. Hier hieß man sie sich niedersetzen und es wurde von Ras Cantiba Hailo, dem adoptirten Vater des Negus, unterstützt von dem Dolmetscher Samuel und den europäischen Handwerkern, das Verhör vorgenommen. Die an die Gesandtschaft gerichteten Fragen schienen nahezu sinnlos: weshalb sie die Gefangenen nicht zum Negus gebracht, weshalb sie ihnen Feuerwaffen gegeben, weshalb sie Briefe an die Küste geschickt hätten u. dgl. Viele von den anwesenden Würdenträgern drückten laut ihre Billigung der Antworten aus, welche die Herren von der Gesandtschaft ertheilten. Während des Verhörs wurde ein Papier über die Abstammung des Negus verlesen, was auf die gegen die Gesandtschaft vorgebrachten Anschuldigungen gar keinen Bezug hatte, sich daher wahrscheinlich auf die von einigen Missionaren ausgegangenen Angaben, daß Theodor der Sohn eines Gallasklaven sei u. s. w., bezog.

Unterdessen wurde das Gepäck der Gesandtschaft vom Negus in Person untersucht und sämmtliche Waffen, Gelder und Papiere confiscirt, das übrige ihnen zurückgestellt. Ein Zelt in der Nähe des königlichen Zeltes wurde ihnen zur Wohnung angewiesen und ihnen Lebensmittel in großem Ueberfluß geliefert. Die Gefangenen waren unterwegs wieder verhaftet und in Fesseln gelegt worden.

Am 17. April wurden die Herren von der Gesandtschaft vor den Negus geladen, indem dieser in ihrer Gegenwart über die Europäer, die, wie er sagte, ihn beleidigt hätten, Gericht halten wolle. Bei dieser Gelegenheit wurde großer Pomp entfaltet. Der Negus saß auf einer Alga im Freien vor der Audienzhalle. Ihm zur Linken standen die Großwürdenträger, ihm zur Rechten die Europäer, während der kleinere Adel und das Militär einen weiten Kreis um beide zog. Nachdem die Herren von der Gesandtschaft, vom Negus freundlichst empfangen, sich gesetzt hatten, wurden die europäischen Gefangenen, gleich Verbrechern je zwei und zwei zusammengefesselt, von Soldaten bewacht, hereingeführt. Sie wurden in einer Reihe vor dem Negus aufgestellt, welcher sie einige Augenblicke betrachtete und sich dann nach ihrem Befinden zu erkundigen geruhte. Die Gefangenen erwiderten diese Complimente, indem sie wiederholt den Erdboden küßten. Dem Consul Cameron und Hrn. Bardel wurden dann die Fesseln gelöst und ihnen Sitze neben Rassam und Gefolge angewiesen. Zuvörderst wurde dann wieder eine Abhandlung über Theodor's Abstammung von Adam an vorgetragen und dann das Verhör der Gefangenen vorgenommen. Die Gefangenen thaten ihr Möglichstes, um den Zorn des Gewalthabers, in dessen Händen sie sich befanden, abzuwenden, und beantworteten die Fragen mit aller Demuth. Am Schlusse sagte der Negus zu Hrn. Rassam, indem er ihn entließ: „Wohin ich gehe, wirst du gehen, wo ich halt mache, wirst du halt machen." Cameron wurde gestattet, Rassam zu begleiten, die andern Europäer in Ketten nach ihrem Gefängniß abgeführt.

Am folgenden Tage fand eine Privatzusammenkunft zwischen dem Negus, Hrn. Rassam und den europäischen Gefangenen statt. Das Benehmen Theodor's war jetzt ganz verschieden. Er senkte das Haupt tief zur Erde und bat die Gefangenen um Verzeihung; sie baten um die seinige. Die Versöhnung schien hergestellt. Der Negus dictirte einen Brief an die Königin von England. Der Missionar Hr. Flad wurde erwählt, denselben zu überbringen. Die Gefangenen wurden hierauf mit den Gesandtschaftsmitgliedern vereinigt und beiden zusammen Zelte in einer neuen Umzäunung überwiesen. Sie waren jetzt eben alle zusammen Gefangene. Am folgenden Morgen wurden den Gefangenen ihre Waffen und ein Theil ihres Geldes zurückgestellt; auch beschenkte sie der Fürst mit silberbesetzten Schildern, Speeren, Mauleseln, danach auch mit Pferden. Er erwies sich sonst sehr höflich und zuvorkommend. Lebensmittel aller Art wurden sehr reichlich geliefert. Am Geburtstage der Königin von England ließ Theodor sogar ein Salut feuern und gab ein Fest. Sie waren aber dessenungeachtet Gefangene. Alle diese verschiedenen

Digitized by Google

Scheinbefreiungen waren eben nur dem Spielen der Katze mit der Maus zu vergleichen.

Inzwischen brach gegen Ende Mai die Cholera im königlichen Lager aus, und der Negus verlegte deshalb dasselbe von dem niedrigen marschigen Grunde, wo es sich damals befand, nach den gesunden Hochlanden von Begemeder. Die Europäer mußten der Armee folgen. Sie kamen am 16. Juni in Debra Tabor, der königlichen Residenz, an. Am 25. Juni wurde die Gesandtschaft vor den Negus geladen, um, wie es hieß, einem Staatsproceß beizuwohnen. Als sie hier ankam, bemerkte sie, daß die üblichen Begrüßungen unterblieben und daß sie in ein schwarzes Zelt gewiesen wurde. Es war klar, daß der Staatsproceß sie selbst betraf. Ein Afa Negus (Mund des Negus), unterstützt von Cantiba Hailo, dem Dolmetscher Samuel und den europäischen Handwerkern, überbrachte sodann eine königliche Botschaft: daß der Negus einen Brief aus Jerusalem erhalten habe, in welchem ihm mitgetheilt worden, von den Türken würden im Sudan Eisenbahnen erbaut, um im Bunde mit den Engländern und Franzosen Abyssinien anzugreifen. Ob es nicht wahr sei, daß die ägyptische Eisenbahn von den Engländern gebaut werde? Ob der Negus nicht dem Consul Cameron einen Brief an die Königin von England übergeben habe, und ob der Consul nicht ohne eine Antwort zurückgekehrt sei? Einige Tage vorher war ein griechischer Priester von der Küste mit einem Briefe an den Negus angekommen; vielleicht waren die vorgebrachten Angaben in diesem Briefe enthalten; vielleicht waren sie auch nur vom Negus erfunden. Die Botschaft schloß mit den Worten: „Ihr müßt hier bleiben; eure Waffen werden von Se. Maj. euern Händen nicht länger anvertraut; euer Eigenthum wird euch jedoch zurückgeschickt werden." Der Missionar Rosenthal erhielt Erlaubniß, sich nach Gaffat, der unfern gelegenen Niederlassung der deutschen und englischen Handwerker, zu begeben; ebenso durfte der Arzt Dr. Blanc sich nach Gaffat begeben, um die Frau des Hrn. Waldemeir, eine Tochter Bell's, des hochgeschätzten Freundes des Negus, behandeln zu können. Hr. Rassam und die übrigen Europäer wurden in dem Zelte gefangen zurückbehalten; doch wurde auch diesen darauf freigestellt, sich nach Belieben nach Gaffat zu begeben, sodaß man bereits wieder anfing zu denken, der Sturm werde bald wieder vorüberwehen.

Ein Besuch, welchen der Negus am 3. Juli der Kanonengießerei in Gaffat abstattete, hatte aber gar ernste Folgen. Als er, seinem Gefolge voraus, herangeritten kam, begegnete er dem Dr. Blanc und einigen deutschen Mechanikern; er erkundigte sich nach ihrem Befinden, sie alle verbeugten sich und nahmen die Hütte ab. Als er weiter ritt, bedeckten sich die beiden Mechaniker wieder, während Dr. Blanc vorsichtigerweise entblößt blieb. Nachdem Theodor in der Gießerei den Abriß einer Kanone, welche gegossen werden sollte, in Augenschein genommen hatte und wieder herauskam, ging er bei dem Missionar Rosenthal vorbei, welcher sich nicht verbeugte, da der Negus ihn nicht zu beachten schien. Außerhalb des Gießereizauns bat ihn ein alter Bettler um Almosen mit den Worten: „Meine Herren, die Europäer, sind immer gegen mich gütig gewesen. O mein König, lindere auch du meine Noth!" Als der Negus die Handwerker Herren nennen hörte, gerieth er in furchtbaren Zorn. „Wie darfst du jemand einen Herrn nennen außer mir? Schlagt ihn, schlagt ihn bei meinem Tode!" Zwei Schergen stürzten sich sofort auf ihn und schlugen ihn mit ihren langen Stäben, während die Majestät fortwährend ausrief: „Schlagt ihn, schlagt ihn bei meinem Tode!" Der arme Krüppel flehte in herzzerreißenden Tönen um Erbarmen; aber seine Stimme wurde schwächer und schwächer, und in wenig Minuten lag sein entseelter Leichnam da, welchen niemand anrühren durfte. Theodor's Wuth war hiermit aber keineswegs beschwichtigt. Seine Blicke fielen auf Rosenthal. „Ergreift ihn!" schrie er. Sofort eilten mehrere Soldaten, den königlichen Befehl zu vollziehen. „Ergreift den Akim (Arzt)!" rief der Negus wieder. Dr. Blanc

Digitized by Google

wurde sofort gepackt. Er wandte sich hierauf gegen Rosenthal. „Du Esel, weshalb hast du gesagt, daß ich der Sohn eines armen Weibes bin? Weshalb hast du mich beschimpft?“ Rosenthal sagte: „Wenn ich Ew. Maj. beleidigt habe, so bitte ich um Entschuldigung.“ Der Negus schwang die Lanze, die er in der Hand trug, in drohender Weise, man mußte jede Minute gewärtig sein, daß er sie schleudern werde. Glücklicherweise bemerkte er jetzt die Mechaniker und wandte sich gegen sie. „Sklaven, habe ich euch nicht um Geld gekauft? Wer seid ihr, daß ihr euch Herren nennen dürft? Nehmt euch in Acht!“ Er wandte sich dann besonders gegen die beiden, die ihm vorher begegnet waren. „Ihr seid stolz, nicht wahr? Sklaven! Weiber! faule Esel! ihr bedeckt den Kopf in meiner Gegenwart. Habt ihr mich nicht gesehen? Behielt nicht der Akim den Kopf entblößt? Arme Menschen, die ich reich gemacht habe!“ Er befahl sodann, Dr. Blanc freizugeben. „Du, Akim“, sagte er, „bist mein Freund; ich habe nichts gegen dich; aber die andern haben mich beschimpft, und du mußt mit mir kommen, um bei ihrem Proceß zugegen zu sein.“ Dr. Blanc wurde jedoch hierauf mit Rassam und den übrigen Gefangenen nach Debra Tabor gebracht und sämmtliche Gefangene daselbst in einem Hause eingesperrt. Es war dies ein aus Stein gebautes Godown (Scheune) ohne Fenster und mit keiner Oeffnung außer der Thür, sodaß man sich nur bei Kerzenlicht in dem finstern innern Raume zurechtfinden konnte. Hier wurden sie am Abend durch einen Besuch des Negus überrascht. Diener, welche Arak und Tedsch trugen, begleiteten ihn. Er sagte: „Sogar meine Frau sagte, ich solle nicht gehen; aber ich konnte euch nicht im Kummer lassen, und bin also gekommen, um mit euch zu trinken.“ Es wurde hierauf der Arak und Tedsch herumgereicht, und Theodor selbst ging mit gutem Beispiel als Zecher voran. Er war ruhig und ernst, obgleich er sich Mühe gab, lustig zu erscheinen. Er blieb eine gute Stunde und unterhielt sich über europäische Angelegenheiten, namentlich über den römischen Papst. Er sagte unter anderm: „Mein Vater war wahnsinnig, und obgleich die Leute oft sagen, daß ich auch wahnsinnig sei, so wollte ich dies doch niemals glauben; aber jetzt weiß ich, daß es wahr ist.“ Hr. Rassam antwortete: „Bitte, sage das nicht!“ Er aber erwiderte: „Ja, ja, ich bin wahnsinnig!“ Kurz bevor er ging, sagte er noch: „Seht nicht auf mein Gesicht und beachtet nicht meine Worte, wenn ich vor meinem Volke zu euch rede, sondern seht auf mein Herz; ich habe einen Zweck.“ Er hat aber seitdem niemals wieder mit der Gesandtschaft oder den andern Gefangenen geredet.

Es war eine große Freude für die Unglücklichen, als sie nach einigen Tagen aus dem finstern, engen Loche, in dem sie zusammengepfercht lagen, wieder aufbrachen. Sie wurden jetzt unterwegs sehr scharf bewacht; stets umgab sie eine starke Bedeckung, eine Abtheilung Militär marschirte voran, eine andere hintennach und eine dritte hielt sich in ihrer unmittelbaren Nähe und verlor sie nie aus den Augen.

Am 9. Juli wurde Samuel, Rassam's Dolmetscher, gerufen. Er blieb eine lange Zeit weg und theilte sodann mit, daß die Gesandtschaft weiter vorwärts zu gehen habe, daß sie daher ihr schweres Gepäck, das später nachgesandt werden sollte, zurücklassen und nur leichtes Gepäck mitnehmen solle. Mehrere Offiziere kamen, um von den Mitgliedern der Gesandtschaft Abschied zu nehmen; alle schienen betrübt, einige hatten Thränen im Auge. Keiner erwähnte, wohin sie bestimmt seien; es war augenscheinlich, daß Magdala und Fesseln ihre Bestimmung seien. Sie wurden einem andern Offizier, Bitwaddad Tadla, übergeben. Die Bewachung war jetzt eine sehr geschärfte; zwei Reiter hatten jetzt jeden einzelnen Gefangenen unter ihrer besondern Obhut. Als die Gefangenen die großartigen Plateaux, die malerischen Landschaften durchwanderten, konnten diese hohen Naturreize sie doch nur wenig erbauen; in großer Eile entlang getrieben, hungerig und ermüdet, litten sie oft selbst an dem nöthigen Obdach und an Lebensmitteln Mangel.

Digitized by Google

Am 13. Juli kamen sie vor Magdala an. Nach einem längern Halt, während dessen die Offiziere die Lettres de cachet untersuchten, öffneten sich die Thore der Festung. Die Gefangenen wurden einer nach dem andern, wie Schafe gezählt, eingelassen und nach einem großen, offenen Platze vor des Königs Hause geführt, wo sie von dem Ras (Gouverneur) und den obern Offizieren empfangen wurden. Man führte sie nach einem Hause ab, wo ein Feuer angemacht wurde. Nach den großen Anstrengungen der Reise waren sie des Obdachs, des Feuers, der Speise so froh, daß sie, uneingedenk des an ihnen verübten Verraths, den Abend gemüthlich verplauderten. Drei Tage darauf wurden die Gefangenen in Fesseln gelegt. Die Fesseln bestehen aus zwei großen, schweren, oberhalb der Knöchel an die Beine gehämmerten Ringen, welche durch eine dicke, eine Spanne lange Kette miteinander verbunden sind. Der Druck der Fesseln auf die nackten Beinknochen, bis auf welche sie eingedrungen sind, ist äußerst schmerzvoll. Um wenige Schritte gehen zu können, müssen Bandagen unter die Fesseln geschoben werden; sonst können die Unglücklichen nicht einen Schritt machen, so groß ist der Schmerz. Bei Nacht schläft die Wachtmannschaft vor der Thür jedes von den Gefangenen bewohnten Hauses, bei einigen auch innerhalb derselben. Der Negus hat von den Gefangenen, seitdem sie in Magdala sind, keine weitere Notiz genommen.

Die in Magdala gefangen gehaltenen Europäer sind die folgenden: Consul Cameron; Hr. Kerans, dessen Secretär; Hr. Bardel, Maler und Cameron's Secretär, Franzose; Kelvey, Cameron's Diener, Engländer; Makerer, Franzose; Pietro, Italiener; Consul Rassam, Syrier; Dr. Blanc, Arzt, dessen Attaché; Lieutenant Prideaux, desgleichen; die Missionare H. Stern, H. Rosenthal und Frau, Flad und Frau und drei Kinder, Staiger, Brandeis; die Naturaliensammler Eßler und Schiller.

Unaufhörliche innere Kriege hatten in den letzten Jahren Theodor's Herrschaft thatsächlich wieder auf Amhara beschränkt. Im Süden standen ihm Menilek, König von Schoa, und die mohammedanischen Wollo-Gallas entgegen, im Norden sein Todfeind, der Ras Wagschum Gobasie von Tigre und Lasta. Aber auch in Amhara hörten die Aufstände nimmer auf. Die Completirung der durch die Kriege, besonders durch die Cholera äußerst gelichteten Glieder des Heeres wurde eine sehr schwierige Aufgabe. Kuara und Tschelga, die Westprovinzen, waren bisher hinsichtlich des Militärdienstes geschont worden, namentlich die erstere, weil sie Theodor's Geburtsland war; sie mußten aber jetzt ebenfalls große Contingente stellen. Den rohen Rekruten aber, welche ihre sonnigen Thäler liebten, wo eine gütige Natur für geringe Arbeit jedes Bedürfniß reichlich befriedigt, gefiel keineswegs die Geschäftigkeit, und noch weniger der Mangel des Lagers; während einer hellen Mondnacht sagten sie sämmtlich der kalten Hochebene, wo sie der Armee eingereiht worden waren, Lebewohl und kehrten nach ihrer malerischen und fruchtbaren Heimat zurück. Theodor war aber bereits so geschwächt, daß er diese Beschimpfung nicht zu vergelten wagte.

Er marschirte dann nach dem Süden ab, um die dortige Lebensfrage endlich zur Entscheidung zu bringen. Doch plötzlich wurden die Truppen nach Debra Tabor zurückbeordert. Feinde waren jetzt sicher, Freunde in Gefahr. Gondar sollte abermals die schonungslose Gewalt des Tyrannen fühlen. Die unglücklichen Einwohner waren von einem Rebellen gezwungen worden, ihn aufzunehmen. Plötzlich erschien der Zerstörer in der Stadt. Das übliche Lilalali der Bewillkommnung wurde arglistig als ein Warnungszeichen für die Insurgenten gedeutet, und augenblicklich wurde alles in den Straßen, Mann, Weib oder Kind, ergriffen und in die brennenden Balken der benachbarten Häuser geschleudert. Die 44 Kirchen, welche von christlichen und mohammedanischen Plünderern bisher verschont geblieben, wurden diesmal der Plünderung überliefert, die Mönche und Priester mishandelt, die Roben, Inseln, Crucifixe, Gemälde, Kelche, seit vielen Jahr-

Digitized by Google

hunderten mit tiefster Ehrfurcht betrachtet, davongeschleppt, viele Kirchen auch in Brand gesteckt. Nachdem Theodor mit seinen Trophäen nach Debra Tabor zurückgekehrt war, wurde eine Verschwörungsanklage gegen seine höchsten Offiziere, die Werkzeuge seiner Zerstörungen, vorgebracht; sie wurden ergriffen, gefesselt, eingekerkert, gemartert, schließlich nach Zahlung einer hohen Geldbuße entlassen. Endlich zuckte sogar in der unmittelbaren Nähe von Debra Tabor der Aufstand auf und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit; blutlechzend, raubthiergleich, sprang der Zerstörer auf seine Beute, und nicht eher rastete Feuer und Schwert, bis vom Tana bis Debra Tabor alles verheert und verzehrt war.

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage.

Fünfter (letzter) Artikel.

Vom Austrag des luxemburger Handels bis zur Gegenwart.

1) Die Friedensmanifestationen der arbeitenden Klassen Frankreichs. Unzufriedenheit der öffentlichen Meinung mit dem friedlichen Austrag des luxemburger Conflicts. Die militärische Lage. Bemühungen des Kaisers, die Volksstimmung auf andere Interessen zu lenken. Weltausstellung und Monarchenbesuche. Der Prinz von Wales. König Wilhelm und Kaiser Alexander. Feindselige Kundgebungen der Presse zur Zeit und unmittelbar nach der Anwesenheit des Königs von Preußen. Abermaliges Steigen der chauvinistischen Erregung. Stellung der Regierung zu derselben im Hinblick auf die Budgetdebatte, die mexicanische Katastrophe, das Verhältniß zu Oesterreich und die deutsche Frage. — Rückblick auf den Gang der Dinge in Deutschland, speciell auf die Stellung der süddeutschen Staaten zu Oesterreich. Die Schöpfung des Zollparlaments und deren Aufnahme in Frankreich. — Die nordschleswigsche Frage und der Einmischungsversuch der französischen Diplomatie.

Wir haben unser Augenmerk von den Vorgängen im Innern Frankreichs abgewandt, als die luxemburger Angelegenheit in ihr kritisches Stadium eintrat. Wenn auch aus einander diametral entgegengesetzten Beweggründen, boten zu jener Zeit die verschiedensten Parteien gleichmäßig ihre Kräfte auf, die Regierung in einen Krieg gegen Deutschland hineinzudrängen. Die Nation war in einer fieberhaften Erregung, von der selbst diejenigen nicht unberührt blieben, denen schon um der irdischen Behaglichkeit willen im Grunde des Herzens der Friede über alles ging. Kaum hatte indeß diese krankhafte Erscheinung ihren Höhepunkt erreicht, als ganz unerwartet eine Reaction gegen dieselbe eintrat, die durchaus dazu angethan war, den Kaiser um eine neue und für seine künftige Haltung nicht unwichtige Erfahrung zu bereichern. In den dem Empire feindlich gegenüberstehenden Parteien ging man daran, den Krieg in dem Moment, da er an Wahrscheinlichkeit gewann, von vornherein unpopulär zu machen; der vorgeschrittene Liberalismus begann eine neue Stärkung des Absolutismus zu fürchten; bedeutsamer aber war es, daß in den Reihen der arbeitenden Klassen eine von den socialistischen Elementen angefachte und systematisch geleitete Friedensbewegung überraschend und sehr entschieden ans Licht trat. Das Faubourg Saint-Antoine strich noch im Laufe des April die Gloire von der Tagesordnung und erging sich in kosmopolitisch gefärbten Demonstrationen für Erhaltung des Friedens. Zum ersten male seit dem Bestehen des Kaiserreichs geschah es, daß die Arbeiter, und zwar nicht allein die von Paris, ihren Widerwillen gegen eine Kriegsunternehmung deutlich zu erkennen gaben. Plötzlich überwog in jenen Kreisen das Interesse für die eigenen Angelegenheiten, insbesondere für das Verhältniß zu den Arbeit-

Digitized by Google

gebern, die nationale Abenteurerlust und Ruhmsucht, und so sehr auch noch das Kriegsgeräusch jene Kundgebungen übertönte, so waren diese doch vernehmlich genug, um die Aufmerksamkeit der Presse Frankreichs wie des Auslandes auf sich zu ziehen und in den socialistischen Lagern Englands, Belgiens, Deutschlands und der Schweiz lauten Widerhall zu finden. Die Bourgeoisie, die nach der damaligen Wehrgesetzgebung Frankreichs noch davor geschützt war, die Gefahren oder auch nur die Unbequemlichkeiten der Kriegspflicht in eigenster Person zu tragen, war angesichts dieser Erscheinungen freilich nur um so kampflustiger; sie hoffte, der Krieg werde durch eine hinreichende Blutabzapfung die erhitzten Gemüther der Socialisten abkühlen. Die allgemeine Stockung in Handel und Wandel, die sich bei der ohne Sang und Klang erfolgten Eröffnung der Weltausstellung so überaus fühlbar gemacht hatte und deren Fortdauer auch bei Rettung des Friedens vorauszusehen war, trug nicht wenig dazu bei, diesen Pessimismus zu fördern. Obgleich gerade die Bourgeoisie bei einem blutigen Zusammenstoße der beiden großen Nationen an Hab und Gut am meisten aufs Spiel setzte, erkannte sie darin die Rettung von einer Gefahr, welche ihr fürchterlicher erschien als alle Folgen eines Nationalkriegs, mochte dieser enden, wie er immer wolle.

Mit der Beseitigung der Kriegsgefahr verlor jene Bewegung unter den arbeitenden Klassen zwar jede mittelbare Wirkung, vielmehr zeigte sich bald, daß das Gros der Bevölkerungsmasse wieder der allgemeinen, vollständig entgegengesetzten Tagesströmung anheimfiel; in spätern Momenten aber sind wiederholt Anzeichen zu Tage getreten, die deutlich erkennen lassen, daß die Keime jener Tendenzen keineswegs erstickt sind, vielmehr auch in andern Kreisen, namentlich in einem Theile des Studententhums einen Boden gefunden haben, der bei einer künftigen Wendung zum Kriege bedenkliche Früchte tragen kann. Die Regierung hat diese Bewegung auch keineswegs unbeachtet gelassen, vielmehr wiederholt für nothwendig erachtet, den Chauvinismus als ein Gegengewicht zu benutzen und durch leisen Appell an die Gloire ihre Tendenzen zu bekämpfen. Der Imperialismus kann einmal seinem Wesen nach auf das Mittel nicht verzichten, innern Schwierigkeiten durch eine Diversion nach außen zu begegnen; er bedarf deshalb eines Volkes, das stets kriegerischer ist als die Regierung.

Daß die große Masse unmittelbar nach dem Austrage des luxemburger Conflicts ihre Friedensliebe zeitweise wieder vollständig verleugnete, lag wesentlich darin begründet, daß die radicale Opposition an dem eben mit dem Socialismus geschlossenen Bunde nicht festhielt, sondern in demselben Moment, in dem die Conferenz ihr Werk gethan hatte, gegen den Frieden ebenso erbittert Front machte wie im Augenblick zuvor gegen den Krieg. Unter allen Journalisten Frankreichs erwies sich Emile Girardin als der größte Meister in der Kunst, aus einem Extrem in das andere überzuspringen. Obgleich im Grunde ein Friedensidealist, hatte er bis zum Moment der Krisis am lautesten in die Kriegstrompete gestoßen, dann eine kurze Weile den Friedensmanifestationen aufs lebhafteste zugestimmt, kaum aber war der casus belli hinweggeräumt, als er die Devise „Guerre à la guerre", die bis dahin an der Spitze seines Journals, der „Liberté", prangte, herunterriß und proclamirte: „Paix impossible et guerre systématique."

Die Opposition quand-même stand indeß mit dieser Parole nicht allein da. Ganz Frankreich war mit dem Austrage der luxemburger Frage unzufrieden und Tausende, die während des Schwebens derselben für den Frieden eingetreten waren, zogen jetzt, nachdem die unmittelbare Gefahr abgewandt war, wieder die Kriegsfahne auf. Selbst Journale, die in gewisser Abhängigkeit von der Regierung standen, vergaßen alle Rücksichten und variirten tagtäglich das Thema: „Keine Versöhnung mit Preußen." Der Kaiser, der den luxemburger Handel in der Hoffnung, die öffentliche Meinung Frankreichs zufrieden

Digitized by Google

zu stellen, so leichtfertig heraufbeschworen, hatte nichts in seine Memoiren zu registriren als einen neuen großen Miserfolg.

Napoleon wollte den Frieden und mußte ihn zur Zeit wollen. Die Gründe, welche ihn angesichts der Publication der deutschen Schutz- und Trutzbündnisse und des Einspruchs gegen die Annexion Luxemburgs zum Frieden bestimmt hatten, behielten auf mindestens Jahresfrist ihr volles Gewicht. Seine nächste Sorge mußte deshalb dahin gehen, die im Vergleich zu Norddeutschland mangelhafte Heeresverfassung Frankreichs zu bessern, um wenigstens in künftigen Fällen freier Herr seiner Entschließungen zu sein. Es galt, dem ausschließlichen Princip des Berufsheeres zu entsagen oder ihm doch eine secundäre Institution zur Seite zu stellen, die es ermöglichte, die Volkszahl Frankreichs in ausgiebigerm Maße kriegerisch zu verwerthen, als dies bis dahin zulässig war. Die durch die mexicanische Expedition geleerten Kriegsmagazine und Arsenale mußten gefüllt werden, die ganze Infanterie erforderte eine neue Bewaffnung.

Für die personelle Verstärkung der Wehrkräfte stand zur Zeit ein Plan noch gar nicht fest. Im December 1866 hatte der „Moniteur" zwar einen Reorganisationsentwurf veröffentlicht, der sich in principiellen Hauptpunkten an das preußische System einigermaßen anlehnte; derselbe war aber in der öffentlichen Meinung einem so heftigen Widerstande begegnet, daß er bereits als vollständig aufgegeben betrachtet werden konnte. Die Franzosen hatten den Leistungen der preußischen Organisation im letzten Kriege ihre staunende Bewunderung nicht vorzuenthalten vermocht, sie nannten dieselben eine spartanische Institution, waren aber keineswegs geneigt, sich selbst deren Anforderungen zu unterwerfen. Ein Gesetz, das, so weit es auch von der allgemeinen und gleichen Dienstpflicht entfernt blieb, dem pariser Bourgeois doch in Aussicht stellte, im Kriegsfalle als Reservist Lasten und Gefahren mit der Berufsarmee in vollem Maße theilen zu müssen, war in Frankreich unmöglich. Wahrscheinlich hatte der Kaiser bei der Veröffentlichung jenes Entwurfs auch keine andere Absicht, als der von gewissen demokratischen Kreisen ausgehenden Agitation für eine mit dem Imperialismus absolut unverträgliche vollständige Nachahmung des preußischen Systems, das keine vom Volke getrennte Berufsarmee kennt, von vornherein die Spitze abzubrechen. Es währte bis in den Spätherbst des Jahres 1867 hinein, ehe ein neuer Entwurf zu Stande kam, der Aussicht auf Annahme in der Legislativen hatte. Man blieb also vorläufig auf Maßregeln zur Verbesserung der Bewaffnung und zur Ergänzung des Armeematerials u. s. w. beschränkt. Zu diesem Zwecke bewilligte die Legislative im Sommer des Jahres einen vorläufigen Credit von 158 Millionen.

Die Erkenntniß der unabweisbaren Nothwendigkeit, den Frieden bis zur Vollendung der Reorganisation und der Neubewaffnung des Heeres, also mindestens auf ein bis zwei Jahre zu erhalten, gab der kaiserlichen Politik vorerst die maßgebende Richtung; die der Nation aus der luxemburger Affaire erwachsene Erkenntniß aber, daß Frankreich nicht mehr die Rolle in Europa spiele, die ihm das zweite Empire wiederzuerobern und lange Zeit zu wahren verstanden hatte, erschwerte es Napoleon in nicht geringem Maße, dieselbe einzuhalten. Das Misvergnügen, das sich infolge des Verzichts auf die Annexion kundgegeben hatte, behielt dauernden Bestand. So sehr die Regierung sich auch mühte, den Abzug der Preußen aus Luxemburg als einen Erfolg leuchten zu lassen, Frankreich glaubte nicht daran. In den Augen des Chauvinismus hatte das Eintreten aller europäischen Mächte für die Neutralisirung des Großherzogthums nur die Bedeutung einer verstärkten Barrière an der Nordostgrenze, also nach der einzigen Richtung hin, in der Frankreich seine natürlichen Grenzen noch nicht gefunden zu haben glaubt. Selbst der Senat, jene Versammlung vom Kaiser ernannter und mit reichen Pfründen ausgestatteter

Digitized by Google

Imperialisten, nahm die Friedensbotschaft mit einem Schweigen auf, das Misbilligung und Misbehagen allzu deutlich verrieth.

Dieser Misstimmung ein Ziel zu setzen, ihr wenigstens den acuten Charakter zu nehmen, handelte es sich für den Kaiser zunächst darum, es Frankreich fühlbar zu machen, daß auch der Frieden seine Gloire im Schoße trage. Das gestörte Vertrauen wiederherzustellen, Handel und Wandel wiederzubeleben, lag außer seiner Macht, aber ein ganzer Meister erwies er sich in der Aufgabe, den Verkehr von Paris momentan zu beleben, dem Volke panem et circenses zu bieten und dadurch Frankreich einigermaßen wieder in dem Gefühl zu berauschen, daß seine Metropole noch immer die Welthauptstadt sei. Eine Ablenkung der Interessen ward dadurch auch glücklich erreicht, der Keim des Uebels aber nicht gehoben.

Das nächstliegende Mittel für die Ablenkung der Interessen bot die Weltausstellung. Die ganze Anlage derselben war unter Aufbietung riesenhafter Kräfte nicht nur dazu angethan, Frankreichs Industrie und seinen die Weltmacht kennzeichnenden Verkehr mit den fernsten Erdtheilen Triumphe feiern zu lassen, sondern auch Schaulust und Vergnügungssucht zu reizen. Zum Besuch dieser Ausstellung wurden an alle Höfe Europas Einladungen gerichtet; es sollte sich ein „Parterre der Könige" versammeln, Frankreich und seinem Kaiser zu huldigen. Schaugepränge und Feste, wie sie selbst Paris nur selten gesehen, sollten sich an diese Monarchenbesuche knüpfen, um auch die Massen mit fortzureißen.

Die Fürsten Europas mußten selbstverständlich im Hinblick auf das eben wiederhergestellte friedliche Einvernehmen diesen Einladungen folgen; galt es doch gleichzeitig bei den eigenen Völkern das so tief gedrückte und durch Frankreichs Haltung dauernden Erschütterungen ausgesetzte Vertrauen in den Weltfrieden zu stärken. Am wenigsten war Preußens König in der Lage, sich einer solchen Einladung zu entziehen. Was Frankreich bewegte, war ja einzig und allein die von Preußen in die Hand genommene „deutsche Frage", eine Frage, die Preußen Frankreich gegenüber als eine ausschließlich nationale, nicht als internationale betrachtete. An dieser Auffassung festhaltend, mußte Preußen alles, was infolge derselben in Frankreich vorging, nothwendig so lange stolz ignoriren, als sich kein Versuch zu einer Einmischung thatsächlich kundgab.

Der erste hohe Gast, der in Paris erschien, war der Prinz von Wales, als Vertreter des britischen Königshauses. Es war das erste mal, daß sich dieser Prinz am französischen Kaiserhofe zeigte. Napoleon hat in frühern Jahren wiederholt darum geworben, ihn als Gast in Paris zu sehen, aber den Prinzen hatte bis dahin stets eine tiefwurzelnde Abneigung zurückgehalten. Wenn er jetzt als der erste erschien, so geschah es nur, um einer lästigen, ihm auferlegten Pflicht baldmöglichst ledig zu sein und dem großen Trubel, der in Aussicht stand, zuvorzukommen. Er kam, schwieg und ging; sein Besuch hinterließ keine andere Spur als den des gesteigerten Bewußtseins, daß das Verhältniß der beiden Westmächte ein anderes geworden wie zur Zeit der ersten Industrieausstellung, als das stolze England dem eben auf den Thron gehobenen Imperator bereitwillig Heeresfolge leistete. Aus jener Allianz, die zu Napoleon's größten Erfolgen gezählt werden muß, war im Laufe der Zeit eine Entente geworden, und auch diese war infolge der großen Divergenzen in der mexicanischen, italienischen, polnischen und Congreßfrage vollständig erkaltet. In der deutschen Frage, die jetzt ganz Frankreich ausschließlich beschäftigte, lagen die Sympathien der britischen Nation, der ernstes Wollen und große Thaten stets imponiren, weit mehr auf deutscher als auf französischer Seite.

Bald nach dem Prinzen von Wales erschienen die Souveräne Rußlands und Preußens; ersterer war vom 1. bis 12., letzterer vom 5. bis 14. Juni Gast des Kaisers.

Digitized by Google

Das gleichzeitige Verweilen beider Monarchen entsprach keineswegs den Wünschen des Cabinets der Tuilerien. Erschienen die beiden fremden Herrscher einer nach dem andern, so war es eher möglich, die Anwesenheit eines jeden besonders zu verwerthen und deren den Franzosen sehr unliebsame gegenseitige politische Beziehungen zu lockern. Daß diese Beziehungen sehr intim waren, war zur Zeit der Welt kein Geheimniß, wenn auch die alte Phrase vom russischen Vasallenthum Preußens längst in Nichts zerfallen war. Mochte vor dem Tage von Königgrätz die Unfertigkeit der preußischen Großmacht eine gewisse Abhängigkeit von Rußland bedingen, so war das Verhältniß jetzt doch ein anderes. Preußen stand Rußland als vollständig ebenbürtige Macht gegenüber, beide konnten einander nur suchen und finden, wenn ihre Interessen gemeinsam waren. Angesichts einer französisch-österreichischen Coalition würde Rußland heute ebenso ein natürlicher Bundesgenosse Preußens sein, wie es 1866 Italien gewesen. Preußen kann und muß, sofern es Oesterreich unter seinen Gegnern sieht, Rußland im Orient freies Spiel gönnen, mag es unter andern Verhältnissen auch andere Wünsche hegen. Rußland andererseits hat Preußen in Deutschland nichts zu neiden; vernichtete Preußen selbst Oesterreichs ganze Machtstellung westlich der Leitha, so wäre Rußland damit nur gedient, denn je schwächer Oesterreich überhaupt, um so sicherer ist Rußland seiner Herrschaft über die slawischen Elemente und seines Uebergewichts im Orient. Wenn das gemeinsame Erscheinen des Zaren und des preußischen Königs Frankreich an diese Möglichkeit ihrer eventuellen Allianz erinnerte, so kann dies füglich in deren Absicht gelegen haben. Die Bemühungen Napoleon's, dieses gemeinsame Erscheinen zu vermeiden, reussirten nur insoweit, als deren gleichzeitigem Eintreffen, das anfänglich beabsichtigt war, unter dem Vorwande von Etikettenrücksichten vorgebeugt wurde.

Kaiser Napoleon hatte alles aufgeboten, die Monarchen mit Glanz zu empfangen. Die Schauluft, Neugier und angeborene Hospitalität der Pariser unterstützte ihn dabei. Des Zaren Einzug war ein wahrer Triumphzug, Groll und Vorurtheil schienen vergessen. Nicht unwahrscheinlich ist es, daß dabei die Tendenz mitwirkte, dem russischen Kaiser größere Sympathien zu beweisen als dem preußischen Könige. Als aber später das Volk der ehrwürdigen und stattlichen Erscheinung des greisen Preußenkönigs ansichtig wurde, trat jeder Neid und Haß gegen den Respect zurück, den die angeborene Ritterlichkeit des Franzosen kriegerischem Verdienst zu zollen nie Anstand nimmt. Die Männer, die den König begleiteten, und deren Namen in ganz Europa so vollen Klang hatten, Bismarck und Moltke, reizten nicht minder Neugier und erweckten unwillkürlich Sympathien.

Man hat behauptet und vielleicht mit Recht, Kaiser Napoleon habe in der That den Versuch gemacht, den Zaren zu einer Lösung seiner freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen und zu einer engen Allianz mit Frankreich zu bestimmen. Außer den beiden Monarchen selbst wird kaum jemand darüber Aufschluß geben können. Der Conjecturalpolitik war freilich ein weites Feld geboten, da der seit Jahresfrist forttobende Befreiungskampf der Christen auf Candia und kleine Differenzen in der Haltung Englands und Frankreichs gegenüber der dadurch wieder in den Vordergrund gedrängten orientalischen Frage Napoleon ausreichenden Anlaß bieten konnten, dem Zaren Anerbietungen zu machen und sich dafür freie Hand in Deutschland zu sichern. Die Zeitungen gingen sogar so weit, bestimmt zu behaupten, daß der Kaiser Rußland eine Revision des Pariser Friedens von 1856 in Bezug auf seine für die Dauer absolut unhaltbaren Bestimmungen über die Neutralität des Schwarzen Meeres gemacht habe. Diesen Gerüchten wurde eine gewisse Glaubwürdigkeit verliehen durch ein Ereigniß, das zweifelsohne momentan die beiden Herrscher als Menschen einander sehr nahe bringen mußte. Als Napoleon

Digitized by Google

und der russische Kaiser in ein und demselben Wagen von einer den Gästen zu Ehren veranstalteten Truppenschau heimkehrten — König Wilhelm und die Kaiserin Eugenie fuhren in einem andern Wagen voraus — richtete ein polnischer Handwerksbursche, Bereczowski, ein meuchelmörderisches Attentat gegen den Zaren. Das auf diesen gerichtete Pistol zersprang, keiner der beiden Herrscher war verletzt, nur das Blut des Mörders, dessen Hand zerschmettert war, befleckte beide. „Wir haben zusammen im Feuer gestanden", sagte Napoleon gefaßt zu seinem Gaste. Solche Momente gemeinsamer Gefahr vergessen sich nicht leicht. Die Bevölkerung von Paris, aus deren Mitte tags zuvor einige freilich vereinzelt dastehende polenfreundliche und alle Rücksichten der Gastlichkeit verletzende Kundgebungen erfolgt waren, wurde plötzlich von einem wahren Enthusiasmus für den Zaren erfaßt, wobei der Gedanke, daß die Kugel Bereczowski's gleichzeitig das Leben des Kaisers bedroht hatte, natürlich wesentlich mitwirkte. Eine politische Entente mit Rußland wäre zur Zeit keineswegs der Unpopularität verfallen, da die Sympathien für Polen, das stets eine gewaltige Kluft zwischen Frankreich und dem Zarenreiche bildete, wenigstens momentan außerordentlich abgekühlt waren. Die Ereignisse der nächstfolgenden Zeit haben indeß zweifellos gezeigt, daß es zu politischen Abmachungen nicht gekommen ist; wenn Napoleon wirklich verlockende Anerbietungen gemacht hat, so hat der Zar widerstanden.

Noch weniger als die Anwesenheit des russischen Kaisers in Paris hat der preußische Besuch positive politische Folgen von Bedeutung gehabt. Mag er für die persönlichen Beziehungen Napoleon's zu König Wilhelm und seinem ersten Minister immer von günstiger Wirkung gewesen sein, mag er den Preußenhaß der Kaiserin Eugenie, die sich dem alten Könige gegenüber in liebenswürdiger Courtoisie überbot, auch gemildert haben, die Stimmung Frankreichs gegen Deutschland wurde dadurch nicht im mindesten gebessert. Schon lange vor dem Erscheinen des hohen Besuchs hatte die klerikale und chauvinistische Presse alles aufgeboten, um die noch in schwachen Nachklängen sich geltend machende Friedensagitation, deren Freunde auf die Monarchenbesuche neue Hoffnungen gründeten, vollständig zu ersticken. Man deducirte, daß die persönlichen Beziehungen der Herrscher auf die große Politik keinen Einfluß üben dürften, und daß darum namentlich Preußen gegenüber erst wieder von Vertrauen die Rede sein könne, wenn es Garantien für seine durch den Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse schon schwer verletzte Vertragstreue gebe. Dieser Ton wurde während der Anwesenheit der Monarchen noch in hohem Maße gesteigert. Die chauvinistischen und klerikalen Blätter fanden dabei zahlreiche Bundesgenossen im Lager der Liberalen und Radicalen, deren Tendenz es vollkommen entsprach, das dynastische Moment in der Politik zu bekämpfen, mochten auch einzelne derselben, Deutschland gegenüber, weniger vorurtheilsvoll sein. Diese Einmüthigkeit führte zu den maßlosesten Ausschreitungen, die mit der taktvollen äußern Haltung der Bevölkerung scharf contrastirten. Noch während der Anwesenheit des preußischen Königs hatte das Organ der Kammermajorität, das neuerdings so verrufene Cassagnac'sche „Pays", die Frechheit, die Rheinlinie als natürliche Grenze Frankreichs zu reclamiren; das sonst durchweg vernünftig redigirte „Journal des Débats" forderte, daß die Preußen Mainz räumten; das Organ der klerikalen Hofpartei, die „France", ein der Regierung sehr nahe stehendes Blatt, variirte tagtäglich die Phrase von den „patriotischen Beklemmungen". Gegenüber einzelnen Artikeln der streng officiösen Blätter, die in den Monarchenbesuchen neben den Triumphen des Kaiserreichs, welchem, „als dem Träger der modernen Civilisation", Europas Machthaber ihre Huldigungen darzubringen kämen, auch Garantien für den Weltfrieden erkannten, bemerkte die „France", das Höchste, was erreicht worden sein könne, sei die Wandlung einer défiance hostile in eine défiance cordiale.

Kaum hatte Preußens König Paris verlassen, als auch die eigentliche Regierungspresse eine Sprache zu führen begann, die nur in der Form von derjenigen der übrigen

Digitized by Google

Blätter abwich. Beispielsweise wurden Auslassungen der berliner officiösen Blätter, die in der Aufnahme, welche der König in Paris gefunden, ein Pfand des Friedens erblickten, geradezu als Lächerlichkeiten hingestellt. Die feindselige Erregung gegen Preußen steigerte sich binnen wenigen Tagen wieder so mächtig, daß sie von derjenigen, die beim Auftauchen der luxemburger Affaire herrschte, wenig abwich. Vierzehn Tage nach der Abreise des Königs Wilhelm würde die große Masse der Franzosen dem Kaiser lauten Beifall zugejauchzt haben, wenn er sofort gegen Preußen ins Feld gezogen wäre. Die deutsche Frage stand für die öffentliche Meinung Frankreichs wieder als eine brennende auf der Tagesordnung. Der speciellen Veranlassung wollen wir später gedenken.

Die Regierung that wenig oder nichts, dieser Strömung entgegenzuwirken. Eine Gefahr, unmittelbar zum Kriege gedrängt zu werden, war nicht mehr vorhanden, nachdem die Weltausstellung glücklich in Flor gebracht war, nach allen andern Richtungen hin aber war ihr die chauvinistische Erregung zur Zeit keineswegs unwillkommen. Gründe verschiedenster Natur gaben dazu Anlaß.

Der nächstliegende war parlamentarischer Natur. Die Budgetdebatte stand unmittelbar bevor, ebenso die Forderung des bereits erwähnten außerordentlichen Credits von 158 Millionen für die Armee. Außerdem schwebten gewichtige Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Staatsrathe und der Militärcommission des Gesetzgebenden Körpers über den Entwurf des neuen Armeegesetzes, speciell über das die Dienstpflicht verallgemeinernde Project zur Errichtung einer Nationalmobilgarde. Je kriegslustiger die öffentliche Meinung war, um so leichter waren wenigstens alle finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden; bei der Stimmung, wie sie Ende Juni in Paris herrschte, wäre dem Kaiser sofort eine Milliarde bewilligt worden, hätte er Frankreich noch für das laufende Jahr einen Krieg gegen Preußen in Aussicht gestellt. Eine solche Gunst des Moments durfte um so weniger verscherzt werden, als dem Nationalcharakter der Franzosen die Neigung, aus einem Extrem ins andere überzuspringen, allzu sehr beiwohnt. Dämpfte man das Kriegsgelüst, so stand wieder eine Friedensagitation in Aussicht, welche die Opposition zu verwerthen nicht versäumt haben würde. Seitdem der Kaiser die Stimmung Frankreichs nicht mehr nach eigenem Willen lenkt, muß er sie benutzen, wie er sie vorfindet.

Tiefer greifend war ein anderes Motiv. Mitten in den Festjubel der Monarchenbesuche waren die allerunseligsten Nachrichten aus Mexico gedrungen. Maximilian, von Napoleon vollständig preisgegeben, hatte auf eigene Hand einen Verzweiflungskampf um seinen Thron unternommen; er wollte in Ehren untergehen, als sich kein Ausweg bot, das Los derjenigen sicherzustellen, die sich ihm angeschlossen hatten. Am 15. April war er, von einem der Seinigen verrathen, in Queretaro Juarez' Gefangener geworden. Ein Ende mit Schrecken stand bevor. Nachdem Maximilian, von dem französischen Marschall Bazaine getrieben, im Herbst 1865 jenes Blutdecret gezeichnet hatte, das die Erschießung der Gefangenen verfügte, nachdem infolge dessen zahllose Republikaner, die — man denke von den Verhältnissen Mexicos wie man wolle — den vollsten Anspruch darauf hatten, als der rechtmäßigen Regierung treue Soldaten behandelt zu werden, als Rebellen erschossen worden waren, konnte kein Zweifel darüber walten, daß der Präsident das Leben dessen, der mit fremder Gewalt in das Land gedrungen war, um die Republik zu stürzen, der Gerechtigkeit zum Opfer bringen werde. Die ganze Schmach dieses Endergebnisses der mexicanischen Expedition häufte sich auf das einzige Haupt Napoleon's, mochte Frankreich, das seinerzeit dem Siege von Puebla laut zugejauchzt hatte, auch wenig Recht haben, dies den Kaiser fühlen zu lassen. Eine Ablenkung der Interessen war unter diesen Verhältnissen im hohen Grade wünschenswerth und somit aller Grund vorhanden, der Nation zu gestatten, sich im voraus im Gefühl der über Preußen zu erfechtenden Siege zu berauschen.

Digitized by Google

Je feindseliger sich die Stimme der Massen gegen Preußen wandte, um so lebhafter wurden ihre Sympathien für das gegen Preußen unterlegene Oesterreich. Es kam zu einem geradezu krankhaften Cultus des Hauses Habsburg, desselben Hauses, in dem Frankreich seit Jahrhunderten seinen Erbfeind erkannt hat. Nichts konnte zur Zeit dem Kaiser Napoleon erwünschter sein. Bei dem hohen Werthe, den Hr. von Beust auf ein intimes Verhältniß zu Frankreich legte, und der für Oesterreichs Kaiser psychologisch bedingten Dankbarkeit gegen die Huldigungen einer Nation wie der französischen, durfte Napoleon mit Recht hoffen, daß die Kluft, welche die voraussichtliche (und am 19. Juni erfolgte) Hinrichtung Maximilian's zwischen Oesterreich und Frankreich zu öffnen drohte, minder abschreckend erscheinen und sich eher schließen werde, als es sonst in der Natur der Dinge gelegen haben würde. Napoleon hat sich darin nicht geirrt; es ist ihm wirklich gelungen, die natürlichen Regungen im Herzen Franz Joseph's zu überwinden, und zwar vornehmlich dadurch, daß er sich selbst zum Organ jener Stimmung machte, die damals fast ganz Frankreich beherrschte. Er hat dadurch einen großen politischen Erfolg errungen, da die Freundschaft Oesterreichs von unschätzbarem Werthe für ihn war. Wurde sie erschüttert, so stand die volle Aussöhnung der Cabinete von Wien und Berlin in Aussicht, und Frankreich war in Europa vollständig isolirt.

Inzwischen waren auch in Deutschland Dinge von hohem politischen Gewicht in Scene gegangen, die der Erbitterung gegen Preußen eine neue thatsächliche Grundlage gaben und dem Kaiser abermals den Beweis liefern sollten, daß die geschraubten Paragraphen, die er in den Prager Friedensvertrag hineingetragen hatte, nicht im Stande seien, dem stetigen Fortschreiten des nationalen Einigungswerkes Deutschlands einen wirksamen Damm entgegenzustellen. Graf Bismarck hatte die wenigen Tage, in denen Frankreichs ganze Interessen von den Empfangsfeierlichkeiten für den Zaren in Anspruch genommen waren, für auskömmlich erachtet, eine wenn auch vorläufig in ihrer Competenz auf materielle Fragen beschränkte Nationalvertretung für ganz Deutschland ins Leben zu rufen. Damit war die künftige volle Einigung im Wege des Bundesstaats angebahnt, es war, wie eine französische Zeitung sagte, die Verschüttung, nicht allein die Ueberbrückung der Mainlinie begonnen.

Ehe wir diesem wichtigen nicht nur auf die Fluctuation der öffentlichen Meinung, sondern auf die ganze äußere Politik Napoleon's bedeutsam einwirkenden Ereignisse näher treten, bedarf es eines Blickes auf den Gang, den die deutschen Angelegenheiten in der letzten Zeit genommen hatten. Die Beziehungen der süddeutschen Staaten zu Oesterreich kommen dabei vorwiegend in Betracht, da Oesterreich nicht allein nach dem Wortlaut des Prager Friedens, sondern auch darum die natürliche Vermittelung eines französischen Einflusses auf die deutschen Angelegenheiten bot, weil eine directe Einrede so lange wenigstens absolut unmöglich war, als Frankreich den Kriegsfall nicht provociren wollte.

Noch vor Austrag der luxemburger Wirren und angesichts der kriegerischen Rüstungen Frankreichs hatte der deutsche Norden seine Stellung zur großen nationalen Frage in patriotischer und selbstbewußter Weise dargelegt. Durch eine der Verfassung vom constituirenden Reichstage angehängte Schlußbestimmung*) hatten Volk und Regierung ihre Rechtsanschauung vor Deutschland wie vor Europa dahin bekundet, daß der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Nordbund — erfolge derselbe einzeln oder gemeinsam — durch die internationalen Verträge in keiner Weise verhindert sei. Anders war es in Süddeutschland. Nachdem die Kriegsaussichten geschwunden waren, begann sich

*) Diese Bestimmung lautet: „Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidenten im Wege der Gesetzgebung."

Digitized by Google

der alte Particularismus wieder zu regen. Nur in Baden theilte die Regierung mit dem größten Theile der Bevölkerung die Wünsche und Anschauungen des Nordens. In Hessen-Darmstadt waltete in der Bevölkerung dasselbe Verhältniß ob, die Zweite Kammer entschied sich zu Anfang des Juni sogar mit mehr als Zweidrittel-Majorität für den Eintritt des ganzen Gebiets in den Norddbund, nur die Regierung widerstrebte. In den beiden süddeutschen Königreichen dagegen waren die Regierungen sowol wie die große Majorität der Bevölkerungen dem Anschluß an den Norden durchaus abgeneigt; der Gedanke an einen Eintritt in den Norddbund, der in Baden und Hessen sofort Wurzel faßte, fand nur in engen nationalgesinnten Kreisen Anhänger. Die Regierungen wollten trotz der Schutz- und Trutzbündnisse auf das Recht, große Politik auf eigene Hand zu treiben, nicht verzichten, die Bevölkerungen schreckten vor den militärischen Lasten zurück, mit denen die politische Einigung Deutschlands nothwendig erkauft werden mußte. Auch glaubten sie, in einem künstlich genährten Irrthum über das Wesen der Verfassung des Norddbundes befangen, ihre politischen Freiheiten durch den Eintritt in denselben zu gefährden.

Der heftigste Widerstand gegen alle Anschlußideen begann sich in Würtemberg zu entwickeln, ein Widerstand, der sich unter der Sonne des Varnbüler'schen Regiments bis zu einem sinnlosen Hasse gesteigert hat. Hr. von Varnbüler war seiner Antecedentien wegen den in ihrem Preußenhaß consequent gebliebenen Parteien der Demokraten und Ultramontanen gegenüber völlig machtlos; er wäre daher, selbst wenn er eine wahrhaft nationale Politik hätte treiben wollen, dazu außer Stande gewesen. Es lag dies indeß auch nicht in den Intentionen dieses Ministers; seine Tendenz war und blieb die großmächtlich particularistische. Um dieser im Lande festen Boden zu schaffen, verschmähte die Regierungspartei die Allianz der Rothen und Schwarzen keineswegs. Die der Regierung dienstbare Presse ging mit derjenigen dieser Parteien in einer Weise Hand in Hand, daß sich bei den wackern Schwaben Vorurtheile gegen die Zustände im deutschen Norden festsetzten, wie sie nur dem glaublich erscheinen, dem die Einseitigkeit des Wesens in den zahlreichen kleinen Städten und Flecken des Landes, die von keiner an Intelligenzen reichen Metropole dominirt werden, bekannt ist. Gerade weil in Würtemberg den unteru Volksschichten ein gewisser Grad von Bildung und Wohlstand in höherm Maße beiwohnt, als dies im Norden und Osten Deutschlands der Fall ist, halten sich dort auch verhältnißmäßig viel mehr Leute berufen, in politischen Angelegenheiten das große Wort zu führen. Die von der Halbbildung unzertrennliche Selbstüberschätzung eröffnete daher den Agitatoren der drei Parteien, von denen Hrn. von Varnbüler's Politik getragen wird, ein weites und fruchtbares Feld. Bei der Lage Würtembergs und den Grenzen, die seiner Machtstellung gezogen sind, konnte sich diese Politik in der deutschen Frage indeß nur dem eigenen Lande gegenüber frank und frei geltend machen, nach außen hin, auf dem eigentlichen Felde der großen Politik, blieb Hrn. von Varnbüler nichts anderes übrig, als sich an die Ferse desjenigen Staats zu heften, der nach Würtemberg zumeist an seiner Sonderstellung festhielt und am wenigsten geneigt war, für eine einheitliche politische Gestaltung Deutschlands Opfer zu bringen. Dieser Staat war Baiern, dessen politische Haltung uns darum in höherm Maße interessirt.

Fürst Hohenlohe, Baierns leitender Staatsmann, hat am 19. Jan. 1867, kurz nach seinem Amtsantritte, vor der Landesvertretung eine Art von Programm für seine auswärtige Politik kundgegeben. Dasselbe bezeichnete als ideales Endziel seiner äußern Politik „die Einigung der Gesammtzahl der deutschen Stämme oder doch der größern Zahl derselben zu einem Bunde, geschützt nach außen durch eine kräftige Centralgewalt und im Innern durch eine parlamentarische Verfassung unter gleichzeitiger Wahrung der Integrität des Staats und der Krone Baiern". Die Erreichung dieses Ziels, das, so

Digitized by Google

national es klingt, in Bezug auf die „Integrität der Krone Baiern“ etwas im Nebel schwebt, erachtete der Fürst zur Zeit als unerreichbar und zwar seiner Ansicht nach zunächst wegen „der Beschränkungen, die Preußen durch Unterzeichnung des Prager Friedens als bindend anerkannt“. Er meinte, Preußen müsse jeden Versuch der süddeutschen Staaten zum Eintritt in den Nordbund zurückweisen. Die später zu Stande gebrachte deutsche Bundesverfassung hätte dieses Bedenken beseitigen können. Dasselbe war indeß keineswegs das einzig maßgebende und entscheidende. Fürst Hohenlohe erklärte des weitern offen, daß ihm die norddeutschen Bundesverhältnisse eine zu große Hinneigung zum Einheitsstaate bekundeten*), um den bedingungslosen Eintritt Baierns zulässig erscheinen zu lassen. Die Verantwortlichkeit für einen solchen Schritt werde er nie übernehmen. Noch viel weniger aber erachtete Fürst Hohenlohe die Bildung eines Süddeutschen Bundes unter dem Protectorat einer nichtdeutschen Macht für möglich. Ob Oesterreich, dessen Bewohner zum fünften Theil Deutsche sind, unter diese Kategorie zu rechnen sei, ließ der Fürst ungesagt, ausdrücklich aber versicherte er, „daß Baiern nicht in der Lage sei, ein Verfassungsbündniß der süddeutschen Staaten unter der Führung Oesterreichs abzuschließen“. Als den Großstaat, dem Baiern sich im Falle eines Kriegs anzuschließen habe, bezeichnete der Fürst (offenbar im Hinblick auf das noch geheimgehaltene, von seinem Vorgänger abgeschlossene Schutz- und Trutzbündniß) unumwunden Preußen. Was die eigentliche politische Einigung mit dem übrigen Deutschland anbelangt, so gab der Fürst zunächst folgende rein negative Erklärung ab: „Die Staatsregierung wird auch nicht die Hand bieten zur Bildung eines in sich abgeschlossenen südwestdeutschen Bundesstaats, weil unzweifelhaft eine Uebereinstimmung der Regierung und der Bevölkerungen in dieser Richtung nicht zu erreichen ist, und weil ein solcher Bundesstaat die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden noch erweitern würde.“ Am Schlusse seiner Rede faßte Fürst Hohenlohe sein Programm wie folgt zusammen:

„Aufgabe der bairischen Politik ist Anbahnung eines Verfassungsbündnisses mit den übrigen Staaten Deutschlands sobald und soweit dies unter Wahrung der bairischen Souveränetätsrechte und der Unabhängigkeit des Landes möglich ist; bis zur Erreichung dieses Ziels aber Schaffung einer achtunggebietenden Macht, nicht durch die Organisation des Heeres allein, sondern auch durch Ausbau unserer innern staatlichen Einrichtungen auf freisinniger Grundlage, durch Hebung des Selbstbewußtseins und des Vertrauens in unsere eigene staatliche Existenz. Wenn uns dies gelingt, wird man unser Bündniß suchen und wir werden nicht nöthig haben, uns ängstlich nach einem schirmenden Dache umzusehen.“

Die (unsererseits) durch gesperrten Druck hervorgehobenen Stellen lassen deutlich genug erkennen, daß die Politik des Fürsten, trotz aller zweifellos bekundeten deutsch-nationalen Herzensregungen, von jenem particularistischen Großmachtsgelüst keineswegs frei war, das Baierns politisches Verhalten stets gekennzeichnet und es leider seit Jahrhunderten bei allen Kriegen fast ausnahmslos in die Reihen der Feinde Deutschlands geführt hat. Die eigene staatliche Existenz, die Wahrung der vollen Integrität der Krone sind unvereinbar mit einer Gestaltung Deutschlands als einheitliche Macht gegenüber dem Auslande. Das Opfer der kriegsherrlichen Gewalt und des Rechts diplomatischer Action auf eigene Hand sind zu diesem Zwecke unabweisbar geboten. Solange Baiern darauf pocht, daß man „sein Bündniß suchen muß“, ist die Frage noch nicht endgültig entschieden, ob Baiern im Falle kriegerischer Verwickelnungen in Mitteleuropa unweigerlich da stehen wird, wo drei Viertel des deutschen Volks als eine politisch fest geschlossene

*) Wir enthalten uns dieser Anschauung gegenüber jeder Kritik, da die norddeutsche Bundesverfassung Gegenstand einer eingehendern Behandlung in dieser Zeitschrift sein wird.

Digitized by Google

Macht die Gesammtheit der Nation vertreten. Solange Baiern seine Allianz suchen läßt, ist thatsächlich alles erreicht, was der Kaiser Napoleon mit der Mainlinie erstrebte.

Ehe wir die praktische Politik des Fürsten Hohenlohe näher in Betracht ziehen, bedarf es noch einer Erwähnung derjenigen Stellen seines Programms, die sich speciell auf Oesterreich beziehen. Der Fürst sagt:

„Wenn ich den Gang der Entwickelung der innern Zustände Oesterreichs richtig beurtheile, so scheint mir dort das deutsche Element mehr in den Hintergrund zu treten und die Regierung ihre Stütze mehr in den außerdeutschen Elementen der Monarchie zu suchen. Ein Verfassungsbündniß unter Führung eines so gestalteten Oesterreichs erscheint weder wünschenswerth noch ausführbar. Wohl aber werde ich es mit Freuden begrüßen, wenn die österreichische Monarchie aus den innern Kämpfen, in welchen sie begriffen ist, gekräftigt und verjüngt hervorgeht, damit sie im Interesse der Civilisation ihre Mission als östliche Grenzmacht erfüllen könne. Ich werde mich bemühen, darauf hinzuwirken, daß die freundschaftlichen Beziehungen Baierns zu Oesterreich erhalten und gefördert werden."

Diese Worte ließen nicht erwarten, daß der bairische Staatsmann für seine deutsche Politik, mochte dieselbe zunächst auch kein anderes Ziel ins Auge fassen als eine veränderte Auflage jenes nackten Föderalismus, der 1866 so schmachvoll Bankrott gemacht hatte, seine Anlehnung in der wiener Hofburg nehmen werde. Dennoch hat ihn das bairische Großmachtsgelüst dazu verleitet. Wir wissen bereits, daß Baiern den luxemburger Conflict nicht ungenutzt ließ, um als selbständig vermittelndes Glied zwischen Preußen und Oesterreich einzutreten. Hrn. von Beust aber, der dieselbe Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollte, auf eigenste Hand Oesterreich eine hervorragende Stellung in der europäischen Pentarchie zurückzuerobern, war damit nicht im mindesten gedient. Noch vor dem Erscheinen Taufkirchen's in Wien erklärte er in einer am 6. April nach München expedirten Depesche, daß Oesterreich nur noch Interessenfragen mit Deutschland zu erledigen habe, daß es sich auf eine Allianz mit einem neuen Deutschen Bunde ohne sehr gewichtige Gegenleistungen nicht einlassen könne, diese Gegenleistungen aber nach der Stellung, in welche die süddeutschen Staaten durch die Schutz- und Trutzbündnisse einmal zu Preußen getreten, nicht in München, sondern nur noch in Berlin geboten werden könnten. „Wenn", schrieb Hr. von Beust am Schlusse seiner Depesche, „Fürst Hohenlohe etwa dazu hinneigen sollte, jene Rolle des Vermittelns zwischen Oesterreich und Preußen wieder aufzunehmen, der sich Baiern während der vorjährigen Ereignisse unterzogen hat, so kann ich Ew. u. s. w. für jetzt in der That nicht auffordern, den königlichen Herrn Minister hierin zu ermuthigen."

Die bairische Diplomatie ließ sich durch diese Zurückweisung, die ohne Verletzung politischer Courtoisie kaum derber ausfallen konnte, in ihrem Vermittelungsversuche nicht abschrecken. Graf Taufkirchen ging nach Berlin und von dort mit der Vollmacht nach Wien, Hrn. von Beust zu versichern, daß dem Grafen Bismarck die Allianz Oesterreichs gegen Frankreich viel willkommener sein würde als alle internationalen Vermittelungsversuche. Soweit die Sendung Taufkirchen's die luxemburger Affaire betraf, scheiterte dieselbe bekanntlich vollständig; nicht besser war der Erfolg des bairischen Diplomaten bei den kühn damit verknüpften Versuchen, die deutsche Frage zu lösen.

Beust war von den bezüglichen Planen Hohenlohe's schon vor Taufkirchen's Erscheinen durch den bairischen Gesandten in Wien unterrichtet worden. In der ebenerwähnten Note vom 6. April suchte er deshalb auch auf diesem Gebiete allen Offerten vorzubeugen. Wie aus jener Depesche hervorgeht, trug man sich zur Zeit in München — sehr abweichend von dem oben mitgetheilten Programm — mit dem Gedanken, zu-

Digitized by Google

nächst die süddeutschen Staaten unter sich zu einem möglichst starken und festen Bunde zu vereinigen, dann aber zwischen den beiden Föderationen des Nordens und des Südens einen neuen Staatenbund zu errichten. Dieser neudeutsche Bund sollte alsdann mit Oesterreich in eine dauernde völkerrechtliche Allianz treten. Durch das ganze Project ging ein Nachklang der alten Triasidee. Hr. von Beust hatte schon vor Tauffkirchen's Erscheinen in Wien dem bairischen Gesandten mit wahrem Hohn auf diesen Vorschlag geantwortet. „Zuvörderst", sagt er selbst, „war es mir nicht möglich, dem königlichen Herrn Gesandten den Ausdruck meiner Verwunderung darüber zu ersparen, daß man sich von Deutschland aus so rasch wieder an jenes Oesterreich wende, welches man seiner deutschen Fragen so gründlich entledigt, um auf diese Weise für Deutschland den, wie es scheint, bisher vermißten Ersatz für die Garantien zu finden, welche in den ältern Bundesverträgen enthalten waren."

Alles das schreckte den bairischen Staatsmann nicht ab, aufs neue in Wien anzuklopfen. Tauffkirchen war wenigstens der Weg über Berlin nach Wien vorgezeichnet worden; jetzt hielt Fürst Hohenlohe den umgekehrten für angethan. Ohne sich mit der preußischen oder auch nur mit der badischen Regierung in Verbindung zu setzen, stellten die Herren Fürst Hohenlohe und von Varnbüler einen neuen Entwurf für die künftige Gestaltung Gesammtdeutschlands auf, den sie „ganz vertraulich" dem Hrn. von Beust unterbreiten ließen. Es wurde dabei Hrn. von Beust ausdrücklich versichert, daß man vor der wirklichen Anknüpfung der Verhandlungen mit Preußen Oesterreichs Ansichten kennen zu lernen und nur im Einverständniß mit demselben vorzugehen beabsichtige.

Also zunächst mit Wien sollte das Einverständniß hergestellt werden, das polyglotte Oesterreich mit seinen $7\frac{1}{2}$ Mill. Deutschen, die sich bereits weit mehr als Oesterreicher fühlten denn als Deutsche, lag selbst nach den welthistorischen Entscheidungen des Jahres 1866, nach Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse, nach der schnöden Zurückweisung, die man bereits in Wien erfahren, immer noch näher als jener sich eben mächtig aufrichtende Bundesstaat von 30 Mill. Deutschen nördlich des Mains. Wo bleibt da das Programm Hohenlohe's, das Oesterreichs außerdeutsche Elemente die Stütze der Monarchie nannte?

Was den Inhalt der Vorschläge für die volle Einigung Deutschlands betrifft, welche beide Staatsmänner der Genehmigung des Hrn. von Beust unterbreiteten, so scheinen dieselben weniger bedenklich und, soweit dies mit dem nackten, auf die Vollsouveränetät der Particulardynastie den Hauptaccent legenden Föderalismus vereinbar, aus einem gewissen nationalen Einigungsbedürfniß hervorgegangen zu sein. Veröffentlicht sind dieselben bisher nicht worden, wohl aber finden wir in den stenographischen Berichten der badischen Zweiten Kammer ausreichende Aufschlüsse. Infolge einer Interpellation erklärte der Minister von Freydorff, die großherzogliche Regierung sei zum Beitritt zu einer am 16. Mai unterzeichneten bairisch-würtembergischen Ministerialerklärung aufgefordert worden. Dieselbe enthalte artikulirte Vorschläge über die Gründung eines weitern Bundes zwischen den süddeutschen Staaten und dem Norddeutschen Bunde. Einer, bereits von dem Fürsten Hohenlohe in der bairischen Kammer abgegebenen Erklärung gemäß sollten nur die Art. 3 und 4*) des Entwurfs der norddeutschen Bundesverfassung als Basis der Verhandlungen über die Feststellung dieser Angelegenheit anerkannt werden. Soweit diese Angelegenheiten nicht zum voraus im Wege des Vertrags durch Bundesgrundgesetz geordnet werden könnten, sollten sie durch einen erweiterten Bundesrath unter Mitwirkung im Norden des Reichstags, im Süden der Ständekammern der einzelnen Staaten

*) Diese Artikel betrafen das gemeinsame Indigenat, den Anspruch auf Bundesschutz im Auslande, die Zoll- und Handelsgesetzgebung, Post- und Telegraphenwesen und die gemeinsame Civilproceßordnung.

Digitized by Google

geordnet werden. Diese bescheidenen, aber immer anerkennenswerthen Concessionen an das nationale Bedürfniß waren dadurch verclausulirt, daß Fürst Hohenlohe den Eintritt einzelner Südstaaten in eine solche nähere Verbindung mit dem Nordbunde für unzulässig erklärte, eine Ansicht, die Baden entschieden zurückwies. Außerdem sollte die Verbindung mit Oesterreich gleich beim Abschlusse des neuen Vertrags ins Auge gefaßt, wenn auch nicht als unerlaßliche Bedingung hingestellt werden.

Ueber die Antwort, welche Hr. von Beust auf diese seiner Zustimmung unterbreiteten Propositionen ertheilte, gibt das österreichische Rothbuch Aufschluß. Hr. von Beust erkannte es „des Dankes werth, daß man in München nur im Einverständniß mit Oesterreich vorgehen wolle", verwies aber im übrigen einfach auf den Prager Frieden mit seinem Verein der Südstaaten und dessen völkerrechtlicher Unabhängigkeit. „Den Bestrebungen, welche Baiern im Interesse Gesammtdeutschlands wie in dem der eigenen Sicherheit verfolgt", heißt es in einer vom 15. Mai datirten Depesche Beust's an den österreichischen Gesandten in München, „stehen die Bestimmungen des Prager Friedensvertrags entgegen. Die Allianzverträge der süddeutschen Staaten mit Preußen haben diese Bestimmungen, noch ehe sie geschrieben waren, verletzt, und ich habe unmöglich verkennen und verschweigen können, daß das Project, welches die Unterschriften des Fürsten von Hohenlohe und des Freiherrn von Varnbüler trägt, diesen Widerspruch noch bedeutend verschärfen und vollständiger zur Erscheinung bringen würde. Von einem süddeutschen Staatenvereine, wie er nach dem Prager Vertrage zwar in eine nationale Verbindung mit Norddeutschland eintreten, aber neben demselben in völkerrechtlicher Unabhängigkeit bestehen soll, ist in den bairisch-würtembergischen Punktationen keine Spur geblieben. Statt dessen stellen dieselben einen Organismus auf, in welchem (mit oder ohne gemeinsames Parlament) jede selbständige Regung der vereinzelten süddeutschen Staaten regelmäßig in dem Willen der norddeutschen Bundesmacht verschwinden muß. . . . Das Verlangen, daß das kaiserliche Cabinet den Allianzverträgen, welche es bisjetzt stillschweigend hingenommen hat, und selbst noch weiter gehenden Verletzungen des Prager Vertrags seine Zustimmung ertheilen solle, habe ich unumwunden als unerfüllbar bezeichnet und darauf hingewiesen, daß Oesterreich in seiner Lage vielmehr sich sorgfältig hüten müsse, irgendwie durch Wort oder That sich des Rechts zu begeben, auf die Verfügungen des Prager Friedestractats zu gelegener Zeit sich zu berufen. . . . Wenn von einem dauernden Bundesverhältniß zwischen Oesterreich und dem neugestalteten Deutschland die Rede sein soll, so müßte man uns erstens von der Verpflichtung, uns an dieser Neugestaltung nicht zu betheiligen, feierlich dispensiren, und zweitens dürfte man nicht übersehen, daß eine Großmacht sich nicht einer andern unterordnen kann. Ich zweifle, ob man in München in den Stand gesetzt sei, uns eine gleichberechtigte Stellung mit Preußen in einem neuen gesammtdeutschen Bunde zu bieten."

Dem specifisch österreichischen Interesse durchaus entsprechend, ertheilte Hr. von Beust schließlich den süddeutschen Staaten den Rath, von den zur Zeit „durch keine Nothlage gebotenen" Anschlußideen abzulassen und sich für eintretende Fälle freie Hand zu wahren. Mit besonderm Nachdruck deutete dabei der österreichische Minister auf die Stimmung in Frankreich hin. Aus seinen Friedensbemühungen in der luxemburger Angelegenheit leitete er sogar für Oesterreich den erhöhten Anspruch ab, „daß man ihm nicht eine noch mehr erschwerte und von dem vertragsmäßig ausbedungenen Zustande noch weiter abweichende Situation gegenüberstelle".

Dieser Bescheid des österreichischen Staatsmannes auf die äußerst bescheidenen Hohenlohe-Varnbüler'schen Propositionen läßt keinen Zweifel mehr übrig, daß alle Bestrebungen zu weiterer Entwickelung des deutschen Einigungswerks in dem wiener Cabinet ebenso ihren Gegner zu erkennen haben wie in dem der Tuilerien. Nur der eine Unterschied

Digitized by Google

waltet ob; die französische Gegnerschaft erwuchs aus den die große Mehrheit der Nation erfüllenden Anschauungen und Vorurtheilen, die österreichische aus dem Calcul einer egoistischen Cabinetspolitik, der selbst rein persönliche Motive nicht fern lagen. Trotz dieser doppelten Gegnerschaft gelang es der preußischen Politik bald darauf, die Einigung des außerösterreichischen Deutschlands durch die bereits angedeutete Schöpfung eines Nationalparlaments für die handelspolitischen Angelegenheiten in eine Bahn zu lenken, von der aus es den Südstaaten schwer werden dürfte, neue nach Wien gerichtete Seitenwege für ihre Sonderpolitik aufzufinden. Das durch Beust's hochfahrende Antwort schon geknickte bairisch-würtembergische Project war durch das Vorgehen Preußens vollständig vom Schauplatze verdrängt. Baden erklärte dem bairischen Cabinet gegenüber sofort die Acten für geschlossen, indem es das Zollparlament als den maßgebenden Ausgangspunkt für alle weitern Einigungsversuche betrachtete. Es sprach dabei die Hoffnung aus, daß Baiern, sofern nicht Preußen eine weitere Initiative ergreife, nach Abschluß der ersten Session des Zollparlaments „mit Umgehung vorgängiger Berufung einer Conferenz der Minister der Südstaaten und unter Vermeidung jeder Correspondenz der letztern", ein Zusammentreten der süddeutschen Minister mit den Vertretern Norddeutschlands ins Werk setzen werde.

Die Art und Weise, in welcher Graf Bismarck seinen unbedingt großartigen Plan realisirte, vor allem aber die Wahl des Moments war durchaus dazu angethan, in Paris den peinlichsten Eindruck zu machen. Kaum 14 Tage nach Unterzeichnung des Londoner Vertrags, am 28. Mai, als am berliner Hofe bereits die Reisevorbereitungen für den Besuch am Tuilerienhofe getroffen wurden, während man sich in Paris schon zum Empfange des am 1. Juni eintreffenden Zaren rüstete, ließ Bismarck Einladungen an die vier süddeutschen Minister zu einer sofortigen Conferenz in Zollvereinsangelegenheiten abgehen. Am 3. Juni schon trat die Conferenz in Berlin zusammen, Graf Bismarck erklärte, gestützt auf die Friedensbedingungen, daß Preußen den seitherigen Zollvertrag kündigen müsse, da die handelspolitischen Angelegenheiten der Competenz des Norddeutschen Reichstags fernerweit nicht entzogen werden dürften; der Norddeutsche Bund mit seinen 30 Mill. Einwohnern könne fortan seine Zoll- und Handelsverträge nicht mehr von dem liberum veto der einzelnen Südstaaten abhängig machen. Den Werth einer wirthschaftlichen Einigung Gesammtdeutschlands betonend, proponirte der preußische Minister darauf einen neuen Zollbund, in dem Preußen die Stellung einer Präsidialmacht mit absolutem Veto eingeräumt, den Regierungen Süddeutschlands aber die Betheiligung an den die Zollgesetzgebung betreffenden Verhandlungen des norddeutschen Bundesraths durch Delegirte ad hoc und seinen Bevölkerungen die Absendung von nach dem norddeutschen Wahlgesetze gewählten Abgeordneten zur Theilnahme an den denselben Gegenstand betreffenden Verhandlungen des Reichstags angeboten wurde.

Der Erfolg dieses Vorgehens des preußischen Staatsmannes war ein über alle Erwartungen günstiger. Nicht nur Badens Vertreter, der Minister von Freydorff, stimmte sofort zu, wie dies nach seiner ganzen politischen Haltung auch kaum anders zu erwarten war, sondern auch Hr. von Varnbüler ging ungesäumt und rückhaltslos auf das Project ein. Die Erfahrungen, welche Würtemberg im Jahre 1864 gemacht hatte, waren unvergessen. Hr. von Dalwigk zögerte. Bei der Lage Hessen-Darmstadts aber, das zu einem Drittel zum Norddeutschen Bunde gehörte, und überdies von Preußen, Baden und Würtemberg territorial umschlossen war, konnte man an seinem Beitritt, der auch am 7. Juni bereits erfolgte, nicht zweifeln. Baierns Minister, der Fürst Hohenlohe, unterzeichnete vorläufig nur das Protokoll der Verhandlungen, nicht aber den Vertrag. Da Preußen entschlossen war, nöthigenfalls auch ohne Baiern seinen Plan zu

Digitized by Google

verwirklichen, konnte Graf Bismarck am 4. Juni abends sein Werk als gelungen betrachten. Am 5. Juni traf er mit seinem Könige in Paris ein.

Während der Anwesenheit des Königs Wilhelm in Paris war dort von den Verträgen noch nicht die Rede, obgleich die preußischen officiösen Zeitungen kein Geheimniß von dem Geschehenen gemacht hatten. Da übrigens Baiern mit seiner Zustimmung noch im Rückstande war, auch die Ratificationen seitens der übrigen Staaten noch nicht ausgetauscht waren, konnte selbst im diplomatischen Verkehr eine Discussion nicht füglich stattfinden. Um so bedeutender aber war der Eindruck, als das Ereigniß bald nachher kund wurde und namentlich als nach Erlangung einiger Concessionen, unter denen die Gewährung von 6 (statt 4) Stimmen im Bundesrathe und die nominelle Trennung des „Zollparlaments" vom „Reichstage" die belangreichsten waren, am 18. Juni Baiern gleichfalls seinen Beitritt erklärte. Jetzt erst fühlte man, wie bedeutend die Tragweite des Vertrags und wie überaus glücklich der Moment für das ganze Arrangement gewählt war. „Süddeutschland wird seine Deputirten nach Berlin senden", schrieb die keineswegs preußenfeindliche „Opinion nationale", das Organ des Prinzen Napoleon, „die Annexion kann als vollendete Thatsache gelten." Niemand verkannte, daß diese erste Brücke über die Mainlinie den von Napoleon erdachten Südbund mit seiner internationalen Existenz unmöglich mache, daß Preußen zum Zweck der „nationalen Verbindung" mit den Südstaaten nicht den trügerischen Weg des alten Bundes, den Weg des Vertrags von Cabinet zu Cabinet zu gehen gewillt sei, vielmehr, festhaltend an den Erklärungen, die Graf Bismarck schon 1863 dem Reformproject Franz Joseph's gegenüber abgegeben hatte, sich nur auf ein solches Arrangement einlassen werde, das durch beschließende Mitwirkung einer wirklichen Volksvertretung Garantien gegen jede Sonderpolitik und gegen die Intriguen der Diplomatie gewährte. Dem nackten Föderalismus zwischen vollsouveränen Staaten, den das Großmachtsgelüst der Mittelstaaten, trotz aller Lehren, die der Krieg von 1866 ertheilt hatte, noch immer anstrebte, und den Napoleon als das Maximum der Deutschland gestatteten Einigung ansah, hatte Preußen damit den Stab gebrochen. Daß der Norddeutsche Bund in allen nationalen Fragen denselben Weg zu gehen gedenkt, dafür gibt neuerdings (April 1868) Preußens Haltung gegenüber dem Antrage der Südstaaten auf vertragsmäßige Regulirung der Freizügigkeit vollgültiges Zeugniß. Preußen erklärte, abweichend von Sachsen und Hamburg im Ausschuß des Bundesraths, daß es die legislatorische Competenz des Reichstags wahren müsse, solange nicht ein gemeinsames Organ für die Gesetzgebung existire; mit andern Worten: solange nicht die Competenz des Zollparlaments auf alle Punkte, in denen der Süden ein Einigungsbedürfniß fühle, ausgedehnt sei. Früher oder später scheint also der norddeutsche Reichstag im Zollparlament aufgehen zu sollen; geschieht dies, so hat Deutschland seine nationale Aufgabe so weit gelöst, als sie ihm für dieses Jahrhundert von der Geschichte vorgezeichnet zu sein scheint.

Wäre Frankreich gerüstet gewesen, hätten sich nicht außerdem die Industrieausstellung, die Monarchenbesuche und jedenfalls auch der persönliche Wunsch des alternden Kaisers dem Einlenken in eine kriegerische Politik entgegengestellt, wäre ferner Oesterreich politisch, militärisch und finanziell ebenso kriegsbereit gewesen wie Hr. von Beust erzürnt, so wäre der Moment des Abschlusses des deutschen Zollbundes vielleicht ein kritischer geworden. So aber ging er in Frieden vorüber. Frankreich begnügte sich mit einigen wirkungslosen diplomatischen Intriguen an den süddeutschen Höfen und die Sache war wenigstens vorläufig abgemacht. Das deutsche Einigungswerk vermag sich jetzt ohne auffällige Sprünge stetig zu vollziehen. Preußen genügen die gewonnenen Grundlagen, es kann unter Festhaltung des einmal eingenommenen Standpunktes alles Fernere dem freien Willen der Südstaaten anheimgeben. Das ist der Kernpunkt der Politik Bis-

Digitized by Google

mark's, und darin steht ihm die Bevölkerung Norddeutschlands mit seltener Einmüthigkeit zur Seite. Dem Auslande wird sich, will dieses den Kriegsfall nicht ohne weiteres vom Zaune brechen, was auch die weiseste Politik des Nachbars nicht zu verhindern vermag, bei diesem stetigen Fortschreiten auf der einmal geöffneten Bahn so leicht kein Anlaß zur Einmischung bieten. Unbedingt ist die Hoffnung berechtigt, der auch Lord Stanley einmal im britischen Parlament beredte Worte lieh, Frankreich selbst werde endlich der ewigen Schwankungen zwischen Krieg und Frieden müde werden und sich mit dem Gedanken versöhnen, daß die Vollendung des deutschen Einigungswerkes weder seine Würde noch seine Interessen gefährde. Es wird sich daran gewöhnen, einen ebenbürtigen Nachbar neben sich zu sehen.

Zur Zeit, in der unsere Geschichtserzählung verweilt, trat in der französischen Nation freilich kein Zeichen zu Tage, das die Erfüllung dieser Hoffnung in nahe Aussicht stellte. Da der Chauvinismus auf eine Einsprache des Kaisers gegen die neuen deutschen Zollverträge keine Hoffnungen bauen konnte, suchte er ein anderes Mittel, die Regierung gegen Preußen zu hetzen. Gelegenheit dazu boten die zwischen Preußen und Dänemark schwebenden Verhandlungen wegen der im Prager Frieden stipulirten Retrocession eines Theiles von Nordschleswig. Die alte Dänenfreundschaft der Franzosen machte sich dabei um so mehr geltend, als einestheils die kopenhagener Preßagenten sich in Paris wieder mit alter Energie rührten, anderntheils aber die Gegner der kaiserlichen Friedenspolitik das ganze Unglück der Machterstarkung Deutschlands dem Umstande zuschrieben, daß Frankreich im Jahre 1864 Dänemark nicht zu Hülfe gekommen sei. Obgleich die nordschleswigsche Angelegenheit in der neuesten Geschichte der französischen Politik bis heute nur als eine kurze Episode vereinzelt dasteht, hat sie dauernd den Charakter einer schwebenden Frage beibehalten, die bis zu ihrem Austrage mindestens ebenso gut wie zur Zeit die luxemburger jederzeit als Ausgangspunkt eines Conflicts benutzt werden kann. Erst in den jüngsten Tagen (April 1867) hat der französische Chauvinismus es, wenn auch erfolglos, wieder versucht, dieselbe für seine Zwecke zu verwerthen. Es lohnt sich deshalb dieser Frage etwas näher zu treten.

Der Art. 5 des Prager Friedens lautet wörtlich:

„Se. Maj. der Kaiser von Oesterreich überträgt auf Se. Maj. den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Oct. 1864 erworbenen Rechte auf die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördlichen Districte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmungen den Wunsch zu erkennen geben, mit Dänemark vereinigt zu werden, an Dänemark abgetreten werden sollen."

Dieser Artikel berechtigt zu folgenden Schlüssen:

1) Die Stipulationen des Wiener Friedens von 1864, durch welchen Dänemark seine Rechte auf ganz Schleswig an Preußen und Oesterreich definitiv abtrat, haben durch den Frieden von Prag diejenige internationale Anerkennung gefunden, deren sie seitens Frankreichs und der deutschen Mittelstaaten noch entbehrten. Im allgemeinen kann daher Frankreich, unter dessen specieller Vermittelung der Prager Frieden geschlossen wurde, seine frühern Proteste gegen die Haltbarkeit und Rechtsbeständigkeit des diesem vorausgegangenen Wiener Friedens nicht mehr aufrecht erhalten.

2) Preußen hat einzig und allein Oesterreich gegenüber bezüglich Nordschleswigs Verpflichtungen übernommen. Dänemark war bei jenem Vertragsschlusse von 1866 nicht im entferntesten betheiligt; Frankreich aber hat, als es Preußen seine Friedensvorschläge unterbreitete, ausdrücklich erklärt, daß es an den daraus erwachsenden Rechten und Pflichten keinen Antheil habe. „Die Rolle, die wir spielen", ließ ja Kaiser Napoleon

Digitized by Google

am 19. Juli 1866 dem Grafen Bismarck schreiben, „ist nur die eines freundschaftlichen Vermittlers..., wir sind keine Schiedsrichter, die beiden Theilen Lösungen vorschreiben, keine Unterhändler, die selbst einen directen Antheil an den Arrangements haben." Erst auf Grund dieser Erklärungen ging Preußen auf die Vorschläge Napoleon's ein. Dänemark erwächst, wie der Wortlaut zeigt, aus diesem Artikel unbedingt keine andere Berechtigung, als die Retrocession derjenigen Gebiete, in denen Preußen die Abstimmung vornehmen läßt, anzunehmen oder abzulehnen.

3) Die Ausdehnung der Gebiete, in denen die Abstimmung vorgenommen werden soll, ist unbestimmt und muß daher (in erster Linie wenigstens) der souveränen Gewalt, welcher ganz Schleswig zunächst unterstellt wurde, überlassen bleiben. Der Wortlaut des Vertrags enthält nichts von einer Sprach- oder Nationalitätsgrenze, überhaupt nichts, was die Ansicht, daß in ganz Schleswig die Abstimmung freizugeben und nach deren Ergebniß das Retrocessionsgebiet abzugrenzen sei, nur im mindesten rechtfertigen könnte. Der Artikel spricht von den nördlichen „Districten", und zwar, da er in deutscher Sprache abgeschlossen ist, im deutschen Sinne dieses Wortes. Nach allgemeinem Sprachgebrauch versteht man unter „Districten" die untersten Glieder der Administrations- und Justizbezirke, also sehr kleine Territorien. Niemand fällt es ein, größere Amtsbezirke von Collegialbehörden u. s. w. mit dem Ausdruck District zu bezeichnen. Am wenigsten aber würde im Prager Frieden dieser Ausdruck gewählt worden sein, hätte man darunter einen bis über das Sundewitt (Düppel und Alsen) hinausgreifenden, also fast die Hälfte des Landes umfassenden Theil verstanden. Es liegt übrigens auf der Hand, daß Preußen beim Abschluß der Nikolsburger Friedenspräliminarien, also zu einer Zeit, da seine Heere siegreich vor den Thoren Wiens standen, nicht im entferntesten daran gedacht haben kann, Düppel und Alsen preiszugeben, und ebenso wenig, daß es Napoleon eingefallen sein kann, ihm dies zuzumuthen.

Nichtsdestoweniger beanspruchte Dänemark von vornherein eine derartige Bestimmung der südlichen Grenzlinie für die Abstimmung, daß dieselbe das Sundewitt und Alsen mit umfaßt hätte. Nach Sprache und Volksstimmung wäre allerdings vorauszusehen gewesen, daß die Abstimmung dann noch eine große Majorität für Dänemark ergeben hätte. Im Hinblick auf Napoleon's alte Theorien von Selbstbestimmungsrecht und Nationalitätsprincip, das er freilich in der deutschen und römischen Frage vollständig verleugnete, durfte daher das kopenhagener Cabinet auf Frankreichs Unterstützung zählen. Oesterreich hatte gar keine Sympathien für Dänemark, was Hr. von Beust schon unter dem 28. März offen ausgesprochen hatte. Es war dies in der an anderer Stelle bereits erwähnten Depesche geschehen, in welcher er bemerkte, daß jener Artikel des Prager Friedens ihn als Sachwalter für Interessen erscheinen lasse, zu deren Vertretung er sich sonst nicht den Beruf zuschreiben würde. Da Oesterreich Mitcontrahent des Wiener Friedens von 1864 war, kann es selbstverständlich keine principiellen Gründe gegen dessen Inhalt zur Geltung bringen. Nichtsdestoweniger hielt es Hr. von Beust in jener Depesche für angethan, Preußen den Rath zu ertheilen, die Frage nicht länger offen zu halten, um es nicht zur Einmischung dritter Mächte (selbstredend Frankreichs) kommen zu lassen.

In Berlin ließ man sich dadurch nicht zur Eile drängen. Preußen hatte sich von vornherein dahin entschieden, vor jedem Eingehen auf die Bestimmung der Grenzlinie noch ganz andere Dinge von nationalem Interesse mit Dänemark ins Reine zu bringen. Was die preußische Regierung von Dänemark forderte, geht aus einer am 18. Juni seitens des preußischen Gesandten in Kopenhagen an das dortige Cabinet gerichteten Note, welche zugleich über die bis dahin gepflogenen Verhandlungen helles Licht verbreitet, klar und bestimmt hervor. Diese Note lautet:

Digitized by Google

Kopenhagen, 18. Juni 1867.

Der Unterzeichnete hat wiederholt die Ehre gehabt, in vertraulicher Unterredung die Aufmerksamkeit des königlich dänischen Herrn Conseilpräsidenten auf die Fragen zu lenken, welche sich an die Ausführung des Art. 5 des zwischen Preußen und Oesterreich am 30. Aug. v. J. zu Prag abgeschlossenen Friedens knüpfen. Er hat dabei den Wunsch seiner Regierung auszudrücken gehabt, sich mit dem königlich dänischen Gouvernement in freundschaftlicher Weise über gewisse Vorfragen zu verständigen, welche die nothwendige Voraussetzung der Abtretung eines Theils des Herzogthums Schleswig bildeten, und er hat als Gegenstand dieser Vorfragen die nöthigen Garantien für den Schutz der in jenem Territorium wohnenden Deutschen und die Uebernahme eines verhältnißmäßigen Antheils an der Schuldenlast der Herzogthümer bezeichnet. Der Herr Conseilpräsident hat auch die Bereitwilligkeit ausgesprochen, über diese Punkte in Verhandlungen zu treten, und die Regierung Sr. Maj. des Königs, des allergnädigsten Herrn des Unterzeichneten, durfte sich der Erwartung hingeben, daß der königlich dänische Gesandte in Berlin in den Stand gesetzt werden würde, die Absichten seiner Regierung in beiden Beziehungen kundzugeben.

Zu ihrem lebhaftesten Bedauern hat sie in der neuesten Eröffnung des letztern, in einer vertraulich mitgetheilten Depesche des Herrn Ministers von Frijs an Hrn. von Quaade vom 1. d. M., anstatt der gehofften bestimmtern Erklärungen nur den Hinweis auf die bestehenden Gesetze und Verträge gefunden, welche der Herr Minister für so vollkommen ausreichend hält, daß jede weitere Garantie überflüssig und sogar bedenklich sein würde.

Die Regierung des ganz ergebenst Unterzeichneten glaubt in dieser vorläufigen Aeußerung nicht die definitive Auffassung der königlich dänischen Regierung erkennen zu sollen. Die letztere wird sich bei näherer Erwägung die eigenthümliche Natur der Verhältnisse nicht verhehlen können, welche es für die preußische Regierung unmöglich machen, unter den besondern Umständen in jenen Landstrichen sich mit dem Hinweis auf die Gesetze und die allgemeinen Zusicherungen eines nicht bezweifelten Wohlwollens der königlich dänischen Regierung gegen alle ihre eventuellen Unterthanen zu begnügen. Sie wird es natürlich finden, daß, wenn Se. Maj. der König sich bereit erklärte, etwaige auf eine Wiedervereinigung mit Dänemark gerichtete Wünsche nordschleswigscher Unterthanen in Erfüllung gehen zu lassen, die Wünsche und die Bedürfnisse seiner deutschen Unterthanen in jenen Territorien für ihn keine geringere Bedeutung haben. Deutsche Gemeinden wider ihren Willen und mit dem Verlust jedes Rechts auf ihre nationalen Eigenthümlichkeiten an ein fremdes Land abzutreten und sie Gefahren preiszugeben, deren Befürchtung in Erinnerung an die Vergangenheit unter ihnen selbst laut genug hervortritt, hat der Prager Friedensvertrag Preußen nicht verpflichtet. Die königliche Regierung hat eben durch jenen Artikel des Prager Friedensvertrags gezeigt, daß sie auf die Wünsche und auf die Nationalität der Bevölkerung nach Möglichkeit Rücksicht nehmen will; sie ist aber dabei verpflichtet, diese Rücksicht vor allem den eigenen Landsleuten gegenüber nicht außer Augen zu setzen, und sie darf nicht vergessen, daß die Ursachen der Störung des in frühern Zeiten bestandenen guten Einvernehmens hauptsächlich in dem Umstande lagen, daß die Regierung Sr. Maj. des Königs von Dänemark nach der Umgestaltung der ältern Verfassung der Monarchie nicht mehr im Stande war, den deutschen Unterthanen der dänischen Krone denselben Schutz ihrer Nationalität und Sprache zu gewähren, dessen dieselben sich ehemals erfreut hatten. Die Regierung Sr. Maj. des Königs, des allerhöchsten Herrn des Unterzeichneten, würde unter der Nachwirkung der Ereignisse und Kämpfe der letzten Jahre mehr als früher befürchten müssen, daß die Klagen deutscher Einwohner Schleswigs, welche in Deutschland ihren natürlichen Widerhall fanden, berechtigten Anlaß zu ihrer Wiederholung fänden, wenn deutsche Gemeinden im Norden Schleswigs ohne Verfassungsbürgschaften der Botmäßigkeit einer Regierung unterstellt würden, welche bei dem besten Willen, ihren deutschen Unterthanen gerecht zu werden, doch vor allem dem verfassungsmäßigen Ausdruck der Stimmung einer national-dänischen Volksvertretung Rechnung zu tragen hat. Die Regierung Sr. Maj. des Königs von Dänemark wird ohne Zweifel die Ueberzeugung des Unterzeichneten theilen, daß es zur Sicherstellung der von beiden Seiten erstrebten freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark rathsam ist, nicht von neuem die Keime ähnlicher Zerwürfnisse zu legen, wie es diejenigen waren, welche früher den Frieden beider Länder und dadurch den Europas gefährdeten.

Der Unterzeichnete ist daher von seiner Regierung beauftragt worden, an den Herrn Conseilpräsidenten amtlich die Anfrage zu richten, ob die königlich dänische Regierung sich im Stande glaube, Einrichtungen zu treffen und Maßregeln in Aussicht zu stellen, welche für den Schutz und die Sicherung der nationalen Eigenthümlichkeit der in den etwa abgetretenen Gebietstheilen

Digitized by Google

einzeln oder in Gemeinden wohnenden Deutschen bestimmte Bürgschaften geben, und welcher Art, in individueller, localer und communaler Beziehung, diese Garantien sein würden? — oder ob sie eine solche Berücksichtigung und Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeit künftiger deutscher Unterthanen für unmöglich erachtet, oder wenigstens darüber im voraus bestimmter sich zu erklären definitiv ablehnt?

Es bedarf nicht erst der Bemerkung, daß von der Beantwortung dieser Fragen der Umfang der beabsichtigten Abstimmung, resp. Abtretung, abhängig ist; und je mehr die königliche Regierung wünscht, durch den Abschluß dieser Angelegenheit sowol der Stimmung der Bevölkerung Rechnung zu tragen, als auch der königlich dänischen Regierung einen Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, um so mehr muß sie auch erwarten, daß die letztere durch ein entsprechendes Entgegenkommen ihr die Beschleunigung möglich machen werde.

Zugleich mit diesem Gegenstande darf der ganz ergebenst Unterzeichnete sich auch über den zweiten, bereits in den vertraulichen Unterredungen von ihm berührten Punkt, nämlich die Bereitwilligkeit zur Uebernahme eines proportionirten Theils der Schuld der Herzogthümer, eine bestimmte Aeußerung erbitten. (Gez.) von Heydebrand und der Lasa.

Diese entschiedene Sprache, über deren vollständige Vereinbarlichkeit mit dem Prager Frieden sich mag streiten lassen, deren nationale Berechtigung aber angesichts der Schmach, die das winzige Dänemark den Deutschen Schleswigs 15 Jahre hindurch angethan hatte, jedermann erkennen wird, gab dem dänischen Cabinet Anlaß, wieder bei Frankreich sein Heil zu suchen. Der Moment der Erregung gegen Preußen, die eben durch die Schöpfung des Zollparlaments in höchster Blüte stand, war ganz dazu angethan. Die Presse des Chauvinismus wie die der Opposition nahm die Sache mit wahrem Fanatismus auf; es wurde als Pflicht und Ehrensache Frankreichs hingestellt, Preußen zu zwingen, Dänemark mindestens das ganze dänisch redende Schleswig, also einschließlich Düppels und Alsens, herauszugeben. Am tollsten geberdete sich das Organ der klerikalen Hofpartei, die „France". Anknüpfend an die handgreiflichsten Lügen über das Verfahren der preußischen Regierung in Nordschleswig, welches dasjenige der Russen in Polen noch weit hinter sich zurücklassen sollte, vindicirte dieses Blatt Frankreich die Pflicht zur Intervention nicht allein auf Grund seiner Betheiligung am Abschluß des Prager Friedens, sondern einfach nach dem Satze: „Homo sum et nihil humani a me alienum puto." „Wir sind in Europa", rief sie dabei aus, „nichts liegt Frankreich fern, wenn es sich um den Frieden, die Ordnung und das Gleichgewicht Europas handelt!" Selbst die officiöse Presse schlug einen ähnlichen Ton an. Die halbamtliche „Patrie" erklärte beispielsweise, Frankreich werde schließlich in dieser Frage für Oesterreich eintreten, wenn dieses vorziehe, in seiner Zurückgezogenheit zu verharren. Um die Agitation wach zu erhalten, wurden die lächerlichsten Komödien ins Werk gesetzt; unter andern Subscriptionen zu Gunsten der Familien der exilirten Schleswiger (d. h. einer geringen Zahl Fahnenflüchtiger). Später reisten sogar zwei exaltirte Deputirte und ein Dutzend obscurer Journalisten nach Kopenhagen, um sich dort mit Festjubel überhäufen zu lassen. Auch in der Legislativen wurde das Thema wieder auf die Tribüne gebracht, von der einen Seite, um die Regierung und die öffentliche Meinung gegen Preußen zu hetzen, von der andern aus rein oppositioneller Tendenz. Die Alternative, innere Freiheit oder Krieg, kam dabei wieder auf die Tagesordnung.

Der preußenfeindlichen Agitation gegenüber verhallten die friedlich klingenden Worte, welche der Kaiser am 1. Juli bei der Preisvertheilung im Ausstellungspalaste sprach, in Nichts. Napoleon, so sehr er zur Zeit die Erhaltung des Friedens wünschte, schon um die eben in Flor gebrachte Weltausstellung vor einem neuen Fiasco zu wahren, gab dem Drange der öffentlichen Meinung wenigstens insofern nach, als er seinem Minister des Aeußern über die nordschleswigsche Angelegenheit in Berlin Vorstellungen zu erheben gestattete. Wer bedenkt, daß zu jener Zeit Preußen zum großen Aerger seiner Neider die erste Jahresfeier seiner Siege von 1866 beging und mit gerechtem Stolze

Digitized by Google

auf das Gedeihen ihrer Früchte zurückblickte, und daß gleichzeitig die Nachricht von der Hinrichtung Maximilian's in Paris eintraf (29. Juni), und dies der Opposition in der Legislativen zu den schonungslosesten Angriffen Gelegenheit gab, der wird ermessen, daß der Moment ganz dazu angethan war, selbst einen Kaiser Napoleon in Verwirrung zu bringen.

Marquis Moustier, als Minister des Aeußern, ertheilte dem ersten Botschaftssecretär in Berlin, welcher den zur Zeit abwesenden Hrn. Benedetti am berliner Hofe vertrat, die erforderlichen Weisungen, sei es durch Uebermittelung einer informatorischen Depesche für seine mündlichen Auslassungen, sei es durch Zustellung einer dem preußischen Ministerium zu behändigenden oder vorzulesenden diplomatischen Urkunde. Es steht fest, daß dieser Botschaftssecretär, ein Herr Lefebvre, dem preußischen auswärtigen Ministerium von dem ihm zugegangenen Schriftstück vollständige Mittheilung machte. In Berlin nahm man das sehr übel. Die Regierungspresse brachte die Sache sofort in die Oeffentlichkeit und knüpfte daran energische Proteste gegen jede Einmischung in deutsche Angelegenheiten, wie sie sich hier und bei den Machinationen der französischen Diplomatie an süddeutschen Höfen gelegentlich der Zollverträge kundgegeben habe. Gleichzeitig erhielt der preußische Botschafter in Paris Auftrag, dem Marquis Moustier die nöthigen Vorstellungen zu machen. In Preußen wurde die Stimmung entschieden kriegerisch. In der liberalen Presse ward vielfach das Wort laut: „Besser jetzt, da wir durch Bewaffnung und Organisation noch überlegen sind, eine kurze Wintercampagne, als diese ewigen Hetzereien, bei denen keine Friedenszuversicht gedeihen kann, denen Handel und Wandel zum Opfer fallen."

In Paris bequemte man sich infolge der Vorstellungen des Grafen Goltz und angesichts der sich in Preußen kundgebenden Stimmung sofort die Segel einzuziehen. Der Weg, den man einschlug, den Rückzug zu decken, war der einer schlecht verkappten Unwahrheit. Dem berliner Cabinet gab man die Erklärung, Lefebvre habe seine Instructionen in der Form überschritten; der eigenen Nation gegenüber behauptete man dreist, Frankreich habe gar nicht an eine diplomatische Intervention gedacht. Der officielle „Abend-Moniteur" schrieb am 28. Juli: „Il n'a été remis, ni lu aucune note au cabinet de Berlin, ni sur les affaires de Slesvig, ni sur une autre question." Die ganze unabhängige Presse von Paris fiel mit dem bittersten Spott über diese amtliche Kundgebung her, der es an der Stirn geschrieben stand, daß sie nur dazu bestimmt war, die Wahrheit zu verhüllen. Die amtliche Presse mußte darauf das Geständniß machen, daß man nur sophistisch zwischen einer Note und einer Depesche unterschieden hatte.*) Die preußischen Regierungsblätter waren höflich genug, Frankreich diesen Rückzug zu erleichtern. Seit jener Zeit ist fast ein Jahr vergangen, ohne daß der Kaiser Napoleon für gut befunden hat, sich in den noch immer schwebenden Handel zwischen Preußen und Dänemark einzumischen.

---

*) Der hochofficiöse „Constitutionnel" brachte folgende vom officiellen „Abend-Moniteur" reproducirte Auslassung: „Hat Frankreich über Schleswig eine Polemik mit Preußen eröffnet? Hat es letzterm eine, sei es schriftliche, sei es mündliche, Mittheilung zugehen lassen, welche eine Antwort erheischt und das berliner Cabinet in die Lage versetzt, sich über seine Absichten zu erklären? Ja, sagen die meisten Journale oder geben es zu verstehen. Nein, sagt ausdrücklich der «Moniteur». Der «Moniteur» hat nicht gesagt, daß die französische Regierung ihrem Geschäftsträger in Berlin keine Depeschen zugeschickt habe. Sie würde in diesem Falle etwas durchaus Unwahrscheinliches gesagt haben. Jedermann weiß, daß alle Regierungen beinahe täglich an ihre Agenten in den verschiedenen Ländern Depeschen richten, welche theils Auskunft, theils Weisungen über die verschiedenen schwebenden Fragen ertheilen, um das Verhalten und die Sprache dieser Agenten in den Unterredungen zu bestimmen, welche dieselben ebenfalls täglich mit den Ministern des Auswärtigen der Höfe, an denen sie beglaubigt sind, haben. . . ."

Digitized by Google

2) Frankreich und Oesterreich. Die salzburger Entrevue und ihre politischen Ergebnisse. Stimmung in Frankreich bei der Rückkehr des Kaisers. Die Reden in Arras und Lille. Politische Kundgebungen in Deutschland. Bismarck's Note vom 7. Sept. Deren Wirkung auf die öffentliche Meinung in Frankreich. Kritische Situation zu Anfang October. Kampf zwischen der Friedens- und der Kriegspartei. Friedenskundgebungen der Regierung. Ein Hoffnungsstrahl.

Alle Wünsche und Hoffnungen des französischen Chauvinismus hafteten an einer Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich gegen Preußen. War man Oesterreichs sicher, so glaubte man auch auf die Cabinete der süddeutschen Staaten rechnen und Preußen die Lösung seiner nationalen Aufgabe unmöglich machen zu können. Wäre schließlich dazu ein Krieg nothwendig geworden, so bebte man davor keineswegs zurück; das Bedürfniß nach Gloire war um so größer, als trotz der Verheißungen vom 19. Jan. thatsächlich noch nichts geschehen war, Frankreichs innere Freiheiten zu erweitern. Die reactionäre Majorität der Legislativen hatte es verstanden, die ihr noch viel zu freisinnigen Gesetzentwürfe über Presse und Versammlungsrecht über die Dauer der am 25. Juli geschlossenen Session hinaus zu verschleppen. Daß bei einem Kriege im Bunde mit Oesterreich Rußland sofort im Orient losschlagen würde, daß auch Frankreich zur Zeit auf Italien, das wieder stark nach Rom verlangte, nicht mit Gewißheit zählen durfte, ward von den Parteien, welche aus den verschiedensten Beweggründen die Kriegsfahne schwangen, theils verkannt, theils absichtlich übersehen. Napoleon mochte anderer Ansicht sein, immerhin aber hatte ein möglichst enges Einverständniß mit Oesterreich den höchsten Werth für ihn. Je rascher und auffälliger dasselbe zu Stande kam, je größeres Entgegenkommen das Haus Habsburg zeigte, um so mehr erschien vor allem die Schmach von Mexico gedeckt. Wenn Franz Joseph, der Bruder Maximilian's, nicht grollte, wer hatte dann noch ein Recht zu grollen? Es wäre allerdings ein allzu keckes Unternehmen gewesen, gerade in diesem Augenblick eine intime Annäherung zu suchen, hätte Napoleon nicht gewußt, welchen Werth der in Oesterreich durch eine einsichtige und thatkräftige Leitung der innern Politik unentbehrlich gewordene Reichskanzler von Beust auf die Freundschaft Frankreichs legte. Unsere Leser sind darüber durch eine eigene Auslassung Beust's hinreichend unterrichtet, Napoleon wird noch reicheres Material zu Gebote gestanden haben.

Nachdem die Trauer um den hingerichteten Bruder es dem Kaiser Franz Joseph unmöglich gemacht hatte, schon, wie vorher beabsichtigt, in den nächsten Wochen in Paris zu erscheinen, entschloß sich Napoleon kurz und schnell zu einem Besuche des österreichischen Kaiserpaares während dessen Villeggiatur in Salzburg. Mit ungeheuerm Jubel vernahmen die Neider und Feinde Deutschlands diesen Entschluß, der ihnen Ersatz bot für den einstweiligen Verzicht auf die beabsichtigten großartigen Empfangsdemonstrationen für Franz Joseph und seinen Kanzler. Durch den Besuch Napoleon's wurde überdies die Möglichkeit gerettet, den österreichischen Kaiser trotz seiner Trauer um Maximilian noch vor Schluß der Ausstellung in Paris zu sehen.

Die Abreise des Kaisers ward auf den 17. Aug. festgesetzt. Die Kaiserin, nach ihrer ganzen politischen und confessionellen Richtung die begeistertste Anhängerin der Allianz mit Oesterreich, begleitete ihren Gemahl. Auch Fürst Metternich, der österreichische Botschafter in Paris, dessen ganzes Streben seit einer Reihe von Jahren auf Herstellung eines engen, speciell gegen Preußen gewandten Bundes zwischen den beiden Kaiserstaaten gerichtet war, erschien in Salzburg, ebenso der französische Botschafter in Wien, Herzog von Gramont. Im unmittelbaren Gefolge Napoleon's befand sich keine politische Persönlichkeit. Man wollte dem Besuch äußerlich den Charakter eines Condolenzbesuches wahren, einestheils, um die fremden Cabinete nicht zu beunruhigen, anderntheils, um keinen Mißerfolg eingestehen zu müssen, für den Fall, daß die an den Besuch geknüpften Plane scheitern sollten. Daß der Besuch nicht ohne politische Zwecke unternommen wurde,

Digitized by Google

darüber waltete weder innerhalb noch außerhalb Frankreichs ein Zweifel. Selbst die officiöse Presse von Paris nahm keinen Anstand dies zuzugestehen, wenn auch die streng officiellen Blätter die ganze Reise nur als den Ausdruck d'une haute et délicate courtoisie zu bezeichnen angewiesen waren. In Oesterreich nahm man gar keinen Anstand, die Entrevue als eine politische Angelegenheit zu behandeln. Die gesammte Presse faßte dieselbe von vornherein als eine solche auf; Kaiser Franz Joseph beschied Hrn. von Beust und den ungarischen Minister Andrássy für die ganze Dauer derselben nach Salzburg.

In ganz Deutschland machte die Zusammenkunft der beiden Souveräne ein großes und keineswegs freudiges Aufsehen. Wenn in Salzburg ein Bündniß zu Stande kam, so konnte dasselbe in erster Linie nur gegen die friedliche Weiterentwickelung des nationalen Einigungswerkes gerichtet sein. Das mindeste, was die Sprache der pariser Presse erwarten ließ, war, um ein Wort der „France" zu gebrauchen, eine dauernde Einschränkung Preußens auf die ihm vorgezeichneten Grenzen. Glücklicherweise aber gab sich sofort in Oesterreich selbst ein großes Widerstreben gegen ein derartiges Bündniß zu erkennen. Weder die Ungarn wollten um der verlorenen Stellung Oesterreichs in Deutschland willen wieder hinopfern, was sie seit dem Tage von Königgrätz in ihrem speciellen nationalen Interesse errungen hatten, noch regte sich in den Oesterreichern westlich der Leitha das Gelüst, im Bunde mit Frankreich feindselig gegen Deutschland aufzutreten. Sie erkannten, daß Oesterreich bei einem gegen Preußen gerichteten Bündniß um keinen andern Preis seine staatliche Existenz aufs Spiel setzen würde, als um den der Wiederherstellung einer ausschließlichen Suprematie Frankreichs in Europa. Große wiener Blätter, die kaum ein Jahr vorher fanatisch die Kriegsfahne geschwungen und Volk und Regierung in den Kampf gegen Preußen hineingedrängt hatten, warfen jeden Rachegedanken über Bord und warnten unter Heraufbeschwörung der Schatten von Marie Antoinette und Marie Luise vor dem Bunde mit Frankreich. „Eine Kriegserklärung Oesterreichs und Frankreichs an Preußen", schrieb die wiener „Presse", sich an Hrn. von Beust wendend, „würde ganz Deutschland, die deutschen Provinzen Oesterreichs nicht ausgenommen, um die Fahnen Preußens scharen." Nicht einmal die Schöpfung eines Süddeutschen Bundes unter österreichischem Protectorat wollte die öffentliche Meinung Oesterreichs dem Machteinflusse und den diplomatischen Künsten Frankreichs verdanken. Nur noch „eine Anzahl einflußreicher Persönlichkeiten in Wien" dachte, wie ein österreichisches Blatt versicherte, anders.

Oesterreich hatte in Wahrheit allen Grund, sich vor einem solchen von der reinen Cabinetspolitik geschaffenen Bündnisse zu hüten, das keinen andern Zweck verfolgen konnte, als sich dem zu widersetzen, was einmal als historische Nothwendigkeit erkannt werden mußte. Noch die jüngste Vergangenheit enthielt eine furchtbare Lehre. Genau zwei Jahre vor Napoleon, am 19. und 20. Aug. 1865, weilte König Wilhelm von Preußen als Gast des Kaisers von Oesterreich in Salzburg, um dort gemeinsam mit diesem die folgenschwere Convention von Gastein zu ratificiren. Auch jene Convention war eine Art reiner Cabinetspolitik, ein Nachklang aus den Zeiten der alten Heiligen Allianz, an deren Wiederherstellung zur Zeit in gewissen Hofkreisen alles Ernstes gedacht wurde. Es war Oesterreich, das die Verantwortung für dies Abkommen zu tragen hatte, aus deren Controversen und unhaltbaren Satzungen sich der casus belli ergab. Oesterreich hatte sich einer historischen Nothwendigkeit, der Machtentwickelung Preußens im Norden, seinem Fußfassen an demjenigen Punkte, der für Deutschlands maritime Entwickelung unentbehrlich war, durch die Verwerfung der Februarbedingungen entschieden widersetzt, es hatte damit das Rad der Geschichte nur gehemmt und ihm einen Stein in den Weg gelegt. Der elende Hemmschuh riß schon im Augenblick, als er seinen ersten Dienst thun sollte; das Rad rollte um so schneller, es zermalmte den Stein und schleuderte den, der es gewagt hatte, in seine Speichen zu greifen, weit hinab in die Tiefe.

Digitized by Google

Schon die Durchreise des französischen Kaiserpaares durch die süddeutschen Staaten gewährte die beruhigende Ueberzeugung, daß wenigstens die Cabinete von Baden, Würtemberg und Baiern nicht willens waren, sich der allgemeinen Regung deutschen Nationalstolzes, der nichts vom fränkischen Cäsar will, zu widersetzen. Von Baden verstand sich das der ganzen Stellung nach, die es zu Norddeutschland eingenommen hatte, von selbst, aber auch die Könige von Würtemberg und Baiern, mochten sie immer noch ihre Anlehnung in Wien suchen, zeigten, daß sie fürder nichts von der Gnade Napoleon's zu erbitten gewillt waren. In Karlsruhe und Ulm fanden nur kurze Begrüßungen seitens der Landesfürsten statt; Baierns König begnügte sich damit, das französische Kaiserpaar auf der kurzen Bahnstrecke von Augsburg nach München zu geleiten. Trotz dessen, daß das Rendezvous der beiden Kaiser hart an Oesterreichs Grenze stattfand und vom 18. bis 23. Aug. währte, erschien dort keiner der drei genannten süddeutschen Souveräne. Nur der Großherzog von Hessen-Darmstadt, dessen erstem Minister aus Gründen der hohen Politik die freundnachbarlichsten Beziehungen zum Hofe der Tuilerien stets besonders am Herzen gelegen haben, konnte eine Berührung nicht vermeiden, da er sich „zufällig" in unmittelbarster Nähe von Salzburg (in Leopoldskrone) zum Besuch bei dem alten König Ludwig befand. Die Haltung der Bevölkerung Süddeutschlands war, abgesehen von einigen für Geld in Scene gesetzten Pöbeldemonstrationen in Stuttgart und Augsburg, eine des deutschen Geistes durchaus würdige.

Kaum war das französische Kaiserpaar in Salzburg eingetroffen, so gewann der Condolenzbesuch einen durchaus politischen Anstrich. Der Telegraph trug die sonderbarsten Botschaften durch Europa. Es hieß, Kaiser Napoleon arbeite viel mit Hrn. von Beust, man habe bei der Gemeinsamkeit der politischen Interessen allen schwebenden Fragen gegenüber gemeinschaftliche Gesichtspunkte vereinbart u. dgl. m. Da derartige Depeschen bei der Sorgfalt, mit der das salzburger Telegraphenbureau überwacht wurde, nur aus officiösen Quellen stammen konnten, mußte ihnen jedenfalls die Bedeutung eines Fühlers beigelegt werden. Daß sie österreichischen und nicht französischen Ursprungs waren, wurde schon dadurch erkennbar, daß das „Dresdner Journal", welches noch immer die Traditionen des Hrn. von Beust wahrte, in einer salzburger Correspondenz vom 21. Aug. in ganz ähnlicher Weise wie jene Depeschen den politischen Charakter der Zusammenkunft zum Ausdruck brachte. Es berichtete (ohne daß seitens der Redaction nur der leiseste Vorbehalt gemacht wurde), daß „eine Entente zwischen Oesterreich und Frankreich in Bezug auf die Behandlung der wichtigsten politischen Fragen als gesichertes Ergebniß der Monarchenzusammenkunft betrachtet werden könne". Sehr naiv betonte die Correspondenz dann den friedlichen Charakter dieser Verständigung mit dem Bemerken, daß andern Mächten der Zutritt zu derselben offen stehe, daß man es aber als eine „Provocation" auffassen werde, wenn der Entschluß kund werde, „diese Verständigung in irgendeiner Frage zu durchkreuzen". In diesem Falle, aber auch nur in diesem Falle, „würden die Cabinete von Wien und Paris auch äußerste Eventualitäten in Erwägung zu ziehen haben". In Bezug auf Deutschland sei der Prager Frieden, in Bezug auf den Orient die Verträge von 1856 „zur Norm genommen worden".

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte diese vom ehemaligen Moniteur des Hrn. von Beust in die Welt geschleuderte Nachricht ganz Deutschland. Am wenigsten war man in Berlin gesonnen, sich bei der Weiterentwickelung des deutschen Einigungswerkes, dem durch die eigenthümliche Berufung auf den Prager Frieden offenbar ein Veto entgegengesetzt werden sollte, das sic volo, sic jubeo des Kaisers Napoleon und des Hrn. von Beust gefallen zu lassen. Die preußische Regierungspresse nahm einen Ton an, der keinen Zweifel darüber ließ, daß man nicht gewillt sei, unter dem Druck einer solchen stets kriegdrohenden Entente ein kurzathmiges Dasein zu fristen. Bald aber erwies sich, daß die Wünsche

Digitized by Google

und Hoffnungen, die in Salzburg ausgetauscht wurden, bei allem Einklang der Herzen noch weit davon entfernt seien, sich zur vollendeten Thatsache zu gestalten. Hr. von Beust konnte sich, mochte für ihn Napoleon's Sirenenlied auch noch so süßen Klang haben, der Erkenntniß der sich dahinter bergenden Gefahren unmöglich verschließen. Nur um der Freundschaft Frankreichs und bestenfalls der Wiedereroberung eines Machteinflusses in einem zerstückelten Deutschland willen, Oesterreich, dessen Finanzen und dessen Heer auf keinen Krieg gerüstet waren, zu engagiren und voraussichtlich seinen eigenen Ruhm unter den Trümmern des Friedenswerkes, das er im Innern Oesterreichs mit Glück und mit Geschick bereits weit gefördert hatte, zu begraben, konnte unmöglich zum Entschluß bei ihm reifen. In Bezug auf Deutschland konnte er höchstens das Lustre der moralischen Unterstützung Frankreichs erstreben, um Preußen gegenüber mit erhöhter Bedeutung in der diplomatischen Action die österreichische Großmacht zur Geltung bringen zu können.

Wenn, wie in der österreichischen Presse während jener Tage laut behauptet wurde, Napoleon in Salzburg einen Alliirten für den Fall gesucht hat, daß ihm vom Chauvinismus ein Krieg gegen Preußen aufgedrungen würde, dann constatirt auch die salzburger Zusammenkunft einen Miserfolg seiner Politik, denn so viel kann heute als gewiß gelten, einen festen Alliirten hat er an Oesterreich nicht gefunden. Wenn er aber nur die Schmach von Mexico hat decken und der Welt zeigen wollen, welchen Werth Oesterreichs Kaiser trotz alledem uud alledem auf seine Freundschaft lege, dann war seine Fahrt nach Salzburg ein Meisterzug.

Was im speciellen in Salzburg verhandelt und erzielt wurde, deckt noch heute ein Schleier. Die französische officiöse Presse verharrte beim Condolenzbesuch und den bis zum Ueberfließen gesteigerten Sympathien. Die österreichische versuchte es dagegen, gewisse große Resultate ahnen zu lassen. So schrieb die „Wiener Abendpost", der officiöse Annex der amtlichen „Wiener Zeitung", am 26. April: „Wir wiesen bereits darauf hin, daß die salzburger Zusammenkunft einen vollkommen befriedigenden Abschluß gefunden habe. Hierunter kann von jedem Unbefangenen nichts anderes verstanden werden, als daß die Begegnung der Monarchen das wechselseitige Vertrauen derselben und ihre gegenseitige Zuneigung offen hervortreten ließ und ebenso den klaren Beweis darüber zu liefern geeignet war, daß eine Verschiedenheit der Interessen zwischen ihren Reichen nicht besteht, und daher auch die beiderseitigen Regierungen sich in der gleichen Anschauung der schwebenden Fragen begegnen. Wir heben zugleich hervor, daß die Zusammenkunft nach keiner Seite hin einen offensiven Charakter hatte, was, um noch deutlicher zu sprechen, die Bedeutung haben soll, daß irgendeine gegen eine andere Macht gerichtete Vereinbarung nicht stattgefunden hat, auch nicht beabsichtigt war."

Die preußische Regierungspresse antwortete darauf sehr kategorisch. Unter andern schrieb die hochofficiöse „Norddeutsche Allgemeine Zeitung": „Wir können die wiederholte officiöse Hervorhebung einer zwischen Frankreich und Oesterreich stattgehabten politischen Verständigung dem friedlichen Charakter der gegenwärtigen Situation nicht gerade für förderlich halten. Es ändert nichts an der Sache, wenn zugleich fortwährend die defensive Natur der stattgehabten Abmachungen betont wird. Jede, auch die defensive Allianz ruft natürlich auf die Dauer eine Gegenallianz hervor, und es ist leeres Gerede, wenn, wie in der vom Telegraphen hervorgehobenen Correspondenz des «Dresdner Journal» aus Salzburg geschieht, behauptet wird, eine solche Verständigung könne nur da als eine Provocation aufgefaßt werden, wo man entschlossen sei, die österreichisch-französische Auffassung irgendeiner Frage zu durchkreuzen. Eine derartige Behauptung ist nichts als ein ungeschickter Versuch, die Initiative der Allianzbildung dem Gegenpart zuzuschieben. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die auffällige Thatsache hervorzuheben, daß von der officiösen Presse in Frankreich noch bis zuletzt die po-

Digitized by Google

litische Natur der salzburger Zusammenkunft in Abrede gestellt wurde. Angesichts der entgegengesetzten, auch von der officiellen wiener Presse jetzt zugestandenen Thatsache muß dies als ein Versuch angesehen werden, die öffentliche Meinung hinsichtlich des wahren Sachverhältnisses hinter das Licht zu führen."

Hätte wirklich Napoleon einen positiven Erfolg heimgetragen, hätte er sich für alle Fälle des Einverständnisses und der Waffengemeinschaft Oesterreichs versichert, die französische Regierungspresse würde wahrlich keinen Anstand genommen haben, diesen Triumph zu verherrlichen. Von jener feinen Verschlagenheit, die ihre Plane verheimlicht, um später das Gegentheil von dem ans Licht zu kehren, was man bis dahin ahnen ließ, haftet der Napoleonischen Politik ebenso wenig etwas an als dem französischen Nationalcharakter. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Auslassungen der officiösen wiener Blätter wenig anderes bezweckten, als die Machtstellung Oesterreichs und seines leitenden Staatsmannes Preußen gegenüber in fremder Sonne strahlen zu lassen. „Die Zukunft schonen", ist ja eins der eigensten Worte des Hrn. von Beust, und auch in Salzburg scheint er demselben nicht untreu geworden zu sein. In diesem Sinne äußerte sich auch sofort ein Weltblatt, die „Indépendance belge", durchaus treffend: „Zum Glück steht über dem Wünschen und Wollen der Menschen die Macht der Thatsachen. Was auch die Reue, die Wünsche, die Velleitäten des österreichischen Hofes, die Rathschläge und ehrgeizigen Absichten derjenigen, die sich an Napoleon III. herandrängen, sein mögen, alle diese Einflüsse werden folgende zwei Wahrheiten nicht aus der Welt schaffen: die eine ist, daß Oesterreich, kaum gestern vom Abgrunde gerettet, nur durch seinen Ausgleich mit Ungarn wieder athmet, und daß dieses erschöpfte Land durchaus keine Sehnsucht hat, sich in Abenteuer zu stürzen, um in Oesterreich das deutsche Element zu stärken; die zweite aber ist, daß in einem Angriff auf Preußen ganz Deutschland, die deutschen Provinzen Oesterreichs selbst nicht ausgenommen, einen Angriff auf seine eigene Existenz sehen würde."

So sehr der französische Chauvinismus die Reise nach Salzburg auch bejubelt hatte, so gab sich doch schon vor Beginn derselben eine Opposition gegen dieselbe kund. Die einen sahen die Erfolglosigkeit derselben voraus, die andern schreckten wieder plötzlich vor der Provocation eines Kriegs, theils der materiellen Calamitäten, theils der Gefahren für die innere Freiheit wegen, zurück, noch andere machten Opposition um der Opposition willen. Trübte dies schon die allgemeine Stimmung, so trug endlich die mehr und mehr ans Licht tretende Resultatlosigkeit dazu bei, dieselbe vollständig zu verdüstern. Die Nachrichten, welche in den letzten Tagen der salzburger Entrevue den Regierungsblättern zugegangen waren, hatten auch die Hoffnungen der Kriegspartei tief herabgedrückt, zur Beruhigung derer aber, die den Frieden wollten, klangen sie noch viel zu zweideutig. Unter solchen Verhältnissen kehrte Napoleon von Salzburg nach Paris zurück, um von hier aus schon folgenden Tags eine bereits früher projectirte Reise nach dem Norden Frankreichs anzutreten. Dieser Ausflug gab Gelegenheit zu politischen Kundgebungen, unter denen die in Arras und Lille besonders auffielen. Der Maire von Arras war angewiesen worden, dem Kaiser in seiner Bewillkommungsrede die Ansicht auszusprechen, daß Frankreich durch die Vorgänge in Deutschland nichts an Macht und Glanz verloren habe, daß also der Frieden nicht gefährdet sei. Napoleon erwiderte: „Mit Recht vertrauen Sie der Zukunft, nur schwache Regierungen suchen in auswärtigen Verwickelungen eine Ableitung von innern Verlegenheiten. Wenn man die Kraft aus der Masse der Nation schöpft, hat man nur seine Pflicht zu thun, nämlich dauernd den Landesinteressen zu genügen und unter Hochhaltung der Nationalfahne sich nicht von unzeitigen, wenn auch noch so patriotischen Aufwallungen hinreißen zu lassen. . . ."

Digitized by Google

Noch viel charakteristischer war die Rede des Kaisers in Lille. „Seit den letzten 14 Jahren", hieß es darin, „als ich zum ersten mal die Norddepartements besuchte, sind zwar viele meiner Hoffnungen in Erfüllung gegangen und große Fortschritte erreicht worden, allein auch schwarze Punkte haben unsern Horizont umwölkt. Ebenso wenig wie das Glück mich geblendet hat, entmuthigen mich vorübergehende Misgeschicke. Und wie sollte ich auch muthlos werden, wenn ich sehe, wie das Volk von einem Ende Frankreichs bis zum andern die Kaiserin und mich mit seinen Zurufen begrüßt, indem es unaufhörlich den Namen meines Sohnes hieran reiht."

Das war nicht die Sprache eines Kaisers, der eben eine Allianz geschlossen, die Europa das Gesetz geben sollte. Es konnte kein Zweifel mehr obwalten; in Salzburg war nichts erreicht worden. Die „schwarzen Punkte" aber am Napoleonischen Horizont sind seit jenem Tage sprichwörtlich geworden und auch Frankreich hat sie nicht vergessen.

Bei dem Mistrauen, das trotz dessen in Europa der salzburger Entrevue wegen bestehen blieb und das namentlich in Preußen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, erachtete es der Kaiser noch für angethan, die Cabinete auf diplomatischem Wege über die friedlichen Tendenzen jener Zusammenkunft beruhigen zu lassen. Einen gleichen Schritt hielt das wiener Cabinet für angezeigt. Dem Grafen Bismarck gab dies Veranlassung, eine Antwort zu ertheilen, die unter die bedeutendsten diplomatischen Kundgebungen der jüngsten Zeit gezählt zu werden verdient. Um sie in ihrer ganzen Bedeutung zu würdigen, muß die Bemerkung vorausgeschickt werden, daß sie der Eröffnung der badischen Kammer unmittelbar folgte, bei welcher Gelegenheit der Großherzog folgende mit Begeisterung aufgenommene Erklärung abgegeben hatte:

Mein Entschluß steht fest, der nationalen Einigung mit dem Norddeutschen Bunde unausgesetzt nachzustreben, und gerne werde ich und wird mit mir mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in denselben unzertrennlich verbunden sind. Sie werden reichlich aufgewogen durch die volle Theilnahme an dem nationalen Leben und die erhöhte Sicherheit für die freudig fortschreitende innere Staatsentwickelung, deren Selbständigkeit zu wahren stets Pflicht meiner Regierung sein wird. Ist auch die Form der nationalen Einigung Süddeutschlands mit dem Norddeutschen Bunde noch nicht gefunden, so sind doch schon bedeutungsvolle Schritte zu diesem Ziele gethan. Dank den Allianzverträgen der süddeutschen Staaten mit Preußen ist die erste und dringendste nationale Forderung erfüllt: Abwehr jedes Angriffs von außen mit den geeinigten Kräften aller unter einheitlicher Führung. In dem Zollparlament begrüße ich, wenn auch seine Wirksamkeit eine beschränkte ist, doch freudig eine reguläre Vertretung des gesammten deutschen Volks.

Zwei Tage, nachdem der Telegraph diese Worte durch Europa getragen, am 7. Sept. 1867, erging dann jenes Rundschreiben des Grafen Bismarck an die auswärtigen Höfe, dessen alsbaldige Veröffentlichung von Berlin aus veranlaßt wurde. Seine wesentlichen Stellen lauten:

... Es war vorauszusehen, daß es schwer sein würde, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß eine Thatsache wie die Zusammenkunft der beiden mächtigen Monarchen angesichts der gegenwärtigen Lage der europäischen Politik nicht eine tiefer liegende Bedeutung und weiter gehende Folgen habe, und die anfangs mit einer gewissen Beflissenheit und dem Anscheine der Authenticität verbreiteten Nachrichten über beabsichtigte oder gefaßte Entschließungen auf dem politischen Gebiete waren nicht geeignet, die Zweifel über den Zweck der Zusammenkunft zu heben. Es gereicht uns um so mehr zur Genugthuung, aus den österreichischen und französischen Erklärungen die Versicherung zu entnehmen, daß der Besuch des Kaisers Napoleon lediglich aus einem Gefühle hervorgegangen ist, welches wir ehren und mit dem wir sympathisiren, und daß der Zusammenkunft beider Herrscher der Charakter dieses Motivs gewahrt geblieben ist. Danach sind innere Angelegenheiten Deutschlands nicht in der Weise, wie die ersten Nachrichten voraussetzen ließen, Gegenstand der Besprechungen in Salzburg gewesen.

Digitized by Google

Es ist dies um so erfreulicher, da die Aufnahme, welche jene Nachrichten und Voraussetzungen in ganz Deutschland fanden, von neuem gezeigt hat, wie wenig das deutsche Nationalgefühl den Gedanken erträgt, die Entwickelung der Angelegenheiten der deutschen Nation unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt oder nach andern Rücksichten geleitet zu sehen als nach den durch die nationalen Interessen Deutschlands gebotenen. Wir haben es uns von Anfang an zur Aufgabe gemacht, den Strom der nationalen Entwickelung Deutschlands in ein Bett zu leiten, in welchem er nicht zerstörend, sondern befruchtend wirke. Wir haben alles vermieden, was die nationale Bewegung überstürzen könnte, und haben nicht aufzuregen, sondern zu beruhigen gesucht. Dieses Bestreben wird uns, wie wir hoffen dürfen, gelingen, wenn auch von auswärtigen Mächten mit gleicher Sorgfalt alles vermieden wird, was bei dem deutschen Volke eine Beunruhigung hinsichtlich fremder Pläne, deren Gegenstand es sein könnte, und infolge dessen eine gerechte Erregung des Gefühls nationaler Würde und Unabhängigkeit hervorrufen könnte. Wir begrüßen daher die bestimmte Verneinung jeder auf eine Einmischung in innere Angelegenheiten Deutschlands gerichteten Absicht im Interesse der ruhigen Entwickelung unserer eigenen Angelegenheiten mit lebhafter Genugthuung. Die süddeutschen Regierungen selbst werden uns bezeugen, daß wir uns jedes Versuchs enthalten haben, einen moralischen Druck auf ihre Entschließungen zu üben, und daß wir vielmehr auf die Handhabe, welche sich uns zu diesem Zwecke in der Lage des Zollvereins bieten konnte, durch den Vertrag vom 8. Juli d. J. rückhaltslos verzichtet haben. Wir werden dieser Haltung auch ferner treu bleiben. Der Norddeutsche Bund wird jedem Bedürfnisse der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen, aber wir werden die Bestimmung des Maßes, welches die gegenseitige Annäherung innezuhalten hat, jederzeit der freien Entschließung unserer süddeutschen Verbündeten überlassen. Diesen Standpunkt glauben wir um so ruhiger festhalten zu dürfen, als wir in den gegenwärtig bestehenden vertragsmäßigen Beziehungen zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands, wie sie in den abgeschlossenen Bündnissen und in der Vervollständigung des Zollvereins sich darstellen, eine rechtlich und thatsächlich gesicherte Grundlage für die selbständige Entwickelung der nationalen Interessen des deutschen Volks erblicken. . . . (Gez.) Bismarck.

Klarer konnte das politische Programm für die deutsche Politik Preußens kaum lauten. Jede Bevormundung und Einmischung des Auslandes war entschieden verbeten, es war positiv erklärt, daß nur die eigenen, nationalen Interessen und nichts anderes für die Entwickelung der deutschen Angelegenheit bestimmend sein würden. Vom Prager Frieden war nicht die Rede, wohl aber wurde es als freier, feststehender Entschluß Preußens hingestellt, auf die süddeutschen Staaten keinen Druck zu üben, ihren nationalen Wünschen aber in weitester Ausdehnung entgegenzukommen. Damit war denjenigen Beschränkungen Berücksichtigung widerfahren, die sich für die preußische Politik bei vorurtheilsloser Auffassung aus dem Prager Friedensinstrumente einzig und allein ableiten lassen.*)

In Frankreich erhob sich ein wahrer Sturm, als jenes Rundschreiben bald nach seiner Emanirung in die Oeffentlichkeit gelangte. Die zahlreichen Versicherungen des Kaisers, daß kein Grund obwalte, den Frieden für gefährdet zu erachten, welche seit dem Besuche in Salzburg in so auffälliger Form einander gefolgt waren, wurden sofort vergessen; die öffentliche Meinung emancipirte sich wieder von allen kaiserlichen Programmen. In den ersten Tagen gab sich in der gesammten Presse des Landes ohne jeglichen Unterschied der Parteien die maßloseste Erbitterung kund; Frankreich ward als seiner Machtstellung in Europa beraubt, in seiner Ehre angegriffen, in seiner Sicherheit gefährdet hingestellt; die deutsche Einheit, hieß es, habe sich hinter Frankreichs Rücken und ungeachtet des Prager Friedens vollzogen; Deutschland führe in den Urkunden seiner Diplomatie, in den Kammern und der Presse eine Sprache, die Frankreich beleidige, herausfordere. Diese Stimmung wurde noch gesteigert, als der kurz vorher zur ersten regelmäßigen

*) Vgl. den dritten Artikel von „Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage", S. 490 dieses Bandes.

Digitized by Google

Session zusammengetretene norddeutsche Reichstag in seiner am 24. Sept. angenommenen Adresse auf die Thronrede die Erklärung abgab, „daß er das große nationale Einigungswerk erst dann als vollendet betrachten dürfe, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund auf Grund des Schlußartikels der Verfassung erfolgt sein werde". Die unwiderstehliche Macht der Zusammengehörigkeit, hieß es, schließe jedes Stehenbleiben, jeden Rückschritt aus, das deutsche Volk sei entschlossen, jeden Versuch fremder Einmischung mit ruhigem Selbstvertrauen zurückzuweisen, und werde dieses unbestreitbare Recht unter Umständen zur Geltung bringen.

Hätte Ein Gedanke, Ein Beweggrund die von lauten Kriegsrufen erfüllten Kundgebungen der französischen Presse hervorgerufen, der Frieden hätte ernstlich bedroht erscheinen müssen. Bald aber zeigte sich, daß ein großer Theil der Journale nur die Tendenz verfolgt hatte, die kaiserliche Politik bloßzustellen, sei es aus purem Haß, sei es, um Concessionen im Innern zu erzwingen. Dem unnatürlichen Compromiß aller Parteien folgte plötzlich ein so entschiedenes Auseinandergehen der Meinungen, wie es sich bis dahin in Fragen der äußern Politik noch nicht gezeigt hatte. Der weitaus größte Theil der Journale, und zwar speciell die vielgelesenen Organe der Oppositionsparteien, trat plötzlich für die Erhaltung des Friedens, für die stricte Nichteinmischung in deutsche Angelegenheiten auf, während ein anderer Theil der Presse nur um so lauter in die Kriegsdrommete stieß. Nur die streng officiöse Presse beharrte auf ihrem zweideutigen Standpunkt.

Der Kaiser, zurückgezogen in Biarritz lebend, setzte dem stürmischen Wogengang der öffentlichen Meinung wochenlang nichts entgegen als ein ruhiges Abwarten. Als aber endlich der Kampf zwischen Kriegs- und Friedenspartei eine solche Verwirrung hervorrief, daß Gerüchte, welche von einer schweren Erkrankung des Kaisers, von der Entlassung Moustier's, von einem preußischen Ultimatum u. dgl. fabelten, freiesten Curs gewannen und die Börse den bedenklichsten Schwankungen zu unterliegen begann, wurde es unabweisbar, dem auf Handel und Wandel in der empfindlichsten Weise zurückwirkenden Treiben ein Ziel zu setzen. Es war dem Kaiser nicht leicht, der Friedenspartei zu Hülfe zu kommen, da gerade die Sprache ihrer Organe den bittersten Hohn gegen das Regiment der Gloire schleuderte und eine Resignation predigte, von der ein Napoleon am wenigsten hören wollte. So schrieb der „Temps": „Die Zeiten der falschen auswärtigen Politik und der falschen Gloire sind vorüber. . . . Deutschland hat uns in die Lage versetzt, entweder durch den Cäsarismus zu sterben oder durch die Freiheit zu leben. Weinen wir nicht mehr um den Verlust unsers hochvermögenden Einflusses (ascendant). Anstatt um unsere Größe und Herrlichkeit Leid zu tragen, freuen wir uns vielmehr darüber, daß die alte Politik der bewaffneten Intervention, die andern Völkern ebenso drückend als uns selber unheilvoll ist, dahinschwindet."*)

Endlich entschied sich die Regierung doch für die Friedenspartei. In den ersten Tagen des October gingen Weisungen an die abhängigen Blätter, den beunruhigenden

*) Nachstehend auch eine Probe der Sprache, wie sie die Kriegspartei führte. Die pariser „Epoque" schrieb noch am 2. Oct.: „Es handelt sich um zwei Fragen: Kann das Kaiserreich, und dann, kann Frankreich die Wiederherstellung des deutschen Reichs annehmen? Das Kaiserreich bedarf nach Mexico, nach den Unterhandlungen wegen Polens und nach den Ereignissen von 1866 einer Revanche. Sowie es sich zu einem demüthigenden Frieden versteht, wenden sich selbst die, welche ihm gegenwärtig dazu rathen, von ihm ab und nehmen die Fahne der nationalen Ehre mit in die Opposition hinüber. Das Nationalgefühl und die Anhänglichkeit der Armee würden dem Kaiserreich abtrünnig werden. Wenn man ein Neffe Napoleon's ist, darf man nicht ungestraft die Verringerung Frankreichs hinnehmen. Ebenso wenig würde die französische Nation die Wiederherstellung des deutschen Reichs sich gefallen lassen. Die erste Zeile des Programms jeder Partei, welche die Erbschaft des Kaiserreichs anträte, wäre: Revanche für Sadowa!"

Digitized by Google

Gerüchten zu widersprechen und alle kriegerischen Absichten der Regierung gegenüber Deutschland entschieden in Abrede zu stellen. Halbamtlich wurde sogar eine feierliche Kundgebung der Regierung in diesem Sinne in Aussicht gestellt, die denn auch einige Wochen später bei der schon im November 1867 erfolgenden Eröffnung der parlamentarischen Session pro 1868 wirklich erging. Trotz dieser Manifestationen, bei denen das Wort „Nichtintervention" eine Hauptrolle spielte, unterließ es die Regierung nicht, sich für den Fall, daß die Dinge in nächster Zeit dennoch eine kriegerische Wendung nehmen sollten, militärisch vorzubereiten. Für die Einübung der Reserven wurden ganz ausnahmsweise Maßnahmen getroffen. Ein Beweis, wie wenig der Kaiser sich sicher fühlte, jedem neuen Andrängen einer durch seine eigene Politik krankhaft erregten öffentlichen Meinung dauernd und fest widerstehen zu können. Von außen drohte keine Kriegsgefahr, sie konnte nur in Frankreich geboren werden.

Die Fluten des Chauvinismus haben sich indeß seit jener Zeit nicht wieder zu gleicher Höhe erhoben; kleinere Erregungen, die bis heute (Mai 1868) noch mehrfach eintraten, glichen nur einem leichten Wellengekräusel gegenüber dem Sturme, zu denen sich die Nachwirkungen des luxemburger Handels und der salzburger Entrevue im Beginn des Herbsts 1867 gesteigert hatten. Nicht unmöglich ist es, daß die Reaction, welche sich während jener Krisis ohne Einwirkung der Regierung aus der Nation selbst gegen den Paroxysmus der auf den Krieg hindrängenden Parteien entwickelte, der öffentlichen Meinung zu einer richtigern Erkenntniß der Dinge die Bahn gebrochen hat. Niemand hat mehr Ursache, dies zu wünschen, als der Kaiser Napoleon.

3) Wiederauftreten der römischen Frage. Napoleon und das Ministerium Ricasoli. Rattazzi. Garibaldi's Vorbereitungen zu einem neuen Zuge gen Rom. Pressionen der französischen Diplomatie auf die Regierung Italiens. Garibaldi's Circularnote. Rattazzi's Auftreten im Parlament. Die Legion von Antibes. Beginn der Expedition Garibaldi's. Seine Verhaftung und Internirung auf Caprera. Der erste Einfall der Freischaren in den Kirchenstaat. Gleichzeitige Verhandlungen zwischen Paris und Florenz. Politische Krisis in Italien. Rattazzi gibt seine Dimission. Regierungslose Tage. Garibaldi's Erscheinen in Florenz. Neuer Einfall in den Kirchenstaat. Das Wiedererscheinen der Franzosen in Rom. Mentana. Das Ministerium Menabrea und seine erste Proclamation. Einrücken italienischer Truppen in den Kirchenstaat. Ihre Rückkehr über die Grenze. Einfluß der letzten Ereignisse auf die künftige Stellung Italiens zu Frankreich und zu Preußen. Das Conferenzproject. Rückwirkung der jüngsten Ereignisse auf die Stellung Napoleon's zum eigenen Lande. Die Thronrede. Der parlamentarische Sieg der Ultramontanen. Rouher's Jamais. Schluß.

Das plötzliche Frontmachen der französischen Regierung gegen die Agitation des Chauvinismus, der gewaltsam in einen Krieg gegen Deutschland hineindrängte, und die damit verbundene formelle Concession an das von den Oppositionsparteien geforderte Nichtinterventionsprincip waren nicht nur durch die bereits angeführten Erscheinungen im Innern Frankreichs, sondern auch durch neue, nicht wenig belangreiche Vorgänge im Gebiete des Aeußern bedingt. In Italien hatte es sich schon zu Anfang des Jahres 1867 wieder zu regen begonnen; gegen den Herbst gingen dort die Dinge einer neuen Krisis entgegen. Der Drang nach Rom ließ die dortige Actionspartei um so weniger ruhen, als sie sich durch die Vorgänge in Frankreich und die daraus nothwendig erwachsene Stimmung in Deutschland zu der Hoffnung berechtigt glaubte, daß Frankreich nur die Wahl bleiben werde, entweder der Bewegung in Italien freien Lauf zu lassen, oder gleichzeitig gegen die beiden Alliirten von 1866 Front zu machen. Für Napoleon lagen also ausreichende Gründe vor, der herausfordernden Haltung des französischen Chauvinismus entgegenzutreten, Gründe, die auch von den Agitatoren der ultramontanen Partei nicht verkannt wurden.

Digitized by Google

Eine Spannung zwischen Frankreich und Italien war schon seit den Tagen des Kriegs von 1866 unverkennbar. Sie war nothwendige Folge der stolzen Haltung Italiens zur Zeit der Friedensschlüsse oder, um in französischem Sinne zu reden, des Undanks, mit welchem Volk und Regierung die Schenkung Venetiens aufgenommen hatten. Ein Ministerium Ricasoli, das Preußen die Treue gewahrt, und die Triumphe, von denen Frankreich und sein Kaiser nach der Schenkung Venetiens geträumt, in Nichts gewandelt hatte, konnte Napoleon keineswegs angenehm sein.

Als gegen Ende des Jahres 1867 unter französischer Vermittelung wieder Verhandlungen zwischen dem Königreich Italien und Rom eingeleitet wurden, um den für Frankreich so überaus wünschenswerthen modus vivendi zwischen beiden Staaten herzustellen, kamen die Gegensätze zwischen dem Ministerium Ricasoli und der kaiserlichen Politik auch auf principiellen Gebieten zur vollen Geltung. Dieses Ministerium drängte keineswegs gewaltsam nach dem Besitze des Kirchenstaats, es war vielmehr aufrichtig bestrebt, ein haltbares Provisorium zu schaffen, dabei aber keineswegs geneigt, von den Ansprüchen, welche die Nation an die Zukunft erhob, das mindeste zu opfern. Im Laufe der Unterhandlungen mit dem Tuileriencabinet ließ es in Paris unter anderm die Erklärung abgeben, daß Italien nie das von Napoleon schon längst ins Auge gefaßte „System von Collectivbürgschaften für die weltliche Macht des Papstes" zulassen werde, darin vielmehr eine tiefe Verletzung des italienischen Nationalgefühls erblicken müsse. An der schon nach Abschluß der Septemberconvention aufgestellten Theorie, daß niemand das Recht der Einmischung habe, wenn der Papst von seinen eigenen Unterthanen gezwungen werden sollte, Rom zu verlassen, hielt Ricasoli nachdrücklich fest, worauf der Marquis Moustier keinen Anstand nahm, für diesen Fall eine zweite römische Expedition in Aussicht zu stellen.

Angesichts dieser principiellen Divergenzen ist es durchaus wahrscheinlich, daß Napoleon auf den am 10. April 1867 erfolgten Rücktritt des Ministeriums Ricasoli, der äußerlich durch Schwierigkeiten in den Finanzangelegenheiten des Landes motivirt wurde, nicht ohne Einfluß geblieben ist. An die Stelle des abgetretenen Cabinets trat ein Ministerium Rattazzi, dessen Haupt nach frühern Erfahrungen für den ergebensten Diener Frankreichs gelten mußte. War es doch Rattazzi, der nach dem Tage von Villafranca, als Cavour Sardinien hintergangen und gedemüthigt sah, auf Napoleon's Wunsch sofort an dessen Stelle getreten war. Diesmal aber hatten sich Napoleon und dessen Freunde am florentiner Hofe in Rattazzi schwer getäuscht. Rattazzi zeigte sich vom Tage seines Amtsantritts in keiner Weise als ein willfähriges Werkzeug der französischen Politik, wenn er auch andererseits den Weg nicht zu finden und zu gehen verstanden hat, auf dem Italien den letzten Rest französischer Vormundschaft von sich abzuwerfen vermocht hätte. Er hat sich als ein Träger jener Intriguenpolitik erwiesen, die in Italien zwar immer noch einen gewissen historischen Boden findet, die aber nur dann vor dem Urtheil der Welt zu bestehen vermag, wenn sie, wie bei Cavour, mit richtiger Erkenntniß der Verhältnisse und mit Glück und Erfolg Hand in Hand geht.

Seit Beginn des Jahres 1867 war die französische Diplomatie unablässig bemüht, die italienische Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß sich wieder eine insurrectionelle Bewegung gegen Rom vorbereitete. Garibaldi erklärte bald darauf vor aller Welt, daß er sich an die Spitze der Bewegung stellen werde, und forderte in allen Städten Oberitaliens laut und offen zur Befreiung Roms auf. An den verschiedensten Punkten wurde mit den erforderlichen Vorbereitungen begonnen. Die französische Regierung war theils durch eigene Spione, theils durch Mittheilungen aus Rom, wo man der drohenden Gefahr keineswegs gleichgültig gegenüberstand, von diesen Vorbereitungen bis in ihre verborgensten Einzelheiten unterrichtet und drängte die italienische Regierung

Digitized by Google

unermüdlich zu einem energischen Einschreiten. Rattazzi aber stellte den eindringlichsten Mahnungen des französischen Gesandten nur Ausflüchte, Zweifel an der Bedeutung der Thatsachen und eitle Versprechungen entgegen. Zu einem kräftigen Einschreiten war er nicht zu bewegen. Das Beispiel Cavour's vor Augen, beabsichtigte er, ohne darum mit Frankreich zu brechen, der Revolution freies Spiel zu lassen, um schließlich die Erbschaft ihres Werkes anzutreten.

Unter dem, was Rattazzi dabei übersah, verdient besonders der Umstand Beachtung, daß auch der alternde Garibaldi nicht mehr der Heros von 1849 und 1860 war. Eine Exaltation, von welcher der sogenannte Genfer Friedenscongreß (September 1867) beklagenswerthes Zeugniß gibt, war an die Stelle jener scharfen Erkenntniß der Verhältnisse getreten, die mit Verwegenheit und Thatkraft gepaart den Agitator zu so gewaltigen Erfolgen geführt hatte. Garibaldi hat sich in der Stimmung der Römer wie in der Auffassung der gesammten politischen Lage Europas bitter getäuscht; er ist zur That geschritten, ohne die Chancen des Erfolgs zu berechnen, und hat dadurch seine Nation statt sie dem erstrebten Ziele näher zu führen, nur um eine bedeutende Strecke von demselben zurückgeschleudert. Eins aber hat er, dank der Haltung Napoleon's, erreicht, er hat den Drang der Nation nach Unabhängigkeit von der französischen Vormundschaft bei Tausenden in glühenden Haß gegen Frankreich verkehrt und dadurch ein Moment geschaffen, das nicht nur bei der fernern Entwickelung der Dinge auf der Halbinsel, sondern auch bei künftigen großen politischen Constellationen in Europa schwer in die Wagschale fallen kann.

Etwa drei Wochen nach Rattazzi's Amtsantritt richtete Garibaldi, noch immer italienischer General, an die in Florenz accreditirten Gesandten Englands, Preußens und Rußlands eine „Circularnote", in der er gegen die Souveränetät des Papstes protestirte und daran erinnerte, daß ihn die römische Constituante einst zum Gouverneur von Rom ernannt habe, welches Mandat ihm nur durch eine neue Kundgebung des Volkswillens entzogen werden könne. Er betrachte sich, hieß es weiter, daher noch immer als den einzigen Träger der höchsten Gewalt in Rom. Dieser Schritt, der in Rom erschreckte, wie er in Paris erbitterte, veranlaßte Rattazzi nur zu der wenig belangreichen Maßnahme, die römischen Flüchtlinge, die sich auf Geheiß Garibaldi's an der Grenze des päpstlichen Gebiets zu sammeln begannen, von dort zu entfernen. Die Bewegung wurde durch diese wenig durchgreifende Maßregel eher überstürzt als aufgehoben. Am 22. Juni versuchte eine schwache Bande die römische Grenze bei Terni zu überschreiten. Rattazzi, die Erfolglosigkeit dieses mangelhaft vorbereiteten Unternehmens erkennend, fand für gut die kleine Schar aufheben zu lassen und sich dadurch der unablässigen Vorstellungen der französischen Regierung wenigstens auf einige Wochen zu erwehren. Sechzig Garibaldi'sche Freiwillige wurden verhaftet, die übrigen zerstreut.

Bald darauf gaben die Verhandlungen des italienischen Parlaments über die Einziehung und Veräußerung der Kirchengüter neuen Anlaß, die Erbitterung Italiens gegen das päpstliche Regiment und neue Besorgnisse in Paris und in Rom wach zu rufen. Rattazzi hatte den Reden der Linken gegenüber, in denen Italiens Recht auf Rom in der leidenschaftlichsten Weise behauptet wurde, kein Wort des Tadels, er stimmte ihren Argumenten im Princip sogar offen bei. Dies sowie der Umstand, daß die Einschreibungen zu den Garibaldi'schen Freischaren nach wie vor allerorts offen und ungehindert betrieben wurden, veranlaßte die französische Diplomatie zu einem nunmehr ununterbrochen fortlaufenden Schriftwechsel, der einerseits zeigt, mit welcher Verschlagenheit Rattazzi Frankreich durch die positivsten Versprechungen hinzuhalten und zu täuschen verstand, und aus dem sich andererseits ergibt, wie trefflich man in Paris über die Plane und Vor-

Digitized by Google

bereitungen Garibaldi's orientirt war. Von dort her empfing der Gesandte in Florenz erst Aufschluß über das, was in seiner unmittelbarsten Nähe vorging.

Neben dieser diplomatischen Correspondenz, welche sich an die in der Septemberconvention Italien auferlegte Verpflichtung, die Grenzen des Kirchenstaats gegen Angriffe zu sichern, anlehnte, lief eine andere her, welche die in jenem Vertrage stipulirte Gegenleistung Frankreichs betraf und durchaus geeignet war, die Cabinete von Paris und Florenz einander noch mehr zu entfremden, insbesondere aber den Unabhängigkeitsdrang Italiens Frankreich gegenüber in hohem Grade zu steigern.

Im Hinblick auf den bevorstehenden Abzug der französischen Occupationstruppen aus Rom war zu Anfang des Jahres 1866 zwischen der päpstlichen Curie und dem französischen Cabinet das Abkommen getroffen worden, in Antibes an der Südküste Frankreichs für den päpstlichen Söldnerdienst eine Legion von 1200 Mann zu formiren, deren Offiziere und Unteroffiziere ausschließlich aus der französischen Armee genommen werden und deren übrige Mannschaften aus katholischen Freiwilligen aller Nationen bestehen sollten. Den größten Theil der letztern bildeten indeß gleichfalls französische Soldaten, denen zu diesem Zweck unter Vorbehalt der Abschied aus der Armee zugebilligt wurde. Frankreich hatte den Offizieren und Unteroffizieren, die sich zur Legion meldeten, den Rücktritt in ihr früheres Verhältniß unter Wahrung ihrer Anciennetät zugesichert. Schon bei Abschluß dieser Convention gab Italien auf diplomatischem Wege seinen Bedenken Ausdruck, daß die Legion durch diese Stipulation immer einen französischen Charakter behalten werde, was der Septemberconvention widerspreche. Drouyn de Lhuys antwortete, daß die Legion aus gänzlich verabschiedeten Soldaten bestehen und zur französischen Armee in keinerlei Beziehungen stehen werde; die Wahrung der Anciennetät erklärte er für eine innere, rein administrative Maßregel. Italien beruhigte sich dabei. Im Sommer 1866 wurde die Legion formirt. Da selbstverständlich der Absud aller Länder und namentlich des französischen Heeres in derselben vertreten war, kam es zu zahlreichen Desertionen. Schon um die Mitte des Jahres 1867 waren über 300 Mann aus den Reihen verschwunden. Infolge dessen erschien im Juli dieses Jahres plötzlich der französische General Dumont in Rom, trat in Uniform vor die Legion und richtete eine durchaus dienstlich gehaltene Ansprache an dieselbe. Italien nahm daraus Veranlassung zu sehr entschiedenen Vorstellungen in Paris. Moustier antwortete zunächst, General Dumont habe nur eine officiöse, keine officielle Mission gehabt, es sei ihm seitens des Kriegsministers nur der Auftrag ertheilt worden, sich während seines Privataufenthalts (séjour) in Rom über die Ursachen der Desertionen zu unterrichten. Eine Note gleichen Inhalts erschien bald darauf im „Moniteur". Italien forderte indeß bündigere Erklärungen und Garantien für die Zukunft. Noch schwebten die Verhandlungen, während deren Moustier sogar erklärte: „Quant à la mission du général Dumont, je ne la désavoue pas, je la nie", als ein vom 21. Juni datirter, also der Sendung Dumont's vorausgegangener Brief des französischen Kriegsministers Niel an den Commandanten jener Legion bekannt wurde, der nichts anderes besagte, als daß die Legion sich nach wie vor als einen Theil der französischen Armee zu betrachten habe, der nur aus politischen Gründen detachirt sei. Niel drohte darin sogar mit Strafen. Dies veranlaßte Italien eine förmliche Note an die französische Regierung zu richten, was denn schließlich eine sehr freundlich gehaltene Erklärung Frankreichs zur Folge hatte, mit der Italien sich beruhigen zu können glaubte. Der ganze Verlauf dieser Episode machte in Europa den Eindruck einer argen Bloßstellung der französischen Regierung, wenngleich die Genugthuung, die Italien erhalten hatte, keineswegs für ausreichend erachtet wurde. Niel blieb trotz eines Uebergriffs, den zu rechtfertigen man nicht den leisesten Versuch wagen durfte, ohne jedes ausdrückliche Démenti.

Digitized by Google

Unter dem Eindruck dieser Verhandlungen hatte die Agitation Garibaldi's glänzende Erfolge. Zahlreiche Patrioten, die den Moment, Rom für Italien zu gewinnen, noch nicht gekommen glaubten, sympathisirten mit der Actionspartei, weil sie die ganze Bewegung als eine Demonstration gegen Frankreich betrachteten. Die Presse erinnerte an Savoyen und Nizza und erklärte, daß Italien sich durch Aufopferung dieser Provinzen jeder Dankespflicht gegen den Kaiser Napoleon entledigt habe.

Um die Mitte des September traf Garibaldi in Florenz ein. Folgenden Tags veröffentlichten die „Riforma" und die „Italia" zwei Actenstücke, die an dem baldigen Uebergang zur That keinen Zweifel ließen. Das eine war ein an alle italienischen Patrioten gerichteter Aufruf der revolutionären römischen Junta, das auf die Befreiung Roms gerichtete Unternehmen mit Gut und Blut zu unterstützen, das andere die Antwort Garibaldi's, in der er die Römer beschwor, sich sofort muthig zu erheben und fest auf seine Hülfe zu rechnen.

Rattazzi, der entweder kein Vertrauen in das sofortige Gelingen des Unternehmens oder nur die Absicht hatte, Frankreich zu täuschen, richtete am 21. Sept. in der officiellen Zeitung eine Mahnung an die Italiener, sich durch den glänzenden Namen Rom nicht zur Verletzung internationaler Verträge fortreißen zu lassen. Er erklärte, die Regierung werde bis zur äußersten Grenze ihren einmal übernommenen Verpflichtungen nachkommen. Seine Proclamation verwies gleichzeitig auf die Aufgaben, die Italien im Innern zu lösen habe, und nannte es mit dem Patriotismus eines freien Bürgers unvereinbar, sich über das Gesetz zu stellen und die Rechte der höchsten Gewalt zu usurpiren. Es war zu spät, um durch ein solches Manifest dem Gange der Dinge Einhalt zu thun. Worte konnten nicht mehr ersetzen, was man an Thaten unterlassen hatte. Garibaldi hatte nach der seitherigen Haltung der Regierung allen Grund, an dem Ernst dieser Kundgebung zu zweifeln. Er verließ Florenz, um sich an die Spitze der Scharen zu stellen, die seiner an der päpstlichen Grenze harrten. Am 23. Sept. traf er in Asinalunga bei Siena ein. Dort erging an ihn seitens der Provinzialbehörde die Aufforderung, von seinem Unternehmen abzustehen und nach Caprera zurückzukehren. Da Garibaldi nicht Folge leistete, wurde er andern Tags verhaftet. In Florenz, wo nur wenige daran gezweifelt hatten, Garibaldi handle im stillschweigenden Einverständniß mit Rattazzi, wurde die Nachricht von diesem Acte mit tiefer Misbilligung aufgenommen, es kam zu Straßenaufläufen und Verhaftungen. Maßlose Verwünschungen gegen Frankreich wie gegen Rattazzi wurden laut. Man war der Meinung, der Minister habe nur im Dienste Napoleon's gehandelt, indem er die Bewegung zu diesem Punkte kommen ließ, um sie dann mit einer Gewaltmaßregel abzuschließen. Bald indeß zeigte sich, daß es Rattazzi mit seinem Einschreiten keineswegs Ernst gewesen. Garibaldi ward nach Alessandria geführt, von dort aber schon am 27. Sept. nach seiner Insel Caprera geleitet und hier auf freien Fuß gesetzt. Italienische Kriegsschiffe bewachten seitdem die Insel. Daß Garibaldi vor seiner Freilassung bindende Versprechungen gegeben habe, von einer Wiederaufnahme seines Unternehmens abzustehen, ist von keiner Seite behauptet worden. In Paris war man verstimmt, daß die italienische Regierung in dieser Beziehung keine Garantien gefordert hatte, wenn man auch andererseits die Freilassung billigte, da man die Schwierigkeit der Stellung des Ministeriums gegenüber der Actionspartei in der Kammer sehr wohl würdigte und das Verhältniß Garibaldi's als Deputirter in Betracht nahm. Rattazzi nahm die Glückwünsche und den Dank, den ihm der französische Gesandte namens seiner Regierung für sein energisches Einschreiten auszusprechen beauftragt wurde, mit größter Freundlichkeit entgegen. Das Mistrauen des Tuileriencabinets wurde dadurch wesentlich gemindert.

Die Führer der Expedition ließen sich durch die Verhaftung ihres Hauptes nicht

Digitized by Google

abhalten, nach kurzem Verzuge den Einfall ins Werk zu setzen, so unerwartet gering auch die Chancen des Gelingens waren. Von seiten der Römer zeigte sich nichts weniger als ein muthiges und freudiges Entgegenkommen. Rom selbst war an dem Tage, an dem der Einfall geschehen sollte, ruhig geblieben; die Demonstrationen, welche die Vorposten Garibaldi's, die schon vorher in einzelnen Abtheilungen die Grenze überschritten hatten, auf dem Lande und in den kleinern Städten wach riefen, erwiesen sich wenig belangreich. Die päpstliche Regierung bekundete volles Vertrauen zu ihren (etwa 8000 Combattanten zählenden) Truppen und hat sich darin im allgemeinen auch nicht getäuscht.

Rattazzi setzte der Wiederaufnahme des Versuchs thatsächlich kein Hinderniß entgegen. Der Cordon an der päpstlichen Grenze, den schon das Ministerium Ricasoli unmittelbar nach dem Abzug der französischen Truppen gezogen hatte, war schwach und wurde trotz aller von Paris ergehenden Warnungen nicht verstärkt. Bewaffnete Banden traten ununterbrochen in großer Zahl ins römische Gebiet über und vom 30. Sept. ab begann unter der obern Leitung von Garibaldi's Sohn, Menotti, gleichzeitig von Norden und Süden her ein planmäßiger Einmarsch größerer Colonnen in den Kirchenstaat. Man hoffte leichter Mühe Rom zu gewinnen und dort eine provisorische Regierung unter dem Protectorate Italiens aufzurichten, wie dies 1859 und 1860 anderwärts so trefflich gelungen war. Wäre dies wirklich geglückt, ehe Frankreichs Truppen zur Stelle gewesen, so hätte man unbedingt auf Rattazzi rechnen können und der Wille der Nation würde auch den rascher Entschlußfähigkeit entbehrenden König mit fortgerissen haben. Mit Garibaldi oder über ihn hinweg wären italienische Truppen in Rom eingezogen. Napoleon wäre dann nur die Wahl zwischen einem friedlichen Arrangement und einem Kriege gegen Italien geblieben. So wenig letzteres gerüstet war, so erschien doch die Gefahr nicht allzu groß. Ein Krieg gegen Italien wäre in Frankreich der unpopulärste gewesen und Napoleon selbst hätte gewiß am wenigsten gern sein Magenta und Solferino verleugnet. Die Hoffnung, Napoleon werde die vollendete Thatsache in Frieden hinnehmen und nur auf diplomatischem Gebiet seinen Willen zur Geltung zu bringen suchen, hatte daher eine gewisse Berechtigung. Ueberdies kam in Betracht, daß, sobald einmal die Kriegsfurie losgelassen war, sich leicht ein europäischer Krieg daraus entwickeln konnte, in dem sich die Allianzen keineswegs zu Gunsten Frankreichs gestaltet hätten. Napoleon hätte unbedingt fürchten müssen, daß sich während seines Engagements in Italien in Deutschland, vielleicht auch im Orient Dinge vollziehen würden, die seinen Wünschen wenig entsprochen hätten.

Des Kaisers Voraussicht und Entschlossenheit machte diesen Calcul der Garibaldi'schen Partei zu Schanden. Er ordnete ungesäumt die Zusammenziehung dreier Brigaden in der Nähe von Toulon an und ließ die Panzer- und Transportflotte des Mittelmeeres in Bereitschaft setzen. In Toulon war man näher bei Rom als die italienischen Truppen an der Landgrenze des Kirchenstaats; ihnen dort zuvorzukommen, war allein von Wichtigkeit. Daher auch das ernste Widerstreben Napoleon's bei jeder Andeutung Rattazzi's, daß er nur durch das Einrücken der italienischen Truppen ins römische Gebiet dem Treiben der Banden wirksamen Widerstand leisten könne. Schon diesen Andeutungen gegenüber, namentlich aber bei spätern Vorgängen wurde die Ueberschreitung der Grenze durch italienische Truppen als eine Verletzung der Septemberconvention und des Völkerrechts bezeichnet, während die kaiserliche Logik sich keineswegs bemühte, darzuthun, in welcher Weise die Septemberconvention Frankreich zu einer neuen römischen Expedition berechtige.

Die in das römische Gebiet eingerückten Freischaren wurden von der Bevölkerung mit wenig Begeisterung aufgenommen. Die Masse ihrer Bedürfnisse, die im Requisitionswege befriedigt werden mußten, und die schlechte Disciplin mochte daran die Hauptschuld tragen. Wo sie päpstlichen Truppen begegneten, wurden sie dazu noch allerwärts zurück-

Digitized by Google

gedrängt. Im allgemeinen aber kam es selten zum Gefecht, da die römische Regierung die Hauptstadt nicht entblößen und nur schwache Abtheilungen zur Landesvertheidigung verwenden konnte. Dadurch gelang es den Freischaren, sich mehrere Wochen innerhalb des Kirchenstaats zu behaupten. Am 18. und 19. Oct. aber wurden sie vollständig zurückgedrängt und am 20. war das päpstliche Gebiet wieder geräumt.

Während dieser Zeit schwebten ernste Unterhandlungen zwischen Paris und Florenz. Die Vorstellungen Frankreichs gewannen mehr und mehr den Charakter bitterer Vorwürfe. Italien erklärte darauf, der gegenwärtige Zustand sei unhaltbar geworden, die an der Grenze aufgestellten Truppen seien erschöpft, ihre Aufgabe überdies eine unlösbare. Selbst wenn man das ganze, zur Zeit 200000 Mann zählende italienische Heer an der langgestreckten Grenze des Kirchenstaats als Cordon verwenden wolle, würde es unmöglich sein, dieselbe hermetisch abzuschließen. Das Hauptinteresse Rattazzi's zielte dabei immer dahin, Frankreichs Genehmigung zum Einrücken in die insurgirten päpstlichen Gebiete zu erringen. Zu diesem Zweck wurde sein Gesandter in Paris angewiesen, dem ganz Italien erfüllenden Gefühl Ausdruck zu geben, daß das Wächteramt, welches die Septemberconvention nach französischer Interpretation der Regierung an der Grenze des päpstlichen Gebiets zuweise, ein unwürdiges sei, solange der Armee die Ueberschreitung derselben verwehrt bleibe. Niemand wird dies verkennen. Trotz des Bannfluchs des Papstes, der Italiens Schutz verschmähte, unter der Controle Frankreichs Schergendienste zu verrichten, war in Wahrheit eine mit der nationalen Ehre unvereinbare Zumuthung.

Um Frankreich für das Zugeständniß einer Grenzüberschreitung zu gewinnen, die den Charakter des Ganzen verändert hätte, weil das Königreich Italien dadurch die Rolle der zur Bekämpfung der Revolution auf der Halbinsel überhaupt berufenen Macht übernommen haben würde, gab Campello, der Chef des Aeußern im Ministerium Rattazzi, dem italienischen Gesandten in Paris, Nigra, den Auftrag, es als seine (Nigra's) persönliche Meinung, also ohne die Regierung zu engagiren, auszusprechen, daß das Einrücken italienischer Truppen für die Lösung der römischen Frage kein Präjudiz schaffen werde, dieselbe vielmehr dem Austrage durch einen Congreß der europäischen Mächte vorbehalten werden könne. Auf diese Vorstellungen wurde die italienische Regierung einfach bedeutet, daß Frankreich dem Papst zu Hülfe eilen werde, wenn Italiens Kräfte und Anstrengungen sich zum Schutz der Grenzen unauskömmlich erwiesen. Napoleon verkannte keinen Augenblick, daß es tausendmal schwieriger sein würde, die Italiener später wieder zum Abmarsch zu bewegen, als sie von vornherein fern zu halten. Die beiläufig angeregte Congreßidee wurde dagegen wohlgefällig aufgenommen. Rattazzi aber eröffnete, als ihm letzteres mitgetheilt war, dem Gesandten officiell, daß die Regierung Italiens den Congreß vermieden zu sehen wünsche, und daß sie unter Wahrung der Unabhängigkeit des Papstes nur die geistige Unabhängigkeit verstehe. Außerdem wurde der Gesandte angewiesen, es als festen Entschluß der Regierung kundzugeben, daß die italienischen Truppen sofort nach der Einschiffung französischer Truppen die Grenze überschreiten würden. Alle Anstrengungen, diese Einschiffung zu hindern, wurden dem Gesandten zur besondern Pflicht gemacht.

Napoleon war am 15. Oct. von Biarritz in Saint-Cloud eingetroffen. Am 16. Oct. fand unter Theilnahme der Kaiserin, die sich in dieser Frage zur Herrin der Situation aufgeschwungen haben soll, ein Ministerrath statt. Nigra hatte noch vorher Gelegenheit, im Sinne der eben eingegangenen Weisungen Rattazzi's zum Marquis Moustier zu reden; aber vielleicht gerade der von Rattazzi geführten Sprache wegen wurde die Absendung des Expeditionscorps im Princip beschlossen. Weitern eifrigen und mit Vorsicht gepaarten Bemühungen Nigra's, die von dem Staatsminister Rouher unterstützt wurden, ist es indeß zuzuschreiben, daß in dem am folgenden Tage stattfindenden Ministerrathe

Digitized by Google

die Einschiffung vorläufig aufgeschoben wurde. Rouher hatte eine gleichzeitige Intervention Frankreichs und Italiens vorgeschlagen, dieselbe wurde indeß im Ministerrathe entschieden verworfen. Dem französischen Gesandten in Florenz wurde aufgetragen, von der Regierung bestimmte Bürgschaften für den Ernst ihres Auftretens gegen die Freischaren zu verlangen. Außer völliger Unterdrückung der Werbebureaux und ähnlichen Maßnahmen wurde der Erlaß einer entschieden gehaltenen Proclamation seitens des Königs gefordert.

Am 19. Oct., dem Tage, als die bezüglichen Depeschen in Florenz eintrafen, war dort bereits eine Krisis eingetreten. Victor Emanuel war durch die dauernden Pressionen Frankreichs ins Schwanken gekommen und das Ministerium Rattazzi hatte ihm seine Entlassung angeboten. Der König zögerte mit der Annahme. Als aber andern Tags der französische Gesandte die letzten Forderungen seiner Regierung geltend machte, als gleichzeitig die Nachricht eintraf, Garibaldi sei trotz der ihn bewachenden sechs Kriegsschiffe von Caprera entkommen und in Livorno gelandet (ein Unternehmen, um das Rattazzi zweifellos schon vorher wußte), entschied sich der König zur Annahme der Dimission und zur Unterwerfung unter den Willen Frankreichs. Er berief den General Cialdini, denselben, der bei Aspromonte Garibaldi besiegt und gefangen genommen hatte, zur Bildung eines neuen Ministeriums. Napoleon nahm infolge dessen den am 20. Oct. bereits nach Toulon ergangenen Befehl zur Einschiffung des Expeditionscorps vorläufig zurück. Ein Theil der Truppen, der bereits an Bord war, wurde wieder ans Land gesetzt.

Cialdini war indeß nicht gewillt, ein Reactionsministerium zu bilden, in den Reihen der gemäßigten Linken aber fand er keine Collegen, mit denen es möglich gewesen wäre, die Beziehungen zu Frankreich den Wünschen des Königs gemäß herzustellen. Am 26. Oct. gab er sein Mandat in die Hände des Königs zurück. Während dieser Zeit führte das alte Ministerium die Geschäfte nur formell weiter, in Wahrheit aber war Italien ohne Regierung. Garibaldi ließ sich durch die veränderte Situation, die es kaum mehr möglich erscheinen ließ, vor den Franzosen in Rom zu erscheinen, nicht abhalten, seinen Plan ins Werk zu setzen. Der regierungslose Zustand des Landes kam freilich seinen ersten Schritten außerordentlich zu Hülfe. Er erschien am 23. Oct. frank und frei in Florenz und sprach öffentlich zum Volke, das ihn mit unendlicher Begeisterung empfing. Jedes Wort des Fluchs, das er gegen Frankreich schleuderte, fand den lautesten Widerhall. Die Eroberung Roms und die Niederwerfung der Franzosen erklärte er für zweifellos. Am 23. Oct. verließ er mit einem Extrazuge, der ihm bereitwillig gestellt wurde, die Hauptstadt, vereinigte sich an der päpstlichen Grenze mit seinem Sohne Menotti und versuchte schon am folgenden Tage die Stadt Viterbo zu stürmen. Hier von den Päpstlichen zurückgeschlagen, wandte er sich gegen Monte-Rotondo, das er am 26. Oct. der schwachen Besatzung glücklich entriß. In der dadurch gewonnenen, nur 2 Meilen von den Thoren Roms gelegenen Position faßte Garibaldi mit etwa 4000 Mann festen Fuß, um seine Vereinigung mit den von Südosten anrückenden Scharen abzuwarten.

In Rom war es gleichzeitig mit Garibaldi's Erscheinen in Florenz zu revolutionären Ausbrüchen gekommen. Es wurde ein Theil der Kaserne, in welcher die päpstlichen Zuaven lagen, in die Luft gesprengt, und die Position auf dem Monte-Parioli von einer schwachen Insurgentenschar in Besitz genommen. Im ganzen aber erwies sich das revolutionäre Element als äußerst schwach und die Regierung blieb vollständig Herr der Situation. Der Monte-Parioli wurde zurückerobert, Rom selbst am 25. Oct. in Belagerungszustand erklärt und an den Hauptthoren verschanzt.

Am 26. Oct., demselben Tage, als sich Garibaldi in Monte-Rotondo festsetzte und Cialdini sein Mandat zur Bildung eines Ministeriums in die Hand des Königs zurückgegeben hatte, verfügte Napoleon, dem die Haltung Victor Emanuel's keine ausreichenden

Digitized by Google

Garantien gegen eine Grenzüberschreitung der italienischen Truppen bot, das Auslaufen der Expedition. Dringende Hülferufe aus Rom hatten ihn mit dazu bestimmt. Das Geschwader erschien am 28. Oct. vor Civita-Vecchia, die Landung erfolgte indeß wegen heftiger Stürme erst am 30. Oct., an demselben Tage aber auch schon, da die Eisenbahn frei war, der Einmarsch der ersten Colonnen in Rom. Es fehlte nicht an Jubelrufen seitens des Pöbels und an feierlichen Begrüßungen seitens der hohen Würdenträger.

Die taktische Entscheidung ließ nun nicht auf sich warten. Garibaldi stand, die Ankunft der Franzosen in ganz unbegreiflicher Weise ignorirend, noch immer in Monte-Rotondo. Der von der Regierung an ihn erlassenen Aufforderung, sich hinter die italienischen Linien zurückzuziehen, hatte er kein Gehör gegeben, einen Marsch gegen Südosten, der ihm die Vereinigung mit weitern Zuzügen ermöglicht hätte, zu lange hinausgeschoben. Die Stärke seiner schlecht bewaffneten, zum großen Theil aus unreifen Knaben bestehenden Schar hatte sich inzwischen auf etwa 7500 Köpfe gesteigert. Eine Colonne von 300 Päpstlichen, denen 2000 Franzosen als Reserve unmittelbar folgten, rückte am 3. Nov. von Rom aus und stieß nach kurzem Marsch auf Garibaldi's Vorposten. Die Päpstlichen schritten zum Angriff, und unter den Mauern von Mentana, südlich von Monte-Rotondo, kam es zu heftigem Kampfe. Garibaldi's Streiter wurden gedrängt, rückten aber wieder vor und brachten durch geschickte Flankenbewegungen die Päpstlichen in eine sehr bedenkliche Lage, aus der sie nur durch das Eingreifen der Franzosen, die hier ihre Chassepots zuerst „gegen lebendige Ziele" versuchten, befreit wurden. „Les Chassepots ont fait merveille", hieß es in einer Meldung des französischen Generals.

Der Kampf endete mit einer Niederlage Garibaldi's, der nach dem amtlichen französischen Bericht 600 Todte, viele Verwundete und 1600 Gefangene verlor. Seine Absicht, nach Südosten abzuziehen und sich vereint mit den von dort anrückenden Colonnen in die Abruzzen zu werfen, die er im Moment, da er angegriffen wurde, zur Ausführung bringen wollte, war vereitelt. Seine Scharen eilten der Grenze zu, wo sie von den italienischen Truppen entwaffnet wurden. Garibaldi selbst wandte sich nach Florenz, wurde aber unterwegs verhaftet und als Gefangener nach dem Fort Varignano bei La Spezzia abgeführt. Wenige Wochen darauf befreite ihn eine Amnestie.

In Florenz war am 27. Oct. durch den General Menabrea endlich ein Ministerium der Reaction gebildet worden. Sein erster Schritt war der Erlaß der Victor Emanuel von Frankreich auferlegten Proclamation, in welcher die Unternehmung Garibaldi's aufs härteste verurtheilt wurde. Seine Fahne, hieß es, sei nicht die des Königs, ein Kampf gegen Frankreich würde ein Bruderkampf sein. Um die Nation nicht aufs tiefste zu verletzen, wurde darin indeß doch, wenn auch etwas versteckt, auf den Parlamentsbeschluß, der Rom als Hauptstadt Italiens erklärt hatte, Bezug genommen und die Hoffnung ausgesprochen, daß es gelingen werde, im Sinne desselben die römische Frage „im Einverständniß mit Frankreich" zu lösen. Von bedeutsamerer Wirkung auf Italien wie auf Europa war es, daß das neue Ministerium nicht anstand, die von seiten Rattazzi's in Paris erfolgte Erklärung, daß gleichzeitig mit der Landung der französischen Truppen italienische die Grenze des Kirchenstaats überschreiten würden, wahr zu machen. Am 30. Oct. erging wirklich an einzelne Corps der Befehl, die nächstgelegenen päpstlichen Gebiete zu besetzen. Man bot dabei natürlich alles auf, einen Contact mit den Päpstlichen zu vermeiden und Frankreich möglichst wenig zu verletzen. Die Plebiscite, die in einigen Municipien zu Gunsten Italiens erfolgten, wurden entschieden zurückgewiesen. Dennoch gelang es bei aller Anstrengung nicht, den Kaiser Napoleon zu bewegen, die Occupation jener kleinen Gebiete zu gestatten. Italien sollte es nicht vergönnt sein, auch nur diesen Schein von Ebenbürtigkeit zu retten, die französische Oberherrlichkeit sollte

Digitized by Google

wieder ganz und voll zur Geltung kommen. Trotz sehr beruhigender Versicherungen, die Italien von russischer und englischer Seite zugegangen, entschlossen sich Victor Emanuel und sein Ministerium schon am 5. Nov., die Truppen wieder zurückzuziehen; die Maßregel wurde von der Nation damit motivirt, daß infolge der Ereignisse von Mentana die Ordnung wiederhergestellt sei, Italien auch formell sein Recht habe, jeder Grund für eine fernere Occupation also wegfalle. Frankreich ließ sich trotz der eindringlichsten Vorstellungen des florentiner Cabinets nicht bewegen, nun auch seinerseits von der Occupation Abstand zu nehmen. Es räumte zwar bald nachher Rom, behielt aber Civita-Vecchia, den Schlüssel Mittelitaliens, besetzt. Noch heute steht dort eine französische Brigade, und Civita-Vecchia ist im Hinblick auf die Panzerflotte des Mittelmeeres in der That nichts anderes als ein Fort von Toulon.

Diese strategische Position hatte nur dann einen Werth für Napoleon, wenn er sich mit dem seiner ganzen bisherigen Politik widerstrebenden Gedanken vertraut machte, in Italien statt des gesicherten und stets abhängigen Bundesgenossen eine unabhängige Macht, vielleicht seinen Gegner erkennen zu müssen. Dieser Gedanke war aber unabweisbar geworden. Die letzten Ereignisse hatten eine weite Kluft zwischen Italien und Frankreich geöffnet, in der die Sympathien, die ein Theil des italienischen Volks noch immer für Napoleon hegte, bis auf einen verschwindenden Rest auf immer begraben lagen. Die noch vom Ministerium Menabrea ausgesprochene Hoffnung, daß es endlich doch noch gelingen werde, im Einverständniß mit Frankreich nach Rom zu gelangen, hatte in der Nation jeden Boden verloren. Italien will Rom nicht mehr aus der Hand Frankreichs empfangen, es will es sich selbst verdanken. Tiefer als der Drang nach Rom wurzelt heute im Herzen des Volks das Verlangen nach Befreiung von der französischen Vormundschaft. Italien hatte sich schon nach Kräften gesträubt, Venetien als Geschenk Napoleon's anzunehmen, obgleich die österreichische Diplomatie es in eine Lage gebracht hatte, die seinem Widerstreben kaum einen Ausweg ließ. Die unehrenhafte Zumuthung, von der Allianz mit Preußen einseitig zurückzutreten, die darauffolgende zweideutige Haltung der französischen Politik, und endlich die Farce der Sendung des Generals Leboeuf, hatten den Unmuth der Nation schon zu einer tiefen Erbitterung gegen Frankreich gesteigert. Indeß war es der französischen Partei am Hofe Victor Emanuel's gelungen, dies Gefühl dadurch einigermaßen zurückzudrängen, daß man die Allianz mit Preußen discreditirte und damit Frankreich als den trotz alledem und alledem einzigen und unabweisbaren Bundesgenossen hinstellte. Die geschickte Benutzung eines sehr erklärlichen Schamgefühls der Nation ob ihrer Niederlagen angesichts der preußischen Siege, das freundschaftliche Kokettiren von seiten Oesterreichs, der Einfluß Lamarmora's und die persönliche Abhängigkeit des Königs von Napoleon — dies und anderes wirkten zu diesem Zwecke zusammen. Nach den Ereignissen im Herbst 1867 aber erwachten mit dem mühsam zurückgehaltenen und maßlos gesteigerten Haß gegen Frankreich plötzlich die lebhaftesten Sympathien für Preußen. Das Gefühl der Solidarität war in der ganzen Nation lebendig, und nicht leicht wird es eine Regierung vermögen, dasselbe bei der künftigen Wahl ihrer Allianzen unbeachtet zu lassen. Trotzdem, daß Preußen zur Zeit des letzten Garibaldi'schen Unternehmens Italien nicht die mindeste Hoffnung gemacht hat, ihm zur Erwerbung Roms direct behülflich zu sein, vielmehr eine Sprache geführt hat, die Italien darauf hinwies, daß es zunächst an seine innere Kräftigung und an die Wahrung seiner politischen Unabhängigkeit zu denken habe, ist die Nation zu dem vollen Bewußtsein gelangt, daß sie nicht in Frankreich, sondern im deutschen Norden ihren natürlichen Bundesgenossen zu suchen hat.

Lautes Zeugniß davon hat der Empfang des preußischen Kronprinzen gegeben, der im Frühling 1868 als Ehrengast bei der Vermählung des Thronerben von Italien am

Digitized by Google

Hofe Victor Emanuel's erschien. Von den Alpen über Turin bis Florenz bereitete das Volk aus eigenstem innersten Antriebe dem preußischen Prinzen einen wahren Triumphzug. „Dem Befreier Venetiens", „dem Helden von Sadowa", „dem Kaiser von Deutschland" — so lauteten allerwärts und bei allen Gelegenheiten die Jubelrufe des Volks, selbst in Gegenwart des Hofes und des Prinzen Napoleon, der sich persönlich stets als ein Freund Italiens erwiesen hatte. Ein Zeichen richtigen politischen Instincts war es, daß nirgends der Ruf erschallte: „Gib uns Rom, wie du uns Venetien gabst!" Italien verlangt nichts als die Erhaltung der durch den Kaiser Napoleon selbst bei ihm zu Ehren gebrachten preußischen Allianz, in der es die beste Garantie seiner Stellung als europäische Macht erkannt hat.

Hr. von Beust hat zur Zeit des luxemburger Handels dem Grafen Taufkirchen erklärt, Frankreich würde selbst einem Bunde Deutschlands, Oesterreichs und Rußlands nicht ohne Aussicht auf Bundesgenossen und auf Sieg gegenüberstehen. Es habe der Revolution in den Ländern seiner Gegner, es habe namentlich dem Königreich Italien noch viel zu bieten. Nach den Erfahrungen des letzten Jahres wird vielleicht auch der österreichische Reichskanzler anderer Ansicht geworden sein.

Napoleon mochte nicht anders haben handeln können, als er angesichts der Ereignisse vom Herbst 1867 gehandelt hat. Die Stellung, die er einmal zu Rom und Italien und zu der ultramontanen Partei seines eigenen Landes eingenommen hatte, forderte gebieterisch ihre Consequenzen. Aber in demselben Augenblick, da er sich entschloß, an die Gewalt zu appelliren, erkannte er die Folgen und versuchte seine auf die Dauer unhaltbar gewordene Position zu ändern. Eine europäische Conferenz sollte das Mittel dazu bieten. Oesterreichs Kaiser weilte in jenen Tagen der Krisis (23. Oct. bis 4. Nov.) mit Hrn. von Beust in Paris. Dies bot ein treffliches Mittel, das Conferenzproject sofort anzubahnen. Daß Hr. von Beust, der Rattazzi schon zur Verhaftung Garibaldi's seinen Glückwunsch hatte aussprechen lassen, jedem Wunsche Napoleon's aufs bereitwilligste entgegenkam, war selbstverständlich. Nicht nur wurde schon in Paris die volle Zustimmung zu jenem Conferenzplane ausgesprochen, Hr. von Beust machte auch nach seiner Rückkehr alle Anstrengungen, die übrigen Mächte dazu zu bewegen. In einer Note vom 19. Nov. erklärte er Frankreich durch die ganze Stellung, welche diese Macht den Thatsachen gegenüber einnehme, ganz natürlich dazu berufen, eine solche Conferenz zu veranlassen; ebenso natürlich schien es ihm, daß den Vorschlägen Napoleon's durch keine vorangehenden Verhandlungen vorgegriffen werde.

Anders dachten die übrigen Mächte; sie erkannten keinen Grund, Napoleon der schiefen Stellung zu entreißen, die er sich durch seine ehrgeizige und egoistische Politik im Laufe des letzten Jahrzehnts geschaffen hatte, vor allem aber wollten sie sich nicht auf Verhandlungen einlassen, die ein Scheitern in Aussicht stellten und dadurch der realen Lage der Verhältnisse, also der Machtstellung Frankreichs auf der Halbinsel eine gewisse Sanction verliehen hätten. Schon als Ende October ein Moustier'sches Circular die Conferenzidee anregte, wurden allseits Bedenken laut. Als am 9. Nov. die förmliche Einladung an fast alle europäischen Staaten erging, ließen die halb ablehnenden, halb ausweichenden Antworten nicht auf sich warten. Rußland, Preußen, England forderten ein bestimmtes Programm, Italien machte weitere Vorbehalte, nur Oesterreich, Spanien und — Hessen-Darmstadt nahmen unbedingt an.*) Zwei volle Monate stand die Conferenzfrage im Vordergrunde der politischen Tagesordnung, dann verlief sie im Sande. Sie bildete das jüngste Glied in der Reihe der politischen Miserfolge Napoleon's, die

*) Sachsen verfuhr äußerst correct, indem es die Einladung an das Präsidium des Norddeutschen Bundes abgab

Digitized by Google

mit den Bewerbungen um den Rhein im Jahre 1860 begonnen und sich seitdem fast ununterbrochen in großen und kleinen Dingen bis zum heutigen Tage fortgesponnen haben.

Auf die Stellung Napoleon's zu seinem eigenen Lande hat die zweite römische Expedition eine ungemein tiefgreifende Wirkung geübt. Das Schisma der Parteien in Fragen der äußern Politik, das schon zu Anfang October angesichts der deutschen Frage eintrat, hat sich dadurch weiter ausgebildet. Alle liberalen Elemente haben die Expedition verurtheilt, die reactionären dagegen, vor allem die ultramontanen haben sie mit ungeahntem Erfolge als einen Stützpunkt ihrer Macht verwerthet.

Als die neue parlamentarische Session am 18. Nov. 1867 eröffnet wurde, gab Napoleon zunächst in der deutschen Frage die zu Anfang October in Aussicht gestellte Erklärung im Sinne des Nichtinterventionsprincips ab. Sie lautete, etwas weniger elastisch als frühere Kundgebungen, wie folgt:

Seit Sie sich getrennt haben, tauchten unbestimmte Befürchtungen auf, welche, den öffentlichen Geist in Europa beunruhigend, überall den industriellen und commerziellen Verkehr beengten. ungeachtet der unverändert friedlichen Haltung meiner Regierung verbreitete man den Glauben, daß jede Aenderung der innern Verfassung Deutschlands die Ursache zu einem Conflict sein müsse. Dieser Zustand der Ungewißheit darf nicht andauern. Die Veränderungen, welche sich auf der andern Rheinseite vollzogen haben, müssen offen acceptirt werden; wir versichern, daß, solange unsere Würde und unsere Interessen nicht bedroht, wir uns in Umwandlungen, welche auf den Wunsch der Bevölkerungen vorgenommen werden, nicht einmischen werden. Die Beunruhigungen, welche sich kundgeben, lassen sich indeß zu einer Zeit schwer erklären, in der Frankreich der Welt das imposanteste Schauspiel der Versöhnung und der Friedensliebe gegeben hat.

Bezüglich Italiens befliß sich Napoleon gleichfalls eines wohlwollenden Tones. Es hieß in der Thronrede:

Da die Septemberconvention nicht ausgeführt war, mußte ich wiederum unsere Truppen nach Rom schicken, um die Macht des Heiligen Stuhls zu schützen. Unsere Haltung konnte die Einheit und Unabhängigkeit Italiens nicht bedrohen. Diese Nation, welche einen Augenblick überrascht war, begriff alsbald, wie sehr das monarchische Princip und die europäische Ordnung durch jene revolutionäre Demonstrationen gefährdet waren. Die Ruhe ist jetzt im Kirchenstaate fast vollständig hergestellt. Den Zeitpunkt der Rückkehr unserer Truppen können wir noch nicht berechnen. Für uns besteht die Septemberconvention, solange sie nicht durch einen neuen internationalen Act ersetzt wird. Die Beziehungen Italiens zum Kirchenstaate interessiren das gesammte Europa. Wir haben die Regelung dieser Beziehungen durch eine Conferenz vorgeschlagen, um neuen Verwickelungen vorzubeugen.

Von dem Deutschland gegenüber erklärten Nichtinterventionsprincip wollte der in der Legislativen vertretene klerikale Chauvinismus ebenso wenig wissen als ehedem; zu seinen Pressionen auf die Regierung wählte er indeß vorwiegend die italienische Frage und in dieser hat er einen in der Geschichte des zweiten Empire einzig dastehenden parlamentarischen Sieg errungen. Zuerst kam diese Frage im Senat zur Sprache, wo namentlich die Prälaten auf die positive Erklärung hindrängten, daß Frankreich die dauernde Aufrechterhaltung der weltlichen Macht des Papstes garantiren wolle. Es gelang der Regierung, die zur Zeit auf das Zustandekommen der Conferenz noch nicht alle Hoffnungen geopfert hatte, die Versammlung mit ausweichenden Erklärungen zu beruhigen, ohne sich positiv zu binden. Nicht so in der Legislativen. Dort war man fest entschlossen, von der Regierung eine Entscheidung, die den extremen Tendenzen der Majorität entsprach, zu erzwingen. Die Koryphäen der numerisch äußerst schwachen Opposition, Favre, Simon u. s. w., erschöpften sich vergeblich in geistvollen Reden zu Gunsten Italiens. Als sie geendet, trat am dritten Tage der Verhandlung Moustier, der Minister des Aeußern, auf und sprach, soviel er vermochte, im Sinne der Majorität. Um diese zu befriedigen, flocht er die

Digitized by Google

gröbsten Beleidigungen Italiens in seine Rede, er verschmähte selbst den trivialsten Hohn gegen die italienische Regierung nicht. Aber so jauchzend auch diese Partien der Rede aufgenommen wurde, eine bindende Erklärung, wie sie die Majorität verlangte, war damit noch nicht gegeben. Statt daß, wie die Regierung erwartete, der Schluß der Discussion beantragt wurde, erschien Thiers, der, seine Partei verlassend, diesmal als das leitende Haupt der Majorität auftrat, auf der Tribüne und ward freudig begrüßt. Mit dürren Worten bezeichnete er die seitherigen Theorien vom Nationalitätsprincip u. s. w. als überwundene Ideen. Einfach bekannte er sich zu den Grundsätzen, auf denen einst die spanisch-österreichische Hausmacht ruhte und die Richelieu für Frankreich adoptirte. Daß Frankreich die einheitliche Gestaltung Italiens und diejenige Deutschlands geduldet, bezeichnete er unter Beifallruf als die größten politischen Fehler der kaiserlichen Politik, als ersten Schritt zum Bessern aber, daß Frankreich jetzt, unbekümmert um den Willen Europas, aus eigener Machtvollkommenheit decretire, wie es in Sachen des Kirchenstaats gehalten werden solle. Das zündete bei der Majorität und — die Regierung gab nach.

Andern Tags (es war am 5. Dec.) erschien an Moustier's Stelle Rouher in der Kammer und gab folgende bindende Erklärung ab: „Wir erklären im Namen der französischen Regierung, Italien wird sich Roms nicht bemächtigen. Niemals... niemals... niemals wird Frankreich diese Beschimpfung seiner Ehre und Katholicität dulden. Es fordert die energische Ausführung des Septembervertrags, und wenn dieser Vertrag künftighin nicht seine Wirksamkeit findet, so wird es dabei selber nachhelfen (elle y suppléera elle-même). Ist das deutlich? Italien würde Frankreich an dem Tage, wo es die päpstlichen Staaten überfluten wollte, auf seinem Wege finden...." Und als wäre dies noch nicht klar genug, fügte der Staatsminister zum Schluß hinzu: „Als ich Rom sagte, sprach ich von der Hauptstadt des jetzigen Gebiets, und ich begreife in die Vertheidigung der weltlichen Gewalt des Papstes das jetzige Gebiet in seiner Integrität."

Die Majorität war befriedigt. Das klerikale Element fühlte sich wieder als das herrschende in Frankreich; der Kaiser, der ihm vor allem seine Krone dankt, muß sich heute wieder ganz ebenso auf dasselbe stützen, um bei den nächsten Wahlen eine willfährige Kammer zu erhalten und der Gewährung der Mittel für seine kostspieligen Heereseinrichtungen dauernd gewiß zu sein, wie er es im Beginn seiner Laufbahn gethan, um eine Krone auf sein Haupt zu setzen. Wie im Innern die Freiheit der Wissenschaft und des Handels, müssen in der äußern Politik die großen Theorien vom Selbstbestimmungsrecht und vom Nationalitätsprincip vor der Herrschaft dieses Elements zurücktreten. Seine Ausschreitungen niederzuhalten, ist dem Kaiser bis zur Stunde nur dadurch gelungen, daß er jede Reibung nach außen aufs sorgfältigste vermieden hat. Ob ihn dabei der feste Entschluß leitet, den Frieden zu erhalten, oder ob er nur die Vollendung seiner zu Anfang 1868 zum Gesetz erhobenen neuen Heeresorganisation abwarten will, um frische Zweige in den welkenden Lorber zu flechten und sich dadurch wieder zum Herrn der öffentlichen Meinung Frankreichs aufzuschwingen, muß eine nicht ferne Zukunft lehren.

Digitized by Google

Die Aufhebung der Verlagsmonopole und die deutschen Nationalbibliotheken.

Der deutsche Buchhandel ist mit Ablauf des Jahres 1867 in eine neue Aera getreten; die Privilegien unserer Classiker sind erloschen und diese dem breiten Strom der Concurrenz anheimgegeben. Schiller, Goethe, Lessing, Klopstock, Jean Paul haben jetzt zahlreiche Verleger im Norden und Süden unsers Vaterlandes, während einige dieser Autoren bei dem Beginn ihrer Laufbahn nach einem einzigen Verleger lange umhersuchen mußten. Wie's nach Uhland im deutschen Dichterwalde von allen Zweigen singt: so geht es jetzt in den Vogelkäfigen unsers Verlagsbuchhandels zu. Jeder dieser Papagenos kann jetzt die seltensten Vögel zum Verkauf bringen, und das Schloß ist ihm vom Munde genommen, das der hohe Bundestag davorgehängt hatte.

Diese Freiheit ist keine Frucht des im Jahre 1866 zusammengebrochenen Deutschen Bundes: sie ging nicht aus den Trümmern der Bundesgesetzgebung hervor, sondern sie war eine gesetzliche Nachwirkung seiner Beschlüsse, die ihn selbst überlebten. Schon der Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 hatte einen Schutz des schriftstellerischen Eigenthums auf die Dauer von zehn Jahren festgesetzt. Diese Frist beginnt für die in den vorhergehenden 20 Jahren erschienenen Werke mit dem Tage des Bundesbeschlusses, für die nach dem letztern erscheinenden Erzeugnisse vom Jahre ihres Erscheinens an. Der Bundesbeschluß vom 19. Juni 1845 dehnte den Rechtsschutz auf die Dauer von 30 Jahren nach dem Ableben des Autors, oder bei anonym und pseudonym erschienenen und bei den von Vereinen herausgegebenen Werken, von dem Erscheinen des Werks gerechnet, aus.

Durch die verschiedenen Landesgesetzgebungen, welche eine bunte Mannichfaltigkeit von Bestimmungen enthielten, wurde indeß die von der Bundesgesetzgebung angestrebte Einheit immer von neuem gefährdet, und dieser Widerspruch trat um so auffälliger hervor, je mehr der deutsche Buchhandel selbst nach Centralisation strebte. Als Organ dieses Strebens und des buchhändlerischen Fortschritts überhaupt tritt der Börsenverein der deutschen Buchhändler auf, der aus bescheidenen Versuchen und Anfängen (schon von 1792 ab) sich immer mehr zu einer entscheidenden Bedeutung emporschwang, namentlich, seitdem er seinen Sitz in der Deutschen Buchhändlerbörse in Leipzig aufgeschlagen hatte, die auf die Anregung von Friedrich Perthes erbaut und am 26. April 1836 feierlich eingeweiht worden war. Selbstverständlich setzte sich der Verein, da er in Leipzig seinen Sitz hatte, zunächst mit der sächsischen Regierung in Verbindung, sowie auch diese sich mehrfach an ihn wendete, um Vorschläge für größere Sicherung der literarischen Rechtszustände von ihm entgegenzunehmen. Schon im Jahre 1834 waren derartige Vorschläge des Vereins der sächsischen Regierung zugegangen und nicht ohne Einwirkung auf die spätere Gesetzgebung des Bundes geblieben. Im Februar 1855 forderte die sächsische Regierung den Börsenverein der deutschen Buchhändler auf, bestimmte und motivirte Vorschläge für die Formulirung der Grundsätze auszuarbeiten, welche den vorhandenen Bedürfnissen abzuhelfen geeignet erscheinen; auf Grund solcher Unterlagen sei die Regierung bereit, bei der Bundesversammlung entsprechende Anträge auf eine durchgreifende Abänderung und Vervollständigung der Nachdrucksgesetzgebung zu stellen.*) „Der Vorstand des Börsenvereins", sagt Oskar Wächter, „erkannte in dieser Aufforderung einen höchst willkommenen Anlaß, sich über die Verbesserung der das literarische Eigenthum betreffenden Gesetzgebung in umfassender Weise auszusprechen. In Erwägung, daß die vorhandenen Uebel-

*) Vgl. hierüber die gründliche Abhandlung von Dr. Oskar Wächter: „Der 9. November 1867 und die Verlagsrechte", in Nr. 258, 262, 264 des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel", Jahrgang 1867.

Digitized by Google

stände großentheils aus den Conflicten der Gesetzgebungen der deutschen Bundesstaaten, sowol untereinander als mit den betreffenden Beschlüssen des Deutschen Bundes hervorgehen, erkannte der Vorstand die Herbeiführung einer klaren, für das ganze Bundesgebiet gültigen Gesetzgebung als das nothwendige Ziel seiner Bestrebungen. Dieser Erkenntniß folgte die sachgemäße und von rühmenswerther Energie getragene Inangriffnahme; ein Wirken, wie es wol nicht leicht eine ähnliche Corporation aufzunehmen vermag, in dem planvollen Bemühen, autonomisch die Grundlegung eines völlig entsprechenden Rechtszustandes für den literarischen und artistischen Verkehr, für die Rechte der Autoren und Verleger allseitig befriedigend herzustellen. Der vollen Tragweite und Wichtigkeit seines Vorgehens bewußt, hat der Börsenverein, unbeirrt von allen Schwierigkeiten, mit Aufbieten der bedeutendsten Kräfte sein hohes Ziel verfolgt und soviel an ihm lag erreicht. Das Resultat dieser Bestrebungen war der noch im Jahre 1857 der sächsischen Regierung vorgelegte «Börsenvereinsentwurf». Doch schon vorher, als in Oesterreich die Schutzfrist für die vor 1837 erschienenen Werke infolge des Gesetzes vom 19. Oct. 1846 mit dem 19. Oct. 1856 abzulaufen drohte, hatte der Börsenverein eine Denkschrift an die sächsische Regierung gerichtet, mit dem Gesuch, sie möge bei der Bundesversammlung dahin wirken, daß für die Werke derjenigen Autoren, die bei Publication des Bundesbeschlusses bereits verstorben und deren Werke damals schon erschienen waren, ein gleichzeitiger Ablauf der Schutzfrist von Bundes wegen festgesetzt, und daß diese Schutzfrist nicht länger als auf zehn Jahre vom Tage des zu erlassenden Bundesbeschlusses bemessen werden möge."

Der Bundesbeschluß vom 6. Nov. 1856 war die Antwort auf dieses Gesuch. Er bestimmte: „Der durch den Art. 2 des Bundesbeschlusses vom 9. Nov. 1837 und den Beschluß vom 19. Juni 1845 für Werke der Literatur und Kunst gegen Nachdruck und mechanische Vervielfältigung gewährte Schutz, welcher durch besondere Bundesbeschlüsse im Wege des Privilegiums für die Werke einzelner bestimmter Autoren gewährt worden ist, wird dahin erweitert, daß dieser Schutz zu Gunsten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem Bundesbeschluß vom 9. Nov. 1837 verstorben sind, noch bis zum 9. Nov. 1867 in Kraft bleibt." Jedoch findet der gegenwärtige Bundesbeschluß nur auf solche Werke Anwendung, welche zur Zeit noch im Umfange des ganzen Bundesgebiets durch Gesetze oder Privilegien gegen Nachdruck und Nachbildung geschützt sind. Wenn nun auch der Endtermin der Schutzfrist nicht in allen Werken ein gleichförmiger ist, wie Wächter nachgewiesen hat, so sind doch mit Ende des Jahres 1867 alle Privilegien für unsere classischen Dichter erloschen.

Die Concurrenz tritt ihnen gegenüber in ihre vollen Rechte und erscheint wie überall als ein Vortheil für das Publikum, während sie für die Concurrenten selbst auch ihre bedenklichen Schattenseiten hat. Die außerordentliche Preisherabsetzung macht den minder Begüterten, ja dem ganzen Volke den Ankauf der Schiller'schen und Goethe'schen Gedichte und ihrer sämmtlichen Werke möglich, jenen Privatbesitz, welcher erst die völlige Vertrautheit mit den Schriften eines Autors vermittelt. Auch die ärmere Bevölkerung kann sich jetzt kleine Privatbibliotheken anlegen, sich hineinleben in ihre Dichter, sie in dieser oder jener Stimmung zur Hand nehmen, sie wie geistige Hausfreunde und Rathgeber befragen. Gewiß ein unschätzbarer Vorzug, und bei dem Bildungsstreben, welches gerade die minder vermögenden Schichten unsers Volks durchdringt, ein Vorzug, der im reichsten Maße ausgebeutet werden wird.

Man darf wol annehmen, daß die gebildeten Klassen, was Schiller und Goethe betrifft, kaum einen ausgiebigen Nutzen von der Freigebung der Verlagsrechte haben werden, denn Schiller und Goethe werden sich wol in den Privatbibliotheken dieser Kreise bereits befinden, indem der „gute Ton", soweit er überhaupt in literarischen Dingen mit-

Digitized by Google

zusprechen hat, gerade den Privatbesitz dieser beiden Dichter verlangt. Anders verhält es sich schon mit den übrigen Classikern; die Auswahl aus ihren Werken, welche die neuen Sammlungen bieten, wird allen Kreisen willkommen sein.

Wie aber ergeht es den neuen Dichtern, welche nicht so glücklich sind, vor 1837 gestorben zu sein, sondern vielleicht gar nicht allzu lange vorher das Licht der Welt erblickt haben, in der neuen Epoche des deutschen Buchhandels? Diese Frage kann nur denjenigen gleichgültig erscheinen, welche von der neuen Literatur so gering denken, wie es in manchen Kreisen gelehrter und todter Gelehrsamkeit oder blasirter Indifferenz Brauch ist. Die Nation als solche muß und wird sich das Bewußtsein wahren, daß sie den lebenden und strebenden Talenten gegenüber die höchsten Verpflichtungen hat; denn es wäre ein glänzendes Armuthszeugniß, das man ihr ausstellte, wenn man sie verdammen wollte nur von der Vergangenheit zu zehren, und mit demselben Federzuge, mit dem man den Fortschritt der Nationalliteratur ausstreicht, streicht man auch den Fortschritt der Nation aus.

Allgemein ist indeß die Klage, daß, wenn auch die geistige Aneignung moderner Schriften und Dichtungen noch immer in weitern Kreisen verbreitet ist, doch die Aneignung für den Privatbesitz, für die eigene Bibliothek gerade bei den wohlhabenden Ständen durchaus nicht als ein Beweis oder als ein Gebot der Bildung gilt, wie dies in Frankreich und England der Fall ist. Alle neuern Schriftsteller, die sich eines literarischen Rufes erfreuen, dürfen dort in keiner Privatbibliothek fehlen, sei es die des Lords oder die seines Pachters. Dadurch wird der Verlagsbuchhandel gehoben und die literarische Thätigkeit zu einer glänzenden Einnahmequelle, ganz abgesehen von der Ermuthigung, die für jedes Schaffen in der Theilnahme des Publikums, in der Sicherheit des Erfolgs liegt. Möglich, daß oft ein Interesse an der Literatur nur äußerlich zur Schau gestellt wird; der große Vorsprung unserer westlichen Nachbarvölker liegt gerade in der Anerkennung einer socialen Verpflichtung gegenüber der Literatur. Vor den Bücherschränken unserer wohlhabenden Klassen, reicher Gutsbesitzer und Kaufleute, wandelt uns oft ein horror vacui an. Abgesehen von einzelnen fachwissenschaftlichen Werken, dem „Conversations-Lexikon" und etwa noch Schiller's und Goethe's Schriften, herrscht in denselben eine trostlose Oede, die man nur allzu geneigt ist auf den geistigen Horizont der Besitzer selbst zu übertragen, mit Anwendung des alten Spruchs: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist." Die in vielen Dingen oft heilsame Tyrannei der Mode zwingt in Deutschland niemand, gegen seine Neigung die Literatur zu unterstützen. Für die Unterhaltungslektüre sind die Leihbibliotheken ausreichend, deren beschmuzte Bände man in den feinsten Boudoirs findet. Während die Romanschriftsteller wenigstens in den Leihbibliothekaren sichere Käufer finden, sind die Lyriker und Dramatiker ganz dem Belieben des Zufalls preisgegeben. Anerkannte und glänzende Talente, denen etwa die Sympathien der jüngern Frauenwelt und prächtige Miniaturausgaben fehlen, dürfen auf keine Stätte in den Privatbibliotheken Anspruch machen, und dramatische Dichter, deren Werke über die meisten Bühnen gehen, werden deshalb keineswegs in den Bücherschränken untergebracht.

Alle diese Mißstände werden zunächst durch die Freigebung des Verlags keineswegs gehoben, sondern im Gegentheil vermehrt. Die ausnehmende Wohlfeilheit der Classiker in den neuen Concurrenzausgaben sticht um so auffälliger ab gegen die theuern Preise, welche der Verlagsbuchhandel gerade wegen der Theilnahmlosigkeit des Publikums für die Werke moderner Dichter verlangen muß. Wer Schiller's Gedichte für 2 Sgr. kaufen kann, mit welchen Augen wird er auf die Prätensionen eines nachgeborenen Poeten blicken, dessen geistige Kinder, vertheuert durch eine elegante Miniaturausgabe, für 2 Thlr. feilgeboten werden? Dort ein unsterblicher Dichter, hier ein zweifelhafter Epigone, welch

Digitized by Google

ein erstaunliches Misverhältniß, das im Stande scheint, die ganze Fortentwickelung unserer Literatur zu gefährden, die wie alles Geistige doch wesentlich von materiellen Bedingungen mit abhängig ist!

Zweierlei mag hierbei tröstlich sein. Einmal wird die Wohlfeilheit der neuesten Classikerausgaben die Verleger zwingen, auch die Werke neuerer Dichter zu billigern Preisen abzulassen, weil sonst eine Concurrenz dieser mit jenen überhaupt unmöglich sein würde. Dies ist um so wünschenswerther, als die Theilnahme für die Dichter ziemlich im umgekehrten Verhältniß steht zu den materiellen Glücksgütern, sodaß die Form eleganter Miniaturausgaben als eine verfehlte Speculation erscheinen muß, wenigstens bei allen denjenigen Poeten, welche sich vermöge ihrer männlichen Gesinnung und geistigen Tiefe nicht für Toilettentische eignen.

Dann aber wird der Speculation, welche viele Hunderttausende von Exemplaren unserer Classiker mit einem Wurf auf den Büchermarkt schleudert, doch bald der Athem ausgehen, da unmöglich alle Concurrenzunternehmungen denselben Erfolg haben können, der zunächst den wohlfeilsten am meisten gesichert ist; denn diese treffen gerade den wesentlichen Punkt, in welchem sich die neue Aera von der frühern unterscheidet. Indem die Classiker außerdem Gemeingut aller Stände werden, wird doch in manchen Kreisen der Wohlhabenden der Ehrgeiz erwachen, sich von der Menge zu unterscheiden und statt der spottbilligen Classiker, die aller Welt zugänglich sind, sich einen oder den andern neuen Dichter anzuschaffen, dessen Preis vielleicht nicht im richtigen Verhältniß zu seinem Werthe steht, dessen Besitz aber doch die Vermuthung rechtfertigt, der Eigenthümer gehöre den bevorzugten Klassen an, die sich besondere Genüsse zu verschaffen im Stande sind.

Außer der Billigkeit und der großen Verbreitung, welche durch sie ermöglicht wird, außer diesen Vortheilen, welche dem Publikum zugute kommen, rühmt man aber der neuen Aera noch einen mehr literarischen Vorzug nach: die Möglichkeit einer sorgsamern kritischen Textrevision, die zum Theil von den privilegirten Verlegern verabsäumt worden sei. Offenbar ist hier auf geistigem Gebiet die Concurrenz förderlich; denn durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte kann hier erreicht werden, was den einzelnen bei der fast unbezwingbaren Reichhaltigkeit des vorliegenden Stoffs eine schwer zu lösende Aufgabe bleibt. Ein Endurtheil über die Lösung derselben wird indeß erst nach dem Abschluß dieser kritischen Textrevisionen möglich sein.

Wenn wir fragen, wie der deutsche Verlagsbuchhandel die neue ihm gewährte Freiheit benutzt, so wird die Antwort betonen müssen, daß die Form nationaler Bibliotheken, die sich meistens mit Grazie in infinitum ausdehnen, die bei weitem beliebteste ist und dagegen die Herausgabe der einzelnen oder gesammelten Schriften dieses oder jenes Classikers in den Hintergrund tritt. Das Große, Langathmige, Weitaussehende lockt den Ehrgeiz der Verleger und verspricht, im Falle eines günstigen Erfolgs, auch die glänzendsten finanziellen Resultate. Ueberdies geht die Neigung der Zeit auf das Encyklopädische, auf Sammelwerke, in denen vieles und allen etwas geboten wird; man zieht die Anthologien einzelnen Gedichten vor; ja man liest lieber eine Literaturgeschichte, in der man die Urtheile über die Dichter gleich baar einkassirt, als die Werke der letztern ohne solche kritische Beigabe. Die Nationalbibliotheken befriedigen in der Mehrzahl auch dieses Interesse, indem biographische und literarisch-kritische Einleitungen oder Nachworte den aufgenommenen Schriften der Classiker beigefügt sind. Der Begriff der letztern wird mehr und mehr buchhändlerisch bestimmt, wie dies schon bei den Cotta'schen Ausgaben der Fall war, in denen nur die Autoren des eigenen Verlags berücksichtigt wurden und Ladislaus Pyrker als ebenbürtiger Classiker neben Schiller und Goethe stand. Gegenwärtig ist ein deutscher Classiker, der sich durch seine Aufnahme in eine „National-

Digitized by Google

bibliothek" als solcher legitimirt, jeder namhafte deutsche Schriftsteller, der vor dem 9. Nov. 1837 das Zeitliche gesegnet hat. Gleichwol üben die Verleger eine strenge, durch ihr Interesse gebotene Kritik an den ehrwürdigen Häuptern des deutschen Parnasses, und wenn auch in den Bibliotheken nicht gerade „manches theuere Haupt" fehlt, so gibt es dennoch Classiker, die als veraltet und ungenießbar betrachtet und deshalb dem Publikum nur in vorsichtigster Auswahl vorgeführt werden. Den ganzen Klopstock, den ganzen Wieland selbständig herauszugeben oder vollständig einer „Nationalbibliothek" einzureihen, das hat bisjetzt noch keiner der zahlreichen Verleger gewagt, welche von der neugewährten Freiheit des deutschen Buchhandels ausgiebigen Gebrauch machten. In der That beruht diese Enthaltsamkeit auf einer richtigen Schätzung der Sympathien, welche jene Schriftsteller noch bei dem Publikum der Gegenwart finden; denn es sind in neuer Zeit zahlreiche Talente aufgetaucht, welche in Bezug auf ursprüngliche Begabung jenen mindestens ebenbürtig sind und sie durch Fülle eines, aus einer großen Zeit geschöpften Inhalts überflügelt haben.

Die „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts" (Leipzig, F. A. Brockhaus), von der uns ungefähr ein Dutzend Bände vorliegt, dürfte unter den großen Unternehmungen auf diesem Gebiete wol in erster Linie stehen, schon weil sie weniger improvisirt erscheint als die andern, weniger hervorgerufen durch den Ablauf der bundesgesetzlichen Schutzfrist, sondern als eine Fortsetzung früher bereits begonnener Sammelwerke: „Deutsche Classiker des Mittelalters" und „Deutsche Dichter des 16. Jahrhunderts", jene von Franz Pfeiffer, diese von Karl Goedeke und Julius Tittmann herausgegeben. So bildet die neue Bibliothek gleichsam den Schlußstein der frühern Unternehmungen und führt mit ihnen zusammen die ganze deutsche Nationalliteratur, in dem verjüngten Maßstab einer kritischen Auswahl, dem Leser vor. Unter ihren Herausgebern finden sich die anerkanntesten Namen auf dem Gebiete deutscher Literaturgeschichtschreibung: Gervinus, Hettner, Pfeiffer, Bartsch, Goedeke, Biedermann, Julian Schmidt, und außerdem eine große Zahl von Schriftstellern, welche diese oder jene Specialität auf literargeschichtlichem Gebiete gepflegt haben, mit diesem oder jenem Ausschnitt aus dem Kreise unserer nationalen Production besonders vertraut sind. In den Einleitungen, Anmerkungen und der Textrevision der bisher erschienenen Werke fühlt man überall die sichere Hand von Autoren heraus, welche ein besonderer Zug geistiger Verwandtschaft mit den von ihnen herausgegebenen Dichtern verknüpft. Die Auswahl selbst befolgt keine chronologische oder, dem einzelnen Schriftsteller gegenüber, erschöpfende Anordnung; sie stellt auch zunächst nicht die größten Dichter in erste Reihe, sondern sie sucht durch den Wechsel anzulocken, ohne in das willkürlich Anthologische zu verfallen, indem sie jedem einzelnen Werke sein volles Recht einräumt und wo sie eine Auswahl in einem einzelnen Bande veranstaltet, doch immer das Bedeutende und dieses lückenlos mittheilt.

Nach dem Prospect sollen die seit dem Hervortreten der nationalen Richtung in der deutschen Literatur, d. h. etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten Erzeugnisse der Poesie und Prosa, insofern sie bestimmend auf den Entwickelungsgang des deutschen Schriftthums eingewirkt oder wegen ihres bleibenden Werthes noch vollen Anspruch an die Theilnahme der Gegenwart haben, Aufnahme in der Bibliothek finden. Uns scheinen diese beiden Gesichtspunkte nicht ausreichend zu sein und werden auch keineswegs von den Herausgebern ausschließlich beobachtet. Die von F. W. Ebeling herausgegebene „Jobsiade" Karl Arnold Kortüm's (5. und 6. Band dieser Bibliothek) hat auf den Entwickelungsgang des deutschen Schriftthums durchaus nicht bestimmend eingewirkt und auch ihr bleibender Werth läßt sich bestreiten. Wohl aber ist sie in ihrer altfränkischen Holzschnittmanier und ihrem derb hahnebuchenen Stil eine Curiosität und verdient deshalb nur als Versuch, ein komisches Epos selbständig auf volksthümlicher

Digitized by Google

Grundlage aufzubauen, in den Bibliotheken aufbewahrt zu werden. Auch die Werke des „Maler Müller", herausgegeben von Hermann Hettner (10. und 11. Band der Bibliothek), dürften kaum nach der einen oder der andern Seite hin ihre Berechtigung nachweisen können; doch sind sie ebenfalls interessant als Werke eines originellen Kopfes; es gibt literarische Sonderlinge, die man wie physiologische Merkwürdigkeiten in Spiritus aufbewahren muß. Daß von Klopstock die „Oden" allein (herausgegeben von Heinrich Düntzer, 2. Band der Bibliothek) aufgenommen worden sind, ist vollkommen gerechtfertigt. Trotz aller syntaktischen Verzwicktheiten und der Verschrobenheit einer verkünstelten Metrik und sprachwidriger Wortbildungen haben Klopstock's Oden den Pulsschlag echter Begeisterung und sind in jenem hohen Dichterstil geschrieben, welcher dem Miniaturkram der Gegenwart gegenüber immer ein vorleuchtendes Muster bleiben wird. Die „Volksmärchen" von Musäus, denen niemand liebenswürdige Grazie absprechen wird, so wenig sie auch den volksthümlichen Ton treffen; „Die bezauberte Rose" von Ernst Schulze, eine Unsterblichkeit aus der Zeit der Taschenbücher; Friedrich Schleiermacher's „Reden über die Religion", die Hauptthat einer vermittelnden Theologie, die sich mit der Bildung der Gegenwart auf guten Fuß zu setzen sucht; Lessing's drei Hauptdramen; Wieland's „Oberon" — diese Werke bilden die übrigen uns vorliegenden Bände der Brockhaus'schen Bibliothek. Daß die Textrevision eine sorgfältige und die Einleitungen gründlich und geistreich sind, dafür bürgen die Namen der Herausgeber: Moritz Müller, Julius Tittmann, Karl Schwarz, Hermann Hettner, Reinhold Köhler.

Während die Brockhaus'sche Bibliothek keinen Herausgeber des Ganzen bezeichnet, trägt ein Concurrenzunternehmen: „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur", herausgegeben von Heinrich Kurz (Hildburghausen, Bibliographisches Institut), schon auf dem Titel den Namen eines hervorragenden Literaturhistorikers, dem die einheitliche Leitung des Unternehmens anvertraut ist. Kurz schlägt gleich in den ersten Heften einen vollen Doppelaccord an, indem er die Sammlung mit Goethe's und Schiller's Dichtungen beginnt. Das Programm stellt die „begehrtesten" Autoren in den Vordergrund. Auf Goethe und Schiller sollen Heinrich von Kleist, ein Autor, der weder eine so hohe Stellung verdient, wie sie ihm durch die Liebhaberei einiger Literaturhistoriker eingeräumt wird, noch zu den „begehrtesten" gehört, Lessing, Jean Paul, Börne, Wilhelm Müller u. a. folgen.

Heinrich Kurz hat sich mit der Textrevision Goethe's und Schiller's lange Zeit hindurch beschäftigt. Die Resultate derselben sollen dieser „Bibliothek der deutschen Nationalliteratur" zugute kommen. Gleichzeitig aber veröffentlicht Kurz in demselben Verlage eine kritische Ausgabe von „Schiller's Werken", im Wetteifer mit Karl Goedeke, der eine historisch-kritische Ausgabe von „Schiller's sämmtlichen Schriften" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung) herausgibt. Der erste Theil letzterer Ausgabe enthält „Jugendversuche", der zweite „Die Räuber" und das „Würtembergische Repertorium".

Diese „historisch-kritischen Ausgaben" deutscher Dichter, deren Wirken zum Theil noch in unser Jahrhundert fällt, sind eine ganz neue Specialität der überwiegenden literargeschichtlichen Thätigkeit; sie bezeichnen die immer weiter greifenden Annexionen philologischer Gelehrsamkeit, welche ihre an den Schriften des römisch-griechischen und germanischen Alterthums und neuerdings auch an Shakspeare erprobte Methode jetzt auf die neuen deutschen Classiker ausdehnt. Die Bedeutung dieser Neuerung besteht darin, daß wir in das Atelier, und zwar in ein doppeltes Atelier, in das des dichterischen Schaffens und in das der sichtenden Gelehrsamkeit eingeführt werden. Dort finden wir die Fragmente, die Versuche und Studien, die von der eigenen Kritik des Dichters früher oder später ausgeschlossenen und verworfenen Gedichte, gleichsam das unclassische Residuum einer classischen Production; hier werden wir in ein Netz von Varianten verwickelt,

Digitized by Google

welche die Abweichungen der verschiedenen Ausgaben mittheilen, und unserm eigenen Scharfsinn wird überlassen zu prüfen, inwieweit der Herausgeber mit seiner in den Text aufgenommenen Lesart das Richtige getroffen hat.

Ein entschiedener Vorzug dieser Ausgaben besteht in der Vollständigkeit, in welcher die Gesammtleistungen des Dichters vor uns hintreten. Werth und Reiz hat diese natürlich nur bei den Genien ersten Ranges, deren Entwickelungsgang lehrreich für die Nachstrebenden ist, sodaß selbst das Verfehlte und Verworfene, und oft mehr als das Gelungene, in die richtigen Bahnen weist; Werth und Reiz nur für den kleinen Kreis derjenigen, die aus der Nationalliteratur und Aesthetik ein besonderes Studium machen und sich verwandter Production ergeben. Für das große Publikum kann das Bild des Dichters durch diese Ergänzungen oft mehr getrübt als erhellt werden, und dem Dichter selbst gegenüber entsteht die Frage nach der Berechtigung, die geläuterte Gestalt, in welcher er selbst vor der Nation erscheinen wollte, wieder durch die beiseitegeworfenen Schlacken seines Entwickelungsganges zu entstellen.

Mislicher noch erscheint die Einführung in das Atelier der Gelehrsamkeit und Textkritik. Der Herausgeber macht uns, durch Anführung der Varianten, zum Vertrauten seiner geistigen Arbeit; er fordert unsern eigenen kritischen Scharfsinn heraus, die Resultate des seinigen zu controliren. Doch der Genuß des Autors wird uns offenbar durch diese kritischen Randglossen, mögen wir dieselben nun beachten oder nicht, verkümmert; wir ertheilen dem Herausgeber lieber ein uneingeschränktes Vertrauensvotum und erlassen ihm bereitwillig die Mittheilung der Varianten. Ein von der Gelehrsamkeit umsponnenes und übersponnenes Dichtwerk büßt für den Genießenden alle Frische und Ursprünglichkeit ein. Unsere Classiker aber stehen der Gegenwart noch zu nahe, um von Kopf zu Fuß mit Schulstaub eingepudert zu werden.

Offenbar im Zusammenhange mit den neuen kritischen Ausgaben, die bisher Unbekanntes ans Licht zu fördern suchen, steht die Veröffentlichung von „Schiller's dramatischen Entwürfen" durch Schiller's Tochter, Emilie Freifrau von Gleichen-Rußwurm (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung). Alle diese von dem Dichter selbst nicht ausgeführten Entwürfe werden uns in der naiven Form des Brouillons vorgelegt und erscheinen mit ihren Wiederholungen, Unklarheiten, Lücken und Fragezeichen als Monologe des Dichters, der sich mit der Feder in der Hand zu orientiren sucht. Keiner dieser Stoffe erreicht an tragischer Bedeutung diejenigen, welche Schiller selbst ausgearbeitet hat. Der erste: „Agrippina", hatte sehr bedenkliche Seiten, welche den Dichter von der Ausführung zurückgeschreckt haben mögen; in dem zweiten: „Themistokles", gibt der Dichter ein ganzes Register möglicher Motive und Conflicte an; doch fehlt für den Helden selbst die durchschlagende Energie einer That oder die fesselnde Rückwirkung einer frühern; die „Gräfin von Flandern", deren Plan sich bereits genauer prüfen läßt, würde von allen Schiller'schen Dramen am meisten an die Romantik der Shakspeare'schen Lustspiele angeklungen haben, doch bedurfte die Fülle der Figuren und Verwickelungen der Vereinfachung. Die „Herzogin von Celle", die Bauernfeld gegenwärtig bearbeitet hat, ist vielleicht der interessanteste Stoff, obgleich auch ihm tiefere tragische Motive von nationaler Bedeutung fehlen. „Rosamund oder die Braut der Hölle" ist ein an die Kunigundensage erinnernder Balladenstoff. Ueber den letzten Stoff: „Elfriede", gibt das vorhandene Fragment keine genügende Klarheit.

An die beiden Nationalbibliotheken, welche F. A. Brockhaus und das Bibliographische Institut herausgeben, schließt sich, mit der volksthümlichsten Tendenz und den wohlfeilsten Preisen, die „Nationalbibliothek sämmtlicher deutschen Classiker" (Berlin, G. Hempel) an. Wir erfahren von dem Verleger, daß die Sammlung bereits 100000 Abnehmer gefunden habe. Zu den Hempel'schen Classikern (denn fast jede dieser Verlagsbuchhandlungen hat

Digitized by Google

eine aparte Walhalla, in deren Nischen man verschiedene Unsterbliche erblickt) gehören bisjetzt: Bürger, Jean Paul, Seume, Gellert, Voß, Hauff, Musäus, Goethe, Schiller, Lessing, Heinrich von Kleist, Nikolaus Lenau, Chamisso. Die Schriften eines Autors erscheinen nicht im Zusammenhange, ebenso wenig jedes einzelne Werk. Die eine Lieferung beginnt mit Bürger, die nächste bringt den Anfang einer Seume'schen Schrift; die ergänzenden Lieferungen folgen später nach. So wirkt diese Bibliothek durch den Reiz des Mannichfachen und Wechselnden. Einleitungen zu den einzelnen Werken fehlen, wohl aber finden sich Biographien der Autoren, von denen die Biographie Körner's von Friedrich Förster wegen ihrer Gründlichkeit und mancher neuen Mittheilungen, die sie enthält, Beachtung verdient.

Eine strengere Auswahl, welche selbst von den ersten Dichtern nicht alle anerkannten Schöpfungen mittheilt, tritt selbstverständlich bei den illustrirten Ausgaben ein, von denen wir die „Hausbibliothek deutscher Classiker" (Berlin, G. Grote) erwähnen. Voß' „Luise", Goethe's „Faust" erscheinen hier mit geschmackvoller bildlicher Ausstattung. Die Einleitungen sind hier durchaus kritischer Natur, diejenige zu Voß' „Luise" enthält manche beachtenswerthe Bemerkung.

Noch erwähnen wir einiger ähnlichen Unternehmungen, den „Deutschen Nationalschatz" (Teschen, K. Prochaska), der Lessing's, Schiller's und Goethe's sämmtliche lyrische, epische und dramatische Werke und ihre vorzüglichsten prosaischen Schriften enthalten soll, und die „Classische Theaterbibliothek aller Nationen" (Stuttgart, Expedition der „Freya"). Diese soll, ihrem Programm zufolge, alle Stücke umfassen, welche für die Bühne oder die Lektüre einen bleibenden Werth behalten oder für gewisse Literaturperioden kennzeichnend sind. Einleitungen sollen die Entstehung und Bedeutung der einzelnen Stücke erörtern und die Entwickelung der dramatischen Dichtung und des Bühnenwesens bis auf unsere Tage darlegen. Die in fremden Sprachen verfaßten Stücke erscheinen in neuen Uebersetzungen. So steht also abermals auch eine neue Uebersetzung Shakspeare'scher Stücke bevor, obschon zunächst nur Schiller, Goethe, Calderon, Iffland und Kotzebue vertreten sind.

Außer diesen Nationalbibliotheken werden noch hier und dort die Werke einzelner Classiker oder eine, unter einen bestimmten Gesichtspunkt gerückte Auswahl aus denselben herausgegeben, wie z. B. die im Verlage von Ph. Reclam jun. in Leipzig erscheinenden „Dramatischen Werke Lessing's".

Die Aufhebung der buchhändlerischen Verlagsmonopole hat eine bedeutende Wirkung auf die Thätigkeit des deutschen Buchhandels ausgeübt. Die Reproduction der Classiker ist die große Losung des Tages. In allen erdenklichen Drucken und Formaten, wie sie der Phantasie der verschiedenen deutschen Verleger vorschweben, erblicken Schiller und Goethe das Licht der Welt und das stolze Bewußtsein der Cotta'schen Firma, der deutschen Nation die größten Genien zu verkaufen, ist jetzt an zahlreiche Verleger übergegangen. Wie ein befruchtender Regen verbreiten sich die Classikerausgaben überall hin, eine Freude und Wohlthat namentlich für das große Publikum, dessen Masse sich keine Gesammtausgabe nach frühern Preisen zumuthen durfte. Dennoch macht dies Wettrennen des deutschen Verlags den Eindruck der Ueberstürzung. Indeß werden der Ueberflutung allmählich von selbst die erforderlichen Dämme entgegentreten; eine Reaction zu Gunsten des 19. Jahrhunderts und der zeitgenössischen Literatur wird nicht ausbleiben, sobald das Jubelgeschrei der jungen Freiheit verklungen sein oder hier und dort sich das Klagelied der zu Fall gekommenen Concurrenten hineinmischen wird. Es ist überall in der Welt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Nekrologe.

In Madrid starb am 23. April 1868 infolge einer Lungenentzündung der Ministerpräsident Marschall Don Ramon Marie Narvaez, Herzog von Valencia, nachdem er vorher noch den apostolischen Segen und vollständige Absolution von dem Papst empfangen hatte. Bekanntlich starb sein Vorgänger in der Stellung als Ministerpräsident, der Marschall O'Donnell, Herzog von Tetuan, am 5. Nov. 1867 in Biarritz, und somit hat Spanien in Zeit von nicht ganz sechs Monaten seine beiden größten Staatsmänner verloren, die in der Geschichte des constitutionellen Spaniens eine sehr wichtige, wir können wol sagen verhängnißvolle Rolle gespielt haben.

Narvaez wurde am 4. Aug. 1800 in Loja in Andalusien geboren und trat kurz nach der Rückkehr Ferdinand's VII. nach Spanien, die bekanntlich 1814 erfolgte, als Cadet in die wallonischen Garden, die später das 2. Infanterieregiment der königlichen Garde bildeten. Im Jahre 1820, als das constitutionelle Régime in Spanien eingeführt wurde, war er Offizier und am 2. Juli 1822, als ein Theil der königlichen Garde die Waffen ergriff, um das Werk der Revolution (die Constitution) zu zerstören, stellte Narvaez sich auf die Seite der Liberalen und trug durch seinen Muth zur Unterdrückung des Aufstandes bei. Kurze Zeit nachher machte er unter den Befehlen Mina's den Feldzug in Catalonien gegen die von den Mönchen aufgewiegelten Guerrillas mit. Ihm verdankte das constitutionelle Heer die Einnahme von Castel-follit, wo er eins der Forts dieses Platzes, das von den Royalisten tapfer vertheidigt wurde, in die Luft sprengen ließ. Bei dieser Expedition verwundet und gezwungen, sich 1820 vor der französischen Armee unter dem Herzog von Angoulême zurückzuziehen, begab er sich in seine Geburtsstadt Loja, wo er bis zum Tode Ferdinand's VII. im Jahre 1833 im Verborgenen lebte und sich mit dem Studium der Kriegswissenschaft beschäftigte. Bekanntlich brach gleich nach dem Tode des Königs der schreckliche Bürgerkrieg zwischen den Anhängern der Königin Isabella II. und den Karlisten aus, in welchem sich natürlich Narvaez der Partei der erstern anschloß und als Kapitän der Jäger wieder im Regiment der Prinzessin in den Dienst trat. Das Regiment gehörte zur Nordarmee, die in den baskischen Provinzen einen sehr lebhaften Kampf gegen die Karlisten zu bestehen hatte. In dem Treffen bei Mendigorria zeichnete er sich durch einen energischen Angriff aus und bei der Erstürmung der Linien von Arlaban erhielt er eine ziemlich bedenkliche Wunde. Im Jahre 1836 avancirte er zum Brigadier und befehligte unter Espartero eine Division. Er erhielt den Auftrag, den karlistischen General Gomez auf seinem abenteuerlichen Zuge durch Spanien zu verfolgen. Dieser kühne Parteigänger war stets allen Divisionen, die zu seiner Verfolgung abgeschickt worden waren, entgangen und schien ein förmliches Spiel mit den Generalen der Königin zu treiben; aber Narvaez holte ihn am 25. Nov. 1836 auf dem Plateau von Majaceite in der Nähe von Arfos ein und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bei. Von diesem Augenblick an sah er sich im Besitz einer sehr großen Popularität, die ihm erlaubte, nach den höchsten Stellen im Staate zu trachten und als Nebenbuhler Espartero's aufzutreten.

Nachdem er im Jahre 1838 in Zeit von drei Monaten durch energische Maßregeln die Provinz La Mancha zur Ruhe gebracht hatte, während des Bürgerkriegs der Aufenthaltsort der Banditen und Mörder, deren immer bewaffnete Banden die Communicationen zwischen Madrid und Andalusien gänzlich abschnitten, wurde Narvaez zum Generalkapitän

Digitized by Google

von Altcastilien und dann zum Oberbefehlshaber einer Reservearmee ernannt, welche ein Gegengewicht gegen die Nordarmee und die Partei Espartero's bilden sollte. Der letztere wußte diesen Schlag dadurch abzuwenden, daß er den General Alaix ins Ministerium aufnahm. Narvaez legte hierauf sein Commando nieder und bat um die Erlaubniß, sich nach Loja zurückziehen zu dürfen. Plötzlich brach am 12. Nov. in Sevilla ein unerklärbarer Aufstand aus. Die Moderados und die Progressisten, die sich unerwartet miteinander verbunden hatten, organisirten unter der Präsidentschaft Cordova's eine insurrectionelle Junta. Narvaez, welcher der Vertreter Sevillas in den Cortes war, eilte dahin und ließ in das Programm des Pronunciamiento einen Artikel in Bezug auf die Bildung der Reservearmee einrücken. Da die Insurrection scheiterte, so flüchtete sich Narvaez in aller Eile nach Gibraltar, und während Cordova in Portugal starb, begab er sich nach Paris, wo auch 1840 die Königin-Mutter ankam, deren kleiner Hof der Herd feindlicher Schritte gegen Espartero wurde, an denen Narvaez sich lebhaft betheiligte.

So leitete er im Jahre 1842 die Centralisation der Christinos in Perpignan und im folgenden Jahre stellte er sich an die Spitze der Insurrection, welche der Dictatur Espartero's ein Ende machte. Narvaez landete in Valencia, marschirte auf Madrid, stellte sich zwischen Seoane und Espartero, schlug Seoane am 23. Juli 1843 bei Torrejon de Ardoz und zog als Sieger in Madrid ein. Ein Theil der Progressisten hatte sich dem Aufstande der Moderados angeschlossen. Auch hatte in dem ersten Cabinete, das nach dem Sturze Espartero's gebildet wurde, das liberale Element anfangs das Uebergewicht. Die Autorität ruhte aber thatsächlich in den Händen der conservativen Generale, und nachdem Narvaez eine Zeit lang Spanien im Verborgenen regiert hatte, nahm er offen Besitz von der Macht. Im Mai 1844 wurde er zum Präsidenten des Ministerraths, zum Granden erster Klasse und zum Herzog von Valencia ernannt. In demselben Jahre nahm er seinen Rang unter den Generalkapitänen der Armee ein und wurde Marschall.

Seine Verwaltung war eine erklärte Reaction gegen die liberale Partei. Er rief die Königin Marie Christine zurück und ließ die Constitution von 1837 einer Revision unterwerfen. Die Moderados löschten durch die Reform von 1845 in der Charte das Princip der Volkssouveränetät, setzten einen Wahlcensus fest, übertrugen dem Königthum das Recht, die Senatoren zu ernennen, beschränkten die Preßfreiheit und die Unabhängigkeit der Gemeinderäthe. Einige materielle Verbesserungen, die von einer willkürlichen Macht ins Leben gerufen wurden, konnten von den Progressisten nicht als ein Ersatz für den Verlust aller öffentlichen Freiheiten angenommen werden. Daher brachen Aufstände aus, die von Narvaez mit fester Hand unterdrückt wurden, aber sein herrisches Wesen und dictatorisches Verfahren erbitterte selbst seine frühern Anhänger. Unter den Conservativen sprach sich eine Partei zu Gunsten der zu häufig von den Ministern verletzten Gesetzlichkeit aus, und zuletzt beendigte eine Hofintrigue das Werk der Opposition. Narvaez wurde am 10. Febr. 1846 gestürzt. Während der Unterhandlungen über die spanischen Heirathen wurde er von der Königin-Mutter den Geschäften fern gehalten und dann als Gesandter nach Paris geschickt. Am 4. Oct. 1847 trat er von neuem an die Spitze eines Ministeriums, aber bald sah er sich durch einen Zwiespalt mit der Königin-Mutter gezwungen, um seine Entlassung einzukommen. Am 21. Oct. 1849 übernahm er wieder die Macht, die zwei Jahre in seinen Händen blieb, da er sich von der Majorität unterstützt sah, welche die Wahlen von 1850 ihm gegeben hatten. Bei seinem Rücktritt schlug er eine Mission nach Wien aus, die man ihm blos zu dem Zweck ertheilt hatte, um ihn zu entfernen, und begab sich nach Paris. In den neuen revolutionären Bewegungen von 1854—56 war es ihm nicht verstattet, irgendeine Rolle zu übernehmen. Aber in

Digitized by Google

dem Maße, wie der Einfluß O'Donnell's über den Espartero's den Sieg davontrug, wurde die Verdrängung O'Donnell's durch Narvaez selbst, der anfangs zum Gesandten in Paris bezeichnet war, immer drohender. Nach der Contrerevolution vom 14. Juli, welche die liberale Partei gewaltsam zur Ordnung zurückführte, wurde Narvaez berufen, die Consequenzen derselben zur Geltung zu bringen. Er empfing von der Königin am 12. Oct. 1856 die Präsidentschaft des Ministerraths ohne Portefeuille, und Pidal, Nocedal und die Generale Urbistondo und Lersundi waren seine wichtigsten Collegen. Er arbeitete entschlossen an der vollen und gänzlichen Wiederherstellung der königlichen Autorität, vertilgte die letzten Spuren der Revolution im Juli 1854 in den Gesetzen, purificirte die Verwaltung, beschränkte die Presse und setzte die alten Gesetze über den königlichen Rath und über die Gemeinde- und Provinzialverwaltungen, welche die Vervollständigung der Constitution von 1845 zu sein schienen, wieder in Kraft. Narvaez stieß im Lande auf keinen wesentlichen Widerstand, aber durch den Groll seiner Vorgänger oder den Ehrgeiz seiner Nebenbuhler bildeten sich gegen ihn in der Nähe der Königin eine Reihe von Intriguen, die zu vielen misglückten Versuchen führten, ein neues Ministerium zu bilden, und in deren Folge er im November 1857 endlich dem Ministerium Armero-Mon weichen mußte, welches die Rückkehr O'Donnell's zur höchsten Staatsstellung vorbereitete.

Eine neue Cabinetsrevolution gab Narvaez im September 1864 wieder die Regierungsgewalt in die Hand. Zum Ministerpräsidenten ohne Portefeuille ernannt, bildete er ein Cabinet mit dem Programm einer gemäßigten Politik. Die Verfolgungen gegen die Presse wurden eingestellt, ja ihren Vertretern sogar die seit 1857 bezahlten Geldstrafen zurückerstattet. Die Frage der Besetzung San-Domingos führte bald eine Krisis herbei. Als die Königin den Vorschlag des Ministeriums, jene Insel ganz aufzugeben, nicht annahm, reichten Narvaez und seine Collegen am 16. Dec. 1864 ihre Entlassung ein, die sie aber am 19. Dec. zurückzogen, als die Königin ihre Einwilligung zu jenem Antrage gab. In den ersten Tagen 1865 wurde noch in den Cortes ein Gesetzesvorschlag eingebracht, welcher das Decret vom Mai 1864, das die Insel San-Domingo der spanischen Monarchie einverleibt hatte, für abgeschafft erklärte. Trotzdem wurde das Ministerium Narvaez im Juni 1865 doch wieder durch ein Ministerium O'Donnell ersetzt.

Die unter dessen Verwaltung ausbrechenden Militäraufstände, an deren Spitze gewöhnlich Prim stand, bestimmten die Königin im Juli 1866, O'Donnell zu entlassen und Narvaez wieder die Gewalt zu übertragen, dessen Streben von dieser Zeit an blos darauf gerichtet war, durch reactionäre Maßregeln den wankenden Thron der Königin Isabella II. wieder zu befestigen. Es ist ihm gelungen, das Wesen der Constitution zu beseitigen und nur den Schein derselben bestehen zu lassen, die Königin wieder in den Besitz der absoluten Gewalt zu setzen. Gerade deshalb wird ihr der Verlust eines solchen Rathgebers jetzt doppelt empfindlich sein.

Aus der Türkei meldet man den Tod von Darbohor Reschid-Pascha, dem letzten der von dem Sultan Mahmud ernannten Paschas. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit, die man von diesem Staatsmann kennt, der dreimal die Functionen des Kriegsministers und zweimal die des Serdar Ekrem verwaltet hat, ist, daß er weder lesen noch schreiben konnte.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Der Kampf zwiſchen Centraliſation und Decentraliſation in Frankreich und in Deutſchland.

Von Karl Biedermann.

Zweiter Artikel.

Die Frage der Decentraliſation in ihrem Zuſammenhange mit der ganzen heutigen Culturentwickelung.

Der moderne Staat unterſcheidet ſich von dem Staat des Alterthums weſentlich darin, daß in dem letztern der Bürger des Staats wegen da war, heutzutage der Staat der Bürger wegen da iſt.

Der griechiſche oder römiſche Vollbürger kannte nur Eine ſeiner wahrhaft würdige Aufgabe: den Dienſt des Staats, mochte dieſer Dienſt ihn in den Krieg ziehen, oder daheim ein öffentliches Amt bekleiden, oder in der Volksverſammlung die Angelegenheiten des Staats mitberathen heißen. Alles andere war ihm dagegen etwas völlig Untergeordnetes. Die Arbeit als ſolche, wie ſie dazu dient, der Erde ihre Producte abzugewinnen, dieſe Producte weiter umzuformen, ſie für den Verbrauch des Menſchen nutzbar zu machen, alſo, was wir heute mit Einem Worte Induſtrie im weiteſten Sinne nennen und für die Grundlage der Cultur halten, war damals verachtet, ward großentheils den Sklaven überlaſſen, galt wenigſtens als unwerth des edlern Mannes. Angeſehen war nur, wer durch Grundbeſitz oder Vermögen in der Lage war, nicht für den eigenen Erwerb ſorgen oder gar arbeiten zu müſſen, vielmehr ſich ganz dem öffentlichen Weſen widmen zu können.

Heutzutage iſt dies anders. Wie hoch wir auch noch immer die Thätigkeit fürs Allgemeine ſtellen, ſo iſt dieſelbe uns doch nicht mehr Selbſtzweck, ſondern bloßes Mittel zum Zweck. Auch da, wo es wie bisher in England eine Art von bevorzugter Klaſſe gibt, welche, durch ihren Reichthum dazu befähigt und durch ein altes Herkommen dazu berufen, faſt ausſchließlich der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten obliegt, iſt doch die übrige Maſſe des Volks keineswegs etwa verachtet oder gar rechtlos. Im Gegentheil, die eigentliche Macht des Staats ruht auch dort in dem erwerbenden Mittelſtande und den arbeitenden Klaſſen, deren Lebenselement, die Induſtrie, iſt immerfort dasjenige, worauf bei der Leitung der Staatsgeſchäfte die hauptſächlichſte Rückſicht genommen wird. Und je länger je mehr ſind es überall dieſe arbeitenden und erwerbenden Klaſſen, welche direct oder indirect in allen Fragen des Staatslebens den Ausſchlag geben.

Dieſer Gegenſatz des antiken und des modernen Staats hängt aufs innigſte zuſammen mit einem durchgreifenden Gegenſatze der allgemeinen Culturrichtung, welche die moderne Zeit von dem Alterthum ſcheidet. Im Alterthum war die kriegeriſche Thätigkeit, die Behauptung der Macht und Herrſchaft des einen Volks gegen alle andern Völker weitaus die Hauptſache. Die Völker ſtanden einander als fremde, ja feindliche Individuen

Digitized by Google

gegenüber. Der Römer verachtete alle Völker außer dem Griechen, der Grieche alle, auch mit Einschluß des Römers, als Barbaren. Und dieses feindlich trennende Nationalbewußtsein ward in der Regel noch verschärft durch die einander gegenseitig ächtenden Nationalreligionen.

In der modernen Welt ist darin ein zweifacher Umschwung eingetreten. Die religiösen Schranken zwischen den Völkern sind gefallen; vom christlichen wie vom philosophisch-humanen Standpunkt aus betrachten wir alle Menschen als unsere Brüder, als Mitglieder einer einzigen großen Culturfamilie. Fast noch entschiedener aber wirkt für eine solche Ausgleichung der nationalen Unterschiede der völker- und länderverbindende Verkehr, der den einzelnen Angehörigen des einen Landes mit dem des andern in vielfache Berührung und Wechselwirkung bringt ohne Vermittelung des Staats, dessen Mitglied der eine und der andere ist. Schon dies ist ein wesentlicher Grund, weshalb in unserer Zeit die Beziehung des einzelnen zum Staat und dessen Zwecken nicht mehr eine so ausschließende, ja überhaupt nur maßgebende sein kann wie in frühern Zeiten. Auch innerhalb des einzelnen Staats verkehren die verschiedenen Bürger viel häufiger unter sich als mit dem Staat, d. h. der Staatsgewalt. Die industrielle Thätigkeit, welche heutzutage die alles beherrschende ist, berührt in erster Linie immer weit mehr die Rechte und Interessen des Individuums als die der Allgemeinheit, des Staats; ja im gewöhnlichen Lauf der Dinge bedarf dieselbe des Staats kaum, und was der antike Staat als seinen vornehmsten Zweck betrachtete, die Behauptung der Macht nach außen und die Bekämpfung anderer Staaten, das ist den Lebensinteressen der modernen Industrie weit mehr schädlich als förderlich.

Nicht als ob nicht auch noch heutzutage der einzelne verpflichtet wäre und gern bereit sein müßte, der Größe, Macht und Ehre des Staats seine Thätigkeit und sein Interesse, ja, wenn nöthig, Gut und Leben zu opfern! Aber eben diese Größe, Macht und Ehre des Staats wird heutzutage weit mehr bemessen nach den Interessen der einzelnen und ihres Wohlergehens als umgekehrt. Die Macht und Größe des Staats dient jetzt nur, oder soll wenigstens dienen, zum Schutz und zur Förderung jener innern Culturthätigkeit, welche der oberste Zweck eines jeden einzelnen Bürgers und der vereinten, wetteifernden Anstrengungen aller ist. Der Krieg ist nicht mehr und soll nicht mehr sein der permanente Zustand der Staaten und Völker, sondern nur ein Ausnahmefall, der um so seltener wird, je mehr die ganz auf den Frieden gestellte Culturthätigkeit der Völker blüht und gedeiht.

Diese Thätigkeit selbst ist dem bevormundenden, schützenden und fördernden Eingreifen der Regierungsgewalt immer mehr entwachsen; ihr Lebenselement ist bereits und wird täglich mehr die Freiheit, die unbehinderte Bewegung, die eigene Kraft und Selbstthätigkeit der Privaten. Unsere ganze wirthschaftliche Entwickelung und ihr rastloser Fortschritt drängen auf dieses Ziel hin und unsere ganze politische und wirthschaftliche Gesetzgebung hat zu ihrem obersten Zweck eben diese Befreiung.

Von diesem Standpunkt modernen Culturlebens aus darf daher nicht mehr gefragt werden: wie viel Freiheit kann oder soll der Staat dem einzelnen gestatten? sondern umgekehrt: wo und wie weit bedarf die Selbstthätigkeit der Individuen einer Ergänzung, Unterstützung oder Regelung durch den Staat und seine Gewalten? Für die politischen Zwecke des Staats, also für die Vertheidigung und das nothwendige Machtaufgebot desselben nach außen werden immerfort alle Kräfte im ganzen Bereich des Staatsgebiets jederzeit widerspruchslos und unfehlbar der Staatsgewalt, natürlich unter den nöthigen constitutionellen Garantien, zur Verfügung stehen müssen; ebenso wird das Gesetzgebungsrecht des Staats in den ihrer Natur nach gemeinsamen Angelegenheiten sich auf alle Theile des Staatsgebiets und auf alle Klassen der Bevölkerung gleichmäßig erstrecken müssen;

Digitized by Google

allein, diese beiden nothwendigen Ausnahmen abgerechnet, ist der Kreis freiester Bewegung für das Individuum so weit als möglich zu ziehen.

Dies geschieht heutzutage bereits (wenigstens in den wirthschaftlich vorgeschrittenen Ländern) in ziemlich ausgedehnter Weise und wird künftig in noch höherm Maße geschehen durch die Beseitigung aller der Schranken, welche früher die erwerbende Thätigkeit des einzelnen theils an gewisse zwingende Ordnungen und deren Handhabung durch die Verwaltungsbehörden, theils an eine besondere Erlaubniß oder Concession dieser letztern banden. Durch die Einführung einer möglichst unbeschränkten Gewerbefreiheit und Freizügigkeit entfällt bereits ein bedeutender Theil der Befugnisse und der Geschäfte der örtlichen und der Centralbehörden, wird also der Kreis bureaukratischer Vielregierere beträchtlich verengert. Wo früher zahlreiche Streitigkeiten der Innungen über Abgrenzung ihrer Arbeitsgebiete, wo die Ausführung bestehender Verbote gegen unzünftige Arbeit, wo die Entscheidungen über Meisterprüfungen, Erlaß oder Aufrechthaltung der Wanderzeit, Mishelligkeiten zwischen Meistern und Lehrlingen, oder zwischen verschiedenen Meistern über das Halten von Lehrlingen, wo die Concessionirung neuer Gewerbsanlagen und die Prüfung des Bedürfnisses solcher oder der Befähigung der darum Ansuchenden, wo die Aufnahme in eine Gemeinde behufs der Ausübung des Gewerbebetriebs — wo dieses und noch vieles andere mehr früher die Ortsbehörden und, soweit man sich bei deren Entscheidung nicht beruhigte, auch die Mittel- und Oberbehörden vielfach in Anspruch nahm und eine unendliche Menge von Berichterstattungen, Resolutionen, Verordnungen und sonstigen Schreibereien veranlaßte, da fällt dieses alles jetzt ganz oder zum größten Theile weg. Und siehe da, es geht auch, ja es geht besser als zuvor, wie sehr auch mancher eingefleischte Bureaukrat mit bedenklichem Kopfschütteln einem Zustande der Dinge mag entgegengesehen haben, wo ohne sein Zuthun allerhand sollte geschehen können, was doch, wie er meinte, ohne die äußerste Gefahr für Staat und Gesellschaft nicht geschehen konnte, ohne daß er zuvor sein Siegel daraufgedrückt. Aehnlich ist es mit der Abschaffung des Paßwesens und der sonstigen Formen polizeilicher Controle, die man früher auch für unentbehrlich hielt und die ebenso wol auf der einen Seite eine Menge der kostbarsten Kräfte einer zahlreichen Beamtenschaft absorbirten, auf der andern den Privaten manche schöne Zeit kosteten und manche ärgerliche Störung ihres Verkehrs und ihres Lebensbehagens verursachten.

Wenn auf solche und ähnliche Weise der Kreis des Verwaltens überhaupt, d. h. des Eingreifens von Behörden in die Privatthätigkeit, mehr und mehr beschränkt, die Gegenstände desselben vermindert werden, so ist dadurch allein schon die Lösung der Frage von der Selbstverwaltung oder Centralisation um einen bedeutenden Schritt vorwärts gebracht. Das neue Staatswesen, welches in der Mitte Europas begründet ist und an dessen Ausbau rüstig gearbeitet wird, der Norddeutsche Bund, hat gerade in dieser die Einzelthätigkeit befreienden, also decentralisirenden Richtung trotz seines noch so kurzen Bestehens doch bereits Erkleckliches geleistet. Durch die für das ganze Bundesgebiet eingeführte Freizügigkeit, durch die Abschaffung des Paßwesens, durch die Aufhebung der herkömmlichen polizeilichen Beschränkungen der Eheschließungen sind bereits eine Menge von Veranlassungen staatlich-polizeilicher Bevormundung in Wegfall gebracht; andere werden folgen, wenn erst die gemeinsame Gewerbeordnung, die gemeinsame Heimatsgesetzgebung u. a. m. ins Leben getreten sein werden.

Aber freilich bleibt die Sphäre dessen, wo die bloße Einzelthätigkeit nicht ausreicht, also eine Gemeinsamkeit und folglich auch eine Leitung der auf ein gemeinsames Ziel gerichteten Kräfte eintreten muß, immer noch ziemlich groß. Zunächst tritt uns hier eine Anzahl von Unternehmungen entgegen, welche zwar, wie die Erfahrung lehrt, durch das freie Zusammenwirken von Privaten vollkommen sicher und sachgemäß ausgeführt werden

Digitized by Google

können, wo aber dennoch, theils, weil dabei öfters gewisse allgemeinere Interessen mit ins Spiel kommen, theils, weil in manchen Verhältnissen die verfügbaren Privatkräfte dazu nicht auszureichen scheinen, die Frage entstehen kann, ob es nicht nothwendig oder mindestens räthlicher sei, hier eine schon bestehende Gemeinschaft, die Gemeinde oder den Staat, helfend eintreten zu lassen, also mit andern Worten: derartige Unternehmungen zu centralisiren. Dies gilt z. B. von den Eisenbahnen. Ob Staatsbau, ob Privatbau? ist eine vielbesprochene, gerade in jüngster Zeit wieder bei mancher Veranlassung (z. B. in den Verhandlungen der sächsischen Ständeversammlung über Erweiterung des Eisenbahnnetzes) lebhaften Erörterungen unterzogene, endgültig aber noch nicht gelöste, auch wol kaum zu lösende Streitfrage. In den Ländern freiester Selbstverwaltung und entwickeltster wirthschaftlicher Thätigkeit, in England und Nordamerika, hat man sich bekanntlich vom Anbeginn an grundsätzlich für den Privatbau entschieden und ist diesem Grundsatze auch mit unerschütterlicher Consequenz treu geblieben. Belgien dagegen, der erste Staat auf dem europäischen Festlande, welcher ein ausgedehntes Eisenbahnnetz durchführte, entschied sich für den Staatsbau. In Deutschland war es die Privatindustrie, welche zuerst für diesen gewaltigen Culturfortschritt die Bahn brach und eine Zeit lang mit großer Kühnheit allen Schwierigkeiten solcher Unternehmungen die Stirn bot. Später ermattete dieselbe in ihrem Eifer, einestheils, weil sie zu viel auf einmal unternommen hatte und ihr die Kräfte alles durchzuführen ausgingen, anderntheils, weil hier und da bureaukratische Kleinlichkeit und Beschränktheit, auch wol die Vielgetheiltheit des deutschen Bodens und die gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Länder aufeinander ihr zu der natürlichen auch noch künstliche Schwierigkeiten bereiteten, endlich, weil manche Regierungen aus politischen Gründen oder aus unwiderstehlicher Sucht der Centralisation sich es nicht versagen konnten, diese wichtigen Verkehrsmittel mit dem gewaltigen Kapital von Geld und Menschenkräften, welches dazu gehört, der freien Einzelthätigkeit zu entziehen und sich selbst dienstbar zu machen. Es ist nicht zu leugnen, daß bei gewissen Hauptverkehrsstraßen, zumal solchen, die zugleich eine strategische Wichtigkeit haben, der Staat ein vorwiegendes Interesse hat, dieselben in seine eigene Hand zu nehmen, obgleich selbst in solchen Fällen es häufig ausreichen würde, wenn die Gesetzgebung bei der Veranlagung dieser Linien und durch bestimmte Vorbehalte betreffs ihrer Benutzung für Staatszwecke in Fällen des Bedarfs das nothwendige einheitliche Interesse wahrte. Es ist ebenso wenig zu leugnen, daß die finanziellen Ergebnisse der Staatsbahnen ein sehr angenehmer Zuwachs für die meisten Budgets sind, sowie daß andererseits der Staat es in der Hand hat, auf seinen Bahnen durch Ermäßigung der Tarife dem allgemeinen Verkehr manche Erleichterung zu verschaffen, obschon in dieser letztern Beziehung die bisherige Erfahrung keineswegs unbedingt zu Gunsten der Staatsbahnen spricht, in jener erstern aber ebenfalls durch eine angemessene Besteuerung der Privatbahnen sich wenigstens annähernd derselbe Zweck erreichen läßt. Dagegen hat das ausschließliche oder überwiegende System des Staatseisenbahnbaues aus politischem wie aus wirthschaftlich-socialem Gesichtspunkte manche große Bedenken gegen sich, nicht blos, weil es den Unternehmungsgeist der Privaten abstumpft und die Gewohnheit des Hülfesuchens beim Staat gerade auf einem der wichtigsten Gebiete industriellen Lebens von neuem ungebührlich ausbreitet, sondern weil es auch eine Masse von Kräften und Interessen unmittelbar der Regierung unterstellt und dadurch dem Geiste der Centralisation gefährlichen Vorschub leistet, weil es nicht blos eine Masse von Personen in unmittelbare Abhängigkeit vom Staate versetzt, sondern auch eine Menge der gebieterischsten Interessen von Gemeinden, Kreisen und ganzen Provinzen an die Entscheidungen von Staatsbehörden oder von parlamentarischen Körperschaften knüpft und durch alles dieses namentlich auch in dem politischen Leben eines Volks oftmals viel Unheil anrichtet. Indessen ist anderer-

Digitized by Google

seits diese ganze Frage von so vielen praktischen Umständen abhängig, daß eine rein principielle Lösung derselben kaum möglich erscheint. Was eine planmäßige Uebernahme des Eisenbahnwesens eines Landes von seiten des Staats vielleicht noch am ersten rechtfertigen könnte, wäre dies, daß die Rentabilität der besseren Bahnen den Staat befähigt, auch minder rentable, aber vielleicht volkswirthschaftlich nothwendige, auf seine Kosten auszuführen. In diesem Sinne hat man wenigstens zum großen Theile das Princip des Staatseisenbahnbaues im Königreich Sachsen nutzbar gemacht. Dennoch haben sich auch hier gegen das Uebermaß in der Anwendung dieser Maxime ganz neuerdings gewichtige Stimmen im Landtage erhoben. Die Deputation der Ersten Kammer erklärte sich gegen eine weitere Ausdehnung des Staatsbaues, und zwar vom Standpunkte des, wie sie sagt, heutzutage mit Recht überall in den Vordergrund gestellten Princips der Selbstverwaltung. In der Kammer selbst verwandte sich für dieses Princip unter andern mit warmen und beredten Worten der Thronfolger Prinz Albert.

Aehnliche Zweifel können entstehen bei größeren gemeinnützigen Unternehmungen innerhalb einzelner Gemeinden, z. B. Gasanstalten, Wasserleitungen u. s. w. Es ist eine ebenso bestrittene Frage, ob eine Gemeinde, oder ob der Staat gut thue, sich selbst in industrielle Unternehmungen einzulassen. Die Erfahrung, daß in der Regel Privaten und selbst Privatgesellschaften dergleichen Unternehmungen billiger herstellen und besser verwalten als Gemeinden und vollends der Staat, spricht im ganzen auch hier mehr für die Verneinung dieser Frage, obgleich wiederum auch hier unter Umständen Rücksichten entweder des Gemeinwohls oder der Finanzen das Gegentheil anrathen mögen.

Es gibt noch ein Gebiet von Interessen, und zwar ein sehr wichtiges, nach der ganz entgegengesetzten, der idealen Seite hin, wo die Privatthätigkeit mit der Thätigkeit der Gemeinden und des Staats um den Vorrang streitet. Das sind die Anstalten für geistige Cultur, Schule und Kirche. Wir in Deutschland sind gewohnt, die Schulen von der niedrigsten Dorfschule bis hinauf zur Universität unbedingt als Staatsanstalten (direct oder indirect), als vom Staat begründete und erhaltene oder wenigstens durchweg beaufsichtigte Anstalten zu betrachten. Dies ist aber keineswegs überall der Fall. In England weiß man von Staatsschulen nichts; selbst die Universitäten sind dort theils selbständige corporative Stiftungen, wie die zu Oxford und Cambridge, theils, wie die sogenannte freie Universität zu London, durch den Associationsgeist gegründet und erhalten. In Amerika herrscht ein gemischtes System. Die Union als solche kümmert sich um das Unterrichtswesen gar nicht. In den Einzelstaaten hat, im Gegensatz zu dem eigentlich dort allgemein herrschenden Princip völligster Selbstregierung, die Ansicht Geltung erlangt, daß für eine gewisse Durchschnittsbildung des Volks der Staat zu sorgen verpflichtet sei. Demgemäß schreibt der Staat allgemeine Schulsteuern aus, die er dann unter die Gemeinden nach Bedürfniß und Verhältniß vertheilt, damit diese die nöthigen Schulen dafür unterhalten. Aber dies geschieht nur für den Volksunterricht; der höhere Unterricht, sowol der technisch-realistische als der classisch-idealistische, ist umgekehrt den Gemeinden, den kirchlichen Gesellschaften, dem Associationsgeiste überlassen; selbst um die höchsten wissenschaftlichen Anstalten, die Universitäten oder Colleges, kümmert sich der Staat nicht; sie sind entweder durch Stiftungen (wie die älteste und bedeutendste dieser Anstalten, das Harvey-College bei Boston) oder auf sonstige Weise ins Leben gerufen und in ihrem Bestande gesichert.

Auch der bei uns in unzweifelhafter und ausnahmeloser Geltung bestehende Grundsatz des obligatorischen Unterrichts, d. h. des von Staats wegen geübten Zwanges, daß jedes Kind eine gewisse Reihe von Jahren hindurch planmäßigen Unterricht empfangen muß, ist keineswegs anderwärts überall anerkannt. In Frankreich und England gab es bisher keinen solchen obligatorischen Unterricht, und wenn in beiden Ländern die Frage

Digitized by Google

neuerdings angeregt und sogar vor die gesetzgebenden Gewalten gebracht worden ist, so hat sich doch eben bei dieser Gelegenheit zum Theil ein sehr entschiedener Widerstand gegen das Princip des Schulzwanges gezeigt, selbst in Frankreich, wo doch sonst fast alles polizeilich reglementirt ist. In Amerika gewährt zwar der Staat unentgeltlichen Unterricht, aber er zwingt niemand zu dessen Benutzung; er vertraut darauf, daß, wenn einem jeden das Mittel zur Bildung seiner Kinder geboten sei, nicht leicht jemand versäumen werde, davon Gebrauch zu machen.

Neuerdings ist von manchen Seiten in Deutschland die Idee aufgestellt worden, es könne wol auch das Schulwesen durch das bloße freie Zusammenwirken der zunächst Betheiligten, der Aeltern, ohne directes Zuthun der Gemeinden und des Staats, zweckmäßig organisirt und geleitet werden; die Aeltern könnten unter sich eine sogenannte Schulgemeinde bilden; aus den einzelnen örtlichen Schulgemeinden könnten Bezirks- und Provinzialschulgemeinden hervorgehen, theils zur Beaufsichtigung und Leitung jener, theils zur Begründung und Erhaltung der höhern Schulanstalten, und auf diese Weise könnte die Schule als ein besonderer selbständiger Organismus neben den politischen Gemeinden und Kreisen bestehen, nur etwa der obersten Aufsicht des Staats unterworfen. Eine solche Einrichtung wäre wol denkbar, da ja allerdings die Aeltern das nächste und wesentlichste Interesse an einer guten Erziehung ihrer Kinder haben. Allein es würde dies doch einen etwas idealen Zustand, eine allgemein verbreitete Intelligenz unter den Aeltern voraussetzen, außerdem aber an der großen materiellen Schwierigkeit leiden, daß die Wohlhabendern freiwillig die Aermern mit übertragen müßten, wenn nicht den letztern die Mittel zu einem auch nur leidlichen Unterricht ihrer Kinder fehlen sollten. Auch ist nicht zu leugnen, daß Staat und Gemeinde als politische Repräsentanten der Gesammtheit ein wesentliches Interesse an einer allgemein verbreiteten guten Volksbildung, wenigstens in den untern Stufen des Unterrichts, haben. Aus diesem Grunde eben nimmt, wie oben erwähnt, sogar in dem republikanischen Amerika der Staat das Volksschulwesen selbst in die Hand.

Am zweckmäßigsten dürfte es sein, das Volksschulwesen zunächst den einzelnen politischen Gemeinden anzuvertrauen, der Mitwirkung der Betheiligten aber und dem Princip der Selbstverwaltung dabei Rechnung zu tragen durch Zuziehung der letztern bei der Leitung der Schulen im Verein mit Vertretern der politischen Gemeinde und mit fachkundigen Pädagogen. Ebenso ließe sich die Bildung von Kreis- und Provinzialschulcollegien aus solchen gemischten Elementen (z. B. Mitgliedern der politischen Kreis- und Provinzialverwaltung und Vertretung, Pädagogen, endlich intelligenten Privaten) denken, welche einerseits eine Oberleitung der Gemeindeschulen eines Kreises oder einer Provinz (Bestätigung der Lehrer, Aufstellung gemeinsamer Schulplane, Einführung von Lehrbüchern u. dgl.) zu übernehmen, andererseits für die Gründung und Erhaltung höherer Schulanstalten durch die vereinten Kräfte der Kreise und Provinzen zu sorgen hätten, sodaß der obersten Staatsgewalt nur etwa die Fürsorge für die höchsten gemeinsamen Bildungsanstalten (Universitäten, Polytechnische Schulen u. s. w.) nebst der Oberaufsicht über das Ganze und der allgemeinen Gesetzgebung über das Schulwesen obläge.

Anfänge zu einem solchen gemischten, das rein bureaukratische Element durch einen Zusatz volksthümlicher Elemente mäßigenden System sind in einzelnen deutschen Staaten, z. B. Baden, bereits gemacht. In ausgedehnterm Maße besteht derartiges unsers Wissens in manchen schweizerischen Cantonen.

Viel unzweifelhafter als die Schule verträgt, ja erheischt die Kirche eine strenge, nach dem Princip der Selbstverwaltung durchgeführte Organisation. Die Presbyterial- und Synodalverfassungen, deren Einführung in mehrern deutschen Ländern bereits stattgefunden hat, in andern in der Vorbereitung begriffen, in den übrigen doch auch nur eine

Digitized by Google

Frage der Zeit ist, bilden dazu eine wichtige Stufe. Nur kann man sich an vielen Orten noch nicht entschließen (wie dies z. B. die neue Kirchenordnung für Sachsen beweist), der bureaukratischen Leitung und Bevormundung der Kirche gänzlich zu entsagen. Man möchte gern von der altherkömmlichen Consistorialverfassung soviel als möglich beibehalten und das presbyterial-synodale Element lediglich in den Rahmen derselben einfügen. Das aber gibt eine Zwitterbildung, die nach keiner Seite befriedigt und nur stete Conflicte schafft. Die Kirchengemeinde, beziehentlich deren Organ, der Kirchengemeindevorstand, muß gänzlich unabhängig von der weltlichen Macht ihre kirchlichen Angelegenheiten leiten, ihre Geistlichen wählen, ihre liturgischen Einrichtungen ordnen können, lediglich, soweit nöthig, unter Controle einer Kreissynode und in letzter Instanz der Landessynode. Auch die oberste Verwaltung der Kirche darf nur von letzterer und muß also mittelbar aus der Gesammtheit der Kirchengemeinden hervorgehen. Für den Staat oder die politische Regierung genügt es, ihr das Recht der Oberaufsicht zur Wahrung der allgemeinen Staatsgesetze (das sogenannte Jus circa sacra) über die verschiedenen auf dem Staatsgebiet lebenden Kirchengesellschaften zu sichern. Kann sie sich darauf beschränken gegenüber den Reformirten, wie sie dies z. B. in Sachsen thut, ebenso den Juden, im wesentlichen auch den Katholiken, warum sollte sie es nicht können gegenüber den Evangelisch-Lutherischen? Die Verhältnisse, unter denen in der Reformation lutherische Landesherren das Jus in sacra, das landesbischöfliche Recht, in ihre Hand nahmen, sind heute nicht mehr maßgebend.

Wenn in der obenbezeichneten Weise für die Pflege der wirthschaftlichen Interessen durch möglichste Beseitigung aller künstlichen Schranken sowie aller staatspolizeilichen Regelungen und Bevormundungen die freieste Bewegung und die selbstthätigste Entwickelung gesichert ist, wenn man dem gewerblichen Associationsgeiste möglichst weiten Spielraum gewährt, wenn das Schulwesen soweit thunlich unter thatkräftiger Mitwirkung der Nächstbetheiligten, der Aeltern, verwaltet wird, wenn man der Kirche die ihr gebührende Unabhängigkeit vom Staat zurückgibt und die Gebiete beider sorgsam trennt, dann ist bereits der Selbstverwaltung ein breiter und fester Boden geschaffen und der Kreis derjenigen Angelegenheiten bedeutend verengert, die alsdann noch einer unmittelbaren Fürsorge von seiten der politischen Gewalten bedürfen.

Was diese nun anbetrifft, so wird man wiederum bei der untersten Sphäre zu beginnen und sorgsam zu erwägen haben, welche Vorkommnisse innerhalb dieser ihre zweckmäßige Erledigung finden können, welche dagegen einem weitern Kreise zu überweisen sind.

Es versteht sich also von selbst, daß, was nur immer die einzelne Gemeinde selbstständig für sich besorgen kann, ohne daß die Wohlfahrt ihrer Mitglieder oder aber die Zwecke der Gesammtheit des Staats darunter leiden, ihr auch wirklich überlassen bleiben muß, und zwar möglichst unbeschränkt und ohne unnöthiges Eingreifen fremder Gewalten.

„In der Gemeinde", sagt treffend Tocqueville in seinem classischen Buche „Die Demokratie in Nordamerika", „in der Gemeinde waltet die Kraft freier Völker. Die Gemeindeverfassung ist für die Freiheit das, was die Elementarschulen für die Wissenschaft sind. Sie macht dem Volke den Werth der Freiheit begreiflich, es findet Geschmack an dem ruhigen Genuß derselben und wird gewöhnt, sich der Freiheit zu bedienen. Ohne Gemeindeverfassung kann sich eine Nation eine freie Regierung geben, aber sie hat nicht den Geist der Freiheit. Flüchtige Leidenschaften, augenblickliche Interessen, zufällige Umstände können ihr die äußere Form der Unabhängigkeit geben, aber der ins Innere des Gesellschaftskörpers zurückgedrängte Despotismus erscheint früher oder später wieder auf der Oberfläche."

Unsere Städte haben bereits in dem größten Theile von Deutschland ein ziemlich ausgedehntes Maß von Gemeindefreiheit, welches nur hier und da noch der Vervollstän-

Digitized by Google

digung bedarf — z. B. in dem so wichtigen Punkte der eigenen Polizeiverwaltung. Desto mehr fehlt es daran noch fast allerwärts den Landgemeinden. Eine Gleichstellung oder selbst nur annähernd gleiche Behandlung von Stadt und Land in dieser Beziehung findet nur erst in wenigen deutschen Ländern statt. Und doch ist der Versuch, auch den Landgemeinden ein gleiches oder doch ähnliches Maß von Selbständigkeit zu gewähren wie den Städten, sobald er nur aufrichtig und consequent gemacht ward, wie z. B. im Großherzogthum Weimar seit nunmehr schon 16 Jahren, keineswegs ungünstig ausgefallen.

Aber die Freiheit der Gemeinde allein genügt nicht. Solange die weitern Kreise des Staatslebens rein bureaukratisch, nach dem Princip des Alleswegierens von oben herab oder vom grünen Tisch aus, verwaltet werden, so lange werden auch die Nachtheile der Centralisation noch immer fühlbar bleiben und die Vortheile des entgegengesetzten Systems zum größern Theil wieder verloren gehen. Ja selbst das Gemeindeleben wird in seiner freien Entwickelung vielfach gehemmt oder doch durch die argwöhnische Aengstlichkeit einer allmächtigen Bureaukratie häufig bedroht sein und wird jedenfalls die Früchte, die es sonst als Schule der allgemeinen Volksfreiheit (nach Tocqueville's treffendem Ausdrucke) zeitigen könnte, meistens wieder verkümmern sehen. Um nur Eins zu erwähnen, so ist das Recht der Bestätigung gewählter Gemeindebeamten seitens des Staats sowie das Recht der Controle der Gemeindeverwaltungen durch bloße Staatsbehörden eine gefährliche Waffe in den Händen der Bureaukratie, um in die freie Bewegung der Gemeinden störend einzugreifen.

Die nothwendige Ergänzung eines freien Gemeindelebens ist daher eine freie Bezirks- oder Kreisverfassung, eine solche, wonach sowol die Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten eines ganzen Bezirks oder Kreises als auch die Beaufsichtigung der Gemeinden, soweit eine solche nöthig, nicht durch blos bureaukratische, von der Centralregierung bestellte, nur nach Befehlen und Anweisungen von oben verfahrende Behörden, sondern jedenfalls unter Mitwirkung solcher Elemente besorgt wird, welche ihrem Ursprunge und ihrer ganzen Stellung nach der freie und lebendige Ausdruck der Anschauungen, der Interessen, der Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerungen selbst sind.

In vielen deutschen Staaten gibt es bereits derartige Organisationen, mehr oder weniger consequent durchgeführt, mehr oder weniger einflußreich in ihrer praktischen Wirksamkeit. Infolge der Bewegung des Jahres 1848, welche wesentlich mit auf größere Selbstregierung des Volks gerichtet war, entstanden in mehrern deutschen Ländern derartige Einrichtungen, die sich auch meist sehr gut bewährten, leider aber zum größern Theil der bald wieder eintretenden Reaction der Jahre 1850 u. s. w. zum Opfer fielen. Eine der ersten dieser Einrichtungen trat in Kurhessen ins Leben unter dem freisinnigen Ministerium Eberhard-Wippermann. Dort ward durch das Gesetz vom 31. Oct. 1848 das ganze Land in Verwaltungsbezirke getheilt, deren jedem ein Bezirksdirector (mit einem Hülfsbeamten, Referenten) vorstand, ihm zur Seite ein von den Bezirkseingesessenen, den Gemeinden, gewählter Bezirksrath, der eine gewisse Mitwirkung bei der Verwaltung des Bezirks und eine Controle über das bureaukratische Element derselben, den Bezirksdirector, hatte. Diese Einrichtung schlug gut ein und ward bald volksthümlich, mußte aber nach dem Umsturz der Verfassung infolge einer einseitig von der Regierung erlassenen Verordnung (vom 7. Juli 1851) der frühern Landeseintheilung in Kreise und Provinzen sammt den frühern Verwaltungsbehörden wieder den Platz räumen. Zwar wurden auch jetzt Bezirksvertretungen (Bezirksräthe) beibehalten, jedoch von mehr aristokratisch-conservativem Charakter und mit beschränktem Wirkungskreise. Diese Bezirksräthe sollten in gewissen Fällen mit ihrem Gutachten gehört werden (bei Erlaß allgemeiner polizeilicher Anordnungen für oder Vertheilung allgemeiner Lasten auf den Kreis, bei Anlegung von Landstraßen, Errichtung gemeinnütziger Anstalten für den Kreis oder die

Digitized by Google

Provinz, Zuweisung von Heimatlosen an eine Gemeinde, Beschwerden über verweigerte Aufnahme eines Inländers, Bestätigung von Gemeindestatuten, Einführung von Verbrauchsauflagen in Gemeinden, bei verschiedenen Zunftangelegenheiten u. s. w.); sie sollten aber auch unaufgefordert ihr Gutachten abgeben und Vorschläge machen können wegen Hebung der Landwirthschaft, des Handels, der Gewerbe des Kreises; ferner sollten sie vor der Ausführung allgemeiner Gesetze, soweit dieselben wichtige Interessen der Kreiseingesessenen berührten, über die zweckdienlichste Art dieser Ausführung gehört werden, sollten Einsicht in die Gemeinderechnungen, die Landwegebau- und die Schulvisitationsberichte erhalten, sollten berechtigt sein, Beschwerden über öffentliche Behörden und einzelne Beamte des Kreises der obern Behörde zur Anzeige zu bringen, auch über den Landrath selbst, den obersten Verwaltungsbeamten des Kreises.

Selbst in dieser beschränkten Form übten die Bezirksräthe in Kurhessen (nach dem Zeugniß eines mit den dortigen Verhältnissen genau vertrauten Mannes) manchen guten Einfluß. Nach dem Anfall des Landes an Preußen trat an die Stelle der Kreisverfassung von 1851 provisorisch eine neue (durch Verordnung vom 9. Sept. 1867), und eine endgültige Einrichtung der dortigen Verwaltungszustände wird eben jetzt durch Berathungen mit Vertrauensmännern aus Kurhessen vorbereitet.

In Hannover entstanden im Jahre 1848 sogenannte Amtsvertretungen als Organe einer wenigstens partiellen Selbstverwaltung der Gemeinden eines ganzen Verwaltungsamtes. Ueber ihnen sollten dann, als höhere Stufe dieser Selbstverwaltung, Provinziallandschaften errichtet werden, wurden es auch zum Theil. Diese Amtsvertretungen umfaßten aber blos die Landgemeinden und die ganz kleinen Städte; solche Städte dagegen, welche die Kosten einer eigenen Verwaltung zu tragen vermochten, blieben davon ausgenommen und auf ihre eigene Selbstverwaltung (auf Grund der Städteordnung) angewiesen. Die Amtsvertretung war in den ersten Zeiten nach 1848, wo der demokratische Zug dieses Jahres noch vorhielt, ziemlich demokratisch zusammengesetzt: jede Gemeinde wählte gleichmäßig ein oder mehrere Mitglieder dazu. Später, nach Erlaß der Landgemeindeordnung und nachdem das aristokratische Element des großen Grundbesitzes seine Geltung wiedererlangt hatte, ging man davon ab. Das Gesetz die Amtsvertretungen betreffend vom 28. April 1859 bildete dieselben 1) aus den (ihrerseits freigewählten) Vorstehern der Dorfgemeinden; 2) aus den Besitzern oder Vertretern größerer Güter (je nach den Provinzen von 60—150 Thlr. Grundsteuer). Die bremischen Marschen, die von jeher ein freieres Gemeindeleben gehabt, blieben ohne ein solches aristokratisches Element. Statt der Vorsteher sollten die Gemeinden auch andere Mitglieder der Gemeindevertretungen senden können. Die Grundbesitzer ihrerseits dürfen sich durch ihre volljährigen Söhne und in Behinderungsfällen auch durch andere Personen vertreten lassen. Die Zahl der selbstberechtigten Grundbesitzer in den Amtsversammlungen darf nicht mehr als ein Drittel der Gesammtzahl betragen, welche letztere in der Regel nicht über 24 Mitglieder umfassen soll. Regelmäßige Versammlungen der Amtsvertretungen finden etwa alle vier Wochen statt, außerordentliche je nach Bedürfniß. Sie sind öffentlich und werden geleitet vom königlichen Amtmann. Ihre Thätigkeit bezieht sich auf solche Angelegenheiten, welche die Wohlfahrt entweder des ganzen Amtsbezirkes oder doch mehrerer darin belegener Gemeinden betreffen, insbesondere Wegebauten, Ent- und Bewässerungsanlagen, das Deichwesen (soweit dafür nicht besondere Verbände bestehen), die Feuerlöschanstalten, Maßregeln zur Verhütung von Nahrungsmittelnoth, Armen- und Heimatsachen, polizeiliche Anordnungen und Strafbestimmungen für den Bezirk, die Theilung oder Zusammenlegung von Gemeinden (zu sogenannten Sammtgemeinden), und was sonst noch den Wohlstand des Bezirks, die Interessen von Landwirthschaft, Viehzucht u. s. w. berührte. Ausgaben und Leistungen für den Bezirk bedürfen der Zustimmung der Amtsversamm-

Digitized by Google

lung, ebenso die Errichtung von gemeinnützigen Anstalten auf Kosten oder unter Garantie des Bezirks, wie Leih- und Sparkassen, Unterrichts-, Armen- und Arbeitsanstalten. Eine begutachtende und auskunftertheilende Thätigkeit übt die Versammlung, wenn sie vom Amte über Gegenstände der Verwaltung, namentlich über Verhältnisse der Gemeinden oder einzelner Amtseingesessenen, das Grundeigenthum u. s. w. befragt wird. Umgekehrt hat das Amt der Amtsversammlung auf deren Verlangen die zu deren Informirung nothwendigen Acten und sonstigen Unterlagen zu übermitteln. Auch bei der Besetzung der Schöffen- und Geschworenengerichte hat die Amtsversammlung eine gesetzliche Mitwirkung.

Ueber die praktischen Erfolge dieser Einrichtung, die auch unter der preußischen Herrschaft sich erhalten hat, spricht ein durch eigene Beobachtung und Erfahrung damit vertrauter Mann sich sehr günstig in folgenden Worten aus: „Ich zweifle nicht, daß dieses Institut für eine lebendige und selbstthätige Gemeindeverwaltung von äußerst günstigen Erfolgen begleitet gewesen ist, Erfolgen, die sich immer klarer herausstellen werden, wenn einestheils die Bureaukratie die Selbstverwaltung mehr und mehr anerkennt und begreift, andererseits die Landbewohner sich an eigenes Urtheil und Ueberzeugungsfestigkeit den Beamten gegenüber nach und nach gewöhnen. Die hervorragendsten Vertreter der Landgemeinden in der vormaligen Zweiten hannoverischen Kammer, in den Provinziallandschaften, neuerdings im preußischen Abgeordnetenhause, haben sich in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten ihren Standesgenossen aus den altpreußischen Provinzen weitaus überlegen gezeigt, sicherlich um deswillen, weil sie durch die Schule der Amtsvertretungen vorher vorgebildet waren. Der Gegensatz des gutsbesitzenden Adels gegen den bäuerlichen und bürgerlichen Grundbesitzer hat sich durch das gemeinsame Zusammenwirken in diesen kleinen Kreisen ebenfalls gemildert, was für die Gestaltung des öffentlichen Lebens im allgemeinen und großen nicht ohne Bedeutung geblieben ist. Die Amtsvertretungen sind für das platte Land die erste Stufe parlamentarischen Lebens und werden, wenn nicht störende Beschränkungen ihrer Wirksamkeit eintreten, je mehr und mehr das Verständniß für das öffentliche Leben, für eine ehrliche Selbstverwaltung und für Zurückweisung des Staatsdienerthums in seine rechten Grenzen segensreiche Folgen haben, ebenso wie in den Städten die Wirksamkeit der Bürgervorstehercollegien gegenüber den Magistraten solche gehabt hat. Daß freilich die königlichen Landdrosteien (die mittlern Verwaltungsbehörden) bisher in dieses ihnen ganz neue System sich noch schwer finden konnten, daß sie bei Conflicten zwischen Amt und Amtsvertretung in der Regel zu Gunsten des erstern entschieden, das ist nicht auffällig, zumal diese Behörden nach oben wenig Einfluß haben und solchen daher um so mehr nach unten zu üben beflissen sind."

Eine ganz besondere Beachtung verdient die im Großherzogthum Sachsen-Weimar seit 1850 bestehende und (mit Ausnahme einer geringen Modification im Jahre 1853) unverändert seitdem erhaltene Einrichtung der Bezirksausschüsse, theils wegen der consequenten Durchführung des Princips der Selbstverwaltung, die darin zu Tage tritt, theils wegen der augenfälligen günstigen Erfolge ihrer nun schon fast achtzehnjährigen praktischen Wirksamkeit. Sie unterscheiden sich von den hannoverischen Amtsvertretungen sowol durch die größere Selbständigkeit, die sie dem bureaukratischen Elemente gegenüber haben, als auch dadurch, daß sie nicht blos für einen Theil der Bezirkseingesessenen, das platte Land und die kleinen Städte, sondern für den ganzen Bezirk, Stadt und Land ohne Ausnahme, das Organ einer höchst ausgedehnten Selbstverwaltung der gemeinsamen Interessen sind, zugleich aber auch für die Unabhängigkeit der Gemeindeverwaltung einen sichern und werthvollen Rückhalt bilden.*)

*) Vgl. den Aufsatz „Die Verwaltungsorganisation im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach", von K. Biedermann, in Krug's „Zeitschrift für Verwaltungspraxis und Gesetzgebung" (Bd. 2, Heft 5 und 6).

Digitized by Google

Die Selbständigkeit der Gemeinden in Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten ist an sich schon in Weimar eine sehr große. Sie bilden, und zwar in Stadt und Land ohne Unterschied, allein die unterste Verwaltungsinstanz, indem auch solche Verwaltungsfunctionen, für welche anderwärts Staatsbehörden bestehen, hier theils als Ausfluß der localen Gemeindeverwaltung, theils im Auftrage der Staatsgewalt (wie die gesammte Ortspolizei) von den Gemeinden und ihren Organen versehen werden. Ihre wahre Sicherung und Vervollständigung erhält aber diese Selbstverwaltung der Gemeinden dadurch, daß in allen Fällen, wo eine Controle oder Beschränkung derselben durch eine höhere, nach allgemeinern Gesichtspunkten entscheidende Verwaltungsinstanz nöthig erschien, diese höhere Instanz nicht eine bureaukratisch organisirte, sondern wiederum eine volksthümlich zusammengesetzte, unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgehende ist, eben der Bezirksausschuß. Das ganze Land ist in fünf Bezirke getheilt, deren jeder 50—60000 Einwohner hat. Da das Großherzogthum nur Städte von mäßigem Umfange enthält (die größte nicht über 15000 Einwohner), so hatte es keine Schwierigkeit, auch diese in die Bezirksvertretung mit einzubeziehen. Die eigentliche Executive der Bezirksverwaltung liegt in den Händen eines Einzelbeamten, des Bezirksdirectors, der vom Großherzog bestellt wird. Derselbe ist nach oben ziemlich selbständig gestellt; natürlich hat er Weisungen vom Ministerium anzunehmen und zu befolgen, auch, wenn er es nöthig findet, zu erbitten; doch hat sich bereits eine feststehende Verwaltungspraxis dahin ausgebildet, daß man von oben her diese Bezirksdirectoren möglichst selbständig und auf eigene Verantwortlichkeit die allgemeinen Gesetze und Anordnungen ausführen und für das Wohl der ihnen anvertrauten Bezirke sorgen läßt, Anfragen und Berichterstattungen nur in wirklich dringenden Fällen verlangt und erwartet. In wichtigern Fällen, besonders beim Erlaß neuer Gesetze von eingreifender Natur, wie z. B. des Gewerbegesetzes von 1862, pflegt wol der Minister die Bezirksdirectoren zu persönlichen Conferenzen nach Weimar zu berufen, um sich mit ihnen über die leitenden Grundsätze bei Ausführung solcher Gesetze oder wegen Anordnung gleichmäßiger Maßregeln in den verschiedenen Bezirken zu berathen; im übrigen vertraut man ihrer eigenen Ein- und Umsicht, ihrer persönlichen Kenntniß der Verhältnisse und ihrer gewissenhaften Sorgfalt für die Interessen ihres Bezirks. So geschieht es denn wol, daß allgemeine Anordnungen selbst der wichtigsten Art, wie beispielsweise in Betreff der Staatsaufsicht über die Gemeindeverwaltungen, in den verschiedenen Bezirken eine im Detail verschiedenartige Durchführung erfahren, je nachdem die besondern Verhältnisse des einzelnen Bezirks es so oder anders als zweckmäßig erscheinen lassen. Von oben her nimmt man keinen Anstoß daran, versucht auch nicht, eine schablonenmäßige Uniformität zu erzwingen, da man sich durch die Erfahrung davon überzeugt hat, daß darunter das Interesse der einzelnen Landestheile nicht leidet, vielmehr eben bei dieser Berücksichtigung der örtlichen Eigenthümlichkeiten am besten gewahrt ist. Dagegen (und darin findet man wol mit Recht die sicherste Gewähr dafür, daß diese Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit des Beamten nicht Schaden bringe oder gemisbraucht werde) ist der Bezirksdirector in allen seinen Verwaltungshandlungen fortwährend einer äußerst wirksamen Unterstützung und Controle seitens des Bezirksausschusses unterworfen; bei wichtigern Maßregeln ist er an die entscheidende Mitwirkung dieses letztern gebunden, bei andern muß er wenigstens dessen Beirath einholen; gegen etwaige Misbräuche seiner Gewalt oder Misgriffe, durch welche das Wohl des Bezirks gefährdet erscheint, steht dem Bezirksausschuß ein Recht der Beschwerde beim Ministerium zu, und in der Ausübung dieses Rechts ist der Ausschuß völlig unabhängig gestellt, so zwar, daß für solche Fälle die sonst dem Bezirksdirector zustehende Leitung der Berathungen des Bezirksausschusses cessirt und dieser unter einem selbstgewählten Vorsitzenden völlig frei berathen kann. Die Gegenstände der theils berathenden, theils beschließenden Wirksamkeit des Bezirksausschusses

Digitized by Google

(dessen Zusammensetzung, analog der des Landtags, zum größern Theil durch allgemeine Wahlen, zu einem kleinern durch Wahlen Höchstbesteuerter geschieht) sind ungefähr dieselben wie bei den Amtsvertretungen in Hannover; nur kommt hier, wo der Bezirksausschuß nicht blos einen Theil des Bezirks, sondern den ganzen und alle darin begriffenen Gemeinden umfaßt, noch eine sehr zahlreiche und sehr wichtige Klasse von Entscheidungen hinzu, nämlich die einer Aufsichts- und Recursinstanz in allen Gemeindeangelegenheiten. Der Bezirksausschuß nimmt Beschwerden einzelner Gemeindeangehörigen entgegen, die sich durch Acte ihrer Gemeindeverwaltung in ihren Rechten oder Interessen beeinträchtigt glauben; er kann auch aus eigenem Antriebe, wenn er Mängel oder Unregelmäßigkeiten in einer Gemeindeverwaltung, besonders in der Gebarung mit dem Gemeindevermögen, wahrzunehmen glaubt, gegen die betreffenden Organe einschreiten, Erörterungen anstellen, Abhülfe der wahrgenommenen Uebelstände verfügen, sogar die Suspendirung oder Entsetzung von Gemeindevorständen und die Auflösung von Gemeinderäthen wegen Pflichtwidrigkeit beim Ministerium beantragen. Er hat die Aufnahme von Gemeindeanleihen zu genehmigen. Er entscheidet bei eingewendetem Recurs über verweigerte Aufnahme- und Heirathsgesuche. Auch die Bestätigung der Gemeindebeamten (anderwärts so häufig ein Gegenstand von Conflicten zwischen Gemeinden und Staatsbehörden, wo letztere darüber die endgültige Entscheidung haben) liegt hier thatsächlich in der Hand des Bezirksausschusses, also der Vertrauensmänner eines Bezirks, denn so oft der Bezirksdirector, dem zunächst diese Bestätigung zusteht, gegen eine solche ein Bedenken hat, muß er das Gutachten des Bezirksausschusses einholen, und eine Verweigerung der Bestätigung kann daher ohne die Zustimmung des letztern nicht wohl stattfinden.

Der Geschäftsgang bei diesen Bezirksausschüssen ist ein äußerst einfacher und praktischer. Da jeder Ausschuß Mitglieder aus verschiedenen Oertlichkeiten und verschiedenen Gesellschaftsklassen des Bezirks in sich faßt, so hat er für alle vorkommenden Fragen fast immer das beste Mittel der Lösung zur Hand, nämlich das der persönlichen Auskunftsertheilung aus unmittelbarer, persönlicher Anschauung und Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse, und kann seine Entscheidungen in der Regel rasch, sicher und ohne weitläufige Hin- und Herschreibereien, Berichteinholungen u. s. w. fassen. Die einzelnen Mitglieder werden mit Berichterstattungen beauftragt, die meist mündlich stattfinden; bisweilen beschließt der Ausschuß auch wol, eins oder einige seiner Mitglieder an Ort und Stelle zu senden, um den Thatbestand genau zu ermitteln, und so wird alles möglichst praktisch und kurzer Hand abgemacht. Daß gleichwol diese Entscheidungen sachgemäß und gerecht zu sein pflegen, erhellt daraus, daß Berufungen dagegen an das Ministerium, welche gesetzlich zugelassen sind, selten und, je mehr das Institut sich eingelebt hat, immer seltener vorgekommen sind, ein Beweis von dem Vertrauen des Volks zu diesen Ausschüssen. Da nun andererseits das Ministerium Watzdorf (dem man die Einführung dieser Einrichtung und, was vielleicht noch wichtiger, die Durchführung und Erhaltung derselben in dem gleichen Geiste möglichster Selbstverwaltung verdankt) den Grundsatz befolgt, Entscheidungen von Bezirksausschüssen nur in ganz dringenden Fällen zu reformiren, weil es von der richtigen Ansicht ausgeht, daß die im Bezirk eingesessenen und mit dem Vertrauen des Bezirks bekleideten Mitglieder der Bezirksausschüsse die Verhältnisse und Bedürfnisse des Bezirks und seiner Angehörigen in der Regel besser kennen und beurtheilen werden, als dies von der Hauptstadt und vom grünen Tische aus möglich ist, so hat sich allmählich die Praxis herausgebildet, daß man fast immer bei den Entscheidungen der Bezirksausschüsse sich beruhigt, und so ist die zweite Recursinstanz in Verwaltungssachen thatsächlich beinahe in Wegfall gekommen, damit aber natürlich auch eine Masse von Geschäften bei den obersten Behörden.

Natürlich wird dadurch ein beträchtliches Maß von Zeit, Kraft und Geld erspart.

Digitized by Google

Denn auch die Mittelinstanz der Verwaltung (die unterste Stufe ist, wie schon erwähnt, gänzlich den Gemeinden überlassen und nimmt gar keine directe Mitwirkung des Staats in Anspruch) ist in ihrem Mechanismus außerordentlich vereinfacht. Ein einziger Staatsbeamter, der Bezirksdirector, mit einem Bezirkscommissar und einem sehr kleinen subalternen Personal genügt für einen Kreis von fast 60000 Einwohnern. Die Mitgliedschaft im Bezirksausschusse ist ein Ehrenamt; die Mitglieder erhalten nur die Reisen zu den allmonatlichen Sitzungen vergütet (die nicht sehr viel betragen, da die Entfernungen in einem solchen Bezirke immer nur geringe sind), und auch dies nicht aus der Staatskasse, sondern von den Gemeinden nach Verhältniß ihrer Einwohnerzahl. Für sie selbst ist der Zeit- und Geldaufwand auch nicht beträchtlich, da die Sitzungen regelmäßig in Einem Tage erledigt werden, und zwar so, daß meist die Hin- und Rückreise nach und vom Sitzungsorte am selben Tage gemacht werden kann. Die obenbezeichnete praktische Art der Geschäftsbehandlung macht es möglich, in zwölf jährlichen Sitzungen alle die Geschäfte zu erledigen, die im gewöhnlichen bureaukratischen Wege der Verwaltung eine namhafte Masse von Hin- und Herschreibereien, folglich von Zeit-, Kraft- und Geldaufwand erfordern und dabei dennoch wahrscheinlich oft viel weniger zweckmäßig erledigt werden würden.

Neben dieser Ersparniß von Zeit, Kraft und Geld hat die Einrichtung aber auch noch andere wichtige Vortheile gehabt. Die Bevölkerung, die anfangs, wie wol überall, wo eine unvordenkliche Zeit lang das entgegengesetzte System im Gebrauch gewesen, sich in die neue Ordnung der Dinge nicht recht finden konnte und häufig, statt ihre Angelegenheiten nach Maßgabe der freiern Gemeindeverfassung selbst zu besorgen, immer wieder von den Behörden Rath oder Weisung verlangte, hat doch im Laufe weniger Jahre — da das Ministerium streng darauf hielt, daß dergleichen Rath Suchende ab- und auf ihre eigene Selbsthülfe hingewiesen würden — die Gewöhnung an diese Selbsthülfe und Selbstverantwortlichkeit gelernt. Das Gemeindeleben und die Thätigkeit der Gemeinden wie auch der Bezirke hat einen ganz neuen Aufschwung genommen. Es läßt sich statistisch nachweisen und ist in dem citirten Aufsatze der Krug'schen Zeitschrift durch eine Menge actenmäßiger Belege nachgewiesen, welche erfreuliche Fortschritte seit dem Bestehen der neuen Gemeinde- und Bezirksordnung die Vermögensverhältnisse der Gemeinden gemacht haben, wie viel durch deren eigene Kräfte für die Errichtung von Schulen und sonstigen gemeinnützigen Anstalten, für die Anlegung von Vicinal- und Bezirksstraßen, kurz für jede Art von Verbesserungen der materiellen und geistigen Zustände der Bevölkerungen geschehen ist. Ganze Landestheile, welche bis dahin, unter einer vielleicht nur zu eifrig bevormundenden und direct fördernden Fürsorge des Staats, in ihren von Haus aus dürftigen Erwerbs- und Nahrungsverhältnissen nicht vorwärts, ja eher noch mehr zurückgekommen waren, begannen jetzt, sich selbst überlassen und nur in äußersten Nothfällen noch vom Staate unterstützt, durch angestrengte Thätigkeit neue Quellen des Erwerbs sich zu erschließen, überhaupt ihre Zustände zu verbessern; die Ortschaften selbst erhielten ein rührigeres, wohlhäbigeres und reinlicheres Ansehen. Auch jene andere günstige Wirkung, welche unser hannoverischer Gewährsmann den dortigen Amtsvertretungen nachrühmt, der politisch-bildende Einfluß solcher Einrichtungen, hat sich bei den Bezirksausschüssen in Weimar ebenfalls in vollstem Grade bethätigt. Ihm vornehmlich hat man es wol zuzuschreiben, wenn die allgemeine Landesvertretung trotz des ziemlich radicalen Wahlgesetzes und des aus der Bewegungszeit von 1848 überkommenen stark demokratischen Geistes der Bevölkerung dennoch einen überwiegend gemäßigten und praktischen Charakter bewahrt und dem allerdings aufrichtig liberalen, aber keineswegs schwächlich nachgiebigen Ministerium Watzdorf niemals das Regieren erschwert hat. Und endlich haben sich namentlich auch durch das Zusammenwirken in diesen Ausschüssen die aristokratischen und

Digitized by Google

die demokratischen Elemente der Bevölkerung einander mehr genähert; insbesondere haben die größern Grundbesitzer, welche eine Zeit lang gegen die neuen Verfassungszustände, die ihnen allerdings durch Einbeziehung ihrer Güter und ihrer Personen in die Gemeindeverbände ein nicht leichtes Opfer zumutheten, sich grollend verhielten, alle (die intelligentern wenigstens) in dem Einfluß auf die Leitung der Bezirksangelegenheiten, den ihnen die Betheiligung an den Bezirksvertretungen gewährte, einen Ersatz für das Verlorene und eine ihrer socialen Stellung entsprechende Thätigkeit erkannt.

Das Institut der Bezirksausschüsse ist im ganzen Lande, besonders auch unter der ländlichen Bevölkerung, schnell außerordentlich populär geworden, und ebenso zeigt sich bei dem größten Theile der Beamten, selbst bei solchen, die anfangs Vorurtheile dagegen hatten, die Erkenntniß von den Vorzügen der Selbstverwaltung im Vergleich zu der frühern bureaukratischen Centralisation bereits tief gewurzelt und in Fleisch und Blut übergegangen — ein Beweis, daß es nur des ernsten Willens und eines beharrlichen Entschlusses von seiten einer Regierung bedarf, um die der Durchführung des Princips der Selbstverwaltung durch die bestehenden Gewöhnungen geschaffenen Schwierigkeiten in nicht zu langer Zeit glücklich zu überwinden.

In mehrern kleinern thüringischen Staaten hat man, zumeist wol nach dem Vorgange Weimars, ähnliche Einrichtungen in neuerer Zeit ins Leben gerufen.

In anderer Weise hat man im Großherzogthum Baden die Verwaltung zu decentralisiren und das Volksleben mehr auf die eigenen Füße zu stellen versucht. Man entwarf dort ein ganzes System von Einrichtungen nach einem umfassenden, nur freilich etwas verwickelten Plane. Principiell schied man zwischen der eigentlichen Verwaltung, d. h. der Sorge für die unmittelbare Befriedigung gemeinsamer Bedürfnisse des wirthschaftlichen und sonstigen Culturlebens des Volks, der Regierungsthätigkeit oder der politischen Verwaltung und der Beaufsichtigung der einzelnen Volkskreise, endlich der Entscheidung von Streitigkeiten des öffentlichen Rechts, und wollte jede dieser verschiedenen Functionen besondern Organen anvertrauen. Man theilte das Land in 11 Kreise; diese Kreise sollten als „körperschaftliche Verbände" ihre Angelegenheiten selbständig durch Kreisversammlungen und Kreisausschüsse verwalten. Allein die künstlich geschaffene Eintheilung ließ vielfach die natürlich gemeinsamen Angelegenheiten vermissen, welche das innere Band für solche Kreisverbände hätten abgeben können. Zur Lösung größerer Aufgaben des wirthschaftlichen oder socialen Lebens fehlt es ihnen meist an ausreichenden Mitteln, und wenn sie sich der mehr localen Interessen annehmen, so begegnen sie oft der Eifersucht der einen Oertlichkeit, welche sich für vernachlässigt hält, gegen andere, welche bevorzugt erscheinen. So fehlt in den Bevölkerungen — wir folgen auch hier den sachkundigen und durchaus wohlmeinenden Beobachtungen mehrerer zuverlässiger, diesen Verhältnissen unmittelbar nahe stehender Personen, deren Urtheile gerade in diesem Punkte durchaus übereinstimmen — der rechte Glaube an den Fortbestand, an die Lebensfähigkeit dieser Einrichtung und damit die Lust zur Inangriffnahme gemeinsamer Unternehmungen, besonders weitaussehender und kostspieliger. Die Kreisversammlungen entschließen sich schwer, Ausgaben auf den Kreis zu übernehmen, da es ungewiß erscheint, ob dadurch den Gemeinden wesentliche Erleichterungen zutheil werden, und ziehen es vor, nach wie vor die Staatskasse in Anspruch zu nehmen. Selbst in solchen Richtungen, wo auch die Gemeindeverwaltung bisher meist zu wünschen übrigließ, z. B. in Bezug auf Armen- und Krankenpflege, ist durch diese Kreisverbände bisher noch wenig geschehen. Auch eine directe Mitwirkung der Kreisausschüsse beim Straßenbau, wie sie durch das unlängst erlassene Straßengesetz angezeigt schien, eine Uebernahme gewisser Klassen von Straßen auf die Kreise zur eigenen Ausführung, scheint nicht eintreten zu wollen; die Thätigkeit der Kreisausschüsse auf diesem Gebiete hat sich bisjetzt auf Begutachtungen der von der

Digitized by Google

Regierung ihnen vorgelegten Baupläne und auf die Decretur von Kreisumlagen in der Form von Beiträgen zur Anlegung und Unterhaltung der Landstraßen beschränkt. In Weimar, um dies hier beiläufig nachzutragen, hat man den entgegengesetzten Weg mit anscheinend gutem Erfolge eingeschlagen; dort bauen und verbessern die Gemeinden nicht blos die Vicinalwege, sondern auch, theilweise unter vermittelnder Anordnung der Bezirksausschüsse und mit hinzutretender Unterstützung und Anleitung der obersten Staatsbehörde, manche der größern Chausseen. Einzelne Kreise in Baden machen allerdings von der im allgemeinen vorherrschenden geringen Selbstthätigkeit rühmliche Ausnahmen, so der Kreis Konstanz, der eine wohlbegründete Kreiswaisenanstalt ins Leben gerufen hat.

Die Gesetzgebung von 1864 hatte auch die Bildung von freiwilligen Bezirksverbänden zur Besorgung gemeinsamer Angelegenheiten im engern Rahmen vorgesehen; doch ist hiervon nach den uns vorliegenden Mittheilungen bislang noch nirgends Gebrauch gemacht worden.

Es bestehen in Baden allerdings auch Bezirksräthe — ein Analogon, wie es dem Namen nach scheint, der weimarischen Bezirksausschüsse und der ehemaligen kurhessischen Bezirksräthe. Allein sowol ihrer Wirksamkeit als auch ihrer Zusammensetzung nach sind sie von beiden verschieden. Die Mitglieder der badischen Bezirksräthe werden von der Regierung aus einer von den Kreisversammlungen aufgestellten Liste ernannt. Dieser Ursprung von oben statt von unten her ist wol kaum in eben dem Maße wie die anderwärts übliche freie Wahl der Bezirksausschüsse durch die Bevölkerungen selbst geeignet, die Bezirksräthe als einen Ausfluß des Vertrauens dieser letztern erscheinen zu lassen, selbst wenn, was nicht immer der Fall sein soll, auf diesem Wege auch schwerer ist, bei der Aufstellung und Sichtung der Listen allezeit mit zureichender Kenntniß passender Persönlichkeiten verfahren würde. Nichtsdestoweniger scheint das allgemeine Urtheil über die Thätigkeit dieser Bezirksräthe ein entschieden günstigeres zu sein als das über die Kreisversammlungen und Kreisausschüsse — ein Beweis, daß dabei jedenfalls ein unmittelbarer vorhandenes Bedürfniß als bei letztern getroffen ist. Der Eifer der Bezirksräthe, die Bereitwilligkeit zur Uebernahme dieser Aemter, die Selbständigkeit der Ansichten und die Gewandtheit in deren Geltendmachung wenigstens bei einem Theile der Mitglieder wird gerühmt. Die Bevölkerungen zeigen Vertrauen zu den Entscheidungen der Bezirksräthe. Genug, dieses Institut birgt offenbar in sich den Keim der Lebensfähigkeit, einer wachsenden Entwickelung und einer allmählichen Befestigung in der öffentlichen Meinung.

Die Bezirksräthe in Baden haben unter Leitung des Bezirksbeamten über Streitigkeiten des öffentlichen Rechts in erster Instanz zu entscheiden (also z. B. über Heimatsangehörigkeit); sie haben in Sachen der Aufsicht über die Gemeindeverwaltungen, der Concessionsertheilung, der Aufstellung polizeilicher Vorschriften für den Bezirk u. dgl. m. zu beschließen. Auch liegt den Mitgliedern der Bezirksräthe als einzelnen eine gewisse Mitwirkung bei der polizeilichen Executive in den ihnen zugewiesenen Bezirken ob, eine Function, die freilich, eingeklemmt zwischen die der staatspolizeilichen Organe und die ortspolizeiliche der einzelnen Bürgermeister, an einer Unsicherheit der Competenz leidet und darum noch wenig ersprießlich geworden ist.

Für die Entscheidung von Streitigkeiten des öffentlichen Rechts in zweiter Instanz besteht ein besonderer Verwaltungsgerichtshof. Die Ueberwachung und Förderung der Verwaltungsgeschäfte endlich im Wege des lebendigen Verkehrs mit den Bezirksbeamten wie mit den Bevölkerungen und eine persönliche Vermittelung zwischen diesen beiden und dem Ministerium, als Gegengewicht gegen das einseitige Régime vom grünen Tische aus, ist sogenannten Landescommissarien anvertraut.

Wie aus Obigem erhellt, ist der neue Verwaltungsorganismus in Baden etwas complicirt und schwerfällig. So stellte er sich schon äußerlich auch dem fern stehenden Beob-

Digitized by Google

achter dar, als das Gesetz erschien; so scheint er auch in der Praxis — nach dem Urtheil competenter Gewährsmänner — sich zu bethätigen. Man hat der Bevölkerung vielleicht etwas zu viel zugemuthet, indem man ihr die Selbstverwaltung nach den verschiedensten Seiten gleichsam nach einem fertigen Plane auf einmal octroyirte, statt dieselbe aus kleinen, einfachen Anfängen von einzelnen Punkten aus und zunächst in engern Kreisen sich entwickeln zu lassen. Das badische Volk war lange Zeit daran gewöhnt, durch eine vielregiererische Bureaukratie beherrscht und geleitet zu werden. Selbst die unterste Stufe und die allein sichere Basis einer kräftigen Selbstverwaltung, das Gemeindewesen, war, trotz der seit 1831 bestehenden freiern Gemeindeordnung, doch nicht dermaßen in sich erstarkt und ausgebildet, daß es nicht bureaukratischen Eingriffen manche Handhabe geboten hätte. Daher haben die neuen Einrichtungen, die etwas unvorbereitet mitten in das bisherige System hineingepflanzt wurden, noch vielfach mit dem Indifferentismus, der natürlichen Trägheit des Volks und der Ungewohnheit der Selbstthätigkeit zu kämpfen. Indeß reift allmählich, wenn auch langsam, der Sinn für die Selbstbefreiung des Volks vom Joche bureaukratischer Bevormundung. Auch die natürliche Abneigung der Mehrheit der Beamten, zumal der ältern, gegen ein von dem bisherigen so ganz abweichendes System kann nur allmählich sich verlieren; doch sollen schon jetzt viele Beamte die Vortheile der Mitwirkung volksthümlicher, unmittelbar im Leben stehender Elemente, die ihnen durch den Beirath der Bezirksräthe zutheil wird, immer mehr schätzen und verwerthen lernen. Die Regierung selbst scheint willens, auf Grund der gemachten Erfahrungen die Wirksamkeit der Bezirksräthe — jedenfalls des lebenskräftigsten und zukunftsreichsten Theiles dieser ganzen Organisation — mehr und mehr auszudehnen, was wol auch richtiger und erfolgverheißender ist, als die von manchen Seiten empfohlene Bildung größerer Verwaltungsgebiete über den Kreisen.

In Baiern ist, nach langen Vorbereitungen, im Jahre 1868 die neue Verwaltungsorganisation, die ebenfalls den Gemeinden und Bezirken eine größere Selbständigkeit einräumt, wenigstens auf dem Papiere so ziemlich fertig geworden, und ihre praktische Einführung steht wol bald bevor. In Würtemberg ward dem Landtage des Jahres 1867 eine ähnliche Vorlage gemacht.

Im Königreich Sachsen ging schon im Jahre 1849 das Ministerium Zschinsky, und namentlich der damalige Minister des Innern, Hr. von Friesen, mit einer Verwaltungsreorganisation um, welche nicht blos die Selbständigkeit der Gemeinden, besonders der Landgemeinden, weiter ausdehnen und mehr befestigen, sondern auch über diese hinaus dem Princip der Selbstverwaltung Boden schaffen sollte. Es war damals auch in Sachsen von Bezirksräthen und dergleichen die Rede, und Hr. von Friesen schien namentlich die kurz vorher von dem freisinnigen Ministerium Eberhard-Wippermann in Kurhessen geschaffene Einrichtung dieser Art der Beachtung und Nachahmung werthzuhalten. Die folgende Reactionszeit unter Hrn. von Beust ließ diesen Plan wieder gänzlich in den Hintergrund treten. Erst in den letzten Jahren des Beust'schen Regiments war abermals von einer Verwaltungsreorganisation die Rede. Es ward sogar eine Commission von Sachverständigen (Staatsbeamten, Bürgermeistern u. s. w.) nach Dresden berufen, um die Grundzüge einer solchen zu berathen. Die im Schoße dieser Commission zu Tage getretenen Ansichten sollen zum größern Theil nicht eben in der Richtung einer wahren, zeitgemäßen Selbstverwaltung gegangen sein. Auch was in der Presse hier und da von fachmäßiger Seite (Staats- oder Gemeindebeamten) an Vorschlägen über dieses Thema laut ward, verrieth keine besonders freie Anschauung von der Sache. Die ganze Angelegenheit ist hier über das Stadium solcher blos theoretischer Vorberathungen noch nicht hinausgekommen; was man im einzelnen anscheinend im Sinne einer Decentralisation that, war weniger als wenig und wollte, verglichen mit dem anderwärts in Deutschland

Digitized by Google

bereits theils Erprobten, theils mindestens Versuchten, so gut wie nichts bedeuten. Das Institut der „Friedensrichter", welches bisweilen als ein bedeutsamer Ansatz zu einer wirklichen Selbstverwaltung gepriesen worden ist, ist trotz seiner scheinbaren Verwandtschaft mit dem ähnlich benannten englischen Institut in der That nur ein Ueberbleibsel der verrotteten Patrimonialgerichtsbarkeit und eine Art von Ersatz für den Verlust dieser, den man den ehemaligen hochgebietenden Feudalherren schuldig zu sein meinte. Es ist bisher nicht volksthümlich geworden und wird es auch nach seiner ganzen Natur und Einrichtung schwerlich werden.

Dagegen hat neuerdings der Trieb der Selbstthätigkeit, der nach andern Seiten hin im sächsischen Volke ziemlich entwickelt ist, wie die kräftige Ausbildung des industriellen Associations- und des gewerblichen Genossenschaftswesens bekundet, der auch im Gemeindeleben, und nicht blos in den Städten, sondern allmählich sogar auf dem Lande, trotz der hier vielfach beschränkenden Landgemeindeordnung, starke Wurzeln getrieben hat, auch in weitern Kreisen des öffentlichen und socialen Lebens auf eigene Hand Anläufe gemacht und Organisationen ins Werk gesetzt, die anzuzeigen scheinen, daß auch das sächsische Volk wol zu einem größern Maße von Selbstverwaltung reif und befähigt wäre, wenn man ihm nur die Bahnen derselben erschlösse. Mehrfach haben eine Anzahl benachbarter Gemeinden (in der Regel die in einem Amtslandbezirk gelegenen) im Wege freien Zusammenwirkens gemeinsame Anstalten für Zwecke der Armenpflege, der Waisenversorgung u. dgl. ins Leben gerufen und solche mit gutem Erfolge unterhalten, so in der leipziger, der oschatzer Gegend u. s. w. Wol die umfassendste Organisation dieser Art, und die bereits eine sechsjährige ersprießliche Wirksamkeit für sich hat, ist der 1862 gegründete, 1863 von der Regierung bestätigte Armenversorgungsverein der Amtslandschaft Meißen, der 26 Rittergüter und 142 Gemeinden mit einer Bevölkerung von fast 26000 Seelen umfaßt, in 22 Districte getheilt ist, ein gemeinsames Armen- und Arbeitshaus sowie ein Krankenhaus besitzt und vollständig auf dem Grundsatze der Selbstverwaltung lediglich unter Oberaufsicht des Staats ruht.*)

In Preußen hat man mit Planen einer Kreis-, Bezirks- und Provinzialverfassung seit 1848 vielfach und nach den verschiedensten Richtungen, das eine mal vorwärts, das andere mal rückwärts, hin und her experimentirt, allerdings immer nur auf dem Papiere. Denn ins Leben ist von allen diesen Experimenten noch nicht eins getreten. Es läßt sich daher auch darüber zur Zeit etwas weiteres nicht sagen, und es mag genügen, zur Orientirung über jene verschiedenen Versuche sowie über die dabei in Betracht kommenden thatsächlichen Verhältnisse auf ein im Jahre 1867 erschienenes Schriftchen zu verweisen, dessen Verfasser selbst bei diesen Reformarbeiten, die natürlich ihren Weg allemal durch die Landesvertretung genommen haben, als Mitglied des Abgeordnetenhauses wiederholt in hervorragender Weise thätig gewesen ist.**) Was in Preußen eine solche Reform, zumal für die östlichen Provinzen, wesentlich erschwert, ist der Umstand, daß dieselbe nicht blos mit der gerade in Preußen noch sehr tief gewurzelten Abneigung der Bureaukratie gegen Freigebung der Volkskraft aus dem Bann ihrer Allesregiererei, sondern

*) Sehr interessante Aufschlüsse über Entstehung, Fortgang und Ergebnisse dieses Vereins, mit einer Menge statistischer Angaben, bietet das Schriftchen: „Zur Frage des sächsischen Armenwesens und der Selbstverwaltung ländlicher Gemeinden, mit besonderer Rücksicht auf den Armenversorgungsverein der Amtslandschaft Meißen", von einem der Hauptförderer dieses Vereins, Advocat Hallbauer in Meißen (Meißen, Mosche).

**) Die Reform der Kreisordnung und ländlichen Polizeiverfassung. Von Dr. Lette, Präsident des Revisionscollegiums für Landesculturſachen, Mitglied des norddeutschen Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses (2. Aufl., Berlin, Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung).

Digitized by Google

ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr, mit dem Widerstande des seither rechtlich bevorzugten und factisch allerdings zum Theil stark überwiegenden großen Grundbesitzes gegen eine größere Gleichstellung mit den andern Bevölkerungsklassen, wie sie die heutige Zeit verlangt, zu kämpfen hat.

In der Session des preußischen Abgeordnetenhauses von 1868, bei der Berathung über den hannoverischen Provinzialfonds, ließ der preußische Ministerpräsident, Graf Bismarck, bedeutungsvolle Worte fallen über die Nothwendigkeit einer größern Decentralisation in Preußen. Er äußerte den Gedanken, daß auch andern Provinzen entsprechende Summen zur Verfügung gestellt werden könnten, um damit für mancherlei gemeinnützige Anstalten und Unternehmungen, die der Staat ihnen bisher gewährte, selbst zu sorgen. Der Gedanke an sich ist gewiß richtig und fruchtbar, soweit es sich um die Ueberlassung der Fürsorge für provinzielle Zwecke an die eigene Selbstthätigkeit der Provinzen handelt. Nur der Beisatz, daß der Staat den Provinzen die Mittel dazu gewähren, also gewisse Summen erst im Wege der Besteuerung aus den Provinzen ziehen soll, um dieselben dann an diese zurückzugeben, erinnert in bedenklicher Weise an jenen in unserm ersten Artikel erwähnten Uebelstand des französischen Centralisationssystems, den Raudot und Horn so schlagend kritisirt haben. Richtiger würde es uns jedenfalls scheinen, wenn man gleich im voraus unterschiede, was die Provinzen selbst zu besorgen und auszuführen, was dagegen der Staat gleichsam als letzter Rückhalt aller auf sich zu übernehmen habe, und wenn man danach das Budget der allgemeinen Bedürfnisse in ein Provinzial- und ein Staatsbudget sonderte, sodaß, was jenen zufiele, gar nicht erst den unnöthigen Umweg durch das Staatsbudget zu machen brauchte.

Sogar in Oesterreich gibt es einzelne Ansätze einer Selbstverwaltung. Auch dort besteht — zwar nicht allerorten, aber doch in manchen Kronländern — eine Art von Bezirksvertretungen, welche einen, freilich wol nur sehr beschränkten Antheil an der Verwaltung haben. Ihre Competenz weiter auszudehnen, trug selbst das parlamentarische Ministerium Auersperg-Giskra Bedenken, hauptsächlich wegen des befürchteten Misbrauchs dieser Körperschaften, wenn sie größern Einfluß hätten, im Sinne einer Förderung der centrifugalen Bestrebungen der verschiedenen nichtdeutschen Nationalitäten. Es beschränkte sich daher in dem Gesetz zur Reform der Verwaltung, womit es 1868 vor den Reichsrath trat, darauf, die obersten Verwaltungsbehörden der einzelnen Kronländer etwas freier zu stellen, ihnen eine größere Competenz und Selbstverantwortlichkeit beizulegen, sodann das viele Schreiber- und Actenwesen einigermaßen zu beschränken und auf diesem Wege wenigstens einen Anfang zu einer Decentralisation der Verwaltung zu machen.

So zeigt sich in Deutschland allenthalben in den Bevölkerungen ein Zug nach Selbstverwaltung, bei den Regierungen selbst die Einsicht von deren Nothwendigkeit. Ist es erlaubt, nach den schon jetzt damit gemachten, freilich vergleichsweise nur erst kurzen und daher unzulänglichen Erfahrungen sich eine Ansicht über die bisher zu diesem Ziele eingeschlagenen und die weiter einzuschlagenden Wege zu bilden, so möchten wir diese in Folgendem aussprechen. Im allgemeinen scheint das deutsche Volk, wie sehr auch entwöhnt der Selbstverwaltung durch eine unverdenklich lange Fernhaltung davon, dennoch von dem germanischen Wesen, dessen tiefste Eigenthümlichkeit eben der Trieb nach Selbständigkeit ist, sich so viel bewahrt, gegen das ihm aufgedrungene romanische je mehr und mehr eine so gründliche Abneigung gefaßt zu haben, daß wir nicht zweifeln, dasselbe werde, wofern nur die Regierungen dieses Streben in aufrichtigem Sinne fördern, selbst eine ziemlich ausgedehnte Selbstverwaltung — mit ihren Rechten, aber auch Pflichten — nicht blos lieben, sondern auch üben und deren Vortheile sich aneignen lernen. Was dieser Hoffnung besonders Grund und Berechtigung gibt, ist das in einem sehr großen Theile von Deutschland bereits so kräftig entwickelte und sichtlich gedeihende freie Gemeindewesen,

Digitized by Google

zunächst in den Städten, allmählich doch auch mehr und mehr auf dem Lande. Dieses vor allem durch Beseitigung unnöthiger Schranken der Gemeindefreiheit zu fördern, ist jedenfalls der erste und wichtigste Schritt auf der Bahn eines zeitgemäßen Fortschritts. Ein zweiter, kaum minder wichtiger ist sodann, wie sich bereits praktisch herausgestellt hat, die Bildung größerer Kreise der Selbstverwaltung über den einzelnen Gemeinden. Dieser Schritt wird da leichter sein, wo die Erwerbs-, Verkehrs- und Bildungsverhältnisse der verschiedenen Theile eines solchen Kreises, insbesondere auch die zwischen Stadt und Land, wenigstens nahezu die gleichen sind (wie dies z. B. der Fall ist in den thüringischen Staaten, die weder sehr große Städte noch einen sehr großen geschlossenen Grundbesitz haben), schwerer da, wo in diesen Beziehungen größere Verschiedenheiten bestehen, z. B. in den östlichen Provinzen Preußens. In Gegenden der letztern Art wird man sich vielleicht anfangs damit begnügen müssen (wofern nicht hier überhaupt andere Formen der Selbstverwaltung zu wählen sind), die mehr gleichartigen Theile, etwa das flache Land und die kleinen Städte, in eine gemeinsame Selbstverwaltung einzurahmen, nöthigenfalls auch den großen Grundbesitz neben den Gemeinden als besonderen Factor in den Bezirksvertretungen seine Stelle nehmen zu lassen. Große Städte bedürfen ohnehin weniger eines solchen Schutzes ihrer Selbständigkeit durch ein höheres Organ populärer Natur, können gewissermaßen Bezirke oder Kreise für sich bilden.

Auf eine strenge Gleichförmigkeit möchte überhaupt bei diesen Einrichtungen für Selbstverwaltung selbst innerhalb eines einzelnen Landes nicht so viel Gewicht zu legen sein, als auf möglichste Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse, Bedürfnisse und Interessen der Bevölkerungen der einzelnen Landestheile. Beruht doch das Wesen und der Nutzen der Selbstverwaltung ganz vorzugsweise eben darauf, daß soviel als möglich die Eigenart jedes einzelnen Volkstheiles zur Geltung und Bethätigung kommt, soweit dies nur immer ohne Schädigung des Ganzen geschehen kann.

Diese erste höhere Sphäre über den Einzelgemeinden (also in Preußen der landräthliche Kreis, in Hannover der Amtsbezirk, in Sachsen etwa der Umfang einer Amtshauptmannschaft, obschon dieser schon etwas groß ist) wird immer diejenige sein, innerhalb deren am meisten eine Menge gleichartiger oder verwandter, sich bald ergänzender, bald kreuzender Interessen vorkommen, die entweder der Ausgleichung untereinander bedürfen oder zweckmäßig verbunden werden können, wo die Eingesessenen ihre gegenseitigen persönlichen und sachlichen Verhältnisse am besten kennen, wo die gemeinsamen Bedürfnisse, die sich herausstellen, und die gemeinsamen Leistungen, die dafür nothwendig sind, sich leicht übersehen und daher unbedenklich durch die eigene Mitwirkung der Nächstbetheiligten regeln lassen, zumal wenn (wie dies bei den oben angeführten Beispielen der Fall ist und ähnlichermaßen in den meisten deutschen Ländern der Fall sein wird) eine solche Gliederung in kleine Kreise schon bisher bei der bureaukratischen Verwaltung stattgefunden und sich eingelebt hat.

Eines weitern Mittelgliedes zwischen Gemeinde und Staat (außer dem Bezirk) dürfte es in kleinern Ländern wol überhaupt nicht bedürfen; ja selbst bei schon etwas größern ist es fraglich, ob ein solches Mittelglied nothwendig und räthlich sei. Der in Baden gemachte Versuch mit größern Verwaltungskreisen scheint nicht dafür zu sprechen. Eine Ausnahme wäre vielleicht da zu machen, wo auch für solche größere geographische Abtheilungen bereits seit länger bestimmte Organe einer wenigstens partiellen Selbstverwaltung in praktischer Wirksamkeit bestanden, wie z. B. die Kreisräthe in Baiern. Nur wird auch in solchen Fällen wohl zu prüfen sein, ob das Hergebrachte auch noch jetzt ein Zeitgemäßes und Lebensfähiges sei. Letzteres möchten wir z. B. bezweifeln rücksichtlich der Kreistage in Sachsen, mindestens in ihrer jetzigen Gestalt. Gewiß ist, daß Mittelbehörden, wie die Kreisdirectionen in Sachsen, wie die Regierungen in Preußen und

Digitized by Google

ähnliche, am besten ganz in Wegfall kommen werden, indem man die ihnen übertragenen Verwaltungsfunctionen theils den neuen Organen der Selbstverwaltung überträgt (wie dies z. B. in Weimar geschehen ist rücksichtlich der Entscheidungen in Heimats-, Aufnahme-, Verehelichungs- und andern Sachen), theils, wie das viele unnöthige Berichterstatten nach oben hin, ganz in Wegfall bringt. Die Ansicht, als ob die Collegialität bei der Verwaltung eine werthvolle Bürgschaft entweder der Gerechtigkeit oder doch der Zweckmäßigkeit des Verwaltens und daher der persönlichen Executive eines Einzelbeamten vorzuziehen sei, diese Ansicht darf wol jetzt als antiquirt anzusehen sein, so wenig die gute Absicht, welche die Schöpfer derartiger Verwaltungscollegien (z. B. Stein in Preußen, Lindenau in Sachsen) seinerzeit dabei hatten, verkannt werden mag. Unsere vorgeschrittenen heutigen Anschauungen von dem Wesen der Verwaltung lehren, daß eine bessere Bürgschaft für eine sachgemäße, besonders auch prompte Führung der Geschäfte, ja auch eine größere Sicherheit gegen jene Willkür, die sich so gern unter dem beschönigenden Namen des „administrativen Ermessens" birgt, in der Amtirung eines Einzelbeamten liegt, vorausgesetzt, daß derselbe hinsichtlich der Gesetzmäßigkeit seiner Handlungen einer leicht praktisch zu machenden Verantwortung unterworfen, hinsichtlich ihrer Zweckmäßigkeit an die Controle und Mitwirkung repräsentativer Organe der Bevölkerung selbst gebunden ist.

In Ländern von größerm Umfange freilich wird neben der Selbständigkeit der Gemeinden und der kleinern Bezirke auch die der Provinzen wol ihr Recht behaupten, zumal wo dieselbe in historischer Entwickelung durch gemeinsame Anstalten, gemeinsame Vertretungskörper u. s. w. ein gewisses Sonderleben in sich ausgebildet haben und mit Vorliebe daran festhalten. Freilich liegt aber auch hier die Gefahr einer Abschwächung des allgemeinen Staatsbewußtseins durch das provinzielle Sonderbewußtsein nicht fern, wie wir dies schon im ersten Artikel sogar an der Geschichte Frankreichs gesehen haben. Um wie viel mehr, wo, wie z. B. in Oesterreich, die provinzielle Eigenthümlichkeit mehr oder weniger mit einer nationalen, einer Stammesabsonderung zusammenfällt. Gegen diese Gefahr hilft nur zweierlei: einmal eine feste Begründung der politischen Einheit in der Spitze des Staats durch ein stark ausgeprägtes und mächtiges national-repräsentatives Element, und sodann eine kräftige Entwickelung der Freiheit und Selbstthätigkeit in den kleinern Volkskreisen, den Gemeinden und den Bezirken. Denn was die provinzielle Absonderung am ersten nährt, ist (wie wir eben dort, im ersten Artikel, schon sahen) das Element des privilegirten großen Grundbesitzes; was dagegen am sichersten der wahren Gemeinfreiheit, die zugleich immer eine politisch einheitliche Tendenz hat, zum Siege verhilft, das ist die allgemeine, auf dem Gesetze der Gleichberechtigung ruhende Volksthätigkeit.

Wo immer daher nach dem Gange historischer Entwickelung und nach Lage der Dinge die Provinz als ein organisches Glied der Selbstverwaltung nothwendig oder doch nützlich erscheint, da wird wenigstens dahin zu streben sein, daß die Organe dieser provinzialen Selbstverwaltung nicht einseitig einem überwiegenden Einflusse feudaler, aristokratischer Elemente anheimfallen. Und gerade wo dieser Einfluß den gegebenen Verhältnissen nach in den engern Kreisen vorherrscht, da muß derselbe durch die Zusammensetzung der Provinzialvertretungen möglichst neutralisirt und ausgeglichen werden; auch wird dies in der Regel sich thun lassen, da in dem Umkreise einer ganzen Provinz wol fast immer das bürgerliche, industrielle und commerzielle Element, repräsentirt in einer Anzahl großer und mittler Städte, dem des großen geschlossenen Grundbesitzes die Wage hält.

Es mag nicht überflüssig sein, hier darauf hinzuweisen, daß in den Ländern ausgebildetster Selbstverwaltung, England und Nordamerika, diese weitern Kreise, die Graf-

Digitized by Google

schaften oder shires in England und ebenso die Grafschaften in den Vereinigten Staaten, keine eigentlich geschlossenen Verwaltungsverbände mit selbständigen Functionen für Leitung oder Ueberwachung des Volkslebens sind, vielmehr das Schwergewicht dieser letztern in England in die Friedensrichter, in Amerika in die gewählten Beamten der engern Kreise fällt, die man dort „Gemeinden" nennt, die aber mehr dem entsprechen, was bei uns der Bezirk oder die sogenannte Sammtgemeinde ist.

Zwischen der amerikanischen und der englischen Selbstverwaltung besteht bekanntlich der wesentliche Unterschied, daß dort das System gewählter, großentheils auch bezahlter Beamten, die unter der Controle repräsentativer Körperschaften stehen, hier das System der Ehrenämter aus königlicher Ernennung vorwaltet, also dort ein demokratisches, hier ein aristokratisches Princip. In Deutschland hat der natürliche Gang der Dinge in den meisten Ländern zu einer Nachbildung jenes ersten, des amerikanischen Systems geführt, theils weil es großentheils an einer volksthümlichen Aristokratie fehlte, theils weil die Selbstverwaltung hier zunächst von der Gemeinde und zwar der städtischen Gemeinde ausging, die ihrer Natur nach überwiegend demokratisch, d. h. auf Gleichheit ihrer Mitglieder basirt war. Ob nicht auch bei uns, sei es innerhalb oder neben diesem demokratischen System selbst, sei es da, wo für letzteres vielleicht zur Zeit die rechten lebenskräftigen Elemente noch fehlen (wie z. B. in den östlichen Provinzen Preußens), für aristokratische Gestaltungen im englischen Sinne Raum und ein geeigneter Wirkungskreis zu finden wäre, diese Frage möchten wir wenigstens nicht schlechthin von vornherein verneinen. Freilich in der Weise, wie man in Sachsen aus den Trümmern der Patrimonialgerichtsbarkeit ein sogenanntes Friedensrichterinstitut zusammengebaut hat (das weder ein wirkliches Ehrenamt ist, welches seinen Inhabern hohe persönliche Pflichten und eine streng persönliche Verantwortlichkeit zuweist, noch auch eine sichere, klar abgegrenzte Stellung und Thätigkeit im staatlichen Gesammtorganismus hat), in dieser Weise ist etwas wahrhaft Lebensfähiges und Vertrauenerweckendes schwerlich zu schaffen. Unerläßliche Bedingung für die Möglichkeit und die gedeihliche Wirksamkeit solcher Ehrenämter würde sein, daß die Träger derselben, wenn auch von oben ernannt, doch nicht als bloße willenlose Glieder einer bureaukratischen Maschinerie, die ihre Impulse und ihre Weisungen lediglich von einem höhern Verwaltungschef zu empfangen hätten, sondern als die selbstverantwortlichen Vollzieher der Gesetze und die berufenen Wahrer der Interessen ihres Amtsbezirks erschienen, nach jener Seite verantwortlich nur dem Gesetz und dessen berufenen Auslegern, den Gerichten, nach dieser Seite gebunden an die Controle und Mitwirkung von Vertretungen ihrer Bezirke und unterworfen der freien Kritik der öffentlichen Meinung durch eine möglichst ausgedehnte Oeffentlichkeit aller ihrer Amtshandlungen.

Es gibt noch eine andere Art aristokratischer, d. h. auf blos persönlicher Vertrauensstellung ruhender Functionen der Selbstverwaltung, die innerhalb des Rahmens der im übrigen demokratisch gestellten Gemeinde- und Bezirksverfassung mit Nutzen angebracht werden können und zum Theil schon angebracht sind. Dahin gehören z. B. die Ehrenämter der Bezirksvorsteher in großen Städten, wie Berlin, der Armenpfleger, der Aufseher über die Straßen und öffentlichen Anlagen, der Vorsteher von Lösch- und Rettungsmannschaften u. s. w. In England und auch in Amerika ist dieses System der Aemtervertheilung ein sehr ausgebreitetes und erweist sich sehr nützlich.

Wir kommen schließlich noch auf zwei wichtige Momente, welche bei der Frage der Selbstverwaltung wesentlich mit in Betracht kommen, daher auch bereits Gegenstand mehrfacher Erörterungen in der Presse und in parlamentarischen Verhandlungen geworden sind: das eine ist das Verhältniß der Gesetzgebung zu der Gesetzesausführung, das andere das Verhältniß der Verwaltung zu der Justiz. Wenn das eigentliche letzte Ziel des Kampfes für Selbstverwaltung und gegen eine unnatürliche Centralisation kein anderes

Digitized by Google

ist und sein kann als: der Thätigkeit des Individuums und der einzelnen Volkskreise den möglichst freiesten Spielraum innerhalb der festen Grenzen der Gesetze zu sichern, so muß auf der einen Seite dafür gesorgt sein, daß das Gesetz rein und unverkümmert in der Gestalt zur Geltung komme wie es von den berechtigten Gesetzgebungsfactoren zu Stande gebracht ist, und auf der andern dafür, daß gegen Uebertretungen des Gesetzes eine sichere und stets bereite Abhülfe gegeben sei.

Was das erstere betrifft, so ist es ein großer Uebelstand, der sich in allen unsern deutschen Staaten findet, hier mehr, dort weniger, daß zwischen das Gesetz und seine Ausführung Verwaltungsbehörden hineintreten mit Ausführungsverordnungen, General- und Specialinstructionen u. s. w., sodaß der ausführende Beamte nicht mehr das einfache Gesetz, wie es aus den Händen der gesetzgebenden Gewalten hervorging, sich gegenüber hat, sondern immer nur in der speciellen Auslegung und Anwendung, welche das „administrative Ermessen" seiner Obern ihm vorschreibt. Damit allein entfällt schon ein großer Theil der Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit in der Handhabung des Gesetzes, welche doch unumgänglich ist, wenn der Träger irgendeiner staatlichen Function mehr sein soll als ein bloßes mechanisches Werkzeug, und damit allein schon gestaltet sich die ganze Verwaltung eines Landes in allen ihren Theilen und bis an die äußerste Peripherie hin zu jener Uniformität, welche freilich das Ideal des wahren Bureaukraten, aber das pure Gegentheil einer freien und natürlichen Entfaltung des Volkslebens ist. Dem englischen Staatsleben (soweit es nicht in einzelnen Richtungen durch Aneignungen festländischer Verwaltungsmaximen neuerdings eine Abbeugung erfahren hat) ist diese Art von Einmischung des „administrativen Ermessens" in die Auslegung der Gesetze, dieses System von Ausführungs- und andern Verordnungen, gänzlich fremd. Daß es auch bei uns ohne eine solche erzwungene Uniformität in der Gesetzesausführung recht wohl geht, dafür sprechen wenigstens einzelne schlagende Erfahrungen solcher Länder, wo man wirklich den Muth hatte, den Beamten die Handhabung der Gesetze auf eigene Verantwortung und nach eigenem besten Wissen und Gewissen zu überlassen. Ein Beispiel davon aus der Verwaltungspraxis des Großherzogthums Sachsen-Weimar haben wir bereits oben angeführt.

Die logische Consequenz eines staatlichen Systems, das nicht mit bloßen Gesetzen, sondern weit mehr mit Verordnungen regiert, ist die, daß der einzelne Beamte für sein Thun und Lassen nicht selbst verantwortlich gemacht werden kann, vielmehr allezeit durch die Verantwortlichkeit seiner „höhern Behörde" gedeckt wird. Wie er gehalten ist, Weisungen von oben zu folgen, ohne zu fragen, ob dieselben gesetzlich oder nicht, zweckmäßig oder nicht sind, so ist er natürlich auch jeder eigenen Verantwortung quitt, sobald er nur streng nach solchen Weisungen gehandelt hat. Dem durch seine Handlungen Verletzten mag die Berufung an die „höhere Behörde", der sogenannte administrative Instanzenzug, offen stehen, aber aus diesem Bann der Verwaltung, die ein fest in sich geschlossenes und von außen unnahbares Gliederwerk bildet, kommt er nicht heraus, höchstens durch das letzte Mittel einer Beschwerde bei der Landesvertretung; das Gesetz selbst in seiner souveränen Hoheit und dessen verpflichtete Wächter, die Gerichte, anzurufen, ist ihm nicht vergönnt. Und doch erscheint es so natürlich, daß der Beamte, der die Landesgesetze zu handhaben hat, auch über die Art dieser Handhabung sich vor den allein verfassungsmäßigen Auslegern dieser, den geschworenen Richtern, auszuweisen habe, und daß diese Landesgesetze, denen zu gehorsamen der einzelne Staatsbürger verpflichtet ist, auch allezeit zur Stelle seien, sein Recht zu schützen, wenn dasselbe verletzt ist. Solange in unsern Gesetzbüchern noch Sätze wie die stehen, daß die Gerichte über Acte der Verwaltung nicht zu erkennen haben, und daß ein Beamter straflos ist, der nach Anordnungen einer obern Verwaltungsbehörde gehandelt hat, auch wenn er wußte, daß diese

Digitized by Google

Anordnungen verfassungswidrig waren*), so lange herrscht auch bei uns noch jenes romanische Princip vor, dessen ärgste Entartung wir allerdings nur in Frankreich in der maßlosen Staatsallmacht und Regierungswillkür, die dort jedes Recht und jede Freiheit erstickt, wahrnehmen, das aber selbst schon bei gemäßigtem Gebrauch mindestens ein wahres Rechtsleben und eine wohlverbürgte Selbstverwaltung nicht aufkommen läßt; so lange entbehren wir noch der Segnungen echt germanischer Staats- und Rechtsordnung, welche unsere glücklichern Stammesvettern, die Engländer, einst von der Küste Germaniens auf die britischen Inseln mit hinübernahmen, und welche von dort wiederum deren Abkömmlinge in die freien Gefilde jenseit des Oceans verpflanzten.

Skizzen aus den Walliser Alpen.

Von Otto Speyer.

Erster Artikel.

1) Der Monte-Rosa.

Daß der Monte-Rosa die zweite im Range unter den gewaltigen Felszacken sei, welche die schneefunkelnde Zinnenkrone der Europa bilden, haben wir als Kinder in der Geographiestunde gelernt. Aber während dem von Norden her in das Innere der Alpenwelt eindringenden Reisenden schon die Höhen des südlichen Schwarzwaldes trotz der ungeheuern Entfernung bei durchsichtiger Luft deutlich die Umrisse des alles beherrschenden Montblanc enthüllen, der weiterhin von den Gipfeln des westlichen Jura und den nördlichen Ufern des Genfersees uns wie ein hochthronender König unter niedern Vasallen erscheint: forscht sein Blick immer und immer wieder vergeblich nach dem Monte-Rosa. Nicht nur die vielgestaltigen Hörner und Gräte verbergen ihn, welche als die Alpen der

*) So heißt es in dem sächsischen Gesetze über Competenzverhältnisse zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden vom 28. Jan. 1835: „Die Justizbehörden haben den Anträgen der Verwaltungsbehörden (wegen Hülfsvollstreckung bei Geldstrafen oder Vollstreckung bei Gefängnißstrafen) unweigerlich stattzugeben. Wird gegen die Execution appellirt, so ist von ihnen an ihre höhere Behörde Bericht zu erstatten, letztere entscheidet jedoch nur über das Verfahren bei der Execution, nicht aber über die vorhergegangenen Resolutionen der Verwaltungsbehörden. Ist die Appellation zugleich gegen diese gerichtet, so hat die höhere Justizbehörde deshalb sich mit der competenten höhern Verwaltungsbehörde zu vernehmen und derselben die Entschließung zu überlassen." — „Der Rechtsweg findet statt, wenn jemand unter der Behauptung, eine Verwaltungsbehörde habe ihre Amtsgewalt überschritten, oder gemisbraucht, oder Amtspflichten vernachlässigt, und es sei daraus für ihn Schaden entstanden, Entschädigung (nach Befinden Herstellung des vorigen Standes der Sache, Sachsenbuße) verlangt. Es dürfen jedoch Justizbehörden, wenn dabei Verwaltungsmaßregeln zur Sprache kommen, über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit derselben in Bezug auf das allgemeine Beste, soweit eine rechtliche Erörterung darüber in den Gesetzen nicht ausdrücklich nachgelassen ist, nicht urtheilen, noch die Verordnungen der Verwaltungsbehörden für ungültig erklären." Ferner in dem Gesetz, die Verhältnisse der Civilstaatsdiener betreffend, vom 7. März 1835: „Die dem Staatsdiener obliegende Beobachtung der Staatsverfassung berechtigt keinen Diener, die Anordnungen seiner Vorgesetzten, deren Uebereinstimmung mit der Verfassung und den Gesetzen ihm zweifelhaft dünkt, beiseitezusetzen. ... Er kann daher solchenfalls wegen Befolgung der Anordnung nicht zur Verantwortung gezogen werden, vielmehr trifft die Verantwortlichkeit denjenigen, der die Anordnung ertheilt hat." Aehnlich ist es in Preußen (vgl. Rönne, „Das Staatsrecht der preußischen Monarchie", Leipzig, F. A. Brockhaus, 2. Aufl., Bd. 1, §§. 52 und 56), und wol in fast allen deutschen Staaten. Nur die Verfassung und das Staatsdienergesetz Kurhessens von 1832 machen davon eine rühmliche Ausnahme.

Digitized by Google

Urschweiz und des Berner Oberlandes in weitem Umkreise vom Glärnisch bis zur Blümlisalp und zum Doldenhorn hin den südlichen Horizont erfüllen, sobald er, von Basel kommend, die obstreichen Hügelgelände der sogenannten ebenen Schweiz und die saftiggrünen Thäler des Jura durcheilt hat: auch wenn er von dem schwindelnden Klippenrande der Daube oberhalb Bad Leuk oder von dem schmalen Grate, über den die neue Militärstraße zwischen den beiden Furcahörnern zum Rhônegletscher hinabführt, tief in das Innere der Walliser Alpen, ein Labyrinth himmelstürmender Gipfel, hineinblickt, täuschen den Unkundigen höchstens gefällige Führer, die ihm den scharfen Doppelkegel des großen Mischabelhorns oder die edel geformte Pyramide des Weißhorns als den gesuchten Culminationspunkt bezeichnen. Ebenso zeigt man wol dem, der zwischen den zwei gewaltigsten Gebirgsmauern Europas die einförmige Fläche des Rhônethales vom Genfersee bis zum Simplonpasse durchfährt, am Ausgange des Visperthales die leuchtenden Schneekegel des vielgipfeligen Balferins als die Spitzen des Monte-Rosa; in der Wirklichkeit bekommt er ihn auf der ganzen langen Strecke nirgends zu sehen. Ja selbst wo derselbe von einigen höhern Gipfeln wie von dem Piz Languard bei Pontresina im Engadin, dem Aeggischhorn im östlichen Oberlande u. a. wirklich sichtbar wird, erscheint er fast unbedeutend, von mächtigen Vorbergen halb verdeckt. Denn nach Westen, Norden und Nordosten von einem Kranze zahlreicher Gipfel umgeben, die nur ihm selbst und dem Montblanc an Höhe weichen, bildet der Monte-Rosa gleichsam den innersten, verborgenen Kern der gewaltigsten Gebirgsmassen des Wallis. Auch steigen seine mit fast ununterbrochenem Firnschnee und Gletschereis überdeckten Hänge von diesen drei Seiten her so allmählich an, daß das ungeübte Auge die Gipfelhöhe stets unterschätzen wird. Nur gegen Süden und Südosten stürzen seine schwarzen Felsmassen, zu steil, als daß der Schnee an ihnen haften könnte, 8—9000 Fuß tief in den Gletscherkessel oberhalb Macugnaga ab. Aber auch hier muß man ihn entweder aus weiter Ferne, etwa von der Marmorgalerie der Kathedrale von Mailand, oder aus nächster Nähe von den Abhängen des Monte-Moro oder doch der schönen Brücke, die wenige Stunden abwärts über die Anza führt, betrachten, um den Berg in seiner ganzen Herrscherwürde und Majestät zu erkennen.

Diese relative Verborgenheit des Monte-Rosa zusammen mit der Entfernung von allen bedeutenden Culturstätten und den altbeliebten Hauptstraßen des Alpenreisenden mag der Hauptgrund gewesen sein, weshalb derselbe den Männern der Wissenschaft wie den Touristen so lange gewissermaßen eine terra incognita geblieben ist. Wohl hatte schon Saussure, den man mit Recht den Vater der schweizer Alpenkunde nennen könnte, in den Jahren 1789 und 1792 Forschungen in den Umgebungen des Monte-Rosa angestellt; aber erst 1819 und 1820 wurden einige der niedern unter seinen neun Gipfeln von Welden, Zumstein und Vincent, 30 Jahre später von Studer und Melchior Ulrich der hohe Sattel, welcher die höchste Spitze mit dem Nordende verbindet, 1851 von den Brüdern Schlagintweit die niedere von den beiden Spitzen des höchsten Gipfels und endlich 1854 der Culminationspunkt selbst von dem Engländer Kennedy und im folgenden Jahre erst von Smyth, dann von Weilemann und Bucher erstiegen. Welden's Monographie, die Untersuchungen der Brüder Schlagintweit in ihren trefflichen Werken über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen, die Forschungen Ulrich's, Studer's, Desor's u. a. haben uns seitdem über die Natur des Berges nach allen Seiten hin vollständigen Aufschluß gegeben; die wetteifernden Anstrengungen des schweizer und englischen Alpenclubs, sich gegenseitig in den gewagtesten, zum Theil tollkühnen Fahrten überbietend, haben fast keinen der zum Gebirgssystem des Monte-Rosa gehörigen Gipfel unbestiegen, keinen seiner Pässe unerforscht gelassen; Scharen von Touristen erfüllen die durch ihre großartigen Naturschönheiten bekanntesten und mit dem nöthigen Comfort

Digitized by Google

bereits versehenen Thäler: ja, seit das 7900 Fuß hoch liegende Gasthaus auf dem Riffelberge einen so bequemen Ausgangspunkt bildet, vergeht im Hochsommer keine Woche, wo nicht Züge von Bergfahrern, selbst das schöne Geschlecht nicht ausgenommen, die Eis- und Schneemassen des so lange jungfräulichen Berges hinanklimmen.

Angeregt durch die Schilderungen meines Bruders, der, ein gewiegter Alpenfahrer, schon vor längern Jahren Zermatt und die nördlichen Umgebungen des Monte-Rosa besuchte, hatte ich bereits im Sommer 1864 mit demselben das Nikolaithal durchstreift und einen der am leichtesten erreichbaren Gipfel der Monte-Rosa-Gruppe, die Cima de Jazzi, erklommen. Der Blick von dort hinunter in die schwindelnde Tiefe, aus der die grüne, von riesigen Felsmauern umhegte Oase von Macugnaga heraufschimmert, hatte in mir schon damals den Wunsch rege gemacht, von Süden her das Anzascathal zu durchwandern und, den Kamm der Centralkette überschreitend, durch das Thal der Saaser Visp wieder an die Ufer der Rhône hinabzusteigen. Mit der Ausführung dieses Planes im Juli und August 1867 verbanden wir noch einen Besuch des Einsischthales (Val d'Annivier), das, wenn es in wilder Großartigkeit der Scenerie vielleicht hinter den Visperthälern zurücksteht, sie dafür an Lieblichkeit und Anmuth entschieden übertrifft.

2) Unser Excursionsgebiet.

Südlich durch das Thal der Dora Baltea von der piemontesischen Ebene, westlich durch das italienische und schweizerische Val Ferrex von der Montblanckette, nördlich durch das Rhônethal von den Berner Alpen, östlich durch das Val Formazza und den Griespaß von dem Gotthardstock und den Tessiner Alpen geschieden, stellen die Walliser Alpen eine anfangs von West nach Ost, dann von Südwest nach Nordost erhobene Masse dar, deren Kamm, nach Norden einwärts gebogen, in seinem Scheitelpunkt, dem Monte-Rosa, zugleich seine höchste Erhebung hat. In der größten Länge 18, in der größten Breite 12 geographische Meilen sich erstreckend, bedeckt das Gebirge ein Areal von 121 Quadratmeilen und würde, die ganze Masse auf ein gleiches Niveau reducirt, ein 6600 Fuß über dem Mittelmeere erhobenes Plateau darstellen. Von den in ewig leuchtenden Schneemantel gehüllten Hörnern und Kämmen strecken 135 Gletscher (15 primäre und 120 secundäre) ihre Eismassen den grünen Thälern entgegen, zusammen mit ihrem Firnmeere und dem Hochschnee eine Fläche von 9 Quadratmeilen mit dem Froste eines ewigen Winters deckend. Der höchste Gipfel, die Dufourspitze des Monte-Rosa, erhebt sich 14254 Fuß*), fünf andere über 14000, acht weitere über 13000 Fuß, während in der Montblanckette, deren Culminationspunkt den Monte-Rosa allerdings um 500 Fuß überragt, der nächsthohe Gipfel kaum 13000 Fuß erreicht.

Wir haben hier für das mächtigste Erhebungsgebiet des ganzen Gebirgssystems den von den schweizer Geographen in neuerer Zeit viel gebrauchten Namen der Walliser Alpen statt des früher gewöhnlichen der Penninischen gewählt, um dadurch die Montblancgruppe, die selbst der ungeübte Blick des Reisenden sofort als zu einem ganz verschiedenen Gebiet gehörig erkennt, davon zu trennen. Mit dieser Ausscheidung hat der Topograph ein volles Recht, die ganze Gebirgsmasse als ein zusammenhängendes Ganzes zu beschreiben. Ihre verschiedenen krystallinischen Kerne sind so aneinandergedrängt, daß die trennenden Zwischenräume verschwinden und die Einschnitte bis zur Unscheinbarkeit herabsinken. Ja,

*) Nach dem Schlagintweit'schen Werke „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen" (Leipzig 1854); andere neuere Messungen haben 14278 Fuß ergeben. Natürlich sind pariser Fuß, = 324 Millimeter, gemeint.

Digitized by Google

die geschichteten Gesteine und die metamorphischen Schiefer bauen sich, zwischen den krystallinischen Massen zusammengedrängt, an mehrern Stellen zu solch ungeheuerer Höhe, zu so kühnen und gewaltigen Gipfeln auf, daß sie auch in dieser Hinsicht mit den ungeschichteten Centralmassen erfolgreich concurriren und sich physiognomisch zuweilen nur durch noch seltsamere Gestalten und noch kühnere Umrisse von ihnen unterscheiden, wie der schöne Doppelgipfel des Doms und Täschhorns auf dem Saasgrat und die einzige Riesenpyramide des Matterhorns.

Anders freilich liegt die Sache für den Geologen. „Ihm beruht der Bauplan der Alpen auf andern Grundlagen als auf äußern Umrissen.“*) Ihn nöthigen die verschiedene Schichtung und Lagerung, das verschiedene Streichen und Fallen der die krystallinischen Kerne umlagernden Sedimentgesteine zu ganz andern Anordnungen; ihm gehört, was wir hier als Walliser Alpen zusammenfassen, zu zwei ganz verschiedenen Zonen, indem er das Monte-Rosa-Massiv dem südlichen, von Desor so genannten piemontesischen Gürtel zurechnet, während er nur die westlich und nördlich gelegenen Centralgruppen des großen Bernhard, des Grand-Combin, der Dent-blanche und des Simplon mit dem Namen der Walliser Alpen bezeichnet und jener kurzen Zone zugesellt, die sich, den beiden riesigen Außengürteln im Norden und Süden parallel, von den Cottischen Alpen bis dahin erstreckt, wo sich alle drei in dem Quellgebiet der Rhône und des Rheins zu vereinigen scheinen.

Unsere Leser werden es uns vielleicht Dank wissen, wenn wir ihnen den Theil der Alpen des Wallis (im orographischen Sinne), der, zwischen 25° 12′ und 26° östl. L. von Ferro und zwischen 45° 50′ und 46° 15′ nördl. Br. gelegen, unser diesmaliges Excursionsgebiet und vielleicht den großartigsten Theil der ganzen Alpenkette einschließt, etwas eingehender zu charakterisiren versuchen.

Wenn der vom Genfersee herkommende Reisende, nachdem er bei Sitten die noch immer hier endende Eisenbahn der Ligne d'Italie verlassen, das malerisch am Nordende des Rhônethales gelegene Städtchen Siders (Sierre) erreicht hat, erblickt er südlich zwischen den seltsam gestalteten kieferbewachsenen Schutthügeln hindurch die Mündung einer schmalen Schlucht, über welcher in weiter Ferne die leuchtende Zaubergestalt des Weißhorns ins Hauptthal hineinragt. Es ist der Eingang des Val Anniviер oder Einfischthales, aus dem die rauschende Navisanche hervorströmt. Eine vielgipfelige Kette, von Nord nach Süd allmählich zu immer bedeutendern Höhen ansteigend, trennt das Einfisch- von dem Eringerthal (Val d'Hérens oder d'Erin), dessen Hauptort Evolena jetzt eins der beliebtesten Rendezvous kühner Alpenfahrer geworden ist. Von den Gipfeln des Mont-Noble, des Bec de Bosson und des breitrückigen Sasseneire überragt, zieht sie allmählich über den Grat des Grand-Cornier empor zu der herrlichen 13480 Fuß hohen Pyramide des Steinbockhorns oder der Dent-blanche, wie die französisch redenden Anniviarden diese ihre schönste Berggestalt nennen. Von hier erstreckt sich nach Süden eine wenig erforschte Wildniß von Gletschern, Firnfeldern und gewaltigen Felshörnern nach dem schimmernden Kegel der Dent de Rong oder Dent d'Hérens, welcher, vom Hauptkamme selbst aufsteigend, als der westlichste Pfeiler dieser Centralgruppe der Penninischen Alpen betrachtet werden darf, die sich durch den Eispaß des Col de Collon, der das Val Pellina mit dem Eringerthal verbindet, von dem westlichen Theil der Walliser Alpen scheidet, aus dem der große Sanct-Bernhard und der Grand-Combin emporragen. Von der Dent-blanche aber laufen außer der oben geschilderten Kette, welche die westliche Wand des Eringerthales bildet, noch zwei andere strahlenförmig aus: die eine, die des Sorebois, rein nördlich, kurz, scharf und steil, einem gewaltigen Keile gleich sich zwi-

*) Desor, Gebirgsbau der Alpen (Wiesbaden 1865), S. 3.

Digitized by Google

schen die beiden Arme des Einfischthales hineinschiebend, die andere zuerst in östlicher Richtung streichend, bis wo der von Moränenschutt bedeckte Gabelhorngletscher von dem gleichnamigen 12600 Fuß hohen Doppelgipfel niedersteigt, dann plötzlich in scharfem Winkel nach Norden umbiegend und die westliche Wand des Nikolaithales bildend.

In dieser Richtung zieht sie über das Trifthorn zu dem fast 13000 Fuß hohen Zinal-Rothhorn, von dessen Abhängen östlich und südöstlich der steile Triftgletscher nach Zermatt, nördlich zwischen Nikolai- und Einfischthal der Moming-, Schallenberg- und Eschenhorngletscher herabsinken, während seine Nordwestseite das Firnmeer des drei Stunden langen zungenförmig gekrümmten Zinalgletschers speisen hilft, dem wir am obern Ende des Val Annivier begegnen werden. Denn hier steht eine kurze Querkette rechtwinkelig auf dem Hauptzuge, sodaß das Rothhorn wie die Kuppel einer lateinischen Kreuzkirche erscheint. Das westliche Querschiff schließt die schlanke zweispitzige Felspyramide des Lo Besso, das östliche der scharfe, dicht nordwestlich über Zermatt vorspringende Kegel des Mettelhorns. Das nördliche Langschiff aber streckt sich über Fluh-, Eschen- und Schallhorn weiter zu dem 13900 Fuß hohen Weißhorn, dem schönsten Augenpunkt des Wanderers im obersten Rhônethale, einer prächtigen, im Norden und Westen fleckenlos weißen, im Süden schwarzfelsigen Pyramide, von der östlich der steile Biesgletscher verderbendrohend in das Zermatterthal (Nikolaithal) hineinhängt. Hier findet eine abermalige Gabelung statt. Denn während ein Seitenarm des Gebirges nordwestlich, Einfisch- und Turtmanthal scheidend, über die Diablons, das Zmeidenhorn, die aussichtberühmte Bella Tola und ihren nördlichen Gipfel, das Vorterhorn, zu dem Höllenkessel des Illhorns führt, zieht die Hauptkette über den Weißgrat nördlich weiter zu dem schöngeformten Kegel des Brunegghorns, dessen 11891 Fuß hohe Spitze weit aus der Masse vortretend, majestätisch in das Nikolaithal zwischen Stalden und Sanct-Niklaus hinabblickt. In gleicher Richtung folgen endlich, dem Blicke des Thalwanderers ihre zurückliegenden Gipfel entziehend, noch Barrhorn, Rothhorn, Zehntenhorn und Augstbordhorn zwischen Nikolai- und Turtmanthal.

Kehren wir von hier aus südwärts zu jenem südwestlichen Grenzpfeiler unsers Gebiets, der Dent de Rong, zurück und folgen nun, uns nach Osten wendend, dem Zuge der Centralkette selbst, so fällt uns zunächst und vor allen die 13848 Fuß hohe Felsnadel des großen Matterhorns in die Augen, 4000 Fuß über dem eisbepanzerten Kamme emporstarrend. Wie eine riesige Schildwache steht sie, nach Desor's Ausdrucke, zwischen den Centralmassen der westlichen Walliser Alpen*) und des Monte-Rosa. Denn an ihrem Fuße bezeichnet ein verhältnißmäßig niedriger, fast horizontal abgeschnittener Kamm, über den der 10000 Fuß hohe Matterjochpaß (Col de Saint-Théodule) führt, die Stelle, wo eine von Aosta herüberstreichende Zone schieferiger und metamorphischer Gesteine die krystallinischen Kernmassen des eigentlichen Monte-Rosa-Massivs von der Gruppe des Steinbockhorns und der Dent de Rong scheidet.

Die Monte-Rosa-Gruppe selbst, obgleich von geringer räumlicher Ausdehnung, ist mit dem von ihr ausstrahlenden Saasgrat durch die Zahl ihrer himmelanstrebenden Gipfel, ihre weiten Firnfelder und langgestreckten Gletscher vielleicht die erste im Range im ganzen Alpengebirge von der Küste Liguriens bis zum Adriatischen Meere.

Eine lange Reihe weißschimmernder Gipfel steigt in einer Linie von Westnordwest nach Ostsüdost hintereinander auf: zunächst östlich vom Théodulpaß das Nashorn oder kleine Matterhorn (12000 Fuß), das massige und doch so malerisch geformte Breithorn (12760 Fuß), die rundlichen Kuppen der Zwillinge (Castor 12644, Pollux 12560 Fuß)

*) Nicht des Simplon, wie es bei Desor (Gebirgsbau der Alpen, S. 16) durch ein seltsames Versehen heißt.

Digitized by Google

und der glänzende Silberbast oder Lyskamm (13074 Fuß), dessen Gipfel A. Schott das Joseph-Vincent-Horn nennt, durch ein mächtiges Firnplateau mit den vier nördlichen und höchsten Gipfeln des Monte-Rosa, der Signalkuppe (14016 Fuß), Zumsteinspitze (14022 Fuß), höchsten oder Dufourspitze (14257 Fuß) und dem Nordend oder Gornerhorn (14198 Fuß) verbunden. Alle diese Gipfel senden ihre Eisströme als tributpflichtige Flüsse dem Gornergletscher zu, dem zweitgrößten der Alpen, der von dem östlich vom Monte-Rosa sich ausbreitenden Schneeplateau, über welchen der alte, jetzt ungangbare Weißthorpaß nach Italien führte, herabsteigt und sich in vierstündigem Laufe um den zwischen der Centralkette und dem Zermatterthal aufsteigenden Gornergrat und Riffelberg windet. Sein Firnmeer liegt am Fuße der Cima de Jazzi (11760 Fuß), des letzten Gipfels in dieser Reihe, abermals einem Centralpunkte, der drei Strahlen nach Westen, Norden und Osten entsendet. Die kurze westliche Kette bildet den Hochthäli- und Gornergrat und endet mit dem Riffelhorn; die östliche zieht über die Cima de Roset zum Monte-Moro und dem Joderhorn und bildet, hier plötzlich nach Norden umbiegend, die Simplonkette, den letzten großen Seitenpavillon des Walliser Alpengebäudes, der in den 12300 Fuß hohen Fletschhörnern gipfelt.

Die großartigste aller dieser Seitenketten ist der Saasgrat, der sich von der Cima de Jazzi nördlich als riesige Scheidewand zwischen das Nikolai- und Saasthal hineinstreckt. Eine lange Schnee- und Felsmauer, von der sich der Findelengletscher westlich gegen Zermatt herabsenkt, führt zum Strahlhorn (12900 Fuß), welches der Seewinen- und Schwarzenberggletscher der Mattmarkalp zusendet, weiter der übersirnte Rympfischgrat nordwestlich zum schwarzen Rympfisch- oder Distelhorn (12989 Fuß), Allalinhorn (12400 Fuß) und Alphubel (12951 Fuß), zwischen denen sich der mächtige Allalin- und der Hochlaubgletscher östlich dem Saasthal, eine Anzahl kleinerer dem Nikolaithal zuneigen, während der Adler-, Allalin- und Alphubelpaß, alle mindestens höchst beschwerlich, wenn nicht geradezu gefährlich, beide Bispthäler miteinander verbinden. Nun folgen die Culminationspunkte der ganzen Kette, die gewaltigen Mischabelhörner, deren beide höchste Spitzen, Dom und Täschhorn (über 14000 Fuß) durch einen schmalen Sattel verbunden, nur von dem Monte-Rosa selbst überragt werden. Von ihnen und den zwei niedrigern Gipfeln, dem kleinern Mischabel- und dem Nadelhorn mit dem Nadelgrat, strecken sich nach Westen hin coulissenartig scharfe schwarze, kaum schneefleckige Seitenrippen ins Nikolaithal vor, in deren Tobeln kleine Gletscher, wie der Graben- (oder Festi-), Kien- und Hochberggletscher versteckt liegen, während östlich der breite Feegletscher mit seinen mächtigen Eisarmen die grüne Insel der Gletscheralp umfassend, nach der Bergterrasse von Fee oberhalb Saas herunterzieht. Nordwärts stürzen die Mischabelhörner furchtbar steil in das weite Firnmeer ab, welches den großen nach Sanct-Niklaus hinabziehenden Riedgletscher speist, der aber wie alle östlichen Gletscher des Saasgrats vom Thale aus nicht sichtbar ist. Ebenso steil steigt aus der Nordseite dieses Firnmeeres ein Kranz von Felshörnern empor, theils nackt, theils mit dichtem Firnpanzer bekleidet: es ist der Balferin, der als grünes waldiges Vorgebirge unter dem Namen Ebiberg zum Vereinigungspunkte der beiden Bispthäler sich hinabsenkend, diese riesige Gebirgsmauer abschließt, welcher sich, obwol einer Seitenkette, an Schroffheit der Wände wie an Kamm- und Gipfelhöhe nur wenige in Europa vergleichen können.

Diesen gewaltigen nördlichen Quergräten gegenüber erscheinen die südlich dem piemontesischen Hügellande entgegenziehenden Seitenfortsätze der Monte-Rosa-Gruppe verhältnißmäßig unbedeutend. Nur von wenigen ausgezeichneten Gipfeln überragt, deren keiner über 10000 Fuß ansteigt, sinken sie rasch unter die hier fast 9000 Fuß hoch liegende Schneegrenze herab. Drei derselben scheiden, von dem kleinen Matterhorn, den Zwillingen und dem Monte-Rosa in fast südlicher Richtung auslaufend, die romantischen

Digitized by Google

Thäler von Tournanche, Challant, Gressoney und Alagna. Die östlichste derselben bildet gleichsam die südliche Fortsetzung des Saasgrats, sodaß, wer den Ebiberg, Stalden gegenüber, hinansteigend und auf diesem von Fels und Firn gebildeten Rennsteig fünf der höchsten Rosagipfel selbst überklimmend fortwanderte, erst in der Gegend von Biella, mehr als 10 deutsche Meilen von seinem Ausgangspunkt entfernt, wieder in die Thalebene hinabsteigen würde. Dagegen zweigen sich die beiden folgenden Seitenketten, welche wie zwei gewaltige Arme das Thal der Anza von der Quelle bis zur Mündung umfassen, in östlicher Richtung von dem Centralkamme ab. Die erste, von der Parrotspitze des Monte-Rosa ausgehend, steht mit der von West nach Ost streichenden Hauptkette vom Matterjoch bis zu den südlichen Rosagipfeln, deren Fortsetzung sie bildet, rechtwinkelig auf dem eben beschriebenen von Nord nach Süd laufenden Grat, sodaß die gedrängte Doppelreihe der neun Rosagipfel hier als der Knotenpunkt erscheint, von dem die vier Arme eines ungeheuern griechischen Kreuzes nach allen Himmelsgegenden hin ausstrahlen. Sie zieht über den noch 9562 Fuß hohen Pizzo-bianco zu dem wilden Turlo*), den der beschwerliche Paß aus dem Sesia- in das Anzascathal überschreitet, und weiterhin über den Monte-Castello und Pizzo del Moro allmählich der Ebene zu, bis wo jenseit des Thales, das die Straße von Gravellona nach Omegna durchschneidet, ihr letzter Ausläufer, der rasenbekleidete Monte-Motterone als äußerster Vorposten des Hochgebirges einsam zwischen dem Ortasee und dem Lago-Maggiore aufsteigt. Weit kürzer ist die zweite dieser östlichen Seitenketten, die sich am Joderhorn von der nördlich ziehenden Simplonkette abzweigend, von dem Thalkessel von Macugnaga aus als die wahre Fortsetzung der Hauptkette erscheint. Als steiler Kamm mit mehrern Seitenfortsätzen über den Pizzo di San-Martino und Pizzo-grande nach Ostnordost streichend, trennt sie das Anzascathal von dem Val d'Antrona und stürzt bei Piè di Mulera als schroffes Vorgebirge in die weite Ebene des Tosathales ab.

3) Ueber den Vierwaldstättersee zum Lago-Maggiore.

Der Juli des Jahres 1867 war in ganz Deutschland ein kühler feuchter Gesell und der Sommer überhaupt ein so consequent schlechter gewesen, daß man unsern Muth bewunderte, als wir unsere Heimat in einer der noch bestehenden Duodezresidenzen Mitteldeutschlands verließen, um im Hochgebirge Erfrischung und Stärkung für Geist und Körper zu suchen. Die Fahrt durch Süddeutschland war in der That wenig ermuthigend; kein freundlicher Stern durchblitzte die schwere Wolkendecke, als wir in der schweigenden Nacht längs der Rebenhügel und Obsthaine der Bergstraße dahinbrausten; zerrissene Nebel spielten am folgenden Morgen um die Stirn des Mercuriusberges oberhalb des stolzen Burgthurmes und des lieblichen Thals von Baden-Baden; die schlanke rothe Pyramide des freiburger Münsterthurms hob sich kaum ab von dem grauen Hintergrunde des Schloßberges, und vergebens strebte der Blick, die alten lieben Bekannten von frühern Bergfahrten, die stolze Kuppel des Belchen, der so imposant durch das tiefeingeschnittene Münsterthal auf die Eisenbahn hinunterblickt, und den schlanken Kegel des Hochblauen oberhalb Badenweiler durch die verhüllenden Nebel zu entdecken. Nur die breite Thalfläche des Elsaß lag in hellem Sonnenschein, und fern winkte der schlanke Kegel der Hohkönigsburg aus den Vogesen herüber. Erst als wir die schweizer Grenze passirt und auf dem großartigen Centralbahnhof von Basel den Zug nach Luzern bestiegen hatten, zerrissen überall die Wolken und die lieblichen Thäler des Jura mit den tiefschattigen

*) Oder Turloz; der Name ist wahrscheinlich deutschen Ursprungs und bedeutet kleines Thor (Thörle, wie das Fuscher Thörle auf den Salzburger Tauern).

Digitized by Google

Buchenwäldern ihrer Berge, aus denen die seltsam gestalteten weißen Kalkfelsen hervorleuchten, schimmerten im ungetrübten Lichte der Mittagssonne.

Wenn man den endlosen Tunnel des Hauenstein, von dessen feuchten Gewölben uns düstere Schauer anwehen, thalwärts in rasender Eile durchbraust, in dem freundlichen Olten, auf dessen Bahnhof unaufhörlich Menschen und Waaren aus allen vier Weltgegenden zusammenströmen, den Wagen gewechselt hat und unter den Mauern und Thürmen der alten Feste Aarburg, welche die wie von grünem Atlas schimmernden Wellen des Flusses bespülen, durchgefahren ist, trennt sich die Luzerner Bahn von der nach Bern und dem Genfersee und führt durch ein freundliches fruchtbares Hügelland, wo grüne Wiesenthäler und dunkle Nadelholzwälder mit Feldern und Obstgärten wechseln. Aber schon winken hier und da im fernen Süden und Südosten die hehren Gestalten des Hochgebirges, die Alpen des Berner Oberlandes und der Urschweiz, deren höchste Gipfel uns freilich noch immer ein neidischer Wolkenschleier verhüllt, sodaß wir alle unsere Localkenntniß und divinatorische Kunst aufbieten müssen, um hier Rigi, Pilatus und Titlis, dort Wetterhorn, Jungfrau, Mönch und Eiger wiederzuerkennen. Am westlichen Ufer des binsenreichen Sempachersees vorüber, dessen freundliche Gestade nur der nahe Vierwaldstättersee reizlos und unbedeutend erscheinen läßt, das Städtchen Sempach und das berühmte Schlachtfeld von 1386 zur Linken lassend, erreichen wir die leuchtend grünen Fluten der Reuß, umfahren an ihrem rechten Ufer in weitem Bogen die Stadt Luzern und finden uns plötzlich am Ufer des schönsten unter allen Seen der innern Alpen.

So oft ich auch den Vierwaldstättersee gesehen und von den verschiedensten Seiten her durchkreuzt habe, jedesmal ist mir sein Anblick ein neues Wunder. Diesmal, sei es, weil uns die Bahn fast unvermuthet, ohne daß wir vorher einen Schimmer von seiner Fläche gesehen, an das Gestade gebracht hatte, sei es, weil das Spiel der bei dem lebhaften Winde über die Berge hineilenden Lichter und Wolkenschatten und der die Gipfel bald neidisch verdeckende, bald plötzlich in voller Glorie enthüllende Nebel den Zauber des Anblicks erhöhten, erschien er mir schöner und großartiger als je zuvor. Blieben uns auch auf der zweiundeinhalbstündigen Fahrt nach Flüelen diesmal die Riesen des Oberlandes, der Titlis, Uri-Rothstock, ja sogar die Spitze des Pilatus und der Rigikulm verborgen, so erschienen doch die in unendlichem Wechsel der Gestalten in die Seefläche vorspringenden Berge, bald in klaren scharfen Umrissen hervortretend, bald wieder von Strichregen und ziehenden Nebeln gleichsam in weite Ferne entrückt, wie eine Scene aus einem Feenmärchen, während die frischgrünen Matten mit ihren braunen Sennhütten und die weißen Städtchen und Dörfer am Uferrande bald vom rechten, bald vom linken Ufer lockend herüberwinkten. Unaufhörlich wechselt das Schauspiel der sich coulissenartig ineinanderschiebenden und wieder auseinandertretenden Berge, an denen der rasche Raddampfer vorüberfliegt; aus den bald rechts, bald links sich öffnendem Thalgründen brechen die entgegengesetztesten Luftströmungen hervor, sodaß die schwarze Rauchsäule des Schlots abwechselnd nach allen vier Himmelsgegenden getrieben wird.

Jetzt sind wir auf dem Kreuzungspunkte, wo der Blick in die Tiefen der vier Seearme dringt; vor uns steigt der prallige Felskegel des Vitznauer Stocks über die grünen Matten empor; dann fliegen wir zwischen den weitvorspringenden „Nasen" hindurch, wo die Wogen sich flußartig durch die enge Pforte drängen, in das weite Becken, wo links über Gersau die seltsamen kahlen Häupter der beiden Mythen bei Schwyz, rechts der Kegel des Buochser Horns über die freundlichen Peusionen von Beckenried hereinblickt. Da springt das Vorgebirge von Seelisberg in den See hinein zwischen den alten Hafenorten Brunnen und Treib, „wo die Kaufmannsschiffe landen"; mit scharfer Wendung südwärts laufen wir in den Urnersee ein. „Kalt her bläst es aus dem Wetterloch", und wenn auch der Mythenstein, der dort unter Seelisberg aus den Fluten ragt, seine Haube

Digitized by Google

nicht aufgesetzt hat, können wir doch vom Dampfboote aus trotz der ungeheuern Lettern die goldene Inschrift nicht lesen, welche unsern großen Dichter feiert, der den See, welchen sein leibliches Auge nie erblickt, mit der Intuition des Genius naturgetreuer malt als alle Reisebeschreiber. Deutlich erkennen wir die kleine grüne Matte des Rütli, „dem Mythenstein grad über". Höher und höher streben die Berge an beiden Ufern empor; rechts die Massen des Ober- und Niederbauen, weiterhin der spitze Zuckerhut des Gütschen, links die schroffen Felswände des Axen, an dessen Fuße die offene Halle der kleinen Tellskapelle mit ihren rohen Fresken die Stelle des berühmten Sprunges bezeichnet. Endlich landen wir in Fluelen, dem Hafenorte von Altorf am äußersten Südende des Sees, und quartieren uns im Adler ein, dessen bescheidene Zimmer einen wundervollen Blick auf See und Gebirge, zumal auch die südwärts aufsteigende Pyramide des schneebedeckten Bristenstocks gewähren, während dicht zu unsern Füßen die Brandung an den kleinen Hafendamm schlägt. Aber trotz der fast ununterbrochenen zweiunddreißigstündigen Fahrt leidet es uns nicht im Hause; wir benutzen den schönen Abend zu einem Spaziergange auf der neuen Axenstraße, die zum größten Theil in die Felsen des östlichen Ufers gesprengt, in wechselnder Höhe, bald dicht am Gestade, bald mehrere hundert Fuß über dem Wasserspiegel hinführend, mit ihren Tunneln und Galerien, dem wechselnden Blicke links über den See und die gegenüberliegenden Bergterrassen, rechts bald in tiefe und enge Schluchten, bald auf die senkrecht aufsteigenden oder wol gar drohend überhängenden Massen des Axen, eine der schönsten Straßen der Welt ist und mich lebhaft an eine freilich noch großartigere, die Felsenstraße von Vietri nach Amalfi am Meerbusen von Salerno, erinnerte.

Unser Weg nach dem Süden führte die Gotthardsstraße hinan, um über die Furca ins Wallis hinabzusteigen. Ein Beiwagen der stets besetzten Diligence von Fluelen nach Camerlata am Anfange der Lombardischen Bahnen trug uns in raschem Trabe durch das ebene Reußthal und die Gassen des alten Fleckens Altorf, der kolossalen Gipsstatue Tell's vorüber, unter den dunkeln Tannenwäldern des steilen Bannbergs hin über den schäumenden Schächen, zur Linken Bürglen und die Wiese, wo die Landsgemeine von Uri ihre Versammlungen hält, zur Rechten den Thurm der Burg, die einst der alte Freiherr von Attinghausen bewohnte. Ein frischer Nordwind zog durch das Thal und verjagte die Wolken, die noch um die Spitzen des Bristenstocks und der großen Windgelle lagerten. Immer neue malerische Landschaftsbilder flogen an uns vorüber; unten im Thale reiche grüne Wiesen und Felder, von einem Walde von Obst-, zumal gewaltigen Walnußbäumen beschattet, zur Linken die steile Felswand der Rhinachtsfluh, rechts frische Matten und Sennhütten an den Abhängen, darüber hochragende Berge mit schneestreifigen Gipfeln. Wo bei Amsteg der wilde Kärstelenbach aus dem Maderanerthal hervorbricht, hört die Thalfläche plötzlich auf; langsam windet sich jenseit der Reußbrücke der Wagen die Wände der engen Schlucht hinan; furchtbar tobt zu unsern Füßen der meist unsichtbare Fluß. Immer wilder und großartiger wird die Umgebung; gewaltige Berggestalten blicken aus schwindelnder Höhe in die dunkle Tiefe des Thals; hier, schon hinter uns, Bristenstock und Windgelle, dort im Süden die schneebedeckten Gipfel der Gotthardgruppe. Der Ort auf der grünen Terrasse, die wir jetzt langsam hinanklimmen, mit seiner weißen Kirche, ist Wasen; der schmale Felsenriß rechts, in dessen Tiefe der Mayenbach braust, bezeichnet die Schlucht, durch welche der Sustenpaß nach Meyringen und dem Oberlande führt.

In Wasen verlassen wir den Wagen und wandern dem Sturze des Rohralpbaches vorüber nach Göschenen, wo der vom Winterberg herabkommende Dammafirn mit seinen schimmernden Schnee- und Eismassen den Hintergrund des öden mit Felsblöcken besäeten Thals der Göschenenreuß ausfüllt. Dann geht es schärfer bergan durch die schauerliche

Digitized by Google

Bergenge der Schöllenen, die weiten Windungen der Fahrstraße auf den Resten des alten Saumpfades abschneidend. Schon von weitem verkünden „der donnernde Schall" und die weißen Schaumwolken den Sturz an der Teufelsbrücke. Die heftigen Regengüsse der vorangehenden Tage hatten den Fluß zu außerordentlicher Höhe geschwellt; um so furchtbarer tobt er durch die Felsenenge unter dem hochgespannten Brückenbogen, den Gischt und Schaum viele hundert Fuß hoch an den schwarzen Felswänden emportreibend; dazu heulte der Nordsturm sein Lied — ein schauriges Duett, zu gewaltig für meine noch durch vorhergehende Krankheit angegriffenen Nerven, sodaß ich eiligst durch das düstere Felsenthor des Urnerloches in das „heitere Gelände" floh, „wo der Herbst und der Frühling sich gatten". In dem freundlichen Andermatt, dem Hauptort des Urserenthals, wurde das Nachtquartier aufgeschlagen und noch ein kleiner Ausflug zu botanischen und entomologischen Zwecken über die aussichtberühmte Kapelle von Mariahilf nach der neuen Oberalpstraße zu gemacht, die sich in gewaltigen Serpentinen dem hohen Passe und dem Vorderrheinthal entgegenwindet.

Der Himmel war wolkenlos, weiße Reifkrystalle hingen an den Grashalmen und Blumen, als wir am folgenden Morgen unsere Reise fortsetzten. Am Meyerhof zu Hospenthal, wo die vornehmen Reisenden einkehren, während der Löwenwirth kraft eines besondern Vertrags mit dem vielvermögenden Hotelbesitzer nur bescheidene Fußwanderer aufnehmen darf, herrschte ein buntes Leben. Die Diligence mit drei Beiwagen hielt vor dem Hause; der Wirth, zugleich Posthalter, eilte von einem zum andern, um seine Gäste, die alle natürlich auf die besten Plätze Anspruch machten, zu befriedigen, während wir zur Strafe, daß wir die Nacht nicht bei ihm zugebracht, mit den schlechtesten fürliebnehmen mußten.

Das drei Stunden lange Urserenthal ist ein muldenförmiges Wiesenthal, 4400—4700 Fuß über dem Meere, zu beiden Seiten von theils rasenbekleideten, theils kahlen und felsigen Hängen eingefaßt, über denen sich die zahlreichen schneestreifigen Gipfel der Gotthardgruppe, alle zwischen 8300 und 9500 Fuß ansteigend, an Form und Höhe die wenigst imposanten unter allen Bergen der Centralalpen, erheben. So ist der Weg, der über die beiden elenden Weiler „im Dorf" und Realp, wo Goethe bei dem Kapuziner nächtigte, führt, ein wenig erfreulicher, der auch nicht an Interesse gewinnt, als wir oberhalb Realp, wo das Thal endet, die endlosen Schlangenlinien zu dem 3000 Fuß über uns liegenden Furcapaß hinankriechen. Nur demjenigen, der früher den schlechten Saumpfad über die stets sumpfigen und steinigen Matten hinangeklommen ist, mag die neue bequeme Fahrstraße gefallen. Schlimmer freilich sind die armen Pferde daran, welche die schwere Diligence $4^1/_2$ Stunden lang über das Hochgebirge von Hospenthal bis zum Rhônegletscher schleppen müssen. Endlich erscheint das kleine Häuschen auf dem schmalen Sattel zwischen den beiden Zinken der „Gabel", um die diesmal glücklicherweise nicht „die Wolken, die himmlischen Töchter, tanzen". Wir steigen aus, erfrischen uns in dem Gasthause, nicht an den leider auch hier unvermeidlichen Kalauern einiger Touristen von der Spree, sondern an Wein und Käse, und steigen dann auf der neuen Straße den Westabhang des Berges hinab, der ebenso reich an landschaftlichen Schönheiten ist wie der östliche arm. Bald in nächster Nähe beschäftigt, die schwefelgelben Anemonen, die strahlendblauen Gentianen, die rosenrothen Silenen und alle die andern Schätze der reichen Flora einzusammeln, bald den entzückten Blick in die Ferne gerichtet, wo rechts die Riesen der Berner Alpen vom Schreckhorn bis zum Aletschhorn, vor allem das gewaltige Finsteraarhorn mit seinen schwarzen weißgefleckten Felsrippen uns in fast greifbarer Nähe entgegenstarren, während entfernter zur Linken die Ketten der Walliser Alpen vom Monte-Leone bis zur Bella-Tola den südlichen Horizont mit ihren Gipfeln erfüllen, vor allen ragend die scharfe Doppelspitze des großen Mischabelhorns und der fleckenlose

Digitized by Google

Schneekegel des herrlichen Weißhorns. Hier, wo die Straße die scharfe Wendung nach links macht, erscheint plötzlich dicht zu unserer Rechten, von dem schaurigen Felsencircus des Galenstocks niederhängend, die oberste Terrasse des Rhônegletschers, von deren Rande blauschimmernde Hörner und Zacken in allerlei seltsamen Gestalten emporstarren, während weiter abwärts die geborstenen Wogen des Eisstroms sich erst in mächtigem Sturze durch die Felsenge drängen, um sich weiter unten mit ihren concentrischen Spalten, einer riesigen weißgrauen Muschelschale ähnlich, fächerförmig auszubreiten. Dort am untern Rande der alten Moräne liegt das Hôtel du glacier du Rhône, vor wenigen Jahren das bescheidene Wirthshaus Zum Gletsch, jetzt ein Hauptsammel- und Kreuzungspunkt der Touristen, die hier aus Wallis, Bern und Uri von den drei Hauptstraßen des Rhônethals, des Furca- und Gotthardpasses und der Grimsel zusammentreffen. Ist erst statt des beschwerlichen Saumpfades die steile Mayenwand hinauf und über das öde Todtenfeld der Hausegg die neue Fahrstraße ins Oberland fertig, so wird die Wirthstafel der Herren Seiler, derselben unternehmenden Alpenwirthe, die auch die Gasthöfe auf dem Riffel und in Zermatt gegründet, noch dichter besetzt sein, als sie heute schon war.

Wir wollen den Leser nicht mit der Schilderung unserer Ausflüge an den oft beschriebenen Rhônegletscher ermüden, sondern eilen weiter durch hochstämmigen Tannenwald, an schroffen Felswänden vorüber, zur Linken in der tiefen Kluft die junge, wildschäumende Rhône, die schöne Straße, welche erst seit einem Jahre fertig geworden, hinab nach Oberwald, dem ersten Dorfe im obern Rhônethal. Denn hier schieben sich die westlichen Ausläufer des Gotthard von der Furca über Längisgrat und Mutthorn bis zum Saashorn als ein mächtiger Querriegel zwischen die beiden parallelen Ketten der Berner und Walliser Alpen, die breite Thalebene plötzlich wie mit einer Mauer abschließend. Einen wunderbaren Contrast zu den wilden Bergengen, aus denen wir eben heraustreten, bildet diese weite söhlige Wiesenfläche, die von hier an vier Stunden lang kaum merklich sich senkt, zu beiden Seiten von mit dürftigem Lärchenwald bestandenen einförmigen Bergketten eingefaßt, im Rücken den abgeplatteten Schneekamm des Galenstocks (11173 Fuß), vor uns in der Ferne das majestätische Weißhorn. Es war unsere Absicht gewesen, von Obergestelen, dem zweiten Dorfe, aus durch das öde Eginenthal über den 7800 Fuß hohen Paß des Griesgletschers, berüchtigt durch das Verschwinden dreier Touristen, die ihn im Sommer 1849 bei Nebelwetter ohne Führer zu überschreiten versuchten, an den berühmten Tosafällen hin in das Formazzathal hinabzusteigen. Es reizte uns, den deutschen Landsleuten einen Besuch abzustatten, die im obersten Winkel dieses Thals noch immer gegen die von Süden her mächtig eindringende welsche Cultur und Sprache tapfer Front machen, und dann, dem Laufe der wilden Tosa folgend, durch die Felsenge von Foppiano in wenigen Stunden das Land zu erreichen, wo Kastanie, Rebe und Feigenbaum an die Stelle der Lärche und Arve, des Schnees und Eises treten. Aber das Misgeschick eines Reisegefährten, dem ein Wagenrad auf der Furca den Fuß gequetscht, nöthigte uns statt dessen mit der Diligence thalabwärts nach Brieg zu fahren. Mit rasender, für den solches Fahrens Ungewohnten wahrhaft beängstigender Eile rollte der Wagen mit seinem Viergespann hart an den schwindelnden Abgründen hin, die den Uebergang von der obersten Thalstufe zu der zweiten zwischen Niederwald und Viesch, dem Standquartier der Aeggischhornfahrer, und von der zweiten zur dritten bis zur hochgespannten Brücke von Grengiols bezeichnen. Hier endlich erreichen wir den Fluß wieder, der bisher nur hörbar, nicht sichtbar, tief unten zu unserer Linken hinabrauschte, und fahren nun wieder zwischen Kastanien- und Walnußbäumen, ja hier und da an Weinlauben vorüber, bis uns am späten Abend eine letzte Anstrengung der ermüdeten Rosse rasselnd über das schlechte Pflaster die steilen Straßen des vielthürmigen Brieg, der Hauptresidenz des schweizer Jesuitenthums, hinanführt.

Digitized by Google

Die bei Brieg beginnende Simplonstraße mit den großartigen Wald- und Felslandschaften der Saltineschlucht und ihren zahlreichen Galerien, über deren eine die Cascaden des Kaltwassergletschers in die Tiefe hinabbrausen, gehört bekanntlich zu den schönsten und wechselreichsten Alpenübergängen. Leider war uns diesmal, als wir am folgenden Morgen den Berg hinanfuhren, der herrliche Blick auf das Berner Oberland, zumal das weithinleuchtende Eismeer des großen Aletschgletschers, des mächtigsten unter allen Eisströmen der Alpen, nur sehr unvollkommen gegönnt. Schwere Nebel hingen um die Gipfel und flossen von Stunde zu Stunde tiefer an ihren Seiten herab.

In dem Dorfe Simpeln an der Südseite des Passes verließen wir den Wagen, um zu Fuß gen Italien zu pilgern. Freilich, die Gipfel der Fletschhörner und die schönen Gletscher, die von den südlichen Bergen herabhängen, steckten unsichtbar in den Wolken, aber herrlich war es, als wir am Ausgange der Galerie von Gondo an dem blumigen Hügel lagerten, vor uns den Sturz des weißschäumenden Alpinbaches, zu beiden Seiten die kolossalen senkrechten Glimmerschieferwände, wol 1000 Fuß über uns sich aufthürmend, zu unsern Füßen die über ungeheuere Felsblöcke hinrauschende Diveria, alles bald in strahlendem Sonnenschein erglänzend, bald in den tiefen Schatten vorübereilender Wolken gehüllt. Da leuchtet vor uns in goldenen Buchstaben das Wort „Italia“ von der hohen Säule am Wege: wir sind wieder in dem schönen Lande, das ich dereinst als meine zweite Heimat zu betrachten gelernt hatte. Zu Anfang sieht es hier freilich noch wenig italienisch aus; treten auch hier und da schon südlichere Pflanzenformen hervor, so herrscht doch in dem engen schluchtartigen Thale noch der echte Hochgebirgscharakter.

An der Douane zu Isella steht noch die alte Inschrift: „Qui si vidimano i passaporti“, aber niemand denkt daran, nach einer Reiselegitimation zu fragen, die vor 20 Jahren der Polizeicommissar inclusive Signalement so sorgfältig prüfte und copirte. In dem Gasthause zur Post ist schon alles italienisch: Balkone, hohe, luftige Säle, eiserne Bettstellen, Kamine und gepflasterte Fußboden. Nicht minder erkennen wir den Landesbrauch daran, daß am folgenden Morgen der einbeinige Postillon unsers Beiwagens ganz ungenirt mit einem von unten heraufkommenden alten schmutzigen Wagenlenker tauschte und gemüthlich wieder zu den Seinen zurückhinkte, denen er eben den Abschiedsgruß zugewinkt hatte.

Jetzt erscheinen schon Wein und Feigen; dort winken von ihrer schimmernden Matte die freundlichen weißen Häuser und Kirchen von Trasquera; nochmals verengt sich das Thal zur Schlucht, wir durchfahren die letzte dunkle Galerie, und nun öffnet sich bei der schwindelnd hohen Brücke von Crevola das weite sonnige Thal der Tosa, das Eschenthal (Val d'Ossola) mit seinen Pfirsich- und Mandelbäumen, seinen Maisfeldern und Rebenlauben, seinen zahlreichen schlanken Thürmen und buntbemalten, balkonreichen Häusern, denen man es schon von weitem ansieht, daß sie mehr für den Sommer als für den Winter gebaut sind; jetzt fühlen wir uns wirklich in Welschland! Auch das Vorherrschen des Steines über das Holz verkündet italienische Sitte und italienischen Geschmack. Nicht nur, daß es zu Ende ist mit den Holzhütten der Alpen, und die Häuser vom Fundament bis zum Dachstuhl meist aus Quadern, auch wol aus rohen Feldsteinen, seltener aus gebrannten Ziegeln aufgebaut sind; auch die Stützen der Rebenlauben, die Einfriedigungen der Gärten und Felder, ja die Telegraphenstangen sind von Stein: letztere schlanke, viereckige Granitsäulen, auf deren metallener Spitze der Isolator befestigt ist, durch welchen der leitende Draht läuft.

In Domo d'Ossola, dem belebten Hauptort des Thals, erneuerten wir die Bekanntschaft einer deutschen Kaffeewirthin. Sie floß über von Klagen über die ökonomischen Zustände des Landes; die Steuern seien geradezu unerschwinglich, alle Geschäfte gingen zurück, die Zahl der Wohlhabenden mindere sich von Jahr zu Jahr, die des erwerblosen

Digitized by Google

Proletariats steigere sich in gleichem Verhältniß. Ein junger Bursch, der uns weiterhin zum Lago-Maggiore fuhr, bestätigte und erweiterte ihre Angaben. Die Preise der Lebensmittel seien in stetem Steigen, während bei der herrschenden Geschäftsstockung das Angebot in Bezug auf Arbeit die Nachfrage dermaßen überwiege, daß der Tagelohn eher herab- als hinaufgegangen sei. „Am Ende werden wir doch alle verhungern", fügte er hinzu. Dabei schalt er wacker auf die costituzione und die camere: die Abgeordnetensitze würden nur begehrt, um für die Deputirten selbst oder ihre Verwandten und guten Freunde Aemter oder sonstige Profitchen zu erlangen. Dabei citirte er in seiner Muttersprache fast wörtlich das Homerische „Οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη".

In der That bedarf es für den Reisenden in Oberitalien keines besondern Scharfblicks, um zu erkennen, daß die finanzielle Lage nicht nur des Landes im ganzen, sondern auch die der Einzelnen, zumal natürlich der untern Klassen, nichts weniger als glänzend ist, wenn auch die Schuld freilich weniger an der Regierung und den Kammern als an den Verhältnissen liegt. In den niedern Volkskreisen aber, die zumal in dem vielregierten und vielbevormundeten Italien in keiner Weise an Selbstverwaltung und Selbstverantwortlichkeit gewöhnt sind, pflegt in solchen Fällen die Schuld bekanntlich nur in den leitenden Persönlichkeiten gesucht zu werden, und so erscheint es als eine natürliche Folge der traurigen Lage des neuen Königreichs, daß nicht nur die Regierung und ihre Beamten, sondern auch die Kammern selbst bei dem Volke misliebig geworden sind und die Popularität des einst so hochverehrten Victor Emanuel selbst einen bedeutenden Stoß erlitten hat. Und welchen Rückschluß erlaubt diese Stimmung in Piemont, der ältesten, treuesten und — nächst der Lombardei und Toscana — gebildetsten Provinz auf die Gesinnungen und Anschauungen in Unteritalien und Sicilien!

Die breite föhlige Niederung des Tosathals von Domo d'Ossola bis zum Langensee hinab, die überall in dem breiten Kiesbett des Flusses und den schilf- und binsenreichen Sümpfen die Spuren häufiger Ueberschwemmungen zeigt, erklärte unser junger Automedon wol nicht mit Unrecht für einen Theil des alten Seebeckens, wenn auch seine Behauptung, daß sich in der Tiefe noch große Wasseransammlungen fänden, keinen unbedingten Glauben verdienen mag. Die Berge zu beiden Seiten steigen so steil und felsig empor, daß an eine Cultur nicht zu denken ist, die Thaleinschnitte sind selten und schluchtartig. Im Haupttheil selbst deuten die ausgedehnten Wiesenflächen auf vorherrschende Viehzucht, und so erscheint es natürlich, daß, wie uns versichert ward, ein bedeutender Theil des Bedarfs an Brotfrüchten für die zahlreiche Bevölkerung aus den südlichern Ebenen herbeigeschafft werden muß. Weizen findet man wenig, Roggen noch weniger, Gerste so weit wir sehen konnten gar nicht; unter den Getreidearten herrscht der Mais entschieden vor, wie denn auch die Polenta die Hauptnahrung der ärmern Volksklassen bildet.

An den scheinbar unersteiglichen Klippen zur Linken erblickt man die Spuren von Stollen und Erzhalden; eine englische Gesellschaft hat hier vor kurzem auf Kupfer gegraben, aber ebensowol wie auf den Bergen am rechten Tosaufer, wo auf Kupfer und Silber geschürft ward, nach bedeutenden Verlusten die unfruchtbare Arbeit wieder aufgegeben.

Auf einer gewaltigen „Wasser- und Landbrücke" die Tosa zum zweiten male überschreitend, zur Linken die grotesken Felsen des Monte-Faje, erreichen wir über die Städtchen Ornavasso und Gravellona, wo die Straße die vom Ortasee herkommende Strona überschreitet, bei Feriolo das westliche Gestade des Lago-Maggiore. Hier mußten wir aussteigen, um auf einer schwerfälligen Fähre über die kleine Bucht zu setzen. Denn wenige Monate vorher war hier plötzlich ein Theil der alten Fahrstraße mit einem großen Hause und allen seinen Bewohnern in die Tiefe des Sees versunken; nach unsers

Digitized by Google

Kutschers Erklärung, weil hier der unterirdische Emissar des Ortasees münde, und man unvorsichtigerweise Pfähle in den unterhöhlten Boden eingetrieben hatte.

Der See, der sich hier in seiner größten Breite bis Laveno am östlichen Ufer dem Auge darstellt, lag strahlendblau und glatt vor uns, im Sonnenschein gleich einem geschliffenen Edelstein blitzend. Der meist unmittelbar am Gestade herführende Weg über Baveno nach Stresa ist eine der schönsten Straßen Oberitaliens. Kam uns auch von den Olivenbäumen, deren Freund Bädeker erwähnt, nichts zu Gesicht, so drängen sich dagegen in üppigster Fülle nicht nur Kastanie und Nußbaum, Feige und Rebe, Pfirsich und Mandel, sondern die herrlichsten Gewächse des Südens in Baum-, Gebüsch- und Blumengruppen vereinigt, winken mit ihren leuchtenden Blüten, ihren riesigen, bald vielfach gefiederten, bald schirm- oder schwertförmigen, zartgrünen oder lederartigen Blättern: Magnolien, Yuccas, Bignonien, Agaven, Mimosen und viele andere durch die zierlich vergoldeten Eisengitter der zahlreichen Villen. An dem Riesenhotel von Baveno vorüber, das einer ganzen Fremdencolonie Raum darbietet, zur Linken die dichtgedrängten Häuschen der Fischerinsel (Isola dei pescatori) und den seltsamen Terrassenbau von Isola-bella, gelangen wir nach dem freundlichen langgestreckten Kai von Stresa, unserm heutigen Reiseziele.

Dem Palazzo Bolongaro, der jetzt der Herzogin von Genua als Witwensitz dient, vorüberfahrend, hielten wir vor dem echt italienischen Albergo Reale an, dessen Besitzer uns mit um so größerer Zuvorkommenheit empfing, als wir seine einzigen Gäste waren. Es war überhaupt ein schlechtes Jahr für die Alpenwirthe; der nasse Sommer, die stets drohenden Wolken am politischen Horizont und vor allem die pariser Weltausstellung hielt die gewohnten Touristenscharen zurück, sodaß wir, abgesehen von den großen Heerstraßen des Gotthard, der Furca und des Nikolaithals oft tagelang nicht mit einem einzigen Reisenden zusammentrafen.

Der Lago-Maggiore, 15 Stunden lang von Nord nach Süd sich erstreckend, zeigt in seinen Ufern einen dreifachen Charakter. Während der nördliche und längste Arm von Locarno bis Pallanza noch im wesentlichen dem Hochgebirge angehört und die weite Ausbuchtung, in der die Borromeischen Inseln liegen, den Charakter der südlichen Voralpen trägt, verliert sich das Südende in die weite Ebene der Lombardei. So erinnert er im Norden an die schönen Seen der innern Schweiz, ohne sich mit ihnen an wilder Erhabenheit der Umgebungen messen zu können; der Süden ist flach und einförmig; die Mitte aber vereinigt den edeln Schwung der Linien, die wunderbare und doch duftige Klarheit der Umrisse, die üppige Vegetation und reiche Cultur des Südens mit der Großartigkeit der Gestalten und der imposanten Massenwirkung des Hochgebirges, nur gemildert durch die breite sonnige strahlendblaue Fläche, die lachenden Inseln, die sanft ansteigenden, lebenvollen Gestade.

Stresa ist der schönste Punkt an diesem Theile des Seegestades. Es war ein herrlicher Blick von unserm Balkon im Albergo Reale und ein noch schönerer von dort, wo oberhalb der Cypressen des Klosters der Rosminianer und ihrer Weinberge das Auge zwischen dem Kastanienlaube und den schlanken Birkenstämmen des steilen Berghanges hindurch weithin über die Seefläche und ihren vielfach gezackten Küstensaum blickt. Da steigen Isola-bella und weiterhin Isola-madre wie grüne Edelsteine aus der blauen Flut; drüben spiegeln sich die weißen Häuser von Pallanza und Intra in den klaren Wellen, weiter zur Rechten jenseit des Seearms, der sich wie ein breiter Strom in den nördlichen Horizont verliert, steigen oberhalb Laveno die stolzen Massen des dunkeln Sasso di Ferro schroff aus den Fluten empor, oben mit einer Krone von Felszacken geschmückt, welche die kraterartige Einsenkung in der Mitte in weitem Halbkreise umstarrt. Noch weiter zur Rechten ragt in der Ferne der mächtige kahle Monte-Generoso, der Rigi Ober-

Digitized by Google

italiens, hoch über die niedern Vorberge zwischen dem Luganer- und Comersee empor. Vergeblich freilich sucht das Auge die Nebelschleier zu durchdringen, welche die Hochgebirge des Tessin im fernen Norden verhüllen; sie bleiben uns so gut unsichtbar wie am Nachmittage bei der Fahrt nach Isola-madre die Schneefelder des Monte-Leone, die sonst von der Mitte des Sees aus über Feriolo hin sichtbar werden, dem Unkundigen abermals oft als der Monte-Rosa gezeigt.

Ein frischer Westwind kräuselte die Wogen, als wir unter den weißen Uferfelsen von Isola-madre hinfuhren, wo eben ein riesiger Agavenschaft seinen weißen Blütencandelaber entfaltete. Der Genuß des herrlichen Parks mit seinen Bambusgebüschen, seinen Eukalyptusbäumen, seinen riesigen Bananen, Bignonien, Lorberrosen, Granaten und Cactus wurde freilich durch den eilig voranschreitenden Gärtner sehr beeinträchtigt; desto mehr genießen wir der dufterfüllten, lauen Nachtluft auf unserm Balkon, sehen die fernen Lichter der Uferstädtchen im Widerschein des bewegten Wassers zittern und die imposanten Massen des „Eisenfelsens" bei dem Leuchten der Blitze, die hinter dem Monte-Generoso aufzucken, in dunkeln Umrissen wie ein riesiges Seegespenst auftauchen und verschwinden, und horchen dem Anschlagen der aufgeregten Wellen an dem Hafendamm zu unsern Füßen, bis der niederrauschende Gewitterregen uns in das Innere des Hauses treibt.

Am folgenden Morgen führte uns das mit rothbäckigen Pfirsichen und andern Früchten der Jahreszeit beladene Dampfboot über den Seearm nach Pallanza. Pallanza ist ein freundliches belebtes Städtchen in üppig fruchtbarer Umgebung, deren zahlreiche Villen, Parks und Blumengärten wie die Anlagen vor allen Thoren ebenso sehr von der Wohlhabenheit wie von dem Schönheitssinn der Bewohner zeugen. Nur mit einem Seufzer scheiden wir von unserm Sitze auf dem grünen Rasenhang an der Landspitze, dem Sasso di Ferro gegenüber, wo der Blick die weite Wasserfläche in ihrer längsten Ausdehnung von Norden nach Süden überschaut, während an der vorüberführenden Landstraße Magnolien, Mimosen und Hibiscus mit riesigen rothen und weißen Blütenkelchen überdeckt, aufgereiht stehen, und leuchtende Oleander- und Granatäpfelbüsche aus den nahen Gärten herüberwinken, deren Eisengitter von jasminblütigen Bignonien und vielfarbigen Passionsblumen durchwoben sind. Aber es ist Zeit, diesem bestrickenden Zauber des weichen Südens Valet zu sagen, um wieder in die ernste Wunderwelt des Hochgebirges einzutreten.

4) Das Anzascathal und der Circus des Monte-Rosa.

Unser nächstes Ziel war der berühmte Felsencircus des Monte-Rosa am obern Ende des Val Anzasca. Um den Eingang des Thals zu erreichen, mußten wir nach Vogogna im Val d'Ossola zurückkehren und schlugen deshalb die Seitenstraße ein, welche vom Seeufer und der Tosamündung ausgehend, Pallanza mit Ornavasso und der großen Simplonstraße verbindet. Eine Zeit lang führt sie noch zwischen reicher südlicher Vegetation dicht am Gestade hin, dann verschmälert sich allmählich der See und wird zum Fluß, der hier riesig breiten, fast stagnirenden, von Schilfsümpfen umgürteten Tosa. Noch winkte hier und da eine Insel des Sees, weiterhin der Sasso di Ferro einen Abschiedsgruß durch das Weidengebüsch; dann führte uns eine träge Fähre über den Strom und bald lag der freundliche Flecken Ornavasso vor uns, einst eine deutsche Sprachinsel, die erst in neuester Zeit von dem sie umwogenden welschen Meere verschlungen ist. In Vogogna, das so malerisch am Fuße steiler Felsen sich aufbaut, quartierten wir uns in den luftigen, rebenbekleideten Hallen des trefflichen Albergo della Corona ein, dessen Asti spumante und Passaretto bianco wir sowol wie den Risotto alla Milanese, den der Wirth höchsteigenhändig bereitete, allen Reisenden mit gutem Gewissen empfehlen

Digitized by Google

können. Am nächsten Morgen trug uns der Einspänner unsers oste in munterm Trabe quer durch das breite Thal westwärts, bis wo jenseit der Tosabrücke die neue in das Anzascathal führende Chaussee sich von der Simplonstraße abzweigt.

Wie die meisten Thäler der Penninischen Alpen, öffnet sich auch das der Anza nicht, wie der Bewohner des Hügellandes oder unserer deutschen Mittelgebirge anzunehmen gewohnt ist, als breite Wiesenfläche, sondern als finstere, von hohen Felswänden eingeschlossene Kluft, in deren Tiefe der Fluß meist unsichtbar rauscht, während erst in bedeutender Höhe die weiter auseinandertretenden Berge sanftere Abhänge zeigen und sich mit Wäldern und Matten, mit Feldern, Gärten und Häusern bedecken. So führt auch hier die Straße von dem am Eingange liegenden Dorfe Piè di Mulera in steilen Windungen an der Bergwand des linken Ufers aufwärts. Durch gemeinsame Anstrengung von den Gemeinden des untern Anzascathals gebaut und, wie die Inschrift über einer ihrer Galerien zeigt, dem das Thal besuchenden Karl Albert, dem Vater Victor Emanuel's, der spada d'Italia, gleichsam gewidmet, ist sie längs schwindelnder Abgründe fast ununterbrochen in den lebendigen Fels gesprengt, ein ebenso verdienstliches, wie für die Kräfte, die sie geschaffen, bewundernswerthes Werk.

Je höher die Straße steigt, desto schöner und großartiger wird die umgebende Landschaft. Rückwärts fällt der Blick durch die Thalspalte über ein Stück der Tosafläche auf die schönen Bergformen am Lago-Maggiore; vor uns sollte bereits der König der walliser Berge in seinem Schneemantel erscheinen; aber Jupiter Pluvius wollte es anders. Die Regenwolken, die schon an den Bergen des Tosathals tief und drohend gehangen, verhüllten ihn von der Sohle bis zum Scheitel, senkten sich tiefer und tiefer herab und begannen endlich ihren Ueberfluß reichlich über uns auszugießen. So mochten wir wol noch erkennen, wie das Thal, wo zu den nackten starren Felsmassen, den ernsten, imposanten Schönheiten der Hochgebirgsnatur, der üppige Wuchs und die reiche Mannichfaltigkeit südlicher Pflanzenformen, und zu dem Eindruck der Erhabenheit, den die Landschaft im ganzen und großen macht, in nächster Nähe ein Bild stillen friedlichen Genügens, reichlicher Fülle und Behaglichkeit in eigenthümlichen Gegensatz tritt, eine Menge wechselreicher Landschaftsbilder von hoher Schönheit bietet; aber dies gleichsam nur theoretische Erkennen blieb ohne Wirkung auf das Gemüth: es fehlte an dem allbelebenden und individualisirenden Licht und allen den herrlichen Effecten der Beleuchtung, der Lufttöne, der Gegensätze zwischen Nähe und Ferne. Nur ahnen konnten wir die kühnen Linien, in welche die stolzen Häupter der Berge auslaufen; die schwellenden grünen Polster am plätschernden Bache im Schatten der breitästigen Kastanien zur Linken waren jetzt nur „feuchtes Moos und triefendes Gestein"; und was für einen Reiz konnten die stolzen Wasserfälle haben, die zu unserer Rechten herabbrausten, während die ganze Himmelsdecke in einen einzigen Wasserfall verwandelt schien; oder die langen Felsgalerien, die nicht mehr den wunderbaren Wechsel von tiefem Dunkel, aus dem plötzlich ein neues lichtübergossenes Landschaftsbild hervortaucht, sondern nur den zwischen völliger Nacht und grauer Dämmerung brachten?

Vor Ponte-grande, drei Stunden von Vogogna, senkt sich der Weg wieder zur Anza hinab, die wir seit unserm Eintritt ins Thal nicht wiedergesehen. Die weite dreibogige Brücke bietet glücklichern Reisenden den schönsten Anblick des Monte-Rosa. Wir verließen hier den Wagen und nahmen, tenaces propositi, den Wanderstab zur Hand, ohne uns durch wol nicht ganz uneigennützige Warnungen des Hotelbesitzers von Ponte-grande zurückhalten zu lassen. Links winkt Bannio, der alte Hauptstadt des Thals von seiner Bergebene, über die der Weg nach der abgelegenen deutschen Colonie Rimella am Mastalone führt. Noch geht es auf guter Fahrstraße weiter unter Weinlauben an Maisfeldern und Maulbeerpflanzungen vorüber; noch zeigen sich hier und da sogar Feigen-

Digitized by Google

und Pfirsichbäume. Durch das schmucke Banzone — von Schott*) seltsamerweise stets mit Vogogna verwechselt — mit seinen zwei Kirchen und dem Hôtel des chasseurs du Mont-Rose, dessen freundliche Wirthin von allen Macugnagafahrern gerühmt wird, wandern wir ohne Aufenthalt weiter trotz Regen und Wind nach Ceppo-Morelli. Wenige hundert Schritte hinter diesem Orte verwandelt sich die gebahnte Straße in einen steilen, steinigen Saumpfad voll regengefüllter Löcher. Vergeblich harren wir unter dem säulengetragenen Vordach der Kapelle zur Linken auf eine Pause im Erguß der himmlischen Gewässer, weiter geht es durch Sturm und Schlagregen auf schlüpfrigen, zum Theil in Gießbäche verwandelten Pfaden die Thalstufe hinan. Wein und Feige sind verschwunden, aber noch wandern wir unter blühenden Kastanien und weitschattenden Walnußbäumen, unter welchen sich üppige Matten dehnen; weiße Kapellen und Heiligenhäuschen stehen am Wege, schmucke Ortschaften mit steinernen Häusern und schlanken durchbrochenen Thürmen winken von den Bergen. Da kommt, wie die Nymphe des Thals, ein junges Mädchen vor uns den Berg herab in scharlachrothem Kopftuch und schneeweißem Ueberwurf, mit feurigen dunkeln Augen und edeln Zügen, schlank wie ein Reh, leichtfüßig wie eine Gazelle über die schlüpfrigen Steinblöcke dahinschreitend und mit freundlichem Gruße flüchtig an uns vorübereilend. Bald aber folgen weniger freundliche und feenhafte Gestalten: Männer, Weiber und Kinder, die schwere Lasten von Golderz bis zu 250 Pfd. in Tragkörben aus den Minen hinuntertragen, die Rechte fest auf den langen Bergstock gestützt, den Kopf, um den ein an den Korb befestigtes Band läuft, damit er auch seinen Antheil an der entsetzlichen Last trage, vornübergebeugt, die Augen weit vorgequollen, alle Muskeln aufs äußerste angespannt, ein widriger, bedauernswerther Anblick. Schon zeigen sich auch an den Bergen die Oeffnungen der Stollen und die aufgehäuften Erzhalden. Nochmals steigen wir bei dem Dorfe Campiole zur Anza hinab, die hier wildbrausend aus der düstern Felskluft hervorbricht, welche die von Süden her vorspringende Masse der Morga (Morgen) mit den nördlichen Bergen bildet. Hier zeigt sich uns ein merkwürdiges Phänomen, welches in der Welt nicht oft wieder vorkommen mag; dicht an der Brücke stehen am rechten Ufer noch kräftige alte Kastanien, am linken brechen baumartige Sträucher des Bohnenbaums (Cytisus laburnum) aus den Felsspalten, und unmittelbar darüber und daneben ist die Bergwand mit dem glänzendgrünen Laube der Alpenrose (Rhododendron hirsutum) bekleidet. Es ist der erste Gruß, den uns das Hochgebirge, zugleich mit dem letzten, den uns der Süden zuwinkt. Dann geht es steil am Abhang der Morga aufwärts, um die zweite Thalstufe zu erreichen, an deren Abhang Pestarena, jetzt der Mittelpunkt der Goldbergwerke des Anzascathals, liegt. Wie der Charakter der Baumvegetation, die hier nur noch Birken und Buchen untermischt, höher hinauf nur Tannen und Lärchen zeigt, so erscheint auch der Charakter der Bauart mit einem male verändert. Statt der festen, weißen oder bemalten Steinhäuser finden wir nur dichtgedrängte, an engen Gäßchen aufgereihte Holzhütten, ein Bild des Schmuzes und der Armuth, auf der grünen Matte. Nur das lange einstöckige Gebäude des Albergo bei Minieri zeigt noch ein etwas solideres, wenngleich keineswegs geschmackvolles Aeußere. Wir können ihn allen unsern Nachfolgern empfehlen, vorausgesetzt, daß sie nicht zu hohe Ansprüche machen. Freilich ist das Ameublement so einfach wie möglich, die Zimmer eng und schachtelartig, die Wäsche grob, der Tisch frugal, der Kaffee von zweifelhaftem Werthe, aber alles reinlich und trefflich bereitet, die wallisische Kellnerin freundlich und dienstfertig, der Vino d'Asti secco ein wahrer Nektar und die Rechnung außerordentlich billig.

*) Die deutschen Colonien in Piemont (Stuttgart und Tübingen 1842).

Digitized by Google

Beim Abendtisch machten wir die Bekanntschaft eines Hrn. Reidt, Würtembergers von Geburt, der aber freilich sein Deutsch zum guten Theile verlernt hatte und jetzt als Ingenieur der United Pestarena Mines Company den Betrieb der Goldbergwerke und die Verarbeitung des Erzes leitete. Er sagte uns, daß die früher versuchte Gewinnung des Metalls durch einen Schmelzproceß wegen des geringen Gehalts des Erzes und der Menge des vorhandenen Schwefels sich als unpraktisch erwiesen habe, und daß er dasselbe jetzt auf nassem Wege durch Zermahlung und Amalgamation ausziehe. Die Erzmühlen befinden sich fast alle im untern Theile des Thals bei Ponte-grande und Piè di Mulera. Hundert Kilogramm des Erzes, eines in quarzreichem Gneis in Nestern und Adern eingebetteten Eisenkieses, enthalten nur etwa 6 Gramm des edeln Metalls. Dennoch sollen die Minen bei der jetzigen Betriebsart bedeutenden Gewinn abwerfen. Die Bergleute sind meist Tiroler und Vorarlberger; Eingeborene finden sich nur unter den Lastträgern, die bisjetzt das einzige Transportmittel von den Minen bis zur Fahrstraße bilden, und sind auch hier in der Minderzahl. Der Tagelohn ist sehr gering; ein Grubenarbeiter verdient $1\frac{1}{2}$—2 Frs., ein Träger je nach seiner Last $1\frac{1}{4}$—$1\frac{3}{4}$ Frs. per Tag. Den Gesammtwerth der jährlichen Production konnte oder wollte unser Gewährsmann nicht angeben. Die Verbreitung des Erzes ist eine sehr bedeutende, sie reicht von Ponte-grande bis an den Fuß der letzten Thalstufe unterhalb Macugnaga, eine Strecke von fast zwei deutschen Meilen. Der Sage nach soll es schon von den Römern ausgebeutet worden sein; ja Welden*) behauptet, Plinius spreche von 5000 Sklaven, die zu seiner Zeit die Goldminen im Vallis Antuatium bearbeitet hätten, eine Notiz, die Schott vergeblich aufzufinden bemüht gewesen ist. Sicher ist das Vorkommen des edeln Metalls seit vielen Jahrhunderten bekannt und mag vielleicht zuerst die wallisischen Nachbarn veranlaßt haben, die furchtbaren Pässe der Penninischen Alpen überklimmend, in diese Thäler herabzusteigen. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurden die Bergwerke nur von kleinen Gesellschaften wallisischer Schatzgräber betrieben, die sie für wenige Francs von der sardinischen Regierung miethete, und, mit allerlei abergläubischem Wissen und Zaubersprüchen ausgerüstet, mit angestrengter Arbeit kaum genug verdienten, um das nackte Leben zu fristen. Eine nicht geringe Anzahl alter Holzkreuze am Wege, zum Theil mit Inschriften, welche die Vorübergehenden auffordern, für die Seele eines Verschütteten zu beten, verkünden außerdem, wie viele dieser unglücklichen Speculanten statt des gehofften Reichthums einen gewaltsamen Tod gefunden haben.

Von Pestarena aus führte unser Weg eine Strecke lang über eine Holzschleife, eine auf kreuzweise gestellten Stämme ruhende, aus Balken und Stöcken gebildete, mit Erde gedeckte, 3—4 Fuß breite Bahn, die im Winter, mit Schnee und Eis bedeckt, das in den obern Regionen des Thals gefällte Holz in die tiefern Gegenden und bis zur Fahrstraße trägt. Dann geht es wieder über blumige Matten längs des Flusses, der jetzt den deutschen Namen Visp**) angenommen hat, über den schlecht gepflasterten Saumpfad die letzte, etwa 500 Fuß hohe Thalstufe hinan nach Bocca (dem „alla Burca" Schott's), einem ärmlichen kleinen Weiler, dessen zum großen Theil in ein wüstes Trümmerfeld verwandelte Matten noch auf die furchtbare Ueberschwemmung deuten, die im August 1834 ein in der ganzen Centralalpenkette wüthendes Unwetter veranlaßte.

*) Der Monte-Rosa. Geographische und naturhistorische Skizze von L. Freiherrn von Welden (Wien 1824).

**) Schott findet diesen Namen, den vier Flüsse des Monte-Rosa-Gebiets tragen (französisch Viége) auch in Bièze, Besonzio, Isonzo wieder, und leitet ihn von dem celtischen uiège (Bach), ab; ist auch wol geneigt, Weichsel, Weser (Visurgis) und Ister dahin zu ziehen. Liegt nicht etwa die Ableitung von dem italienischen vispo (munter) oder dem deutschen „wispern" noch näher? R. t. a.!

Digitized by Google

Oberhalb Bocca bei der Häusergruppe „in der Stapf" (nella staffa) verwandelt sich der Anblick der Landschaft. Vor uns liegt ein breites, grünes, flaches Wiesenthal, rechts und links von hohen Bergwänden eingefaßt, im Hintergrunde von dem Halbkreise des Monte-Rosa und seiner Trabanten geschlossen. Der kleine Ort vor uns mit der weißen Kirche und den zwei großen Häusern, welche die kleinen Holzhütten weit überragen, ist „zum Strich", auf den Karten gewöhnlich als Macugnaga bezeichnet, weil es das extensive und intensive Centrum der Gemeinde dieses Namens bildet. Denn zu Macugnaga gehören nicht nur Pestarena, alla Bocca und alla Staffa, die wir durchschritten, sondern auch jene Weiler, die wir vor uns im Thale, oberhalb „zum Strich" erblicken, „auf der Rive" und des untern und obern Zertannen (Peceto), die letzten menschlichen Wohnungen dicht an den Felswurzeln des Hochgebirges.

Dem stattlichen Gasthause Zum Monte-Rosa vorüber, das dem bekannten Führer Lochmatter gehörig, rechts am Abhange liegt, wanderten wir auf den bescheidenern Holzbau des Hôtel-du-Monte-Moro am Ende des Dorfes zu, das uns dringend empfohlen war, und wo wir in der That eine ebenso freundliche Aufnahme als treffliche und preiswürdige Bewirthung fanden.

Der erste Tag war der Erforschung des Thales selbst und seiner unmittelbaren Umgebung gewidmet.

Wenige Schritte über den Wiesengrund zur Linken brachten uns zu dem erhöhten, von einer Mauer umgebenen Platze, auf dem sich die verhältnißmäßig große und stattliche, im spätern italienischen Renaissancestil gebaute Kirche erhebt, die erst vor etwa 25 Jahren vollendet worden ist. Sie ist die Hauptpfarrkirche der weitzerstreuten Gemeinde, die übrigens noch eine nicht unbedeutende Anzahl kleinerer Kirchen und Kapellen zählt und nach Schott nicht weniger als drei Pfarrer und vier Kaplane haben soll, was jedoch unser Wirth, seinen Bruder als den einzigen Pfarrer bezeichnend, entschieden in Abrede stellte. Das geräumige Innere der Kirche weist außer einem gutgeschnitzten Adler mit einem Kinde im Schnabel, der die Kanzel trägt, keine bemerkenswerthen Kunstwerke auf. Der Kirchplatz selbst dient noch nach alter Sitte als Markt, wo die aus der Umgegend zum Gottesdienst kommenden Landleute ihre Bedürfnisse an Kurzen und Quincailleriewaaren einkaufen. Dicht hinter der Kirche erhebt sich zwischen dem steilen Anzaufer und dem moorigen Wiesengrunde mit einzelnen Tannen untermischt ein Wäldchen stattlicher Buchen, eine seltene Erscheinung in einem Hochalpenthale. Der Boden ist mit moosigen Felsblöcken bedeckt, deren Zwischenräume eine Anzahl hoher Blütenstengel des purpurrothen Hasenlattichs (Prenanthes purpurea) ausfüllt, ein Beweis der trotz der hohen Lage (4039 Fuß) noch herrschenden Milde des Klimas, da diese Pflanze in den Bergwäldern des nördlichen Deutschlands bekanntlich nicht mehr vorkommt. Ueberhaupt ist es das Zusammentreffen von Gewächsen Süddeutschlands und der ebenen Schweiz (die eigentliche Mittelmeerflora ist natürlich nicht mehr vertreten) mit subalpinen und einzelnen hochalpinen Pflanzen (z. B. Linaria alpina), was der Flora von Macugnaga ein besonderes Interesse verleiht. Unsere Getreidearten scheinen noch sämmtlich hier zu gedeihen; doch ist, da der Thalgrund wie fast überall in den Alpen hauptsächlich zu Wiesen benutzt wird, die Bergabhänge aber viel zu steil zum Anbau sind, die Quantität der erzeugten Brotfrüchte (hauptsächlich Roggen) bei weitem nicht ausreichend für die Bedürfnisse der Bewohner. Dagegen finden sich in den Gärtchen der Weiler, selbst in Zertannen, so nahe an der Grenze des ewigen Eises, noch eine Menge der verschiedensten Gemüsearten wie auch Rosmarin, Lavendel, Salbei u. s. w.

Ueber die Fauna des Thales und der umschließenden Berge stehen uns nur sehr unvollkommene Notizen zu Gebote. Berühmt durch ihren Reichthum und die Menge seltener, zum Theil bisher hier allein gefundener Arten ist die Coleopterenfauna. Daß

Digitized by Google

unsere Erwartung, auch an Lepidopteren hier reiche Beute zu machen, gänzlich getäuscht wurde, mag vielleicht auf Rechnung des überall in Mitteleuropa, zumal im Alpengebiete, unerhört insektenarmen Sommers zu setzen sein. Einzelne unserer Arten des collinen und montanen Gebiets fanden wir noch bis an die Grenze der alpinen Region (z. B. Polyommatus virgaureae bis gegen 5500 Fuß hoch). Von Säugethieren finden sich Murmelthiere häufig an den Abhängen des Monte-Moro, Gemsen desgleichen am Halbkreise des Rosa, dessen Südabhänge auch eine der wenigen Oertlichkeiten sein sollen, wo noch der Alpensteinbock erscheint, obgleich in den letzten Jahren kein Exemplar dieser Art geschossen oder auch nur gesehen worden ist. Adler und Lämmergeier kommen ebenfalls, jedoch, wie es scheint, nicht häufiger als in andern Alpengegenden vor.

Eine halbe Viertelstunde aufwärts von „zum Strich" liegt am Fuße des Monte-Moro, der die nördliche Thalwand bildet, „auf der Rive" und daneben die älteste Kirche von Macugnaga, an der ursprünglich der Name des Orts*) gehaftet haben soll. Infolge einer Geröllüberschüttung, die durch eine Ueberschwemmung des weiter thalaufwärts von den Felsen des Monte-Moro herabstürzenden Bergstromes veranlaßt, den Boden ringsherum erhöhte, liegt sie jetzt tiefer als ihre Umgebung, während man früher mehrere Stufen zu ihr hinaufstieg. Halb im gothischen, halb im Renaissancestil gebaut, trägt sie am Fuße eines durch eine Säule getheilten Bogenfensters die unorthographische Inschrift: „1580. Questo edificio fu principiato di 7 jugno." Welden erzählt, das Volk schreibe ihr ein Alter von 800 Jahren zu, was möglicherweise auf einen frühern Bau deutet. Schott fand sie verlassen; jetzt wird sie wieder zum Gottesdienste benutzt. Auf eine weit über das Jahr 1580 zurückreichende Bedeutung des Platzes für die Gemeinde deutet die neben der Kirche stehende uralte Linde, von einer hölzernen Bank umgeben, vor der ein steinerner Tisch steht. Sie hat 3 Fuß über der Erde noch 21 Fuß im Umfange und muß, ehe Sturm und Alter ihr den größten Theil ihrer Krone raubten und ihren Stamm aushöhlten, ein prachtvoller Baum gewesen sein. Weit und breit der einzige seiner Art, deutet er auf die alte Sitte deutscher Gemeinden, auf ihrem Malplatze eine Linde zu pflanzen. Der Sage nach soll eine alte Frau bei der ersten Einwanderung ihn als spannenlanges Reis aus den nördlichen Thälern mitgebracht haben.

Der letzte Weiler des Thales, Zertannen, etwa 1000 Schritt oberhalb „auf der Rive", besteht aus zwei getrennten Gruppen elender Holzhütten. In dem kleinen Gotteshause des untern Theiles (Peceto di sutto) ist in roher Frescomalerei das Naturereigniß dargestellt, das die Umgebung der alten Kirche von Macugnaga verwüstete. Weiter aufwärts verwandelt sich der Wiesengrund mehr und mehr in eine Steinwüste. Durch einen mit lichtem Lärchenwald und aromatischen Kräutern bekleideten Hügel in zwei Arme getrennt, erscheint zu beiden Seiten das ungeheuere, mit Felstrümmern besäete Bett des Gletscherbaches, der sich in zahlreichen Wasseradern zwischen dem Gerölle seinen Weg ins Thal bahnt. Nach oben zu endet dieser „Lärchenzug" in einer scharfen Spitze, gleichsam die äußerste Grenze des freundlichen Thalgrundes, oberhalb deren die wilde Welt des Hochgebirges beginnt.

Die Tannenwälder, die wahrscheinlich vor zeiten die jetzt kahlen Abhänge des Monte-Moro bekleidend, dem Orte Zertannen den Namen gegeben, sind bis auf den letzten Rest verschwunden. Nur kümmerliche Lärchen wurzeln zwischen den Felsblöcken. Dichter bewaldet erscheinen die Südabhänge des Thales, wo hochstämmige Tannen und Lärchen über dem Erlen- und Birkengebüsch des untern Waldsaumes emporragen. Aber im ganzen tritt uns auch in den Umgebungen von Macugnaga das traurige Schauspiel zu-

*) Macugnaga, nach Schott aus dem celtischen mac (Bach) und ac (Wohnung), also soviel als Bachhausen oder Aachheim.

Digitized by Google

nehmender Entwaldung entgegen, welche die Gebirge des südlichen Europas, vor allem freilich die der drei mittelländischen Halbinseln, aber auch die Süd- und Westabhänge der Alpen, in eine Wüste umzuwandeln droht und die Thäler und Ebenen an ihrem Fuße bald mit alles austrocknender Dürre, bald mit furchtbaren Ueberschwemmungen heimsucht.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht, auf den Fremden wenigstens, die Menschenleere des an Häusergruppen so reichen Thales. In ganz Peceto sahen wir kein lebendes Wesen. Freilich sind die Gebäude nur zum kleinern Theile menschliche Wohnungen, die meisten dienen als Viehställe oder „Heustadel". Die Männer sind bis auf wenige draußen in der Welt jenseit der Berge zerstreut, die Mädchen und Frauen weiden das Vieh auf den Alpen und bereiten den Käse in den Sennhütten.

Die Bewohner des eine deutsche Meile langen obersten Thales der Anza von Pestarena bis Zertannen sind größtentheils deutschen Stammes und wol ohne Zweifel vor vielen Jahrhunderten über die Pässe der Centralalpen aus dem Oberwallis eingewandert. Obwol nicht ohne manche auszeichnende Eigenthümlichkeiten, sowol in Sitten und Sprache wie in ihrem Aeußern, bekunden die Bewohner von Macugnaga unverkennbar die gleiche Abstammung mit den übrigen deutschen Gemeinden am südlichen Fuße der Monte-Rosa-Gruppe: Saint-Jean de Gressoney, La Trinità, Gabi und Issime am obern Laufe der Lys, Alagna und Rima an den beiden Quellbächen der Sesia und Rimella unweit der Quelle des Mastalone. Es ist eine wunderbare Erscheinung, wie diese durch scheinbar unersteigliche Gebirgskämme voll starrender Felsen, voll ewigen Schnees und Eises von ihren Stammgenossen geschiedenen Gemeinden sich eine Reihe von Jahrhunderten lang in dieser Abgeschlossenheit unvermischt mit den welschen Nachbarn, die ausnahmslos den mittlern und untern Theil ihrer Thäler bewohnen, erhalten haben. Aber wie auffallend die Thatsache auf den ersten Blick erscheint, so ist doch ihre Erklärung nicht schwierig. Die Rastlosigkeit, das Streben, immer weiter vorzudringen und neue Wohnsitze aufzusuchen, ebenso wie das furchtlose Ueberwinden scheinbar unübersteiglicher Hindernisse, mag die Natur oder mögen menschliche Satzungen sie entgegenstellen, ist dem germanischen Geiste nicht minder eigenthümlich wie auf der andern Seite die genügsame Selbstbeschränkung auf ein Leben, dessen unentbehrlichste Bedürfnisse einer kargen und widerspenstigen Natur in stetem Kampfe abgerungen werden müssen. Ganz anders der Romane. Der Auswanderung von vornherein abgeneigt, fühlten die Bewohner der warmen und üppigen Thäler am Südabhange des Hochgebirges keine Neigung, an den steilen Hängen längs der wilden Schluchten bis zum Fuße der Gletscher emporzuklimmen, um oben vielleicht in einem hochnordischen Klima die Möglichkeit einer bescheidenen Existenz zu gewinnen. Denn in jenen Tagen waren die mattenreichen Gründe der Hochthäler von den untern warmen Thalstufen durch furchtbare Felsenengen getrennt, durch welche der Gletscherbach als wilder Bergstrom in düsterer Schlucht hindurchbrauste, sodaß der Zugang von unten meist schwieriger war als selbst der gefährliche Weg über die schneebedeckten Kämme des Gebirges. Jetzt freilich, wo Straßen durch die Felsen gesprengt sind, bequeme Wege oft bis zu den höchsten Weilern führen, ist das Verhältniß ein anderes geworden. Mit dem Bau dieser Straßen ist das Schicksal des Deutschthums an den italienischen Abhängen der Alpen besiegelt. Schon sind die Bergpässe, die den Verkehr mit den deutschen Stammgenossen vermittelten, verödet, die belebten Saumwege zu unkenntlichen Fußpfaden geworden; die Bewohner wenden sich dem leichterreichbaren Süden zu, dem sie längst politisch angehören, lernen seine Sprache und seine Sitten, vermischen sich mit ihm und werden, ehe noch das Jahrhundert zu Ende ist, kaum noch von ihren romanischen Nachbarn zu unterscheiden sein.

Digitized by Google

Welden gibt die Zahl der deutschen Bewohner der Monte-Rosa-Thäler — die Silvier*) Schott's — zu 9000 an; Schott, der diese Zahl mit Recht als übertrieben ansieht, schätzt die Bewohner von Macugnaga doch noch auf 1400. Nach unserm Ingenieur von Pestarena, dessen Angaben der Wirth zum Monte-Moro im wesentlichen bestätigte, leben in den sechs Dörfern nur etwa 600 Menschen, von denen nach Reidt's allerdings nicht wahrscheinlicher Behauptung fast die Hälfte italienischer Abkunft sein soll. Wie dem auch sei, die Zeit ist nicht mehr fern, wo dieser Vorposten deutschen Idioms und deutschen Wesens völlig verschwunden sein wird. Nicht nur, daß jetzt schon die meisten Familien- und fast alle Taufnamen welschen Klang haben, daß die deutschen Namen der Oertlichkeiten kaum mehr gehört werden: schon sind Schule und Kirche ganz italienisch; nur von Zeit zu Zeit wird noch für die alten Leute eine deutsche Predigt gehalten. Bei den Belustigungen der Alten, die unter unsern Fenstern mit echt südlicher Leidenschaft Boccia spielten, wie in den Spielen der Kinder vernimmt man nur italienische Laute, freilich in dem verdorbenen Kauderwelsch des piemontesischen Dialekts, der vom Toscanischen nicht minder abweicht als das Deutsche der Bewohner von Macugnaga von der Schriftsprache unsers Vaterlandes.**) Dies letztere zu verstehen, waren wir außer Stande; doch waren die wenigen, mit denen wir zu verkehren hatten, des Hochdeutschen oder wenigstens der gewöhnlichen schweizer Mundart hinlänglich mächtig, um sich mit ihnen verständigen zu können. Auch in den deutschen Dialekten der Thäler selbst ist übrigens der romanische Einfluß in Construction, Wortbildung, Abwandlung, ja dem Wortschatz selbst und dem Redeton unverkennbar, während der Wortton meist der ursprünglich deutsche geblieben ist.

Die Bauart der Häuser, ganz entsprechend derjenigen der benachbarten Schweizer Alpen, bildet den auffallendsten Contrast gegen die Wohnungen der weiter abwärts wohnenden Italiener. Zwar finden wir hier nicht, wie im benachbarten Oberwallis die Regel ist, die hölzernen Pfeiler mit den daraufgelegten mühlsteinartigen Tafeln, auf denen der Oberbau ruht, sondern meist steinerne Grundmauern, aber die einfach aus Balken zusammengefügten Wände mit der „Laube", der vorspringenden Galerie, die bald nur auf einer oder der andern Seite angebracht ist, bald um den ganzen obern Stock läuft, sind, wie das weit ausladende, mit Steinen beschwerte Dach und die kleinen, meist bleigefaßten Fenster, hier wie dort dieselben.

Die „Silvier" sind frische, kraftvolle Gestalten, welche die gute Luft und das reine Wasser ihrer Thäler wie ihr mäßiges, arbeitsames Leben vor Kröpfen und Cretinismus bewahrt haben. Im Thale der Lys herrschen helle Hautfarbe, blondes Haar und blaue Augen vor; in Macugnaga scheint dagegen brünetter Teint mit dunkeln Haaren und Augen zu überwiegen. Die Tracht der Frauen besteht in einem breitrandigen Strohhut, unter dem häufig noch ein breites Tuch um den Kopf gewunden ist, einem kurzen Mie-

*) Von Silvius (mons Silvius), einem alten Namen des Monte-Rosa-Gebirges, der aber viel mehr dem Matterhorn als dem eigentlichen Monte-Rosa zukommt. Scheuchzer erzählt, daß die Bewohner des Matter-(Nikolai-)thales über den Silvius (also das Matterjoch) nach Ayas und Welschland ziehen.

**) Schott gibt als Probe der verschiedenen Dialekte der Rosathäler die Parabel vom verlornen Sohne, die er sich von Eingeborenen dictiren ließ. Um unsern Lesern einen Begriff von der Mundart der Bewohner von Macugnaga zu geben, theilen wir den Anfang des Gleichnisses in der Sprache des Thales und der Orthographie des Verfassers mit:

Ev. Luc. 15, 11. e man hed g'han zwei chind.

12. ds jungsta hed g'seid sim satter: „mi satter, gemmer was mir chunnd son ewer sach": der satter dèld im sis güed.

13. eis par tage dernâ der jungsto dère zweie chindę hed alls z'semme g'macht was er g'hä hed, unn is g'ganged fil wit, wa-i-er hed fertân si sach unn ferlumpud u. s. w.

Digitized by Google

der, über dem das gefaltete Hemd mit der Krause um den Hals schließt und die Arme in weiten Falten umgibt. Der Rock ist lang und faltig, die Füße meist nackt, indem die Strümpfe kaum zu den Knöcheln hinabreichen. In Macugnaga scheint die Farbe des Mieders und Rockes wie die der Bluse oder Jacke, die bei kaltem Wetter übergezogen wird, stets dunkel zu sein, nur die Schürze ist hellblau. Bei den Männern konnten wir nichts von einer eigenthümlichen Tracht gewahren, selbst nicht den runden Filzhut mit niedrigem Boden, den Schott überall bemerkt haben will. Freilich haben wir nur wenige Männer gesehen, da der größte Theil derselben, wie bereits erwähnt, wenigstens den Sommer über im Auslande arbeitet. Sie sind Maurer, Zimmerleute, Krämer, Hausirer u. s. w. Die Frauen, die wie im Oberwallis nicht allein den Haushalt, sondern auch die Alpenwirthschaft besorgen, sind starke unermüdliche Arbeiterinnen. Die jüngern derselben haben hübsche freundliche runde Gesichter mit eigenthümlich kindlichem Ausdruck der Züge.

Der Charakter der Silvier wird von allen, die längere Zeit mit ihnen verkehrt haben, außerordentlich gerühmt. Treuherzige Ehrlichkeit, Gutmüthigkeit, Gastlichkeit, Einfachheit, Unschuld und Arbeitsamkeit sollen sie ebensowol vor ihren welschen Nachbaren im Süden wie vor ihren Stammverwandten im Norden auszeichnen. Freilich ist zu besorgen, daß mit dem Aufhören der Abgeschlossenheit, in der sie bisjetzt gelebt haben, auch diese Tugenden wenigstens aufhören werden ein Allgemeingut zu sein.

Die katholische Religion herrscht ausnahmslos in allen diesen Thälern. Ob Unwissenheit, Aberglaube und Pfaffenherrschaft so groß sind wie in den Walliser Alpen, kann ich aus Erfahrung nicht sagen; doch läßt die praktische Weltkenntniß der Männer infolge ihrer Fahrten durch so mancher Herren Länder einen weitern Blick und eine freiere Auffassung wenigstens bei ihnen voraussetzen.

Bei unserer Rückkehr in den „Monte-Moro" wartete unser ein von dem schwarzbärtigen genuesischen Koch bereitetes Diner, welches den unwiderleglichen Beweis lieferte, daß die Zeit paradiesischer Unschuld, wo Schott hier nicht einmal Fleisch oder Fleischbrühe erlangen konnte, längst vorüber ist. Während wir bei Tische saßen, senkten sich die Nebel, welche schon den ganzen Tag die schneeigen Häupter des Gebirges umlagert hatten, tiefer und tiefer an ihren Seiten herab und schienen das ganze Thal in ihre undurchdringlichen weißen Schleier hüllen zu wollen. Wir suchten uns bereits mit dem Gedanken zu versöhnen, den ganzen folgenden Tag in dem Salon unsers Gasthauses eingesperrt zu sein; aber in früher Morgenstunde weckte uns das Brausen eines Sturmwindes, das den hölzernen Wänden unsers Schlafzimmers laute Angstseufzer auspreßte. Als wir hinausblickten, bot sich uns ein wunderbares Schauspiel dar. Ein plötzlich eintretender Nordwind hatte nicht nur die Nebel aus dem Thale und die Wolken vom Himmel verjagt; auch die ganze nördliche Bergwand lag bis zu den felsigen Gipfeln unverhüllt da, ja die äußersten nördlichen Vorposten der Monte-Rosa-Gruppe bis zur Cima de Jazzi hoben sich mit ihren schwarzen Felsmassen und weißen Schneefirsten scharf und klar von dem dunkelblauen Himmelsgewölbe ab. Weiter westlich aber stand eine ungeheure Wolkenwand, von dem tiefen Grunde des Gebirgskessels, aus dem die Anza hervorbricht, bis hoch über die Gipfel des Monte-Rosa fast in den Zenith hinaufreichend, fest wie eine Mauer den rasenden Stößen des Sturmwindes, der von Norden in ihre Flanken fiel, Widerstand leistend und die von dem Feinde gerissenen Spalten und Lücken immer von neuem füllend und ergänzend. Die Spuren dieses gewaltigen Kampfes der Himmelsmächte drangen bis zu uns eine Stunde thalabwärts. Während der Himmel über unsern Häuptern im reinsten Blau schimmerte, erfüllten feine Schneekrystalle und staubartiger Regen die ganze Luft in der Tiefe und schlugen, wie scharfe Eisnadeln in die Haut eindringend, den Verwegenen zurück, der ihnen im Freien Trotz zu bieten versuchte. Von ihnen und der in unserm Rücken tief im Osten stehenden Sonne gebildet, zog sich

Digitized by Google

ein Regenbogen von riesiger Breite und den brennendsten Farben senkrecht vom Monte-Rosa bis in die Thaltiefe herab und stand, langsam vor der steigenden Sonne nach Norden weichend, über eine Stunde lang in unvermindertem Glanze zwischen Himmel und Erde: ein prachtvolles Schauspiel, das mir noch jetzt zuweilen in einsamen Stunden plötzlich wie eine Fata-Morgana vor die Seele tritt.

Aber der Kampf konnte nicht ewig dauern; Sonne und Wind triumphirten über den zähen Widerstand der Wolkenmassen; langsam zerflossen sie in der blauen Luft oder senkten sich in die westlichen Thäler hinab. Um 9 Uhr war der ganze Horizont frei: der berühmte Circus lag unverhüllt in seiner ganzen Majestät vor unsern Blicken. Mit dem Rückzuge des Feindes legte sich auch der Sturm, wie befriedigt von dem erfochtenen Siege; nur leise noch zog ein frischer, kühler Hauch durch die Büsche und Bäume des Thalgrundes. So säumten wir denn auch nicht länger und wanderten, die hohe Holzbrücke über die Anza überschreitend, längs der südlichen Thalwand aufwärts dem Hochgebirge zu.

Ehe man den Fuß desselben erreicht, gelangt man am Rande eines grasigen Hügels zu einem mächtigen Quellbassin weißlichen kalten Wassers, das hier in solcher Fülle der Erde entsprudelt, daß es sofort eine Mühle zu treiben im Stande wäre. Es ist der große Brunnen, La gran fontana oder Il gran funtanò der Volkssprache, die einzige Quelle des Hochthales, die im Winter nie versiegt oder zufriert und deshalb von großer Wichtigkeit für die Bewohner. Eine alte Sage, vielleicht (wie Schott meint) dadurch hervorgerufen, daß oberhalb derselben in der erlenbewachsenen Vertiefung eine unterirdische Fortsetzung des Wasserlaufes angedeutet scheint, läßt sie aus dem „verlorenen Thale" hervorströmen, das jenseit der Hochgebirgswände, dort wo das Filarhorn seinen scharfen Felsgrat in den blauen Himmel emporstreckt, zwischen ewigem Eis und Schnee verborgen liegen soll, so unzugänglich, daß die kühnsten Gemsenjäger nur von den umliegenden Spitzen in seine Tiefe hinabschauen, niemand aber es je habe betreten können. Mit Wäldern und Wiesen bedeckt, sei es jetzt nur ein Wohnsitz wilder Thiere, früher aber, das zeige die Menge verlassener Hütten, die man von der Höhe erkennen könne, sei es der Aufenthalt längstvergessener Menschengeschlechter gewesen.

Sagen von verlorenen Thälern, einem unzugänglichen Eden in wilder Gebirgseinöde, sind bekanntlich in allen Hochgebirgen bis hinauf zu den Kiölen und den Gebirgen Finmarkens verbreitet. Sie sind nichts als ein Ausdruck einestheils der Liebe zum Wunderbaren, anderntheils der Sehnsucht der Bewohner rauher und unwirthbarer Gegenden nach einem schönern beglücktern Aufenthalte: sie sind in Bezug auf den Ort dasselbe, was die Sagen von einem goldenen Zeitalter und von dem Paradiese, in welchem die ersten Menschen lebten, in Bezug auf die Zeit sind. Wenn in frühern Zeiten kühne Bergkletterer das verlorene Thal am Monte-Rosa wirklich gesehen zu haben behaupten, so haben sie entweder wissentlich andere getäuscht oder sind in einer Selbsttäuschung befangen gewesen, indem sie eins der bekannten nördlichen Thäler, die von der Monte-Rosa-Gruppe auslaufen, von weitem erblickten. Es ist möglich, daß die gressoneyer Gemsenjäger, die es im Jahre 1778 von der Spitze des Lyskammes aus gesehen haben wollten, wirklich das Thal von Zermatt erblickten; dann aber müssen sie nicht auf dem Lyskamm selbst, von dem aus das Thal nirgends sichtbar ist, sondern vielleicht auf dem Breithorn, von dessen Gipfel man dasselbe von Zermatt bis abwärts nach Sanct-Niklaus überschaut, gestanden haben.!

Oberhalb des großen Brunnens beginnt das Steigen; erst über reiche Matten, dann über wüstes Steingerölle, endlich durch dichten Lärchenwald geht es eine Stunde lang auf vielgewundenem Fußpfade scharf bergan. Wo der Wald aufhört und dichtes Gebüsch von Alpenrosen an seine Stelle tritt, öffnet sich ein kleines halbrundes liebliches

Digitized by Google

Wiesenthal; jenseits winkt von dem mit vielfarbigen Alpenblumen bedeckten steilen Hügel eine alte verwitterte Signalstange. Sie bezeichnet das Belvedere, den berühmtesten Aussichtspunkt der Umgebung von Macugnaga. Ermüdet lagern wir uns auf dem blumigen Gipfel und lassen den Blick über die Wunder der Hochgebirgswelt schweifen, die uns ringsherum in nächster Nähe in ihrer ganzen riesigen Majestät umgibt.

Zu unsern Füßen stürzt der Hügel des Belvedere als schroffe Felsmauer in einen Bergkessel ab, dessen Boden der große vom Monte-Rosa herabziehende Macugnagagletscher mit den ihm tributpflichtigen Eisströmen, die aus den Felsspalten der nördlichen Berge herabhängen, mit wüstem Moränenschutt und Steingeröll in wildem chaotischen Durcheinander bedeckt hat. Auf drei Seiten, von Süd durch West nach Nord, umgibt diesen schauerlichen Tummelplatz der Elementarkräfte, 6—8000 Fuß über unserm Sitz in den blauen Himmel hineinstarrend, ein kolossaler halbkreisförmiger Wall von Fels, Eis und Schnee, einem Ringgebirge des Mondes vergleichbar. Nur hier und da konnte der Schnee an den schroffen Zacken der dunkelfarbigen Gneis- und Glimmerschieferfelsen haften; nur hier und da findet ein Gletscherstrom eine schmale Einsenkung, um seine Massen ungebrochen in die Tiefe zu schieben; nur auf den hohen Gipfeln selbst liegen ungeheure Firnmassen, der südliche Rand jener mächtigen Schneepelze, welche den ganzen Nordabhang des Gebirges bekleiden.

Dicht zu unserer Linken steigt südlich über den letzten Lärchen in langer Linie der schwarze Kegel des Pizzo-nero empor, während die schneebedeckte Kuppe des höhern Pizzobianco oben über seinem Abhange sichtbar wird. Ihm folgen in langer Reihe die Gipfel des Monte-Rosa, allmählich unserm Standpunkt näherziehend: zuerst die schneegläuzende Vincentpyramide, dann Schwarzhorn, Ludwigshöhe und Parrotspitze; näher im Nordwesten scheinbar dicht nebeneinander die vier nördlichen Gipfel: Signalkuppe, Zumsteinspitze, höchste Spitze und Nordende oder Gornerhorn, der letzte durch den tiefen Absturz gegen Norden und die kühnere Form bei weitem der wirkungsvollste für den Beschauer. Ihm folgt, zwischen zwei tiefen Gletscherspalten aufsteigend, das niedrige Jägerhorn (Le Chasseur), dann die Filarkuppe, von welcher der Eisstrom des Filargletschers herabsinkt, weiterhin die kleine Erhöhung, die den Paß des alten, jetzt nur noch von den kühnsten Bergsteigern erklommenen Weißthors bezeichnet, der breite Dom der Cima di Jazzi mit seinen drohend überhängenden „Schneegewächten", ein jetzt von Norden her häufig und auch von uns bestiegener Gipfel, dessen Höhe verschieden von 11760 (Schlagintweit) bis über 13000 Fuß angegeben wird; noch weiter nördlich der scharfe Felszahn der Cima di Rofet neben dem neuen Weißthor, endlich auf dem nördlichen eisübergossenen Theile des Bogens das Faderhorn und die Kette des Monte-Moro bis zu dem aussichtberühmten Joderhorn hin.

Lange lagen wir im Anschauen versunken, ohne daß ein Wort zwischen uns gewechselt ward; aber der Eindruck war bei allen der gleiche: es war eine Scene von überwältigender Großartigkeit, aber kein schönes, ich möchte kaum sagen, ein erhabenes Schauspiel: ein Ende der Welt, ein erschütterndes, fast beängstigendes Zeugniß von der Gewalt schrankenlos wirkender Naturkräfte, ohne alle versöhnenden Elemente; nicht nur ohne die freundlichen Spuren der Menschenhand, nicht nur ohne alle die lieblichen Erscheinungen der organischen Natur, sondern auch ohne alle symmetrische Gliederung, ohne allen Schwung der Linien, ohne alle Idealität der Formen; alles nicht nur todt und starr, sondern auch massig und plump; die Gipfelhöhen und ihre individuellen Gestalten verschwindend gegen die Massen, die ihr Fußgestell bilden, die rauhen starren Felsklötze ohne die mildernde strahlende Schneehülle und des wunderbaren Zaubers entbehrend, den die kühnen und doch sanften Linien eines schlanken Kegels, der sich in fleckenloser Weiße von dem tiefblauen Himmel abhebt, nie hervorzubringen verfehlen. Auch liegt hier alles

Digitized by Google

zu greifbar nahe vor uns, ohne die trennende Thaltiefe, die dem Auge einen hier gänzlich fehlenden Maßstab gewährt. So waren, sowenig wir uns die Großartigkeit, ja Einzigkeit dieses Anblicks verhehlen konnten, trotzdem, daß Jahreszeit, Stunde und Wetter die günstigsten Bedingungen boten, doch unsere durch die entzückten Berichte früherer Reisenden hochgespannten Erwartungen nur halb befriedigt. Möglich, daß in schneereichern Jahren der Eindruck günstiger ist, möglich auch, daß das Ganze aus größerer Entfernung wie von der Brücke in Ponte-grande aus gesehen, durch den Contrast mit der Umgebung einen andern Charakter annimmt. Welche großartige Wirkung der Anblick des Südabhanges des Monte-Rosa hervorbringen kann, sollte uns der folgende Tag zeigen. Meinem Geschmacke nach aber steht, um nur eines einigermaßen analogen Schauspiels zu gedenken, der Anblick des herrlichen Halbkreises der Jungfrau und ihrer Nachbarn von Mürren aus dem Belvedere an Großartigkeit wenig nach, während er ihm an herzbewegender Schönheit weit überlegen ist. Aber andere denken anders. Schott sagt von dem ersten Eindruck des Monte-Rosa von Macugnaga aus: „Die Pracht eines solchen Anblicks vermag das beredteste Wort nicht wiederzugeben; kehrt sie doch der Phantasie nur in beglücktern Stunden auf Augenblicke zurück.“

Wir wenden uns rückwärts dem Thale zu. Wie eine Oase erscheint es mit seinen grünen Matten, seinen braunen Häusergruppen und weißen Kirchen von der Eis- und Felswüste des Hochgebirges umschlossen. Selbst abwärts nach Osten zu erscheint kein Ausgang: die südliche Kette, die sich vom Pizzo-nero oberhalb des von hier unsichtbaren Quarazzathales über den hohen Pizzo del Moro ostwärts fortsetzt, bis wo in der duftigen Ferne der rundliche Gipfel des Monte-Motterone, einer der schönsten Aussichtspunkte Oberitaliens aufsteigt, stößt scheinbar mit der nördlichen, vom Monte-Moro über den Pizzo di San-Martino nach Ponte-grande hinziehenden zusammen. Nur werden mit den allmählich herabsinkenden Kämmen und Spitzen die Umrisse weicher, die Formen mannichfaltiger; die starre Oede bekommt Leben; Wälder und Matten bedecken die Hänge und steigen weiter abwärts endlich bis zu den Gipfeln empor. Als Schluß der Landschaft erscheinen endlich im bläulichen Duft des östlichen Horizonts die mannichfaltig gestalteten Berge, welche sich zwischen den Ufern des Lago-Maggiore und des Comersees erheben.

Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie.

Erster Artikel.

Die Gegner der Unsterblichkeit.

Es ist charakteristisch für die verschiedensten Richtungen unserer neuesten Philosophie, daß sie sich der Unsterblichkeitsfrage mit einem Eifer zuwenden, welchen die großen deutschen philosophischen Systeme nicht kannten. Die Parteien, welche diese Frage verneinen, nicht minder wie diejenigen, welche sie bejahen, suchen sie nach allen Seiten hin zu erschöpfen, während die Gedankensysteme eines Kant, Fichte, Schelling und Hegel innerhalb ihrer philosophischen Architektonik kaum ein Plätzchen für dieselbe fanden und sie nur durch gelegentliche und beiläufige Streiflichter erhellten. Der Grund hiervon mag darin liegen, daß nicht nur die Atheisten, wie Feuerbach, sondern auch die Theosophen, wie Fichte, das Individuum, das dort in den allgemeinen Processen der Gattung werthlos erlosch, in den Vordergrund ihrer Systeme treten lassen. Auch wird die Unsterblichkeitsfrage, für welche man früher theo- und kosmologische, ethische und andere Gründe gel-

Digitized by Google

tend machte, jetzt mehr als eine Frage der Psychologie betrachtet, indem das entscheidende Moment für ihre Lösung in die Anschauung vom Wesen der Seele und vom Zusammenhang der Seele und des Körpers gelegt wird.

Am meisten hatte sich von unsern großen Philosophen noch Altvater Kant mit der Unsterblichkeit der Seele beschäftigt, sie war für ihn eins der „Postulate der praktischen Vernunft", als Bedingung für eine ins Unendliche fortschreitende Annäherung an die Erfüllung des Sittengesetzes. Doch noch von einer andern Seite tritt er an diese Frage heran, indem er die Theorie einer „intelligibeln Welt" entwickelt. „Man wird sich", sagt er in seiner „Abhandlung über die Geisterwelt", „von dem Dasein immaterieller Wesen überredet finden, deren besondere Wirkungsgesetze pneumatisch und, sofern die körperlichen Wesen Mittelursachen sind, organisch genannt werden. Da diese immateriellen Wesen selbstthätig sind und für sich bestehen, so folgt, daß sie untereinander unmittelbar vereinigt vielleicht ein großes Ganze ausmachen, welches man die immaterielle (intelligible) Welt nennen kann. Denn mit welchem Grunde wollte man behaupten, daß dergleichen Wesen nur vermittels anderer (körperlicher) Dinge von fremder Beschaffenheit in Gemeinschaft stehen könnten, da letzteres viel räthselhafter als das erste ist." „Die immaterielle Welt", heißt es an einer andern Stelle, „ist ein für sich bestehendes Ganzes und kann auch ohne Vermittelung körperlicher Dinge, welche nur zufällig ist oder einigen Wesen zukommt, in Verbindung stehen. Sie würde in sich begreifen alle erschaffenen Intelligenzen, deren einige mit Materie verbunden sind, andere nicht, ferner die empfindenden Subjecte in allen Thierarten und endlich alle Principien des Lebens, welche sonst noch in der Natur liegen mögen, ohne Kennzeichen willkürlicher Bewegung zu offenbaren. Alle diese immateriellen, insonderheit die vernünftigen Wesen, deren zufälliger Zustand thierisch ist, sie mögen nun auf der Erde oder auf andern Himmelskörpern das rohe Zeug der Materie jetzt oder künftig beleben oder jemals belebt haben, würden in einer ihrer Natur gemäßen Gemeinschaft stehen, die nicht auf den Bedingungen des Orts und der Zeit beruht. Die menschliche Seele würde also schon im gegenwärtigen Leben mit zwei Welten verknüpft angesehen werden müssen, von welchen sie durch den Körper die materielle allein klar empfindet, dagegen als Glied der Geisterwelt die reinen Einflüsse immaterieller Wesen empfängt und ertheilt. Wenn also die materielle Verbindung aufhört, so würde die geistige Gemeinschaft allein übrigbleiben und sich dem Bewußtsein zum klaren Anschauen eröffnen müssen." An einer andern Stelle betrachtet Kant die „unauflöslich geknüpfte Gemeinschaft", in welcher die menschliche Seele schon in diesem Leben mit allen immateriellen Naturen der Geisterwelt steht, als etwas, „was künftig noch bewiesen werden wird". Die Unsterblichkeit der Seele ist also bei Kant theils ein Postulat, theils eine Hypothese, deren Beweis der Zukunft überlassen bleibt. Auch jene „unsichern Phantasiebilder", die der Denker selbst als solche bezeichnen mußte, ließ Kant mit einem gewissen Wohlgefallen vorübergaukeln, jene Phantasiebilder einer kosmischen Wanderschaft der Seele: „Der Mensch erreicht am wenigsten den Zweck seines Daseins und würde das verachtungswürdigste Geschöpf sein, wenn seine Kräfte nicht künftig völlig entwickelt würden. Sollte die unsterbliche Seele in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer stets an unsere Erde gefesselt bleiben? Sollte sie die übrigen Wunder der Schöpfung, die entfernten Kugeln des Weltgebäudes und ihre Einrichtungen, die schon jetzt ihre Wißbegierde reizen, niemals kennen lernen? Vielleicht bilden sich noch einige Kugeln des Planetensystems aus, um uns neue Wohnplätze zu bereiten. Vielleicht werden uns einst die Trabanten des Jupiter leuchten."

Schelling hat sich nur einmal eingehender mit dem Problem der Unsterblichkeit der Seele beschäftigt, und zwar in seiner Abhandlung „Ueber den Zusammenhang der Natur

Digitized by Google

mit der Geisterwelt" („Sämmtliche Werke", Abtheil. 1, Bd. 9). Seine „Anthropologie" beruht auf der Annahme einer Trias von Geist, Leib und Seele. Die Seele erscheint als das Mittlere, als das Verbindende zwischen jenen beiden Gegensätzen; sie ist das „Vornehmste", das „Beharrende", der allerinnerste Keim, der durch Geist und Leib ans Licht bringen will. Der Tod ist eine Erhebung in den geistigen Zustand, in welchem der Mensch indeß ganzer Mensch bleibt und als Geist, Seele und Leib fortexistirt. Im gegenwärtigen Leben ist die Seele von der Materie „verzaubert"; das künftige Dasein besteht in der Befreiung von diesem Zauber, in der Entlassung des Geistigen in seine volle Stärke. Das Geistige des Leibes ist die geistige Gestalt, deren Keim schon jetzt, aber durch die Materie gebunden, in unserm Leibe liegt und erst durch jene Entbindung sich entwickeln kann. Der Tod ist daher in der ganzen Natur und der gesammten Sichtbarkeit die Befreiung der innern Lebensgestalt von der äußern, welche sie in der gegenwärtigen Daseinsform unterdrückt hält, und deshalb müssen alle Dinge sterben, weil in ihnen der Trieb dieser Befreiung liegt und weil der Gegensatz beider Zustände nicht zumal, sondern nur hintereinander hervortreten kann. Der künftige geistige Zustand gleicht dem höchsten durch kein Erwachen unterbrochenen Hellsehen. Für die Fortdauer und Identität des Bewußtseins darf indeß nach Schelling der Begriff eines Physischen nicht aufgegeben werden, denn das Physische scheint ihm die Grundlage aller Bewußtheit zu sein. Wir finden, wenn wir uns als von allen andern unterschiedene Persönlichkeiten betrachten, daß dies Eigene und „Gesonderte", diese Grundlage unsers persönlichen Bewußtseins nur ein Nichtbewußtes und auch nie in Bewußtsein Aufzuhebendes sein kann, der dunkle „Rest" oder auch der dunkle „Keim" unsers Wesens, welches immer das erregte Seiende bleibt. Dieser dunkle „Rest" oder „Keim" unsers Wesens ist beiläufig dasselbe, was Schopenhauer, hierin an den vielgeschmähten Schelling anknüpfend, den Willen nennt im Gegensatz zur Intelligenz.

An Kant knüpfen von der Gruppe neuerer unsterblichkeitsgläubiger Philosophen diejenigen an, welche sich zu der Lehre einer astralen Wanderschaft bekennen, an Schelling die theosophischen Vorkämpfer des „Seelenleibes" und einer raumzeitlichen Fortdauer. Hegel hat das Problem der Unsterblichkeit gänzlich beiseitegelassen. Bei der geringen Bedeutung, welche das Individuum in seinem System einnimmt, kann auch die Frage der individuellen Fortdauer nicht ins Gewicht fallen. Dabei war sein gediegener Geist der Erörterung von Möglichkeiten abgeneigt, und in seinem System, in Wahrheit nur einer großartigen Vergeistigung der realen Welt, welche sein Genius transparent machte für die sie erfüllende und gestaltende Idee, war kein Raum für Vermuthungen, deren Tummelplatz außerhalb der Bedingungen dieser Welt lag. Für ihn fiel die Unsterblichkeit der Seele mit der Ewigkeit des Geistes zusammen: „Die Sache ist überhaupt diese, daß der Mensch durch das Erkennen unsterblich ist; denn nur denkend ist er keine sterbliche, thierische Seele." Seine Schule zeigte sich in Bezug auf diese Frage weniger discret, und in der That gab sie zuerst die Veranlassung, den Zwiespalt innerhalb der Schule hervortreten zu lassen. Die äußerste Rechte constituirte sich im Anschluß an Göschel, der in den „Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele" die persönliche Fortdauer auf Grundlagen des frei interpretirten Hegel'schen Systems darzulegen suchte, während Richter in der „Lehre von den letzten Dingen" diese Fortdauer im Geiste desselben Systems leugnen zu müssen glaubte. Die Consequenzen, welche die junghegel'sche Richtung aus dem System gerade in Betreff dieser Frage zog, sind bekannt genug; auch werden wir auf die Hauptvertreter derselben zurückkommen.

Klarer und bestimmter spricht sich Herbart in seiner großen „Psychologie" über die Unsterblichkeit der Seele aus, die für diesen Denker eine Thatsache, d. h. ein philosophischer Glaubensartikel ist. Kann dies anders sein bei einem Psychologen, der die Seele

Digitized by Google

nur für einen Einwohner des übrigens sich selbst genügenden Leibes erklärt; welchem Einwohner bis zum Danke für die mancherlei Dienste, die ihm geleistet werden, obliegt, einige Geschäfte zur äußern Unterstützung des Lebens, insbesondere die Aufsuchung der Nahrung, zu übernehmen? Eine Krankheit, meint Herbart, welche die Seele etwa durch Leidenschaften, durch Verdruß und Kummer verursacht, wird gleichen einer durch Erkältung oder Erstickung herbeigeführten; denn die Verknüpfung zwischen Seele und Leib ist nur um weniges enger (wenngleich beständiger) als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freien Wärme, die seine Haut unmittelbar umgibt. Nachdem der Philosoph, gegenüber allen Thatsachen der Physiologie, die für das Gegentheil sprechen, die Seele nur zu einem Miether des Körpers gemacht (ja an einer Stelle mit ausdrücklichen Worten zu einem „Parasiten" desselben), zu einem Miether, der im Tode gleichsam nur umzieht, dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns in derselben „Psychologie", welche die Verschmelzungen und Hemmungen der Vorstellungen mit mathematischer Exactheit auszurechnen unternimmt und die Vorstellungsreihen durch den Differentialcalcul zu bestimmen wagt, philosophische Träumereien über den künftigen Zustand der Seele mit dem Anspruch wissenschaftlicher Bedeutung vorgeführt werden, Träumereien, die eher für den Luftballon des Jean Paul'schen „Campanerthals", als für ein philosophisches Werk passen.

Von der apodiktischen Behauptung ausgehend, daß die Seele ewig sei, schließt Herbart einleuchtend, daß die Bestimmung des einzelnen Menschen nicht auf das irdische Leben beschränkt sein kann.*) „Gänzlich unbekannt mit den Veranstaltungen der Vorsehung für die entlegenere Zukunft, können wir dennoch fragen, was ohne alle andere Einwirkung blos nach psychologischen Gesetzen geschehen müsse, wenn die leibliche Hülle sich löst und ihre ungleichartigen Elemente sich zerstreuen.

„Es verschwinden zuvörderst die besondern Einflüsse, welche der Leib eben in dem Alter, das der Mensch erreicht hatte, auszuüben geeignet war; es verschwindet also ein Hinderniß, wodurch die ältesten Vorstellungen, die an sich die stärksten sind, in der Lebhaftigkeit ihres Wirkens beschränkt waren. Der Tod ist demnach zuerst überhaupt Verjüngung, ohne doch die Kindheit zurückzuführen. Denn keine von den allmählich geknüpften Verbindungen der Vorstellungen kann wieder aufgelöst werden. Indessen setzt sich die letzte Gegenwart des Erdenlebens mit ihren Lasten und Sorgen ins Gleichgewicht mit der ganzen Vergangenheit.

„Während nun im allgemeinen das Streben zum Gleichgewicht die Bewegungen aller Vorstellungen bestimmt, können doch sehr große Revolutionen unter denselben nöthig sein, ehe sie dahin gelangen. Denn es ist gezeigt, wie aus den Bewegungen neue Bewegungsgesetze entspringen und wie die tumultuarische Anhäufung der Vorstellungen während des Lebens eine spätere Verarbeitung nothwendig macht. Daß diese ganz anders nach dem Tode als während des Treibens in der sinnlichen Mitte der irdischen Dinge ausfallen müsse, leuchtet unmittelbar ein. Denn die Sinne zwar werden durch den Schlaf verschlossen, aber eben derselbe drückt auf die Vorstellungen, sodaß die Gesetze ihres Zusammenhangs nur theilweise wirken, woraus eben die Zerrbilder des Traums entstehen. Nach dem Tode aber frei vom Leibe, muß die Seele vollkommener wachen als jemals im Leben.

„Das Product jedoch, welches die zum Gleichgewicht hinstrebenden Vorstellungen nach und nach ergeben, kann nicht bei zweien menschlichen Seelen vollkommen gleich ausfallen, vielmehr alle Verschiedenheiten des irdischen Daseins müssen darauf Einfluß haben. Während die Vorstellungen des früh gestorbenen Kindes sich sehr bald ihrem allgemeinen Gleichgewichte nähern, und während die Gedanken des in seinen Genüssen ruhigen, in seinem

*) Herbart, Psychologie, I, 171 fg.

Digitized by Google

Handeln und Wünschen einfachen Mannes keiner großen Umwälzungen fähig sind, kann dagegen kein unruhiges, weitgreifendes, von der Welt gefesseltes und plötzlich derselben entrissenes Gemüth die Stille der Ewigkeit anders als nach einem Durchgange durch heftige Umwandlungen erreichen, die wegen des gänzlich veränderten Zustandes leicht noch stürmischer und peinlicher sein mögen als diejenigen, von denen der leidenschaftliche Mensch bei uns so häufig geplagt wird.

„Endlich aber, nach irgendeinem Verlaufe dessen, was wir Stunden, Tage, Jahre nennen, muß für jede Seele, wie tief und verworren auch ihre Anordnung gewesen sei, eine solche Bewegung der Vorstellungen eintreten, die sich immer gelinder, immer schwächer dem allgemeinen Gleichgewicht nähern, doch ohne es jemals vollkommen zu erreichen. Alsdann erstirbt für den Gestorbenen die Zeit; doch geschieht selbst dieses noch auf zeitliche Weise; ein unendlich sanftes Schweben der Vorstellungen, eine unendlich schwache Spur dessen, was wir Leben nennen, ist das ewige Leben."

Welche divina commedia des Gedankens, mit wie graziösen und geistreichen Zügen ausgemalt, doch wie beweisunkräftig, da die Voraussetzung, daß die Kette des Vorstellungsmechanismus über das Grab hinausreicht, ja gerade des Beweises bedarf! Sollte die anthropologische Kritik nicht auch derartige Philosopheme wie die theologischen Dogmen erklären können als die Vergegenwärtigung des menschlichen Wollens und Wünschens? Ist es nicht ebenso charakteristisch, daß ein Philosoph seine Vorstellungen im Jenseits wiederzufinden hofft wie ein Lappländer seine Renthiere und ein Grönländer seine Seehunde? Die Unsterblichkeitslehre Herbart's sieht im Jenseits nur eine Verbesserung seines Vorstellungsmechanismus, die Annäherung der Vorstellungen an ein größeres Gleichgewicht, etwas, was im Diesseits bei der tumultuarischen Anhäufung der Vorstellungen nicht zu erreichen ist. Das Jenseits ist also auch hier, wie in der Walhalla der Walkyren und im Paradies der Huris, eine Correctur des mangelhaften Diesseits.

Nachdem wir so die Stellung unserer großen Denker zur Unsterblichkeitsfrage, welche den meisten derselben mehr als ein philosophisches hors d'oeuvre erschien, im allgemeinen betrachtet, wenden wir uns jetzt den philosophischen Gruppen der neuesten Zeit zu, welche dieser Frage eine eingehendere Beachtung zugewendet haben, und zwar zunächst denjenigen, welche die persönliche Fortdauer des Menschen leugnen.

1) Der Materialismus.

Für den Materialismus existirt die Frage der Unsterblichkeit im Grunde gar nicht, da er die selbständige Existenz der Seele überhaupt leugnet. „Jede geistige Thätigkeit", sagt Karl Mayer, derjenige der materialistischen Philosophen, der noch am meisten philosophische Bildung zeigt und sich in Würdigung der ursprünglichen Anschauungsform und der eigenthümlichen Anlagen des Erkenntnißapparats an Kant anschließt, „wie sie auch beschaffen und wie sie bestehen möge, ist die Vernichtung der Sinneswerkzeuge und des Gehirns, ganz so, wie jede andere Lebensthätigkeit als Vernichtung von Organen und Organcomplexen betrachtet werden muß; es bedarf daher nicht der Voraussetzung eines dabei mitwirkenden immateriellen Etwas. Sämmtliche der Seele beigelegten Eigenschaften: einfach, materiell, denkend, wollend, unvergänglich, sind nicht aus der Anschauung geschöpft; es ist also für das Vorhandensein eines solchen nur begrifflich festgestellten Wesens nicht die geringste Bürgschaft gegeben."

Am schlagkräftigsten spricht sich Karl Vogt in seiner Schrift: „Köhlerglaube und Wissenschaft", über die Seelenfrage vom Standpunkte des Materialismus aus; sie enthält gleichsam die kanonischen Stellen für die Dogmatik der Materie. „Das Gehirn ist das Organ aller sogenannten Seelenfunctionen. Diese sind an gewisse Theile und Orte des Gehirns gebunden und können nur von diesem Organ ausgeübt werden. Die von

Digitized by Google

Primitivfasern (Urfasern) gefaßten Eindrücke werden zu den Ganglienzellen geleitet, ohne welche kein Bewußtsein entsteht. Wie dies zu Stande komme, weiß man nicht. Wenn ich aber für jede noch nicht erklärte Function (Verrichtung) so ein unsterbliches Ding, wie die Seele sein soll, einsetzen soll, so müßte ich dies für jedes Organ wiederholen. Man kann nicht erklären, warum die Reizung gewisser Nervenfasern, mag sie nun vom Willen oder von äußern Einwirkungen herkommen, Muskelzusammenziehungen, und warum das Gangliengewebe Bewußtsein erzeugt. Consequent müßten wir also auch unsterbliche Muskel-, Leber-, Nieren- und Darmseelen annehmen. Bei allen Organen ohne Ausnahme ist deren Integrität (unverletzter und ungeschwächter Zustand) zur Hervorbringung der normalen Function nöthig. Diese entsteht und verschwindet mit dem Organ. Nur bei dem Gehirn will man diese logische Schlußfolgerung nicht gelten lassen, obgleich man wahrnimmt, daß bei dessen Zersetzung die Function der Bewegung, des Bewußtseins, des Denkens und Empfindens aufhört. Behüte, sagt Wagner, hier mußt du ganz anders schließen. Die Function gehört einer unsterblichen Substanz (einem Fürsichbestehenden), welche mit dem Organ zeitweilig verbunden ist. Einer solchen Forderung gegenüber kann man mit Hofmarschall von Kalb sagen: Mein Verstand steht still. Ich behaupte daher, daß die allmähliche Entwickelung der geistigen Functionen im Kinde, die Abhängigkeit der letztern von localen Zuständen und Krankheiten, die rückschreitende Metamorphose im Alter und das schließliche Aufhören derselben unvereinbar sei mit einer individuellen unsterblichen, in das Gehirn eingepflanzten Seelensubstanz, daß vielmehr die Eigenschaft, welche sich mit dem Gehirn entwickelt, auch mit ihm zu Grunde gehe.

Moleschott secundirt in dem „Kreislauf des Lebens" mit der folgenden Auseinandersetzung: „Die Nerven pflanzen stoffliche Veränderungen als Empfindungen ins Gehirn fort. Dieses ist zur Erzeugung der Gedanken ebenso unerläßlich wie die Leber zur Bereitung der Galle. Der Gedanke ist eine Bewegung, eine Umsetzung des Hirnstoffs. Die Gedankenthätigkeit ist eine ebenso nothwendige Eigenschaft des Gehirns, wie die Kraft ein unerläßliches Merkmal des Stoffes ist."

Da nach Vogt die Seele nur eine Function, nach Moleschott der Geist nur eine Bewegung der Materie ist, sodaß nach ersterm die Psychologie vollkommen mit der Physiologie zusammenfällt, und nach letzterm die Philosophie des Geistes ebenfalls nur Philosophie des Chemismus ist: so darf für diesen Standpunkt die Frage der Unsterblichkeit gar nicht einmal aufgeworfen werden, denn daß eine Function der Materie mit der Materie, eine Bewegung des Gehirns mit dem Gehirn untergeht, ist ebenso selbstverständlich, wie durch die Berufung auf den sinnlichen Augenschein leicht zu erweisen.

Da der Materialismus indeß die tiefern Probleme des Erkennens, welche alle großen Denker beschäftigten, beiseiteliegen läßt, da er namentlich das einheitliche Selbstbewußtsein der Seele nicht zu erklären vermag, ebenso eine große Zahl von Thatsachen der Psychologie, welche, mögen sie auch nicht normal sein und nur ausnahmsweise eintreten, doch die aufgestellte Regel umzustoßen vermögen: so erscheint seine Beweisführung als lückenhaft und oberflächlich und bedürfte einer wesentlichen Vertiefung, um den Angriffen einer geläuterten Wissenschaft standhalten zu können. Ueberhaupt ignorirt er die ganze Arbeit des deutschen Gedankens von Kant bis zur Gegenwart; er ist daher nicht die reife Frucht einer langen geistigen Entwickelung, sondern ein Seitenschoß, hervorsprießend aus einem Boden, den das système de la nature und die Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts bereits angebaut haben. Der materialismus vulgaris ist eine Philosophie in der Westentasche für die Commis-voyageurs des Gedankens; er erfährt eine scharfe Kritik schon von den Vertretern der Lebenskraft, den Anhängern der Schopenhauer'schen Philosophie, den Junghegelianern, wie Arnold Ruge, namentlich aber von den Anthropologen und Psychologen der theistischen Richtung, wie Immanuel Hermann Fichte. Dieser macht

Digitized by Google

in seiner „Anthropologie" gegen den Materialismus folgende Instanzen geltend: Es sei eine physiologische Thatsache, daß der Organismus sich im Verlauf eines bestimmten Zeitraums, und zwar mehrmals während einer gewöhnlichen Lebensdauer, völlig erneuere, daß die Hirnpartikeln, aus deren Einheit unser Bewußtsein resultiren soll, sich unablässig wandeln, die Identität des Bewußtseins daher nur so lange sich behaupten könnte, als jene Hirnpartikeln dieselben blieben. Die Thatsache von der Identität unsers Bewußtseins während der ganzen Dauer des Lebens hebe daher die materialistische Ansicht vollständig und unwiderlegbar auf. Ferner könnten die Vorstellungen, überhaupt sämmtliche Functionen des Bewußtseins, nicht blos als ein „organisches Product der Hirnthätigkeit" betrachtet werden; denn alle organischen Producte seien nur von einfach-objectiver Natur und Beschaffenheit; die subjectiv-objective Doppelheit des bewußten Vorstellungslebens sei specifisch davon verschieden. Der Grund des Bewußtseins liege jenseit alles blos Organischen, weil dies nur eine einfache Reihe von Wirkungen darstelle; die Eigenschaft der Selbstverdoppelung oder des Bewußtseins könne nur einem eigenthümlichen realen Wesen zukommen. Selbstbewußtsein sei keineswegs die hellste und lebhafteste Gesammtempfindung, hervorgehend aus der Verschmelzung aller Einzelsensationen, welche im Hirn zusammentreffen; es sei im Gegentheil eine selbstthätig gebildete Vorstellung der Seele von sich, nicht ein durch organische Empfindung unwillkürlich sich bildendes Ereigniß, sondern nur die selbständige That eines selbständigen Wesens. Die Abhängigkeit der Seele vom Leibe sei zuzugeben als unwidersprechliche Thatsache, die indeß nicht dem Materialismus zu statten komme, da sie keine Theorie sei, sondern selbst etwas zu Erklärendes. Als die einzige Wahrheit des Materialismus, die weiterer Ausbildung ebenso fähig wie bedürftig sei, hebt Fichte den Satz hervor: „daß die Verbindung der Seele mit ihrem Leibe völlig undenkbar sei, wenn wir in jener nicht auch eine reale Beziehung zum Raume annehmen" — ein Satz, der beiläufig durch seine dualistische Fassung gänzlich aus dem Grundschema des Materialismus herausfällt.

Wir führen diese Einwendungen Fichte's, ohne uns auf ihre Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit näher einzulassen, hier zunächst an, um den Materialismus durch den entgegengesetzten Standpunkt schärfer zu beleuchten.

2) Die anthropologische Kritik.

Schon im Jahre 1830 war ein Schüler Hegel's, Ludwig Feuerbach, mit einem Schriftchen: „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit", aufgetreten, in welchem er den Glauben an Unsterblichkeit einer scharfen Kritik unterzog und mit einem gewissen dithyrambischen Schwung die Herrlichkeit irdischer Vergänglichkeit pries. Es war nicht blos die ätzende Schärfe des Verstandes, welche die theologischen Voraussetzungen zersetzte, es waren auch Elegien der Empfindung, welche in der Klage um das unwiederbringlich Verlorene schwelgte; das Gemüth selbst, sonst nur befriedigt durch die Hingabe an den tröstlichen Glauben des Jenseits, wurde hier zum Bundesgenossen einer Skepsis gemacht, für welche die jenseitige Welt sich in ein leeres Phantasiespiel auflöste.

In seinem Hauptwerk: „Das Wesen des Christenthums", legt Feuerbach auch an den Unsterblichkeitsglauben den Maßstab einer Kritik, für welche alle Theologie nur Anthropologie ist, alle Bestimmungen des göttlichen Wesens nur Bestimmungen des menschlichen Wesens, die Dogmen gleichsam nur Projectionen dieses Wesens menschlicher Wünsche und Vorstellungen in das Jenseits, die ganze Religion ein Act der Selbstentfremdung ist, indem sie das eigene Wesen als ein fremdes anschaut. Von diesem Standpunkte aus löst Feuerbach die einzelnen Dogmen auf. So ist ihm die Auferstehung Christi das befriedigte Verlangen des Menschen nach unmittelbarer Gewißheit von seiner persönlichen Fortdauer nach dem Tode, die persönliche Unsterblichkeit als eine sinnliche,

Digitized by Google

unbezweifelbare Thatsache. Der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit geht mit Nothwendigkeit aus dem höchsten Princip des Christenthums hervor, aus der unmittelbaren Einheit der Gattung und Individualität; denn das Individuum hat im Christenthume die Bedeutung des absoluten Wesens. Im Grunde kommt Feuerbach vom Standpunkte des Sensualismus und des „concreten Seins", den seine spätere Philosophie einnimmt, zu demselben Resultat. Auch ihm erscheint das Individuum als das „absolute Wesen" im schärfsten Gegensatze zur Hegel'schen Philosophie und im Einklang mit dem System des jüngern Fichte, welches sich auch als Individualphilosophie zu bezeichnen liebt. Er sagt in seiner neuesten Schrift: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie" (Leipzig 1866): „Ich bin nicht Individuum bis hierher und nicht weiter, sodaß meine individuellen Eigenschaften ihre Grenze hätten an den gemeinschaftlichen, diese nicht berührten, nicht befleckten, nein! Individualität ist Untheilbarkeit, Einheit, Ganzheit, Unendlichkeit, ich bin überall, durch und durch, vom Wirbel bis zur Ferse, vom ersten bis zum letzten Atom individuelles Wesen. Ich bin nicht der Mensch überhaupt in einer besondern Gestalt, ich bin nur als dieser absolut bestimmte Mensch Mensch; Menschsein und dieses Individuumsein ist schlechterdings ununterscheidbar in mir. Das Individuum ist unübersetzbar, unnachahmlich — außer nur dem Scheine oder gewissen Eigenthümlichkeiten nach — unbegreiflich, undefinirbar; es ist nur Gegenstand sinnlicher, unmittelbarer, anschaulicher Erkenntniß. Mag alles Schein und Täuschung sein, was uns die Sinne über die Dinge außer uns, über Sonne, Mond und Sterne sagen — so viel ist gewiß: die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Individualität stützt sich nur auf die Wahrheit der Sinne."

So sehr man die Verherrlichung des Individuums gegenüber der Verflüchtigung des individuellen Lebens in den allgemeinen Gattungsbegriff, wie sie sich bei unsern Idealphilosophen findet, unterschreiben mag, sowenig kann man mit der ausschließlichen Begründung der individuellen Wahrheit durch die Wahrheit der Sinne sich einverstanden erklären. Das Individuum erfaßt sich selbst nur im Selbstbewußtsein, und dieser Act ist nicht ein Zusammenfassen der durch die Sinne erworbenen Resultate der Erkenntniß, mag man auch den sensus communis und das Gemeingefühl mit zu den Sinnen rechnen; er geht aus einem den Sinnen unerreichbaren Quellpunkte des innersten Lebens hervor. Feuerbach nimmt nun der Unsterblichkeitsfrage gegenüber einen doppelten Standpunkt ein, zunächst einen kritischen in Bezug auf die Vorstellungen der Unsterblichkeit, die er auf das Wesen des Menschen zurückführt, dann aber einen vollständig negirenden in seinen neuern philosophischen Thesen, die sich auf das Zeugniß der Sinne berufen und deren Sensualismus mit dem Materialismus fast gänzlich zusammenfällt.

Die Kritik der Unsterblichkeitsvorstellungen, wie sie Feuerbach auch in seinem neuen Werke: „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit", fortsetzt, kann nicht als ein Gegenbeweis der Unsterblichkeit gelten, wenn sie auch von dem Philosophen selbst in diesem Sinne gemeint ist. Sie trifft nur den Vorstellungskreis, den der Mensch sich von einem Leben nach dem Tode entworfen hat, und legt dar, daß er zu diesen Bildern nur solche Farben genommen hat, wie sie auf seiner irdischen Palette vorhanden sind. Für die Einkleidung seiner Wünsche hat der Mensch nur menschliches Maß; ja in der Allgemeinheit dieser Wünsche und Vorstellungen, auf welche sich der Beweis e consensu gentium stützt, könnte man wenigstens jenen „dunkeln Drang" sehen, in welchem sich der Mensch „des rechten Weges" wohl bewußt ist. Und gerade für diesen Beweis liefert Feuerbach wider Willen ein reichhaltiges Material. Die Analyse, wie der Mensch in diesen Vorstellungen sein wahres Wesen außer sich setzt, ist gewiß zutreffend, und ebenso der Beweis, daß diese Vorstellungen nur subjective Wahrheit haben. Die Thatsache der Unsterblichkeit selbst,

Digitized by Google

die Existenz oder Nichtexistenz eines Lebens nach dem Tode, ist aber offenbar ganz unabhängig von den Vorstellungen, die der Mensch sich vom Jenseits macht.

Die Theorie des Unsterblichkeitsglaubens, die Feuerbach durch die Darlegung der Genesis desselben zu erklären und aufzulösen sucht, findet sich in seiner neuesten Schrift ebenso wie in seinen frühern. „Die Unsterblichkeit", sagt er, „ist eine Vorstellung, deren Grund und Gegenstand nur der Trieb oder Wunsch ist — der Wunsch zu leben, folglich nicht zu sterben: denn so nur lautet urkundlich, unverfälscht der in der Natur des Menschen, so lange wenigstens, als er keine Ursache hat, das Leben zu verwünschen, gegründete Wunsch der Unsterblichkeit. Ohne diesen Wunsch hat daher die Unsterblichkeit keinen Grund und Boden, keinen Zweck und Sinn. Der Mensch hat gar keine, auch nicht dunkle Idee von einem künftigen Leben; er hat nur eine Idee von diesem, vom gegenwärtigen Leben; dieses Leben ist ihm ursprünglich oder von Haus aus einziges, alles, ewiges, d. h. nicht endendes oder wenigstens nicht endensollendes Leben. Gleichwol wird es wider Willen gewaltsam von dem Tode unterbrochen. Was bleibt ihm daher übrig, als es nach dem Tode, aber jetzt auf seine eigene Rechnung, d. h. nur im Gedanken fortzusetzen? Er stellt sich das Leben vor dem Tode als auch nach dem Tode noch fortdauerndes vor, eben weil ihm ursprünglich, vor dem Widerspruch der Erfahrung, dieses Leben, wie gesagt, alles Leben, ewiges Leben ist. Und erst sagt der Trieb im Menschen: ich will leben, ich will nicht sterben, ehe die Phantasie diesen Wunsch verwirklicht und der Verstand daraus die Folgerung zieht: also muß ich leben, also unsterblich sein, denn der Trieb ist untrüglich, und so die Gefühlsnothwendigkeit des Triebes oder Wunsches zu einer logischen oder metaphysischen Nothwendigkeit macht."

Feuerbach geht so weit, dem Unsterblichkeitsglauben als Glauben an eine unbestimmte und unbekannte Fortdauer nach dem Tode nur eine medicinische oder diätetische Bedeutung einzuräumen. „Wer ein ewiges Leben glauben kann und will oder vielmehr muß, um sich selbst bei Verstand und Gesundheit zu erhalten, der glaube es in Gottes Namen! Wer über den Gedanken, daß er nicht ewig lebt, den Sinn und Werth des gegenwärtigen Lebens verliert, der thut wohl und recht, wenn er an seine Unsterblichkeit glaubt."

Die Methode dieser Kritik des Unsterblichkeitglaubens, welche von einer wissenschaftlichen Behandlung der Unsterblichkeitsfrage weit verschieden erscheint, ist so leicht zu handhaben, daß die weitern Ausführungen Feuerbach's wie am Faden eines äußerlichen Schematismus verlaufen. Zu denselben gehört nicht mehr Philosophie wie Zeichenkunst dazu, um verschiedene Bilder durch das Fenster durchzuzeichnen. Die alterthümlichen Vorstellungen der Griechen vom Hades, das Wesen der Nekromantie, die Anschauungen der alten Hebräer vom Versammeltwerden zu ihrem Volke, die Sitte der gemeinen Griechen, dem Todten einen Obolus in den Mund zu stecken, um damit die Ueberfahrt über den Acheron bezahlen zu können, das Todtengedächtniß der Chinesen und der Glaube dieses Volkes, daß von dem Wohl- oder Uebelwollen der Vorfahren das Glück oder Unglück ihrer Nachkommen abhänge, die Höllenstrafen in ihrer Bedeutung, das alles wird nicht blos auf die mythenbildende Kraft der Vorstellung zurückgeführt, sondern auf gewisse Gefühls- und Denknothwendigkeiten, die, wenn nicht mit dem allgemeinen Wesen des Menschen, doch mit seinem besondern nationalen u. s. w. zusammenhängen. Diese philosophischen Glossen sind, wie gesagt, von selbst zusammenschießende Figurationen, die jeder hervorbringen kann, der das Feuerbach'sche Kaleidoskop in der Hand hat.

In der Opposition gegen den spiritualistischen Glauben, der an die Geistigkeit der Seele anknüpft, stimmt übrigens Feuerbach mit den neuesten Vorkämpfern der Unsterblichkeit überein, und man glaubt fast eine Stelle aus dem jüngern Fichte oder Bilmarshof zu lesen, wenn man die folgenden Worte liest: „Die Unsterblichkeit des Geistes ist nur eine hohle gleisnerische Frage; das wahre Wort, der wahre Sinn ist die Unsterblichkeit

Digitized by Google

des Menschen als eines sinnlichen körperlich-geistigen Wesens. So ist auch im Christenthume der wahre letzte Sinn der Unsterblichkeit nicht die Unsterblichkeit der Seele oder des Geistes, welche vielmehr nur eine vorläufige, sondern die Auferstehung, wo der gewaltsame, unnatürliche Zustand der Trennung der Seele vom Leibe aufgehoben, der ganze wirkliche Mensch wiederhergestellt wird. Wie aber der Raum, der Ort für den Menschen eine wesentliche Bedingung seiner Existenz, ja selbst auch seines Verstandes und Bewußtseins ist, denn ohne einen räumlichen Standpunkt hätte er auch keinen geistigen Stand-, Halt- und Sammelpunkt, so ist er auch wesentliche Bedingung seiner künftigen Existenz, wesentlicher Anhaltspunkt seines Glaubens an dieselbe. Das Jenseits des volksthümlichen und alterthümlichen Glaubens, des Glaubens, welcher ein unverfälschter Ausdruck der menschlichen Natur — versteht sich auf dem volks- und alterthümlichen Standpunkte der Menschheit — ist daher nichts weniger etwas «Uebersinnliches» und «Unbekanntes», wie das Jenseits der modernen Blasirtheit, welche das Jenseits nicht lassen kann und doch zugleich nichts von ihm wissen will; es ist vielmehr so sinnlich gewiß, so sinnlich gegenwärtig, wie der Himmel über meinem Haupte, der Wohnort der Seligen im Christenthume, wie Sonne, Mond und Sterne, in denen so viele Völker und selbst Philosophen den Sitz der abgeschiedenen Seelen erblickten", und, wie wir hinzufügen wollen, in neuester Zeit wiederum vielfach erblicken. Wie derbmaterialistisch die Vorstellung von Himmel und Hölle in der volksthümlichen Theologie sei, dafür citirt Feuerbach schlagende Beispiele. Die Hölle heiße bei den Protestanten der schmuzigste Wohnort, domicilium squalidissimum, und in dem katholischen Lexikon des Hieronymus Vitalis der verworfenste Ort. O wie dürftig, ruft Feuerbach aus, ist doch der wissenschaftliche Sensualismus und Materialismus gegen den spiritualistischen Materialismus.

Die ganze Seelenlehre des Spiritualismus schreibt Feuerbach dem Unsterblichkeitswunsche zu. „Der Spiritualismus ist die für ein anderes zukünftiges Leben, nicht für dieses gegenwärtige Leben bestimmte und berechnete Seelenlehre. Die Seele wird schon im Leibe ohne Leiblichkeit gedacht, um nach dem Tode ohne Leib existiren zu können. Der Wunsch eines vom Tode des Leibes unabhängigen Lebens ist der Vater eines vom Leibe unterschiedenen Wesens. Unsterblichkeit und Unkörperlichkeit ist eins. Der historische Beweis davon, daß die logische Trennung der Seele vom Leibe, von der Materie überhaupt nur die physische, wirkliche Trennung derselben vom Leibe im Tode, also die Unsterblichkeit zum Zweck habe, ist Plato, der erste, der die Immaterialität der Seele, aber auch der erste, der die Unsterblichkeit der Seele demonstrirt hat, ist überhaupt der Unsterblichkeitsbeweis von Plato's «Phädra» an bis herab zu Mendelsohn's «Phädra», als welcher sich stets auf die Unkörperlichkeit oder Immaterialität der Seele gestützt hat."

Feuerbach's „Individualitätsphilosophie", welche mit solcher Dithyrambik das Individuum feiert, würde für eine Unsterblichkeitstheorie jene nothwendige, vom Pantheismus verwischte Grundlage bieten, wenn nicht der Philosoph zugleich auf dem Standpunkt des Sensualismus stände, den er in seinem Aufsatze über „Spiritualismus und Materialismus", allerdings wieder in vorwiegend kritischer Form, zur Geltung bringt. Sensualismus und Individualismus ist ihm identisch. „Die von den Sinnen abgesonderte, die Wahrheit der Sinne leugnende Vernunft oder Philosophie weiß nicht nur nichts aus sich von Individualität, sondern haßt sie auch, wie die Kant'sche, Fichte'sche, Hegel'sche Philosophie beweist, als ihre natürliche Gegnerin tödlich." „Eine wahre Einheit von Leib und Seele kann nur dann gefunden werden, wenn man ebenso den seelenlosen, d. h. todten Leib — denn der Leib im Gegensatz zur Seele bedeutet nur den Leichnam — als die leiblose Seele des Spiritualismus aufgibt, an die Stelle der Psychologie und Pneumatologie die Zoologie und Anthropologie setzt." Mit Entschiedenheit wendet sich Feuerbach gegen die Hegel'sche Psychologie, für welche der Leib keine, die Seele alle

Digitized by Google

Wahrheit sei, welche, gestützt auf die Erscheinungen des thierischen Magnetismus, behauptet, daß die Seele auch ohne Zusammenhang mit einem Sehnerven und dem übrigen mit ihm zusammenhängenden empirischen Plunder der Hornhaut, der wässerigen Feuchtigkeit, des Sehlochs, der Linse, des Glaskörpers, also ohne die Hülfe der Augen und ohne die Vermittelung des Lichtes das Sehbare wahrnehmen kann. „Wozu", ruft Feuerbach aus, „ein Körper, wie z. B. das Auge, wenn eine Seele existirt, die auch ohne Augen sieht? Wozu dieser künstliche Bau, diese «Specification», diese Ausführlichkeit, diese Spitzfindigkeit der Materie, wenn mit dem einen simpeln Worte Seele alles gesagt und gethan ist? Wozu diese Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe für ein nicht ausgedehntes Ding? Diese Gliederung, diese Theilung bis ins Unabsehbare für ein einfaches, untheilbares, gliederloses Wesen? Wozu das Hirn, diese ausgezeichnete, nicht nur von allen übrigen Organen, sondern auch in sich selbst so unterschiedene, so verwickelte, so labyrinthische Materie, wenn die Ehre dieser Auszeichnung nicht ihm selbst, sondern einem andern, einem immateriellen Wesen gilt?"

Wie sich Feuerbach noch von dem materialismus vulgaris unterscheidet, wie er mit den Idealisten vom Subject, vom Ich ausgeht, allerdings vom wirklichen Ich, dem sein Du gegenübersteht: das hat auf seine Behandlung der Unsterblichkeitsfrage geringen Einfluß; die Einheit von Seele und Leib, wie er sie behauptet, beantwortet diese Frage von vornherein wie der Materialismus und das unübersetzbare, unnachahmliche, unbegreifliche Individuum Feuerbach's wird deshalb doch durch keinen Obolus ausgezeichnet, um die Fahrt über den Acheron bezahlen zu können. Es geht unter wie der Stoff Moleschott's und Buchner's, der sich in neue chemische Verbindungen einläßt; es geht unter nach dem voll- und alleingültigen Zeugniß der Sinne, das jeden Beweis erspart. Diese durch die Sinne bestätigte Wahrheit der Vernichtung des Individuums ist die schweigende Voraussetzung jener anthropologischen Kritik, welche die religiösen, dichterischen, nationalen Vorstellungen des Unsterblichkeitsglaubens in eine Art von geistigem Höhenrauch verflüchtigt.

3) Der Pantheismus.

Der logische Pantheismus Hegel's hatte das Einzelne in der Gattung aufgehoben: das Lebendige stirbt, weil es der Widerspruch ist, an sich das Allgemeine, die Gattung zu sein und doch unmittelbar nur als Einzelnes zu existiren; im Tode erweist sich die Gattung als die Macht über das unmittelbar Einzelne.

Diese Hegel'sche, schon auf einer Kant'schen Basis ruhende Anschauung führt David Friedrich Strauß weiter aus, indem er sich gleichzeitig gegen die Behauptungen der Unendlichkeit der geistigen Anlage als gegen eine leere Abstraction wendet. „Im Naturgebiete", sagt er in seiner „Christlichen Glaubenslehre", „ist es nicht das Individuum, sondern die Gattung, welche ihre Fülle offenbaren und sich im Entstehen und Vergehen der einzelnen ausleben soll." Auch gegen die moralische Nothwendigkeit einer Fortdauer wandte sich Strauß, gegen die Behauptung, daß das häufige Misverhältniß des äußern Zustandes der Menschen mit ihrem innern Werth sich durch die Idee einer künftigen Vergeltung ausgleiche. Paulus und nach ihm die Kirchenlehrer sagten: „Gibt es keine Fortdauer, so lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt." Spinoza aber schrieb: „Wer das Böse nur aus Furcht vor Strafe unterlasse, der handle nicht aus Liebe, und nichts weniger als tugendhaft; er seinerseits suche das Schlechte zu vermeiden, weil es ihn von der Erkenntniß und Liebe Gottes abziehe." Strauß fügt hinzu: „Wenn es auch eine Fortdauer gebe, so sollte doch jeder tüchtige Mensch so leben als ob es keine gebe. Wer nur deshalb gut handelt, damit er selig werde, der handelt zu seinem eigenen Besten, also aus Egoismus."

Digitized by Google

Dem logischen Pantheismus, welcher das Individuum der Gattung, das Einzelne dem Allgemeinen opfert, tritt ein verwandter, aber mehr im Gefühl wurzelnder Pantheismus an die Seite, welcher den unpersönlichen Geist zur höhern Wahrheit des persönlichen Ichbewußtseins macht. Dies geschieht besonders von A. B. Dulk in seiner Schrift „Der Tod des Bewußtseins und die Unsterblichkeit" (Leipzig 1863). Sowenig diese Schrift in streng wissenschaftlicher Form gehalten ist, so drückt sie doch die pantheistische Weltanschauung oft mit großer Prägnanz aus. Auch Dulk geht von der Ueberzeugung aus, daß alles Geschaffene ein natürliches und einiges Leben, das durch seine Organe sich entwickelt, in sich trägt, daß Geist und Leib eins sind. Unser geistiger Organismus ist nun nicht anders wie unser leiblicher ewigen und erkennbaren Naturgesetzen unterworfen. Zweierlei ist also selbst gewiß bei der Betrachtung des Todes, das eine: daß der Geist nicht fortdauert wie er in mir lebte; denn sein Organismus schwindet; das andere: daß er nicht verschwinden kann in Nichts. Zwischen beiden oder in nur anderm Sein muß nothwendig meine Zukunft liegen, sie muß eine Wandlung meines Lebens sein. Obgleich das Verlangen unserer Welt nach einer persönlichen Fortdauer geht, so muß doch jedem Denkenden eben in seiner Empfindung: das menschliche Ich sei ein persönlicher Geist, sofort die Unmöglichkeit aufgehen, daß eine künftige Existenz ebenfalls eine solche persönliche sein könne. Denn was stirbt und sich wandelt, kann nicht bleiben, und wenn das Persönliche, wie der Augenschein lehrt, stirbt, wie kann das Ich fortleben? Es muß vielmehr dieses Ich offenbar entweder ein anderes persönliches Ich werden, oder überhaupt aufhören ein Ich des einzelnen schon zu sein und eben ein unpersönliches allgemeines Ich werden.

Dulk will nicht auf den Flügeln der Phantasie eine Reise ins Jenseits machen, er wendet sich um redliche Auskunft an das lebende Menschenwesen, das gleicherweise in uns allen ist, um zu finden, was dann in ihm außer dem persönlichen Bewußtsein, der Fortdauer, bedürftig oder fähig erscheine und zu welcher Umwandlung unser Ich etwa eine leitende Spur, einen Anfang in sich trage, da wir ja niemals die Natur sprungweise verfahren, noch Unvorbereitetes gebären sehen. Er entdeckt nun gegenüber dem Grundtriebe der Selbstsucht, welcher den sogenannten natürlichen Menschen kennzeichnet, ein neues, diesem ganz unähnliches Wesen, welches in Trieben und Neigungen, in Gefühlen und Handlungen geradezu sein Gegentheil wird und zunächst in allen Beziehungen der Innigkeit unter den Menschen über die enge Persönlichkeit hinaus erwächst. Auch im Eifer für die Kunst und Wissenschaft, für Völkerwohl, für Sittlichkeit wahrt das persönliche Ich nicht Einzelinteressen, sondern allgemeine Menschheitsinteressen, und wirkt und äußert sich als ein geistiges Gesammt-Ich der Menschen, dem alles, was wir gut, groß, edel und wahr, rühmenswerth und erhaben nennen, angehört. Nicht blos als Einzelwesen, sondern als Seele der Menschheit werden wir geboren. Nicht dem Ich nur gehören wir an, sondern das Leben der Menschheit leben wir, und das Ichbewußtsein wie Theilleben unsers Organismus ist wie ein Uebergangsmoment, ein Knospen- und Entwickelungszustand der Menschheit. Das Wesen aber, welches die Seele und den Geist hat, in denen unsere Ewigkeit ist, dieses Wesen ist die Menschheit. Dulk betont die unbewußte Geistesthätigkeit; auch das wachende Bewußtsein verliere sich selber auf der Höhe seines Wachens in unpersönliches Gemeingefühl des Geistes. Oft schwimmt auf dem breiten, still immer kreisenden Strome der Gedanken das Bewußtsein, um anschießend wie ein Krystall aus seiner Lösung sich zu bilden; und oft bringt es erwachend Gedanken zu Tage, die es nicht gesucht hatte; das Gesuchte aber wiederum wächst unbewußt und unmerkbar fort, bis es wol plötzlich — Dichter zumal und Denker erfahren es — als ein Gestaltetes oder Gefundenes unmittelbar zu Tage tritt. Nicht minder kann

Digitized by Google

der unbewußte Geist plötzlich als That hervorspringend ohne Willkür und Ueberlegung, in Fleisch und Blut gleichsam, uns handelnd überraschen.

Das letzte Resultat der Untersuchungen Dulk's ist, daß unser persönliches Ichbewußtsein mit dem Tode stirbt, daß aber das unpersönliche Selbst dadurch den Sieg erringt, daß das Allpersönliche die Unsterblichkeit des Persönlichen ist.

Diese Theorie steht im vollständigem Widerspruch mit der Individualitätsphilosophie eines Feuerbach wie mit derjenigen des jüngern Fichte, und befriedigt durchaus nicht jenes Bedürfniß des menschlichen Geistes und Gemüths, aus welchem der Unsterblichkeitsglaube hervorgegangen ist; wir führen daher auch Dulk nicht unter den Vorkämpfern, sondern unter den Gegnern der Unsterblichkeit an. Die individuelle Fortdauer allein verdient diesen Namen; nach dem „Tode des Bewußtseins" kann von „Unsterblichkeit" nicht mehr die Rede sein. Auch habe ich an dem allgemeinen Bewußtsein nur Theil als persönliches Bewußtsein, der Tod dieses Bewußtseins ist nicht ein Aufgehen in das Allpersönliche, sondern ein Ausscheiden aus demselben. Alle jene von Dulk so geistvoll und schwunghaft geschilderten Durchbrüche des „unpersönlichen Gemeingefühls" oder des allgemein menschlichen Genius in dem Einzelbewußtsein verlieren mit dem letztern ihren Boden. Der Mythos von der Entwickelung des Ich, von einem dem Bewußtsein entrungenen Wesen der Allpersönlichkeit ist aber nicht minder auf gläubige Gemüther berechnet wie die Lehre von der Auferstehung des Fleisches oder der Glaube an eine kosmische Seelenwanderung, ohne wie die letztern dem Wunsch und Bedürfniß des Menschengeistes zu entsprechen.

Der Pantheismus des Gefühls verliert sich in Unklarheiten und mystische Allgemeinheiten; nur der logische Pantheismus, der die Alleinherrschaft des Begriffs und die Obergewalt des Allgemeinen über das Einzelne auch in Bezug auf die Gattung und das Individuum durchführt, hat Klarheit und Consequenz.

4) Schopenhauer und die Seinen.

Eine neue und tiefsinnige Wendung gab diesem Pantheismus der Philosoph des Pessimismus, Arthur Schopenhauer. In Bezug auf den Grundgedanken in der Unsterblichkeitsfrage unterscheidet er sich durchaus nicht von den Idealphilosophen, und der von ihm so vielgeschmähte Hegel würde in den folgenden Worten („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 550) nur eine weitere Ausführung seiner Anschauungen finden: „Wie die zerstäubenden Tropfen des tobenden Wasserfalles mit Blitzesschnelle wachsen, während der Regenbogen, dessen Träger sie sind, in unbeweglicher Ruhe feststeht, ganz unberührt von jenem rastlosen Wechsel; so bleibt jede Idee, d. i. jede Gattung lebender Wesen ganz unberührt vom fortwährenden Wechsel ihrer Individuen. Die Idee aber oder die Gattung ist es, darin der Wille zum Leben eigentlich wurzelt und sich manifestirt: daher ist auch an ihrem Bestand allein ihm wahrhaft gelegen." Und schon in seinem ersten Hauptwerk sagte Schopenhauer („Die Welt als Wille und Vorstellung", I, 325): „Die ganze Natur ist die Erscheinung und auch die Erfüllung des Willens zum Leben. Die Form dieser Erscheinung ist Zeit, Raum und Causalität, mittels dieser aber Individuation, die es mit sich bringt, daß das Individuum entstehen und vergehen muß, was aber den Willen zum Leben, von dessen Erscheinung das Individuum gleichsam nur ein einzelnes Exemplar oder Specimen ist, so wenig ansicht, als das Ganze der Natur gekränkt wird durch den Tod eines Individuums, denn nicht dieses, sondern die Gattung allein ist es, woran der Natur gelegen ist und auf deren Erhaltung sie mit allem Ernst dringt, indem sie für dieselbe so verschwenderisch sorgt durch die ungeheuere Ueberzahl der Keime und die große Macht des Befruchtungstriebes. Hingegen hat das Individuum für sie keinen Werth und kann ihn nicht haben, da unendliche Zeit, unend-

Digitized by Google

licher Raum und in diesen unendliche Zahl wirklicher Individuen ihr Reich sind; daher sie stets bereit ist, das Individuum fallen zu lassen, welches demnach nicht nur auf tausendfache Weise durch die unbedeutendsten Zufälle dem Untergange ausgesetzt, sondern ihm schon ursprünglich bestimmt ist und ihm von der Natur selbst entgegengeführt wird, von dem Augenblick an, wo es der Erhaltung der Gattung gedient hat. Ganz naiv spricht hierdurch die Natur selbst die große Wahrheit aus, daß nur die Ideen, nicht die Individuen eigentliche Realität haben, d. h. vollkommene Objectität des Willens sind." „Leben und Tod der Individuen sind der Natur gleichgültig", das ist das Thema, auf welches Schopenhauer in zahlreichen Variationen zurückkommt, ja in der Verachtung der Individualität geht Schopenhauer viel weiter als Hegel, dem diese oft zum Vorwurf gemacht worden ist. Er erklärt die Individualität der meisten Menschen für eine so elende und nichtswürdige, daß sie wahrlich nichts daran verlieren und daß, was an ihnen noch einigen Werth haben mag, das allgemein Menschliche ist: diesem aber kann man die Unvergänglichkeit versprechen. Ja schon die starre Unveränderlichkeit und wesentliche Beschränkung jeder Individualität als solcher müßte, nach seiner Ansicht, bei einer endlosen Fortdauer derselben endlich durch ihre Monotonie einen so großen Ueberdruß erzeugen, daß man, um hier nur entledigt zu sein, lieber zu Nichts würde. „Unsterblichkeit der Individualität zu verlangen, heißt eigentlich einen Irrthum ins Unendliche perpetuiren wollen. Denn im Grunde ist doch jede Individualität nur ein specieller Irrthum, Fehltritt, etwas, das besser nicht wäre, ja wovon uns zurückzubringen der eigentliche Zweck des Lebens ist."

Weiter läßt sich die Verleugnung der Persönlichkeit nicht treiben, als sie in paradoxer Weise zu einem Irrthum der Natur zu machen, den der Tod corrigirt. Will man die Gegensätze der neuesten Philosophie, die namentlich in der Unsterblichkeitsfrage hervortreten, in ihrer schroffsten Fassung festhalten: so stelle man dieser Behauptung Schopenhauer's diejenige des jüngern Fichte gegenüber, welche in jedem Individuum den unvergänglichen Genius feiert und von der Menschenseele behauptet, daß sie nicht lediglich an der allgemeinen Fortdauer theilnimmt, die allem Realen zukommt, sondern als individuelle, eigengeartete, auch eigenfortdauernde sein muß, weil sie Genius ist.

Die schroffe Nichtachtung der Individualität ist im übrigen eine nothwendige Consequenz des Schopenhauer'schen Systems, das, wie er selbst mit Recht behauptet, nur die Entfaltung eines einzigen Gedankens ist. Das Individuum ist ihm blos Erscheinung für das erkennende Bewußtsein, der Intellect nur ein secundäres Phänomen und durch das Gehirn bedingt, daher mit diesem anfangend und endend. Unzerstörbar aber ist der Wille als das Ding an sich. Unser Erkenntnißvermögen ist ganz nach außen gerichtet, dem entsprechend, daß es das Product einer zum Zweck der bloßen Selbsterhaltung, also des Nahrungssuchens und Beutefangens entstandenen Gehirnfunction ist. Daher weiß jeder von sich nur als von diesem Individuo, wie es in der äußern Anschauung sich darstellt. Könnte er hingegen zum Bewußtsein bringen, was er noch überdies und außerdem ist: so würde er seine Individualität völlig fahren lassen, seine hartnäckige Anhänglichkeit an dieselbe belächeln und sagen: „Was kümmert der Verlust dieser Individualität mich, der ich die Möglichkeit zahlloser Individualitäten in mir trage?" Er würde einsehen, daß, wenn ihm gleich eine Fortdauer seiner Individualität nicht bevorsteht, es doch ganz so gut ist als hätte er eine solche, weil er einen vollkommenen Ersatz für sie in sich trägt.

Jedenfalls hat Schopenhauer das Verdienst, die Unsterblichkeitsfrage von ihrer wahrhaft metaphysischen Seite erfaßt zu haben; denn Fortdauer ist eine Frage der Zeit und um sie zu lösen, kommt es zuerst darauf an, zu erkennen, was die Zeit ist. Schopenhauer schließt sich an Kant's große Lehre von der Idealität der Zeit an. Die Zeit hat kein absolutes Dasein, ist nicht die Art und Weise des Seins an sich der Dinge, son-

Digitized by Google

dern blos die Form der Erkenntniß von unserm und aller Dinge Dasein und Wesen, welche ebendadurch sehr unvollkommen und auf bloße Erscheinungen beschränkt ist. In Hinsicht auf diese allein finden die Begriffe von Aufhören und Fortdauern Anwendung, nicht in Hinsicht auf das in ihnen sich darstellende, das Wesen an sich der Dinge, auf welches angewandt daher jene Begriffe keinen Sinn mehr haben. Auf den Menschen als Erscheinung in der Zeit ist der Begriff des Aufhörens allerdings anwendbar und die empirische Erkenntniß legt unverhohlen den Tod als das Ende dieses zeitlichen Daseins dar. Das Ende der Person ist ebenso wie es ihr Anfang war. Doch die gesammte empirische Erkenntniß liefert bloße Erscheinungen: nur diese daher werden von den zeitlichen Hergängen des Entstehens und Vergehens getroffen, nicht aber das Erscheinende, das Wesen an sich. Für dieses existirt der durch das Gehirn bedingte Gegensatz von Entstehen und Vergehen gar nicht, sondern hat seinen Sinn und Bedeutung verloren. Dasselbe bleibt also unangefochten vom zeitlichen Ende einer zeitlichen Erscheinung und behält stets dasjenige Dasein, auf welches die Begriffe von Anfang, Ende und Fortdauer nicht anwendbar sind. Dasselbe aber ist in jedem erscheinenden Wesen der Wille desselben, so auch im Menschen. Das Bewußtsein gehört als Thätigkeit des Gehirns, als Function des Organismus, der bloßen Erscheinung an, endigt mit dieser. Der Wille ist das Unzerstörbare, nicht der Intellect, wie alle Philosophen irrthümlich wähnten.

Ein zweiter Punkt von gleicher metaphysischer Bedeutung ist die Frage nach der Geburt des Menschen, dem nothwendigen Correlat seines Todes. Jeder kann sich nur insofern als unsterblich denken, als er sich auch als ungeboren denkt. Den Buddhisten erscheint es als dieselbe Ketzerei zu sagen, daß alle lebenden Wesen ihren Anfang im Mutterleibe nehmen, wie daß sie ihr Ende im Tode annehmen. Wie das Individuum indeß keine Erinnerung seines Daseins vor der Geburt hat, so kann es von seinem jetzigen keine nach dem Tode haben. Wer sein Dasein an die Identität des Bewußtseins knüpft und daher für dieses eine endlose Fortdauer nach dem Tode verlangt, sollte bedenken, daß er eine solche jedenfalls nur um den Preis einer ebenso endlosen Vergangenheit vor der Geburt erlangen kann.

Für dieses Dilemma hat indeß der subtile und erfinderische Geist der Buddhisten eine Lösung gefunden, die neuerdings erst aus Adolf Bastian's Mittheilungen bekannt geworden ist. Die Seele kann durch mehrere Existenzen hindurchgehen, ohne in der einen derselben ein Bewußtsein von der andern zu haben; dann aber erreicht sie eine höhere Existenz, wo ihr mit einem male gleichzeitig das Bewußtsein all der frühern und das Gedächtniß derselben aufgeht. So ist der Präexistenz, dem Grunddogma der Buddhisten, zugleich die Fortdauer des Bewußtseins gerettet, das nur in gewissen Stationen der Wanderschaft gleichsam gehemmt erscheint, um dann auf einmal wieder alle frühern Lebenskreise nach zeitweiser Verdunkelung von seinem Mittelpunkt aus mit vollster Klarheit zu überschauen. Der berechtigte Zweifel an der Präexistenz der Seele, der aus ihrer vollständigen Erinnerungslosigkeit in Bezug auf ein früheres Leben hervorgeht, ist durch diese tiefsinnige Combination widerlegt.

Für Schopenhauer, der jedenfalls als ein westländischer Buddhist zu betrachten ist, würde diese Lehre, welche die Existenzen gleichsam bündelweise zusammenfaßt und dann in das Licht eines Gesammtbewußtseins taucht, dennoch keine Bedeutung gewinnen können, da er die Laterne des Intellects mit jedem Individuum zerschlägt und dem Intellect allein die Fähigkeit der Erinnerung beiwohnt.

Was ist aber nun das Ding an sich, das Bleibende, das Unzerstörbare? Der ewige Wille und die Unsterblichkeit, die diesem Willen zukommt, erscheint als Palingenesie. Stete Wiedergeburten machen die Succession der Lebensträume eines an sich unzerstörbaren Willens aus Schopenhauer behauptet sogar eine thatsächliche Verbindung zwischen der

Digitized by Google

Geburt der neuauftretenden Wesen und dem Tode der abgelebten, die sich an der großen Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts zeige, welche infolge verheerender Seuchen entstehe. Da unmöglich ein physischer Causalnexus sein könne zwischen meinem frühen Tode und der Fruchtbarkeit eines fremden Ehebettes, so trete hier unleugbar und auf eine stupende Weise das Metaphysische als unmittelbarer Erklärungsgrund des Physischen auf.

Den Unsterblichkeitsglauben sucht Schopenhauer indeß in einer neuen Weise zu erklären. Im innersten Bewußtsein des Menschen walte die Sicherheit vor, daß er die Natur selbst ist. Deshalb habe keiner eine eigentlich lebendige Ueberzeugung von der Gewißheit seines Todes, da sonst zwischen seiner Stimmung und der des verurtheilten Verbrechers kein so großer Unterschied sein könne. Theoretisch erkenne man zwar dieselbe an, lege sie aber praktisch beiseite. Hieraus sei es auch zu erklären, „warum zu allen Zeiten, bei allen Völkern Dogmen von irgendeiner Art der Fortdauer des Individuums nach dem Tode sich finden und in Ansehen stehen, da doch die Beweise dafür immer höchst unzulänglich sein mußten, die für das Gegentheil aber stark und zahlreich, ja dieses eigentlich keines Beweises bedarf, sondern vom gesunden Verstande als Thatsache anerkannt wird, und als solche bekräftigt durch die Zuversicht, daß die Natur so wenig lügt als irrt, sondern ihr Thun und Wesen offen darlegt, sogar naiv ausspricht".

Wir sehen, auch Schopenhauer wie Feuerbach und Dulk stimmen mit dem Materialismus darin überein, daß sie für den Untergang des Individuums das Zeugniß der Sinne als höchste Instanz gelten lassen.

Die Schüler Schopenhauer's, namentlich Julius Frauenstädt in seinem Werke über den „Materialismus" und in zahlreichen Artikeln der „Blätter für literarische Unterhaltung" über die Seelenfrage, setzen den Kampf gegen die Anhänger des Glaubens an persönliche Unsterblichkeit fort, indem sie sich gleichzeitig von den Materialisten durch Betonung der „Lebenskraft" unterscheiden, welche indeß für jene Frage nicht ins Gewicht fällt.

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Angebauter als das Gebiet des geschichtlichen Romans, auf welches wir in unserer letzten Revue*) einige Streifzüge unternahmen, ist das des modernen Zeitromans, ein Gebiet, das der Romandichtung unbestritten ist und auf welchem ihre wichtigsten Aufgaben liegen. Innerhalb dieses Gebiets gibt es nun verschiedene Kreise, in denen die einzelnen Autoren oder ihre Werke heimisch sind. Diese Kreise lassen sich immerhin erkennen, wenn auch ihre Grenzen oft verschwimmen.

Da tritt uns zunächst der Sensationsroman entgegen, wie er in Frankreich, namentlich aber in England gepflegt wird. In seinem Wesen liegt die Häufung des grellen Effects; eine gewisse Dosis dieses Effects ist auch den deutschen Romanen mit höhern künstlerischen Intentionen eigen und die tragischen oder vielmehr traurigen Katastrophen, welche durch die Feuersbrünste bei Gutzkow und durch die Ueberschwemmungen bei Freytag hervorgerufen werden, die Revolutionsscenen bei Spielhagen u. dgl. m. sind echte Sensationsepisoden. Auf der andern Seite zeigen die deutschen Romane, in denen dieses Element vorwiegend in den Vordergrund tritt, auch wieder tiefere geistige Seiten, sodaß selten bei uns, wie in den englischen Blaustrumpfromanen, der Schauer und Schüttelfrost, den unerhörte Scenen hervorrufen, als letzter Zweck der dichterischen Schöpfung erscheint.

*) S. 233 fg. dieses Bandes.

Digitized by Google

Zu den Sensationsromanen von mehr geistiger Tragweite gehört vor allem der Roman von Max Ring: „Ein verlorenes Geschlecht“ (6 Bde., Berlin, Janke, 1867), in welchem eine in den Kreisen der oberschlesischen Aristokratie spielende Tragödie, die Ermordung der Mutter des Fürsten Sulkowski durch den eigenen Sohn, den Mittelpunkt eines mannichfach belebten Gemäldes bildet, in welchem weder pariser Loretten noch deutsche Philosophen, weder die Zinkkönige Oberschlesiens noch die vom Typhus heimgesuchte Volksarmuth, weder wüste Liederlichkeit noch humane Thätigkeit und Tüchtigkeit fehlen. So viel Gewaltthätiges in die Erzählung mit hereinspielt vom Selbstmord der schönen Judith bis zum Muttermord, so sind es doch nicht die grellen Mordgeschichten auf bunter Leinwand, für welche der Autor in erster Linie auf unsere Theilnahme rechnet. Diese wird für einen tiefern Gegensatz in Anspruch genommen, für den Gegensatz zwischen den beiden fürstlichen Brüdern, von denen der eine den Egoismus wüster Sinnlichkeit, die Zerfahrenheit einer genialen Halbnatur, die Einseitigkeit einer den Lebensgenuß monopolisirenden aristokratischen Gesinnung vertritt, während der andere sich der Tüchtigkeit bürgerlichen Strebens und Wirkens und einer humanen Sorge für das Volkswohl zuwendet. So prägt dieser Roman in seiner Fracturschrift dieselbe Tendenz aus wie die zierliche Perlschrift der beiden Freytag'schen Romane: die Zukunft gehört dem Bürgerthum und dem Tiers-Etat.

Es pulsirt in diesem Roman ein frischer, lebendiger Geist, dessen phantasievolle Beweglichkeit durch die eigenen Anschauungen des Dichters unterstützt wird. Max Ring hat lange in Oberschlesien verweilt; er schildert uns daher oberschlesische Zustände mit derselben Lebenswahrheit wie Max Waldau in seinem Werk „Nach der Natur“. Der Zinkkönig ist eine Photographie, höchst charakteristisch für eine Provinz, deren Millionäre aus den unterirdischen Schachten der Zink- und Galmeigruben herauswachsen. In landschaftlicher Hinsicht ist das Brandfeld ein ebenso glückliches Motiv aus den Bergwerksdistricten, stimmungsvoll benutzt für gespenstisch beleuchtete Situationen und als die Heimstätte roher Liederlichkeit und des unmenschlichen Verbrechens. Auch der Studienkopf der Fürstin-Mutter ist gelungen zu nennen; die schroffe aufdringliche Herrschsucht dieser Frau läßt die verzweifelte That begreiflich erscheinen, zu der die Ungeduld des entarteten Sohnes hingerissen wird.

Eine interessante Episode des Romans bildet der Schopenhauer'sche Philosoph, welchen der junge Fürst aus den Fluten der Seine rettet und der als Chorus der Handlung lange Zeit die düstere Philosophie seines Meisters in begleitenden Reflexionen ausmünzt, bis er selbst in wenig angenehmer Weise in die Tragödie verflochten wird und fliehend vor dem Zorn der fürstlichen Megäre sich durch ein Kellerloch in das Lichtreich rettet, in welchem des Fürsten Bruder als humaner und thätiger Industrieller thätig ist. Daß aber dieser Schopenhauerianer sich vom Pessimismus bekehrt, während rings um ihn das Elend der Provinz und die Greuelthaten, welche das Glück der Familien zerrütten, einem Optimisten de pur sang die schwarze Galle aufregen könnten: das erscheint nicht hinlänglich motivirt; denn nur unsere auf die Schlußharmonie hinarbeitenden Romanschriftsteller lassen die Charaktere gelegentlich aus ihrer Haut herausfahren. Die Schopenhauer'sche Philosophie ist ja nicht ein bloßes System, das man wechseln kann; es ist nur eine verlockende Tätowirung für die pessimistische Schlangenhaut, in welcher manche Charaktere von Haus aus stecken. Wir haben noch nie gesehen, daß ein Anhänger Schopenhauer's bekehrt worden wäre.

Sensationsromane mit voller Ladung des Effects sind die beiden Romane von Leo Wolfram: „Verlorene Seelen“ (2 Bde., Berlin, Janke, 1867) und „Ein Goldkind“ (2 Bde., Berlin, Janke, 1867). Beide spielen in der Mitte des wiener high-life, und man würde, wenn der Proceß von Julie von Ebergenyi, der brünner Stiftsdame, uns nicht das Raffinirte

Digitized by Google

und Verbrecherische, das sich hier in den Bereich der vornehmen Bildung und Halbbildung einschleicht, klar vor Augen legte, an der Lebenswahrheit, ja an der Wahrscheinlichkeit derselben zweifeln müssen. So aber glauben wir gern, daß der wiener Autor seine Studien an wirklichen Erlebnissen gemacht hat, welche zum Theil für die Criminaljustiz nicht ganz reif geworden sind. Leo Wolfram ist ein Autor von lebendiger, oft erhitzter Phantasie, glühender Sinnlichkeit und ganz geeignet, uns in jene Treibhausatmosphäre zu versetzen, in welcher zum Theil das wiener high-life sich bewegt. Er vervollständigt die Skizzen, die Alfred Meißner in „Schwarzgelb" und „Babel" von demselben entworfen hat, nur ohne die politische Tendenz, welche dort die socialen Mißstände auf staatliche Ursachen zurückführt. Wolfram's Stil ist geistreich, sprühend, hier und dort von unklarer Gärung, im Dialog zersetzt durch die Fremdländerei und das Rothwelsch des Salons, in den Naturschilderungen oft von markiger Kraft, in den Reflexionen von ätzendem Sarkasmus. Bei glänzenden Vorzügen im einzelnen bleibt der Gesammteindruck dieser Romane doch ein unkünstlerischer; in dem Trank, den uns der Autor credenzt, ist zu viel aufgerührter Bodensatz, und die Grundstimmung desselben erscheint als eine gewisse pessimistische Schadenfreude, welche mit den Geberden und Worten des Mephistopheles ausruft: „Das ist der Lauf der Welt!"

Eine bis zum Raffinement gehende Originalität kann man Leo Wolfram nicht absprechen. In den „Verlorenen Seelen" macht er gleich von dem Recht und der Pflicht des Epikers, uns in medias res zu führen, einen ausgedehnten Gebrauch. Das erste Gemälde des Romans ist eine Badescene, welche uns die beiden Heldinnen desselben in ihrer unverschleierten Schönheit zeigt, und diese Scene ist mit einem Behagen ausgemalt, das in wechselnden Bildern schwelgt und die Phantasie eines Tabatièrenmalers mit den ausgiebigsten Motiven befruchten müßte.

In „Ein Goldkind" ist besonders der „Hundetelegraph" mit einer Meisterschaft geschildert, welche diese Art von Geheimschrift den Intriguanten von Fach bestens empfiehlt. Diese Zeichensprache, ausgeführt mit Hülfe des treuesten Hausthieres, das sich nur passiv daran betheiligt, dürfte in der That nur wenigen bekannt sein; auch die Diplomatie ist noch nicht so auf den Hund gekommen, um ihre Zeichensprache gelegentlich durch diese pantomimischen Hieroglyphen zu ersetzen.

„Verlorene Seelen" ist ein Klosterroman, angeflogen von der Tendenz, die in Gutzkow's „Zauberer von Rom" herrscht, mit freigeistigen Protesten gegen das Cölibat, mit allerlei Intriguen und Speculationen, durch welche das kirchliche Vermögen bereichert werden soll, mit Abenteuern des Helden, wie Klosterhaft und Befreiung aus dem Gefängniß. Eine der spannendsten Episoden in diesem Gefüge bildet der Diamantendiebstahl, in dessen Darstellung Wolfram eine ebenso lebendige Phantasie wie criminalistischen Scharfsinn an den Tag legt.

„Ein Goldkind" schildert die Fäulniß der Aristokratie, den rücksichtslosen Egoismus, der vor keinem Verbrechen zurückscheut, wenn nur die Goldgier befriedigt wird. Die Heldin dieses Romans, Melanie, ist eine der schlimmsten Sirenen und Megären; der Hofstaat, den sie um sich versammelt, besteht aus Gecken, Abenteurern und Verbrechern. Die Schlußkatastrophe mit dem amerikanischen Duell und dem Sturz vom Felsen ist im kühnsten Stil der modernen Sensationsromantik gehalten. Es ist ein Abgrund von Verworfenheit, in den wir hier blicken, und die blos frivolen Charaktere sind noch diejenigen, welche das edlere Element vertreten. In den „Verlorenen Seelen" war gegenüber von Charakteren wie dem Kapitular Konstantin, dem Erbschleicher und Betrüger, und dem habsüchtigen Swatek, der eine platonische Ehe eingeht auf Wunsch der Kirche, um deren Hoffnungen nicht zu täuschen, doch immer noch ein bedeutendes Gegengewicht in dem edeln

Digitized by Google

Eugen de la Porta, dem aus den Schranken der Kirche herausstrebenden Freigeist, und in Stephanie, während in dem Roman „Ein Goldkind" nur ein einziger großer Manzanillobaum gepflanzt ist, der alles in der Runde vergiftet. So ist die pessimistische Schlußklage des Romans berechtigt: „Machtlos senkt den Arm mit dem Schwert die irdische Gerechtigkeit, wenn die Wagschale mit den Beweisen der Schuld emporschnellt, und die poetische liegt niedergeworfen, trauernd und gefesselt im Staube vor dem wirklichen Leben!" Das aber kann nicht die Aufgabe der Dichtkunst sein, den unbestrittenen Sieg der Schandthat zu schildern und das Schuldlose ohne einen Schimmer der Versöhnung dem Untergang zu weihen.

Die Erfindungsgabe, die Leo Wolfram ohne Frage besitzt, wird durch eine gewisse Undurchsichtigkeit der Darstellung beeinträchtigt, welche die Motive und Verwickelungen nicht immer mit Bestimmtheit vom Hintergrunde der Erzählung loslöst. Die Wurzeln derselben sind oft gleichsam so durcheinandergeknotet, daß es schwer fällt, sie zu entwirren; darunter leidet auch die Spannung, welche der Autor an und für sich durch glückliche Erfindungen hervorzurufen und zu unterhalten weiß.

Wie die Romane Wolfram's, so muß man auch den Roman Hans Hopfen's: „Verdorben zu Paris" (2 Bde., Stuttgart, Kröner, 1868), zu den Sensationsromanen rechnen, obwol die künstlerische Tendenz und der sittliche Grundgedanke ihm ein gänzlich anderes Gepräge aufdrücken als den ebenerwähnten Erzählungen. Doch der Gang der Handlung selbst führt uns durch alle jene Stationen der Sensationsromane, Verführung, Flucht aus ungewollter Umgarnung, Polizeigefängnisse und Spitäler. Die Heldin des Romans ist eine elsässer Gouvernante, welche nach Paris verschlagen, dort durch eine Reihe von Abenteuern hindurch ins Elend geräth und dem Untergange geweiht wird. Ihr Unglück ist nicht gerade in den Sternen geschrieben, es ist einer jener Geisterchen, den ein moderner Pope, wenn er einen pariser „Lockenraub" schriebe, nothwendig mit aufnehmen müßte unter seine schicksalgewaltigen Miniaturheerscharen; sie verfällt dem „Chic", einem pariser „Puck", dessen Signalement der Autor von einem seiner Helden in humoristischer Weise entwerfen läßt: „Der Chic ist das Anmuthige in der Form des Einfältigen, und das Einfältige in der Form des Anmuthigen, er ist niemals das Nothwendige und doch für jeden, der seine Bekanntschaft gemacht, das Unentbehrliche; Chic ist das Unerhörte im Alltäglichen, was dich zum Lachen zwingt, ohne lächerlich zu sein, ist das Entzückende im Allergewöhnlichsten von der Welt; Chic ist das Gewählte vom Einfachen und das Versöhnende im Auffallenden; vor allem aber ist es das Reizende, was da blendet und berauscht, verrückt und bezaubert in einem Nu, die Grazie auf Einem Bein, Amor auf allen Vieren; Chic ist die Art, den kleinen Finger zu geben, daß es mehr Freude macht als die ganze Hand und doch dabei eine Hand ahnen läßt, wie man sie schöner, köstlicher noch nie in der feinigen gehalten; Chic ist die Art, wie du in die Falten deines Kleides fassest, um hinter dich zu gucken, wenn auch das, was hinter dir geschieht, mit deines Kleides Falten keinen Zusammenhang hat; Chic ist die Toilette, welche man sieht, welche genau Rechenschaft ablegt über die Toilette, welche man nicht sieht; Chic ist der launigste Zufall und die überlegteste Absicht; Chic ist das Verführerische in social gangbaren Formen; Chic ist das Haarlöckchen, welches dir über die Stumpfnase fällt und die Art, wie du darunter hervorschielst und zwinkerst; Chic ist was das Knarren deiner Stiefelettchen plaudert und was deiner Kleider Rauschen sich erzählt; Chic ist die Nadel, die da haftet, und das Häkchen, das da bricht — du hörst, mein Kind, es läßt sich nicht erschöpfen, denn wie gesagt, der Chic ist alles und nichts."

So wird der liebenswürdigen Marguerite die Bedeutung des Chic auseinandergesetzt und sie beeilt sich, diesem geheimnißvollen Wesen auch wissenschaftlich beizukommen, indem sie die sehr reichhaltige Bibliothek ihres Brotherrn durchstudirt. In dieser Biblio-

Digitized by Google

thek ereilt sie dann auch eines Nachts das Verhängniß; ein Abenteurer, Fortunato, der schon früher ihre Bemühungen um den Chic erkennt, bringt ihre Tugend zu Fall; sie entflieht mit ihm, kehrt dann nach Paris zurück, wird von Fortunato einem Freunde anvertraut, der noch eine schlimme Abart der abenteuerlichen Species vertritt, das ihr bestimmte Geld durchbringt und sie selbst als leichte Beute erobern will. Auf der Flucht vor diesem häuslichen Beschützer erkrankt sie, wird zuerst in das eine, dann in das andere Spital gebracht, wo sie ihren Leiden erliegt. Ein treuer Freund, Kurt, ein deutscher Baron, den sie verschmäht hat, weil er ihr keine Lebensstellung anbieten kann und weil er den Chic weder besitzt noch zu würdigen weiß, verfolgt mit Andacht ihre Spuren in dem pariser Labyrinth und findet erst die Todte, der er ein anständiges Grab verschafft. So sehr ist dieser deutsche Baron von allem Chic entfernt, daß er sich entschließt, Restaurant im Quartier latin zu werden. Und doch, mögen die Servietten der Wirthschaft auch seine Adelskrone verleugnen, welch ein Adel des Gemüths in dieser rührenden deutschen Treue, die in dem modernen Paris nicht zu den Modeartikeln gehört!

Hopfen's Roman ist keine Lektüre für Confirmandinnen. Scenen wie die Ueberraschung in der Bibliothek, die Bett- und Fluchtscenen im Gemach des Marquis Anatole und noch manche andere Lebensbilder sind zwar ohne verweilende und ausmalende Frivolität, aber doch mit so resoluten Strichen voll Lebenswahrheit gezeichnet, daß für ganz harmlose Gemüther die Wanderung durch diesen pariser Bildersaal nicht zu empfehlen ist. Wohl aber sind die andern Schilderungen des pariser Lebens und seiner Mysterien, der Volkstheater und Kaiserfeste, der Polizeigefängnisse und Spitäler, der Closerie des Lilas und der Kirchhöfe, von frischester Anschaulichkeit, die Reflexionen sinnreich und treffend und der Stil der Darstellung, bei einer gewissen Härte und Behäbigkeit, doch voll Energie und markiger Kraft.

Der Salonroman, der zwar zuweilen auch in die Sündenschuld des Sensationsromans verstrickt wird, im ganzen aber doch in ein feineres Element der Reflexion getaucht ist und sich vor allzu greller Farbengebung hütet, entbehrt, seitdem Sternberg und die Gräfin Hahn-Hahn verstummten, in Deutschland der frühern Pflege. Desto erfreulicher ist eine Erscheinung wie Franz Dingelstedt's Salonnovelle „Die Amazone" (2 Bde., Stuttgart, E. Hallberger, 1868), welche die Vorzüge des Salontons, die elegante Draperie und geistvolle Beleuchtung in sich vereinigt. Mit Recht hob der Recensent, der diese Novelle in dem „Saturday Review" besprach, hervor, daß wenige Autoren Weltkenntniß besäßen, und daß Dingelstedt zu diesen wenigen gehöre; die Sicherheit, mit der sich seine Gestalten bewegen, macht einen wohlthuenden Eindruck. Er ist ein „Galanteriemaler" wie Watteau und hat die Feinheit und den Farbenschmuck eines Terbourg, mag er uns nun in das Atelier oder in den diplomatischen Salon führen. Seine Heldin ist eine Theaterdame, welche zwischen einem Diplomaten und einem Maler schwankend, zuletzt Hand und Herz dem letztern reicht, während eine praktische Bankierstochter den Gesandten beglückt. Dingelstedt entscheidet sich für das Princip ὅμοια ὁμοίοις in Sachen der Ehe, nicht für die beliebte Theorie, nach welcher sich verschiedenartige Charaktere am besten und glücklichsten ergänzen. Der Verlauf der Handlung ist einfach und nur durch einige psychologische Stationen markirt; desto reicher ist die Ausführung; sprühender Witz und Humor wechseln mit der Sprache der Leidenschaft. In einer idealen Beleuchtung erscheint namentlich das Atelier des Malers, während sich im Boudoir der Schauspielerin einige ergötzliche genrebildliche Scenen ablösen. Hier setzt auch der Zukunftsmusiker Bullermann seinen lauschenden Hörern die große Zukunftsoper „Noah" auseinander, an der er arbeitet, eine in Wahrheit gigantische Composition, in welcher mit Aristophanischem Humor die Ueberschwenglichkeiten einzelner Jünger dieser Richtung ge-

Digitized by Google

geiselt werden. Im Gegensatz dazu ist die Oper „Die Amazone", deren Aufführung uns geschildert wird, in ihren Umrissen und einzelnen Scenen mit solcher bühnlichen Gewandtheit angelegt, einzelne mitgetheilte Textstellen athmen solchen poetischen Hauch, daß es wol begreiflich wäre, wenn sich ein Componist ein nach dieser Anlage ausgeführtes Textbuch wünschte. Daß Dingelstedt auch in der Sphäre von „Soll und Haben" heimisch ist, beweist die Darstellung der häuslichen Einrichtung des Bankiers Kraft, während die Ausschmückung des diplomatischen Salons allen Anforderungen entspricht, die man an die vielgewandten Vertreter der modernen weltfahrenden Diplomatie stellen kann. Eine köstliche Photographie aus diplomatischen Kreisen ist der junge Graf Paul mit seiner pedantischen Gelehrsamkeit, welche in jüngster Zeit hier und dort als Modeton auftaucht, nachdem einzelne Säulen der Wissenschaft diplomatische Stellungen eingenommen haben. Zu seinen leichtlebigen und weltmännischen Collegen bildet der etwas greisenhafte Secretär mit seinen gelehrten Anläufen einen pikanten Contrast.

In den Kreis des Salonromans gehört auch der Hofroman, der in neuester Zeit durch zwei vielbesprochene Werke namhafter Autoren: „Auf der Höhe" von Berthold Auerbach und „Die verlorene Handschrift" von Gustav Freytag, zu Ansehen gekommen ist. Auch ein großer Theil der Hackländer'schen Romane spielt in Hofkreisen. Der Hof gibt in diesen Romanen, wie die „Blätter für literarische Unterhaltung" bemerken, nicht nur die glänzende äußere Decoration her, er bildet nicht nur ein Centrum der Intriguen und Interessen; er erscheint in jener sagenhaften Herrlichkeit, wie sie die Grotte der Kalypso und den Venusberg umschwebt als eine Stätte der Galanterien und Verführungen; etwas Nimbus des ancien régime, Rococo, Chronik des oeil de boeuf mit Arabesken, die nach dem Bedürfniß der Zeit umgemodelt sind, geben die Elemente des hier gezeichneten Hoflebens. Die Helden und Heldinnen müssen froh sein, wenn sie den Kopf aus dieser Schlinge gezogen haben. Der taciteische Fürst der „Verlorenen Handschrift", der in einem Rococopavillon einen Angriff auf die Tugend der Frau Professorin macht, während der Herr Professor nahe daran ist, unter den magnetisirenden Einflüssen der Prinzessin den Kopf zu verlieren, das sind solche Proben der modernen Tanhäuserei, die in diesen Hofromanen spukt. In ähnlicher Weise hat Edmund Hoefer in seinem Roman „In der Irre" (4 Bde., Berlin, Janke, 1867) das Hofleben geschildert. Die Kinder eines Rittmeisters, der Offizier Eugen und seine Schwester Hermine, werden von den Verlockungen des Hofs in der Irre geführt. Während der erstere zu Grunde geht, wird die letztere aus dem Getümmel der zusammenstürzenden Hof- und Staatswirthschaft gerettet. Im ganzen schwankt der Roman unklar zwischen einem Hofroman und einem politischen Drama; der Herzog ist ein Despot, die Herzogin eine leidenschaftliche Weltdame; unsichtbare Umarmungen und geheimnißvolle Gespenster im Stil der Byron'schen Lady Fitzfull bilden die eine Seite des Bildes, die andere wird durch die Chronik politischer Bedrückungen eingenommen, die aber nicht dichterisch gestaltet und im Geschick der Helden mitempfunden, sondern nur als trockene Thatsachen berichtet werden. Indem die Schlußkatastrophe mit ihrer grellen revolutionären Beleuchtung wesentlich politischer Natur ist, gleichzeitig aber alle die andern, von dem Dichter geschürzten Knoten, die aus gesellschaftlichen und Herzensverwickelungen hervorgehen, lösen muß, entsteht ein Mißverhältniß in der Anlage des Romans, eine gewaltsame Ueberstürzung gegen den Schluß hin und eine Verschiebung des Interesses nach einem Schwerpunkt der Handlung hin, der bisher nicht ihr Träger war. Ueberhaupt sind die Abschlüsse durch revolutionäre Tableaux, wie sie Spielhagen in seinen Romanen liebt, theils wegen ihrer Grellheit, theils wegen der Bequemlichkeit für den Autor, mit ihrer Hülfe ungelöste Knoten der Verwickelung zu zerhauen, nur mit großer Vorsicht zu benutzen; sie erinnern allzu sehr an die Schlußtableaux in den Spectakelstücken des Cirque impérial und des Châtelet, in

Digitized by Google

denen auch die Helden einen glorreichen Untergang in Bausch und Bogen finden. Bei Spielhagen sind die Helden wenigstens politische Männer und selbstthätig in den revolutionären Bewegungen, die ihren Untergang herbeiführen; bei Hoefer aber kommt die Revolution den Helden über den Hals; keiner steht an der Spitze der Bewegung; alles rennt, rettet, flüchtet; das ist die einzige Thätigkeit der Hauptpersonen; sie gehen zum Theil unter in dem allgemeinen Braud und Massacre, während die ideale Gestalt des „guten Fürsten" von dem Dichter erst im Schlußbande improvisirt wird, damit nach dem Rothfeuer auch das Magnesialicht nicht fehle. Psychologische Conflicte, wie sie mehrfach den Inhalt des Romans bilden, bedürfen indeß einer psychologischen Lösung: jede andere, die von außen eingreift, ist verfehlt.

Edmund Hoefer ist ein Novellist von Tüchtigkeit und Gediegenheit realistischer Darstellung; er hat Gestalten geschaffen von echtem Schrot und Korn, namentlich aus den Kreisen des Bürgerthums, des hanseatischen Bürgerthums aus den Ostseestädten; doch liebt er als echter Novellist die jählings hereinbrechenden Katastrophen, während der Romandichter die Entwickelung seines Helden langsamer am ruhigen Faden fortschiebt und auch ohne Gewaltsamkeit mit einer erreichten Stufe der Entwickelung abschließen kann. Ein Roman ist in der That mehr als ein Conglomerat von Novellen; die Hoefer'schen Romane aber machen bisweilen diesen Eindruck. Es sind musivisch aneinandergereihte oder auch bunt ineinandergeflochtene Novellen; es herrscht eine prickelnde Unruhe des Stils, es fehlt der ernste große Gang und die stille ruhige Beleuchtung. So zersplittert sich auch das Interesse in dem neuen Roman, namentlich am Anfang in auffallender Weise und es dauert lange, ehe sich aus der allgemeinen Gärung einzelne Gruppen und Gestalten herausheben, für deren Bestrebungen und Zwecke man einen festen Anhalt gewinnt. Der Held des Romans muß von Haus aus mit Bestimmtheit bezeichnet sein und den Mittelpunkt für die andern Gruppen bilden. Bei einem tumultuarischen Durcheinander der Gruppirung bewegt sich auch der Leser ziellos und deshalb antheillos in der Irre.

Hoefer's Vorzüge verleugnen sich indeß in diesem Roman nicht; Charaktere von innerm Halt bei geringer Ausgiebigkeit wie der alte Marder, der etwas vom Blut der hanseatischen Kaufleute der Lieblingsgestalten des Autors hat, wie der Rittmeister, die Herzogin-Mutter u. a. gelingen Hoefer trefflich; es ist Mark in ihrer Zeichnung. Auch die Schilderungen sind oft lebendig und glänzend, die Hofscenen in der Sommer- und Winterresidenz, die Straßenunruheu, die Revolutionskämpfe treten mit den bezeichnenden Farben uns vor Augen. Hin und wieder freilich herrscht auch der undichterische Stil der Beschreibung vor, welcher es nicht einmal zur Architekturmalerei bringt, sondern die innere Einrichtung eines Fürstenschlosses, seine Treppen, Corridore und Gemächer mit der trockenen Genauigkeit beschreibt, mit welcher ein Architekt seinen Bauplan auf das Papier wirft.

Eine jeanpaulisirende Hofgeschichte ist der Roman von A. von Stifft: „Modernes Leiden" (2 Bde., Leipzig, Kollmann, 1867); er hat viel von den Vorzügen und Fehlern Jean Paul's und auch manche der Lieblingsmotive dieses Autors: hohe Menschen, die in geistigem Streben und in ihrem Empfinden das Höchste umfassen, aber dabei in kleine Verhältnisse gebannt sind. Diese Mislichkeit, die Jean Paul nicht herausfühlte, leuchtet indeß seinem Jünger ein. Seinen Helden schreibt er die Ahnung des Höhern, den unersättlichen Trieb, das Ewige, Höchste an sich zu reißen, den Mangel an irdischen und geistigen Mitteln, das Unzulängliche an Kraft und Willen zu. Das ist das „moderne Leiden", an welchem auch die Gesellschaft erkrankt, weil es ihr an großer innerer Arbeit fehlt. Dies gilt doch nur von den Kreisen, welche Stifft schildert. Diese Prinzenpädagogen wie Adolar und Jean Paul's Emanuel, diese Helden, selbst wie Heinrich und

Digitized by Google

Jean Paul's Albano, die sich zum Schluß als Prinzen entpuppen, stehen doch außerhalb der eigentlichen Arbeit der Zeit, was sich heute fühlbarer macht als in den schönseligen und schöngeistigen Zeiten Jean Paul's. Ihre auf eine Hofcarrière hinauslaufenden Geschicke, verquickt mit sentimentalen Herzensneigungen, bilden nicht die Knoten- und Ausgangspunkte einer wahrhaft fesselnden Handlung. Der Stil ist mehr lyrisch und dithyrambisch als episch, reich an jenen blitzenden Juwelen der Gedanken und Empfindungen, wie sie das Schmuckkästlein unsers größten Humoristen in verschwenderischer Fülle bietet. Zahlreiche Albumblätter von dichterischer Schönheit lassen sich herausschneiden aus den Kapiteln dieses Romans. Doch zu goldfunkelnd ist diese Gedankenfolie ausgelegt, als daß nicht das Colorit und die Plastik der Charaktere daneben verblassen sollte.

Eine eigenthümliche Mittelstellung zwischen dem Salon-, Hof- und Volksroman und dann wieder zwischen diesen Romanen und dem historischen nehmen die Romane von Gustav vom See ein, die in einer Gesammtausgabe (Breslau, Eduard Trewendt) veröffentlicht werden. Der Autor hat vor kurzem sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum gefeiert. Doch er begann erst zu schriftstellern zur Zeit voller Mannesreife, sodaß er jetzt bereits ein wenn auch rüstiger Sechziger ist. Die ersten Romane, von denen namentlich „Die Egoisten" durch tüchtige realistische Grundlage und Frische der Darstellung sich hervorthun, sodaß sie mit Recht die neue Gesammtausgabe eröffnen, fanden nicht den Anklang in weiten Kreisen, der seinen neuern Romandichtungen zutheil wird, namentlich seitdem das Feuilleton eines Blattes wie die „Kölnische Zeitung" mehrere derselben in ihre Spalten aufgenommen hat. Der Werth dieser Romane, welche sich für ihre freie Erfindung mit Vorliebe einen historischen Hintergrund aus diesem und dem vorigen Jahrhundert suchen, ist ein ungleicher; einzelne, wie „Zwei gnädige Frauen", dürfen sogar als verfehlt betrachtet werden; bei weitem besser ist „Vor funfzig Jahren" und am gelungensten wol „Herz und Welt".

Auf die zwei neuesten Romane Gustav's vom See: „Heimatlos" (4 Bde., Breslau, Trewendt, 1867) und „Arnstein" (3 Bde., Breslau, Trewendt, 1868), werden wir nächstens eingehender zurückkommen.

Der Volksroman hat in jüngster Zeit einige originelle Blüten getrieben, die indeß nicht alle auf dem Anger der Dorfgeschichten gewachsen sind. Die eigentliche „Dorfgeschichte" ist verwaist; Auerbach und Genossen wagen sich an größere Aufgaben, für welche das rusticale Idyll nur als Episode verwendet werden kann. Aufsehen erregte indeß ein Dorfroman, der aus dem Volke selbst hervorging, dessen Verfasser in den Thälern der vorarlbergischen Berge, in dem vielbesprochenen Bregenzerwald, dem Andreas Oppermann eine selbständige Schrift widmete, als Bauer hinter dem Pfluge hergeht: „Sonderlinge. Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder aus neuester Zeit", von Franz Michael Felder (2 Bde., Leipzig, S. Hirzel, 1867). Der Verfasser zeigt indeß eine so vielseitige Bildung, ist mit politischen und religiösen Fragen, mit unsern Dichtern wie Goethe und Lenau so vertraut, daß man wol annehmen darf, ihm seien auch die Auerbach'schen Dorfgeschichten und andere Productionen auf diesem Gebiete nicht unbekannt geblieben, sodaß er bei seiner Erzählung bestimmte Muster für die Technik vor Augen hatte. Auch steht diese nur wenig hinter der Technik unserer Dorfgeschichtschreiber zurück. Wenn die erste Hälfte der Erzählung an großen Längen und an einer gewissen Unsicherheit der Composition leidet, welche sich in Genre- und Charakterbilder ohne einen leitenden Faden der Handlung zu verzetteln droht, so ist dagegen in der zweiten Hälfte eine bis zur Katastrophe sich steigernde Spannung vorhanden, und diese Katastrophe selbst ist originell erfunden und drastisch wirksam; man könnte sie einen „Lavinen-

Digitized by Google

mord" nennen. Denn der eine von zwei feindlichen Bauern läßt ein Gewehr abschießen, um durch die Erschütterung auf den offenen und gefährlichen Weg, den der andere wandelt, einen verderblichen Schneesturz herabzulocken. Dies ist einer der seltensten Knalleffecte, welche die neuere Romanliteratur aufzuweisen hat. Auch ist er keineswegs unmotivirt und in den weitern Folgen zeigt sich die Gerechtigkeit jener „menschlichen Vorsehung", als welche unsere Romanschriftsteller sich geberden, indem sie, gegenüber dem oft unverständlichen Weltlauf, jeden richten nach seinen Werken.

Ein Freigeist und ein Frömmler stehen sich in diesem Roman gegenüber, beide sondern sich ab von der Menge. Der Autor nimmt für keinen Partei, wenn er auch am Schluß den erstern noch für erziehungsfähig erklärt und aus dem Lavinenschutt zu einem bessern Leben auf Erden herausgräbt, während er den letztern rettungslos zu Grunde gehen läßt. Absonderung erscheint ihm verwerflich, nur gemeinsames Wirken rühmenswerth, und so läßt er den Sohn des Freigeistes, der anfangs auch auf dem Isolirschemel saß, zuletzt in treuer Genossenschaft mit den andern zu tüchtigen Unternehmungen zusammenstehen. Es ist das sociale Losungswort der Association, das hier in den Bergen des Bregenzerwaldes ein Echo weckt. Die Darstellung Felder's hat Vorzüge, die in der That bei einem literaturfremden Gebirgssohn überraschen müssen. Der Stil hat bei aller volksthümlichen Kernhaftigkeit doch eine edle Haltung und verfällt nirgends in die Gotthelf'sche Roheit oder das Dialektunwesen, in welchem man hier und dort das Volksthümliche sucht; ja in einzelnen Naturschilderungen, namentlich gegen den Schluß hin, erhebt er sich zu einer markigen Energie und dichterischem Schwung. Die Volksscenen, die Genrebilder aus Wirthshaus und Kirche, die Unterhaltungen und Schlägereien der Bauern tragen das Gepräge der Lebenswahrheit. Auch beschränkt sich die Dorfnovelle nicht auf Feld und Stall und die Privatverhältnisse der Bauern; es spielen die religiösen Kämpfe mitherein, der ultramontane Pfarrer, der freigeistige Doctor bringen die geistigen Kämpfe in das stille Bergthal; auch die politischen Verwickelungen, die österreichischen Kriege blieben nicht unberührt. Der Bauer strebt hinaus in das Reich der Bildung. Das beweist der Felder'sche Roman, während unsere Romanbauern von allen diesen Einflüssen abgesperrt werden, damit theils das reine Arkadien, theils der nackte Realismus keine Einbuße erleide. Die Charakterbilder sind übrigens auch außer den beiden Hauptcharakteren trefflich gezeichnet: der milde, tüchtige Senn, der speculirende Ackerswirth, der verlorene Sohn Klausmelker und das Liebespaar, das nicht ohne idyllische Anmuth ist. In der Schilderung der realen Verhältnisse, des Kuhhütens auf der Alm, des Heuhauens, der Winterlandschaft, des Lavinenfalls schlägt natürlich der vorarlberger Poet die mehr touristischen Dorfnovellisten, die hinter den Bergen wohnen.

Gänzlich anderer Art ist der neueste Roman Karl's von Holtei: „Erlebnisse eines Livreedieners" (3 Bde., Breslau, Eduard Trewendt, 1868), ein Volksroman, der an die frühern Muster dieser Gattung erinnert. Ein Veteran der Livree schreibt seine Memoiren, die uns durch dick und dünn führen; denn so vielfach auch der Herausgeber sich rühmt, das Allzunackte verschleiert zu haben, so weiß man doch, daß Holtei in Bezug hierauf nicht allzu ängstlich zu Werke geht. Wir besinnen uns auf die Photographie einer weiblichen Unschuld, die im Hemdchen dasteht und aus Schamgefühl hierüber dasselbe in die Höhe zieht, um ihr Gesicht zu verbergen, unbekümmert darum, daß sie dadurch ihre Situation nur verschlechtert. Aehnlich kommt uns die Schamhaftigkeit der Holtei'schen Muse vor, wenn sie sich rühmt, eine editio castigata veranstaltet zu haben. Gleichwol ist der Dichter durchaus nicht frivol zu nennen; er malt nicht mit Behagen Situationen aus, welche die Sinnlichkeit reizen; er gefällt sich nur in der Darstellung absonderlicher Geschlechtsverhältnisse, wie denn in dem vorliegenden Roman unser Held einmal dazu benutzt wird, einen Incest zu maskiren, ein anderes mal in den widerlichen Kreis männ-

Digitized by Google

licher Prostitution hineingeräth. Was erlebt ein solcher Livreebedienter nicht alles! Schon der kleine Page wird Wächter eines betrunkenen Barons! Dann findet er Dienste bei den verschiedensten Herren und Damen, wird Schreiber bei einem Advocaten, zieht dann wieder die Livree an, um bei frömmelnden Geheimräthen, bei adelichen Spielern, bei einer schönen Dame als begünstigter Fridolin, bei dem Leiter eines pädagogischen Instituts als herumziehender Musterreiter, der den Sohn, ein gebildetes Wunderkind, als lebendige Illustration der Programms, mit sich führt und seine Künste machen läßt, als handlangender Attaché eines russischen Diplomaten, mit dem er nach Paris reist u. s. f. reiche Lebenserfahrungen zu sammeln. Allerlei Liebesabenteuer below stairs spielen mitherein; auch zwei patriarchalische und musterhafte Dienstverhältnisse werden geschildert. Während des einen schließt unser Bedienter eine glückliche, aber kurz dauernde Ehe; das andere führt sein bewegtes Leben zu einem friedlichen Abschluß und zwar an jener heimatlichen Stätte, wo zuerst seine platonische Liebe für das Schloßfräulein Selma entbrannte, die alle seine Abenteuer und selbst seine Ehe überlebt. Amusant ist der Roman, unterhaltender als der vorletzte Roman Holtei's: „Haus Treustein", ein Adelsroman von düsterer Färbung, in welchem Erfindung und Tendenz sich widersprechen; man erfreut sich hier an der drastischen Manier, mit welcher Holtei mit wenigen, aber scharfen Zügen die Porträts ganzer Gesellschaftsklassen wie mit der Kohle an die Wand malt; man erfreut sich an dieser Fülle pikanter Abenteuer, die unsere Phantasie unabläßig beschäftigen und an der latenten Gemüthswärme, welche unter der ganzen Erzählung brütet, wie an jenen wahren und ergreifenden Herzenslauten, die wir bei dem alten Holtei wie bei wenig andern Schriftstellern finden. Dennoch würde uns der Livrediener besser gefallen, wenn er weniger für seine Livree und seine Dienstbarkeit schwärmte, sondern nur frischweg ohne derartige Reflexionen erzählte, was ihm zugestoßen sei. Denn oft gewinnt es den Anschein, als betrachtete nicht nur Schmidtmeyer, der ursprüngliche Verfasser dieser Memoiren, sondern auch ihr Herausgeber die Livree als das eigentliche Staatskleid der Menschheit.

Eine dritte Art des Volksromans pflegt Roderich Benedix in seinem Roman: „Die Landstreicher" (3 Bde., Leipzig, A. H. Payne, 1867), der an das Genre des alten Gaunerromans erinnert: Diebe und Diebshehler, Räuber und Mörder spielen darin eine bedeutende Rolle; allerlei criminalistische Abenteuer drängen sich. Die eigentlichen Helden vertreten indeß eine andere Art von Landstreichern, die man die „akademischen" nennen könnte: ein Predigtamtscandidat, der ein Amt suchte, dabei in die merkwürdigsten Abenteuer verstrickt wird und mehrfache Gefängnißhaft abbüßt, ein Schauspieler, der zuletzt eine reiche Fabrikantentochter heimführt, ein dramatischer Schriftsteller, der sich als Hotelbesitzer von seinen Versuchen auf dem Gebiete der Kunst erholt. An Buntheit der Abenteuer steht der Roman von Benedix nicht hinter dem von Holtei zurück; doch ist der Stil minder salop, wenn auch minder originell und der Standpunkt ein wesentlich anderer. Benedix tritt für die humanen und liberalen Tendenzen ein, geißelt die Heuchelei auf allen Gebieten, namentlich auf theologischem, verkündet die Lehren praktischer Liebe, die sich auch der Verbrecher anmimmt, protestirt gegen blinden Autoritätsglauben auch auf dem Gebiete der Literatur, gegen die Shakspearomanie und ähnliche Auswüchse der ästhetischen Hypergelehrsamkeit, alles dies in einer gesunden, klaren, wenn auch hier und dort etwas nüchternen Form. Benedix ist der geharnischte Rationalist von Kopf zu Fuß, wie Holtei der geharnischte Romantiker mit einem oft gegen den Sonnenschein der Zeit zugeschlagenen Visir.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling. Erster Artikel. Der Cabinetswechsel 1

Ostfriesland unter hannoverischer Herrschaft 26

Die Literatur und die Association. Von Alexander Jung 38

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage. Erster Artikel 62

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Fitz-Greene Halleck 72

Technologische Revue: Aluminiumbronze. — Kalkziegel. — Heizröhren aus Bessemerstahl. — Arbeiteruhr. — Distanzmesser. — Steindruck auf Porzellan und Glas. — Verarbeitung der Holzfaser auf Alkohol und Papierzeug. — Streifenfärberei. — Milchextract. — Nähmaschinen. — Eisenbahnschwellen. — Länge der Eisenbahnen und Telegraphen. — Neue Maschinen, Werkzeuge, Apparate und Verfahren. . . 74

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Erster Artikel. Die Politik Napoleon's III. bis zur Constituirung des Königreichs Italien 81

Geschichte der Taipings vom Pekinger Frieden bis zum Falle Nankings. Von Adolf Bastian 114

Studien über den menschlichen Charakter. Von Rudolf Gottschall 133

Das russische Ständerecht. Von Dr. W. Beckhaus 138

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Karl Ferdinand Sohn. — Hermann von Bequignolles. — Charles de Marochetti. — August Freiherr von Berlepsch. — C. Kämtz 148

Musikalische Revue: Concert- und Bühnenaufführungen von Bedeutung. — Streifzüge hervorragender Virtuosen. — Wichtige Personalveränderungen. — Novitäten der Musikliteratur 155

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling. Zweiter Artikel. Der Staatsstreich 161

Madame Roland. Ein Essay nach den neuesten Memoiren. Von Feodor Wehl. Erster Artikel 178

Die sprachlichen Marken Preußens. Von Edwart Kattner 205

Die Landwirthschaft und die Nahrungsfrage. Zweiter Artikel 220

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod", dritter Band. — Die ästhetische Bedeutung des Romans. — Historische Romane: „Eleazar" von Friedrich von Uechtritz; „Hohenschwangau" von Karl Gutzkow; „Freier Boden" von Karl Frenzel; „Hamlet" von Emil Brachvogel. — Romantische Geschichtschronik 233

Digitized by Google

Seite

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Zweiter Artikel. Gestaltung der Verhältnisse bis zum Ausscheiden Oesterreichs aus Deutschland. . . . 241

Die politisch-sociale Lage Englands. Von Friedrich Althaus. Erster Artikel. Die Parlamentsreform von 1867. . . . 272

Ueber den Schimmel und seine große Bedeutung für das Menschenleben. Von Dr. M. J. Schleiden. . . . 291

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Alexander Michelis. — Charles Kean. — Athanase-Laurent-Charles Coquerel. . . . 309

Theatralische Revue: Wechsel in den Bühnenleitungen von Wiesbaden, München und Wien. — Der wiener Lustspielpreis. — Die Eröffnung des neuen leipziger Theaters. — Emil Devrient und Bogumil Dawison. — Neue Dramen: „Aschenbrödel" von Roderich Benedix; „Der Statthalter von Bengalen" von Heinrich Laube; „Das Testament des Sonderlings" von Frau Birch-Pfeiffer; „Die Mottenburger" von Kalisch und Weirauch; „Begum Somru" von Friedrich Halm; „Drahomira" von Joseph Weilen; „Der Schulz von Altenbüren" von S. Mosenthal. . . . 314

Heinrich Heine's Entwickelungsgang nach neuen Quellen. Von Rudolf Gottschall. 321

Ostpreußen und sein Nothstand. Von Edwart Kattner. Erster Artikel. . . . 353

Madame Roland. Ein Essay nach den neuesten Memoiren. Von Feodor Wehl. Zweiter Artikel. . . . 374

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Sir David Brewster. . . . 388

Revue der Erd- und Völkerkunde: Die Inseln Sanct-Thomas und Tortola und die Orkane Westindiens. — Die Coves-Höhle auf Barbadoes. — Die Fidschiinseln und ihre Bewohner. — Dr. Livingstone und seine dritte Reise in das Innere Afrikas. — Graf Krockow's Reisen und Jagden in Nordafrika. . . . 389

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling. Dritter Artikel. Die ungarische Action. . . . 401

Die politisch-sociale Lage Englands. Von Friedrich Althaus. Zweiter Artikel. Die Arbeiter und die Fenier. . . . 427

Victor Cousin's Leben und Werke. Von Wilhelm Lauser. . . . 452

Chronik der Gegenwart:

Technologische Revue: Sauerstoffzusatz zum Leuchtgas. — Petroleum zur Heizung. — Rechenmaschine. — Verhütung des Kesselsteins. — Eiserne Geldschränke. — Eisapparat. — Panzerplatten. — Künstliches Gold. — Chemisches Brot. — Espartofaser. — Natürliches Anilin. — Aufbewahrung und Neubelebung der Hefe. — Forstahl. — Neue Maschinen, Apparate und Verfahren. . . . 475

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Dritter Artikel. Die Zeit nach dem Kriege von 1866 bis zum Eintritt der Verwickelungen wegen Luxemburgs. . . . 481

Ostpreußen und sein Nothstand. Von Edwart Kattner. Zweiter Artikel. . . . 506

Alfred Tennyson. Ein literarisches Porträt von Robert Waldmüller (Edouard Duboc) 522

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Karl Mathy. — Léon Foucault. . . . 543

Revue der bildenden Künste: Architektur: Die Façade des Doms in Florenz. — Andere Concurrenzen. — Die Façade der Großen Oper in Paris. — Neue Theater- und Bahnhofsgebäude. — Die Victor-Emanuel-Galerie in Mailand. — Hall of

Digitized by Google

Seite

arts and sciences in London. — Neue Bauten im gothischen Stil. — Zerstörung von Baudenkmälern und Gemälden durch Feuersbrunst. — Die Madonna des Andrea del Sarto in Berlin. — Eine Restaurirschule im wiener Belvedere. . . 553

Ein deutscher Maler in Abyssinien. Von Richard Andree. 561

Oesterreich seit dem Sturze des Ministeriums Schmerling. Vierter Artikel. Der Sturz Belcredi's. 587

Der deutsche Tabaksbau und die Tabaksteuer. Erster Artikel. Cultur der Tabakspflanze und Umfang des Tabaksbaues im Zollverein. 612

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Marschall Leopold O'Donnell, Graf von Lucena, Herzog von Tetuan. — Charles Marie Tanneguy Graf von Duchâtel. — Adolf Heinrich Graf von Arnim-Boitzenburg. — Friedrich Gustav Klemm. 635

Vom englischen Königshofe. 641

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Vierter Artikel. Der luxemburger Handel. 655

Der deutsche Tabaksbau und die Tabaksteuer. Zweiter Artikel. Die Tabaksteuer. . . 690

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Concertunternehmungen. — Berlioz in Rußland. — Rubinstein, Brahms und andere hervorragende Virtuosen. — Neue Opern von Auber, Gounod, Thomas, Reinecke u. a. — Verlagsnovitäten. 714

Der Kampf zwischen Centralisation und Decentralisation in Frankreich und in Deutschland. Von Karl Biedermann. Erster Artikel. Die Centralisation und ihre Geschichte. 721

Adalbert Stifter. Ein Essay von Rudolf Gottschall. 745

Persien und die Türkei. Von Hermann Bámbéry. 767

Franz Bopp, der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft. Von Adalbert Kuhn. 780

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: François-Edouard Picot. — W. O. von Horn (Philipp Friedrich Wilhelm Oertel). 789

Theatralische Revue: Das Schicksal des deutschen Trauerspiels. — „Attila" von Conseutius. — „Drahomira" von Joseph Weilen. — „Gustav Wasa" von G. Scholz. — „Der Tod Iwan's des Furchtbaren" von Graf Tolstoy. — Byron's „Manfred". — Grillparzer's „Esther". — Rudolf Gottschall's „Lambertine von Méricourt". — Heinrich Laube's „Böse Zungen". — A. May's „Das Stammschloß"; Melchior Meyr's „Wer soll Minister sein?" — Dramen von Adolf Calmberg, F. C. Schubert, Karl Görlitz. — Lustspiele: „Politische Grundsätze" von Otto Girndt; „Der Hollandgänger" von Paul Frohberg; „Vor den Kanonen" von Rudolf Genée. — Die Wintersaison in Paris: „Miss Suzanne" von Ernest Legouvé; „Madame Desroches" von Léon Laya; „Les sceptiques" von Felicien Mallefille; „Paul Forestier" von Emile Augier. — Shakspeare in der „Revue des deux Mondes" und im Odéon. 792

Abyssinien und der Krieg mit England. Erster Artikel. Land und Leute und Kaiser Theodor. 801

Frankreichs Politik gegenüber der deutschen und italienischen Frage. Fünfter (letzter) Artikel. Vom Ausbruch des luxemburger Handels bis zur Gegenwart. 829

Die Aufhebung der Verlagsmonopole und die deutschen Nationalbibliotheken. 870

Digitized by Google

Seit

Chronik der Gegenwart:

Nekrologe: Don Ramon Marie Narvaez, Herzog von Valencia. — Darbohor Reschid-Pascha. 87

Der Kampf zwischen Centralisation und Decentralisation in Frankreich und in Deutschland. Von Karl Biedermann. Zweiter Artikel. Die Frage der Decentralisation in ihrem Zusammenhange mit der ganzen heutigen Culturentwickelung. 88

Skizzen aus den Walliser Alpen. Von Otto Speyer. Erster Artikel. 90

Die Unsterblichkeitsfrage und die neueste deutsche Philosophie. Erster Artikel. Die Gegner der Unsterblichkeit. 928

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Der Sensationsroman: Max Ring, „Ein verlorenes Geschlecht"; Leo Wolfram, „Verlorene Seelen" und „Ein Goldkind"; Hans Hopfen, „Verdorben zu Paris". Der Salonroman: Franz Dingelstedt, „Die Amazone"; Edmund Hoefer, „In der Irre"; A. von Stifft, „Modernes Leiden"; Gustav vom See, „Gesammelte Schriften". Der Volksroman: Franz Michael Felder, „Bregenzerwälder Lebens- und Charakterbilder"; Karl von Holtei, „Erlebnisse eines Livreedieners"; Roderich Benedix, „Die Landstreicher". 943

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
RENEWALS ONLY—TEL. NO. 642-3405
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

OCT 16 1969 2
RECEIVED
OCT 3'69 -2PM
LOAN DEPT.

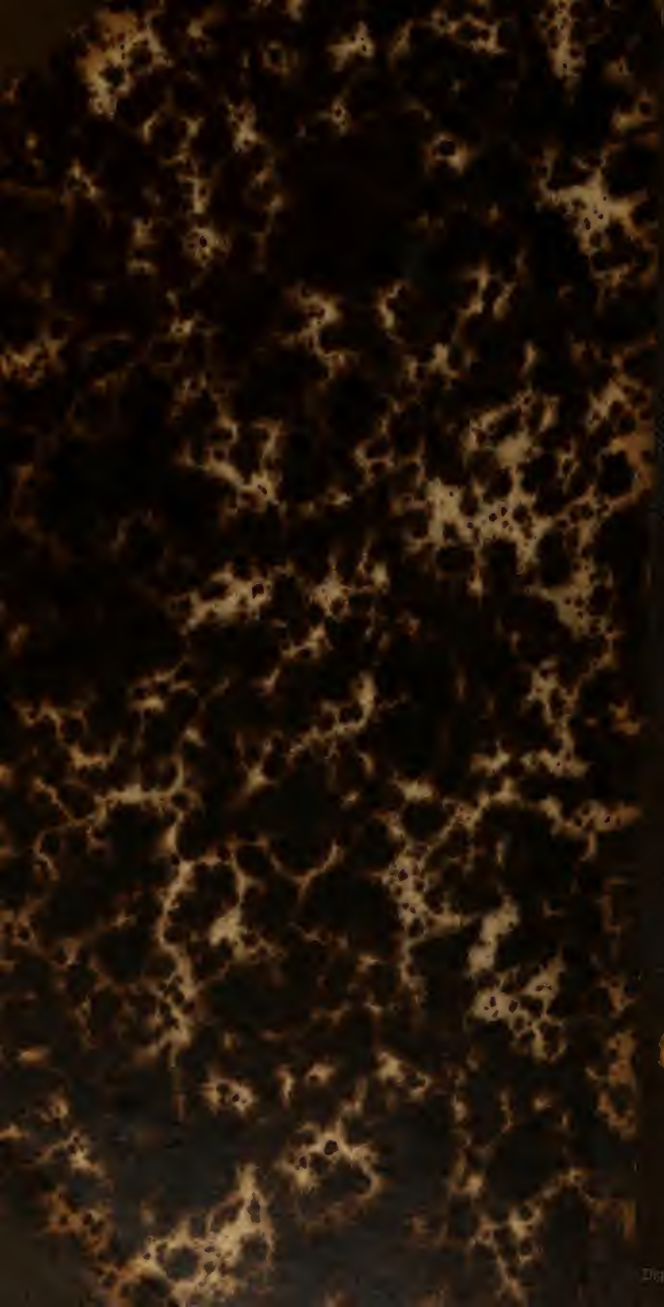
LD21A-60m-6,'69
(J9096s10)476-A-32

General Library
University of California
Berkeley

YD 07262

AP
10573 30
W58
1868:1

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY


Digitized by Google